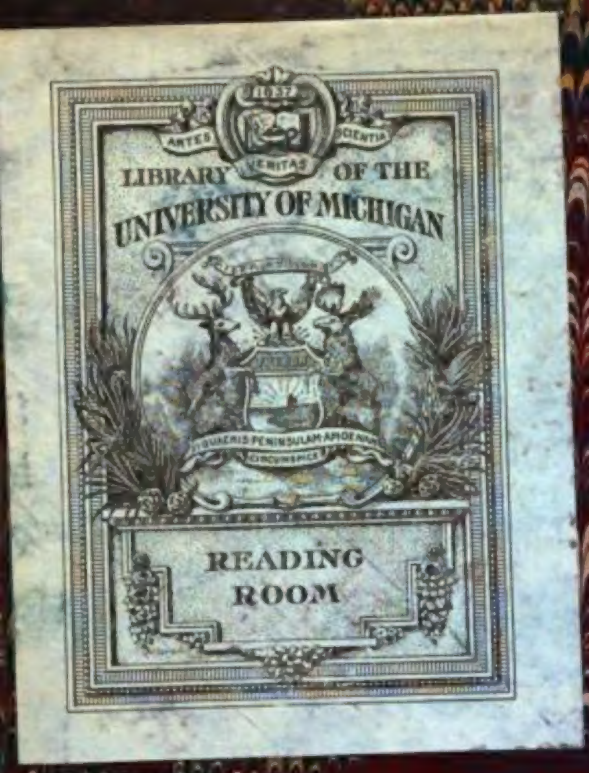
B 1,419,995

Digitized by Google

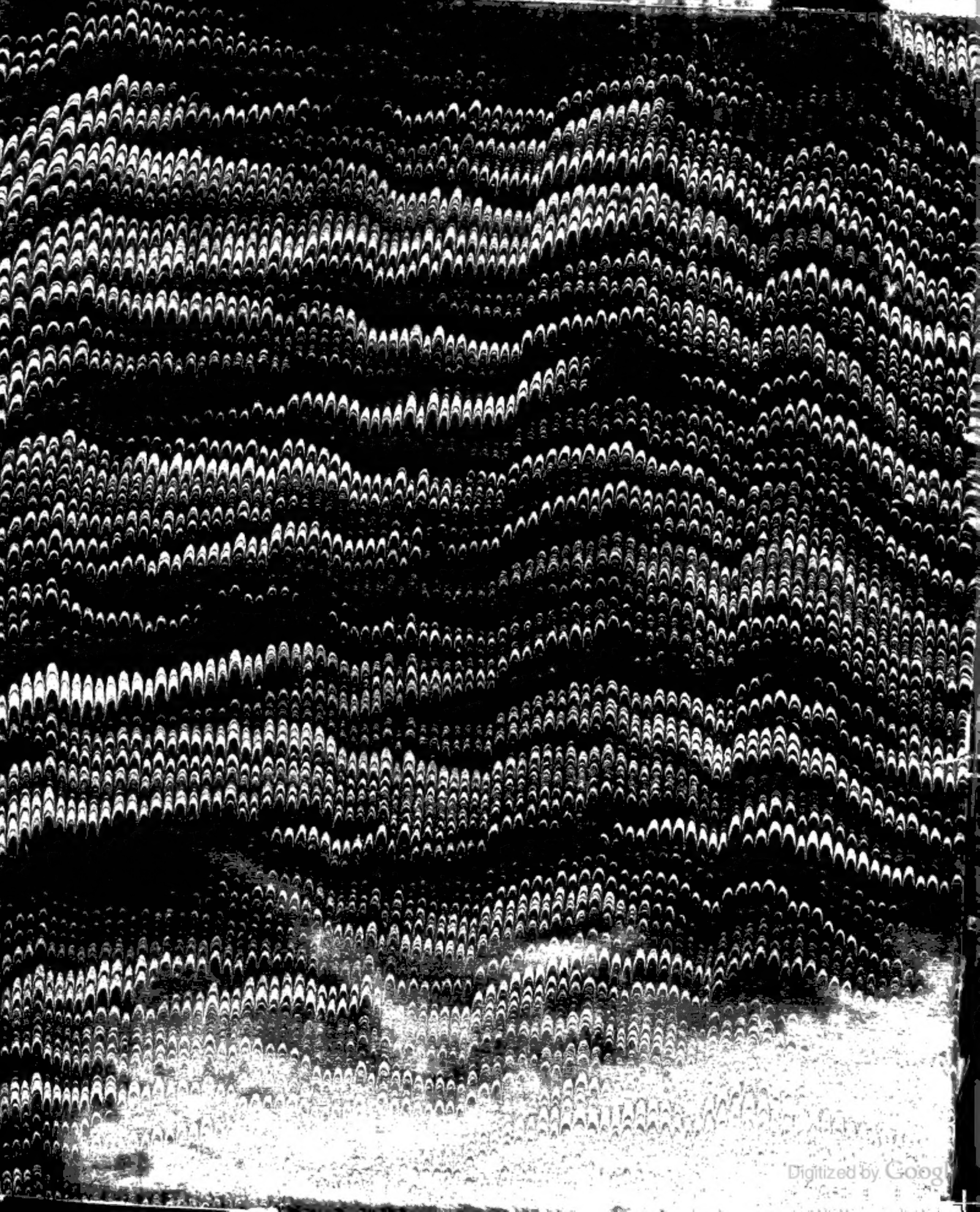


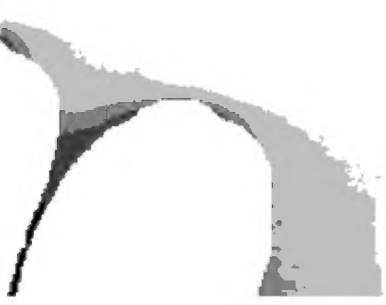
LIBRARY
U. S. PATENT OFFICE.

No. _____ *Class* _____

Case 2 D1 *Shelf* B

Digitized by Google


Digitized by Google



Digitized by Google

AE
27
A4
V.5

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ENCYKLOPÄDIE.

ERSCH & GRUBER.

VOL. V.

Bene. — Blei.

U. S. PATENT OFFICE.

Digitized by Google

By transfer from
Pat. Office Lib.
April 1914.

Digitized by Google

Allgemeine

Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber

Professoren zu Halle.

Neunter Theil

mit Kupfern und Charten.

BENE — BIBEH.

Leipzig, im Verlag von Johann Friedrich Gleditsch 1822.

Digitized by Google

LIBRARY OF CONGRESS
DUPLICATE
EXCHANGED

B E N E

BENE, Stadt in der piemontischen Prov. Mondovi, auf einem schönen Hügel, zwischen der Stura und dem Tanaro, mit 5000 Einw., hat ein altes Schloß, eine Kollegiatkirche, ein Hospital. Das Schloß hat noch einige Befestigung, die Festungswerke der Stadt aber wurden 1553 zerstört. In der Gegend lag die alte römische Kolonieſtadt Julia Augusta Bagiennorum, wovon man noch einige Überreste findet; die Stadt wurde von den Römern verwüstet. Ihre Ruinen liegen ½ M. von Bene. (*Röder.*)

BENEDEK (siebenbürgisch-sächsisch Benchesdorf, walachisch Benyik, lateinisch Villa S. Benedicti), Marktflecken an der Maros, im Großfürstenth. Siebenbürgen Unteralpenser Gespanschaft, unterm Cirkel Magyar-Igener Bezirk, ein großer von Ungern und Wallachen bewohnter Marktflecken; der hier erzeugte Wein gehört unter die besten Tischweine Siebenbürgens. Er hat eine reformirte, griechischunirte und nichtunirte Kirche. (*Benigni.*)

BENEDEK, Szent Benedek (d. i. Heiliger Benedict), slowakisch Swaty Benedik, Mflk. in der Barscher Gespansch. in N. Ungern, im Kr. diesseits der Donau, Tapoltschaner Bezirk, auf einem Hügel nahe am Flusse Gran, ein guter Handelsplatz, wo öfters Versamlungen des Barscher Comitats gehalten werden. Hier ist eine alte, dem Graner Erzbisthum gehörige Kirche, von gothischer Architectur. Die Einwohner sind Katholiken. Im J. 1821 waren (nach dem Graner erzbischöfl. Schematismus) 1021. Den Namen Benedek führen auch viele Dörfer in Ungern, die man in dem topographischen Lexikon von Crusius verzeichnet findet. (*Rumy.*)

BENEDETTI (Alex.), einer der bessern medizinischen Schriftsteller des 15. Jahrh. Zu Legnago im Veronesischen geboren, ging er als Feldarzt des venetianischen Heers nach Kandia und Morea. Nach seiner Rückkehr 1493 ward er Prof. in Padua, aber schon nach zwei Jahren verließ er seine Stelle, um mit dem Heer seines Vaterlandes als Arzt gegen die Franzosen zu gehen. Um das Jahr 1525 starb er. Seine Werke sind zu Basel 1539 in Quart herausgekommen. Sie enthalten mehre gute und seltene Beobachtungen, auch manche wichtige praktische Regeln. Die gründliche Operation der Darmbrüche, welche man bis dahin mit dem Golddraht und mit Ätzmitteln bewirkt hatte, nahm er durch Unterbindung des Samenstranges vor. Er gab auch zuerst Nachricht von der Bildung künstlicher Nasen, die zu seiner Zeit eine geheime Kunst der Familie Vianeo oder Bojani in Kalabrien war. Man nahm zum Ersatz das Fleisch aus den Arm-Muskeln (opp. p. 1249.). (*Sprengel.*)

BENEDETTO, St., di Polirone, Flecken am Po, im lombardischen Reich, in der Deleg. Mantua, ist schön gebaut, und hat eine aufgehobene reiche Benedictinerabtei, in welcher die berufene Mathilde begraben lag, ehe ihre Leiche nach Rom geführt wurde. (*Röder.*)

Benedict von Nursia, s. Benedictiner.

BENEDICT Päpste. Außer Benedict I., der von 572 bis 577 auf dem päpstlichen Stuhle saß, führen noch vierzehn Päpste diesen Namen. Dieser erste sah die verwirrten Zeiten, als die Lombarden sich Italiens bemächtigten und selbst das Herzogthum Rom in Gefahr setzten. Benedict rief zu dessen Schutz die Hilfe des griechischen Kaiserhofs an, und Tiberius, zu jener Zeit Cäsar des Reichs, dem röm. Bischof mit besonderer Zuneigung gewogen, unterstützte Rom auf dessen Bitten mit Waffen und Lebensmitteln [1]). Der Papst soll aber aus Gram über das Kriegsglück der Lombarden gestorben seyn [2]).

Benedict II., ein Römer von Geburt, im J. 683 zum röm. Bischof erwählt, durch Verzögerung der kaiserlichen Bestätigung aber erst im Jahr 684 in sein Amt geweiht. Durch seine Mitwirkung wurde die unter dem Papst Agatho [3]) in einer Kirchenversamlung bestätigte Lehre von dem doppelten Willen in Christo auch in Spanien auf einer Synode zu Toledo angenommen [4]). Wichtiger aber war, daß Benedict, die Gunst des ost-römischen Kaisers Constantin II. (Pogonatus) benutzend, den Beschluß durchsetzte, daß der erwählte röm. Bischof sogleich nach seiner Wahl, ohne wie bisher die kaiserliche Bestätigung zu erwarten, ordinirt werden könne. War auch für die nächste Zeit damit nur wenig gewonnen (denn schon Justinian II. nahm diesen Beschluß zurück), so hatte das Band, welches den röm. Bischof noch mit dem ost-röm. Kaiserhof zusammenhielt, doch dadurch den ersten Riß bekommen [5]); und wie wichtig man noch späterhin diesen ersten Versuch zur Freiheit der röm. Kirche hielt, ersieht man aus dem Danke, den die Kirche durch die Heiligsprechung diesem Papst zuerkannte. Auch durch

1) *Platina* de vitis Pontif. Rom. p. 74. — 2) *Anastas.* Biblioth. Bower's Historie der röm. Päpste 3r Th. S. 497.

3) S. Artik. Agatho. 4) *Mariana* de reb. Hispaniae p. 246. erzählt die Verhandlungen darüber. 5) *Anastas.* in vita Benedicti. *Baronii* Annal. an. 684.

prächtige Kirchenbaue hat er sich in Rom Verdienste erworben [6]). Er starb im J. 684.

Benedict III., wurde im J. 855 zum Papst erwählt, wider seinen Willen, da er als Geistlicher bei der Kirche des heiligen Calixtus bisher lieber frommen Betrachtungen und stillen Gebeten ergeben gewesen [7]). Seine Wahl erregte Uneinigkeit. Man hegte in Teutschland die Meinung, daß das alte Bestätigungsrecht der ost-röm. Kaiser über die Wahlen der römischen Bischöfe auf die Kaiserwürde des Abendlandes übergegangen sey. Benedict war aber geweiht worden ohne die Bestätigung des Kaisers Lothar, der deßhalb, die Überbringer des Wahldecrets und einige Bischöfe gewinnend, einen Gegenpapst in Anastasius, einem abgesetzten Geistlichen, aufstellen ließ. Der Stolz der kaiserlichen Abgeordneten aber und die Frechheit des Gegenpapsts, der die von Leo IV. in der Peterskirche aufgestellten Heiligenbilder zertreten und verbrennen, und den frommen Benedict grausam mishandeln ließ, brachte die Römer in einen Aufruhr, der des Anastasius Vertreibung und Benedicts einstimmige Anerkennung zur Folge hatte [8]). Die Bestätigung des Papsts durch den Kaiser Lothar wurde dadurch wenigstens geltend gemacht. Bald darauf besuchte König Ethelwolf von England mit seinem Sohne Alfred auf einer Pilgerfahrt die Begräbnisse der Apostel in Rom, durch reiche Geschenke an die Geistlichkeit und durch eine merkwürdige Spende an den röm. Stuhl seinen Namen in der Kirche für immer verherrlichend [9]). Benedict starb im J. 858. Zwei aufbehaltene Briefe von ihm, deren einer für die Sittengeschichte seiner Zeit nicht unwichtig ist, findet man in der Collect. Concil. Gall. T. III.

Benedict IV., aus einer edlen röm. Familie stammend, und im J. 900 zum Papst ernant. Es ist weder viel rühmliches noch unrühmliches von ihm zu erzählen [10]); mag es nun seyn, daß die eiserne Zeit, in welcher er lebte, seinen Geist erdrückte, oder daß es ihm an Kraft gebrach, thätiger in die wüste Zeit einzuwirken. An dem Streit Berengars, Herzogs v. Friaul, und Ludwigs Bosonides um die Krone Italiens nahm er weiter keinen Antheil, als daß er den letztern als Sieger krönte, 901 [11]). Seine persönlichen Tugenden haben Lobredner genug gefunden [12]). Er starb im J. 903.

Benedict V., ward von den Römern gegen das dem Kaiser Otto I. geleistete eidliche Versprechen, an dem Papst Leo VIII. festzuhalten und ohne seine Genehmigung keinen röm. Bischof wieder zu erwählen, im J. 964 auf den päpstlichen Stuhl erhoben, nach des Kaisers Ankunft in Rom aber sogleich auch wieder abgesetzt [13]). Der Kaiser verwies ihn nach Hamburg, wo er 965 starb.

Benedict VI., im J. 972 mit Beistimmung Otto des Gr. zum Papst erwählt, ist bekanter durch seinen Tod, als durch sein Leben geworden. Otto I. Tod gab den Römern Muth zur Rache an seinen Anhängern in Rom, zu welchen man auch den Papst zählte. Crescentius, einer der neuerungssüchtigen Großen Roms, geübt, den Schwindel der Römer für die altrömische Freiheit zu seinen Zwecken zu benutzen, ließ durch einen gewonnenen Kardinal-Diaconus sich der Person des Papsts bemächtigen, warf ihn ins Gefängniß, wo er verhungerte oder erdrosselt ward [14]), im J. 974. Der von manchen Geschichtschreibern als Benedicts Nachfolger genante Papst Donus oder Domnus ist wahrscheinlich kein anderer als Benedict VI. [15]).

Benedict VII., im J. 975 zum röm. Bischof erwählt, zuvor Bischof zu Sutri, ein Verwandter Alberichs, des Fürsten von Rom. Auch von ihm ist nichts merkwürdiges zu erzählen, als daß er im J. 981 ein Concilium hielt, worin die Simonie verboten wurde. Er starb im J. 984.

Benedict VIII., zum Papst erwählt im J. 1012, Sohn eines Grafen Gregorius von Tuscoli, zuvor Bischof von Porto. Von einem Gegenpapst Gregorius vertrieben, begab sich Benedict nach Teutschland zum König Heinrich II., der auf seine Bitten im J. 1014 nach Rom zog und ihn in seine Würde wieder einsetzte [16]). Dafür krönte der Papst den König zum Kaiser und dieser bestätigte angeblich der röm. Kirche alle von den vorigen teutschen Königen und Kaisern ihr verliehenen Beschenkungen [17]). Als im J. 1016 die Saracenen aus Sardinien ins toscanische Gebiet einfielen, trat der Papst an die Spitze eines Kriegsheers, erschlug die Raubhorde bei Luni bis auf den letzten Mann, und bewog im nächsten Jahre die Pisaner und Genueser, sich Sardiniens zu bemächtigen [18]). Die Eroberungen der Griechen in Unteritalien, die sich Capua's bemächtigten, und das Verlangen des Kaisers Heinrich, das neuerrichtete Bisthum Bamberg von dem Papst eingeweiht zu sehen, bewogen diesen zu einer zweiten Reise nach Teutschland 1020. Der Kaiser zog darauf nach Italien, und nahm den Griechen Capua und einige andere Eroberungen wieder ab. Mit dem Ruhme eines strengen Eiferers gegen das unsittliche Leben vieler Geistlichen seiner Zeit starb dieser Papst im Jahr 1024. Der Aberglaube, womit er sich bis an seinen Tod peinigte, gehört mehr seiner ganzen Zeit, als ihm allein an.

Benedict IX., im J. 1033, erst gegen 18 Jahre alt, zum Papst ernant, ein höchst sittenloser Mensch, bei den Römern verhaßt und verachtet, und wiewol dreimal vom römischen Stuhle verjagt, durch Kaiser Konrad II.

---

6) *Platina* de vitis Pontif. Rom. p. 93 zählt sie einzeln auf.

7) *Platina* p. 149. erschöpft sich deshalb in Lobeserhebungen über ihn. 8) *Anastas.* in vita Bened. III. *Platina* p. 149. 9) *Hume* history of England T. I. p. 94. edit. Basil. Unter den Geschenken befand sich eine vier Pfund schwere goldene Krone, vielleicht dieselbe, mit welcher Benedicts Nachfolger, Nicolaus I., sich krönen ließ.

10) Selbst der gern rühmende Platina sagt: Nil suo tempore gestum est, quod magnopere collaudari possit. 11) Muratori's Gesch. von Italien T. V. p. 287. 12) *Flodoard.* *Platina.* *Baronius.* 13) Continuat. *Luitprandi* L. VI.

14) *Platina* p. 147. Sismondi Geschichte der ital. Freistaten B. 1. S. 218. 15) Sismondi Gesch. der ital. Freistaten B. 1. S. 219.

16) *Dithmar* Chron. L. VI. spricht zwar etwas undeutlich von der Sache, so daß man glauben sollte, nicht Benedict, sondern Gregorius sey zum König geweihet (wie der Übersezer Muratori's auch annimt T. VI. p. 74. not. 1.), allein der Zusammenhang zielt doch offenbar auf Benedicts Flucht hin. S. Schröckh's Kirchengesch. 22r Thl. S. 322. 17) Urkunde bei *Baronius* an. 1014. Sie wird aber für unecht gehalten. Schröckh's Kirchengesch. ebendas. 18) *Dithmar* Chron. L. VII. Muratori's Gesch. d. Ital. T. VI. p. 96.

und seine Partei doch immer wieder in seine Würde eingesetzt. Durch sein zusammengeraubtes Geld wußte er das feile Rom zu allen seinen Lüsten und Greuelthaten zu gewinnen. Da seine Gegenpartei Silvester III. zum Papst ernante 1044, und Benedict die Papstwürde an den Erzpriester Johannes Gratianus, der sich Gregorius VI. nante, förmlich verkaufte, dennoch aber mit schnöder Betrügerei dieses Käufers den päpstlichen Namen fortführte, so gab es nun zugleich drei Päpste (tria teterrima monstra [19]), tres diaboli [20]). Im J. 1046 wurden sie alle drei vom Kaiser Heinrich III. in einer Kirchenversamlung zu Sutri abgesetzt. Nach dem Tode Klemens II. gewann Benedict durch Bestechung die päpstliche Würde noch einmal, aber nur auf acht Monate [21]).

Benedict X., gelangte im J. 1058 als Bischof von Veletri durch Bestechung einiger Vornehmen, besonders des Grafen Gregorius von Tuscoli, zur päpstlichen Würde. Seine Unwissenheit, die gemeine Weise, durch welche er den röm. Stuhl gewonnen, und die Bestimmungen des vorigen Papsts Stephans IX., bewogen mehre Kardinäle und den damals schon sehr angesehenen Abt Hildebrand (nachmals Gregorius VII.) sich Benedicts Anerkennung zu widersetzen [22]). Durch des letztern Bemühungen wurde der Bischof Gerhard von Florenz, nachdem Benedict von Hildebrand in einer Kirchenversamlung verdamt worden war, zum Papst ernant. Benedict entsagte der Würde, wurde absolvirt und starb bald darauf. Er hatte die päpstliche Würde nur neun Monate [23]).

Benedict XI., zuvor Nicolaus Bocasini genant, aus Trevigi gebürtig, eines Hirten Sohn; trat in den Dominikanerorden, ward 1298 General dieses Ordens und darauf Kardinalbischof von Sabina, dann Bischof von Ostia und nach Bonifacius VIII. Tod 1303 zum Papst erwählt [24]). Als solcher zeigte er sich sehr friedlich gesinnt, legte den argen Streit seines Vorgängers mit König Philipp von Frankreich gütlich bei, wohl einsehend, daß Bonifacius durch Rachsucht gegen den König zu weit getrieben worden sey, hob das über Frankreich ausgesprochene Interdict nicht nur auf, sondern setzte auch alle Widersacher des vorigen Papsts in alle ihre Rechte wieder ein [25]). Gegen Nogaret aber, der Bonifacius VIII. so schwer gemishandelt hatte und vor dem Gericht des apostol. Stuhls sich zu verantworten weigerte, sprach Benedict den Bann aus. Schwerer wurde es ihm, die Parteiungen in Rom beizulegen, indem er bei den Großen mehr Verachtung als Gehör und Gehorsam fand. Er verlegte deshalb seinen Aufenthalt von Rom nach Perugia, versuchte von da aus die Parteien der Neri und Bianchi in Florenz zu versöhnen, und sprach über die widerspenstige Stadt den Bann aus [26]). Rom war ihm durch das Unwesen der Parteien und durch die Schnödigkeit derer, die an ihrer Spitze standen, so verhaßt geworden, daß er den päpstlichen Hof in eine Stadt Lombardiens zu verlegen gedachte; er starb aber schon 1304 an Gift, welches ihm nach einigen der mistrauische König von Frankreich, nach andern einige Kardinäle in Feigen reichen ließen. Von seinem Geiste zeugt schon sein Emporsteigen aus dem niedrigsten Stande zur höchsten Würde in der Christenheit; man rühmt seine Festigkeit des Willens, seine Klugheit in gefährlichen Verhältnissen und selbst seine Gelehrsamkeit; er schrieb einige exegetische Werke [27]).

Benedict XII., vorher Jacob Fournier genant, aus Saverdün gebürtig, geringer Altern Sohn, Cistercienser-Mönch, dann Abt des Klosters Fontfroide in der Diöces Narbonne, darauf Bischof von Pamiers und Mirepoix, von Johann XXII. zum Kardinal-Presbyter von S. Prisca erhoben und im J. 1334 in Avignon zum Papst erwählt [28]); ein Mann von reinen und edlen Absichten, friedliebend, für seine Zeit reich an theologischen Kentnissen, aber mehr begabt mit natürlichem Verstande, als vielerfahren in öffentlichen Weltbändeln, weshalb er den Kardinälen bei seiner Wahl gesagt haben soll: sie hätten an ihm einen Esel zum Papst ernant [29]). Dennoch bewies er in seiner bedrängten Stellung zum König von Frankreich, wie in seiner Zuneigung zum Kaiser Ludwig IV. viel Klugheit und Einsicht. Im Gefühl der Entwürdigung des apostol. Stuhls unter dem Gehorsam und dem Einfluß des Königs von Frankreich beschloß er, seinen Sitz von Avignon wieder nach Italien und namentlich wegen der Parteiungen in Rom nach Bologna zu verlegen. Als aber der französ. König diesen Plan erfuhr, legte er Beschlag auf die Güter der zahlreichen französ. Kardinäle, die den Papst zu Avignon fest hielten [30]). Zu Ludwig IV. durch Ähnlichkeit des Charakters hingezogen, wünschte er nichts sehnlicher als eine Aussöhnung des päpstlichen Stuhls mit dem Kaisertron, und that dazu unaufgefodert die ersten Schritte schon im J. 1335, und Ludwig ging auf die Anerbietungen ein. Der König von Frankreich aber und die Partei der französ. Kardinäle stellten sich auch hier den redlichen Absichten Benedicts entgegen [31]). Zwei Jahre indessen (1335 bis 1337) fand es der König wegen seines Kriegs mit König Eduard von England in seinem Interesse, durch Benedict die Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser fortsetzen zu lassen, aber immer verhindernd, daß es nicht zur Versöhnung komme [32]), bis Ludwig sie selbst abbrach und sich mit Eduard verbündete, wiewol er die Versuche, sich mit der Kirche wieder zu vereinigen, noch

19) *Platina* p. 158. 20) *Benzonis* Paneg. in Henric. IV. 21) Vgl. *Hermann. Contract.* an. 1044. *Baronii* Annal. an. 1033—46. Muratori's Gesch. v. Ital. T. VI. Bower's Gesch. der Päpste B. 6. p. 369. ff.

22) *Petrus Damiani* epist. III. 3. 4. 23) Vgl. *Lambert. Schaffnab.* an. VII. 1058. Voigt's Greger. VII. S. 48. Bower's Gesch. der Päpste B. 6. S. 443. *Platina* p. 162.

24) *Raynaldi* Annal. Eccles. T. XIV. p. 584. 25) Die Bulle vom 3. Mai, s. *Raynald.* p. 594. 26) *Villani* hist. Florent. L. VIII. C. 61.

27) Vgl. *Raynald*, Annal. Eccles. an. 1303—1304. *Villani* hist. Florent. L. VIII. C. 62—68. Muratori Gesch. von Ital. B. 8. p. 257. ff. Sismondi Gesch. der ital. Freistaten B. 4. S. 365.

28) *Baluzii* vitae Paparum Aven. T. I. p. 796. Anonym. vita Benedicti XII. in *Muratori* Scriptt. rer. Italicar. T. III. über seine Wahl s. *Albert. Argentin.* p. 125. 29) Bower's Gesch. d. Papste B. 7. S. 380. *Villani* hist. Florent. XI. c. 21. 30) *Raynald.* Annal. Eccles. an. 1335. *Albert. Argent.* p. 125. 31) S. die weitern Verhandlungen darüber in Manners's Preisschrift: Ludwig IV. S. 377. 32) Die Verhandlungen s. in *Raynald.* Annal. Eccles. an. 1335—1337.

mehrmals wiederholte. So wenig indessen diese gelangen und bei den Bedrohungen des Königs von Frankreich gegen Benedict gelingen konten; so wenig ließ sich dieser doch auch bewegen, seines Vorgängers Bannspruch und Absetzungsdecret gegen Ludwig zu bestätigen, selbst da nicht, als durch den bekanten s. g. Kurverein (1338) aller Einfluß des röm. Hofs auf die Wahl des röm. Königs und Kaisers vernichtet wurde. Und diese doppelte, französische und teutsche Rolle, mußte Benedict gezwungen bis an seines Lebens Ende fortspielen [33]). Achtung erweckt für diesen Papst auch theils seine standhafte Verweigerung der Zehnden-Gelder von den geistlichen Pfründen, die Johann XXII. dem König von Frankreich zu einem Kreuzzug bewilligt hatte, die dieser aber zur Rüstung gegen den König von England benutzen wollte [34]), theils seine Abneigung gegen Begünstigung seiner Verwandten, und seine Achtung und Belohnung des Verdienstes, besonders in der Wahl der Kardinäle und bei Besetzung geistlicher Ämter [35]). Mit allem Eifer arbeitete er an der Verbesserung der Kirchenzucht, vorzüglich an der Reformation des Benedictiner- und Augustinerordens, für die er strengere Gesetze verordnete, zog sich aber durch seinen Ernst und Nachdruck bei den Mönchen Haß und Verunglimpfungen zu. Das bekante papaliter bibere soll zuerst von den Mönchen in Beziehung auf ihn gesagt worden seyn. Er starb nach einer siebenjährigen Verwaltung seiner Würde im J. 1342 in dem prachtvollen Palast, den er zu Avignon zu bauen angefangen, aber nicht vollenden konte [36]).

Benedict XIII., stamte aus einem alten aragonischen Geschlechte, hies vorher Peter de Luna, war 1375 zum Kardinal erhoben und von Clemens VII., seinem Vorgänger, oftmals zu wichtigen Sendungen gebraucht worden. Ausgezeichnet durch große Fähigkeiten, durch Kentnisse, besonders im canonischen Rechte, bewandert in Welthändeln und durch Klugheit und Willensfestigkeit unter allen Kardinälen hervorleuchtend, wurde er in der argen Zeit des großen Schisma nach Clemens VII. Tod im J. 1394 zum Papst in Avignon erwählt. Weil er vor seiner Wahl mit den andern Kardinälen eidlich gelobt hatte, die Kirchentrennung zu beendigen, seinen Eid aber nach der Wahl zurücknahm; so ließ Karl VI. von Frankreich, um den kirchlichen Frieden sehr besorgt, nach dem Beschlusse einer Synode (1395) dem Papst Benedict sowol, als dem Gegenpapst Bonifacius IX. die Abdankung anrathen, mit Überlassung der Entscheidung, wer von beiden Papst bleiben solle. Dieser halben Maßregel widersetzte sich Benedict, auch auf die ernstere Sprache der Universität Paris, die von ihm „an einen künftigen, einzigen, wahren, orthodoxen, und allgemeinen Papst" appellirte, nicht weiter achtend, als daß er ihre Appellation eine frevelhafte Schmähschrift nante. Im J. 1398 aber wurde er nach einer Verabredung zwischen Karl VI. und dem Kaiser Wenzel durch den Ausspruch einer Kirchenversamlung zu Paris für abgesetzt erklärt, von allen Kircheneinkünften entblößt, von allen seinen Kardinälen verlassen. Er selbst blieb unbeweglich, sogar da noch als auf des Königs Befehl der Marschall von Boucicault gegen ihn, den Einzigen, mit einem Heerhaufen vor Avignon anrückte, seinen Palast umzingelte und beschoß, und alles den Papst verließ außer seiner Dienerschaft. Vier Monate trotzte er der Waffenmacht; da entgingen ihm die Lebensmittel, er trat in Unterhandlungen und verstand sich zur Entsagung seiner Würde und zur Erscheinung auf einem Concilium, welches über beide Päpste richten sollte. Dabei versprach er, sich bis dahin aus seinem Palaste nicht zu entfernen. In dieser Gefangenschaft brachte er die Jahre von 1399 bis 1403 hin; da entkam er verkleidet als Bedienter eines Edelmanns aus der Normandie, gewann die Kardinäle, und gelangte durch Unterstützung des Herzogs von Orleans bei dem König und in einer deshalb gehaltenen Kirchenversamlung wieder zur Anerkennung in ganz Frankreich, jedoch nur unter gewissen Bedingungen. Unter dem Schein, diese erfüllen zu wollen, und namentlich seine Würde niederzulegen, sobald sein Gegner dazu ebenfalls geneigt seyn werde, trieb er bis zum J. 1408 mit den drei Gegenpäpsten, Bonifacius IX., Innocenz VII. und Gregorius XII., ein eben so künstliches als schnödes Spiel. König Karl VI. dieses Spiels endlich müde und dazu noch durch eine Bulle Benedicts gereizt, wodurch dieser alle, die ihm den Gehorsam verweigerten, in den Bann erklärte, gab Befehle zu seiner Verhaftung. Der Papst aber, zuvor davon benachrichtigt, entfloh nach Spanien. Seine Kardinäle verließen ihn zum zweiten Mal, und vereinigten sich mit denen Gregorius XII., die ihr Oberhaupt ebenfalls verlassen hatten; beide Kardinalparteien erklärten auf dem Concilium zu Pisa 1409 beide Päpste für Ungehorsame für Verbrecher, Ketzer und Meineidige und entsetzten sie ihrer Würde. Ein dritter gewählter Papst Alexander V. vermehrte nur die scandalöse Verwirrung. Benedict hielt unterdessen zu Perpignan, wo er sich aufhielt, eine eigene Kirchenversamlung von spanischen und einigen französischen Bischöfen, die ihn nach vielem Streit über den Weg der Vermittelung als den wahren und rechtmäßigen Papst von aller Schuld des fortdauernden Zwiespalts frei sprach. Außer Aragonien und Castilien erkanten ihn auch noch Schottland und der Graf von Armagnac als wahres Oberhaupt der Kirche an. Durch diesen Anhang hielt sich Benedict aufrecht bis zur Zeit des Conciliums in Costnitz, vor welchem seine Legaten mit dem Gesuche einer mündlichen Unterredung zwischen Benedict und dem Kaiser zu Nizza erschienen. Im Sommer des J. 1415 reiste der Kaiser nach Perpignan ab, entweder den Papst zur Niederlegung seiner Würde zu bereden, oder wenigstens den König Ferdinand von Aragonien zu vermögen, dem Papst seinen Schutz zu versagen. Das letztere erreichte der Kaiser, da Benedict auch jetzt noch die Entsagung standhaft verweigerte. Sein Trotz, mit welchem er dem Kaiser hochfahrende Bedingungen vorzuschreiben wagte und verlangte, der Kaiser müsse vor ihm, nicht er vor dem Kaiser erscheinen, entzog ihm in Spanien seine mächtigsten Anhänger. König Ferdinand gab Befehl zu seiner Verhaftung. Der Papst entfloh, nachdem er gegen jenen

33) Vgl. Mannert's Ludwig IV. 34) Vita Bened. ap. *Baluz.* T. I. p. 224. 817. 35) Bower's Gesch. der Päpste B. 7. S. 387. 36) Man hat von ihm eine eigene Lebensbeschreibung von einem Ungenanten; sie steht bei *Baluz.* vitae Paparr. Avenion. *Muratori* Scriptt. rer. Ital. T. III. P. II. Die mönchischen Scribenten sprechen insgesamt sehr tadelnd von ihm.

den Bann geschleudert, nach Valencia, und während er da in einem festen Orte auf einem Felsen saß, wurde er zu Costnitz vor das Concilium geladen und bald darauf in der 37. Sitzung, am 26. Juli 1417 als ein Störer des Kirchenfriedens, als ein Förderer der Kirchenspaltung und als ein Meineidiger und Ketzer seiner Würde entsetzt. Er schleuderte von seinem Felsen Peniscola aus noch gegen verschiedene seiner Widersacher den Bann, starb aber daselbst am 29. November 1424 in einem Alter von 90 Jahren [37]).

Benedict XIII^b., hieß der Dreizehnte, weil die röm. Kirche den vorigen nicht als rechtmäßig anerkante. Er stamte aus der berühmten Familie Ursini neapolitanischen Zweiges, war der Sohn Ferdinands Ursini, Herzogs von Gravina, ward wider Willen seiner Ältern unter dem Namen Vincentius Maria Dominicaner-Mönch 1667, dann von Clemens X. zum Kardinal ernant, als solcher Präsident der Congregation des tridentinischen Conciliums, im J. 1680 Bischof von Cesena, sechs Jahre nachher Erzbischof von Benevent und nach Innocenz XIII. Tod im J. 1724 zum Papst erwählt. Im Gefühl, wie wenig er zur Verwaltung des päpstlichen Amtes geschaffen sey, nahm er die Würde ungern an. Und in der That fehlte ihm Geist und Kraft zu seiner Würde. Schon sein bei dem Antrit seines Amtes mit den Kardinälen begonnener Perückenstreit brachte ihn in Spott: „Wir lassen dem Papst seinen Schnupftabak, lasse er uns doch unsere Perücken," ließen ihm die Kardinäle sagen. Die Nutzlosigkeit seiner auf einem Lateran-Concilium gefaßten Beschlüsse über Kirchenzucht und Kirchenverwaltung bewies ebenfalls, daß es ihm gänzlich an Kraft fehlte, nöthigen und nützlichen Verordnungen Wirksamkeit zu geben. Das einzige dauernde, wiewol unerfreuliche Resultat dieses Conciliums war der arge Streit über den Beschluß, daß die Bulle Unigenitus als Glaubensregel angenommen werden solle (dieser Streit gehört in die Geschichte der merkwürdigen Bulle, und muß hier übergangen werden). Einen andern reichen Stoff zu mönchischem und theologischem Gezänk warf Benedict durch seine Bulle Pretiosus in conspectu Domini aus, worin er dem Dominicaner-Orden, den er sehr begünstigte, auftrug, „die ganze Lehre des heiligen Augustin und Thomas, besonders aber die Lehre von der Wirkung der Gnade und Gnadenwahl ohne Rücksicht auf die guten Werke zu predigen." Die Jesuiten setzten sich der Bekantmachung der Bulle entgegen und wandten alle Künste an, ihre Wirksamkeit zu tilgen. Der Papst aber publicirte sie dennoch, legte aber endlich, des bitteren Gezänks darüber müde, beiden Parteien Stillschweigen auf. Vielen Kummer erzeugten ihm auch seine politischen Streitigkeiten. Er hatte kaum das unter Clemens XI. vom Kaiser Joseph I. besetzte und dem röm. Stuhl entrogene Comachio wieder zurückerhalten, als Kaiser Karl VI. die Herzogthümer Parma und Piacenza, die man immer für Lehen des päpstlichen Stuhls gehalten hatte, für Lehen des Reichs erklärte, und sie der Protestation des Papsts ungeachtet mit Einverständniß Frankreichs und Englands (Traktat zu Sevilla 1729) für den Infanten Don Carlos bestimte. Eben so wenig erfreulich für den Papst war die Beendigung des unter Clemens XI. schon angefangenen Streits wegen des s. g. Tribunals der sicilianischen Monarchie. Benedict mußte nachgeben, und in einer Bulle die Gerichtsbarkeit in geistlichen Sachen (mit wenigen Ausnahmen) dem König von Sicilien zusprechen. Seine andern Streitigkeiten mit dem König von Portugal, mit dem Kanton Lucern ꝛc. sind von minder großer Erheblichkeit. — Kein Papst hat die Zahl der Heiligen, besonders aus dem Mönchs- und Nonnenstande, so vermehrt als dieser Benedict. Der berühmteste unter diesen Heiligen ist Johannes Nepomuk, 1729 unter die Heiligen versetzt. Bei der von ihm vorgeschlagenen Canonisation des Papsts Gregorius VII. fand Benedict, weil er dabei etwas unvorsichtig verfuhr, vielen Widerspruch, besonders in Frankreich. Er starb im J. 1730 in einem Alter von 81 Jahren. Seine ganze Lebensgeschichte beweist, daß er zum Papst nicht geboren war; denn für seine Zeit reichte sein sonst gutmüthiger Sinn, sein strengmönchisches Leben und seine theologische Gelehrsamkeit keineswegs aus [38]).

Benedict XIV., hieß zuvor Prosper Laurentius Lambertini, stamte aus einem alten und berühmten Geschlechte Bologna's, war zuerst unter Clemens XI. verschiedenen höhern Ämtern vorgesetzt, von Benedict XIII., der sich öfters seines Raths in seinen Streitigkeiten bediente, im J. 1727 zum Bischof von Ancona und im J. darauf zum Kardinal erhoben worden. Clemens XII. ernannte ihn zum Erzbischof von Bologna 1731 und im J. 1740 bestimte ihm das Kardinalcollegium die päpstliche Würde. Sein Charakter sowol, der ihn fast über alle Päpste seines Jahrhunderts erhebt, als seine Gelehrsamkeit und Einsicht, machten ihn des hohen Amtes würdig. In allen Angelegenheiten, sie mochten unmittelbar die Kirche, oder weltliche Interessen betreffen, zeigte er viel richtigen Sinn und tiefen Blick in die Foderungen seiner Zeit. Wohl einsehend, daß der alte ausgeblichene Glanz der Hierarchie nicht mehr hinreiche, suchte er die früher auf Blindheit ruhende Achtung und Verehrung der Geistlichen durch die sicheren Stützen eines sittlichreinen Lebenswandels und gelehrter Bildung des Clerus bei dem Volke festzuhalten. Dahin zielen mehre gleich im Anfang seines Papstthums gegebenen Verordnungen. Theils von der Nutzlosigkeit, theils von der offenbaren Schädlichkeit der vielen kirchlichen Festtage für das Volkswohl überzeugt, verminderte er ihre noch unter seinen letzten Vorgängern vergrößerte Zahl. Wiewol seinem Charakter nach friedliebend, kam er doch durch die ihm übererbten Streitigkeiten Benedicts XIII. und Clemens XII. mit den weltlichen Fürsten in allerlei mißhellige Berührungen, legte aber die meisten dieser Streitigkeiten nachgiebig bei. Dem

37) Die Hauptquellen über seine Lebensgeschichte sind: Dieterich von Niem in s. Buche de schismate L. II. III. *Lucae d'Achery* Spicilegium veterum aliquot scriptorum T. VI. *Baluzii* vitae Paparum Avenion. *Juvenalis Ursini* vita Caroli VI. Die von Bower Gesch. der Päpste B. 9. S. 115. angeführten Schriftst. über das Costnitzer Concilium.

38) Hauptquellen für seine Geschichte sind: Leben und Thaten des Papsts Benedict XIII. *Guarnacci* vitae et res gestae Pontif. Romanor. a Clemente X. usque ad Clement. XII. Vgl. Bower's Historie der Päpste T. X. p. 345. ff.

König Johann V. von Portugal ertheilte er die Erlaubniß zur Besetzung aller erledigten Bisthümer und Pfründen in seinem Reiche 1740 und erfreute ihn acht Jahre darauf mit dem Titel: Rex fidelissimus. Mit Spanien schloß er 1753 ein Concordat, nach welchem dem König die Besetzung aller Pfründen und Stifter, mit Ausnahme von 52, die der Papst sich vorbehielt, überlassen wurde. Durch Ertheilung des nämlichen Rechts endigte er auch den unter Clemens XII. angefangenen Streit mit dem König von Sardinien. Wie hiedurch schon der Papst vieles von seiner Gewaltfülle und seinen Einkünften hatte aufgeben müssen, so mußte er es auch dulden, daß Friedrich II. von Preußen, gegen den er alle Fürsten der katholischen Kirche in einem Breve zum Kampf auffoderte, ihm durch Errichtung des Generalvicariats in Schlesien allen Einfluß auf kirchliche Verhandlungen und Streitigkeiten entnahm 1742. Schon in diesem Streit bewies er seine entschiedene Hinneigung zum östreichischen Hause; er bewies sie aber noch offner in dem Streit zwischen Östreich und Venedig über das Patronatsrecht des Patriarchats zu Aquileia, in dessen Besitz Venedig zwar schon Jahrhunderte hindurch gewesen war, worauf Östreich aber doch seit 1749 neue Ansprüche erhob; Benedict stillte den Zwist durch die Verwandlung des Patriarchats in zwei Bisthümer, deren Bischofssitze in Görz und Udine seyn sollten. Venedig konte freilich dem Papst diese Entscheidung der Sache nie vergessen. — Das Wichtigste aber, was Benedict that, war der von ihm gewagte erste Schrit zur Aufhebung des Jesuiterordens, dem er so abgeneigt war, daß er keinem Mitgliede des Ordens den Aufenthalt an seinem Hofe erlaubte, während er dessen Gegner, die Dominikaner, ganz besonders begünstigte. Schon die durchgreifende Sprache, in welcher Benedict den Streit der Jesuiten und Dominicaner in China über die s. g. Vergünstigungen des päpstl. Legaten Mezzabarba zu Gunsten der letztern entschied durch die berühmte Bulle ex quo singulari (1742), bewies, welchen Gegner die Jesuiten an diesem Papste gefunden hatten. Noch entschiedener aber trat er seit dem J. 1757 gegen sie auf, als der König Johann V. von Portugal die Jesuiten als Anstifter eines zu Porto ausgebrochenen Aufruhrs bei dem Papst anklagte. Dieser erließ 1758 ein Breve, worin er den Kardinal und Patriarchen zu Lissabon zum Visitator und Reformator der Jesuiten in Portugal, Algarbien, Ost- und Westindien, ernante und ihm eine Vollmacht gab, die vom Patriarchen streng ausgeführt dem Jesuiterorden schon bedeutende Nachtheile brachte. Benedict soll auch dem Kapuziner Norbert zu seinem Werke gegen die Jesuiten eine Menge von Dokumenten, die von den Verbrechen und Schleichkünsten der Jesuiten zeugten, ausgeliefert haben. Vielleicht wäre er in seiner Abneigung gegen diesen Orden, die wol mehr eine Gegenwirkung seiner Zuneigung zu den Dominikanern als ein reinmenschlicher Widerwille gegen den Jesuiten-Geist gewesen seyn mag, noch weiter gegangen, wäre er nicht schon einen Monat nach jenem Breve im J. 1758 in einem Alter von 83 Jahren gestorben. Um den Kirchenstat erwarb er sich große Verdienste durch Austrocknung von Morästen, durch Förderung des Ackerbaues, des Handels und der Künste, durch Verbesserung der Hafen zu Ancona, Nettuno und Anzio. Er hat vor dem Antrit der päpstlichen Würde und selbst noch als Papst manches geschrieben. Seine Schriften sind durch den Jesuiten Eman. de Azevedo in den Jahren 1747 bis 1751 zu Rom in 12 Quartbänden erschienen [39]). (*J. Voigt.*)

BENEDICT, d. Heilige von Aniane, Reformator der Klosterzucht in Westfranken unter den ersten Carolingern, Sohn eines gothischen Grafen von Magelone, geb. um 750 im heutigen Languedoc und am Hofe des Königs Pipin erzogen, dessen Mundschenk er ward. Im Gefolge Karls d. Gr. auf dem Zuge gegen die Longobarden in Italien rettete er seinen Bruder mit eigener Lebensgefahr vom Ertrinken. Der dabei erfahrne göttliche Schuz entschied seine schon früher gehegte Neigung zu außerordentlichen Proben der Frömmigkeit für den Mönchsstand, den er 774 im Kloster des h. Sequanus (St. Seine) in Burgund ergrif. Hunger, Wachen, Schmuz und Kasteiungen aller Art zeichneten ihn vor andern Mönchen aus, daher er 777 Keller- und Speisemeister und 780 zum Abt des Klosters erwählt wurde. Aber unzufrieden mit der verfallenen Klosterzucht entsagte er dieser Würde und legte auf dem Gebiete seines Vaters in Languedoc ein nach dem vorbeifließenden Anianus benantes Kloster mit wenigen Theilnehmern seiner freiwilligen Armuth und Strenge durch eigene Handarbeit an (vgl. d. Art. Aniane). Seine Absicht, nicht nur die echte Regel Benedicts von Nursia in Kraft zu setzen, sondern damit auch die Übung älterer orientalischer Mönchsregeln zu verbinden, nöthigte ihn zur sorgfältigsten Auswahl unter den ihm zahlreich zulaufenden Mönchen. Schon 782 konte er prächtige Kirchen und geräumigere Wohnungen bauen, in denen er 300 Mönche sammelte. Mit ihnen theilte er nächst der Mönchsandacht jede Haus- und Feldarbeit, Studien und Unterricht, wozu er Bücher anschafte und eine Schule errichtete, die viele Kleriker gebildet hat. Verfallene oder verwilderte Klöster brachte er durch Mönchskolonien aus Aniane wieder in Blüthe und unter die von ihm erneuerte Regel, regirte sie dann aber auch als Generalabt. Karl d. Gr. gab ihm 788 für Aniane das Privilegium der Unabhängigkeit von weltlicher und bischöflicher Jurisdiction und brauchte ihn zur Bekehrung der Adoptianer (s. d. Art.). Durch die Einführung seiner Reform in allen aquitanischen Klöstern erwarb er sich einen Ruhm, der ihm die Rechtfertigung gegen die Beschuldigungen der Hab- und Herrschsucht vor dem Kaiser leicht machte. Besondere Gunst genoß er bei Ludwig dem Frommen. Als Kaiser rief dieser ihn 814 erst nach Maurmünster bei Zabern im Elsaß und bald darauf an seinen Hof nach Aachen, um ihn stets bei sich zu haben. Unweit Aachen errichtete Benedict nun auf kaiserliche Kosten das Kloster Inda oder Corneliusmünster (d. h. Cornelius geweiht), regirte von dort aus die übrigen Klöster seiner Reform, und machte zugleich den Vermitler der Hilfsbedürftigen bei dem Kaiser, der sich seiner Leitung anvertraute und auf seinen Betrieb 817 eine Synode zu

39) Vgl. Bower's Gesch. der Päpste T. X. S. 440. Guarnacci vitae Pontif. Roman. T. II. Acta histor. eccles. Le Bret Staatsgesch. von Venedig T. III. Walch's Entw. einer Historie der Päpste.

Digitized by Google

Aachen (s. d. Art Aachen Kirchenversaml.) zur Verbesserung der Klosterzucht unter seinem Vorsitze halten ließ. Die hier nach dem Muster der Benedictinischen beschlossenen Regeln sind Benedicts Werk, und sollten, nachdem ihm die Aufsicht über alle westfränkische Klöster übertragen worden war, in denselben beobachtet werden. Doch war diese große Reform noch lange nicht allgemein durchgesetzt, als Benedict den 11. Febr. 821 starb. Während seines 48jährigen Mönchsstandes hatte er nie Fleisch von vierfüßigen Thieren gegessen, und sich mehr abgetödtet, als Benedicts Regel fodert. Darum und wegen seiner Verdienste um die Wiederherstellung der Übung dieser Regel im fränkischen Reiche kam er unter die Heiligen, obgleich seine Reformen nicht lange nach seinem Tode wieder verfielen und die Mönche zur vorigen Ungebundenheit zurückkehrten. Daß er der Einsicht und Billigkeit, die manche seiner Vorschriften verrathen, bei seinem brennenden und oft kleinlichen Eifer für die alte Klosterzucht fähig war, gibt ihm einen besser beglaubigten Werth, als die Lobsprüche und Wundererzählungen, mit denen seine Biographen ihn geschmückt haben *). Man hat von ihm eine Samlung aller zu seiner Zeit bekanten Regeln für Mönche und Nonnen; sowol der ältern orientalischen von Antonius an als der abendländischen von Benedict von Nursia an, die Lucas Holstein nebst seinen Excerpten aus den Homilien der Kirchenväter an Mönche und Nonnen unter dem Titel: **Codex regularum, quae SS. PP. monachis et virg. sanctim. praescripsere c. appendice, in qua Exhortationes PP. ad mon. et virg. de observantia vitae religiosae.** Par. 1663. 4. herausgab, ohne die Kritik des Textes, das Glossarium und seine Anmerkungen vollendet zu haben. Correcter, obwol auch noch nicht kritisch gesichtet, ist die neueste mit Ordensregeln aus späterer Zeit vermehrte Ausgabe: ***Luc. Holstenii* Codex regul. monast. et canon., et cet. auctus, amplif. et observatt. crit. illustr. a Marian. Brokie.** Augsb. 1759. fol. 6 Vol. Ein andres Werk, worin Benedict die Übereinstimmung der ältern Regeln mit der Benedictinischen nachweist, ist seine **Concordia regularum** ed. Hugo Menard. Par. 1638. 4. Die von ihm nach den Beschlüssen der Synode zu Aachen aufgesetzten **Antiquae consuetudines monasteriorum Ord. S. Bened.** sind in ***Mabillon.* Analecta vetera T. IV.** Par. 1685. 8. p. 458. sqq. abgedruckt. Einige Briefe von ihm enthalten seine erwähnten Lebensbeschreibungen, sein Bußbuch unter dem Titel: **Excerptus diversarum modus poenitentiarum**, der Appendix von Steph. Baluzes Ausgabe der fränkischen Capitularien, und ***Baluzii* Miscellanea T. V.** Par. 1700. 8. p. 1 — 62. noch einige kurze Abhandlungen über die Menschwerdung Christi, die Dreieinigkeit, die Taufe und gegen die Adoptianer, einen Brief und ein Glaubensbekentniß, welche ihm darum nicht abgesprochen werden können, weil die Überschriften ihn Levit nennen, aber sich auf keine Weise über seine Zeit erheben. (*G. E. Petri.*)

*) *Mabillon.* Acta SS. Ord. Ben. Sec. IV. Par. 1677. fol. T. I. p. 191. sqq. *Mabillon.* Annales ord. Bened. T. II. Par. 1704. f. p. 230. sqq. 261. sqq. 355. sqq. 428. sqq. 459. sqq. *Bollandi* Acta SS. mens. Febr.

BENEDICT von Macra wurde geschichtlich erst bekant, als der röm. König Sigismund ihn als Gesandten zur Schlichtung mancher Mißhelligkeiten zwischen dem teutschen Orden, dem König Jagello von Polen und Witold dem Großfürsten von Litthauen im J. 1412 nach Preußen schickte. Der nächste Zweck seiner Gesandtschaft war, den Streit der genanten Fürsten über die Landesgränzen zwischen Preußen, Litthauen und Masovien, über die Errichtung der festen Burg Welun, die Witold, wie der Orden vorgab, auf dem Ordensgebiet und gegen den Ausspruch des thorner Friedens erbaut hatte, und endlich über die Auswechselung der gegenseitigen Gefangenen beizulegen. An diesen bestimten Zweck seiner Sendung hielt er sich aber nicht nur nicht, indem er sich auch in andre Streitpunkte jener Fürsten einließ, sondern er zeigte sich auch bald dem polnischen Golde und verlockenden Ehrenbezeugungen zugänglich. Vom Großfürsten Witold ließ er sich zum Ritter schlagen, und um sich für die dargebotenen Geschenke dankbar zu zeigen, nahm er auf die Beweise der Ordensgesandten über den unrechtmäßigen Aufbau des Hauses Welun und über die Berichtigung der Gränzen weiter keine Rücksicht, schob den angesetzten Richttag zu Kauen immer weiter hinaus, stellte (wozu er gar nicht befugt war) ein Zeugniß aus, worin die Klage des Ordens gegen den König von Polen wegen der Verletzung des Richterausspruchs des Königs Sigismund geradezu gegen den Orden selbst geführt und der König von Polen von aller Schuld frei gesprochen wurde, und ward so endlich als ein parteiischer und bestochener Schiedsrichter von dem Hochmeister, seinen Gebietigern und allen Rittern und Städten des Landes Preußen verworfen. So blieb der Zweck der Gesandtschaft Benedicts völlig unerreicht und der Orden stellte seine Streitsache wieder dem Gericht des röm. Königs anheim *). (*Voigt.*)

BENEDICTBEUERN, ehemalige Benedictinerabtei im baierischen Isarkreise, Landgericht Tölz und Bisthum Augsburg, in einer niedrigen Ebene, mit trefflichen Viehweiden, die aber auf einer Seite durch Sumpf unterbrochen sind. In der Nähe sind viele Wälder, Berge und Marmorbrüche. Gegenwärtig ist der Ort der Sitz einer Pfarrei mit 1400 Seelen, einer Glasfabrik, worin auch vortreffliches Flintglas verfertigt wird, und einer Glasschleiferei. Der an drei Plätzen neben einander durch die Nagelfluhe hervor quellende, sogenante Heilbrunnen gehört nach Graffs Zeugnisse in der pragmat. Geschichte der baier. und oberpfälz. Mineralwässer (München 1805.) B. I. S. 3. u. ff. unter die ersten der kochsalz- und eisenhaltigen Wässer Teutschlands, enthält Kochsalz, feuerfestes Laugensalz im Überflusse, kohlenstoffaures Eisen und vermuthlich gesäuerte Bittererde. Zum Baden leistet dieses Wasser gute Dienste in allgemeiner und örtlicher Schwäche; und zum Trinken ist es besser, als Bitter- oder Seidschützer-Wasser. Das Badehaus und die Anstalten sind bequem. (*Milbiller.*)

*) Vgl. Baczko Geschichte Preußens 3. B. S. 56. Kotzebue Preuß. ältere Gesch. B. 3. S. 132. Cod. diplom. Polon. T. IV. nr. 85. 86 Verschiedene Original-Briefe dieses Bened. v. M. und andre speciellere Nachrichten über die oben erwähnten Begebenheiten liegen noch im geh. Archiv zu Königsberg.

Benedictenkraut (Wurzel), s. Geum urbanum L.

BENEDICTI (Laurenz von Nedožer [Nedozser]), ums J. 1555 im Neutraer Komit. geboren, gehört unter die Gelehrten seines Zeitalters, deren Arbeiten bis jetzt von Slaven und Böhmen geschätzt werden. Den Anfang seiner gelehrten Laufbahn machte er in Iglau unter der Leitung des berühmten Lehrers Joachim Golcz, den Beschluß auf der prager Akademie, auf welcher sich sein Ruhm als Gelehrter gründete, so, daß er im J. 1594 als Rektor nach Ungrisch-Brod in Mähren berufen wurde. Drei Jahre darauf wurde er zum Baccalaureus, und 1600 zum Magister der Philosophie auf jener Akademie befördert, wo er nach Verlauf von 6 Jahren den Posten eines Professors der Mathematik bekleidete. Seine Verdienste um die Wissenschaften, und sein gelehrter Ruf brachten ihn auf die höchsten Ehrenstufen. Er wurde zum Praepositus domus Carolinae erwählt. Doch starb er noch in demselben Jahre 60 J. alt, und setzte zum Universalerben die philosophische Fakultät der Prager hohen Schule ein. Seine böhmische Grammatik, und die elementa arithmeticae e methodicis auctoribus concinnatae et popularibus exemplis illustratae (Pragae A. 1612.), sind die vorzüglichsten Werke, die wir von ihm besitzen. Außerdem war B. der erste, welcher die böhmischen Lieder und Gesänge nach latein. Sylbenmaße verfaßte, worin ihm Amos Comenius, Krmann, Hrusskovicz u. m. a. nachahmten. Nachher übersetzte er viele Psalmen Davids, namentlich den 75. 79. 80. 82. 90. 94. 96. 97. 101. 113. und ließ sie in Prag verlegen *). (*Zipser.*)

BENEDICTINER heißen die Glieder des ältesten und angesehensten Mönchsordens in der römisch-katholischen Kirche nach dem Stifter desselben Benedict von Nursia. Von vornehmen Ältern zu Nursia (jetzt Norcia) in Umbrien, wahrscheinlich 480 geboren, kam dieser Heilige als Knabe nach Rom, um wissenschaftlichen Unterricht zu genießen, aber erschreckt durch die Laster der Gelehrten, verließ er es schon 494 wieder in Begleitung seiner Amme, für die er auf der Reise sein erstes Wunder verrichtet haben soll, indem er ein zerbrochenes Sieb durch sein Gebet wieder ganz machte. Allein und nur einem Mönche Namens Romanus bekant, der ihm ein Mönchskleid gab, wohnte er nun als Einsiedler in einer unzugänglichen Höhle bei Sublacum (Subiaco im Kirchenstat unweit Palestrina), wo Romanus ihn mit Lebensmitteln versorgte, bis nach drei Jahren ein Priester, der ihm Essen brachte, und Hirten ihn entdeckten. An diesen machte er seine ersten Bekehrungsversuche, empfand aber auch bald, da er einst eine Amsel für den ihn versuchenden Teufel gehalten hatte, Reizungen zur Wollust, die er durch Umherwälzen seines unbekleideten Körpers in Dornen und Nesseln auf immer überwand. Der Ruf seiner Heiligkeit verschafte ihm Zulauf von Neugierigen und Andächtigen, und nach einiger Zeit wählte ihn ein benachbartes Kloster zu Vicovaro zum Abt. Weil die Mönche ihn wegen seiner Strenge vergiften wollten, ging er in seine Einöde zurück, sammelte Schüler um sich, und errichtete zwischen 520 und 527 in seiner Umgebung zwölf Klöster, jedes von zwölf Mönchen unter einem Abt, die er an die strengste Klosterzucht gewöhnte. Aus Neid von einem benachbarten Priester Namens Florentinus verfolgt, wendete er sich 528 mit einigen Mönchen nach Casinus in Campanien, zerstörte auf dem Berge dieses Namens einen heidnischen Hain und Tempel Apollo's, bekehrte die noch dort lebenden Heiden, und baute an demselben Berge ein Kloster, das der Stammort seines Ordens wurde, und unter dem Namen Monte Cassino noch besteht. Der Mangel an Ordnung im Mönchsleben seiner Zeit, wo viele Mönche zuchtlos herumschweiften und fast jedes Kloster eignen, manches auch keinen Regeln folgte, veranlaßte ihn, selbst eine Regel für seine Mönche aufzusetzen, die er 529 vollendete. Gregor d. Gr. schmückt die Geschichte seines Lebens noch mit einer Menge von Teufelsanfechtungen, Wundern und Prophezeihungen; sie hat aber außer den noch zweifelhaften Sendungen seiner Schüler und der Stiftung einiger Klöster, z. B. Terracina 534, weiter nichts Merkwürdiges [1]). Nachdem er 14 Jahr Abt zu Montecassino gewesen, starb er daselbst den 21. März 543 [2]). Seine Gebeine kamen 653 in das Kloster Fleury oder St. Benoit sur Loire (s. d. Art. Aigulf.) und als Heiliger wird er an seinem Todestage kirchlich verehrt. Seine Regel ist die einzige, von ihm vorhandene echte Schrift und wahrscheinlich mit Hilfe oder doch mit Einverständniß seiner Mönche geschrieben, wie Stellen, wo er im Namen derselben spricht, zu beweisen scheinen [3]). Er hatte dabei ältere

*) Alle Schriften Benedict's von Nedožer sind jetzt sehr selten. Der gelehrte Piarist P. Horányi schreibt in seiner Memoria Hungarorum scriptis editis clarorum, 2. Theil S. 699. von Benedict sehr schwankend und zugleich unrichtig: „Nudozerinus (M. Laurentius) Pannonius vertit in slavicum sermonem Psalmos, Pragae excusa est haec versio academiaeque urbis illius dedicata. Frater illius fors erat M. Benedictus Nudozerinus, ab edita Pragae grammatica slavica clarus." Horányi macht also aus einer Person zwei Personen (was auch manchen berühmten Literatoren in ihren Werken begegnete). Nur ein Benedicti von Nudozerin hat sich durch literarische Arbeiten ausgezeichnet. (*Rumy.*)

1) De vita et miraculis S. Bened. in Gregor. M. Dialog. L. II. Opp. ed. Bened. II. p. 207—276. ist die Quelle aus der alle spätere Biographen des h. Benedict (Acta SS. Martii T. III. p. 274. sqq. *Mabillon.* Acta SS. Ord. S. Bened. saec. I. p. 3. sqq. und Annales Ord. S. Bened. T. I. L. I.—V. endlich *Magnoald Ziegelbauer* histor. rei liter. ord. S. Bened. Aug. Vindel. 1754. fol. p. 1—34.) geschöpft haben. Der Biographie Gregor's ist in dessen Werken a. a. O. eine freie griechische Uebersetzung derselben von dem Papste Zacharias beigedruckt, welche auch der Kardinal Querini in seine Ausgabe von Mabillons Leben Benedicts Venet. 1723. 4. aufgenommen hat. 2) Nach den genauen Berechnungen Mabillons Annales ord. S. Ben. I. p. 97. 98. 646. 647. 3) Von der Regel Benedict waren bis 1595 schon über hundert Ausgaben vorhanden, s. *Arnold Wion* Lignum vitae s. initia ord. S. Bened. et est. Venet. 1595. 4. T. I. p. 7., unter andern mit Commentaren von Joh. v. Turrecremata, Smaragdus u. a. Köln 1575. Fol. Auch erschien sie in *Aub. Miraei* Codex regularum et Constitut. Antverp. 1638. fol. in *Luc. Holstenii* Codex regularum Par. 1663. 4. P. II. p. 5—40, mit gelehrtem Commentar von Hugo Menard in dessen Ausgabe Bened. Anianens. Concordia regular. Par. 1631. 4., besonders, Regula S. Bened. a declarat. et constitut. PP. Congreg. Cassinens. Rom. 1642. 4. am besten, mit berichtigtem Texte von Edmund Marténe Regula et Commentarius in reg. S. Bened. Par. 1690. 4. Auch An-

Digitized by Google

orientalische Mönchsregeln, besonders die Institutionen Cassians vor sich; seine Regeln sind aber vollständiger, folgerichtiger und vernünftiger, als diese. Blos für wirkliche Cönobiten bestimt, schreiben sie beständig Clausur, gemeinschaftliches Leben ohne persönliches Eigenthum, unverzüglichen Gehorsam gegen die Obern, und ununterbrochene Beschäftigung vor. Diese sollte zwischen bestimten Andachtsübungen, nützlicher Handarbeit, zum Erwerb des Lebensunterhalts, welche Benedict zum Wesen eines wahren Mönchs rechnet, und Lesen erbaulicher Bücher nach einer genauen, jeden Müßiggang verhütenden, Eintheilung der Stunden abwechseln. In den eingemischten Sittenlehren Benedict's findet man gute christliche Moral und in den Disciplinargesetzen nicht mehr Strenge, als zum Zusammenhalten der Mönchsgesellschaften und Befestigen gehöriger Ordnung derselben bei den verwilderten Sitten jener Zeit nöthig war. Diesem Zwecke gemäß gab er seinen Klöstern eine monarchische Verfassung und den Äbten in Rücksicht der Zucht unumschränkte, durch die Anstellung von Unteraufsehern (Decani über je zehn Mönche) unterstützte Gewalt, den Mönchen aber nur in allgemeinen Angelegenheiten der Klöster das Recht der Mitberathung. Zur Kleidung bestimte er zwei Röcke mit Gugeln und ein breites auf beiden Seiten ofnes Schulterkleid (Scapulier) vom wohlfeilsten Stoff, dessen Wahl und Farbe er dem Befinden der Äbte nach Maßgabe des Klimas und andrer Ortsverhältnisse überläßt; für Essen und Trinken billiges Maß ohne übertriebene Kasteiung, die überhaupt auch in Hinsicht des Wachens und andrer mönchischer Abtödtungen in seiner Regel nicht geboten, und dem Geiste derselben fremd ist. Weil er den Genuß des Fleisches vierfüßiger Thiere nur Kranken und Schwachen erlaubt, den Gesunden aber ausdrücklich verboten hatte, erregte die Frage, ob die Benedictiner sich nun an das Flügelwerk halten dürften, einen gelehrten Streit [4]). Übrigens will Benedict, daß jedes Kloster in seinem Bezirk selbst besitze und erzeuge, was es bedarf, ja durch Kunstarbeiten noch Erwerb suche, aber sie billiger verkaufe, als weltliche Künstler, und auch Gastfreiheit gegen Jedermann übe [5]); Bestimmungen, welche den Orden zum Streben nach Reichthum führten. Einen damals gewöhnlichen Misbrauch, Kinder als Opfer ihrer Ältern in die Klöster zu nehmen, billigt Benedict; Novizen befiehlt er nur nach vollendetem Probejahre, in dem noch Rücktrit frei steht, dann aber durch schriftliche feierliche Gelübde zum Verbleiben im Kloster (Stabilitas loci), zur Beobachtung der Regel (Conversio morum, welche Armuth und Keuschheit in sich schließt) und zum Gehorsam gegen die Obern (Obedientia) auf immer zu verpflichten. Diese Regel begründete eine durchgreifende Verbesserung und schnellere Fortpflanzung des Mönchswesens im Occident; daher Benedict mit Recht Patriarch der abendländischen Mönche heißt. Wegen ihrer Milde kam sie in mehren schon bestehenden Klöstern zur Anwendung, und veranlaßte die Stiftung vieler neuen. Die von ihr bestimte Ordnung des Klosterlebens sicherte die Dauer des Benedictinerordens, und beförderte späterhin, weil die Mönche, sonst wie andre Laien an die Parochialkirchen gewiesen, nun wegen Beobachtung der Clausur für jedes Kloster eine eigne Kirche und eigne, bald nur aus ihrer Mitte gewählte Priester bedurften, auch der Welt weniger sichtbar und durch den Ruf größerer Heiligkeit ausgezeichnet wurden, die allmälige Gleichstellung ihres Standes mit der Geistlichkeit. Nicht weniger folgte aus der Erlaubniß Benedicts, Kinder aufzunehmen, die Errichtung von Schulen in den Klöstern, welche bald mit den bischöflichen Kathedralschulen wetteiferten oder vereinigt wurden, und die mit dem römischen Reiche untergegangenen Kaiserschulen ersetzten; aus der Vorschrift des Lesens entstand die Anlegung von Bibliotheken und zu deren Vermehrung fleißiges Abschreiben von Manuscripten, wodurch der Nachwelt die Schätze der alten Literatur erhalten wurden. Daß zwei Schüler Benedict's, Placidus und Maurus, seine Regel, jener schon 534 nach Sicilien, dieser 543 nach Frankreich gebracht haben sollen, und das Kloster Glanfeuil an der Loire bis 551 von Maurus gebaut worden sey, beruht auf Sagen, die Mabillons und Ruinarts Untersuchungen [6]) nicht außer Zweifel setzten, wenn sie auch mehr für sich haben, als der unhistorische Schluß [7]) von einigen Ähnlichkeiten der Regel Isidor's und der Beschlüsse des vierten Conciliums zu Toledo mit der Regel Benedict's auf Einführung derselben in Spanien vor 633. Ging doch ihre Verbreitung in Italien selbst, wo die Longobarden 580 Montecassino zerstörten, wegen der Unruhe jener Zeit nur langsam von Statten. Cassiodor schöpfte die Regel für seine Klöster in Calabrien aus gleichen Quellen mit Benedict, kann aber mit historischem Grunde nicht zum Benedictiner gemacht werden [8]), und auch in einigen andern italischen Klöstern galten noch ältere Regeln, bis der Papst Gregor d. Gr., selbst Benedictiner, Biograph Benedicts und Eiferer für dessen Regel, sie zunächst in Italien allgemein und durch Augustinus, den Bekehrer der Angelsachsen zur römischen Kirche, auch im südlichen England, wohin Augustinus 597 mit 40 Bene-

gustin Calmet gab einen Commentaire literal sur la regle de S. Ben. Par. 1734. 4. 2 Vol. heraus, der lateinisch Augsb. 1748. 4. erschien. Andere dem h. Benedict von Nursia beigelegte Schriften De ordine monasterii qualiter fratres studiose et religiose conversari debeant (mit der Regel von Arnold Wion. Venet. 1593. 16.) Epistola ad Remigium Remens. episc. (in Chronico Cassinens. Venet. 1513. fol. p. 198.) Sermo in Passione Placidi (ibid. p. 199.) Epistola ad S. Maurum (in Mabillon's Vita S. Mauri in Act. SS. ord. Ben. saec. 1.). Sermo in discessu S. Mauri (in Martyrologio Bened. XIV. Jan.) und einige Sentenzen (in Lib. Sentent. PP. Col. 1531. 8.) sämtlich nebst der Regel in Bibliotheca PP. maxima Lugd. 1677. f. T. IX. p. 640. sqq. abgedruckt, sind spätere Machwerke und jetzt allgemein dafür anerkant. Cf. *Oudini* Commentarii de scriptt. eccl. Lps. 1722. f. T. I. p. 1413. sqq. Benedict war kein Gelehrter und den Wissenschaften nicht günstig. 4) Mabillon hatte diese Frage Annal. ord. S. Bened. I. 376. verneint, dagegen noch Marquard Herrgott in seiner Vetus disciplina monastica Par. 1726. 4. praef. p. XII. sqq. für die Freiheit der Benedictiner, Vögel zu essen, kämpfte. 5) Am Abtstische sollen stets Gäste und Fremde essen.

6) *Mabill.* Annales ord. S. Ben. I. wegen Placidus p. 66., wegen Maurus p. 107—110. und p. 629. sqq. im Appendix. 7) *Mab.* Annales l. c. p. 74. 8) Schröckh's christliche Kirchengeschichte XIV. 139. fgg.

dictinermönchen kam, geltend machte. Aus dem von diesem um 600 gestifteten Domkloster zu Canterbury kam sie 668 nach Northumberland und noch später nach Irland. Im fränkischen Reiche waren die Regeln Cassians, Columbans und andrer Stifter von Klöstern vor der Mitte des 7. Jahrh. bekanter als die Benedictinische, mit der sie erst gegen Ende dieses Jahrh. allmälig, nicht ohne gewaltsamen Widerstand [9]), verschmolzen wurde, wenn es auch schon einige Benedictinerklöster in Frankreich und Teutschland gab [10]). Die ersten irischen Glaubensboten in Burgund, der Schweiz und Teutschland, Columban, Gallus, Kilian waren keine Benedictiner, daher ihre Verdienste um die Landeskultur nicht auf Rechnung dieses Ordens gebracht werden können. Diesseit des Rheins und der Donau setzte er sich erst gegen die Mitte des 8. Jahrh. durch die Stiftungen des Apostels der Teutschen Bonifacius fest [11]); und damit beginnt die Periode seiner glänzendsten Verdienste um die Ausbreitung des Christenthums und die Civilisation der Völker. Vom Main bis an die Donau herauf und den Harz herab wurden von den fleißigen Mönchen Wälder gelichtet, Felder und Gärten urbar gemacht, südliche Früchte angepflanzt, Gewerbe und Künste eingeführt, Schulen gegründet, Wissenschaften gepflegt, und den Einwohnern Beispiele einer Aufopferung, Milde und Sittenreinheit gegeben, die weit wirksamer, als die sehr unvollkommene und meistens zweckwidrig mitgetheilte Kirchenlehre, christlichen Sinn verbreiteten. Dasselbe geschah gleichzeitig im nördlichen Frankreich und später auch an der Weser und Elbe. Die Verbindung Karls des Großen mit Rom gab nun dem Fortgange der von den Päpsten jeder andern vorgezogenen Benedictinerregel neuen Schwung. Fränkische Synoden [12]) schärften sie im 8. Jahrh. allen Mönchen und Nonnen des Reiches ein, sie kam in die spanische Mark und machte sich unter Westgothen einheimisch. Benedict von Aniane (s. d. Art.) wurde durch Ausbreitung, Erläuterung und Einführung der Regel in den von ihm theils gestifteten, theils verbesserten Klöstern in Westfranken, besonders in seinem Vaterlande Aquitanien, Wiederhersteller derselben, und machte sie auf einer Synode der Äbte zu Aachen unter seinem Vorsitz 817 mit den daselbst beschlossenen, ziemlich milden Ergänzungen und Verbesserungen [13]) zum Gesetz für alle Klöster des Reichs, die nun unter seine Aufsicht kamen. Ludwig der Fromme half dazu, was er nur vermochte. Aber wie wenig im Ganzen diese Reform durchdrang, zeigte sich bald nach Benedicts Tode (821). Die von ihm errichtete Verbindung von 12 Klöstern unter seiner Regirung, eine Art Congregation, löste sich auf, und andre Klöster, die die Regel nur aus Furcht oder zum Schein angenommen hatten, lebten wieder ungebunden oder doch nach besondern Satzungen, die die Verschiedenheit der Klöster von einander bis in das 10. Jahrh. fast eben so groß machten, als ihre Anzahl. Dazu kam der Misbrauch der Carolinger, Klöster in Laienhände zu geben und in Commendaturabteien zu verwandeln, wobei alle Zucht verfallen, und ein wildes, wüstes Leben gerade in den reichsten und berühmtesten Abteien Frankreichs und Italiens, selbst in Montecassino zuerst einreißen mußte [14]). Und dennoch waren in diesen Jahrhunderten der Barbarei die Benedictinerklöster nicht nur Zufluchtsörter für Wehrlose und Verfolgte [15]), sondern auch die einzigen Freistätten der Wissenschaft und Archive der Literatur. Hatten sich früher nur einige Klöster Italiens, Frankreichs, Irlands und Englands durch ihre Schulen und die darin gezogenen Gelehrten hervorgethan; so brachte das von Karl d. Gr. erweckte wissenschaftliche Leben nun auch in den teutschen Klöstern bis tief in das 11. Jahrh. reiche Früchte. Neben den Klosterschulen zu Rom und Mailand, zu Tours, wo Alcuin Gelehrte versammelt hatte, Clermont, Fleury, Corbie, Fontenay und Rheims, zu Armagh und Clogher, zu Canterbury, York, Westminster und St. Alban, wurden nun Salzburg, Regensburg, Fulda, wo Rabanus Maurus, der größte teutsche Schulmann des 9. Jahrh., lehrte, Hersfeld, St. Alban in Mainz, Hirschau, Reichenau, Corvey, von dem Ansgar, der Apostel des Nordens, ausging, Prüm u. a. m. die Sitze europäischer Gelehrsamkeit. Nur in solchen Klöstern und den meist auch von Benedictinern besorgten Kathedralschulen konten damals die höhere Geistlichkeit, Fürsten und Adel ihre Bildung erhalten; Gelehrte und Künstler von allen Fächern, Rathgeber der Könige, Lehrer und Hauspriester für die Großen fand man nur unter den Benedictinern. Sie waren die Theologen, Philosophen, Diplomaten, Rechtskundigen, Ärzte, Musiker, Maler und Bildhauer ihrer Zeit. Daher bestand und stieg das Ansehen und der Reichthum ihrer Abteien trotz aller Ärgernisse, die die Verwilderung derselben und die fast allgemeine Vernachlässigung der Regel gab. Gegen dieses Übel war die große Reform gerichtet, die von dem 910 gestifteten Kloster Clugny in Burgund ausging. Schon der erste Abt desselben, Berno, hatte die Klosterzucht zur ursprünglichen Strenge zurückgeführt und seine Verbesserungen auf 7 Klöster ausgedehnt; doch sein Nachfolger Odo (927) wurde der eigentliche Urheber der unter dem Namen der Congregation von Clugny berühmten Verbindung verbesserter Benedictinerklöster. Den Hauptgebrechen der alten Abteien (Theilung der Einkünfte unter die Conventualen, Vernachlässigung der kanonischen Andachtsstunden und üppiger Lebensgenuß z. B. Fleischessen) steuerte er durch vollständige Erneuerung der Regel Benedicts und der Aachner Beschlüsse [16]), und schärfte noch durch eine Menge kleinlicher Zusätze von seiner Erfindung z. B. Vermehrung des Betens und Singens, Prüfungen des un-

9) Vgl. d. Art. Aigulf. 10) Weltenburg bei Regensburg gest. 580, Weissenburg 630, Klingen 640, beide im Sprengel von Sreier, Lobdes oder Laubes 638 im Lüttichschen, Stablo und Malmedy 648 im Kölnischen u. a. m. 11) Die Klöster Ordruf in Thüringen, Fritzlar, Fulda, die erste exemte Abtei, Hersfeld oder Hirschfeld, auch die Nonnenklöster Kitzingen, Ochsenfurt, Bischofsheim in Franken entstanden durch ihn. Benedictbeuren, Tegernsee, Elwangen, Lorsch, Prüm und viele andre teutsche und französische Klöster wurden in diesem Jahrhundert von Benedictinern gestiftet. 12) Zu Autun schon 670, zu Mainz 740, zu Frankfurt 794, zu Rheims 813. 13) Vgl. Aachen Kirchenversamlungen, s. auch *Herrgott* Vetus discipl. l. c. p. 23. sqq.

14) Vgl. Art. Abt und Kloster. 15) Freilich auch oft Gefängnisse für Fürsten, Bischöfe und andre vornehme Weltleute, vgl. *Ayermann* Commentat. histor. iurid. de Monasterio Carcere. Frcft. et Lps. 1747. 4. 16) Vgl. Not. 13.

Digitized by Google

bedingten Gehorsams, beständiges Stillschweigen, zu dessen Erleichterung er eine sehr verwickelte und lächerliche Zeichensprache einführte, möglichst genaue Eintheilung aller Tagesstunden u. dgl. m., welche die äußre Wertheiligkeit der Mönche allerdings auf eine höhere Stufe bringen und Unordnungen verhüten, aber auch Schwärmerei und Aberglauben nähren, den Eifer für die Wissenschaften schwächen und den Geist überhaupt niederdrücken mußten [17]). Kinder wurden den Aachner Beschlüssen gemäß nicht aufgenommen, oder doch zum Verbleiben im Kloster nicht gezwungen, daher es auch an Antrieb zur Unterhaltung guter Schulen in dieser Congregation fehlte. Eine Reihe kräftiger und genau über die Regel haltender Nachfolger Odo's († 942), Aymard († 965) Maveul oder Majolus († 994), Odilo († 1049) der in der katholischen Kirche ein fast patriarchalisches Ansehn genoß, Hugo († 1109), der allein 10000 Mönche in die Congregation aufnahm und sehr zweckmäßig das viele Beten und Singen zum Vortheil des Arbeitens und Lesens einschränkte, endlich nach kurzer Zerrüttung des Klosters durch den Abt Pontius, Peter der Ehrwürdige v. 1122—1156, der Gelehrte, z. B. Abälard schützte, und wie Hugo viele gute Manuscripte sammelte [18]), sicherten den Bestand und die Ausbreitung der Congregation. Clugny selbst wurde 946 eximirt d. h. von aller bischöflichen Gerichtsbarkeit freigesprochen und durch eine Menge von Schenkungen bereichert, unter denen Erwähnung verdient, daß 948 eine ganze Familie sich ihm zum Eigenthum übergab [19]). Die Einführung der Reform von Clugny veranlaßte zwar in mehren ansehnlichen Klöstern, deren Mönche darin eine Beeinträchtigung ihres bisherigen Besitz- und Rechtstandes, ja wie bei dem Versuche teutscher Bischöfe zur Reform der teutschen Benedictinerabteien um 941 [20]) grausame Verfolgung sahen, harte Kämpfe und blutige Auftritte, bei denen einzelen Widerspenstigen, auch wol ganzen Klostergesellschaften freier Abzug gestattet werden mußte, ging aber doch mit Hilfe der Fürsten und Bischöfe allmälig in solchem Umfange von Statten, daß diese Congregation im 12. Jahrh. an 2000 Klöster in Frankreich, Teutschland, Italien, England, Spanien und Polen zählte. Nach Polen brachte der Prinz Casimir aus einem teutschen Kloster, oder nach der gewöhnlichen Annahme aus Clugny selbst [21]), um 1040 die Benedictinerregel, und stiftete als König mehre Klöster in diesem Reiche. Besonders in Frankreich, wo sich die wenigsten Klöster von der Reform ausschlossen, gab sie Veranlassung zur Stiftung vieler neuen, die, von den Generaläbten zu Clugny errichtet, als Prioreien dieser Abtei ganz von ihr abhängig wurden, und ihre Prioren, auch Coabbates, Proabbates genant, aus derselben erhielten. Ähnliche Verhältnisse der Abhängigkeit jüngerer Mönchskolonien (Cellae) von ihren Stammklöstern hatten gleich bei Errichtung des Ordens im 6. Jahrh. in Italien und nach Ansiedlung der Benedictiner in Teutschland, z. B. unter Fulda, Statt gefunden und nach den Aachner Beschlüssen, welche sie billigten, auch französische Abteien mit den von ihnen verbesserten Klöstern eingerichtet [22]). Seit Clugny sich als Stammort seiner Congregation über alle ihr zugehörenden Klöster stellte, traten solche Prioreien in die erste und nächste Stufe der Unterwürfigkeit zu ihm, aber alte Abteien, die die Reform von Clugny freiwillig angenommen hatten und sich gegen Anmaßungen zu behaupten wußten, in ein freieres Verhältniß zu dem dortigen Generalabt, wobei die Wahl ihrer Äbte unbeschränkt, und ihre Prioreien ihnen wie sonst untergeben blieben, dafür aber Anerkennung des Primats von Clugny, genaue Beobachtung der dortigen Statuten und Duldung gelegentlicher Visitationen von ihnen gefodert wurde. In diesem Sinne war Clugny die erste wirkliche Congregation, aber keineswegs ein für sich bestehender Orden, daher auch an eine förmliche Ordensverfassung dabei, wie im 10. Jahrh. überhaupt, noch nicht zu denken, der Verkehr entfernter Klöster mit Clugny, Synoden der Äbte (später Generalcapitel) ausgenommen, mehr durch gegenseitiges Bedürfniß und zufällige Umstände, als durch gesetzlichen Zwang bestimt, und die Dauer ihrer Theilnahme an der Congregation, wo Fürsten und Bischöfe nicht nöthigten, dem guten Willen überlassen. Überdies behielten die Bischöfe die kanonische Jurisdiktion über die nicht eximirten Klöster der Congregation in ihren Sprengeln. Nach dem Muster von Clugny, doch unabhängig von ihm und in eigenthümlichem Geiste, bildeten sich im 11. Jahrh. einige Provinzialcongregationen, von denen die in der sogenanten spanischen Mark die katalonischen und aragonischen Klöster in sich faßte und ihren eignen Generalabt hatte, doch nicht lange bestand, und wegen Mangel an zuverlässigen Nachrichten hier nicht näher beschrieben werden kann. Das 802 gestiftete, als Wallfahrtsort groß und reich gewordene Kloster Montserrat in Katalonien gehörte dazu. Bekanter ist die Congregation von Hirschau oder Hirsau im Schwarzwalde. Diese 838 von fuldaischen Mönchen errichtete Abtei erhielt nach langer Verödung 1069 aus St. Emmeran zu Regensburg den Abt Wilhelm, der bis 1080 neue Klostergebäude aufführte und die Regel von Clugny mit Abänderungen verband, die den Betrieb der Wissenschaften, Künste und Gewerbe begünstigten. Er bestimte ein besondres Schreibzimmer (Scriptorium), wo beständig 12 Mönche unter einem gelehrten collationirenden und corrigirenden Aufseher abschreiben mußten, um die Bibliothek mit Handschriften zu vermehren, auch wol dergleichen zum Verkauf zu fertigen, und nahm Laienbrüder, eine Gattung von Halbmönchen, welche zuerst in dem Orden von Vallombrosa um 1040 zur Verrichtung der Handarbeiten auf-

17) Antiquiores consuetudines Cluniacens. Monasterii L. III. Collectore S. Udalrico in D'Achery Spicilegium Vett. scriptt. ed. de la Barre. Par. 1723. fol. T. I. p. 641—703. auch im 4. Bde. der ersten Quartausgabe v. J. 1661. 18) Peter faßte auch neue Grundsätze mit Angabe der Motiven für Clugny und die ganze Congregation (Statuta Congreg. Cluniacens. in Bibliotheca Cluniacensi ed. Mart. Marrier et Andr. du Chesne. Par. 1614. fol. p. 1534. sqq., welches Werk auch urkundliche Belege zu den hier erzählten Thatsachen enthält) und ökonomische Hausgesetze ab. Dispositio famil. Cluniac. in Baluz. Miscellaneis ed. Par. 1700. 8. T. V. p. 443 — 453. 19) Das erste Beispiel dieser Art. s. *Mabill.* Annales T. III. p. 490. 20) *Wittekind* Annales L. II. in *Meibom.* Scriptt. rer. germ. Helmst. 1688. f. T. I. p. 650. 21) Vgl. Schröckh's christl. Kirchengesch. XXI. 503. fgg.

22) Daraus macht Helyot viele Congregationen, die es nicht waren.

gekommen war, als arbeitende Klasse in sein Kloster auf. Sie überhoben als Künstler, Handwerker und Landbauer die Mönche aller körperlichen Anstrengung. Kinder ließ Wilhelm nicht zu, doch entstand in Hirschau bald eine berühmte gelehrte Schule. Es zählte unter ihm 150 Mönche und 60 Laienbrüder, und wurde das Haupt einer Congregation von 69 teutschen Klöstern, welche die Consuetudines Hirsaugienses beobachteten [23]). Darunter waren 23, z. B. St. Gregor oder Reichenbach im Schwarzwalde, Zwiefalten, St. Peter in Erfurt, St. Peter in Weilheim, St. Martin in Baiern, Lauen in Kärnthen, Comburg bei Hall u. a. m., welche Wilhelm selbst gestiftet oder reformirt hatte. Schon im 12. Jahrh. löste sich diese Congregation nach und nach wieder auf und die Zucht in Hirschau selbst erschlaffte [24]). Minder bedeutend war die Congregation von Clusa, einer 966 gestifteten und um 1080 von Benedict d. jüngern, dasigem Abt, verbesserten Abtei in Piemont, die ihre Statuten in den von ihr abhängigen Prioreien einführte, bald auch 7 Abteien mit vielen andern Prioreien in Piemont und dem südlichen Frankreich dafür gewann, aber durch kriegerische Unruhen und einreißende Abweichungen der reich gewordenen, meist adeligen Mönche von der Regel schon im 12. Jahrh. in Verfall kam, und auch durch die neue Constitution, die ihr 1631 der Kardinal Moriz von Savoyen gab, nicht wieder gehoben werden konte. Die Congregation von Pulsano, welche von dem h. Johann von Matera durch Stiftung dieser Abtei am Berge Gargano in Apulien um 1130 gegründet, Mönchs- und Nonnenklöster in sich faßte, aber im 13. Jahrh., wo Pulsano Commende ward, gänzlich erlosch, ist nur durch das Leben ihres Stifters [25]) bekant geworden. Überhaupt hatte die Verfassung und Blüthe der Cluniacenser, — so nante man die Mönche der Congregation von Clugny — den Conföderationsgeist der Religiosen geweckt. Daher entstanden in Italien, wo Clugny am wenigsten bekant war, und in Frankreich, wo man es übertreffen wollte, seit dem 11. Jahrh. neue Mönchsgesellschaften nach Benedicts Regel, die durch so bedeutende Eigenthümlichkeiten ihrer Verfassung, Lebensart und Kleidung von den übrigen Benedictinern abwichen, daß sie als besondere Orden zu betrachten und in eignen Artikeln unter ihren Namen zu beschreiben sind; nämlich die Orden der Camaldulenser, von Fonte Avellana, von Vallombrosa, von Grandmont, von Fontevrauld, vom Jungfernberge, der Cartheuser, der Cisterzienser, zu denen Bernhardiner, die Mönche von Septfonds, Trappisten, Feuillanten und die Nonnen von Portroyal gehören, der Wilhelmiten oder Weißmäntel, der Gilbertiner, der Humiliaten, der Silvestriner, der Cölestiner, der Olivetaner, von Corpus Christi und der nach dem Muster von Fontevrauld in Schweden errichtete Birgittenorden. Von diesen neuen Orden unterschieden sich die alten Benedictiner mit Einschluß der Cluniacenser dadurch, daß sie keinen geschlossenen Ordenskörper unter einer Centralregirung ausmachten, die Regel weniger genau beobachteten und bei fortdauernder Willkür der einzelen, besonders der exemten Abteien, in der Lebensart doch alle die ganz schwarze Kleidung annahmen, daher sie seit dem 12. Jahrhundert die schwarzen Mönche genant wurden. Von diesem alten Stamme des Benedictinerordens in und außer der Congregation von Clugny kann nur allein hier weiter die Rede seyn, da jene neuen Orden sich ganz von ihm absonderten und stets von ihm getrent blieben. Die Ausbreitung derselben, vorzüglich der Cisterzienser, und die Entstehung der Bettelorden im 13. Jahrh. that ihm durch den größern Glanz ihrer Mönchstugenden und durch ihr Streben nach Einfluß auf die Welt mehr Abbruch, als das Institut der regulirten Chorherren, das bis dahin durch seine Gelindigkeit und Ungebundenheit allerdings auch manches Kloster zur Untreue gegen Benedicts Regel verleitet hatte. So verloren die Benedictiner die Alleinherrschaft in der Klosterwelt nicht ohne ihre eigne Schuld. Schon im 12. Jahrh. entfernte sich das Leben in Clugny und in den mit ihm verbundenen Klöstern immer mehr von der alten Strenge; die alten, dieser Congregation nicht beigetretenen Abteien, besonders die exemten, lebten noch ungebundener; Üppigkeit und weltliche Hoffart machte sie gleichgiltig gegen ihre Regel und gegen den Ruhm der Mönchsheiligkeit; Arbeiten aller Art überließen sie den unter den Cluniacensern seit Ende des 11. Jahrh. allgemein eingeführten Laienbrüdern. Benedicts Regel verordnete nur die Anstellung eines Präpositus, eines Verwalters der Lebensmittel und Bewahrers der Gefäße (Collerarius), eines Aufsehers über die Kleidungsstücke und andre Geräthe, eines Thürstehers, einiger von Woche zu Woche abwechselnden Köche, Aufwärter, Vorleser und Krankenwärter für jedes Kloster. Daraus wurden in größeren Abteien mehre ansehnliche Ämter, die, anfänglich für ein bestimtes Bedürfniß errichtet, bei wachsendem Reichthum und Übermuth zu dem Range von Großwürden und Pfründen, den Dignitäten und Prälaturen an den Kathedralkirchen gleich, heranstiegen, und ihren Besitzern den Genuß ausgezeichneter Vorrechte sicherten, während ihre Geschäfte in die Hände von Vicarien und Dienern kamen. So hatte Clugny nächst dem Abte einen Großprior, mehre Dechanten, einen Klosterprior, Chorsänger, Scholasticus oder Lehrer, Prediger, Bibliothekar (Armarius), Kämmerirer, der die Kleider besorgte, Schatzmeister (Apocrisiarius), Großkellner, Gastpfleger, Almosenpfleger und Krankenpfleger. Die Äbte selbst stellten sich, wie sie vor der Verbesserung von Clugny gethan hatten, in ihrer Lebensart nun wieder den Baronen gleich, schmausten, jagten, spielten, hielten sich auch wohl Beischläferinnen, und ihre Beamten und Mönche ahmten dieses Herrenleben nach. Doch riß diese abermalige Entartung des Ordens nicht in allen Ländern zu gleicher Zeit und in gleichem Umfange ein. In Italien war die Verwilderung und Unwissenheit der Benedictiner im 9. und 10. Jahrh. am ärgsten, während in England durch Dunstans Bemühungen im 10. Jahrh. alle Klöster zur Benedictinerregel bekehrt und viele neue gestiftet wur-

23) S. *Herrgott* l. c. 24) Chronica Monasterii Hirsaugiensis in *J. Trithemii* opp. histor. ed. Marquard. Freher. Frcf. 1601. fol. T. II. p. 1—235. Geschichte des Klosters Hirschau im Herzogthume Wirtemberg v. J. D. Christmann. Tübingen 1782. 8. Vgl. *Mart. Gerbert.* Historia nigrae sylvae Ord. S. Bened. colon. St. Blasien 1783. 4. T. I. 25) Acta SS. Antverp. T. IV. Mens. Junii, die 20.

den, in Teutschland unter den Ottonen ausgezeichnete gelehrte Bildung und in Frankreich die strengste Klosterzucht neben wissenschaftlicher Betriebsamkeit [26]) blühete. Dagegen regte sich im 11. Jahrh. unter den Benedictinern in Italien neuer Eifer für Klosterzucht und Wissenschaften, besonders für Medizin und Jurisprudenz, und in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts gründeten die Italiäner Lanfrank und Anselm, beide nach einander Äbte des Klosters Bec in der Normandie und Erzbischöfe von Canterbury, in ihrer Schule zu Bec das Studium der scholastischen Philosophie, an deren Entwickelung die Benedictiner späterhin weniger Theil nahmen, als Gelehrte anderer Orden. Doch erhielt sich unter ihnen noch bei der abermaligen Ausartung der Klosterzucht Thätigkeit für die Wissenschaften und Künste, die dem Leben näher sind. Teutsche, französische und englische Benedictiner machten sich als fleißige Chronikenschreiber [27]) um die Geschichte ihrer Zeit verdient. Merkwürdig sind auch die Versuche einiger teutschen Klöster, den niedern Volksklassen Schulunterricht zu gewähren, was namentlich Abt Otto von Ottobüren in Schwaben im 12. Jahrh. that. Aber in der Regel hatten es die Klosterschulen nur auf gelehrte Bildung abgesehen, und in dieser Hinsicht waren die englischen Benedictinerschulen, besonders St. Alban, noch im 13. Jahrh. berühmt, während die teutschen und französischen sanken. Der alte Grundsatz des Ordens: **Ex scholis omnis nostra salus, omnis gloria, omnis felicitas, divitiae omnes ac ordinis splendor constanque stabilitas** wurde seit dem 13. Jahrh. in den meisten alten Abteien über der Sorge für Einkünfte, Vorrechte, Weltehre und Lebensgenuß vergessen, und die nun großentheils adeligen Prälaten und Würdenträger überließen es mit vornehmer Indolenz den Bettelmönchen, in dem Dienste der Kirche und für die Bildung des Volks zu arbeiten. Im Anfange des 14. Jahrh. fühlten selbst die Päpste, wie sehr die Benedictiner einer durchgreifenden Reform bedurften, um aus weltlichen Herren wieder wirkliche Mönche zu werden. Daher verordnete 1311 die Kirchenversamlung zu Vienne unter Clemens V., daß die schwarzen Mönche, d. h. die Benedictiner in und außer der Congregation von Clugny unschicklichen Putz in ihrer Tracht und ritterlichen Schmuck an Gürteln, Messern, Sporen und Sätteln meiden, sich einfach kleiden, keine Waffen führen, nie selbst jagen, auch keine Falken und Jagdhunde halten, stets gemeinschaftlich und in Beobachtung der klösterlichen Übungen leben, Klosterprioren nicht unter 25 Jahr, ordinirte Mönche nicht unter 20 Jahr alt seyn, Beamte ihre Ämter selbst verwalten, und in allen Klöstern Elementarlehrer der Grammatik und Philosophie angestellt werden sollten [28]). Und da diese Verordnung, wie 1322 eine Synode zu Valencia sagt [29]), bald wieder vergessen oder vielmehr in den meisten Klöstern gar nicht befolgt worden war, erließ der Papst Benedict XII. 1336 die unter dem Namen **Benedictina** bekante, mit Zuziehung des Abts Peter von Clugny und andrer französischer Äbte abgefaßte Constitution für den Benedictinerorden [30]). Die sämtlichen Klöster desselben wurden darin blos nach Maßgabe ihrer Lage in verschiedenen Ländern und erzbischöflichen Sprengeln ohne Rücksicht auf bisherige Verbindungen und mit Einschluß der exemten Abteien in 36 Provinzen getheilt, davon 7 in Italien, 1 in Sicilien, 1 in Sardinien und Corsica, 6 in Frankreich, 4 in Spanien, 1 in Irland, 1 in Schottland, 1 in England, 1 in Norwegen, 1 in Schweden, 1 in Polen, 1 in Ungern, 1 in Dacien, 1 in Böhmen, 1 in Illyrien und Dalmatien, 1 in Griechenland, 1 in Cypern, und 5 in Deutschland lagen. Nach der Benedictina sollte nun jede dieser Provinzen in jedem dritten Jahre ein Provinzialkapitel der Äbte und Deputirten aus allen darin liegenden Benedictinerklöstern unter einem aus ihrer Mitte zu wählenden Präsidenten halten, um die Berichte der ebenfalls vom Kapitel ernanten Visitatoren über den Zustand der Klöster in den einzelnen Diöcesen zu hören, die Rechnungen der Klöster über ihre Einnahme und Ausgabe zu revidiren, Strafen zu verhängen und über allgemeine Angelegenheiten der Provinz, die Beobachtung der Regel und die Constitution betreffend, Beschlüsse zu fassen, welche von besondern Definitoren vorzubereiten wären. Sie verordnete ferner für jedes Kloster mit seinen Prioreien jährliche Generalkapitel zur Ablegung der Rechnungen und tägliche Bußkapitel, die priesterliche Ordination der Prioren, Pröpste und Decane, die Anstellung von Lehrern nach Vorschrift der Clementina und die Sendung fähiger Mönche auf Universitäten. Diese Studenten des Ordens, von je zwanzig Mönchen wenigstens einer, sollten in zwei Klassen von gleicher Anzahl getheilt werden, deren eine Theologie, die andre canonisches Recht zu studiren hätte, und auf den Universitäten unter Aufsicht besondrer Prioren des Ordens auf Kosten der zu diesem Zwecke besteuerten Beneficiaten der Klöster zusammenleben, was dem Orden aufs neue die wissenschaftliche Richtung gab, durch die er sich in spätern Jahrhunderten, besonders dem siebenzehnten, so rühmlich auszeichnete. Darauf folgen in der Benedictina noch zweckmäßige Vorschriften über die Verwaltung der Einkünfte und Ländereien der Klöster, über die Klosterzucht, Kleidung und Clausur, und gegen das Eindrängen der Bettelmönche in Benedictinerpfründen. Übrigens läßt diese Constitution die alte Freiheit der Klöster, sich selbst zu regiren, und die Unabhängigkeit der Provinzen von einander bestehen, gibt den Präsidenten außer den Kapiteln keine Gewalt, und den Visitatoren nur das Recht

26) Vor allen andern in Fleury unter Abbo, da es an 5000 Schüler zählte, von denen jeder 2 Bände zur Bibliothek dieses Klosters schenken mußte. 27) Aus solchen Klosterchroniken und Heiligengeschichten von Chronisten des Ordens trug Mabillon seine hier häufig benutzten Jahrbücher Annales Ordinis S. Benedicti Par. 1703—1739. fol. T. I—VI. zusammen. Sie reichen nur bis 1157 und sind zwar über die Stiftung und Geschichte einzeler Klöster, auch über das Leben einzeler Äbte sehr ausführlich, zerstückeln aber den Stoff nach einzelen Jahren und geben keine Übersicht des Ganzen.

28) Clementin. L. III. T. I. X. cf. *Clementis V.* Constitutiones in concil. Vienn. not. illustr. a Hieron. Baldessino Rom. 1769. 4. p. 138. 29) can. 12. cf. *Harduini* Collectio regia max. Concil. T. VII. p. 1471. 30) Benedictina in 39 zum Theil langen Kapiteln cf. Magnum Bullarium Romanum. Lugd. 1692. fol. p. 241—259. correcter in *Wilkins* Concilia Magn. Britan. T. II. Lond. 1737. fol. p. 588.

zu untersuchen, ohne Strafgewalt, die allein die Kapitel erhalten. Die Jurisdiction der Bischöfe über die nicht exemten Klöster blieb ebenfalls ungekränkt, und die ganze Verfassung dieser Provinzen blos auf Herstellung einer guten Ordnung berechnet, so daß die Benedictiner dadurch auf keine Art zu einem Ordenskörper zusammenwachsen konten. Dennoch fand die Ausführung der Benedictina in vielen Provinzen Widerstand. Clemens VI. mußte schon 1343 die scharfen Strafgesetze Benedicts gegen die Übertreter seiner Vorschriften aufheben und diese absolviren [31]). In England, wo die Benedictiner seit 1215 in zwei Provinzen, Canterbury und York, getheilt gewesen und nun die ersten waren, welche die Benedictina auf ihren zu Northampton gehaltenen Provinzialkapiteln 1338 [32]), 1340 [33]), 1343 [34]), 1346 [35]) ins Werk setzten, wurde sie 1343 sehr modificirt, und durch daraus gezogene, in Rücksicht der Disciplin ungleich mildere Statuten verdrängt. Die englischen Benedictiner bildeten seitdem eine Provinz, hielten Kapitel, ordneten Visitatoren an und ließen Mönche aus jedem Kloster regelmäßig auf den Universitäten studiren, besserten aber ihre Klosterzucht so wenig, daß bald die alten Misbräuche wieder herrschend wurden. Noch lauer betrieb man die Einführung der Benedictina in Frankreich und Teutschland und überhaupt wurde während des 14. Jahrh. in den meisten Provinzen nichts dafür gethan, wie der Mangel an Urkunden von Provinzialkapiteln aus diesem Jahrh. außer England und Frankreich vermuthen läßt. Die Sorge Kaiser Karls IV. für die geistlichen Orden kam zwar auch den Benedictinern zu Statten, die unter ihm einige Klöster in Böhmen errichteten oder reformirten, hatte aber doch nur vorübergehenden Einfluß auf ihre Disciplin, und nur einzelne besser gesinte Äbte und Prioren bewirkten, wie der Abt Otto zu Castel in Baiern 1404, in ihren Klöstern Verbesserungen [36]), die nach ihrem Tode wieder eingingen. Höchst nöthig für den ganzen Orden war daher die Reform, welche das Concilium zu Constanz 1416 veranstaltete, und durch Provinzialkapitel für die Provinzen Mainz und Bamberg in dem Kloster Petershausen bei Constanz 1416 und 1417 ausführen ließ [37]). In den Beschlüssen dieser Kapitel sind die Verordnungen Clemens V. und Benedicts XII. in Rücksicht der Kleidung, Clausur, Verwaltung der Klostergüter, des gemeinschaftlichen Lebens, der jährlichen und täglichen Kapitel, der Studien in den Klöstern und auf den Universitäten erneuert, Visitatoren bestellt, Abgaben und Geldstrafen bestimt, für die eine Provinzialkasse mit einem Schatzmeister errichtet wurde, und andre Disciplinargesetze eingeschärft. Nach ihnen soll sich die Aufnahme neuer Mönche nicht mehr blos auf adelige beschränken, doch der adelige Noviz dem bürgerlichen vorgezogen werden. Von der wirklichen Befolgung dieser für alle Provinzen anwendbaren Constanzer Beschlüsse zeigten sich bald in und außer Teutschland erfreuliche Spuren. Clugny erinnerte sich seiner Pflicht als Haupt einer alten Congregation und sendete Visitatoren aus, die 1418 auch nach Teutschland kamen [38]). Ein Provinzialkapitel in der Westminsterabtei zu London 1422 suchte wenigstens die allergröbsten Unordnungen der englischen Benedictinerklöster abzustellen, ohne sich an die Benedictina zu binden [39]). Mehr im Geiste derselben, obgleich immer noch ziemlich mild, waren die Beschlüsse eines Kapitels der vereinigten Benedictiner in der Provinz Trier und Cöln, welches die Deputirten (Äbte und Pröpste) von 59 Klöstern aus den Diöcesen Cöln, Trier, Münster, Lüttich, Utrecht, Tull, Metz und Verdun unter dem Vorsitz von 4 Äbten als päpstlichen Präsidenten im October 1422 im Kloster St. Maximin zu Trier hielten. Sie schärften alle constanzer Beschlüsse ohne Veränderung ein, verboten das Fleischessen durchaus, gaben den Visitatoren strenge Instructionen und setzten die Frist zwischen den Generalkapiteln der Provinz auf zwei Jahre herab. Wie groß aber auch hier die Verwilderung war, zeigen die gerügten und abgestellten Misbräuche. Da mußte das Jagen, Umherlaufen an Festtagen, Unterlassung des Gottesdienstes, Vertheilung der Klosterpräbenden in baarem Gelde, Ausschicken aufgenommener Bettelmönche auf Bettelei zum Nutzen der Benedictinerklöster erst verboten und herumschweifenden Mönchen aufgegeben werden, wenigstens in einem halben Jahre zu ihren Klöstern zurückzukehren [40]). Nicht Sache der Provinz, sondern Privatunternehmung, aber eben darum ernstlicher gemeint war die 1418 zu Mölk in Östreich angefangene und bald andern östreichischen Klöstern, z. B. Ohenburg, Mariazell, Schottenkloster [41]) in Wien mitgetheilte Verbesserung der Zucht, welche sich durch gegenseitige Visitationen und seit 1464 durch Generalkapitel erhielt, denen die meisten Klöster der salzburger Provinz beitraten, ohne Mölk als Haupt zu betrachten [42]). Zur strengsten Beobachtung der Regel Benedicts und späterer päpstlicher Erläuterungen derselben führte um 1420 Johann von Minden die verfallne Abtei Bursfeld bei Minden im Hanöverschen, deren Statuten seit 1425 und besonders um die Zeit der Kirchenversamlung zu Basel, welche stark auf Reformation der Klöster drang, von mehr als 130 Be-

31) *Wilkins* l. c. p. 716. 32) ib. p. 626. 33) ib. p. 656. 34) ib. p. 713. 35) ib. p. 729. 36) Ein Beispiel von Paderborn s. in *Herrmann v. d. Hardt* Magnum Oecumenicum Constantiense Concilium T. I. p. 1092. 37) S. d. Akten desselben in *Herrm. v. d. Hardt* M. Oecum. Constant. Concil. T. I. P. XXVI. p. 1095. wo auch Kaiser Siegsmund's Bestätigungs- und Geleitsbrief für die Visitatoren p. 1111. sq. zu lesen ist.

38) ibid. p. 1092. 39). *Wilkins* Concilia Magn. Brit. T. III. p. 415. sq. Dieses Kapitel erlaubt den Mönchen Taschengeld, erläßt Jünglingen, die im Wachsthum stehen, das Fasten, und befiehlt den Umgang der Weiber nur möglichst zu meiden. Seine Verordnungen zeigen, daß die Mönche sich damals jede Art von weltlichem Kleiderprunk erlaubten, obschon die einfache schwarze Mönchskleidung schon 1346 geboten worden war. 40) Acta Capituli generalis Nigrorum Monach. Prov. Colon. et Trev. a. 1422 celebrati in Martène De Antiquis Eccl. Ritibus ed. 2. Antverp. 1783. f. T. IV. p. 861—72. 41) Schottenklöster nent man die von Schotten und Irländern im 12. Jahrh. während der Kreuzzüge in Teutschland zur Aufnahme durchreisender Pilger ihrer Nation gestifteten Benedictinerklöster, die lange, das zu Wien 260 Jahre, von wirklichen Schotten besetzt waren, seit dem 14. Jahrh. aber von Teutschen eingenommen wurden. Im 18. Jahrh. gab es 7 solche Klöster in Teutschland, von denen das zu Wien noch besteht. 42) Chronicon Mellicense s. Annales Monasterii Mellic. aut. Ans. Schramb. Viennae. 1702. fol. ad ann. 1418. sq.

Digitized by Google

nedictinerklöstern und 64 Nonnenklöstern in Niederteutschland, Flandern und dem Sprengel von Mainz (Fulda und Hirschau traten selbst bei) angenommen wurden. Da sich Bursfeld wegen seiner größeren Strenge mit den Verbindungen von Mölk und Castel, wie 1461 versucht worden war, nicht vereinigen ließ, bildete es nun mit den ihm anhängenden Klöstern die berühmte bursfelder Congregation, die 1464 zu Bursfeld ihr erstes Generalkapitel hielt und sich ganz nach der Benedictina einrichtete, aber schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. wegen des schnellen Fortganges der Reformation Luthers wieder bis auf 40 katholisch gebliebene Klöster zusammenschmolz [42]), die im 18. Jahrh. noch bestanden. Die ansehnlichste unter den im 15. Jahrh. entstandenen Benedictiner-Congregationen wurde die von der h. Justina in Padua oder Montecassino. Da im 14. und 15. Jahrh. kaum noch ein Kloster in Italien die Statuten von Clugny beobachtete, und die Disciplin der Benedictiner überhaupt verfallen war, unternahm 1409 der Venetianer Ludwig Barba als Abt von St. Justina eine Verbesserung der Klosterzucht nach der mildesten Auslegung der Benedictina, aus der durch Beitrit vieler andern Benedictinerklöster in Italien eine 1417 vom Papste bestätigte Congregation erwuchs, welche 1424 zu Polirone ihr erstes Generalkapitel hielt, und Barba zu ihrem Präsidenten wählte. Da Julius II. 1503 Montecassino, welches bisher seit 1454 Commende gewesen war, wieder einem regulirten Abte untergab, vereinigte er dieses Stammkloster des ganzen Ordens nebst vielen ihm verbunden gewesenen mit der Congregation der h. Justina von Padua und nante sie nun Congregation von Montecassino sonst St. Justina. Sie verstärkte sich durch Beitrit der Congregationen von Cave im Salernitanischen, welche, um 1000 gestiftet, 29 Abteien und 91 Prioreien in Neapel und Sicilien unter sich hatte, von St. Nicolas von Avenes in Sicilien, welche 1483 durch Vereinigung von 6 Abteien gebildet worden war und 1506 mit Montecassino verbunden wurde, von Lerins, einem sehr alten Kloster auf der Insel dieses Namens in der Provence, das im 11. Jahrh. Haupt einer ansehnlichen Congregation war, die noch im 14. Jahrh. blühte, aber wegen verfallner Zucht 1515 zur Provinz Toscana in der Congregation von Montecassino geschlagen ward. Diese theilte ihre Klöster, unter denen 95 größere und 100 kleinere waren, in 7 Provinzen: Rom, Sicilien, Neapel, Toscana, Venedig, Lombardei und Genua, welche in jährlichen Generalkapiteln zusammentraten, und von jährlich neugewählten gemeinschaftlichen Obern, dem Präsidenten, den Definitoren und Visitatoren, regirt wurden. Die sehr gelinden Satzungen dieser Congregation wurden 1642 aufs Neue bestätiget und eingeschärft, aber nie ganz genau beobachtet. Sie glaubt die vornehmste Congregation in der Christenheit zu seyn, und war allerdings im 17. Jahrh. durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet, und bis auf die neuesten Zeiten die reichste, daher auch in die meisten Klöster derselben nur Adelige aufgenommen wurden. Ihre schwarze Kleidung zeichnet sich durch außerordentliche Weite der Ärmel und breite Scapuliere aus. Ihre Laienbrüder, fratres commissi, sind dunkelblau gekleidet und nicht gebunden [43]). Die alten Benedictiner in Sicilien, z. B. zu Montreal, deren üppiges Herrenleben in vielen neuen Reisebeschreibungen geschildert wird, gehören ihr an. Die politischen Veränderungen in Italien seit 1798 haben diese Congregation sehr geschwächt, und sie bestand nur noch dem Namen nach, als die Wiederkehr der alten Ordnung der Dinge in der neuesten Zeit auch ihr Hoffnung sich wieder zu heben gab. In wiefern die Benedictinerklöster in Italien noch jetzt mit einander zusammenhängen, ist mir unbekant, wie auch, in welches Ordensverhältniß die im 19. Jahrh. auf Mont Cenis (1801) und zu Modena (1817) errichteten Benedictinerklöster gesetzt sind. In Spanien erhob sich das 1390 gestiftete Benedictinerkloster zu Valladolid durch unverrückte Beobachtung der Regel (daher San Benito de los Beatos genant) im 15. Jahrh. zum Oberhaupte einer Congregation, der zwischen 1436 und 1512 alle spanische Benedictinerklöster beitraten. Sie heißt Congregation St. Benedicts von Valladolid oder Vallisoletanische Congregation, nahm 1550 die Kleidung und Regel von Montecassino an, und war bis in die neueste Periode der Secularisationen in Spanien, die auch die Benedictiner treffen, eben so lau in der Observanz, doch im 18. Jahrh. für die Wissenschaften noch thätiger, als die italische [44]). Dieses Beispiel veranlaßte 1566 die Stiftung der Congregation von Portugal, welche sich durch Regulirung vieler Commendaturabteien verstärkte, in Brasilien 1587 zu Bahia ansiedelte und nach der spanischen bildete [45]). Sie besteht noch in allen Theilen des portugisischen Reichs und in derselben Erschlaffung, wie die italischen Benedictiner. In England ging der Orden durch die Reformation, bei der er 1536 noch 40 Abteien, 14 Prioreien und 7 Cathedralkirchen inne hatte, wie in andern protestantischen Reichen unter. Doch stifteten englische Benedictiner 1603 Klöster zu Douai und Dienlwart in Lothringen zur Bildung von Missionaren des Katholicismus in England, aus denen eine besondere erst von Montecassino, dann von Valladolid, seit 1637 aber freie und für sich bestehende Congregation englischer Benedictiner, welche die Kleidung und Regel von Montecassino beibehielt und zu Paris, Lampspring im Cölnischen und Cambray neue Klöster errichtete, aber für den Zweck der Mission in England, zu dem sie sich durch ein viertes Gelübde verpflichtete [46]) wenig geleistet hat und im 18. Jahrh. erloschen ist. Unter den teutschen Benedictinern erwachte im 16. Jahrh. neuer Eifer für die Wissenschaften. Die Provinzialkapitel 1533 in Schwaben und 1536 in Cöln errichteten neue Klosterschulen für die philologischen, philosophischen und theologischen Studien und

43) *Leukfeldi* Antiquitates Burafeldenses. Wolfenb. 1713. 4.

44) Origine e progressi della Congregazione Cassin. detta dell' Osservanza da Ant. Tornamira. Palermo 1675. 2 Vol. 4. Chronicon Cassinense. Par. 1668. f. Bullarium Cassinense Venet. 1650. fol. 2 Vol. 45) Monasterios de san Benito in Espana por Prud. Sandoval. Madrid. 1601. fol. 46) Benedicta Lusitana Ordenada p. Leo de St. Thomas. Coimbra 1644—50. fol. 2 Vol. 47) *Clem. Reyneri* Apostolatus Benedictinorum in Anglia. Duaci 1626. fol.

sorgten auch wiederum für die akademische Bildung der fähigsten Mönche. Dasselbe geschah auch in den übrigen katholischen Provinzen Teutschlands und der Schweiz, und da die Kirchenversamlung zu Trient [48]) die Vereinigung der noch nicht verbundenen und exemten Klöster in Congregationen befohlen hatte, bildeten sich 1623 die Congregationen der h. Schutzengel oder der befreiten Benedictiner in Baiern mit 19 Klöstern, des h. Geistes für den augsburger Sprengel mit 7 Klöstern, des h. Joseph für den constanzer Sprengel mit 11 Klöstern, und die von Mölk für die östreichischen Klöster, welche die zahlreichste war. Eine Generalversamlung aller teutschen Äbte zu Regensburg sollte 1630 diese Vereinigungen gleichförmiger, fester und fruchtbarer für die Wissenschaften machen; aber der Schwedenkrieg sprengte sie, und nur eine neue Congregation der salzburger Provinz, die noch im 18. Jahrh. mit 9 Klöstern bestand, war die Folge davon. In der Schweiz war schon 1602 eine Congregation der Klöster St. Gallen, Einsideln, Muri und Frischingen entstanden, zu der sich später noch fünf andre schweizerische Klöster gesellten. Durch Convente in jedem zehnten Jahre und Visitationen erhielt sie sich ohne Generalsuperior oder Präsident bis in das 18. Jahrh., dagegen die mölker Congregation bald nach der Mitte des 17. Jahrh. wieder aufgelöst wurde. Nur um den trienter Beschlüssen zu genügen, verband sich die reiche Abtei St. Waast zu Arras in Flandern 1569 mit den exemten Benedictinern zu Gent, St. Omer, Lobbes bei Lüttich, Cambray, Dornick und Oudenarde zu einer Congregation, die nichts Wesentliches in diesen Klöstern verbesserte. St. Waast schied 1660 aus, weil Arras an Frankreich kam, und die übrigen Klöster behielten bis in das 18. Jahrh. den Namen einer Congregation, ohne von ihren Misbräuchen zu lassen. In Frankreich waren zwar nach Benedicts XII. Constitution einige Kapitel der Provinzen gehalten und nach den Concilien zu Constanz und Basel Verbesserungen der Klosterzucht in Clugny (1458) und wenigen andern Klöstern versucht worden, aber bei weiten die meisten Benedictinerabteien und Prioreien, weil der König und die Bischöfe sie zu Commenden machten, um begünstigte Weltgeistliche und Laien damit auszustatten, auch wohl die Einkünfte für sich zu behalten, und manche Klöster während der bürgerlichen Kriege im 16. Jahrh. verwüstet wurden, noch im Anfange des 17. Jahrh. so sehr verwildert, daß sie die Regel kaum kanten, geschweige denn beobachteten. Selbst Clugny wurde 1528 weltliche Commende. Nur die Abtei Chezal Benoit in Bretagne machte davon eine ehrenvolle Ausnahme. Sie bildete 1502 eine Congregation ihres Namens (Congr. Casalis Benedicti) mit wirklicher Verbesserung, die mehrere andre Klöster, 1510 auch St. Germain de Prez zu Paris, annahmen, erhielt 1516 päpstliche Bestätigung und 1547 vom Könige das Recht, ihre Äbte, die dreijährig waren wie ihre Kapitel, selbst zu ernennen, artete aber gegen Ende des 16. Jahrh. ebenfalls aus. Erst im Anfange des 17. Jahrh. erwachte der alte, echte Sinn für Regel und Wissenschaft wieder unter den französischen Benedictinern, deren Mönchstugenden und literarischen Verdienste seitdem alle übrigen Congregationen des Ordens verdunkelten. Didier de la Cour begann, nachdem er sich in Montecassino von der verbesserten Einrichtung dieser Congregation unterrichtet hatte, 1600 als Prior von St. Vannes (lat. St. Viton) zu Verdun eine Reform, welche auch in der Abtei Moienmoutier oder St. Hidulph in Wasgau angenommen wurde, und durch die 1604 geschlossene Vereinigung beider Klöster zur Stiftung der Congregation von St. Vannes (Viton) und St. Hidulph Gelegenheit gab. Sie nahm die Kleidung und Verfassung mit Modificationen von Montecassino an, unterwarf sich aber viel strengeren Statuten in Rücksicht der Klosterzucht, nante ihre Obern, weil die Abtstitel den Commendatoren blieben, nur Prioren, hielt jährlich ein Generalkapitel, wo die Prioren wechselten [49]), und machte sich durch Gelehrte, wie Lami, Cellier Petitdier und Augustin Calmet berühmt. Alle Benedictinerklöster in Lothringen und Elsaß, auch einige Burgundische vereinigten sich mit ihr, so daß sie im 18. Jahrh. 49 zum Theil mit trefflichen Schulen der Philologie, Exegese und Kirchengeschichte ausgestattete Klöster zählte und erst durch die französische Revolution unterging. Mönche von St. Vannes brachten ihre Reform nach den Niederlanden, wodurch 1618 die Congregation von St. Placidus entstand. Nur 4 Klöster in Brabant vereinigten sich dazu, machten aber ihre Satzungen gelinder als in St. Vannes und ihre Superioren beständig. Nachdem auch einige französische Benedictinerklöster zu Limoges, Noailles, Meaux, Jumiege, Solignac, Corbie und Paris (Blancs manteaux) die Statuten von St. Vannes vorzüglich durch Lorenz Benard's (s. d. Art) Bemühungen angenommen hatten, beschloß das Generalkapitel zu St. Monsuy in Toul 1618 die Errichtung einer zweiten verbesserten Congregation in Frankreich, welche noch 1618 unter Begünstigung des Königs und vieler Großen auf einem Convent in dem ihr eingeräumten Kloster der Wilhelmiten (Weißmäntel, Blancs manteaux) zu Paris gestiftet wurde, und, um die Eifersucht der Klöster zu verhüten, nach dem angeblichen ersten Apostel der Benedictinerregel in Frankreich, dem h. Maurus, den Namen der Congregation von St. Maur annahm. Sie erhielt durch ein Breve Gregors XV. 1621 und durch eine Bulle Urbans VIII. 1627 päpstliche Bestätigung mit bedeutenden Privilegien und theils durch freiwilligen Beitritt vieler Klöster, theils durch die Befehle des Kardinal Richelieu, der alle französischen Benedictiner mit ihr vereinigen wollte, schnellen Zuwachs, so daß sie 1632 schon 40 Klöster zu den ihrigen rechnete [50]). So kam die Abtei Tiron in Poitou, die sich im 12. Jahrh. nach dem Muster von Fontevrauld reformirt und eine Congregation von 10 Abteien und 10 Prioreien gebildet hatte, aber 1550 Commende geworden war, 1629,

48) Sess. XXV. Decr. reform. cap. 8.

49) Außer Helyot T. IV. c. 35. vgl. B. Pez Bibliotheca Benedictino-Mauriana Aug. Vindel. 1716. 8. in der vorgesetzten Dissertatio hist. de ortu et progressu etcet. cap. I—IV. Regula Benedicti c. Declarationibus et Constitutionibus Congreg. St. Vitoni et Hidulphi. Tulli 1625. 32. 50) *Pez* l. c. cp. V. VI. *Helyot* Hist. des ordres monast. T. IV. chap. 37.

Digitized by Google

St. Denis bei Paris, das erst 1607 eine Congregation mit 9 exemten Abteien gebildet hatte, 1633, die ganze Congregation von Chezal Benoit 1636, Marmoutier (Majus monasterium) bei Tours, das sonst 200 Prioreien unter sich hatte, 1637, Chaise dieu, eine Kolonie von Clugny, 1640, die berühmte Abtei Fleury mit 30 Prioreien und Propsteien, und St. Benignus zu Dijon 1651, Sauve majour (Silva major) auf einer Halbinsel bei Bourdeaux 1660 zu der Congregation von St. Maur. Auch Clugny, das 1663 durch Einführung einer strengeren Observanz in einigen dazu gehörenden Häusern in zwei Parteien zerfallen war, sollte sich mit St. Maur vereinigen, was auch durch Verträge v. 1634 und 1636 unter der Bedingung geschah, daß die Congregation den Namen von Clugny neben dem von St. Maur führen sollte. Da aber diese Vereinigung sich schon 1644 wieder auflöste, fuhren die alten, nicht verbesserten Cluniacenser fort, mit den neuen von der strengeren Observanz zu hadern und zu rechten. Ihre von dem Kardinal Mazarin 1659 erzwungene Verbindung mit der Congregation von St. Vannes zerschlug sich wieder durch ihre Eifersucht 1661, und die innern Streitigkeiten der Cluniacenser stillte erst 1711 ein Vergleich beider Parteien, nach dem die alten Cluniacenser Pfründenbesitzer ohne reguliertes Mönchsleben, den Observanten aber 29 französische Klöster blieben. Außer Frankreich gab es keine Cluniacenser mehr. Die Präbenden der Laienbrüder kamen an das Invalidenhaus zu Paris [51]). Wie eigentlich nur die Hofränke der vornehmen Herren, welche Clugny als Commendaturabtei besaßen und daher von jeder Veränderung Nachtheil für ihre Einkünfte fürchteten, die Vereinigung der Cluniacenser mit einer mehr geregelten Congregation den Absichten der Regirung zum Trotz vereitelt hatten, wußten sich auch mehre andre exemte Abteien in Frankreich durch den Einfluß ihrer Commendaturäbte und Pfründenbesitzer gegen die Verbindung mit St. Maur sicher zu stellen, z. B. St. Victor in Marseille, das 1668 lieber eine gelinde Verbesserung als die Statuten der Mauriner annahm, St. Claude in Condal am Jura [52]), das schon seit 1300 ein Stift für adelige Müßiggänger ohne Mönchsregel gewesen war; oder durch den Schein des Zusammenhanges mit Klöstern gleicher Art in einer Congregation diese Verbindung und zugleich die Jurisdiction der Bischöfe abzuwehren. Diese befreiten Benedictiner erfüllten so das Gebot der trienter Kirchenversamlung, um unabhängig und ungeregelt bleiben zu können [53]). Die Congregation von St. Maur hatte die Reform von St. Vannes angenommen und that sich anfangs nur durch selten gewordne Mönchstugenden hervor. Wegen der Abtstitel in gleichem Falle, wie St. Vannes, nante sie ihre Klosterobern nicht Äbte, sondern Prioren. Ein von dem Generalkapitel auf unbestimte Zeit gewählter General, zwei Assistenten desselben, ein Kollegium von Definitoren und sechs Visitatoren für die sechs Provinzen, in welche die Congregation ihre Klöster theilte, bildeten die Regirung derselben; die Prioren der Klöster wechselten nach Ermessen des Generals. Die Kleidung war weniger weit als in Montecassino, der Kirchendienst und die Klosterzucht nicht übermäßig streng und für ausgezeichnete, in Auftrag des Generals, besonders literarisch beschäftigte Glieder noch durch zweckmäßige Dispensationen erleichtert, der Gehorsam gegen die Obern nicht sklavisch, das Zeitliche d. h. Handarbeiten und mechanische Dienste durch Laienbrüder (fratres commissi) besorgt, Reisen und Verwaltung der Selsorge in den zu den Klöstern der Congregation gehörenden Pfarreien erlaubt und die Aufsicht der Bischöfe durch päpstliche Privilegien beinahe ganz beseitiget. An die Stelle der in Benedicts sonst ziemlich genau beobachteter Regel vorgeschriebenen Handarbeit trat Beschäftigung mit den Wissenschaften, deren Betrieb vorzüglich durch Gregor Tarisse [54]), der 1630 — 1648 General war, nach den Wünschen des Kardinals Richelieu in der Congregation aufkam. Dazu dienten die den Jesuiten abgelernten Vorbereitungen der Novizen in besondern Noviziathäusern, worin sie zwei Jahr Kirchenlehre, Regel und Ordensceremoniell lernen und fünf Jahre Sprachen, philosophische, historische und theologische Wissenschaften studiren mußten, um dann nach einjähriger Rekollektion (d. h. andächtigen Samlung durch fromme Übungen) in andern dazu bestimten Klöstern die Priesterweihe zu empfangen, zu welcher alle Benedictiner dieser Congregation gelangten. Außer den Noviziathäusern hatte sie noch höhere Lehranstalten in einigen Klöstern, wo die bereits ausgebildeten Mönche in der griechischen und hebräischen Sprache, in der positiven Theologie, der Casuistik und dem kanonischen Rechte von gelehrten Superioren unterrichtet wurden [55]) und in mehren Klöstern auch Seminarien oder Kostschulen für junge Adelige mit Freistellen, die sehr besucht waren. Jedes Kloster mußte eine Samlung von Büchern und Urkunden anlegen und einen gelehrten Mönch zum Bibliothekar haben. Der General war berechtigt bei literarischen Unternehmungen von bedeutendem Umfange unter die dazu geeigneten Glieder der Congregation nach Maßgabe ihrer verschiednen Fähigkeiten, Kentnisse und Neigungen die Rollen zu vertheilen, so daß Einige Materialien sammelten, Andre ordneten, Andre verarbeiteten, Andre die vollendeten Manuscripte prüften und feilten, ehe sie dem Druck übergeben wurden, und jeder mit Verzichtleistung auf persönlichen Ruhm nur zum Besten der Welt und zur Ehre des Ordens seinen Beitrag leistete [56]). Die Verfasser und Mitarbeiter wurden auf den Titeln der von der Congregation veranstalteten Werke oft nicht einmal genant. Das Zusammenwirken vieler tüchtiger Gelehrten in solchem Gemeingeiste, der freie Gebrauch der an trefflichen Urkunden und Handschriften reichen Archive und Bibliothekn des Königs, der Großen und der Klöster in Frankreich,

51) *Helyot* T. IV. chp. 20, wo die Geschichte von Clugny ausführlich erzählt ist. 52) Statuta Monast. S. Claudii ed. a Cand. d'Estrées. Par. 1704. 4. 53) Statuta et decreta reformationis Benedictinorum exemtorum. Par. 1582. 4.

54) S. d. Art. 55) Diese Klosterakademien ersetzten den Maurinern die in der Benedictina vorgeschriebenen Universitätsstudien. Die Mauriner wollten alles sich selbst verdanken und fanden die Universitäten in Frankreich damals nicht genügend für ihren Zweck. 56) Constitutiones pro directione regiminis Congr. S. Mauri Par. 1646. 4. Regula S. Benedicti cum declarationibus Congr. S. Mauri. Par. 1645. 8.

die Ausbeute wissenschaftlicher Reisen sachkundiger Mönche ins Ausland, die gänzliche Befreiung Aller von zeitlichen Sorgen, wozu der alte und noch zunehmende Reichthum ihrer Klöster jedes nöthige Mittel darbot, die den vorzüglichern Schriftstellern vergönte Muße und Ungebundenheit in Eintheilung ihrer Zeit und die Dauer der durch Zufluß guter Köpfe von Geschlecht zu Geschlecht sich wieder verjüngenden Congregation machte ihr die Ausführung literarischer Werke möglich, an die sich kaum eine Akademie der Wissenschaften und nie ein einzelner Gelehrter wagen konte. So entstanden die Akten der Heiligen und die Annalen des Benedictinerordens, die herrlichen Ausgaben der Kirchenväter [57]), für deren Text und Erläuterung nie eine Korporation mehr gethan hat, als die Mauriner, die Samlungen der Quellen zur Geschichte Frankreichs und einzelner Gebiete desselben, die bändereichen Abdrücke von Urkunden und Quellen zur allgemeinen und localen Kirchengeschichte [58]), die Beschreibungen der Geschichte der bischöflichen Sprengel und der Abteien in Frankreich (Gallia christiana), die umfassenden Aufklärungen über profane und kirchliche Alterthümer [59]), die neuen, sehr verbesserten Ausgaben des Glossariums über die Latinität des Mittelalters von Dufresne und der Heiligengeschichten von Surius, die zur Geschichtsforschung unentbehrlichen Anweisungen zum Gebrauch der Urkunden, und zur Ausmittelung der Wahrheit historischer Thatsachen [60]) und die Literärgeschichte von Frankreich [61]) neben vielen andern exegetischen, ascetischen, dogmatischen, kirchenrechtlichen, philosophischen, genealogischen und biographischen Schriften. Selbstständige Forschung, sachkundige Umsicht, ausdauernder Fleiß und Belesenheit wird in keinem dieser Werke der Mauriner vermißt, und an manchen derselben auch feiner kritischer Sinn, Wahrheitsliebe, unbefangene und freimüthige Beurtheilung, glückliche Anordnung und geschmackvolle Schreibart bewundert. Solche Früchte bewiesen, um wie viel gründlicher der Unterricht und tiefer die Studien bei den Maurinern waren, als bei den Jesuiten. Gelehrte vom ersten Range wie Mabillon, Montfaucon und Martene, die Geist und Redlichkeit mit umfassender Gelehrsamkeit vereinigten, und soviel bleibende, wahre Verdienste um Geschichte, Alterthümer, Patristik, Literatur- und Kirchengeschichte, die auch bei den Protestanten dankbare Anerkennung fanden und noch finden, hatte die Gesellschaft Jesu doch nicht aufzuweisen [62]). War daher Richelieu's Absicht, durch diese Benedictiner der Literatur in Frankreich mehr Ernst und Gehalt und den auch in der gelehrten Welt herrschenden Jesuiten ein kräftiges Gegengewicht zu geben, vollkommen erreicht worden; so konten nun Angriffe des Neides und der Eifersucht von Seiten derselben gegen die Mauriner nicht ausbleiben. Diese hatten sich fast in jedem Decennium des 17. Jahrh. durch neuerworbene Klöster verstärkt. Im 18. Jahrh. besaßen sie in Frankreich, außer welchem sie keine Ansiedelungen unternahmen, 180 Klöster, unter denen St. Germains de Pres zu Paris wegen seiner großen, durch wichtige Schenkungen bereicherten Bibliothek und als der gewöhnliche Sitz des Generals und der vorzüglichsten Gelehrten das ansehnlichste war. Diese Blüthe gab der Congregation Selbstgefühl und der beständige Umgang mit den Wissenschaften auch Sinn für Wahrheit und Muth genug, es mit den Ränken der Jesuiten aufzunehmen. Sie trat auf die Seite der Appellanten gegen die Constitution Unigenitus; über 500 Mauriner waren sogar unter den Reappellanten und weigerten sich, trotz der Ungnade des französischen Hofes und des Papstes, welche die Congregation sich durch diese Kühnheit zuzog, die verhaßte Bulle anzunehmen. Der Kampf darüber, in dem Rom sie aufzulösen drohte und der König durch Eingriffe in die Freiheit ihrer Generalkapitel die Wahl der Reappellanten zu Superioren verhinderte, währte von 1718 bis 1735, wo sie endlich durch den Abfall ihrer Obern zu den Constitutionisten geschwächt, durch Verweisungen und Einkerkerungen der entschlossensten Reappellanten aus ihrer Mitte eingeschüchtert und durch Gunstbezeugungen gegen die Biegsamern umgestimt, die Bulle ohne Vorbehalt annahm [63]). Seit dieser Niederlage sank ihr Geist und Muth immer merklicher; sie lieferte außer den Fortsetzungen angefangener Werke weiter nichts Bedeutendes, zehrte von ihrem alten Ruhme und hatte weniger Gelehrte als Mönche, als sie in der französischen Revolution mit andern geistlichen Orden aufgelöst und vernichtet wurde. Neben den Verdiensten der Congregation von St. Maur erscheinen die wissenschaftlichen Leistungen teutscher Benedictiner im 18. Jahrh. unerheblich. Da die Congregationen derselben klein blieben, auch zum Theil nicht lange bestanden, und außer der Stiftung neuer Schulen in einigen Klöstern Schwabens, Baierns und Östreichs keine erwähnenswerthe Früchte brachten, blieb ihre literärische Thätigkeit auf den Eifer einzelner gelehrter Äbte und Mönche beschränkt. Die beiden Peze in Mölk und Wien waren doch nur fleißige Samler, die böhmische Congregation, die unter der Kaiserin Maria Theresia auf Betrieb des Abts Löbel zu Prag das Theresianum, eine Lehranstalt für junge Adelige, stiftete, wurde in ihrem Vorhaben einer neuen Ausgabe der Scriptor. rer. Bohem., wozu Mauriner helfen sollten, durch den siebenjährigen Krieg gestört, die Germania sacra, welche die Benedictiner nicht allein unternahmen, blieb unvollendet, und was einzelne Klöster z. B. St. Blasien im Breisgau unter dem gelehrten Martin Gerbert, Banz in Franken, St. Emmeran in Regensburg, Benedictbeuren, Tegern-

57) Augustinus, Athanasius, Basilius M., Chrysostomus, Gregor. M., Hieronymus, Origenes, Ambrosius, Cyrillus Hieros., Gregor. Nazianz., Hilarius, Justinus Mart., Bernardus Clarevall., Cyprianus, Irenaeus, Anselmus Cantuar., Eadmerus et cet. 58) Von d'Achery (Spicilegium), Mabillon (Analecta), Martène und Durand (Thesaurus nov. Anecdotorum et Vett. scriptt. amplissima collectio). 59) Vornehmlich von Montfaucon und Martène. 60) L'Art de vérifier les dates des faits histor. in der neuen Ausgabe von 1818 noch nicht vollendet. 61) Histoire littéraire de la France von 1733 an 15 Quartbände. Beide Werke wurden nach Untergang des Ordens von andern Gelehrten fortgesetzt. 62) Histoire littéraire de la Congr. de S. Maur. (p. R. Prosp. Tassin) Brux. et Paris 1770) 4. Teutsch: Tassins Gelehrtengeschichte der Congr. v. St. Maur. Frkft. u. Lpz. (Ulm) 1773. 74. 8. 2 Bde.

63) Histoire de la Constitution Unigenitus, en ce qui regarde la Congr. de St. Maur. Utrecht. 1736. 8.

see, und östreichische Klöster wie Kremsmünster, Mölk, Göttweih und das Schottenkloster in Wien für die Geschichte der Diöcesen und Klöster, für Samlung von Chroniken und Urkunden und ähnliche Zwecke thaten, blieb in Hinsicht der Kritik und noch mehr des Geschmacks weit hinter den Arbeiten der Mauriner zurück. Die gänzliche Abhängigkeit von den Äbten, in deren Reihe auf Freunde der Wissenschaft träge Weichlinge oder Frömler folgten, die Mangelhaftigkeit des klösterlichen Unterrichts in Hinsicht auf Philologie, Archäologie und Philosophie, die Ängstlichkeit in Beobachtung der Mönchsübungen, und die kleinliche Eifersucht der rohen Mehrheit, oft auch der ungebildeten Obern gegen gelehrtere Mönche ließen in den teutschen Benedictinerklöstern weder angeregten Eifer für die Wissenschaft lange anhalten, noch gute Köpfe zu gehöriger Ausbildung kommen. Nach den Abtesstellen in reichsfreien gefürsteten, oder sonst ansehnlichen exemten Abteien strebte der Adel, der den Lebensgenuß und die zeitliche Ehre immer mehr liebte, als das Wissen; und der beschränkte, noch bis gegen Ende des 18. Jahrh. wenig aufgehellte Geist der teutschen Kirche drückte auch die Benedictiner. Ihr letztes Aufstreben war der um die Mitte des 18. Jahrh. entworfene Plan einer teutschen gelehrten Benedictiner-Societät zur gemeinschaftlichen Bearbeitung der teutschen Landes- und ihrer Ordensgeschichte, dessen Ausführung nie ganz vollständig gelang und durch den Einfluß der französischen Revolution auf Teutschland endlich auf immer abgebrochen wurde. Die darauf folgenden Secularisationen trafen nach und nach alle außeröstreichischen, auch die bairischen Benedictinerklöster. Viele Mönche wurden Weltgeistliche oder gar Laien, die Bibliotheken fielen in die Hände der Landesherren und nur wenige Conventе wußten sich durch Versetzung beisammen zu erhalten, wie St. Blasien, dessen Mönche 1806 nach Spital am Pyrhn ob der Ens und 1808 nach St. Paul in Kärnthen kamen, welches Kloster sie noch jetzt inne haben. Nächst ihnen zeichnen sich jetzt Mölk, Kremsmünster, Göttweih, Seitenstätten und St. Florian in Östreich durch einzelne gelehrte Benedictiner und durch großen Vorrath von Urkunden und Manuscripten aus [64]). Übrigens ist die Klosterzucht zu rühmen, welche die teutschen Benedictiner in den neuern Zeiten meist beobachteten, und dem ganzen Orden das Zeugniß nicht zu versagen, daß er sich der Welt nur durch Gelehrsamkeit, Seelsorge und hie und da im Luxus genähert, doch nie in politische Händel gemischt oder an die Höfe gedrängt hat. Die polnischen Benedictiner, welche auf Betrieb des Palatins von Plock, Joh. Karl von Wierchowicz 1670 zu einer Congregation des h. Kreuzes nach dem Muster von Montecassino zusammentraten (Congreg. Castrocassinensis), haben außer einigem Schulunterricht wenig Zeichen des Lebens von sich gegeben, und noch weniger die 1560 errichtete Congregation de Meléda in Dalmatien. Von den Benedictinern in Ungern gibt die Note [65]) Nachricht.

64) Wiener Jahrbücher v. J. 1821. Bd. XV. S. 225. 65) Mit dem ersten Jahre des 11. Jahrhunderts wurde dieser Orden auch in Ungern einheimisch, und kaum war noch die erste Hälfte desselben vorüber, so zählte er bereits 16 reich dotirte Abteien.

Zur Zeit der Kirchenversamlung zu Constanz zählte der Benedictinerorden mit seinen Zweigen 15107 Klöster, in deren jedem wenigstens 6 Mönche waren. Nach der Reformation sank diese Zahl, von der nur zwei Drittheile den eigentlichen Benedictinern oder schwarzen Mönchen angehörten, bis auf ungefähr 5000 Klöster derselben in allen Ländern der katholischen Christenheit herab, von denen jetzt kaum noch der sechste Theil wirklich besteht. Dennoch blieben die Benedictiner unter allen Mönchen die angesehensten und begütertsten. Den Stolz auf ihr Alter und ihren Rang unter den geistlichen Orden spricht

Stephan der Heilige stiftete deren selbst fünfe, die erste und älteste auf dem heil. Pannon- oder Martinsberge bei Raab, deren Abt im J. 1385 zum präsidirenden Oberhaupte sämtlicher Abteien seines Ordens in Ungern eingesetzt wurde, und schon von da an für einen Erzabt galt, zu welchem ihn eigentlich erst die Bulle Leo X. erhob (1514). Stephans Nachfolger in der Arpadischen Periode, so wie auch einzelne Privaten, sorgten mit gleichem Eifer, und mit gleicher Freygebigkeit, wie für den Zuwachs neuer Abteien, so auch, für die noch reichlichere Ausstattung der bereits vorhandenen. In den spätern Jahren wurden wol die neuen Stiftungen immer seltner, theils weil sie eine so beträchtliche Aussteuer an Ländereien foderten, welche man bei andern Stiftungen ersparen konte, theils weil der steigende Luxus auch die ungrische Gottseligkeit das Haushalten gelehrt hatte. Indeß geschah doch auch da noch Manches, und ehe der unglückliche Tag bei Mohács kam (1526, 29. Aug.), zählte der Orden an 90 Abteien im Lande. An den Folgen dieses Tages gingen die meisten derselben unter; doch erholten sich späterhin wieder mehrere, und als Joseph II. das Todesurtheil über den Orden aussprach (1786, 4. Dec.), waren noch dieselben vorhanden, denen nach 15 Jahren, sein Neffe K. Franz, das Daseyn und die Güter wieder zurückgab (1802, 25. April); nämlich die Erzabtei auf dem Martinsberge und die drei Filialabteien zu Tihány, Bakonybél und Dömölk. Große Verdienste um die Landes-Gemüths- und Geistes-Cultur erwarb sich der Orden in Ungern; und selbst da, als an die Stelle der Mäßigkeit, der Gottesfurcht, der Arbeitsamkeit und des Fleißes in Studien, die Verschwendung, Pracht, Schwelgerei und Üppigkeit traten, kam aus seinem Schoße des Guten noch immer unendlich mehr, als des Üblen. Auch gegenwärtig fährt er fort, der ungrischen Welt nützlich zu seyn. Mit seiner Wiederherstellung erhielt er auch die Verpflichtung, den Unterricht der Schuljugend in 8 Gymnasien, und der akademischen auf 2 Akademien zu besorgen. — Eine ausführliche Geschichte des Ordens und seiner vielen Abteien findet man in des Benedictiner Fuchshoffer Monasteriologia Regni Hung. Lib. I. S. 1—264. fol. und seinen neuesten Zustand in dem im J. 1817 zuerst erschienenen Schematismus desselben. (*Gamauf*). Der Benedictiner-Orden hat sich in Ungern um die Erziehung der Jugend, um die Wissenschaften und um die Literatur unstreitig viele bleibende Verdienste erworben. Er versieht in dem Raaber Studien-Bezirk die königl. Akademie und das königl. Archi-Gymnasium zu Raab, die königl. Gymnasien zu Komorn, Güns und Odenburg und das kleinere Gymnasium zu Papa; in dem Presburger Studien-Bezirk die königl. Akademie und das Archi-Gymnasium zu Presburg, und die königl. Gymnasien zu Gran und Tyrnau. Im J. 1821 hatte dieser Orden in Ungern (zufolge des gedruckten Schematismus) 351 Individuen, namentlich einen Erzabt auf den St. Martinsberg (s. St. Martinsberg), 2 Unter-Äbte, 89 Priester, 17 docirende Cleriker, 72 Alumnen, welche die Studien bereits absolvirt haben oder noch frequentiren, und Novizen. Das Gelübde hatten 142 abgelegt. Doctoren der Theologie zählte der Orden 6, Doctoren der Philosophie und der freien Künste 8. Die Seelenzahl betrug in der dem Orden gehörigen Erz-Abtei vom St. Martinsberg und den zwei Filial-Abteien von Bakonybél und Dömölk 24390, worunter 19719 Katholiken, 1784 Evangelische A. C., 2729 Reformirte, 3 nicht unirte Griechen, 84 Juden. (*Rumy*).

Digitized by Google

auch das ihren Äbten und einzelnen Mitgliedern beigelegte Prädikat: Herr. Dom, die kürzeste Zusammenziehung von Dominus, setzen sie vor den Namen jedes Mönchs, Domnus nennen sie den Abt, Dominus ohne Abkürzung aber nur Gott. Über die Literaturgeschichte des Ordens sind außer den genanten noch folgende Hauptwerke zu vergleichen: Historia rei literariae Ordinis S. Bened. a Magnoaldo Ziegelbauer, Ord. S. Ben. Theologo, August. Vindel. 1754. fol. 4 Bde. Bibliothèque générale des écrivains de l'ordre de S. Benoit. Contenant une notice exacte des ouvrages de tout genre etc., p. un Religieux Bénédictin de la Congr. de St. Vannes T. I—IV. à Bouillon 1777. 78. 4.

Benedictinerinnen scheinen erst nach dem Tode Benedicts von Nursia aufgekommen zu seyn, da die Stiftung eines Nonnenklosters durch seine Schwester Scholastika sich keineswegs erweisen läßt. Die occidentalischen Nonnen hatten im 6. und 7. Jahrh. theils ganz andre, theils nur mit der Benedictinischen gemischte Regeln. Erst im 8. Jahrh. wurden alle Nonnenklöster im fränkischen Reiche auf Benedicts Regel verwiesen, beobachteten sie aber nicht genauer, als die Mönche. Da sie stets unter der Aufsicht der Bischöfe blieben, und wenn sie sich an einige Congregationen der schwarzen Mönche anschlossen, von diesen doch nur unter Mitwirkung der Bischöfe visitirt werden durften, blieb die Verfassung ihrer Klöster stets von Localumständen abhängiger, als von Ordensgrundsätzen, und daher sehr verschieden. Im Mittelalter waren diese Nonnenklöster beinahe noch mehr verwildert als die Mönchsklöster, und da um die Zeit der Kirchenversamlung zu Constanz Ordnung, Sitte und sichrer Besitz bei ihnen wieder befestigt worden war, drängte sich der weibliche Adel in die meisten Pfründen derselben ein, und brachte das Bedürfniß größerer Ungebundenheit aufs neue unter die Benedictinerinnen. Viele Klöster derselben verwandelten sich in weltadelige oder freie Chorfrauenstifter. Diese waren bis zu ihrer Aufhebung nur dem Adel zugänglich und in der wenig klösterlichen Kleidung sehr verschieden. Sie behielten den Namen der Benedictinerinnen bei, und nur die seit dem Ende des 16. Jahrh. verbesserten Benedictinerinnen zu Montmartre bei Paris, zu Beauvais, zu Val de Grace in Paris, zu Douai und die 20 Häuser derselben in verschiedenen Gegenden Frankreichs, welche 1622 von Gregor XV. zur strengsten Beobachtung der Regel Benedicts verpflichtet wurden, führten zusammen den Namen der Congregation U. L. Fr. von Calvaria. Noch 1654 und 1676 entstanden zwei kleine Congregationen der Benedictinerinnen von der beständigen Anbetung des h. Sacraments, jene mit 9 Klöstern zu Paris und andern Orten, diese erst in Valdosne und dann in Charenton, beide mit dem vierten Gelübde, das Sacrament des Altars oder die h. Hostie ununterbrochen in ihren Klosterkirchen anzubeten, worin die Nonnen einander ablöseten, und ihm wegen seiner in Kriegen häufigen Entheiligung an bestimmten Tagen öffentlich und feierlich Abbitte zu thun, welches eine Nonne wöchentlich in der Tracht einer Büßenden verrichten mußte. Beide Arten von Benedictinerinnen, deren erste die strengste war, trugen Hostie und Kelch von vergoldetem Kupfer in kleinen Ordenszeichen als Skapulier auf der Brust. Jetzt sind die Klöster der Benedictinerinnen mit wenigen Ausnahmen aufgehoben oder von selbst eingegangen.

Über die Geschichte und Verfassung der Benedictiner und Benedictinerinnen im Ganzen vergleiche das schon angeführte Werk von Helyot im 4. Theile (Bd. 5. und 6. der deutschen Übersetzung), der ganz von den Mönchen und Nonnen nach Benedicts Regel handelt und hier meist benutzt ist. (*G. E. Petri.*)

BENEDICTIS (Jacobus de), auch Jacoponus[1]) genant, geistlicher Liederdichter in der letzten Hälfte des 13. und zu Anfange des 14. Jahrh. Er stamte aus einem angesehenen italischen Geschlechte und war zu Todi (Tuder, daher Tudertinus) im Herzogthume Spoleto geboren; trat in den Orden der Franciskaner, und, den Stifter seines Ordens sich zum Muster nehmend, unterwarf er sich den strengsten Büßungen und suchte aus mönchischem Eifer seine Freude darin, von der Welt verachtet und verspottet zu werden. Durch allerlei Prophezeiungen, welche er unter das Volk brachte, und besonders durch lauten Tadel der Sitten und der Lebensweise Bonifacius VIII. (Benedictus Carteno von Anagni) zog er sich den Haß dieses Papstes zu, welcher ihn etwa im J. 1301 oder 1302[2]) zu Präneste in ein Gefängniß steckte. Jakobus de Benedictis starb am 25. Decbr. 1306, während der päpstlichen Regirung Clemens V. (Bernardo de Getto); ob wieder frei gegeben oder im Gefängniß, finde ich nicht erwähnt[3]). Er hat, außer einer noch handschriftlich in der Vatikanischen Bibliothek vorhanden seyn sollenden Weissagung, viele sogenante Rhythmen und Gesänge geistlichen Inhalts hinterlassen, welche in einer sehr ungebildeten Sprache und mit lächerlicher, dem Dichter zum Gespött gereichender Einmischung von allerlei plumpen Worten aus den verschiednen italischen Mundarten gedichtet seyn sollen[4]), und welche der Minorit Franciskus Fresa-

---

1) Jacoponus ob ingentem sui contemptum, sagt Wharton, ohne Zweifel an das griechische Wort πόνος denkend. 2) Bonifacius VIII. Papsttibum dörte bekanntlich im J. 1303 auf. 3) Seine von Wharton mitgetheilte Grabschrift lautet:

Ossa B. Jacoponi de Benedictis
Tudertini, Fratris Ordinis Minorum,
Qui stultus propter Christum,
Nova mundum arte delusit,
Et coelum rapuit.
Obdormivit in Domino
Die XXV. Decembris, Anno MCCCVI.

4) Scripsit lingua rudi Italica Rithmos (Rhythmos) et poemata multa, quibus crassiora verba, Tudertina, Calabra, Sicula, Neapolitana, data opera immiscuit, ut lectoribus risum, sibi ludibrium moveret, sagt Wharton. Hat Jacobus de Benedictis dergleichen Einmischungen von Worten aus den italischen Dialekten auch bei lateinischen Gedichten gebraucht, was ich, bestimt zu behaupten, nicht wage, da die Samlung seiner Gedichte mir nicht zur Hand ist, so wäre er der älteste macaronische Dichter, welcher zur Zeit bekant ist, und würde eine Stelle in dem Artikel: Macaronische Poesie in Lessings Kollektaneen zur Literatur, herausgegeben und weiter ausgef. von J. J. Eschenburg (G. E. Lessing's sämmtl. Schriften Thl. 16. S. 100. u. f. w.) verdient haben. Diesen Lessingschen Aufsatz hätte ich bei dem Artikel: Antonius Arena, im 5. Theile dieser Encyclopädie, nicht übersehen haben sollen.

tus zu Rom 1558 in 4. herausgegeben hat; eine noch vermehrtere Ausgabe erschien zu Venedig 1617, gleichfalls in 4. Manche Sentenzen und geistliche Aussprüche von ihm sollen sich auch in des Matthäus Raderus Viridario Sanctorum finden. Sein allerbekantestes Lied aber ist die durch Pergolesis vortreffliche Composition noch berühmter gewordene kirchliche Sequenz: „Stabat mater dolorosa," von welcher, außer den katholischen Kirchenübersetzungen in unserer Sprache[4]), auch zwei Nachbildungen von sehr berühmten teutschen Protestanten, Lavater und Klopstock, vorhanden sind. Die Klopstocksche Übersetzung des Liedes Stabat mater ist sehr frei, auch ist dem Gedichte in mehrfacher Hinsicht sein Charakteristisches genommen worden. Die beste vorhandene Übersetzung ist ohne Zweifel die von Ad. Ludew. Follen in den alten christl. Liedern und Kirchengesängen teutsch und lateinisch. Elberf. 1819. II. 8. S. 40. u. f. w., von welcher auch eine frühere, in Wieland's t. Merk. 1781. Febr. und die Weinzierlsche in dem Gesangbuche der heiligen römisch-kathol. Kirche Augsb. 1816. 8. S. 105 u. f. w. übertroffen wird[5]). In einer Nachricht, welche Joh. Georg Müller[7]) von dem Eindruck gibt, welchen dieses Lied bei seinem ersten Erscheinen in Italien gemacht habe, wird es dem Papste Johannes XXII. (Giacomo de Cusa) zugeschrieben. Auch ein andres, gleichfalls nicht unbekantes katholisches Kirchenlied, der Rhythmus de contemtu mundi, wird dem Jacobus de Benedictis beigelegt, jedoch erklären sehr bedeutende Stimmen hinsichtlich dieses Liedes sich für den heiligen Bernhard von Clairvaux[8]). †) (*Mohnike.*)

BENEDICTUS, Sanct. Sowol dem Ordensstifter aus Nursia (s. Benedict), als auch dem Einsidler, von dem Berge Zobor gleiches Namens, sind in Ungern mehre Abteien, Propsteien und Kirchen gewidmet. Letzterer lebte um das J. 1008 in der Felsenhöhle Skalka, welche nördlich von Trentschin am rechten Ufer der Waag liegt*). Er war ein Schüler Zoerard's, der aus Polen kommend, zuerst gemeinschaftlich mit ihm in jener Höhle lebte, hernach sich aber von ihm trennte, und auf dem Berge Zobor bei Neitra, ein gottgeheiligtes Leben führte. Nach dem Tode seines Meisters, im J. 1010 führte er dieselbe Lebensweise in derselben Wildniß durch drei Jahre fort, bis er von Räubern überfallen, todt geschlagen, und in die Waag geworfen wurde; wofür ihn die ungrische Kirche, als heiligen Märtyrer verehrt bis auf den heutigen Tag. — Die Titularabteien, welche noch gegenwärtig den Namen jener beiden Heiligen führen, sind folgende: de Borchi, de Quinqueecclesiis, prope Strigonium, de Tercske; die Titularpropsteien aber: de Kaposfeö et Ruthenis und de Simegh. (*Gamauf.*)

Beneficien, Beneficiaten, s. Lehne u. Pfründen.

BENEFICIUM LEGIS. Diejenigen Gesetze, welche allgemeine Normen aufstellen, können bald eine allgemeine Regel festsetzen, bald Ausnahmen und Modifikationen für ganze Klassen von Personen, Sachen oder Rechtsverhältnissen verfügen. Die Gesetze, die das letzte thun, heißen privilegia, das Recht, welches durch sie begründet wird, führt den Namen jus singulare, die durch begünstigende Verfügungen dieses jus singulare entstehenden Befugnisse werden mit dem Namen beneficia legis bezeichnet. Dieser beneficia legis finden wir so viele und mannigfach verschiedene, daß eine Aufzählung derselben weder möglich noch zweckmäßig seyn dürfte †). (*v. Löhr.*)

BENEKENDORF (Karl Friedrich von), aus einer altadligen Familie entsprossen, die in der Mark Brandenburg, in der Gegend von Arnswalde ansäßig war, und sich auch in Sachsen ausgebreitet hat. Er wurde ums J. 1720 auf seinem Familiengute Blumenfeld, in der Neumark geboren, widmete sich dem Statsdienste, und erhielt die Stelle eines Oberamts-Präsidenten bei der Regirung in Breslau. Da er aber mit den Reformen, die bei den Tribunalen vorgenommen wurden, nicht zufrieden war, so wurde er 1751 entlassen*), lebte seitdem auf seinem Gute Blumenfeld, und starb daselbst 1788. Durch sein widriges Schicksal aus einem Geschäftsmann im Justizfache in einen Ökonomen verwan-

5) Eine recht gute kirchliche Übersetzung dieses Liedes, die sich von den vorhandenen ältern sehr zu ihrem Vortheile unterscheidet, steht in dem zu Paderborn gedruckten katholischen Gesangbuche. 3. Aufl. 1802. 8. Nr. 75. Sicher findet es sich auch, und ohne Zweifel noch besser, verteutscht in dem Gesangbuche der heiligen römisch-katholischen Kirche (nach dem römischen Meßbuch und Brevier übersetzt) von Fr. Jos. Weinzierl, Dompred. in Regensburg. Augsb. 1816. 8. 6) Die zuletzt genante Übersetzung hat Rambach etwas verändert abdrucken lassen. Die Lavatersche steht in des Verfassers vermischten Gedichten. Winterth. 1785; die Klopstocksche wird im protestantischen Teutschlande oft bei Aufführungen der Pergolesischen Composition gesungen. 7) Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen (Th. 2. S. 289) aus Georg Stella (Annales Genuens. bei Muratori in den Scriptorib. rerum Italic. Vol. XVII. p. 1170). 8) Rambach stellt S. 279 u. f. w. drei nach ganz verschiedenen Metris gedichtete Lieder, ohne sie jedoch ganz mitzutheilen, unter einer und derselben Überschrift zusammen, spricht auch S. 269 von ihnen, als von einem Liede. Ich halte sie unbedenklich für drei ganz verschiedene Lieder über denselben Gegenstand. Jedes derselben hat treffliche und mit vieler Innigkeit ausgesprochene Stellen. †) Über Jacobus de Benedictis sehe man die in dem Append. ad Historiam litterar. *Guil. Cave* etc. Col. Allobr. 1720 Fol. S. 5. und 6. enthaltene Notiz von Heinrich Wharton, und vergleiche A. J. Rambach's Anthologie christlicher Gesänge u. s. w. B. 1. Altona und Leipz. 1817 gr. 8. S. 268 u. f. w. Es leidet wol keinen Zweifel, daß auch Lucas Wadding in den Annal. Minorum, seu trium Ordinum a S. Francisco institutorum (Erste Ausg. in 8 Thln. Lyon 1625 bis 1654, der letzte Theil erschien zu Rom; zweite Ausg. in 19 Theilen. Rom 1731 bis 1741 in Fol.) und in den Scriptorib. ordinis Minorum, quibus accessit Syllabus illorum, qui ex eodem ordine pro fide Christi fortiter occubuerunt. Rom. 1650. Fol.), welche beide Werke mir nicht zu Gebote stehen, des Jacobus de Benedictis gedenkt. Sicher hat Wharton die Waddingschen Nachrichten benutzt. Ein Gedicht auf das Leben des Jacobus de Benedictis findet sich bei Jakob Balde (Sylvar. Lib. VII. Od. 2. Delectari se lectione vitae B. Jacoponi. Ed. Monach. 1643. 12. p. 176. sqq.).

*) Siehe über dieselbe Hesperus 1812, 11.

†) Einzelne sind in besondern Art. zu suchen. (*H.*)

*) Über diese Entlassung findet man nähere Aufschlüsse in einer Schrift, die den Titel führt: Abdruck der Commissarischen Relation und Urthels in causa des gewesenen Oberamts-Präsidenten von Benekendorf und des dimittirten Oberamts-Directoris, Baron von Arnold. Berlin 1752. Fol.

delt, widmete er sich diesem Berufe mit einer Anstrengung, Thätigkeit und Einsicht, die ihn in hohem Grade achtungswerth machten. Unter den schreibenden Ökonomen galt er lange für einen klassischen Schriftsteller, indem seine eignen landwirthschaftlichen Erfahrungen, verbunden mit den dahin gehörigen rechtlichen Kentnissen, ihn über die Meisten erhoben, die in diesem Fache arbeiteten. Anerkant verdienstlich war sein Streben nach Aufstellung sicherer Grundsätze in der Landwirthschaft, seine bedachtsame Benutzung fremder Erfahrungen, und seine Vergleichung der Theorie mit der Praxis. Da aber Präcision im Vortrage und Ausbildung des Styls am wenigsten unter seine schriftstellerischen Tugenden gehörte, da er vielmehr verwirrt und wortreich schrieb, sich oft selbst wiederholte, und in spätern Schriften mit wenigen Veränderungen dasselbe vortrug, so verlor er dadurch an Achtung, und die Brauchbarkeit seiner Schriften wurde sehr vermindert. Die wichtigsten unter denselben sind die Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft. 7 Bde. jeder von 12 Stücken. Berlin 1771 bis 1785. 8. neue Aufl. des 1. Bds. 1789 (sowol dem Kameralisten als Ökonomen brauchbar, weil sie bei ökonomischen Geschäften ganz ins Detail gehen, und auf Vortheile aufmerksam machen, die klein scheinen, im Ganzen aber immer erheblich sind); die Oeconomia forensis, oder kurzer Inbegrif derjenigen landwirthschaftlichen Wahrheiten, welche allen Gerichtspersonen zu wissen nöthig sind. 8 Bde. Berl. 1775 — 1784. 4. Neue Aufl. des ersten Bds. 1781. Auszug aus der Oec. for. Eb. 3 Bde. 1788. 4. mit einem neuen Titel 1794 und die Oeconomia controversa, oder Entscheidung der verschiedenen in der Landwirthschaft vorkommenden ökon. Streitfragen. Eb. 2 Bde. 1787. 4. Unter seinen übrigen Schriften sind zu bemerken: Einleitung zu einer vernünftigen Sparsamkeit in allen Theilen der Landwirthschaft. Breslau 1773. 4. Allgemeiner vollständiger Ackerkatechismus. Bresl. 2 Bde. 1776 — 1785. 8. Erfahrungsmäßige Abhandlung von den verschiedenen Seuchen und Krankheiten des Rindviehs. Berl. 1779; 1790. 8. Das Grab der Chicane, worin, daß häufige Prozesse das größte Übel eines Stats sind, gezeigt ꝛc. Stettin. 3 Bde. 1781 — 1785. 8. neue Ausg. in 4 Bden. 1792. 8. Abhandlung von richtiger Bedüngung der Felder, nebst Verzeichniß aller Düngungsarten. Küstrin 1784. 8. Kleine ökonomische Schriften. Eb. 2 Thle. 1784 — 1786. 8. Kleine ökonomische Reisen. Züllichau, 2 Thle. 1785. 8. Gesetzbuch der Natur für den wirthschaftenden Landmann. Halle, 3 Bde. 1786. 8. Charakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelms I. nebst verschiedenen Anekdoten von wichtigen unter seiner Regirung vorgefallenen Begebenheiten und merkwürdigen Personen. Berl. 10 Saml. 1787 — 1791. 8. (verdienen mehr Glauben, als manche ähnliche Samlungen)**). (*Baur.*)

BENEMHAMMED, ist der Name eines Ortes in Mittelägypten, der aus drei Dörfern besteht, die nur eine Viertelmeile von einander entfernt sind, an der Westseite des Nils ½ M. von Menie (Norden). Nördlicher ist ein andres Benemhammed, an der Ostseite des Nils, bestehend aus 2 Dörfern, die ½ M. von einander liegen. Ihm gegenüber (doch etwas drüber hinaus) an der Westseite des Flusses liegt das Dorf Kufr Benemhammed (Norden). Nach Wansleben werden in dem Dorfe Bene Mohammed il Kifur gegenüber Ruinen von einem alten Kloster, etwas weiter hin viele Grotten in dem sehr nahen Gebirge und noch etwas weiter hin, Benemzar zu, Ruinen von einem alten Schlosse gesehen. Das große, an der Westseite des Nils liegende Dorf liegt etwas nördlicher, als B. M. i. K. und war damals schon fast zur Hälfte vom Nil weggespühlt worden. Es ist wahrscheinlich Norden's Benemasaeg, Norden's Kufr Benemhammed komt wol bei Bruce unter dem Namen Kafoor vor. Er sagt: um Kafoor ist auf beiden Ufern nichts als Sand und kahler Boden. (*Hartmann.*)

BENESCHAU (Benessow). Ausser 4 Dörfern dieses Namens in Böhmen führen denselben noch 1) eine freie Schutzstadt unter dem Grafen Wrtby, 5 M. von Prag, mit 245 Häus. 1708 Einw., in Böhmen, Berauner Kr., an der Linzer Poststraße zur Herrschaft Konopischt gehörig, 1 St. von Bistritz in ebner Lage, mit einer Pfarre und einem Piaristen-Collegium seit 1703, einem Gymnasium seit 1819, und einem bürgerlichen Spital. Landwirthschaft ist das Hauptgewerbe. 2) Beneschau (Beneschow), Mktfl. in Böhmen, Budweiser Kreises, mit 150 Häus. und 1 Pfarre, zur gräflich Buquoischen Majoratsherrschaft Gratzen gehörig, 2 St. von Kaplitz. (*André.*)

BENESCHAU, adeliger Mktfl. im Ratiborschen Kr. des Reg.-Bez. von Oppeln, mit ungefähr 400 Einw. und einer kathol. Mutterkirche, wohin das gleichnamige Dorf mit fast 600 Einw. eingepfarrt ist. (*H.*)

BENESECH, Stadt in der ägypt. Prov. Bahari. Sie ist auf den Trümmern des alten Oxyrinchus gebauet, und liegt etwa nur 1 Meile von der libyschen Gebirgskette entfernt: die sonst fruchtbare Gegend ist bereits in eine Wüste verwandelt; — der Sand dehnt sich immer mehr aus, und droht die Stadt zu verschlingen, wovon schon einige Wohnungen weggerafft sind. (Denon). (*Hassel.*)

Benesuef, Benesuief, s. Benisuef.

BENETNASCH, der arab. Name der sieben Hauptsterne des großen Bären, der aber jetzt nur auf den letzten Stern 2. Größe am Schwanze des Bären angewandt wird. Er glänzt im hellen, weiß gelblichen Lichte, und steht bei Bode Nr. 440.; bei Flamsteed Nr. 85., der ihn auch mit η bezeichnet. Er hat ger. Aufst. 205° 6′; nördl. Abw. 50° 14′, und ist am Himmel sehr leicht zu finden, da er die Spitze der Stange des bekanten großen Wagens macht. (*Fritsch.*)

BENEVENTO, eine zum Kirchenstate gehörige Delegation, in dem Umfange der neapolitanischen Provinz Principato ulteriore gelegen, mit einer Stadt gleiches Namens und acht Dörfern. Der ganze Landstrich besteht aus einer fruchtbaren, rings von Hügeln umgebenen Fläche, und wird daher auch Valle Beneventana genant; er mißt 4 Q.-M., und zählt gegen 20,200 Einwohner. Der Sabato und der Calore durchströmen die

**) Weidlich's biogr. Nachr. 3. Th. 15. Fortges. Nachträge 35. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd.

Ebene, welche Getreide, Wein, Öl und Obst in reichlichem Maße trägt. Ackerbau bildet daher den Hauptzweig des Erwerbes der Einwohner; diese sind jedoch meistentheils arm, da fast alle Landbesitzungen Kirchengüter sind.

Benevento, die Hauptstadt der Delegation, liegt an dem Zusammenflusse des Sabato und des Calore, ist der Sitz des Delegaten und eines Erzbischofs, hat sehr viele Kirchen und Klöster, und zählt 13,830 Einw., darunter eine bedeutende Menge Adliger. Sie ist ummauert, hat enge, unreinliche Straßen und unansehnliche Häuser. Die Einwohner treiben wenig Gewerbe, die meisten sind Gold- und Silberarbeiter, Gerber und Leinweber, aber bei weitem größer ist die Zahl der Handeltreibenden. Der Reisende besucht Benevent wegen einiger Überreste der alten Stadt, namentlich eines Triumphbogens des Kaisers Trajan, der jetzt zu einem Stadtthore dient und Porta aurea heißt, und eines Amphitheaters*).

Benevento war im Mittelalter die Hauptstadt eines Herzogthums, das 571 von den Longobarden gestiftet wurde, und sich 840 in zwey Herrschaften zertheilte. So bestand es bis 1053, in welchem Jahre es Papst Leo IX. von dem Kaiser Heinrich III. erhielt, gegen Erlaß einer jährlichen Abgabe von hundert Mark Silber, welche der Kaiser den Päpsten bis dahin für ein Privilegium zu Gunsten des Bisthums Bamberg zu zahlen hatte. Einigemal wurde diese Delegation den Päpsten von den Neapolitanern entrissen, aber bei Friedensschlüssen immer wieder zurückgegeben. 1798 eroberten die Franzosen Benevent und verkauften es an Neapel, aber bald darauf ernante Napoleon den Minister Talleyrand zum Fürsten des verkauften Landes. Der Wiener Kongreß brachte es unter die päpstliche Herrschaft zurück; jedoch genießt der König von Neapel einige oberherrschaftliche Rechte und Einkünfte.

Das Bisthum Benevent soll 40 Jahre nach Christi Geburt gestiftet worden seyn. Zu seinen Bischöfen gehört der heilige Januarius, Schutzpatron von Neapel. In der blühendsten Zeit der Kirche umfaßte das Erzbisthum Benevent 32 stimmengebende Bisthümer, die jetzt bis auf die Hälfte beschränkt sind. Die Päpste hielten hier mehre Concilien, und Benedict XIII. hatte eine besondere Vorliebe für diese Stadt. Sie gab dem römischen Stuhle drei Päpste, St. Felix, Victor III. und Gregor VIII. (*W. Müller.*)

BENEVOLI (Ant.), berühmter Wundarzt im Anfange des 18. Jahrh. 1685 zu Norcia im Kirchenstat geboren, lebte er in Florenz, wo er 1756 starb. Zuerst machte er sich durch seine **Lettera sopra la cataratta.** Florenz 1722. 8. bekant. Die Meinung, daß der Sitz der Katarakte in der Krystall-Linse selbst sey, zuerst von Remi Lasnier aufgestellt und von Karl St. Yves bestätigt, fand an ihm einen vorzüglichen Vertheidiger. Auch seine **Dissertazioni sopra l'origine dell'ernia intestinale.** Florenz 1747. 4. sind bekant. Die Erschlaffung des Bauchringes wird als die häufigste Ursache der Brüche angegeben. (*Sprengel.*)

BENEZECH (Pierre), franz. Minister, aus Montpellier, geb. 1745, erhielt eine sorgfältige Erziehung, und war zu Paris Direktor eines Korrespondenz-Bureaus und Eigenthümer der kleinen Anschläge (**petites affiches**). Als die Revolution ausbrach, hielt er es mit der gemäßigten Partei, wurde 1791 Administrator des Departements der Seine und Oise, dann Kriegskommissar und im Nov. 1795 Minister des Innern. Seine glücklichen Bemühungen, der Theurung zu steuern, erwarben ihm Zutrauen; allein, gekränkt durch die ungerechten Beschuldigungen der Journalisten von der Demokratenpartei, verlangte er bald seine Entlassung, die ihm aber das Direktorium verweigerte. Zur Wiederherstellung des Handels und der Marine in Belgien begab er sich 1797 nach Brüssel, aber wenige Tage vor dem 18. Fructidor (2. Septbr. 1797) gab das Direktorium seine Stelle im Ministerium dem François de Neufchateau. Nach der Revolution des 18. Brumaire wurde er Statsrath, und erhielt die Aufsicht über den Pallast der Tuilerien. Bonaparte sandte ihn mit dem General Leclerc als Kolonialpräfekten nach St. Domingo, wo er 1802 starb. Er war ein redlicher Patriot, unbestechlich und aufrichtig. Mehrmals sandte er während seines Ministeriums die Summen, womit Finanzspekulanten ihn bestechen wollten, in den öffentlichen Schatz*). (*Baur.*)

Benezet d. Heilige, s. **Brückenbrüder.**

Benezet, Ant., s. **Neger.**

BENFELDEN, Stadt im Distr. Schlettstadt des franz. Dep. Niederrhein. Sie liegt (Br. 48° 14′ L. 25° 15′) an der Ill, ist, nachdem die Festungswerke seit 1650 geschleift sind, ganz offen, schlecht gebaut, und zählt in 280 Häus. 1220 Einw., worunter 1802 14 Tabacksspinner und 8 Hanfbereiter waren. In ihrer fruchtbaren Gegend wird eine große Menge von Taback gebaut, und ¼ M. von der Stadt sprudelt ein Heilbad hervor, das man unter dem Namen der Hitzbäder kent. Sie gehörte sonst zu den bischöfl. Straßburgschen Besitzungen. (*Hassel.*)

BENGALEN, 1) eine Provinz in Hindustan, welche den östl. Theil dieses großen Landes ausmacht. Ihren Namen leitet das Aj. Akbery II. S. 7. von dem Bang, einem angeblichen Sohne Hinds, andre von dem malaiischen Worte Pengalan (**emporium**) und wieder andre von einer nicht mehr existirenden Stadt Bengala ab. Sie breitet sich zwischen 103° 56′ bis 110° 12′ östl. L. und zwischen 20° 9′ bis 26° 38′ nördl. Br. aus, gränzt im NW. mit Nepaul, im N. mit Sikkim und Bootan, im NO. mit Assem, im O. mit Birma, im S. mit dem bengalischen Golfe, im SW. mit Orissa und Gundwana, im W. mit Bahar, und hat im N. u. O. hohe Gebirge, im S. ein seichtes Meer zu natürlichen Gränzen. Der Flächeninhalt beträgt 4523 geogr. oder 97,244 engl. Q.-M. Ein Stufenland, das sich von

*) **Beneventum**, früher **Maleventum**, in der Provinz Samnium (*T. Livius* X., 15.), war eine der ältesten Städte Italiens, der man deshalb auch den Diomedes zum Erbauer gab. Im J. 485 nach Erb. der Stadt Rom ward die erste römische Kolonie dahin abgeführt. Übrigens vergleiche man noch *T. Livius* IX, 27. XXIV, 16. XXVII, 10. XXII, 13. und *Plinius* III, 11., der sie zu den Hirpinern rechnet. (*Sickler.*)

*) Nouv. Dict. hist. Biogr. univers. T. IV. Reichard's moderne Biographien. 1. Th. 126.

den Vorbergen des majestätischen Himalih allmälig bis zum indischen Ozean, der an seinen Küsten von ihm den Namen des bengalischen Golfs empfängt, absenkt, und in die Sunderbunds, oder die Marschen zwischen Hoogly und Megna ausläuft. Der Himalih, dessen Gipfel ewigen Schnee tragen, greift blos in Sikkim ein, zeigt sich aber immer ohnweit den Gränzen an Bootan laufend, in seiner furchtbaren Gestalt; die Garrows, eine Vorkette des Himalih, steigt hart an der Gränze auf, und die Gebirge von Tiperah und Chittigong ziehen sich im O. bis an den Golf, den sie in Birma erreichen. Das Binnenland von Bengalen ist eben, nur von wenigen Hügelketten besetzt, und die durch die vielfachen Arme des Ganges unendlich zerrissene Küste, die Sunderbunds so niedrig, daß sie fast mit dem Spiegel des Meers gleich steht und daher häufig durch Überschwemmungen leidet. Unter den Hügeln im Binnenlande sind die von Rajemahal die ausgebreitetsten, erheben sich aber nirgends zu einer bedeutenden Höhe. Die vornehmsten Flüsse sind: 1) der Ganges, welcher aus Bahar in Bengalen trit, die von N. her strömenden Flüsse Teesta, Cosa und Mahanaada neben vielen andern empfängt, und sich dann in eine Menge Arme zertheilt, welche für sich ihren Weg nach dem Busen suchen, wogegen der dadurch sich immer mehr schwächende Hauptarm seine südöstliche Richtung unverrückt behält, und nachdem er zu mehren Malen Seitenarme oder Kanäle zu dem Brahmaputra abgestoßen, endlich ganz sich mit demselben vereinigt, worauf sie dann beide vereint, aber selbst im Wasser noch getrent, ihren Weg als Megna bis zur nahen Mündung fortsetzen. Die verschiednen Arme des Ganges, worunter der westlichere der Hoogly der merkwürdigste ist, weil seine weite Mündung den Hafen von Calcutta macht, bilden ein höchst fruchtbares Delta, das an der Küste die mit dichter Waldung bedeckten Sunderbunds und eine zahllose Menge von Inseln hat; 2) der Brahmaputra, der von NW. in die Provinz drängt, mehre Flüsse darin an sich zieht, und unweit Luckipoor seine ungeheure Wassermasse mit dem Ganges vereinigt, und als Megna in der Golf strömt; 3) der Chittagong und Sunkar, die aus Chittigong, und 4) die Subunreeka, die in Jellasore dem Golf zufallen. So segenvoll Ganges und Brahmaputra dem Lande sind, so sehr leidet dasselbe durch ihre Überschwemmungen während der Regenzeit, die, wie im Nildelta, ziemlich regelmäßig erfolgen: so steigt der Ganges im Julius zu Jellinghy bis auf 12 Fuß 6 Zoll, zu Dacca, wo er bereits schon geschwächt ist, nur 5 Fuß 6 Zoll. Seen hat die Provinz nur einige, die von geringem Umfange sind: Heilquellen viele, aber der Hindu zieht das Bad im Ganges allen Heilquellen der Erde vor. Der Boden ist im Binnenlande tiefer Thon, mit einer mächtigen Schicht von Humus bedeckt, im Delta zum Theil Sand, aber ebenfalls üppig fruchtbar. Die Jahreszeiten sind mit den herrschenden Winden in Übereinstimmung; man hat eine kühle, eine heiße und eine regnige Jahreszeit, welche die Einw. unter 6 Abschnitte bringen, wovon jeder 2 Monate faßt. Die periodischen Regen fangen mit dem Junv an und endigen im Septbr., doch steigt der jährliche Niederschlag auf 70, höchstens auf 80 Zoll, wenn es schon Tage gibt, wo 3 bis 5 Zoll Wasser herabstürzen. Die beiden letzten Regenmonate sind sehr schwül. Die Hitze in der heißen Jahreszeit mäßigen erfrischende Winde und kühlende Regen, aber auch heiße Landwinde sind eine häufige Erscheinung. Im Delta ist die Luft den Fremden nicht gesund, jenseit des Ganges gegen die Berge hin kann Bengalen durchaus für gesund gelten. Der Boden wird auf hindusche Art angebauet, würde aber noch unendlich mehr produziren können, wenn der Bengalese weniger faul, und der Rejot oder Bauer ein Eigenthum besäße, da er jetzt blos Pächter der Zemindare ist. Die Felder sind bei der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens so lohnend, daß sie in gewöhnlichen Jahren so vieles Korn produziren, als die starke Volksmenge bedarf; doch geschieht es nicht selten, da der Bengalese nie an Vorrath denkt, daß in Fehljahren in diesem so fruchtbaren Lande eine fühlbare Hungersnoth eintrit, und es gab in der Vorzeit Jahre, wo Hunderttausende von Menschen ihr Opfer wurden. 1793 erntete man 150 Mill. Maunds Reis, Weizen und Gerste, 112½ Mill. Rup. werth, 60 Mill. Maunds Hirse, 30 Mill. werth, 90 Mill. Maunds Hülsenfrüchte, 56¼ Mill. werth, 43 Mill. Maunds Saatkorn, 28,380,000 Rup. werth, für 12 Mill. Ölsamen, für 70 Mill. Taback, Zucker und Baumwolle, und für 20 Mill. verschiedne andre Vegetabilien, es lieferte mithin blos das Pflanzenreich in Bengalen für 329,130,000 Rupien. Nach dem Reiße und den andern Kornarten, wovon einige Bengalen eigenthümlich angehören, machen Baumwolle und Zucker Stapelwaren, aber schätzbare Produkte des Ackerbaues, deren Gedeihen hier wie in ganz Indien von der Bewässerung abhängt, sind auch Betel, Opium, Indigo, Ingwer, Pfeffer; wild wächst die Kardamome, mehre Farbekräuter, und an Obst hat es die seltensten indischen Früchte, besonders Mangos, Palmen- und Arekanüsse, Ananas, selbst Weine und einige europäische Obstarten, die jedoch den Geschmack wie unter dem gemäßigten Himmelsstriche nicht haben. Holz hat es in den Sunderbunds, und an den Vorbergen des Himalih, häufig auch Bambus, Guminik- und Maulbeerbäume. Die Viehzucht ist stark: nach Hamilton soll Bengalen mit den Büffeln 50 Mill. Hausvieh unterhalten, aber das einheimische Pferd, der Tattoo fällt schlecht, und das Schaf trägt Haar, statt Wolle, Wilde Elephanten werden in den Wäldern von Tiperah häufig zur Zähmung eingefangen, sie erreichen hier eine Höhe von 9 Fuß und darüber. Unter den übrigen wilden Thieren sind zu bemerken der Königstiger, das wilde Schwein, das Nashorn, und in den Strömen die verschiednen Arten von Alligatoren. Hühner und Tauben werden häufig gehalten, wildes Federvieh ist in Menge, noch mehr Fische, wovon der Gemeine sich vorzüglich nährt; den Aussatz, der in Bengalen gemein ist, schreibt man dem häufigen Genusse von Fischspeisen zu. Die Austern von Chittigong sind nicht so schmackhaft, wie die Europäischen, der Honig und Wachs von den wilden Bienen vorzüglich. Die Seidenzucht wird fleißig getrieben, man hat aber auch eine Raupe im nordöstl. Bengalen, die wild Seide spinnt. Von Metallen werden blos Eisenminen gebaut, von andern Mineralien Salpeter bereitet und Salz in großen Quantitäten in den Sunderbunds und den Inseln abgeschlämmt. Der Bengalese ist ein industriöser Schlag von

Digitized by Google

Leuten, und Fabriken und Manufakturen über das ganze Land verbreitet; seine baumwollene Zeuge und Musseline sind schöner, als sie in Europa trotz aller Maschinerie geliefert werden können, eben so seine seidnen Shawls, seine Brokate, sein Taffet, die auch nach Europa gehen. Die Gerberei liefert mehre Arten von Leder; man macht schöne Gaze, Teppiche, Segeltuch aus Hanf und Baumwolle, thönerne Geschirre, Sattel, Taback, Zucker, Opium, Gold- und Silberwaren, Kupfergeschirr u. s. w. Bengalen hält fast den Handel von ganz Hindustan in Händen: seine Stapelwaren sind Baumwolle, wovon es 1808 nicht weniger als 1,010,532 Entr., Indigo 1814 82,000 Ctnr. ausführte, Seide, Zucker, Taback, Salz, Gummi Arabicum, Öle, Häute, Hanf, Opium, Korn und einige andre Artikel, die zum Theil nach Europa, zum Theil nach Arabistan und Iran, zum Theil nach Schina und Sumatra gehen, aber auch der Binnenhandel und der Handel mit den übrigen Provinzen Hindustans ist von dem größten Umfange, und wird durch die vielen schiffbaren Flüsse befördert; der Handel mit Thibet und dem Norden ist bloßer Karawanenhandel, und über die Pässe des Himalih müssen die Waren zum Theil auf den Schultern getragen werden, zum Theil nimt sie das Pferd und das Schaf auf. Bei der Binnenschiffahrt sollen allein 30,000 Bootsleute beschäftigt seyn. Der Außenhandel aber war dennoch bei weitem wichtiger: 1800 brachten ohne die Schiffe der Gesellschaft 372 Privatschiffe von 99,112 Tonnen für 18,360,398 Siccarupien Waren ein, und 343 Schiffe von 90,565 Tonnen führten für 28,083,816 Rup. aus; 1810 klarirten 536 Schiffe mit 125,911 Tonnen ein, und 547 mit 127,099 Tonnen aus, jene brachten an Waren für 28,968,092, und holten ab für 34,207,038 Rup., und 1815 führten 488 Schiffe mit 131,411 Tonnen für 32,695,541 Rup. Waren ein, und 489 Schiffe mit 134,549 Tonnen für 49,988,116 Rup. Waren aus. Der Handel hebt sich von Tage zu Tage; Opium macht in dem Handel mit Schina die Stapelware aus. Einen großen eigentlichen Hafen, noch weniger einen Kriegshafen besitzt ganz Bengalen nicht, aber die Mündung des Hoogly dient Calcutta und Moorshedabad, welches mit Dacca die größten Handelsplätze sind, als guter und sicherer Hafen. Zu Calcutta bestehen 2 große Banken und 14 Assekuranzgesellschaften. Die Zahl der Einw. wird von Hamilton auf 25,306,000 Köpfe angegeben, es kommen mithin deren 5599 auf den Raum einer Q.-M. Die Wohnplätze bestehen in Städten, wovon 3 über 150,000 und 9 über 18,000 Einw. zählen, und in Dörfern, deren es eine zahllose Menge gibt. Der Abstammung nach sind die Einw. theils Hindus, worunter es mehre Bergvölker mit eignen Sitten und Gebräuchen gibt, theils Mongolen oder Moslemimen, theils Armenier in geringer Zahl aber sehr wohlhabend, theils Europäer von verschiednen Nationen, besonders Briten. Auch gibt es einige kleine Völker von verschiedner Abstammung, wie die Kookies, die Garrows, die Mughs, die Cossech u. a. Die Hindus verehren die Dogmen des Brahma, die Mongolen den Koran; die übrigen Völker haben ihren besondern Kultus, und es findet eine allgemeine Denkfreiheit Statt. Die Erziehung ist sehr vernachlässigt, und die hindusche Gelehrsamkeit befindet sich im tiefen Verfalle; zu Nuddeah besteht ein großes indisches Seminar, aber die Briten haben in diesem Lande vieles zur Aufnahme und Beförderung der Gelehrsamkeit gethan, wovon ihre Institutionen zu Calcutta, wie die asiatische Gesellschaft und das Kollegium im Fort William den Beleg liefern. In das häusliche und sittliche Leben der Hindus, noch mehr in ihr politisches Leben greifen die Kasten mächtig ein, aber auch der vornehme Hindu hält wie der Mongole und Brite seine Hausssklaven, deren Lage indeß durch die britischen Gesetze sehr gemildert ist. Bengalen ist ein Eigenthum der britisch-ostindischen Gesellschaft, die unter dem Schutze und der Leitung der Krone alle Majestätsrechte ausübt; es macht die erste ihrer Präsidentschaften aus, und der Generalgouverneur hat nebst dem obersten Rathe zu Calcutta seinen Sitz; seine Statssekretäre bilden das Ministerium. Der höchste Appellationshof für die Hindus ist das Sudder Dewannee und Nizamut Adawlut, unter welchen die Provinzialappellationshöfe zu Calcutta, Dacca und Moorshedabad, unter diesen die City Court oder Stadtgerichte, und die Zillah Courts oder Distriktsgerichte stehen. Die Briten gehören sämtlich vor den **Supreme court of judicature**. Es gibt 1 Handelsrath, 1 Finanzrath, 1 Viceadmiralitätsgericht, Ober- und Untereinnehmer und Agentien. Überhaupt herrscht in Bengalen die nämliche Verfassung, wie in allen britisch-indischen Provinzen. 1814 belief sich die Summa oder die Landtaxe von Bengalen allein auf 19,338,574, die Abkarry oder Accise auf 467,195 Sicca Rupien, wozu noch der Ertrag von Zöllen und sonst kam, so daß man das Total der Einkünfte auf 28,712,025 Sicca Rupien (zu 15½ ggr. Conv.) anschlagen konnte. Bengalen wird in 18 Distrikte eingetheilt: Backergunge, Birboom, Burdwan, Chittigong, Dacca, Jelalpoor, Dinagepoor, Hougly, Jessore, Mymunsiegh, Moorshedabad, Nuddeah, Purneah, Raischahtj, Rungpoor, Silhet, Tiperah, die 24 Pergunahs, und Midnapoor. Es gehört jetzt ganz den Briten, und die Paar kleine Rajas, die in demselben noch bestehen, sind blos als größere Grundeigenthümer anzusehen, selbst der Raja von Cooch Bahar ist nichts weiter, und die Franzosen, die eine Niederlassung zu Chandernagore, wie die Niederländer zu Chinsura haben, besitzen diese Örter unter der völligen Oberhoheit der Briten. Es bildete in den ältern Zeiten ein Königreich, das 1203 von den Moslemimen über den Haufen geworfen wurde, die es durch Gouverneure regiren liessen. Indeß errichtete Fakher und Deen 1340 von neuem einen unabhängigen Stat in Bengalen, dessen Dynastie sich bis 1538 auf dem Thron von Bengalen erhielt. In diesem Jahre eroberte es Kaiser Alber und verleibte es seinem großen Reiche ein, 1634 ertheilte der mongolische Subah den Briten zuerst die Erlaubniß, mit ihren Schiffen in Bengalen handeln zu dürfen, die dann bald Comtoire errichteten, wovon das wichtigste zu Chattanuttee eröffnet wurde; 1696 erhielten sie, so wie die Franzosen zu Chandernagore das Recht, ihr Comtoir oder Faktorei in Vertheidigungsstand setzen zu lassen, worauf sie dasselbe zuerst befestigten; 1700 wurde ihnen gestattet, die 3 Ortschaften Chintanuttee, Govindpoor und Calcutta anzukaufen, und nun erbauten sie das alte Fort, das

mit 129 Soldaten, worunter 66 Europäer waren, besetzt wurde; 1746 machten sich die Nabobs von Bengalen, die jetzt zu Moorshedabad residirten, gewissermaßen unabhängig; 1756 eroberte Serajehud Dowlah die Stadt Calcutta, die damals schon ziemlich angewachsen war, und ließ die schreckliche Szene in der schwarzen Höhle vor sich gehen, aber schon 1757 nahmen die Briten Calcutta wieder, schlugen den Nabob bei Plassey, und fingen nun an sich in die innere Verwaltung des Landes zu mischen, das sie bald von dem Großmogul für sich zu gewinnen wußten. 1765 überließ dieser den Briten Bengalen gegen eine Subsidie von 26 Lack Rupien, und seit dieser Zeit ging das Eigenthum des großen Landes völlig in die Hände der Briten über; die kleinen Rajas wurden unterworfen, und bald cessirte auch die Subsidie an den Großmogul (nach Stewart, Grant und vorzüglich nach Hamilton). — 2) Eine Präsidentschaft des britischen Vorderindiens, die sich über das ganze östliche Hindustan, über die Provinzen Bengalen, Bahar, Allahabad, Oude, Agra, Gurwal und Delhi, so wie über die Provinz Orissa in Decan, über die Prinz Wales Inseln, über die Nikobaren und Andamanen, über das Etablissement auf Sumatra und über die Insel Helena erstreckt, und zugleich über die britischen Vasallen in diesen Provinzen und in Malwah die Aufsicht führt. Sie ist die erste der 3 Präsidentschaften der ostindischen Gesellschaft in Vorderindien, und an ihrer Spitze steht unter dem britischen Parlamente, unter dem Board of council und dem court of directors zu London der Generalgouverneur als Oberhaupt der Civil- und Militärmacht, mit einer fast unumschränkten Gewalt bekleidet; ihm zur Seite der oberste Rath, worin er präsidirt. Das Land, das er regirt, beträgt außer den neuern Erwerbungen auf Decan, die ihm bis jetzt nur provisorisch untergeordnet sind, blos auf dem festen Lande von Hindustan auf etwa 15,256 geogr. oder 328,000 engl. Q.-M., von 57,500,000 Menschen bewohnt, wozu noch die tributären Fürsten mit 11,185 Q.-M. mit etwa 16 Mill. Unterthanen kommen; die Einkünfte beliefen sich 1816 auf 117,895,107, die Ausgaben auf 80,259,798, die Schulden auf 29,980,190 Rup.; die Armee von Bengalen bestand aus 8 Reg. Seapoys Kavallerie, 1 Reg. Artillerie, 1 Geniekorps, 1 Invalidenkorps, 1 Reg. europ. Infanterie und 25 Reg. Seapoys, zusammen über 120,000 Mann außer den königl. Truppen, die die Gesellschaft hier unterhielt. — 3) Ein Golf oder großer Meerbusen, welcher einen Theil des indischen Oceans ausmacht, und sich zwischen den beiden indischen Halbinseln im SW. bis zur Insel Ceilon, im O. bis an das Ende der Halbinsel Malakka erstreckt. — 4) Eine Straße oder Kanal im indischen Ocean zwischen Pulo Brasse und Pulo Way, etwa 2½ Meilen breit. (*Hassel.*)

Bengali, Bengalus, s. **Fringilla.**

Bengalisches Feuer, s. **Kunstfeuer.**

BENGASI, Bengazi, Stadt in dem afrik. State Tripolis auf einer Ebne am Meere in einem nordwärts offnen Busen, wo Schiffe sicher anlegen können. Sie ist auf den Trümmern des alten Berenice erbaut, ist noch voll schöner Quadersteine und Überbleibsel alter Gebäude, hat ein Schloß, wo ein Bey residirt, ist mit Mauern umgeben und mit Kanonen besetzt, und zählt 5000 Einw., wovon wenigstens die Hälfte Juden sind, die den Arabern aus den cyrenischen Bergen ihr Vieh, ihre Wolle, Butter, Straußfedern und Honig abnehmen und ihnen dafür Bernusse aus Tripolis (ein grobes Zeug), Geschirr, Matten, Pulver und Gewehre verkaufen. Vorzüglich besteht hier ein starker Ochsenhandel mit Malta. ¼ Meile entfernt sieht man die Trümmer von Tochira (nach della Cella). (*Hassel.*)

Bengayen, s. **Celebes.**

BENGEL, (Johann Albrecht), ein um die Kritik des Neuen Testamentes sehr verdienter protestantischer Theolog, geb. am 24. Juny 1687 zu Winnenden, im Herzogthum Wirtemberg, wo sein Vater Diaconus war. Nachdem er den ersten Unterricht in einigen Landschulen erhalten hatte, trat er 1699 in das Gymnasium in Stuttgart ein, wo er das Studium der Philologie und Mathematik mit besonderm Fleiße trieb, und durch die Lectüre der Schriften von Arnd, Gerhard, Franke, Schad ꝛc. den Grund zu der religiösen Stimmung legte, die ihm in seinem ganzen Leben eigenthümlich blieb. Im J. 1703 wurde er in das theologische Stipendium in Tübingen aufgenommen, schon im folgenden Jahre erlangte er die Magisterwürde, 1708 trat er in der besagten Anstalt die Stelle eines Repetenten, 1713 aber die eines Klosterpräceptors und Predigers in Denkendorf an, nachdem er zuvor eine gelehrte Reise nach Franken, Sachsen und in die Rheinländer gemacht hatte. Seinen Eifer für das gründliche Studium der Philologie bewährte er bald nach dem Antritte seines Lehramts in Denkendorf durch seine Ausgaben von Ciceronis epist. ad diversos (8. Stuttg. 1719.) und von des Chrysostomus Büchern De Sacerdotio (8. Stuttg. 1725.) die eben sowol durch Gelehrsamkeit und Forschungsgeist, als durch zweckmäßige Einrichtung für den Schulgebrauch sich auszeichnen. 1741 wurde Bengel, nachdem er sich in seinem vieljährigen Schulamte große Verdienste um die Bildung der für den geistlichen Beruf bestimmten Jugend erworben hatte, zum herzoglichen Rath und Propst zu Herbrechtingen, 1747 zum Mitgliede des größern, 1748 zum Mitgliede des engern landschaftlichen Ausschusses und 1749 zum Consistorialrothe und Prälaten zu Alpirspach ernant; 1751 aber beehrte ihn die theologische Facultät in Tübingen mit dem Doktordiplome. Er starb am 2. Novbr. 1752 im Besitze einer großen und allgemeinen Achtung, deren er bei dem theologischen Publikum durch seine wissenschaftlichen Verdienste, in seinem nächsten Wirkungskreise aber durch gewissenhafte Thätigkeit und Treue in der Verwaltung seiner Ämter, und durch lebendige religiöse Gesinnung und einen reinen frommen Wandel würdig geworden war.

Bengels Name ist durch seine kritische Arbeiten über das Neue Testament in der Geschichte der theologischen Literatur unvergeßlich geworden. Um diese Arbeiten mit Erfolg zu betreiben, begünstigten ihn, neben einer glücklichen Anlage, seine gründliche, grammatische Sprachkentniß, seine Übung in der Kritik und Interpretation der Profanscribenten, und die religiöse Scheu, mit der alles Heilige, und so auch der biblische Text von ihm behandelt ward. Schon im ersten Jahre seines akademischen

Digitized by Google

Aufenthalts hatte ihn der Gebrauch eines mit einer Vorrede von Franke versehenen Abdrucks des Fellschen N. T. auf die Verschiedenheit der Lesearten aufmerksam gemacht, durch die ihm der wahre Sinn des Textes bedenklich zu werden schien, und diese erste Erregung, fortgesetzt durch seine weitern Studien und durch seine Berufsarbeiten in Denkendorf, führten ihn zu dem Entschlusse, eine kritische Ausgabe des N. T. zu veranstalten. Nachdem er eine Menge Abdrücke des griechischen Textes, mehre Handschriften und Übersetzungen und die Citate der Kirchenväter entweder selbst verglichen oder durch andere Gelehrte, selbst in Frankreich, England und Rußland, hatte vergleichen lassen, erschien jene Ausgabe 1734 zu Stuttgart in 4. (als Handausgabe das letzte Mal. Tübing. 8. 1790.) mit einem angehängten Apparatus criseos sacrae, Millianae praesertim, compendium, limam, supplementum ac fructum exhibens, welcher Apparatus besonders abgedruckt, 1763 zu Tübingen in 4. mit vielen Zusätzen, durch die Besorgung Ph. Dav. Burks, das zweite Mal erschienen ist. In diesem Werke übertraf Bengel alle seine Vorgänger durch Reichthum und planmäßige Behandlung des Inhalts und machte dadurch Epoche in der Geschichte der neu testamentlichen Kritik. Zwar hinderte ihn die von seiner frommen Bedächtlichkeit ihm eingegebene Regel, keine Lesart in den Text aufzunehmen, die nicht in den gedruckten Ausgaben enthalten wäre, von welcher Regel er blos bei der Apokalypse abging, dem Texte unmittelbar diejenige Rectification zu geben, die er ihm wol hätte geben können; aber er bereitete sie dadurch vor, indem er die sonst entdeckten bedeutendern Lesearten an dem Rande oder unter dem Text beifügte, und nach strenger Prüfung ihren Gehalt unterschied. In dem Apparatus criticus entwickelte er die Grundsätze, auf die es bei Ausmittlung der richtigen Lesearten ankomt, gab interessante Erörterungen über die Entstehung der letztern und den Charakter der Handschriften, und machte zuerst auf die Verwandtschaft der letztern aufmerksam, was denn zu der später sehr fruchtbar benutzten Eintheilung der vorhandenen kritischen Zeugen für den neutestamentlichen Text in verschiedene Hauptrecensionen führte. Bei der Gewissenhaftigkeit, mit der Bengel bei diesen Arbeiten zu Werke ging, konte er sich leicht über das bald verhallende Geschrei derjenigen seiner theologischen Zeitgenossen trösten, welche durch die Kritik die Achtung verletzt sahen, die man, wie sie glaubten, den wörtlich inspirirten Offenbarungsurkunden schuldig war; wenn dagegen gelehrtere Widersacher, namentlich Chr. B. Michaelis, S. J. Baumgarten und J. J. Wetstein gegründete Einwendungen gegen manche Einzelheiten seines Werkes machten, und gegen das Ganze bemerkten, daß zur Herstellung eines genau berichtigten Textes bei einer weniger ängstlichen Behutsamkeit noch weit mehr hätte geleistet werden können, daß Bengel, mit Unrecht, nur einen Theil der Millischen Varianten und nicht die ganze Samlung in seine Ausgabe aufgenommen, daß er auf die Vulgata und die alexandrinische Handschrift ein zu großes Gewicht gelegt, daß er oft Lesearten von geringerer Erheblichkeit angeführt und wichtigere ausgelassen, und daß er durch die Regel, den Text nur aus gedruckten Ausgaben zu bilden, sich die Erreichung seines eigentlichen Zwecks unmöglich gemacht habe, so muß man einräumen, daß ihn hiedurch ein Tadel getroffen, gegen den er nicht zu rechtfertigen seyn dürfte.

Nicht dieselben Verdienste, die er sich um den neutestamentlichen Text erworben hat, erwarb er sich um die Erklärung seines Sinnes, so daß, wenn er blos uns seine exegetischen Schriften hinterlassen hätte, sein Name wol zu keiner bleibenden Celebrität gekommen wäre. Es war hauptsächlich die von ihm in der hallisch-spenerischen Schule aufgefaßte und von seinem religiösen Gemüthe treu bewahrte dogmatische Theorie, die ihn zu keiner unbefangenen und klaren Ansicht des Schriftsinns gelangen ließ, und ihn in Erklärung des letztern immer mehr auf den praktischen und erbaulichen, als auf den wissenschaftlichen Zweck leitete. Dies ist am meisten aus seinen Scholien über das Neue Testament ersichtlich, die 1742 unter dem Titel: Gnomon Novi Testamenti zu Tübingen in 4. erschienen und 1759 wieder aufgelegt wurden. Wenn aber gleich bei der besagten dogmatischen Befangenheit, in seinen Erklärungen, die meistens nur in kurzen Andeutungen bestehen, besonders auch das Streben, Emphasen, tiefliegende Ideen und Typen in den gewöhnlichsten Ausdrücken zu suchen, störend ist, so wird man dagegen wieder durch manche originelle und treffende Erklärung und im Ganzen durch gründliche Erläuterung des philologischen Wortverstandes entschädigt. Der besagte exegetische Charakter tritt auch in der teutschen Übersetzung des Neuen Testaments hervor, die erst nach seinem Tode erschien (gr. 8. Stuttg. 1753) und durch das ängstliche Streben treu zu seyn und selbst die Stellung der Worte beizubehalten, oft geschmacklos und unverständlich, durchaus aber steif und unteutsch ist, wie denn überhaupt in seinen teutschen Schriften die vaterländische Sprache in einer Dürftigkeit und Unbehilflichkeit erscheint, die zu den Mustern, die zu jener Zeit Mosheim und Jerusalem schon gegeben hatten, auffallende Gegensätze bilden. Unter seinen exegetischen Arbeiten machten aber seine Deutungen der Offenbarung Johannis (Erklärte Offenbarung Johannis oder vielmehr Jesu Christi, 8. Stuttg. 1740. 2. Ausg. 1748. Sechzig erbauliche Reden über die Offenbarung Johannis oder v. J. Chr. 8. Stuttg. 1748. 2. Ausg. 1758.) mit denen seine chronologischen Werke (Ordo temporum a principio per periodos oeconomiae divinae historicus atque propheticus ad finem deductus, 8. Stuttg. 1741. ed. 2. 1753. Cyclus, sive de anno magno Solis, Lunae, Stellarum consideratio, 8 Ulm. 1745., teutsch Lpz. 8. 1773. Weltalter, darin die schriftmäßige Zeitenlinie bewiesen, 8. Eßling. 1746. 8. Heilbr. 1753.) zusammen hängen, unter dem großen Haufen seiner Zeitgenossen die meiste Sensation. Die typisch-föderalistische Erklärungsart der Schrift, die schon im 17. Jahrh. der reformirte Theologe Coccejus vorgetragen, sagte der Richtung der pietistischen Schule zu sehr zu, als daß sie in ihr nicht hätte Eingang finden sollen, und da Bengel ganz von dem Geiste dieser Schule ergriffen war, verflocht sich auch leicht jene Erklärungsart in seine Ansicht des Schriftsinns. So war ihm der Prophetismus ein Hauptzweck

der Offenbarung; er sah ihn zusammenhängend durch den gesamten Complex der heiligen Bücher hindurch laufen; seine letzte Entwicklung und das Bild der Zukunft erschien ihm in der Apokalypse; und so führte er den Beweis, daß die Welt gerade 7777⅞ Jahr stehen werde, daß die Zeitbestimmung Off. Joh. 12, 14. 777½ Jahre, die mit dem Jahre 1058 ihren Anfang nahmen, bezeichnen, daß in diese Periode alles gehöre, was von besagter Stelle an bis Off. Joh. 20, 1, geschrieben stehe, und daß in dem Sommer des Jahres 1836 das Ende kommen werde. Tausend Jahre werde dann der Satan gebunden seyn; ein zweites Jahrtausend hindurch werde die Regirung der Heiligen und vollendeten Gerechten bestehen; und sey auch dieses abgelaufen, so werde die Auferstehung der übrigen Todten und das Ende der Welt erfolgen. So mühsam der Fleis und so groß der Aufwand an Gelehrsamkeit, Witz und Scharfsinn war, wodurch Bengel dieses sein chronologisch-apokalyptisches System zu Stande brachte, so konte es sich doch unmöglich in dem Lichte der Aufklärung halten, das bald nach ihm in den Schulen der teutschen Theologen anbrach; dagegen hat es noch immer den Glauben und die Bewunderung derjenigen, deren fromme Phantasie sich am Anschauen kühner religiöser Dichtungen ergötzt, so wie es auch die Grundlage und die Quelle des prophetisch-chiliastischen Charakters ist, durch den der Pietismus in Wirtemberg und überhaupt in Südteutschland sich unterscheidet *). (*Pahl.*)

BENGERMON, Stadt in der Prov. und dem State von Oude in Hindustan (26° 54′ Br. und 97° 41′ L.), an einem kleinen Flüßchen, ist mit Mangobäumen umgeben, und war einst viel bedeutender, als jetzt. (*Hassel.*)

BENGLER, Benglerbund, Gesellschaft mit den Bengeln, eine der Rittergesellschaften, die seit dem 14. Jahrh. in großer Zahl und unter mancherlei Namen in Teutschland sich bildeten. Sie waren eine Nachahmung der Turniergesellschaften, nur darin wesentlich von diesen unterschieden, daß ihr Zweck eigentliche kriegerische Unternehmungen gegen einen gemeinschaftlichen Feind, oder Vertheidigung gegen einen solchen waren, wogegen jene nur auf bessere Erhaltung der Ordnung bei Kampfspielen und Erregung des Wetteifers unter den verschiednen Gesellschaften, Beziehung hatten. Das Waffenrecht, welches der Adel im Mittelalter sich anmaßte, und sich dadurch zur Selbsthilfe gegen jeden, der ihn beleidigte, oder beeinträchtigte, ermächtigt hielt, gaben ihm auch die Befugniß, sich durch Bündnisse zu stärken. Das setzte sie dann auch in Stand, es mit Mächtigen, mit Besitzern ganzer Länder aufzunehmen. Ein solcher Adelsbund war auch die Gesellschaft mit den Bengeln. Aus den wenigen Nachrichten, welche durch alte Chroniken auf uns gekommen sind, weiß man nur, daß dieser Bund aus einem Theil des Adels in Hessen und Westfalen bestand, im J. 1391 gegen den Landgrafen Hermann von Hessen, besonders aber auch gegen den Bischof von Paderborn errichtet ward, und von den zum Kennzeichen angenommenen Bengeln, Prügeln, den Namen führte. Wenn aber die alten Chronisten sagen, daß sie mit Bengeln ausgezogen, oder dergleichen zum Streit geführt hätten; so wird niemand leicht dieses wörtlich verstehen wollen. Denn nicht nur würden Ritter sich einer solchen Waffe geschämt, damit aber auch wenig gegen Schwert und Lanze ausgerichtet haben. Die Bengel waren nur das silberne wie ein Prügel gestaltete Zeichen, welches jedes Bundesglied auf der Brust trug. So sagte auch eine alte Nachricht von ihnen in *Meibom.* Script. rer. Germ. — Der Stifter oder das Haupt des Bundes war Friedrich von Padberg oder Patberg, und als die vornehmsten Bundesglieder werden genant, die Spiegel v. Desenberg, Wolfe von Schartenberg oder Schwartenberg, Hartingshausen und Falkenberg. Ihr Kampf gegen den Bischof war aber unglücklich. Viele Ritter und Knechte wurden gefangen, und mußten schweres Lösegeld bezahlen. — Die Erneuerung des Streits hatte keinen bessern Erfolg. Das Städtchen Patberg ward von dem Landgrafen zerstört, und der Bund löste sich nach manchen Verheerungen in Westfalen und Hessen bald wieder auf. — Wenn der bekante limburger Chronist sie Dengler nent, so ist solches wol nur ein Schreibfehler, oder, was noch wahrscheinlicher ist, der Herausgeber hat falsch gelesen, weil er das von dem Schreiber gebrauchte Wort: Klopel, st. Knüppel, Knüttel, wonach die Bengler auch die Gesellschaft von den Klopeln genant werden, nicht zu deuten wußte. (*v. Arnoldi.*)

Bengler, hießen auch die Flagellanten oder Geißelbrüder, s. diesen Art. (*H.*)

BENGO. Fluß auf der Westküste von Afrika in der Prov. Angola, der sich in den atlantischen Ozean stürzt. An seiner Mündung steht eine gleichnamige Stadt mit einer Rhede, die Sklaven zur Ausfuhr liefert und daher wol von europäischen und brasilischen Schiffen angethan wird. (*Hassel.*)

Bengtson, (J.), Erzbischof von Upsal, s. Karl VIII. König v. Schweden.

BENGUELA, eine Landschaft im südlichen Afrika und zwar an der Westküste zwischen 9° 10′ bis 13° 20′ S. Br. belegen, im N. an Angola, im NO. an Matamba, im O. an die Länder der wilden Schaggas, im SO. an Bemba, im S. an die Schaggas, und im W. an den atlantischen Ozean stoßend. Sie hat im O. oder landeinwärts sehr hohe Gebirge, die Dongo heißen und der Coanza das Daseyn geben, welcher Fluß im W. vom Dongo die Serras de Plata durchbricht und große Kataralte bildet, die man 6 Meilen weit hören soll. Außer der Coanza, die auf einer Strecke die Nordgränze macht,

*) Autobiographische Nachrichten von Bengel finden sich in J. J. Mosers erläutertem Wirtemberg I. S. 211. ff. und in Rathlefs Gesch. jetzt lebender Gelehrten, VI. S. 425. ff. Die Letztern wieder in der Burkischen Ausgabe des Apparatus criticus, S. 647. ff. Neben diesen können als Quellen gelten die seiner von W. G. Tafinger gehaltenen Leichenpredigt angehängten Personalien, Fol. Stuttg. 1752. und die zuverlässige Nachricht von dem Leben, Tod und Schriften J. A. Bengels, nebst einem Denkmale der Liebe aufgesetzt von J. Ph. Fresenio. 8. Frankf. u. Lez., o. o. Sehr gründlich werden Bengels Verdienste um die neutestamentliche Kritik und Exegese dargestellt und erörtert in G. W. Meyers Geschichte der Schrifterklärung, IV. S. 180. ff. 293. ff. 390. 433. ff. Vgl. Schröd's Kirchengeschichte nach der Reformation, VII. S. 587. 592. 604.

Digitized by Google

ſtrömen in dem Umfange des Landes zum Ozeane der Longo, die Cuba, der Cuvo und die Gabarora, welche jetzt Benguela im S. vom Lande der Schaggas trent. Ein reiches Land, worin im Küſtenſtriche und auf den Ebenen eine ungemeine Hitze und ein ungeſundes Klima herrſcht, welches für die Europäer noch dazu wegen des ſchlechten Waſſers tödtlich wird; im O. wird das Klima gemäßigter, die Luft reiner und geſunder, und hier breiten ſich ungeheure Waldungen, mit den meiſten Thierarten Afrikas angefüllt, aus. Übrigens iſt das Land äußerſt unbekant; die Eiferſucht der Portugiſen, die auf dieſer Küſte die Herrn ſpielen, ſchließt alle übrigen europäiſchen Nationen davon aus; wir wiſſen blos, daß die Serras Cashindeebar reich an Kupfer, daß die Einwohner Neger und mit den Bewohnern von Congo von einerlei Abſtammung, daß Korallenperlen als Münze gäng und gebe ſind, und daß ein König über das Land herrſche, der zu Tambo reſidire und ein großer Deſpot, ſelbſt aber ein Vaſall der Portugiſen ſey. Dieſe Nation hält den ganzen Handel in Händen, und beſitzt die Stadt S. Felibe de Benguela (Br. 12° 58′ L. 31° 4′), am Meere, der Sitz eines portugiſiſchen Statthalters, die einen ganz guten Hafen hat, und das Fort Maſſangano an der Coanza zur Beſchützung der Kupferminen. (*Hassel.*)

Ben Hinnom, ſ. Gehenna.

BENI, بَنِي Söhne; dies iſt der Vorname arabiſcher Stämme, beſonders der freien Beduinen, deren Schechs noch jetzt in Sitten und Verfaſſung mit den alten Patriarchen verglichen werden können *). (*Rommel.*)

Auch ſind damit viele andre Diſtrikts- und Ortsnamen beſonders in Ägypten und der Berberei zuſammengeſetzt; wie **Beni hassan** u. a. m. (*H.*)

BENI (Paolo), ein Humaniſt und Kritiker, auf der Inſel Candia um 1552 geb., aber zu Gubbio im Herzogthum Urbino erzogen, daher er ſich gewöhnlich den Zunamen **Eugubinus** beilegte. Er ſtudirte bei den Jeſuiten und lebte lange in ihrem Orden, verließ ihn aber aus Verdruß, weil die Väter ihm nicht erlauben wollten, ſeinen Kommentar über Plato's Gaſtmahl, wegen einiger allzufreien Stellen, bekant zu machen. Bei dem Kardinal Madrucci und dem Herzoge von Urbino Franz Maria II., verſah er einige Zeit Sekrettärsdienſte, lehrte darauf zu Perugia die Theologie, und an dem Collegium der Sapienza zu Rom die Philoſophie, wurde 1599 Profeſſor der Beredſamkeit auf der Univerſität zu Padua, und ſtarb daſelbſt den 12. April 1627. Beni beſaß eine umfaſſende philologiſche Gelehrſamkeit und nicht gemeinen kritiſchen Scharfſinn, aber keinen gebildeten Geſchmack, wovon unter andern dies ein Beweis iſt, daß er den romanhaften Geſchichtſchreiber Curtius dem gediegenen Livius vorzog. Seine dreiſten und gewagten Behauptungen, und die ſchonungsloſe Art, womit er diejenigen behandelte, die nicht ſeiner Meinung waren, verwickelte ihn in eine Menge gelehrter Fehden, daher ſein Lobredner Tomaſini mit Recht von ihm ſagt: er war mehr ein Controverſiſt oder ein Soldat, als ein Philoſoph und Redner. Seine Polemik überſchritt öfters die Gränzen der Wohlanſtändigkeit und der Mäßigung, und betraf nicht ſelten Gegenſtände, die des Streites nicht werth waren. Unter ſeinen zahlreichen Schriften blieben mehre ungedruckt; von den gedruckten aber ſind die bedeutendſten: **In Timaeum Platonis, sive in naturalem atque divinam Platonis et Aristotelis philosophiam decades tres, cum disputatione de affectibus movendis ab oratore.** Rom. 1594. und 1605. Patav. 1624. 4. **Qua tandem ratione dirimi possit controversia, quae in praesens de efficaci Dei auxilio et libero arbitrio inter nonnullos catholicos agitatur.** Patav. 1603. 4. Indem er Frieden ſtiften wollte, veranlaßte er einen noch heftigern Kampf, und ſein Buch wurde unterdrückt. **Disputatio in qua ostenditur, praestare comoediam atque tragoediam metrorum vinculis solvere, nec posse satis, nisi soluta oratione, aut illarum decorem ac dignitatem retineri, aut honestam inde voluptatem solidamque utilitatem percipi.** Patav. 1600.; Ven. 1601. 4. **Comparazione di T. Tasso con Omero e Vergilio.** Pad. 1607.; verm. mit 3 Disc. ebend. 1612. 4. Er zieht den Taſſo dem Homer und Virgil vor. **L'anti-Crusca, ovvero il paragone dell' italiana lingua.** Pad. 1612. 4. Rime diverse. ib. 1614. 4. **Orationes quinquaginta.** ib. 1613. 4. **Commentarii in Aristotelis poeticam.** ib. 1613. fol. Ven. 1623. fol. **Platonis poetica, ex dialogis collecta.** Ven. 1622. fol. **Commentarii in rhetoricam Aristotelis.** Ven. 1624. fol. **De historia conscribenda libri IV.** Ven. 1607 und 1611. 4. und in ſeinen Opp. ib. 1622. Vol. V. fol. *). (*Baur.*)

BENICARLO (16° 59′ L. 40° 21′ B.), Villa in der ſpan. Prov. Valencia, Govierno de Peñiscola, im mittelländiſchen Meere, mit Mauern, 5860 Einw., altem Kaſtell, Vorſtadt, Pfarrkirche, Kloſter, Hoſpital, kleinem Hafen, Böttcherarbeit, Fiſcherei, Weinbau (der mit Viñaroz und Alcala im Durchſchnitt jährlich 225,000 Cantaren einträgt) und beträchtlichem Handel mit weißen Weinen, von denen jährlich 7312½ Ohm ausgeführt werden. (*Stein.*)

BENIDORM (16° 44′ L. 38° 45′ B.), Villa in der ſpaniſchen Prov. Valencia, Govierno de Alcoy, auf der Küſte, mit 2400 Einw., die ſich von Wollſpinnerei, Thunfiſch- und Sardellenfang nähren. (*Stein.*)

Beni Faisara und **B. Gerar**, ſ. Bihuda.

BENIGANIM (16° 19′ L. 39° 2′ B.), Villa in der ſpan. Prov. Valencia, Govierno de S. Felipe, mit 3600 Einw., die viel Wein bauen und guten Weinmoſt (Arrope) bereiten. (*Stein.*)

BENIGNO, S., anſehnlicher Flecken in Piemont, in der Provinz Turin, am Mallone, mit 3000 Einw. einem 1003 geſtifteten, jetzt aufgehobenen Benediktinerſtift, einer ſchönen Kollegiatk. u. einem Seminarium. (*Röder.*)

*) Vgl. Beduinen, ſo wie **Beni Cheibar, Beni Halal** und **Beni Taher** unter Ch. H. u. T.; **Beni Aisa**, ſ. Schlangenbeſchwörer.

*) *Freheri* Theatrum P. IV. p. 1518. mit Beni's Bilde. *Baillet* jugemens. T. III. 54. *Tomasini* elog. P. I. *Bayle* Dict. *Clement* bibl. cur. T. III. 132. Biogr. univ. T. IV.

BENIHASSEN, eine Provinz in dem marokoschen Reiche Fes auf der NW. Küste von Afrika, die sehr reich an Korn ist, den Hafen Salee zum Hauptorte hat, und nach Jackson 300,000 Einw. zählt. (*Hassel.*)

Benimamet, s. Valencia.

BENI MESSAB, ein Distrikt in dem afrikanischen State Algier, und zwar im SW. an den Gränzen von Segelmesse, reich an Datteln, und von einem arabischen Stamme bewohnt, der jedesmal durch ein Heer zur Tributzahlung an Algier gezwungen werden muß. Der Hauptort soll Gardejah seyn. (*Hassel.*)

BENIN, 1) der Name eines großen Landstrichs, der sich auf der Westküste von Afrika in Guinea zwischen 21° 30′ bis 25° 40′ L. und 4° 20′ bis 8° Br. hinzieht, und unter dem Namen der Küste Benin bekant ist. Sie führt den Namen von dem Flusse Benin, der von NW. herströmt, aber in seinem Laufe noch gar nicht erforscht ist, und enthält mehre Negerreiche, worunter Benin das wichtigste ist. Dieses Reich wurde den Europäern zuerst 1486 durch Alfonso de Aveiro bekant, und ist nachher von mehren europäischen Schiffern besucht, worunter Legroing und Palisot-Beauvois Nachrichten darüber mitgetheilt haben. Die ganze Küste ist von Seearmen durchschnitten, die sich zum Theil weit in das Land erstrecken und eine Menge von Eilanden bilden; die Flüsse, die vom Lande herströmen, verlieren sich in diesen Kanälen, deren Ausdünstungen unter den lothrechten Strahlen der Sonne pestialisch sind, und die ganze Küste so höchst ungesund machen, daß sie jeder Schiffer flieht und nur Sklavenhändler sich ihr zu nähern wagen. Vor 1786 hatte noch keine europäische Seemacht auf derselben eine feste Niederlassung, aber in diesem Jahre gründeten die Franzosen an der Mündung des Formosa auf der Insel Borodo, die ihnen der Häuptling Owhere überließ, ein Fort und eine Niederlassung, die indeß 6 Jahre später von den Briten zerstört wurde, und seit dieser Zeit besteht hier kein festes europäisches Etablissement mehr, und blos die britischen und nordamerikanischen Sklavenhändler haben einen Markt zu Agathon im Reiche Benin eröfnet. — 2) Ein afrikanisches Negerreich, welches sich an dem räthselhaften Flusse Benin herauf erstreckt, und von einem Könige beherrscht wird, der einer der größten Despoten auf der Erde, aber so mächtig seyn soll, daß er wol 100,000 Krieger aufbringen kann; indeß scheint er doch gegenwärtig dem Statenverbande von Assiante anzugehören. Seine Unterthanen betrachten ihn als einen Halbgott, der sich dem Volke nur zwei Mal öffentlich zeigt; am Feste der Korallen und am Feste der Yams; die Korallen machen die Münze des Landes, die Yams die vornehmste Nahrung der Einw. aus. Bei jedem Feste werden Menschenopfer gebracht. Die Einw. verehren, wie die meisten Neger in diesem Theile Afrikas, ein höchstes gutes, und ein höchstes böses Wesen, und der gröbste Aberglaube hat sich über alle Klassen von Einw. verbreitet. Sie leben in Polygamie; der König und die Fidoës oder Prinzen unterhalten mehre 100 Weiber, und Palisot Beauvois fand in dem Hause eines Ministers deren 400. Auf den Weibern ruht die ganze Last des Hauswesens und der Landwirthschaft; die Äcker sind nicht so gut kultivirt, als bei den benachbarten Whydaern und Ardraern. Doch ist das Land fruchtbar und hat Überfluß an Yams, Reis, Zucker, Elephantenzähnen, was aber bisher die Europäer allein anzog, waren Sklaven, die das Land in Menge hergab, und zu Agathon oder Gato verhandelt wurden. Schleichhändler finden sich noch immer daselbst ein. — 3) Die Hauptstadt des Königreichs gleiches Namens. Sie liegt in einer weiten Ebne, ist mit tiefen Gräben umgeben, hat 15 Fuß breite Straßen und Häuser, die mit Blättern von Latanienpalmen bedeckt sind. Das Haus oder der Palast des Königs nimt einen großen Umfang ein, und besteht aus einer Menge eingeschlossener Vierecke, deren Dächer mit großen Schindeln gedeckt sind. Die Volksmenge scheint ansehnlich zu seyn, aber das Trinkwasser quillt ½ Meile von der Stadt hervor, und muß daher geholt werden. Täglich wird in den breitesten Straßen Markt gehalten (nach Legroing und Palisot Beauvois). (*Hassel.*)

BENINGA (Eggorik), merkwürdig als Verfasser einer für die friesische, und insbesondre für die ostfriesische Geschichte höchst wichtigen und unentbehrlichen Chronik. — Er stamte aus einer sehr alten ostfriesischen Häuptlings-Familie, von welcher im 14. Jahrh. vier ansehnliche Mitglieder derselben in den ostfriesischen Dörfern Grimersum, Grothusen, Manschlacht und Pilsum (sämtlich im jetzigen Amte Persum) ihre Sitze hatten, und auf Häuptlingsburgen daselbst hauseten. Sie führten den gemeinschaftlichen Namen Beninga, d. h. nach der altfriesischen Sprache Bene's oder Benings Söhne *), und galten in Ostfriesland, so wie die übrigen Häuptlinge für adelig, wegen ihrer ansehnlichen Landbesitzungen, auf welchen unstreitig ihre frühern Vorfahren Bauern gewesen waren. Die drei letzten Häuser, woraus von mütterlicher Seite die Grafen und Fürsten von Ostfriesland abstamten, starben im 14. und 15. Jahrh. aus. Auch die erstgenante Familie zu Grimersum, welche die älteste, und der Urstamm zu seyn scheint, und deren Ahnherr Lüert Beninga schon im Anfange des 14. Jahrh. lebte, hielt sich nur bis etwa 1400, wo sie ebenfalls erlosch. Doch nahm der Gemal der letzten Erbtochter derselben, der Häuptling Imel Allena zu Osterhusen (im jetzigen Amte Emden) den Namen Beninga wieder an, und wurde auf diese Weise (im Anfange des 15. Jahrhunderts) der Stifter einer neuern beningaschen Häuptlings-Familie, die seitdem mehre Häuptlings-Burge besaß, und immer in Ostfriesland in einem vorzüglichen Ansehn stand, bis 1717 das männliche Geschlecht derselben ausstarb.

Aus dieser Allena-Beningaschen Familie war der ostfriesische Chronograph Eggerik Beninga, geboren zu Grimersum 1496, und im Verfolg, nach seinem Vater Garrelt, Häuptling daselbst, wie auch durch Erbschaft von seiner Mutter, Häuptling zu Jarsum und Widdetsveer, und endlich durch Heirath, Häuptling zu Borsum, bei Emden. — Er war zu seiner Zeit eins der angesehensten Mitglieder des ostfriesischen Adels,

*) Bene oder Bening — war ein altfriesischer Eigenname. Das angehängte a bedeutet in dieser Verbindung soviel als Sohn, — wie die Russen dazu ihr itsch, die Holländer ihr zon und die Schweden ihr son oder sen anknüpfen.

und einer der größten Statsmänner in seinem Vaterlande. — Ob er studirt habe, ist ungewiß, und bei dem ganz einfachen Gepräge seiner Chronik fast zweifelhaft. Doch war er ein Mann von vorzüglichen Einsichten, deswegen sich schon der ostfriesische Graf Edzard I. in Regirungsangelegenheiten seiner bediente. Seit 1525 war er eine Zeitlang Drost zu Leer; auch erhielt er die Probstei zu Weener, hinsichtlich der Einkünfte derselben. Nachher, unter dem Grafen Enno II. und seiner Witwe Anne war er Rath am gräflichen Hofe, und leistete denselben sowol bei der Regirung des Landes als auch in auswärtigen Angelegenheiten vorzügliche Dienste. Im J. 1557 wurde er abermals Drost zu Leer, und starb als solcher daselbst 1562. Seine Gemalin war Gela von Borsum, und seine Nachkommen zwei, vor der Ehe erzeugte, nachher legitimirte Söhne.

Beninga's ostfriesische Chronik ist, soviel man weiß, das erste und älteste historische Werk von Ostfriesland, und nicht nur für die Partikular-Geschichte desselben, sondern auch für die teutsche Geschichte überhaupt, so wie in mancher andern Hinsicht, ein sehr schätzbares Denkmal. Sie erstreckt sich von den ältesten Zeiten des friesischen Volks bis an das J. 1562, das Todesjahr des Verfassers. Sie besteht aus vier Büchern, die wieder in einzele Kapitel, mit besondern Überschriften, zerfallen, und ist in plattteutscher Sprache, ganz kunstlos und einfach, manchmal sehr naiv geschrieben. Der ganze Vortrag derselben trägt das Gepräge der Authenticität, Parteilosigkeit und Wahrheitsliebe. Sehr wichtig ist darin die Erzählung derjenigen Begebenheiten und Umstände, von welchen Beninga selbst Augenzeuge gewesen, oder die er aus einheimischen alten Urkunden, Familien-Nachrichten und mündlichen Zeugnissen seiner Zeitgenossen geschöpft hat. Da sehr viele seiner Berichte und Notizen die einzig vorhandenen sind, so würde ohne dieses Werk auf mehren Partien der ostfriesischen Geschichte ein nicht zu hebendes Dunkel ruhen, und in der teutschen Provinzial-Historie eine Lücke seyn, die niemand ausfüllen könte. Die Urschrift des Werks, von dem Verfasser selbst, befindet sich noch in dem Regirungsarchiv zu Aurich. — Es war über 140 Jahre lang nur in Abschriften vorhanden, bis es endlich 1706 zuerst durch den Professor zu Leiden, Antonius Matthäi daselbst in 8. im Druck erschien, jedoch zum Theil unvollständig und verstümmelt. Eine zweite Ausgabe besorgte der Prediger E. F. Harkenroht zu Emden, unter dem Titel: Volledige Chronyk van Oostfrieslant, etc. van den Heer Eggerik Beninga, Emden 1723. in 4. von 879. S. und mit hin und wieder hinzugefügten interessanten Anmerkungen des Herausgebers. Nach dieser Ausgabe hat sie der Professor Matthäi noch einmal herausgegeben, indem er sie seinen Analectis veteris aevi einverleibte, wo sie in der neuen Ausgabe von 1738 den ganzen 4. Band ausmacht. — Merkwürdig ist die Beningasche Chronik auch deswegen noch, weil Ubbo Emmius sie seit 1564 ins Latein übersetzte, auch diese Übersetzung 1587 drucken ließ, dadurch aber zugleich veranlaßt wurde, das Werk des alten Chronographen weiter auszuführen, so daß daraus zuletzt seine große, klassische rerum frisic. historia, Lugd. 1616. hervorging **). (*J. Ch. H. Guttermann.*)

BENINI (Vincenzio), geb. zu Bologna 1713., gelehrter Arzt, der zu dem Celsus lateinische Anmerkungen schrieb (in Bd. 2. der Ausg. von Padua 1750. 8.), nebenbei aber auch sich mit der schönen Literatur beschäftigte. Er übersetzte Fracastors Gedicht Syphilis in versi sciolti (gedruckt in Bd. 2. der lat. Gedichte Fracastors u. A. Padua 1759. 4.), welche Übersetzung man einer spätern vorzieht. Zu Alamanni's Gedicht la Coltivazione hatte er schon früher Anmerkungen herausgegeben. Padua 1745. 8. (*H.*)

BENINI (Gianvicenzo), bekanter unter seinem arkadischen Namen Cleofilo Sminteo, starb zu Cologna 1814 im 68. Jahre seines Alters. Obgleich er eigentlich die Arzneikunde in Padua studirt hatte, und sie in Dalmatien und Istrien ausübte, wo er eine Schrift über die Mittel die Luft um Pola zu verbessern, herausgab, so fand er doch noch immer Zeit genug um den Musen zu huldigen. Davon zeugen eine theilweise gedruckte Übersetzung des Horaz, sein Elogio del più virtuoso uomo italiano del secolo sedicesimo, col ritratto di Baldassare Castiglioni. Venezia 1784. m. Kpf. und vorzüglich seine geschätzte Übertragung von Pope's Hauptwerke ins Italische. Diese letzte erschien 1804 zu Venedig unter dem Titel: I capi d'opera di Alessandro Pope, tradotti e corredati di critici discorsi, di note e di rame *). (*Graf Henkel v. Donnersmark.*)

BENIOWSKY, BENYOWSKI (Moritz August von), ungerischer und polnischer Magnat, ein Mann von ungewöhnlicher Entschlossenheit und Standhaftigkeit, und einem ungemein feurigen Geiste, dessen Leben aus einer Reihe romanhafter Abenteuer besteht, die ihn zur Herrschaft auf Madagaskar führten. Er war der Sohn eines kaiserlichen Generals der Kavallerie und 1741 zu Verbowa in der neutraer Gespanschaft Ungerns, dem Erbsitz seiner Familie, geboren. In Wien, wo sein Vater sich meistens aufhielt, nach Gewohnheit des höhern ungerischen Adels erzogen, nahm er in seinem 14. Jahre ebenfalls Dienste bei der kaiserlichen Armee, zog als Lieutenant in den 7jährigen Krieg, und wohnte den Schlachten bei Prag und Schweidnitz bei, verließ aber 1758 die Armee, und begab sich zu seinem Onkel, dem Staroſten Beniowsky, nach Litthauen, dessen Güter er in der Folge erbte. Dagegen entrissen ihm seine Stiefschwestern, nach dem Tode der Mutter, das ihm gebührende Erbtheil, und er verlor den Prozeß gegen sie wegen der ungestümen Hitze, die ihn zu Gewaltsamkeiten verleitete. Um sich zu zerstreuen, bereiste er Teutschland, Holland und England, und war im Begrif nach Ostindien zu segeln, als ihn 1767 einige polnische Magnaten einluden, bei der damals sich bildenden krakauer Konföderation Dienste zu

**) Vgl. *Mülleri* Dissert. de antiquis fris. orient. dynastis. Lugd. 1730. — Funks ostfries. Chronik, 8. Theil, S. 79. — *Bertrami* Paraerga historico-literaria. Brem. 1740. p. 1 — 12. Tiadens gelehrt. Ostfriesl. Aurich 1786. 1. Th. S. 91. und andere ostfries. Schriften.

*) Vgl. *da Rio* Giornale dell' Italiana Letteratura. Padova 1804. Tomo VII. p. 249 und 1819. Tomo XLIX. p. 174.

nehmen.. Er folgte der Einladung, wurde bald Oberster, Kommandant der Kavallerie und General-Quartiermeister, schlug bei Kumenka ein Detachement der russischen Armee, nahm Landscron in Besitz, ward aber am 20. Mai 1769 in einem Gefechte von den Russen verwundet und gefangen genommen. Seine Gefangenschaft war äußerst hart, er wurde mit den geringsten Gefangenen in die elendesten Löcher gesperrt, litt oft am Nothwendigsten Mangel, und, um ihm alle Mittel zur Flucht zu benehmen, ward er mit mehren Andern an die äußerste Gränze von Kamtschatka verbant. Hier machte er sich durch seine Kentnisse, besonders durch seine Stärke im Schachspielen, bei dem Gouverneur Nilow beliebt, der ihn zum Sprachmeister seiner Kinder annahm. Er veranlaßte die Erbauung eines öffentlichen Schulhauses, und that den Vorschlag, mit seinen Mitverbanten die südliche Landspitze von Kamtschatka, Lozatka genant, anzubauen, wurde dafür von der Verbannung losgesprochen, in kaiserliche Dienste aufgenommen, und mit der Hand der Tochter des Gouverneurs belohnt, die er nicht ausschlagen konte, ob er gleich eine Frau verlassen hatte. Während dieser günstigen Wendung seines Schicksals hatte er aber mit mehren Verwiesenen insgeheim den Plan entworfen, sich eines Schiffes zu bemächtigen, und damit zu entfliehen. Diese Verschwörung ward, ehe sie ausgeführt werden konte, verrathen, und Beniowsky sollte nebst seinen Kameraden gefangen genommen werden; aber mit einer seltenen Gezenwart des Geistes machte er Anstalten, sein Vorhaben dennoch auszuführen, schlug das gegen ihn ausgeschickte Kommando zurück, eroberte sogar die Festung Botscherezk, und sah sich genöthigt, den Gouverneur, der ihn mit der Pistole verwundet hatte, zu tödten. Einen Haufen Kosaken von 5 bis 600 Mann, die gegen die Festung anrückten, hielt er dadurch zurück, daß er ihre Weiber und Kinder in eine Kirche einschloß, und zu verbrennen drohte. Nun bemächtigte er sich des in der Festung befindlichen, der Krone gehörigen, Geldes und einer Menge kostbaren Pelzwerkes, an Werth zusammen anderthalb Millionen Piaster betragend, und verließ am 11. Mai 1771 mit seinen Kameraden, in allem 96 Personen, auf einem weggenommenen Paketboote, den Hafen von Botscherezk. Es war sein Plan, zuerst nach China zu segeln, und am 19. Mai landete das Schiff in der nach ihm benanten Moritzbai der Behringsinsel, einer der aleutischen Inseln. Seine Gefährten, die verschiedene Komplotte gegen ihn schmiedeten, zwangen ihn, statt nach China oder den Philippinen zu segeln, eine nordöstliche Fahrt um Tschudetschikas zu versuchen. Da dieser Versuch mislang, segelte er wieder rückwärts, hatte unterwegs viele Gefahren auszustehen, und landete an verschiedenen Inseln, wo er zum Theil feindlich behandelt, zum Theil aber auch freundschaftlich aufgenommen wurde, und Bündnisse mit den Einwohnern schloß. Vorzüglich gefiel es ihm auf der Insel Formosa, wo er den 28. August 1771 ankam. Da nun der westliche Theil dieser Insel damals den Chinesen unterworfen war, ½ derselben aber unabhängig, und nur ein Drittheil davon Wilde waren, so hofte er eine europäische Macht zu bewegen, eine Niederlassung darauf anzulegen, und ihn zum Oberhaupt desselben zu machen. Nach einem Aufenthalte von vier Wochen setzte er seine Fahrt nach Macao fort, verkaufte hier sein Fahrzeug nebst allem was darin war, verdingte sich auf ein französisches Schiff, und langte am 19. Mai 1772 in Frankreich an. Er erhielt daselbst ein Infanterie-Regiment, fand in Baar seinen Onkel aus Polen, ließ seine Gemalin aus Ungarn kommen, und that dem französischen Ministerium den Vorschlag, eine Kolonie unter seiner Anführung auf der Insel Formosa zu errichten. Das Ministerium war aber für Madagaskar, und gab ihm den Auftrag, eine Niederlassung daselbst für Frankreich anzulegen, in der Absicht, um den Inseln de France und Bourbon von daher Subsistenz zuzusichern, neue Handelswege zu eröfnen, und Leute zu ernähren, die in dem nächsten ostindischen Kriege dienstfähig wären. Es wurden ihm einige hundert Mann nebst Allem, was zu einem Etablissement nöthig ist, verwilligt, und der Gouverneur von Isle de France bekam Befehl, ihm alles dieses verabfolgen zu lassen, und das Vorhaben auf alle Weise zu unterstützen. Aber dieser war dagegen, weil er glaubte, der Handel auf Isle de France würde dadurch zu Grunde gehen, und legte dem Grafen alle möglichen Hindernisse in den Weg. Beniowsky landete dessen ungeachtet am 14. Jun. 1774 mit etlichen hundert Mann auf Madagaskar, baute ein Fort bei einem guten Hafen, und machte mit den anwohnenden Einwohnern Freundschaft. Diese erlaubten ihm sogar, eine Festung an einem gesunden Platze weiter ins Land hinein anzulegen, und verkauften ihm einen großen Strich fruchtbarer Felder. Einige Nationen waren unter einander in einen Krieg verwickelt, wobei er seinen Bundesgenossen Hilfe leistete, und ihre gemeinschaftlichen Feinde überwand. Es kam so weit, daß ihn alle Nationen auf Madagaskar zu ihrem Oberregenten oder Amparsakate ernanten, weil er ihnen vorzuspiegeln gewußt hatte, daß er ein Abkömling von der Familie derselben sey. Schon oft hatten die Franzosen versucht, Kolonien auf Madagaskar anzulegen, allein sie waren immer von den Einwohnern entweder getödtet oder verjagt worden, weil sie sich zu Herren über sie aufwerfen wollten, und diese keine fremde Herrschaft leiden mochten. Beniowsky aber behandelte sie als Freunde und Bundesgenossen, wodurch er ihr ganzes Zutrauen gewann. Die Kolonie würde auch den besten Fortgang gehabt haben, und wahrscheinlich die ganze große Insel französisch geworden seyn, wenn sie von Isle de France wäre unterstützt worden. Allein der dasige Gouverneuer ließ ihr weder Volk noch Munition zukommen, und Beniowsky mußte die Bedürfnisse von anlandenden Handelsschiffen kaufen. Der Gouverneur hatte überdies dem französischen Ministerium den Grafen mit so schwarzen Farben geschildert, daß dasselbe Bevollmächtigte abschickte, die Sache zu untersuchen. Da nun die Kolonie durch Krankheiten sehr viele Leute verloren hatte, und keine Hofnung zu neuen sich zeigte, so entschloß sich Benjowsky, selbst nach Frankreich zu gehen, und die Beschaffenheit dem Ministerium vorzustellen. Er trat diese Reise 1776 an, wurde aber in Versailles so übel aufgenommen, daß er das Reich verließ, und sich, nachdem ihm ein förml. Begnadigungsdecret (v. 17. Oct. 1777) ausgefertigt worden — nach Östreich wandte, wo er von neuem in kaiserliche Dienste trat und in dem da-

Digitized by Google

mal. Kriege 1778 den Sieg bei Habelschwert gegen die Preußen erfocht, doch blieb er hier nicht lange. Schon 1783 begab er sich nach London, und legte den britischen Ministern einen Plan vor, worin er 3 Schiffe und für 50,000 Pfd. Sterl. Waren nebst Gewehr und Kriegsbedürfnissen, im Fall eines feindlichen Angriffs, verlangte, und sich dagegen anheischig machte, England bei einem ostindischen Kriege mit 5000 Mann zu unterstützen, die dortige Kriegsflotte mit Lebensmitteln zu versehen, nur britische Waren in Madagaskar einzuführen, und einem der jüngern königl. Prinzen eine jährliche Recognition zu bezahlen. Da seine Anträge keinen Eingang fanden, so segelte er 1784, nachdem ihm Privatpersonen für 4000 Pfd. Sterl. an Waren anvertraut hatten, nach Baltimore in Nordamerika, begab sich von da nach Brasilien, und kam im Juli 1785 wieder auf Madagaskar an. Er wurde freundschaftlich aufgenommen, beschäftigte sich mit Anlegung eines Ortes nach Art der Landeseinwohner, fing aber dann Feindseligkeiten gegen die Franzosen an. Es wurden daher 60 Mann reguläre Truppen von Isle de France gegen ihn abgeschickt, von denen er den 23. Mai 1786 in einem Gefechte erschossen wurde. — Beniowsky hat die Geschichte seines abenteuerlichen Lebens selbst beschrieben, in einem vielgelesenen, aber für Länder- und Völkerkunde wenig Erhebliches darbietenden Werke *).

Die Glaubwürdigkeit des Grafen ist verschiedentlich, und zwar nicht ohne Grund, bezweifelt worden. Verschiedne seiner Erzählungen haben sehr viel Romanhaftes, das für viele Leser anziehend ist, bei jedem andern aber, der die Lectüre nicht als bloßen Zeitvertreib betrachtet, den Gedanken oft erregen muß, die wahre Geschichte möge wol durch allerlei Dichtungen verschönert worden seyn. Die Herausgeber und Übersetzer seines Werks haben zwar nicht unterlassen, seine Glaubwürdigkeit in Schutz zu nehmen, Andre aber **) haben behauptet, und wol nicht ohne Grund, daß er Wahres und Falsches untereinander gemischt, sich viele Rodomontaden erlaubt, mehre Inseln nicht entdeckt, sondern erfunden habe u. dgl. Dagegen können ihm andre vorzügliche Eigenschaften nicht abgesprochen werden: Muth, Unternehmungsgeist, Festigkeit, Menschenkentniß, Überredungskunst, Thätigkeit und Anstrengung in seinen Entwürfen ***). (*Baur.*)

BENISUEF, BENESUEF, Stadt in der ägypt. Provinz Wostani (Br. 29° 9′ 12″ L. 48° 42′ 15″), auf der Westseite des Nils in einer angenehmen Lage, ist die Residenz eines Bei, hat sehr viele Moscheen und theils backsteinerne Häuser, theils Lehmhütten. Die Einwohner beschäftigen sich mit der Teppich-, Wollen- und Leinweberei. (*Hassel.*)

BENIVIENI. Eine alte angesehene adelige, vielleicht noch jetzt existirende, Familie zu Florenz, aus welcher im 15. und 16. Jahrh. mehre namhafte Gelehrte hervorgegangen sind; wenigstens ist es wahrscheinlich, daß diese Männer, da Florenz ihrer Aller Geburtsort genant wird, aus einer und derselben Familie stamten.

1) Ant. Benivieni, Arzt in Florenz, der 1502 starb, ist der erste gute Beobachter, seit Wiederherstellung der Wissenschaften. Sein Werk: de abditis morborum caussis. Basil. 1529. 8. ist so wichtig, daß es noch jetzt eine neue Auflage verdiente. Unter andern machte er zuerst, nach Asklepiades und Antyllus, den Luftröhrenschnitt, um ein Geschwür in der Luftröhre auszuleeren und zu heilen (l. c. c. 88.). Er erzählt ferner Beispiele, wie bei Frauenzimmern der Blasenstein durch bloße Erweiterung der Harnröhre herausgeschaft worden (l. c. c. 88.). Den Bauchstich in der Wassersucht nahm er in der Gegend des Nabels vor (l. c. c. 11.). (*Sprengel.*)

2) Ant. Benivieni, der jüngere, ein Rechtsgelehrter, geboren zu Florenz 1533, war Kanonikus daselbst und Generalvicarius anfänglich zu Fiesole und darauf zu Florenz. Er beschrieb das Leben seines Landsmannes, Pietro Vettori, eines florentinischen Edelmanns — vielleicht dessen, der unter dem Namen Petrus Victorius als ausgezeichneter Humanist bekant ist, wiewol dieser erst 1585, 86 J. alt starb, — (Vita di Pietro Vettori l'antico, Gentiluomo Fiorentino. Fior. 1583. 4.); und starb am 7. Februar 1598. Ant. B. war ein Mitglied der Kommission, welche auf Befehl des tridentiner Conciliums zusammen treten mußte, um Boccaccio's Decamerone, das für keusche Leser und Leserinnen Anstößige zu nehmen. Die Ausgabe erschien 1573 in 4. mit

*) Es erschien zuerst (aus dem französischen Manuscript übersetzt) in englischer Sprache, unter dem Titel: Mémoirs and travels of Mr. A. count de Beniowsky, count of the Kingdoms of Hungary and Poland, contain. an account of his exile into Kamtschatka, travels in China etc., written by himself; translated from the original Manuscript (by Magelhan and Nicholson). Lond. 1790. Vol. II. 4. mit 28 Karten und Kpfrn. Es sind davon folgende 3 teutsche Übersetzungen vorhanden: Benj. Schicksale und Reisen, übersetzt v. Ge. Forster. Lpz. 1791. 2 Bde. 8. mit Kpf. (der erste Band enthält die Kriegsoperationen in Polen und Gefangenschaft in Kamtschatka, der zweite die Reisen in das stille Meer, über Japan und Formosa nach China, und Errichtung einer franz. Kolonie auf Madagaskar). Reisen durch Sibirien und Kamtschatka über Japan und China nach Europa, nebst einem Auszug seiner übrigen Lebensgeschichte, übers. (von Doroth. Marg. Liebeskind), mit Anmerk. von J. Reinh. Forster, Berl. 1790. 8. mit Kpf. (auch als 3. Bd. des Magazins von merkwürdigen neuen Reisebeschr.). Begebenheiten von ihm selbst beschrieben, übersetzt von Ch. Dan. Ebeling und J. D. P. E. Ebeling, mit des erstern Anmerkungen und einem Anhange. Hamb. 1791. 2 Bde. 8. mit Kpf. (auch als 3. und 4. Bd. der neuen Geschichte der See- u. Landreisen). Wegen der vielen gehaltvollen Anmerkungen, Zusätze und Berichtigungen wird diese letzte Übersetzung den beiden andern vorgezogen. Französisch erschien das Werk zu Paris 1791. Vol. II. 8. und holländisch zu Harlem 1791. Vol. IV. 8. **) B. B. Bretschneider, der den Grafen persönlich kante, in Meusels verm. Nachr. und Bemerkungen 110 — 115. und Rochon in seiner Voyage à Madagascar. Paris. 1791. 8. ***) Vgl. Zimmermanns Annalen der geogr. und statist. Wiss., 1. Jahrg. 4. St. 358. ff. Allgem. Lit. Ztg. 1790, No. 230 und 232. Goth. gel. Ztg. 1790. ausländ. Literat. 273 — 278. 281 — 283. Jahrg. 1791. S. 124 — 128. Allgem. d. Bibl. 101. Bd. 503 — 513. Baur's Lebensgem. 1. Bd. 348 — 365. neue Aufl. 353 — 369. Biogr. univ. T. IV. (*Baur.*) Auch *Horanyi's nova mem. Hungar. Pesth.* 1792. S. 410, ferner *Kövesy's* und *Melczer's magyar Plutarkus* 2. B. Pesth. 1816. S. 249 — 88. (*H.*)

dem Zusatze: emendata secondo l'ordine del sacro concilio di Trento [1]).

3) Dominico Benivieni, platonischer Philosoph in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., in welcher, wie bekant ist, vorzüglich durch Lorenzo de Medici und mehre mit ihm verbundene Gelehrte das Studium der platonischen Schriften mit solchem Eifer getrieben wurde, daß sich vorzüglich in Florenz eine eigne platonische Schule bildete, welche auf Poesie und auf alle Zweige der Gelehrsamkeit jener Zeit einen mächtigen Einfluß geäußert hat. D. B. wurde 1479 Professor der Dialektik zu Pisa, 1491 Kanonikus zu Florenz, und starb am 3. Febr. 1507. Von seinen Schriften sind nach Mazzuchelli noch mehre ungedruckt; die gedruckten, deren Titel sich auch bei Adelung zum Jöcher finden, beziehen sich sämtlich auf den durch seine Schriften, sein Leben und seinen Märtyrertod berühmt gewordnen Dominikaner Hieronymus Savonarola, welcher an D. B. einen eifrigen Vertheidiger fand (Trattato in difensione e probazione della dottrina e profezie predicate da Frate Jeronimo nella città di Firenze. Flor. 1496, 4. und Dialogo della verità della dottrina predicata da Frate Jeronimo. O. J. 4. Vorrede zu Savonarola's Buch Trionfo della Croce. Flor. 1497. u. 1516. 4.).

4) Girol. (Hieronymus) Benivieni, der berühmteste von allen seinen Namensgenossen, geboren 1453, gleichfalls Anhänger der oben genanten platonischen Schule jener Zeit, deren schwärmerisch-metaphysische Speculationen er seinen Gedichten eingewebt hat, so daß in denselben ein romantisch-philosophischer Geist der vorherrschende ist. Mit dem berühmten Grafen Pico von Mirandula, der ihm aber schon 1494 durch den Tod von der Seite gerissen wurde, lebte er in der innigsten freundschaftlichen Verbindung, und Graf Pico hat auch das berühmteste von allen Gedichten Benivieni's, die Canzone von der göttlichen Liebe, mit einem eignen sehr umständlichen Kommentar versehen (Commento sopra una Canzone d'Amore, composta da Girolamo Benivieni secondo la mente ed opinione de' Platonici [2]). Auffallen kann es, daß in dem von Marsiglio Ficino in einem seiner Briefe (Lib. XI. ep. 30.) gegebenen Verzeichnisse der Beförderer der neuern Philosophie zu Florenz, oder der platonischen Gastmäler Lorenzo's de Medici, gewissermaßen des Haupts dieser Schule, Girolamo Benivieni nicht mitgenant wird [3]). Auch dieser Benivieni war ein Verehrer des Savonarola und übersetzte das Buch desselben: De simplicitate vitae Christianae aus dem Lateinischen in das Italiänische (Libro del Reverendo Padre Fra Jeronimo Savonarola da Ferrara, della Semplicità della vita Christiana zuerst gedruckt zu Florenz 1496 und mehrmals wieder aufgelegt) [4]). Benivieni starb als ein neun und achtzigjähriger Greis 1542, und seine Leiche wurde, wie er es bei seinem Leben gewollt hatte, neben der seines längst vorangegangenen Freundes Pico in der St. Markuskirche zu Florenz beigesetzt, wo beider Grabmal noch zu sehen seyn soll. Benivieni's einzele Gedichte als auch sämtliche Schriften sind sehr oft gedruckt, woraus auf den Beifall geschlossen werden kann, welchen sie bei ihren Zeitgenossen fanden [5]); mehre seiner Schriften sind noch als handschriftliche Überreste vorhanden [6]). (*Mohnike.*)

BENIAMIN (בן־ימין), der jüngste unter den zwölf Söhnen Jakobs, dessen Nachkommen den Stamm bilden, der seinen Namen trägt und sich nach der Trennung des Reichs an den Stamm Juda anschloß, mit dem er dann das Reich Juda, von dem Reich Israel geschieden, selbständig bildete. Von Benjamin selbst erzählt die biblische Geschichte blos, was er in seiner Jugend gelitten, nichts was er gethan habe. Schon seine schwere Geburt kostete seiner Mutter Rahel das Leben, und sie gibt ihm sterbend den Namen Benoni (בן אוני) Schmerzenssohn, welchen aber der Vater in Sohn der Rechten oder der Kraft, oder — wie der samaritanische Übersetzer gelesen haben muß, Sohn der Tage d. i. des Alters, verwandelt (1 Mos. 35, 17. 18). Im Andenken an die geliebteste seiner Frauen hängt er an ihm als dem Letztgebornen mit aller Zärtlichkeit und Weichheit des Alters, und findet in ihm den Ersatz für den auf immer verloren geglaubten Joseph. Daher muß er auch zurück bleiben, als die andern Brüder nach Ägypten gesendet werden um Korn zu kaufen und nur die, nach unserm Gefühl schwer zu rechtfertigende Maßregel des zum Großvezier erhöhten Josephs, zwingt endlich dem greisen Vater die Zustimmung ab, auch Beniamin nachreisen zu lassen, um den als Geißel zurückgehaltenen Simeon zu befreien (1 Mos. 43). Auch am Hofe Josephs erfährt er wechselnd Ehre und Beschimpfung. Die fünffache Portion bei der Tafel und dann der, um die Brüder zu ängstigen, heimlich in den Kornsack Benjamins versteckte goldne Becher, bleiben gleich räthselhaft für ihn, bis endlich in Joseph das bessere Gefühl siegt und er sich den Brüdern zu erkennen gibt, Benjamin aber als den einzigen leiblichen Bruder in seine Arme schließt (1 Mos. 44. 45.). Nach dieser rührenden Scene verschwindet er ganz aus der Geschichte. Jakobs letzte Orakelsprüche über seine Söhne — erkläre man sie als wirklich prophetische Ahndungen, als Erzählung oder als eine später ihm untergelegte poetische Dichtung nach

1) Vgl. Bouterweck's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit B. 1. S. 206. Was Adelung in der Fortsetz. und den Ergänzungen zum Jöcher über Antonio Benivieni sagt, ist aus Mazzuchelli's Scritt. d'Italia T. II. genommen.

2) S. Bouterweck S. 342. 3) S. W. Roscoe's Leben Lorenzo's von Medici übers. von Kurt Sprengel (Berl. 1810.) S. 154 u. f. w., besonders S 157, wo die fragliche Stelle des gedachten Briefes abgedruckt steht.

4) Vgl. S. J. Baumgarten's Nachr. von merkw. Büchern, B. 1. S. 128. u. f. w. 5) Opere poetiche di *Girolamo Benivieni*. In Firenze p. i Giunti. 1510. 8. Opere di *Girolamo Benivieni* con una canzone dello amor celeste e divino col commento di Giovanni Pico Mirandolano distinto in tre libri. In Firenze p. i Giunti 1519 8. In Venezia p. Nicolo Zoppino. 1522. 8. Sämtlich sehr seltene Ausgaben. S. Widekind's Verzeichniß von raren Büchern S. 386. 6) Von der italiänischen Literatur mögen hier hinsichtlich seiner angeführt werden: *Guil. Negri's* Historia degli scrittori Fiorentini p. 299. etc. und *Mazzuchelli's* Scrittori d'Italia T. II. p. 860. etc. Vgl. auch Bouterweck's oben genante Geschichte der Poesie u. s. w. B. 1. S. 341 und 342.

Digitized by Google

einem historischen Stoff — stellen Benjamins Stamm als kriegerisch und schonungslos kämpfend und raubend vor (1 Mos. 49. 23)

Benjamin raubt gleich dem Wolf,
Raub verzehrt er am Morgen,
Am Abend vertheilt er die Beut'.

So erscheinen auch die Benjaminiten, überhaupt, und Einzele des Stammes in der Geschichte; so Elud (Richt. 3, 29. 30), so Saul (1 Sam. 9, 1 u. C. 14, 47. 48. 2 Sam. 2, 3). Die alte Typologie fand so gern darin ein Vorbild des, Anfangs gegen die Christen Rache schnaubenden, dem Stamme Beniamin (Phil. 3, 5) angehörenden Paulus (Apost. 9, 1). Milder spricht von ihm das Lied Moses:

Sicher wird wohnen der Liebling Jehovahs,
Er schirmt ihn Tag für Tag
Und wohnt auf seinen Bergen.

Der Berg Zion und Moria gehörten nämlich zu dem Erbtheile des Stammes Benjamin. (*Niemeyer.*)

BENJAMIN der heilige, dessen Fest am 31. Mai gefeiert wird, starb den Märtyrertod in der Verfolgung des Christenthums in Persien (im 5. Jahrh.) die Abdas Bekehrungseifer herbeigeführt hatte. s. Abdas. (*H.*)

BENJAMIN, Ben Jona, aus Tudela (מתודלה), im span. Navarra, reiste seit 1160, 13 Jahre lang, in der Hofnung seine Glaubensbrüder in Asien in einem blühenden Zustande zu finden, über Konstantinopel durch die Länder, welche dem caspischen und schwarzen Meere nordwärts liegen bis in die chinesische Tatarei und von da südwärts durch viele Länder des jenseitigen Indiens, über das indische Meer durch viele indische Inseln und kehrte von da über Ägypten wieder nach Europa zurück, mehren Angaben zufolge nach Castilien, wo er 1173 starb. Er brachte manche wichtige Nachricht über mehre europäische, asiatische und afrikanische Länder in Umlauf, aber auch viele Mährchen und falsche Vorstellungen, da er sehr leichtgläubig war (wie die meisten Pilger der damaligen Zeit), vorzüglich aber in seinen Ansichten den Juden nicht verläugnen konte. Am deutlichsten erhellt dies aus allen jenen Nachrichten, von denen er glaubte, daß sie seinen Glaubensgenossen zur Ehre gereichen könten, wohin namentlich die Notiz von Stämmen seiner Nation gehört, welche in entfernten Gegenden nach ihren eigenen Gesetzen leben sollen. Mehre Gelehrte, unter andern Beck, welcher eine neue Ausgabe von B's Reise mit Prolegomenen, einer Charte und Noten herausgeben wollte (welche aber Mſc. geblieben *), haben die Vermuthung geäußert, B. habe die von ihm benante Reise nicht selbst geschrieben, sondern spanische Gelehrte haben sie aus seinen Reisenotizen redigirt und so wie wir sie jetzt haben, herausgegeben (S. *Koecher* Nova Bibl. hebr. T. I. p. 35). Diese Reisebeschreibung hat den Titel: מסעות של ר בנימין, zuerst gedruckt zu Konstantinopel 303 (Chr. 1543) in 12. und hernach öfters zu Ferrara 316 (Chr. 1556) 8., Freyburg im Breisg. 343 (Chr. 1583. 31 S. 8. **). (*J. M. Hartmann.*)

*) Befand sich zu Nürnberg in der Trew'schen Bibliothek vgl. *Schelhorn.* amoenit. lit. T. III. et IV. v. Murr Merkw. ꝛc. Thl. 3. S. 191. *de Rossi* Dizionar. T. I. p. 73. **) Zu den seltenen Ausgaben gehören die erste und eine Amsterdamer von 1698. Arias Montanus (der diese מ nur für einen Auszug eines größern von den alexandrinischen Juden aufbewahrten Werkes hielt) und Constantin L'Empereur haben sie ins Lateinische übersetzt und zugleich mit dem Original herausgegeben, der erste zu Antwerpen 1575, der zweite zu Leyden 1633. 8. Beide kommen nicht sehr häufig vor; an beiden ist hinsichtlich der Vollkommenheit auch manches auszusetzen. Wolf zieht die letztere der erstern weit vor. Renaudot in einem Schreiben (eingerückt in: Mémoires de la literature de Salengre T. II. P. II. p. 366 sq.) tadelt an der letztern unter andern und vorzüglich, daß sie die nomina propria so entstellt habe. Die erstere erschien auch mit L'Empereur's Diss. ad Lector. und einigen seiner Noten: Helmstädt 1636. 8. Diese Reise wurde auch in andre Sprachen übersetzt, namentlich ins Teutsche (Frankfurt a. M. 1711. 8.; vorher mit rabb. Lettern zugleich mit Manasse Ben Israel, „Hoffnung Israels", Amsterd. 451. Chr. 1691. 8); Holländische (durch Jan Bara, ebenfalls zugleich mit der erst genanten Schrift des M. B. Isr. Amsterd. 1666 in den täglichen Gebeten der Juden, 1666. 106 S. 12.) und ins Französische einigemal (vgl. Recueil de divers Voyages faits en Tatarie etc. T. I. n. 2. Lugd. B. 1729. 4.). Die beste französische Übersetzung ist die, welche der junge Baratier im 12. Jahre seines Alters zu Amsterd. 1734 mit einigen sehr gelehrten Abhandlungen begleitet, herausgab. Im J. 1784 erschien auch eine englische Übersetzung, welche Gerrans aus dem Original verfertigte und mit einer Dissertation und kritischen Noten versah. Er, so wie früherhin Bartoloccius (Bibl. T. I. p. 116 sqq.), Wagenseil (Tel. ign. Satanae p. 374.), Reineſius (Varr. Lectt. p. 233.), Hottinger (Histor. Eccles. Sec. XII. p. 241.) Conring (Paradox. de numm. hebr. p. 105.), Baratier u. a. haben die Prahlereien, Fehler ꝛc. des Reisenden bemerkt und das Unrichtige der Behauptung der Juden (denen Kircher vollkommen beistimt: Oedip. Aeg. T. I. p. 378), welche ihn als einen sehr glaubwürdigen Schriftsteller, erfahrnen Architekten ꝛc. hoch erhoben, zu zeigen gesucht. Vgl. Basnage h. d. J. T. V. p. 1571 ff.

Ben Johnson, s. Johnson.

BENKEN, ref. Pfarrdorf von 900 Einw. im Oberamte Andelfingen, schweiz. Cantons Zürich, mit Weingelände und Forststecherei; — ein Pfarrd. von 332 ref. E. im Unter-Bezirk des C. Basel, mit Weinwachs; — ein Pfarrd. von 1000 kath. Einw. im C. St. Gallen, mit fruchtbarem Gelände, und dem benkner Kanale, einem Theile der Correction des hier vormals weit umher versumpfenden Linth-Laufes. (*Wirz.*)

BENKENDORF (Ernst Ludwig von), wurde am 5. Juni 1711 zu Ansbach, wo sein Vater damals Hofmarschall war, als der älteste von fünf Brüdern, geboren. Von Jugend auf zeigte er einen heftigen aufbrausenden Charakter und große Neigung zum Soldatenleben. Sein Vater hatte ihn für eine bürgerliche Laufbahn bestimt; er studirte deshalb drei Jahre zu Jena und hielt sich drei Jahr am Hofe des Fürsten Günther von Schwarzburg-Rudolstadt auf. 1733 trat er als Souslieutenant in die Dienste des Kurhauses Sachsen, dem er bis an seinen Tod mit der größten Treue und innigsten Neigung ergeben blieb. Er diente zuerst unter der Garde du Corps zu Dresden; als diese 1738 zum Theil reduzirt wurde, kam er zu dem Kürassierregimente Maffei und 1742 wurde er wirklicher Kapitän bei dem Regiment leichter Reiter Prinz Karl von Kurland. 1741 und 1742 focht er in dem preußischen Heer gegen Östreich, 1745 aber gegen Preußen bei Kesselsdorf. 1746 wurde er Major und rückte mit seinem Regiment in das Standquartier zu Sambor in Polen, nahe an der ungrischen Grenze und nur 18 Meilen von der Moldau entfernt. Er blieb hier zehn Jahre, richtete sich möglich bequem ein und arbeitete eifrig an der Verbesserung des Regiments, welches durch

ihn mit moldauischen Pferden versehen wurde. Es befanden sich vier sächsische Reiterregimenter in Polen, welche nach der Gefangennehmung des übrigen sächsischen Heers bei Pirna im Oktober 1756, die gesamte sächsische Kriegsmacht bildeten und unter den Befehlen des Generals von Nostiz zum östreichischen Heer unter dem Feldmarschall Daun stießen, der bald darauf die Schlacht bei Collin lieferte (18. Juni 1757). Dieser Schlachttag war der rühmlichste und bedeutendste in Benkendorf's Leben, der jetzt als Oberstlieutenant das Regiment befehligte. Ein Angriff, den er mit demselben, ohne bestimmten Befehl, auf die preußische Infanterie des linken Flügels machte, und der von den andern sächsischen Regimentern und einem Theil der östreichischen Reiterei unterstützt wurde, entriß den Preußen den schon meistens errungenen Sieg und bewirkte die erste Niederlage, welche Friedrich II. im Lauf seiner Feldzüge erlitt; ein in seinen Folgen nicht zu berechnendes Ereigniß. Benkendorf hatte geahnet, daß dieser Tag ein ehrenvoller für ihn seyn werde, und seine Reiter dazu mit Eichenzweigen geschmückt. Sein Regiment hatte einen Theil der feindlichen Infanterie niedergehauen und 15 Fahnen erbeutet. Er wurde von seinem Könige zum Obersten ernant und fand zu Wien, wohin ihn Geschäfte führten, die beste Aufnahme. Während der ganzen Dauer des siebenjährigen Kriegs focht er mit seinem, ihm völlig ergebenen Regiment, in den Heeren der Kaiserin Maria Theresia, die ihm persönlich wohlwollte, und hatte an manchen glücklichen Erfolgen der Östreicher, z. B. an dem Siege bei Breslau am 22. Nov. 1757 und an der Wegnahme eines großen preußischen Transports bei Domstädtel im Juni 1758 bedeutenden Antheil. Aber ein Tag, wie der bei Collin, erschien ihm nicht wieder; oft waren seine Anstrengungen umsonst und die Schlacht bei Leuthen am 5. Dec. 1757, wo die sächsische Reiterei sehr mitgenommen, und ihr Anführer, der General von Nostiz, tödtlich verwundet und gefangen wurde, beugte ihn tief. Er nahm später auch an dem baierschen Erbfolgekriege gegen Östreich rühmlichen Antheil, stieg nach und nach bis zum General der Cavallerie und Chef der Garde du Corps zu Dresden, und überlebte als ein sehr muntrer Greis, der noch in einem Alter von 88 Jahren zu Pferde saß, fast alle seine Zeitgenossen. Sein Gedächtniß und sein scharfes Gesicht verließen ihn auch im hohen Alter nicht. Er liebte Wohlleben und die Tafelfreuden, besonders aber den Wein und bemerkte oft, daß er zeitlebens wol 100,000 Thaler für Wein ausgegeben habe; er hinterließ daher auch wenig. Er freute sich sehr, noch den Anfang des neuen Jahrh. erlebt zu haben. Sein Tod erfolgte am 5. Mai 1801, nachdem er fast 90 Jahre gelebt hatte, und noch Tags vorher, ungeachtet seiner Entkräftung, recht heiter gewesen war *). (*Rese.*)

BENKÖ (Joseph), von Közép-Ajta, geboren zu Bardocz in Siebenbürgen am 20. Dec. 1740, gestorben zu Anfang des Jahres 1815 als privatisirender siebenbürgischer Gelehrter von der reformirten Kirche. Ein um die Geographie und Geschichte des Großfürstenthums Siebenbürgen sehr verdienter Schriftsteller. Schon in seiner Jugend faßte er den Vorsatz, die ältere Geschichte und die Landeskunde seines Vaterlandes aufzuklären, welchen er auch durch schätzbare Werke ausführte. Er theilte mit vielen andern Gelehrten ein gleiches unverdientes Loos in ökonomischer Hinsicht. Er hatte nämlich nebst den Seinigen mit Mangel und Dürftigkeit zu kämpfen. Er konte weder eine ihn nährende reformirte Predigerstelle erhalten, noch wurde er von Mäcenen hinlänglich unterstützt. Auch mit der Botanik beschäftigte er sich für das gemeine Beste. Als er in dem letzten Decennium des 18. Jahrh. das siebenbürgische Gubernium auf den in Siebenbürgen einheimischen Gerberbaum oder Essigbaum (**rhus coriaria**), dessen Blätter zur Bearbeitung des Corduanleders, so wie jene des Sumach- oder Perükkenbaums (**rhus cotinus**) tauglich sind, aufmerksam gemacht hatte, erhielt er vom Kaiser Franz zur Belohnung eine goldene, 20 Dukaten schwere Ehrenmünze *). Er beschäftigte sich auch mit Verbesserung des Tabakbaus zu Közép-Ajta **). (*Rumy.*)

BENKÖ (Samuel von), Doctor der Philosophie und der Medizin, Physicus des borschoder Comitats und Arzt zu Miskolcz im borschoder Comitat, reformirter Religion, gebürtig aus Siebenbürgen, gestorben im zweiten Decennium des 19. Jahrh. Er studirte die philosophi-

*) S. das Leben Benkendorf's in Schlichtegroll's Nekrolog für das 19. Jahrhundert. Band 4. S. 1—135.

*) S. siebenbürgische Quartalschrift V. S. 181. Schwartner's Statistik von Ungern. 1. Band. S. 326. **) Seine im Druck erschienenen Schriften sind: 1) **Transilvania, sive Magnus Transilvaniae Principatus, olim Dacia mediterranea dictus, orbi nondum satis cognitus, nunc multifariam ac strictim illustratus.** Wien bei Kurtzbock 1778. 2 Thle. 8. Schade, daß Benkö dieses Werk nicht ganz im Druck herausgeben konte. Die erschienenen 2 Bände dieses treflichen, noch jetzt brauchbaren Werks enthalten nur die allgemeine Choregraphie und Statskunde Siebenbürgens; die rückständigen 3 Bände sollten die specielle Choregraphie, Statistik und Topographie des Landes der Ungern, Sachsen und Szekler enthalten. — 2) **Milkovia, sive antiqui Episcopatus Milkoviensis per terram Transilvanicam maxima Dioeceseos suae parte olim enporrecti explanatio, quam ex variis certisque monumentis ad illustrandas res, praesertim ecclesiasticas Transilvaniae, cuius etiam Chorographia hucusque desiderata exhibetur.** Ebend. 1781. 2 Thle. 8. Gleichfalls ein klassisches Werk. — 3) **Dieta, sive rectius Comitia Transilvanica eorumque Decreta, quae vulgo adpellantur Articuli Dietales.** Hermannstadt 1791. 4. Für das siebenbürgische Statsrecht wichtig. — 4) **Imago inclytae in Transilvania Nationis siculicae historico-politica, ex probatissimis historiis, legibus patriis atque comitiorum decretis adumbrata.** Ebd. 1791. 8. Gleichfalls zur nähern Kentniß der Szekler sehr schätzbar. — 5) **Közép-Ajtai dohány, mellyet Nemes Erdély Országy gyülèse alkalmatosságával kolosvárra eladni Kuld B. J.** (Közép-Ajtaer Tabak, welchen bei Gelegenheit des siebenbürgischen Landtags nach Clausenburg zum Verkauf schickt J. B.). Szeben (Hermannstadt) 1794. 4. — 6) Beschreibung der Orter des ehemaligen türkischen Gouvernements Szolnok in Ungern. (In Windisch's ungrischem Magazin 11. Band S. 303—308.) — 7) Beschreibung des ehemaligen Zustandes derjenigen Theile von Ungern, welche unter dem türkischen Joch seufzten, aus Paul Thuri. (Im ungrischen Magazin 111. Bd. S. 478—490.) — In der Handschrift hinterließ er unter andern, außer den rückständigen Bänden seiner Transilvania, eine schätzbare Ausarbeitung in ungrischer Sprache von den in ungrischer Sprache verfaßten historischen Handschriften über Siebenbürgen, z. B. von Johann Szalárdi, Stephan Enyedi, Nicolaus Bethlen, Michael Eseren, David Rosnay u. s. w. Es ist die Bekantmachung dieser Abhandlung durch den Druck versprochen worden. Ich kenne sie aus einer Abschrift.

Digitized by Google

schen und medizinischen Wissenschaft in Teutschland und zu Leyden, wo er auch im J. 1775 die Würde eines Doctors der Philosophie erhielt. Nach seiner Rückkunft aus Teutschland und Holland hielt er sich eine Zeitlang an der ungrischen Universität zu Tyrnau und Ofen auf und promovirte im J. 1778 zu Ofen als Doctor der Medizin. Am 21. Juli 1785 erhielt er von der gelehrten Societät zu Dijon das Accessit für seine Preisschrift über die aufgegebene Frage: Determiner les signes, auxquels dès le debut d'une fièvre continue ou intermittente on reconnaitra, si elle sera maligne, et ceux, qui dans son cours indiqueront le moment où elle sera sur le point de prendre un caractère de malignité. Diese Preisschrift steht in den Mémoires de l'academie des sciences et belles lettres de Dijon abgedruckt. Dr. Benkö war ein glücklicher praktischer Arzt, ein scharfsinniger medizinischer Schriftsteller in Betreff der Fieber, schrieb einen gelungenen Versuch einer medizinischen Topographie (von Miskolcz), und stellte viele Jahre lang meteorologisch-medizinische Beobachtungen an, die er durch den Druck bekant machte *). (*Rumy.*)

Ben-Lawers, -Ledi, -Lomond, -Macdulf, -More, s. oben Ben.

BENNEKENSTEIN, Stadt an der Roßbode, im nordhäuser Kr. des Reg. Bez. Erfurt, mit 2470 Einw., die sich mit Arbeiten in Eisenhüttenwerken, Nagelschmieden, Holzarbeiten ꝛc. nähren. Auch findet sich hier guter Thon zu Schmelztiegeln. (*H.*)

BENNET, ein angesehenes Geschlecht in England, aus Clapcote bei Wallingford in der Grafschaft Berks abstammend. Ein Abkömling dieses Geschlechts war Georg Bennet, Graf von Arlington, geb. 1618 zu Arlington in der Grafschaft Middlesex. Er studirte im Christchurch-Collegium zu Oxford, nahm beim Ausbruche des bürgerlichen Krieges unter Karl I. Dienste in der königl. Armee, und hielt sich tapfer. Als der König unterlag, begab er sich nach Frankreich und Italien, wurde 1649 Sekretär des Herzogs von York, der sich damals in Frankreich aufhielt, und Karl II., der ihn 1658 an den madrider Hof sandte, erhob ihn nach Wiedererlangung des englischen Thrones, 1662 zum Schatzmeister und ersten Statssekretär, 1672 aber zum Grafen von Arlington und Ritter des Hosenbandes. Er war ein Mitglied jener verrufenen Verbindung, die unter dem Namen Cabal in der englischen Geschichte bekant ist, und die von den Anfangsbuchstaben der fünf Theilnehmer (Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale) ihren Namen hat. Der Plan dieses Cabal-Ministeriums war, einen geheimen Bund mit Frankreich zu schließen, der die vereinigten Niederländer mit einem Krieg, und die Engländer mit dem Umsturze des Protestantismus und ihrer Constitution bedrohte; zum Glück des Landes waren die fünf Herren aber selbst nicht einig unter einander. Graf Arlington, der das Vertrauen der Nation verloren hatte, und allmälig auch in der Gunst des Königs sank, mußte 1674 seine Stelle als Statssekretär niederlegen, wurde nunmehr Lord-Kanzler und starb d. 28. Aug. 1685 ohne männliche Erben. Seine einzige Tochter Isabelle hatte 1672 den Herzog Grafen von Elston, einen Sohn Karls II. von der Herzogin von Cleveland, geheirathet, der zum Herzog von Grafton erhoben wurde. Graf Arlington war nicht ohne Talente, aber sein zurückstoßender Stolz und seine Intrikensucht machten ihn allgemein verhaßt, und während er öffentlich sich zu den Protestanten hielt, insgeheim aber die Katholiken begünstigte, verdarb er es mit beiden Theilen. Nicht unerheblich für die Zeitgeschichte seines Ministeriums sind die nach seinem Tode gedruckten Briefe (Henry Bennet Earl of Arlington Letters to Sir W. Temple from 1664 to 1674. Lond. 1701. II. 8. Franz. Utrecht T. II. 1701—1706. 12.), obgleich der Herausgeber ihren Werth in Beziehung auf die Templeschen Briefe viel zu hoch angeschlagen hatte *). — Unter den englischen Gelehrten, die den Zunamen Bennet führten, zeichnet sich ein Gottesgelehrter und ein Arzt aus. Der erstere, Thomas, war 1673 zu Salisbury in der Grafschaft Wilt geboren. Er studirte zu Cambridge, wurde 1700 Rektor der Kirche bei St. Jakob zu Colchester, und erwarb sich einen großen Ruf nicht nur als Prediger, sondern auch als gelehrter Bestreiter der Katholiken, Dissenters, Quäker und anderer kirchlichen Parteien. Von Colchester kam er 1713 nach Chelsea, und

*) Seine gedruckten Schriften sind: 1) Testamen Protogaeae Lugd. 1775. 8. (Sein schwächstes Geistesprodukt, nach der Exegese der damaligen holländischen Theologie abgefaßt.) — 2) Diss. inaug. med. de Insomniis. Ofen 1778. 8. — 3) Tent. aquae acidularis Rankensis in Inclyto Comitatu Abaujvariensi sitae theoretico-pract. Kaschau 1778. 8. — 4) A'Hójagos himlórôl való tanáts-adás. (Rath in Betref der Blattern.) Ebd. 1781. 8. — 5) Topographia Oppidi Miskolcz historico-medica. Kaschau 1782. 4. Eine neue Auflage gab nach seinem Tod der M. Dr. Joseph Szathmáry heraus (1818), die aber leider keine Zusätze und Verbesserungen enthält. — 6) Problema chirurg.: quisnam potest esse animi pathematum in morbos chirurgicos influxus? et quae remedia sunt contra effectus, qui ex ejusmodi influxu oriri possunt? Kaschau. 1783. 8. — 7) Tent. philopatriae in monarchiis et aristocratiis promovendae philosophicum. Wien. 1787. 8. — 8) A'fekete epés mértékletnek (temperamentum) et ez alatt el rejtezett számtalan és tiindéres betegségeknek, nevezetessen pedig a'Köszvények és láb Köszvények etc. az új tapasztalásokból, Különössen pedig Grant *Wilkelm Képzeményeibül*, részszerént Angliából Magyarra forditotta. (Von dem schwarzgallichten Temperament und den daher entspringenden unzähligen und bedeutenden Krankheiten, namentlich der Gicht und dem Podagra u. s. w., nach neuen Erfahrungen, vorzüglich nach den Meinungen von Wilh. Grant, zum Theil aus dem Englischen übersetzt.) Pesth 1791. 8. — 9) Ephemerides meteorologico-medicae Annorum 1780—1793 in toto Comitatu Borsodiensi, signanter in Regio Camerali Oppido Miskolcz factae. Cum exsculpta Comitatus geographica mappa. Wien 1794. 5 Vol. 8. (Ins Teutsche übersetzt von Dr. Eyerel in Wien.) — 10) Novae ephemerides astronomico-medicae Annorum 1794—1801 in I. Comitatu Borsodiensi, signanter in Regio Camerali Oppido Miskolcz factae. Wien. 8. — 11) Ratio medendi arcanis mixta, juxta synopsin Nosologiae methodicae. Miskolcz. 1818. 8. Ein opus posthumum. — Auch ist (nach der Versicherung des Dr. Veszprémi in seiner Succincta Biographia Medicorum Hungariae et Transilvaniae Tom. IV. p. 502) das vom Professor Dr. Samuel Racz in ungrischer Sprache herausgegebene Werk A'Skarlatos bidegnek leirása és orvoslása (Beschreibung und Heilung des Scharlachfiebers), Pesth 1784. 8., nach einer latein. Handschrift Benkös bearbeitet, die er der medizinischen Facultät der ungrischen Universität vorgelegt hatte.

*) Vergl. die Geschichtschreiber der Regirung Karls II., besonders Burnet's History. of his own time und Makpherson's Hist. of Great Britain, verbunden mit Somerville's History etc. Lond. 1792. 4.

zuletzt als Prediger nach London, wo er 1728 starb. Th. Bennet war ein gelehrter Kenner der griechischen, römischen und orientalischen Literatur, eine Hauptstütze der Kirche, zu der er sich hielt, ein furchtbarer Kontroversist, stolz und ungestüm, aber sonst ein Biedermann in Wort und That. Da seine Schriften sich größtentheils auf die kirchlichen Streitigkeiten seiner Zeit beziehen, und jetzt selbst in England nicht mehr gelesen werden, so können sie hier übergangen werden. Am bekantesten ist seine Confutation of Quackerism etc. Lond. 1705. 8, die vornehmlich gegen Rob. Barclai *) gerichtet ist. Eine hebräische Grammatik, die er 1726 in London in 8. drucken ließ, wird noch jetzt sehr geschätzt **). — Christopher Bennet, geb. um 1617 in der Grafschaft Sommerset, studirte zu Oxford, übte die Arzneikunst zu London, und starb daselbst den 1. Mai 1655 an der Schwindsucht, über die er ein klassisches pathologisch-anatomisches Werk schrieb, unter dem Titel: Theatrum tabidorum sive phthiseos, atrophiae et hecticae xenodochium. Lond. 1654. 8. sehr oft gedruckt, nicht nur in England, sondern auch in Holland, Italien und Teutschland; Lips. 1760. 8. Er ist der erste, welcher die Existenz einer consensuellen Schwindsucht dargethan hat, auch findet man bei ihm die erste Spur vom Croup der Engländer. Gegen die Schwindsucht verordnet er Dämpfe, Fontanelle, Aderlassen, Opiate u. s. w. Sein Stil ist schwer ***). (*Baur.*)

BENNINGEN, Pfarrdorf im Neckarkreis des Königreichs Wirtemberg, O.-Amts Ludwigsburg mit 775 evangel. Einw., am Neckar, über welchen hier eine schöne bedeckte Brücke führt. In frühern Zeiten, und insbesondere im J. 1583 und 1597 wurden hier mancherlei Alterthümer ausgegraben, welche auf eine bedeutende römische Niederlassung schließen lassen. Unter andern wurde auch ein Altar gefunden von einem gewissen P. Quintius, Tribun der 24. Cohorte, aus Sicca Veneria. Im J. 1352 schenkte Katharina von Reichenberg, geb. Gräfin von Veringen unter andern das Dorf Benningen den Grafen von Wirtemberg. (*Memminger.*)

BENNINGHAUSEN, eine zum Haardistrikt gehörige Pfarrei im Amt Erwitte, Herzogth. Westfalen, mit einem sehr alten, im 13. Jahrh. gestifteten, vormals adeligen Cistercienser-Nonnenkloster, welches, nachdem es 1804 aufgehoben worden, nunmehr durch die Bemühungen des königl. preußischen Oberpräsidenten Frhrn. von Vincke, die sehr edle Bestimmung eines Provinzialarbeitshauses für müßige Arme erhalten hat, und zu diesem Zwecke jetzt (1821) auch schon aufs vortreflichste eingerichtet ist. (*Joh. Suibert. Seibertz.*)

BENNINGTON, County des nordamerik. Staats Vermont, im N. an Rutland, im N. O. an Windsor, im O. an Windham, im S. an Massachusetts, im W. an Newyork gränzend, gebirgig und ohne beträchtlichen Fluß, aber fruchtbar und reich an Eisen, 1810 mit 18 Ortschaften und 15,893 Einw. Die gleichn. Hauptstadt liegt am kleinen Flusse Wallamscock, hat 1 Kirche der Congregationalen, 1 Rathhaus, 1 Gefängniß und 2,524 Einw. in 160 Häus. Sie ist die älteste Stadt des States: in ihrem Umfange erhebt sich ein kegelförmiger Berg S. Anton, in welchem eine merkwürdige Höhle mit mehren Kammern sich befindet. Bei diesem State fiel am 16. Aug. 1777 das merkwürdige Treffen vor, welches über das Loos der Bourgoyneschen Armee entschied. (*Hassel.*)

BENNISCH, Bensch, ein altes Berg- und Municipalstädtchen im östr. Schlesien, troppauer Kreises, zu den fürstl. Lichtenstein. jägerndorfer Kammergütern gehörig, mit 362 Häusern, 2120 teutschen Einwohn., die sich vorzüglich von Garn- und Leinwandhandel nähren; mit einer Pfarre, zwischen Lichtenau und Spachendorf; 2 Meilen von Jägerndorf, 3 M. v. Troppau. Sein Aufkommen verdankt es dem hier in früheren Zeiten stark getriebenen Bergbau; und noch gegenwärtig baut man auf Eisen und Silber. (*André.*)

BENNO, der Heilige, Bischof zu Meißen, im J. 1010 zu Hildesheim geboren, aus dem gräfl. Geschlechte der Bultenburger [1]) stammend, welches seine Stamgüter in der Nähe von Goslar hatte, kam schon in frühen Jahren in die Obhut und Schule seines Verwandten, des heil. Bernwards, Bischofs von Hildesheim, dessen Name nicht weniger berühmt war wegen seiner Gelehrsamkeit, als hochgeachtet wegen seines frommen und streng sittlichen Wandels [2]). Sein Lehrer, der Propst Wiger vom Kloster S. Michaels, der mit dem Knaben die Schriften der Alten las und ihn daneben besonders in der Dichtkunst übte, entdeckte in ihm bald sehr vorzügliche Anlagen und der Bischof Bernward zog ihn nun näher an sich. Das Wohlwollen dieses Mannes und die hohe Ehrfurcht, die Benno gegen ihn gewann, hatten auf seine geistige Ausbildung und seinen Charakter großen Einfluß. Während des Bischofs langen Krankenlagers kam Benno wenig von seiner Seite und erheiterte seinen Gönner durch Dichten, Lesen und Gespräch. Als Bernward starb, wollte Bennos Vater den Knaben, den der Tod des frommen Bischofs über seine Jahre bis zur tiefsten Schwermuth niederbeugte, ins weltliche Leben zurückbringen; da aber auch er bald starb und der Sohn von neuem Schmerz überwältigt, das einsame, beschauliche Leben um so mehr lieb gewann, so ertrug er gern die strenge Klosterzucht, wodurch damals Hildesheim sich vor vielen andern Klöstern auszeichnete, und nahm in seinem 22. Jahre das Mönchskleid an [3]). Von einigen wird berichtet, daß er zuvor in Frankreich die Theologie studirt und den Doctorgrad erhalten habe [4]). Als er 25

*) S. den 7. Bd. dieser Encyclop. S. 367. Col. 2. **) Lebensbeschreibungen aus den brit. Biogr. 4. Th. 465. Biogr. univ. T. IV. ***) Sprengels Gesch. der Arzneik. 5. Th. 442. 530. 532. Biogr. univ.

1) Sein Vater wird Fridericus Bultenburgensis oder Frid. Bultenburgi Comes genannt; s. *Menckenii* scriptt. rer. German. T. II. p. 1841. Andere nennen das Geschlecht das Woltenbergische. 2) Chron. Hirsaug. T. I. p. 136. 3) *Emseri* vita s. Bennonis in *Menckenii* scriptt. T. II. p. 1848. Nach *Godofr. Henschenii* Commentar. wurde er im J. 1028 Mönch und würde dann nur 18 Jahre alt gewesen seyn. 4) Sein Biograph bei *Menckenii* l. c. p. 1848 stimt dieser Angabe bei. Das Chron. Hirsaug. T. I. p. 199 erwähnt davon nichts; es erzählt aber, Benno sey Mönch in Corbey gewesen und im J. 1057 Abt des neu errichteten Klosters Gesek in Thüringen geworden. Dieses Amt habe er drei Jahre verwaltet und sey darauf, von einigen Mönchen wegen seines unzüchtigen Lebens angeklagt, von dem Grafen, der das Kloster gestiftet, verjagt worden und in eine Einsiedelei bei Goslar gegangen.

Digitized by Google

Jahre alt war, erhielt er die Würde eines Diaconus und in seinem 30. Jahre (im J. 1040) wurde er in die Priesterwürde eingeweiht. Schon jetzt genoß er bei seinen geistlichen Amtsbrüdern und allen, die ihn kanten, ungetheilte Hochachtung wegen seines Fleißes im Studium der heiligen Schrift, wegen seiner Gelehrsamkeit und seines frommen und streng nach den Kloster- und Kirchengesetzen bestimmten Lebenswandels [5]). Nach dem Tode des Abts Adelbert in Hildesheim stimte bei der neuen Wahl der größere Theil der Mönche für Benno, ein geringerer für einen gewissen Sigebert, welchem jener nach drei Monaten das ihm aufgedrungene Amt auch abtrat, im J. 1042. Wenige Jahre darauf zog ihn der Kaiser Heinrich III., auf den seltenen Mann aufmerksam gemacht, an die neuerrichtete Kirche nach Goslar [6]), und ernante ihn mit in die Zahl der Domherren [7]). In diesem Domstift, lange Zeit eine wahre Pflanzschule für teutsche Bischöfe [8]), blieb Benno 17 Jahre hindurch, seine frommen Übungen, seinen strengen Lebenswandel und sein Studium der heiligen Schrift in der gewohnten Weise fortsetzend. Damals war Anno, der nachmalige Erzbischof von Cöln, Propst in Goslar. Beide Männer lernten sich bald in hohem Grade lieben und werthschätzen, und als nun im J. 1066 das Bisthum Meißen erledigt ward, geschah es auch durch diesen Anno, der als Erzbischof unter Heinrich IV. damals die Reichsverwaltung führte, daß Benno zum Bischof von Meißen erwählt wurde [9]). Der zehnte Bischof dieser Kirche stand er ihr 40 Jahre mit größerem Ruhm als alle seine Vorgänger, aber auch unter manchen Mühseligkeiten vor. Er verwaltete sein Amt, dessen ganze Wichtigkeit er verstand, mit einer Gewissenhaftigkeit, wie vielleicht kein einziger Bischof seiner Zeit. Große Sorgfalt verwandte er auf die Verbesserung des Kirchengesangs [10]); jährlich bereiste er seinen ganzen Kirchensprengel bis auf einzele Städte und Dörfer, überall mit wachsamen Augen auf das sittliche Leben der Priester. Seine Gunst bei den Großen erwarb der Meißnischen Kirche manche Beschenkung an Gütern, selbst bei Heinrich IV. An den Gränzen seines Kirchensprengels noch von heidnischen Slavenvölkern umgeben, beschloß er, unter ihnen das Christenthum zu verbreiten und dem Glauben, da wo er vor ihm schon angenommen gewesen war, festere Stützen zu geben [11]). Da brach der verwüstende Krieg zwischen Heinrich IV. und den Sachsen aus, der nicht nur jenen Plan vorerst unausführbar machte, sondern auch dem Bisthum Meißen und seinem Vorsteher Unheil in Menge brachte. Unter der Zahl der sächsischen Großen, die Heinrich IV. abschworen und ihres Landes Freiheit und Recht mit Waffen zu beschützen sich entschlossen, war auch Benno [12]). Zwei Jahre nach dieser Verbindung aber (1075), als Heinrich in Sachsen einfiel, bemächtigte sich dieser auch der Stadt Meißen, nahm den Bischof gefangen und raubte alles, was ihm angehörte, obgleich, wie ein Zeitgenosse sagt [13]), keiner dem König weniger gefährlich war, als dieser „Mann in kirchlicher Armuth.“ Er wurde bald wieder frei gelassen, kam aber schon im J. 1076 in neue Bedrängniß, weil ihn zu gleicher Zeit der König zu der Reichsversamlung nach Worms, der Papst Gregorius VII. dagegen zu einem Concilium nach Rom vorluden [14]). Benno war nicht zweifelhaft, wem er hier folgen müsse; beinahe der einzige von den teutschen Bischöfen begab er sich nicht ohne große Gefahren nach Rom und ward deshalb auch von dem Papst mit ausgezeichneter Huld aufgenommen [15]). Als man darauf in Teutschland an die Wahl eines neuen Königs dachte, begab sich Benno in einem Pilgerkleide in sein Bisthum zurück, von dem Papst mit vielen Reliquien und andern Geschenken beehrt, zugleich aber auch mit dem Auftrag versehen, unter den heidnischen Slaven den christlichen Glauben zu verbreiten. Seitdem lebte und wirkte Benno nur für dieses Werk der Bekehrung, und er lebte dafür noch über 20 Jahre mit dem glücklichsten Erfolg, denn viele Tausende nahmen von ihm im heiligen Thale bei Meißen [16]) die Taufe an, zerbrachen ihre Götzenbilder und wurden von ihm in der christlichen Lehre unterrichtet. Dieser Eifer erwarb dem Bischof den Namen eines Apostels der Slaven. Er starb am 16. Juni 1106 in seinem 96. Jahre. Im J. 1524 wurde er vom Papst Adrian VI. auf Ansuchen der Markgrafen von Meißen canonisirt. Luther, dessen ganzen Zorn diese Heiligsprechung aufreizte, schrieb dagegen ein Büchlein: „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden.“ Auf diese Schrift antwortete Emser, der im J. 1512 schon das Leben des heiligen Benno in Beziehung auf seine Heiligsprechung mit Einmischung von mehren Hunderten von Wundern, die Benno verrichtet haben soll, geschrieben hatte. Bennos Leichnam wurde nachmals nach München gebracht, wo er als Schutzpatron der Stadt verehrt wurde [17]). (*Voigt.*)

BENOIT (St.), Stadt mit dem Beinamen du Sault im Distr. le Blanc des franz. Dep. Indre. Sie liegt in einer romantischen Gegend, hat aber nur 1 Kirche, 160 Häus. und 1148 Einw., die einige Gerbereien

5) Nicht blos *Emser* in vita b. Bennonis, sondern auch das Chron. Hirsaug. hebt seine Gelehrsamkeit besonders hervor. 6) Benno's Biograph nent sie Imperii Capellam. 7) *Lambert Schafnab.* ed. *Krause* p. 49. Chron. Hirsaug. l. c. läßt ihn durch den Papst aus seiner Einfidelei an die Kirche berufen werden. 8) *Emser* l. c. nent nicht weniger als 46 Bischöfe, die daraus hervorgingen. 9) *Menken* l. c. p. 1852. *Lambert. Schafn.* p. 49. 10) S. darüber das Genauere in *Emseri* vita b. Bennon. 11) Schröckh's Kirchengesch. 21. Th. S. 459. 12) *Lambert. Schafn.* p. 93.

13) *Lamb. Schafn.* p. 180 nent ihn Homo ecclesiasticae paupertatis, et nihil aut parum habens pompae militaris. 14) Voigt's Gregorius VII. S. 412 ff. 15) Emser erzählt: Als Benno aus Meißen weggegangen sey, habe er die Schlüssel des Doms zweien Domherren mit dem Befehl gegeben, sie in die Elbe zu werfen, wenn der ketzerische König die Kirche betreten wolle; und der Befehl sey befolgt worden. 16) Emser sagt: Vallis ipsa sancta in hodiernum usque diem ab incolis nuncupatur. 17) Vgl. über ihn *Menckenii* scriptt. rer. Germ. T. II. p. 1824—1986, wo Emsers vita S. Bennonis mit manchen andern Nachrichten zusammengestellt und auch Benno's Bildniß zu finden ist. *Fabricii* annal. urbis Misnens. Spangenberg's Mansfeldische Chronik. Ritter's Meißn. Gesch. S. 215. (*Voigt.*) Dem Vf. dieses Art. ist *Seyffart's* Ossilegium Bennonis. Monachii 1765. 4. unbekant geblieben, ein Werk, das wie ein Kenner urtheilt, gute Nachrichten gibt aus Urkunden, die ältere Biographen nicht benutzten, und über die verfabelte Geschichte dieses Heiligen Licht verbreitet. (*H.*)

und etwas Leinweberei unterhalten, auch Jahrmärkte haben. (*Hassel.*)

BENOIT (René), Renatus Benedictus, ein zu seiner Zeit berühmter Theolog, geb. 1521 zu Saveriè-res unfern Angers, wurde 1556 zu Paris in das Collegium von Navarra aufgenommen, und begleitete 1560 die unglückliche Königin Maria Stuart als Hofprediger und Beichtvater nach Schottland, kam aber nach 2 Jahren wieder nach Paris zurück. Hier versah er 40 Jahre lang die Pfarrstelle von St. Eustach mit großem Beifalle, und seit 1587 war er zugleich königl. Professor der Theologie im Collegium von Navarra. Als die Ligue in Paris die Oberhand erhielt, begab er sich 1591 in das Lager Heinrichs IV., und seine Ermahnungen trugen viel zur Rückkehr dieses Fürsten in den Schooß der katholischen Kirche bei. Der König ernante ihn zu seinem Beichtvater, und verlieh ihm 1594 das Bisthum Troyes, allein er konte dazu die päpstliche Bestätigung nicht erhalten, wegen einer von ihm herausgegebenen französischen Übersetzung der Bibel (Paris 1566. fol. 1588. Vol. II. 4.), und wegen der oft wörtlichen Übereinstimmung derselben mit der Genfer Übersetzung. Aller Protestationen des Verfassers ungeachtet, hatte die Sorbonne 1567 das Verdammungsurtheil über Benoits Übersetzung ausgesprochen, und Gregor XIII. dasselbe 1575 bestätiget. Erst 1598, nachdem Benoit seine Verdammung unterschrieben hatte, wurde er wieder in die theologische Fakultät aufgenommen, aber die päpstliche Bestätigung als Bischof von Troyes konte er nicht erlangen. Nachdem er 11 Jahre lang die Einkünfte dieses Bisthums bezogen hatte, sah er sich genöthigt, dasselbe niederzulegen, worauf er nach wenig Jahren, den 7. März 1608, zu Paris starb. Benoit war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, und man findet ein langes Verzeichniß seiner Schriften in der Bibliothèque hist. de la France und beim Niceron; allein sie können hier übergangen werden, da sie theils nur erbaulichen Inhalts sind, theils Zeitmaterien betreffen, die ihr Interesse verloren haben, und überdies aller wesentlichen Eigenschaften eines deutlichen und angenehmen Vortrags ermangeln *). (*Baur.*)

BENOIT oder Benoist (Elias), Verfasser der Geschichte des Edicts von Nantes, geb. d. 20. Jan. 1640 zu Paris von unbemittelten reformirten Ältern, kränklich, frühreif und durch jugendliche Ausschweifungen in seinen Schuljahren gestört, verdankte der Noth und seinem Talent noch als Privatlehrer seine Bildung zum Prediger. Er wurde es 1664 zuerst in Beausse und 1665 in Alençon, wo er das Predigtamt 20 Jahre rühmlich verwaltete und unter schwierigen Umständen Geist und Gewandtheit bewies. Auch durch theologische Siege über den Jesuiten de la Rue in einer die Höllenfahrt Christi und die Genfer Bibelübersetzung betreffenden Streitigkeit hatte er sich Achtung und selbst hohe Gönner erworben, die ihn zur Zeit der Aufhebung des Edicts von Nantes in einer wider ihn verhängten Untersuchung wegen des Kirchenfonds seiner Gemeine schützten. In Folge des Verbotes der Religionsübung der Reformirten in Frankreich wanderte er 1685 nach Holland aus, und erhielt eine Predigerstelle bei der wallonische Gemeine zu Delft; hier, wo er den übrigen Theil seines Lebens zubrachte, trat er zuerst als Schriftsteller auf. Seine **Histoire et Apologie de la retraite des pasteurs à cause de la persécution de France** ohne Ort 1686. 12. und seine **Defense de l'Apologie pour les pasteurs de France etcet.** Frcft. 1688. 12. gegen die wider ihn gerichteten **Sentiments desinteressés sur la retraite des pasteurs etcet.** (**Deventer** 1688. 12.) des berliner Predigers d'Artis vertheidigen die von diesem Gegner getadelte Entfernung der französischen Prediger von ihren Gemeinen als einen durch die Zeitumstände und ältere Beispiele gerechtfertigten Schritt. Mit Hilfe der an politischen Erläuterungen reichen Memoiren, die ein ehemaliger Sekretär Ludwigs XIV. Tessereau 1689 zu Rotterdam hinterließ, schrieb Benoit seine **Histoire de l'édit de Nantes etcet.** Delft. 1693—1695. II. T. in 5 Quartbänden, ein Werk, das die Schicksale der Reformirten in Frankreich von der Regirung Heinrichs IV. an bis 1691 mit Anführung vieler Einzelnheiten genau und zuverlässig, doch auch mit Wärme für seine Glaubensgenossen erzählt. Jedem Bande sind die nöthigen Urkunden beigefügt. Seine Bemerkungen über die Unrechtmäßigkeit des Verfahrens der französischen Regirung veranlaßten 2 pariser Priester vom Oratorium zu Gegenschriften. L. Tomassin suchte ihn in Zusätzen zur zweiten Ausgabe seines **Traité hist. et dogmatique des Edits et autres Moyens spirituels et temporels, dont on s'est serwi, pour établir et pour maintenir l'Unité de l'église cath.** Par. 1703. II Vol. 4. und Bordes in seinem **Supplement au Traité des Edits etcet.** Par. 1703. 4. zu widerlegen. An den innern Streitigkeiten der Reformirten nahm Benoit freiwillig Theil, mit Jurieu gegen Saurin, gegen le Clerc's Erklärung von Joh. 1, 1—14 durch seine **Dissertationes in Evang. Joh.** Rotterd. 1797. 8., gegen Jaquelots irenische Briefe an die Prälaten der gallicanischen Kirche durch eine Wochenschrift **Avis sincères à M. les Prelats de France** und **Lettres à tous les Reformés françois** 1698. 12, zusammen 9 Stk., bis ihm wie seinem Gegner von der wallonischen Synode Stillschweigen geboten wurde, gegen van den Honert durch seine **Amica expostulatio adv. epistolam v. d. H. de stylo N. T. Delphis.** 1702. 4., gegen Toland durch seine **Melanges de remarques crit. hist. philos. theol. sur les dissertations: l'homme sans superstition et les origines judaiques etcet.** Delft. 1712. 8. Alle diese Schriften, auch seine **Sermons sur divers sujets** Delft. 1698. 8. erschienen anonym. Im Jahre 1715 trat er in den Ruhestand und starb zu Delft d. 15. Nov. 1728. Er hinterließ ein starkes Manuscript Memoiren, worin er seine 47jährige häusliche Noth mit einer zänkischen Frau und seinen Charakter schildert und viele eigenthümliche Ansichten vorträgt. Er hielt z. B. Petrons Satyricon für eine Übersetzung aus dem Griechischen, antiquarische Untersuchungen für unfruchtbar, die Philosophie Descartes und Spinoza's für Träumerei u. dgl. m. Neben solchen schneidenden Urtheilen über Gegenstände der öffentlichen Bewunderung wagt er auch neue, mitunter son-

*) Mémoires de Niceron T. XLI. p. 1 sq., Nouveau Dict. hist., Biogr. univ. T. IV. p. 197 .

Digitized by Google

derbare Erklärungen biblischer Stellen. Gesunden Menschenverstand, Scharfsinn und eine gefällige Darstellung findet man auch in diesem Nachlaß, aber desto weniger Sinn für abstracte Wissenschaften, die Benoits mehr auf die reale Gegenwart und das praktisch Brauchbare gerichteten Geist nicht ansprachen*). (*G. E. Petri.*)

Benozzo, s. Gozzoli.

BENRATH, (unrichtig Benrad geschrieben), königl. preuß. Domaine mit Schloß und Kirchdorf im Landkr. und Reg.-Bez. von Düsseldorf, der in eine Prov vereinigten Landschaften Jülich, Cleve und Berg, 2 M. von D., mit schönen Gärten, die sich durch ihre Orangerie auszeichnen, einer Posthalterei und 500 Einw. (*H.*)

BENSBERG, Bensburg wie Benrath, königl. Schloß im Stadt-Kr. und Reg.-Bez. von Düsseldorf, nebst Flecken. An dem 1705 gebauten Jagdschlosse ist viel von dem in der Nähe brechenden grauen Marmor angebracht. (*H.*)

Benschen, s. Bentschen; Benschendorf, s. Benedek.

BENSEN (Pensen, Panzen, Bensdorf, Benessow), Herrschaft und Municipalstadt in Böhmen, Leitmeritzer Kr., mit 206 Häus., einer Pfarre, zwei herrschaftlichen Schlössern und bedeutender Papiermanufaktur an der sächsischen Gränze, am Polzenfluß, 1½ St. von Tetschen, 2½ M. von Böhm. Leippa und 10 M. von Prag. (*André.*)

BENSEN (Karl Daniel Heinrich), Professor der Kameralwissenschaften zu Würzburg, geb. zu Einbeck den 28. Oktbr. 1761. Nachdem er die Schulen seiner Vaterstadt, und seit 1775 das Hallesche Waisenhaus besucht hatte, begab er sich 1776 nach Göttingen, studirte daselbst drittehalb Jahre die Theologie, und bekleidete darauf fünf Jahre lang eine Lehrerstelle am Pädagogium zu Halle. In dieser Zeit fing er an, Kameralwissenschaften und Rechtsgelehrsamkeit zu studiren, und ein mehrjähriger Aufenthalt in Erlangen und Göttingen, als Führer junger Edelleute, kam seinem Streben sehr zu statten. Er nahm 1794 in Erlangen die juristische Doctorwürde an, hielt mit Beifall Vorlesungen über Kriminalrecht, Polizei- und Kameralwissenschaften, wurde 1797 ordentlicher Professor der letztern und außerordentlicher Professor der Rechte, folgte 1804 einem Rufe als Lehrer der Kameralwissenschaften nach Würzburg, starb aber daselbst schon am 30. März 1805. Sein früher Tod vereitelte manche schöne Hoffnung, da er bei seltenen Naturgaben und vielen Vorbereitungskenntnissen, in den Wissenschaften, die er lehrte, gründliche Einsichten besaß, woron seine mit Beifall aufgenommenen Schriften zeugen, unter denen die bedeutendsten sind: Versuch eines systematischen Grundrisses der reinen und angewandten Statslehre für Kameralisten. Erl. 3. Abth. 1798. 8. umgearbeitet unter dem Titel: System der reinen und angewandten Statslehre. Eb. 1. Thl. 1804; 2. Theil von J. P. Harl 1808. 8. Versuch einer systematischen Entwickelung der Lehre von den Statsgeschäften. Eb. 2. Thl. 1800. 8. (eigentl. eine Umarbeitung von A. L. Schotts Vorbereitung zur jurist. Praxis). Materialien zur Polizei-, Kameral- und Finanz-Praxis, für angehende praktische Statsbeamte. Eb. 3 Bde. 1800 — 1804. 8. und die Fortsetzung davon, unter dem Titel: Abhandlungen aus dem Gebiete der Polizei- und Statswirthschaft. Eb. 1. Bd. 1. Abth. 1804. 8*). (*Baur.*)

BENSERADE (Isaac de), ein berühmter Dichter seiner Zeit, wurde 1612 zu Lions oder Lyons, einem Städtchen in der Ober-Normandie, in der reformirten Confession geboren, ging aber in früher Jugend mit seinem Vater, der nach einigen Nachrichten ein Sachwalter war, zur katholischen Kirche über. Der Vater starb früh und hinterließ ihm wenig, er fand aber Hilfsquellen in seinem Witz und poetischen Talent. Die Theologie, zu der er bestimt war, verließ er aus Liebe für das Schauspiel und die Schauspielerin, und trat eben deshalb als Theaterdichter mit seiner Kleopatra auf; s. den Art. Bellerose (1635 aufgeführt und 1636 gedruckt). Der Cardinal Richelieu verlieh ihm ein Jahrgehalt. Nach dessen Tode (1642) verscherzte er das Wohlwollen von dessen Erbin, der Herzogin von Aiguillon, durch ein leichtsinniges Epigramm, des Inhalts, daß ihm der Tod des Cardinals nahe, der Verlust seiner Pension aber noch ungleich näher gehe. Allein die Königin Anna von Östreich ersetzte ihm denselben durch ein Jahrgeld von 3000 Livres. Noch mehr that für ihn der Cardinal Mazarin, dessen besondre Gunst er sich zu erwerben gewußt hatte; auch Ludwig XIV selber und der Herzog von Orleans, gaben ihm Beweise ihrer Freigebigkeit. Er genoß ansehnliche Einkünfte aus einigen geistlichen Pfründen, und konte daher zu Paris mit Anstand leben und Equipage halten; eine Wohnung hatte er im königlichen Palast. Erst spät, im J. 1674 wurde er an Chapelains Stelle Mitglied der Akademie. Hochbejahrt und nach langen Leiden starb er zu Paris im Novbr. 1691, nachdem er sich in der letzten Zeit mit geistlichen Betrachtungen beschäftigt und die meisten Psalmen übersetzt hatte. Sein Biograph Tallemant sagt daher, man könne sein Leben nicht mit mehr Galanterie anfangen und mit mehr Gottesfurcht beschließen, als er. Benserade's kräftigere Jahre fielen in jene Zeit, wo an dem französischen Hofe, der späterhin, bei vorgerücktem Alter Ludwig XIV. ein ernsteres Ansehn erhielt, noch die galante, witzige und tändelnde Poesie in den Formen des Sonetts, Madrigals, Rondeau's und leichten Liedes beliebt und begünstigt war. In diesem Fach, und besonders in der Kunst, den Damen mit Gewandtheit in Versen zu schmeicheln, thaten es Benseraden wenige gleich und Niemand zuvor. Einige Zeit hindurch war sogar der Hof wegen zweier Sonette in zwei Parteien getreut, die der Jobelins (zu teutsch etwa Hiobisten mit dem Prinzen Conti, und die der Uranisten, mit der Frau von Longueville an der Spitze; die erstern hielten ein Sonett über Hiob von Benserade, die letztern ein Sonett an Urania von Voiture für beifallswerther. Beide nachher vergessene Gedichte hat Laharpe in seinem Lycée Bd. 4. S. 144. fgg. wieder in Er-

*) S. d. Art. Benoist in *Chaufepié* Dictionnaire hist. et crit. wo Auszüge aus seinen erwähnten Memoiren zu lesen sind.

*) Menkel's gel. Teutschl. *Hardes* de recentiss. fatis univ. litt. Frcl. Alexandr. Comm. I. Erl. 1805. Fol. Ilgen's Gel. Gesch. von Erl. 2. Abth. 309.

innrung gebracht. Außerdem glänzte Benserade's Talent besonders in den damals am Hofe sehr beliebten Balletten, welche die Stellen der Opern vertraten. Mit vieler Gewandtheit wußte er in demjenigen, was die dargestellten Personen sprachen, zugleich auf die Individualität der Darstellenden Rücksicht zu nehmen, und so insbesondre auch dem Könige selber, der mehrmals heidnische Götter u. s. f. darstellte, die feinsten Schmeicheleien zu sagen. Er spielte in diesen von ihm ausgearbeiteten Rollen auf die geheimsten Neigungen und Begebenheiten der Hofleute an, und man rühmt von ihm, daß er es auf eine Art gethan, welche die Getroffenen nicht zum Zürnen kommen ließ, was allerdings viel Feinheit und — Glück voraussetzt. Perrault, der bekante Verfechter der Neuern, spricht mit Bewunderung von diesen Versen des Benserade†), als einer der modernen Poesie angehörenden Erfindung, und selbst Voltaire in seinem Siècle de Louis XIV. erwähnt einiger in dieser Manier auf den König gedichteten Verse mit Beifall. Diese Art des Witzes, den man auch unter uns auf dem Theater angewendet hat, gehört freilich nur dem Augenblick an; er verschwindet, so bald eine Rolle einen andern Darsteller erhält. So sehr übrigens Benserade den größten Theil seines Lebens geachtet wurde, so sank doch sein Ansehn schon vor dem Ende desselben und noch weit mehr nach seinem Tode. Unter andern haben ihn Furetiere und Gottsched (in einer Anmerkung zum Artikel Benserade in seiner Übersetzung des Bayle) streng getadelt, und man muß allerdings gestehen, daß Benserade zunächst nur ein Dichter für seine Zeit war, daß seine Manier ziemlich beschränkt und nichts weniger, als tadelfrei erscheint, und daß der Beifall des Hofes, auf welchen sich sein Ruhm vornehmlich gründete, für die Nachkommen kein großes Gewicht haben kann. Äußerte sich doch schon Boileau über den Geschmack der Hofleute seiner Zeit bitter genug! Benserade's Dramen (er lieferte sowol Trauerspiele als Lustspiele), sind auch nur mittelmäßig, und seine Rondeaux sur les Métamorphoses d'Ovide, zu deren Ausschmückung mit Kupfern der König 10,000 Livres gab, erfuhren die ungünstigste Aufnahme. Seine Oeuvres diverses erschienen nach seinem Tode, Paris 1697. 2 Bde. 12. mit einem voranstehenden Discours touchant la vie de Mr. de Benserade, vom Abt Tallemant, und wurden im folgenden Jahr in Holland nachgedruckt. — Benserade war auch im geselligen Umgange ein aufgeweckter witziger Kopf, der sich nicht scheute, den Großen mit guter Miene die offene Wahrheit zu sagen, aber durchaus keinen Tadel seiner Verse vertragen konte. Er war nicht eigentlich gelehrt, und kante insbesondre die Alten wenig, weshalb sein Lobredner Pavillon es ihm zur Ehre anrechnete, daß er alles seinem Genie verdankt habe. Die sehr bekante Antwort, welche er einst der Herzogin von Orleans auf eine mythologische Frage wegen des Unterschiedes zwischen Dryaden und Hamadryaden gab††), mag allerdings auch ihren Grund in seiner Unkunde gehabt haben; man muß aber gestehen, daß dieser augenblickliche Einfall witzig und lustig genug war. Über ihn vergleiche man außer dem schon erwähnten Discours von Tallemant noch die Biblioth. franç. Tom. XVIII. S. 287 fgg. *Perrault* hommes illustr. de France. Tom. II. S. 79. Histoire du Théatre franç. Tom. VI. S. 112 — 118. Niceron Bd. XI. Die bekanten Wörterbücher von Moreri und Bayle, wo man der literarischen Nachweisungen noch sehr viele findet. (*Rese.*)

BEN-SEW, ein gelehrter Jude und vortreflicher Literator, von israelitischen Ältern in einem kleinen Städtchen Polens 1763 geboren. Von seltenen Fähigkeiten und ungemeinem Fleiße unterstützt, machte er schon in früher Jugend im Talmud, und in der grammatikalischen Erklärung desselben Fortschritte, die allgemeine Bewunderung erregten. Erst 21 Jahre alt, schrieb er einen Kommentar über das philosophische Werk: Emunot wedeul, und einige Jahre später gab er eine schätzbare hebräische Grammatik unter dem Titel: Talmud leschon iwri heraus, von der 1806 in Wien eine neue Auflage herauskam. Nicht lange darauf erschien sein Sirach, eine Übersetzung aus dem Syrischen, mit einem vortreflichen Kommentar. Seine letzten literarischen Arbeiten waren ein Elementarbuch für die Jugend, ein Wörterbuch (das Einzige, was die jüdische Nation in dieser Art aufzuweisen hat), und ein gehaltvolles Werk über den Glauben. Die allzugroße Anstrengung seiner Kräfte schadete seiner Gesundheit, und er starb zu Wien den 15. Febr. 1811. Voll Eifers, an der Bildung der Sprache und des Geistes seiner Nation zu arbeiten, erwiederte er, als man ihn bat, sich selbst zu schonen: „Es liegt in der Natur des bessern Menschen, sich seiner Nation hinzugeben, um ihr Glück zu befördern*)." (*Baur.*)

BENSHAUSEN, Benzhausen, Marktfl. im preuß. Reg.-Bez. Erfurt, Kr. Schleusingen, am Benshauser Wasser, das weiter unten sich mit der Schwarza vereinigt, mit 266 Häus., 1530 Einw., 1 Eisen- und 2 Zainhammern, Weinhandel, eisenhaltigen Mineralquellen. (*Stein.*)

BENSHEIM, großherzogl. hessische Stadt, an der Bergstraße und in dem fruchtbarsten Theile derselben, 5 Stunden von Darmstadt und 7 von Heidelberg gelegen; ein sehr alter Ort, der schon in den Jahren 765 und

†) Seine Worte verdienen hier, als bezeichnend eine Stelle. Er sagt: (Parallelle des Anciens et des Modernes. Amsterdam 1693. Tom. II. pag. 210.) „Nous examinons presentement les nouvelles sortes de Poésie, qu'on a ajoutées aux anciennes. Je vais vous en dire encore une, ce sont les vers admirables, que Monsieur de Benserade faisoit pour les Ballets du Roi. Avant lui, quand on faisoit les stances, sur Jupiter, par exemple, qui fait une entrée, où il foudroye les Cyclopes, ces stances ne parloient que de Jupiter comme Jupiter, et point du tout de la personne, qui le representoit: Monsieur de Benserade tourne ses vers de manière, qu'ils s'entendent également et de l'un et de l'autre, et comme c'étoit ordinairement le roi, qui representoit Jupiter, d'autres fois Neptune, quelquefois Mars ou le Soleil, rien n'en est plus admirable, que la finesse des louanges, qu'il lui donne, sans s'adresser à lui. Le coup porte sur le personnage, et le contrecoup sur la personne, ce qui donne un double plaisir, ou donnant à entendre deux choses à la fois, qui belles separément, deviennent encore plus belles étant jointes ensemble." — —

††) Er sagte nämlich, beide unterschieden sich von einander, wie die Bischöfe und Erzbischöfe.

*) Becker's Nationalzeit. der Teutschen. Apr. 1811. S. 329.

774 unter den Namen Basinsheim, Basinesheim, Besinsheim vorkomt. Er war ein Eigenthum des berühmten Klosters Lorsch und sehr früh berühmt, denn im Jahr 956 erhielt letzteres bereits von Kaiser Otto dem Großen das Privilegium eines öffentlichen Jahrmarktes für dessen Villa Basinsheim. Der Wohlstand des Ortes vergrößerte sich von dieser Zeit an eben so sehr, als seine Einwohner an Menge und Ansehn zunahmen. Schon frühzeitig fand man unter den Bewohnern viele adelige und andre reich begüterte Personen, die ihr Eigenthum ganz oder zum Theil dem Kloster Lorsch schenkten oder zu Lehn auftrugen, und als Lehn zurückerhielten. Stadtrechte hatte sich Bensheim sehr zeitig erworben, nach Urkunden von 1318, 1320, 1321, 1434. Nach Einverleibung des Klosters Lorsch mit dem Erzstifte Mainz (1232) kam auch Bensheim unter Mainz. Im J. 1461 verpfändete der Erzbischof Diether von Mainz dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz die Städte Heppenheim und Bensheim, nebst Mörlenbach, Starkenburg und allen dazu gehörigen Dörfern, Rechten, Renten und Gefällen um 100,000 Gulden, welche Verpfändung auch Erzbischof Adolph im J. 1463 bestätigte. Von dieser Zeit an blieb Kurpfalz im ruhigen Besitze der obgedachten Orte oder der Mainzischen Bergstraße. In der baierischen Fehde (1504) wurde die Stadt Bensheim von dem Landgrafen Wilhelm von Hessen 11 Tage lang mit großem Ernst, aber vergeblich belagert. Die Bürger hielten sich äußerst tapfer, wie solches eine in Stein gehauene Denkschrift am Auerbacher Thore bezeugt. Bei der bekanten Melakischen Mordbrennerei am Rheinstrome und an der Bergstraße, 1689, hatte Bensheim das Glück, durch einen französischen General, der im dortigen Kapuzinerkloster krank lag, von dem Brande und der Plünderung gerettet zu werden. Damals stand Bensheim wieder unter kurmainzischer Landeshoheit; denn bereits im J. 1621 geschah die Aufkündigung der Pfandschaft der Mainzischen Bergstraße, und im J. 1623 erfolgte die wirkliche Besitznahme von Kurmainz, jedoch mit Widerspruch von Kurpfalz. Die Schweden trieben die Mainzer im J. 1631, und die Kaiserlichen wieder jene, 1634, aus dem Besitze. Endlich wurde in dem Westphälischen Frieden, 1648, die Auslösung förmlich gestattet, und diese erfolgte durch den Bergsträßer Rezeß 1650. Von dieser Zeit an blieb Kurmainz in völligem Besitz bis zum J. 1802, wo durch den Regensburger Rezeß unter andern auch das Oberamt Starkenburg, mit den Städten Heppenheim und Bensheim dem hessendarmstädtischen Hause als Entschädigung zugetheilt wurde.

Die natürliche, sehr günstige Lage der Stadt Bensheim, indem die berühmte Bergstraße mitten durch die Stadt zieht, die große Fruchtbarkeit ihrer Felder, die Menge vortreflicher Weinberge, Obst- und andrer Gärten, am meisten aber die Industrie und fast allgemeiner Handelsgeist der Einwohner, haben die Stadt in einen blühenden Zustand versetzt †). Viel schöne Häuser trift man indessen in Bensheim nicht an, indem die Bewohner mehr auf ihre Keller und ihr Gewerbe, als auf ihre Häuser sehen. Das Rathhaus, mitten auf dem Markte, ist die schönste Zierde der Stadt; nur schade, daß seine innere Einrichtung seinem äußern Ansehn gar nicht entspricht. Außer diesem findet man hier mehre landesherrliche und adelige Höfe, unter letztern zeichnet sich der von Rodensteinische vorteilhaft aus. Die Stadt hat 4 Kirchen, und außer der [illegible]schen und einer Industrieschule, ein Gymnasium und eine Normalschule. Vier Jahrmärkte, wovon der erste bereits durch ein Privilegium des Kaisers Otto des Großen im J. 956 entstanden ist, sind sehr berühmt, und werden, so wie die Wochenmärkte, stark besucht. Die Stadt hat viel Waldung, aber leider, wenig Holz.

Unter die vorzüglichen Weinberge gehören der Pfaffenberg, der Kirchberg, Leimenberg und Hemsberg. — B. ist auch der Sitz eines Justiz-, Hoheits- und Rentamtes; es gehört aber zu dem erstern bis jetzt nur, nebst der Stadt B., das kleine Dorf Fehlheim, an dem alten Neckarbette gelegen, beinahe 1 St. von B. ††). (*Dahl.*)

BENSON (George), Doctor der Theologie und presbyterianischer Prediger in London, geb. den 1. Sept. 1699 in dem Flecken Gerat Salkeld, am Ufer des Flusses Eden in der Provinz Cumberland. Er studirte 4 Jahre lang mit großem Fleiße die theologischen Wissenschaften zu Glasgow, wo er sich von der reformirten Kirche zu den Presbyterianern wendete, fieng 1721 an zu predigen, und wurde im folgenden Jahre von der Gemeinde der Presbyterianer zu Abington, in der Grafschaft Berk, einmüthig zum Lehrer erwählt, nachdem schon 17 andre Kandidaten zu dieser Stelle sich durch eine Probepredigt empfohlen hatten. Nach 7 Jahren folgte er dem Rufe zu einer andern presbyterianischen Gemeinde, die sich damals in einer Gegend von Southwark versammelte, 1740 aber kam er nach London, wo er neben seinen gewöhnlichen Amtsverrichtungen junge Studirende zu den akademischen Studien vorbereitete, und den 6. April 1762 starb. Ohne ausgezeichnete Talente hatte er sich durch anhaltenden Fleis viele theologische, besonders exegetische Kentnisse erworben, und er stand unter der englischen Geistlichkeit in hohem Ansehn, nicht allein wegen seiner amtlichen und schriftstellerischen Verdienste, sondern auch wegen seines menschenfreundlichen, friedliebenden und toleranten Karakters. Überzeugt, daß das Christenthum eine allgemeine Menschenliebe, Duldung und Vertragsamkeit fodere, gestand er jedem die vollkommenste Freiheit des Urtheils in Religionssachen zu, vertrug gern Widerspruch, und nahm die Wahrheit wo er sie fand. Alles,

†) In der Stadt selbst und in dem kleinen zum Amte Bensheim gehörigen Dorfe Fehlheim, welche nur 575 Häuser und 3700 Bewohner enthalten, findet man unter andern folgende Gewerbs-, Handels- und Handwerksleute: 17 Bäcker, 6 Branntweinbrenner, 2 Büchsenmacher, 3 Drechsler, 2 Essigsieder, 13 Handelsleute, 4 Hutmacher, 9 Judenhandelsleute, 3 Kammmacher, 16 Küfer, 17 Leinweber, 7 Mahl-, 2 Öl-, 1 Leb- und 1 Schneidemüller, 3 Mehlhändler, 12 Metzger, 3 Nagelschmiede, 12 Rothgerber, 6 Sattler, 5 Schlosser, 6 Schmiede, 20 Schneider, 10 Schreiner, 60 Schuhmacher, 2 Silberschmiede, 4 Strumpfweber, 3 Wagner, 3 Weißgerber, über 30 Wirthe, 3 Wollenweber, 2 Zeugschmiede, 5 Zimmerleute, 2 Zinngiesser, 5 Zucker- und Lebkuchenbäcker. ††) Eine alte aber schöne Zeichnung dieser Stadt und Gegend findet man von Merian in Zeiler's Topographia Palatinatus Rheni, p. 12.

was er drucken ließ, unterwarf er zuvor der Kritik seiner gelehrten Freunde, und gestand gern öffentlich, was er ihnen zu danken hatte. Zur Hauptaufgabe seiner wissenschaftlichen und schriftstellerischen Beschäftigung machte er die gemeinnützige Erklärung des neuen Testaments, und er hat sich in dieser Beziehung anerkantes Verdienst, zunächst in seinem Vaterlande, und dann auch in Teutschland erworben, wo seine Schriften in vielgelesenen Übersetzungen manche bessere religiöse Ansicht verbreiten halfen. Zwar hatte er seine besondern dogmatischen Meinungen, welche er in Erklärung mancher Schriftsteller begünstigte, es fehlte ihm auch an umfassenden und tief eindringenden Sprachkentnissen, aber sehr glücklich traf er oft den Sinn des Schriftstellers aus dem Zusammenhang seiner Rede, aus seinem Geist und Karakter, und aus den Umständen derjenigen, für welche er zunächst geschrieben hatte. Von seinen vielen Schriften bemerken wir folgende, als die vorzüglichsten, jetzt aber auch durch bessere verdrängten: **A Paraphrase and notes on the epistles of St. Paul to Philemon, 1 and 2 to the Thessalonians, 1 to Timothy, to Titus, 2 to Timothy.** Ed II. **Lond.** 1752. 4.; erschien zuerst einzeln, so wie seine Arbeiten über die Briefe Jakobi, Petri, Judä und Johannis mit der Überschrift: **A Paraphrase and notes on the seven (commonly called) catholic epistles etc.** ib. 1739. 4. Alle diese Paraphrasen wurden von J. P. Bamberger ins Teutsche übersetzt, unter dem Titel: Erklärungen und Anmerk. einiger Bücher des N. T. Leipz. 1761 4 Bde. 4.; besonders erschien: **Ge. Bensonii Paraphrasis et notae philologicae in epistolam St. Jacobi. Iatine vertit et suas ubique observationes addidit I. D. Michaelis.** Halae 1747. 4.*). **The history of the first planting of the christian religion.** Lond. 1753; ed. II. 1756. Vol. II. 4 teutsch von J. P. Bamberger. Halle 1768. 2 Bde. 4. (eigentl. eine Erklärung der Apostelgeschichte). **The reasonableness of the christian religion, as delivered in the scriptures.** Lond 1743, ed. III. Vol II. 1759. 8. teutsch, von J. P. Bamberger. Halle 1763. 8. **Collection of various tracts.** Lond. 1747. 8. teutsch, von Bamberger. Halle 1763. 8.**). (*Baur.*)

BENSTÄDT, Pfarrdorf, dem Prinzen August Ferdinand von Preußen gehörig, in dem preuß. Reg.-Bez. Merseburg, Mansfelder Seekreis, mit 57 Häus. und 382 Einw. Der hier gegrabne weiße Thon wird zu den Formen in der Porzelanfabrik zu Berlin gebraucht. (*Stein.*)

BENTEKA, der Name eines malabarischen Baums bei Rheede hort. mal. 4. t. 30., den auch Lamarck enc. I. 401 aufgenommen, obwol seine Verwandtschaft und Stellung im System ungewiß ist. Er hat abwechselnd stehende, eiförmig zugespitzte, unten weichhaarige Blätter. Die Blüthen stehen in Trauben, sind weißgrünlich und angenehm riechend. Der Kelch ist glockenförmig und fünfzähnig, die Corolle fünftheilig, die Frucht eine oben zweifächerige Beere. (*Sprengel.*)

BENHAM, 1) Thomas, berühmter engländischer Theolog, geb. 1513 in Yorkshire, gest. 1578. Protestant im Herzen, hielt er jedoch unter Heinrich VIII. seine Gesinnung zurück, bekante sie unter Eduard VI., und zeigte sich als großer Eiferer unter Maria; wurde entsetzt und predigte nun zu Zürich und Basel, kehrte aber heimlich nach London zurück, wurde im zweiten Regierungsjahre der Elisabeth zum Bischof von Lichtfield und Coventry ernant, und von der Universität zu Oxford zum Professor der Theologie in London. Die engländische Übersetzung der Psalmen, des Ezechiel und Daniel in der Bibel der Elisabeth ist von ihm. — — 2) Jakob, geb. zu Ely 1708, gest. 1794, studirte zu Cambridge, war dann an verschiednen Orten Vikar, und erhielt zuletzt eine Präbende beim Stift zu Ely. Durch seine Geschichte und Alterthümer der Kathedrale von Ely seit Stiftung des Klosters 675 bis zum Jahre 1771 (Cambr. 1771. 4. m. K.) hat er sich als Alterthumsforscher rühmlich bekant gemacht. Die Bemerkungen in der Einleitung über sächsische, normannische und gothische Bauart verdienen besondre Bemerkung. (*H.*)

BENTHEIM, eine Grafschaft an den Gränzen von den Niederlanden, jetzt eine Provinz Hanovers. Sie hat den Namen von dem Schlosse Bentheim, wird von den Niederlanden, der preuß. Provinz Westphalen und den Kreisen Meppen und Emsbühren umgeben, und ist 18,^{90} Q.-M. groß; die Oberfläche aber, von der Vecht, welche durchaus flöß- und von Nordhorn bis Zwoll schiffbar ist, bewässert, und besteht theils aus Morästen und Vehnen, theils aus guter Geest, worin man auch auf Waldungen, wie den Bentheimer Wald und den Wengselmbruch stößt, die die letzten Enden des Teutoburger Waldes ausmachen. Das sonst gemäßigte und milde Klima wird durch die vielen Nebel, die über diesem Lande hängen und die es mit Holland theilt, unfreundlich. Die Geest ist gut angebaut, und erzeuget Korn, Rübsamen, Flachs und Kartoffeln im Überflusse, und die Vehne geben zureichenden Torf, der indeß immer mehr abnimt. An Vieh wurden ohne das, was dem Examte gehörte, 1788 nach Weddigens Tabelle an Pferden 3681, an Rindvieh 21,465, an Schafen, welches meistens Haidschnaten waren, 54,893 Stück, an Schweinen 5155 und an Bienenkörben 12,128 Stück gezählt. Von Federvieh werden besonders Gänse gehalten. In den Waldungen gibt es Kleinwild, in den Gewässern Fische, in den Hügeln bei Bentheim und Gildehaus Sand-, Mühl- und Quadersteine, die besonders zum Wasserbau nach Holland abgesetzt werden, auch hat man Töpferthon, Steinkohlen, etwas Raseneisen und reichlich Torf, so daß es dem Lande an den Nothwendigkeiten des Lebens nicht fehlt. Garnspinnerei und Leinweberei ist über das ganze Land verbreitet, aber dies und die Gewerbe in den Städten geben doch den Bewohnern nicht durchaus Auskommen, daher häufig nach Holland gewandert wird. Das Land benutzt seine günstige Lage zum Handel und die schiffbare Vecht wenig; es treibt keinen

*) Benson's Paraphrasen schlicken sich an die ähnlichen Arbeiten von Joh. Locke und James Peirce an. Der erste hat die Briefe an die Galater, Corinther, Römer und Epheser paraphrasirt; Peirce bearbeitete die Briefe an die Colosser, Philipper und Hebräer, und Benson die übrigen, ohne jedoch seine Vorgänger zu erreichen. **) Sein Leben von Dr. Amory vor Benson's History of the life of Jesus Christ. Lond. 1764. 4. Britt. theolog. Magaz 2. Bd. 387 — 407. Strodtmann's neues gel. Europa 19. Th. 565 — 582, Allg. d. Bibl. Anh. zum 1—12 Bd, 1 Abth. 123 — 129.

Kommissions- und Speditionshandel und begnügt sich an dem Verschleiße seiner eignen Produkte, die meistens Holland abnimt. An Einw. hatte das Land 1812 24,364 in 3 Städten, 1 Marktflecken, 62 Bauerschaften und 3798 Häus. Die westphälische Mundart ist gemein, doch findet man auch schon holländische Sprache und noch mehr holländische Sitten. Die Reformirten besitzen 14, die Katholiken 5 Kirchspiele, beide mit gleichem Rechte. 1788 waren außer 5 Edelhöfen 10,562, und 12,247 schutzpflichtige Unterthanen vorhanden. Das Land hatte sonst Provinzialstände, wozu der Prinz von Oranien wegen seiner Bentheimschen Güter, 5 Edelhöfe, 2 Klöster und 3 Städte gehörten, aber diese cessiren jetzt, und Bentheim sendet zum hanöverschen Landtage 2 Deputirte, 1 von der Ritterschaft, 1 von den Städten. Es steht unter einer eignen Provinzialregirung und Kammeradministration, die wie die Steuerkassen zu Bentheim den Sitz haben. Von dem dasigen Tribunale gehen die Berufungen an die Justizkanzlei zu Osnabrück. Untergerichte sind die 5 Ämter. Der Oberkirchenrath respizirt die 13 ref. Pfarren, und hat eine Einrichtung, wie die übrigen hanöverischen Konsistorien; die Katholiken gehören zum Sprengel von Osnabrück; das ganze Land macht nur eine Oberförsterei mit 6 Förstern und Forstaufsehern aus. Die Steuern sind unbeträchtlich: die Landsteuer beträgt 42,700, der Militärbeitrag 17,300 Rthlr., aber die Domänen bringen über 100,000 Rthlr. auf. Die Provinz wird in die 5 Ämter Bentheim, Emblichheim, Neuenhaus, Nordhorn und Ülsen abgetheilt. — Schon seit den ältesten Zeiten hat das Land seine eigne Grafen, die mit denen von Holland einerlei Ursprung haben. Seit 1500 theilen sie sich in 2 Linien: 1) Tecklenburg, welche aber die Grafschaft längst nicht mehr besitzt, dafür aber gegenwärtig unter preuß. Oberhoheit die Souveränitätsländer, die Herrschaft Rheda und Hohenlimburg 4 Q.-M. mit 13,856 Einw. und etwa 50,000 Gulden Einkünften. Der Graf ist gegenwärtig in den preuß. Fürstenstand erhoben und residirt zu Hohenlimburg: 2) Bentheim-Bentheim, welches die Grafschaften Bentheim und Steinfurt besaß. Aber Graf Friedrich Karl Philipp, den große Schulden drückten, verpfändete 1753 dieses sein Stammland gegen einen Vorschuß und gegen Übernahme der Schulden auf 30 Jahre an Hanover. Beides betrug 900,000 Rthlr. Die 30 Jahre waren 1783 abgelaufen, und das Pfand wurde reklamirt, da aber die Zurückzahlung des Pfandschillings nicht erfolgte, so blieb Hanover bis 1804 im Besitze, in welchem Jahre der Graf an Frankreich, das damals Herr von Hanover war, einen Theil der Pfandsumme bezahlte, und mit Protestation Hanovers in das Land wieder eingesetzt, doch bald darauf mediatisirt und das Land unter Bergensche Hoheit gezogen wurde. Als Hanover 1813 wieder zum Besitze des Kurfürstenthums gelangte, setzte es sich von neuem in den Besitz von Bentheim, welches auch der Wiener Congreß bis dahin, wo der Graf den Pfandschilling zurückgezahlt haben würde, bestätigte, und zugleich die Grafschaft mediatisirte. Hanover, das jetzt in dem völligen Besitze geblieben ist, gibt dem Grafen eine jährliche Subsidie von 13,000 Rthlr. Als preuß. Standesherr, als welcher er auch in den Fürstenstand erhoben ist, besitzt er noch die Herrschaft Steinfurt — 1 Q.-M. mit 1980 Einw. — und die Herrschaften Alpen im Kreise Rheinberg, und Batenburg in Geldern, woraus er etwa 60,000 Gulden Einkünfte hat und zu Burg Steinfurt residirt — Bentheim, der Hauptort der Grafschaft, der Sitz der hanöverischen Provinzialbehörde und eines Amts, wozu die Stadt Schuttdorf und 7981 Unterthanen gehören, ist ein Marktflecken (Br. 52° 18′ 32″ L. 24° 47′ 45″), hat 1 nach alter Art befestigtes Felsenschloß, 1 reform. und 1 kath. Kirche, 298 Häus. und 1378 Einw., die sich von den Ausflüssen der Collegien, einiger Leinweberei, Gerberei und Pergamentfabriken nähren, auch einen Gesundbrunnen*). (*Hassel.*)

BENTHEM oder Bentheim (Heinrich Ludolph), ein lutherischer Theolog, geb. den 2. Novbr. 1661 zu Zelle, studirte in Rinteln, Helmstädt und Jena, ward nach gelehrten Reisen in Holland und England 1689 Archidiakonus zu Dannenberg, 1692 Superintendent zu Bardewick, 1704 Superintendent und Propst zu Ulzen und 1710 Generalsuperintendent, Konsistorial- und Kirchenrath zu Haarburg, wo er den 9. Juli 1723 starb. Sein Neueröffneter engelländischer Kirchen- und Schulenstat Lüneb. 1694 8. verbessert und vermehrt von Balth. Menzer Lpz. 1732 8., und der nach seiner 1694 unternommenen zweiten holländischen Reise erschienene holländische Kirchen- und Schulenstat Frkfrt. und Leipz. 1698 2 Bde. 8. sind noch jetzt zur Kentniß des damaligen kirchlichen Zustandes und wissenschaftlichen Lebens beider Länder brauchbar und besonders reich an literärischen Nachrichten. Doch vermißt man zweckmäßige Auswahl und Vollständigkeit in den Angaben über die kirchliche Statistik von England und findet auch in dem reichhaltigeren und besser geordneten Werke über Holland bisweilen fremdartige Dinge eingemischt. Die Dedication desselben an den Kurfürst Friedrich von Brandenburg spricht den lebhaftesten Eifer für die Vereinigung der Reformirten und Lutheraner aus. Vorschläge dazu machte Bentem in einer pseudonymen Schrift: Pacifici Verini unmaßgebliche Bedenken, ob und wie heutiges Tages die gesuchte Vereinigung diene zum Wohlstand der Kirche Christi Brschw. 1700. 8. Gegen die darin aufgestellte Meinung, daß beide Parteien eben so gut kirchlich verbunden seyn könten, als die Calvinisten und Arminianer in der engelländischen Kirche, machte Fr. Ulr. Calixtus in seiner Gründlichen Vorstellung, welches das einige wahre Mittel zur Vereinigung der beiden evangel. Kirchen sey, 1700 8. die Nothwendigkeit der Übereinstimmung in der Glaubenslehre geltend, daher sich Bentem in einer andern Schrift (Irenici Philalethae Animadversiones in adnotata Calixti 1701 8.) vertheidigte. Als ein freimüthiger und aufgeklärter Theolog zeigte er sich in diesen Schriften, doch sind sie, wie seine unbedeutenden Passionsbetrachtungen, Hirtenbriefe, und Übersetzungen aus

*) Dieses Bentheimer Mineralwasser ist ein Schwefelwasser, das, außer Schwefel und mehren Neutralsalzen, 50 Kubikzoll Kohlensäure in 1 Pfde. enthalten soll. Seine arzneiliche Wirkung ist die allgemeine der übrigen Schwefelwasser, (s. A. A. Hofmann's Taschenb. f. Ärzte, Physiker und Brunnenfr. ꝛc. Weim. 3 Aufl. 1815. II. 8. S. 76. ꝛc. — Trampel's med. chir. Bemerk. S. 132.) (*Th. Schreger.*)

dem Englischen vergessen. Dieses Schicksal theilt seine mehr guten Willen als tiefe Gelehrsamkeit verrathende Vorstellung und Betrachtung der Schriften der alten Kirchenlehrer von der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion; Hamb. 1727 8., deren Vorbericht seine hier benutzte Lebensbeschreibung enthält†). (*G. E. Petri.*)

BENTINCK (Johann Wilhelm), aus einer alten niederländischen Familie, die ihre Güter in Overyssel und Geldern hatte (man findet sie schon im 14. Jahrh.), war der Freund Wilhelms III. Königs von England, und Statthalters der vereinigten Niederlande. Er hatte sich diese Freundschaft durch ein seltenes Opfer erkauft. Erst zum Edelknaben, nachher zum Kammerjunker und endlich zum Kammerherrn des Statthalters angestellt, wartete er diesen, als er im J. 1675 die Blattern bekam, mit so unermüdeter Treue, daß dieser nachher erklärte, „er wisse nicht, ob Bentinck in sechzehn Tagen und Nächten geschlafen habe; wenigstens habe er nie sein erstes Anrufen unbeantwortet gelassen." Die Krankheit, die den Fürsten verließ, ergriff den Diener in einem weit stärkern Grade; doch war er kaum der größten Lebensgefahr entkommen, so wollte er dem Prinzen zur Armee folgen. So viele Beweise von Anhänglichkeit rührten ein Gemüth, welches sonst der Freundschaft nicht sehr zugänglich war, aber die Wenigen, denen es sich öffnete, auch mit standhafter Liebe umfaßte. Er genoß seitdem des Prinzen ganzes Vertrauen, der ihn in die holländische Ritterschaft erhob, ihm im Jahr 1677 und 1685, doch vorzüglich 1688 die schwierigsten und heimlichsten Angelegenheiten vertraute, um nämlich die Herzoge von Würtemberg und Braunschweig-Lüneburg, den Kurfürsten von Brandenburg, den Landgrafen von Hessen, und (welches unendlich schwer war), die Stadt Amsterdam, das Haupt der holländischen Opposition, für des Prinzen Unternehmung nach England, und deren Unterstützung zu gewinnen. Gleich nach der gelungenen Unternehmung erklärte Wilhelm, jetzt König geworden, seinen Freund zum Grafen von Portland, und Pair von Großbritannien. Dieses aber verwickelte ihn wieder in einen Streit mit der Stadt Amsterdam, welche, gleich nach dem glücklich beendigten Zuge des Statthalters, ihr altes Mistrauen gegen dessen Gewalt nun desto lebhafter fühlte, da sie mit königlicher Macht über ein mächtiges Reich verstärkt war. Portland wollte in der Statenversamlung von Holland als Ritter wieder Sitz nehmen, Amsterdam widersetzte sich, weil er im Dienst einer fremden Macht sey; aber nicht nur der ganze Adel der Provinz erklärte sich für Bentinck, sondern auch der König betrachtete die Sache als seine eigne, und obschon die Amsterdamer Deputirten anfangs der Versamlung in Portland's Gegenwart nicht beiwohnten, ließen sie sich endlich, nach Beilegung andrer Zwistigkeiten, dazu bewegen. Es ist sonderbar, daß Portland's Gunst beim Könige nicht nur die Unzufriedenheit der Holländer, sondern auch der Engelländer weckte, daß man öffentlich im Parlamente sagte, England hätte nicht blos die Franzosen und irländischen Rebellen, sondern auch die Niederländer zu fürchten; doch Wilhelm blieb seinem Freunde unveränderlich ergeben. Im J. 1697 trug er, in geheimen Unterhandlungen mit dem Marschall von Boufleurs viel bei zum Abschluß des Rißwyker Friedens, und zur Anerkennung Wilhelms III. als König durch den französischen Hof, wohin er sich gleich nach dem Frieden als Gesandter begab. Doch die unerwartete Gunst des jungen Keppel, auch eines Niederländers, den Wilhelm zum Grafen von Albemarle erhob, weckte die Eifersucht Portland's in dem Grade, daß er alle seine Ämter niederlegte, doch dem Könige als Statsmann (vorzüglich beim Theilungstraktat der spanischen Monarchie 1700) seine Dienste nicht entzog. In Wilhelms Todesstunde war Portland nicht zugegen, der König ließ ihn rufen, er kam, schon hatte jener die Sprache verloren, doch drückte er noch Portland's Hand an sein Herz. Nach Wilhelms Tode entfernte sich Portland von allen Geschäften, und starb (den 4. Novbr. 1709) auf seinem Landgute in Berkshire. Unter seinen Nachkommen, die in England naturalisirt blieben, hat sich Sir William Bentinck von 1811 bis 1814 durch seine Thaten in Sicilien, Spanien und zu Genua gegen die Franzosen bekant gemacht. Ein andrer Zweig der Bentinckschen Familie ist in Holland geblieben, und hat sich theils im Seedienste (in der Schlacht bei Doggersbank den 5. August 1781, wo ein Bentinck tödtlich verwundet wurde), theils im State ausgezeichnet. Die Bentinck waren immer warme Anhänger des oranischen Hauses*). (*v. Kampen.*)

BENTINKSCHE MÜNZSAMLUNG. Dieser von den Numismatikern oft gerühmte Münzschatz verdient auch darum einige Aufmerksamkeit, weil er ein rühmlicher Beweis des Eifers ist, den Münzliebhaberei erregen kann. Die reiche Gräfin Bentink, geb. Gräfin Aldenburg, sammelte auf einer Reise durch Italien, Teutschland und in den Niederlanden alte Münzen und Bronzen, zu denen aus dem Ennerysschen Kabinette sehr seltne Stücke hinzukamen. Aus der blossen Schaulust ward nach und nach Studium, und im 62. Jahre wagte sich die Dame daran, das Verzeichniß ihrer beträchtlichen Samlung zu geben, das wirklich binnen 7 Monaten zu Stande kam und bei mancherlei Mängeln, die daraus entstanden, daß der Verfasserin die gelehrten Kentnisse und Kritik abgingen, doch manche seltnere Münzen durch gute Kupfer zur allgemeinern Kentnis brachte†). Dies Verzeichniß erschien unter dem Titel: **Catalogue d'une collection de medailles antiques, faite par la Ctsse. Douairière de Bentink née Ctsse. d'Aldenburg, Dame de Varel, Kniephausen et Doorwerth. Amsterd. 1787 4.**, dem 2 Supplementbände rasch folgten. Manche unechte Münzen galten der Besitzerin freilich als Schaustücke, z. B. die Artemisia (T. I. p. 69.); doch bewies Heyne, durch Mittheilungen in den Gött. gel. Anzeigen, wie sehr es im Sinne der Gräfin war, daß die Wissenschaft durch die wirklichen Schätze der Samlung gefördert, und sie selbst dem allgemeinen Nutzen zugängig gemacht würde.

†) Vergl. Jöcher's Allgem. Gelehrten-Lexicon. I. 974.

*) Man sehe über Bentinck-Portland Wagenaar's vaterländische Historie XIV. XV. und XVII. Bd. *Burnet* History of his own timed Reign of William III.

†) Es ist mir zu seiner Zeit glaubhaft versichert worden, daß die Gräfin, die damals in Hamburg lebte, sich dazu der Hilfe eines französischen (ausgewanderten) Gelehrten bediente. (*Ersch.*)

Digitized by Google

Nach dem Tode der Gräfin sollte dieser Schatz nur zusammen verkauft werden. Hr. v. Schlichtegroll machte in einer eignen Nachricht, München 1815 auf ihren Bestand, der manchem Kabinette hätte aufhelfen können (denn sie enthielt 257 Königs- 576 Städte und Völker- 348 römische Familien und 3364 römische Kaisermünzen, unter denen 968 goldne und silberne waren) und auf die damit verbundne beträchtliche Münzbibliothek aufmerksam; doch fand sich kein Käufer. Gesamt ging sie daher an den Erben der Gräfin, Hr. v. Donop zu Meiningen, über, der diesen Schatz durch neue Erwerbungen vermehrt hat, und neue Erweiterungen der Wissenschaft aus ihr mitzutheilen entschlossen scheint. (*Hase.*)

BENTIVOGLIO, Name einer italischen Familie, aus welcher eine Reihe angesehener Statsmänner und Gelehrter entsprossen sind. Das Geschlecht war keineswegs ein altadeliges, vielmehr findet man in den ersten Chroniken von Bologna, daß es daselbst in die Zunft der Fleischer eingeschrieben war. Zu Ende des 14. Jahrhunderts finden wir aber schon seinen großen Einfluß auf die Republik.

1) Giovanni hatte durch Talente, Thätigkeit und Ehrgeiz zum höchsten Range sich erhoben, und wurde am 28. März 1401 vom Volke als Herrscher Bologna's ausgerufen. Zwar war seine Regirung nur kurz, denn am 26. Jun. 1402 verlor er gegen Johann Galeazzo Visconti eine Schlacht, und Tags darauf bei einem Volksaufstand das Leben: allein seine Nachkommen gründeten doch hierauf Ansprüche; und da im fortwährenden Kampfe Bologna's mit der Kirche die Bentivoglio stets auf der Gegenpartei der Päpste waren, so verschmolz sich ihre Partei in den Augen des Volkes mit der Partei der Freiheit. Hiezu trug bei das Schicksal von

2) Antonio, dem Sohne des Vorigen, welcher nach einem Exil von 15 Jahren im J. 1435 zurückberufen wurde. Die Volksgunst, deren er zu genießen schien, fürchtend, ließ Papst Eugen IV. ihn zu Ende dieses Jahres verhaften, und ohne Urthel hinrichten.

3) Annibale, sein Sohn, wurde im Jahr 1438 durch den Herzog von Mailand an die Spitze der Regirung gestellt, und um mit diesem noch inniger verbunden zu seyn, vermählte er sich mit einer natürlichen Tochter desselben. Nichts desto weniger wurde er im J. 1442 auf Befehl des Mailänder Feldherrn Piccinino verhaftet und auf die Citadelle Varrani gebracht. Seinen Freunden gelang im folgenden Jahre seine Befreiung. Kaum war er zurückgekehrt, so griff das Volk zu den Waffen, vertrieb die mailändische Besatzung, und setzte sich wieder in Freiheit. Annibale war, wenn gleich ohne öffentliche Würde, Haupt des States. Erbittert über solchen Einfluß eines bloßen Bürgers verschwuren sich die adeligen Geschlechter der Lonedoli und Ghisilieri gegen ihn, und ermordeten ihn am 24. Juni 1445 beim Austritt aus der Kirche. Das Volk wüthete gegen die Verschwornen, deren Häuser niedergerissen und Güter eingezogen wurden. Einige hieb man auf den Straßen nieder, andre wurden hingerichtet, manche flüchteten sich zum Heer des mailänder Herzogs, der an der Verschwörung Theil genommen.

4) Santi oder Sancho, natürlicher Sohn eines Bentivoglio, damals 22 Jahre alt und Wollen-Manufakturist zu Florenz, wurde aufgefodert, die Regirung zu übernehmen. Mit Pomp empfing ihn das Volk am 13. Nov. 1446, und 16 Jahre lang regirte er die Republik mit so viel Kraft als Mäßigung, Klugheit und Uneigennützigkeit, nie sich mehr Gewalt anmaßend, als die Bologneser und der Papst als Protektor ihm selbst zugestanden. Allgemein betrauert starb er im J. 1462, und ihm folgte

5) Giovanni II., Annibale's Sohn, der in Bologna ungefähr dasselbe Ansehn erhielt, wie Lorenzo von Medicis zu Florenz. In ganz Italien stand er in Achtung, und vermählte nach und nach seine Familie mit allen souveränen Häusern. Wie Lorenzo, war er ein Beschützer der Künste und Wissenschaften, berief Maler, Bildhauer, Dichter und Gelehrte, die er fürstlich belohnte, schmückte Bologna mit prächtigen Gebäuden, und legte für Künste und Wissenschaften reiche Samlungen an. Dagegen war er gefährlich für alle, die ihm verdächtig waren, und unversöhnlich gegen seine Beleidiger. Der Versuch der Malvezzi, ihn zu stürzen, hatte nur ihren eignen gänzlichen Sturz zur Folge. Die Geschichte der Republik verlor sich immer mehr in die Geschichte dieses Fürsten. So hatte er 44 Jahre lang regirt, als der ehrgeizige Papst Julius II. den Plan entwarf, Italiens Städte wieder zu unterwerfen. Im J. 1606 führte er ein starkes Heer gegen Bologna, und da Giovanni sah, daß er auf den erwarteten Beistand Frankreichs nicht rechnen konte, so begab er sich mit seinen Kindern und kostbarsten Schätzen nach Mailand, wo er im J. 1508 starb.

6) Annibale und Hermes, seine Söhne, wurden zwar durch Frankreich, dessen Treulosigkeit sie vertrieben hatte, im J. 1511 in die Regirung von Bologna wieder eingesetzt, schon im nächsten Jahr aber übergab sich Bologna dem Papste durch Kapitulation, und die Bentivoglio, nach Mantua und Ferrara flüchtend, entsagten für immer der Souveränetät über diesen Stat. (*H.*)

Von andern berühmten Männern aus dieser Familie machen wir namhaft:

Bentivoglio, Ercole, war der Sohn des Annibale Bentivoglio II. und wurde in dem Jahre geboren, in welchem seine Familie die Herrschaft von Bologna verlor (1506). Aus seiner Vaterstadt in der Wiege nach Mailand geführt und dort erzogen, ging er schon in seinem 7. Jahre an den Hof von Ferrara, wo er als Neffe des Herzogs Alfonso I. mit Auszeichnung aufgenommen und weiter ausgebildet wurde. Er diente auch, seinem Vater zu Liebe, als Kapitän in dem päpstlichen Heer und wohnte der Belagerung von Florenz bei. Bald darauf nahm er seinen Abschied und widmete sich ganz seinen Lieblingsstudien, der Poesie und Musik. Seine letzten Jahre brachte er in Venedig zu, wo er 1573 starb. Er versuchte sich mit Glück in mehren Gattungen der Poesie. Seine Satyren gehören zu seinen Jugendarbeiten, sie erschienen aber erst 1560, in der Samlung von Sansovino, zusammen mit denen des Arioste, Alamanni, Vinciguerra und Andrer. Er nahm sich darin den Horaz und Ariost zum Muster; sie sind leicht im Styl, wie im Scherz. Seinen Lustspielen fehlt die

Digitized by Google

Vis comica, aber sie sind in einem eleganten Styl und Versmaße geschrieben. Man kent deren drei, von denen das erste J. Romiti, verloren gegangen ist; die andern sind: Il Geloso und Il Fantasma, gedruckt Venedig 1544, 1545 und nachmals öfter wiederholt. Als Lyriker gehört Bentivoglio zu den Nachahmern des Petrarka, an denen sein Zeitalter sehr reich ist. Eine Tragödie von ihm ist verloren gegangen. Eine Analyse seiner Satyren und Komödien gibt Ginguené VI. 294. IX. 149. (*W. Müller.*)

Bentivoglio, Guido, wurde 1579 zu Ferrara geboren und studirte in seiner Vaterstadt und zu Padua Philosophie und die Rechte. Er diente den Päpsten Clemens VIII., Paul V., Gregor XV. und Urban VIII. in verschiedenen wichtigen und schwierigen Unterhandlungen und Gesandtschaften, namentlich in den Niederlanden und in Frankreich, und bekleidete zahlreiche geistliche Würden. Paul V. gab ihm den Kardinalshut, den aber erst Gregor XV. ihm nach seiner Rückkehr aus Frankreich 1622 aufsetzte. Nach dem Tode Urbans VIII. 1644 glaubte man allgemein, daß Bentivoglio zum Papst erwählt werden würde; aber er starb gleich nach seinem Eintritt in das Conclave, den 7. Sept. desselben Jahres. — Er gehört zu den elegantesten Stylisten der Italiäner. Wie Bembo, strebt er nach antiker Präcision, und unterscheidet sich dadurch rühmlichst von der Weitschweifigkeit der italischen Prosa. Freilich aber weiß er dieses Streben nach klassischer Eleganz nicht genug zu verbergen, um nicht oft affektirt und preciös zu scheinen. Besonders schädlich wirkt die überwiegende Sorge, immer schön, glatt und fein zu erzählen, auf den eigentlichen Gehalt seiner geschichtlichen Darstellung. — Seine Werke sind: **Relazioni del Card. B. in tempo delle sue Nunziature di Fiandra e di Francia. Antwerpen.** 1629 **Paris.** 1631 **Venedig** 1633. 4. und öfters. **Raccolta di lettere in tempo delle sue Nunziature di F. e di Fr.** Cöln 1631. 4. **Memorie del Card. B. con le quali descrive la sua vita etc. Venedig** 1648. 4. Das wichtigste seiner Werke ist die Geschichte der flandrischen Unruhen und Kriege, über die er theils als Augenzeuge, theils doch an Ort und Stelle genau unterrichtet und mit allen lokalen und nationalen Verhältnissen vertraut, geschrieben hat. Sie führt den Titel: **Della Guerra di Fiandra Parti III.** 1632. 1636. 1639. Cöln oder Rom in 4. Bentivoglio's Parteinahme gegen die Protestanten muß man dem Kardinal wol nachsehen; im übrigen zeigt er sich durchaus als ein Geschichtschreiber von scharfem Blick und klarer Übersicht, und eine edle Humanität mildert selbst die Ungerechtigkeit des eifernden Katholiken. (*W. Müller.*)

Bentivoglio, Ippolito, geboren zu Ferrara in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., gest. daf. d. 1. Febr. 1685, Edler von Ferrara, Venedig und Bologna, Marquis von Magliano und Graf von Antignato war ein vielfach ausgezeichneter Mann. Rühmlich diente er als Krieger, und beschäftigte sich zugleich aufs eifrigste mit Wissenschaft und Kunst. Er verstand Griechisch, Lateinisch, mehre lebende Sprachen, Musik, Civil- u. Kriegsbaukunst. Für das Theater soll er sehr sinnreiche Maschinerien erfunden haben. Auf dem Theater zu Ferrara wurden drei Schauspiele von ihm aufgeführt (l'Annibale in Capoa; il Filli di Tracia; l'Achille in Sciro), und sein Tiridates zu Venedig (1668). Ein Lustspiel in Prosa: **Impegni per disgrazia**, erschien nach seinem Tode (Modena 1687). Lyrische Gedichte von ihm enthalten verschiedene Samlungen, hauptsächlich die **Rime scelte de' Poeti Ferraresi.** (*H.*)

Bentivoglio, Cornelio, des vorigen Sohn, geb. zu Ferrara 1668, gest. zu Rom 1732. Seine Kentnisse in Philosophie, Theologie, Rechtslehre und schöner Literatur zogen bald die Aufmerksamkeit des Papstes Clemens XI auf ihn. Unter dem Titel eines Erzbischofs von Karthago ging er 1712 als Nuncius nach Paris, wo er, mehr aus Amtspflicht als Überzeugung, für die Sache der Bulle Unigenitus sich sehr eifrig bewies. 1719 ward er zum Kardinal erhoben, wurde nachmals **legatus a latere** in der Romagna, und zuletzt spanischer Minister in Rom. Seine Landsleute rühmen ihn als guten italischen Dichter, was er besonders bewiesen durch seine Übersetzung des Statius: **la Tebaide di Stazio tradotta in verso sc olto da Selvaggio Porpora** (ein angenommener Name) Rom 1729. gr. 4. Mail. 1731. 2 Bde. 4. Sonette von ihm stehen in Bd. 3. der Samlung von Gobbi. Eine von ihm in der Malerakademie gehaltene Rede ist zu Rom 1707 gedruckt unter dem Titel: **l'Utile delle belle arti riconosciuto per l'academia del disegno.** (*H.*)

BENTLEY (Richard), war zu Oulton, einem Dorfe bei Wakefield in Yorkshire den 27. Jan. 1662 geboren. Dort war sein Vater, Thomas Bentley, ein ansässiger Hufschmiedt oder Gerber. Frühzeitig scheint die mehrgebildete Mutter, welche im Verein mit ihrem Vater Richard Willis, der ehemals als Major unter König Karl I. gedient hatte, sich des Unterrichts, selbst in der lateinischen Sprache, annahm, auf den Charakter des Knabens entscheidend eingewirkt zu haben, indem sie, die Fähigkeiten des erwachenden Verstandes richtig würdigend, auf Weckung und Läuterung des Selbstgefühls hinwirkte, welches ihm durchs ganze Leben in aller Thätigkeit, des Jünglings hohen Eifer, des Mannes Tugend und Fehler bedingte. Er ward bald zur Schule nach Wakefield gebracht. Hier zeichnete er sich in raschen Fortschritten der Schulbildung aus. Im Jahr 1676 ward er, 15 J. alt, in das St. John's College zu Cambridge aufgenommen, wo er vorzüglich das Studium der Theologie betrieben und namentlich zur biblischen Exegese Vorarbeiten gefertigt zu haben scheint. Er ward Baccalaureus und erhielt 1683 die Stelle eines Lehrers an der Schule zu Spalding in Lincolnshire; doch verließ er bald diesen engen Beruf und begleitete, einer höhern Laufbahn zugewendet den Sohn des D. Stillingfleet zur Universität in Oxford, welche er selbst wegen Benutzung der literarischen Schätze ausgewählt hatte. Dort mag er die Bearbeitung der alten klassischen Schriftsteller liebgewonnen und die Handschriften der bodleianischen Bibliothek benutzt haben, doch erwähnt er selbst auch einer Art Hexapla, welche er während jener Zeit im 24. Jahr, um das Hebräische nicht aus den spätern Rabbinern sondern aus den alten Übersetzungen zu erlernen, gefertigt und mit einer Samlung von verschiedenen Lesarten und Ver-

Digitized by Google

besserungen des hebr. Textes verbunden hatte [1]). Im Jahr 1684 erhielt er die Würde eines Master of Arts, und ward 1689 in das Wadham's-College aufgenommen [2]). Stillingfleet, in dessen Hause er lebte, ertheilte ihm als Bischof zu Worcester, 1692 die Stelle eines Hauskapellan und eine Präbende an der Kirche. Dem Auslande ward sein Name durch Erscheinen einer kleinen kritischen Schrift (1691) auf eine so rühmliche Weise alsbald bekant, daß man in ihm den Aufgang eines neuen Glanzsterns auf dem Gebiete der philologischen Literatur verkündigte [3]). In England aber galt er vorzüglich in jener Zeit als gelehrter Theolog und Kanzelredner. Als der Ritter Robert Boyle die Stiftung zur Vertheidigung der Grundwahrheiten der natürlichen und geoffenbarten Religion gründete, ward er zum ersten Redner erwählt. Auch trat er mit großer Kraft und den Waffen eines geregelten Scharfsinns den damals giltigen atheistischen Zeitphilosophen entgegen, und bediente sich mathematischer Beweise für das Daseyn Gottes, weshalb er auch mit J. Newton in Briefwechsel trat. Seine Reden wurden von den Vorstehern und nachfolgenden Rednern des Instituts als stehende Muster betrachtet. Nachdem er 1693 oder 1694 die Aufsicht über die königlichen Bibliotheken zu St. James nach Justels Tode erhalten hatte, wendete er seine Studien, wie es scheint, ausschließlich auf alte griech. und lat. Schriftsteller und arbeitete für Ordnung und Bereicherung der Bibliothek. Die Verhältnisse des neuen Berufs führten Gelegenheit zu gelehrtern Streitigkeiten herbei, und diese gewannen bald ein so allgemeines Interesse, daß nicht blos Kritiker, sondern Gelehrte aller Art, ja Statsmänner und satyrische Dichter daran Theil nahmen; doch scheint Bentley auch unter solchem Andrange vieler Gegner und im Kampfe mit gelehrter Gemeinheit dennoch des Lebens nicht vergessen zu haben. Als er 1700 die reichlich besoldete Stelle eines Vorstehers des Dreieinigkeitscollegiums (Master of Trinity) erhalten hatten, und 1701 Archidiakonus zu Ely geworden war, heirathete er und trat in begünstigende Familienverhältnisse. Doch legte ihm der amtliche Beruf auch so vielfache zerstreuende Thätigkeit auf, daß er selbst bekante, die Lectüre der alten Schriftsteller nur zur Erheiterung betreiben zu können [4]). Sein stets reges und im Bewußtseyn eigner Kraft kräftig wirkendes Gemüth fand überall Widerspruch und Anstoß, und wenn er in selbstständigem Verfahren durchgriff, blieb Verletzung Andrer nicht aus. Daher entspann sich gegen ihn seit 1709 ein rechtlicher Streit über Verwendung der Gelder des Collegiums und willkürliche Anordnungen, so wie über Beeinträchtigung der akademischen Verfassung. Es wurden viele Streitschriften gewechselt und Bentley in seinen Verdiensten um das Collegium gegen falsche Anklagen und Verkleinerung durch ehrenswerthe Männer gerechtfertigt, so daß das Endurtheil 1713 zu Bentleys Gunsten ausfiel. Im Jahre 1716 wurde er zum Professor der Theologie an der Universität zu Cambridge ernant und gewann erhöhte Gehalte. Doch auch hier zog er schon 1717 heftigen Streit auf sich, als er bei einer übertragenen Creation einiger theologischen Doctoren außer dem gewöhnlichen Honorar noch ein Mehres verlangte und auf der Foderung hartnäckig bestand. Er ward durch den Vicekanzler seiner akademischen Würden auf eine Zeit beraubt, dann wegen Ungehorsams förmlich entsetzt. Irregeleitet durch eigenmächtiges Verfahren mochte er die Mitglieder des Collegium verletzt, allein mehr noch sein unleugbarer Ruhm den Neid aufgeregt haben. In Ruhe verbrachte er fünf Jahre, als er nach einer Vorstellung seines Rechts bei dem König 1728 in seine Würden wieder eingesetzt und für erlittene Beeinträchtigung entschädigt wurde. Was später ihn aufs Neue in beunruhigende Thätigkeit versetzte, war das Unternehmen einer nach verglichenen Handschriften verfaßten Ausgabe des Neuen Testaments, gegen welches als Gegner Conyers Middleton, Zach. Pierce und A. auftraten und durch scheelsüchtige Verkleinerung es vereitelten. Seit dieser Zeit kehrte er nicht wieder zu theologischen Studien zurück, sondern beschäftigte sich in behaglicher Ruhe mit römischen Dichtern und mit Homer. Sein Umgang blieb auf wenige Freunde beschränkt, doch erhielt sich ihm die allgemeine Verehrung seines hohen Werthes und erwarb ihm die auszeichnende Gunst der Prinzessin von Wales, Caroline, welche ihm oft den Zutritt erlaubte; wie er denn oft mit Vernachlässigung seines Lehrberufs in London verweilte. Er starb den 14. Juli 1742 im 80. Jahre und hinterließ 3 Kinder, von denen, ein Sohn, Richard, als Dichter bekant, des Vaters Nachfolger an der Bibliothek zu St. James ward. Eine einfache Inschrift benent in der Kapelle vom Trinity-College zu Cambridge seine Grabstätte.

Um Bentley's Charakter zu bezeichnen, bedarf es weniger Grundzüge; denn er gehört zu den großen Männern, deren inneres Leben leicht erkenbar vor Augen liegt, wenn die reine Grundform der selbständig gediegenen Kraft aufgefunden worden ist. Es bedarf bei ihm nirgends der Vertheidigung einzeler Schwächen (wie einige Biographen es für nöthig erachtet), weil auch diese als nothwendig aus der Einheit des Wesens hervorgingen. Der Beruf und das Leben kante in ihm keinen Andern als welchen seine kritischen Schriften bewähren; überall erschien er, auch in den Mängeln menschlicher Schwäche, bewunderungswerth und groß. Zwar wurde er im Leben viel gehaßt und misverstanden, doch schon der allgemeine Antheil, welchen man an ihm und seinen Streitigkeiten nahm, gilt als Beweis seines vorausgesetzten Werthes. Wen Swift und Pope hassen und geißeln konten, mußte ihnen überboten haben. Es waren die Gegner unversöhnlich, weil sie mit einem Nimmerweichenden zu kämpfen hatten, und ein fester Wille sich der Willkür entgegenstellte. Bentley stand ungebeugt und regte dadurch noch mehr gegen sich auf. Mochte aber immerhin der schnell im Auslande verbreitete Ruhm frühzeitig neidische Beurtheiler erweckt haben, so konte es B. nicht an liebenswürdigen Eigenschaften fehlen, welche ihm bald und fort-

1) In Proposals for printing a new Edition of the Greek Testam. p. 35. der Ausg. von 1721. 2) A. Wood in den Fastis Oxon. am Ende des 2. Buchs. 3) Grävius in der Vorrede zu Callimachus S. 633. der Ernest. Ausg. 4) Hare in s. Epistola critica gegen Bentl. Phädrus am Ende.

dauernd eine Anzahl treu verbundener Freunde und Verehrer erwarb.

Das Bildniß (vor der Ausgabe des Manilius) und die Schilderungen der Zeitgenossen lassen selbst seine äußere Gestalt einen Spiegel des innern Charakters seyn. Ein voller kräftiger Körper stimte zu der dauernden Selbständigkeit, der ofne bestimte Blick deutete auf Festigkeit der Sele, aber auch auf Behaglichkeit der Neigungen und Strenge der Leidenschaft hin, ein edler Ausdruck gewann ihm Aufmerksamkeit und Zuneigung. Unter den zu großer Freiheit vielseitiger Bethätigung entwickelten Kräften des Geistes ragt ein starker, mehr in Scharfsinn und Witz als in tiefdringender Spekulation geübter Verstand hervor. Dieser Verstand aber gab ein erhöhtes Selbstgefühl, die Richtung der Entwicklung, und erzog einen rüstigen Kämpfer in jeder Art Streit gegen Beschränktheit und Vorurtheil. Wäre dies Gefühl zu einer beschaulichen Ruhe gelangt und hätte es sich unbefangen dem Idealen zugewendet, würde Bentley Unbeschreibliches vermocht haben; denn wahrhaft groß war er, wo er mit Selbstverleugnung sich der unmittelbaren Ansprache der Wahrheit hingab und für dieselbe stritt, nicht für eine Ansicht oder Meinung. Allein Bentley's Verstand kann ein leidenschaftlicher heißen, sein Gefühl ein selten unbefangenes. So ward sein Urtheil alsbald zur besonderen Meinung, und der Entscheidung diente eine vielfach gewandte Kunst, bei welcher der lebendigste Scharfsinn und Witz den Gedanken zu dem einmal gesteckten Ziele auf irgend einem Wege durchführte. Das Gemüth ward dabei nur zu leicht in Anspruch genommen. Es besaß Bentley einen nicht vergleichbaren Reichthum von Kentnissen und war im Besitz des Wissens alter und neuer Zeit. Wo er sie für Resultate geschichtlicher Art mit Freiheit der Umsicht ordnet, gleicht ihm Keiner. Feinsinnig gelingt die Combination; treffend ist die Schlußfolge. So in den Untersuchungen über die Echtheit der Briefe von Phalaris und A. Wo aber das unbefangene Gefühl erfoderlich war, in ruhiger Auffassung Wahrheit und Schönheit zu ergreifen, um ein unmittelbares Urtheil ohne Voraussetzung zu Stande zu bringen, da gebrach es ihm an Ruhe, und leicht ward der Übergang zu einem Überbieten des absichtlichen Verstandes. Auch das Subtile und Kleinliche ward dann nicht von ihm verschmäht, ja bisweilen die Wahrheit der Thatsachen verleugnet. So in der kritischen Behandlung der römischen Dichter, wie in der Verbesserung von Milton's verl. Paradiese. In der höheren Kritik historischer Art leistete er am meisten, und würde in Erklärung der prosaischen Schriftsteller glücklich gewesen seyn, wenn er vermocht hätte den fremden Gedanken mit ruhiger Forschung bis in dessen Elemente zu verfolgen. Allein eine bewegliche Einbildungskraft zog ihn zur Dichterwelt, und diese mit bloßem Scharfsinn zu behandeln war gefährlich. Er konte nicht seiner selbst so ganz vergessen, um dem Gefühl eines Andern sich anzuschmiegen, und die Selbständigkeit seiner ganzen Denweise hob jene Congenialität auf, ohne welche ein fremdes Geisteswerk nimmer ganz erfaßt werden kann. Sein Selbst nahm an dem Urtheile unbewußt Antheil und modificirte dasselbe. Am leichtesten und freisten bewegte sich sein Geist in dem, was die Divinationsgabe allein in Anspruch nahm und wo er nach Willkür zu wählen vermochte. So lag auch das vollständigste Bekentniß in der Antwort an seine Tochter, welche einst beklagte, daß er Zeit und Talent einzig auf die Kritik fremder Werke verwendet und eigne Produkte nicht geliefert habe. „Er fühle selbst, sagte er, daß er seine natürlichen Talente wol besser habe anwenden können; indessen habe er früher zur Ehre Gottes Einiges gethan, dann habe ihn der Genius des heidnischen Alterthums angezogen und in der Verzweiflung sie in ihrer Höhe zu erreichen, sey er ihnen auf die Schultern gestiegen um so über ihre Köpfe wegzusehen." So blieb in allen seinen Werken das Gefühl eigener Gediegenheit, der versteckte Mittelpunkt, von welchem aus er die Sache so darstellte, wie er nach eigner Bestimmung sie ansah und mit Gründen voraussetzte; was weniger das fremde Interesse für sich gewinnen würde, wenn hiebei nicht überall ein Großartiges kund würde und die Gewandtheit, mit welcher er die Waffen des Scharfsinns jeder Art führte, nicht unbedingte Bewunderung erwürbe. Daß ihm das Edle und Große verwandt war, zeigte er in seinen Streitigkeiten, in denen er nur würdiger Kunst sich bediente, und darauf ausging, den Gegner zum Schweigen, aber nicht zu Schaden zu bringen. Nur ein Mal vermochte er gegen Middleton nicht der Leidenschaft zu entgehen. Wo er irrt, belehrt er dennoch; denn in seinem Irrthum ist strenge Methode; er verarbeitet gewöhnlich einen reichen Stoff von Kentnissen, welcher an sich schon seine Giltigkeit auch außer der aufgestellten Meinung bewährt. Protestant war er nicht allein als er gegen die papistische Partei auftrat, sondern immer, auch als Kritiker alter Schriftsteller. Nach seines Enkels Cumberlands Schilderung erschien er im Leben zartfühlend und gemüthlich, ja weich und zugleich streng, gebieterisch und stolz, je nachdem er frei von fremder Berührung stand oder seine Kraft vergleichend maß. Gegen Untergebene und Näherverbundene trat er mit so entschiedenem Urtheil auf, daß er dem Schwachen furchtbar ward, den Halbkräftigen zum Widerstand reizte. Gesellige Tugend mag er in dem engern Kreise seiner Familie geübt haben und seine durch Achtung erworbnen Freunde bezeugten stets seine Treue und Redlichkeit; doch Bescheidenheit wie die Welt sie gegen Jedermann fodert, übte er nicht, daher nicht Anmaßung gewöhnlicher Art, wol aber ein gegen Unwürdigkeit trotzendes und auf Anerkennung dringendes Selbstgefühl ihm eine so große Zahl Gegner aufrief.

Seine Studien waren von Theologie und biblischer Sprachkunde ausgegangen, doch wendete er sich bald entschieden dem klassischen Alterthume zu. Seine erste Schrift war ein Brief an John Mill über einige Stellen in dem griech. Geschichtschreiber Johann Malala, welcher der von Chilmead verfaßten Ausgabe (Oxf. 1691) angehängt wurde. Durch diese erste Probeschrift erwarb er sich alsbald die Achtung der Philologen im Auslande; denn die eingestreuten Verbesserungen griech. Schriftsteller verriethen Scharfsinn und Belesenheit. Seit 1694 und früher beschäftigte er sich mit Bearbeitung des Philostratus, des Manilius, des Hesychius, und sammelte die Fragmente griechischer Dichter. Doch ließ er von diesen Studien nur einige Proben über Hesychius bekant werden. Anmerkungen zu Callimachus Epigrammen und

Hymnen erschienen in Grävius Ausgabe 1697. Man vgl. die Vorrede von Grävius S. 633. der Ernest. Ausgabe. — Der Streit über die Echtheit der Briefe des Phalaris führte ihn auf tiefe Forschung der Literaturgeschichte und Kritik. Eine persönliche Beleidigung gab der Polemik Stacheln [5]), doch bewährte sich auch vielfach die selbständige freie Forschung, wie in den Untersuchungen zur Geschichte der griechischen Komödie und Tragödie. Während des mühseligen und geisttödtenden Berufsgeschäftes konte Bentley nur mit Einzelnen sich befassen, und theilte daher den Herausgebern alter Schriftsteller, wie eben sie ihn dazu aufforderten, gelegentlich Bemerkungen mit. So an Hemsterhuis 1708 Verbesserungen in den Bruchstücken griechischer Komiker, welche so geistreich und glücklich waren, daß Hemsterhuis nach solchen Mustern sich geraume Zeit nicht getraute seine kritischen Versuche fortzusetzen [6]). Davies machte Anmerkungen zu Cicero's Tusculan. Quaest. in der zweiten Ausgabe 1709 bekant, in welchen namentlich die metrische Herstellung der eingestreuten Verse den Kenner der Metrik bezeugten, wenn auch im Übrigen Cicero's eigenthümlicher Styl weniger berücksichtigt ward. Anmerkungen zu Aristophanes Plutus und Wolken ließ Küster seiner Ausgabe 1710 zur Zierde gereichen. Gegen Clericus (le Clerc) trat B. als Gegner einer sich brüstenden Unwissenheit mit Heftigkeit unter dem Namen Philelutherus Lipsiensis auf, in der von Burmann herausgegebenen Schrift: Emendationes in Menandri et Philemonis reliquias ex nupera editione le Clerici. Trai. ad Rh. 1710 und Cantabr. 1714 [7]). — Die Ausgabe des Horatius erschien nach lang aufgehaltenem Drucke 1711 und begründete in der Kritik und lateinischen Sprachforschung eine neue Periode, indem alle Vorurtheile über Echtheit und Erklärung des vielgelesenen Dichters erschüttert wurden. Genaue Kentniß des Schriftstellers, feine Beobachtung des Kunstreichen, dialektische Beweisführung und treffender Scharfsinn stellten hier Muster der möglichen Leistung auf, wenn auch der Verstand oftmals vorschnell entschied, das Gefühl nicht der dichterischen Begeisterung folgte, sondern von kühner Subtilität irre geleitet wurde. Gegenschriften verfaßten Rich. Johnson und Cunningham, außer minder Würdigen, wurden aber von Bentley nicht weiter beachtet [8]); nur wenige Nachträge zur Ausgabe selbst fanden sich in den hinterlassenen Papieren [9]). Als 1724 Hare eine nach metrischen Grundsätzen verbesserte Ausgabe des Terentius erscheinen ließ, glaubte Bentley diesen seinen bis dahin ihm treu ergebenen Freund dem er aber durch irgend eine Ursache plötzlich entfremdet worden war, auf Eingriffen in fremdes Gebiet zu finden und stellte demselben 1726 eine eiligst besorgte, wenn auch lange vorbereitete [10]) eigne Ausgabe des Komikers entgegen. Sie enthielt zugleich den Phädrus und Syrus, und eine selbständige von den engen und falschen Regeln der Grammatiker freie Behandlung der Metrik. Ohne auf eine philosophische Begründung einzugehen oder die musikalischen Grundgesetze zu berücksichtigen, fühlte B. gleichsam hier das Wahre heraus, und gab der sehr vernachlässigten Lehre neues Licht und Leben, erwarb sich das höchste Verdienst, an welches Hermann in neuer Zeit das seinige anschloß. Die übrige Behandlung des Textes, obgleich gute kritische Hilfsmittel auch schätzbare Verbesserungen gewährten, enthält vieles Gewagte und Übereilte, so daß mehr die Neigung für abweichende Meinung und Umänderung des bisher Giltigen, mehr das freie Spiel des Scharfsinns als Gründlichkeit der Sprachforschung und besonnenes Gefühl für Wahrheit kund wird. Noch hatte Bentley eine Ausgabe vom Lucanus verheißen, doch fand man nach seinem Tode nur Bemerkungen zu den ersten drei Büchern, welche s. Enkel Rich. Cumberland herausgab. Auch hier gewähren geniale Einfälle und gewagte Behauptungen reichen Stoff für sorgfältige Prüfung [11]). Durch seines Bruders Sohn Richard B. ließ er 1739 den Manilius, welchen er frühzeitig behandelt hatte [12]), erscheinen, und zeigte damit, wie viel bloße Conjecturalkritik, jedoch ohne entschiedenen Gewinn für den behandelten Schriftsteller, wagen könne. Er überbot sich hier selbst zu eignem Nachtheil, denn statt des Dichters Gedanken im vollen Umfang und innerer Bedingung zu durchdringen, spielt oft der Scharfsinn nur mit Worten und deren möglichen Veränderung. Dieses Verfahren mußte am meisten bei Homer mißlingen, wie die durch Heyne bekant gewordenen Vorschläge zur Verbesserung bezeugen. Die Lectüre der Alten betrieb Bentley stets mit bessernder Hand, daher seine Handexemplare, welche im britischen Museum bewahrt werden, viele beigeschriebene Conjecturen und sonstige Bemerkungen enthalten. Der Ausarbeitung seiner Schriften selbst widmete er wenige Zeit, und fast in jeder spricht er von Eile der Arbeit und von extemporirten Gedanken [13]).

5) Zuerst erschien *Wotton's* Reflexions upon ancient and modern learning with a Dissertation upon the Epistles of Phalaris Themistocles, Socrates, Euripides and Aesop's Fables by Dr. Bentley. Lond. 1697. Die Gegenschrift: Dr. *Bentley's* dissertation on the Epistles of Phalaris and the Fables of Aesop examin'd by Charl. Boyle. Lond. 1698, darauf zweite Bearbeitung: a Dissertation upon the Epistles of Phalaris with an answer to the Objections of the hon. Charles Boyle Esq. by Rich. Bentley. L. 1699. Gegenschriften von Wbately, Milner, Friend, Dodwell und Ungenanten verzeichnete Wolf in der unten angef. Schrift S. 12. f. 6) Sie erschienen in Ruhnkens Elogium Hemsterhusii, in der zweiten Ausgabe 1789. 7) Dagegen erschien: Infamia emendationum in Menandri reliquias nuper editarum auct. Philel. Lips. Lugd. B. 1710. *Philargyrii* Cantabrigiensis (Pauw) emendationes, ubi quaedam Grotii et aliorum, plurima vero Philel. Lips. errata castigantur cum Praef. Jo. Clerici. Amstelod. 1711. 8) Aristarchus Anti-Bentleianus autore Rich. Johnson. Nottingh. 1717. *Alex. Cunninghamii* Animadversiones in Rich. Bentleii notas et emendationes ad Q. Horat. T. I. Hagae Com. 1721. Odes and Epodes of Horace in Latin and English, with an translation of Dr. Bentley's notes Lond. 1712. 9) Abgedruckt in Museum Critic. Cantabrig. N. 11. Oct. 1813. p. 194. 10) Hare in s. Epistola critica über den Phädrus S. 92. der Burmann. Ausg. sagt: in Terentio, opere per triginta fere annos promisso, sed iam tandem festinantius ut evenit deproperato etc. 11) Die Ausgabe erschien Strawberry-Hill 1760. 4. und in neuen Abdrücken Glasgow 1816. und mit reichen Zusätzen durch *C. F. Weber*, Lips. 1821. II Vol. 12) S. Vorrede zur Dissertation upon the Epistles of Phalaris. Preface p. LXII. 13) Ein Verzeichniß derselben findet sich in Class. Journ. 1812. N. X. for June. p. 432. Bemerkungen zu Lucretius wurden bekant durch Wakefield in dessen Ausgabe von 1813. zu Silius Italicus in Class. Journ. N. VI. Jan. 1811. p. 381. zu Persius N. XXXV. Sept.

Digitized by Google

Sein Beruf hatte Bentley auf das Studium der Theologie verwiesen, doch beweist die vielfach erhobne Klage Andrer über Vernachlässigung der theologischen Vorträge, daß das Interesse dafür ihm in spätern Jahren geschwunden war. Im Beginn seiner Laufbahn war er als Kanzelredner berühmt geworden, und seine im Boyles Institut gehaltnen Reden galten als Muster. Sie erschienen als: A Confutation of Atheism, or eight Sermons preached at Boyle's Lectures. Lond. 1694. und dann oftmals wieder und in Übersetzungen [14]). Gegen den Freigeist Anton Collins sprach er mit mehren als Vertheidiger des alten Glaubens, und entschied durch die Gewandtheit seines Scharfsinnes und die Feinheit des Witzes in dem für seine Zeit bedeutsamen Kampfe auf immer [15]). Bis in späte Zeit beschäftigte ihn eine kritische Bearbeitung des Neuen Testaments. Er gedachte einen nach Handschriften revidirten Text zu geben, und kündigte die Erscheinung des Werkes durch eine Probe an; doch trat Middleton als Widersacher des Unternehmens hervor und vereitelte es. Es erschien eine Menge Streitschriften, welche mehr der Leidenschaft als dem wissenschaftlichen Eifer dienten [16]). Auf fremde Veranlassung besorgte er 1732 eine Ausgabe von Miltons verlornem Paradiese, welches er gleich einem alten Klassiker kritisch behandelte und durch spitzfündige Verbesserungsvorschläge sich den Tadel von Pope und Andern zuzog [17]), obgleich seine Bemerkungen, reich an Sprachbeobachtungen und Vergleichung mit den Alten, in Hinsicht auf Gelehrsamkeit und Urtheil der Beachtung werth sind. Als Dichter gab er selbst nur ein Gedicht in der Collection of Poems by Dodsley Vol. VI. p. 188. [18]). Seine hinterlassenen Papiere befinden sich theils in dem britischen Museum zu London theils in der Bibliothek der Universität zu Cambridge. Eine Samlung von Briefen gab Charles Burney 1807 zu London heraus [19]) (*Hand.*)

BENTSCHEN, Besnchen, Benczin (polnisch Zbonszyn), adelige Stadt im meseritzer Kr. des Reg. Bez. Posen, am Einflusse der Obra in die Warthe, mit 940 Einw., unter denen sich an 200 Juden befinden, mit einem Schlosse und einer Poststwärterei. Außer Brauerei und Brantweinbrennerei findet man hier auch Kattun- und Tuchweberei. (*H.*)

BENTZUR oder BENZUR (Joseph), Rektor an den evang. Lyceen zu Käsmark und Presburg, zuletzt Senator zu Presburg, gestorben im September 1784, ein gründlicher ungrischer Geschichtforscher und Publicist. Er war geboren zu Jeszenova in der Arver Gespanschaft den 28. Febr. 1728. hatte auf den teutschen Universitäten zu Jena und Halle studirt und empfahl sich nach seiner Rückkehr ins Vaterland bei dem Hofe und bei dem gelehrten Publikum durch eine publicistische Schrift gegen die preußischen Ansprüche auf Schlesien. Im J. 1755 wurde er als Rektor an dem evang. Lyceum zu Käsmark angestellt. Der Ruf von seiner großen Gelehrsamkeit verschafte ihm nach dem Tode des berühmten Tomka Szászky 1760 den Ruf als Rektor nach Presburg, doch kehrte er theils wegen Familienverhältnisse, theils um mehr Zeit auf historische Arbeiten zu verwenden, 1771 als Rektor nach Käsmark zurück. Er hatte indeß noch einige Werke im Druck herausgegeben, die ihm großen Ruhm brachten. Von der Königin Maria Theresia erhielt er eine goldene Dose mit 100 Dukaten. Zu Anfang des J. 1776 erhielt er die Würde eines Rathsherrn in Presburg, Kaiser Joseph II. ernante ihn 1784 zum Vice-Registrator bei der königl. ungrischen Hofkammer, und als solche von Presburg nach Ofen versetzt wurde, und er eben das Archiv in Ordnung bringen wollte, erhielt er den Ruf als k. k. Bibliothekar in Wien. Allein noch im September desselben Jahres endigte ein Schlagfluß sein Leben *). (*Rumy.*)

1818, zu Ovidius N. XXXVII. March. 1819. p. 168. Der verbesserte Text des Nikander in Mus. crit. N. III. und IV. 1814. 14) Lateinisch von D. E. Jablonski Berlin 1696. Teutsch von E. M. Seidel Hambg. 1715. 15) Remarks upon a late Discourse of Freethinkings in a Letter to F. H (Hare) by Philelutherus Lipsiensis. 1713. 8. 16) Man findet sie verzeichnet bei Wolf S. 46. f. 17) *Pearce's* Review of the text of Miltons Paradise lost. Lond. 1733. *Milton* restor'd and Bentley depos'd. Lond. 1732. A friendly Letter to Dr. Bentley occasioned by his new Edition of Parad. lost. Oxon. 18) Auch in *Sam. Johnson's* Prefaces biograph. and critical to the Works of the English Poets. Lond. 1779. Vol. I. p. 97. 19) *Rich. Bentleji* et doctorum virorum Epistolae, partim mutuae. Lond. 1807. 4. — Über Bentley's Leben und Schriften verbreiten sich: Memoirs of Rich. Cumberland, written by himself. Lond. 1806. Biographical and literary Anecdotes of Will. Bowyer — by John Nichols. Lond. 1782. Bamberger's biographische und literar. Anekdoten. 2. Bd. S. 276. Biographia Brit. Vol. II. p. 734. nach der 2. Ausgabe von Kippis p. 224. f. Daraus in der teutschen Bearbeitung des Niceron Th. IV. p. 391. *Fower's* British Biography Vol. VII. The Classical Journal N. X. 1812. p. 276. Herder in Adrastea 5. Bd. Richard Bentley von F. A. Wolf in den literar. Analecten 1816. N. I. p. 1. f. Zusätze II. p. 493. *Hermanni* Dissert. de R. Bentleio eiusque editione Terentii Lips. (1819.)

*) Seine im Druck erschienenen Schriften sind: 1) Praetensio Brandenburgica electoralis in Carnoviensem, Lignicensem, Brigensem et Woblaviensem, quatuor Silesiae Principatus adnexasque iisdem Dynastias se ipsam evertens. s. l. (Wien) 1758. 4. — 2) Ungaria semper libera suique juris et nunquam vel principi vel genti alicui externae obnoxia, quod ex genuinis literarum monumentis eruere, et quae in contrarium adducuntur, examinare confutareque studuit J. B. ib. 1764. 4. — 3) Compendium Hungariae geographicum ad exemplar notitiae Hungariae novae historico-geographicae Matthiae Belii, cum sua praefatione et quibusdam additionibus. Pressb. 1768. 8. (Ist noch in vielen ungrischen Schulen als Compendium vorgeschrieben). — 4) Commentatio juridico-critica de haereditario jure Sereniss. Domus Austriacae in Apostolicum Regnum Hungariae, de jure eligendi regem, quod ordinibus regni quondam competebat, de corregente, rege juniore et ducibus regiis, quos olim Hungaria habebat. Wien. 1771. 8. (Wurde von B. unter dem angenommenen Namen Eusebius Verinus herausgegeben). — 5) Jurium Hungariae in Russiam minorem et Podoliam Bohemiaeque in Oszvicensem et Zatoriensem Ducatum praevia explicatio. Cum documentis num. XVII. Wien. 1772. 4. (auch Teutsch). — 6) Schreiben an einen Freund, darin einige Zweifel wider die Echtheit der Stiftungsurkunde, welche der heilige Stephan, König von Ungarn dem Benediktiner-Kloster des heiligen Martin 1001 ertheilt haben soll, den Gelehrten zur Prüfung vorgelegt werden. Wien 1779. 8. (Diese kleine freimüthige Schrift erregte in Ungern einen diplomatischen Krieg, indem katholische Schriftsteller die Echtheit der angefochtnen Urkunde zu vertheidigen suchten, und legte den Grund zur kritischen Diplomatik Ungerns). — 7) Notulae in Agamantis Palladii (angenommener Name des Bischofs, Grafen Batthyáni) ad dubia Anonymi adversus privilegium S. Stephani Abbatiae S. Martini de Monte Pannoniae 1001 concessum proposita. ib. 1780. 8. — 8) Anim-

Digitized by Google

BENVENUTI, Carlo, Jesuit, als Mathematiker und Physiker nicht unrühmlich bekant, wurde zu Livorno im J. 1716 geboren. Zuerst machte er sich bekant durch eine Übersetzung von Clairaut's Geometrie (Rom 1751. 8.), und gab in einem Jahre heraus seine **Synopsis physicae generalis** 1754. 4. und **de lumine dissertatio physica** *), wovon der berühmte Boscowich den Schluß geschrieben hat, weil der Verf. durch Krankheit daran verhindert wurde. Im J. 1772 erschienen zu Rom **Riflessioni sul Gesuitismo**, wogegen er herausgab **Irreflessioni sul Gesuitismo**. Wegen dieser Schrift sah er sich genöthigt, Rom zu verlassen, und ging nach Warschau, wo er bei dem König Stanislas eine gute Aufnahme fand, und im J. 1789 starb. (*H.*)

BÉNY, zwei ungrische Dörfer in der graner Gespanschf. in N.-Ungern im Kr. diesseit der Donau, parkónyer Bezirk, neben einander liegend, an der Gran, Nagy (Groß-) und Kis (Klein-) Bény, dem Grafen Pálfy gehörig, mit kathol. Einwohnern und Weinbau, merkwürdig wegen der großen türkischen Schanzen, die hier zu sehen sind. (*Rumy.*)

BÉNYE, zwei ungrische Ortschaften in der zemplíner Gespanschaft in O.-Ungern, im Kr. diesseit der Theiß, 1) **Erdö Bényе**, in den tokayer Bezirk, ein verschiednen Herrschaften gehöriger Marktfl., mit einer kathol. Pfarre und kathol. und einigen reformirten Einwohnern, einem guten Weingebirg, 950 Jochen Ackerland. Man findet hier Carniole, Topase und Versteinerungen. Einwohnerzahl (nach dem kaschauer Diöcesan-Kalender): 948 Katholiken. 2) **Legyes Benye**, gleichfalls in dem tokayer Bezirk, mehren Herrschaften gehörig, mit einer reform. Kirche und reformirten Einwohnern, und Weinbau. Den Namen Bény führen auch einige siebenbürgische Dörfer, die mit den ungrischen Ortschaften nicht zu verwechseln sind. (*Rumy.*)

Benyowski, s. **Benjowski**.

BENZEL (Benzelius), ein schwedisches Geschlecht, aus dem eine ehrenwerthe Reihe gelehrter Männer hervorgegangen ist. Dieses Geschlecht erhielt seinen Namen von dem kleinen Dorfe Benzeby in Westgothland, und als es sich durch seine Verdienste den Adel erworben hatte, wurde der Name Benzel in Benzelstjerna verwandelt. In dem genanten Dorfe wurde, als der erste dieses Namens, der sich aus der Dunkelheit erhob, Erik oder Erich (Ericus Benzelius) 1642 geboren. Da sein Vater wegen Armuth auf die Erziehung des fähigen Sohnes wenig verwenden konte, so sandte er ihn zu seinem Bruder Olai Benzel nach Upsal, der ihn daselbst Theologie studiren ließ. Als er den akademischen Kursus vollendet hatte, nahm ihn der königliche Kanzler, Graf de la Gardie, zum Lehrer seiner Söhne an. Er machte mit denselben eine Reise durch Dänemark, Teutschland, Frankreich, England und Holland, und war bereits im Begriff nach Italien zu gehen, als ihm 1665 in Upsal das öffentliche Lehramt der Geschichte und Moral, und im folgenden Jahre der theologische Lehrstuhl übergeben wurde. Im Jahr 1675 wurde er Doktor der Theologie, zwei Jahre darauf erhob ihn Karl XI. zum Bischof von Strengnäs, 1700 wurde er Erzbischof von Upsal, und am 17. Febr. 1709 erfolgte sein Tod. Er unterrichtete Karln XII. in der Religion, und genoß zeitlebens die besondre Gunst dieses kriegerischen Monarchen. Man hat von ihm ein **Breviarium historiae ecclesiasticae Vet. et Nov. Test. Upsaliae. Ed. III. 1717. 12.**, mehre Dissertationen über Gegenstände der Theologie und Kirchengeschichte, und eine lateinische, mit Anmerkungen versehene Übersetzung verschiedener Homilien des heiligen Chrysostomus, die er aus den Manuscripten der Oxforder Bibliothek entlehnt hatte. Unter seiner Aufsicht erschien die Ausgabe der schwedischen Bibelübersetzung, die Karl XII. 1703 drucken ließ, und die in Schweden noch den Namen dieses Königs führt. Die Übersetzung war mit der vorher üblichen meistens gleichlautend, und man mußte Abänderungen einer spätern Zeit überlassen, weil die schwedischen Theologen im Anfange des 18. Jahrh. sich über die Erklärung mehrer schweren Stellen nicht vereinigen konten. Eine neue, den Erwartungen des Publikums entsprechende, Übersetzung wurde erst unter der Regirung Gustavs III. begonnen. Der Erzbischof Benzel war zwei Mal verheirathet, und hatte von seiner ersten Gemalin 13 Kinder, unter denen 3 Söhne Erzbischöfe von Upsal waren, und überhaupt folgende fünf den Ruhm des väterlichen Namens bis auf unsre Tage fortpflanzten [1]):

1) Benzel (Erich), der jüngere, geb. zu Upsal den 27. Jan. 1675. Sein Vater ließ ihn, nach Vollendung der akademischen Studien, von 1697 — 1700 eine ausländische gelehrte Reise machen, auf der er viele teutsche Hochschulen besuchte, und in Holland und England mit den berühmtesten Gelehrten in Verbindung kam. Als er ins Vaterland zurückgekehrt war, wurde er 1702 zu Upsal Bibliothekar, 1719 Doktor und 1723 Professor der

advers. in P. Chrysostomi Novák vindiciae Diplomatis Stephanei ib. 1780. 8. — 9) Was hat der Regent für ein Recht über päpstliche Bullen? näher beantwortet und aus dem ungerischen Stats- und Kirchenrechte erläutert. Wien 1782. 8. (Sehr gründlich und treffend). — 10) Kann ein apostolischer König die ungerische Klerisei in Ansehung der Kirchengüter reguliren, ohne die ihr zukommenden adeligen Rechte und Freiheiten zu schwächen? Frankf. u. Lpz. 1784. 8. (Eine treffende Apologie der Reformen Josephs II. in Betreff der ungrischen Klerisei). — 11) De dominio eminenti Apostolici Regis Hungariae et juribus cum eo connexis. Frankf. u. Lpz. 1784. 8. — Auch sind in der Handschrift viele seiner Werke vorhanden, besonders seine sorgfältig ausgearbeiteten lateinischen Vorlesungen, von welchen einige noch jetzt den Druck verdienten, z. B. seine Geschichte von Ungern, sein Jus publicum Regni Hungariae, sein Jus ecclesiasticum Protestantium in Hungaria. Seine Biographie steht in *Horányi* Memoria Hungarorum scriptis editis clarorum T. p. 276. ff. und dessen Nova Memoria Hungarorum etc. p. 403. ff. und in Christian Genersich's Merkwürdigkeiten der königl. Freistadt Käsmark, 2. Theil (Leutschau 1804).

*) Nicht zu verwechseln mit der Diss. physica de lumine Wien 1761. 4. von Benvenuti. Dieser hieß Joseph, und war Arzt, geb. im Luccheſischen 1728, und ist Verfasser mehrer medizinischen Schriften.

1) Von dem ältern Benzel siehe: *Joh. ESbergii* Lilia in tumulum et monumentum Erici Benzelii, sive ortus in ejus obitum; abgedr. in *Chr. Nettelbladt* Memor. viror. in Suecia eruditissimor. redivivа. Semidecade IV. p. 19. sq. Rost. et Lips. 1731. 8. Acta erud. Lips. T. IV. suppl. p. 373. u. an. 1704. p. 341. *G. Gezelii* Forsök til et biographisk Lexikon etc. Stockh. 1778. 8. p. 65.

Theologie. Er war eine Zierde der Hochschule, an der er lehrte, und der eifrigste Beförderer der wissenschaftlichen Kultur in seinem Vaterlande. Zur Belohnung seiner ausgezeichneten Verdienste wurde er 1726 Bischof zu Gothenburg, 1731 zu Lintöping, zuletzt Erzbischof des Königreichs Schweden und Prokanzler der Akademie zu Upsal, und starb 1743. An Kentniß der gelehrten und nordischen Sprache, der Kirchen und Gelehrtengeschichte, der schwedischen Historie, besonders der Geschichte der mittlern Zeit und der schwedischen Alterthümer hatte er wenig seines gleichen [2]). Vielfache Beweise davon enthalten seine Schriften: Siclus Judaicus, sive Mosis Maimonidis tractatus de siclis capita duo latine versa, et not. illustr. Upsal. 1708. 4. Joh. Vastovii vitis aquilonita, sive vitae Sanctorum regni Sueo-Gothici, emend. et notis illustr. ib. 1708. 4. Monumenta historica vetera ecclesiae Sueo-Gothicae ex Codd. MSS. collecta et illustr. ib. 1704 — 1709. Vol. VI. 4. Margaretae abbatissae Vadstenensis chronicon de S. Brigitta, ex Codd. MSS. cum vers. lat. et not. ib. 1710. 4. Notitiae literariae, sectionis primae capita decem, quae res Judaeorum exhibent, edita dissertationibus academicis tribus. ib. 1716 4. Diarium Vax-Stenense ab ipsis monasterii initiis ad ejus destructionem, ex Cod. MS. αὐτογραφῳ, bullis ac diplomatibus auctum ac notis illustr. ib. 1721. 4. Periculum Runicum s. de origine et antiquitate runarum tentamen. ib. 1724. 8. Vitkast till Svenska Folkets historia. ib. 1725. 8. Praefatio ad Sac. Serenii dictionarium Anglo-Suethico-Latinum, qua agitur de nova, quam parat editione Ulphilae. Hamb. 1734. Diese Ausgabe des Ulphilas erschien unter dem Titel: Sacrorum evangeliorum versio gothica, ex codice argenteo emendata atque suppleta, cum interpretatione latina et annotatt. Erici Benzelii. Edid., observatt. suas adjecit, et grammaticam gothicam praemisit Ed. Lye. Oxon. 1750. 4. (S. die Nova Act. erud. a. 1754. p. 577 — 584. und Jördens Lexikon teutscher Dicht. und Prof. 5. Bd. 106. Die Ausgabe ist prachtvoll gedruckt, und in Teutschland äußerst selten). Außerdem hat man von ihm Reden, Dissertationen, Predigten in schwedischer Sprache, eine Ausgabe von Theophrasts Charakteren ꝛc. Er stiftete auch 1720 die Gesellschaft der Wissenschaften zu Upsal, die erste nordische und von der Regirung bestatigte Akademie, und war Herausgeber der Acta literaria Sueciae. Ups. 1720 — 1733. 4.; und als 1739 die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm gestiftet wurde, war er eines der ersten Mitglieder derselben. Einen vieljährigen Fleis verwendete dieser unermüdete Bischof, der auch einen sehr ausgebreiteten gelehrten Briefwechsel führte [3]), auf eine neue Ausgabe des Philo, die er aber nicht zu Stande brachte, und Mangey, der den Philo in London 1743 in 2 Bänden Fol. herausgab, und dem Benzel seine davon gemachte Übersetzung und Anmerkungen zusandte, damit sie dort unter dessen Namen gedruckt würden, hat sein Versprechen gegen ihn schlecht erfüllt. Zu der Ausgabe von Meursii opera, woran in Florenz gearbeitet ward, trug er auch bei. So viel richtige Einsicht und strenge Prüfungsmethode er übrigens in geschichtlichen Erörterungen bewies, so theilte er doch mit andern gelehrten Forschern seiner Zeit die überspanten und unhistorischen Vorstellungen über das Alter der Runen [4]). — Dieser jüngere Erich hinterließ einen Sohn, Karl Jasper Benzel, geb. den 16. Jan. 1714 zu Upsal. Er widmete sich daselbst dem geistlichen Stande, wurde 1738 Prediger und Magister, und 1742 königl. Hofprediger. Nachdem er schon früher eine ausländische gelehrte Reise gemacht hatte, verließ er 1743 sein Vaterland zum zweiten Mal, und wurde 1744 zu Helmstädt Doktor der Theologie. Im Jahr 1750 folgte er einem Rufe als Professor der Theologie nach Lund, wurde 1776 Bischof zu Strengnäs, 1786 Mitglied des Nordsternordens, und den 2. Jan. 1793 starb er zu Strengnäs. Er schrieb eine Commentatio de Joh. Duraeo pacificatore celeberrimo, maxime de actis ejus suecanis, praes. J. L. Moshemio. Helmst. 1744. 4.

II) Benzel (Lars), geb. zu Upsal den 27. März 1680. Nachdem er daselbst studirt hatte, wurde er 1700 Auscultant in dem königl. Bergkollegium, und disputirte 1703 zu Upsal de re metallica Sueo-Gothorum. Im folgenden Jahre trat er eine Reise nach Dänemark, Teutschland, Frankreich, Holland und England an, auf welcher er die Naturgeschichte überhaupt, und die Mineralogie insbesondere zum vornehmsten Gegenstand seiner Forschungen machte. Er kam 1706 nach Schweden zurück, wurde 1708 Vice-Notar im königl. Bergkollegium, und 1713 Bergmeister der Bergwerke im schwedischen Thallande. Zur Belohnung seiner Verdienste erhielt er 1719 den Adel, und führte seitdem den Namen Benzelstjerna. Eine Assessorstelle im Bergkollegium bekam er 1722, und 1744 wurde er Bergrath; 1747 erhielt er den Charakter eines Landhauptmanns, 1748 den Nordsternorden, 1751 wurde er Schatzmeister aller drei königlichen Orden, und starb den 10. Jun. 1755. Um Verbesserung der schwedischen Bergwerke hat er sich sehr verdient gemacht, und auch als Schriftsteller war er nicht unbekant. Unter andern schrieb er einen Bericht von neuen Entdeckungen verschiedener Erze und Mineralien im Reiche, welcher in den Abhandlung. der schwed. Akad. d. Wiss. Bd. 3. S. 274. ff. abgedruckt ist. Den Ruhm seines Namens pflanzten 3 Söhne fort, die bei des Vaters Tode folgende Ämter bekleideten: Lars, geb. 1719, war Professor der griechischen Sprache zu Upsal; Karl, geb. den 15. Okt. 1723, dirigirte die neuen Kupferbergwerke in Westmoorland; Friedrich, geb. den 9. März 1729,

2) Wolf nent ihn in der Dedikation zum 3. Bde. seiner Curae phil. et crit. „Doctorem Theologum inter egregios eximium — singulari doctrinae puritatis studio, candore et pietate pridem commendatissimum et Philologum de litteris veris generis cum primis elegantioribus meritissimum. 3) Von dem gedruckten Briefwechsel mit seinem Bruder Gustav, s. dessen Artikel Nr. IV.

4) Götten's gel. Europa 3. Th. 16—20. Nova Acta regiae soc. Upsaliensis. Vol. I. Ups. 1773. 4. Vol. I. p. 209. sq. Dalin's Gedächtnißrede auf ihn, aus dem Schwed. ins Teutsche übers. in den Actis hist. eccles. Vol. X. 586 — 608. Gezelii Forsok etc. l. c. Hist. Bibl. Fabric. P. V. 528. sq. Saxii Onomast. T. VI. 33. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 1. Abth. 413.

stand als Kapitän bei dem spenstischen Regimente in Stralsund [5]).

III) Benzel (Jakob), geb. zu Upsal den 25. Febr. 1683. Nachdem er die Vorlesungen auf der Hochschule seiner Vaterstadt besucht hatte, wurde er 1703 daselbst Magister, 1704 Adjunkt der philosophischen, und 1706 der theologischen Fakultät. Im folgenden Jahre trat er eine gelehrte Reise nach Dänemark, Teutschland, Frankreich und Holland an, kam 1709 in sein Vaterland zurück, und erhielt bald darauf das Präbende-Pastorat Näs unweit Upsal. Seit 1718 bekleidete er ein theologisches Lehramt zu Lund, wurde 1731 Bischof zu Gothenburg, 1744 Erzbischof des Königreichs Schweden und Großherzogthums Finnland, auch Prokanzler der Akademie zu Upsal, und starb den 14. Jun. 1747. Er schrieb (unter dem Titel: Repetitiones theologicae und Epitome repetitionum) theologische Lehrbücher, die auf königl. Befehl zum Unterricht in den Schulen, Gymnasien, und auf der Akademie zu Upsal, Lund und Abo eingeführt wurden, auch mehre Dissertationen de Palaestina; de fatis Palaestinae etc. Er hatte einen Sohn, Johann Jakob von Benzelstjerna, der 1720 geb. war, und nach geendigten Studien zu Upsal, zuerst in Greifswald die Rechte lehrte, dann aber Instruktor des Herzogs Friedrich Adolf von Ostgothland wurde. Als Bancodeputirter traf ihn das Schicksal, daß er 1766 mit allen andern Deputirten abgesetzt wurde, worauf er bald nachher starb [6]).

IV) Benzel (Gustav), geb. zu Upsal 1687. Er war erst beim Reichsarchiv, dann bei der Kanzlei angestellt, ward 1719 geadelt, 1732 königl. Bibliothekar und 1737 zugleich Censor librorum. gestorben 1746 mit dem Ruhme eines einsichtsvollen Gelehrten, trefflichen Bibliothekars und scharfsinnigen Kritikers, den von Celse virum ab eruditione et candore clarissimum, qui Benzelianae gentis decora vel aequavit vel auxit nent. Vielfache Beweise davon enthält der lange nach seinem Tode gedruckte Briefwechsel mit seinem Bruder Erich: Brefväxling emellan Aerke-Bishop Eric Benzelius den Yngre, och dess Broder, Censor librorum, Gustav Benzelstjerna; efter Originalerne utgiven af Joh. Hin. Liden. Linköping. 1791. 8. (mit dem Bildnisse des Erzbisch. Benzel). Der Inhalt dieses Briefwechsels betrift fast lauter gelehrte Sachen: neue Ausgaben wichtiger Werke, innerhalb und außerhalb Schweden, alte Urkunden und Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Nachforschungen und Erläuterungen über Werke des Alterthums über alte Geographie und Münzen, etymologische Untersuchungen aus den alten nordischen Sprachen, Nachrichten von alten oder doch seltenen Büchern und Handschriften u. dgl. Allenthalben findet man Spuren einer wahrhaft gelehrten und gründlichen Kritik [7]).

V) Benzel (Heinrich), geb. zu Strengnäs den 7. Aug. 1689. Er studirte zu Upsal die theologischen Wissenschaften, begab sich dann auf Reisen, und kam zu seinem Könige Karl XII. nach Bender in die Türkei, wo sich dieser nach der unglücklichen Schlacht bei Pultawa (1709) 5 Jahre lang aufhielt. Karl hatte damals den Entschluß gefaßt, einige Gelehrte nach Palästina reisen zu lassen, und seine Wahl fiel unter andern auf Heinr. Benzel. Dieser begab sich 1714, nachdem ihn die Tatarn gefangen genommen, aber wieder in Freiheit gesetzt hatten, nach Konstantinopel, und von da nach dem Archipelagus, Syrien, Palästina und Ägypten. Ehe er in sein Vaterland zurückkehrte, besuchte er Italien, Teutschland und Holland, unermüdet im Streben nach Erweiterung seiner Einsichten, daher er z. B. längere Zeit in Altdorf verweilte, und daselbst Vorlesungen besuchte. Schweden ehrte und belohnte seine Verdienste. Er wurde 1719 Präpositus der Kommunität und außerordentlicher Professor der Philosophie zu Lund, 1729 Professor der morgenländischen Sprachen, 1732 Professor und bald darauf Doktor der Theologie, 1738 Dompropst zu Lund und 1740 Bischof daselbst. Als sein Bruder Jakob 1747 gestorben war, erhielt er dessen Würde als Erzbischof zu Upsal, wo er den 20. Mai 1758 starb. Das Tagebuch seiner orientalischen und europäischen Reisen wird in Upsal handschriftlich verwahrt, und ist niemals gedruckt worden; viele einzele gehaltreiche Beobachtungen und Untersuchungen, zum Theil als Resultate seiner Reisen, findet man aber in seinen (in Rom verbotenen) akademischen Dissertationen, welche unter dem Titel zusammen gedruckt wurden: Syntagma dissertationum, quibus varia theologiae, philologiae, antiquitatum et historiae capita illustrantur. Cum praef. J. E. Kappii. Francof. et Lips. 1745. 4. Sie handeln de quatuor orbis monarchiis; de peregrinationibus religiosis; de sectis ecclesiae nostri temporis; de Melchisedeco; de Bileamo; de LXX hebdom. Danielis; de numero quatern. Pasch. Christi; de classe Salomonis; de Alexandria; de censu Augusti; de Apolline loquente et muto; de Asylis; de sortibus veterum; de tabernaculo Mosis; de proselytis Judaeorum; de forma reipublicae Judaicae; de synedrio magno rabbinorum; vindiciae concilii Nicaeni etc. [8]). (*Baur.*)

BENZINGERODE, Pfarrdorf im braunschweigischen Kreisamte und Distr. Blankenburg. Es liegt am Haubache, enthält 2 Landgüter, 79 Häus. und 580 Einw., die auf 22 Kalirevieren Kalk brennen. Die Umgegend ist wegen ihrer vielen Hünensteine merkwürdig, und auf dem Struvenberge erblickt man noch Trümmer einer vormaligen Ritterfeste. (*Hassel.*)

BENZOE, Asa dulcis (chemisch, pharmacolog. und technisch). Dieses fette Harz mit einer Säure fließt aus den in den Stamm und die Äste von Styrax Benzoin Banks gemachten Einschnitten von selbst, und komt zu uns in hellbraunen, weiß und gelb gefleckten, spröden,

5) (Ranft's) neue geneal. hist. Nachr. 68. Th. 836. 6) *Gezelii* Försök etc. T. I. p. 68. Schmerfahl's Nachr. v. verst. Gel. 1. Bd. 153. 7) *Gezelii* Försök etc. — Fjerde Delen-eller Supplement. 1787. p. 30. Allgem. Lit. Ztg. 1791. Sept. No. 251.

8) *Ed. Carleson's* Amminelsetal öfw. Biskopen H. Benzelius; s. Götting. gel. Arz. 1760. Seite 410. f. Schmerfahl's Nachr. 1. Th. 70. *Gezelii* Försök etc. p. 70. Nova acta hist. eccles. 7. Bd. 823 — 844. 8. Bd. 101 — 106. Biogr. univ. T. IV.

glänzenden Massen von muschligem, fettglänzendem Bruche. Je mehre weiße, glänzende, zerbrochenen Mandelkernen ähnliche Körner sie eingemengt enthält, desto besser ist die Benzoë, und heißt dann Benzoë amygdaloides. Die braune, ungeflectte, schmuzige Benzoë in sortis ist ganz verwerflich zum Arzneigebrauch. Gute Benzoë hat ein spec. Gewicht von 1053—92, riecht, besonders beim Reiben, angenehm, und schmeckt süß gewürzhaft, stechend. Weingeist und Äther lösen sie leicht und ganz auf; ersterer bildet damit eine rothbraune, durch Wasser, Schwefel-, Salz- und Essigsäure fällbare Auflösung; der Niederschlag durch Schwefelsäure löst sich in einem Überschuß derselben wieder roth auf. Salpetersäure verwandelt sie schnell in eine pomeranzengelbe Masse, die sie in der Wärme auflöst; diese blaßgelbe, bittre Auflösung setzt beim Erkalten Krystalle von Benzoësäure ab, und enthält künstlichen Gerbestoff. Vitriolöl löst die Benzoë in der Wärme unter Sublimation von Benzoësäure auf; die anfangs dunkelrothe Auflösung gibt bei längerer Digestion nach Hatchett viel künstlichen Gerbestoff und Kohle. Ammoniumlauge löst nur wenig, siedendes Wasser, Kali und Natron mehr Benzoë mit brauner Farbe auf. Essigsäure löst sie in der Kälte auf. Angezündet brent sie mit lebhafter, dampfender Flamme, und hinterläßt Kohle. Sie sublimirt in der Schmelzhitze Benzoësäure, und trit diese an Wasser, kohlensaure Natronlauge, Kalkmilch ꝛc. ab. Mit Kali gekocht, muß gute Benzoë fast den 10. Theil ihres Gewichts Säure geben. Äther- und Fettöle wirken nicht auf sie ein. Sie enthält nach Bucholz 83,3 Benzoëharz, 1,7 dem Perubalsam ähnliche Materie, 0,5 aromatisches, in Wasser und Weingeist lösliches Princip, 12,5 Benzoësäure und 2 holzigen, unreinen Rückstand. Bei der trocknen Destillation liefern 100 Benzoë: 3,5 kohlens. und Wasserstoffgas, 5,5 saures Wasser, 9,0 Benzoësäure, 50,0 butterartiges Öl, und 22,0 Kohle.

Die Benzoë ist ein Bestandtheil der verschiednen Einbalsamirungsmittel für Leichen. — Arzneilich wendete man sie sonst zu 5 — 10 Gr. bei Brustbeschwerden, Asthma, Hysterismus innerlich, und zu Räucherungen bei Gicht, Contrakturen, Rhachitis ꝛc., so wie die Tinctura Benzoës Bor. bei Geschwüren, wie die Myrrhentinktur, und die Tinctura Benzoës compos. Bor. wol auch innerlich, zu 10 — 30 Tropfen, bei Verdauungsschwäche, Flatulenz, feblendem Monatsflusse ꝛc. an, jetzt wird sie blos noch äußerlich, wie die Myrrhentinktur ꝛc., gebraucht. — Technisch dient die einfache Benzoëtinktur, mit Wasser vermischt, wodurch sie milchig wird, und die sogenante Jungfernmilch gibt, als kosmetisches, und Waschmittel bei rauher, schuppiger, pustulöser Haut. (*Th. Schreger.*)

Benzoëblumen, s. **Benzoësäure.**

Benzoëharz, ein Bestandtheil der Benzoë, nach Bucholz, von röthlichbrauner, in Pulver röthlichweißer Farbe, durchsichtig, spröd, auf dem Bruche glänzend, von nicht ganz so angenehmen Geruch in der Wärme, wie die Benzoë. Es bildet mit Kalilauge eine gelbe Auflösung, welche abgedampft, eine braune, durchscheinende, anfangs zähe, dann leichtbrüchige Harzseife hinterläßt, die sich wenig in Wasser löst, und aus der Auflösung durch überschüssiges Kali niedergeschlagen wird. Eine dergleichen Benzoëharzseife läßt sich aus 3 Unz. Benzoëharz, 1 Unze Kali, und 1 Pfd. Alcohol nach Abziehung des Alcohols bereiten. In Weingeist und Äther ist das Harz leicht, und mit gelblichrother Farbe, aber nur $\frac{1}{4}$ davon in Terpentinöl auflöslich (s. Bucholz in Trommsdorff's Journal der Pharm. XX. 1. S. 73. ꝛc.). (*Th. Schreger.*)

Benzoënaphtha, Äther benzoicus, von Scheele entdeckt, eine farblose, schwach nach Benzoë riechende, stechend schmeckende, ölige Flüssigkeit, die etwas schwerer, und fast so flüchtig, wie Wasser ist, mit heller Flamme und Rus verbrent, und längere Zeit mit Kalilauge geschüttelt, verschwindet. Die Auflösung enthält benzoësaures Kali und Weingeist. Weingeist, mit Benzoësäure mehre Mal destillirt, erzeugt keine Naphtha, wol aber bildet sie sich nach Thenard aus 4 Weing. mit 2 Benzoësäure und 1 conc. Salzsäure bis auf $\frac{1}{4}$ Rückstand übergezogen; die Naphtha wird mit heißem Wasser und etwas Kalilauge abgewaschen. Sie löst sich nicht in kaltem, wenig in heißem, leicht in Weingeist auf, und wird daraus durch Wasser gefällt. Durch einen Überschuß von Benzoësäure wird sie gelblich, und unter 25° C. fest (vgl. **Aether**). (*Th. Schreger.*)

Benzoësäure, Acidum benzoicum (chem. und pharmacol.). Sie ward in der Benzoë schon im 16. Jahrhunderte entdeckt. Außerdem ist sie im Storax, flüssigen Storax, im sogenanten Drachenblute, im Peru- und Tolubalsam, und andern natürlichen Balsamen, in der Vanille, nach la Grange i. d. Kalmuswurzel (?), in alter Zimmet Cassia, im Zimmetöle, nach A. Vogel in der Tonka-Bohne (**Dipterix odorata Willd.**) und in den Melilotenblumen (**Trifol. caeruleum**), nach Braconnot in der **Salvia sclarea**; nach Lowitz i. d. Birkenrinde (?), im Majorandle, in der Milchzuckersäure, sowie im Harne der Pferde, Kühe, Kameele, des Rhinoceros ꝛc. (zu $\frac{1}{100}$) und in manchem Menschen-, zumal Säuglingsharne, nach Laugier auch im canadischen Bibergeil enthalten. Sie bildet sich nach Braconnot, als Thenards Fettsäure, bei der Destillation von Schmalz, Talg oder Marksett, bei der Behandlung des Talgs mit Salpetersäure. Ihre Bildung aus dem ätherischen, mit Salpetersäure behandelten Bittermandelöle ward neuerlich von Giese bestätigt. Die aus Harn gewonnene Säure läßt sich nach Vauquelin durch nochmalige Sublimation mit $\frac{1}{20}$ Benzoëpulver von ihrem eignen Harngeruch befreien. Am reinsten und ziemlich geruchlos läßt sie sich nach Suersen und Bucholz durch Digestion und Destillation aus der Benzoë mittelst gewässerten Alkohols, und nachmalige Rectification durch Kohlenpulver, oder nach Fischer durch Kochen der Auflösung mit frischgeglühtem Kohlenpulver, und nachheriges Krystallisiren darstellen. Nach Hatchett soll man das Benzoëharz in Schwefelsäure digeriren, und durch Sublimation mehr und reinere Säure gewinnen. Die durch Sublimation erhaltene enthält flüchtiges Öl, aber die auf nassem Wege bereitete wenig Öl mit vielem Extraktivstoff. Um sie von beiden möglichst zu reinigen, kann man sie entweder 3 Mal mit Kali oder Kalk verbinden, und durch Salzsäure wieder abscheiden, oder in möglichst wenig Weingeist auflösen, und durch Wasser fällen, oder

Digitized by Google

mit Salpetersäure kochen, abdampfen, wieder auflösen, und anschießen lassen, oder endlich sie, oder ihre Verbindung mit einem Kali vermittelst Kohlenstaubs behandeln. Sehr leicht zu reinigen ist jede gefärbte Benzoësäure durch vorsichtig wiederholte Sublimation.

Sie besteht aus trocknen, luftbeständigen, sehr zarten, etwas biegsamen, silberweißen, perlmutterglänzenden, langspiessigen, oder bandartigen oder blätter- und federartigen ꝛc. Kristallen von 0,667 spec. Gew. Ihr benzoëartiger Geruch läßt sich nicht ganz wegschaffen; ihr Geschmack ist mehr mild süßlich bitter, unmerklich sauer, hinterher stechend, auf der Zunge und besonders im Halse kratzend, eigen brennend. Sie löst sich in 20–24 und darüber siedenden, und etwa 2—500 kalten Wassers auf; die Auflösung röthet das Lackmus, heiß auch den Veilchensaft, und läßt beim Erkalten ⅓ der Säure wieder fallen, zu einer Masse gerinnend, die aus Nadelkristallen besteht. Auch in Kalkwasser und in der Lösung des salzsauren Kalks ist sie auflöslich, ohne beide zu trüben. Ihre weingeistige Auflösung läßt sich mit Kampher und Ätheröle, ohne Trübung vereinigen, und verbrent mit hellrother, rauchender, zuletzt funkensprühender Flamme. Auch schon für sich löst sie sich in Ätherölen auf. In der Wärme zerfließt sie wasserhell, und gerint, erkaltend, wieder zu einer oberflächlich strahligen Masse. Der Hitze immerfort ausgesetzt, verflüchtigt sie sich schnell ohne Rückstand, mit einem weißen, für Augen, Nase und Lunge sehr empfindlichen Dampfe, der, aufgefangen, theils in lockern, schneeweißen Blumen, theils weiß kristallinisch anfliegt, und nur eine Spur kohligen Rückstands, fast keine von brenzlichem Öle, und nichts von wäßrigem Dunste zeigt. Eben so schnell verfliegt sie mit den Dämpfen des sied. Wassers, und selbst mit dem Alkohol in beträchtlicher Menge (nach Bucholz). An der Flamme entzündet sie sich, verbrent ganz, und verpufft fast wie flammender Salpeter. Auf Glühkohlen verbreitet sie einen stechenden Geruch. — In starker Schwefel- und Salpetersäure löst sie sich ruhig auf, färbt jene braun, diese gelblich, und wird durch Wasserzusatz unzersetzt wieder ausgeschieden. In kalischen Flüssigkeiten ist sie leicht lösbar, und verbindet sich damit in kohlensaurem Zustande, so wie mit Kreide und Wasser vermischt, unter schwachem Aufbrausen, wird aber durch jede Säure unverändert davon getrent. Berthollet vermuthet, daß ihre Basis harzartig, oder von der Natur eines flüchtigen Öls sey. Nach Berzelius besteht sie aus 74,41 Kohlenstoff, 5,10 Wasserstoff und 20,43 Sauerstoff, wozu noch Phosphor und Kalk kommen dürften. Durch Behandlung mit Salpetersäure läßt sie sich in Essigsäure verwandeln. — Ein gutes Reagens für die freie Benzoësäure ist nach Bucholz die Auflösung des möglichst neutralen salpetersauren Queckſilberoxyduls. (*Th. Schreger.*)

Benzoesaure Salze. Die kalischen und erdigen schmecken etwas scharf und balsamisch von dem flüchtigen Öle der Säure, sind in Wasser leicht lösbar, und lassen bei der Einwirkung der Schwefel- u. übrigen Säuren, mit Ausschluß der Kohlen- u. Boraxsäure, Benzoësäure unverändert fallen, oder setzen diese oft, als einen Rahm auf die Oberfläche ab. Auch die benzoës. Metallsalze lösen sich meistens in Wasser auf, und Mineralsäuren sondern aus deren kalten concentr. Auflösung die Benzoësäure ab. Beim Erhitzen entwickeln alle benzoës. Salze theils unzersetzte, theils in Kohle, Kohlensäure und brenzliches Öl zersetzte Benzoësäure. Mit Phosphorsäure erhitzt, sublimiren sie wahrscheinlich unzersetzte Benzoësäure:

1) benzoës. Kali: a) neutrales gibt nadelförmige Kristalle, zerfließt an der Luft, löst sich in Wasser und absolutem Alkohol auf, und schießt daraus in fettähnlichen Massen an; b) saures in ähnlichen, aber luftbeständigen Kristallen, die wenig salzig, etwas süßlich schmecken, und in 10 kalten Wassers sich auflösen, sowie in siedendem Alkohol;

2) b. Natron in größern Nadeln, die weniger scharf schmecken, an der Luft zerfallen, dann schwerer in Wasser, und wenig oder gar nicht in Alkohol sich auflösen;

3) b. Lithon, eine weiße, undurchsichtige Salzmasse, die nicht zerfließt, aber sich in Wasser leicht auflöst, durch Glühen zu kohlensaurem Lithon wird, und eine sehr umfängliche Kohle zurückläßt;

4) b. Ammonium: a) neutrales kristallisirt federartig, schmeckt scharf, etwas brennend, wird an der Luft etwas feucht, ist leicht auflöslich in Weingeist, und sublimirbar; b) saures schießt federartig oder körnig an, und löst sich etwas in absolutem Alkohol auf; seine concentr. Auflös. wittert strauchartig aus;

5) b. Kalk aus 100 Säure und 40 Kalk, in glänzenden spießig federartigen Kristallen von schwachsüßlichen, hinterdrein erdigem Geschmack, die sich erst in 20 Wasser mittl. Temperatur auflösen, in der Hitze liquid werden, und etwas unzersetzte kristallin. Säure, ein brenzliches, nach Perubalsam riechendes Öl entwickeln;

6) b. Baryt in zarten, luftbeständigen Nadeln, die bitterlich stechend schmecken, und etwas schwer löslich, zumal in kaltem Wasser sind;

7) b. Strontian bildet 6seit. Tafeln, und bei Säureüberschuß aus spießigen Nadeln zusammengesetzte Sterne, die an der Luft glanzlos werden, und in sied. Wasser leichter, als in kaltem sich auflösen;

8) b. Talkerde, kleine federartige Kristalle von bitterlich-scharfem Geschmack, die etwas verwittern, und in Wasser leicht löslich sind;

9) b. Alaunerde kristallisirt schwierig, schmeckt herb, und zerfließt an der Luft.

Die Stufenfolge in der Affinität der Kalien und Erden zur Benzoësäure ist: Kalk, Baryt, Kali, Natron, Ammonium, Strontian, Talk- und Alaunerde;

10) b. Goldoxyd, luftbeständige, undeutliche Kristalle, die im Wasser schwer, und in Alkohol fast gar nicht sich auflösen, in Feuer zerstört werden und reguliniſches Gold zurück lassen. Das salzs. Gold wird nicht durch benzoës. Kali niedergeschlagen;

11) b. Platinox. in kleinen, gelben, luftbeständigen Sternkristallchen, die in Wasser schwer, und in Alkohol gar nicht auflöslich sind;

12) b. Silberox. ein weißer Niederschlag, der an der Luft sich nicht verändert, am Lichte nach und nach bräunt, nur in siedendem Wasser leicht auflöslich ist, im

Feuer zerstört wird, und das Silber metallisch zurückläßt;

13) b. Queckſilberoxydul, ein in Wasser unauflöslicher Niederschlag;

14) b. Queckſilberoxyd, ein weißes, luftbeständiges, im Wasser schwer, und in Alkohol gar nicht auflösliches Salz, welches sich im Feuer zu weißen, strahligen, federartigen Blumen sublimirt;

15) b. Bleioxyd: a) neutrales, ein leichtes, etwas in Wasser lösliches, über 100° schmelzbares kristallin. Pulver, das aus 46,49 Bleior., 49,66 Säure 3,85 Wasser besteht; b) saures in lockern, glänzenden, luftbeständigen, blättrigen weißen Kristallen, die süßlich herb schmecken, in Wasser und Alkohol sich auflösen, und in Feuer zerstört werden; c) basisches aus 74 Basis und 26 Säure;

16) b. Kupferoxyd, kleine, spießige, in Wasser schwer, und in Alkohol nicht auflösliche, an der Luft verwitternde, und in Feuer zerstörbare dunkelgrüne Kristalle von bitterm Geschmack, oder auch ein etwas auflöslicher bläulicher Niederschlag, der durch Trocknen schön grün wird;

17) b. Eisenoxyd: a) neutrales von sublimirter Benzoësäure, ein fleischfarbiger Niederschlag, der in der Hitze zu einer rothen Fettmasse schmilzt, aufschwillt, raucht, sich verkohlt, und Eisenoxydul läßt; auf nassem Wege erhalten, bildet es einen gelbbraunen Niederschlag, und verkohlt sich in Feuer, ohne zu schmelzen. Kalilauge oder kohlens. Ammon. entsäuren das Salz nur zum Theil, und lösen etwas basisches Salz roth auf; b) saures in gelben, süßlichen, verwitternden Kristallen, die in Wasser und Weingeist unter Absatz von Ocher sich auflösen; c) basisches erhielt Berzelius durch Behandlung des neutralen mit Kali. — Die Eisenoxydulsalze werden durch Benzoësäure nicht gefället. Das Eisenmetall löst sich nur schwach in derselben auf;

18) b. Zinnoxydul, ein auch in warmen Wasser schwer löslicher Niederschlag aus benzoës. Kali in salpetersaurs. Zinn, u. a. Zinnsalzen. Weder Zinnmetall, noch Oxyd wird von der Benzoës. aufgelöst;

19) b. Zinkox., dendritische Baum- oder Büschelförmige, herbsüßliche, in Wasser und Weingeist leicht lösliche, u. a. d. Luft verwitternde Kristalle. Auf Zinkmetall wirkt die B.-S. nur schwach;

20) b. Wismuthox., in kleinen, weißen, spießigen, luftbeständigen Kristallen, die bei der Lösung in Wasser und Weingeist etwas Wismuthoxyd wieder fallen lassen;

21) b. Spiesglanzox., eine weiße, blättrige, an der Luft efflorescirende, in Wasser und Alkohol leicht lösliche Salzmasse;

22) b. Arsenikox., schön federförmige, verwitternde Kristalle von saurem und etwas stechendem Geschmack, die besonders in heißem Wasser sich auflösen, und in mäßiger Hitze sublimiren, bei stärkerer sich zersetzen;

23) b. Kobaltox., in Blättern, die in Wasser auflöslich sind. — Die Kobaltsalze werden nicht durch benzoës. Kali niedergeschlagen;

24) b. Nickelox., blattrig, grün, an der Luft beschlagend, Lackmus röthend, in Wasser, und zum Theil in Weingeist löslich;

25) b. Manganoxydul, in wasserhellen, luftbeständigen, erst süß, dann herbe, zuletzt bitterlich schmeckenden Nadeln, die in der Hitze Wasser, und ein dem Zimmetöl ähnliches brenzl. Öl liefern, und in 20 kalten, in viel wenigerm heißen Wasser sich lösen;

26) b. Uranox., blaßgelb, sehr wenig in Wasser löslich;

27) b. Molybdänoxydul, ein blaues, in Wasser auflösliches Pulver;

28) b. Cereroxydul, kristallinisch pulverartig, von schneeweißer Farbe.

Die Affinität der B.-S. zu den Metallen ist auf dem nassen Wege folgende: Zink, Eisen, Mangan, Kobalt, Nickel, Blei, Zinn, Kupfer, Wismuth, Antimon, Arsenik, Queckſilber, Silber, Gold, Platin ꝛc.

Endlich verbindet sie sich auch mit Alkohol, Äther, mit Ätheröl und mit Fetten.

In ihrer arzneilichen Wirkung weicht sie, vollkommen rein, von den übrigen Pflanzensäuren nicht ab. Aber durch das ihr gewöhnlich anhängende Ätheröl wirkt sie erregend auf das Nerven- und Gefäßsystem, die Ausdünstung vermehrend, vorzüglich aber auf die Respirationsorgane. Man räth sie daher bei asthenischen Brustleiden, beim schleimigen Asthma, bei Lungenverschleimungen, bei typhösen, und in der letzten Periode der reinen Lungenentzündungen, wo viele Schwäche vorwaltet, zu 4 — 10 Gran, am besten in Pulver mit Zucker abgerieben. Bei Unterleibs- und hysterischen Beschwerden ersetzen sie wirksamere Arzneimittel. Endlich ist auch die Benzoësäure mit ihren Salzen, nach Peschier u. Berzelius, ein ausgezeichnetes Reagens auf Eisen, das sie, wenn die Auflösung gänzlich neutralisirt, verdünnt, und das Eisen möglichst vollkommen oxydirt war, vom Mangan, Nickel, Kobalt und den meisten Metallen und Erden scheidet. Nur muß man um dasselbe aus einer mehre Erden- und Metalloxyde enthaltenden Auflösung zu fällen, das überflüssig zugesetzte Benzoësalz durch Kochen mit irgend einer Säure zersetzen *). (*Th. Schreger.*)

BENZONI. Als im 13. Jahrh. in fast jeder Stadt Italiens sich ein Herrscherling aufwarf, fehlte es auch Crema nicht daran. Venturino Benzone wurde Oberherr, und seit 1258 bis 1310 hatte die Familie der Benzoni hier den größten Einfluß. Georg Benzone

*) Vgl. üb. Benzoësäure Scheele i. s. Opp. II. S. 23. — Lichtenstein i. Crell's N. Entdeck. d. Ch. IV. S. 9, und in Dessen Ausw. d. N. Entd. I. S. 319. 335. — Westrumb i. Crell's Ann. d. Ch. 1784. I. S. 340. — Herrnbstädt in Crell's Ann. d. Ch. 1785. II. S. 305. u. i. s. ph. ch. Beobacht. u. Vers. II. S. 197. — Trommsdorff in Crell's Ann. d. Ch. 1790. II. S. 303, u. in seinem Journ. d. Pharm. I. 1. S. 162. VI. 2. S. 197. XIX. 1. S. 244, u. in Dessen neuem Journ. II. 1. S. 134. ꝛc. — Bucholz in s. Taschenb. f. Scheidekünstler u. Apotheker. Weim. 1810. — Fourcroy u. Vauquelin in Scherer's a. Journ. d. Chem. II. S. 433. — v. Grotthuß in Gehlen's n. J. f. Ch. ꝛc. 1809. VIII. 3. S. 708. — Bucholz Ebendas. IX. S. 340. ꝛc. u. bei Trommsdorff XX. 2. S. 73. ꝛc. Berzelius d. Schweigger XXVII. S. 129. — Hisinger in Scherer's a. nord. Ann. der Chemie, ꝛc. II.

Digitized by Google

benutzte die Unruhen in der Lombardei, und brachte im J. 1403 die Herrschaft nochmals an sich, ward aber im J. 1421 genöthigt, die Stadt an den Mailänder Herzog Philipp Maria zu übergeben, wodurch die Unterwerfung der Lombardei unter Mailand vollendet wurde. Georg trat damals in Dienste von Venedig, und seine Familie wurde in das goldne Adelsbuch dieser Republik eingetragen. (*H.*)

BEOBACHTUNG ist die absichtlich und methodisch, auf Gegenstände der Erfahrung gerichtete Achtung (s. Acht. Bd. 1. S. 321.), zum Zweck einer vollkommenern Erkentniß solcher Gegenstände. Wie die Achtung (Achtgeben), so ist auch die Beobachtung nur auf ein sinnlich-Gegenwärtiges gerichtet, und steht auch in dieser Hinsicht entgegen der Spekulation, die zugleich über die Erfahrung hinausgeht, während die Beobachtung nur innerhalb des Kreises der Erfahrung Statt findet. Da dieser aber eine doppelte Welt umfaßt, die Außen- und Innenwelt, so kann die Beobachtung eine äußere oder eine innere seyn; man kann auch sagen Natur- od. Menschenbeobachtung. Die Veranlassung dazu ist allezeit ein für den Gegenstand, wegen gemuthmaßter Beschaffenheiten, Eigenschaften, Wirkungen oder Umstände, gefaßtes Interesse, zufolge dessen die möglich genaueste Erkentniß desselben als wichtig erscheint. Die Beobachtung setzt daher allezeit eine wenigstens vorläufige Kentniß von dem Gegenstande voraus. Erst muß man ihn wahrgenommen, dann bemerkt haben. Bemerken stamt ab von Marke, March, welches bedeutet 1) Grenze, 2) Grenzeichen, 3) Kenzeichen überhaupt, — Merkmal. Diesemnach heißt auch Bemerken 1) einen Gegenstand aus einer Menge heraus heben, isoliren, begrenzen, und 2) auf die Kenzeichen seine Sinne und Gedanken richten, um ihn daran zu erkennen. Dies gibt deutliche Vorstellungen. Haben diese ein besonderes Interesse, so entsteht Aufmerksamkeit, die, wenn sie willkürlich auf einen sinnlich gegenwärtigen Gegenstand gerichtet ist, zum Achtgeben wird. Dabei gelingt es jedoch nicht immer, daß einem nicht dies oder jenes entginge, und sobald man dies vermuthet hat, trit das Beobachten ein. Absichtlich geht man bei diesen zu Werke, und darin liegt es schon, daß es mit geschärfter, und bis zur Erreichung des Zweckes fortgesetzter, Aufmerksamkeit geschehen werde. Die Folge davon ist allezeit eine Entdeckung, nur nicht allezeit eine neue, sondern es kann auch blos Bestätigung schon gemachter seyn, wodurch man nur an größrer Gewißheit und eigner Überzeugung gewinnt. Das Aufmerken darf aber nicht dem Zufall überlassen bleiben, sondern der Beobachter muß wissen, was er erkennen wolle, und wie er zum Zweck der gewünschten Erkentniß gelangen könne; es muß mithin methodisch angestellt werden, d. h. mit Bewußtseyn der dazu erfoderlichen Regeln. Beobachten ist eine Kunst, und muß daher, wie jede Kunst, nach Regeln getrieben werden, erfodert aber auch, wie jede Kunst, ihre eignen Fähigkeiten und Fertigkeiten. Gewöhnlich nent man den Inbegrif der beim Beobachten zu befolgenden Regeln die Beobachtungskunst, und den Inbegrif der dazu nöthigen Fähigkeiten und Fertigkeiten den Beobachtungsgeist, beide jedoch nicht völlig angemessen. Jene Beobachtungskunst würde schicklicher Theorie des Beobachtens oder Anleitung zum Beobachten genant werden, und Beobachtungsgeist sollte man nur dem zuschreiben, der durch seine Anlagen von der Natur vorzugsweise zum Beobachter bestimt wurde. Daß dazu eigenthümliche Anlagen gehören, erhellet schon daraus, weil der Beobachtungsgeist und das abstrakte und spekulative Denken sich gegenseitig, wenn nicht ausschließen, doch beschränken. Da nun bei diesem Denken Verstand und Vernunft hauptsächlich in Thätigkeit sind, so folgt, daß gerade diese Seelenvermögen keine zum Beobachten wesentlichen seyn müssen, sondern vielmehr die andern. Namentlich sind ein richtiger und feiner Sinn, ein treues Gedächtniß, eine scharfe Urtheilskraft in ihren beiden Äußerungen als vergleichender Wis und unterscheidender Scharfsinn, und eine mit Leichtigkeit kombinirende Einbildungskraft wesentlich dazu vonnöthen. Ein Kopf, in welchem diese so vereinigten Seelenvermögen vorherrschend sind, ist zum Beobachten organisirt, und wird, von Natur dazu aufgelegt, bei ausharrender Geduld, die ein nothwendiges Erfoderniß ist, seine natürlichen Fähigkeiten zum Beobachten, bald zu Fertigkeiten erhöhen. Die Regeln, durch deren Befolgung er seinen Zweck sicherer erreicht, wird er bei fortgesetzter Übung bald ausfindig machen, wenn sie es noch nicht sind. Folgende dürften die wesentlichen seyn: 1) Wähle zur Beobachtung die gehörige Zeit und Umstände; 2) gehe nicht mit vorgefaßter Meinung ans Beobachten, sondern überlasse dich unbefangen den Wahrnehmungen und Eindrücken; 3) laß dir keinen für den Zweck bedeutenden Umstand entgehen, und fasse so vollständig auf als treu; 4) unterscheide aber sorgfältig zwischen dem Wesentlichen und Zufälligen, jedoch halte nichts vorschnell für zu klein und geringfügig, bis du es nicht im Zusammenhange mit allem Übrigen erwogen hast; 5) wo es möglich ist, so wiederhole die Beobachtung öfter, um dich von der Wahrheit derselben desto gewisser zu überzeugen, und 6) vergleiche die eignen Beobachtungen mit den fremden. — Was die daraus zu ziehenden Folgerungen betrift, so gehören diese nicht hieher (s. Erfahrung).

Allerdings ist jeder Mensch des Beobachtens fähig, indem keinem von Natur die dazu erfoderlichen Eigenschaften mangeln. Ungeachtet aber jeder dazu angeleitet werden, und durch fortgesetzte Übung selbst Fertigkeit darin erlangen kann; so ist doch nicht zu leugnen, daß gewisse Köpfe vorzugsweise dazu organisirt sind, während Andre, mit Vorliebe das Abstrakte und Spekulative betreibend, sowol geringe Neigung als Geschicklichkeit dazu beweisen. Diese Köpfe sind sich in Richtung und Ziel so entgegengesetzt, daß schon unter den alten Philosophen ein langer Streit entstand, der sogenante Streit über das Eine und Viele, welcher ganz derselbe ist, wie der noch jetzt dauernde zwischen denen, die sich wissenschaftlich Gebildete, und ihre Gegner, nicht ohne verächtlichen Seitenblick, Empiriker nennen. Der spekulative Platon mochte allein von dem Beobachter Demokritos nichts hören, und zwischen Platon und Aristoteles war das Verhältniß nicht viel anders, ungeachtet Aristoteles gerade der ist, der am besten zeigt, wie abstraktes und spekulatives Denken mit Beobachtungsgeiste vereinigt seyn kann. Immer aber blieb

doch wegen dieser Verschiedenheit der ursprünglichen Geistes-Organisation die Methode beider Denker verschieden, ja entgegengesetzt. Bedenkt man nun, daß sie durch eben diese Methode zu ihren entgegengesetzten Resultaten kamen; so muß man, wenn man die Wahrheit liebt, um so begieriger auf die Entscheidung werden, auf welcher Seite sie sich denn befinde. Jede unbefangene Prüfung wird zu dem Urtheil kommen, welches Garve hierüber gefällt hat in seinen Beobachtungen über die Kunst zu denken (Versuche II. 398), wo er auch der bemerkenden oder beobachtenden Methode gedenkt. „Beide Arten der Meditation, sagt er, die beobachtende und die durch Schlüsse fortschreitende, beziehen sich auf zwei verschiedene Arbeiten, die zu der Vollendung des Gebäudes der menschlichen Erkentniß gleich nothwendig sind. — — — Wenn wir daher nach Wahrheit und Billigkeit urtheilen, so besteht der Werth beider philosophischer Arbeiten sehr wol mit einander. Und da die Fähigkeiten zu beiden von der Natur oft unter verschiedene Menschen vertheilt worden sind: so ist ihre brüderliche Vereinigung desto nöthiger, wenn jede Klasse zu der möglich größten Vollkommenheit in ihrem Fache gelangen soll." Er hätte noch hinzufügen können, daß die Spekulation, welche sich von der Beobachtung trent, allezeit in Gefahr ist, in einen willkürlichen Dogmatismus zu verfallen. Wohin es aber damit kommen könne, beweist zur Gnüge der Zustand der Philosophie und Naturwissenschaften während des Mittelalters, die erst dann in einer reineren Gestalt und heilbringend für die Menschheit wieder hervortraten, als Baco von Verulam, dieser Aristoteles der neuen Welt, die Beobachtung wieder in ihre gebührenden Rechte eingesetzt hatte. In seinen Werken de interpretatione naturae und de augmentis scientiarum gab er zugleich die erste Anleitung zum Beobachten, welches seitdem zahllose Irrthümer, Vorurtheile, Täuschungen und Betrügereien verdrängt hat, in der Philosophie namentlich dadurch, daß durch immer fortgesetzte Beobachtungen über die Innenwelt des Menschen endlich eine gereinigte Psychologie aufgestellt werden konte. Durch den Eifer, welchen Astronomen, Physiker und Physiologen im Beobachten bewiesen, ward endlich auch eine neue Naturphilosophie möglich: und wenn späterhin die Spekulation sich über jene anthropologische und diese Naturphilosophie noch erhoben hat, so darf sie ja nicht vergessen, wem sie das Vorzüglichere, was sie leistet, verdankt, und mag sich wol hüten, mit den Beobachtungen in Widerspruch zu gerathen. Sie vermeide aber auch die Klippe, Beobachtungen zu Gunsten von Hypothesen zu modifiziren, oder sie unter Gesetze zu zwingen, unter die sie nicht gehören.

Eine nicht unwichtige Frage ist die, ob es dieselben Anlagen sind, welche den Naturbeobachter und den Menschenbeobachter machen? Da es jener mit der Außen-, dieser mit der Innenwelt zu thun hat; so ist in dem letzten Fall eine besondere Feinheit und Schärfe auch des inneren Sinnes erfoderlich, und zwar darum, weil alle Menschenbeobachtung mit der Selbstbeobachtung anheben muß, und ein jeder die Beobachtung Anderer eigentlich erst mit dem von ihm Abweichenden anfängt. Da ferner außer dem, was in die Sinne fällt — Gestalt, Mimik, That und Wort —, weit mehr Nicht-Sinnliches hier zu beobachten ist, und auf dieses auch die äußere Erscheinung bezogen werden muß; so wird zu dem Menschenbeobachter auf jeden Fall auch eine noch lebhaftere Einbildungskraft und ein noch höherer Grad von Kombinationsgabe erfodert. Zu der Ruhe und ausharrenden Geduld, deren auch er bedarf, muß sich aber auch Klugheit gesellen, indem ein Gegenstand beobachtet werden soll, der sich, sobald er merkt, daß er beobachtet wird, entweder der Beobachtung entziehen, oder, verstellen, wenigstens selten ganz derselbe bleiben wird. Das Talent des Menschenbeobachters ist daher eben so angeboren als das Talent des Naturbeobachters, und nur wem es angeboren ist, wird mit Leichtigkeit jeden noch so leisen Zug bemerken, und alle zerstreuten Züge in ein Ganzes vereinigen. Der Blick des einen ist aber schärfer für den äußern Menschen (Maler, Bildhauer, Schauspieler), der des andern für den innern (Dichter, Psychologen); der des Anthropologen muß für beides gleich scharf seyn, denn er soll den Menschen allseitig auffassen. Daß dies nur dann geschehen konte, wenn eine Menge einzeler Beobachtungen vorausgegangen war, bedarf keines Beweises, man müßte denn den historischen anführen, daß erst nach Homer und den Tragikern, der Psychologie Platons, der Blüthe der Bildnerkunst zu Athen und den Zergliederungen Demokrits, Aristoteles als der erste Anthropolog auftreten konte. Als solcher steht er auch in dieser Sphäre mit seiner Beobachtung der Spekulation entgegen, und dieser Gegensatz hat für die Philosophie eben so bedeutende Folgen gehabt als in der Naturwissenschaft. Wenn der willkürlichen Behauptungen und Anmaßungen aller Art, des Aberglaubens und sophistischen Truges weniger geworden ist, so verdanken wir auch dies hauptsächlich der reinen Beobachtung und einem auf sie gestützten Räisonnement. Durch die Beobachtung ist es aber hier endlich auch so weit gekommen, daß es der Spekulation immer schwerer werden wird, ihre Willkür durchzusetzen, denn dem Beobachtungsgeist ist es gelungen, des Geistes Gränzen im Erkennen zu entdecken. Innerhalb derselben hat er freilich für die Willkür noch weiten Spielraum genug, zumal wenn er Beobachtungen anstellt, oder der Beobachtungsgeist selbst sich irrt, was bei aller Vorsicht nur zu leicht möglich ist, hauptsächlich in den dunklen Regionen des Gefühls und der Einbildungskraft.

Man könte die von dem Beobachtungsgeiste gemachten Beobachtungen natürliche, und diejenigen, welche zufolge einer Theorie methodisch gemacht werden, künstliche nennen, wenn man nicht den Ausdruck künstliche Beobachtung bereits für eine solche eingeführt hätte, bei der man sich künstlicher Hilfsmittel bedient, um die wahrnehmenden Organe zu schärfen und zu verstärken, wie der Lupen, Teleskope u. a. Hiebei ist zu erinnern, daß bei der Beobachtung nie beliebige Veränderungen mit dem Gegenstande vorgenommen werden. Macht man solche damit zum Behuf der Erkentniß, so stellt man einen Versuch an (experimentirt), den man aber auch wieder beobachten muß, wenn man die gewünschte Erkentniß erlangen will. Stellt man solche Versuche mit Menschen an, indem man sie in Umstände

Digitized by Google

und Verhältnisse bringt, welche hoffen lassen, daß ihre Denkart, Gesinnung und Handlungsweise sich bestimter werde erkennen lassen, so sagt man, daß man sie auf die Probe stelle. Es versteht sich, daß man sie dabei auch beobachten muß *). (*Gruber.*)

Beooja, s. **Grenadinen.**

BEOCSIN (spr. Beotschin), serbisches Basilianer-Kloster auf dem Berge Fruschka Gora (zu den Zeiten der Römer Almus oder Alma genant) in Sirmien, in einer romantischen Gegend mit gutem Weinbau. Dem Kloster steht ein Hegumen vor. Die Zahl der Mönche beträgt nur neun. Denselben Namen führt das nahe, zur Herrschaft Komenics gehörige Gebirgsdorf im illoker Bezirk des sirmier Dist. in der sirmier Gesp. in Slavonien, mit einer griechischen nicht unirten Kirche. (*Rumy.*)

BEQUEMLICHKEIT. Bequem heißt buchstäblich: was bei oder zu uns komt, — was uns entgegen komt. Denn Kommen lautete ehedem Quemen, und noch früher Qhueman, und davon stamt Bequem ab. In diesem ursprünglichen Sinne ist auch der Ausdruck noch jetzt nicht ganz fremd. Itifall's bequeme Nymphen bei Wieland sind entgegen kommende. — Was aber uns entgegen komt, das erleichtert uns die Mühe. Daher nennen wir eine Sache bequem, sofern sie uns Mühe erleichtert, oder wenigstens keine Mühe, keine Beschwerde verursacht. Eine bequeme Treppe z. B. ist so beschaffen, daß es uns dadurch leicht gemacht wird, hinauf zu steigen, und ein bequemes Kleid macht uns wenigstens keine Mühe oder Beschwerde, wie im Gegentheil etwa ein solches, was zu enge ist, uns drückt und preßt, und die Freiheit unsrer Bewegungen hemt. Bequemlichkeit ist die Beschaffenheit einer Sache, wodurch sie uns bequem ist; so wie z. B. die Bequemlichkeit einer Treppe in derjenigen Einrichtung derselben besteht, wodurch es uns leicht gemacht wird, sie zu ersteigen. Auch wird wol die Sache selbst, welche uns bequem ist, eine Bequemlichkeit genant. Eine Kutsche, sagt Adelung, ist eine große Bequemlichkeit. — In einem besondern Sinne hat man den letztern Ausdruck gebraucht, um einen Ort im Hause anzudeuten, den der Anstand geradezu zu nennen verbietet, ob er gleich fodert, daß es in einem wohl eingerichteten Hause an einer Bequemlichkeit dieser Art nicht fehle. — Aus dieser Bedeutung nun, nach welcher Bequemlichkeit eine Beschaffenheit der Gegenstände ist, diese nämlich, daß sie uns Etwas leicht machen, ist, nach einer nicht seltenen Figur, diejenige entstanden, nach welcher Bequemlichkeit uns selbst zugeschrieben wird, und in der Neigung besteht, Alles bequem haben zu wollen; besonders, sofern diese zu stark oder übermäßig ist. Dieser Begrif ist also ein abgeleiteter, und nicht, wie Adelung es vorstellt, der Grundbegrif von Bequemlichkeit. — Aus demselben gehet aber unmittelbar hervor, daß es einen Vorwurf einschließt, wenn Jemand ein bequemer Mensch genant wird, und daß diese Neigung nicht anders als nachtheilig seyn kann. Denn, wer sie hat, der scheuet alles Unbequeme mehr, als er sollte. Das aber schadet 1) der Entwickelung seiner natürlichen Kräfte und Anlagen. Denn diese erfodert Anstrengungen, die nicht bequem seyn können, und auch nicht seyn sollen. 2) Steht es der Sittlichkeit im Wege. Denn auch Pflichterfüllung ist nicht immer bequem, und Bequemlichkeit wird daher sehr leicht zu Unterlassungssünden verleiten; deren viele, die weit härter beurtheilt werden, gewiß nur aus dieser Quelle entspringen. (*Maass.*)

BEQUET, eine Stadt am rechten Ufer des Lorenzfl. (46° 40′ Br. und 287° 56′ L.) in der britischen Prov. Untercanada, 1810 mit 421 Häus. und 2790 Einw., meistens Franzosen, die Gewerbe und etwas Handel unterhalten, sich aber übrigens von dem Landbau und der Fischerei nähren. (*Hassel.*)

Ber (in den semit. Dialekten), s. **Bir.**

BÉR. Diesen Namen führen mehre Ortschaften in Ungern. Davon ist hier zu merken der Mrkfl. Kis Bér (Klein-Bér) in der komorner Gespanschaft in N. Ungern diesseit der Donau, im geszteschcr Bezirk, in der gleichnamigen gräfl. battyanischen Herrschaft, mit einem Schlosse, einer römisch-kathol. Pfarre, einer Majolika-Geschirrfabrik, einem herrschaftl. Wirthshause, Mahlmühle und Schäferei. Die Einwohner sind Magyaren, ihre Zahl wird (nach dem raaber bischöfl. Schematismus von 1816) auf 1560 Kathol., 72 Protestanten, 5 nicht unirte Griechen angegeben. — Mit diesem Mfk. muß nicht verwechselt werden das Dorf Kis Bér in der eisenburger Gesp. in N. Ungern jenseit der Donau, im Lemenesallyer Bezirk. (*Rumy.*)

BERA, ein beträchtlicher Bezirk auf der Insel Celebes, zwischen dem Flusse Bampang bis zur Spitze von Lassoa auf der Küste gelegen, und den Niederländern von dem Raja von Boni überlassen. Er ist zwar zum Theil gebirgig und felsig, enthält aber doch gute Wälder, die Schiffbauholz liefern; die Einwohner sind brauchbare Lootsen und Matrosen, bauen Schiffe und verfertigen schöne weiße baumwollne Zeuche, die sie in den Handel bringen. (*Hassel.*)

BERACHIA, Bar Nitronai, von seinem Geschäfte die Handschriften der Bibel mit Vokalpunkten zu versehen, Nakdan (Punktator) genant, blühte im 13. Jahrh. *). Er schrieb משלי שועלים eine Samlung von 108 eignen, meist aber dem Äsop (nicht dem Reineke Vos) nachgebildeten Fabeln in Versen, welche sich durch Eleganz und Reinheit der Sprache empfehlen. Es werden aber in denselben nicht blos Füchse (wie man etwa nach dem Titel des Buches, **Fabulae vulpium** vermuthen

*) Über Theorie der Beobachtung ist das Vorzüglichste bei Lambert im Neuen Organon Bd. 1. VIII. 348 und in den Beiträgen zum Gebrauche der Mathematik Th. 1. — Senebier's Preisschrift l'art d'observer Genf 1775. — Über Menschenbeobachtung, s. Menschenkenntniß.

*) Wolf in s. B. H. T. I. p. 167 u. 272 sagt: flor. 5160. Chr. 1400, bezweifelt aber T. III. p. 165. die Richtigkeit dieser Angabe in den Worten: siquidem *filius* ejus exiterit *R. Elias Hannakdan*, qui Cod. bibl. Berolinensem an. 5094. i. e. C. 1334 absolvit. Sehr richtig; nur hätte statt filius gesetzt werden sollen filius filii ejus oder nepos; vgl. T. I. p. 166. — Einige Gelehrte nennen ihn irrig Barenton, Bartoloccius sagt: er habe auch den Beinamen Krispi gehabt.

möchte) sondern auch andere Thiere, auch Vögel, redend eingeführt, welche sich über die Sitten ꝛc. der damaligen Zeit unterhalten und die Besserung derselben bezwecken. Das Werkchen wurde gedruckt Mantua 317 (Chr. 1557) 12 oder kl. 8. und mit einer (nicht sehr vorzüglichen) lateinischen Übersetzung des Jesuiten Melchior Hanel zu Prag 1661. 435 S. 8. Die Mantuaner Ausgabe ist nach den Zeugnissen der Bibliographen, eines Element, Widekind ꝛc., jetzt sehr selten. Die Prager punktirt nur den Text der Fabeln (doch nicht immer grammatisch richtig) läßt aber die Moralien ohne Punkte. De Rossi besitzt diese Fabeln im Msc. (Cod. 478.). Einige derselben in den jüdisch-teutschen Dialekt übergetragen stehen in R. Moses Walch משלים ס" Frankf. in 4. *). De Rossi besitzt von diesem Verf. noch 2 bisher unbekante Werke im Msc. (Cod. 482.) nämlich: 1) Ein Compendium des אמונות ס" des R. Saadia und also eine Übersetzung aus dem Arabischen, mit Anmerkungen, und 2) ein Lehrbuch der Moral. Auf dem Titel dieser Schriften fehlt das Wort Nakdan, woraus de Rossi schließt der Verf. habe diese Bücher geschrieben, ehe er sich dem Punktationsgeschäfte gewidmet habe. (*J. Fr Hartmann.*)

BERAR, eine Provinz in Decan, die im N. an Khandesh, im O. an Gurdwana, im S. O. an Beeder, im S. W. an Aurungabad, im W. an Khandesh gränzt und etwa 1110 geogr. □M. groß ist. Sie bildet ein weites Thal, das von den Ghats nun umzogen und durchsetzt wird, und worüber mehre Pässe, wie Botal, Badoolah u. a. führen: der Tapty strömt auf ihrer nördlichen, die Wurda auf der südlichen Gränze, und die beiden Poorna und die Payn Gunga bewässern das Innere. Ihr fruchtbarer Boden, der in Decan nur den Namen des schwarzen Baumwollebodens führt, bringt Weizen, Mais, Hülsenfrüchte, Wicken, bengalisches Korn, Flachs und Baumwolle hervor; auch wird eine bedeutende Viehzucht unterhalten. Die Einw. sind meistens Hindus, aber dieses unglückliche Land ist theils durch die Plünderungen der Pindarries und Bheels, theils durch mehre Hungerjahre so entvölkert, daß nur noch ein geringer Theil der Volksmenge sich darin erhalten hat. Sie zerfällt in 7 Distritte: Beytalbarry, Nernullah, Pawelghur, Maihker, Wauffim, Mahore und Kullum, und macht jetzt größtentheils einen Theil von des Nizams Besitzungen aus. Die Berar Maharatten, die sonst von dieser Provinz den Namen führten, sind seit den neuesten Zeiten fast ganz aus derselben vertrieben. (*Hassel.*)

BERARD (Pierre), Apotheker zu Grenoble um die Mitte des 17. Jahrh. Er hat viel über die Pflanzen der Dauphiné gearbeitet und handschriftlich ein großes Werk betittelt: Theatrum botanicum 1653 in sieben trefflich erhaltenen Folianten hinterlassen, das seit 1780 auf der öffentlichen Bibliothek seiner Vaterstadt aufbewahrt wird. Es enthält nicht nur alle im Pinax von Gaspard Bauhin erwähnte Gewächse, sondern auch noch die Beschreibung einer großen Anzahl anderer, die er von seinen in ganz Europa zerstreueten Korrespondenten erhalten hatte. Ihn selbst findet man oft in den botanischen Schriften seiner Zeitgenossen angeführt. Sein Landsmann Villars hat eine Pflanzengattung nach ihm genannt *) (s. folg. Art.). (*Graf Henkel v. Donnersmark.*)

BERARDIA. So nante Villars (flor. de Dauph. 3. p. 27.) eine Pflanze, die mit Onopordon *L.* sehr nahe verwandt, von dem lestern durch eine doppelte Samenkrone unterschieden wird. Dalechamp hatte die Pflanze zuerst unter dem Namen Arction quorundam, hist. lugd. p. 1307., C. Bauhin darauf als Lappa montana altera lanuginosa pin. 198. aufgeführt, und Richer de Belleval sie t. 87. als *βοτανοχτειοειδές* abgebildet. Da indeß die Samenkrone wirklich nicht anders gebildet ist, als bei Onopordon, so nante Allioni die Pflanze mit Recht On. rotundifolium fl. pedem. t. 38. f. 1., unter welchem Namen sie auch von Willdenow sp. pl. 3. p. 1690. aufgenommen ist. Dagegen nennen sie Guettard mém. de Dauph. 1. p. 170. t. 19. Villaria subacaulis, Lamark und de Candolle (fl. franç. 4. 75.) Arctium lanuginosum. (*Sprengel.*)

BERAT (برات), das arabische Wort für Befreiung und Privilegium und daher auch für Freiheitsbrief und Diplom, ein in der levantischen Geschäftssprache allgemein übliches Wort, das in derselben zunächst die den Konsuln und ihren Dolmetschen ertheilten Freiheitsbriefe oder Diplome bedeutet. Da nämlich bei Anfang diplomatischer Verhältnisse zwischen der Türkei und europäischen Höfen diese keine eigenen Landskinder, sondern osmanische Unterthanen, nämlich Griechen oder Armenier zu Dollmetschen gebrauchten, so wurden diese mit solchen Berats versehen, wodurch ihnen alle den fremden Unterthanen und Gesandtschaftsbeamten traktatenmäßig gebührenden Vortheile, Befreiungen von Steuer und Abgaben zugesichert wurden. Die Gewinnsucht der europäischen Gesandten auf einer Seite, und auf der anderen das Interesse der Pforte die Gesandten durch ihr eignes zu gewinnen, machten diese Berats bald zu einem Gegenstande anerkanter Mäklerei. Der Gesandte begehrte, die Pforte gewährte, so viel sie wollte, manchen der begünstigten oft 30—40, welche an reiche Armenier und Griechen mit dem darin enthaltenen Titel vom Konsul oder Dolmetsch verkauft wurden, ein Konsul-Berat zu 5000—6000 ein Dolmetsch-Berat zu 2—3000 Piaster. Endlich als der Misbrauch von Seiten der Gesandten, und der oft mit ihnen theilenden türkischen Statsbeamten zu groß ward, wurde dieser ganze Sportel vor ungefähr 10 Jahren aufgehoben, und damit versiegte eine der reichsten Quellen der außerordentlichen Einkünfte außerordentlicher Gesandten in der Türkei. Berat heißen auch alle andere Belehnungsdiplome der türkischen Stats-

*) Die Schrift משלי שועלים ס" welche (nach Wolf B. H. T. IV. p. 800) 136 Fabeln enthält und aus dem Hebr. in jüdisch-teutsche Verse von Koppelmann übersetzt worden und Brisgojae an. 348 (Chr. 1588) 8. erschienen seyn soll, ist mir nicht weiter bekant.

*) Vergl. *Villars.* Histoire des plantes de Dauphiné I. Préface XLViij. III. p. 27. und Dictionnaire d. sc. nat. Tom. IV. p. 309.

Digitized by Google

kanzlei vom kleinsten Timarioten angefangen bis zum ersten Beglerbeg des Reiches. Leiletol-Berat d. i. die Nacht der Befreiung heißt auch die Funfzehnte des Mondes Ramasan, eine der sieben festlichen Nächte des Islams, wo nach dem Glauben der Moslimin die beiden Schutzengel des Menschen und auch der Todesengel ihre Diplome, worauf die guten und bösen Handlungen und die Todtenliste der Menschen fürs verflossene Jahr aufgezeichnet waren, in den Archiven des Himmels niederlegen, und fürs nächste Jahr neue empfangen. Von dem türkischen Handlungsdiplome Berat ist vermuthlich auch das italiänische Wort barattare abzuleiten, welches einen Tauschhandel bedeutet. (*v. Hammer.*)

BERAT (برات), Der Sitz einer besonderen Statthalterschaft in dem südlichen Theile von Albanien. Die Stadt, welche an der Stelle des alten Eordea steht, hat ungefähr 12000 Einwohner. Vaudoncourt memoirs of the Jonian Islands. (*v. Hammer.*)

BERAUN (Bern, Slawossow, Verona, Berauna), königl. unter dem Landeskammeramte stehende Stadt in Böhmen, berauner Kreises, am Einfluß der Litawka in die Mies, welche hier erst den Namen Beraun erhält; mit 270 Häus. und 1900 Einw. mit einer Dechantei, einer Piaristenresidenz, Poststation und einem Bürgerspital; 4 M. südwestlich von Prag. Das Hauptgewerbe besteht in der Landwirthschaft und in der Verfertigung irdener Geschirre und Messer. (*André.*)

BERAUN (oder Mies), Fluß in Böhmen, entspringt im Böhmerwalde im pilsner Kreise in der Gegend von Plan nach Tachau als Mies, fließt in südöstlicher Richtung vor der Stadt gleiches Namens vorbei, dann in östlicher Hauptrichtung nach Pilsen, wendet sich nun durch mehre bedeutende Bäche verstärkt nordwärts, erhält nach Aufnahme des Schnell-Bachs (Litawka) bei Beraun den Namen Beraun, geht in nordöstlicher Richtung in den südlichsten Theil des rakonitzer Kreises, fließt südöstlich in den berauner Kreis, zur Stadt Beraun, und endlich östlich mit südlichem Bogen bei Königssaal in die Moldau. (*André.*)

Berauner Kreis in Böhmen, ist von den 3 Kreisen, welche die Mitte dieses Königreichs einnehmen, der südwestlichste. Er gränzt in S. O. an den taborer, im S. an den prachiner, im W. an den pilsner, im N. an den rakonitzer, im O. an den kaurzimer Kreis und seine nordöstliche Spitze ist 8 St. von Prag entfernt, wo auch der Sitz des Kreisamtes ist. Er enthält 52¼ □ M., ist 11 M. von Westen nach Osten lang, 7¼ M. breit, und macht etwa den 18. Theil des Königreichs aus. Darin die königl. Kreisstadt Beraun, 2 königl. Bergstädte (vorzüglich Przibram), 8 Schutzstädte, 22 Marktflecken und 771 Dörfer; bewohnt von 150,690 Menschen — etwa der 24. Theil der Gesamtbevölkerung Böhmens — in 23,421 Häusern; so daß 2843 Menschen auf 1 □ Meile kommen. Nach der kirchlichen Eintheilung bestehen 5 Vicariate, 8 Decanate, 55 Pfarreien, 21 Lokalien und 1 akatholisches Pastorat; 1 Gymnasium, 4 Stadtschulen und über 100 Trivialschulen. — Die herrschende Sprache ist die böhmische. Der ganze Kreis ist sehr gebirgig und waldig, fast mehr als irgend ein Kreis Böhmens, vorzüglich in der westlichen Hälfte; aber die Gebirge sind weder hoch noch rauh, meistens sanft und nur an den Ufern der Flüsse steil und klippig. Der Gebirgswald Brdi zieht sich zwischen der Beraun und Moldau von Südwest nach Nordost, und fast parallel mit ihm, weiter in Nordwesten das Hausind-Gebirge. Die Moldau, Litawka, Beraun und Sazawa bewässern ihn. Erstere durchfließt ihn von Süden, aus dem prachiner Kreise kommend nach Norden, und nimt erst bei Dowle, die von Osten herkommende Sazawa, dann später bei Königssaal die von Westen herkommende Beraun auf. — Drei von Prag auslaufende Hauptstraßen durchschneiden den Kreis: 1) in seinem nordwestlichsten Theile die Hauptreichsstraße nach Baiern über Beraun und Rokitzan im pilsner Kr. nach West Südwest; 2) über Königssaal in den prachiner Kr. nach S. W., von welcher eine Seitenstraße nach Pisek und Passau abläuft; 3) über Beneschau von N. nach S. in den taborer Kreis nach Linz. Unter den Mineralprodukten herrschen vor: 1) Eisen zu Zbirow, Königshof, Totschnik, Dobrzisch, Hluboseh, Ginetz und Horzowitz, am letztern Orte in ausgezeichneter Vollkommenheit verarbeitet. Mehre Hochöfen, viele Eisendrath- und Blechhammerwerke zu Dobrzisch, Obecznitz, Totschnik, Ginetz, Hluboseh, Horzowitz, Königshof, Zbirow. 2) Silbererze und silberhaltig Blei zu Przibram, auf der Herrschaft Dobrzisch. 3) Ehemals Gold bei Knin. 4) Schwarze Steinkohlen zu Zebrak und Stillets bei Horzowitz, mit Bergbau. 5) Kalk, gemeiner vorzügl. bei Zditz, und als Marmor in der Gegend bei Karlstein. 6) Kieselschiefer in ganzen Bergmassen, besonders bei Zbirow. 7) Mandelstein an mehren Orten. Holz ist das wichtigste Produkt des Pflanzenreichs, das sowol als Brenn- wie als Nutzholz aller Art auf der Moldau und Beraun nach Prag geflößt wird. — Als Fabrikanstalten zeichnen sich nur die neuerlichst wieder in Aufnahme kommende Zuckerraffinerie von Königssaal, dann die Steingutfabrik in Teinitz bei Konopischt, die Baumwollenspinnfabrik in St. Johann bei Karlstein aus. Viele Tuchmacher sind in Zebrak, Horzowitz, Beraun und Rewetlau. — Garnspinnerei und Leinweberei wird noch am meisten, doch im Verhältniß zu den übrigen Kreisen Böhmens schwächer betrieben. In der Nägelfabrikation aber ist der berauner Kreis einer der stärksten in Böhmen. — Der benutzte Boden, der von mittlerer Größe ist, beträgt 418,679 Joch 469¼ Klafter; davon Ackerland 192,223 Joch; Wiesen, Gärten, Weideland und Teiche 65,223 J.; Wald 160,223 Joch; Korn und Hafer sind die Hauptgetreidearten. Die Schafzucht wird in diesem Kreise stark betrieben, am vorzüglichsten und zwar die höhere in Horzowitz und Zbirow. Wein wird blos bei Dobrzichowitz gebaut. Man schätzt den Durchschnittsertrag der Haupt-Landwirthschaftl. Produkte auf 460,000 Wien. Östr. Metzen Korn, 338,000 N. Ö. M. Hafer, 162,000 N. Ö. M. Gerste, 88,000 N. Ö. M. Weizen, 250,000 N. Ö. Centner Heu und Grummet, 130,000 Klafter weiches, und 30,000 Kl. hartes Holz. Das Mineralbad Kuchelbad nahe bei Prag wird wenig gebraucht.

Die wichtigsten Güter dieses Kreises sind: 1) die 3 königl. Krongüter Königshof, Tocznik mit uraltem Schlosse, und Zbirow, letzteres das wichtigste; 2) das königl. Damenstiftsgut Karlstein mit dem von Karl IV. erbauten Schlosse Karlstein; 3) die königl. Lehngüter Czellin und Rzidka; 4) die fürstl. Lobkowitzische Herrschaft Hochchlumetz mit dem Gute Skrgschow und Irkow; die fürstl. Colloredo Mannsfeldische Herrschaft Dobrzisch; 5) das fürstl. schönburg. Hluboseh und Pitschin; 6) die gräfl. Worazitzkische Herrschaft Smilkau mit dem Gute Dintkow und Herzmanitz, die v. Zarabaraschen Güter Imain und Suchomaß; die gräfl. wratislavsche Herrschaften Wossow, Wscheradiz und Wottitz; das Gut Wossetschan; d. gr. lützowsche H. Lochowitz; die Herrschaft Aloskau; die gräfl. Unwertsche H. Mnissek; gräfl. wrbnaische H. Ginetz und Horzowitz; die gräfl. wrtbysche H. Teinitz und Konopischt; das Gut Langen-Lhotta. — Das prager Domkapitel besitzt die Herrschaft Leschan; die Kreuzherren mit dem rothen Stern in Prag, Altkein, Dobrzichowitz und Klutschenitz; die Prämonstratenser in Strahof, Hradisko und Zduchowitz. — Aufgehobne und in Kammeralherrschaften verwandelte Klöster hatten die Cisterzienser zu Königssaal — die Jesuiten zu Kraschowitz, die Benedictiner die Güter Slapp und Dawle.

Noch bestehende Klöster sind: die Augustiner zu St. Benigna und die Franziskaner zu Horzowitz, Wottitz und Skalka; die Piaristen in Beraun und Peneschau.

Überhaupt enthält der Kreis 69 Dominien, einen Freisassen Altesten in Stupschitz und über 300 Gemeinden. (*André.*)

BERBEREI. Der große Landstrich, welcher sich auf der Nordküste des afrikanischen Kontinents längs dem mittelländischen Meere hinzieht, und im W. den Ozean, im S. die Sahara von Sudan, und im O. Ägypten zu Gränzen hat, wird in den Erdbeschreibungen unter dem Namen der Berberei oder Bärberei begriffen.

Die alten Ureinwohner der Berberei, so alt wie die Kopten in Ägypten, waren die Berbern und Mauren; aber eine Reihe von Ansidlungen und Eroberungen haben nach und nach Phönizier, Griechen, Römer, Vandalen, Gothen, Normänner, Franken überhaupt, Juden, Neger, Araber und Türken als fremdartige Bestandtheile der Bevölkerung hineingeführt, die kaum noch durch Farbe, Sprache und Religion theilweise herauszufinden sind. Orientalischer Despotismus, nur mit verschiedenen Abstufungen des Rechts zu leben, hat endlich eine traurige Art von Einheit über das für seine Wichtigkeit viel zu wenig gekante Land gebracht. Was von europäischer Cultur sich übersidelte, kam fast nur durch Sklaven, gewinnsüchtige Kaufleute oder schimpfliche Tribute dahin.

Man kann die Geschichte der Berberei in die alte, mittlere und neue theilen: die alte spaltet Schlözer in die vorrömische und römische Zeit. Jene knüpft sich hauptsächlich an die damaligen zwei Hauptstaten Ägypten und Karthago (880 v. Ch.). Griechische Ansidlungen wie Cyrene, Barka, Länder wie Numidien und Mauretanien haben nur noch eine isolirte Stellung. Wichtiger aber und bekanter wurde die Berberei in der römischen Periode wie schon die genauere Eintheilung Nordafrikas beweiset. Auf Ägypten vom Sinus plinthinetes an folgte Marmarica, der sandige Tummelplatz nomadischer Horden; dann Cyrenaica, das fruchtbare griechische Colonieenland bis zur großen Syrte. Von da das Gebiet von Karthago bis zum schönen Vorgebirge oder westlich das Land zwischen der großen und kleinen Syrtis regio Syrtica, heutzutage das Königreich Tripolis; dann das eigentliche Gebiet von Karthago (das heutige Königreich Tunis) in regio Byzacena im Süden und regio Zeugitana im Norden zerfallend. Weithin an der Küste erstreckten sich Colonieen der Karthaginenser, mit der Mutterstadt Interesse, Sprache, Religion und Cultur. Hinter ihnen Numidien und Mauretanien, Cäsariensis und Tingitana (Algier, Fez und Maroco) von nomadischen Stämmen mehr durchschwärmt als bewohnt, unzugänglich der Cultur, weil sie, alles mit sich tragend, nichts zu verlieren haben. Die Schicksale des nördlichen Afrikas in dieser Periode weiset die römische Geschichte nach. Was jener furchtbare Senat und die Cäsaren, die Erben seiner Macht, wenn auch nicht seiner Politik, auf den sieben Hügeln beschlossen, tönte so gut in Alexandria, Cyrene, Cirtha, Adrumetum und Utika, auf den Trümmern Karthagos, in Tingis und Cäsarea als in Athen, Jerusalem, Gades, Massilia und Eborakum oder York, und Taurunum oder Belgrad wieder. Afrika wurde das Kornfeld Italiens, und römische Proconsules verwalteten es meist als Sultane mit einjähriger, also desto schneller zu nutzender Gewalt. Doch lastete unter den spätern Imperatoren, wegen ihrer Entfernung, selten gleiche Despotie auf dieser Provinz, wie auf dem Hauptlande selbst. Bei der neuen Statseintheilung unter Konstantin war es die dritte Diöcese der dritten Präfectur oder Italiens und blieb bei der Theilung des römischen Reiches 395 bei Rom, während Ägypten zu Byzanz geschlagen wurde. Bald nachher (429) nahmen die Vandalen den Römern die Provinz Karthago weg, und rächten durch Einfälle in Italien und Plünderung Roms — 600 Jahr hatte die Nemesis gewacht, um den rechten Augenblick zu finden — des alten Karthago vom Vertilger selbst beweintes Geschick. Aber sie unterlagen verweichlicht ein Jahrhundert später 534 Justinians tapferm Feldherrn. Die griechischen Kaiser beherrschten Nordafrika wieder, doch stand das Ganze mehr in ihrem Statsschematismus als in ihrer wirklichen Gewalt. Viele Stükke der Berberei mögen sich völlig unabhängig gemacht haben. Durch die Römer-Juden und von Ägypten aus, dem Vaterland ascetischen mönchischen Unsinns, wurde das Christenthum bekannt, aber nicht befestigt. Die Gothen-Ansidlung in einem Theile von Mauretanien war nur vorübergehend.

Eine andere Gestalt erhielt die Berberei und das ganze nördliche Afrika durch die Araber. Der Islam und eine fremde Cultur verdrängte die Überbleibsel der griechisch-römischen. Schon waren Syrien, Phönizien, Palästina und Ägypten dem griechischen Reiche entrissen, als der Kalife Othman (647) seinen Halbbruder Abdallah Ebn Said zur Eroberung Afrikas gegen den griechischen Statthalter Gregorius ausschickte. Mörderisch

Digitized by Google

wurde mehre Tage lang bei Jacubeh gefochten, Gregor unterlag, Saptelah, Sybar fielen und viele andere feste Plätze der Griechen. So wurde nach und nach von Moawiiah (665), Okbah, der Kairwan (Cyrene) anlegte, Hassan (der 688 Karthago nahm) ganz Nordafrika bis auf wenige feste Plätze, wo noch spanische Gothen herrschten, erobert. Aber auch diese wurden verdrängt, und von Tarif, Tarik und Muza in ihrem Spanien besiegt und unterjocht (von 711 an), so weit sie nicht in den nördlichen Gebirgen des Landes Sicherheit fanden. Eine Hofintrigue zu Damask und Karl Martel machten, daß Frankreich, Teutschland, Italien und Byzanz für diesmal unbeschnitten blieben. Die Araber in Mauretanien erhielten durch Gewohnheit und Verwechslung den Namen Mauren, ganz Nordafrika bekam aber in der arabischen Statsgeographie neue Namen. Dejar Mesr (Ägypten); Magrab al Ausath (occidens medius), oder Tripolis, Tunis und Algier, das alte Libyen; Magrab al Aksa (occidens extremus), das alte Mauretanien, oder jetzt Fez und Maroko. Aber nur von 712—755 dauerte dieses arabische Weltreich. Der Geist der alten Stifter war nicht mehr in ihren Nachkommen. Die Dynastie der Ommiaden fiel durch die Abbassiden, und häufiger Dynastienwechsel taugt so wenig, wie der der einzelen Regenten, zur Behauptung eines mit den Waffen zusammengebrachten unnatürlich großen Reiches. Von der neuen Residenz Bagdad war ein solches Reich nicht zu übersehen, vielweniger zusammen zu halten. Die Statthalter in Spanien, dann die in Afrika rissen sich los, Ägypten zuletzt. In Spanien herrschten die Ommiaden; Harun al Raschids Statthalter Ibrahim Ben Aglab stiftet eine eigene Dynastie (Aglabiten — 908) im mittlern Magrab und seine Nachfolger verlegten die Residenz von Kairwan nach Tunis. Edris Ben Edris gründete ein eigenes Reich zu Fez (nach 788); seine Nachkommen herrschten bis zur zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Andere arabische Stämme schweiften wild an der Gränze der Wüste herum, wurden angeregt durch einen Reformator Dschauhar fanatisirt und bildeten unter Abu Bekr die Sekte der Morabethuns. Sein Nachfolger Jusuf gründete Maroko 1056—1149. Noch heute sind diese Marabuts eine sehr geachtete Klasse unter den Mauren. Eine ähnliche Sekte stiftete Abdolmumen (die Muahedim — 1269), der ganz Nordafrika (1159), wo auch die Normänner ihm nicht widerstehen konten, eroberte. In Ägypten (868) hatte des Türken Tulun Sohn Achmed die Dynastie der Tuluniden, dann Ikhschid 935 die nach ihm benante Dynastie gegründet; aber die Nachkommen von Mohammeds Tochter Fatimah, die Fatimiden (die auch schon die Aglabiten verdrängt hatten und 941 Fez eroberten, so daß sie dann Herren des ganzen Nordafrika waren, aber 980 den Zairiden wieder erlagen) stürzten sie und gründeten bis 1171 eine eigene Herrschaft daselbst, die der Atabek Nureddin, ein Türke, durch seinen Feldherrn Schirkuah, einen Kurden, und dessen größern Neffen Saladin Ebn Ajub endlich verdrängte. Diese Sultane (Ajubiten) dauern bis 1250, wo Azeddin Ibek Befehlshaber ihrer Mamluken (Sklaven, Leibwächter) den letzten: Al-Moatham verdrängte und die beharidische Mamlukendynastie stiftete (bis 1382), denen bis 1517 die der cirkassischen Mamluken folgte, wo sie den Osmanen erlagen.

Gegen das Ende der Herrschaft der Muahedim (1269) über die Berberei entstehen hier drei neue Dynastien. In Magrab oder Fez und Maroko das Reich der Meriniden (unter denen sich die Portugisen Ceutas bemächtigten) dann die jüngere Linie der Dalazen bis 1550, in dem östlichen Theile von Fez, dem jetzigen Alemesan, die der Zianiden, unter denen die Spanier Oran nahmen und endlich gar einen Tribut abzwangen, bis die Töpferssöhne von Lesbos, Horuk und Schereddin Barbarossa (siehe d. Art. Barbarossa) den Grund zur türkischen Herrschaft legten, und 1560 Alemesan von den Türken mit Algier vereinigt wurde. In Tunis entstand um 1206 die Dynastie der Abuhassier; Ludwigs des Heiligen Angrif auf Tunis 1270 war erfolglos; aber es kam doch allmälig die Zeit, wo man von Europa aus Eroberungen im nördlichen Afrika versuchte. Nicht ohne Reibungen behaupteten sich die Abuhassier in Unabhängigkeit, bis 1533 Barbarossa Tunis für die Osmanen eroberte, und die bisherigen Regenten bald türkische bald spanische Vasallen waren. — Mit den Arabern war eine neue Sprache und Cultur, vorzüglich Gelehrsamkeit in Nordafrika eingewandert und von da nach Spanien übergegangen. Die Dichtkunst war hochgeehrt und selbst von Königen geübt oder königlich bezahlt. Arznei, Philosophie, Mathematik blühte bei den Arabern, und was man jetzt freie Künste nent, hieß man damals arabische Studia. Diese orientalische Gelehrsamkeit steckte auch bald die afrikanischen Juden an.

So war die Lage der Dinge beim Anfange des 16. Jahrh. mit dem die neue Geschichte der Berberei beginnt. Mamluken in Ägypten, Meriniden und Zianier in Maroko, Abuhassier in der eigentlichen Berberei. Außerdem einige kleinere arabische Staten, schweifende Horden, und christliche Besitzungen an der Küste; innere Befehdung und Verwirrung. Dazu kamen nun an den Spaniern und Osmanen neue Feinde. Die osmanischen Türken, Herren Vorderasiens und Konstantinopels, eroberten schon 1517 Ägypten; der kühne Seeräuber Dschereddin Barbarossa verschafte ihnen Algier; von da aus wurde Tunis für sie unterjocht, und Tripolis (das alte Tarapulus) hatte dasselbe Schicksal. Nur in Maroko und Fez, wo Meriniden zu Velez, Fez, Maroko nicht ohne innere Zerrüttung und Kampf mit den Portugisen herrschten, gründet ein fanatischer Betrüger Mehemed der Scherif (d. i. Abkömling des Propheten) 1550 eine neue Dynastie der Scherifs von Maroko, aus welcher Muley Soliman, der Bruder des Ungeheuers Muley Hezid, jetzt seit 1797 über die Reiche Fez, Maroko, Sus, Tremesan, Tafilet, mit 13,000 □ Meilen und 14 Mill. Unterthanen völlig unumschränkt herrscht, nachdem er seinen Bruder Mulai Hischam besiegt und einen andern Usurpator unterdrückt hatte. Unter ihm regiren mehre Prinzen die Provinzen des Reichs. Die erste Linie der Scherifs war die Saadische von 1550—1654, dann folgte die Alidische aus Janbo seit 1654.*)

Während hier eigene und unabhängige Fürsten, nur

*) Über die einzelen Regenten und ihre Geschichte vgl. Joh. Gfr. Eichhorn's Gesch. d. 3 letzten Jahrh. 3 Aufl. VI. S. 162—204.

mißbräuchlich in der neuesten Zeit Kaiser genant, regirten, wurde die übrige Berberei bis auf einen gewissen Grad in Abhängigkeit von der hohen Pforte zu Konstantinopel gesetzt. — Der jetzige Stat von Algier war um 1500 nur ein Aggregat der kleinen Reiche von Tremesan, Tunes, Algier, Budscha, Dschidscheri. Gegen die Spanier, die sich in Oran, Budscha und andern Orten festgesetzt hatten, riefen die Algierer den Horuk Barbarossa zu Hilfe, der sich mit einer Seeräuberflotte mit Gewalt dort eindrängte, aber gegen die Spanier blieb. Sein Bruder Dschereddin übertrug daher um 1520 dies neue Königreich der Pforte als eine Art Lehn, wofür ihm nun Selim I. Truppen sendete, mit welchen er Tunis eroberte, sich selbst 1541 gegen Karl V. behauptete und das Land als Pascha oder türkischer Vicekönig regirte. Diese Paschas blieben dem Namen nach auch, bis die türkischen Truppen um 1600 die Erlaubniß auswirkten, sich selbst einen Befehlshaber oder Dey (Oheim) zu wählen, die aber nun mit den Paschas bis nach 1710 über die eigentliche Regirung stritten, und endlich diese ganz zu entfernen wußten. Doch nahm man statt dieser fortwährenden, bei wichtigen Gelegenheiten temporäre Gesandte der Pforte an. Desto abhängiger war der Dey dafür von seinen Soldaten, deren Offiziere den Divan bildeten, der den Dey wählet und die militärische wie die gesetzgebende Gewalt hat. Mit Frankreich, England und Holland wurde eine lange Reihe von Kriegen geführt, und während derselben erhob sich die Macht des Dey über den Divan immer mehr. Die Tribute, welche die europäischen Seemächte den Raubstaten zahlen, sind hoffentlich nur ein Überbleibsel früherer Zeit, da die Amerikaner unter Commodore Decature bei Karthagena (20. Juni 1815) und Lord Exmouth mit dem niederländischen Admiral van Capellen (Aug. 1816) gezeigt haben, daß man ihre Flotten schlagen und ihre Hauptstadt bombardiren kann. Aber es kann auch der Eigennutz Englands fodern, sie nicht ganz zu vernichten, wenn man nur selbst ihrer versichert ist. — Tunis kam aus Barbarossas Händen durch Spanien und unter dessen Hoheit wieder an die Abuhassier, wurde aber 1570 von Algier aus durch die Türken erobert, die es, jedoch blos auf 2 Jahre, 1572 durch Don Juan d'Austria verloren. Ein türkischer Pascha, dann ein Aga, endlich seit 1575 ein Dey, regirten das Land, bis es 1694 tinsbar an Algier wurde. Ein erblicher Bey (aus Morats Hause), nach dessen Willen sich selbst der Dey und der Divan fügten, behielt die Regirung. Der Großherr zu Konstantinopel erhält als Oberschutzherr Geschenke, der Dey von Algier Tribut als Oberherr. Seit dem 19. Decbr. 1814 regirt Bey Sidi Mahmud Flassen. — Die kleinste dieser Raubrepubliken Tripolis stand in früherer Zeit lange unter Tunis, dann unter spanischen Statthaltern, die aber fast nur die Hauptstadt inne hatten. Die Maltheserritter, welche Tripolis zu beschützen hatten, schickten einen Ritter als Gebieter der christlichen Besatzung dahin, verloren es aber bald an den kühnen Seeräuber Dragut und die Türken. Die von der Pforte seitdem ernanten Paschas regiren mit ihrem Offizierdivan das Land. In den einzelen Provinzen herrschen Beys; ein jährlicher Tribut geht nach Konstantinopel. Auch mit Tripolis schlossen die europ. Mächte vielfache Bündnisse, die aber dem afrikanischen Raub- und Erpressungssystem nur wenig Einhalt thun, was noch Dänemark 1815 erfuhr *). (*C. W. Böttiger.*)

Die Berberei reicht von 5° 10′ bis 47° 20′ östl. L. und von 24 bis 30° nördl. Br., und umfaßt gegenwärtig 4 große Staten: Marokos, Algier, Tunis und Tripolis, die zusammen nach den Gränzen, die auf den Charten wol ziemlich willkürlich gezogen sind, einen Flächenraum von 30,600 □ Meilen einnehmen, wovon etwa 8280 auf Marokos, 9000 auf Algier, 3600 auf Tunis und 9720 auf Tripolis kommen mögen, doch ist hierin auch das begriffen, was Marokos und Algier in der Sahara von Sudan, was Tripolis von Barka besitzt, so wie das ganze Fezzan, da dessen Häuptling an den Bey von Tripolis einen Tribut bezahlt. — Die Oberfläche dieses großen Landes entwickelt eine von dem übrigen Afrika ganz verschiedene Charakteristik: Land und Bewohner scheinen hier noch mehr Europa als Asia anzugehören. Die äußere Ansicht des Landes, seine Vegetation, sein Klima ähnelt so ziemlich denen der pyrenäischen, hesperischen und hellenischen Halbinseln, der Mensch trägt noch kein wolliges Haar, noch nicht die Physiognomie des Negers, seine Hautfarbe komt so ziemlich mit der des südlichen Europäers überein, er gehört mit ihm zu einer und derselben Menschenrasse und erst, wo das Land endet, fängt an der Baba Sudan das Reich der Schwarzen an. Der Westen ist fast nur ein Conglomerat von Gebirgen, und nur der Osten trägt noch lange Gebirgsketten, wenn er schon im Ganzen ebner als der Westen ist, mehre Ebenen und selbst schon Wüsten hat, die im W. erst da beginnen, wo das Gebirge sich in der Sahara verflächt. Im Westen erhebt sich der Anduacal oder der große Atlas aus den Fluten des Meeres, aber nicht in einer Kette, sondern als eine Gebirgsmasse, wie der Alpenstock Helvetiens: zwischen Fes und Marokos steigen die Gipfel des Gebirges bis hoch in die Schneeregion, mithin über 10,800 Fuß auf, doch sieht man hier nicht die gräßlichen Schneefelder und Gletscher Helvetiens, blos die die Schneelinie übersteigenden Gipfel, wie der Hanteta, sind mit ewigem Schnee und Eise bedeckt. Südwärts fällt es allmälig und sanft nach der Sahara zu ab, im Westen stürzt es gegen den Ocean in Bergflächen, Felsenrissen und unzähligen Felsenklippen ab, die das Küstenmeer zwischen Agadir und der Estrecho di Gibraltar füllen. Hier löset sich das Gebirge, welches die Geographen unter dem Namen des kleinen Atlas begreifen, und zieht sich in mehren parallel streichenden Ketten längs dem Gestade des mittelländischen Meeres hin oder vertheilt sich in dem Binnenlande: die das Meer begleitende Kette endet im Ras Addar oder Kap Bon, die östlichste der Binnenketten, deren keine doch dem großen Atlas an

*) A. L. Schlözer summarische Geschichte von Nord-Afrika. Gött. 1775. 8. — Cardonne Gesch. von Afrika und Spanien unter der Herrschaft der Araber, überf. v. Ebro. Gli. v. Mert. Nürnberg 1768. 3 Th. 8. — Chenier Gesch. und Staatsverf. der Königreiche Maroko und Fez. Teutsch. Leipz. 1788. 8. — Thom. Shaw's Reisen oder Anmerkungen verschiedene Theile der Berberei und Levante betr. (Teutsch v. Merk). Leipz. 1766. 4. — Eichhorn's Geschichte der 3 letzten Jahrhunderte. VI. 58—209.

Höhe gleich komt, keine einen Gipfel hat, der 7200 Fuß übersteigt, unter dem Namen des garianischen Gebirgs im Golf von Sidra mit Kap Mesurat. Hier scheint das Ende des Atlasplateau zu seyn: wenigstens sind es nur niedrige Berge, die den Busen von Sidra umgeben, und kleine Hügelketten, die sich über die Küste von Barka verbreiten. Aber im S. O. des Busens von Sidra steigt tief im Binnenlande das wüste tausendfaltig zerrissene Klippengebirge, der schwarze Harusch (mons ater) auf, wirft sich vor die Sahara, und hängt sich an das Gebirge Marai an, welches unter den Benennungen Gerdobah und Mogarra bis an die Gränzen Ägyptens fortsetzt. — Die Meere, welche die Berberei umgeben, sind im W. der Ocean, der von dem Atlas den Namen trägt, im N. das mittelländische Meer, welches durch die Estrecho di Gibraltar mit dem Oceane zusammenhängt und zwischen Sicilien und der Küste von Afrika auch wol das afrikanische Meer heißt. In den Ocean springen mehre Vorgebirge als Nun, Agalon, de Geer, Tafelneh, Cantir, Blanc und Spartel, letztres im W. der Straße von Gibraltar, in das mittelländische Meer die Kaps Tresforcas, Falcon, Bugaroni, Ibatel, Tedeles, Bon, Vada, Zoara, Tajuri, Mesurat, Rasat und Luco vor, letzteres bildet zwei größere Busen von Sidra, die große Syrte der Alten, zwischen den Kaps Mesurat und Luco, und den Busen von Kabes zwischen den Kaps Vada und Zoara. — Der Boden an der Küste ist meistens leicht und sandig, aber da, wo er natürliches Wasser hat oder durch Kunst bewässert werden kann, höchst fruchtbar; wo dieses fehlt, dürr und vernachlässigt; der Gebirgsboden zwar strichweise steinig und felsig, aber da auf den Bergen sich viele Quellen öfnen und den Erdboden tränken, mit blühender Vegetation, die Flächen im S. des Atlas sind mit Kies und Flugsande angefüllt: man findet zwar Brunnen, aber höchst selten Quellen, und nichts von Vegetation, als das Buschwerk auf einigen Wadeys, das den Kameelen zum Futter dient: hier treiben sich blos Nomaden mit ihren Heerden umher, und auch diese würden nicht vegetiren können, wenn ihnen die Natur nicht zur Brodfrucht die Dattel gegeben hätte. — Die ganze Berberei hat keinen einigen Strom von Bedeutung: dem Hochplateau des Atlas entquellen zwar eine Menge kleiner Flüsse, aber diese erhalten nur während der Regenzeit eine bedeutende Wasserfülle und vertrocknen im Sommer ganz. Diese Flüsse theilen sich in Küstenflüsse, worunter in Marokos der Sus, Tensif, Morbese, Rebat und Sabu, die sich in den Ocean münden, und der Mulluvie, welcher dem mittelländischen Meere zufällt, in Algier der Schallif und Sammaiar, in Tunis der Medscherda einen längern Lauf haben, und in Steppenflüsse, worunter der Wad Drah in Marokos, der Wad Djedi in Algier die merkwürdigsten sind. So wenig Tripolis als Barka hat einen eigentlichen Fluß. Von Binnenseen ist der Terkiri, der doch mehr ein großer Sumpf ist, in Algier, und der Lowdeah in Tunis ansehnlicher: die kleinen Binnenseen haben sämtlich brakisches oder gesalznes Wasser. Von den vielen heißen Quellen verdienen die bei Hammam Meskutin bei Konstantina eine Erwähnung. — Das Klima ist sowol an der Küste als in der Ebene außerordentlich heiß, wird jedoch an jener durch Seeluft etwas gemildert, nur dann, wenn der durch die glühende Sahara unmäßig erhitzte und hier nicht einmal durch die Fluten des Meers etwas abgekühlte Sirokko wüthet, erstirbt unter seinem Hauche die ganze organische Natur. Auf den Bergen dagegen herrscht eine weit gemäßigtere Temperatur: die Europäer fanden hier nach der fürchterlichsten Hitze auf der Ebene die reine frische Luft ihres Vaterlandes wieder. Übrigens hat man auf der ganzen Berberei blos einen Regenwinter: Eis und Schnee kennen die Ebenen so wenig als Reif, und allein auf den höhern Gebirgen verwandelt sich der Regen in Schneegestöber. Die Luft ist allenthalben gesund, die Pest nicht endemisch, und wird nur von außen durch Ansteckung eingebracht, auch spürt man selten Erdbeben. — Das Land hat mancherlei schätzbare Produkte; aus dem Thierreiche von Hausthieren das Dromedar, besonders die schnellfüßige Art, die Maherri heißt, eine der edelsten Pferderassen, Esel, mehre Büffel als gemeines Hornvieh, Schafe mit Fettschwänzen, Ziegen und verschiedenes Federvieh, besonders Hühner und Tauben, von wilden Thieren die furchtbarsten Thiere des Katzengeschlechts, den Löwen, den Panther, den Parder und den Leoparden, aus dem Hundegeschlechte den Wolf, die Hyäne, den Schakal, kleine Füchse und weiße und schwarze Hunde, dann den Bär, die Giraffe, den Wadan, eine Art wilder Büffel mit zottigem Felle und von der Größe eines Esels, den Bubal und andre Gazellen, den Argali, mehre Arten von Affen, den Klipdas, den Springhasen, das Kaninchen, das Frettel, die Zibethkatze, die Genetkatze, das Großohr (viverra aurita) u. a.; von Vögeln den Strauß, Adler, Geier, Raben, Eulen, Mandelträhen, Perlhühner, Tauben, Flamingos, Reiher und alle Arten von Zugvögeln; von Amphibien Schildkröten, Eidechsen, Chamäleone und Schlangen, worunter auch die boa constrictor; wenige und meistens nur Seefische; von nutzbaren Insekten und Würmern die Biene, den Seidenwurm, die Kantharide, die Perlenmuschel und die Koralle, wovon man an den Küsten der Berberei die schönsten Exemplare findet, aber auch viele schädliche Insekten, besonders die Heuschrecke, die eine Landplage ist, die Muskiten, die Termiten. Auch das Pflanzenreich liefert sehr schätzbare Produkte: Weizen und Gerste in solchem Überflusse, daß die kornarmen Länder Europens damit versorgt werden, Reis, Sorgho, die Haferart Gafooly, die wol 7 bis 8 Fuß hoch wird, vielerlei Hülsenfrüchte, besonders Linsen, Bohnen und Lupinen, Gemüse, vorzüglich Melonen, Arbusen und Kürbisse, edle Früchte, worunter aber allein die Datteln als Brodfrucht, die Granatäpfel, einige Arten von Agrumen, Mandeln, Kastanien, Korra, die zu dem Lotusgeschlechte gehört, eine bessere Güte haben, Apritosen, Äpfel und Feigen aber schlecht sind, 7 Arten von Wein, Zuckerrohr, das man doch nicht gehörig benutzt, Oliven als eine Stapelware, Indigo, Safran, Tabak, Sennesblätter, Henna, Koloquinten, Lotus, Eichen mit eßbarer Frucht, Cedern und andre Forstbäume, wovon einige Gummi und Mastix geben: indeß sind der Waldungen doch im Ganzen wenige. Das Mineralreich ist fast ganz unbekant: wahrscheinlich sind edle Metalle vorhanden, aber sie werden nicht gebauet, und was an Kupfer, Blei, Eisen, Reißblei und Antimonium zu Tage gefördert wird, von

keiner Bedeutung: noch haben die Reisenden Marmor, Avanturinos, Töpferthon, Kreide, Kalk, Gyps, Walker- und Seifenerde, Schwefel und vor allen Quell-, Bai- und Steinsalz angeführt. — Die Volksmenge wird sehr verschieden angegeben: so berechnet Jackson das Menschenkapital von Marokos, aber offenbar übertrieben, auf 14,986,000, Chenier und Höst dagegen nur auf etwas über 8 Mill., Maggill die von Tunis auf 24, Holk dagegen auf 3 Mill.; einige Statistiker geben die ganze Volksmenge der Berberei auf 50, Graberg auf 10 und Tully, der 10 Jahre Resident zu Tunis gewesen, auf 15 Mill. an, und wahrscheinlich nahert sich diese Angabe der Wahrheit am meisten, da man für Marokos mit seinen Dependenzen wol 8, für Algier 3½, für Tunis 2½ und für Tripolis mit Zubehör 1 Mill. annehmen darf. Einige Striche des Landes besonders an der Küste, und die Gebirge sind meistens sehr gut bewohnt, dagegen die Ebenen im S. des Atlas und fast der ganze Osten von der großen Syrte an bis Ägypten hin eine völlige Wüste, wo nur die Gebirge und einige Oasen bewohnt sind. Die Einwohner unterscheiden sich in Berbern, Araber, Mauren und Juden. 1) Die Berbern. Ein afrikanisches Volk, das nicht blos das Innere der Berberei bewohnt, sondern sich wol über das ganze nördliche Afrika verbreitet und wahrscheinlich von jeher durch die Sahara von den Negern Sudans getrent war. Daß es vor Ankunft der Phönizier hier herrschend war, daß es mit den Puniern gleichzeitig die Provinzen Lybia, Numidia, Mauretania, selbst das flache Land vom eigentlichen Afrika bewohnte, scheint wol keinem Zweifel unterworfen zu seyn: es unterlag in der Folge, wie Karthago, dem Glücke der Römer, wurde sodann den Vandalen unterwürfig und zuletzt von den Arabern in die Gebirge der Berberei, in die unwegsamen Oasen der Wüste geworfen, wo wir sie noch finden. Wahrscheinlich nahmen sie nach der Ankunft der Araber alle diejenigen Flüchtlinge von punischer und vandalischer Abkunft unter sich auf, die sich, wie sie, den fremden Herrschern nicht unterwerfen, nicht zu der neuen Lehre bekennen wollten. Aber doch scheinen sie bei weitem den größern Theil ausgemacht zu haben, da sie ihre Nationalsprache und mit ihr ihre übrige Nationalität unvermischt erhalten konten. Die Berbern bewohnen gegenwärtig nicht allein die Gebirge und Thäler des Atlas, sondern auch die nördlichern Oasen der Sahara, im Fezzan, Augila, Siwah, und nach Seetzen finden wir sie sogar am obern Nil in Sennaar, doch behauptet Costaz, daß die Barabras in Nubien ein von den Berbern ganz verschiednes Volk seyen (Mémoire sur la Nubie et les Barabras. Descr. de l'Egypt. Vol. I), vermuthlich aber stammen die jetzt ausgestorbenen Guanchen auf den Canarias von den Berbern ab. Die Berbern gehören zu der kaukasischen Menschenrasse, und sind keine Neger, haben aber in ihrem Äußeren vieles mit den Arabern, besonders den Beduinen, gemein; sie unterscheiden sich wie diese:

1) in Stadtbewohner, Mauren (siehe unten 3) und 2) in Gebirgs- und Flächenbewohner. Dahin gehören besonders: a) die Errifi, welche den großen Atlas in der gleichn. marokoschen Provinz bewohnen, ein starker athletischer Menschenschlag, kühn und unternehmend, und in der Regel wohlgebildet, nur zeichnet ihr Gesicht ein wilder bösartiger Zug und ein dünner Bart aus, den sie mit allen Berbern theilen. Ihr Charakter ist so wild wie ihr Blick: Raub und Plünderung ihr Element, sie sind treulos, im höchsten Grade rachgierig, und gehen nicht, wie die Araber, offen zu Werke, sondern nehmen zu List und Betruge Zuflucht. b) Die eigentlichen Berbern. Sie bewohnen den mittleren Atlas in den Umgebungen von Fez und Marokos: ebenfalls ein kriegerisches Volk, stolz auf seine Unabhängigkeit, aber weniger als die Errifs; 3) die Shillah von Susa und Haha, die sich südlich von Mogador bis an die äußerste Gränze der Herrschaft des Eid Heshem ausbreiten, und von der Seeküste bis an die östliche Gränze des Atlas. Sie sind kleiner als die übrigen Berbern und haben einen weibischen Ton der Stimme, sind sanfter und gastfreier, aber eben so thätig, unternehmend, dabei höchst eigennützig und unversöhnliche Feinde. Sie leben auf den hohen Gebirgen als Troglodyten; ihre Nahrung besteht meistens nur aus Gerste und Honig, daher sie auch sehr mager sind. 4) Die Kabilen, die sich aber selbst Schowiah nennen. Sie bewohnen den kleinen Atlas in Algier und Tunis, Menschen mit blonden Haaren, rother Gesichtsfarbe und eigenthümlichem Dialekt. 5) Die Tuarik in Fezzan, Augila, Siwah und überall auf dem großen Oasenzuge der Sahara, das vornehmste Handelsvolk im nördlichen Afrika; 6) die Tibbos an der Südseite des großen Handelszugs und in der Mitte zwischen Negern und zum Theil Troglodyten; 7) die Magrebys der großen und kleinen Oase, welche nach Browne 30,000 Krieger stellen können. Sie sind Nomaden der Lybischen Wüste, treiben Pferde- und Kameelzucht, und sollen die größten Räuber der Wüste seyn. Sie reden denselben Dialekt, wie die Bewohner der Oase Siwah; 8) die Mauren in der Wüste, die Nomaden und wol von den Mauren der Berberei zu unterscheiden sind. Indeß ist es zweifelhaft, ob sie die Sprache der Berbern reden, und wahrscheinlich sind sie ein Mischlings-Volk, das sich gegenwärtig über einen großen Theil von Sudan verbreitet. Alle diese Stämme sind in unzählige kleine Stämme zersplittert, deren jeder einen Ältesten an der Spitze hat, wonach sich der Stamm nent. Die Macht derselben beruht gewöhnlich auf ihrer Abstammung von einem geheiligten Vorfahren, oder auf einer besondern Auszeichnung des Individuum. Sie bekennen sich jetzt sämtlich zum Islam, bauen den Boden und treiben Viehzucht und Handel. Diejenigen, die in den Gebirgen der Berberei wohnen, haben Häuser von Steinen und Holzwerk; die Nomaden wohnen unter Zelten. (Nach Dupuis, Tully, Hornemann u. a.). 2) Die Araber. Es sind die Abkömlinge jenes Volks, das im Anfange des 11. Jahrhunderts die Eroberung des nördlichen Afrika vollendete, und die Völker zerstreuete und ausrottete, welche sich ihrem Vordringen widersetzten oder die Annahme des Islam verweigerten. Sie machen wol den beträchtlichsten Theil der Bevölkerung der Berberei aus, und sind über das ganze flache Land bis an die Gränze von Sudan oder der Sahara verbreitet. Der Araber in der Berberei ist in der Regel lang und stark, hat feine Gesichtszüge und ausdrucksvolle Mienen; das Haar ist schwarz und lang, das Auge groß, schwarz und durchdringend, die Nase sanft gebogen, der Bart voll und dicht, die

Digitized by Google

Zähne gut und dauerhaft. Ihre Hautfarbe spielt in das Tiefbraune, aber bei denen, die der Sahara nahe wohnen, in das Schwarzbraune, und einige Stämme sind ganz schwarz, doch ohne das Wollhaar, die weiten Nasenlöcher und den Lippenwulst, die ein Eigenthum der Neger sind. Ihr Charakter ist edler und besser, als der der Berbern: man kann ihm Kühnheit und Unternehmungsgeist nicht absprechen, er handelt offen, ist nicht treulos, nicht verschlossen und gegen Menschen seines Glaubens gastfrei und wohlwollend. Die Araber sind unter einander die zuverlässigsten Freunde, aber unversöhnliche Feinde von allen, die Berbern und Mauren sind, und unmenschlich gegen jeden Christen, der durch einen Schiffbruch oder auf eine andre Art in ihre Hände fällt: können sie ihn nicht als Sklaven verkaufen, so muß er unerbittlich sterben. Sie sind in kleine Stämme oder Familien getheilt: jeder Stamm hat sein Oberhaupt, nach dessen Namen er sich nent, und jeder besitzt einen Landstrich für sich. Meistens wohnen sie unter Zelten, die aus Zeuchen von Ziegenhaaren und der faserigen Wurzel der Palmeta verfertigt werden. 20 bis 100 dieser Zelte bilden ein kreisförmiges Lager, das dann unter einem allgemeinen Scheith oder Richter steht, und worin beständig ein eignes Zelt für den Gottesdienst und zum Gebrauche von Reisenden befindlich ist. Ihre Beschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht, dabei treiben sie auswärtigen Handel. Sie sind fast immer im Kriege, entweder mit andern Stämmen oder mit den Berbern, und mit den Truppen der Regirung, die von ihnen die Abgaben beitreiben sollen. Ihre Feindseligkeiten werden mit der wildesten Grausamkeit geführt, und weder Alter noch Geschlecht verschont. Sie bekennen sich sämtlich zum Islam. 3) Die Mauren, eigentlich kein Volk, sondern die Bewohner der Städte in der westlichen Berberei, die verschiedner Abstammung sind, aber sämtlich unter folgende Klassen gebracht werden können: a) Stämme, die von arabischen Familien abstammen und mehr oder weniger ihren Brüdern, den Beduinen, gleichen; b) Stämme, die von Berbern ihren Ursprung ableiten, und sich von ihren Vorfahren blos durch die Lebensart unterscheiden; c) die Butharie, oder Stämme, die von Negern aus Sudan abstammen, und theils sich mit städtischen Gewerben beschäftigen, theils das stehende Heer des Sultans von Marokos bilden. Sie verheirathen sich meistens nur unter sich, und haben daher ihre Negerphysiognomie zum Theil beibehalten, zum Theil aber auch mit Arabern oder Berbern vermischt, woraus eine Mulattenrasse entstanden ist, die gegenwärtig wol zahlreicher als die eigentliche Negerrasse ist; d) die Stämme, die von den Andalusiern oder denjenigen Arabern abstammen, die einst Spanien erobert hatten und nach der Eroberung von Granada aus diesem Lande vertrieben wurden. Sie bewohnen besonders die Städte auf der nordwestlichen Küste und sind ebenfalls sehr zahlreich. Alle Mauren sind Kauf- und Gewerbsleute, und alle bekennen sich gegenwärtig zum Islam. 4) Die Juden, überall in den Städten, und zwar in so großer Zahl zerstreuet, daß Maggis sie im Reiche Tunis allein auf 100,000 Indiv. berechnet. Sie leben in der Berberei, wie überall, vom Schacher und Handel, und haben auch hier ihre Nationalphysiognomie, ihren Charakter und ihre Religion beibehalten. Außer diesen 4 Hauptklassen der Nation findet man auch noch viele Negersklaven, die aus Sudan jährlich eingeschleppt werden, in den Korsarenplätzen aber eine Menge Christensklaven und Renegaten, wie an den Höfen von Tunis, Algier und Tripolis, und die sogenante osmanische Miliz. Die Berberei zerfällt in 4 große Staten: 1) Marokos, der unter einem Sultane steht; 2) Algier; 3) Tunis und 4) Tripolis, die man mit dem Namen Freistaten belegt, die aber nichts weiter als militärische Wahldespotieen sind. (Nach Jackson, Höst, Jardin, Maggil, Holt, Ali Bey, Tully u. A.) (*Hassel.*)

BERBERIDEEN, eine natürliche Pflanzen-Familie, die meines Erachtens zwischen den Menispermeen und Rutaceen mitten inne steht. Es sind Sträucher oder Kräuter mit einfachen Blättern, deren Familien-Charakter in der Stellung der Corollenblätter gegenüber den gefärbten Kelchblättern und in der Öffnung der Antheren von unten nach oben, so wie in der Stellung der Staubfäden den Corollenblättern gegenüber und in ihrer Einfügung in den Fruchtboden besteht. Die Früchte sind Beeren, Nüsse oder Kapseln. Die Samen enthalten den Embryo in der Axe des Eiweißkörpers. Die meisten Pflanzen aus dieser Familie kommen im südlichen Amerika vor. Außer der Hauptgattung Berberis gehören folgende Gattungen dazu: Epimedium, Leontice, Nandina Thunb., Mahonia Nuttall, und Diphylleia Mx. (*Sprengel.*)

BERBERIS, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Berberideen und der sechsten Linnéschen Klasse. Char. sechsblättriger Kelch, mit Bracteen umgeben. Sechs Corollenblätter, jedes an der Basis mit zwei Drüsen versehen. Sechs elastische Staubfäden, vierklappige Antheren. Einfächerige, oben offene Beere, mit zwei bis drei Samen.

I. Mit einfachen Blättern und vielblüthigen Stielen.

1) Berberis *vulgaris* L., (Berberizen) mit dreitheiligen Dornen, umgekehrt eiförmigen gesägt-gewimperten Blättern, herabhangenden vielblüthigen Trauben und ungetheilten Corollenblättern. Wächst durch ganz Europa. Ein Strauch von 2 bis 6 Fuß Höhe, mit gelben Blumen und gelbem festen Holz. Die Beeren sind gewöhnlich roth, doch kommen auch weiße, schwarze und gelbe vor. Bisweilen schlagen die Samen fehl, und die Beeren sind dann ohne Kerne. Manchmal komt eine Abart mit glattrandigen Blättern vor, die man die iberische nent. Die Staubfäden, mit einem Knie versehen und vor völliger Reife in den hohlen Corollenblättern gedrückt, springen, wenn sie ausgewachsen sind, oder berührt und gereizt werden, eben so hervor, wie der Cylinder der Staubfäden aus dem Kiel der Medicago, welche Erscheinung mehr Folge einer mechanischen Einrichtung als der Reizbarkeit ist. Auf den Blättern der Berberizen erscheint häufig ein Staubpilz (Aecidium Berberidis), von dem man fälschlich den Rost im Getreide herleitet, wie Hornemann vortreflich bewiesen (Landtbr. Acad. Annal. 1818. 2. S. 122. Fries vom Brandoch Rost på Wäxter S. 29. 30.) Das Holz benutzen die Drechsler wegen seiner Härte und schönen gelben Farbe. Aus den Beeren wird ein rother, trefflicher Essig gemacht; auch hat

man sie auf Brantwein und Zucker versucht*). 2) B. *emarginata* Willd. enum. 395., ist ganz der gewöhnlichen gleich, nur hat sie ausgerandete Corollenblätter. In Sibirien. 3) B. *canadensis*, ist ebenfalls sehr verwandt mit der gewöhnlichen und blos durch entfernt gesägte, oben glattrandige Blätter unterschieden. In Nordamerika. 4) B. *sinensis* Desf., mit bisweilen fehlenden Dornen, ablangen stumpfen fast glattrandigen Blättern. In China. 5) B. *aristata* Cand., mit einfachen Dornen, die an der Basis zwei unmerkliche Zähnchen haben, ablangen gesägten fast dornigen Blättern und offen stehenden Blüthentrauben. In Nepaul. 6) B. *cretica* L., mit dreioder auch fünftheiligen Dornen, ablangen glattrandigen oder gesägten Blättern und wenig-blüthigen Trauben, die fast kürzer als die Blätter sind. Auf Kreta, Euböa und Cyprus. 7) B. *crataegina* Cand., mit einfachen Dornen, ablangen netzförmig geaderten kaum gesägten Blättern und vielblüthigen Trauben, die fast eben so lang sind als die Blätter und aufrecht stehen. In Klein-Asien. 8) B. *Thunbergii* Cand., mit unten dreitheiligen, oben einfachen Dornen, ablangen an der Basis verdünnten glattrandigen Blättern und wenigen Blumen in den Trauben. (B. *cretica Thunb.* jap. p. 146.) In Japan. 9) B. *glauca* Humb., mit dreitheiligen Dornen, umgekehrt eiförmigen unten blaulich grünen glattrandigen Blättern, aufrecht stehenden Blumenrispen und umgekehrt eiförmigen Corollenblättern. Bei Sta Fé de Bogota. 10) B. *monosperma* Ruiz. et Pav., mit dreitheiligen Dornen, umgekehrt eiförmigen krautartig gestachelten, oder auch unten dornigen Blättern und nickenden vielblüthigen Trauben. Auf den Andes in Peru. 11) B. *latifolia* R. et P., mit dreitheiligen oder einfachen kurzen Dornen, umgekehrt eiförmigen, unten bleichen, glattrandigen, krautartig gestachelten Blättern und drei- bis sechsblüthigen Stielen, die kürzer als die Blätter sind. Auf den Andes in Peru. 12) B. *flexuosa* R. et P., mit dreitheiligen Dornen, gebogenen Zweigen, umgekehrt eiförmigen, glattrandigen, blaulich grünen krautartig gestachelten Blättern und gehäuften Blüthentrauben, die wenig Blumen enthalten. Auf den Andes in Peru. 13) B. *ruscifolia* Lam., mit dreitheiligen Dornen, ablangen zugespitzten, grob gezähnten Blättern, deren Zähne dornig sind und kurzen vierblüthigen Stielen. Bei Buenos Ayres. 14) B. *paniculata* Juss., mit kurzen dreitheiligen Dornen, lanzettförmigen glattrandigen oder mit wenigen dornigen Zähnen besetzten Blättern, winkligen aufrechten Blüthenstielen, die in Rispen übergehen. In Peru. 15) B. *ilicifolia* Forst., mit dreitheiligen Dornen, eiförmigen dornig gezähnten Blättern, kurzen vierblüthigen Stielen, die in Doldentrauben übergehen, und flaschenförmigen Beeren. Auf dem Feuerlande. 16) B. *asiatica* Roxb., mit dreitheiligen und einfachen Dornen, ablangen zugespitzten, glattrandigen oder dornig gezähnten Blättern, kurzen vielblüthigen Trauben und kugeligen Beeren. In Ostindien. 17) B. *rizidifolia* Humb., mit dreitheiligen Dornen, ablangen dornigen kaum gezähnten Blättern und wenigen Blüthen in der Dolde. In Süd-Amerika. 18) B. *quindiuensis* Humb., ohne Dornen, mit ablangen krautartig gestachelten dornig gezähnten Blättern und aufrecht stehenden behaarten vielblüthigen Trauben. Auf den Bergen bei Quindiu in Süd-Amerika.

II. Mit einfachen Blättern und einblüthigen Stielen.

19) B. *tomentosa* R. et P., ohne Dornen, mit eiförmigen unten dicht filzigen kaum dornig gezähnten Blättern und dünnen Blüthenstielen. (Ruiz et Pav. fl. per. 3. t. 282. 6.) Bei Concepcion in Chili. 20) B. *lutea* R. et P., ohne Dornen, mit umgekehrt eiförmigen, glattrandigen oder dreispitzigen Blättern, behaarten Zweigen und Blüthenstielen, die kürzer als die Blätter sind. (Ruiz et Pav. l. c. t. 280.) Auf den Andes. 21) B. *inermis* Pers., ohne Dornen, mit elliptischen glattrandigen Blättern, die kürzer als die Blüthenstiele sind. An der Magelhaensstraße. 22) B. *buxifolia* Lam., mit dreitheiligen Dornen, ei-lanzettförmigen glattrandigen Blättern und Blüthenstielen, die länger als die Blätter sind. Auf dem Feuerlande. B. *microphylla* Forst., ist eine Abart davon. 23) B *empetrifolia* Lam., mit dreitheiligen Dornen, linienförmigen, am Rande umgebogenen Blättern und einblüthigen Stielen. An der Magelhaensstraße. 24) B. *cuneata* Cand., mit dreitheiligen Dornen, die fast länger als die keilförmigen dreitheilig dornigen glatten Blätter sind, und einblüthigen Stielen von gleicher Länge an den Blättern. Am Deseado-Hafen in Süd-Amerika. 25) B. *heterophylla* Juss., mit dreitheiligen Dornen, ei-lanzettförmigen Blättern, von denen einige glattrandig sind, andere in drei stechende Spitzen auslaufen und Stielen von gleicher Länge wie

---

*) Der aus den länglichen, röthlichen reifen Früchten dieses Strauchs, den Berberizen- oder Sauerdornbeeren, gepreßte, abgeklärte, filtrirte und in Glasflaschen mit etwas darauf gegossenem reinen Provenceröl an einem kühlen Orte aufbewahrte röthliche Saft, welcher, zumal frisch, viele freie Äpfel- und Weinsteinsäure nebst etwas Citronensäure enthält, je nach dem verschiedenen Grade der Beerenreife, läßt sich meist statt des Citronensaftes, namentlich als Zusatz zu Arzneien, zum Punsch, zu Gelées ꝛc. anwenden. Mit $\frac{1}{7}$ Limonensaft einige Zeit digerirt, filtrirt, und bis zur Hälfte gelinde abgeraucht, schießt er im Kühlen zu einem festen sauren Salze an. — Auch der angenehme Berberizensyrup, Syrupus berberum, kann füglich den Citronensyrup vertreten. — Die Berberizuckerkügelchen schmelzen im Munde, und stillen einigermaßen den heftigen Durst Gesunder und Kranker. —

Die lieblich sauern Blätter empfiehlt man im Absude zum gelind adstringirenden Mundwasser bei lockerm Zahnfleisch, und davon wackelnden Zähnen.

Die Wurzel und innere Rinde des Stammes, in wenigem Aufguß wirkt stark auf den Stuhl, und wurde sonst gegen Gelbsucht ꝛc. verordnet. Beide nebst den Ästen (Bugia) färben damit gekochtes Linnen-, Wollen- und Seidenzeug gelb; aber nur auf der mit Alaun gesottenen Schafwolle steht die Farbe. Zugesetzter Weinstein gibt mit dem Berberizen-Pigment ein schönes Citrongelb, trockne und gestoßene Heidelbeeren aber damit eine grüne Farbe. Häufiger wendet man es jetzt zum Safrangelb-Färben an. Auch läßt sich daraus eine Art Saftgelb bereiten, das Erdsengelb. — Die Blätter und Zweige taugen getrocknet zum Rein- und Hochgelbfärben des Tuchs, mit Alaun zum Paille-, und mit Eisenvitriol zum Dunkelolivengrün-Färben desselben. — Die Beeren färben ohne Weinsteinzusatz lederroth; durch Alaun wird die Farbe lichter. Der Saft davon gibt mit Alaun eine rothe Tinte. — Mit Tamarindenmark u. dergl. finden sie bei der Zubereitung mancher Tabakssaucen ihre Anwendung, um einen Theil des Nicotins, jenes narkotischen Kalcids in den Nikotianaarten, zu zerstören. Übrigens können sie auf Brantwein, Essig ꝛc. und zum Rothfärben der Conditoreiwaren benutzt werden. (*Th. Schreger.*)

Digitized by Google

die Blätter. An der Magelhaensstraße. 26) B. *virgata* R. et P., mit kleinen unmerklichen Dornen, ruthenförmigen Zweigen, umgekehrt eiförmigen, entweder glattrandigen oder dornig-gezähnten Blättern und Blüthenstielen, die von gleicher Länge wie die Blätter sind. (Ruiz et Pav. l. c. t. 281. f. B.) In Peru. 27) B. *sibirica* Pall., mit drei- bis siebentheiligen Dornen, umgekehrt ei-lanzettförmigen gesägt-gewimperten Blättern und Blüthenstielen, die kürzer als die Blätter sind. Im östlichen Sibirien.

III. Mit gefiederten Blättern.

28) B. *tragacanthoides* Cand., eine zweifelhafte Art, die de Candolle in Tournefort's Samlung aus Kaukasien fand. Sie hat kleine dreitheilige Dornen, zweipaarige gefiederte Blätter, deren Stiel in einen kleinen Dorn übergeht. 29) B. *caraganaefolia* Cand., der vorigen ähnlich, aber eben so zweifelhaft, da gar keine Blüthen an dem Exemplar sind, welches Staunton aus China in Banks Herbarium verwahrt hat. (*Sprengel.*)

Berbern, s. Berberei.

BERBICE, eine (von dem gleichnamigen Flusse benante) Kolonie der Briten auf dem Kontinente von Südamerika und zwar in demjenigen Theile der Halbinsel, der Guyana heißt. Ein Holländer, Namens van Peer, aus Vliessingen gebürtig, versuchte 1626 hier die erste Niederlassung, aber da diese verschiedne Unfälle betrafen, so verkaufte der Gründer dieselbe an einige Amsterdammer Kaufleute, welche anfangs die Gesellschaft von Berbice van Hoorn und Comp. stifteten, 1732 aber den Handel dahin allen Holländern gegen eine gewisse Abgabe frei gaben. So lange die Holländer Herren des Landes waren, konte die Kolonie sich durchaus nicht heben, und erhielt sich in einem so schwachen Zustande, daß 1778 ihr ganzer Volksbestand sich nur auf 250 Weiße und 7000 Neger belief und die Ausfuhr an Zucker auf 2679, an Kaffee auf 15,000, an Kakao auf 1300, und an Baumwolle auf 2400 Entr. angeschlagen wurde. 1796 wurde sie von den Briten genommen, 1802 im Frieden von Amiens zwar zurückgegeben, aber schon 1803 wieder erobert und 1814 im Pariser Frieden behalten. Seit dieser Zeit hat die Kolonie sich sehr gehoben, besonders da viele Pflanzer von den westindischen Inseln, wegen deren Erschöpfung, das Festland vorzuziehen anfangen. — Berbice liegt zwischen 320 bis 321° 10′ Ö. L. und 4° bis 6° 30′ N. Br., gränzt im N. mit dem Oceane, im O. mit Surinam, im S. mit dem franz. Guyana, im W. mit Demerary und hat etwa 130 Q.-M. Flächeninhalt. Der Abarry macht die Gränze mit Demerary im W., der Corantin scheidet sie von Surinam, die Mitte durchströmt der Berbice, der 40 Meilen aufwärts schiffbar ist und den ebenfalls auf eine Strecke von 6 Meilen schiffbaren Canje aufnimt. Sie bildet eine weite bis zum Gebirge Tamacuraque sich ausdehnende Ebene, die freilich im Innern nur einen Wald darstellt und bis jetzt blos an den Strömen angebaut ist. Das Gestade des Meers ist niedrig, ringsumher mit einem Bollwerke von Bäumen eingefaßt, hinter welchen die Savannen den Anfang nehmen. Diese Savannen stehen während der Fluth stets unter Wasser, und sind zur Zeit der Ebbe wegen des tiefen Schlamms unzugänglich. Wo man indeß dem Eindringen der Fluth Schranken gesetzt hat, da entwickelt sich die äußerste Fruchtbarkeit, nur sind die eingedeichten Polder der Gesundheit der Europäer äußerst nachtheilig und verursachen die gefährlichsten Krankheiten. Das Klima ist dabei zum Ersticken heiß: man hat 2 Jahreszeiten, zwei trockne und zwei nasse. Der außerordentlich fruchtbare Boden produzirt alle Arten von Tropenfrüchten, und überhaupt eine Pflanzenfülle, wie man sie nur in Südamerika finden kann. Stapelwaren sind indeß Zucker, wovon 1812 9084 Entr. und 23,139 Rum allein nach den britischen Häfen, und vielleicht eben so viel nach Nordamerika ausgeführt wurde, Kakao, wovon die Ausfuhr sich 1810 auf 22,582 Entr. belief, Zucker, 1810 8050 Entr. Export, und Baumwolle 1809 18,742, und 1810 16,560½ Entr. Export; außerdem erntet man, doch in geringern Quantitäten, Vanille, Indigo, edle Früchte, Orleans und andre Farbehölzer, sehr schönes Tischlerholz, Cassia, Copaivabalsam, selbst Reis, Mais und andre Cerealien. Die europäischen Hausthiere haben sich außerordentlich vermehrt, und schwärmen zum Theil in zahllosen Haufen wild umher. Blos die Flußufer, an welchen sich gegen 700 Pflanzungen herunter erstrecken, sind bisher angebauet, das Innere des Landes, wo noch einige Stämme von Urbewohnern und Scharen von entwichnen Sklaven umherstreichen, ist völlig unbekant. Die Briten haben indeß bereits Wege durch die Küstengegenden gehauen, den Corantin mit dem Berbice dadurch in Verbindung gesetzt, und auch Niederlassungen am Corantin errichtet, die sich immer mehr verbreiten. Die Kolonie hat eine ähnliche Administration wie Demerary erhalten, einen besondern Gouverneur und britische Gesetze, doch ist die holländische Sprache noch in den Gerichten und auf der Kanzel beibehalten. Die Volksmenge belief sich 1811 nach den dem Parlamente vorgelegten Tabellen auf 550 Weiße, 240 Farbige und 25,169 Schwarze, zusammen auf 29,959 Köpfe, die sich seitdem bedeutend vermehrt hat. Hauptort und Sitz des Gouverneurs ist Fort Nassau am Berbice, etwa 10½ Meile von dessen Mündung, eine andre Stadt New Amsterdam am Zusammenflusse des Berbice und Canje und ein volkreicher Ort, der 1811 5500 Einw. hatte. Die Ausfuhr wurde 1809 auf den Werth von 1,936,630, die Einfuhr auf 496,620, die Ausfuhr 1810 auf 1,915,566, die Einfuhr auf 517,850 Gulden angegeben. Die Einkünfte fließen aus der Kopfsteuer, der Accise auf Zucker, und aus dem Schiffszolle. (Nach Bolingbroke und dem Edinb. Gazetteer.) (*Hassel.*)

Berbir, s. Gradiska.

Berbis, Berebis in Pannonien, s. St. Georgen.

BERCH (Karl Reinhold), schwedischer Finanzrath und Ritter des Nordstern-Ordens, geb. zu Anfang des 18. Jahrh. und gest. 1777, hat sich durch verschiedene historische Werke rühmlich bekant gemacht. Vornehmlich werden ausgezeichnet seine Beschreibung der Münzen und Denkmünzen Schwedens, und die nach Münzen bearbeitete Geschichte der Könige und denkwürdigen Personen Schwedens. (*H.*)

BERCHEM, Marktfl. in dem Distr. Oudenarde der niederländ. Prov. Ostflandern an der Schelde mit 1475 Einw. Er hat Leinweberei und Leinbleichen. —

Das gleichnamige Dorf im Distr. Herzogenbusch der niederländ. Prov. Nordbrabant enthält in 250 Häus. an 1300 Einw. (*Hassel.*)

Berches, Birchath, s. Segen.

BERCHING, Stadt des Landgerichts Beilngries im baierischen Regenkreise, an dem Flüßchen Sulz, mit 6 Kirchen, 242 Häus. 1206 Einw., verschiednen lebhaften Gewerben, einem katholischen Decanate und Franziskaner-Hospitium. Vormals gehörte dieser Ort zum Fürstenth. Eichstädt, war dem Oberamte Hirschberg zugetheilt und trieb einen bedeutenden Weinhandel; so, daß das Sprichwort galt: Eichstädt hat in Berching den besten Wein, in Beilngries das beste Fleisch, in Greding das beste Brod und in Kipfenberg das beste Bier. Im J. 1309 wurde der Ort vom K. Heinrich und 1381 vom Bischof Raban mit verschiednen Freiheiten beschenkt. (*Eisenmann.*)

BERCHTESGADEN, ein Fürstenthum im Königreiche Baiern (dermalen im Isarkreise.). Die Landschaft Berchtesgaden, von hohen Kalkgebirgen rund umstellt, und jenseit derselben von der Salzach und Saale umflossen, liegt im südwestlichen Theile des alten Salzburggaus, im Umfange des Dynastengebiets der Hallgrafen (um Reichenhall), die als solche aus dem weit verbreiteten Stamme der Grafen vom Chiem- und Salzburggau hervorgingen. — Tuval (vielleicht das tiefe Thal und der tiefe Wald), ist urkundlich eine der ältesten Benennungen dieser Landschaft, worin bisher, so nahe dem berühmten Juvavium, keine Spur eines römischen Wohnsitzes gefunden wurde. Der Name Berchtesgaden, in den ältesten, bis zum Ende des 11. Jahrh. zurückweichenden Urkunden — Bertheresgadmen — erklärt sich nach dem keltisch-germanischen Idiom aus der Geschichte der ersten Anbauung der Gegend im Gegensatze von Grafengaden. So hieß das äußere Thal zwischen dem berufenen Untersberg und den Vorgebirgen des Göhls, mit einer Burg der Hallgrafen, heute St. Leonhard, wozu die herrschaftliche Meierei (Barton) im tiefern Wald- und Alpenrevier gehörte [1]).

Irmengard, aus den Dynasten von Rott am Inn, zuerst in das Haus Mögling (Medelinga) verehelicht, dann Gemahlin des Hallgrafen Engelbert III. von Wasserburg, erbaute die erste Zelle des heil. Martin am Priesterstein in Berchtesgaden ums J. 1088; und widmete mit Beihilfe ihres Gemahls die Ortschaften Grafengaden und Berchtesgaden und den ringsum gelegenen unabeheuern Wald zu einer Stiftung, die aber erst im J. 1111 durch Irmengard's Tochter aus dem Hause Sulzbach im Nordgau, Adelheid und deren Gemahl Berengar vollzogen wurde. Eberwein, ein tüchtiger Zögling des verständigen Propst Ulrich von Raitenbuch (Rothenbuch) an der Ammer, welche Stiftung der Welfen im verdienten Rufe einer vorzüglichen Disciplin von der Regel der Chorherren des h. Augustin die Pflanzschule verschiedener Klöster in Baiern und Sachsen ward, führte die ersten Mönche nach Baumburg (an d. Alz) und nach Berchtesgaden. Denn die Errichtung beider Stifter war gleichzeitig, und zum Theil aus gemeinschaftlichen Gütern der Hallgrafen und Dynasten von Mögling. Im J. 1122 weihte Erzbischof Konrad von Salzburg das Münster zu den hh. Johann Täufer und Peter, und Eberwein [2]) zum ersten Propsten in Berchtesgaden ein. Durch ursprüngliche und spätere Schenkungen der Hallgrafen, der Grafen von Sulzbach, Plaien und Peilstein, der von Ortenburg, Kraiburg, der Dynasten von Mögling, Dornberg, Leonsberg und Julbach u. s. w., besaß dieses Chorherrenstift mit einem Frauenkloster zur Seite, außer dem geschlossenen Waldgebiete auch beträchtliche Güter und Rechte im vordern Salzburggau, im Chiemgau, Pinzgau, Pongau, in Östreich, in Niederbaiern, in der Oberpfalz, und selbst in Franken. — Im J. 1122 finden sich schon mit Salzburg gemeinschaftlich betriebene Salzgruben am Tuval, dem südöstlichen Gehänge von Grafengaden; der Marktflecken Schellenberg nahm hievon seinen Ursprung.

Im J. 1156 erhielt das Stift Berchtesgaden von Kaiser und Reich das Salz- und andere Regalien, 1194 die weltliche Gerichtsbarkeit, 1294 den Blutbann.

Gegen Ende des 15. Jahrh. ward dem Propsten von Berchtesgaden selbst vom Kaiser der Titel eines Reichsfürsten gegeben, wie denn auch seither (von Ulrich II, 1486—1496 an) dieser Titel behauptet wurde. Seit dem 15. Jahrh. nahm das Stift nur adelige Capitularen auf. Es zählte bis zu seiner Auflösung 47 Pröpste, und darunter mehre, welche in der Geschichte Teutschlands merkwürdig geworden sind [3]). Der letzte Fürstpropst Joseph Konrad, Freih. von Schraffenberg, gest. 1803, war zugleich Fürstbischof von Freysing und Regensburg. Sehr wichtig für die Menschen- und Länderkunde ist die Kulturgeschichte dieser Thäler von 8 — 9 Geviertmeilen Flächenraums, die ein Kranz von 6 — 8000 Fuß hohen Gebirgen, aus deren Mitte der Watzmann (Wateman) mit 9000′ über's Meer ragt, umschließt, und worin sich außer den beiden Marktflecken Berchtesgaden und Schellenberg die 8 Genossenschaften (hier Gnotschaften) Oedenberg, Gern Au, Scheffau, Salzberg, Schönau, Ramsau und Bischofswiese bildet. Neben der beschränkten Feld- und einer ungleich weitern Alpenwirthschaft ist der Salzbergbau der älteste und vorzüglichste Erwerb des Stifts. Die gemeinschaftlichen Gruben am Tuval wurden bald aufgegeben, und dafür tiefer im Lande die am Geldenbach eröffnet, wozu die Pfanne zu Schellenberg gehörte. Seit dem J. 1517 stehen die heutigen reichen Salzberge Berchtesgadens mit den Pfannen zu Frauenreut im Betriebe. Der Selbständigkeit wegen hatte Berchtesgaden von Salzburg her manchen Kampf zu bestehen, und in Salzausfuhr verschiedene Bedrückungen zu leiden. Ein anderer schon in das 13. Jahrh. zurückreichender Nahrungszweig Berchtesgadens ist die Verferti-

1) Seit 150 Jahren wird zwar öfter auch Bertholdsgaden geschrieben, welches aber auf einem offenbaren Irthume und in der Urkunde der ältern Sprachen beruht; denn es findet sich in der Spezialgeschichte von Berchtesgaden eben so wenig ein Berthold, als in der von Braunschweig ein Bruno, von welchen diese Ortsnamen mit Zug abgeleitet werden könnten.

2) *Lapidum artificibus monasterii fundamenta locavit* — Eberwinus. Wirklich zeigen die Marmorsäulen des Kreuzgangs noch von der damaligen Kunststufe. 3) M. s. hierüber: Geschichte des Fürstenthums Berchtesgaden und seiner Salzwerke ꝛc. München 1815 vom Ritter v. Koch Sternfeld.

Digitized by Google

gung der Holz- und Beinwaren, welche, zum Theil als Nürnberger Waren — ihrer unglaublichen Wohlfeilheit wegen als Spielzeug und Hausgeräth in ganz Europa gesucht, und bis Amerika versendet werden. — Zu Ende des 17. Jahrh. kam in der Pfarre Schellenberg von Hallein her auch die Baumwoll-Strickerei auf, deren auswärtigen Absatz die Webmaschinen schon lange mehr als die benachbarten Zölle beeinträchtigen. — Die Pfarrgemeinde Ramsau hält sich an den solidesten Nahrungszweig, an die Viehzucht; sie zählt die kräftigsten Menschen und keinen Bettler. Die Volksmenge des Fürstenthums schwankt nach den Verhältnissen der bemerkten Nahrungszweige zwischen 8 und 9000 Menschen.

Im J. 1803 ward auch dieses unmittelbare Reichsstift säcularisirt, und mit dem Herzogthume Salzburg dem Großherzoge von Toscana eingeräumt. Durch den Preßburger Frieden kam es mit Salzburg (1806) an Österreich; — durch den Wiener Frieden (1809) zur Disposition Frankreichs; — 1810 an Baiern. Es ward ein Landgericht zweiter Klasse. Durch den Statsvertrag von 1816 wurden Salzburg und Berchtesgaden, welches bairisch blieb, wieder getrennt. — Im J. 1817 ließ die Regirung durch den k. Salinenrath v. Reichenbach mittelst der neuern Soolenleitung die Salzberge Berchtesgadens mit den Salinen Reichenhall, Traunstein (diese beiden waren seit 1618 durch die Soolenleitung Reiffenstuls in Verbindung) und mit Rosenheim verbinden.

Berchtesgaden, der Marktflecken, der Sitz des kgl. Landgerichts, eines Dekanats und Salzoberamts, liegt 2018′ über dem Meere, hat eine fürstliche Residenz, 3 Kirchen, mehr als 140 Häuser, und merkwürdige Warenlager. Die im J. 1820 eingeäscherte Salzpfanne Frauenreut ward wieder im größern Umfange hergestellt. Von Salzburg, Hallein, und Reichenhall führen sehr gut unterhaltene Landstraßen nach Berchtesgaden und durch das Fürstenthum, insbesondere auch zum vielbesuchten Königs- oder Bartholomä-See. Hier und im Windbachthale werden große Jagden gehalten, und die Gemsen zahlreicher, wie nirgends in Europa, gehegt; die höchsten Felsenklüfte bewohnt das Murmelthier, und die Tiefe der Seen der köstliche Salmling. Der Freund und Kenner der erhabenen Natur, der Geognost, der Botaniker, der Technolog und Maler —: keiner wird anderswo auf einem so engen Raume des Herrlichen und Unterrichtenden so viel finden[4]). (*von Koch Sternfeld.*)

Berchthold, s. Zähringen.

BERCHTHOLD (Bruder), ein Minorit, der zu Regensburg geboren und gestorben seyn, und nach dem Tode noch Wunder gewirkt haben soll. Vitoduran erwähnt seiner zwischen den Jahren 1265 und 1273. Allein er muß weit später noch gelebt haben. Er predigte umherziehend dem zusammengelaufenen Volke, welchem er seine Plätze nach der Richtung des Windes anwies, dessen Zug er vermittelst einer an einen Faden gebundenen Feder beobachtete. Er belehrte viele Sünder und Sünderinnen. Eine solche, welche ihre Fehltritte öffentlich sogleich eingestand, nahm eben so schnell auf seine Empfehlung und eine Ausstattung von 10 Pfund, bei deren Einsammlung abermals ein großes Wunder geschah, welches darthun sollte, daß der Prediger selbst das Künftige vorher sah, Einer aus dem Volke zum Weibe. In Winterthur habe er nie gepredigt ob thelonenm pessimum, welchen die Stadt nicht habe abschaffen wollen. — Thes. Hist. Helvet. p. 6. und 7. — Er ist nicht zu verwechseln mit einem andern Bruder Berchthold von Offtringen, der ein Kriegsmann Kaiser Rudolphs I. gewesen war, und nach der Ermordung Kaiser Albrechts ein von der Witwe desselben, Elisabeth, auf der Stätte, wo die That war begangen worden, erbautes Bruderhaus bewohnte. Als nachher die durch die schreckliche Blutrache, so wie durch Beharrlichkeit und Gewandtheit bekante Tochter Albrechts, die Königin Agnes, auf diesem Platze das Kloster Königsfelden erbaute, und der alte Eremit seine Zelle in der Nähe aufschlug, konte Agnes den oft vorüber Wallenden nie bewegen, ihre Kirche zu betreten. Berchthold sprach zu ihr die auf die Nachwelt übergegangenen sinnvollen Worte: „Frau! es wird Gott nicht sonderlich gedient, wenn man raubet, vieles und zwar unschuldiges Blut vergießt, und dann aus diesen Gütern Klöster stiftet". (*Meyer von Knonau.*)

BERCHTHOLD (Leopold Graf v.), wirkl. k. k. Kämmerer und Ritter des St. Stephan Ordens, Güterbesitzer in Mähren, gest. im Aug. 1809, verdient als ein zweiter Howard eine Ehrenstelle in den Jahrbüchern der Humanität. Dreizehn Jahre durchreiste er Europa und vier Jahre mehre Länder Asiens und Afrika's, um Menschenelend und die Mittel zu dessen Linderung kennen zu lernen, und überall wirkte er durch Schrift und That, Menschenliebe zu befördern, bis er selbst das Opfer seiner Anstrengungen wurde. Auf diesen großen Zweck waren auch alle seine Schriften gerichtet, die er immer in der Sprache der Länder schrieb, in welchen er sich eben aufhielt, und größtentheils unentgeldlich verbreitete. So macht er in seinem Essay to direct and extend the Inquiries of patriotic Travellers etc. (London. 1789. 2 V. 8.*) die Reisenden vorzüglich auf die Erkundigung nach den Mitteln zur Erhaltung des Lebens und zur Versorgung der Armen, so wie nach den von den Barbaresken gefangenen Unterthanen seefahrender Staten und den Maßregeln zu deren Befreiung, und andere dergleichen Gegenstände aufmerksam; in einem Anhange ist selbst Hawes Anweisung zur Wiederherstellung der dem Anscheine nach Ertrunkenen oder auf andere Weise Erstickten abgedruckt. Er selbst wurde in London Mitglied der betanten Human Society oder Rettungsgesellschaft,

4) Wer sich über diese Landschaft umständlich unterrichten will, lese die Geschichte des Fürstenthums Berchtesgaden und seiner Salzwerke in 3 Buchern. Vom Ritter J. C. von Koch Sternfeld. Salzburg und München 1815.

*) Das Werk (dessen zweiter Theil ein, nach den Ländern und Städten Europens alphabetisch geordnetes, aus Struck geschöpftes, Verzeichniß von Reisen und topographischen Nachrichten enthält) wurde von dem thätigen Beförderer alles Guten in Frankreich, Lasteyrie, 1797 ins Französische übersetzt; früher erschien die teutsche Übersetzung eines Ungenannten, vom verstorbenen Bruns durchgesehen, zu Braunschweig 1791. 8.

beförderte Fothergill's und Poppe's Schriften, und sorgte dafür, Struve's Hilftafeln in Umlauf zu setzen. Seine nächste 1791 ohne Namen herausgegebene Schrift war die nach Frank, Hensler, Hufeland und andern Ärzten bearbeitete „Kurzgefaßte Methode, alle Arten von Scheintodten wieder zu beleben und der allergrausamsten Mordthat, Lebendige in das Grab zu legen, vorzubeugen, bekant gemacht von einem reisenden Teutschen" (Wien 1791. 8.), die er in Wien unentgeldlich vertheilen und noch in demselben Jahre ins Französische übersetzt, der Nationalversamlung zu Paris vorlegen ließ. Später machte er sich, bei seinem Aufenthalte in Portugal, durch einige ebenfalls unentgeldlich in Umlauf gebrachte Schriften um die Verbreitung menschenfreundlicher Gesinnungen verdient, durch einen „Versuch über die verschiedenen Mittel zur Erhaltung des menschlichen Lebens in verschiedenen Gefahren" (Liss. 1792) und einen dem Originale nach in Wien abgedruckten „Versuch, die Gränzen der Wohlthätigkeit gegen Menschen und Thiere zu erweitern" (Liss. 1793). Von seinem gewagten Unternehmen, die Pest an Ort und Stelle kennen zu lernen, und von dem dagegen empfohlenen specifischen Mittel der (Oliven-) Öl-Einreibungen, belehrte er das Publikum in seiner „Nachricht von den im St. Antons Spitale in Smyrna mit dem allerbesten Erfolg gebrauchten einfachen Mittel, die Pest zu heilen, und sich vor derselben zu bewahren, welche im Lande selbst gesammelt worden ist und zur unentgeldlichen Vertheilung herausgegeben wird von —" (Wien 179*. 8.) In den letzten Jahren sorgte er eifrig für die Verbreitung der Schutzpocken. Bei diesen kosmopolitischen Bestrebungen vernachlässigte er keineswegs sein Vaterland und dessen Nachbarschaft. Er stiftete eine Humanitätsgesellschaft in Mähren, und Rettungsanstalten in Prag und Brünn**), errichtete im J. 1801 auf seinem Gute Buchlau eine Baumschule für die Jugend, unterstützte in dem Hungerjahr 180* die bedrängten Bewohner des Riesengebirges, für die er an 65000 fl. sammelte, gab 1807 „Tabellen für Ackersleute und Handwerker über die Gefahren bei ihrem Berufe und die Mittel dagegen", und 1809 „Beiträge zur Veredlung des östreichischen Landwehrmannes" heraus; dies war seine letzte Schrift; bald darauf führte ihn seine letzte menschenfreundliche Handlung dem Grabe zu. Auf dem erwähnten Gute Buchlau hatte er sein schönes Schloß Buchlowitz zu einem Lazarethe für die östreichischen Krieger eingerichtet; hier ergriff ihn das epidemisch wüthende Nervenfieber, dessen Opfer er wurde***). (*Ersch.*)

BERCKHEYA Ehrh., eine Pflanzengattung †) aus der natürlichen Familie der Compositae, aus der dritten Ordnung der neunzehnten Linné'schen Klasse. Der Charakter besteht in dem einblättrigen Kelch, mit geschuppten oft dornigen Deckblättern umgeben. Der Fruchtboden ist voll Zellen mit kurzen Spreuspitzen umringt. Die weichzottigen Samen sind mit Spreublättchen gekrönt. Alle Arten wachsen am Kap.

1) B. *incana* W., mit abwechselnden ablangen dornig gezähnten dreinervigen geaderten unten grau zottigen Blättern, und dornigen Hüllblättern des Kelches. (*Thunb.* in Naturf. Sellsk. Skrift. 3. t. 11.) Am Kap wie alle folgende Arten. 2) B. *obovata* W., mit entgegenstehenden ablang lanzetförmigen, an der Basis verdünten dornig gezähnten platten Blättern. (*Jacqu.* ic. 3. t. 591.) 3) B. *lanceolata* W., mit linien-lanzetförmigen, entfernt gewimperten, dornigen, zurückgeschlagenen, unten filzigen Blättern. (*Thunb.* l. c. t. 4.) 4) B. *cuneata* W., mit abwechselnden keilförmig ablangen dornig gezähnten, auf beiden Seiten zottigen Blättern. (*Thunb.* l. c. t. 10.) 5) B. *spinosissima* W., mit entgegenstehenden verwachsenen, ungleich dornig gezähnten, unten zottigen Blättern, und halb gefiederten dornigen Hüllblättern des Kelches. (*Thunb.* l. c. t. 12.) 6) B. *palmata* W., mit abwechselnden, lanzetförmigen, halb gefiederten, unten filzigen Blättern, deren Fetzen glattrandig und an der Spitze dornig sind, mit drei- bis fünftheiligen Hüllblättern des Kelches. (*Thunb.* l. c. t. 13.) 7) B. *grandiflora* W., mit entgegenstehenden lanzetförmigen dreinervigen dornig gezähnten unten filzigen Blättern. (*Vahl* in Naturf. Sellsk. Skrift. 2. t. 7.) 8) B. *sulcata* W., mit lanzetförmigen gewimperten dornigen, dachziegelförmig auf einander liegenden, unten gefurchten, glatten Blättern. (Gorteria spinosa *Jacqu.* Schönbr. 3. t. 372.) 9) B. *uniflora* W., mit abwechselnden lanzetförmigen, dornig gezähnten, unten filzigen Blättern, einem einblüthigen Stamm und lanzetförmigen gesägten Hüllblättern des Kelches, die so lang als der Strahl der Blumen sind. (*Thunb.* l. c. t. 7.) 10) B. *cynaroides*, mit Wurzelblättern, die glattrandig und dornenleer sind, Stammblättern, die herzförmig den Stengel umfassen, gewimpert und dornig sind, und glattrandigen Hüllblättern des Kelches.

Die andern Willdenow'schen und R. Brown'schen Arten gehören theils zur Gattung Cuspidia Gärtn. theils zur Cullumia *R. Br.*, theils sind sie noch nicht näher untersucht. (*Sprengel.*)

BERCKMANN oder BERKMANN (Johann), auch wol Barkmann, und, nach jetziger Schreibart, Bergmann, wie auch schon Sastrow ihn nent, pommerscher und zwar speciell stralsundischer Chronikant im 16. Jahrh. Die Zeit seiner Geburt muß in das letzte Jahrzehend des 15. Jahrh. fallen, und vielleicht war Stralsund sein Geburtsort, wenigstens lebte er dort schon zur Zeit des Papstthums als Augustiner-Mönch[1]). Zum

) Auch hatte er auf die Abfassung eines Lehrbuchs der Humanitäts-Anstalten einen Preis von 1000 fl. gesetzt. *) Vgl. Nat. Zeit. 1809 vom 28. Sept. und (Böttiger) im Morgenbl. 1809 vom 17. Oct.

†) Benant von dem holländ. Botaniker J. Lefrane v. Berkhey, Vf. einer expos. characterist. structurae florum, qui dicuntur compositi. (Leyden 1761 4.)

1) Sastrow (Bürgermeister zu Stralsund) sagt in der Vorrede zu seiner Selbstbiographie (s. die Note zu Th. 2. dieser Encyclopädie S. 58.) ausdrücklich von Joh. Berckmann: „den man sonst den Augustiner dahero nennete, daß er allhie in St. Johannis Kloster Augustiner-Ordens eingekleideter Mönnich gewesen." Das St. Johannis Kloster war übrigens eigentlich Franziscaner-Ordens; nach Sastrow's Worten und andern stralsundischen Nachrichten müssen auch Augustiner darin gelebt haben. Ein

Lutherthume bekante er sich, wie es scheint, nicht gar lange vor 1527, und Prediger desselben war er, nach seiner eigenen Angabe, zuerst zu Brandenburg in der Mittelmark [2]), von wo er aber, weil er in den bischöflichen Bann gethan wurde, weichen mußte. Im J. 1527 ward er in Stralsund Diakonus an der dortigen St. Marien-Pfarrkirche [3]), und blieb dies bis Johannis 1555, um welche Zeit er, entweder weil er in Folge einer schon zu Brandenburg ihm zugestoßenen Lähmung an den Füßen [4]) zu schwach war, dem Amte länger vorzustehen, oder, wie er selber es darstellt, auf Anstiften des damaligen ersten Predigers zu St. Marien, Gregorius Zepelin, vom Rathe zu Stralsund seiner Stelle entlassen wurde [5]). Im J. 1556 wurde ihm zwar das Predigtamt und die Selsorge bei den noch übrig gebliebenen und zur Zeit der Einführung der Reformation in Stralsund nach St. Catharinen verpflanzten Brigittiner (eigentlich Birgittiner) Nonnen [6]) wieder anvertraut; jedoch nach kaum einem halben Jahre 1557 auch wieder genommen. Er starb im J. 1560 den 12. März [7]).

Von ihm ist noch ein plattteutsch geschriebenes speciell stralsundisches Geschichtswerk unter dem Namen: „Chronica Johann Berckmann's" vorhanden, welches, obgleich von pommerschen Geschichtschreibern, namentlich von den Erzählern der Einführung der Reformation in Stralsund [8]) mehrmals genant, doch seinem ganzen Inhalte nach bisher so gut als gar nicht bekant gewesen, viel weniger benutzt worden ist. Die umsichtigsten, sorgfältigsten und gelehrtesten stralsundischen Geschichtforscher, Joh. Ehrenfr. Charisius und Joh. Albr. Dinnies [9]) haben sogar diese Chronik nie zu Gesicht bekommen, und äußerten sich, daß sie verloren gegangen seyn müsse. Was aus ihr von diesen Beiden und andern Geschichtschreibern stralsundischer Begebenheiten, angeführt wird, ist aus den sogenanten Congestis Buschii genommen. Der Verf. dieses Artikels, in dessen eigenthümlichen Besitz diese Chronik, wie er vermuthet, in der von Berckmann selbst verfertigten Urschrift, vor einigen Jahren gekommen ist, verdankt ihr selber unter andern auch diejenigen Nachrichten, welche er oben von dem Leben ihres Urhebers gegeben hat.

Die Chronik begint mit 1230; bis 1510 sind die gegebenen Nachrichten indeß sehr fragmentarisch; von da an bis 1559 geht aber die Erzählung in ununterbrochener Folge fort. In Hinsicht der Darstellung kann der Verf. keine Vergleichung aushalten, weder mit Kantzow, Klempzen, Valentin Eichstedt (nur von den teutschen Annalen desselben ist hier die Rede) und Sastrow, noch mit Wedel und Engelbrecht [10]); Sastrow selber, der diese Chronik einige Male anführt, spricht tadelnd und wegwerfend von ihr hinsichtlich des Inhalts und der Darstellung [11]); doch scheint dem Urtheile des Bürgermeisters eine gewisse Animosität zum Grunde zu liegen, denn Berckmann spricht an mehren Stellen ziemlich frei über Einrichtungen und Verfügungen des Raths, besonders in geistlichen Dingen. Indeß, wie der schriftstellerische Werth dieser Chronik auch beschaffen seyn mag, so ist sie in mehrfacher Beziehung auch jetzt noch von Wichtigkeit, denn viele einzele stralsundische Begebenheiten aus den 5 ersten Jahrzehenden des 16. Jahrh. lehrt sie allein uns kennen; über die Geschichte der Sitten und Gebräuche jener Zeit verbreitet sie vielfaches Licht; der in ihr vorherrschende Ton der Unzufriedenheit über Manches läßt Eines und das Andere aus einem andern Gesichtspunkte betrachten, als es sonst erzählt wird; für die Kirchengeschichte Stralsund's und für die Kentniß der damaligen Rathsmitglieder und Geistlichen gibt sie nicht wenig Ausbeute; selbst manches auf das Allgemeine der Reformationsgeschichte sich Beziehende komt in ihr vor, und der gelehrte Forscher der plattteutschen Sprache jener

---

eignes Augustiner-Mannskloster war nicht in Stralsund. 2) In der Chronik zum J. 1555. Die Bestimmungen der Jahre sind aus eigenen Angaben Berckmann's genommen. Mir ist es wahrscheinlich, daß Berckmann mit den übrigen Mönchen, welche 1523 (dies ist das rechte Jahr des Abzuges) aus Verdruß die Stadt verließen, weggezogen ist, damals dem Papstthume noch anhängend. 3) Diese Zahl geht aus eigner Angabe hervor, auch nent Dröge (Levendt u. s. w. Heren Frans Wessel's Rostock 1570 S. 84.), wiewol irrend hinsichtlich dessen, was er von dem Hinzuge Berckmann's von St. Marien nach St. Nicolai sagt, das J. 1527. Adam Fabricius in dem Cataloge der stralsundischen Prediger vor Mich. Lodes historischer Erzählung von dem Reformationswerke in Stralsund ist durch Dröge verleitet worden, den Berckmann nach St. Nicolai ziehen zu lassen. An dieser Kirche war aber Berckmann niemals Prediger. 4) Wie er zu dieser Lähmung kam, die im Verlaufe der Zeiten so stark wurde, daß er durchaus nicht gehen konte, erzählt er selbst zum J. 1555, bei welchem er auf seine frühern Begebenheiten komt. Sastrow nent ihn zu verschiednen Malen „den lahmen Augustiner." 5) So erklärt es sich, warum er eine 1555 abgefaßte Schrift der stralsundischen Geistlichkeit nicht mit unterschrieben hat. M. v. Fabricius bei Lodes im angef. B. S. 55. 6) S. J. A. Dinnies Nachricht von dem vormals vor der Stadt Stralsund belegenen Kloster Brigittinerordens, Marienkron genant, in T. H. Gadebusch's pommerschen Samlungen Heft 2. und 3. S. 147. u. s. w. Den bis dahin noch katholisch gebliebenen Nonnen wurde, nach Berckmann, im Jahr 1556 zur Pflicht gemacht, die neue Lehre anzunehmen; das mußte Knipstrow, der auch von Wolgast und Greifswald aus mit stralsundischen Kirchen-Angelegenheiten sich noch öfters befaßte, ihnen im Namen des Fürsten ankündigen; widrigenfalls würde man sie aus dem Kloster herausjagen. Da forderten sie den Joh. Berckmann zu ihrem Prediger. Knipstrow war der Vermittler bei dieser ganzen Angelegenheit; auch wurde er vom Rathe wieder nach Stralsund verschrieben, als man den Berckmann seines Amtes von neuem entlassen wollte. 7) Bei Dröge S. 84. 8) Gregorius Langemak in der Oratio secularis de Providentia divina circa Sundensem Reformationem etc. Stralsc. 1723. 4. und Michael Lodes in der kurzen historischen Erzählung u. s. w. Stralf. 1723. 4. 9) Beide als Vorsteher des stralsundischen Gemeinwesens, als Geschichtforscher für ihre Vaterstadt und für ihr Vaterland, und als Gelehrte überhaupt so ehrenwerthe und verdiente Männer, daß keine Zeit ihre Namen aus der stralsundischen Geschichte vertilgen wird. 10) Vgl. über diese Geschichtschreiber und Chronikanten das Urtheil von Rühs in seinem Handbuche der Geschichte des Mittelalters S. 790. 11) Sastrow ist auf Berckmann in hohem Grade erbittert; wie aus mehren Äußerungen über ihn hervorgeht; z. B. aus einer Stelle, wo er seine Erzählung Kakelei nent. Freilich kam ihm Berckmann weder an Talent, noch an Gelehrsamkeit und Bildung gleich, auch kante der Bürgermeister manche städtische Geschichte wol besser und genauer als der an den Füßen gelähmte Prediger, der vielleicht kaum weiter, als aus seiner Wohnung in die Kirche kam, sie kennen konnte.

Zeit möchte auf Manches stoßen, wodurch er für die Mühe, welche das Lesen dieser ziemlich spröden auch stellenweise unordentlich und mitunter ziemlich nachlässig hingeworfenen Chronik macht, belohnt würde. Der verewigte Rühs hat daher schon mit Recht auf diese Chronik aufmerksam gemacht, und der Verf. dieses Aufsatzes auch schon Eines und das Andere aus ihr gelegentlich angeführt[12]). Übrigens hat B. seine Chronik erst nach dem Jahre 1543 angefangen, wie aus der Chronik selber erhellt. (*Mohnike.*)

BERCY, Dorf im Bez. Sceaux des franz. Dep. Seine, unweit Paris am rechten Ufer der Seine, hat ein Schloß mit einem Parke, verschiedne andre geschmackvolle Landhäuser, 388 Häus. und 1665 Einw., worunter viele Sattler, deren Arbeit Ruf hat. Auch bestehen große Gerbereien, 1 Kattundruckerei, 1 Vitriol- und 1 Zuckersiederei. Die Pariser Weinhändler besitzen hier eine große Weinniederlage. (*Hassel.*)

BERDA. So heißen 2 kleine Flüsse in Rußland, von denen der eine an den Gränzen der Jekaterinoslawschen Statthalterschaft und Taurien entspringt, der andre aber aus den Gebirgen in Kolüwan fließt und 50 M. unter Barnaul in den Ob fällt. Dieser hat eine ziemlich fruchtbare Umgegend und ist gut bewohnt. Oben an der Berda sind Schieferberge, in welchen (nach Falk's Versicherung in seinen Reisen), Silber- und Kupfererzanbrüche enthalten seyn sollen. Unter vielen Uferhügeln an beiden Seiten ist auch, etwa 3 M. über der Mündung der Sapotschkaja Gora ein isolirt stehender kegelförmiger, gegen 30 Klafter hoher Berg (von andern für noch höher geschätzt) der ganz das Ansehen eines künstlichen hat. (*J. Ch. Petri.*)

BERDA oder BRDA (ein Neutrum plurale in der serbischen Sprache), Gegend in Albanien an der Gränze von Montenegro. Ihr Name komt oft in den serbischen Volksliedern vor. (*Rumy.*)

BERDAA, der Name eines Sandschaks in der Landschaft Wan, berühmt wegen der schönen und kühlen Lage, wodurch dieselbe öfters der Sommeraufenthalt armenischer Könige und Königinnen ward (Dschihannüma). (*v. Hammer.*)

BERDIS oder Bardis, in Oberägypten, an der Westseite des Nils, zwischen Dühirdsche und Madsune, nach P. Lucas ein Dorf, nach Sonnini ein Flecken, nach Norden aber eine ziemlich ansehnliche Stadt, ist der Sitz eines arabischen Schechs und hat eine schöne Moschee, bei welcher südwärts ein Kanal aus dem Nil und eine ziemliche Strecke ins Land hineingeht. Ein ziemlich ansehnliches Gebiet des arabischen Schechs hat von diesem Orte den Namen, so wie auch das zu Oberägypten gehörende Caschefflik Berdis davon benant ist. (*J. F. Hartmann.*)

BERDITSCHEF (Berdiczow), ein Flecken im schitomirschen Kr. des Gouvernements Wolhynien, dem Fürsten Radzivil gehörig, am Flüßchen Gnilopet, 38 Werst von Shitomir, berühmt durch seine 5 Jahrmärkte, zu welchen sich Kaufleute aus den vornehmsten russischen Städten, aus Galizien, Preußen, Polen, der Türkei, Moldau und Walachei einfinden, seidne und baumwollene Zeuge, Tücher, Weine, Gewürze und Thee, so wie im Durchschnitt bis 10,000 Pferde und 18,000 Stück Hornvieh jährlich auf dem Markt und zwischen 1½ bis 2 Millionen Rubel in Umlauf bringen. — Der Flecken hat ein, in dortiger Gegend berühmtes Karmeliterkloster, 613 Häuser, einen geräumigen steinernen Kaufhof, seine eigne Kaufmannsbörse und 3678 Einw., meist Juden. Der Land-Schleichhandel hat die Umgebungen dieses Orts in den neusten Zeiten vorzugsweise ausgezeichnet. (*v. Wichmann.*)

BERDO, zwei Berge in Kroatien, der eine diesseit der Save, agramer Gespanschaft, Herrschaft Fuccine; durchschneidet die caroliner Straße zwischen den Poststationen Pitet und Fuccine und ist steil; der andere liegt diesseit der Save, warasdiner Gespanschaft. — Den Namen Berdo führen auch mehre Dörfer in Kroatien, die Crusius in seinem Postlex. verzeichnet hat. (*Rumy.*)

Berdoa, s. Sahara.

BERDURAN, ein Stamm der Afghanen, seßhaft im N. O. von Afghanistan zwischen dem Hindukusch, dem Sind, der Salzette und dem Kuh Soliman. Er zerfällt in mehre Äste, worunter die Jusoffei der zahlreichste ist; es sind tapfre, thätige und betriebsame, aber auch zankfüchtige, unredliche und im höchsten Grade von sich eingenommene Menschen, die weit abergläubiger und unduldsamer, weit lasterhafter und ausschweifender als die übrigen Afghanen sind, mit welchen sie die übrigen Charakterzüge theilen. Sie treiben meistens Ackerbau und sind mit Ausnahme der Jusoffei in eine Menge kleine Gemeinden getheilt, die sich zu gemeinsamer Vertheidigung in Guadus vertheilt haben. Die Jusoffei, die wieder in Zweige zerfallen, haben zwar ihre Khane, doch aber sonst eine ziemlich demokratische Verfassung. Sie sind die zahlreichsten unter den Berduran, und zählen mit ihren Fakirs oder Unterthanen aus andern Völkerstämmen gegen 700,000 Köpfe. Die Turkolaner in Batschaur zählen 12,000 Familien mit 30,000 Fakirs, die Othmankail 10,000, die Kheiber 12,000, die Khattaks 24,000 und die Pischaur außer 30,000 Fakirs 35,000 Familien (nach Elphinstone). (*Hassel.*)

Bere, s. Abere.

BEREALSTON, ein Weiler in der britischen Shire Devon in England, der am Tamar liegt und nur 100 Häus., aber doch das Recht hat, einen Wochenmarkt zu halten, und zwei Deputirte in das Parlament zu senden. (*Hassel.*)

BERECZK oder BERETZK, Marktfl. im Großfürstenth. Siebenbürgen, haromsecker Stuhl unterm Zirkel Altbezirk, zu den Taxalörtern gehörig, mit einem eigenen Magistrate, dessen Bewohner bei Errichtung der sekler Militärgränze zu derselben gezogen wurden, und nun theils zum zweiten sekler Gränzinfanterie, theils zum sekler Gränzhusarenregimente gehören. Das sehr weitläufige, besonders Holz- und weidereiche Territorium dieses Fleckens

12) Rühs in der Recension von Kosegarten's Ausgabe des Kantzow in der halleschen Allgem. Lit.-Zeit., nachdem er die Chronik selbst zuerst bei mir gesehen hatte; ich selbst gleichfalls in der halleschen Allgem. L.-Z.

Digitized by Google

erstreckt sich bis an die moldauische Gränze, und durch dasselbe führt der Hauptpaß Oitosch in dieses Fürstenthum. — Die baresker Gemeinde hat die Verpflichtung auf sich, den dahin führenden sehr beschwerlichen Gebirgsweg stets in gutem Stande zu erhalten, aber auch dafür das ausschließende Recht, die über diesen Paß kommenden Kaufmannsgüter nach Kronstadt zu verführen. (*Benigni.*)

BEREDSAMKEIT. Was man im Allgemeinen Beredsamkeit nent, ist bekant genug. Aber ob und in welcher Beziehung die Beredsamkeit überhaupt zu den schönen Künsten gezählt werden soll, darüber scheinen sich die Ästhetiker noch nicht vereinigen zu wollen. Gewöhnlich werden Beredsamkeit und Poesie unter dem gemeinschaftlichen Titel schöne Redekünste zusammengestellt. In dieser Beziehung unterscheidet man dann die Beredsamkeit im weitern Sinne des Worts, von Einigen auch Wohlredenheit genant, oder die Kunst der schönen Prosa in ihrem ganzen Umfange, von der Beredsamkeit im engern Sinne oder der eigentlich oratorischen Kunst *). Man verlangt von der Beredsamkeit überhaupt, daß sie eine ähnliche Wirkung auf das Gemüth thue, wie die Poesie, also einen Eindruck mache, wie man es nent, das heißt, Gefühle aufrege, und nicht blos den kalten Verstand beschäftige. Von der Poesie hat man, besonders nach den Grundsätzen französischer Kritiker, die Beredsamkeit dadurch hinlänglich zu unterscheiden geglaubt, daß man gesagt hat, die Poesie wolle nur gefallen, die Beredsamkeit aber überreden. Wie unbefriedigend alle diese Zusammenstellungen und Unterscheidungen sind, läßt sich leicht nachweisen.

Daß die Beredsamkeit überhaupt, als Redekunst betrachtet, eine Schwester der Poesie ist, beweiset noch nicht, daß sie, wie die Poesie, eine schöne Kunst sey. Denn alle schönen Künste oder Künste des Schönen stimmen mit einander darin überein, daß ihr unmittelbarer Zweck in ihnen selbst liegt, das heißt, daß ihre nächste Bestimmung nicht ist, zu belehren, zu bessern, zu erbauen, oder auf irgend eine besondre Art theoretisch, oder praktisch, zu nützen, sondern unmittelbar durch einen Eindruck, der den Gesetzen des Schönen gemäß ist, zur Veredlung des menschlichen Daseyns mitzuwirken. Die Beredsamkeit aber trägt bekantlich ihren Zweck nicht in sich selbst. Sie will belehren, bessern, erbauen, überhaupt etwas bewirken, wobei der Eindruck, den die Worte machen, als Mittel in Betracht komt. In der Anwendung dieses Mittels unterscheidet sich allerdings die Beredsamkeit im engern Sinne oder die oratorische Kunst von den übrigen Gattungen der Kunst der schönen Prosa. Aber tiefer kann man doch die oratorische Kunst nicht herabwürdigen, als wenn man sie, im Gegensatze mit der Poesie, für eine bloße Überredungskunst erklärt. Denn Überredung besteht überhaupt darin, daß man durch die Art, wie man zu dem Andern spricht, ihn glauben macht, was er nicht glauben würde, wenn er nur der Kraft der Gründe Gehör gäbe, die zur eigentlichen Überzeugung führen; oder, daß man auf dieselbe Art den Andern bewegt, zu thun, was er nicht gethan haben würde, wenn er nur nach überzeugenden Gründen gehandelt hätte. Wäre die Beredsamkeit nichts weiter, als Überredungskunst, so müßte Jeder, der den Werth einer vernünftigen Selbstbestimmung zu schätzen weiß, in das mißbilligende Urtheil einstimmen, das Kant (Kritik der Urtheilskraft, S. 213.) über die Beredsamkeit ausspricht. Überreden kann man überdieß auch ohne Beredsamkeit durch kalte Sophismen, die den Verstand von dem rechten Gesichtspunkte der Beurtheilung ablenken.

Abgesehen von allen vorgefaßten Meinungen, kann man der Beredsamkeit überhaupt nur insofern einen Platz unter den schönen Künsten einräumen, als sie, um ihre nicht ästhetischen Zwecke zu erreichen, das Gemüth auf eine ähnliche Art angreift, wie die Poesie.

Die sogenante Wohlredenheit oder Kunst der schönen Prosa in ihrem ganzen Umfange, nähert sich der Poesie, in mancherlei Verhältnissen und Abstufungen. Wer sich nicht geschmacklos ausdrückt, drückt sich darum noch nicht schön aus. Eine gewisse negative Übereinstimmung mit den allgemeinen Gesetzen des Schönen gehört zur Vollkommenheit jeder Art des prosaischen Ausdrucks unsrer Gedanken und Gefühle. Der Ausspruch Herder's: „In nichts herrsche Ungeschmack", findet seine Anwendung bei dem gemeinsten Geschäftsbriefe und dem gewöhnlichsten Gespräche eben so wol, wie bei den Briefen einer Savigné, oder einem platonischen Dialoge. Auch wo nur der kalte Verstand beschäftigt werden soll, sind Sprachfehler, Dunkelheit und Unbestimtheit des Ausdruckes, ein verworrener, steifer und schleppender Styl, Beleidigungen des guten Geschmacks. Eine Anweisung zu einem guten prosaischen Style überhaupt muß lehren, wie man diese Fehler vermeidet. Die verschiedenen Arten des prosaischen Ausdrucks unsrer Gedanken und Gefühle können sich aber auch positiv der eigentlichen Poesie nähern, wenn in den Formen einer Beschreibung, einer Erzählung, einer Abhandlung, eines Gesprächs, eines Briefes, Gefühl und Einbildungskraft aufgeregt werden, damit das ästhetische Interesse als Mittel diene, den nicht ästhetischen Zweck, um dessen willen man spricht, oder schreibt, erreichen zu helfen. Immer aber muß dann das ästhetische Interesse dem wissenschaftlichen, oder praktischen, oder auch religiösen, untergeordnet bleiben, wenn die schöne Prosa nicht in sogenante poetische Prosa ausarten soll. Diese poetische Prosa ist ein geschmackloses Gemenge von Poesie und Beredsamkeit. Die allgemeine Theorie der Wohlredenheit muß so genau, als möglich, anzeigen, wie weit man sich in einer prosaischen Beschreibung, oder Erzählung, oder Abhandlung, oder in einer andern prosaischen Form dem Geiste und den Formen der wahren Poesie nähern darf. Die vorzüglichsten Beispiele einer schönen Prosa, die nicht über ihre Gränzen ausschweift, muß man noch immer bei den alten griechischen und römischen Schriftstellern aufsuchen.

*) Die Morgenländer unterscheiden die künstliche Gewandtheit der Rede von der natürlichen Fertigkeit derselben. Die erste nennen sie Belaghat, d. i. Beredsamkeit, und die zweite Fasahat d. i. Wohlredenheit. Beide sind indeß Zweige der Redekunst, Umol Bejan. (*v. Hammer.*)

Die eigentliche Beredsamkeit oder oratorische Kunst ist eine besondre Modification der Wohlredenheit oder Kunst der schönen Prosa. Sie läßt sich deswegen auch von den übrigen Gattungen der Kunst der schönen Prosa nicht scharf absondern. Ein schön geschriebnes historisches Werk zum Beispiel, und sogar ein Brief, können fast auf dieselbe Art das Gemüth ergreifen, und dieselbe Wirkung hervorbringen, wie eine eigentliche Rede. Der Redner, den man vorzugsweise so nent, will, der Regel nach, einen bestimten praktischen Zweck erreichen. Er will Gesinnungen und Entschließungen bewirken. Er muß also räsonniren, um den Zugang zu der Vernunft derer zu finden, auf die er wirken will. Er muß Bewegungsgründe aussprechen, auch wenn es nur Scheingründe sind. Er muß diese Gründe in einem vernünftigen Zusammenhange logisch ordnen. Bei den Alten, bei Aristoteles, schließt sich deswegen die Rhetorik unmittelbar der Logik an. Aber weil kalt ausgesprochene Bewegungsgründe, auch wenn sie dem gesunden Verstande einleuchten, doch auf den Willen nur selten die erwünschte Wirkung thun, so ruft der Redner, um seinen Zweck zu erreichen, das Gefühl und die Einbildungskraft zu Hilfe, und nähert sich dadurch bald mehr, bald weniger dem Dichter. Er misbraucht also seine Kunst, wenn er durch den Eindruck, den die Rede auf das Gemüth macht, den Verstand verdunkelt, damit ein blindes Gefühl den Ausschlag gebe. Diese täuschende Überredungskunst ist die verwerfliche Art von Beredsamkeit, an welche Kant dachte, als er sich über die Beredsamkeit überhaupt misbilligend erklärte. Der Redner, wie er seyn soll (vir bonus, dicendi peritus), will nie blos überreden, wo er durch Gründe überzeugen kann. Aber es gibt im menschlichen Leben nicht wenige Fälle, wo man durch Einwirkung auf das Gefühl dem Verstande zu Hilfe kommen muß. Alle unsre moralischen Urtheile sind keine kalten Verstandesurtheile. Sie hängen auf das innigste zusammen mit den Gefühlen, die man unter dem allgemeinen Namen moralisches Gefühl zusammenfaßt; ja sie gründen sich größtentheils auf diese Gefühle. Der Redner, der sich dieser Gefühle zur Erreichung eines vernünftigen Zwecks bemächtigt, handelt also den Grundsätzen einer gesunden Moral nicht nur nicht entgegen; er kann sich am rechten Orte um diejenigen, auf die er zu wirken hat, verdienter machen, als der kalte Demonstrator, der zwar gute Grundsätze ausspricht und beweiset, aber im menschlichen Gemüthe den Punkt nicht zu treffen weiß, wo die Begriffe in Gesinnung und Entschluß übergehen.

Über die Arten und Gattungen der eigentlichen Beredsamkeit muß die Rhetorik weitere Auskunft geben. Die Statsberedsamkeit kann sich nur in Republiken, oder in Staten, deren Verfassung sich der republikanischen nähert, entwickeln, weil nur in solchen Staten jedem freien Manne das schöne Recht zugestanden wird, über öffentliche Angelegenheiten frei und ganz nach eigner Einsicht öffentlich zu urtheilen, und diesen Angelegenheiten nach seinem Ermessen innerhalb der Schranken der Gesetze eine bestimte Richtung zu geben. Die religiöse Beredsamkeit ist zwar an kein besondres kirchliches System gebunden; aber sie hat, ungeachtet ihres reichen Stoffes, doch ein engeres Feld, als die politische, weil ihr nur selten ziemt, besondre Fälle des wirklichen Lebens, wo unter gegebenen Umständen etwas zu thun, oder zu unterlassen ist, zu ihrem Gegenstande zu wählen. Sie führt gewöhnlich nur ein allgemeines Thema aus, und nähert sich dadurch mehr der Abhandlung. Die gerichtliche Beredsamkeit kann sehr kunstreich werden, aber nicht leicht ihre eigne Sache vor dem Richterstuhle der Vernunft vertheidigen; denn da der Richter auf dem bürgerlichen Richterstuhle verpflichtet ist, über den gegebenen Fall mit kaltem Verstande nach dem Buchstaben und dem Geiste der Gesetze zu urtheilen, so nähert sich jeder Versuch, durch das Gefühl auf ein solches Urtheil einzuwirken, einer Bestechung. Lobreden werden fast immer schmeichlerisch, auch wenn sie keine Unwahrheit enthalten; denn dem Lobredner ziemt nicht, bei den Schwächen und Fehlern der gepriesenen Person zu verweilen; er gibt uns also kein wahrhaft treues Gemälde, indem er das Lobenswerthe so hervor hebt, daß das Tadelnswerthe kaum bemerkt wird. Trauerreden, Glückwünschungsreden, und ähnliche Gelegenheitsreden verlieren sich fast unvermeidlich in Gemeinsprüchen, wenn der Gegenstand nicht in sich selbst ein ungewöhnliches Interesse hat.

Was man körperliche Beredsamkeit nent, ist die mit der eigentlichen Beredsamkeit sich verbindende Geberdenkunst und Declamation. Wenn diese im mindesten ein Bestreben, zu gefallen, ausdrückt, oder überhaupt künstlerisch erscheint, fällt sie in das Theatralische, und schadet der Rede selbst, deren Bestimmung nicht ist, wie ein Gedicht, nur durch den Eindruck allein zu interessiren (vgl. Rhetorik). (*Bouterweck.*)

BEREG, BEREGH, BEREGER COMITAT (Gespanschaft), ungr. Bereg (Beregh) Vármegye, sl. Berecka (spr. Beretzka) Stolice, Gespanschaft in Oberungern im Kreise diesseit der Theiß, von einem verfallnen Schlosse (s. nachher) benant, — die Gränzen sind gegen Osten die marmaroscher und ugotscher Gesp., gegen Süden die szathmarer Gesp., gegen Westen die zempliner und ugotscher Gesp., gegen Norden die Karpaten, durch welche sie von Galizien getrent wird. — Die von Unghvár über Munkács (spr. Munkatsch) führende Straße theilt die Gespanschaft in den nördlichen und südlichen Theil. Der nördliche ist gebirgig und enthält zum Theil sehr hohe Berge, der südliche dagegen ist eben. Den obern oder nördlichen Theil scheidet wieder der in dem Gebirge Beszkid entsprungene Fluß Latorcza in den östlichen und westlichen Theil. An der nördlichen und westlichen Gränze ist der hohe Berg Obztra und die Szinvaër Berge. Aus diesen entspringen die Berge, die sich bis zum rechten Ufer der Latorcza und bis Munkács erstrecken und die Thäler der Flüsse Zödenyava, Pimye, Hrabonicza und Viznicza bilden. Weit von diesen Bergen steht auf einer Ebene einzeln der munkatscher Berg, mit seinem Schlosse. Aus den östlichen Gränzgebirgen Berzava und Borló entspringen die Berge, welche die östlichen Umgebungen der Latorcza bedecken. Eine große Gebirgskette von Borló geht unter dem Namen Háterhó ostsüdwärts, umgibt den Fluß Hosva samt mehren kleinen Flüssen,

Digitized by Google

die aus ihr entspringen und verliert sich bei Polyanka. Aus Háterdó entspringen großentheils die Gewässer, welche zwischen dem Marktfl. Beregh und Munkács den 2 Meilen langen und eine M. breiten Sumpf Szernye bilden. Das Gebirge Beszkid an der galizischen Gränze gehört zu dem großen karpatischen Gebirgszug. Die Gespanschaft ist reich an Flüssen und Bächen. Die Theiß ist gegen Süden ein Gränzfluß. In den beträchtlich großen Fluß Latoreza ergießen sich rechts die kleinern Flüsse Zödenyava, Pinye, Hrabonicza, Viznicza und Sztara, links der kleine Fluß Viesa. In dem südlichen Theil fließt die Hosva mit der aus der marmaroscher Gespanschaft kommenden Borsova zusammen; der vereinigte Fluß erhält den Namen Vérke, vereinigt sich mit dem aus dem Sumpfe Szernye kommenden Fluß und fließt unter dem Namen Szernye bis Agtelek, nachdem er kurz zuvor die vereinigten Bäche Csaroda und Micz aufgenommen hat. Die Gespanschaft ist eine der minder fruchtbaren in Ungern, der untere Theil ist etwas fruchtbarer als der obere. Das Klima ist in dem untern Theil wärmer, in dem obern wegen der vielen Berge kälter, jedoch überall gesund. Produkte. Auf den Ebenen wächst zwar allerhand Getreide, aber nicht hinlänglich für die Bedürfnisse der Einwohner der Gespanschaft; zwischen den Bergen wird viel Hafer und noch mehr Mais oder Kukurutz gebaut. Hanf wird stark gebaut. Der Obstbau ist beträchtlich. In manchen Gegenden wird auch der Weinbau mit gutem Erfolg getrieben, besonders bei Muszaj. Mit Waldungen sind sowol Ebenen, als die Berge bedeckt. Aller landwirthschaftlich benutzte Boden wurde im Jahr 1790 zu 502,716 Joch angegeben. Davon waren 205,489 Joch Ackerland, 18,378 Joch Wiesen, 4970 Joch Weingärten, das übrige meistens Waldung. In den Wäldern werden Schweine und Hornvieh geweidet; auch findet man darin viel Wildpret. Die zahlreichen Flüsse, besonders die Theiß, haben einen Überfluß an Fischen. An zahmen und wilden Federvieh ist kein Mangel. Auch gibt es hier sehr schöne und große Schildkröten. Bei Kusztyánfalva, Alsó Viczencze, Csabina sind Einsenerze, bei Muszaj sind Spuren von Golderzen. Bei Verecske findet man kleine Kristallen *). Bei Muszaj wird Kreide gegraben. Bei Munkács, Muszaj, Kovasz und Nagy Bégány werden viele Alaunsteine gefunden und in den Alaunsiedereien dieser Ortschaften wird Alaun verfertigt, der dem berühmten römischen an Güte nicht nachsteht. Sauerbrunnen findet man bei Bukova, Dragobertsalva, Alsó und Felsö Hrabonicza, Koropecz, Laturka, Nelipina, Paszika, Polena, Szolocsina, Podhering, Sztrojna, Zdenova, Szolyva. Bei Duszina ist ein warmes Bad. Die Größe beträgt $67\frac{1}{100}$ Q. M. Die Länge nicht über zehn, die Breite nicht über 5 Meilen. Der Einwohner sind: 83,649 (nach Szennowitz 82,447), worunter 4432 Edelleute. Auf eine Quadratmeile kommen 1240. Sie wohnen in einer Festung (Munkács), 7 Marktflecken (Verecske, Munkács, Kaszony, Vásáros Namény, Beregh-Szász, Vári, Beregh), 261 Dörfer, 7 Prädien **). Ihrer Abstammung und Sprache nach sind die meisten Einwohner Rußniaken oder Ruthenier (wahrscheinlich Nachkömlinge jener Russen, die von Kiow aus die Magyaren nach Ungern begleiteten und in dem nördlichen gebirgigen Ungern blieben, während die Magyaren sich in den Ebenen ausbreiteten), welche 163 Ortschaften fast ausschließend bewohnen, Magyaren, die nur den dritten Theil der Volksmenge ausmachen und in 69 Ortschaften vorherrschend sind, Teutsche in 5 Ortschaften, Slowaken in einer einzigen. Die meisten Einwohner — die Rußniaken — bekennen sich zum katholisch-griechischen oder unirten Ritus und stehen unter dem Munkácser unirten Bischof, der in Unghvár seine Residenz hat. Die Zahl der Römisch-Katholischen und der Unirten beträgt 52,632, der Reformirten 23,142 (sie sind sämtlich Magyaren), der Evangelischen A. C. oder Lutheraner 150, der nicht unirten Griechen 8, der Juden 3353. Die Juden haben sich seit 18 Jahren um 691 vermehrt. Die Einwohner leben vom Feldbau, von der Viehzucht, von Handwerken. Die Rußniaken sind von Armuth und Dürftigkeit niedergedrückt, und zwar gutherzig, aber roh und unwissend, weil es ihnen an Schulen und gebildeten Geistlichen fast gänzlich fehlt ***). Die Contribution beträgt nach 35 Porten nur 27,399 Fl. 58½ Kr. Die um 10 QM. kleinere ödenburger Gespanschaft zahlt mehr als zweimal so viel. — Die Gespanschaft wird in 4 Bezirke (Prozesse) getheilt, den Munkácser gegen Norden, mit der bekanten Festung, den Felvidéker mit Beregh südostwärts, den Fistahater südwestwärts, den Kaszonyer gegen Westen. Die große Munkácser Herrschaft, ehemals ein Herzogthum und die Herrschaft Szent Miklós gehören dem Grafen Schönborn, dessen Familie die Obergespanswürde erblich besitzt †). (*Rumy.*)

BEREG, BEREGH, ein privilegirter zur Herrsch. Munkács gehöriger magyar. Marktfl. in der bereger Gespansch. in Oberungern diesseit der Theiß, felvidéker Be-

*) Nicht Diamanten wie Windisch S. 59. im zweiten Theil seiner Geographie von Ungern, und Bályi S. 180. versichern.

) In der Josephinischen Conscription vom Jahr 1787 wurden in dieser Gespanschaft nur 64,229 Einwohner gefunden, worunter 31,312 vom weiblichen Geschlecht waren. Unter den männlichen Eingebornen waren 170 Geistliche und 2188 Edelleute. Im Jahr 1794 wurden 6 Marktflecken, 186 Dörfer und 2 Prädien, und in diesen 10,698 Häuser von 64,223 Menschen bewohnt, worunter man 31,324 weiblichen Geschlechts zählte. Bis zur Militär-Conscription im J. 1805 hatte sich die Bevölkerung bereits ansehnlich vermehrt, denn damals wurden allein an Nichtadeligen 79,217 in 267 Wohnorten (1 Festung, 7 Märkten, 258 Dörfern und 2 Prädien) gezählt. Unter den männlichen Bewohnern waren im J. 1805. 680 Gewerbsleute und 8372 behauste Bauern. *) Ein Munkatscher Domherr (Jakovics) sagt in einem lateinischen Gedicht treffend von den unwissenden und armen Rußniaken, deren Kräfte und Talente noch vergraben sind:

Innumeros equidem, verum sub nocte jacentes
Atque sepultos tristi paupertate Ruthenos.

†) Eine Comitats-Karte von Joh. Budinszky findet man im Görgeyschen Magyar Atlas. — Vgl. über diese Gespanschaft: Windisch Geographie des Königr. Ungern, Pressburg 1780. II. Theil S. 59 — 66.; *Bályi* Magyar Országnak leirása, 1. Band, Pesth 1796. S. 179. 180.; Liechtenstern Handbuch der neuesten Geographie des östreich. Kaiserstats, III. Th. Wien 1818. S. 1420—1423.; *Magda* Magyar Országnak leirása, Pesth 1819, S. 425—429.

zirk, am Flusse Borsova und dem Sumpfe Szernye, ziemlich groß und volkreich, mit reformirten magyar. Einwohnern, samt einem alten ganz verfallenen Schloß, wovon nicht von dem Marktflecken Beregh-Száß, wie Wálpi behauptet) die bereger Gespansch. ihren Namen hat. Hat Obst- und Weinbau, guten Ackerbau, Weiden und Eichenwaldungen. — Beregh-Száß, ein privileg. zur Herrschaft Munkács gehöriger großer Marktflecken in der bereger Gespanschaft in Oberungern, diesseit der Theiß, Tißabáter Bezirk, mit magyar. und rußnialischen Einwohnern. Den Namen Beregh-Száß (d. i. Sachsen-Beregh) hat der Ort daher, weil er einst von teutschen Kolonisten wegen des Bergbaus angelegt und bewohnt wurde. Liegt an beiden Ufern des Flusses Verke. Hier haben die Comitats-Versamlungen der bereger Gespanschaft Statt. Es gibt hier eine katholisch-unirte ruthenische und reformirte Pfarre. Die Zahl der Ruthenier und der Römisch-Katholischen beträgt 588. Im Jahr 1815 betrug die gesamte Seelenzahl 4226. Die Goldbergwerke dieser Gegend sind längst eingegangen. Dagegen gibt es hier Mühlsteine von der besten Gattung, gute Weinberge, gute Wiesen, große Waldungen, guten Feldbau. Die Wochenmärkte werden stark besucht. Die alte große Kirche wurde einst samt den übrigen Gebäuden von den Polen in einem Kriege zerstört und seit jener Zeit wird die Ortschaft nicht mehr von Teutschen bewohnt. (*Rumy.*)

BEREENS. Unter diesem Namen führen John Sinclair*) und Hanna Adams **) schottische Dissenters an, die 1773 aus der Presbyterialkirche ausschieden um einem strengern Supranaturalismus zu folgen. Sie bekennen sich zu der Meinung, daß der Mensch Recht und Unrecht zu unterscheiden von Natur unfahig und daher eine natürliche Religion nicht denkbar sey, sondern alle religiöse Wahrheit nur aus der, sonst überflüssig erscheinenden, Offenbarung Gottes komme, der auch den Glauben daran durch übernatürliche Gnadenwirkung im Menschen hervorbringe. Die Zuversicht des durch Christum erworbenen Heiles halten sie für unabhängig von dem sittlichen Verhalten der Gläubigen und den Unglauben für die Sünde gegen den h. Geist, welche nie vergeben werden könne. Dabei sind sie entschiedene Particular-Prädestinatianer und Anhänger der typischen Theologie, denen im A. T. überall Vorbilder des Versöhnungstodes und des Reiches Christi erscheinen. Ihre Absonderung fing unter Leitung Barclay's, eines presbyterianischen Kandidaten der Theologie, 1773 zu Edinburg an und pflanzte sich auf wenige schottische, englische und nordamerikanische Gemeinden fort***). Vater (a. a. O.) macht Bereens und Barclay zu Stiftern der Sekte, was den Ursprung ihres Namens erklären würde, weist aber die Quellen dieser Angabe nicht nach. In Stäudlin's allgem. Kirchengeschichte von Großbritannien (Götting. 1819. 8. II.) sind sie nicht genant, wahrscheinlich weil ihre Zahl sehr gering, ihr Dissent nicht öffentlich anerkant und ihre Abweichung von der altgläubigen Presbyterianern nur eine der Übertreibungen ist, dergleichen unter den mannigfaltigen Schattirungen der religiösen Denkart in Großbritannien, wie in Teutschland (z. B. die Harmsianer), viele vorkommen, ohne zu förmlichem Separatismus zu führen. (*G. E. Petri.*)

BEREGLI (بركلي), unter diesem Namen ist in der türkischen Geschichte ein Mola berühmt, mit seinem ganzen Namen Mohammed Pir Ali genant und gestorb. im J. d. H. 981. (1573). Er ist der Verfasser mehrer theologischen und grammatikalischen Werke, welche ihrer Gemeinnützigkeit wegen Schulbücher geworden, und deshalb auch in Konstantinopel gedruckt sind: als des Risalei Bergewi d. i. die Abhandlung des Beregli oder Bergewi, der türkische Katechismus; Awamil dschedid d. i. der Kommentar des Traktats über die Partikeln und mehrer andern. Er war auch das Organ der unterdrückten Wahrheit bei den höhern Behörden und überhaupt seiner Wahrheitsliebe wegen berühmt (Betschewi). (*v. Hammer.*)

BEREKET, ein großer Arm des Busan, welcher sich in der Statthalterschaft Astrachan in die Achtuba (einen parallellaufenden Seitenfluß der Wolga) ergießt. Seiner Mündung gegenüber, an dem linken Ufer der Achtuba, ist alle Jahre ein kleiner Handel mit den Kalmüken. (*Petri.*)

BEREKÖZEN, ein im Gebiet des Utzmey in Daghestan am kaspischen Meer etwas nordöstlich von den Kaidacken wohnender Völkerstamm *). (*Rommel.*)

BEREKYNTHIA (Βερεκυνθία), ein Beiname der Kybele von dem phrygischen Gebirge Berekynthos, dem Hauptsitz ihrer Verehrung. (*Ricklefs.*)

Ber el Ajam und Ber el Arab, s. Rothes Meer.

Berelos, s. Brulos.

BERENCS (spr. Berentsch), ein an sich unbedeutendes Dorf der neutraer Gespanschaft in Niederungern, diesseit der Donau, ist historisch merkwürdig. Ein altes Schloß, von dem nur noch Ruinen übrig sind, krönt den Scheitel eines vollkommen runden einsam stehenden Berges, und scheint von großem Umfang gewesen zu seyn, war auch eine Gränzfestung gegen die Böhmen, die nach König Uladislaus Tode, aus dem benachbarten Mähren, so manchen Streifzug nach Ungern unternahmen, und den nachfolgenden Königen viel zu schaffen machten. Im J. 1663 flüchteten alle adelige Familien der umliegenden Gegend hieher, vor den anrückenden Türken, bloß Stephan Pilarik, evangel. Prediger A. C., der sich bei einem Krankenbesuche verspätet hatte, fiel einer Horde vorauseilender Ungläubigen in die Hände, ward

*) The statistical account of Scotland. Edinburgh. 1792. fgg. 8. T. V. p. 47. T. IX. p. 599. fgg. **) A View of Religion. Boston. 1801. 8. Art. Bereens. ***) Vgl. Histoire des sectes religieuses, qui, depuis le commencement du siècle dernier, sont nées etc. p. M. *Gregoire* anc. Évêque de Blois. Par. 1810. 8. T. I. p. 58 60. J. S. Vater erwähnt sie in seiner Fortsetzung von Henke's Allgem. Gesch. d. christl. Kirche (Th. VIII. Abth. II. Brschwg. 1820. S. 77.).

*) S. M. R. Biberstein Beschreibung der Länder zwischen dem Kur und Terek. S. 16. und Reinecke Karte vom Kaukasus.

nach groben Mishandlungen in die Gefangenschaft geschleppt, und erhielt nur durch ein Wunder sein Leben und seine Freiheit. Als im J. 1674 unter Kaiser Leopold I. die Verfolgung der Protestanten anhub, wurden mehre Prediger aufgehoben, und bis zu ihrer fernern Abführung auf die Galeeren nach Neapel, in diesem Schlosse aufbewahrt. (*Baron Mednyanszky.*)

BERENG, Stadt in der afghanischen Prov. Kaschmir, merkwürdig wegen eines kleinen Teichs, auf einem Berge in der Nähe, der von den Hindus sehr heilig gehalten wird. (*Hassel.*)

BERENGAR, als König von Italien der Erste dieses Namens, war der Sohn Eberhard's, Herzogs von Friaul. Durch seine Mutter Gisela, einer Tochter Ludwig's des Frommen, schloß er sich dem Karolingischen Geschlechte an, so wie er von väterlicher Seite aus dem alten longobardischen Königshause abstamte. Kaiser Karl der Dicke schickte ihn im J. 883 mit einer Armee gegen den Herzog Guido von Spoleto, der sich unabhängig zu machen unternommen hatte; aber der kaiserliche Feldherr richtete wenig gegen den Rebellen aus. Nach Karls des Dicken Absetzung im J. 887 versuchte Arnulf, der Bastard Karlmann's, sich der Herrschaft von Italien zu bemächtigen, fand aber harten Widerstand von Seiten der Italiäner, die des karolingischen Joches überdrüssig, keinen auswärtigen Fürsten, am wenigsten aber einen Bastard, als ihren König anerkennen wollten. Da warfen sich drei Fürsten des Landes, als Vertheidiger der Unabhängigkeit Italiens, auf, und theilten sich auf folgende Weise in das karolingische Reich von Italien und Frankreich: Markgraf Adelbert von Toscana begnügte sich mit dem ungeschmälerten Besitze seines Landes; Guido, Herzog von Spoleto, zog nach Frankreich, wohin ihn die Gegenpartei des Grafen Odo (Eudes) rief, um die Krone dieses Reiches zu erringen; Berengar wurde 888, durch Anselm, Bischof von Mailand, mit Einstimmung des Papstes Stephan VI., zu Pavia zum Könige von Italien gekrönt. Bei dieser Krönung bediente man sich zum ersten Male der berühmten eisernen Krone der lombardischen Könige. Als Arnulf Nachricht von Berengar's Abfall erhielt, eilte er mit einer Armee nach Italien, um den neuen König zu entthronen. Dieser aber, zu schwach, um dem Arnulf die Spitze bieten zu können, und eines Angrifs von einer andern Seite gewärtig, geht seinem Gegner nach Trient entgegen, huldigt ihm, und läßt sich mit dem Königreiche Italien belehnen. Kaum ist dieses Ungewitter abgewendet, so zieht ein zweites gegen Berengar heran. Guido von Spoleto war zu spät nach Frankreich gekommen, und fand seinen Nebenbuhler um die französische Krone, den Grafen Odo, bereits auf dem Throne. Sogleich wandte er sich nun nach Italien zurück, um es dem König Berengar zu entreißen. Dieser zog ihm entgegen und siegte unter den Mauern von Brescia über die feindliche Armee. Aber im J. 889 litt er eine harte Niederlage an dem Ufer der Trebia, im Gebiete von Piacenza, welche ihn zwang, sich in das Veronesische zurückzuziehen, und seinen Gegner in dem Besitze des übrigen Italiens zu lassen. Guido berief nach diesem entscheidenden Schlage eine große Versamlung der italischen Bischöfe nach Pavia, von welcher er feierlichst zum Könige von Italien erwählt wurde. Der Papst Stephan wohnte zwar dieser Versamlung nicht selbst bei, billigte aber die Wahl der Bischöfe und lud den Guido nach Rom ein, um die Kaiserkrone von ihm zu empfangen, die er ihm im J. 891 wirklich aufsetzte. Nach des Papstes Tode in demselben Jahre entstanden neue Unruhen im Lande. Arnulf schickte seinen natürlichen Sohn Zwendebold mit einer Armee gegen den Guido nach Italien; und da dieser unverrichteter Sache heimkehrte, so zog Arnulf selbst aus, im J. 893, züchtigte die wankelmüthigen Italiäner und führte den Berengar zurück, der sich mit seinem Anhange der teutschen Armee anschloß. Nach der Besitznahme von Verona, Mailand und Pavia mußte Arnulf aus Italien abziehen, um den treulosen König Rudolf von Burgund zu züchtigen, und die Truppen, die er zu Berengar's Unterstützung zurück ließ, waren nicht genügend, der Gegenpartei Stand zu halten, welche nach Guido's Tode, im J. 894, dessen Mitregenten und Sohn, Lambert, mit dem Titel eines Kaisers an ihre Spitze stellte. Der neue Papst Formosus, ein eifriger Anhänger des teutschen Hauses, vermochte Arnulfen zu einem zweiten Feldzuge nach Italien 895. Aber unterdessen hatte Berengar, seiner Lehnspflicht uneingedenk, sich mit Lambert und Adelbert gegen die Teutschen vereinigt. Arnulf nahm Rom mit stürmender Hand ein, wurde von dem Papste zum Kaiser gekrönt, und wollte eben gegen seine Feinde losschlagen, als eine plötzliche Krankheit ihn zur Rückkehr nach Baiern nöthigte. Sein natürlicher Sohn Radold blieb als Statthalter in Mailand zurück, mußte aber bald Lamberten weichen und nach Teutschland flüchten.

Nun vereinigten sich Lambert, Berengar und Adelbert in einem Vertrage zu Pavia 896, um die Herrschaft Italiens. Aber ihre Eintracht dauerte nicht lange. Frauenehrgeiz entzweite Lambert und Adelbert, und der junge Kaiser fiel, als ein Opfer der Rachsucht, im Walde von Marengo, im J. 898. Als Berengar sich dieses Nebenbuhlers entledigt sah, machte er sich zum Herrn der ganzen Lombardei, und glaubte sich fest gesichert in seinem Reiche, als auch Arnulf im folgenden Jahre starb. Den jungen König von Teutschland, Arnulf's Sohn und Nachfolger, Ludwig, fürchtete er wenig, und der teutschgesinnte Papst Formosus war schon 896 gestorben. Um diese Zeit brachen die Ungern in Teutschland ein, und der König Ludwig, der zu schwach war, ihnen zu widerstehen, verstattete ihnen gern den Durchzug durch seine teutschen Länder, und wies sie nach dem gesegneten Italien, wo sie bessern Unterhalt finden würden. Berengar zog ihnen 899 entgegen und trieb sie, ohne daß die Barbaren sich in ein entscheidendes Treffen einließen, bis an die Brenta zurück. Die Ungern baten jetzt um einen ungehinderten Rückzug, aber Berengar, der sich an ihnen den Namen eines Helden verdienen wollte, verfolgte sie und nöthigte die Verzweifelten zu einer Schlacht, am 24. September desselben Jahres [1]), in welcher sein Heer fast gänzlich aufgerieben wurde. Die Ungern waren nun Her-

1) Rheginо gibt fälschlich das folgende Jahr an.

Digitized by Google

ren der Lombardei, und zogen sengend und plündernd durch das wehrlose Land. Durch diese Niederlage verlor Berengar viel von seinem Ruhme und Ansehen in Italien, das jetzt mehr als jemals eines mächtigen und tapfern Herrschers bedurfte. Denn auch in Unteritalien drängten die Sarazenen immer näher und näher gegen den Kirchenstat an, und Benedikt IV. rief vergebens nach Hilfe gegen die Feinde der Christenheit. Da luden mehre italische Herren, welche schon lange Berengar's Lehnsherrschaft nur mit Widerwillen ertragen hatten, den König von Arles und Provence, Ludwig, einen Sohn des Boso, nach Italien und spiegelten ihm die Kaiserkrone vor. An der Spitze der Misvergnügten sollen, nach Luitprand [2]), die beiden Adelberte gestanden haben, der schon genante Markgraf von Toscana, den Berengar aus Lambert's Gefangenschaft befreit hatte, und Adelbert, Markgraf von Ivrea, der Schwiegersohn Berengar's. Ludwig marschirte nach Italien, im Jahre 900, wurde aber von Berengar zurückgedrängt, und machte Friedensvorschläge. Berengar nahm sie an und Ludwig versprach, nie wieder einen Fuß in Italien zu setzen. Bald darauf erschien der Prätendent mit einer stärkern Armee in Italien, eroberte einen Theil der Lombardei und drang bis Rom vor, wo Papst Benedikt ihn 901 zum Kaiser krönte. Die Kirche täuschte sich in ihrer Hofnung, an dem neuen Kaiser einen Streiter gegen die Sarazenen gefunden zu haben; Ludwig war weder ein Liebling des Mars, noch der Fortuna, und die Italiäner wurden seiner sehr bald überdrüßig. Auf seinem Rückzuge aus Italien wurde er von Berengar, der sich unterdessen in den Gebirgen versteckt gehalten hatte, in sorgloser Ruhe zu Verona überfallen, gefangen und geblendet nach der Provence zurückgeschickt, 905. Im folgenden Jahre brachen neue Horden der Ungern in Italien ein, und Berengar mußte durch einen Tribut den Frieden von ihnen erkaufen. Jetzt ging Berengar's Bestreben nach der kaiserlichen Krone, und da er seit Ludwig's Vertreibung alleiniger Herr der Lombardei war, und der Kirche Hilfe gegen die Sarazenen zu leisten anfing, so fügte sich Papst Johann X. seinen Ansprüchen, und krönte ihn zu Rom, am Osterfeste des Jahres 915. (Die Angabe 919 ist falsch.) Berengar behauptete sich in dieser Würde über acht Jahre, unter beständigen Stürmen und Kriegen. Schon in den nächsten Jahren empörte sich gegen ihn Adelbert von Ivrea, der nach dem Tode seiner ersten Gemalin, der Tochter Berengar's, Gisela, eine Tochter des Markgrafen Adelbert von Toscana, Ermengard, geheirathet hatte; und nach dem Tode des alten Markgrafen von Toscana vermochte dessen herrschsüchtige Witwe, Bertha, ihren Sohn Guido zum Abfall von dem Kaiser. Dieser machte zwar beide zu Gefangenen, ließ sie aber wieder los, da die listige Bertha sich der Treue ihrer Statthalter in den Städten zu versichern gewußt hatte, und Berengar durch Großmuth und Gnade die Freundschaft dieser mächtigen Frau zu gewinnen hoste. Diese Hofnung schlug gänzlich fehl: Bertha in Verbindung mit ihrer Tochter Ermengard und ihrem Sohne Guido schloß einen Bund gegen den Kaiser mit Lambert, Bischof von Mailand, der nicht minder, als jene, Berengar's Wohlthaten, dem er seine Würde verdankte, mit Undank belohnte. Auch mehre von Berengar's Hofbedienten gehörten zu der Verbindung, und dieser war gutherzig und unvorsichtig genug, die Verschworenen, die er in seiner Gewalt hatte, nach der Entdeckung ihrer Pläne, ungestraft zu lassen. Die Partei Lambert's und Guido's wuchs mächtig empor und rief, im Jahre 919 den König Rudolf von Burgund, mit Anerbietungen, ihm die Krone von Italien zu verschaffen, über die Alpen. Rudolf erscheint, nimt mehre Städte ein und wird zu Pavia gekrönt. Aber einige Monate darauf bringt ihm Berengar eine Niederlage bei. In einer zweiten Schlacht, am 29. Juli 923, siegte Rudolf, und Berengar rettet sein Leben nur dadurch, daß er seine Kleider von sich wirft, sich mit dem Leibe gegen die Erde unter die Todten hinstreckt, und sich mit seinem Schilde bedeckt. Ein Soldat verwundet ihn mit der Lanze im Schenkel, und läßt ihn liegen, da er ihn für todt hält. In der Nacht rafft sich Berengar auf und erreicht Verona, die einzige Stadt, die ihm treu geblieben war. Hier faßt er den verzweifelten Entschluß, die Ungern zu seiner Hilfe in das Land zu rufen. Die Ankunft der gefürchteten Barbaren, im J. 924, entfremdete ihm die Herzen seiner wenigen Anhänger, und auch die treuen Veroneser fielen von ihm ab. Ein gewisser Flambert, den Berengar aus der Taufe gehoben und von seiner Kindheit an mit zahlreichen Wohlthaten überschüttet hatte, ließ sich zu dem Morde seines Kaisers bereit finden. Berengar entdeckte die Verschwörung und versuchte sie durch Gnade zu stillen. Der gedungene Mörder erhielt von ihm einen goldnen Becher, und noch in derselben Nacht durchbohrte ihn der Böswicht, als er zum Gebete in die Kapelle gehen wollte. Nach seinem Tode blieb der Thron des westlichen Kaiserthums unbesetzt bis 962, wo Otto I. ihn bestieg.

Berengar war verheirathet in der ersten Ehe mit Bertila, einer Tochter des Herzogs Suppo von Spoleto, wie gewöhnlich angenommen wird. Sie wurde gegen 910 wegen ihrer Liederlichkeit und Treulosigkeit vergiftet. Von ihr hatte Berengar zwei Kinder, Gisela, die schon erwähnte Gemalin des Markgrafen Adelbert von Ivrea, und Bertha, nachmals Äbtissin zu S. Julia in Brescia. Berengar's zweite Gemalin war Anna, deren Herkunft unbekant ist.

Sehr mit Unrecht ist Berengar I. von einigen Geschichtschreibern als ein grausamer und übermüthiger Tyrann geschildert worden. Sein politisches Betragen mag schwankend erscheinen, aber sein moralischer Charakter hat große Züge, und blieb sich in dem stürmischen Wechsel seines Schicksal, im Glück wie im Unglück, gleich. Er schwindelte nicht leicht auf der Höhe der Macht, und verzagte nicht unter den Schlägen des Unglücks. Er war nicht ohne Stolz und Ehrgeiz, aber auch herablassend und nachgiebig. Seine Gnade war unerschöpflich, und er hörte bis zu dem letzten Tagen seines Lebens nicht auf, mit großmüthigen Wohlthaten gegen seine Feinde zu kämpfen. Wenig Herrscher sind wol so arg und vielfach hintergangen und verrathen worden, wie er; dennoch erschütterten die traurigsten Erfahrungen seinen Glauben an die Menschheit nicht. Daß in einer so bewegten Regirung, wie die

2) *Luitpr.* l. I. c. 12.

Digitized by Google

einigt, nicht einzele Thaten der Rachsucht und des gereizten Stolzes uns begegnen sollten, die seinen Charakter beflecken, bedarf wol kaum einer Entschuldigung, und die Blendung eines treulosen Nebenbuhlers ist in den Annalen des 9. Jahrh. nicht so unerhört, daß sie den Charakter Berengar's als grausam und rachsüchtig bezeichnen könte. Daß er gegen Ende seines Lebens die Ungern nach Italien zurück rief, brachte allerdings über dieses Land ein unsägliches Elend. Aber dieser politische Misgrif, den die verzweifelte Lage des unglücklichen Kaisers einigermaßen entschuldigen muß, trifft auf keine Weise seinen moralischen Charakter, sondern seine Statsklugheit, als Vorwurf [3]). (*Wilh. Müller.*)

Berengar II., war der Sohn des Markgrafen Adelbert von Ivrea und der Gisela, Berengar's I. Tochter, und folgte 925 seinem Vater in den Lehen von Ivrea, welche den größten Theil Piemont's umfaßten und als Gränzland gegen Frankreich um so wichtiger für ganz Italien waren. Nicht lange ertrug der herrschsüchtige Jüngling die Vormundschaft, welche Ermengard, seine Stiefmutter, sich über ihn anzumaßen versuchte, und bald wußte er sich ein so furchtbares Ansehn zu erringen, daß Hugo, König von Italien, diesen mächtigen Vasallen durch Bande der Verwandtschaft noch enger an sein Haus knüpfen zu müssen glaubte. Es walteten bereits Verwandtschaftsverhältnisse zwischen Hugo und Berengar II. ob; denn Hugo war der Sohn der Berta, die in zweiter Ehe mit dem Markgraf Adelbert von Toscana verheirathet war. Ermengard, Berengar's Stiefmutter, war also Hugo's Stiefschwester (s. die Artikel: **Hugo, Adelbert, Berengar I.**). Er gab dem Berengar seine Nichte Willa, seines Bruders Boso, Markgrafen von Toscana Tochter, zur Gemalin, im Jahre 934. Doch auch dieses neue Band vermochte Hugo und Berengar nicht zusammen zu halten. Der mistrauische König beschloß, sich seiner mächtigsten und unruhigsten Vasallen, als deren Haupt er den Berengar betrachtete, zu entledigen, und scheuete kein Mittel, diesen Plan zu vollführen. Gegen Berengar wagte er keinen offenen Angrif, obgleich er wußte, daß jener mit Empörung wider ihn umgehe, und lud ihn daher freundschaftlich zu sich ein — wie Luitprand behauptet — in der Absicht, ihn zu überfallen und zu blenden. Lothar, des Königs Sohn und Mitregent, warnte den sorglosen Berengar und rettete so das Leben dessen, durch den er einst sterben sollte. Berengar floh nach Teutschland, wohin ihm auch seine Gemalin Willa folgte. Ansgar, der Stiefbruder Berengar's, Markgraf von Spoleto, mußte seine Theilnahme an den brüderlichen Unternehmungen mit dem Leben bezahlen. Berengar fand Schutz und Hilfe bei dem teutschen Könige Otto, an dessen Hofe er sich einige Jahre aufhielt. Während dieser Zeit durchzog ein gewisser Amadeus, ein vertrauter Freund Berengar's, in Pilgerkleidern Italien, und suchte die Gemüther der Großen und des Volks von Hugo abzulenken, und für seinen Herrn zu gewinnen. Nach vielen Abenteuern und Gefahren kehrte der listige Kundschafter zu dem Markgrafen nach Teutschland zurück, und stellte diesem die Unternehmung gegen Hugo von der einladendsten Seite vor. Und Amadeus hatte nicht zu viel verheißen. Denn als Berengar 945 mit einer sehr kleinen Armee in Italien erschien, öfneten ihm die lombardischen Städte ihre Thore, und begrüßten ihn mit Jubel, als ihren Befreier und Retter. Er empfing zu Mailand die Huldigung der Barone des Landes, und Jedermann erwartete, daß er jetzt die Krone Italiens auf sein Haupt setzen würde, um so mehr, da er bereits angefangen hatte, königliche Gewalt auszuüben und königliche Beneficien unter seine Anhänger zu vertheilen. Hugo, von ganz Italien verlassen und verhaßt [4]), dankte zu Gunsten seines Sohnes Lothar ab, und ging mit den Schätzen, die er in Italien zusammengehäuft hatte, nach seinem Vaterlande, der Provence zurück 946. Dort schmiedete er neue Pläne auf Italien, deren Ausführung sein Tod hemte 947.

Berengar gönte dem schwachen Lothar den Titel und die Krone eines Königs von Italien, und spielte den Großmüthigen gegen ihn, indem er das von seinem Vater erlittene Unrecht ihm nicht zu gedenken versprach und ihn als seinen rechtmäßigen König anerkante. Berengar's Handlungsweise und der Plan, den er verfolgte, ist vielfach gedeutet worden; wahrscheinlich hatte Lothar noch einigen Anhang in Italien, den Berengar fürchtete, und außerdem lebte auch Hugo noch, der mit seinen Schätzen in der Provence nicht unthätig war. Berengar opferte auch nichts auf, als den Titel und die Krone Italiens; denn die königliche Macht und Herrschaft war ganz in seinen Händen. Unbegreiflicher ist es hingegen, daß Berengar den Hugo ungehindert mit seinen Schätzen abziehen ließ, wenn man nicht annimt, daß Hugo Gelegenheit fand, seine Gelder heimlich fortzuschaffen.

Fünf und ein halb Jahr trug Lothar, gleichsam unter Berengars Vormundschaft, die Krone von Italien. Er starb gegen Ende des J. 950, nach der Sage, an dem Gifte, welches Berengar ihm hatte beibringen lassen. Wahrscheinlich fürchtete dieser, Lothar's gutmüthiges Wesen möchte die Herzen der Italiäner gewinnen, oder auch, seine Gemalin Adelheid, die Tochter Rudolfs II., Königs von Burgund, könte den schwachen Mann zur Mündigkeit bringen. Auch Willa, Berengar's Gemalin, ein herrschsüchtiges und grausames Weib, scheint mit zu dieser That angeregt zu haben, da sie lüstern nach der Königskrone und eifersüchtig auf die schöne und tugenhafte Adelheid war.

Gleich nach Lothar's Tode, den 15. December 950 wurde Berengar zum König von Italien erwählt, und mit ihm sein Sohn Adelbert. Im folgenden Jahre ward Berengar für diesen seinen Sohn und Mitregenten um die Hand der verwitweten Königin Adelheid, die damals nicht viel über zwanzig Jahr alt war. Adelheid wies den Antrag mit Würde zurück, und Berengar, gereizt von seinem eignen Stolze, wie durch die eifersüchtige

3) Außer den bekanten Quellen *Luitprand*, *Rhegino*, *Annal. Fuldenses* und mehren andern, die sich in *Murat.* Script. Rer. Ital. vereinigt finden, vergleiche besonders *Muratori* Annali d'Italia T. V. *Denina* Rivoluz. d'Italia. Buch 9. In den chronologischen Angaben sind wir *St. Allais* Art. de vérifier les Dates. T. II. (Ed. in 4.) gefolgt.

4) Muraori nent ihn einen kleinen Tiber.

Wuth seiner Gemalin, nahm die unglückliche Witwe gefangen und sperrte sie mit einer einzigen Magd in einen Thurm des Schlosses Garda ein (den 20. April 951). Nach viermonatlicher schwerer Haft befreiete sie ein Priester aus ihrem Gefängniß, und der Bischof von Reggio ließ sie nach der Festung Canossa bringen, wo Albert Azzo, Markgraf von Este, den Schutz der verfolgten Witwe übernahm und sein belagertes Schloß tapfer vertheidigte. Von hier aus wandte sich Adelheid an den teutschen König Otto und rief ihn um Hilfe an. Dieser dringt ungesäumt mit einer Armee nach Italien ein, macht sich zum Herrn der Lombardie, entsetzt Canossa, und vermält sich zu Pavia mit der verwitweten Königin. Berengar war vor dem rächenden Schwerte des teutschen Königs geflüchtet, aber nach dessen Rückkehr in die teutschen Länder, beschloß er, besonders bewogen durch Herzog Konrad von Lothringen, Otto's Schwiegersohn, der mit einer teutschen Armee in Italien zurückgeblieben war, sich dem mächtigen Otto zu unterwerfen. Er reiste nach Teutschland, that zu Merseburg einen Fußfall vor dem König der Teutschen, und wurde mit seinem Sohne Adelbert von diesem auf dem Reichstage zu Augsburg 952 mit dem Königreiche Italien belehnt, jedoch mit Ausnahme von Friaul und Verona, das Otto seinem Bruder Heinrich, Herzog von Baiern, gab. Kaum war Berengar nach Italien zurückgekehrt, so warf er die Vasallenmaske ab, zog zuvörderst gegen den Markgrafen Azzo zu Felde, um ihn für den Schutz, den er der Königin Adelheid geleistet hatte, zu strafen und belagerte ihn in Canossa. Otto, von den teutschen Angelegenheiten bedrängt, konte nicht eher, als nach drei Jahren Truppen nach Italien schicken, um den treuen Azzo zu befreien. Dieser vertheidigte sich tapfer in seinem festen Schlosse, bis ein teutsches Hilfsheer, unter Ludolf, Otto's Sohne in Italien erschien und Berengarn nöthigte, die Belagerung von Canossa aufzuheben, 956. Berengar flüchtete nach der Festung S. Giulio, ohne eine Schlacht gegen die Teutschen zu wagen. Tapferer erwies sich sein Sohn Adelbert, aber das Glück war ihm nicht gewogen. Er fiel als Gefangener in Ludolf's Hände, und dieser schenkte ihm großmüthig die Freiheit. Berengar wurde bald darauf von seinen eignen Leuten Ludolfen ausgeliefert, und von dem teutschen Königssohne nicht minder großmüthig behandelt, als Adelbert. Ludolf starb schon im folgenden J. 957, und alsbald riß Berengar das verlorne Reich von Italien wieder an sich, und, ungebessert durch seine Unglücksfälle, herrschte er grausamer und willkürlicher, als jemals. Da wandten sich seine eigenen Unterthanen an den teutschen König, mit dem Gesuche, sie von der Tyrannei Berengar's zu befreien, und mit ihnen vereinigten sich die Klagen des Papstes, Johann XII., und vieler Bischöfe über die Schmälerung ihrer Rechte und Freiheiten. Diese Vorstellungen mögen einen besondern Nachdruck durch die verheißne Kaiserkrone erhalten haben. Otto zog an der Spitze eines Heeres nach Italien, und Berengars Truppen, unter Anführung seines Sohnes Adelbert, weigerten sich, für den Tyrannen zu kämpfen [5]). Otto machte sich nunmehr ohne Widerstand zum Herrn der Lombardei, und nachdem Berengar und dessen Sohn der Herrschaft Italiens zu Pavia, im Oktober 961 entsetzt worden waren, wurde er zu Mailand zum Könige von Italien ausgerufen und mit der eisernen Krone gekrönt. Berengar flüchtete mit einem kleinen Haufen seiner Anhänger nach der Bergfeste S. Leone im Gebiet von Monte Feltro. Die Königin Willa wählte die feste Insel S. Giulio im Lago di Orta zu ihrem Zufluchtsorte, und fiel nach einer zweimonatlichen Belagerung in die Hände des Siegers. Otto schickte sie zu ihrem Gemale nach S. Leone, und hoffte, sie werde diesen zur Übergabe der Festung bewegen. Aber Willa wandte ihren ganzen Einfluß an, um die Festung zu halten, und nur durch Hunger wurde endlich Berengar zur Übergabe gezwungen, im Jahre 964. Otto schickte den Gefangenen nach Bamberg, wo er 966 starb. Berengar hatte mit der Willa drei Söhne erzeugt, Adelbert, Guido und Conon. Der erste irrte nach der Absetzung lange flüchtig umher und starb zu Autun; der zweite blieb 965 in einer Schlacht gegen Otto; der dritte ging nach Konstantinopel, wo er auch starb. Willa endigte ihr Leben in einem Kloster.

Berengar gehörte zu den leidenschaftlichsten und grausamsten Tyrannen. Er war leicht reizbar, unversöhnlich in seinem Hasse, zur Verstellung geneigt, stolz und herrschsüchtig, aber scheute auch keine Demüthigung, wenn sie zu einem Mittel dienen konnte, ehrgeizige oder rachsüchtige Pläne zu vollführen. Als Soldat hat er sich wenig Ruhm erworben, und seine kühnsten Entschlüsse und Thaten scheinen durch seine Gemalin Willa in ihm angeregt worden zu seyn, die ihren Gemal an Bosheit und Leidenschaftlichkeit, aber auch an Charakterstärke übertraf [6]). (*Wilh. Müller.*)

BERENGAR (Raimund), 29ster Großmeister des Ordens des heil. Johannes von Jerusalem, war aus dem alten im Delphinat ansässigen Hause der Berengare entsprossen, welches die unsichern von den Geschichtschreibern des Johanniterordens angenommenen Genealogieen bald zu den alten italiänischen Berengaren, welche zur Zeit der Kaiser Arnulf und Otto's des ersten des Königreichs von Italien und der kaiserlichen Krone sich anmaßten, bald zu den Grafen von Catalonien, in deren Geschlechte bekantlich die Verbindung der Namen Raimund Berengar herrschte, zurückführen [1]). Nach dem Tode seiner Gemalin übergab unser Raimund Berengar seine Erbgüter seinem Sohne, trat in den Johanniterorden, und erst von dieser Zeit an beginnt sein Ruhm. Durch die Tapferkeit, welche er mehre Male im Kampfe gegen die Ungläubigen bewies, erwarb er sich das Zutrauen seiner Ordensbrüder in solchem Maße, daß er, obgleich schon in sehr vorgerücktem Alter, nach dem Tode des Großmeisters Roger de Pins im J. 1365 zu dessen Nachfolger gewählt wurde. Der Papst Urban V. billigte diese Wahl seines Landsmanns so sehr, daß er auf die, durch den damals

5) Ein ungenanter Salernitanischer Geschichtschreiber (Anon. Salernit. ap. Camill. Peregr.) liefert einige nähere Umstände über Berengar's Absetzung, von denen aber Luitprand nichts erwähnt, daher wir sie übergangen haben. Vgl. *Denina* Rivol. B. 9. 6) Die Quellen sind dieselben wie bei Berengar I., besonders wichtig ist aber Luitprand, Berengars Sekretär.

1) Einige Nachrichten über dieses Geschlecht stehen in *Chorier* Histoire de Dauphine (Genève 1732. fol.) T. I. p. 230.

Digitized by Google

an seinem Hofe anwesenden Johanniter-Prior von Castilien, Juan Fernandez Heredia, davon erhaltene Nachricht, dem neu erwählten Großmeister mit einem Glückwünschungsschreiben zuvor kam, ohne die Ankunft der Gesandtschaft abzuwarten, wodurch Berengar ihm die auf ihn gefallene Wahl kund that. Der neue Großmeister bewies sich auch sogleich des hohen Amtes würdig durch den kühnen Angrif auf Alexandrien in Ägypten, womit er bald nach der Übernahme des Großmeisterthums in Gemeinschaft mit dem Könige Peter I. von Cypern, vermöge eines nur dem Papste bekanten geheimen Bündnisses, den Sultan von Ägypten (Malek al Mansur Mohammed, aus der Dynastie der baharischen Mamluken) überraschte. Obgleich der Großmeister dieser Unternehmung nicht selbst beiwohnte, sondern deren Leitung dem Könige von Cypern überließ; so nahm er doch sehr lebhaften und thätigen Antheil an ihrer Ausführung. Die Stadt Alexandrien, welche nach einer sehr schwierigen Belagerung von der aus 100 Schiffen bestehenden und mit 1400 Reutern und 10,000 Mann zu Fuß besetzten vereinigten Flotte des Königs von Cypern und des Ordens am 4. Oktober 1365 mit Sturm erobert und ausgeplündert wurde, konte zwar nicht behauptet werden, sondern wurde, als der Sultan mit einem zahlreichen Heere zu ihrer Wiedereroberung anzog, zu großem Verdruß derer, welche gehofft hatten, daß von Alexandrien aus ein neuer Kreuzzug nach dem gelobten Lande beginnen werde, durch Feuer zerstört und verlassen [2]); der Zweck der Unternehmung aber, die Türken, welche die christlichen Küstenländer des mittelländischen Meeres damals häufig beunruhigten, zu schrecken, wurde gleichwol erreicht. Obwol der Sultan von Ägypten den Schein sich gab, als ob er wegen der Zerstörung von Alexandrien schwere Rache üben wollte und große Rüstungen machte: so unternahm Berengar doch bald hernach wiederum, auf den Rath des Ritters Borelli Assanti von Ischia, einen gemeinschaftlichen Zug mit dem Könige von Cypern gegen Tripolis und Tortosa in Syrien, und auch diese Städte wurden erobert und geplündert [3]). Im J. 1367 besuchte der Großmeister seinen Landsmann, den Papst Urban V., zu Avignon, begleitete ihn auf einem großen Theile seiner berühmten Reise nach Rom, und lieferte das Schiff, auf welchem der Papst von Marseille nach Genua fuhr [4]). Nach der Ermordung des Königs Peter von Cypern (18. Jan. 1369) durch seine Brüder begab er sich im J. 1371 mit Vollmacht des Papstes Gregor's XI., als päpstlicher Nuncius, nach Cypern, um in Gemeinschaft mit Eleonora, der Witwe Peter's I., die Angelegenheiten des Königreichs zu ordnen, und den minderjährigen Sohn des ermordeten Königs, Peter den zweiten (gewöhnlich Petrinus genant), im Besitze des Throns zu befestigen [5]).

Die schnellen Fortschritte, welche damals die osmanischen Türken machten, indem sie den größten Theil von Macedonien eroberten, bewogen den Großmeister, nicht nur eine Gesandtschaft zu den Verhandlungen zu schicken, welche im J. 1373 wegen gemeinschaftlicher Maßregeln gegen das Wachsthum der türkischen Macht zu Theben von mehren christlichen Fürsten und Bischöfen gehalten wurden; sondern auch die in dem Orden eingerissenen Mißbräuche einer strengen Untersuchung zu unterwerfen. Auf seinen Antrag gebot der Papst die Versamlung eines General-Kapitels des Ordens, wozu im September des Jahrs 1373 in einem der päpstlichen Residenz nahe gelegenen Orte vier Ritter und zwei der im Kloster residirenden von jeder Zunge zusammen treten sollten, um über die Abstellung der bemerkten Mißbräuche zu berathen; das Anerbieten des Großmeisters aber, in Person dieser Versamlung beizuwohnen, lehnte Gregor XI. ab, unter dem Vorwande, daß das hohe Alter des Großmeisters eine so beschwerliche Reise nicht mehr zulasse, und seine Anwesenheit in Rhodus wegen der von den Ungläubigen drohenden Gefahr nothwendig sey. Diese Antwort, in welcher Berengar Zurücksetzung und Mangel an Vertrauen wahrnahm, scheint ihn damals bewogen zu haben, einen ihm verwandten Ordensritter an den Papst zu senden mit dem Ansuchen um die Erlaubniß zur Niederlegung seiner Würde, welche ihm aber gleichfalls versagt wurde. Das General-Kapitel des Ordens fand indeß zu Avignon wirklich Statt, unter dem Vorsitze des vorhin genanten Juan Fernandez Heredia, als Stellvertreters des Großmeisters; und außer manchen nützlichen Einrichtungen für die innere Zucht des Ordens, wurde von dieser Versamlung der Streit über die Priorate von Ungern, Capua und Barletta und über einige italische Commenden zwischen der italischen und provenzalischen Zunge durch einen im November 1373 vollzogenen Vertrag ausgeglichen. Um diese Zeit starb Raimund Berengar, nachdem er beinahe acht und ein halbes Jahr die Angelegenheiten seines Ordens mit Ruhm geleitet hatte.

Unter den Verordnungen, welche er für die innere Verfassung seines Ordens auf zwei General-Kapiteln festsetzte, verdienen hervorgehoben zu werden: 1) das Gesetz, daß kein Ritter mehr als Eine große und zwei kleine Commenden besitzen, und die jährlichen Beiträge an den Großmeister für gemeinschaftlichen Zwecke des Ordens (franz. **les responsions**, ital. **le risponsioni**) nicht über zweihundert Gulden steigen sollten; wodurch der übermäßigen Bereicherung einzeler Ritter und ihrer Familien, und der Widerspenstigkeit der Commenthure gesteuert wurde, welche jene Beiträge entweder gar nicht, oder nur als freiwillige Geschenke zugestanden; 2) die Bestimmung, daß die Wahl der Großmeister durch zwei Ritter von jeder Zunge geschehen sollte, anstatt daß bisher die Wahlherrn ganz willkürlich ernant worden [6]). (*Wilken.*)

2) *Philippi Mazzerii* (damal. Kanzlers des Königr. Cypern, welcher dieser Unternehmung beiwohnte) vita S. Petr. Thomasii (in *Bollandi* Actis Sanctorum, Januar. T. II.) p. 1013—1015. Aus der Erzählung dieses Schriftstellers geht übrigens gegen Vertot und andere neuere Schriftsteller hervor, daß Raimund Berengar selbst der Eroberung von Alexandrien nicht beiwohnte. 3) J. P. Reinhard Gesch. von Cypern. Th 1. S. 256. 257. 4) *Marulli* vite de' gran Maestri etc. p. 339—342. 5) *Rainaldi* Ann. eccles. ad a. 1371. §. 2. T. XVI. p. 496.

6) Über diesem Großmeister sind außer den in den vorhergehenden Anmerkungen angeführten Schriften zu vergleichen: *Fra Geronimo Marulli* vite de' gran Maestri della sacra religione di S. Giovanni Gierosolimitano (Napoli 1636. fol.) p. 329—345. *F. A. de Naberet* Histoire des chevaliers de l'ordre de S. Jean de Jerus. (à Paris 1629. fol.) p. 74—77. *Vertot* Histoire des chevaliers de Malthe (à Paris 1778. 8.) T. II. p. 205—211.

Digitized by Google

BERENGAR oder **Berenger von Tours**, wahrscheinlich in dieser Stadt, wo er Verwandte hatte, um das Jahr 1000 geboren, bildete sich zum Gelehrten und philosophischen Denker in der damals berühmten Schule zu Chartres unter Fulbert, der seit 1007 auch als Bischof daselbst noch unterrichtete und ihn seinen Lieblingsschülern beizählte, ging spätestens 1028, wo Fulbert starb, nach Tours zurück, wurde daselbst Kleriker und ungefähr in seinem 30. Lebensjahre Canonicus an der Kirche zu St. Martin, zugleich aber auch Scholasticus an der Domschule. Diese Schule erlangte unter seiner Leitung einen hohen Grad von Berühmtheit. Vor 1040 erhielt er das Archidiakonat an der bischöflichen Kirche zu Angers, blieb jedoch dabei in seinen Ämtern als Lehrer zu Tours. Wegen seiner Lehrgaben, Kentnisse und dialektischen Fertigkeit als einer der ersten Gelehrten seiner Zeit anerkant und auch in Hinsicht seines Charakters und seiner tadellosen Sitten allgemein geachtet, genoß er vor der Mitte des 11. Jahrh. die schönste Blüthe seines Ruhmes. Wie viel er galt, beweisen zwei Briefe von ihm aus dieser Zeit [1]). Im ersten derselben gibt er einigen Eremiten von diesen erbetene, sehr erbauliche Anweisungen zum gottseligen Leben und verwirft den Pelagianismus mit der Einschränkung, daß Gefallene nicht ohne ihr eigenes Bemühen durch die Gnade Gottes gebessert würden, im andern ertheilt er sehr behutsam zweckdienliche disciplinarische Rathschläge zur Beilegung der Streitigkeit eines Diakonus mit seinem Bischof, der über jenen, um ihn wegen seiner Verheirathung zu bestrafen, den Kirchenbann verhängt hatte. Mit seinen philosophischen und philologischen Studien, die, wie der erste dieser Briefe beweist, auch die römische Literatur umfaßten, verband Berengar erst im Mannsalter die theologischen, namentlich Exegese und Dogmatik. Zwar hatte er schon als Schüler Fulberts bei dialektischer Behandlung theologischer Streitfragen sich über den Zwang des Kirchenglaubens hinweggesetzt, doch bis gegen die Mitte des 11. Jahrh. machte er keine davon abweichende Meinung geltend. Aus einer jetzt nicht mehr vorhandenen Schrift des Johannes Scotus (Erigena) gegen des Paschasius Radbertus Transsubstantiationslehre nahm er die Vorstellung auf, daß Brod und Wein im Abendmahle nur Bild, Zeichen und Unterpfand des Leibes und Blutes Jesu wären, doch physisch unverändert blieben und keineswegs eine substantielle Verwandlung erleiden könten, was sein philosophischer Verstand ohnehin ungereimt finden mußte. Die Kirche hatte die Schrift des Johannes Scotus noch nicht förmlich verworfen und eben so wenig Radberts Meinung schon zum Glaubensartikel erhoben, aber in welchem Grade diese Meinung herrschend geworden war, sollte Berengar bald schmerzlich empfinden. Sein Schulfreund Adelmann, Scholasticus zu Lüttich, suchte ihn in zwei Schreiben, von denen nur das vor 1048, wo er Bischof von Brescia wurde, geschriebene zweite vorhanden ist [2]), von seiner Meinung abzubringen, stellte sie jedoch blos nach Hörensagen unrichtig dar. Adelmanns Beziehung auf seinen ersten, zwei Jahre früher an Berengar geschriebenen Brief läßt schließen, daß dieser ungefähr um 1045 angefangen habe, der Radbertischen Transsubstantiationslehre zu widersprechen. Wahrscheinlich 1048 hatte der Bischof Hugo von Langres in einer Unterredung mit Berengar dessen Ansichten vom Abendmahle kennen gelernt und setzte ihm bald darauf eine Widerlegungsschrift [3]) entgegen, die ihm, wie Adelmanns Brief, die ungegründete Folgerung aufbürdet, daß er Jesu keinen wahren oder nur einen unkörperlichen Leib beilege, weil er den physischen Genuß desselben wirklich läugnete. Statt aller Antwort schrieb Berengar 1049 an seinen gelehrten Freund Lanfranc, Prior des Klosters Bec, er halte es mit der Abendmahlslehre des Johannes Scotus, die schon bei Ambrosius, Hieronymus und Augustinus zu finden sey, und wundere sich, wie ein Mann von Lanfrancs Geiste sie ungeprüft verwerfen und die Radbertische Lehre annehmen könne [4]). Dieser blos vertrauliche Brief kam in die Hände der Mönche zu Bec und durch einen Angeber, vielleicht nicht ohne Langfrancs Schuld, nach Rom, Lanfranc aber dadurch in Sorge, wegen solchen Verkehrs mit einem Ketzer selbst der Ketzerei verdächtig zu werden. Er reiste daher nach Rom und rechtfertigte sich daselbst, indem er seinen Freund Berengar als Ketzer anklagte und auf einer Synode Leo's IX. zu Rom im April 1050 ungehört verdammen und excommuniciren half. Zugleich wurde auch die Schrift des Johannes Scotus verworfen [5]). Berengars Versuch, zum Schutz gegen diesen Angrif den Herzog Wilhelm von der Normandie für sich zu gewinnen, führte nur zu einem Colloquium in Brione, wo ihn die Mehrheit überschrie [6]). Ungeachtet jener ersten Entscheidung veranstaltete Leo IX. im September 1050 eine andere Synode zu Vercelli, auf der Berengar erscheinen sollte und gestützt auf das gallicanische Kirchenrecht anfangs nicht wollte, aber endlich doch nur darum nicht erschien, weil der wider ihn aufgeredete König Heinrich I. von Frankreich als Abt der Martinskirche zu Tours ihn auf seine Bitte um Sicherheit zu einer Reise nach Rom verhaften und der Einkünfte seines Canonicats berauben ließ [7]). Er wurde daher zu Vercelli von italischen Bischöfen abermals nebst Johannes Scotus Buche ungehört verdamt, ja der Papst warf zwei für Berengar daselbst auftretende Kleriker von Tours ins Gefängniß [8]) und eine, von dem Könige Heinrich I. gegen den Rath des, für unverzügliche Bestrafung Berengars stimmenden

1) *Martene* et *Durand*. Thesaur. nov. Anecd. Par. 1717. fol. I. 191 — 196. 2) *Adelmanni* de veritate corporis et sanguinis Dom. ad Bereng. epist. e Cod. Guelpherb. emend. et suppl. cum epist. Bereng. ad Adelman ed. Conr. Arn. Schmid. Brunsv. 1770. 8.

3) Tractatus de corp. et sang. Christi im Anhang der Opp. *Lanfranc*. Cantuar. ed. d'Achery. Par. 1648. fol. 4) Diesen Brief Berengars gibt d'Achery in demselben Werke in den Noten zu Lanfrancs Leben S. 22. 5) *Lanfranc* de corpore et sanguine Dom. c. 4. in Opp. ed. d'Achery p. 234. 6) Nach des Abts von Troarn, Durand, Tractatus de corp. et sang. Dom. contr. Berengar. c. 9. in Append. Opp. Lanfranc. p. 71 — 97. und daraus in *Harduini* Collect. reg. max. Concilior. Par. 1715. fol. T. VI. P. I. p. 1017. Conventus Brionens. 7) So berichtiget Berengar in seiner zu Wolfenbüttel aufgefundenen Schrift Lanfrancs l. c. gegebene Nachrichten. S. Ständlins Berengarius Turonensis in Ständlin's u. Tzschirner's Archiv f. alte u. neue Kirchengesch. Bd. II. Lpz. 1814. Stck. 2. S. 33. 34. 8) Ebendas.

Digitized by Google

Bischofs Deoduin zu Lüttich [9]), noch in demselben Jahre zu Paris veranstaltete Synode erklärte den inzwischen wahrscheinlich freigelassenen, doch daselbst nicht gegenwärtigen Irrlehrer nebst seinen Anhängern gleichsam für vogelfrei [10]). Dennoch blieb dieser zu Tours in seinem Schulamte ungestört wirksam und gegen thätliche Anfechtungen gesichert, da der Bischof Frolland von Senlis ihm 1051 die Gunst seines Königs wieder zuwendete [11]). Berengar konte auch billige Beurtheilung erwarten, da er bis dahin eigentlich nur der Ansicht des Johannes Scotus beigetreten war und selbst versichert [12]), im Jahre 1050 habe noch Niemand seine Meinung bestimt und richtig angeben können, weil er selbst damit noch nicht im Reinen gewesen sey. Nun veranlaßte ihn aber vielfältiger Misverstand zu näherer Bestimmung seiner Lehre [13]), wobei er sich heftig über die voreilige Verdammung derselben und über den Papst selbst ausließ. Günstig war ihm die Anwesenheit des Kardinals Hildebrand auf einer Synode zu Tours 1054. Dieser wußte den Zorn der daselbst versammelten Bischöfe sehr geschickt durch Aufforderung zu einer gelehrten Untersuchung der Sache zu bändigen und sie dahin zu leiten, daß Berengars einfache Erklärung: Brod und Wein sey nach der Consecration Leib und Blut Christi, und sein Schwur, eben so zu glauben wie er spreche, genügend befunden wurde [14]). Die mit Hildebrand zu völliger Niederschlagung des Streites verabredete Reise Berengars nach Rom unterblieb, weil Leo IX. in diesem Jahre starb. Doch hatte er nun an diesem Kardinal einen vielvermögenden Gönner gewonnen, der ihn persönlich achtete und seine Lehre nicht für gefährlich hielt, ja vielleicht gar billigte. Daher blieb er nicht nur mehre Jahre ohne Beunruhigung in seinem Wirkungskreise, sondern ging auch voll der besten Hofnung 1059 freiwillig nach Rom, um seine Sache auf der in diesem Jahre unter Nicolaus II. gehaltenen Kirchenversamlung zu führen. Aber die von Lanfranc und dem Kardinal Humbert aufgereizte Versamlung ließ ihn zu keiner Vertheidigung kommen, sondern nöthigte ihn durch körperliche Mißhandlungen und Androhung des Todes zur Unterschrift und Beschwörung einer von Humbert abgefaßten Formel, worin er feierlich die ihm Schuld gegebene Ketzerei, daß Brod und Wein nach der Einsegnung blos das Sacrament, aber nicht wahrhaftig Leib und Blut Jesu sey, verwünschte und zu glauben gelobte, daß Brod und Wein nach der Einsegnung der wahre Leib und das wahre Blut Christi sind und sinnlich nicht blos im Sacrament, sondern in der Wahrheit mit den Händen des Priesters betastet, gebrochen und mit den Zähnen der Gläubigen zermalmt werde. Nach dieser seiner Todesfurcht abgenöthigten Unterwerfung wurde er absolvirt in seine Heimath entlassen [15]). Dieses gegen einen schon früher verdamten Ketzer gelinde Verfahren verdankte Berengar ohne Zweifel dem Einflusse Hildebrands, der ihn freilich gegen den Eifer für die zum Volksglauben gewordene Brodverwandlungslehre nicht zu schützen vermochte. Doch nur Erbitterung über das in Rom erlittene Unrecht findet man in den Äußerungen Berengars aus dieser Zeit. Während der Triumph über seine Bekehrung in der päpstlichen Bekantmachung derselben überall laut wurde, bekante er seine Reue über den aus Todesfurcht geschworenen falschen Eid, schalt in den stärksten Ausdrücken auf den Papst und die römische Kirche und fuhr ohne Rückhalt fort, seine Lehre durch seine Schüler immer weiter auszubreiten [16]). Dagegen schien man in Rom die Sache als beendigt anzusehen; während Alexanders II. Regirung (1061 — 1073) erhielt er von diesem Papste nur eine sanfte, schriftliche Ermahnung, die Kirche nicht länger zu beunruhigen, worauf er ungescheut antwortete, er werde bei seiner Meinung bleiben [17]). Auch die Verdammung seiner Lehre auf Provinzialsynoden, wie zu Angers 1062 und zu Rouen 1063, brachte ihm keinen persönlichen Nachtheil. Aber sein Herz hätte der vortrefliche Brief des Bischofs Eusebius Bruno von Angers treffen sollen. Dieser war sein Schüler und noch als Bischof einige Zeit Anhänger seiner Lehre gewesen, aber bald von der Nutzlosigkeit eines Streites über solche Geheimnisse überzeugt, vielleicht auch aus Amtsrücksichten ohne Theilnahme daran, doch stets sein zuverlässiger Freund geblieben. Nun (1062 oder 63) schrieb er achtungsvoll und bescheiden an Berengar, daß Beruhigung bei dem einfachen Sinne der Einsetzungsworte Christi wol der vernünftigste Mittelweg und Berufung auf Aussprüche der Kirchenväter, die selbst nicht völlig mit einander übereinstimten, hier nicht rathsam sey [18]). Berengar konte einer so weisen und freundschaftlichen Ermahnung zum Frieden ohne Untreue gegen die erkante Wahrheit Folge leisten. Die Kirche hatte ihn im Grunde nicht widerlegen, sondern nur zum Stillschweigen bringen wollen und ihm selbst mußte einleuchten, daß die Subtilität seiner Ansicht nicht geeignet sey, den damals herrschenden, der Sinnlichkeit seiner Zeitgenossen entsprechenden Volks- und Kirchenglauben zu verdrängen. Dennoch hörte er nicht auf, seine Meinung in Schriften zu verfechten, aus denen nur Bruchstücke in der ausführlichen Widerlegungsschrift aufbehalten sind, welche Lanfranc damals gegen ihn schrieb [19]). Durch einen herrischen, absprechenden Ton, durch Entstellung von Thatsachen aus Berengar's Leben und gehässige Verdächtigungen seines Charakters suchte Lanfranc in diesem, was die Behandlung der streitigen Lehre selbst und die gelehrte Vertheidigung des Glaubens an die Transsubstantiation betrift, schwachen, ungründlichen Werke

9) *Mabillon* Vett. Analect. T. IV. Par. 1685. 8. p. 446. sqq. 10) *Durand.* l. c. 11) Frollands für Berengar sehr schmeichelhafter Brief an denselben befindet sich in *d'Achery* Spicileg. vett. script. und de la Barre, Par. 1723. fol. II. 509. und in *Oudin* Comment. de scriptt. eccl. Lpz. 1722. II. 629. sqq., d'Achery theilt (ibid. p. 510.) einen etwas früher geschriebenen Brief Berengars an einen Abt Richard mit, worin sich B. über die ungerechte Verdammung seiner Lehre beschwert und um Kürsprache bei dem König bittet. 12) Im Wolfenbüttelschen Mscrpt. nach Ständlin a. a. O. S. 17. 13) In einem Brief an den Mönch Ascelin zu Bec in Opp. *Lanfranc.* not. ad vit. Lanf. p. 24. 14) Lanfranc in der not. 5. citirten Stelle und den berichtigenden Berengar bei Ständlin a. a. O. 45. fgg.

15) Ebendas. 16) Nach Bruchstücken aus einer Streitschrift Berengars bei Lanfranc l. c. cp. 4. sq. 17) *Harduin* l. c. 1015. 18) In *Franc. de Roye* antecessor Andegavensis ad can. Ego Berengar. 41. de consecrat. distinct. 2. ubi vita, haeresis et poenitentia Berengarii. Andegav. 1656. 4. p. 48 — 51. 19) Die not. 5. angeführte Schrift.

Digitized by Google

seinen Gegner niederzuschlagen. Und daß es ihm damit gelungen sey, konte den französischen Benedictinern [20]) so lange nachgesprochen werden, bis Lessing eine augenscheinlich gegen dieses Buch Lanfrancs gerichtete Schrift Berengar's unter den Weißenburger Manuscripten der Bibliothek zu Wolfenbüttel entdeckte und durch seinen geistvollen Bericht von dem Inhalte derselben neues Licht über die Geschichte Berengar's verbreitete [21]). Das merkwürdige Manuscript kam zur Zeit des Königreichs Westphalen durch Versetzung der Wolfenbüttelschen Handschriften in die Universitätsbibliothek zu Göttingen unter Ständlins Hände, der es als geübter Kirchenhistoriker noch besser als Lessing zur Aufklärung der Geschichte Berengar's benutzte [22]). Es ist vor Hildebrand's Erhebung zur päpstlichen Würde, also vor 1073, wahrscheinlich um 1070 geschrieben und widerlegt Schritt vor Schritt Lanfrancs erwähntes Werk, das daher vor 1070 in Umlauf gekommen seyn muß. Berengar zeigt sich darin als geübter Dialektiker, einsichtsvoller Exeget und freimüthiger Theolog. Er setzt die Vernunft in Glaubenssachen über die Autorität der Tradition und der Kirchenversamlungen und stellt seine Abendmahlslehre lichtvoll und bündig dar. Nach dieser Schrift und einem bald darauf geschriebenen Briefe Berengar's an Adelmann [23]) bestand das Eigenthümliche seiner Lehre in folgenden Hauptsätzen: 1) Christus brauchte bei der Einsetzung des Abendmahls die Worte Leib und Blut tropisch, Brod und Wein aber im eigentlichen Sinne. 2) Brod und Wein werden durch die Einsegnung nur so verwandelt, wie aus Saulus Paulus ward, daher die Verwandlung blos in einer Veredlung besteht, welche die Materie dieser Substanzen nicht vernichtet und keineswegs etwas ganz Anderes an ihre Stelle setzt, sondern ihnen nur eine höhere Bedeutung gibt. 3) Demnach wird Leib und Blut Jesu im Abendmahle nur dem innern Menschen dargestellt und von demselben geistig angeschaut und genossen, während der Mund Brod und Wein empfängt. 4) Nur die würdigen Communicanten und wahren Glieder Christi genießen Leib und Blut desselben, doch nicht die Gottlosen, welche blos Brod und Wein empfangen. 5) Das Meßopfer ist nur eine memnonische Darstellung des Opfers Christi, welches ein für alle mal geschah und nicht wiederholt werden kann. Dieser abermalige, noch bündigere und dreistere Widerspruch gegen die kirchliche Abendmahlslehre veranlaßte nicht nur mehre Streitschriften [24]) von Gegnern Berengar's, sondern auch neue Verdammungen seiner Lehre auf Synoden zu Mairent 1075 und zu Poitiers 1076 [25]). Auf der letzten war Berengar gegenwärtig und in Gefahr, ermordet zu werden. Doch auch hier fielen nur einzele Gegner ihn an, die Kirche selbst und ihr Oberhaupt hatte seit 1059 nichts wider ihn gethan und als Gregor VII. ihn 1078 nach Rom rief und fast ein Jahr bei sich behielt, geschahe es ohne Zweifel nur um ihn zu schützen. Gregor ließ ihn auf einer Synode zu Rom d. 1. Novbr. 1078 das einfache Bekentniß ablegen, Brod und Wein sey nach der Einsegnung der wahre Leib und das wahre Blut Christi, das ausdrücklich geflossen, duldete auch nicht, daß man ihn Ketzer schalt, berief sich zu seiner Rechtfertigung auf die Lehren der Kirchenväter und des Petrus Damiani und half sich sogar mit dem Vorgeben einer himmlischen Offenbarung, wodurch Berengar's Lehre für schriftmäßig erklärt worden seyn sollte. Dennoch wurden die mächtigen Feinde desselben dadurch noch nicht beschwichtiget. Um nicht selbst in den Verdacht einer ketzerischen Gleichgiltigkeit gegen die Transsubstantiationslehre zu kommen, mußte der Papst ihnen nachgeben und seinen Schützling durch Androhung lebenslänglicher Gefangenschaft nöthigen, vor einer andern Kirchenversamlung zu Rom im März 1079 auf den Knieen zu bekennen, daß Brod und Wein des Altars durch das Geheimniß des heiligen Gebets und durch das Wort Christi substantiell in den wahren und eigentlichen Leib und das wahre Blut Christi verwandelt werde. Nachdem Berengar hierauf zu gänzlichem Stillschweigen über die Abendmahlslehre verpflichtet worden und noch einige Monate im Genusse der Gunst Gregors zu Rom geblieben war, entließ ihn derselbe mit Schutzbriefen an die Bischöfe zu Tours und Angers, worin er ausdrücklich verbietet, ihn weiter zu beunruhigen und über alle, die ihn an seiner Person oder seinen Einkünften schaden oder Ketzer nennen würden, eventuell den Bann ausspricht [26]). Berengar trat nach seiner Rückkehr in seine Heimath, ungeachtet der Angelobung des Stillschweigens, mit einer neuen Rechtfertigungsschrift [27]) hervor, worin er die Vorgänge in Rom erzählt, seine Reue über den dort abermals geschwornen Meineid bezeugt, seinen Gönner Gregor VII. des Wankelmuths beschuldiget und bei Widerlegung der zweiten, ihm 1079 abgenöthigten Formel zu beweisen sucht, daß seine Meinung sich im Grunde auch noch mit ihr vereinigen lasse. Dieselbe Beschönigung hatte er schon in Hinsicht seiner früheren Beschwörung der Transsubstantiationslehre versucht, doch nur in sofern mit einigem Erfolge, als er die ihm aufgedrungenen Formeln in seinem eigenen, der Absicht ihrer Verfasser ganz entgegen-

20) Hist. liter. de la France. VIII. 212 sqq. 279—282. 21) Berengarius Turonensis, oder Ankündigung eines wichtigen Werks desselben ꝛc. v. G. E. Lessing. Braunschw. 1770. 4. 22) Ständlin's not. 7. angeführte Abhandlung S. 1—98. Er vermuthet nicht ohne Grund, daß die Handschrift von Berengar selbst geschrieben sey und verspricht eine vollständige Ausgabe derselben, die im Buchhandel noch nicht erschienen ist. Vielleicht befindet sie sich in akademischen Gelegenheitsschriften, die mir nicht bekannt wurden. 23) Bei Martene und Durand l. c. IV. 109—113. auch in Schmid's angeführter Ausgabe von Adelmann's Briefe p. 34—45. 24) *Guitmund* de corp. et sang. Chr. veritate in Eucharistia in Bibl. PP. Colon. XI. 351—376. heftig und verläumderisch. *Alger* de sacr. corp. et sang. Chr. LL. 3. in Max. Bibl. PP. Lugd. 1677. XXI. 251—292, nur weitere Ausführung der Streitschriften Lanfranc's und Guitmund's. Beide sind ohne wissenschaftlichen Werth. Gozechin Leod. Epist. ad Valcherum in *Mabillon* Analect. ed. de la Barre. Par. 1723. fol. 437—446. klagt über Vermehrung der Anhänger Berengar's. 25) *Labbé* Bibl nov. Mss. II. 212. 26) *De Roye* l. c. p. 75 sqq. 27) Acta Concil. Rom. sub Gregorio VII. in causa Bereng. ab ipso Bereng. conscripta, cum ipsius recantatione in *Martene* et *Durand* Thesaur. nov. Anecd. IV. 103—109. Die Echtheit dieser bei obiger Erzählung benutzten Schrift, welche die katholischen Theologen, um von dem Papste Gregor VII. den Verdacht einiger Begünstigung der Ketzerei Berengars abzuwenden, mit großem Eifer bestritten haben, ist von Ständlin a. a. O. 82—89. überzeugend vertheidiget worden.

Digitized by Google

gesetzten Sinne zu erklären und durch dialektische Kunstgriffe auf seine Seite zu drehen wußte. Daß er seine Meinung je aufgegeben habe, kann nicht bewiesen werden. Er verantwortete sich deshalb noch 1080 auf einer Synode zu Bourdeaux [28]), erfuhr aber weiter nichts Widriges, mochte auch selbst des Streitens müde seyn. Um diese Zeit gab er sein Lehramt auf, zog sich auf die Insel St. Cosmas bei Tours zurück, lebte daselbst in mönchischen Übungen der Gottseligkeit und starb 1088 fast 90 Jahr alt im Rufe vorzüglicher Heiligkeit [29]). Sein ehemaliger Schüler Hildebert, vorher Bischof zu Mans, damals zu Tours, und der Bischof Baldrich von Dole setzten ihm Grabschriften voll Lob seiner Tugenden, Kentnisse und Talente, ohne seiner Ketzerei oder Bekehrung dabei zu gedenken [30]). Die Canonici zu St. Martin in Tours ehrten noch im 18. Jahrh. sein Andenken durch eine jährliche Todtenfeier auf der Insel St. Cosmas am Osterdienstage [31]). An Geist und Gewandtheit im Philosophiren, an Scharfsinn und Fertigkeit in Erklärung der h. Schrift und der Kirchenväter gab Berengar keinem Gelehrten seiner Zeit etwas nach. Bei Bekantmachung seiner Abendmahlslehre folgte er unstreitig seiner eigenen bessern Überzeugung mehr, als irgend einer Leidenschaft, doch ist sein Betragen bei der Fortsetzung seiner Streitigkeiten von Ehrgeiz und Übertreibungen nicht frei zu sprechen. Zum Reformator der Kirche besaß er Lebhaftigkeit, Kühnheit und Unternehmungsgeist genug, nur fehlte ihm der Muth, für die Wahrheit zu sterben. Seine hinterlassenen Schriften, von denen nur die angeführten vorhanden sind, tragen in der unreinen, oft schwülstigen Sprache und scholastischen Form das Gepräge seines Jahrhunderts [32]). Bekante Anhänger hatte Berengars Lehre [33]) nach seinem Tode nicht mehr, doch war sie einigen Secten des Mittelalters nicht fremd und erhielt seit der Reformation neue Freunde und Vertheidiger unter den Protestanten. (*G. E. Petri.*)

Berengarius Carpensis, s. Carpi.

BERENGER (Jean Pierre), geb. zu Genf 1740, gest. das. 1807, war ein Haupttheilnehmer an den Genfer Unruhen, wurde deshalb i. J. 1770 verwiesen, und ging nach Lausanne, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte, die er auch nach der Rückkehr in sein Vaterland fortsetzte. Er gab heraus die Werke Abauzit's, die historische Geographie von Osterwald, das geographische Wörterbuch von Vosgien-Ladvocat, übersetzte (abkürzend und vermehrend) Büschings Erdbeschreibung, und verfertigte eine Samlung der Reisen um die Welt (9 Bde.), und der drei Cook'schen insbesondre (3 Bde.). Seine **Histoire de Genève, depuis son origine jusqu' à nos jours** 1772—73 (6 Bde. 12.), welche zu Genf verbrant wurde, behandelt den Theil, den Spon bereits ausgeführt hatte (bis in die Mitte des 17. Jahrh.) nur kurz, desto ausführlicher aber die politischen Streitigkeiten des vorigen Jahrhunderts. Von diesem Werk ist das **Tableau historique et politique des révolutions de Genève dans le 18me siècle** von Francis d'Ivernois (1782. 12.) eine Fortsetzung. (*H.*)

BERENHORST (Georg Heinrich von, nicht, wie Meusel: Franz Leopold), natürlicher Sohn des Fürsten Leopold I. von Dessau, geb. d. 26. Oktober 1733 zu Sandersleben, einem kleinen Städtchen im Dessauischen nahe am Harze, wo seine Mutter lebte. Er erhielt in Dessau eine „trübselige" Erziehung, und schon in seinem 15. Jahre 1748 trat er die Kriegsdienste bei dem preuß. Infanterie-Regiment von Anhalt, das damals Fürst Leopold Maximilian von Dessau befehligte, an. 1757 kam er zum Generalstabe des Prinzen Heinrich von Preußen, lebte an dessen Hofe, und begleitete ihn in den ersten Feldzügen des siebenjährigen Krieges. 1760 machte ihn König Friedrich II. zu seinem Adjudanten; als solcher war er mit dem Grafen Friedrich von Anhalt in der Schlacht bei Torgau neben dem Könige, als diesen eine matte Kugel traf, und die Schlacht verloren schien. Beide fingen den König auf, der etwas außer Fassung gerieth, und nachher nie dieses Vorfalls gedachte. Auf irgend eine Art wirkte dieses gewiß zu dem Entschlusse den Abschied zu nehmen, sey es, daß er sich zurückgesetzt fand von dem Könige, der die Zeugen seiner Schwachheit nicht gern sah, oder nur gekränkt durch dessen Schweigen. Er verließ also 1761 die Kriegsdienste, da er dem „heillosen" Soldatenleben nicht geneigt und überhaupt mehr zu einem ruhigen, wissenschaftlichen geeignet war, und lebte seitdem am Hofe zu Dessau. Von 1765 bis 1768 unternahm er eine Reise nach Italien, Frankreich und England mit dem Prinzen Hans Jürge, ältestem Bruder des Fürsten Franz, welcher zu gleicher Zeit mit v. Erdmannsdorf diese Reise machte. Beide Brüder waren zusammen in Rom *) und in Paris, wo der Prinz und v. Berenhorst am längsten verweilten. 1777 ward er Aufseher und Vorsteher des gesamten fürstlichen Hauswesens d. h. Präsident der Rechenkammer, Hofmarschall und Schloßhauptmann, in welchem Beruf er mit Eifer, vielleicht mit etwas zu vieler Strenge thätig war. 1785 ward er auch noch zum Oberhofmeister des damals sechzehnjährigen, 1814 verstorbenen Erbprinzen Friedrich ernant, zu dessen völliger Ausbildung der Fürst eine kleine Akademie von Gelehrten unter Berenhorsts Oberaufsicht versammelte. Außer einem Pariser Parlamentsadvokaten Rey de Vauclair, welcher dem Fürsten von dort empfohlen wurde und bald starb, waren diese: Busse (vorher Lehrer am Philanthropin und der Schule zu Dessau, jetzt

28) *Labbé* l. c. 29) *Martene* et *Durand* ampliss. collect. vett. scriptt. V. 1005—1168. *Guilielm. Malmesbur.* de reb. gest. reg. Angl. III. 113. 30) In der Fortsetzung von *Bedae* de reb. Angl. III. c. 27. und *Duchesne* Histor. Franc. vet. IV. 259. 31) *Moleon* Voyages liturgiques de France. Par. 1757. p. 129 sqq. 32) Über seine Geschichte vgl. außer den angeführten Werken *Mabillon* Acta SS. Ord. Bened. Saec. VI. P. II. Praefat. §. II. III. IV. V. VII. und in *Vogt* Biblioth. hist. haeresiol. I. 97 sqq. *Oudin* Dissert. de vita, scriptis et doctrina Berenq. l. c. II. 622—643. Hist. liter. de la France VIII. 197—238. 33) Guitmund (vgl. not. 24.) unterscheidet 4 Gattungen der Berengarianer: 1) die Brod und Wein blos für Schatten und Bild des Leibes und Blutes Christi hielten, 2) die den Leib Christi wirklich, aber auf verborgene Art in das Brod eingeschlossen (impanari daher impanatio) glaubten, 3) die nur eine theilweise Veränderung annahmen, 4) die zwar an die Brodverwandlung glaubten, aber sie nicht auf unwürdige Communicanten anwendeten.

*) Winkelmann's Briefe v. Dahlsdorf herausg. Th. 1. S. 125. 127.

Prof. an der Bergakademie zu Freiberg), Buttmann (jetzt Mitgl. der Akad. der Wissenschaften und Bibliothekar zu Berlin), Hugo (jetzt Prof. in Göttingen), J. L. E. de Marées (damals Superintendent in Dessau) und Wieland (vor nicht langer Zeit gestorben als großherzogl. badenscher Statsrath). Nach zwei Jahren löste sich dieser Verein nicht völlig mit gegenseitiger Zufriedenheit, und der Prinz ging nach Potsdam in preußische Kriegsdienste. Schon seit längerer Zeit hatten v. B. die Abnahme seines Gesichts und Gehörs die Verwaltung seiner Ämter beschwerlich gemacht, endlich in seinem 57. Jahre 1790, „des öffentlichen und Hof-Lebens unherstellbar müde", bat er um seine Entlassung, die ihm auch Fürst und Erbprinz bewilligten, und ihm „großmüthig wohlwollend seine Ruhe durch Bequemlichkeit sicherten." Nun lebte er nur sich selbst, seiner Familie, wenigen vertrauten Freunden, und den Wissenschaften. Nach einer 1781 geschloßnen, aber bald getrübten Ehe hatte er sich 1783 an seinem 51. Geburtstage zum zweiten Male verheirathet mit einem Fräulein v. Bülow, die ihm 1 Sohn und 5 Töchter gebar, von welchen nur eine vor ihm starb, deren Tod ihn sehr betrübte. Sein vorzüglichster Umgang war, so lange dieser in Dessau lebte, sein „großer, treuer Freund", der Prinz Hans Jürge; seine hohe Gönnerin und Freundin bis an ihren Tod 1811 war auch die Fürstin Luise, nur beschränkte das schwere Gehör Beider zuletzt sie auf briefliche Unterhaltung. Durch sie war er der Freund Häfeli's (ihres Hofkaplans, dann Predigers in Bremen und zuletzt Superintendenten in Bernburg) und Elisa's v. d. Recke geworden, die bei ihren Besuchen in Dessau einige Male in seinem Hause wohnte. Auch mit dem aus Göthe's Leben bekanten Hofrath Behrisch, der erster Erzieher des Erbprinzen Friedrich gewesen war, hatte er vielen Umgang. Sein ältester und vertrautester Freund war der Zürcher Arzt Hotze, Bruder des östreichischen Feldherrn, den er in seinem 23. Jahre kennen lernte. Unter den Freunden seiner letzten Lebenszeit, die ihm seine Schriften erwarben, mag besonders der auch als Schriftsteller bekante preuß. General v. Valentini genant werden. Alle diese Verbindungen löste nur der Tod, was einen ehrenvollen Beweis für seine Treue und Beständigkeit gibt. B. Berenhorst starb den 30. Oktober 1814 (nicht 1808 wie das Konvers.-Lexik. sagt) nach eben vollendetem 81. Jahre.

Wie seinen Körper — er war einer der schönsten Männer noch in seinem Alter — hatte die Natur auch seinen Geist reich ausgestattet, wie dieses seine Schriften hinlänglich beweisen. Er besaß, zumal in frühern Jahren, einen feinen und treffenden Witz, eine ganz ungemein anziehende Gabe zu erzählen und immer durch die bezeichnendsten und ausdrucksvollsten Worte, die ihm ungesucht zuflossen, lebendig darzustellen; die außerordentliche Anmuth seiner geistreichen Unterhaltung zog noch in seinem Alter selbst Jünglinge unwiderstehlich an. Der ganz gewöhnliche, höchst mangelhafte Unterricht seiner Jugend hatte ihm wenig gegeben, er war fast Alles durch sich selbst geworden, durch beharrlichen mit unendlicher Mühe verbundenen Fleis; daher das ausgezeichnete, eigenthümliche Gepräge seines Geistes und Charakters, wie auch manche Sonderbarkeit in seinem Äußern und in seiner Schreibart. Er las viel und gern von früher Jugend auf, und Prinz Heinrich insbesondere feuerte ihn an, sich mehr Kentnisse zu erwerben. Langsam studirte er, aber was er einmal gelesen hatte, hielt auch sein treues Gedächtniß für immer fest. Außer der teutschen hatte er sich vorzügliche Bekantschaft mit der französischen Sprache und Literatur erworben. Erdbeschreibung, Geschichte, Kriegs- und Statskunst waren die Wissenschaften, welche er vorzüglich liebte, und worin er gründliche Kentnisse besaß. Aber auch Philosophie und Religion waren, am meisten in den letzten Jahren, Hauptgegenstände seines Nachdenkens. Durch Beispiel und damalige Sitte, besonders am Hofe des Prinzen Heinrich, durch Lesung mehrer Schriften, namentlich von Helvetius, war auch er Epikureer und Freigeist geworden, und darin durch Voltaire, Bayle und seine Reisen, besonders durch seinen Aufenthalt in Frankreich, bestärkt worden. Der Tod eines Bruders von mütterlicher Seite, der sehr geduldig litt, und seine Gesinnungen auf dem Todbette änderte, machte zuerst einigen Eindruck; er prüfte von neuem und las Jerusalems Betrachtungen, Haller's und Leß's Recensionen in den Gött. Anzeigen, die Bibel. Mendelssohn's Betragen gegen Lavater ärgerte ihn, und stimte ihn nicht für die Philosophen. Seit 1771 hatte er Basedow „einem wilden, aber starken Denker", viel zu verdanken, mit dem er oft streitt, und der freilich sein eignes Christenthum hatte, aber immer die Nothwendigkeit des Glaubens verfocht. Er las immer mehr, und einige neue Todesfälle führten ihn vollends dem Christenthum wieder zu. Auch Erbauungsschriften und Herrnhuthische nahm er jetzt in die Hand, und machte die persönliche Bekantschaft von Spangenberg „dem schönsten und holdseligsten aller Greise." Auch Lavater wirkte viel auf ihn, als er durch den Fürsten und die Fürstin mit ihm bekant ward; und auch ihm blieb er bis an sein Ende zugethan; Jacobi's und Mendelssohn's Streit über Lessing reizte ihn zum Studium der Philosophie, vorzüglich las er Kant, den er sehr bewunderte.

Als Schriftsteller trat er erst spät auf. Seine Betrachtungen über die Kriegskunst, „eine gewissermaßen Kantische Kritik derselben", schrieb er vom Jan. 1795 bis zum April 1796, „in der Absicht den Herrschern das Kriegführen zu verleiden." In der Zeit las und dachte er fast nichts, als dahin Gehöriges. Sie erschienen ohne seinen Namen, der ganz wider seinen Willen bekant ward. Die Schrift erregte großes Aufsehen, da sie wissenschaftlich die bisherige, so gepriesene Taktik zu stürzen suchte, welche die Begebenheiten des französischen Krieges schon etwas um ihren Ruhm gebracht hatten. Doch fand sie fast allgemeinen Beifall, und ward gepriesen, als mit der vollständigsten Sachkentniß, dem größten Scharfsinn, dem reifsten Urtheile geschrieben, als Epoche machend in der Literatur der Kriegskunst, als gleich wichtig für Krieger, Geschichtschreiber und Philosophen, und als oft meisterhaft in der Darstellung, wenn auch zuweilen etwas rhapsodisch und gesucht *).

*) Vgl. unter andern Allg. Lit. Zeit. 1797. II. N. 128. 1799. I. N. 13. 1800. I. No. 81.

Digitized by Google

Seine Schriften sind, außer einigen blos für Freunde gedruckten Kleinigkeiten: 1) Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit. Auch für Laien verständlich, wenn sie nur Geschichte wissen. 1. Abtheil. 1797. 2. Abtheilung. Leipzig bei G. Fleischer d. J. 1798. 3 Abtheilungen. 1. und 2. Abschn. 1799. 286,457, kl. 8. 2) Nothwendige Randgelossen zu den Bemerkungen (von Massenbach) über einige Unrichtigkeiten in den Betrachtungen ꝛc. Leipzig 1805. 8. 3) Apherismen, von Vf. d. Betr. Leipzig 1805. 8. (militär., philos. und relig. Inhalts). 4) Einzelne Aufsätze in Archenholz's Minerva z. B. 1805. Dez. S. 436. und andern Zeitschriften, welche gesammelt zu werden verdienten, und Rezens. in der Allgem. Lit. Zeitg.

(Nach eigenhändigen Nachr. und z. Th. mit eigenen Worten.) (*de Marées.*)

BERENIKE (*Βερενίκη*), oder bei den Römern Berenico, 1) aus Macedonien, verheirathete sich mit Philippus, einem Macedonier von niedriger Herkunft [1]), welchem sie drei Kinder gebar: Magas, später Statthalter und dann Dynast von Kyrene, Antigone, Gemalin des Pyrrhus v. Epirus und Theogene, Gem. Agathokles von Syrakus. Als Antipater seine Tochter Eurydike mit Ptolem. Lagi verheirathete, schickte er Berenike mit ihr nach Ägypten [2]). Ptolem. gewann sie lieb und wählte sie zur Gemalin, obgleich Eurydike noch lebte. Er verstieß damit zwar nicht gegen die alt ägyptischen, wol aber gegen die griechischen und macedonischen Sitten, und bald zeigten sich auch die Folgen der Polygamie. Denn wie er Berenike am meisten liebte, so gab er auch den Kindern den Vorzug, welche ihm von ihr geboren wurden: Ptolemäus (2. Philad.) Argäus, welchen jener später tödten ließ, Arsinoe (Gemalin Lysimachus Königs von Thracien, Ptolem. Keraunus, zuletzt Ptolem. 2.)) und Philotere. Sein ältester Sohn von Eurydike, Ptolem. Keraunus, hätte ihm als der Erstgeborne in der Regirung folgen sollen; auch suchte dies Demetrius Phalereus, der Athen., welcher sich damals in Alexandrien aufhielt und von dem Könige sehr geachtet wurde, zu bewirken [3]): allein Berenike setzte es durch, daß der König Ptolemäus, (2. Philad.) ihrem Sohne, die Nachfolge bestimte; er ernante ihn sogar zwei Jahr vor seinem Tode (286 v. Chr.) zu seinem Mitregenten. Aus Dankbarkeit gab dieser einer Stadt seiner Mutter Namen. — 2) Eine Enkelin der vorigen, Tochter des Ptolem. Philadelphus von Arsinoe, der Tochter des Lysimachus von Thracien, welche mit seiner Schwester und zweiten Gemalin Arsinoe nicht verwechselt werden darf. In der Geschichte dieser Berenike finden sich viele Dunkelheiten und Widersprüche, besonders in den Nachrichten von ihrem Tode. Apame, die Gemalin des Magas von Kyrene, veranlaßte 260 v. Chr. einen Krieg zwischen Philad. und ihrem Bruder Antiochus 2. Theos, Könige von Syrien, mit dessen Hilfe sie Kyrenaika zu behaupten hoffte. Allein die Könige verglichen sich 252; Antiochus verstieß seine Gemalin Laodike, welche er sehr liebte, und vermälte sich mit Berenike. Philadelphus begleitete sie bis Pelusium, und gab ihr eine so reiche Aussteuer, daß man ihn deshalb *φερνοφορος* nante [4]). Auch schickte er ihr fortwährend Nilwasser, nicht in irgend einer religiösen Beziehung, sondern weil es sehr kühl war und, auch ohne mit Wein vermischt zu seyn, einen lieblichen Geschmack hatte [5]). Indeß rief Antiochus Laodike wieder an den Hof, welche ihn 247 vergiften ließ, weil sie fürchtete, er möchte seine Gesinnung abermals ändern und seinen Sohn von Berenike bei der Bestimmung der Erbfolge dem ihrigen vorziehen. So folgte ihr Sohn Seleukus 2. Kallinikus. Sie tödtete darauf auch den Sohn der Berenike, welche sich in Daphne bei Antiochien einschloß [6]), und sich hier muthig vertheidigte, bis ihre Nebenbuhlerin sie durch einen Vertrag täuschte und dann durch zwei vornehme Antiochener ermorden ließ [7]). Panariste und einige andre ihrer Dienerinnen verbargen ihren Leichnam bis zur Ankunft ihres Bruders Ptolem. 3. Evergetes, welcher Syrien eroberte, und seine Schwester durch den Tod der Laodike rächte [8]). — 3) Eine Tochter des Magas, Beherrschers von Kyrene, und der Apame. Diese überredete ihren Gemal aus Ehrgeiz, gegen Ptolem. 2. Philadelphus die Waffen zu ergreifen, 266 v. Chr. Er bereute es aber bald, da ihm Ruhe und Bequemlichkeit mehr galten als Eroberungen, und schloß einen Vergleich, nach welchem er seine einzige Tochter Berenike mit Ptolemäus, (3. Evergetes) dem ältesten Sohne des ägyptischen Königs, verheirathen und ihr Kyrenaika zur Aussteuer geben sollte. Apame suchte dies zu verhindern, wobei sie auf die Hilfe des syrischen Hauses rechnete, aus welchem sie stamte. Auf ihr Anstiften kündigte Antiochus 2. Theos, König von Syrien, 260 Philadelphus den Krieg an, welcher über Magas Tod (258) hinaus fortdauerte, aber 252 zu einem Vergleiche führte, bei welchem Apame sich in ihren Erwartungen getäuscht sah. Die Heirath zwischen Berenike und Ptolemäus 3. kam zu Stande, obgleich erst nach Philadelphus Tode (246), und aus dieser Ehe stamten Ptolemäus (4. Philopator), Magas, welchen jener ermorden ließ, und Arsinoe, Gemalin ihres ältesten Bruders. Ptolem. III. unternahm sogleich nach seinem Regirungs-Antritt einen großen Rache- und Eroberungskrieg gegen Syrien [9]) und seine Gemalin Berenike gelobte ihr Haar den Göttern zu weihen, wenn er glücklich zurückgekehrt seyn würde. Ihr Wunsch wurde erfüllt und sie schickte das Haar in den Tempel der Venus Arsinoe Zephyritis, welchen Philadelphus zu Ehren seiner Gemalin Arsinoe erbaut hatte. Am andern Tage [10]), oder doch bald nachher, verschwand es, ohne Zweifel auf Anstiften einiger Hofleute, welche eine Gelegenheit suchten, dem königlichen Paare zu schmeicheln; denn man besänftigte Evergetes, welcher darüber erzürnt war, durch die Versicherung Conons, eines Astronomen aus Samos: das Haar sey unter die Sterne versetzt; er zeigte dabei auf die 7 Sterne nahe am Schwanze des Löwen. Sie hießen seitdem das Haar der Bere-

1) *Pausan.* 1. 7. 2) Derf. 1. 6. 3) *Diog. Laert.* 5. segm. 75 ff. vgl. *Jos. Scalig.* ad Euseb. Chron. p. 133.

4) *Hieron.* in *Daniel.* p. 1123. 5) *Polyb.* Fragm. 54. *Achill. Tat.* de Clitoph. et Leucipp. amor. 4. c. 18. 6) *Justin.* 27. 1. 7) *Hieron.* l. c. 8) *Polyaen.* strat. 8. 50. 9) S. d. vorig. Art. 10) *Hygin.* poetic. astronom. 2. 24.

Digitized by Google

nike (s. Berenike's Haupthaar). Kallimachus, welcher sich damals am ägyptischen Hofe aufhielt und Berenike in einem Epigramm (54) zur vierten Huldgöttin erhob, schrieb ihrem Haare zu Ehren ein Gedicht, nach welchem Catull seine 66. Elegie entwarf. Die Klugheit und Entschlossenheit der Berenike, welche Kallimachus veranlaßte, sie die Hochherzige zu nennen, überhaupt männliche Tugenden und Bestrebungen, wie man sogar ihre Pferde zu Olympia beim Wettrennen sah, beförderten ihren Untergang. Denn als Ptolem. III. 221 gestorben war, hoffte Sosibius d. A. ihren 20jährigen Sohn Ptolem. IV. Philopator, welcher weniger schlecht als schwach war, zu beherrschen, wenn sie aus dem Wege geräumt seyn würde. Philopator, der Ältern-Mörder, wurde ihrer Leitung bald überdrüssig und genehmigte den Plan, sie zu tödten. Sie war sehr beliebt; man fand daher nöthig, sehr viele zu gewinnen, auf die Gefahr, verrathen zu werden, selbst Kleomenes, König von Sparta, welcher seit der unglücklichen Schlacht bei Sellasia in Alexandrien lebte und bei den peloponnesischen Miethtruppen in dieser Stadt in großem Ansehn stand. Gewiß ist, daß er den Mord zu verhindern suchte [11]), obgleich Polybius [12]) dem zu widersprechen scheint. Berenike wurde verhaftet, und Sosibius ließ sich den Auftrag geben, sie zu bewachen. Dies Schicksal schien ihr weder verdient noch erträglich; sie nahm Gift und starb. Bald fühlte Philopator schmerzliche Reue; das Bild seiner sterbenden Mutter ließ ihn am Tage keine Ruhe finden, und schreckte ihn in der Nacht von seinem Lager auf. Um ihre Manen zu versöhnen, erbaute er ihr mitten in Alexandrien ein Grab, welches später vorzugsweise Σημα genant wurde. Auch seine Ahnen und der Körper Alexander des Gr. wurden auf seinen Befehl darin beigesetzt, und in Agiola weihte er der Mutter als Rettungs-Göttin einen Tempel [13]). — 4) Berenike oder, wie sie als Königin genant wird, Kleopatra, war die einzige echte Tochter Ptolemäus VIII. Lathurus [14]), welcher außerdem nur zwei natürliche Söhne hinterließ. Sie folgte ihm daher nach seinem Tode 81 v. Chr. in der Regirung. Allein schon nach 6 Monaten, 80, mußte sie auf Sulla's Befehl ihre Rechte an Ptolem. Alexander (II.) abtreten, welcher ein Sohn von Alexander I. einem jüngern Bruder des Lathurus war. Die Koer, auf deren Insel er seine Jugendjahre verlebt hatte, lieferten ihn an Mithradates d. Gr. aus, von welchem er zu Sulla entfloh. Dieser begünstigte ihn, weil er durch ihn Aegypten zu plündern hoffte [15]). Da hier die weibliche Erbfolge nach dem Herkommen zulässig war, fürchtete Alexander als Thron-Räuber zu erscheinen. Deshalb vermälte er sich mit Berenike, tödtete sie aber nach 15 Tagen und regirte allein. — 5) Die älteste Tochter des Ptolemäus Auletes, wurde bei der Unmündigkeit ihrer beiden Brüder von den Alexandrinern zur Königin gewählt, als ihr Vater 58 v. Chr. in einem Volksaufstande vertrieben war und für todt gehalten wurde. Um sich auf dem Throne zu befestigen, vermälte sie sich mit Seleukus, einem Sohne Antiochus X., Eusebes, Königs von Syrien und der Selene. Er war von mütterlicher Seite ein Enkel von Ptolem. VII. Evergetes, und schien schon deshalb rechtmäßiger Regent zu seyn. Allein seine gemeinen Sitten und sein Geiz machten ihn verächtlich. Die Alexandriner nanten ihn deshalb, da er sogar für den Hof kochte, aus Spott Kybiosaktes, den Fischhändler [16]), und Berenike ließ ihn wenige Tage nach der Vermälung tödten. Sie verheirathete sich nun mit Archelaus, einem Asiaten [17]). Indeß gewann Auletes die Gunst des Pompejus, welcher ihn durch Gabinius, Proconsul in Syrien, zurückführen ließ. Archelaus fiel 56 v. Chr. nach mehren Niederlagen in einem Gefechte und Berenike wurde auf Befehl ihres Vaters getödtet. (*Drumann.*)

BERENIKE (Städte, 1) eine Stadt am westlichen Ufer des arabischen Meerbusens wurde von Ptolemäus Philadelphus zum Behuf der ostindischen Handlung angelegt und, wie Plinius ausdrücklich hinzusetzt, nach dem Namen seiner Mutter benant (s. Berenike 1.). Sie hatte, wie Strabo bemerkt, keinen Hafen, aber gute Herbergen, und war daher von vielen Kaufleuten besucht. Nach Ptolemäus lag sie mit Syene unter derselben Polhöhe. Von Kift (Koptus) führte, nach Bruce, ein Durchgang durch das Gebirge nach Bekenike, in dessen Nachbarschaft, nach ebendemselben, der Zibbel Zumrud (Smaragdenberg) lag, welchen Strabo, Edrisi u. a. m. in eben diese Gegend hin setzen. Über das was Ptolemäus gethan, um die Verbindung des Nils mit dem rothen Meere noch mehr zu erleichtern, vergl. Bruce (I. 505 f.) *). — 2) Stadt an der Küste des arabischen Meerbusens. Sie hat nach Plinius den Beinamen Panchrysos (etwa von Goldbergwerken in der Nähe derselben?). — 3) B. mit dem Beinamen Epidereos (nach Ptolemäus von dem nahe gelegenen Orte Dere also zubenant) die dritte Stadt an der Küste des arabischen Meerbusens. Ihre Lage, sagt Plinius, ist merkwürdig. Sie liegt an einer weit in das Meer hineinlaufenden Landzunge, deren äußerste Spitze nur 7½ M. von Arabien entfernt ist. Nach Strabo ist dieses B. eine Stadt der Sabäer. (*Hartmann.*)

BERENIKE'S Haupthaar, coma Berenices. Dieses Sternbild findet sich am nordlichen Himmel von 176. Grade d. ger. Aufst. bis zum 203., u. von 16 Gr. nördl. Abweichung bis zum 33. Sterne erster, zweiter u. 3. Größe findet man darin nicht, wol aber ein mannichfaches Gedränge kleinerer telescopischer Sterne, wie man denn eine bedeutende Menge sogenanter Herschelscher Nebelflecke und Nebelsterne in diesem Sternbilde wahrnehmen kann. Außerdem zählt man gewöhnlich darin 7 Sterne der 4., 23 der 5. und 31 der 6. Größe. Es liegt zwischen dem großen Bär, Arktur, den Jagdhunden, der Jungfrau und dem Löwen. — Über seine Benennung s. oben Berenike 3. — Eratosthenes erwähnt dessen im 12. Cap. und sagt: „über dem Löwen sieht man in einem Dreiecke gegen den Schwanz (des Löwen) hin sieben dunkle (mattleuchtende) Sterne, welche die

11) *Plutarch.* Cleom. 33. 12) 5. 36. 15. 25. 13) *Zonad.* Proverb. Cent. 3. 94. 14) *Pausan.* 1. 9. 15) *Appian.* de bello civ. I. p. 414. 16) *Casaub.* zu Strabo 17. 796. *Dio Cass.* 39. p. 117. 17) S. Archelaus, Sohn des Archelaos. Enc. Th. V. S. 133.

*) Plin. II. N. 6, 29. *Strabo* 17. p. 815.

Digitized by Google

Haarflechte der Berenike des Evergetes genant werden." (πλόκαμος Βερενίκης Εὐεργέτιδος) In den alphonsinischen Tafeln heißt dies Gestirn Trica, welches im mittlern Latein ebenfalls Haarflechten bedeutet. (s. Du Fresne glossar. „crines intexti, implicati, e Graeco. Ἰσίξ.") Vom Himmel, wie es scheint, eine Zeitlang verschwunden, — denn auf dem borgianischen Globus aus dem Anfang des 13. Jahrh. findet es sich nicht, und auf dem dresdner aus dem Ende desselben Jahrhunderts sieht man an dieser Stelle in der Hand der Jungfrau eine Spinnrocken ähnliche Figur, die indessen den arab. Namen Helbah (Haar) führt; — ist es von Tycho de Brahe wieder an seinen Platz gestellt worden. — Bayer zeichnete an dieser Stelle eine Korngarbe, wie er versichert, nach einem alten Manuscript; doch hat Doppelmaier in seinem Himmelsatlas die coma Berenices, und diese findet sich auch schon auf ältern Himmelsgloben v. Falk u. a. — Hygin im poëticon astronom. Cap. XXIV. erzählt nicht nur die ganze Fabel von diesem Haar, sondern sagt insbesondere ausdrücklich: sunt aliae VII. stellae ad caudam Leonis in triangulo conlocatae, quas crines Berenices esse Conon Samius mathematicus et Callimachus dixit." Mit diesen 7 Sternen scheint man indessen die vordern Sterne auf dem Haupte selbst gemeint zu haben, die wirklich dem bloßen Auge, welches die paarweise, nahe bei einander stehenden Sterne für einen ansieht, wie 7 in einem ziemlich gleichschenkligen Dreieck zusammengestellte Sterne erscheinen. (S. Bode Uranogr. 7. Blatt.) (*Fritsch.*)

Berennen, s. **Festung.**

BERENT, Berendt, Behrend, auch **Bern,** (poln. Koscierz), Kreisstadt des davon benanten Kreises *) im westpreuß. Reg. Bez. von Danzig an der Ferse, mit 140 Häus. und 800 meistens polnisch-kathol. Einw., mit 2 kathol. und 1 luth. Pfarrkirche; die Einw. beschäftigen sich besonders mit Wollarbeit und Bierbrauerei. Zu dem hies. königl. Amte gehören insonderheit die Vorstadt, Amtsfreiheit genant, ein Krug und eine Mühle. (*H.*)

BERENY (spr. Berenj oder nach franz. Schreibart **Beregne**), diesen Namen führen in Ungarn verschiedne Marktflecken und Dörfer, welche zum Unterschiede mit Vornamen versehen sind. Wir wollen nur die vorzüglicheren anführen. 1) Berény, großes Pfarrdorf in der Tolner Gespansch. in N.-Ungern, Kreis jenseit der Donau, Simontornyaer Bezirk, dem Grafen Apponyi gehörig, mit 935 kath. Einw. (nach dem Fünfkirchner Schematismus), der Boden ist gebirgig, jedoch fruchtbar an Getreide, und dessen Absatz wegen der Nähe der Donau bedeutend. 2) Jász-Berény, privileg. Marktflecken an beiden Ufern der Zagyva, in dem Lande der Jazyger in N.-Ungern, diesseit der Donau, Centralort des Jazyger-Landes und von Groß- und Klein-Kumanien, mit einer kath. und reformirten Pfarre, einem Franziskaner-Kloster, einem Königl. Gymnasium, einem eignen Gerichtshofe für die Jazyger und einem Gemeinde-Hause für alle drei Distrikte (Jazyger-Land, Groß- und Klein-Kumanien), einem Postwechsel. Er hat über 2000 Häus. und über 12,700 magyarische Einw. (Der Erlauer erzbischöfl. Schematismus von 1817 gibt 12,151 kath., 570 reform., 40 nicht unirte griechische, und 10 evang. Einw. an.) In dem Marktflecken ist auf einer kleinen Insel der Zagyva, zu Ehren des Palatins von Ungern, Joseph, der den Ort im J. 1797 besucht hatte, ein schöner Obelisk errichtet worden. In dieser Gegend sind viele alte Waffen und andere Alterthümer ausgegraben worden, namentlich auch das sogenante Horn des Leel (magyarischen Feldherrn unter dem ungrischen Herzog Jonus, der von Otto dem Großen bei Regensburg geschlagen und daselbst aufgehängt wurde), das wahrscheinlich ein altes, etwa celtisches, oder germanisches Jagdhorn war*). Einige Schriftsteller, z. B. Ottrokocsi, suchen an dieser Stelle eine Residenz des Hunnenkönigs Attila. Nach Aventin hatte hier der Avaren-Chagan Thudun ein Prätorium und wurde hier begraben. Daß der Ort einst befestigt war, beweisen Ruinen von Wällen und andern Festungswerken. Die Türken, die diesen Ort in Besitz hatten, wurden von hier im J. 1594 vom General Tiefenbach vertrieben. Marktprivilegien erhielten die Einwohner von Leopold I. im J. 1692, von Maria Theresia 1779, von Joseph II. 1782. — Die Ortschaft hat Weingärten und ist ziemlich fruchtbar an Getreide. Auch haben die betriebsamen Einwohner einen Wald angelegt**). 3) Jhárosi-Berény, Pfarrdorf in der Schimegher Gespansch. in N.-Ungern, Kr. jenseit der Donau, Marczaler Bezirk, der adeligen Familie Inkey gehörig, von Magyaren, Teutschen und Kroaten bewohnt, mit einer kath. und evang. Kirche und einem Postwechsel. Zahl der Einwohner (nach dem Weißprimer Schematismus) 361 Katholiken, 478 Evangelische A. C., 10 Juden. Das Terrain ist eben und hat einen Überfluß an Getreide, auch an edlem Wein, das dazu gehörige Prädium Kereßtúr ist bergig und enthält die prächtige herrschaftl. Wohnung und mehre herrschaftl. Gebäude. 4) Lovas-Berény, eine Herrschaft und Marktflecken in der Stuhlweissenburger Gespansch. in N.-Ungern, jenseit der Donau, Csákvárer Bezirk, mit einer römisch-kathol. Pfarre, einer reformirten Kirche und einer Juden-Synagoge, bekant durch einen Steinbruch, der treffliche Steine liefert. 5) Mezö-Berény, ein großes, von Teutschen, Magyaren und Slowaken bewohntes Pfarrdorf in der Bétescher Gespanschaft in O.-Ungern, im Kr. jenseit der Theiß, Csaber Distrikt, der freiherrl. Wenkheimischen Familie gehörig. Das Dorf liegt fast in der Mitte der Bétescher Gespansch., und ist der Größe nach die fünfte der 20 Ortschaften der Gespanschaft. Das ganze Terrain ist 37,317,513 Quadratklafter groß, Bauerngründe

*) Früher gehörte die Stadt zum Stargarder Kreise.

*) S. über dieses in Ungern berühmte Horn: A' Jász vagy is Jjász Kurton lévö metszésekröl és azoknak értelmékröl, irta Nemes *Decsy Antal* (Von den Sculpturen auf dem Jazyger-Horn und deren Bedeutungen, von Anton v. Decsy). 2 Theile, Kaschau gedruckt bei Ellinger 1815 und 1816, und die kritische gründliche Recension dieser Schrift im Tudományos Gyujtemény 1817. IV. Heft. **) Mehr über Jász-Berény s. in *Petri* Horváth Commentatio de initiis ac majoribus Jazygum et Cumanorum, Pestini 1801. S. 201 bis 207. Der Verf. irrt jedoch, wenn er Seite 206. mit Franz Molnár, der im J. 1789 in Wien eine Beschreibung des Leel-Horns samt Abbildung herausgab, annimt, daß die Sculpturen auf dem Leel-Horn den Auszug der Magyaren aus Scythien darstellen.

Digitized by Google

hat es 271¼, das Dorf hat 964 Bauernhäuser und 31 freie oder herrschaftliche Häuser, mit Einschluß der drei Kirchen (einer teutschen und einer slavischen evangel. A. C. und einer magyarischen reformirten) und der Schulgebäude. Die Zahl der Einwohner betrug in der Conscription vom J. 1805: 5702, darunter waren evangelische Slaven 2715, evangelische Teutsche (Colonisten aus Teutschland) 1718, reformirte Magyaren 1206, nicht unirte Griechen 100, Katholiken 40. Die Einwohner-Zahl ist im Steigen, denn zu Ende des Jahres 1816 betrug sie bereits 9492 und zu Ende des Jahres 1817 9611. Der Boden der Ortschaft wird von dem Flusse Körös bespült, der nur zum Fischfang und zum Holzflössen dient. Das Terrain besteht aus den drei Haupttheilen: Berény, Nemes Kereki und Fel Halom. Der Boden ist zum Getreidebau sehr geschickt. Die Dorfgemeinde hat auch auf der Pußte Kis Kamuth 1575 Joche und auf der Pußte Bél Megyer 3264 Joche gepachtet. Die Bauern, die sich im Durchschnitt im Wohlstand befinden, erzeugen Weizen, Gerste, Hafer, Mais (Kukuruz), womit viele Schweine gemästet werden, Kartoffeln, guten Wein, der aber für die Bedürfnisse der Einwohner nicht hinreicht, Kopfkohl zu Sauerkraut, Melonen und einige andere Küchengewächse. In dem Flusse Körös fängt man Krebse, Karpfen, Hechte, die gedörrt mit Vortheil an die Walachen für ihre lange Fasten verkauft werden. Das Dorf hat kein andres Holz als Brennholz und wenig Weide, 22 Mühlen (eine Windmühle, alle übrigen Pferdemühlen), worunter 2 Ölmühlen. Die Hauptgebäude in dem Dorfe sind: die herrschaftliche Sommerwohnung und das Gemeindehaus, worin die lateinischen Schulen sind, und ein herrschaftliches Getreidemagazin, für 25000 Metzen Getreide. Die Ortschaft wird von Maulbeer- und Akazienbäumen geziert. Das Klima ist gesund. Das Dorf hat 3 kleine Schulen und eine gut eingerichtete lateinische evangelische Senioralschule oder ein kleines Gymnasium***). 6) Nagy- (Groß) Berény oder Som-Berény, großes magyar. Pfarrdorf in der Schimegher Gespansch. in N.-Ungern jenseit der Donau, dem Weißprimer Domkapitel gehörig, mit einer kathol. und reform. Pfarre und Kirche. Das Terrain hat abwechselnde Hügel und Thäler, fruchtbare Acker, Waldungen und ein Gebirge, welches guten Wein erzeugt. Zahl der Einwohner (nach dem Weißprimer bischöfl. Schematismus) 640 Katholiken und 230 Reformirte. 7) Veres- (Roth) Berény, großes magyar. Pfarrdorf in der Weißprimer Gespansch. in N.-Ungern, jenseit der Donau, im gleichnamigen Bezirke, eine Religions-Fonds-Herrschaft, mit einer eignen kathol. Pfarre, Kirche und ehemaligen Jesuiten-Residenz, und einer evangel. Pfarre und Kirche, am Plattensee (Balaton), hat (nach dem Weißprimer bischöfl. Schematismus) 199 kath. und 405 evang. Einw. Der Ackerboden ist fruchtbar. (*Rumy.*)

***) Der vormalige Rector dieses Gymnasiums, Andreas Skolka (gest. im J. 1816 als evangel. Prediger zu Neu-Verbaß in der Bätscher Gespansch.), hat im J. 1806 eine lateinische Topographie von Mező-Berény drucken lassen. Er arbeitete sie später in teutscher Sprache um und erweiterte sie. Diese erweiterte teutsche Topographie steht in Andr.'s Hesperus 1814 Nr. 17 bis 19, 21 — 23. 25. 27. 29. 30. 34. 38. und ist als Muster einer Dorfbeschreibung zum Nachlesen zu empfehlen.

BERESFORD, eine Gruppe von Eilanden im nördlichen Austral-Ocean unter 50° 52′ Br. und 230° 3′ L., vom Kapt. Dixon so benant, und aller Wahrscheinlichkeit nach diejenigen, die Perouse Sartines Inseln getauft hat. (*Hassel.*)

BERESINA, ein bedeutender Fluß in Rußland, der unterhalb Polozk seine Quelle hat, durch das Gouvernement Minsk fließt und bei Dobroisla in den Dnepr fällt. Er ist in der neuesten Zeit berühmt worden durch die große Niederlage, welche der Admiral Tschitschagow der Armee Napoleons an dessen Ufern bei Stachow und Brilow am 17. Nov. des Jahres 1812 beibrachte, an welchem Tage viele Tausend Franzosen in den Fluten der Beresina und unter ihren Eisschollen den Tod fanden. Merkwürdig ist auch der 1797 angefangene und 1801 beendigte Beresinakanal, durch welchen vermittelst der Düna und des Dnepr das baltische mit dem schwarzen Meere in Verbindung gesetzt worden ist, u. der stellenweise Nebenkanäle hat. (*J. C. Petri.*)

Beresme, s. **Barsom.**

BERESOW, Kreisstadt im Gouvernement Tobolsk, (63° 56′ 14″ w. Br. und 34° 30′ östl. L.) an der Soßwa, welche in den Ob fällt, 922 Werste von Tobolsk und in dem frühern Obdovien gelegen, wurde 1593 erbaut und erhielt ihren Namen von den rund umher auf niedrigem Moorgrunde wachsenden Birken; daher auch drei Birken im silbernen Felde, im Stadtwapen. Die Stadt zählt 3 steinerne Kirchen, 3 Kronmagazine, 173 Häuser und 324 Einwohner, worunter 26 Kaufleute. Die hölzernen Festungswerke mit ihren 4 Thürmen sind verfallen. Die Einwohner nähren sich von der Fischerei, Jagd und Rennthierzucht und treiben Handel mit Pelzwerk und getrockneten und gefrornen Fischen. Der Fürst Menschikow wurde mit seiner Familie 1727 hieher verwiesen und starb 1729 in diesem Exil. (*v. Wichmann.*)

Beresowkische Tatarn, s. **Tatarn.**

Beresowsche Goldgruben, s. **Jekaterinenburg.**

Berethalom, s. **Birthelm.**

BERETTINI (genant Pietro da Cortona), geb. zu Cortona 1596, wurde, wegen seiner großen Anlagen zur Malerei, von seinem Vater, einem unbedeutenden Bildhauer, sehr jung nach Florenz in den Unterricht des Comodi gegeben. Dieser reiste aber 1611 in seinen eignen Angelegenheiten nach Rom, wohin ihm kurz darauf der junge Pietro, kaum 14 Jahre alt, folgte. Der Unterricht, den er in Rom unter der Leitung seines Lehrers genoß, und welchen der Schüler treflich zu nutzen wußte, währte nur 2 Jahre. Comodi reiste wieder von Rom ab, empfahl aber seinen Zögling der Aufsicht des Baccio Ciarpi. Unter der Leitung dieses treflichen Mannes studirte er die vorzüglichsten Meisterwerke der Malerei, Statuen und Basreliefs. — Durch eine Kopie von Raphaels Galathe, lernte ihn der Marchese Sacchelli kennen, der ihn als Landsmann nicht allein unterstützte, sondern ihn auch seinem Bruder dem Kardinal empfahl. Beschäftigt für diese hohen Gönner, und geachtet von dem Ritter Marino, für den er mehre Gemälde zur Zufriedenheit ausführte, welche ihm als Maler einen Namen erwarben, suchte auch der Kardinal für sein ferneres Fort-

Digitized by Google

kommen zu sorgen, indem er ihn mit dem Kardinal Francesco Berberini, einem Neffen Papst Urbans VIII. bekant machte, welcher ihn dem Papste selbst empfahl, um von ihm einiges in der Kirche der heiligen Bibbiana malen zu lassen. Die eine Hälfte der Auszierung wurde daher dem Pietro übertragen, und den andern Theil erhielt der Florentiner Agostino Ciampelli. Wenn gleich der Letzte, durch öffentliche Arbeiten mehr bekant, verachtend auf seinen Gegner sah, so verstumte er doch bald über die treffliche Ausführung Berettini's, denn hier zeigte sich seine Manier ganz eigenthümlich; sie ist kräftig ohne Härte, und enthält alle Annehmlichkeiten des Pinsels [1]). — Durch das kostbare Gemälde, das er für die Salvatorkirche in Lauro, jetzt Unsre liebe Frau zu Loretto genant, ausführte, die Geburt Christi vorstellend, und welches eines seiner vorzüglichsten Werke ist, stieg sein Ruf immer mehr, ja dieses Gemälde wurde der Grund seines Glücks; denn als Papst Urban den Palast alle quattro Fontane für seine Verwandten gekauft hatte, ließ er denselben unter der Aufsicht des Bernini vergrößern und auszieren, wozu die berühmtesten Maler gebraucht wurden; durch Verwendung seiner Gönner wurde Berettini die Kuppel desselben übertragen. Dieser Saal ist 95 Palmen lang, und 53 breit, und das Gewölbe läuft schief zu. Unter der Leitung des Dichter Francesco Braniolini unternahm er diese große Arbeit, und vollendete sie mit dem größten Ruhme; er ist reich in der Zusammensetzung, herrlich verziert, und mit so einem meisterhaften Pinsel ausgeführt, daß alles an einem Tage gemalt zu seyn scheint, ungeachtet er diese Arbeit 12 Jahre bedeckt hielt. In dieser Zeit unternahm er noch vieles, sowol in der Baukunst als Malerei; auch reiste er nach Florenz, und malte für den Herzog die Zimmer im Pittischen Palast. Außer einigen Gemälden, die er für die Galerie des Buonarotti ausführte, und die durch ihre Schönheit sich auszeichneten, machte er schon Anstalten das fünfte Zimmer in diesem Palaste zu malen, als er, auf eine empfindliche Art beleidigt, seinen Abschied nahm, und ohne die Arbeit zu vollenden, nach Rom zurück kehrte [2]). Unter die großen Werke, die er hier noch vollendete, gehören die Kuppel und das Gewölbe der neuen Kirche der Padri dell' Oratorio; die Galerie Panfili, in der er die vorzüglichen Thaten des Aneas darstellte. Nachdem er für Alexander VII. den Säulengang der Kirche della Pace verziert hatte, welches Unternehmen für ein Meisterstück gehalten wird, erhielt er vom Papste die Ritterwürde. Er starb 1669, und wurde in der Kirche des heiligen Lucas begraben, für die er mehr als 100,000 Scudi verwendet hatte.

Berettini besaß eine feurige Einbildungskraft, wodurch es ihm leicht wurde, die Schwierigkeiten in seinen großen Compositionen zu heben. Er war Meister in der Malerei auf nassem Kalk; sein Kolorit ist lebendig, die Führung des Pinsels leich.; Helldunkel und Contraste sind auf das Beste beobachtet; doch zeigt er sich weniger glücklich in dem mannigfaltigen Ausdruck, in der Gleichmäßigkeit der Formen und der Gewänder. Außer seinen großen Verdiensten als Maler, ist er auch als geschickter Baumeister bekant [3]). (*Weise.*)

BERETTYO, ein morastiger Fluß, der die biharer Gespansch. in O.Ungern jenseit der Theiß durchströmt. Er entspringt auf dem Gebirge Veres (Weresch), fließt bei Margita Város, Abrány, Szent, Jóbb, Szent Imre und Szalárd vorbei, scheidet Vajda und Hodos, wird bei Bakonyszeg am breitesten, bildet große Moräste und um Félegyháza kleine Seen, fließt von da an regelmäßiger in seinem Flußbett und läßt nur an seinen Ufern stehende Wässer zurück, fließt von Félegyháza bis zur Brücke von Polyvajd zwischen Wiesen und Feldern, vereinigt sich bei Pocsaj und Kismanja mit dem Flusse Er, fließt noch bei Berettyó-Ujfalu vorbei und fällt zwischen Tür und Szarbas in die Körös. Der Fluß ist reich an Fischen, insonderheit großen Krebsen, Sayildkröten, wilden Enten, schwarzen Blaßhühnern (fulica atra, ungrisch szárcsa) und andern wildem Geflügel. Bei Bakonyszeg findet man in ihm Perlenmuscheln. (*Rumy.*)

BERETTYO-UJFALU (Berettyó-Neudorf), großer magyarischer Marktfl. in der biharer Gespansch. in Oberungern jenseit der Theiß, Sárréther (Scharether) Bezirk, am Flusse Berettyó, dem Fürsten Eszterházy gehörig, mit einer reformirten Pfarre. Dahin gehören auch die angränzenden Prädien: Szent Kozma (Heil. Cosmas), Puszta Kovácsi, Andaháza, Herpaj, Ujlak, Szent Dienes (Heil. Dionys), Bors und Szomolyom. Hatte im Jahre 1816. 4520 reformirte, 25 evang., 19 kathol., 4 nicht unirte griech. und 53 jüdische Einw. (*Rumy.*)

Bereum, s. Bireum.

BEREZNA, rußniakisch Brezni, zwei rußniakische Ortschaften in der unghvárer Gespansch. in Oberungern diesseit der Theiß, im gleichnamigen unghvárer Bezirk. 1) Kis Brezna (Klein-Brezna), rußniakisch Male Brezni, ein zur Cameralherrschaft Unghvár gehöriges Pfarrdorf, mit einer griechischen Kirche und Pfarre und einer königl. Salz-Legstatt. Auf einem nahen Hügel liegt ein griechisches Basiliten-Kloster samt Kirche. Hier vereinigen sich die Flüsse Vublya und Ungh. 2) Nagy Brezna (Groß-Brezna), rußniak. Velke Brezni, ein zur Herrsch. Unghvár gehöriger Marktfl., mit einer griech. und römisch-kathol. Kirche und Pfarre, einem Comitatshause, einem Stuhlrichter, Forstbeamten und Waldbereutern, auch einer Mühle am Flusse Ungh. Der Boden ist bei Kis Brezna fruchtbarer an Getreide als bei Nagy B., die Wiesen sind bei beiden Ortschaften gut und die Weide hinreichend. Nach Kis Brezna wallfahrten auch viele Rußniaken (Ruthenier) aus den benachbarten Ortschaften und selbst aus Galizien. (*Rumy.*)

BERG, Berge in der Naturk. s. Gebirge; die damit zusammengesetzten teutschen Namen von Thieren s. unter den lateinischen Gattungs-Namen.

BERG, das Herzogthum, dehnt sich am rechten Ufer des Rheines, seiner westlichen Gränze, von den Nassau-Weilburgschen Landen bis zum Herzogthum Cleve hinab, östlich von der Grafschaft Mark, dem Herzogthum Westphalen und dem Nassau Siegenschen umschlossen. — Von

1) Passeri Leben der Maler und Bildhauer übers. S. 471. beschreibt diese Gemälde ausführlich. 2) Ciro Ferri, ein Schüler des Berettini vollendete diese Arbeit in der Folge.

3) Eine kritische Beurtheilung über Berettinis Werke, findet man in Fiorillo's Gesch. der Malerei Th. 1. S. 433—436.

Digitized by Google

vielen und waldigen Gebirgen bedeckt, worunter, auf der südlichen Gränze, das herrliche Siebengebirg; von der Sieg, Agger, Wupper, Düssel, Anger, Ruhr und einer Menge kleiner Bäche durchströmt, ward es eine frühe und freundliche Wohnstätte des regsamsten Kunst- und Gewerbfleißes, der vorzüglich in den Städten Barmen, Elberfeld u. a. durch die feinsten Spinnerei-, Woll- und Seidengeweben aller Art, unter andern auch durch das Geheimniß der türkischrothen Farbe; in Solingen, Remscheid und der Umgegend aber durch Eisen- und Stahl-Fabrikation, vom rohen Produkt bis zur kunstvollsten Bearbeitung und Politur, die glänzendste auf den Handelsplätzen Europa's längst anerkante Stufe behauptet; und nährt größtentheils hiedurch auf einem Raum von 54 □ Meilen 261,559 Bewohner im Wohlstande, bei einem übrigens leichten, ja schlechten Boden, dem nur das Bedürfniß solcher Bevölkerung, die jetzige noch nicht immer zureichende Ergiebigkeit abgewinnen konte.

In den frühesten Zeiten wurde die Gegend von den Ubiern, die sich später in das jetzige Cölnische zusammenzogen, dann abwechselnd von teutschen Völkern bewohnt, die unter den Namen Sigambrer, Tencterer und Bructerer berühmt sind, stets durch den muthvollsten Widerstand gegen den Andrang der eroberungssüchtigen Römer ihre Unabhängigkeit behaupteten, und sie hinderten diesseitig, Deutz (Divitense munimentum Tuitium) allein ausgenommen, weilenden Fuß zu fassen, während auf der gegenüber gelegenen Rheinseite eine Reihe von Städten und Vesten Roms längere Herrschaft bezeichnet; zuletzt aber bei der großen Völkerwanderung, unter den bis hieher gedrungenen Franken sich verloren. — Unter fränkischer Herrschaft blieb das Bergische bis nach den Zeiten Karls des Großen, — gehörte zur Provinz Ripuarien, die sich westseits Rheines von der Mosel bis zur Waal erstreckte, und bezeichnet noch jetzt, in seiner östlichen Ausdehnung gegen Westphalen, die Gränze der Franken und Sachsen der Vorzeit. Das Land war damals in 4 Gaue getheilt: 1) der Ruhr- oder Duisburger Gau, 2) der Kehldachgau an der Wupper, 3) der Deutzer Gau, 4) der Auel-Gau an der Sieg. Ersterer lag im Gebiete der Pfalzgrafen; — im Deutzer Gau aber, an dem Fluß Düne stand das Stammschloß Berg, aus dem die bergischen Dynasten, die mit jenen des Schlosses Altena, später Mark genant, eines Stammes sind, hervorgingen. Der Erste, der den Titel eines Grafen von dem Berge in erblicher Würde trug, hieß wahrscheinlich Adolph, so bereits ums Jahr 1102 regirte. Seinem Bruder Everhard, der einst mit ihm einem blutigen Treffen beigewohnt, dann von Reue ergriffen als Büßender die Heimath verlassen, und bei Morimund als Schweinehirt wiedergefunden ward, schenkte er das Schloß Berg, wo dieser 1133 eine Cistercienser-Abtei stiftete, die später nach Aufbau eines neuen Schlosses, Neuenberg genant, den Namen Altenberg annahm, und die Grabstätte der Grafen und Herzoge von Berg wurde; wo auch Adolph I. seine letzten Tage als Mönch verlebte und 1152 starb. Ihm folgte sein Sohn Adolph II. — Bereits gegen Ende des 7. Jahrh. hatte das Christenthum begonnen, auf bergischem Boden Wurzel zu fassen. Suidbertus ein Abgesandter Beda's in England, predigte hier der Erste, unter dem Schutze Pipins, das Evangelium und gründete auf einer Rhein-Insel bei Düsseldorf, das Stift Kaiserswerth, wo er 713 oder 717 starb. Bald folgten das Stift Gerresheim, die Abteien Siegburg, Altenberg, Heisterbach u. a. m., die bei ihrem Beginn unverkennbar den wohlthätigen Keim früher sittlicher Cultur verbreiteten, endlich aber dem Geiste und Zwecke ihrer Stiftung entwachsen, 1803 aufgelöst wurden. — Als im 12. Jahrh. das Christenthum die Lohnung zum heiligen Kampfe ward, nahm auch das Bergische den thätigsten Antheil. — Die wenigstens ehedem geheime Kunst der damascener Klingen- und anderer Waffen-Fabrikation, worin das Bergische seit Jahrhunderten berühmt ist, soll daher stammen. — Überhaupt trugen diese Kampfzüge, welchen Adolph II. und fast alle seine Nachfolger, im glänzenden Rittergefolge und mit ausgezeichneter Tapferkeit beiwohnten, sehr zu dem immer mehr steigenden Ansehen eines Grafen von Berg bei. Von den 5 Söhnen Adolph II. war einer, auch Adolph genant, der den Vater zum heiligen Lande begleitet, vor Damascus gefallen. Ein anderer, Friederich war 1156 zum Erzbischof von Cöln, und ein dritter, auch Adolph genant, zum Abt von Werden gewählt worden. Auf den Sohn Everhard aber ging beim Tode des Vaters, 1160, die Grafschaft Altena, die später den Namen Mark annahm, und auf Engelbert, die Grafschaft Berg über. Engelberts I. Sohn und Nachfolger, Adolph III. fiel auf einem Kreuzzuge vor Damiette und mit ihm erlosch im Mannsstamme das erste bergische Grafengeschlecht. In der Heimath hinterließ er eine einzige Tochter Irmgard, die mit Heinrich, dem ältesten Sohne des Herzogs von Limburg, vermält war, und einen Bruder, den berühmten Erzbischof Engelbert von Cöln. Dieser hatte während Adolphs III. Zuge ins H. Land, die Verwaltung der Grafschaft geführt, und auch nur erst mit seinem Tode 1225 konte Irmgard zum Besitze derselben gelangen. — Das altbergische Wapen, welches mehre gezahnte Balken führte, ward nun mit dem limburgischen, einem rothen Löwen im silbernen Felde, vertauscht, und die Grafschaft blieb bei dem Hause Limburg, bis sie mit dem Tode Adolphs VI., der 1348 kinderlos starb, an dessen Schwestertochter Margaretha, so mit Gerhard von Jülich vermält war, vererbt ward. Seit dem sind die Herzogthümer Jülich und Berg bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts vereinigt geblieben; ihre gemeinsame Geschichte wird der Artikel Jülich und Berg ausführlicher behandeln. — Durch den lüneviller Frieden 1801 ward das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten, und das Herzogthum Berg blieb dem Pfalzbaierischen Hause, ward von Maximilian Joseph von Baiern 1804 an den Herzog Wilhelm von Baiern aus dem Hause Pfalz Birkenfeld Gelnhausen übertragen, 1806 aber an den Kaiser der Franzosen, und von diesem am nämlichen Tage, an Joachim Murat abgetreten, welcher dasselbe nach mehren Vergrößerungen, 1808 wieder an Napoleon abtrat, der es dem ältesten Sohne seines Bruders, Ludwig Bonaparte schenkte; ehe aber dieser großjährig, und zum Besitz kam, ward durch das siegende Heer der verbündeten Mächte alle fremdherrliche Herrschaft gelöst, und auf dem Congresse zu Wien, dem Königreiche Preußen das Herzogthum Berg einverleibt, und dasselbe in die

Digitized by Google

Regirungs-Bezirke Düsseldorf, Cöln und Arnsberg vertheilt. (*Fallenstein* u. *Lacomblet.*)

BERG, Weiler mit Marktgerechtigkeit, im Neckarkreis des Königreichs Wirtemberg, am Neckar, ohne eigene Markung, theils auf stuttgarter, theils auf canstatter Markung gelegen, und daher mit seinen Einwohnern entweder in die eine, oder die andere Stadt eingebürgert. Der Ort ist nach Gaisburg eingepfarrt, hat aber seine eigene Kirche, welche sehr malerisch auf einem Hügel liegt, und in ihrer Umgebung nach die Spuren von der Burg der ehemaligen Herrn von Berg trägt, die im J. 1287 von Kaiser Rudolph auf seinem Zuge gegen Stuttgart zerstört wurde. Bey dem Orte befindet sich ein k. Holzgarten, worin das auf dem Neckar und auf der Rems herbeigeflößte Holz für die Bedürfnisse des Hofs und der Regirung aufgestellt wird. Auch befinden sich hier eine treflich und nach englischer Art eingerichtete, mechanische Baumwollspinnerei, eine ansehnliche Lederfabrik, eine Türkischrothfärberei und eine Seidenwattfabrik; ein Kanal des Neckars setzt mehre Mühlen und andre Werke in Bewegung *).

Noch mehre andre wirtembergische Orte führen den Namen Berg, worunter hauptsächlich das Dorf Berg im Donaukreis, Oberamts Ehingen, als der Stammsitz der ehemaligen Grafen von Berg und Schelklingen bemerkt zu werden verdient. (*Memminger.*)

BERG. So heißt 1) ein ref. Pfarrdorf am Berge Irchel, im zürcherischen O.-Amte Andelfingen, in der Schweiz, mit 350 E. treflichem Weingelände und einer der Jagd günstigen Lage; zu dem Schlosse, bei welchem sich neben ausgedehnten Grundstücken auch geschmackvolle Gartenanlagen befinden, gehört das Gut Eigenthal, beides Besitzthum des Hrn. Oberst Escher von Berg aus Zürich; — 2) Pfarrdorf von 168 kath. Einw. im C. Thurgau; der davon benante Kreis im O.-Amt Weinfelden umfaßt die zwei Civil-Gemeinden Berg und Hugelshofen; — 3) Pfarrdorf von 500 kath. Einwohn. im St. gallischen Bezirk Rohrschach. — Berg, am Berg, auf, im, inner, außer, unter, ober, hinter, vorder Berg, heißen eine Menge größere und kleinere Ortschaften, Weiler, Höfe, Häuser und Gegenden in der teutschen Schweiz; ähnliche Benennungen finden sich im rhätischen, italischen und französischen Idiom der übrigen nicht teutschen Schweiz. (*Wirz.*)

BERG, weisser (Bila Hora), Anhöhe 1 St. von Prag mit öffentlicher Kapelle und Wirthschaftsamt, zur Herrschaft Tachlowitz gehörig, im rakonitzer Kreise, berühmt durch die hier 1620 gelieferte, für Böhmens Schicksal so entscheidende Schlacht. (*André.*)

BERG, Berge, eine der ältesten adeligen Familien im Hennebergischen, die sich bald am Berg, bald von dem Berge, oft auch de Monte schrieb und in der Mitte des 14. Jahrh., nach Heinrichs von Berge Verheirathung mit Ritter Wolfram Schrimpfs Tochter, ihrem Geschlechtsnamen noch den Namen Schrimpf vorsetzte. Die Schrimpfe vom Berge waren Erbkämmerer der Grafschaft Henneberg. Auch waren sie hennebergische Burgmänner auf Henneberg, Wasungen ꝛc. Die Familie blühte vorzüglich im 13. und 14. Jahrh. und mehre aus derselben bekleideten die ansehnlichsten Ehrenstellen im Hennebergischen und kommen oft in Urkunden als Zeugen vor. Sie besaßen Güter zu Altenbreitungen, Aue, Behlriet, Ellingshausen, Haselbach, Heigendorf, Helba, Hermannsfeld, Mühlfeld, Nordheim, Oberelsbach, Oberlaß, Reumels, Rippershausen, Schwallungen, Stedlingen und Wasungen, die sie aber alle nach und nach bis auf Rippershausen und Helba veräußerten. Der Letzte der Familie, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. in männlicher Linie ausstarb, war Philipp Schrimpf vom Berge, der 1600 die Kirche und 1619 das Schloß zu Helba erbaute und sich als Sächs. Henneberg. Abgeordneter 1605 zu Coburg und 1606 zu Bamberg auf den Konventen der Fürsten des fränkischen Kreises zu Regulirung des Münzwesens befand. Seine einzige Tochter, Christine Elisabethe, heirathete Hanns von Bose auf Ellingshausen. Mit dieser Familie von dem Berge darf die Lüneburgische Familie gleiches Namens nicht verwechselt werden, die 1623 mit dem Braunschw. Landrath Friedrich von dem Berge ausstarb und das Erbschenken-Amt des Fürstenthums Lüneburg bekleidete. (*G. Emmrich.*)

BERG, Joachim von, der wichtigste Mann dieser in Schlesien noch blühenden Familie. Er ward 1526 geboren, genoß von seinem zwölften Jahre an fünf Jahr den Unterricht des berühmten Schul-Rektors Trozendorf zu Goldberg, schloß hier eine vertraute Freundschaft mit dem rühmlich bekanten Caspar Peucer und ging 1544 nach Wittenberg, wo er Luthern und Melanchton hörte. Nach geendigten Universitäts-Jahren besuchte er die Niederlande, England, Frankreich, die Schweiz, Italien, Ungern und Polen. 1559 begleitete er den Kaiser Ferdinand I. im Namen der schlesischen Stände auf den Reichstag nach Augsburg, ward im folgenden Jahre kaiserlicher Reichshofrath, war bei den Krönungen Maximilians, nahm 1565 die Huldigung der Lande am Inn ein und ging dann mit Christoph von Carlowitz zu den Herzogen von Sachsen wegen der grumbachischen Unruhen. Die Gesandtschaft nach Konstantinopel und die nach Warschau lehnte er 1567 ab, konte aber die nach Kopenhagen, um den Frieden zwischen Dänemark und Schweden zu vermitteln nicht ausschlagen. Nach rühmlicher Ausführung dieses Auftrags nahm er seine Entlassung, um dem Vaterlande und den Musen zu leben. Zwar wurde er 1570 wieder nach Prag in den Rath berufen, erhielt aber bald auf wiederholtes Ansuchen seine Entlassung auf immer. Nun ward er Landes-Ältester und Landes-Gerichtsbeisitzer und blieb es bis an seinen Tod 32 Jahr. Auf seinen Reisen hatte er die Bekantschaft mit den gelehrtesten und berühmtesten Männern seiner Zeit gemacht, zu Orleans mit dem berühmten Rechtsgelehrten Anne de Bourg, zu Bourges mit François Duarenne, zu Genf mit Calvin, zu Basel erneuerte

*) Das dasige Mineralwasser ist eines der vorzüglichern eisenhaltigen, muriatischen Wasser, das nach Kielmeyer, (s. dessen Disquis. ch. acidularum Bergensium, et Goeppingensium Stuttg. 1786. 4.), in 1 Pfunde, 9½ Gr. Kochsalz, 8 Gr. kohlens. Kalk, Gips, Bittersalz, 1½ kohlens. Eisen, 3½ K. Z. kohlensaures und 16½ K. Z. hydrothionsaures Gas enthält. — Man trinkt es, und badet darin bei Gicht, Rheumatismen, chronischen Hautexanthemen ꝛc., (vergl. Molwitz über eisen- und schwefelhaltige Gesundbrunnen und Bäder ꝛc. Stuttg. 1803. 8.). (*Th. Schreger.*)

er die mit seinem von Thuan und Bayle gerühmten Universitäts-Freunde Hubert Languet, in Italien mit Ödius Secundus und Vicentius Maggi, zu Strasburg mit Johann Sturm und Hieron. Zanchius. Er starb am 5. März 1602. Da ihm von 10 Söhnen nicht einer am Leben blieb und er seine Tochter mit 16 Jahren verlor, so machte er aus seinen Gütern Herrndorf und Kladen ein Majorat und eine sehr ansehnliche Stiftung für Studirende. Aus dieser erhalten 6 Jünglinge vom Bürger- oder Bauerstande aus dem glogauischen Fürstenthume, die studiren wollen, drei Jahre lang auf der Schule jeder jährlich 25 Thaler, 12 junge Leute, Bürger- oder Bauern-Knaben aus dem Glogauischen auf der Universität jeder jährlich 100 glogauische Mark. Ein armer Adliger der studiren will, erhält daraus drei Jahr lang jährlich 130 Thaler. Diese mit ausdrücklichen Worten nur für protestantische Jünglinge bestimte und vom kaiserlichen Amte bestätigte Stiftung entzog der Kaiser Leopold 1679 den Protestanten und eignete sie den Katholiken zu, welches auch 1704 bestätigt wurde. Die preußische Regirung hob aber diese Ungerechtigkeit wieder auf*). (*Worbs.*)

BERG (Johann Peter), geboren zu Bremen am 3. September 1737. Dem Studium der Theologie aus eigner Neigung gewidmet, besuchte er das Pädagogium und das Gymnasium illustre seiner Vaterstadt, wo er besonders unter der Anführung Konrad Iken's den ganzen Koran durchlas. Im J. 1758 ging er nach Leyden. J. J. Schultens, Joh. Alberti, und P. von Muschenbroek waren hier seine Lehrer. An Schultens schloß er vornehmlich sich an, benutzte dessen auserlesene und an Seltenheiten reiche Büchersamlung, so wie die mit Schätzen der orientalischen Literatur angefüllte Universitätsbibliothek. In der zweiten Hälfte des J. 1759 hielt er sich eine kurze Zeit in Frankfurt an der Oder auf; kehrte aber bereits im folgenden Jahre nach Leyden zurück, schrieb dort unter andern die sämtlichen noch ungedruckten Confessus des Hariri ab, und gab seine erste gelehrte Arbeit heraus. (**Specimen animadversionum philologicarum ad Selecta V. T. loca Lugd. Bat. 1761**). Zu Anfang des J. 1762 erhielt er die Lehrstelle der griechischen und morgenländischen Sprachen an dem Gymnasium seiner Vaterstadt, und wurde zugleich Mitglied der teutschen Gesellschaft daselbst. Im J. 1763 ward er nach Duisburg als ordentl. Professor der Theologie und der morgenländischen Sprachen berufen, welches Amt er, nebst der im J. 1777 noch hinzugekommenen Professur der Kirchen-Geschichte, bis an seinen im J. 1800 den 3. März erfolgten Tod verwaltet hat.

Berg war ein Mann von großen Geistesgaben und unermüdeter Thätigkeit; ein seltner Kenner der alten sowol als der lebenden Sprachen (vorzüglich beschäftigte er sich mit der arabischen, wovon die zahlreichen Zusätze und Nachweisungen zu seinem, der ehemaligen duisburger Universitätsbibliothek vermachten, jetzt in Bonn befindlichen, Exemplare des Golius die Beweise liefern); ein bedachtsamer Kritiker, ein eben so gründlicher, als geschmackvoller Ausleger der heil. Schrift, vornehmlich des A. T.; ein mit dem Kirchensysteme, der Dogmen-Geschichte und den scholastischen Terminologien innig vertrauter, dabei aber sehr liberaler, duldsamer und in Privatäußerungen freimüthiger Dogmatiker; als akademischer Lehrer gründlich, lebhaft, überaus angenehm zu hören (in treflichem Latein), allein für Anfänger zu gelehrt und weitläufig; als Mensch sehr achtungswerth wegen seiner Frömmigkeit, Wahrheitsliebe, Humanität, mit gerechtem Selbstgefühle verbundenen Bescheidenheit und Duldsamkeit gegen Andersdenkende. Seit 1782 war er Mitglied der gelehrten Gesellschaft zu Utrecht, und seit ihrer Stiftung im J. 1787 auch der Haag'schen zur Vertheidigung der christlichen Religion. Seiner Schriften sind wenige. Zerstreute Aufsätze von ihm finden sich in den duisburger Intelligenzblättern; desgleichen ein **Specimen animadversionum criticarum in loca quaedam Jobi** hinter der von **Weidenbach** besorgten teutschen Ausgabe von H. A. **Schultens** Übersetzung des Buchs Hiob Leipzig 1797. Handschriftlich hinterließ er außer den Anmerkungen zum Golius eine Reformationsgeschichte der niederrheinischen Provinzen, Commentare über Joel und Micha, Hiob, Koheleth, die Psalmen und einen noch unvollendeten über die Briefe an die Thessalonicher*). (*Beckhaus.*)

BERGA, nach **Ptol.** (III. 13) eine Stadt in der macedonischen Landschaft Bisallia 48, 48: 41, 40 am Strymon, wenige Meilen nördlich von Amphipolis, verrufen durch Antiphanes. Scymn. 652. (*Ricklefs.*)

BERGA, 1) S. weimar. Stadt an der Elster, im A. Weida, mit 1 Schlosse, 98 Feuerstellen, 450 Einw. (*Zahn.*) 2) großes Pfarrdorf von 205 Häus., worunter 7 Rittergüter; zusammen mit 1070 Einw., zur goldnen Aue, in das jetzt preußischer Hoheit unterworfene schwarzburg-Rudolstädtische Amt Kelbra gehörig. (*Hellbach.*)

Bergali, Louise, s. **Gozzi.**

Bergama, s. **Pergamus.**

BERGAMO, eine der neun Delegationen des Gouvernements Milano, im lombardisch-venetianischen Königreiche. Sie gränzt nördlich an Sondrio, östlich an Tirol und Brescia, südlich an Lodi und westlich an Mailand und Como, begreift nach verschiedenen Berechnungen 54,^{10}, 63^{00} oder 79^{20} □M., und zählte 1817. 300,225 Einw. Der nördliche Theil der Provinz ist sehr gebirgig und mit Waldung bedeckt; der südliche Theil aber gehört zu der fruchtbaren lombardischen Ebene. Die Gebirge durchschneiden ihre Hälfte in zusammenhängenden Ketten und bilden viele Thäler, die von reißenden Flüssen durchströmt werden, auf denen das Bauholz in das ebene Land geflößt wird. Die größten sind der Serio und Brembo, beide nicht schiffbar, aber zur Bewässerung der Felder dienend; außerdem ist der Oglio und Cherio, welcher letztere aus dem großen See Lago di Spinone entspringt. Ein zweiter See ist der Lago Iseo, und auch einige Mineralwasser verdienen Erwähnung, namentlich die von Trescore, S. Pellegrino und S. Omobuovo.

*) Der erste Majoratsherr Christoph George von Berg († 1627) hat das Andenken dieses verdienten Mannes in der **Memoria Borgiana** erhalten.

*) S. *A. C. Borkel* **Memoria J. P. Berg.** Duisb. 1800 ol. A. W. P. **Möller** Denkschrift zur Ehre des Namens und der Verdienste J. P. Berg's. Duisburg 1801. 8.

Digitized by Google

Die Provinz ist gut angebauet und bevölkert; sie besteht aus 18 Distrikten und umfaßt eine Stadt, 22 Marktflecken und 333 Dörfer. — Seide und Eisen sind die Hauptquellen des Wohlstandes der Bergamasker, die fleißig und betriebsam sind, und wanderlustiger, als die übrigen Italiäner. Die Seiden- und Tuch-Manufakturen beschäftigen die meisten Hände; nächst ihnen die Eisenminen, Stahlhämmer, Marmor- und Wetzsteinbrüche. Der Getreideertrag genügt nicht für das Bedürfniß der Provinz; dagegen ist die Viehzucht, unterstützt durch treffliche Weiden und Wiesen, sehr bedeutend. Der Holzhandel ist schon erwähnt. — Der Charakter der Bergamasker hat sehr scharfe, eigenthümliche Züge, die von den übrigen Italiänern als plump und roh verschrieen werden. Daher trägt man sich mit einer Menge Bonmots, Anekdoten und Prellereien (Beffe) auf Kosten der Bergamasker herum, und hat die beiden Possenreißer der italischen Volkskomödie aus dieser Provinz genommen und als stehende Rollen eingeführt. Der erste dieser Zanni ist der tölpische Arlechino, ein armer Teufel, der ein aus kleinen Stücken bunter Stoffe zusammengeflicktes Kleid und einen durchlöcherten Hut mit einem Hasenschwanze darauf trägt; ein Kopfputz, der noch jetzt bei den bergamaskischen Bauern gefunden wird. Dieser Arlechino ist aus der bergamaskischen Ebene; aufgeweckter und schlauer, wie alle Gebirgsbewohner, ist der Brighella, der ränkevolle, spitzbübische, behende Bediente, dessen Spielball der gutmüthige Harlekin immer seyn muß. Beide sprechen den Dialekt ihrer Provinz, der das Komische sehr befördert *). — Der bergamaskische Dialekt gehört zu den rauhesten und plumpesten in ganz Italien. Er verstümmelt die Wörter, entstellt die Abkürzungen, hat den genuesischen Laut ö, den Nasenlaut n, verwandelt o in ou, g u. gg in z, d und t in g, gl in j, c in s u. s. w. andrer Eigenthümlichkeiten nicht zu gedenken **). (*W. Müller.*)

BERGAMO, Hauptstadt der Delegation Bergamo, im Alterth. Bergamum, eine von den Galliern gegründete Stadt ist auf mehren Hügeln amphitheatralisch gebauet und hat mit den Vorstädten gegen sieben ital. Meilen im Umfange. Seine Lage ist fest von Natur; die Mauern, Wälle und Kastelle sind jetzt zur Vertheidigung unbrauchbar. Es zählt 15 Kirchen, 4 Hospitäler, 6 Waisen- und Versorgungshäuser und 23,700 Einw., ist der Sitz eines Bischofs, und hat ein Lyceum und einige gelehrte Gesellschaften. Die Seiden- und Wollen-Manufakturen bilden den Hauptzweig des Erwerbs und Handels. Bedeutend ist die Messe von Bergamo, gegen Ende des Augusts, welche vierzehn Tage lang in dem großen, massiven Marktgebäude (Fiera), das gegen 500 Buden faßt, gehalten wird, und besonders Seidenwaren absetzt. Auch der Viehmarkt von Bergamo hat einen Namen. Außer dem Marktgebäude umschließt Bergamo mehre ansehnliche Bauwerke, namentlich das Rathhaus nach Scamozzi's Plan, die Kirche S. Alessandro und mehre Privatpaläste. Die Familie Tasso gehört zu der ältesten dieser Stadt, und Bernardo Tasso ist hier geboren. (*W. Müller.*)

BERGAMOTTÖL (oleum Bergamotae, essenza di Bergamotta), ein sehr feines, weißgelbliches Öl von sehr starkem, höchst verbreitsamen, bleibendem Wohlgeruche, der sich, schon beim äußern Gebrauche des Öls, dem Harn als Veilchengeruch mittheilt. Es hat einen würzigbittern Wohlgeschmack, und wird von der Frucht eines auf Barbados vorzüglich heimischen Baumes, einer Spielart zwischen Orangen und Citronen, durch eine einfache mechanische Behandlung gewonnen, wobei die Ölbläschen der Fruchtschalen zerrissen werden, und das Öl in ein Untersetzgefäß abläuft. Das mit Weinalcohol verfälschte wird, mit Wasser geschüttelt, mehr oder weniger milchig, nicht merklich, wenn es nur 8 Proc. 0,817 specif. schweren Alcohols enthält. Bei mehrem Zusatz wird der Überschuß davon gesondert, indem etwa ¼ seines Volums Öl sich auflöst. Wenig Wasser, das mit Alcohol vermischt ist, vermindert seine Wirkung auf das Öl auffallend. Denn Alcohol, 0,880 specif. schwer, löst blos ⅛ seines Volums auf, hingegen reiner Alcohol fast die Hälfte von diesem. Wenn Alcohol, 0,847 specif. schwer, mit 0,856 spec. schwerem Öl vermischt wird, so sinkt jener zu Boden, und dieses schwimt oben auf, weil letzteres, während es eine Quantität des erstern absorbirt, leichter wird, hingegen der zurückbleibende Alcohol, schwächer werdend, an specifischer Schwere zunimt. Das mit Mandelöl verfälschte Bergamottöl läßt, auf weißes Papier getropft, und über Glühkohlen verdunstet, einen durchsichtigen Fettflecken zurück. Oder, wenn man einen Theil des verdächtigen Öls mit 6 Wasser unter einander schüttelt, so löst sich blos das Bergamottöl auf, und das Mandelöl bleibt unaufgelöst am Boden liegen. —

Pharmacologisch benutzt man das Bergamottöl seines lieblichen Geruchs wegen, als Zusatz zu andern, besonders äußerlichen Arzneimitteln, um sie wohlriechend und mehr reizend zu machen, übrigens technisch zu mancherlei Parfümerieen. (*Th. Schreger.*)

Bergara, s. **Vergara.**

Bergatrenthe, s. **Weingarten.**

Bergbalsam, s. **Erdharz.**

BERGBAU. Der Gegenstand des Bergbaues ist Gewinnung nutzbarer Fossilien. Die Nutzbarkeit desselben hängt von der Anwendung ab, welche sie in andern Gewerben und im gemeinen Leben, entweder in dem Zustande, in welchem sie dem Schoße der Erde abgewonnen werden, oder nachdem sie zuvor eine angemessene fernere Bearbeitung erfahren haben (m. vgl. Aufbereitung und Hüttenwesen), finden [1]). Wir können daher den Untersuchungen über den Bergbau eine verschiedne Ausdehnung geben, je nachdem wir diese fernere Bearbei-

*) Mehr über diese Masken s. in *Goldoni's Mémoires* Bd. II. 192 sqq. Vgl. W. Müller's Rom, Römer u. Römerinnen. Bd. II. S. 115 ff. **) S. Fernows römische Studien Bd. III. S. 382.

1) Ohne fernere Bearbeitung sind besonders die unterirdischen Brennmaterialien, sogleich einer Anwendung in den Gewerben und in der Hauswirthschaft fähig; eine blos mechanische Vorbereitung erfodern nach ihrer bergmännischen Gewinnung, die Farbenerden und einige als Farben anwendbare Metalloxyde, und einer hüttenmännischen Bearbeitung (durch Siede- und Schmelzprozesse) bedürfen vorzüglich die Salze und Metalle.

Digitized by Google

tung der Fossilien, durch welche sie erst allgemeine Brauchbarkeit erlangen, und dadurch zum Gegenstande des allgemeinen Handels werden, in dieselben einschließen oder davon trennen. In so fern indeß die technische Ausübung des Bergbaues (im engern Sinne) auf ganz andern Gründen beruhet, auch ganz andre Geschicklichkeit und andre Hilfsmittel erfodert, als die Aufbereitung und hüttenmännische Verarbeitung der Fossilien, werden wir bei unsern Untersuchungen über das Technische des Bergbaues jene fernere Verarbeitung ausschließen, wogegen sich die übrigen allgemeinen Untersuchungen auf dieselbe mit erstrecken müssen, da sie in der Wirklichkeit nicht von dem eigentlichen Bergbau getrennt werden können.

Die Lehren des Bergbaues lassen sich auf sehr verschiedne Weise eintheilen, je nachdem man die engere oder weitere Bedeutung des Bergbaues, oder ein verschiednes Eintheilungsprinzip dabei zum Grunde legt. Wir lassen jedoch für jetzt die verschiednen Benennungen unberücksichtigt, welche man dem Bergbau nach Verschiedenheit der Lagerstätten der Fossilien, (in welcher Hinsicht man z. B. Gang-Bergbau, Flötz-Bergbau ꝛc. unterscheidet) oder nach der Verschiedenheit der Fossilien selbst (als Steinkohlen-Bergbau, Gold-Bergbau, Kupferschiefer-Bergbau, Eisenstein-Bergbau ꝛc.) oder endlich nach der Verschiedenheit der technischen Verrichtungen, der Abbau-Methode ꝛc. ertheilt, sondern verweisen wegen der weitern Untersuchungen über diese Gegenstände auf die betreffenden besondern Artikel, und lassen hier zunächst die Wernersche Eintheilung der Bergwerkskunde, oder des Inbegriffs aller wissenschaftlichen Grundsätze, welche der Bergmann kennen und anwenden muß, und der Bergbaukunst, oder der Lehre, wie die nutzbaren Fossilien aufgesucht, an den Tag gebracht, mechanisch geschieden und die dabei vorkommenden Hindernisse geschickt überwunden werden können, folgen, um einen Überblick der gesamten Bergwerkswissenschaften zu geben, worauf wir sodann die verschiednen Gesichtspunkte andeuten werden, unter welchen wir bei unsern fernern Untersuchungen den Bergbau zu betrachten denken.

Die Bergwerkskunde zerfällt demnach nach Werner in folgende Haupt- und Unterabtheilungen:

I. Mineralogischer Theil, welcher wieder umfaßt: 1) Oryktognosie, 2) Geognosie, 3) mineralogische Geographie, und 4) Orykturgie oder ökonomische Mineralogie.

II. Chemischer Theil, derselbe begreift außer den nöthigen Grundlehren der allgemeinen Chemie: 1) Metallurgie, 2) Halurgie, und 3) Probirkunst.

III. Mathematischer Theil, welcher sich erstreckt, über: 1) Markscheidekunst, 2) mechanische Wissenschaften (oder Lehren vom Gleichgewicht und der Bewegung fester und flüssiger Körper), mit Inbegrif der Maschinenlehre, 3) Wasserbaukunst, 4) Zeichenkunst.

IV. Technischer Theil, welcher es mit der Kentniß der Handarbeiten zu thun hat, als: 1) Maschinenabwartung, 2) Häuerarbeiten, 3) Grubenausbau, 4) Aufbereitung, und 5) Hüttenarbeiten.

V. Ökonomischer Theil, derselbe trägt vor: 1) Grubenwirthschaftslehre, 2) Revierwirthschaftslehre, 3) Hüttenwirthschaftslehre, 4) Berg-Kommerzwissenschaft, 5) Berg-Kameralwissenschaft (über Leitung, Administration, Beaufsichtigung beim Bergbau), 6) Berg-Komotristik (vom bergmännischen Rechnungswesen).

VI. Rechtswissenschaftlicher Theil: 1) Berg-Gesetzgebung, 2) Positives Bergrecht, a) B. Statsrecht, b) B. Privatrecht, 3) Bergpolizei.

VII. Historischer Theil: 1) Bergwerksgeschichte, 2) Bergwerksgeographie, 3) Bergstatistik.

Die Bergbaukunst zerfällt nach Werner in folgende Haupt- und Unter-Abtheilungen:

I. Gemeiner Theil der Bergbaukunst, 1) aus der Geognosie entlehnte Sätze, 2) vorläufige Kentnisse vom Grubenbau, 3) bergmännische Orientirung und bergmännisches Augenmaß, 4) mineralogisch-bergmännische Beobachtung und Beurtheilung einer Gegend, 5) vorläufige Versuchsarbeiten des Bergmanns, 6) Häuerarbeiten (Trennung der Fossilien, der nutzbaren sowol, als des tauben Gesteins vom Ganzen), 7) Veranstaltung und Betrieb der Grubengebäude, 8) Gruben-Ausbau (Verwahrung der Grubenräume und ihre Sicherstellung gegen Einsturz).

II. Mechanischer Theil der Bergbaukunst: 1) Wetterlehre (Kentniß von den Eigenschaften der Grubenluft), 2) Wasserwesen, 3) allgemeine Begriffe des Maschinenwesens, 4) Förderungslehre (Kentniß derjenigen Arbeiten, durch welche das in den Gruben Gewonnene, vom Platze der Gewinnung weiter, und zu Tage geschafft wird), 5) Wasserhaltungslehre (Kentniß der Mittel, durch welche man den Andrang des Wassers in die Grubenräume abzuhalten, und die zudringenden Wasser fortzuschaffen sucht), 6) Aufbereitungslehre (m. s. diesen Artikel).

Bei dem uns zu Gebote stehenden beschränkten Raume, können wir uns jedoch nicht über alle Zweige der Bergwerkswissenschaften ausführlich verbreiten, sondern müssen uns begnügen, indem wir im Allgemeinen, wegen der Hilfswissenschaften, auf die ihnen gewidmeten besondern Artikel verweisen, den Bergbau unter folgenden Gesichtspunkten zu betrachten:

1) In technischer Hinsicht, wo wir die physischen Bedingungen untersuchen, von denen die wirkliche Ausübung des Bergbaues abhängt; es müssen also hier die Hilfsmittel, Vorrichtungen und Geräthschaften, deren sich der Bergmann zur Gewinnung der Fossilien, und zur Überwindung der dabei vorkommenden natürlichen Hindernisse, bedient, betrachtet werden, wobei wir jedoch uns größtentheils darauf beschränken müssen, die Artikel anzugeben, welche großen Zweigen des technischen Bergbaues gewidmet seyn werden, wo man also die weitere Ausführung zu suchen hat. 2) In statswirthschaftlicher Hinsicht. Es wird hier die Rede seyn, von den Vortheilen, welche der Bergbau dem State gewährt, und von den Zwecken, welche der letzte durch ihn zu erreichen im Stande ist. Es sollte hier eigentlich auch noch von der Beziehung des Bergbaues zum Ackerbau, zur Forstwirthschaft, zu den übrigen Gewerben und dem Steuerwesen gehandelt werden, indeß gestattet der Raum diese vollständige Ausführung nicht. 3) In rechtswissenschaftlicher Hinsicht, wo die Rechte und Pflichten des Stats gegen die Unternehmer des Bergbaues, der letzten unter einander, gegen die Bergarbeiter und gegen

Digitized by Google

die übrigen Statsbürger, in so fern sie durch den Bergbau mit ihnen in Berührung kommen, untersucht, und die positiven Gesetzen, Bestimmungen und Observanzen, welche in verschiednen Staten, in Beziehung auf den Bergbau bestehen, vorgetragen werden. Alles hieher Gehörige, ist unter Bergrecht und den übrigen Artikeln, auf welche daselbst verwiesen wird, zu suchen. 4) In statistischer Hinsicht, wo man eine historische Darstellung und Vergleichung der wichtigsten Bergwerkserzeugnisse der verschiednen Staten zu suchen hat. Es würde sehr interessant seyn, mit der Production dieser Gegenstände auch die Konsumtion derselben in Vergleichung zu stellen, indeß befinden wir uns nur bei wenigen Staten im Besitz der dazu nöthigen Notizen. 5) In historischer Hinsicht. Hier würden wir ebenfalls nur im Stande seyn, sehr unvollständige Bruchstücke zu liefern, theils weil von dem Zustande der Bergwerke in ältern Zeiten nur äußerst unvollständige Nachrichten vorhanden sind, theils weil der Bergbau in verschiednen Gegenden auch sehr verschiedne Schicksale gehabt, und sehr verschiedne Fortschritte gemacht hat; es scheint uns daher zweckmäßiger, um Wiederholungen zu vermeiden, die Geschichte der Bergwerke einzeler Gegenden oder Länder, mit den, der allgemeinen Geschichte dieser letzten, gewidmeten Artikeln zu verbinden.

Wir wenden uns nun zu der nähern Betrachtung des technischen Bergbaues. Die Fossilien, welche den vorzüglichsten Gegenstand bergmännischen Gewinnes ausmachen, sind ein Theil der festen Rinde unsers Erdkörpers, und entweder Glieder in der Reihe der Gebirgsarten, welche nach bestimten Lagerungsverhältnissen geschichtet, eben jene Erdrinde, so weit sie uns bekant ist, ausmachen, oder sie treten unter diesen Gebirgsarten gewißermaßen als Fremdlinge auf, welche Spalten, oder andere Räume zwischen den Gebirgsarten ausfüllen, wie dies z. B. bei den Gängen der Fall ist[2]). Die Eintheilung der verschiednen Gebirgsarten, und jener Fremdlinge unter ihnen, nach den muthmaßlichen Bildungsepochen, und dem relativen Alter, ist Gegenstand der Geognosie, auf welchen Artikel wir daher wegen der weitern Ausführung des Hiehergehörigen, verweisen müssen. Es ist eine Folge der Gestalt und Lage der verschiednen Lagerstätten der Fossilien, und ihres Verhaltens gegen das übrige Gebirge, daß sie größtentheils von andern Lagerstätten, oder wenigstens von Dammerde oder Gerülle bedeckt sind, und nur an einzelen Stellen bis an die Oberfläche der Erde hervortreten, oder zu Tage ausgehen. Wo dies aber auch geschieht, ist doch gewöhnlich das sogenante Ausgehende durch den Einfluß der Luft und Feuchtigkeit, in Verbindung mit Licht und Wärme, und vielleicht andren Naturkräften, so verändert (verwittert), daß es nur einem geübten und aufmerksamen Auge, und oft nicht einmal einem solchen, noch kentlich ist. Diese Art des Vorkommens der Fossilien macht ihre Aufsuchung zu einem besondern Geschäft des Bergmannes, welches ihrer eigentlichen Gewinnung vorangehen muß. Die vorzüglichsten Regeln, welche bei dieser Aufsuchung befolgt werden müssen, sind Lehnsätze aus der Geognosie, ihre Anwendung ist jedoch nicht so sicher, und nicht hinreichend, um andre Untersuchungen entbehrlich zu machen, gewöhnlich gewähren sie nur den (jedoch sehr wichtigen) Nutzen, daß sie das Vorhandenseyn eines Fossils wahrscheinlich machen, und in Verbindung mit directen, sich auf örtliche Eigenthümlichkeiten beziehenden Erfahrungen die Gränzen bestimmen helfen, zwischen denen das Fossil zu suchen ist, und daher zu erkennen geben, welche Ausdehnung die eigentlichen Versuchsarbeiten erhalten müssen, um über das Vorhandenseyn des gesuchten Fossils Gewißheit zu haben. Wir haben bei der Aufsuchung der Fossilien, die vorläufige Untersuchung der Gegend von den bestimten Versuchsarbeiten (deren erster Zweck es ist, die Lagerstätte des Fossils wirklich vor Augen zu legen, welche aber auch dienen müssen, um über die Erstreckung der Lagerstätte, nach den verschiednen Richtungen, und über die Brauchbarkeit des gesuchten Fossils zu bestimten Zwecken, Auskunft zu geben), zu unterscheiden; bei erstere komt es außer geschickter Anwendung der Lehren der Geognosie, auf die Zusammenhaltung aller Umstände, besonders der Thatsachen an, welche uns über das Vorhandenseyn eines Fossils nur immer Aufschluß geben können, wobei wir die leisesten Fingerzeige nicht übersehen dürfen, da eine auf solche Andeutungen gestützte Muthmaßung durch das Zusammentreffen von mehren derselben, schon zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben werden kann. Obgleich nun die Umstände, welche bei der vorläufigen Untersuchung einer Gegend berücksichtigt werden müssen, von sehr verschiedner Art seyn können, und sich daher eben so wenig vollständig aufzählen, als in ein System bringen lassen, so können wir bei einer solchen Untersuchung doch folgende drei Hauptfälle unterscheiden: es ist nämlich 1) in einer Gegend bereits Bergbau im Umtriebe, oder 2) in frühern Zeiten in derselben Bergbau getrieben worden, oder endlich 3) es ist in derselben weder Bergbau im Umtriebe, noch sind Spuren von altem Bergbau vorhanden, d. h. man hat es mit einem unverritzten Gebirge zu thun. Im ersten Falle wo man die örtliche Beschaffenheit eines Gebirges, und das Vorhandenseyn und die Ausdehnung der Lagerstätte nutbarer Fossilien durch Erfahrung kent, oder wo das Gebirge durch den Bergbau aufgeschlossen ist, ist es oft leicht mit hoher Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, wie sich die an einigen Stellen bebauete Lagerstätte, an andern verhalten werde, und selbst auf das Verhalten noch nicht bebauter Lagerstätten, läßt sich aus dem Verhalten der bebauten zuweilen schließen. Die Untersuchung eines solchen Gebirges wird daher, abgesehen davon, daß der vorhandene Bergbau, und die mit ihm in Verbindung stehenden Arbeiten, oft Veranlassung geben, neue Lagerstätten zu entdecken, auch bei solchen Lagerstätten erleichtert, deren Entdeckung mit dem vorhandenen Bergbau nicht in unmittelbarer Verbindung steht. Ist in einer Gegend in ältern Zeiten Bergbau getrieben worden, was sich durch Halden- und Bingen-Züge verräth, so komt es, insofern die Absicht dahin geht, das alte Grubengebäude selbst von neuem zu gewältigen, zunächst darauf an, die

2) Außer der Gewinnung fester Fossilien, ist auch die Aufsuchung der süßen, gesalznen und Mineralwasser, und die Ausführung der zu ihrer Zutageförderung nöthigen Vorrichtungen, eine, wie wohl seltener vorkommende, und zum Theil nicht ausschließliche Beschäftigung des Bergmannes.

Digitized by Google

Gründe des Erliegens zu erfahren, weshalb man alle sich auf den vormaligen Bergbau beziehenden Traditionen, und wo möglich besonders schriftliche Nachrichten zu sammeln bemüht seyn muß, und es ist in der Benutzung derselben nur Behutsamkeit zu empfehlen, da mündliche Nachrichten durch allmälige Zusätze oft bis zum Abenteuerlichen entstellt sind, und selbst alte Aufstände den Zustand der Bergwerke häufig viel zu vortheilhaft schildern, um neue Gewerke zu locken. Kann man aber auch die Gründe des Erliegens nicht geradezu erfahren, so läßt sich doch aus der Zeit des Erliegens, in so fern dieselbe mit andern Ereignissen, z. B. mit verheerenden Kriegen, zusammenfällt, vermuthungsweise auf jene Gründe schließen, oder man kann wenigstens einigermaßen beurtheilen, ob unsere Vorfahren zur Zeit des Betriebes schon im Besitz der Hilfsmittel gewesen sind, welche uns jetzt in den Stand setzen, die natürlichen Hindernisse zu besiegen. Die Resultate jener Untersuchung mögen indeß ausfallen wie sie wollen, so wird es immer am sichersten bleiben, wo möglich die Lagerstätte, auf welche die Alten gebaut haben, im unverritzten Felde aufzusuchen, und daselbst einen ganz neuen, regelmäßigen Bergbau anzufangen. In allen diesen Fällen aber ist die sorgfältigste Untersuchung der alten Halden dringend zu empfehlen, indem ihre Größe und die Zahl und Richtung derselben auf den Umfang und die Ausdehnung des alten Bergbaues, und die in den Halden vorkommenden Gesteinsarten auf die Beschaffenheit des Gebirgs schließen läßt. Selbst von dem Fossil, welches der eigentliche Gegenstand der Gewinnung gewesen ist, werden sich noch Spuren auffinden lassen, welche die Beschaffenheit desselben verrathen, obgleich ein ausgebreiteter Bergbau für sich selbst schon die Brauchbarkeit des gewonnenen Fossils in den meisten Fällen hinlänglich darthut. Nur die edeln Metalle machen davon eine Ausnahme, weil der Werth derselben seit der Eröfnung der reichen amerikanischen Goldbergwerke sehr gesunken ist. Es finden sich daher in mehren Gegenden von Teutschland Spuren von nicht unbedeutendem Bergbau auf Gold, an dessen Wiederaufnahme auf keine Weise zu denken ist. Im unverritzten Gebirge müssen sich die vorläufigen Untersuchungen darauf beschränken, jede Gelegenheit zu benutzen, welche einen Blick in das Innere desselben gestattet. Steile Bergwände, welche der Vegetation unzugänglich sind, und an denen keine Gerölle liegen bleiben, lassen das Ausgehende der Lagerstätten am besten erkennen, und stellen im Flötzgebirge zuweilen bis in eine gewisse Tiefe, vollständige Gebirgsprofile dar. Bäche und Quellwasser reissen oft, besonders in wasserreichen Zeiten, Geschiebe von nutzbaren Fossilien von ihren ursprünglichen Lagerstätten los, und führen sie, zuweilen in große Entfernungen, mit fort. Die Flußbetten sind daher bei solchen vorläufigen Untersuchungen vorzüglich zu berücksichtigen, und die Geschiebe, wenn man dergleichen findet, lassen, je nachdem sie abgerundet oder scharfkantig sind, selbst auf die Entfernung ihres Ursprungs schließen. Außerdem hat man alle Gelegenheiten, wo nutzbare Fossilien durch zufällige Ereignisse oder Veranstaltungen, als Brunnen- oder Fundamentgraben, Ausroden der Wurzelstöcke in den Waldungen ꝛc. entdeckt werden, gehörig zu beachten, und auch den Hohlwegen seine Aufmerksamkeit zu schenken [3]).

Von diesen vorläufigen Untersuchungen, sind nun die eigentlichen bergmännischen Untersuchungsarbeiten zu unterscheiden, sie bestehen in Schürfen, Röschen und Bohren; indem wir dieserhalb auf die betreffenden besondern Artikel verweisen, bemerken wir nur noch, daß diese letztern in so fern sie über die Ausdehnung der zu bebauenden Lagerstätte Auskunft geben sollen, mithin die Bestimmung ausgedehnter Größen erfodern, die Markscheidekunst in Anspruch nehmen, welche nichts Anders ist, als auf den Bergbau angewandte praktische Geometrie. Über den wichtigen Nutzen der Markscheidekunst, die den Bergmann fast bei allen Schritten leiten muß, sehe man diesen besondern Artikel.

In Ansehung dessen, was noch weiter über den technischen Bergbau zu sagen ist, müssen wir unsere Leser ebenfalls auf die betreffenden besondern Artikel, und vorzüglich auf Grubenbau verweisen, und wenden uns nun zur Betrachtung des Bergbaues in statswirthschaftlicher Hinsicht. Schon eine oberflächliche Bekantschaft mit denselben, sollte man glauben, könte keinen Zweifel darüber lassen, daß der Bergbau ein wichtiges Gewerbe sey, welches die Aufmerksamkeit der Statsverwaltungen in hohem Grade verdiene, indeß haften auf demselben auch manche Vorwürfe, und selbst die Abneigung, sich auf bergmännische Unternehmungen einzulassen, welche in vielen Gegenden sehr allgemein ist, könte auf denselben ein nachtheiliges Licht werfen. Obgleich wir uns hier nicht darauf einlassen können, alle Vortheile, welche der Bergbau gewährt, ausführlich aufzuzählen, und die demselben gemachten Vorwürfe vollständig zu widerlegen, so halten wir es doch für sach- und zeitgemäß, etwas näher zu erörtern, welche Arten von Vortheilen eigentlich für den Stat vom Bergbau zu erwarten sind, und einige der erheblichsten Vorwürfe zu beleuchten. Leser, welche hierüber weitere Belehrung wünschen, müssen wir auf andre Schriften: als: **De la richesse minérale, par *Héron de Villefosse*, T. I.**, und vorzüglich auf eine Abhandlung über den Zweck des Bergbaues, und über Bergwerksverfassung und Verwaltung, im ersten Heft des ersten Bandes von Karstens Archiv für Bergbau und Hüttenwesen, verweisen, welche auch bei dem vorliegenden Aufsatze benutzt worden sind. Ein unmittelbar und schnell bereicherndes Gewerbe ist der europäische Bergbau weder für den Grubenbesitzer noch für die Statskassen, sondern sein wichtigster Nutzen besteht eben darin, daß der größte Theil, der allerdings sehr bedeutenden Kosten, welche auf einen ausgedehnten Bergbau fortwährend gewendet werden müssen, als Lohn von der arbeitenden Volksklasse verdient wird. Je geringer der Theil ist, welchen jeder Einzele an diesem Verdienst nimt, desto größer kann die Zahl der Theilnehmer seyn, und desto wichtiger ist der Einfluß des Bergbaues, auf die Bevölkerung der Gegenden, in denen er betrieben wird. Aber nicht nur

3) Es läßt sich schon hieraus erkennen, wie wichtig geognostische Charten, Gebirgsprofile und Suitensamlungen für den Bergbau seyn müssen.

Digitized by Google

die durch den Bergbau und Betrieb der Hüttenwerke unmittelbar beschäftigten Arbeiter werden dadurch ernährt, die große Menge der verschiedenartigsten Hilfsmittel, welche der Bergbau erfodert, nimt mehre Gewerbe in Anspruch, und die Erzeugnisse des Bergbaues sind theils unentbehrliche Hilfsmittel fast aller Gewerbe (besonders Eisen und Steinkohlen), theils geben die Metalle durch die mannigfaltigsten Veränderungen, in Substanz und Form, deren sie fähig sind, vielfältige Gegenstände der Bearbeitung für den Kunstfleiß ab, und werden selbst zu wichtigen Handelsartikeln. Eines hohen Grades von Veredlung sind besonders Eisen und Stahl fähig, und es können sich in dieser Hinsicht nur die, zu den kostbaren Spitzen und Kanten verarbeiteten feinsten Flachsgespinste mit ihnen messen.

Es ist von den meisten Bergwerksgegenden bekant, wie viele Personen durch den Bergbau und Hüttenbetrieb unmittelbar beschäftigt werden, wir sehen indeß aus dem bisher Beigebrachten, daß die Wichtigkeit des Bergbaues, als Erwerbsquelle betrachtet, daraus nur sehr unvollständig beurtheilt werden könne. Zur vollständigen Beurtheilung dieser Vortheile wird uns die nähere Betrachtung einer Gegend führen, in welcher notorisch der Bergbau die einzige Erwerbsquelle ist; eine solche ist der Oberharz. Es besteht daselbst kein einziges Gewerbe, das sich nicht auf den Bergbau bezieht, und selbst den Feldbau gestattet das rauhe Gebirgs-Klima nicht. Im J. 1805 zählte der Oberharz nach Heron de Villefosse (Richesse minérale) 22,535 Einw.; schlägt man nun den Flächeninhalt desselben gewiß sehr reichlich auf 10 Q.-M. an, so kommen auf 1 Q.-M. 2000 Einw., eine Volkszahl, welche zwar gegen die, in den volkreichsten Gegenden, wo der Bergbau und mehre andere Gewerbe einander die Hand bieten, auch wol noch ein fruchtbarer Boden den Landbau begünstigt, sehr zurücksteht, dagegen die Bevölkerung in manchen fruchtbaren Gegenden übertrifft, und daher um so mehr dienen kann, zu beweisen, was der Bergbau als Erwerbsquelle zu leisten vermag, als die Bergwerksprodukte des Oberharzes an Ort und Stelle nur wenig veredelt, sondern größtentheils roh in den Handel gebracht werden. Es bedarf aber kaum einer solchen, in Zahlen ausgedrückten Nachweisung der Vortheile des Bergbaues, sondern nur eines flüchtigen, aber von vorgefaßten Meinungen unbefangenen Blickes auf gewerbfleißige Gegenden, in denen Bergwerksprodukte gewonnen und verarbeitet werden, wie sie England, Frankreich (besonders die Gegend von St. Etienne, das Birmingham Frankreichs), die Niederlande, und in Teutschland unter andern die Grafschaft Mark darbieten, um alle Zweifel zu beseitigen. Sey es daher, daß der Bergbau nur selten Einzele reich macht, so nährt er doch Tausende, und wir brauchen hier nicht erst zu erörtern, was für den Stat wichtiger sey.

Wir sehen demnach aus dem Vorhergehenden, daß wir den Bergbau als ein wichtiges Beförderungsmittel der Bevölkerung, der Industrie und Cultur zu betrachten haben, welches eben deswegen das National-Vermögen vermehrt und seinen Umlauf beschleunigt. Auf Industrie und Cultur wirkt aber der Bergbau noch auf andere Weise, indem die Hilfsmittel desselben den Erfindungsgeist in Anspruch nehmen, und seine Ausübung selbst unsere Naturkentniß erweitert, indem ferner die Erzeugnisse des Bergbaues auf gleiche Weise nothwendig sind, um die gemeinsten Bedürfnisse des täglichen Lebens, als auch die Foderungen des ausgesuchtesten Luxus zu befriedigen, und die einfachste mechanische Handarbeit ihrer eben so wenig entrathen kann, als die höchste bildende Kunst.

Daß endlich der Bergbau dem Stat seine Vertheidigungsmittel verschafft, und er deshalb ein wichtiges Beförderungsmittel der innern und äußern Sicherheit sey, ist zu bekant, als daß es nöthig seyn sollte, dabei noch zu verweilen.

Wir wenden uns daher zu den Vorwürfen, welche man dem Bergbau gemacht hat, unterscheiden dabei jedoch die Vorwürfe, welche das Gewerbe selbst treffen, von denen, welche nur auf der in den meisten Staten bestehenden Verfassung, und insbesondere auf der Bergwerksregalität haften. Wir wenden uns zunächst zu den ersten: dem Bergbau hat man es besonders häufig zur Last gelegt, daß er nicht so einträglich seyn soll, als andere Gewerbe; wir haben indeß oben gesehn, daß die Vortheile, welche man von demselben erwarten kann, von ganz andrer Art sind, und werden daher diesen Vorwurf so lange auf sich beruhen lassen, bis bewiesen worden ist, daß der Ertrag eines Gewerbes der einzige Maßstab sey, nach welchem der Stat dessen Wichtigkeit beurtheilen soll. Ein andrer Vorwurf, welcher dem Bergbau gemacht wird, ist von der starken Holzconsumtion, welche durch ihn, in Verbindung mit dem Hüttenbetriebe veranlaßt wird, hergenommen. Der Bergbau soll aber der Versorgung der Statsbürger mit Holz nachstehen, weil das letztere ein nothwendigeres Bedürfniß sey, als die Produkte des erstern. Abgesehen davon, daß wir dem Bergbau selbst die Stellvertreter des Holzes, die unterirdischen Brennmaterialien verdanken, müssen wir, um diesen Vorwurf gehörig zu würdigen, besonders die holzproducirenden Gegenden ins Auge fassen, in denen in der Regel nur Bergbau empor kommen konte, welche also sehr oft zugleich bergbauende seyn werden. Von waldreichen Bezirken entfernte Gegenden beziehen das Holz aus der zweiten oder dritten Hand, und der Preis desselben, auf welchen mannigfaltige Umstände einwirken, ist keinesweges allein von dem Einkaufspreise an Ort und Stelle abhängig, auch werden sie das Holz eines bestimten Bezirks nur so lange kaufen, als sie das eines andern nicht wohlfeiler haben, oder das Holz überhaupt durch ein andres Brennmaterial vortheilhafter ersetzen können. Man kann daher nicht behaupten, daß das Holz eines bestimten Waldbezirkes, für eine von ihm entfernte Gegend, ja nicht einmal, daß für sie Holz überhaupt, ein unentbehrliches Bedürfniß sey. Für eine waldreiche Gegend, in welcher zugleich ausgedehnter Bergbau und Hüttenbetrieb Statt findet, ist aber derselbe ein so wichtiger Nahrungszweig, daß das Erliegen desselben, wodurch (je nachdem noch andre Erwerbszweige in einer solchen Gegend bestehen, oder nicht) ein mehr oder minder ansehnlicher Theil der Bewohner ganz brodlos wird, und fast Jeder an seinem Erwerb verliert, ein bei weitem größeres Unglück seyn würde, als ein höherer Holzpreis. Wird aber die wohlthätige Wirkung des Bergbaues auf

Digitized by Google

den Nahrungsstand einer Gegend, durch seinen Einfluß auf einen höhern Holzpreis nicht aufgehoben, so ist es wol noch weniger zweifelhaft, daß er den Ertrag der Forsten erhöhet und sichert, denn möchte es auch wol scheinen, als ob eine starke Nachfrage nach Holz, welche vielleicht der Bergbau nicht zu befriedigen gestattet, seinen Absatz auch beim Erliegen des Bergbaues sichern würde, so dürfte dieser Schein bei genauer Erwägung des Einflusses auf den Holzpreis, welchen die bedeutende Holzmenge, die ein ausgedehnter Bergbau und damit in Verbindung stehender Hüttenbetrieb, so wie das häusliche Bedürfniß der durch ihn beschäftigten Bewohner erfodert, und die beim Erliegen des Bergbaues der allgemeinen Concurrenz hinzutreten würden, wol wieder verschwinden. Werden daher in Gegenden, in welchen ein ausgedehnter Bergbau und Hüttenbetrieb Statt findet, von Seiten der Regirung Maßregeln ergriffen, um den Holzverkauf in entfernte Gegenden, oder wol gar in das Ausland zu verhindern, so müssen wir diese Maßregeln für hinlänglich gerechtfertigt ansehen.

Ein dritter, dem Bergbau zuweilen gemachter Vorwurf ist von der Gefahr hergenommen, mit welcher die Ausübung desselben für die Arbeiter verbunden ist; dieser Vorwurf ist aber so einseitig, und trifft außer dem Bergbau, in höherm oder geringerm Grade so viele andere Gewerbe, insbesondere die Schiffahrt, daß wir es nicht für nöthig halten, bei demselben zu verweilen.

Wir kommen nun zu einem, wenigstens scheinbar wichtigern Vorwurfe, welcher indeß mehr die Verfassung, wie sie in den meisten, besonders teutschen Staten besteht, als den Bergbau selbst trifft. Möge das Gewerbe blühen, sagen jene Gegner, aber warum ihm jene beschränkende Fesseln anlegen, welche mit der freien Benutzung des Eigenthums so sehr in Widerspruch stehen? was berechtigt die Regirungen den Bergbau entweder sich vorzubehalten, oder wo sie ihren Unterthanen Theil an demselben gestatten, doch alle Dispositionen über jedes Bergwerkseigenthum sich anzumaßen? Jeder ist der beste Verwalter seines Eigenthums, und insbesondere ist Freiheit die Sele aller Gewerbe, und Gewerbe, welche bei dieser Freiheit nicht bestehen können, sind Treibhauspflanzen, welche unter einem fremden Himmelsstriche nur durch künstliche Mittel kümmerlich erhalten werden können, die sich aber nie eines so fröhlichen Gedeihens erfreuen werden, als einheimische Gewächse, denen Boden und Klima zusagt. Mögen solche erkünstelte Gewerbe immerhin untergehen, daran ist gar nichts gelegen, sie werden nur andern Platz machen, welche den örtlichen Verhältnissen besser zusagen, und sich daher leicht und fröhlich bewegen, während jene erkünstelte nur mühsam und kränkelnd, im immerwährenden ungleichen Kampfe gegen ungünstige Einflüsse, demselben am Ende doch nothwendig unterliegen müssen. Der Stat selbst soll aber gar kein Gewerbe treiben, es ist dies ein Eingriff in die Befugnisse seiner Unterthanen, verwickelt die Regirungsgeschäfte, und erfodert eine Menge von Beamten und Behörden, welche entbehrt, und zugleich der Aufwand bedeutender Summen erspart werden könte, wenn die Gewerbe ausschließend der Privat-Industrie überlassen würden. Es würde zu nichts führen, diese Ideen (denen übrigens manches Wahre und Halbwahre nicht abgesprochen werden kann), noch weiter auszuspinnen, da hier der Ort nicht seyn kann, dieselben in ihrer Allgemeinheit vollständig zu würdigen. Es möge genügen, hier nur kürzlich nachzuweisen, daß es Gewerbe gebe, auf welche die allgemeinen Grundsätze der Gewerbefreiheit, und Besitzungen, auf welche die Grundsätze der unbeschränkten Disposition über das Eigenthum, nicht angewendet werden können, und daß dies besonders vom Bergbau und von der Bewirthschaftung der Forsten gelte. Ist es die Pflicht der Statsverwaltung darüber zu wachen, daß die Statsbürger das öffentliche Wohl dem Privatwohl nicht nachsetzen, und über den Vortheil des Augenblicks, den in ferner Zukunft zu erwartenden, und erst ihren Kindern und Enkeln zu gute kommenden größern Nutzen nicht versäumen, und ist nicht darauf zu rechnen, daß die Mehrzahl der Statsbürger kommenden Generationen den Vortheil des Augenblicks opfert, auch wenn Verlegenheiten drängen, oder daß, bei zerrüttetem Vermögen, und der Aussicht, ihr Eigenthum fremden Händen überlassen zu müssen, dasselbe nicht zuvor recht ausnutzen sollten, so müssen wir der Statsverwaltung auch um so mehr die Befugniß zugestehen, so weit in die Freiheit der Gewerbe und des Eigenthumsrechts einzugreifen, als nöthig ist, um dergleichen Misbräuche zu verhüten, je wichtiger die Folgen derselben sind. Werfen wir nun zunächst unsern Blick auf die Folgen verwüsteter Waldungen: Gewerbe kommen zum Erliegen, und ganze Generationen, welche durch sie ihren Unterhalt und eine nützliche Beschäftigung fanden, werden durch vereinte Einwirkung von drückender Armuth und Müßiggange, physischem und moralischem Verderben Preis gegeben. Wachsen aber auch neue Waldungen für künftige Geschlechter langsam wieder auf, so läßt sich doch die zerrüttete Betriebsamkeit nicht, wie durch einen Zauberschlag wieder beleben, sondern das Übel, welches durch verwüstete Waldungen hervorgebracht wurde, dauert noch eine geraume Zeit fort, auch wenn seine erste Ursach gehoben ist. Müssen wir aber das Eingreifen der Statsverwaltung in das Privatinteresse beim Forsthaushalt gerechtfertigt finden, so können wir es beim Bergbau noch weniger tadeln, da die Fossilien, welche den Gegenstand bergmännischer Gewinnung ausmachen, nur ein für allemal im Schoße der Erde niedergelegt sind, und die durch unpflegliche Bewirthschaftung der Gruben unbenutzt bleibenden Fossilien, für immer, auch für die fernste Zukunft verloren gehen. Überhaupt komt das öffentliche mit dem Privatinteresse beim Bergbau öfter und auf mannigfaltige Weise in Streit, wovon man sich durch Vergleichung mit andern Artikeln, welche den Bergbau betreffen, als Raubbau, Feldessperre ꝛc. überzeugen wird, und es folgt daraus, daß mehre Rücksichten erwogen werden müssen, um die Zweckmäßigkeit oder die Unvollkommenheit eines Grubenbetriebes, in Hinsicht auf das Statsinteresse zu beurtheilen, als ein gleiches Urtheil über einen Forsthaushalt zu fällen. Die Schwierigkeit der Beurtheilung wächst aber noch ungemein durch andre Eigenthümlichkeiten des Bergbaues; bei der Forstwirthschaft stellt sich Alles dem Auge des Beobachters dar, eine vernachlässigte Cultur, ein unregelmäßiger Schlag, ein zu weit getriebenes Plänterm ꝛc., setzt zwar, um vollständig

Digitized by Google

beurtheilt zu werden, Sach- und Ortskentniß voraus, allein unter dieser Voraussetzung sind doch diese und ähnliche Fehler bei einiger Aufmerksamkeit leicht zu erkennen. Nicht so beim Bergbau, hier blickt das Auge nicht weiter, als das Grubenlicht leuchtet, die Gegenstände, auf welche man seine Aufmerksamkeit zu richten hat, sind weit mannigfaltiger, schwieriger zu erkennen, und zum Theil durch Zimmerung und Mauerung verdeckt; man muß bei der großen Mannigfaltigkeit dieser Gegenstände, bei jeder vorzunehmenden Untersuchung schon vorher wissen, worauf man seine Aufmerksamkeit besonders zu richten hat, und um dies zu wissen, muß man wieder den Bergbau mit allen zufälligen und örtlichen, und sich täglich ändernden Eigenthümlichkeiten genau kennen, welches nur dadurch möglich wird, daß man in beständiger genauer Bekantschaft mit demselben bleibt. Es muß aber auch alle Mittel zur bequemen Übersicht eines verwickelten Bergbaues, und zur Orientirung im Innern desselben, insbesondere für genaue Grubenrisse, und das beständige Nachtragen derselben, so wie der Bergbau fortschreitet, gesorgt werden, welches Alles nur dann möglich ist, wenn der Bergbau von Statsbehörden und dem State verpflichteten Beamten geleitet wird. Die Administration der Bergwerke von Stats wegen, setzt aber auch allein in den Stand für die tüchtige und besonders praktische Bildung geschickter Beamte gehörig zu wirken, welche zur Leitung des Bergbaues nothwendig, und mithin für das eigene Interesse der Grubenbesitzer beförderlich sind [4]). Die in Rede stehende Art der Bergwerksverwaltung, ist endlich bei [illegible] in den meisten Staten bestehenden gewerkschaftlichen Verfassung, nach welcher das Bergwerkseigenthum gewöhnlich in sehr viele Theile zersplittert ist, und auf deren Nutzen wir weiter unten zurückkommen werden, nothwendig, da eine so vielfach zusammengesetzte und gemischte, und durch so getheiltes Interesse auseinander gehaltene Gesellschaft, auf keine Weise zu einer eigenen zweckmäßigen Administration geeignet seyn würde. Dagegen ist es unbedenklich und selbst zweckmäßig, besonders bei wichtigen Bergwerken, einigen, aus der Gewerkschaft gewählten, wo möglich sachkundigen, oder wenigstens mit allgemeiner Geschäftskentniß ausgerüsteten Bevollmächtigten, eine berathende, und nach den Umständen auch wol entscheidende Stimme, bei wichtigen Betriebs- und Verwaltungsangelegenheiten, zu gestatten, wenn nur die specielle Leitung des Bergbaues ausschließend der Statsbehörde und ihren untergeordneten Beamten überlassen bleibt [5]). Aber gerade dieses Zusammentreffen, eine Menge nicht zusammenpassender Personen zur gemeinschaftlichen Betreibung eines Geschäfts, von dem vielleicht kein einziger von allen Theilhabern etwas versteht, ist ebenfalls schon ein Gegenstand des Tadels gewesen. Erwägen wir aber, welches bedeutende Anlage-Kapital, und welchen fortwährenden Aufwand der Betrieb großer Bergwerke, und welchen Unternehmungsgeist, bei der Unsicherheit des Ertrages, sie erfodern, so müssen wir billig an dem Gedeihen des Bergbaues durch einzele Unternehmer zweifeln [6]). Die Verpachtung der Bergwerke aber hat, abgesehn von den großen Schwierigkeiten, welche jedoch hier nicht erörtert werden können, noch größere Bedenken, wohin besonders der, für den Pächter offenbar größere Reiz, als für den Eigenthümer gehört, den Vortheil des Augenblicks auf Kosten der wirthschaftlichen und auf die Zukunft berechneten Benutzung des Bergwerkbesitzes, möglichst zu nutzen, kostspielige Versuchs-, Vorrichtungs- und Befestigungsarbeiten aber nach Möglichkeit auf die Dauer der Pachtzeit zu verschieben, dadurch den Zustand der Grubengebäude zum Nachtheil für die künftige Verpachtung zu verschlimmern, und die Bergarbeiter einer größern Gefahr auszusetzen, als ohnehin schon mit der Ausübung des Bergbaues unvermeidlich verbunden ist.

Alle diese, für die Administration der Bergwerke von Stats wegen, aufgestellten Gründe (und noch viele andre, welche sich ohne ein weitläufiges Detail über technische Gegenstände nicht erörtern lassen), ja Alles, was wir gegen die übrigen Arten des Besitzes von Bergwerken beigebracht haben, glaubt man durch das Beispiel von England entkräften zu können. Wir wollen es nicht leugnen, daß in jenem gewerbfleißigen Lande auch der Bergbau in mancher Hinsicht eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, wie schon daraus hervorgeht, daß die rohen und veredelten Produkte des englischen Bergbaues in den Häfen, und selbst im Innern des Kontinents mit den gleichartigen inländischen Erzeugnissen wetteifern, und ihnen, neben großer Vollkommenheit auch in Ansehung des wohlfeilen Preises den Rang abgewinnen. Wir wol-

4) Die teutschen Bildungsanstalten für Bergbeamte, und unter ihnen besonders die Bergakademie zu Freiberg, sind allgemein bekant, und von Fremden aller Nationen häufig besucht worden. Diese fremden, und ausgewanderten, auf inländischen Anstalten gebildeten teutschen Bergwerksverständigen haben zum Emporkommen des Bergbaues in allen Welttheilen wesentlich beigetragen, und dadurch gewissermaßen die Vortheile der teutschen Bergwerksverfassungen in jene fernen Gegenden verpflanzt. Wir wollen es zwar nicht leugnen, daß jene Fremden, vorzüglich durch den Ruf berühmter Lehrer, und besonders des verewigten Werner veranlaßt worden seyn mögen, teutsche Bildungsanstalten, und namentlich Freiberg, zu besuchen, allein praktische Kentniße konten sie doch nur durch unmittelbare Bekantschaft mit dem Bergbaue selbst erlangen. Zutritt zu den Bergwerken konte ihnen aber nur eine liberale Regirung, der die Dispoſition über dieſelben zuſtand, geſtatten.

5) Aber nicht blos zum Gedeihen des Bergbaues an sich ist es nothwendig, denselben unter die Aufsicht der Statsbehörden zu stellen, auch Ackerbau und Forst-Cultur werden bei einem Bergbaue, welcher von der Willkür der Grundbesitzer abhängt, und bei einem dadurch veranlaßten zerstückelten Betriebe weit mehr leiden. Da die Bergwerksregalität nicht in allen Staten, und selbst nicht in allen Provinzen eines Stats in gleicher Ausdehnung ausgeübt wird, und in einigen Gegenden Fossilien, welche in andern zu den Regalien gehören, davon ausgeschlossen werden, so fehlt es nicht an Beispielen zur Bestätigung dieser Behauptung, bei deren Aufzählung, so weit sie uns bekant sind, wir indeß hier nicht verweilen können. 6. Die bestehende Einrichtung, nach welcher sehr Viele an einem Bergwerkseigenthum Theil nehmen können, schließt aber auch die Erwerbung größerer Bergwerksantheile von Einzelen nicht aus, jedes Bergwerkseigenthum wird nämlich in 128 Theile (Kuxe) getheilt, deren jedoch mehre von einer Person beſeſſen werden können, so wie umgekehrt eine Person Theile eines Kuxes, mit gewissen Beschränkungen besitzen kann.

Digitized by Google

len ferner nicht leugnen, daß colossale Anlagen, geschickte Anwendung von Maschinenkräften, und zweckmäßige Verbindung aller Hilfsmittel, jene Wohlfeilheit zum Theil möglich macht, und mit dankbarer Anerkennung auch der Vortheile gedenken, welche die Nachahmung englischer Erfindungen dem Bergbau in andern Staten geschafft hat; aber wir wollen doch auf der andern Seite nicht unberücksichtigt lassen, daß der durch große kaufmännische Spekulationen genährte Unternehmungsgeist, und die Geneigtheit, sich in gewagte Geschäfte einzulassen, verbunden mit dem großen Reichthume Einzeler (freilich im Gegensatze von der bittersten Armuth beim großen Haufen) und die Gelegenheit, auch nach dem Verlust seines ganzen Vermögens, durch Verbindung mit Andern, sich wieder helfen zu können, in England ein großes Hinderniß beseitigt, welches in Teutschland einer gleichen Bergwerksverfassung entgegen stehen wird; vor allen Dingen aber wollen wir nicht übersehen, daß das in so mancher Hinsicht gesegnete britische Reich auch die reichsten unterirdischen Schätze (zwar nicht an edlen Metallen, aber an den gemeinnützigsten, und am meisten einer weitern Veredlung fähigen Produkten des Mineralreichs) in seinem Schoße birgt, worauf wir unten bei Betrachtung des Bergbaues in statistischer Hinsicht, zurückkommen werden. Erwägt man alles dieses, so wird man doch nicht mehr wähnen, alle, für die Zweckmäßigkeit der in den meisten teutschen und einigen andern Staten bestehenden Bergwerksverfassung, und der auf derselben beruhenden Leitung der Bergwerke, von Stats wegen, so wie überhaupt für die milde Ausübung der Bergwerksregalität so häufig aufgestellte Gründe, durch bloßes Hinweisen auf jenen, so oft und vielfach beneideten Inselstat, entkräften zu können. Wir können jedoch bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, daß nach dem Zeugniß sachkundiger Beobachter in England in der Regel nur die ergiebigsten Lagerstätten bebauet werden, die minder wichtigen aber unbenutzt bleiben, so daß also auch durch direkte Erfahrungen, die Nachtheile der englischen Bergwerksverfassung dargethan werden. Endlich darf man aber auch nicht glauben, daß in England der Bergbau als ganz freies Gewerbe ausgeübt wird, welches höchstens in einigen Provinzen des britischen Reichs angenommen werden kann, wo zu der Ausübung desselben nichts weiter, als eine Übereinkunft mit dem Grundbesitzer erfodert werden soll.

Wir haben nun noch den Bergbau in statistischer Hinsicht zu betrachten, wobei wir uns jedoch, wie schon erinnert wurde, darauf beschränken müssen, die Produktion des Bergbaues der verschiedenen Staten, welche Bergbau von einiger Erheblichkeit treiben, nach glaubwürdigen, öffentlich bekannt gewordenen Nachrichten, ihrer Art und Größe nach, zusammenzustellen:

1) Spanien behauptet in Hinsicht auf den Werth seiner Bergwerkserzeugnisse unter allen Staten der Erde, bis jetzt den ersten Rang. Dagegen steht der spanische Bergbau gegen den der übrigen Staten in technischer und ökonomischer Hinsicht eben so weit zurück, und hat seine Wichtigkeit überhaupt nur der Ergiebigkeit der amerikanischen Bergwerke an edlen Metallen zu danken; diese Ergiebigkeit ist aber auch ohne Zweifel der Grund gewesen, weshalb die spanische Bergwerksverwaltung kleine technische und ökonomische Verbesserungen, durch welche der Bergbau in andern Staten allmälig zu immer größerer Vollkommenheit gehoben wurde, verachtet hat, wie sich unter andern durch Vergleichung des Quecksilber-Aufwandes bei dem Amalgamationsprozesse in dem spanischen America und in Sachsen, auf eine auffallende Weise ergibt, obgleich es die Gerechtigkeit fodert, dabei auf die größere Schwierigkeit Rücksicht zu nehmen, welche, bei dem ungemein größern Umfange der amerikanischen Amalgamation, die Anschaffung des erfoderlichen Kochsalzes, Schwefelkieses, und vorzüglich des Brennmaterials zum Rösten der Erze, verursacht. Eben so ist die ungemeine Wichtigkeit der amerikanischen Bergwerke auch die Veranlassung gewesen, weshalb die spanische Regirung dem Besitz der amerikanischen Reiche, den europäischen Bergbau, (mit Ausnahme des Quecksilberbergbaues) mit einer in allen übrigen Staten unerhörten Geringschätzung behandelt hat. Mit welcher Gleichgiltigkeit die spanische Statsverwaltung den europäischen Bergbau betrachtet, geht unter andern aus der bergmännischen Anekdote in Moll's neuen Jahrbüchern der Berg- und Hüttenkunde, 5. Bds. 1. Lief., hervor. Ist aber der Bergbau im europäischen Spanien seit Jahrhunderten in keinem blühenden Zustande gewesen, so muß er durch die Kriege zwischen Spanien und Frankreich, und durch die neuesten politischen Ereignisse noch mehr von seiner Wichtigkeit verloren haben. Wir müssen daher bevorworten, daß die nachstehenden Angaben, welche sich auf die letzten Jahre des 18. und die ersten Jahre des 19. Jahrh. beziehen, auf den jetzigen Zustand nicht passen können, da mehre Berg- und Hüttenwerke durch jene Ereignisse gestört worden sind. Indeß stehen uns keine neueren Nachrichten zu Gebote, und wir tragen auch um so weniger Bedenken, die nachstehenden Angaben beizubehalten, da der jetzige Zustand von Spanien doch nur ein vorübergehender seyn kann.

Nach Heron de Villefosse (richesse minérale T. I.) lieferte das europäische Spanien, in der angedeuteten Periode jährlich:

Quecksilber (jetzt um mehr als die Hälfte vermindert)	25,000 C.
Eisen	180,000 —
Blei	32,000 —
Kupfer	300 —
Schwefel	800 —
Vitriol	2500 —
Alaun	1500 —

Silber, Zink, Steinkohlen ꝛc. unbedeutend. Von Wichtigkeit ist jedoch noch die Fabrikation des Kochsalzes, welche sich auf 5,000,000 Ctr. jährlich belaufen kann.

Der spanisch-amerikanische Bergbau hat durch die Ereignisse der neuesten Zeit ebenfalls wesentlich gelitten, wie schon aus dem bedeutend verminderten Absatze der teutschen Quecksilberwerke in jene Gegenden hervorgeht. Die folgenden Angaben nach Alexander von Humboldt und Heron de Villefosse beziehen sich auf denselben Zeitraum, als die obigen, also ebenfalls nicht auf die neuesten Zeiten:

Digitized by Google

Es lieferte an Gold jährlich:

Mexico	7000 M.
Peru	3450 —
Chili	11,000 —
Santafé	8570 —
Papayan	6830 —
also zusammen .	36,850 Mark,

ohne Rücksicht auf die nicht bedeutende Produktion von Buenos Ayres.

An Silber erfolgte aus

Mexico	2,500,000 Mark
Peru	570,000 —
Chili	58,000 —
Buenos Ayres	352,900 —
zusammen .	3,481,700 Mark,

ohne die nicht erhebliche Produktion in Neu Granada (Santa Fé und Papayan).

Quecksilber liefert nur Peru etwa 3300 Ctr. und Mexico etwas. Alle übrigen Metalle werden in unbedeutender Menge gewonnen.

Mit dem spanischen Bergbau auf edle Metalle, steht das Münzwesen in genauer Verbindung. Spanien besitzt in Europa die Münzstätten zu Madrid, Sevilla und Segovia, und in Amerika zu Mexico, Santa Fé, Papayan, Lima und St. Yago. Nur in den amerikanischen Münzstätten wird nach Humboldt jährlich geprägt:

5,162,248 pesos en oro

und 30,012,133 pesos en plata.

Sehr bedeutend ist die Menge von edlen Metallen, welche durch Schleichhandel aus dem spanischen Amerika geführt wird, und Humboldt schlägt dieselbe jährlich auf 500,000 Piaster an.

Da die Zugutmachung der edlen Metalle in dem spanischen Amerika bei Mangel an Brennmaterial nur auf dem Wege der Amalgamation geschehen kann, so läßt sich auf die ungeheure Consumtion von Quecksilber schließen. In der That reicht das spanische (sowol in Europa als in Amerika gewonnene Quecksilber nicht hin, diesen Bedarf zu decken; und die teutschen Quecksilber-Bergwerke haben dadurch in Jahren des Friedens einen gesicherten Absatz gehabt. Man hat zwar versucht, Mexico mit chinesischem Quecksilber zu versorgen, dasselbe ist aber theurer und von geringerer Güte gewesen, als das teutsche.

2) Portugal, hat ebenfalls seinen europäischen Bergbau vernachlässigt, und seine Aufmerksamkeit besonders dem reichen Brasilien zugewendet, auch hat der europäische sowol, als der amerikanische Bergbau durch die neuesten politischen Ereignisse gelitten. Indeß hat doch die portugisische Regirung in den letzten Jahren politischer Ruhe dem Bergbau eine größere Aufmerksamkeit geschenkt, als die spanische, und besonders dem Vorurtheil weniger gehuldigt, daß nur der Bergbau auf edle Metalle die Aufmerksamkeit der Statsverwaltung verdiene. In der That hat sich der portugisische Bergbau auf Kupfer, Eisen und Steinkohlen in Europa sowol, als in Brasilien, besonders aber das Eisen-Hüttenwesen in dem letzten Reiche, vorzüglich durch die Bemühungen dabei angestellter Teutschen wesentlich gehoben, obgleich man nicht erwarten kann, daß diese Zweige des Bergbaues jetzt schon eine große Bedeutung gewonnen haben sollten. Wir begnügen uns daher nur im Allgemeinen den Zustand und die Richtung des portugisischen Bergbaues angegeben zu haben, und fügen hinzu, daß Villefosse (richesse minérale) die jährliche Goldproduktion in Brasilien auf 32,000 Mark anschlägt.

Das spanische und portugisische Amerika trägt zu dem gesamten gemünzten Gold und Silber, welches unter allen kultivirten Nationen der Erde jährlich in Umlauf komt, mehr als ⅓ bei.

3) Frankreich, ist zwar von der Natur nicht mit so reichen unterirdischen Schätzen gesegnet, als die britischen Inseln, und besitzt keine Bergwerksverfassung, welche diesem Gewerbe so angemessen ist, als in den meisten teutschen Staten Statt findet; dessen ungeachtet sind aber doch viele Gegenden in Frankreich mit den mannigfaltigsten nutzbaren Fossilien (nur nicht mit edeln Metallen) reichlich ausgestattet, und die Regirung schenkt dem Gewerbe, besonders in neuern Zeiten eine ausgezeichnete Aufmerksamkeit, wodurch, in Verbindung mit dem regen Kunstfleiße seiner Bewohner, Frankreich, auch in Hinsicht seines Bergbaues eine größere Wichtigkeit erlangt hat. Die folgenden Notizen sind größtentheils aus einem Berichte des berühmten Heron de Villefosse in den annales des mines, 1. livraison 1820, entnommen.

Frankreich gewinnt Blei (mit etwas Silber) in den Departements von Finisterre, der Lozère, der Isère und der obern Loire, jedoch bei weitem nicht hinreichend. Etwa 1200 Ctr. (quintaux metriques) Bleiglanz werden nicht hüttenmännisch zu Gute gemacht, sondern unter dem Namen alquifoux zur Töpferglasur verwendet. Die Kupfer-Produktion ist in Frankreich sehr gering, doch hofft man dieselbe durch Wiederaufnahme einiger zum Erliegen gekommenen Werke zu erweitern. Die Messingbereitung ist in Frankreich (bei seinen jetzigen Gränzen) noch neu, hat aber bereits eine bedeutende Ausdehnung gewonnen. Der wichtigste Gegenstand des französischen Bergbaues ist das Eisen; das Land bringt zwar von diesem wichtigen Metalle nicht so viel hervor, als der Kunstfleis bedarf, aber dennoch in bedeutender Menge. Frankreich produzirt Guß- und Stabeisen und Stahl, und insbesondere hat man die Bereitung des letztern in der neuesten Zeit erweitert und verbessert. Zwei der jetzigen Etablissements, zu Toulouse und Berardière (bei St. Etienne) liefern etwa ⅐ so viel Stahl, als vor wenigen Jahren im ganzen Reiche produzirt wurde (darunter auch Gußstahl), und besonders den letztern von solcher Güte, daß die Fabriken, welche den Stahl weiter verarbeiten, den Centner (quintal metrique) der feinsten Gattungen mit 410 Franken bezahlen.

Die Veredlung des Eisens und Stahls erstreckt sich über alle Gegenstände, zu welchen dieses Metall nur immer als Material dienen kann, zunächst Schwarz- und Weißblech, zum Theil durch Hilfe sehr zweckmäßig eingerichteter Walzwerke, Draht, und die feinsten Eisen- und Stahlwaren. Auch verdienen hier die Gewehrfabriken

Digitized by Google

zu Versailles, St. Etienne und Klingenthal eine ausgezeichnete Erwähnung.

Wir fügen noch folgende Übersicht der französischen jährlichen Bergwerksproduktion hinzu:

Silber	1343 Kilogramme
Blei	5000 Ctr. (quint. motr.)
Kupfer	1200 —
Messing	11,000 —
Eisen	935,000 — ohne Stahl
Steinkohlen	2,800,000 —[7])
Salz etwa	5,000,000 —

etwas Vitriol und Alaun, übrige Metalle theils gar nicht, theils unbedeutend.

4) Niederlande (mit Einschluß des Großherzogthums Luxemburg). Dieser Stat besitzt nur in seinen südlichen Provinzen, und namentlich in Hennegau, bei Namur, Lüttich und Luxemburg, jedoch hier im Verhältniß zu dem Flächenraum dieser Provinzen nicht unbedeutenden Bergbau, besonders auf Steinkohlen und Eisen; doch wird auch Kupfer und Zink, so wie Kochsalz, Vitriol und Alaun, wiewol nicht in bedeutender Menge, gewonnen. Unter den Fabriken und Manufakturen, welche zur Verfeinerung der metallischen Produkte beitragen, bemerken wir besonders die Gold- und Silberarbeiten zu Gent und Amsterdam, die mannigfaltigen Eisen- und Stahlarbeiten, die Messingwerke zu Namur, und die Gewehrfabriken zu Lüttich und Kuilenburg.

5) Britisches Reich. Obgleich diesem State edle Metalle (mit Ausnahme von etwas Silber) gänzlich versagt sind, besitzt doch kein anderer Stat in der Welt auf gleichem Flächenraume einen so ungeheuern Reichthum nutzbarer Fossilien, besonders solcher, welche eines hohen Grades der Veredlung fähig sind, und in keinem andern State ist auch diese Veredlung so hoch getrieben. Von allem Eisen, welches in Europa gewonnen wird, liefert England beinahe die Hälfte (welches aber dennoch für seinen Bedarf nicht zureicht), zu der europäischen gesamten Bleiproduktion trägt England allein $\frac{1}{10}$, zu der Kupferproduktion etwa die Hälfte, und zu der Zinnproduktion gar $\frac{1}{2}$ bei. Die Veredlung der Erzeugnisse des Bergbaues ist in England so mannigfaltig, und in jeder Hinsicht so weit getrieben, daß wir weder eine Aufzählung derselben, noch eine Auswahl der vorzüglichsten Arten der Veredlung unternehmen können. Einige englische Berg-Produkte sind indeß, ungeachtet dieser so allgemeinen weitern Verarbeitung, auch im rohen Zustande eine Stapelware, vorzüglich das Zinn, jedoch auch Steinkohlen. Folgende Angaben über die jährliche englische Bergwerksproduction sind größtentheils nach Villefosse:

Zinn	60,000 Ctr.
Kupfer	200,000 —
Blei	350,000 —
Zink	50,000 —
Eisen	5,000,000 —
Steinkohlen	180,000,000 —

An Stein-, Quell- und Baisalz liefert England jährlich etwa 2,000,000 Ctr. Die Graphit-Bergwerke werden nur alle 7 Jahre geöffnet, und dann 10 bis 15,000 Ctr., bis zu einer zweiten Eröffnung gewonnen, und in der Zwischenzeit, besonders zu den bekanten englischen Bleistiften, verarbeitet.

6) Dänemark hat nach der Abtretung von Norwegen an Schweden nur noch einen sehr unbedeutenden Bergbau, hauptsächlich auf Eisen, und gewint außerdem noch etwas Salz und Bernstein.

7) Schweden (mit Norwegen), das eigentliche Schweden sowol, als Norwegen hat einen ausgebreiteten, und schon lange berühmten Bergbau, der fast alle Metalle (mit Ausnahme von Zinn und Quecksilber) und andre wichtige Mineralien liefert. Adelfors (hier Gold) Maensary (mit dem wegen seines Magnet-Eisensteins berühmten Taberde), in Jönkepingslaen, Falun (vorzüglich Kupfer), in Falu oder Stora-Kopparbergslaen, Norberg (Messing, Eisen ꝛc.), Skultuna (Messing ꝛc.) und Sala (vorzüglich Silber), in Westeräslaen, Dannemora (Eisen), in Upsala Laen, in Schweden, und Kongsberg (Silber), im Stift Aggerhuus, Roeraas (Kupfer), im Stift Drontheim, Modum (Schmaltenbereitung) daselbst, in Norwegen, gehören zu den wichtigsten Gewinnungspunkten.

Die jährliche Produktion der schwedischen Bergwerke beträgt nach verschiednen Angaben:

Gold	5 bis 8 Mark.
Silber über	4500 —
Kupfer	30,500 Ct.
Eisen	2,000,000 —
Blei	431 —
Kobalt	4250 —
Steinkohlen	613,000 —
Schwefel	1090 —
Vitriol	3500 —
Alaun	41,300 —
Salpeter	65,284 —

Kochsalz nicht hinreichend für den eignen Bedarf. Zu den Stapelwaren gehören von vorstehenden Produkten vorzüglich Eisen und Kupfer.

8) Rußland hat, wie sich bei seiner ungeheuern Ausdehnung erwarten läßt, auch einige Gegenden, welche für den Bergbau von Wichtigkeit sind. Der Bergbau ist indeß größtentheils ziemlich neuer Entstehung, und verdankt sein rasches Gedeihen der Sorgfalt, und den zweckmäßigen Maßregeln der Statsverwaltung unter den letzten Regenten, und vorzüglich dem jetzt regirenden Kaiser. Der russische Bergbau steht bei der auf ihn gewendeten Sorgfalt, auch auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit, indem man demselben von Anfang an sogleich alle Vortheile zu eigen zu machen suchte, welche eine lange Ausübung des Bergbaues in andern Gegenden allmälig kennen gelehrt hatte. Der russische Bergbau ist indeß noch einer beträchtlich größern Ausdehnung fähig, welche derselbe auch gewiß erhalten wird, die aber durch mehre mercantilische Hindernisse, besonders die große Entlegenheit der vorzüglichsten Gewinnungspunkte von allen cultivirten Ländern, einigermaßen erschwert wird.

Der Hauptsitz des russischen Bergbaues befindet sich im asiatischen Rußland, am Ural und Altai, doch verdient auch der Bergbau in Polen, welcher der Oberberg-

7) Nach einer andern Angabe Cordiere's 10,000,000 Ctr.

Digitized by Google

Direktion zu Kielce untergeordnet ist, eine ausgezeichnete Erwähnung [8]). Die uralischen Bergwerke sind den Berghauptmannschaften Jekaterinenburg, Goroblagodsk und Bogoslowsk untergeordnet, und liegen in den Statthalterschaften Perm, Orenburg, Wiátka, Kasan und Pensa, es sind größtentheils Kronbergwerke, doch finden sich daselbst auch 124 Privatwerke, welche Eisen, Kupfer und etwas Vitriol liefern. Die Kolywano-Woskressenskischen Bergwerke liegen am nordwestlichen Altai, in der Statthalterschaft Tomsk, und ihr Ertrag gehört zu den Schatullgeldern des Kaisers. Außerdem sind noch die Nertschinskischen Bergwerke in der Statthalterschaft Irkuzk zu erwähnen. Die folgende Übersicht der Produktion des russischen Bergbaues ist aus dem Handbuche der neuesten Erdbeschreibung, 2. Abth. 2. Bd., entnommen; dieser Band ist von Hassel bearbeitet, der seinerseits vorzüglich Herrmanns Nachrichten benutzt hat [9]).

	Sämtl. russ. Bergwerke lieferten jährlich: Pud.	Pfunde	Solotnik.	Davon das asiatische Rußland: Pud.	Pfunde	Solotnik.
Gold	41	19	68	41	19	68
Silber	1250	18	30	1250	18	30
Kupfer	202,657	—	—	18,667	—	—
Blei	50,000	—	—	50,000	—	—
Stabeisen	58,389,57	—	—	5,039,940	—	—
Vitriol	3892	—	—	144	—	—

9) Östreichische Monarchie. Die mächtigen Gebirge, welche diese Länder durchschneiden, und viele seiner Provinzen größtentheils bedecken, begünstigen den Bergbau, der auch, obgleich in einigen Provinzen, namentlich in Dalmatien, noch einer beträchtlichen Erweiterung fähig, doch im Ganzen eine so große und mannigfaltige Produktion darbietet, daß sich in dieser Hinsicht nur wenige andre Länder in Europa mit ihm messen können. Allgemein bekant sind Steiermark, Kärnten und Krain, diese Wiege des teutschen Bergbaues, mit seinen unerschöpflichen Eisenniederlagen, jedoch auch nicht arm an andern Fossilien, als Queckſilber bei Hydria, Blei bei Villach und Bleiberg, auch Salzburg, dessen Namen schon auf Reichthum an Salz deutet, welches aber auch andere Bergwerksprodukte liefert, Ungerns und Siebenbürgens Goldreichthum, die mächtigen Steinsalzlager zu Wieliczka, Bochnia und in der Bukowina; erheblich ist aber auch der mannigfaltige Bergbau in Böhmen, in Mähren, im Lande ob der Ens, in Tyrol, und selbst in Lombardei-Venedig ist in den Delegationen Brescia und Bergamo die Eisen- und Stahlerzeugung nicht undedeutend, wobei wir auch der auf mehren Punkten der Monarchie in den neuesten Zeiten eingeführten Gußstahlbereitung gedenken müssen. Die weitre Veredlung der Bergwerksprodukte hat ihren Sitz besonders in Böhmen, wo die Karlsbader Waren bekant sind, außerdem verdienen besonders die Wiener Goldarbeiten und die Bresciauer Eisen- und Stahlarbeiten (worunter wir auch die Gewehrfabrikation begreifen), vorzüglich einer Erwähnung.

Sämtliche Bergwerksprodukte betragen (größtentheils nach v. Liechtenstern) jährlich:

Gold	3846	Mark.
Silber	486	Ct.
Kupfer	56,000	—
Blei über	30,000	—
Zinn	4890	—
Eisen	1,200,000	—
Queckſilber und Zinnober	13,000	—
Kobalt	9415	—
Vitriol	10,120	—
Alaun	8140	—
Steinkohlen	1,177,000	—
Salz	592,819	—

10) Die preuſſiſche Monarchie besitzt zwar keinen so ausgezeichneten Reichthum an Produkten des Mineralreiches, als manche andre Staten, doch hat sich der preussische Bergbau schon seit geraumer Zeit bei der auf ihn gewendeten großen Sorgfalt, durch technisch-ökonomische Verbesserungen sehr ausgezeichnet, und zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gehoben. Hier hat man in Teutschland die ersten Dampfmaschinen bei dem Bergbau angewendet, die ersten Schienenwege angelegt, die Eisengießereien wesentlich verbessert, daß man im Stande war, neben großen Gebläsezylindern (welche auch ausgebohrt werden mußten), eisernen Brücken und andern massenreichen Gegenständen zugleich die feinsten Verzierungen mit der größten Präzision zu gießen, bei den verschiednen Schmelzprozessen verbesserte, besonders Zylinder-Gebläse eingeführt, das erste Roheisen durch Coaks erzeugt, den Zink auf eine eigenthümliche Weise metallisch darstellt und weiter verarbeitet, die ersten zweckmäßigen Walzwerke erbaut hat ꝛc.

Von vorzüglicher Wichtigkeit ist das Eisenhüttengewerbe und der Steinkohlenbergbau in Schlesien, und auch der Bergbau bei Tarnowitz auf Blei und Silber verdient einer ausgezeichneten Erwähnung. In den brandenburg-preussischen Provinzen ist das Eisenhüttenwesen fast der einzige Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit des Berg- und Hüttenmanns fesselt, doch verdient die geschickte An-

8) In Karsten's Archiv für Bergbau und Hüttenwesen Bd. IV. Heft 1. steht ein Aufsatz über den polnischen Bergbau, aus welchem wir nachstehende Angaben über die Produktion in den Jahren 1818 — 1819 entnehmen:

Rohes Eisen	703,32	Ctr.
Stabeisen	20,772	—
Zink	4494	—
Blei	1953	—
Messing	45	—
Kupfer	457	—
Eisenblech	387	—
Silber	106	—
Galmei	22,575	—
Steinkohlen	326,627	Korzec (zu 5½ Mt. Kubikfuß.)
Kupfer und Bleierz	16,402	Ctr.
Eisenerz	28,278	Fuder
Alaun-Asche	5500	Korzec.

9) Wir sehen, daß unter diesen Angaben die in der Anmerkung (8) beigebrachten nicht begriffen seyn können, was sich auch leicht erklärt, da der polnische Bergbau größtentheils ganz neuer Entstehung, das Herrmannsche Werk über den russischen Bergbau aber schon 1810 erschienen ist.

Ein Pud ist bekanntlich 40 Pfd.

1 Solotnik ¼ Loth.

Digitized by Google

wendung mechanischer Hilfsmittel bei der Bearbeitung des Eisens, Kupfers und Messings, und die Eisengießerei zu Berlin, so wie die seit kurzem eingeführte Gußstahlbereitung vorzügliche Beachtung. In der Provinz Sachsen sind die wichtigen Salinen, hienächst der Kupferschieferbergbau im Mansfeldischen und bei Sangerhausen (im Mansfeldischen silberhaltig) vorzüglich, aber auch der Stein- und Braunkohlen-Bergbau, und selbst das Eisengewerbe im Hennebergschen der Aufmerksamkeit werth.

In Westphalen sind Eisen und Steinkohlen die wichtigsten Gegenstände des Bergbaues, und mehre bedeutende Salinen nicht minder erheblich. Dieselben Gewerbe blühen auch in den rheinischen Provinzen. Die Veredlung der Produkte des Bergbaues ist in der Grafschaft Mark und im Bergischen von der größten Wichtigkeit, und die Eisen- und Stahlwaren dieser Länder allgemein bekant. Gewehrfabriken besitzt Preußen fast in allen Provinzen, welche nicht allein das Inland, sondern auch zum Theil fremde Staten mit Commiß- und Galanteriegewehren versorgen.

Wir lassen nun eine Übersicht der gesamten Bergproduktion größtentheils nach Hassel folgen, wobei wir indeß bedauern müssen, daß uns keine so genaue, sich über die ganze Monarchie erstreckende Nachrichten zu Gebote stehen, als in Karsten's Archiv für Bergbau- und Hüttenwesen über den schlesischen und den niedersächsisch-thüringischen Haupt-Bergdistrikt, erstere vom Herrn Herausgeber, letztere vom Herrn Berghauptmann v. Veltheim mitgetheilt sind:

Silber	10,540 Mark.
Kupfer	18,423 Ctr.
Blei und Glätte	59,238 —
Eisen von allen Arten	2,348,783 —
Kobalt	2988 —
Zink und Galmei	68,525 —
Braunstein	700 —
Kochsalz	1,390,700 —
Alaun	10,000 —
Vitriol	4447 —
Salpeter	2010 —
Schwefel	202 —
Steinkohlen	10,324,069 Schffl.
Torf etwa	75,000,000 Stck.[10])

11) Unter den teutschen Staten vom zweiten Range verdient Sachsen in Ansehung des Bergbaues die erste Stelle, obgleich sich derselbe seit der Abtretung von Mansfeld, Sangerhausen und des neustädtschen Kreises, fast allein auf das Erzgebirge beschränkt. Die jährliche Produktion beträgt nach Villefosse:

Silber	53,000 Mark.
Blei	10,000 Ctr.
Kupfer	320 —
Zinn	2500 —
Eisen	80,000 Ctr.
Kobalt	20,000 —
Schwefel	450 —
Vitriol	8000 —
Alaun	600 —
Steinkohlen	1,200,000 —

12) Nicht minder bedeutend ist der Bergbau im Königreich Hanover, besonders am Harz, und derselbe beträgt nach Hassel jährlich:

Gold	64 Mark.
Silber	34,238 —
Kupfer	1404 Ctr.
Blei	41,949 —
Glätte	15,7464 —
Gußeisen	42,855 —
Stab- und Zaineisen	49,676 —
Messing	1085 —
Zink	2987 —
Vitriol	1286 —
Schwefel	1300 —
Steinkohlen	469,840 —
Salz	329,0554 —

13) Bei den übrigen teutschen Staten können wir uns nicht auf eine Aufzählung ihrer Bergprodukte einlassen, sondern müssen uns begnügen, nur im Allgemeinen folgendes zu bemerken:

Baiern hat einen nicht unwichtigen Bergbau, besonders auf Eisen, auch verdient das Vorkommen und die Gewinnung des Quecksilbers bei Obermoschel im Zweibrückischen einer Erwähnung. Außerdem gewinnt Baiern viel Salz, und die wichtige, vom Herrn Salinenrath v. Reichenbach ausgeführte Soolenleitung zwischen Berchtesgaden, Reichenhall und Rosenhain und Traunstein, haben die Aufmerksamkeit des Publikums in hohem Grade erregt.

Wirtemberg und Baden gewinnen ebenfalls vorzüglich Eisen und Salz, und die wichtigen Langsdorfschen Entdeckungen in Hinsicht auf das Letztere, sind durch mehre teutsche Zeitschriften bekant geworden, auch haben wir vom Herrn v. Langsdorf ein ausführliches Werk über Salinenkunde und halurgische Geognosie zu erwarten, welches sich ohne Zweifel auch über diese Entdeckungen verbreiten wird.

Die kurfürstlich und großherzoglich hessischen, herzogl. nassauischen, herzogl. braunschweigschen, großherzoglich und herzoglich sächsischen Staten, gewinnen ebenfalls hauptsächlich Eisen, doch vorzüglich die hessischen und nassauischen auch noch andre Metalle, und die meisten derselben Salz und unterirdische Brennmaterialien. Eisen ist überhaupt der wichtigste Gegenstand des Bergbaues auch in den übrigen teutschen Staten, deren einige auch Salinen besitzen. Der Bergbau in allen diesen Staten ist indeß nicht sehr erheblich, doch sind darunter auch nur sehr wenige, welche gar keinen Bergbau treiben.

14) Helvetien treibet ebenfalls nur geringen Bergbau, und besitzt nur Eisen und Salz.

15) Auch in den italischen Staten ist der Bergbau im Ganzen gering, obgleich einige, wie z. B. die zum Königreich Sardinien gehörige Insel Elba eine starke Eisenproduktion besitzet, und die vulkanischen Gegen-

---

10) Nach Voigtel (Versuch einer Statistik des preussischen Stats) fügen wir noch einige von den vorstehenden etwas abweichende Angaben hinzu:

Silber	10774 Mark
Kupfer ungefähr	11224 Ctr.
Blei, nur in Schlesien und am Bleiberge, ohne 20000 Ctr. Bleiglasur	15000 —

Digitized by Google

den besonders Schwefel, Alaun (unter dem Namen des römischen bekant) und Vitriol produziren.

16) Es wäre demnach in Europa nur noch das osmanische Reich übrig, von welchem man zwar im Allgemeinen seinen Reichthum an Produkten des Mineralreichs kent, aber auch weiß, daß nur ein sehr geringer Theil derselben durch Bergbau gewonnen wird; über die Größe der Produktion des Bergbaues fehlen aber fast alle Nachrichten.

17) Eben so wenig sind wir im Stande über die Menge der Bergwerksprodukte in andern Welttheilen, z. B. des Goldes in Afrika, des Kupfers in Japan, und des Zinnes der indischen Inseln, sichere Angaben mitzutheilen.

18) Nur die vereinigten Staten von Nordamerika machen davon eine Ausnahme. Daß in diesen Ländern, in denen europäische Kultur durch Europäer einheimisch geworden ist, auch der Bergbau nicht ganz zurückgeblieben seyn wird, läßt sich erwarten, gleichwol ist derselbe noch ziemlich fern von derjenigen Bedeutung, deren er fähig ist, und beschränkt sich nach Villefosse nur auf die jährliche Produktion von etwa 48,000 Ctr. Eisen und 100,000 Ctr. Steinkohlen, nebst etwas Kupfer und Blei; wahrscheinlich weil der Anbau der Ländereien die Thätigkeit seiner Bewohner noch zu sehr in Anspruch nimt und der große merkantilische Verkehr, verbunden mit einer ausgebreiteten Schiffahrt, dieselben in den Stand setzt, sich mit Leichtigkeit mit den Bergwerksprodukten fremder Staten zu versorgen, und vielleicht auch zum Theil, weil keine dem Gedeihen des Bergbaues ganz angemessene Verfassung besteht[11]). (*Ant. Müller* u. A.)

Bergblau, s. Blau.

Bergbutter, s. Alaun.

Berge, Kloster-Berge, s. Bergen.

BERGE, von, eine sehr alte Familie, von der zuerst Lorenz von Berge um 1080 erwähnt wird. In Anhalt blühet sie seit dem Anfange des 13. Jahrh., von ihr sind noch jetzt Abkömlinge daselbst, und in der Mark Brandenburg, und viele Mitglieder derselben haben sich in mancherlei Ämtern um ihr Vaterland wohl verdient gemacht. Vorzüglich merkwürdig unter diesen ist:

Paul von Berge, Sohn Joachim's v. B. Burgvogt's zu Dessau, geb. daselbst den 24. Febr. 1475. Im J. 1496 ward er Sekretär des Fürsten Ernst zu Dessau, nachher Kanzler, und diente diesem Fürsten, seiner hinterlassenen Witwe Margarethe, geborne Herzogin von Münsterberg, als Vormünderin, und seinen drei Söhnen Johann II., Georg III., und Joachim „mit dem größten Fleiße und der größten Geschicklichkeit und Treue" 43 Jahr. Das rühmten die Fürsten selbst von ihm, und bewiesen ihm ihre Gnade öfter durch fürstliche Belohnungen; auch Kaiser Karl V. ertheilte ihm 1530 „angesehen solche Erbarlichkeit, Redlichkeit und gut Vernunft, damit er Ihm beruempt wird" einen Wapenbrief. Er starb den 26. Dec. 1539 an einer falsch bereiteten Arznei, soll zwar nach der Leichenpredigt wieder zu sich gekommen seyn, aber dann nur noch wenige Tage gelebt haben. Sein und seiner Frauen Leichensteine stehen in der Kirche zu Dessau.

Sein ältester Sohn Paul, st. 1568, dessen zweiter Sohn David, st. 1605, und dessen zweiter Sohn Gottfried, st. 1653, waren alle drei Bürgermeister zu Dessau. Des letzten zweiter Sohn David, st. 1682, war Landrichter zu Bernburg, und ihm wurde von seiner Frau Agnes Tappe geboren als zweiter Sohn:

Ernst Gottlieb von Berge zu Bernburg 1649, wo er in der Schloßkirche am 3. Mai getauft ward (den Geburtstag geben die Kirchenbücher nicht an). Er reiste 1670 nach Moskau, hielt sich hier, in der Ukraine und der nördlichen Tatarei, 8 Jahre auf, verfaßte auch eine Beschreibung von der Ukraine nebst einer Karte. Mit dem englischen Gesandten Hebdon reiste er 1678 von Moskau nach England, wo er sich die Freundschaft mehrer vorzüglicher Männer, besonders Wilhelm Lloyd's, Bischofs von Asaph und nachher von Worcester, erwarb. 1680 verließ er England und ging nach Berlin, wo ihn Kurfürst Friedrich Wilhelm d. Gr. zu seinem geheimen Sekretär und moskowitischen Interpreten machte. Nachher ward er auch Rathmann und Kämmerer des dasigen Magistrats. Seine Frau Luisa Palm gebar ihm 4 Söhne, und er lebte noch 1710. — Mehr als durch seine Beschreibung der Ukraine, und eigentlich allein merkwürdig ist er durch seine Übersetzung Milton's. Sie ist wenig bekant, und noch weniger ihr Verf.; Adelung zu Jöcher erwähnt ihn nach Gottsched ohne alle Nachrichten, so auch Küttner in den Charakteren teutscher Dichter Bd. 1. S. 125. Koch, Bouterweck und Wachler in ihren Geschichten der teutschen Dichtkunst haben ihn ganz übergangen *). Seine Übersetzung erschien unter dem Titel: das verlustigte Paradeis, Aus Johann Milton's, Zeit seiner Blindheit in englischer Sprache abgefaßten unvergleichlichen Gedicht. In unser gemein Teutsch übergetragen und verlegt durch C. G. v. B. In Zerbst bei Johann Ernst Bezeln MDCLXXXII. 367. S. 8. Unter der Zueignung an die Kurfürstin Dorothea von Brandenburg schreibt er seinen Namen aus. Ohne Zweifel lernte er das Gedicht bei seinem Aufenthalt in England kennen und faßte auch gleich, nach der kurzen Vorrede, sobald er es gelesen, den Entschluß, es „auf gleichmäßige Art, wie es unlängst von dem berühmten Hrn. Theodoro Haacken, fürnehmen Mitglied der kuriösen königlichen Gesellschaft **), allbereyt angefangen, vollends überzutragen." Diese Übersetzung H's. kenne ich nicht, und kann daher nicht sagen, ob, wie man jene Worte verstehen könte, v. Berge sie nur fortgesetzt, oder ganz von vorn angefangen habe. Die Übersetzung zeigt eben keine Verschiedenheit, außer daß sie, wie begreiflich, in den letzten Gesängen sich etwas

11) Vgl. im Allgemeinen Grubenbau, Knappschaft und Markscheidekunst.

*) Obige Nachrichten sind aus Beckmann's Histor. d. Fürstenth. Anhalt Th. VII. Kap. 1. S. 168. Kap. IV. S. 373—377.

**) Theod. Haak, geb. 1605 zu Neuhausen bei Worms, studirte und lebte in England, übers. die Anm. der holländ. Bibelübers. von 1637 ins Engl., außer einem Theile von dem Verl. Paradiese, mehre englische moral. Schriften ins Teutsche. Er war Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in London, u. starb 1690 den 6. Mai. Wahrscheinlich hatte ihn v. B. persönlich kennen lernen.

Digitized by Google

leichter, freier und edler bewegt. Sie ist im Ganzen richtig, wörtlich und treu, gibt meist Vers für Vers wieder, oder es stimt doch die Verszahl jedes Gesanges in ihr und der Urschrift ziemlich überein; nur zieht sie zuweilen zusammen, so daß sie oft kürzer wird, als die Urschrift selbst. Besonders gefällt es dem Übersetzer Wörter aufeinander zu häufen und zusammenzustellen, wie es sich im Englischen nicht findet; er bringt Wortspiele, Alliterationen, Annominationen und Reime an, wo sie die Urschrift nicht hat; liebt Zusammensetzungen, und hat insbesondre viele Wörter, die wohl verdienten allgemein eingeführt zu werden. Nicht ganz selten findet man auch fremde Wörter, gemeine Ausdrücke, und sehr harte Zusammenziehungen. Dadurch werden viele Verse allerdings hart und schwerfällig, oft ist auch das Maß der Silben schlecht beachtet; aber größtentheils sind die Verse ziemlich fließend und richtig gemessen, obwol in dieser Zeit das Sylbenmaß der Urschrift, das er beibehalten hat, fünffüßige reimlose Jamben, wovon nur wenige einen weiblichen Ausgang haben, ganz ungewöhnlich war. Auch die Sprache ist im Ganzen richtig, rein, edel, würdig und kraftvoll. Ob die in der Vorrede versprochene neue Ausgabe mit Erklärungen und Kupfern, und die Übersetzung des wiedergefundenen Paradieses erschienen ist, weiß ich nicht, so wie auch von andern Gedichten des Vfs. mir nichts bekant ist. Schwerlich aber war es wol der erste und einzige Versuch; Beckmann führt auch nicht einmal diese Übersetzung an. (*de Marées.*)

v. Berge im Hennebergischen, s. Berg.

BERGEDORF, ein den beiden Städten Lübeck und Hamburg gemeinschaftliches Amt zwischen der Elbe und Bille. Es besteht aus der Stadt Bergedorf, den sogenannten Vierlanden und dem Dorfe Geesthacht (zusammen 5 Pfd.), mit 8700 Einw. überhaupt. — Die Stadt B., 2 M. südl. v. Hamburg, hat über 300 Häus. 2000 Einw., deren Betrieb vorzüglich in Ackerbau, Viehzucht und Krämerei besteht. Der Amtsverwalter wohnt auf dem alten Schlosse. (*Dörfer.*)

BERGEIER, ist der Trivialname verschiedner in eiförmigen Gestalten vorkommender Fossilien, z. B. der Aëtiten, Quarzkugeln u. (*Germar.*)

BERGEL, Marktfl. am Fuß eines steilen Berges des sogenanten Petersberges, im Landgerichtsb. Windsheim des königl. baierischen Rezatkreises; ein alter großer Marktflecken, der 1323 vom Kaiser Ludwig Stadtrecht erhielt, von 113 Häusern und 148 Familien = 715 Einwohn., mit 2 Kirchen. Der Dinkel- und Haferbau ist hier vorüglich ergiebig, und der Flecken ist lebhaft wegen der von Ansbach nach Uffenheim durch den Markt führenden Chaussee. (*Fenkuhl.*)

BERGELL (Bergeller-Thal, auch Bregel, Bregell, Pregell, Pergell, rhätisch Val Bragalja), rauhes Bergthal im schweiz. Kant. Graubünden, von welchem es ein Hochgericht im Gotthausbunde ausmacht; es zieht sich südlich vom Septimerberge 4 St. lang gegen Chiavenna der Mera oder Maira nach hinunter, wie sich in den Chiavenner-See ergießt; er ist reich an schöner Natur, theilt sich in die Theile Ober- und Unter-Porta ab und hat 2170 Einw. von italischer Abkunft und Sprache, protestantischen Glaubens und trefflichen Körper- und Geistesanlagen; schon im Jahre 1204 nent sie Kaiser Heinrich II. freie Leute; damals war durch das Thal der einzige Alpenpaß in Graubünden, der aus Italien nach Teutschland führte. Vicosoprano ist der Hauptort des obern Bergells; im untern liegt das Stamschloß der Familie Salis, Soglio, wo schon 913 zwei Brüder Salis lebten. (*Wirz.*)

BERGEN, Bergung, wird im Seerecht die Hilfe genant, die bei Noth auf dem Wasser Statt findet. Sie findet entweder gegen die Elemente Statt, ohne daß Menschen sie aufregen, oder gegen Menschen und die von ihnen aufgeregten und benutzten Elemente. Im erstern Falle heißt sie Civil- im andern Falle militärische Bergung. Wir wollen zuerst von der Civilbergung handeln. Wie die Menschen noch ganz Barbaren waren, so sahen sie das Eigenthum, welches Menschen in der Noth temporär verließen, oder welches sie verloren, oder dessen Besitz außer ihrer Gewalt kam, als ihr Eigenthum an, oder ihre Regirungen maßten es sich ganz oder zum Theil an. Dieser Gebrauch hat ganz aufgehört, und nur herrenloses Gut fällt dem Fiscus in der Regel ganz anheim. Von anderm Gut, wenn es seetriftig und temporär herrenlos gewesen ist, maßt der Fiscus sich noch einen Theil an (wahrscheinlich in Rücksicht der großen Kosten der Strandbewachung und der Seesicherung durch Leuchtthürme u. s. w.), der nicht die Hälfte übersteigt, und Hilfe leistende oder Berger bekommen einen Theil, der selten bis zum Drittheil, und nie die Hälfte übersteigt. Zwei große Regeln entscheiden bei Bestimmung dieser Theile im Ganzen genommen:

a) das jus talionis, welches es zur Pflicht macht, liberale Grundsätze nur dann gegen die Individuen eines Volkes auszuüben, wenn man von demselben in vorkommenden Fällen sie früher genossen hat, oder nach bestehenden Gesetzen sie genießen wird — in ungewissen Fällen muß man sie sich durch Reversalien sichern.

b) die Regel quantum meruit, daß die Berger nach dem Verdienst des Falles belohnt werden, nämlich nach der Jahrszeit, der Gefahr des Augenblickes, der Mühe, der Zeit, der Menge der Berger und der Größe des Geretteten; der Lohn aber immer in Verhältniß stehe zu dem gewöhnlichen Verdienst des Bergers, und zu demjenigen, welches ihm in seinem Stande eine unabhängige Existenz, ein sorgenfreies Alter, Auskommen seiner Familie sichern kann. Es ist zu hoffen, daß ein Grad der Civilisation unter den Menschen eintreten wird, den Berglohn in gewöhnlichem Arbeitslohn bestehen und aus inländischen Statskassen die außerordentliche Belohnung folgen zu lassen, weil etwas Unchristliches und Engherziges darin liegt, von Ausländern, und von unglücklichen Ausländern, Prämien zur Aufmunterung in Gefahren zu verlangen, statt daß man die unglücklichen Fremden auf Statskosten verpflegen lassen, und sie ihrem Vaterlande und ihrer Bestimmung mit dem Geretteten zustellen sollte. Wenn auch dieser Zustand der Dinge lange noch fern bleibt, so sündigt man in vielen Ländern bei der Civilbergung doch dadurch,

1) daß man nicht Zeit genug in der Abmachung der Sachen spart, ein Umstand, der nicht allein der Auflösung der Verhältnisse zwischen Ver- und Befrachtern, son-

Digitized by Google

dern auch zwischen Versicherern und Versicherten zum unglaublichen Nachtheil der Handlung verspätet, sondern auch andre schlimme Folgen durch Vergrößerung der Kosten hat;

2) daß, ungeachtet bei Aufbringungs- und Bergungsfällen, der großen Summen wegen, die zur Frage kommen, Bestechungen direkte oder indirekte nur zu leicht zu befürchten sind; ungeachtet über nautische Gegenstände nur Seeerfahrne richten können, man die Sachen nicht selten durch Männer entscheiden läßt, die ein Esprit de localité beseelt, oder die sonst für interessirt gehalten werden, oder die ohne nautische Kentniße sind;

3) daß man die Zollsysteme der Länder zu strenge einwirken läßt oder die Beamten mit großen Strandgebüren dotirt;

4) daß man nicht in der Legislation bestimt die Fälle der Seenoth unterscheidet. Seenoth kann auf der hohen See, am Ufer und auf Untiefen entstehen. —

Auf der hohen See bei Havarien, bei Mangel an Lebensmitteln, bei Krankheiten u. s. w. Bergung wird dann geleistet durch Abgebung von Segeln und andern Schiffsinventarienstücken, Proviant, durch Abgebung von Mannschaft, und es wird gewöhnlich nur der bedungene oder angenommene Werth der Objecte, oder das Monatsgeld der abgegebenen Leute und die etwa bedungene Gratification bezahlt, und Sir William Scott verweigerte mit Recht in dem Falle des Sklavenschiffes Anne Bicknel dem Sklavenschiffe Elisabeth für Beistand obiger Art Bergelohn, weil Schiffe sich in Fällen dieser Art beistehen müssen.

Oder die Bergung findet Statt durch Schlepptaudienst. In solchen Fällen ist aber nach der Regel quantum meruit wenigstens ein entschädigender Bergelohn zu erkennen, und es wäre zu wünschen, daß durch Verträge festgesest würde, daß vorzüglich ein solcher Dienst, wenn er einem Statsschiffe geleistet ist, prompt bezahlt würde. Es sind eine Menge Reclamationen über Hilfleistung der Art anhängig, die unabgemacht bleiben, und welche die Seenoth in Zukunft vermehren werden, insofern dergleichen Beispiele abschrecken, Seehilfe zu leisten (s. den Art. Abweichung).

Ferner tritt Seenoth beim Unflottwerden, beim Festsitzen am Lande oder im Eise und beim Stranden oder Scheitern ein.

In den bestehenden Gesetzen und in der Praxis in den Distritten, wo keine Seeverständige als Richter vorhanden sind, verwechselt man alle diese Arten der Seenoth und läßt auch hier das Beatus est possessor entscheiden. Aber Unflottwerden ist alle Mal anzunehmen, wenn Schiffe ohne Verlust vom Steuerruder oder dergleichen wesentlichen Stücken der Navigation, auf Seeuntiefen oder in Flüssen festraken, oder im Eise festsitzen und lichten müssen, und dazu oder zur Ausbringung von Ankern fremder Hilfe nöthig haben. Diese Hilfleistung sollte in gefahrlosen Fällen nie anders als wie Lichterdienst durch Zustehung der höchsten laufenden Fracht und des liberalsten Arbeitslohns und einiger Entschädigung für Versäumniße belohnt werden. Seenoth durch Stranden ist dann anzunehmen, wenn Schiffe auf Untiefen gerathen, und dabei das Steuerruder und andere wesentliche Stücke der Navigation verlieren, oder so leck werden, daß es schwer ist leez zu halten und das Flottwerden mehr von dem Zufall und der außerordentlichen Anstrengung der Hilfeleistenden als von gewöhnlicher Wirkung des Ankerausbringens, des gefahrlosen Lichtens und der Fluth abhängt. Bergung bei Scheiterung ist dann anzunehmen, wenn Schiffe beim Festraken oder Strandsetzen so stark beschädigt werden, daß dabei die gänzliche Vernichtung des Schiffes erfolgt, oder als unvermeidlich anzunehmen ist. Die Zeit in, und die Summe zu welcher Bergungsfälle abgemacht werden, sollten jedes Mal durch die Zeitung bekant gemacht werden, dann würden sie die Distrikte und Länder zu scheuen haben, aus welchen die Misbräuche und die Sportelsucht langsam weichen, und, was so sehr zu wünschen ist, ein mehr gleichförmiger Verfahren in allen Ländern entstehen. Bei keiner Art von Entscheidungen ist die Zuziehung unparteiischer Kunstverständiger so nöthig als bei Bergungssachen, und die summarische Abmachung unter Anrathen von Kunstverständigen, weil die Zeit bei Handelssachen das kostbarste ist, am wünschenswerthesten. Vergleiche sind aber selten zu rathen, weil die Kapitäne zu leicht von Bergern bestochen werden können, dergleichen einzugehen und weil das Assecuranzrecht es zur Pflicht macht, daß alle Constatirungen durch gerichtliche oder notorielle Documente geschehen. Allenthalben wird bis jezt noch versäumt, genau nachzuforschen, ob nicht die Hilfeleistenden durch falsche Angabe der Fluthzeit und andre Unwahrheiten die Kosten der Bergung trüglicher Weise veranlaßt haben. — Alle Entscheidungen in Bergungssachen sollten die Gründe der Entscheidung in sich enthalten, und der Bergelohn sollte nie, als bei großen Deviationen ½ des Eigenthums übersteigen, so wie bei Derelicten sine animo revertendi nie die Hälfte. Die Ehre eines Volkes ist dabei wesentlich interessirt, daß die Entscheidungen in Bergungssachen prompt, mit Umsichtigkeit, Kentniß und Liberalität geschehen. Mehre Traktaten enthalten desfallsige Stipulationen, aber am empfehlenswürdigsten ist das derzeitige gegenseitige Betragen der Dänen und Marocaner. Gestrandete Dänen werden in Marocco auf Kosten des Kaisers unterhalten und in die Seehäfen gesandt, so wie dagegen gestrandete Maroccaner bei uns auf Kosten des Stats liberal unterhalten und in die Abgangshäfen befördert werden. Im Ganzen genommen sind die Grundsätze, welche Sir William Scott über Civilbergung aufstellt, preiswürdig.

Nicht so wichtig wie die Civilbergung ist die Militärbergung, das heißt derjenige Beistand für Schiffe und Seefahrende, welcher Menschen oder die von den Menschen aufgeregten und benutzten Elemente zu bekämpfen hat. Vormals machte 24stündiger feindlicher Besitz das einheimische, alliirte und selbst neutrale Eigenthum verfallen. In den lezten Zeiten ist einheimisches und alliirtes Eigenthum in England gegen ⅛ oder ¼ Bergelohn zurückgegeben, und neutrales in der Regel ohne Bergelohn, wenn nicht besondere Umstände die Confiscation bei dem Feinde evident machten. Frankreich und andre Länder haben ähnliche Grundsätze aufgestellt. England übt die li-

Digitized by Google

berale Regel aus, wenn sie durch Reciprocität erwiedert wird; sonst richtet es die Schiffe nach den Gesetzen ihres Heimathslandes. — Von der Ranzionirung, das heißt vom Bergelohn dem Feinde bezahlt, wird unter Ranzionirung zu handeln seyn; hier bemerken wir nur, daß militärischer Bergelohn in der Regel nur dann erkant wird, wenn das befreite Eigenthum in fremder Gewalt war, oder diese Gewalt durch Übernehmung von Gefahren oder bestandene Gefahren von demselben abgewandt ist. Eine Hauptregel ist es bei Vindicationen gegen Erlegung von Bergelohn, daß ein Friede alle vitiöse Rechtstitel in Hinsicht des Eigenthums heilt. Auch vitiöse Rechtstitel, die z. B. von Seeräubern herrühren, werden durch spätere Rechtstitel, die ex jure belli herrühren, rechtskräftig. Militärischer Bergelohn ist häufig im Kriege, wenn einige von der Mannschaft Schiff und Ladung befreien, aber den genommenen Neutralen ist alle Selbsthilfe der Art bei Strafe der Confiscation untersagt. (*F. J. Jacobsen.*)

BERGEN, ist der Name vieler Bezirke und Ortschaften. Hier:

I. **Bergen** zunächst in Teutschland.

1) **Bergen**, in Baiern, auch Pergen, s. **Traunstein**.

2) **Bergen**, im Kurfürstenth. H. Kassel, s. **Bornheimerberg**.

3) **Bergen**, eine Amtsvogtei in der handver. Prov. Lüneburg, die meistens aus Haide besteht, und 1812 auf 149,518 kalenb. Morgen in 32 Dörfern und 353 Häus., 3654 Einwohner zählte. Es führte den Beinamen von der Aller, und der Amtssitz Bergen liegt in der Mieste, und hat in 57 Häus. 537 Einw.

4) **Bergen**, ein Marktfl. mit dem Zunamen an der Dumme, an welcher er liegt (Br. 52° 53′ 43″ L. 28° 45′ 27″) im lüneburgischen A. Lüchow. Er hat außer der Kirche in 84 Häus. 709 Einw., die sich von Handwerken, der Leinweberei, Viehzucht und den Marktverkehren auf 4 Jahrmärkten nähren. Hier ist eine Leinenlegge, auf welcher vor dem Seekriege 1793 für 27,368 Gulden Leinwand gestempelt worden. Jetzt liegt dieser Verkehr fast zur Hälfte. (*Hassel.*)

5) **Bergen, Kloster-Bergen**, auch **Berge**, ein berühmtes nahe bei Magdeburg gegen Süden, auf einer mäßigen Anhöhe gelegenes, vorzüglich durch seine vortreffliche Schule bekantes, ehemaliges Benediktiner-Kloster. Dieses wurde 937 vom Kaiser Otto dem Großen, seiner ersten Gemalin Editha aus England zu Gefallen gestiftet, dem heil. Moritz gewidmet, und auf der Stelle, wo jetzt die Domkirche in Magdeburg steht, erbauet. Zum ersten Abt wählte er einen gelehrten und berühmten Benediktiner-Mönch, Namens Hanno, aus dem Kloster Maximin bei Trier, und dieser brachte noch 12 andere Benediktiner mit, welche nach ihren Ordensregeln in dem neuen Kloster eine Schule, hauptsächlich für den geistlichen Stand anlegten, und bald eine Menge Schüler aus den vornehmsten Familien, ja selbst von königlichem oder kaiserlichem Geblüte, bekamen. Als Abt Hanno 950 Bischof zu Worms ward, setzte sein Nachfolger Othwin aus dem Kloster Reichenau, das glücklich angefangene Werk fort, bis ihm 959 das Bisthum Hildesheim zu Theil ward. Der dritte Abt Richarius verlor, — durch einige, dem Kaiser hinterbrachte, zu freie schriftliche Äußerungen über den Kaiser selbst, — die Hofnung, erster Erzbischof des vom Kaiser 965 errichteten Erzstifts Magdeburg zu werden. Er mußte sein Moritzkloster in Magdeburg den Weltgeistlichen, oder Canonicis, die das neue Domkapitel bilden sollten, einräumen, und selbst mit seinen Mönchen, zu ihrem großen Leidwesen, ein vom Kaiser auf dem Riddags- oder Johannisberge, nahe vor der Stadt, neuerbautes, reichlich ausgestattetes Kloster beziehen, das von nun an den Namen: Kloster Bergen erhielt, und dem heil. Johannes dem Täufer gewidmet ward. Bis 1098 feierten die Mönche zu Kloster Bergen den 9. August, als den Jahrstag dieser ihnen so traurigen Versetzung, durch eine Art feierlicher Trauerprozession vom Kloster Bergen nach dem Dom in Magdeburg. — Indeß setzten die Benediktiner-Mönche, mit gutem Erfolg den Unterricht vornehmer, zum geistlichen Stande bestimter Jünglinge fort. Hier empfing der durch seine Chronik bekante Bischof Dittmar von Merseburg seine erste Bildung, so wie dessen Brüder, Siegfried und Bruno, die beide nach einander Äbte zu Bergen wurden. Unter Siegfried, dem 7. Abt, brante 1017 das Kloster durch Unvorsichtigkeit eines Mönchs, mit seinen meisten Gebäuden fast ganz ab. Mit Hilfe des Kaisers Heinrich II., seiner Großen, und vorzüglich der Magdeburger, ward es bald wieder aufgebaut. In den unruhigen Zeiten unter Kaiser Heinrich IV., nahm Ordnung und Fleis auch hier, wie in andern Klöstern, und damit auch der Flor der dortigen Schule sehr ab, während zugleich von J. 1076 bis 1096, der 12. Abt Bernhard II. das Kloster verschwenderisch und unredlich verwaltete. Allein sein Nachfolger, der 13. Abt Hildebold, aus dem berühmten Kloster Hirschau, brachte von daher strenge Lebensart, ordentliche Wirthschaft und Fleis in den Wissenschaften, wieder zurück. Sie erhielten sich auch eine Zeitlang, besonders unter dem Abt Arnold I., und noch nachher bis 1250. Daher wurden auch in dieser Zeit einige bergische Äbte und Mönche zu Bischöfen gewählt; und bergischen Mönchen wurden auch andere Klöster eingeräumt, z. E. zu Hillersleben, Ballenstedt, Ammensleben und Königslutter. In der letzten Hälfte des 13. Jahrh. aber fing man an, wie in andern Benediktiner-Klöstern, die Wissenschaften völlig zu vernachlässigen, sie den neu entstandenen Bettelmönchen zu überlassen, und sich einer unwürdigen Faulheit und verschwenderischen Lebensart zu ergeben. Daher findet man von da, bis gegen die Zeiten der Reformation, hier keine Spur mehr von einer Schule, oder von Beschäftigung mit den Wissenschaften; wol aber bittere Klagen über schlechte Wirthschaft der Äbte, Ungebundenheit und Ausschweifungen der Mönche, und eben daher rührende tiefe Schulden des Klosters. Um nur die drükkendsten zu bezahlen, mußte der 25. Abt Johannes eine goldene Tafel einschmelzen und verkaufen lassen, und der 27. Abt Heidolf die größte Glocke des Klosters bei den Juden versetzen. Endlich konte das Kloster seinen jüdischen und christlichen Gläubigern nicht mehr die schweren Zinsen bezahlen, und nur einige, zur rechten Zeit erhaltene, Schenkungen und Vermächtnisse retteten es von seinem gänzlichen Untergange. Diese setzten auch den 33.

Digitized by Google

Abt Theodorich in den Stand, den vom Abt Siegfried 1018 angefangenen, im schmalkaldischen Kriege 1546 zerstörten Bau der großen Klosterkirche zu vollenden [1]). Der 42. Abt Herrmann, welchen der treffliche Erzbischof Friedrich mit 6 Mönchen aus dem Kloster Bursfelde an der Weser 1449 kommen ließ, führte die verbesserten Statuten dieses Klosters, und mit denselben eine strengere Lebensart, mehr Fleis und Beschäftigung mit den Wissenschaften in Bergen wieder ein. Da er die Klosterbibliothek in den elendesten Umständen, und fast alle Bücher zerrissen und von Motten zerfressen fand; so legte er eine neue an, wobei ihm nicht nur der Fleis seiner Mönche im Bücherabschreiben und Schenkungen; sondern auch die damals erfundene Buchdruckerkunst sehr zu Statten kamen. Unter dem 48. letzten katholischen Abt Heinrich Zierau, ward das Kloster im Bauernkriege 1525 rein ausgeplündert, und 1546 beim Anfang des schmalkaldischen Krieges, kurz vor der Belagerung Magdeburgs durch Kurfürst Moritz, von den Magdeburgern ganz niedergerissen und der Erde gleich gemacht, unter dem Vorwande, damit sich der Feind nicht darin setzen könte. — Sieben schöne Glocken, ein neues Uhrwerk, eine vortrefliche Orgel, die kostbaren Kirchengefäße, die klösterlichen Documente, und andre Sachen, brachte man nach Magdeburg. Das Kloster berechnete seinen, ihm unersetzt gebliebenen Schaden auf 19,559 Gulden.

Der 49. Abt Peter Ulner nahm 1565 mit seinem Konvent die protestantische Religion an, wählte von nun an lauter protestantische geschickte Kandidaten der Theologie zu Conventualen, baute das Kloster, so gut er konte, wieder auf, nahm dann aus freiem Entschluß zwölf magdeburgische Landeskinder als Freischüler ins Kloster auf, gab ihnen freien Tisch, Wohnung und Unterricht, und legte auf die Art eine ordentliche Schule an, zu deren Lehrern er die von ihm, während seiner 35jährigen Verwaltung nach und nach aufgenommenen 53 Conventualen bestimte. Er legte auch wieder eine ansehnliche Bibliothek an, und widmete ihr einen geräumigen Saal über der Kirche, wo 1577 die berühmte **Formula Concordiae** von ihren, im Kloster sehr gastfreundschaftlich aufgenommenen Verfassern völlig zu Stande gebracht und revidirt ward, weswegen dieser Saal lange der Concordiensaal hies, und bis 1775 die nach dem Leben gemalten Bildnisse jener Männer aufbewahrte. Ulners Nachfolger, Clemens Strathausen, setzte die angefangenen Schulanstalten von 1595 — 1621, glücklich fort. Als aber im 30jährigen Kriege unter dem Abt Johann Heiden von 1621 — 1626 wegen der Kriegsunruhen, und beständigen Streifereien und Plünderungen, alles aus dem Kloster nach Magdeburg flüchtete; hörte mit dem J. 1625 auch die Schule zu Bergen eine Zeitlang auf. Wallenstein besetzte bald nachher das leere Kloster mit kaiserlichen Truppen, welche 1628 den neuen Abt Samuel Crusius vom Kloster gänzlich vertrieben, und einen katholischen Abt mit Benediktiner-Mönchen wieder einzuführen suchten. Der Administrator Christian Wilhelm ließ nun im J. 1630 die meisten Klostergebäude abdecken und verwüsten, damit die heranrückenden Kaiserlichen keine Zuflucht darin fänden. Tilly bemächtigte sich dann des Klosters. Seine Truppen zerstörten auch die Kirchen, und es blieb von allen Klostergebäuden fast nichts als die bloßen Mauren stehen. In diesem Zustande blieb es bis nach dem westphälischen Frieden, ob es gleich schon durch den prager Frieden 1636 dem Abt Crusius und seinem Convent wieder eingeräumt ward. Kaum konte man in den ersten Jahren nach dem westphälischen Frieden einige nöthige Wirthschaftsgebäude wieder aufführen. Erst unter Crusius Nachfolger, dem Abt Sebastian Göbel, von 1658 bis 1685, ward das Kloster wieder bewohnbar, und 1664 wurden wieder 6 Freischüler aufgenommen, deren Zahl bis 1685 sich nur auf 27 vermehrte. Erst nach dem Tode Ladey's, der nur 1 Jahr Abt war, fing der treffliche 55. Abt Wolfhardt, aus freiem Entschluß an, die Schule zu erweitern, und sie zu einer vorzüglichen Bildungs- und Erziehungsanstalt für die Jugend der höhern und mittlern Stände zu machen. Er vermehrte die Zahl der Freischüler, und nahm auch andere, auf eigne Kosten lebende, Jünglinge in die Schule auf (95 während seiner Verwaltung von 1686 — 1709), welche er von sorgfältig ausgewählten Conventualen und Lehrern in allen damals gebräuchlichen Schulwissenschaften, besonders in den alten Sprachen unterrichten ließ, und selbst schon körperliche Übungen, zur Bildung seiner Sitten, anordnete. Er vermehrte die Bibliothek mit den vorzüglichsten Werken seiner Zeit. Selbst ein gelehrter Mann, suchte er seine Lehrer immer mehr zu bilden, und ließ in der Schule jede Woche in seiner Gegenwart Prüfungen anstellen, um sich von der zweckmäßigen Beschaffenheit des Unterrichts zu überzeugen, und die Schüler desto mehr zum Fleis zu ermuntern. Da die bisherigen Schülerwohnungen die vielen neu ankommenden Schüler nicht mehr fassen konten, so ließ er neue Wohnungen für sie bauen. — So ward Kl. B. von 1686 an, eine bedeutende Schul- und Erziehungsanstalt für den jungen Adel und für den angesehenen, nicht ganz unbegüterten Mittelstand, und sie nahm noch immer mehr zu unter dem Abt Breithaupt von 1709 — 1732. In dieser Zeit wurden 181 Jünglinge in dieselbe aufgenommen, unter welchen sich viele nachher in wichtigen Posten verdient und berühmt gemacht haben. Am meisten aber blühte sie unter dem unvergeßlichen Abt Steinmetz, von 1732 — 1762. Er verschafte ihr den ausgezeichnetsten Ruf. Da für die Anzahl der hier studirenden Jünglinge die Klostergebäude nicht mehr zureichten, so entschloß er sich, ein großes und geräumiges Schulgebäude neu aufzuführen, welches jedoch auch die von allen Seiten herbeiströmenden Jünglinge bald nicht mehr faßte, so daß man nicht alle aufnehmen konte, die es wünschten. — Von 1732 an bis zu Steinmetz Tod 1762 wurden in allem 930 Jünglinge aufgenommen, die nicht nur für den gelehrten Stand, sondern fast für alle höhere Stände jeder Art vorbereitet wurden.

Der preußische Minister, Graf von Schulenburg-Kehnert, Wieland, Steinbart, Adelung, Silberschlag waren unter ihnen.

1) Sie ward gerade den Tag nach der Einweihung der Domkirche zu Magdeburg, am 28. Oct. 1363 mit großer Pracht vom Erzbischof Dietrich eingeweiht.

Digitized by Google

Dieser blühende Zustand ward allerdings auch durch die damaligen Zeitumstände sehr begünstigt, da außer dieser Schule und dem später entstandenen hallischen Pädagogium damals nur in wenigen Schulanstalten in Teutschland, für Bildung der höheren Stände, zweckmäßig genug gesorgt war; hauptsächlich war er jedoch Folge der großen Einsichten des würdigen Steinmetz in der praktischen Erziehungskunst, und seiner unermüdeten Sorgen und Arbeiten. Für Aufnahme der Schule sparte er keine Kosten. — Und da er über die ansehnlichen Güter des Klosters ohne Einschränkung verfügen konte, und für sich sehr wenig gebrauchte; so konte er desto mehr auf die Schule verwenden. Ein neues großes Schulgebäude, ein ansehnliches für die Bibliothek wurden aufgeführt, — und neben den bisherigen 2 Freistellen für Schüler noch außerdem eine ansehnliche Anzahl von Beneficiarien oder Alumnen unterhalten. Ja er unterhielt auf eigne Kosten und von seinem damals nur mäßigen Gehalte mehre hoffnungsvolle Jünglinge, und starb daher, — da er noch außerdem viele andere Werke der Wohlthätigkeit übte, im J. 1762 fast arm.

Ihm lag aber auch die bessere Erziehung und Bildung der niedern Stände, folglich die Verbesserung der Elementarschulen sehr am Herzen. In dieser Hinsicht legte er im Kloster ein Seminar für Schullehrer auf dem Lande und in niedern Schulen an. Da er sich aber dazu keine andere Unterstützung auswirken konte, als jährlich einige Thaler aus einigen Kirchenkassen königl. Patronats, so mußte er die Kosten des Unterhalts und des Unterrichts der Seminaristen fast ganz aus den Einkünften des Klosters hergeben. Dafür mußten sie die Bedienung im Kloster und auf der Schule besorgen. Dies wirkte aber nachtheilig für das Institut, indem man in der Folge bei der Aufnahme eines Subjekts in dasselbe nur zu oft mehr darauf sah, einen geschickten Bedienten, als einen einst recht brauchbaren Schullehrer zu bekommen.

Steinmetz hinterließ seinem Nachfolger, dem 58. Abt, Hähn, ungeachtet der damaligen Kriegsunruhen, doch noch 90 Zöglinge. Hähn erregte aber bald durch Eigensinn, Herrschsucht und pietistische Strenge den Unwillen und die Unzufriedenheit der Lehrer und Schüler so sehr gegen sich, daß sie einer nach dem andern die Schule verließen, und sich in wenigen Jahren die Zahl der Zöglinge bis auf 22 verminderte. Dies schnelle Herabsinken einer bisher so blühenden Schule machte natürlich Aufsehen und erregte den Unwillen Friedrichs II. gegen ihn, welcher ihn im Jahr 1770 vom Kloster entfernen ließ, und als General-Superintendenten nach Ostfriesland schickte, wo er 1789 starb. Nun ward der damalige Direktor des coburger Gymnasiums, Erhard Andreas Frommann, zum Abt berufen, und ihm 4 sogenante Oberlehrer von bekanter Gelehrsamkeit mit ansehnlichen Gehalten an die Seite gesetzt. Auch wurden noch andre geschickte Lehrer angestellt. In Kurzem erhielt die Schule wieder gegen 130 bis 140 Zöglinge. — Man erbaute zur Aufnahme derselben nun neben dem ansehnlichen steinmetzischen Schulgebäude noch ein neues (auch einen Reitstall mit einer Reitbahn). Allein der Anwachs der Zöglinge kam zu unerwartet. Man hatte nicht Zeit genug, die neuen Lehrer sorgfältig zu prüfen und auszuwählen. Um sich ferner von der vorigen, selbst von oben her so laut gemißbilligten, pietistischen Strenge recht geflißentlich zu entfernen, ließ man eine zu leichte Denkart, eine zu laxe Disciplin einreißen. Zwar bewies der Abt Frommann in seinem neuen Posten den redlichsten Eifer, und die rühmlichste Thätigkeit; aber er bekam mit einem Mal zu viel, nicht nur mit der Schule, sondern auch mit den ihm unbekanten ökonomischen Geschäften des Klosters zu thun; war zu nachgebend, und in seinen letzten Jahren zu wenig gesund, als daß er das aus der Schule hätte machen können, was man erwartete.

Im nächsten Jahre nach seinem Tode (1. Oktober 1774) ward nach dem Vorschlage des Ministers von Zedlitz, der durch seine pädagogischen Schriften berühmte Pastor an der teutschen Petrikirche zu Kopenhagen Friedrich Gabriel Resewitz zum Abt erwählt. Er fand bei seinem Antritte noch 118 Zöglinge; allein verschiedene Ursachen verminderten nach und nach deren Anzahl. Nachdem Basedow mehr Aufmerksamkeit und Theilnahme für das Schul- und Erziehungswesen rege gemacht, wurden an vielen Orten die Schulen bedeutend verbessert und neue Erziehungsanstalten und Philanthropine angelegt, wohin sich nun viele Jünglinge vertheilten. Dazu kam, daß Resewitz, bald nach seinem Antritte, die während der Vacanz noch zugenommene laxe Disciplin ohne zweckmäßige Übereinstimmung mit dem Rektor Jonä und den Lehrern, durch seine Umgebungen zu sehr gereizt, — zu rasch verbessern wollte. — Auch wußte er zwar seinem vorzüglichen Kopfe bald die verdiente Achtung zu verschaffen; bemühte sich aber nicht genug, sich auch die Liebe der Lehrer und Zöglinge zu erwerben. Unter ihm stieg die Anzahl der Zöglinge schon von 1782 an nicht viel über 40, fiel aber auch nicht weit unter 30. Mit der Verwaltung der ökonomischen und anderer Angelegenheiten des Klosters zu sehr beschäftigt, sorgte er nicht thätig, kräftig und ausdauernd genug für die wirkliche Ausführung weiser, wohldurchdachter Plane und Vorschriften, und schien damit zufrieden zu seyn, daß sie ausgesprochen, niedergeschrieben und bekannt gemacht waren [2]); hatte auch vor seiner Bestallung zum Abt und Schuldirektor zu wenig Gelegenheit gehabt, sich im Erziehungsfache praktisch zu üben. — Gleichwol wurde die Disciplin und Erziehungsart unter ihm und den beiden von ihm mit den Rektorgeschäften beauftragten verdienten Oberlehrern, Lorenz und Gurlitt, immer besser und humäner. Der Unterricht war darin vorzüglich gut, besonders in den alten Sprachen, worin Gurlitt und in den mathematischen Wissenschaften, worin Lorenz unterrichtete; so wie es auch unter den übrigen Lehrern an guten, geschickten, brauchbaren und treuen Männern nicht fehlte. Diese letzten wurden nur zu gering für ihre Arbeiten belohnt. Sie erhielten außer der freien Station nur 60 — 100 Thlr. jährliches Gehalt, und die Aussicht, mit etwas mehr Gehalt in den Convent zu rücken, und zu einer der 14 klösterlichen Patronatpfarren befördert zu

2) S. dessen gehaltreiche, 1776 und 1783 bekant gemachte, auch in seinen Vorschlägen und Wünschen für die Erziehung abgedruckten Nachrichten vom Pädagogium zu Kloster Bergen.

Digitized by Google

werden. Die Küchenkasse verschlang zu viel von den Einkünften des Klosters, und es blieb zu wenig für die Schule übrig. — Dies veranlaßte im J. 1789 eine von Minister v. Wöllner angeordnete, von der Regirung zu Magdeburg veranlaßte und geführte, strenge Untersuchung der ökonomischen Angelegenheiten des Klosters, wobei man von oben her R's Versetzung und eine Veränderung mit der Schule zu beabsichtigen schien. Endlich aber wurde die Gewalt des Abts nur mehr eingeschränkt. Der Convent erhielt mehre Rechte, und es wurden 2 Curatoren des Klosters ernant. Die von dieser Untersuchung verbreiteten, zum Theil unwahren Gerüchte wirkten aber doch nachtheilig für die Schule. Eine 1794 zur Untersuchung ihres Zustandes von Berlin gesandte Commission, so wie eine zweite bald nachher, verminderten das Zutrauen zu Resewitz und zur Anstalt zugleich. — Da nun in den nächsten Jahren die Frequenz derselben immer geringer wurde, so hielt es das Oberschulcollegium für nöthig, dem Abt R. die Direktion abzunehmen [3]). Mit dem J. 1797 wurde sie dem zum adjungirten Abt ernanten Christian Friedr. Schewe übertragen, und zum 2. Dir. wurde Gurlitt ernant. Gleich im ersten Jahre der neuen Direktion stieg die Zahl der Zöglinge bis zu 57, und bald nachher bis zu 70 hinan. Nach dem Abgange Gurlitts nach Hamburg im Sept. 1802 trat an dessen Stelle der bisherige Professor beim Kadettenkorps in Berlin, Friedrich Straß. Durch dieser Männer einsichtsvolle Thätigkeit und Humanität erneuerte sich das Zutrauen zur bergischen Schule und erhielt sich fortwährend.

Unterdessen war im J. 1805 Schewe, der 61. und letzte Abt, zum völligen Besitz der Abtstelle gelangt. Der ruhige Besitz derselben schien ihm noch mehr dadurch gesichert zu werden, daß der den Äbten bisher zur Seite gestandene, mit ihnen nicht immer harmonirende Convent gänzlich aufgehoben ward, die Conventualen sämtlich zu Oberlehrern ernant, und von aller Theilnahme an der Verwaltung des Klosters entfernt wurden. Allein er genoß das so lange erwartete, so mühsam erstrebte Glück nicht lange, denn gleich in das erste Jahr seiner alleinigen Verwaltung 1806 fiel die für Preußen so unglückliche Schlacht bei Jena, und schon am 15. October erschienen 80 bis 100 Schanzgräber von Magdeburg im Kloster, um den Spielhof in eine Batterie umzuschaffen. Am 17. Oct. besetzten 120 und bald 240 Mann von der magdeburgischen Besatzung das Kloster. Bis zum 16. Oct. Abends hatte man noch die Lehrstunden gehalten, als am 17. Oct. Befehl zur schleunigen Räumung gegeben ward. Die Schüler aus der Nähe wurden zu den Ihrigen entlassen; die entferntern flüchteten, unter Begleitung des Direktors Straß und zweier Lehrer, die Elbe hinunter nach Sandau, und erreichten von da glücklich ihre Heimath. Man rettete noch nach Magdeburg die große Klosterbibliothek, die Lesebibliothek für die Schule, die Naturaliensamlung und das physikalische Kabinet. Der herrliche Klostergarten ward in der kurzen Zeit der Belagerung auf Veranstaltung des preußischen Gouvernements schrecklich verwüstet. Seine 2 — 300jährigen hohen Eichen und Ulmen, welche selbst bei Tillys Belagerung und Zerstörung Magdeburgs (1631) verschont geblieben waren, wurden mit hunderten der tragbarsten Obstbäume niedergehauen, und diese Verwüstung fast bis zur Übergabe der Stadt am 11. Nov. fortgesetzt. — Gleich nach dieser Übergabe ertheilte der Marschall Ney auf Bitte des Abts Befehl, die Schule wieder zu eröfnen. Schon am 15. Nov. fing man wieder an, einige Lehrstunden zu halten, und mit dem Anfange des J. 1807 hatten sich wirklich zwei Drittheile der vor dem Kriege vorhanden gewesenen Schüler wieder eingefunden. Mancherlei in den Kriegsunruhen und Zeitumständen liegende Ursachen, vorzüglich aber die sich immer mehr verbreitenden Vermuthungen und Gerüchte von der bevorstehenden Aufhebung des Klosters und der Schule unter der neuen westphälischen Regirung, schwächten indeß sehr natürlich die Frequenz der bergischen Schule. Daher wurden ihr in den letzten 3 Jahren ihres Bestehens von 1807 — 1810 nur 16 neue Zöglinge anvertraut. Nun verglich man die immer mehr abnehmende Anzahl derselben, deren nur noch 28 waren, mit den vermeintlich ungeheuer großen und reichen Einkünften des Klosters [4]), und die übertriebene Meinung davon that, neben so manchen Einflüsterungen von dem Verfall der Schule, bei der damaligen westphälischen Regirung ihre volle Wirkung. Man brauchte Geld zur Unterstützung der Universität zu Halle und des dortigen Waisenhauses und Pädagogiums, um den empfindlichen Ausfall zu decken, der durch Zurückziehung der dazu bestimt gewesenen preußischen Fonds entstanden war. Man rechnete in Kassel darauf, zu diesem Behuf jährlich 27,000 Thlr. von den Einkünften des Klosters Bergen zu erhalten, sah aber freilich bald, daß man kaum auf 17—20,000 Thlr. reine Einkünfte des Klosters rechnen könne.

Unter diesen Umständen erschien das Decret der westphälischen Regirung von 10. Dec. 1809 (am 2. Januar 1810 publicirt), wonach noch vor dem 1. Mai Schule und Kloster völlig aufgehoben, und die Einkünfte des Klosters vorzüglich für die Unterhaltung und Unterstützung der Universität, des Waisenhauses und des Pädagogiums zu Halle, verwendet werden sollten. Darauf ward am 30. März auf immer die Schule geschlossen, in welcher vom J. 1686 an bis dahin an 2200 Jünglinge aus den mittlern und höhern Ständen eine vorzügliche Bildung genossen. Die ansehnliche Klosterbibliothek ward mit der der Universität und des Pädagogiums zu Halle

3) Er behielt aber die Verwaltung des Klosters noch bis 1805, da er mit einer ansehnlichen Pension völlig in den Ruhestand versetzt ward.

4) Die man nach den in einigen Jahren vor und nach dem Kriege herrschenden, hohen Getreidepreisen und nach einigen übertrieben hohen Verpachtungen auf 40,000, ja auf 43,000 Thlr. berechnete. Aber nicht blos die Schule, nicht blos deren Direktoren, Lehrer und Schüler, sondern fast noch mehr die auf 5 bis 6000 Thlr. jährlich kostenden Baue auf dem Kloster und auf den Klostergütern, und die Bühnen und Wasserbaue, desgleichen die Contribution an den König von 2100 Thlr., die nachherigen Steuern u. dgl. nahmen die besten und bereitesten Einkünfte des Klosters weg. Bei der genauen Untersuchung von 1789 fand man nach den damaligen Mittelpreisen des Getreides nach einem 12jährigen Durchschnitt, nur eine Einnahme des Klosters von 22,000 — 26,000 Thaler, ohne Abzug der nöthigen Ausgaben.

Digitized by Google

vereinigt; auch wurde das Naturalien- und physikalische Kabinet, und das noch Brauchbare in der Maschinenkammer nach Halle gebracht.

Der Abt Schewe behielt seine Wohnung im Kloster und ward mit 2500 Thlr. Pension in den Ruhestand versetzt (er starb den 1. Jan. 1812). — Von den Lehrern der Schule wurden einige gleich anderweitig angestellt, den übrigen nach und nach anständige Versorgungen zu Theil. — Das von Steinmetz gestiftete Seminarium für Landschullehrer wurde noch im Kloster beibehalten, und dem Abt die Direction des Unterrichts darin überlassen, bald darauf aber mit dem zu gleichem Zweck bestimten Seminar bei der Domschule zu Magdeburg verbunden.

Die im Kloster leer gewordenen Schul- und Wohnzimmer wurden anfänglich Miethern überlassen, welche ihrer Gesundheit oder ihres Vergnügens wegen, die freie Landluft genießen wollten; im Sept. 1811 aber bestimte man die leeren Zimmer des Klosters zu einem Hospital für das französische Militär.— Der im J. 1813 ausgebrochene Krieg vollendete endlich das Unglück des Klosters. Die damals in Magdeburg hausenden Franzosen waren der Meinung, daß dasselbe mit seinen vielen und ansehnlichen Gebäuden den Festungswerken Magdeburgs zu nahe läge, und daß bei einer Belagerung der Feind sich unter ihrem Schutz der Festung zu sehr nähern könne. In dieser Hinsicht ließ das französische Gouvernement bereits im April 1813 die gänzliche Niederreißung des Klosters und seiner Gebäude befehlen, und bald nachher durch Niederreißung der Ökonomiegebäude damit den Anfang machen. Schon im Februar 1814 waren bis auf einige starke Mauern und das noch stehende Pfarrhaus, — alle schönen und großen Gebäude des Klosters niedergerissen [5]). Bei Niederreißung der Kirche hatte der französische Gouverneur zwar auf Verwendung des Präsidenten von Vangerow die Auslieferung der Uhr, der Orgel und der Glocken versprochen; allein der Oberste Bavillon vom Geniekorps hatte die Glocken schon fortgeschafft, und als man die Orgel retten wollte, waren die metallenen Pfeifen schon entwendet. In dem Todtengewölbe erbrach man die Särge, beraubte die Leichname, zerkratzte die Inschriften, riß die Gebeine der Todten aus den Särgen heraus, und trieb Muthwillen und Gespötte damit. Dies wiederfuhr besonders dem Abt Schewe, und seiner vor ihm verstorbenen Tochter, so wie andern daselbst beigesetzten verdienten Männern, deren Gebeine man nachher gesammelt, und auf dem nahen Kirchhofe zu Buckau beerdigt hat. Von dem zertrümmerten Kloster sind die Steine zum Theil zum Pflastern des breiten Weges und zum Bau zweier großen Kasernen am Domplatz erkauft und benutzt worden.

Die schon seit fast 1000 Jahren **ad pios usus** bestimten, und unter allen Stürmen der Zeit glücklich dafür erhaltenen Einkünfte des Klosters, sind nach der höhern Verfügung ihrer bisherigen Bestimmung erhalten, und unter dem Namen des klosterbergischen Studienfonds theils mit 15,000 Thlr. der Universität, dem Waisenhause und Pädagogium zu Halle gewidmet; theils aber auch hofnungsvollen Jünglingen schon auf der Schule zur Unterstützung bestimt. Denn die 12 Freistellen, welche vom Kloster unvermögenden Jünglingen, besonders Predigersöhnen, schon seit der Reformation auf jener Schule bestimt waren, sind nun bis auf 15 Freistellen vermehrt, eine jede derselben anstatt der bisherigen 80 Thlr. auf 100 Thlr. gesetzt, und davon 5 der Domschule zu Magdeburg, 5 dem Kloster U. L. Frauen daselbst, und 2 nach Halberstadt, 2 nach Salzwedel und 1 nach Stendal vertheilt. So wird das für seine Nachbarschaft ehemals auf mancherlei Art so wohlthätig wirkende Kloster noch auf diese Art für die benachbarte Gegend sehr nützlich und wohlthätig zu wirken fortfahren [6]). (*Rathmann.*)

6) **Bergen** [1]), **Gora** auch **Goera** (ein wendisches Wort, das Berg bedeutet) **Montana, in Montibus, in Monte, Berghe,** — auf Rügen.

1) Die Gardvogtei oder Advokatie, das Amt, der Kreis Bergen, nach Witzlaff's III. Urkunde vom J. 1300 [2]); **Advocatia montium**; nach der bischöflich-roschildschen Matrikel von 1294 [3]); **Advocatia dicta Gharde in Berghe.** Urkundlich gewiß gab es also schon vor 1294 ein Land oder einen Gerichtsbezirk Bergen, das von den Landesstrichen Patzig, Streye, Garz und Gingst begränzt wurde [4]). Als späterhin aus den 9 Gardvogteien, in welche die Insel Rügen eingetheilt war, nur 7 gebildet wurden, ging die Berger Advokatie ein. Doch schon vor 1540 hatte man die 7 Gardvogteien in 4 umgestaltet, nämlich: die berger, gartzer, gingster und wittow-jasmundsche. Im Anfange des 18. Jahrh. hörte auch die Eintheilung auf. Es entstand die Benennung: das königl. Amt Bergen, das jedoch nur die im rügianischen Distrikt zerstreut liegenden Krongüter in sich begrif. Gustav IV., Adolph legte 1806 dem ganzen Rügen die Benennung: berger Amt (Härad), Karl XIII. 1811: berger Kreis bei; und statt der frühern 4 Präposituren wurden 2 Propsteien, die Berger und Gartzer, angeordnet, welche nach der preußischen Besitznahme des Landes, seit 1818 Synoden, und deren Vorsteher Superintendenten heißen. Der Berger Kreis enthält 27 Kirchspiele, 2 Städte, Bergen und Gartz; 2 Flecken, Gingst und Sagard; 208 Dörfer, 297 Höfe und 29 einzele Wohnungen (Kathen), und hat an 17 □Meilen Landesfläche, wovon über die Hälfte (80,000 Morgen) cultivirter Acker ist, und im J.

5) Die innerhalb der Ringmauer des Klosters befindl. klösterlichen Gebäude waren in der Feuerkasse zu 25,000 Thlr.; die außerhalb der klösterlichen Ringmauren belegene Stallmeister-Wohnung und die Reitbahn zu 1300 Thlr. versichert. Hieraus läßt sich auf die Menge und die Wichtigkeit der niedergerissenen Gebäude schließen.

6) Vgl. *Henr. Meibomii* Chron. Bergense, in Meibom. scriptor. rer. Germ. Tom. III. S. 188. sqq. Anonymi Chron. Magdeb. ap. Meib. Tom. II. S. 269. sqq. Lenz diplomatische Stifts- und Landesbistorie von Magdeburg. — Auszug aus dem Klosterberg. weissen Buche oder der klösterl. Urkunden-Samlung (Mscr.). Verschiedene ungedruckte Aufsätze und Nachrichten von Augenzeugen. (Rathmanns) Kurze Geschichte der Schule zu Kloster Bergen bis zu ihrer Aufhebung. Magdeb. 1812.

1) (E. H. Wackenroder's) Altes und neues Rügen u. s. w. Stralf. 1730. 4. S. 164. 2) Berger Kloster-Urkundenbuch, Manuscr., sub A. 1300. 3) Acta literaria Succiae. 1729. 8. Tom. IV. S. 573 und 582. 4) A. G. Schwartzen's kurze Einleitung z. Geographie des Norder-Teutschlands, S. 130.

Digitized by Google

1818 zählte die berger Synode ohne die Stadt Bergen, 15,667 Einwohner; die garber ohne die Stadt Garz, 10,812 Einw.

Nach den von der Landesregirung mitgetheilten statistischen Tabellen für das Jahr 1819 befanden sich in diesem Kreise: 31 Kirchen und Bethäuser, 19 Gebäude zu Stats- und Gemeindezwecken, 3551 Privatwohnhäuser, 276 Fabrikengebäude, Mühlen und Privatmagazine, 3102 Ställe, Scheunen und Schuppen, ohne die beiden Städte 26,980 Einwohner, worunter sich nur 3 Römisch-katholische aber kein einziger Jude befanden, 6418 Pferde, 3499 Füllen, 454 Stiere, 540 Ochsen, 15,905 Kühe, 7142 Jungvieh, 1951 ganz veredelte, 6540 halbveredelte und 37,296 unveredelte Schafe, 34 Ziegen und 6299 Schweine.

2) Die Stadt Bergen, die Hauptstadt Rügen's (31° 18′ L. 54° 23′ 29″ Br.). Im J. 1193 legte der rügensche Fürst Jaromar I. hier ein Jungfrauenkloster Cistercienser-Ordens an [5]). Dieses veranlaßte späterhin, daß mehre Leute sich um dasselbe anbauten. Es entstand villa Bergho (das Dorf Bergen), wie die roschildsche Matrikel von 1294 es bezeichnet. In der Folge hatte es verschiedene städtische Gerechtigkeiten und Einrichtungen erhalten, und es befanden sich hier Kaufleute, Gewandschneider, Brauer und auch verschiedene Gewerker [6]). Doch blieb es Jahrhunderte hindurch nur ein Marktflekken, der unter der Gerichtsbarkeit des Klosters stand, bis solche nach der Reformation dem Landvogteigerichte zufiel. Erst am 19. Juni 1613 erhielt Bergen gegen Bezahlung von 8000 Marken vom pomm. Herzoge, Philipp Julius, ein förmliches, städtisches Stiftungs- und Bewidmungsprivilegium. Doch hat die Stadt nur am Ende des 18. Jahrh. zur wirklichen Übung der Landsässigkeit gelangen können [7]). Bergen hat weder Mauern noch Thore, und ist noch jetzt ein unbedeutendes Städtchen, obgleich der Landrath, der Kreisrichter und der Kreisphysikus ihren Sitz hier haben, das Landes-Lazareth sich hier befindet, und mehre adelige Familien sich hier niedergelassen haben. Einwohner hatte die Stadt 1783 nach Gadebusch [8]) 1435, im J. 1795 nach Zöllner [9]) 1470, nach Grümbke [10]) im J. 1800. 1520, im J. 1810. 1866, im J. 1815. 2016 und im J. 1818 nach dem Statskalender [11]) 2186.

(*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

II. Bergen außerhalb Teutschland.

1. In den Niederlanden. 1) **Bergen**, Hauptstadt der niederländischen Prov. Hennegau, s. **Mons**. 2) **Bergen**, Dorf in der Prov. Nordholland, bekant durch die Schlacht am 19. Sept. 1799., in welcher die vereinigte französisch-holländische Armee unter dem General Brune über die englisch-russische unter dem Herzog von York einen Sieg erfocht, der eine Kapitulation zur Folge hatte, nach welcher die englisch-russische Armee die damalige batavische Republick räumte. 3) **Bergen op Zoom**, s. unten.

2. In Norwegen. 1) Bergen's oder eigentl. Bergenhuus Stift, eines der 5 norw. Bisthümer, mit 7 Propsteien, 55 Pastoraten und 136 Kirchen und Kapellen. Es gränzt im Norden an Romsdalen in Trondhjem's Stift, im Osten an Aggerhuus Stift, im Süden an Ober-Telemarken und Nyefylke in Christiansand's Stift, im Westen hat es die Nordsee. In politischer Hinsicht begreift es das Amt Söndre Bergenhuus [mit den 2 Vogteien: a) Sundhordlán und Hardanger; b) Nordhordlán und Voss]; das Amt Nordre Bergenhuus [mit 2 Vogteien, a) Ytre und Indre Sogn; b) Nordfjord und Söndfjord] und das halbe Amt Romsdalen [mit der Vogtei Söndmör] — (die 5 Vogteien zerfallen in 9 Sorenskriverier d. i. Härader der Schweden); — Ferner 1 Baronie, Rosendal, in Sundhordlán und Quindherred's Kirchspiel am Bommelfjord. — Im Jahr 1809 zählte das Stift 140,000 Einwohner auf 507 □Meilen (jetzt wahrscheinlich an 150,000 Einwohner). Im J. 1818 betrug die Zahl der Kopulirten 1430, der Gebornen 4945 (das 22. Kind war unehelich; die meisten unehelichen Kinder sind gewöhnlich in Indre Sogn's Fögderi; die wenigsten in Nordfjords Fögderi, wo im J. 1818 nur das 55. Kind unehelich war); der Gestorbenen 2856; der Überschuß der Gebornen betrug in den J. 1801 — 1815 jährlich im Durchschnitt 734; in den J. 1816 — 1818 zusammen 5887. Im J. 1818 waren der Ertrunkenen 75, der Selbstmörder 8; ein Drittel der Gestorbenen war unter 5 Jahren; ein Elftheil über 30 Jahre; unter 24 Gebornen war 1 Todtgeborner.

Das Stift hat gar keine Bergwerke, außer einigen Marmorbrüchen und den Kupferwerken Ardal, Christiansgave oder Lülledal und Grimmelin, welche aber gegenwärtig aufgegeben sind. Dagegen hat das Stift vortrefliche Viehzucht, einträgliche Fischereien und in mehren Gegenden guten und lohnenden Ackerbau. (*v. Schubert.*)

2) **Bergen**, in ältern Zeiten Björgin, die ansehnlichste Stadt Norwegens, und die einzige des Stiftes (Bisthums) Bergen, 62 Meilen von Christiania und 44 M. von Christiansand, unter 60° 25′ nördl. Br., mit etwa 20,000 Einwohnern. Sie liegt in einem Halbkreise an der Meeresküste; von der Landseite ist sie von 7 hohen Bergen umgeben, über welche das Reisen sehr beschwerlich ist; die 3 höchsten dieser Berge sind das Flöfjäll, der Ulricken und das Lyderhorn. Diese Lage am Fuße der hohen Gebirge ist Ursache, daß der Regen in Bergen häufig und langwierig ist. Von der Seeseite wird die Stadt, die einen guten Hafen hat, durch mehre Forts vertheidigt, unter welchen das Schloß Bergenhuus; dieses alte Schloß enthält auch die Magazine, so wie Gefängnisse für schwere Verbrecher. — Die Einwohner nähren sich meistens vom Handel; und gibt es daselbst sehr ansehnliche Handelshäuser; die jährliche Ausfuhr hat zuweilen mehre Millionen Thaler an Werth betragen. — Alle Fischereiwaaren des Stiftes und des nördlichen Nor-

---

5) Dreger's Codex dipl. Pomer., S. 52. — A. G. Schwartzen's dipl. Geschichte der Pomm. Rüg. Städte, S. 630. — Die Geschichte dieses Klosters findet man in J. J. Grümbke's Darstellungen der Insel Rügen, I. Th. S. 193. u. f. w. 6) Matthäus von Normann's wendisch-rügianischer Landgebrauch, herausg. v. Gadebusch. Stralf. (1777. Fol.) Tit. 220. 225. 227. 230. 259. 271. 7) T. H. Gadebuschen's schwedischpommersche Staatskunde I. Theil, S. 242. und 345. — J. J. Grümbke's Darstellungen d. J. Rügen I. Th., S. 172. 8) Im angeführten Theile S. 243. 9) Reise nach Rügen, S. 231. 10) Darst. v. d. J. Rügen I. Th. S. 231. 11) Für Neu-Vorpommern u. s. w. auf das Jahr 1820.

wegens werden von hier ausgeführt; dagegen die Stadt das Land mit Getreide, Tabak und Brantwein (diesen vornehmsten Artikeln der Einfuhr) versieht. Im Jahr 1770 wurden ausgeführt an Fischen, Holzwaren, Leder, Lichter u. Butter für 2 Mill. 758,944 B. Thlr.; im J. 1788 für 8 Mill. 339,385 B. Thlr.; im J. 1792 blos an Fischwaren für 750,000 B. Thlr.; an Korn ward eingeführt für 550,000 B. Thlr. Auf der sogenanten Garpebrücke am Meerbusen Bergens Vag, an der östlichen Seite des Hafens, haben die drei Städte Hamburg, Lübeck und Bremen ein Handelscomtoir unterhalten (ein Überbleibsel des ehemals so berühmten Hanseatischen Comtoirs zu Bergen, welches unter König Erich von Pommern errichtet wurde). An der westlichen Seite, außerhalb der Seebuden liegt die Zollkammer der Stadt, wo auch die am tiefsten gehenden Schiffe anlegen können. Im J. 1792 wurden 703 Schiffe ein- und 701 Schiffe ausklarirt. In dem weitläufigen Zolldistrikt von Bergen waren 81 Ober- und Unterbeamte angestellt.

Bergen ist ferner der Sitz des Stifts-Obergerichts, des Stiftsamtmannes und des Bischofs über Bergens Stift.

Wie überhaupt in Norwegen, so sind auch hier die meisten Häuser von Holz. Nur einige Kaufmannswohnungen und die öffentlichen Gebäude sind von Stein. Die Stadt ward 1070 durch König Olof Kyrre erbauet, und zählte einst 30 Kirchen und Klöster. Jetzt hat sie, nachdem 7 große Feuersbrünste über sie ergangen, wovon 4 im 18. Jahrhundert, nur 4 Kirchen, worunter eine Teutsche zu unsrer lieben Frauen, die übrigen sind der Dom, die Kreuzkirche und die neue Kirche. In Bergen bestehen ferner 1 Kathedralschule (gestiftet 1554), das Seminarium Fredericianum (1752 gestiftet, für 12 studirende Jünglinge), 3 andre Schulen, 5 gute Armeneinrichtungen, unter welchen das Armenhaus der Seefahrer und Dankward Brohn's milde Stiftung die bedeutendsten sind; — eine Bischofsresidenz, 1 Rathhaus, 1 Manufakturhaus. Auch gibt es eine Buchdruckerei. In neuern Zeiten sind eine Navigationsschule, und zwei Gesellschaften, die harmonische u. die gemeinnützige, erstere für schöne Künste, letztere für Industrie, gestiftet worden.

Der Überschuß der Gebornen betrug in Bergen in den Jahren 1801 — 1815. 2150; und in den Jahren 1816, 1817 und 1818. 500; im J. 1818 war unter den Gebornen das 14. Kind unehelich.

In den J. 1156, 1345 und 1435 wurden in Bergen Kirchenversamlungen gehalten. Bis 1575, hatte Bergen die Müngerechtigkeit, behielt sie also später als andere norwegische Städte *). (*v. Schubert*)

III. Auch führt den Namen Bergen eine County des nordamerik. Staats Newjersey, im N. und O. an Newjork, im S. an die Newarksbai, im S. W. an Essex, im W. an Morris, im N. W. an Sussex gränzend; 16 □Meilen groß und 1810 mit 16,603 Einw., die meistens Niederländer sind und auch noch die holländische Sprache reden. Sie hat außer dem Hudson, der sie begränzt, noch den Hackinsak und andre Flüsse, ist mit Bergen und Hügeln angefüllt, die Eisen- und Kupfererze geben, worauf auch gebaut wird, und besitzt schöne Wiesen und Äcker. Der Ortschaften sind 7, worunter Hakinsak die Hauptstadt. (*Hassel.*)

Bergen, Berghen, Berken (L. v.), s. Berquen.

BERGEN, van, der Name mehrer holländischer Maler. 1) Dirck, geb. zu Harlem, ein Schüler Adrians van den Velde, blühte um 1680, und malte Landschaften mit Thieren. In der dresdner Galerie sind von ihm No. 413. und 414; auch die Wiener und Pariser besitzen Gemälde von ihm. — — 2) ... geb. zu Breda um 1670 und sehr jung gestorben, wird von Descamps wegen einer heiligen Familie im Geschmack Rembrandt's sehr gerühmt. Er scheint ihn in der Zeichnung übertroffen, in der Farbengebung ihm nachgestanden zu haben. — 3) Niklaus, geb. zu Antwerpen 1725, bekant durch die in Kassel befindliche Kopie eines Gemäldes von Teniers, und seine nach Rubens radirten Blätter. (*H.*)

BERGEN (Karl August von), geb. zu Frankfurt an der Oder 1704, ward Prof. an der Universität seiner Vaterstadt und starb 1759. Außer zahlreichen Dissertationen, ist er der Vf. einer Flora francofurtana 1750. 8., worin die Pflanzen jener Gegend nach Rivinus Methode aufgeführt werden. Die Gattungs-Charakter entwickelt er nach Tournefort. Früher hatte er sich zum Vertheidiger des Linné'schen Systems in einem Program aufgeworfen: Utri systemati Tournefortiano an Linnaeano primae partes deferendae sint. Francof. 1742. 4. (*Sprengel.*)

BERGENHIELM, geb. zu Berga in Ostgothland 1629 und gest. 1704, war erst Professor d. Geschichte zu Upsal, stieg dann bis zum Hofkanzler, wurde zum Reichsbaron ernant und 1699 als Gesandter an den russischen Hof geschickt. Während seiner wichtigen und schwierigen Laufbahn blieb er der Literatur treu, und ergetzte sich mit der Verfertigung lateinischer Gedichte. Man hat von ihm Poemata et Epigrammata 1693. und Cento satyricus in hodiernos motus septentrionis 1700 gegen die Plane der Mächte gerichtet, welche Karl XII. mit Krieg bedrohten und seiner großen Jugend halber Schweden zu — profitiren gedachten. (*H.*)

BERGENOPZOOM, eine Stadt und Festung in dem Distr. Breda der niederländ. Prov. Nordbraband. Sie liegt an der Zoom, die von hier zur Oosterschelde fließt und ihren Hafen macht (Br. 51° 29′ 46″ L. 21° 56′ 57″), wird durch eine starke Linie, die die Forts Moermont, Pinsen und Nover vertheidigen, und in einer morastigen sich bis Steenbergen erstreckenden Niederung liegt, und durch die beiden Forts Nord- und Südschanze gedeckt, und kann ganz unter Wasser gesetzt werden. Die Stadt hat 4 Thore, 1 altes Schloß, 3 Kirchen, 1 Hospital, 1 Zeughaus, 1100 Häus. und 5673 Einw.; in derselben befindet sich 1 Gymnasium und 1 Zeichen- und Bauschule, sie ist aber arm an Manufakturen, und besitzt außer den gewöhnlichen Handwerkern blos 11 Töpfereien, die gute Waren liefern. Ihre guten Anchovis aus der Oosterschelde sind berühmt und gehen in das Ausland. (*Hassel.*)

*) Meist nach Geografists – statistists Beskrifning ofver Konungariket Norrige. Carlscrona 1814.

Digitized by Google

BERGER (Joh. Gottfr.), in Halle an der Saale 1659 geboren, ward Prof. in Wittenberg und st. 1736. Seine Physiologia medica. Witteb. 1701. und Frcf. 1737. enthält Anwendungen der Ruyschischen Entdeckungen im System der Haargefäßchen, auch eine Theorie der Muskel-Bewegung, welche ganz iatromathematisch ist. — Nach ihm ist die weiterhin folgende Pflanze Bergera benant. (*Sprengel.*)

BERGER (Johann Justus von), war zu Celle d. 8. Dec. 1723 geboren und starb zu Kopenhagen im J. 1791. Seine medizinischen Kentnisse sammelte er größtentheils zu Göttingen, wo er auch, nachdem er seine gelehrte Streitschrift de puerperarum mania et melancholia (Gött. 1745. 4.) vertheidigt hatte, die Doktorwürde in der Arzneiwissenschaft erhielt. Nach der Rückkehr von seinen mehrjährigen gelehrten Reisen in Holland, England und Frankreich wurde er 1752 auf des Grafen J. H. E. Bernstorf Vorschlag als Arzt nach Dänemark berufen und bekleidete die Stelle eines Mitdirektors der Pflegeanstalt zu Kopenhagen. Im J. 1774 ernante ihn der König zu seinem Leibmedikus. Durch seine ausgebreiteten Kentnisse und glücklichen Kuren hatte er sich am Hofe und in der ganzen Residenz allgemeines Vertrauen erworben. Außer der angeführten Dissertation und einer dänischen Übersetzung von Condamine's Schrift über die Menschenpocken (Kopenh. 1755) hat er auch in die Acta societatis med. Hafniensis und in die schwed. Vetensk. Acad. nya Handl. 1780. första Quart. mehre praktische Observationen geliefert*). (*v. Gehren.*)

BERGER (Christian Johann), ein geachteter Arzt, geb. d. 14. Aug. 1724 zu Wien, gest. zu Kiel d. 2. April 1789, studirte auf dem Gymnasium zu Presburg, in der med. anat. chir. Akademie zu Berlin und Kopenhagen besonders Chirurgie, dann zu Strasburg Geburtshilfe; wurde 1758 Mitglied und Prof. der Anatomie bei der Maler- und Bildhauerakademie zu Kopenhagen, 1759 Beisitzer in der Hebammenkommission und Doktor der Medizin, 1774 Professor der Medizin, Chirurgie und Hebammenkunst zu Kiel; 1776 Etatsrath. Er vermachte der kieler Universität seine Bibliothek und 4000 Thaler †). — (*Dörfer.*)

BERGERA L., eine von König nach dem oben aufgeführten J. Gf. Berger benante Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Agrumen (Aurantia) und der zehnten Linné'schen Klasse. Ein fünftheiliger Kelch, eine fünfblättrige Corolle, ein kräuselförmiges Stigma und eine zweisamige Beere, dies sind die Charaktere, welche man dieser Gattung beilegt. Allein, da dieselben bei **Murraya L.** wiederkehren, so kann Bergera recht wohl mit Murraya vereinigt werden. Die einzige bekante Art: B. *Königii L.* ist ein hoher Baum mit gefiederten Blättern, der in Ostindien wächst (*Rumph.* amboin. 1. t. 53. f. 1.). (*Sprengel.*)

*) Vgl. dansk-norsk Litteratur-Lexikon. D. I. Kbhvn. 1818. 4. S. 56. und Kiob. laerde Efterretninger f. 1791. 92.

†) Vgl. Schlesw. Holst. Prov. Ber. 1789. S. 272. (W. C. Christiani's) Einladung zu einer Gedächtnißrede auf ihn. Kiel 1789. 4.

BERGERAC, Hauptstadt eines Distrikts von 43 □M. und 108,905 Einw. Sie breitet sich (Br. 45° 2. 18° 7′) an beiden Ufern der Dordogne in einer reizenden Gegend aus, hat noch Überbleibsel von Mauern, und besteht eigentlich aus 2 Städten: S. Martin de Bergerac und Madelaine, die freilich aber keinen angenehmen Anblick darbieten, indem das Innere mit Ausnahme einiger besser bebauten Straßen aus unregelmäßigen, krummen und schmutzigen Straßen besteht, die zusammen 6 Kirchen, 1606 Häus. und 8665 Einw. enthalten. Es besteht hier ein Handelsgericht, auch werden Serge-, Etamine- und Kadismanufakturen, Strumpfwirkereien, 5 Gerbereien, 7 Papiermühlen, 1 Stückgießerei, 1 Gewehrfabrik, 1 Salpetersiederei, 4 Kupferhammer betrieben und vieler Brantwein gebrant. Der Handel mit diesen Fabrikaten, besonders mit Wein, Brantwein, Kupferwaren und Kupferplatten ist sehr lebhaft; aber vor allen der Weinbau bedeutend, da die Weine von Bergerac unter den Garonneweinen einen hohen Rang einnehmen. (*Hassel.*)

BERGERAC (Savinien Cyrano de), geb. um 1620 zu Bergerac und gest. 1655. Nach einer ziemlich verwahrlosten Kindheit kam er nach Paris als Kadet in das Garderegiment, wo er sich besonders als Schläger furchtbar machte. Von seiner Bravour und Kraft erzählt man Beispiele, die an das Wunderbare gränzen; er starb selbst an den Folgen eines Schlages, den er sich vor den Kopf gegeben hatte. Zwei im Kriege erhaltene Wunden nöthigten ihn, den Kriegsdienst zu verlassen, und von dieser Zeit an beschäftigte er sich mit der Literatur. Die Werke, womit er sie bereicherte, waren in ihrer Art so einzig als er selbst. Sie erschienen zuerst gesammelt zu Paris 1677, dann zu Amsterdam, Paris und Trevoux 1699 (2 Bde. 12.), und zuletzt zu Paris 1741 (3 Bde. 12.), und enthalten ein Trauerspiel Agrippina, worin etliche Stellen ihm den Ruf der Gottlosigkeit zuzogen, wahrscheinlich weil man nicht bemerkte, daß er sie dem Sejan in den Mund gelegt hatte; sein Lustspiel, oder vielmehr Farce, le Pédant joué, und seinen satyrisch-komischen Roman: Histoire comique des États et Empires de la Lune et du Soleil. Jenes Lustspiel ist das erste in Prose geschriebene, worin ein Bauer in seinem Jargon spricht, und so wie Moliere dies und vieles Andere von Bergerac benutzt hat, so haben Fontenelle in seinem Beweis von mehr als einer Welt, Swift in dem Gulliver und Voltaire in dem Micromegas nicht verschmäht, von Bergerac zu leihen, der aller seiner Seltsamkeiten ungeachtet ein Mann von Geist und ein philosophischer Kopf war. Selbst der regelgerechte Boileau gesteht ihm dies in seinem zwar ziemlich bedingten Lobe zu, denn er sagt von ihm:

> Un fou du moins fait rire et peut nous egayer,
> Mais un froid ecrivain ne fait rien qu' ennuyer.
> J'aime mieux Bergerac et sa burlesque audace
> Que ces vers où Motin se morfond et se glace. (*B.*)

BERGERETIA. So nante Desvaux nach Jean Bergeret, dem Verf. der zu Pau 1803 erschienenen Flore des Pyrénées (Journ. de botan 3. p. 161. t. 25. f. 9.), eine Art von Clypeola (echinata *Cand.*), deren Schötchen am Rande gezähnt und auf der Scheibe

Digitized by Google

mit steifen Borsten besetzt ist. Dies ist indeß kein wesentlicher Unterschied, da Cyp. eriocarpa Lag. ebenfalls ein am Rande gezähntes Schötchen und lange Zotten auf der Scheibe hat. (*Sprengel.*)

BERGERON (Pierre), ein gelehrter Franzose, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. zu Paris geboren war und lebte, und sich um Länder- und Völkerkunde dadurch einiges Verdienst erwarb, daß er die Reisen, welche Franziskaner und Dominikaner vom 12. bis ins 15. Jahrhundert nach der Tatarei unternommen hatten, zusammenstellte, und mit gelehrten Anmerkungen und Abhandlungen begleitete *). B. ist auch Herausgeber einer brauchbaren Kompilation über die Entdeckung der canarischen Inseln **), und von Vincent le Blancs Voyages aux quatre parties du monde. Paris. 1649. 4. ***). (*Baur.*)

Bergflachs, s. Asbest.

Berggelb, s. Ocher.

BERGGIESSHÜBEL, eine kleine Stadt des Amtes Pirna im Meißner Kreise des Königreichs Sachsen, mit Kirche, 95 Häusern und 400 Einwohn., die etwas Bergbau auf Kupfer, Zinn und Eisen betreiben, übrigens aber von Ackerbau, Handwerken, Wollespinnen, etwas Leinweberei und der häufigen Durchfuhr auf der Straße von Dresden nach Prag sich nähren. Auch gibt es hier eine Metall-, Knopf- und Schnallenfabrik. Im 16. Jahrh. schon blühte hier Bergbau auf Kupfer und Eisen, 15 Gruben waren meist im Gange und noch in der Mitte des 18. Jahrh. nahmen sogar öffentliche Behörden zu Dresden durch Kure an dem dortigen Bergbaue Theil. Gieshübler Kupferglasur und pirnaisches Eisen, wie man das hier gewonnene nante, standen allgemein in dem besten Rufe und selbst der Name der Stadt ward von seinen Eisengußhütten entlehnt. Auch war die Stadt ehedem Sitz eines Bergamts, welches erst mit dem zu Glashütte, 1783 aber mit dem Altenberger vereinigt ward. Jetzt sind nur noch 2 Gruben im Gange; ein Vitriolwerk, das den Bergbau belebte, ist im Kriege 1813 zerstört worden. Denn hier begann die Befestigungslinie, welche Napoleon, als die verbündeten Armeen aus Böhmen hervorbrachen, über die Elbe bis Stolpen ausdehnte. Auch ward hier den 21. Aug. 1813 der Marschall St. Cyr von den Verbündeten geschlagen. Die beste Nahrungsquelle für die Stadt ist im Sommer der zu dem daselbst befindlichen Erbgute Friedrichsthal gehörige, im Anfange des 18. Jahrh. entdeckte Heilbrunnen, Johanngeorgenbad, welcher aus 4 Quellen, dem Johann-Georgen-, dem Friedrichs- oder Sauer-, dem Schwefel- und dem 1818 erst entdeckten Augustusbrunnen besteht. Von 1731 an, wo das Bad mehre Gerechtigkeiten erhielt, bis zum Anfange des 7jährigen Krieges war es eins der berühmtesten Mineralbäder Sachsens, welches zuerst durch jenen Krieg, dann durch die Entdeckung mehrer Gesundbrunnen zu Tharand, Schandau, Meißen ꝛc. etwas in Vergessenheit kam, noch immer aber häufig und mit Erfolg gegen Gicht und Nervenübel gebraucht wird. Am stärksten ist der Schwefelbrunnen †). Seit 1818 hat man auch die zu Verbindung der Elektricität mit dem Bade erfoderlichen Einrichtungen getroffen. — Die nahe Gegend ist äußerst romantisch. Die schönsten Partien sind der hohe Stein, wo man den größten Theil des Elbthals übersieht, der Dürreberg, der Wartthurm, das Zwieselthal, das Zwergloch ꝛc. Einen herrlichen Spaziergang in dem romantischen Thale nach Gottleube und Hartmannsdorf nent man den Poetengang, weil Gellert und Rabener, als Badegäste, hier am liebsten luftwandelten. (*Engelhardt.*)

Berggrün, s. Grün.

Berghaar, s. Asbest.

BERGHEIM, Marktflecken im Fürstenthum Waldeck, in einer angenehmen und sehr fruchtbaren Gegend an dem Ederflusse. Hier hat die gräfl. waldeckische Familie seit 1710 ihren Wohnsitz. (*Varnhagen.*)

BERGHEM (Nicolaus), geb. zu Harlem 1624. war der Sohn eines mittelmäßigen Malers, Namens Peter von Harlem. Der Sohn genoß den Unterricht mehrer geschickten Meister *), die er aber alle übertraf. Den Namen Berghem erhielt er bei der Gelegenheit, als ihn einst sein Vater, um ihn eines Versehens wegen zu züchtigen, bis in das Haus seines Lehrers Van Goyen verfolgte. Da nun dieser ihn im Schutz nahm und zu den übrigen Schülern sagte: „Berg heim!“ (verbergt ihn); so behielt er von da an diesen Namen sein ganzes Leben lang. — Der Fleiß dieses Meisters, und seine leichte Manier, setzten ihn in den Stand, eine bedeutende Anzahl Werke zu liefern. Seine zahlreichen Werke

*) Die erste (seltene) Ausgabe hat den Titel: Relation des voyages en Tatarie de *Fr. Guill. de Rubruquis*, *Fr. Jean de Plan-Carpin*, *Fr. Ascelin*, et autres religieux de St. François et St. Dominique, qui y furent envoyez par le pape Innocent IV. et le roy St. Louys. Plus un traité des Tatares avec un abregé de l'hist. des Sarasins et Mahometans. Paris. 1634. Vol. III. 8. Eine neue Ausgabe erschien 1729. zu Leiden bei Pierre van der Aa in 4.; wiederholt unter dem Titel: Voyages faits principalement en Asie dans les 12 — 15. siècles, par div. auteurs. à la Haye 1735. Vol. II. 4. Leyde 1759. Vol. II. 4. mit Karten. Der Inhalt dieser beiden Bände ist folgender: I. Band: a) *Bergeron* traité de voyages. b) *Benjamin de Tudele* voyage. c) (*Jean de*) *Plan-Carpin*. d) (*N.*) *Ascelin* voyages vers les Tatares. e) (*Guill. de*) *Rubruquis* voyage en Tatarie. f) *Bergeron* Traité des Tatares. II. Band: a) *Bergeron* abregé de l'hist. des Sarasins et Mahometans. b) *Bacon* observations sur les parties septentrionales et relations de Tatares. c) (*Marc*) *Paul* voyages. d) *Haiton* hist. des Tatares. e) (*Ambroise*) *Contarini* voyage de Perse. f) (*Jean de*) *Mandeville* abregé des voyages.

) Histoire de la première decouverte et conquête des Canaries, faites dès l'an 1402. par de Bethencourt. Par. 1630. 8.; dabei ein, in der ganzen Ausgabe der vorhin genanten Samlung abgedruckter Traité de la navigation et des voyages de decouverte et conquête modernes. *) *Clement* Bibl. cur. T. III. 164. Adelung's Zusätze zum Jöcher. Beckmann's Literat. d. Reisebeschr. 1. Bd. 199. ff. (das Nouv. Dict. hist. und die Biogr. univ. haben Bergeron nicht aufgenommen).

†) Es komt aus einer oder mehren Quellen, deren Wasser eine Strecke durch Sumpferz gegangen ist, und in seiner Kohlensäure etwas Eisen aufgelöst hat, welches beim Erwärmen des Wassers niederfällt. Es wirkt, sowol getrunken, als zum Baden gebraucht, wie ein schwaches Stahlwasser (vgl. die wichtigsten Bäder Europa's ꝛc. Berl. 1820. 8. S. 172. ꝛc.). (*Th. Schreger.*)

*) *Descamps* T. 2. p. 340.

Digitized by Google

sind mit Recht sehr geschätzt. Er ist groß sowol in der Landschaft als in den Viehstücken. Seine Compositionen sind glücklich erfunden, und in der Führung des Pinsels, in der Stärke des Colorits, in der richtigen Vertheilung von Licht und Schatten, bleibt er unübertreffbar. Überall ist die Anlage groß, die Massen bestimt, und durch nichts Kleinliches unterbrochen, noch weniger durch fleißige Ausführung die Harmonie gestört. Die großen Schattenmassen verstand er durch Wiederscheine andrer glänzenden Körper zu mildern, und durch den Ton der Natur, Wahrheit und Wärme zu verbreiten, ja er verstand die Natur reizender im Bilde wieder zu geben, und entfernte sich hierin von seinen Landsleuten. Die Figuren und Thiere sind richtig gezeichnet, und Ton und fleißige Ausführung stimmen mit dem Übrigen zusammen. Bei allen diesen Vollkommenheiten konte es nicht fehlen, daß seine Werke schon bei seinem Leben theuer bezahlt wurden, und als Zierden in allen europäischen Galerien prangen **).

Außer seinen Gemälden radirte Berghem mit einer geistreichen Nadel eine Folge von 56 Blättern ***), die in ihrer Art eben so als die Gemälde geschätzt werden. Er starb zu Harlem 1683. Die Schüler, die er bildete, sind: Karl du Jardin, Justus van Huysum, Abraham Begyn, Karl Dujadin und Glauber. (*Weise.*)

Berghen, Berken (L. v.) s. **Berquen.**

Bergholz, s. **Asbest.**

BERGI (برجي), 1) Stadt (vermuthlich das alte Bargylia) im Sandschake Aidin, dessen Hauptstadt Tire ist; sie liegt nordöstlich von demselben mit dem Berge, welcher der Berg von Bergi heißt, im Rücken. Gegenüber südwestlich liegt der Berg von Tire, der den Rücken dieser Stadt schirmet. Die Stadt ist sowol durch ihre Granatäpfel als durch mehre große Gelehrte, welche hier geboren worden, berühmt. Unter ihnen sind die berühmtesten Chodschasade, Chodscha attai und der Verfasser des türkischen Katechismus Bergili Mohammed Efendi. 2) Der nach der Stadt benante Berg und See. Der erste erhebt sich hinter der Stadt, und wird gewöhnlich auch Bostagh d. i. der Eisberg genant. Er hat schöne Alpen, die im Sommer von den Einwohnern der benachbarten Gegenden bezogen werden. Auf der südwestlichen Seite der besuchtesten Alpengegend desselben erhebt sich ein andrer schwer zu ersteigender Gipfel, welcher Makam Erbain d. i. der Platz der Vierziger heißt. Zwischen den beiden Gipfeln liegt das Kloster eines persischen Derwisches Baba Raschid. Der See von Bergi liegt an dem Fuße des gleichnamigen Berges in einer Ausdehnung von 10 Miglien (Dschihannüma S. 638). (*v. Hammer.*)

BERGIA L., eine nach Pehr Jon. Bergius benante Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Caryophylleen und der 10. Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger Kelch; fünfblättrige Corolle; fünf Pistille, fünffächerige Kapsel, deren Klappen sich nach Art der Corollenblätter ausbreiten. Wir kennen zwei Arten: 1) B. *verticillata* W. (capensis *L.*), mit lanzetförmigen, an der Spitze gezähnten Blättern und im Wirbel stehenden Blumen (*Rheed.* malab. 9. t. 18.). Wächst in Ostindien. 2) B. *glomerata* Thunb., mit umgekehrt eiförmigen gekerbten Blättern und in Knäueln gehäuften kleinen Blümchen. Wächst am Kap. (*Sprengel.*)

BERGIER (Nikolas), ein gelehrter Geschichts- u. Alterthumsforscher, geb. zu Reims den 1. März 1567, nicht 1557 wie Bayle, Moreri und Niceron sagen. Er besuchte die akademischen Vorlesungen in seiner Vaterstadt, wurde daselbst Advokat, dann Professor der Rechte und Syndicus der Stadt. Mehrmals sandten ihn seine Mitbürger in öffentlichen Angelegenheiten an den französischen Hof, und durch die Verwendung seines Freundes, des Präsidenten Bellièvre, erhielt er das Diplom eines Historiographen, und eine Pension von 200 Thalern. Er starb auf dem Landgute desselben zu Grignon den 18. Aug. 1623. Man hat von ihm eine, auf langwierigen gelehrten Untersuchungen beruhende, sorgfältige und genaue, aber nicht in der besten Ordnung abgefaßte Beschreibung der Heerstraßen des römischen Reichs, die bei einem gründlichen Studium der römischen Geschichte sehr nützliche Dienste leistet *). Er sammelte auch viele Materialien zu einer Geschichte von Reims, es erschienen aber davon nur die 2 ersten Bücher, unter dem Titel: Dessein de l'histoire de Reims. Reims 1635. 4. herausgegeben von seinem Sohne Jean Bergier. In verschiedenen Samlungen findet man von ihm lateinische und französische Gedichte, die aber wenig Talent verrathen, und auch seine übrigen kleinen Schriften sind unerheblich **). (*Baur.*)

Bergier (Nicolas Sylvester), Domherr der Kirche zu Paris, geb. zu Darnay in Lothringen den 31. Dec. 1718. Nachdem er seine theologischen Studien vollendet hatte, wurde er Prediger zu Flangebouche, einem kleinen Dorfe in der Franche Comté, und darauf Professor der Theologie und Principal des Kollegiums zu Besançon. Da er sich durch seine Schriften und seine persönlichen Eigenschaften einen ausgezeichneten Ruf erworben hatte, so würde es ihm nicht schwer geworden seyn, zu den höchsten geistlichen Würden zu gelangen, wenn er sie hätte suchen wollen; aber er begnügte sich mit einer Pension von 2000 Livres, welche ihm die Versamlung der hohen französischen Geistlichkeit ohne sein Ansuchen er-

**) Von seinen Gemälden befanden sich 9 im Museum Napoleon, und 4 unter der Gemälde-Samlung des Hrn. P. de Smeth in Amsterdam, die im J. 1810 bei der Auktion derselben für 800, 1000, 1625, und 2500 Fl. verkauft sind. (*Gittermann.*)

***) S. *Bartsch.* T. 5. p. 247 — 281.

*) Histoire des grands chemins de l'empire romain, cont. l'origine, progrès et étendue quasi incroyable etc. Paris, 1622. (mit einem neuen Titel) 1628. 4.; nouv. ed. augm. Bruxelles 1728. Vol. II. 4. ib. 1736. Vol. II. 4. mit 13 Kpf. Die beiden letzten Ausgaben werden einander gleich geachtet, die erste aber ist schöner und besser gedruckt. Ins Lateinische übersetzt (de militaribus imperii romani viis lib. V.) und mit gelehrten Anmerkungen bereichert von H. C. Henninius, Professor zu Duisburg, abgedruckt im 10. Bande von Graevii Thesaur. antiq. rom. Eine italiänische Übersetzung von Bachini, die Bayle anführt, ist nicht erschienen. **) Elogium ej. bei Grav l. c. *Bayle* Dict. *Niceron* Mém. T. VI. 346. *Freytag* analect. lit. p. 83. *Clement* bibl. cur. T. III. 166. Biogr. univ. T. IV.

Digitized by Google

theilte. Eine Abtei, die man ihm anbot, schlug er mit den Worten aus: ich bin reich genug. Die Akademie zu Besançon, die königl. Societät zu Nancy und die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu Paris zählten ihn unter ihre Mitglieder, auch war er königl. Beichtvater und Domherr der Kirche von Paris, wo er den 9. April 1790 starb. Bergier behauptet unter den gelehrten Theologen Frankreichs in neuern Zeiten den Ruhm eines ausgezeichneten Mannes, und galt für eine Hauptstütze in Vertheidigung des Kirchenglaubens gegen die neuern Philosophen, Voltaire, Rousseau, Helvetius, Boulanger, Freret u. a. Er widerlegte die Einwürfe dieser und andrer französischer und englischer Freidenker gegen die christliche Religion überhaupt, und gegen den tridentinischen Glauben insbesondere, so gut, als es von einem Theologen geschehen konte, der in seinen Beweisgründen für die Wahrheit des Christenthums von dem *πρωτον ψευδος* einer allgemeinen Überlieferung, oder, wie er es auch nante, Katholicität, ausging. An theologischer Gelehrsamkeit und ausgebreiteter Belesenheit, selbst in einigen Schriften der Protestanten, wodurch er sich über die gewöhnlichen Religionsvertheidiger seiner Kirche erhob, fehlte es ihm auch nicht; aber wahre philosophische Gründlichkeit und eingreifenden Scharfsinn sucht man in seinen Schriften vergebens, und gewöhnlich gleitet sein Räsonnement leicht auf der Oberfläche hin. Eben so wenig waren kritische Forschungen der Geschichte und sorgfältige Prüfung und Sichtung der Begebenheiten seine Sache. Er trug kein Bedenken, das oft grausame Betragen der Kirche gegen die Ketzer zu vertheidigen, denen er alles Böse zur Last legte, da hingegen die römische Kirche ihm in allen ihren Aussprüchen gerecht und billig erschien. Mit den längst abgenutzten Waffen der kirchlichen Autorität, zog er gegen die Protestanten zu Felde, setzte sie in eine Klasse mit den Socinianern, und ließ ihnen gar kein Verdienst, selbst nicht um morgenländische Literatur, biblische Philologie und Kritik. Vortheilhaft zeichnen sich seine Schriften durch den Styl aus; er ist leicht und von einer lebhaften Beredsamkeit beseelt, so daß er mit dem Vortrage Bossuets verglichen und ihm vielleicht hie und da vorgezogen werden kann. Seine ersten literarischen Arbeiten waren Abhandlungen über mancherlei gelehrte Gegenstände, welchen die Akademie zu Besançon den Preis zuerkante. Dann schrieb er **Eléments primitifs des langues, découverts par la comparaison des racines de l'hébreu avec celles du grec, du latin et du françois.** Paris. 1764. 12. und **l'Origine des dieux du paganisme et le sens des fables découvert, par une explication suivie des poesies d'Hésiode.** Paris 1767. Vol. IV. 12; 1774. Vol. II. 12. teutsch, Bamberg und Würzburg 1788. 2 Th. 8. Das System, welches Bergier in diesem letztern Werke aufstellte, gründet sich vornehmlich auf die Hypothese, daß die mythischen Gottheiten nicht wirklich lebende Personen, sondern in der ältesten Philosophie angenommene Geister oder Genien gewesen sind; und daß die meisten Fabeln von ihnen einen allegorischen Sinn haben. Dagegen bestreitet er andere Systeme, besonders das historische, dessen vornehmster Vertheidiger Banier war (s. d. Art.). Die Übersetzung des Hesiod selbst wird sehr geschätzt. Die spätern Schriften Bergiers haben größtentheils die Vertheidigung der christl. Religion zum Zweke ***). (*Baur.*)

Bergion, s. Atebion.

BERGIUM, ein Ort im alten Germanien, nach *Ptol.* II, 11. unter 33:49, 30, wo h. z. T. Bamberg liegt. (*Ricklefs.*)

BERGIUS (Bengt), ein gelehrter schwedischer Schriftsteller des 18. Jahrh. Er war 1723 zu Stockholm geboren, ward Banco-Commissarius und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und starb 1784. Sein berühmtestes Werk ist Tal om läckerheter, D. 1. 2. Stockh. 1785. 1787. 8., eigentlich eine Rede über die Naturgeschichte der Nahrungsmittel und Getränke, welche als Leckereien angesehen werden, aber mit einer solchen Fülle von gelehrten Notizen und mit solchem Überfluß von Belegen aus Reise-Beschreibungen ausgestattet, daß man kein ähnliches Werk auffinden wird. In Teutschland ist es durch die Bearbeitung von Forster und Sprengel 1792 bekant geworden. Noch ist sein Tal om ängskötselen. Stockh. 1769. 8. bekant, worin er von dem Anbau der Futterkräuter handelt. Einige minder wichtige Abhandlungen stehn in den Abhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm.

Bergius (Pehr Jonas), Bruder des vorigen, einer der gelehrtesten Botaniker und Ärzte des 18. Jahrh., geb. 1730, † 1780. Er war Prof. der Naturgeschichte zu Stockholm. Berühmt ist seine **Materia medica e regno vegetabili.** Stockh. 1778. 8., worin die bekanten Arznei- und Nahrungsmittel nach der Ordnung des Linné'schen Systems aufgeführt, ihre naturhistorischen Verhältnisse ziemlich vollständig angegeben, aber der Gebrauch nur kurz angedeutet wird. Als Botaniker machte er sich berühmt durch seine **Descriptiones plantarum ex capite bonae spei.** Stockh. 1767. 8. Dies Werk entstand aus der Samlung, welche Mich. Grubb, Direktor der ostindischen Compagnie, bei seiner Rückreise aus Canton vom Cap mitgebracht und sie Bergius zur Beschrei-

***) Die vorzüglichsten sind: **La certitude des preuves du Christianisme.** Paris 1768. Vol. II. 12. drei Mal in einem Jahre aufgelegt, auch ins Italische, Spanische und Teutsche (von M. Lory, Köln 1787. 2. Th. 8.) übersezt; veranlaßte auch mehre Gegenschriften, z. B. von Voltaire **Conseils raisonnables etc.**, gegen die sich Bergier in einer **Reponse etc.** 1769. 12. vertheidigte. **Le Deisme réfuté par lui-même.** Genève et Par. 1765; ed. IV. 1771. 12. Teutsch von J. von Richtenburg, Augsb. 1787. 2 Th. 8. (gegen Rousseau). **Apologie de la religion chrétienne, contre l'auteur du Christianisme dévoilé** (Boulanger, nach Andern Baron von Holbach). Par. 1769. Vol. II. 12.; 1776, Vol. II. 12. Teutsch, Bamb. und Würzb. 1786. 2 Th. 8. **Examen du matérialisme, ou réfutation du Système de la nature.** Par. 1771. Vol. II. 12. Teutsch, Bamb. und Würzb. 1788. 2 Th. 8. **Traité historique et dogmatique de la vraie religion, avec la refutation des erreurs qui lui ont été opposées dans les différents siècles.** Paris 1780. Vol. XII. 12.; nouv. ed. revue et corr. 1786. 8., auch ins Ital. übersezt, und teutsch (von J. G. Beigel) Bamb. und Würzb. 1788. ff. 12 Th. 8. Bergier's lezte umfassende Arbeit war das **Dictionnaire theologique** in 3 Quartbänden, welches zu der **Encyclopédie methodique** gehört, und Liege 1789. Vol. VIII. 8. neu gedruckt, auch zu Rom 1795. ff. 4. ins Italische übersezt wurde. Vgl. **Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. IV.** Ersch's gel. Frantr.

bung überlassen hatte. Diese Beschreibungen sind meisterhaft; doch ist die Bestimmung nicht ganz von Fehlern frei, da B. die Pflanzen nur trocken untersuchen konte. *Grubbia* rosmarinifolia, welche er seinem Gönner zu Ehren nante, ist geblieben, aber Laurembergia repens ist mit Serpicula, Colpoon itzt mit Fusanus R. Br., Melasma mit Gerardia, Nemia mit Lobelia, Nectandra mit Passerina, Nothria mit Frankenia, Thamnochortus mit Restio vereinigt. Dagegen sind die Gattungen Aulax, Blairia, Cyphia, Dilatris, Disa, Hartogia u. so f., welche B. zuerst aufstellte, theils allgemein anerkant, theils wieder hergestellt worden. Als guten Geschichtsforscher seines Vaterlandes zeigte er sich durch seinen treflichen Tal om Stockholm för 200 år sen, och Stockh. nu för tiden. Stockh. 1769. 8., worin die ältere Geschichte der Sitten, Gesetze, Künste und Wissenschaften in Schweden erläutert wird. Seine Kentnisse im Gartenbau bewies er durch seinen Tal om fruktträgärdar. Stockh. 1780. 8. Unter vielen Abhandlungen, die von ihm in den Abh. der schwed. Akademie der Wissenschaften stehen, erwähnen wir hier nur seine Untersuchung der Proteaceen (Stockh. acad. handl. 1766. p. 316—328.), seine Bestimmung der Gattung Scleria (das. 1765. p. 142—148.) und der Gattung Caenopteris (Act. acad. petrop. 1782. P. 2. p. 248.). Sehr verdient machte er sich endlich mit seinem Bruder um sein Vaterland, indem er ein Kapital zur Besoldung eines Professors der Naturgeschichte in Stockholm aussetzte. Diese Anstalt heißt das Bergische Institut. Ol. Swartz bekleidete diese Professur zur Ehre seines Vaterlandes. (*Sprengel.*)

BERGKIRCHEN, 1) Pfarrdorf unter einem Berge (Br. 52° 16′ 25″ L. 26° 24′ 51″), das 71 Häus. und 488 luth. Einw. zählt, vorzüglich aber in der alten teutschen Geschichte bekant ist, weil daselbst mehre Vehmgerichte gehalten sind. 2) Pfarrdorf auf einer Anhöhe im Lippe Schaumburgschen Amte Hagenburg mit 55 Häus. und 280 luth. Einw. (*Hassel.*)

Bergkork, s. Asbest.

Bergkrystall, s. Quarz.

Bergleder, s. Asbest.

BERGLER (Stephan), geboren zu Kronstadt in Siebenbürgen um das J. 1680, bekant als gründlicher Philolog und als einer der schmuzigsten Cyniker. Den Buchhändler Fritsch in Leipzig und Wetstein in Amsterdam war er von wesentlichem Nutzen durch mehre von ihm veranstaltete Ausgaben alter Classiker, auch hatte Joh. Alb. Fabricius in Hamburg an ihm einen getreuen Gehilfen bei der Herausgabe seiner Bibliotheca graeca und des Sextus Empiricus. Er wurde endlich an den Hof des gelehrten Fürsten Alexander Maurocordato nach Bukarest berufen, dessen Söhne er unterrichtete, seine Schriften ins Lateinische übersetzte, und eine kostbare Bibliothek für ihn anlegte, welche Maurocordato als Vermächtniß an die Patriarchalkirche in Konstantinopel vermachte. In dieser Anstellung starb er auch zwischen 1738—40. Man hat von ihm Pollucis Onomasticon gr. et l. Amstelod. 1706. F. Homeri opera gr. et l. Amstelod. 1707—12. 2 Bände eine früher geschätzte Ausgabe. Animadversiones quaedam ad Jac. Gronovii emendationes in Suidam und Animadversio in novam editionem Herodoti a Gronovio curatam in den Act. Erud. Lipsiae 1712 und 1713. Alciphrontis epistola cum notis gr. et l. Lipsiae 1715. 8. *Περι των καθηκοντων βιβλος.* Liber de officiis a J. N. A. Maurocordato Voivoda conscriptus, editione secunda latine conversus Lipsiae 1722—4. Jos. Genesii de rebus Constantinopolitanis Libri IV. gr. et l. Venetiis 1733 F. Aristophanis Comoediae gr. et l. a Berglero Amstelod. 1760. 4. 2 T. (*Benigni.*)

Bergmanit, s. Scopolith.

BERGMANN (Michael Adam von), Bürgermeister und Stadtoberrichter zu München, geb. das. d. 15. Aug. 1733, wo er seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt, und sich durch Fleis und Talent auszeichnete. Mit dem Studium der Rechte, das er zu Ingolstadt trieb, verband er schon damals gründliche historische Forschungen, besonders in Beziehung auf vaterländische Geschichte und Rechte. Einen rühmlichen Beweis seiner erlangten Kentnisse gab er, nach der Rückkehr in seine Vaterstadt, durch die Dissertatio de ducum Bojariae jure regio, praesertim succedendi in nobilium patriae feuda activa gentilitia extinctis masculis. Monach. 1754; ed. II. 1778. 4. Diese Abhandlung verursachte großes Aufsehen, und es wurde in öffentlichen Schriften vieles pro et contra gestritten, wobei manche Wahrheit an's Licht kam oder verbreitet wurde, die vorhin im Dunkeln lag. Der freimüthige Verfasser aber schadete dadurch seinem zeitlichen Glücke und seiner verdienten frühen Beförderung. Indessen wurde er 1759 unter die ersten Mitglieder der baierischen Akademie der Wissenschaften aufgenommen, und 1762 erhielt er das Amt eines Stadtoberrichters in München. Dieses mühsame und unruhevolle Amt verwaltete er mit ungemeiner Einsicht und Thätigkeit, erwarb sich vieles Verdienst um die leidende Menschheit, und starb d. 20. Mai 1783. Die wenigen Mußestunden, die ihm seine vielfachen amtlichen Verrichtungen übrig ließen, widmete er archivalischen Arbeiten, sammelte viele Materialien zu einem Werke, das er unter dem Titel Monumenta civitatensia herausgeben wollte, brachte aber nur folgende zwei Arbeiten zu Stande, die von einer gründlichen Kentniß der Verfassung des Mittelalters, besonders in Bezug auf Städte und ihre Gründung zeugen: Beiträge zur Geschichte der Stadt München, eine Rede, am Stiftungsfeste der Akad. zu München gehalten. München 1780. 4. Beurkundete Geschichte der Haupt- und Residenzstadt München, von ihrem Entstehen, bis nach dem Tode Kaiser Ludwigs IV. Eb. 1783. Fol. m. Kpf. und mit vieler typographischer Schönheit gedruckt, 60 Bogen stark. Die Herausgabe besorgte nach des Verf. Tode der Stiftsdechant von Effnern *). (*Baur.*)

BERGMANN (Torbern), ein berühmter Naturforscher und Chemiker, geboren den 9. März 1735 zu

*) Eckardshausens Rede zum Andenken Bergmanns. München 1783. 4. Westenrieders Jahrbuch der Menschengesch. in Baiern. 2 Th. 225—244. Ebend. Beiträge zur vaterl. Hist. 1 B. 34. Meusels Lex. d. verst. Schriftst. 1 Bd. Baaders gel. Baiern.

Digitized by Google

Catharinaberg in Finnland, gestorben 1784 zu Medevi. Sein Vater Barthold Bergmann stammte aus der Gegend des Harzes, und seine Mutter Sara war eine geborne Häggh. Torbern erhielt seine Jugendbildung auf dem Gymnasium zu Skara, und auf der Universität zu Upsala. Nach der Mathematik, Physik und Botanik war sein erstes Lieblingsstudium Entomologie, wozu er, als 18jähriger Jüngling, ein System der Insekten nach ihrem Larvenzustande entwarf, das er, so gut es angelegt, wozu soviel gesammelt war, anderer Arbeiten wegen nicht ausführen konte. Im Jahr 1758 wurde er zu Upsala Magister, und noch in demselben Jahre Lehrer der Physik. Um sich die nöthigen Mittel zu seinem Unterhalte und zur Anschaffung physikalischer, besonders elektrischer Apparate zu verdienen, mußte er Privatunterricht den Studirenden geben, bis ihm 1761 die Stelle eines Adjunkts der Mathematik zugetheilt wurde. Schon lange mit der Astronomie und den ersten Astronomen seiner Zeit bekant, gelang es ihm, 1761 und 1769 zu Upsala den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten. Als Lehrer erwarb er sich durch seine deutlichen und gründlichen Vorträge vielen Beifall, weshalb ihm aufgetragen wurde, öffentliche Vorlesungen auch über die Algebra zu halten.

Seine Briefe über die elektrische Natur des Turmalins, und seine übrigen elektrischen Beobachtungen erhielten eine verdiente Aufnahme, jene in den Schriften der schwedischen Akademie, diese in den Philosophical Transactions. Im J. 1763 gewann er einen einfachen, und einige Jahre darauf einen doppelten Preis bei der stockholmer Akademie für die beste Antwort über die Vertilgung der schädlichen Fruchtbaumraupen. Dieselbe Akademie und die kaiserliche leopoldinische der Naturforscher nahmen ihn 1764 zu ihrem Mitglied auf. Seiner vielen Verdienste wegen um die erstere, ward ihm von derselben seit 1777 ein Jahrgehalt zu den Kosten seiner Versuche ausgesetzt, und in eben dem Jahre die Präsidentenstelle übertragen.

Bei der von ihm mit einigen Freunden schon 1758 gestifteten kosmographischen Gesellschaft bearbeitete er meisterhaft den physischen Theil der Erdbeschreibung, der 1766 das erste Mal im Druck erschien, in mehre Sprachen übersetzt wurde, und 1773 eine zweite sehr vermehrte Auflage erlebte, wovon wir ebenfalls eine teutsche Übersetzung besitzen.

Bergmann, auch in die Chemie schon tief eingeweiht, erhielt die 1767 erledigte chemische Lehrstelle, und opferte dieser von jetzt an sowol durch Unterricht, als durch Selbsterperimentiren in dem neuen, mit einem Naturalien- und Modellkabinet reich ausgestatteten akademischen Laboratorium seine ganze Lebenszeit.

Sein treflicher theoretischer und praktischer Unterricht in der Chemie zog nicht nur eine große Menge junger Schweden, sondern auch Fremde aus den entferntesten Weltgegenden herbei.

Doch schränkte sich Bergmann nicht blos auf mündlichen Unterricht ein, sondern belehrte auch die Welt durch seine an chemischen Entdeckungen so reichen, classischen Schriften. Nach einer von ihm geordneten, und mit Anmerkungen vermehrten Ausgabe der J. F. Scheffer'schen Vorlesungen, Upsala 1775. 8, welche C. F. Weigel zu Greifswalde 1779. 8. verteutscht herausgab, und Bergmanns Anhang dazu Stockh. u. Lpz. 1779. 8. erschien seine Einleitung zu Vorlesungen über die Chemie, und endlich seine Sciagraphie des Mineralreichs. Einen wahren Schatz seiner theils in öffentlichen Streitschriften, theils in andern Aufsätzen enthaltenen chemischen Untersuchungen und Entdeckungen legte er in den drei Bänden seiner kleinen Schriften nieder, ein viertes ward nicht ganz vollendet. In diesen seinen Opuscnlis physicis et chemicis I. Holm. Ups. et Abo. 1779. II. Ups. 1788. III. Ups. 1783. 8. I. II. III. Lips. 1786. 8. IV. ed. a. *C. B. G. Hebenstreit.* Lips. 1787. V. 1788. VI. 1790. 8. etc., von denen wir auch eine mangelhafte Übersetzung haben, wird Bergmann noch lange fortleben.

Ihm verdanken wir unter vielen andern: eine bessere Alaunbereitung, die erste Anleitung zu einer sorgfältigern Analyse der Mineralwasser, und zur künstlichen Fabrikation derselben, eine genauere Bekantschaft mit der damals neuentdeckten Kleesäure und ihren Verbindungen, eine völlige Aufklärung der Eigenthümlichkeit des Kobalts, Nickels und Platins, sowie über die Metallität des Braunsteins, Molybdäns und Tungsteins. Seine Untersuchung und Zerlegung des Eisens ist ein Meisterstück. Er entdeckte zuerst das Schwefelzinn. Von ihm erhielten wir die trefliche Anleitung zur gründlichen Zerlegung der Erze nicht nur vor dem Löthrohre, mittelst des Zusatzes verschiedener Salzsubstanzen, sondern auch auf dem nassen Wege. Durch seine vielen Versuche über die Affinität der Körper brach er die Bahn in dieser höchst wichtigen Lehre. Er führte mathematische Genauigkeit in die Chemie ein ꝛc. — —

Zu seiner anerkannten Höhe in der Chemie gelangte Bergmann sowol durch seinen großen Scharfsinn und seine rastlose Thätigkeit, als auch durch seine vorzüglichen Kentnisse in der Naturgeschichte, Physik und Mathematik, welche er auf seine Lieblingswissenschaft anwandte.

Er war Mitglied der berühmtesten Akademieen und gelehrten Gesellschaften Europens. Die k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin trug ihm sogar 1776 die Stelle eines ihrer ordentlichen Mitglieder an. Allein er lehnte sie aus Liebe zu seinem Vaterlande und seinem Könige ab, so anlockend auch für ihn bei seiner wankenden Gesundheit der mildere Himmel Berlins, und der Gedanke seyn mochte, der Erweiterung seiner Wissenschaft, ohne alle andere Sorgen, ganz ausschließlich zu leben.

Seit 1769 zählte er, der sonst von Natur nicht eben schwächliche Mann, durch sein stillsitzendes Leben, noch mehr durch anhaltende mühsame und gesundheitswidrige Arbeiten im Laboratorium geschwächt, wenige ganz gesunde Tage. Hiezu kam noch ein unglücklicher Fehlsturz ins Wasser, der seine Gesundheit vollends so erschütterte, daß er zu Medevi, während des Gebrauchs der dortigen Bäder, im 49. Jahre seines Lebens am 9. Juli 1784 verschied, viel zu früh für die Wissenschaft, für seine Freunde, und vaterländische Nation, deren Stolz er war und bleibt. Diese ließ ihm noch kurz vor seinem Ende, als Zeichen ihrer Liebe und Verehrung eine goldene Denk-

Digitized by Google

münze prägen, wie später auch die königl. schwedische Akademie.

Bergmann war ein eben so gelehrter, als religiöser und edeldenkender Mann, Freund seiner vielen Freunde im In- und Auslande, aber auch ein gleich zärtlicher Gatte und Vater von 2 Söhnen, die ihm nur zu früh der Tod entriß. — (Naturwissenschaftliche Abhandlungen von Bergmann enthalten die Nova acta soc. reg. scient. Upsal. Vol. I. p. 58 etc.; die Abhandlungen der k. schwed. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm. B. 18. S. 187 ꝛc. B. 19. S. 294 ꝛc. B. 21. S. 231 ꝛc. B. 22. S. 62. 237 ꝛc. B. 26. S. 200. 257 ꝛc. B. 28. S. 58. 250 ꝛc. B. 32. S. 19 ꝛc. †) (*Th. Schreger.*)

BERGMANN (Joseph), Professor der Physik u. Naturgeschichte zu Aschaffenburg, wo er um 1736 geb. war. Früher trat er in den Jesuiterorden, und ward von seinen Obern nach Wien und Ungern geschickt, um die Naturkunde zu studiren. Als der Orden 1773 aufgehoben ward, begab er sich nach Mainz, und lehrte mit Beifall, zuerst am Gymnasium, und dann an der Universität Physik und Naturgeschichte, bis die Stadt unter französische Herrschaft gerieth. Dann kam er mit der Universität nach Aschaffenburg, wo er d. 20. Spt. 1803 starb. Er war auch Doktor der Theologie, Kapitular des kais. freien Reichsstifts zum heil. Kreuz in Nordhausen und Vikar zum heil. Viktor in Mainz. Die dortige Universitätsbibliothek bereicherte er mit den schätzbarsten naturhistorischen und physischen Werken, mit einem physischen Apparat, und bewies bei der Regeneration der Universität als mehrjähriger Dekan eine einsichtsvolle Thätigkeit. Am meisten aber trug er zur Aufnahme der Wissenschaften bei, die er lehrte, als deren gründlicher Kenner er auch dem größern Publikum durch einige Schriften bekant wurde, vornehml. durch seine Anfangsgründe der Naturgeschichte. Mainz, 3 Th. 1782. 8., und durch seine, mit reichhaltigen Anmerkungen und Zusätzen vermehrte Übersetzung von Ant. Bruchhausens (Prof. zu Münster) Anweisung zur Physik; aus dem Lateinischen. Mainz, 3 Th. 1790. 8. *). (*Baur.*)

Bergmannsgrün, s. **Bermsgrün.**

BERGMEHL (Min.). Hr. Giov. Fabroni machte zuerst näher auf eine thonartige Erde aufmerksam, die sich unweit Santa fiora an der Gränze von Toscana und dem Kirchenstate, als bedeutende Schicht, gleich unter Tage findet, die man daselbst Latte di Luna (Mondmilch) nent und zum Putzen metallener Gefäße anwendet. Durch das Austrocknen wird sie hart, weiß, und ungemein leicht, so, daß sie auf dem Wasser schwimt. Es ist aus der alten Literatur bekant, daß man im Alterthume an mehren Orten Ziegel bereitete, welche die Eigenschaft hatten, auf dem Wasser zu schwimmen, weshalb besonders die von Pitane in Asien, so wie von Maxilna und Calentum in Spanien bekant waren. In neuern Zeiten waren deshalb mehre Versuche angestellt, besonders mit Bimsteinstücken, allein da diese keine bildende Kraft haben, wollte es nicht gelingen; als aber Fabroni mit der eben erwähnten Erde Versuche anstellte, glückte ihm dieses vollkommen. Er analysirte diese Erde und fand 55 Kieselerde, 15 Bittererde, 14 Wasser, 12 Alaunerde, 1 Eisen, 3 Kalk = 100. Man betrachtete dieselbe als zur Klasse der bittererdigen Fossilien gehörig, nante sie Talc pulverulent silicifère (Hauy), Talc farineux (Tondi) auch Bergmehl, unter welchem letztern Namen sie auch in mehren teutschen Systemen, theils als Gattung, theils als Art des Meerschaums aufgenommen wurde.

Später wurde dieselbe von Klaproth analysirt, er fand 79 Kieselerde, 5 Alaunerde, 3 Eisenoxyd, 12 Wasser = 99. Nach dieser Analyse nähern sich die chemischen Verhältnisse ganz außerordentlich dem Fossil, was er früher Kieselguhr genant hatte, und es wird das Bergmehl zu den Kieselhydraten zu rechnen seyn. (*Keferstein.*)

BERGMILCH (Mehlkalk, Mehlkreide, Montmilch, Bergzieger, Agaricus mineralis), eine weiße, oft schwammige, erdige, zerreibliche Guhr, die in den Klüften und Höhlungen der Kalksteingebirge vorkomt, stark mit Säuren braust, und aus gewässertem kohlensauren Kalk besteht. (*Germar.*)

BERGMÜLLER (Joh. Georg), geb. zu Dirkheim 1688 *), gest. 1762, zeigte schon früh viel Anlage zum Zeichnen, daher ihn der Herzog Maximilian von Baiern die Malerei bei Andreas Wolf zu München lernen ließ. Nachdem er sich sowol zu Düsseldorf als Augsburg durch schöne Freskomalereien in Kirchen und Palästen ausgezeichnet hatte, ernante ihn der Bischof zu Augsburg zu seinem Hof- und Kammermaler, und 1730 wurde er Direktor der Malerakademie. — Bergmüller's meiste Malereien sowol auf Kalk als in Öl, enthalten geistliche Darstellungen, in denen sich ein reiner frommer Sinn äußert. Wenn ihm gleich die Gelegenheit fehlte in Italien zu studiren, so ist seine Zeichnung doch größtentheils richtig, die Stellungen der Figuren sind edel, die Drappirung ist groß, und die Farbengebung, erinnernd an Karl Maratti, angenehm. — Außerdem radirte er auch eine bedeutende Anzahl Blätter in einem malerischen Styl, und gab zwei Werke heraus, das eine unter dem Titel: Anthropometria oder die Natur des Menschen, nach den verschiednen Altern. Augsburg 1723. Fol. Das andre: Geometrischer Maßstab in der Architektur. 1752. Bei seinen radirten Blättern bediente er sich folgendes Zeichens: GB. Sein ältester Sohn Johann Baptist, geb. 1724 wurde ebenfalls ein geschickter Maler; schöne Freskomalereien von ihm befinden sich zu Landsberg in der Klosterfrauenkirche; auch vermehrte er die Anthropometria seines Vaters. Er starb im Jahr 1785. **). (*Weise.*)

Berg-Naphta (Bergbalsam), s. **Erdharz.**

Bergöl, s. **Erdharz.**

Bergolinus, s. **Justinian.**

Bergomum, s. **Bergamo.**

*) Über Bergmanns Leben vgl. *Aurivillii* Orat. parental. in memor. M. Torberni Bergmann. Ups. 1784. 4. Teutsch i. Lor. Crell's chem. Annalen. Helmst. u. Lpz. I. S. 74 ꝛc.

*) Meusel's gel. Teutschl. Alt. Lit. Ztg. Intelligbl. 1803. N. 196.

*) Huber in seinem Handbuch gibt das Geburtsjahr 1678 an. **) S. Biblioth. d. schön. W. Th. 1. S. 156.

Digitized by Google

Bergprofil, s. Profil.

BERGQUARA, ein uralter ansehnlicher Edelhof in Smäland, ¼ M. v. Werid, im Kirchspiel Bergurda; er ist in mehrfacher Beziehung in der Schwedischen Geschichte berühmt geworden †). In der Gegend findet sich ein besonderer weißer Thon. (*v. Schubert.*)

BERGRECHT ist der Inbegrif von Befugnissen und Verbindlichkeiten, welche Gegenstände des Bergwerks oder solche Rechtsgeschäfte betreffen, die in mittel- oder unmittelbarer Beziehung auf den Bergbau und die dazu gehörigen Dinge vorkommen. Es gründet sich auf das Bergregal, oder das Recht des Landesherrn, die in seinen Staten unter der Oberfläche befindlichen edleren Mineralien und Fossilien, entweder für eigne Rechnung, allenthalben, wo sie sich finden, auszugraben, und an den Tag zu fördern, wenn sie nicht schon in ihrem rohen Zustande zum bürgerlichen Verkehr brauchbar sind, von den beigemischten fremden und unedlen Theilen abzusondern, und dadurch ein technisch brauchbares Metall, oder sonst für allerlei Gegenstände taugliches Material darzustellen; oder auch dieses Ausfördern und Zugutmachen Andern zu gestatten. In den ältesten Zeiten des teutschen Bergbaues hatten sich Bergwerksgebräuche und Gewohnheiten gebildet, die von Bergrechtsfreunden zusammen geschrieben und nachher von den Landesherren zu wirklichen geschriebenen Gesetzen erhoben worden sind, wie solches mit dem Iglauer und alten Freiberger Bergrechte *) im 13. Jahrh., der Fall gewesen. Diese merkwürdigen Urkunden des Bergprivatrechts scheinen die Urbegriffe der nach ihnen in allen teutschen Ländern erschienenen Berggesetze und so vieler Bergordnungen zu enthalten **). Das Bergrecht ist hauptsächlich rein teutschen Ursprungs und wenn spätere Bergrechtslehrer darein die Begriffe des römischen und Feudal-Rechts übertragen oder solche schon darin finden wollten, so war dieses, wie sehr leicht gezeigt werden könte, eine unglückliche Idee, die in Folge der Zeit zu mancher Verwirrung in diesem Zweige der Rechtslehre Anlaß gegeben hat.

In rechtlicher und verfassungsgemäßer Hinsicht theilt man den von Privatpersonen betriebenen Bergbau, im Gegensatze des für eigne landesherrliche Rechnung gehenden, in Gesellen- oder Eigenlöhner- und gewerkschaftl. Bergbau. Ersterer ist, welcher 8 oder weniger Theilhaber einer Zeche zählt und letzterer, wo mehr als 8 Theilhaber interessirt sind. Auch unterscheiden sich beide Arten hauptsächlich dadurch, daß bei dem erstern die Theilnehmer sämtlich, oder doch größtentheils, die Bergarbeit betreiben, und sich daher selbst lohnen, welches bei dem letztern nicht der Fall ist.

Die Befugnisse und Verbindlichkeiten, welche Gegenstand des Bergrechts sind, finden sich I. in dem Rechts-Verhältniß des Landesherrn, als oberster Statsbehörde, zu den Bergbautreibenden; II. in den Rechtsverhältnissen der Bergbautreibenden zu einander, und III. in den Verhältnissen der Bergbautreibenden zu dritten Personen, und wir bemerken darüber folgendes:

Zu I. Der Landesherr ist, wie bereits gedacht wurde, vermöge des ihm zustehenden Bergregals befugt, den Bergbau in seinen Staten auf die zu diesem Regal gehörigen Gegenstände und das Hüttenwesen entweder selbst auszuüben, oder dieses Befugniß Andern zu verleihen, und dessen Ausübung zu verstatten.

Zum Bergregal gehören im Allgemeinen alle zur Gewinnung von Metallen und Halbmetallen taugliche Fossilien, alle Edelsteine, alle Arten von Salz nebst den Salzquellen, und alle brennbare Fossilien, mithin Gold, Silber, Quecksilber, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Wißmuth, Zink, Kobalt, Braunstein, Alaun, Vitriol, Steinsalz, Stein- und Braunkohlen, Bernstein, Schwefel, Erdpech und dergl. Jedoch gibt es hievon in einigen Landen und einzelen Provinzen Ausnahmen, und gehört z. B. in Schlesien das Eisen, und in Sachsen Stein- und Braunkohlen nicht zum Bergregal, so wie dies auch in Sachsen in Hinsicht der Edelsteine zweifelhaft ist. Man theilt das Bergregal in das hohe und niedere, und rechnet zu dem erstern Gold, Silber, Salz und Edelsteine, zu dem letztern aber alle übrige Gegenstände. Diese Eintheilung ist insbesondere bei Specialverleihungen des Bergregals von Einfluß.

Der Landesherr gestattet Andern die Ausübung des Bergregals entweder durch Specialverleihung, oder dadurch, daß er den Bergbau ins Freye gibt, d. h. Jedermann unter Beobachtung gewisser Formen und unter gewissen Beschränkungen erlaubt, Bergbau zu treiben. Bei der Specialverleihung bestimt die Verleihungsurkunde die Bedingungen der Überlassung, bei der Freierklärung des Bergbaues aber haben sich die Landesherrn allenthalben, wo solche erfolgt ist, folgende das allgemeine Landeswohl bezweckende Rechte vorbehalten.

1) Die oberste Aufsicht über den gesamten frei erklärten Bergbau in seinem State und die Direction desselben durch Sachverständige. Diese Oberaufsicht und Direction wird ausgeübet entweder, wenn der Umfang des Bergbaues unbedeutend ist, durch die obersten Statsbehörden unmittelbar, oder, wenn der Bergbau ausgebreitet und wichtig ist, mittelbar durch die Ober- und Berg-Ämter. Mehre Bergämter sind einem Oberbergamte untergeordnet und die Aufsicht der Bergämter über den Bergbau ist speciell, die der Oberbergämter aber generell. Die Aufsicht der Bergämter auf den ihnen zugetheilten Distrikt erstreckt sich a) über die Aufnahme neuer oder Wiederaufnahme alter Zechen. Bei den Bergämtern wird die Erlaubniß, Bergbau zu treiben, gesucht und ertheilt. Vgl. Muthung und Verleihung. b) Auf den technischen Betrieb der Grubengebäude. Dieser wird auf jedem Revier speciell durch die Geschwornen geleitet, welche die Steiger, oder Betriebsvorsteher einzeler Gruben, in ihrem Geschäfte unterstützen, und ihre Anwendung in Ausführung bringen müssen. Die Geschwornen müssen die Berggebäude, deren Beaufsichtigung ihnen übertragen ist, fleißig befahren, und den Befund ihrer Befahrungen in ein Journal (Fahrbogen genant), eintragen, welches beim Berg-Amte in Vortrag genommen wird. Die darauf gefaßten Beschlüsse werden sodann durch die

†) S. Tuneld Geographie ꝛc. Th. 2. S. 113.

*) Abgedruckt in Klotzschen's Ursprung der Bergwerke in Sachsen, Chemnitz 1764. **) Ein Verzeichniß dieser Bergwerksgesetze ist in Wagner's Churf. Bergwerks-Verfassung Leipzig 1787 enthalten.

Digitized by Google

Officianten und Beamten zur Ausführung gebracht. Die Geschwornen haben bei ihren Grubenbefahrungen hauptsächlich darauf zu sehen, daß die bergamtlichen Anordnungen, in Ansehung des Betriebes, zur Ausführung kommen, daß Schächte regelmäßig abgesunken, Stollen und Strecken mit gehöriger Höhe und Weite ohne Gesprenge (plötzliche Abweichung von der geraden Richtung, in die Höhe als Tiefe) getrieben, die Abbaue regulär angelegt und die Erze haushälterisch gewonnen und benutzt werden. Den Arbeitern müssen sie die Gedinge machen und den Grubenhaushalt und was dazu gehört, stets im Auge haben. c) Auf möglichst wohlfeile Anschaffung tüchtiger Bergmaterialien. Die Bergbautreibenden haben zwar selbst für die Herbeischaffung der nöthigen Materialien zu sorgen, oder dieselbe durch ihre (gewerkschaftliche) Officianten besorgen zu lassen; da diese Materialien indeß ein wichtiger Gegenstand für den Haushalt, und auch selbst in polizeilicher Hinsicht nicht gleichgiltig sind, so hat das Bergamt darauf zu sehen, daß die Materialien von gehöriger Güte und um die möglichst billigen Preise angeschafft werden, und es darf kein diesfallsiger Handel ohne dessen Zustimmung geschlossen werden, so wie dasselbe auch die angeschafften Materialien vor dem Verbrauch zu untersuchen hat. d) Auf das sämtliche Gruben-Rechnungswesen. In der Regel muß über den Betrieb einer jeden gewerkschaftl. Grube, in vorgeschriebener Form, Rechnung gelegt werden. Das Bergamt läßt diese Rechnungen durch den zur Defectur angestellten Receßschreiber oder Rechnungs-Revisor durchgehen und moniren, die gezogenen Monita werden dem Rechnungsführer zur Beantwortung vorgelegt und in einem besonders dazu angesetzten Termine vom Bergamte entschieden, sodann aber vom Rechnungsführer zur Erledigung gebracht. e) Überhaupt auf den Gruben- und Revier-Haushalt, die zweckmäßige Angabe der Gruben- und Hüttengebäude, die Erhaltung der Gesundheit der dabei angestellten Arbeiter, und die Sicherungsanstalten gegen Gefahren. Dahin gehört auch vorzüglich die Unterstützung einzeler Zechen und Gewerkschaften, so wie der erkrankten, beschädigten, und invaliden Bergarbeiter, und deren hinterlassener Witwen und Kinder, aus den von ihnen dazu abzuführenden Beiträgen, auch wol anderen Zuflüssen, eingerichteten Unterstützungs-Kassen. f) Auf die Besitzungen und den Besitzstand, sowol der Gewerkschaften im Allgemeinen, als der einzelen Gewerke, weshalb diese Besitzungen nebst den Besitztiteln in das sogenante Gegenbuch (man sehe diesen Artikel) einzutragen sind. Letzteres dient auch insbesondere zur Controle der richtigen Einziehung der Zubuße und Vertheilung der Ausbeute. g) Auf Ausübung der Bergpolizei und Disciplinar-Gewalt auf den Gruben, den Hütten, und den zu solchen gehörigen Gebäuden.

Bei Freierklärung des Bergbaues hat sich der Landesherr 2) vorbehalten die Abgaben des Zehenten von allen ausgebrachten Bergwerks-Produkten. Ursprünglich, bei der in dem Iglauer und alten Freiberger Bergrechte beschriebenen Urverfassung des Bergbaues, als es dem Landesherrn frei stand, bei fündig gewordenen Zechen entweder den 10., kostenfrei, von allen Bergprodukten zu nehmen oder die 3. Schicht mitzubauen d. i. als Gewerke zum 3. Antheile der Zeche einzutreten, mochte der Genuß des Zehenten wol als eine Entschädigung des Landesherrn für den frei erklärten Bergbau, wofür ihn die Rechtslehrer halten, gelten können. Heut zu Tage ist aber der Genuß des Zehenten wol weniger unmittelbarer als vielmehr mittelbarer Vortheil des Landesherrn, indem er nicht immer voll entrichtet und durch Besoldung der königl. Bergbeamten sehr vermindert und da letztere zum Vortheile der Gewerken da sind, von den Bergbautreibenden doch mittelbar wieder genossen wird. Es ist hievon zu merken: a) daß, nach §. 100 Tit. 16. Th. 2. des Allg. preuß. LR. der 10. entweder in natura oder nach dem Verkaufspreis der Produkte in baarem Gelde bezahlt und angenommen werden muß. b) Daß bei metallischen und mineralischen Werken, wenn die Bergwerksprodukte erst durchs Feuer oder andere Vorrichtungen verkäuflich gemacht werden müssen, vom 10. die Aufbereitungs-Kosten pro rata abgezogen werden dürfen. Allg. pr. LR. §. 101. l. c. c) Daß in Sachsen, in der Regel, nur von Ausbeut- und Eisenstein-Gruben der volle 10. und zwar, laut Declaration vom 10. Juni 1765. §. 8 seq. stets im baarem Gelde, nach gewissen bestimten Sätzen, oder nach dem Verkaufspreise dergestalt genommen wird, daß von den ausgebrachten Produkten der 20. und von der vertheilten Ausbeute, zu Erfüllung des Zehenten, wiederum der 20., vom Eisensteine aber der volle 10. verrechnet und genommen werden soll. d) Daß zuweilen, vermöge landesherrl. Begnadigung oder bestehender Verträge, statt des Zehenten ein gewisser Abtrag entrichtet wird. e) Daß, nach dem preuß. LR. §. 102. l. c., wo nicht Provinzial-Gesetze ein Anderes bestimmen, die Bergbauenden, den Steinkohlen-Bau ausgenommen, und in Sachsen, wenn alte Bergzüge wieder aufgenommen werden, laut Bergdecret von 1624. §. 7., sich einer Zehenten-, und resp. 20ten Befreiung auf 6 Jahre zu erfreuen haben, wenn nicht die Grube in dieser Zeit zur Ausbeute gelangt. f) Daß der 10. und 20. sich eines Vorzugsrechts bei Concursen der Grubengebäude zu erfreuen hat. conf. LR. §. 342. l. c. und Sachs. B. P. Mandat von 1713.

3) Die Entrichtung der Quatember- und Receß-Gelder. Es ist dieses eine Abgabe der Zechen, die mit dem Concessionsgelde die meiste Ähnlichkeit zu haben scheint, und zu Unterhaltung des Bergamts, für die Erlaubniß ein Bergwerkslehn, worüber unter den Worten Muthung und Verleihung das Nöthige gesagt werden soll, bebauen zu dürfen, quartaliter entrichtet wird. Der Betrag derselben ist sowol im Allgemeinen, als je nachdem verliehenes Bergwerks-Eigenthum wirklich bebauet, oder nur in Fristen erhalten wird, verschieden und wird durch die Provinzial-Verordnungen bestimt; es gilt hiebei nur als allgemeiner Grundsatz, daß wenn diese Abgabe binnen Jahres-Frist unbezahlt gelassen wird, das verliehene Bergwerks-Eigenthum wieder in das landesherrliche Freie fällt, d. h. daß der Beliehene seines Eigenthumsrechts verlustig wird, und dasselbe einem Andern verliehen werden kann.

4) Den Vorkauf aller Metalle. Nach dem preuß. LR. §. 96. l. c. übt der Landesherr, wegen des ihm zustehenden Münzregals, bei Gold- und Silber-Berg-

Digitized by Google

bau den Vorkauf aus. Der Verkauf der übrigen Metalle und Mineralien aber, mit Ausnahme der rohen Bergwerksprodukte, die ohne Erlaubniß des Stats nicht außer Landes verfahren werden sollen, ist frei gegeben. Seitdem in Sachsen eine landesherrl. Schmelzadministration hergestellt ist, wird mit dem Erzkaufe auch zugleich das Metall-Vorkaufsrecht ausgeübet. — Nach der angezogenen Declaration von 1765. §. 14. ist auch der Kupferverkauf gegen ein Vorkaufgeld von 2 Thlr. p. Centner den Gewerken frei gegeben worden.

5) Das Recht der Berggesetzgebung und 6) die Berggerichtsbarkeit. Verhandlungen über Bergwerkssachen, in sofern sie Gegenstand der freiwilligen oder streitigen Gerichtsbarkeit sind, können unstreitig von keinem Richter geschwinder und richtiger entschieden und expedirt werden, als von demjenigen, der Bergwissenschaft mit Bergrechts-Kentniß verbindet. Daher haben fast alle Staten, deren Bergbau für frei erklärt ist, besondere Gerichte, (als forum privilegiatum oder forum speciale causae) über Berg- und Hüttensachen bestellt und die Administration dieser Gerichte Männern anvertraut, von welchen vorauszusetzen ist, daß ihnen genaue Kentniß von Bergsachen und des Bergrechts nicht abgeht. Die Ausdehnung der Berggerichtsbarkeit ist nach den Gesetzen und der Verfassung jedes einzelnen Landes verschieden. In Sachsen verbreitet sie sich über alle Gegenstände und Personen, welche zum Bergbau gehören, und damit in Verbindung stehen, in bürgerlichen und peinlichen Fällen, mögen nun die streitigen Sachen den Bergbau selbst, die dazu gehörigen Gebäude, die Gerechtsame der Bergbauenden gegen einander und gegen dritte Personen, die zu entrichtenden Abgaben, den Betrieb des Bergbaues und die Dienstverhältnisse der Bergbeamten und Arbeiter, oder auch die Privatverhältnisse der letztern betreffen, insofern nicht diesfalls der dingliche Gerichtsstand wegen einer Privatbesitzung eintritt. In den preuß. Staten beschränkt sich diese Gerichtsbarkeit nach dem neuen Edikte vom 21. Febr. 1816 in streitigen Fällen auf den Betrieb des Berg- und Hüttenwesens, die ertheilten Bergverleihungen, die Ausführung der Berg- und Hütten-Arbeiten, die ökonomischen den Berg- und Hüttenbau unmittelbar angehenden Verhältnisse der Gewerkschaften, und die Amts- und Dienstverhältnisse der Beamten, und in Fällen der freiwilligen Gerichtsbarkeit auf die wirklichen Berg- und Hüttenwerk-Antheile, und die Verpfändungen und Veräußerungen derselben.

Die Ausübung der Berggerichtsbarkeit geschieht in Sachsen durch das Berg-Amt selbst, und namentlich der Bergmeister und Bergschreiber, in Preußen durch das dem Berg-Amte beigeordnete Berggericht, und findet in dem letztern State das gewöhnliche, durch die allgemeine Gerichtsordnung in allen bürgerlichen Processen vorgeschriebene Verfahren, in Sachsen aber ein besonderes durch ein Mandat vom 26. Aug. 1813 geregeltes Verfahren Statt.

Zu II. Die Rechtsverhältnisse der Bergbautreibenden zu einander finden sich unter den Worten: Muthung; Kux; Stolln, Stollngerechtigkeit.

Zu III. Die Rechts-Verhältnisse der Bergbautreibenden zu dritten Personen. Diese 3. Personen sind hauptsächlich die Grundbesitzer und Bergleute.

Über Entschädigungen der Grundbesitzer befindet sich das Erfoderliche unter dem Worte Kux, wo von den Ackerentschädigungen im Zusammenhange mit den Frei- und Erb-Kuxen gehandelt wird.

Von den Berg- und Hüttenarbeitern, über welche dem Bergamte das Recht zustehet, sie nach Befinden anzunehmen und wegen Mangel an Bergarbeit oder eines begangenen Vergehens halber, wieder abzulegen, können die Bergbautreibenden und Zechenbesitzer fodern, daß diese ihre Schichten gehörig verfahren, treu und fleißig sind. Sie haben aber auch gegen diese die Verbindlichkeit a) ihnen ihren Lohn in baarem Gelde, nicht aber in Erzen, Materialien oder Lebensmitteln zu reichen; b) sich der in ihren Diensten erkrankten Bergarbeiter anzunehmen; c) ihnen bei einer Zubuß-Verlags- oder Freibauzeche im Erkrankungsfalle das Lohn auf 4 Wochen, bei einer Ausbeutzeche aber auf 8 Wochen, wenn die Krankheit so lange dauert, zu reichen ***). In Sachsen genießen die Bergleute überdem noch d) das Privilegium nicht zu Soldaten genommen werden zu dürfen, e) das Privilegium von Quatember- und Contributions-Steuern befreit zu seyn †). (*Weiss.*)

BERGREICHENSTEIN (Oberreichenstein, auch Berg schlechtweg genant, Kassparsky Hory), königl. Bergstadt und Herrschaft in Böhmen, Prachiner Kreises, am Fuße des Böhmerwaldes, 16 M. von Prag, mit 200 Häusern, 1500 Einwohnern und 1 Pfarre; durch seinen ehemaligen Bergbau auf Gold berühmt; jetzt nähren sich die Einwohner von Weberei, Spinnerei und Glashandel. In der Nähe ist eine Papiermühle und Glashütte. (*André.*)

BERGSEIFE. Man bezeichnet damit ein Fossil, das ehemals bei Olkutz in Polen gefunden worden seyn soll. Es komt von pechschwarzer Farbe, amorphisch, mit mattem feinerdigen Bruche, undurchsichtig, sehr weich, vollkommen milde und leicht zersprengbar vor, wird durch den Strich fettig glänzend, färbt nicht ab, schreibt aber, fühlt sich sehr fettig an, hängt stark an der Zunge und ist leicht, beinahe nicht sonderlich schwer. — Man hat an mehren Orten, wie in Cornwallis in England, bei Krems in Östreich, in Mähren, bei Artern, Arnstadt und Waltershausen in Thüringen, Fossilien gefunden, von denen es ungewiß ist, ob sie der Bergseife oder dem Bol angehören; indeß ist noch zweifelhaft, ob nicht die echte Bergseife selbst, als eine besondere Abänderung des Bols oder der Walkerde zu betrachten seyn möchte. Die Bergseife von Waltershausen bildet ein Lager unter der Dammerde, dem Töpferthon untergeordnet, und ist häufig mit Pflanzenwurzeln durchwachsen. Nach Ficinus *) enthält sie: 41,7 Kieselerde, 15,7 Thonerde, 22,7 Wasser,

***) ApLR. Th. 2. Tit. 16. §. 213 seq. Hertrich's Bergbuch sub voc. Lohn §. 1 seq. †) Vgl. Wagner's Churs. Berawerkserfassung. S. 70 ff.

*) Auswahl aus d. Schrift der Wernersch. mineral. Ges. zu Dresden, 2r Bd. S. 197.

Digitized by Google

10,0 Eisenoxydul, 1,0 Kalk, 3,0 Talkerde, 3,0 Manganoxyd. (*Germar.*)

BERGSKLÅFVA, ein hoher Berg in der schwedischen Landschaft Bohus, mit einer gewaltigen Spalte, die von oben bis unten den Berg in zwei große Hälften theilt (nach Tuneld). (*v. Schubert.*)

BERGSTADT (**Horny-miesto**), ein Städtchen in Mähren, Olmützer Kreises, zur Herrschaft Janowitz (Johnsdorf) gehörig, mit 150 Häusern, 1000 Einwohnern und einer Pfarre. Sie hatte ehedem wichtige Bergwerke. (*André.*)

Bergstadtl im Taborer Kreise, s. **Ratiborzix.**

BERGSTADTL unsrer lieben Frauen (**Frauenstadtl, Montes Mariani**), ein uraltes, königliches befreites Bergstädtchen in Böhmen, Prachiner Kreises, mit 60 Häus. und einer Pfarradministratur, 1½ St. von Schüttenhofen und 15 M. von Prag. (*André.*)

BERGSTRASSE. Die Bergstraße (**Strada montana, platea montana**), ist eine größtentheils ebene, am Fuße der Odenwaldischen Gebirge hinlaufende, auf 6 Meilen Wegs, von Bessungen (bei Darmstadt) bis Heidelberg sich erstreckende, breite, mit hohen Nuß- und andern Obstbäumen auf beiden Seiten besetzte chaussirte Landstraße, welche schon den Römern bekant war, und den römischen Kaisern Probus, Gratian und Valentinian ihren Ursprung zu verdanken haben soll. Daß sie aber schon zu Bessungen, und nicht erst zu Zwingenberg, wie man gewöhnlich angibt, ihren Anfang nehme, lehrt uns schon eine alte Urkunde vom Jahre 1002 [1]). Diese Bergstraße nun hat dem ganzen umliegenden Lande ihren Namen mitgetheilt. Man ist daher schon lange gewöhnt, sich unter dem Namen der Bergstraße ein Land vorzustellen, das unter die schönsten und fruchtbarsten von Teutschland gezählt, und von den Reisenden mit den schönen Gefilden Italiens verglichen wird. Mehre Geographen nennen es daher das Paradies von Teutschland [2]). — Am fruchtbarsten und schönsten ist die Bergstraße eigentlich von Zwingenberg bis über Weinheim, wo die nahgelegenen Berge und Hügel größtentheils bis an ihre Spitze mit Weinreben, Mandeln und Obstbäumen bepflanzt sind, und entzückend ist die Ansicht im Frühjahre, wenn die Mandeln- und Pfirsichbäume blühen. Um die ganze Gegend etwas näher kennen zu lernen, fangen wir bei Heidelberg an. Kaum haben wir die schöne steinerne Brücke über den Neckar daselbst verlassen, so befinden wir uns auch schon auf der Bergstraße und sehr bald in dem von Weinlauben und Gärten völlig umgebenen Dorfe Neuenheim. Im Schatten hoher Wallnuß- und anderer Obstbäume zieht nun die Straße nach Handschuchsheim, einem großen und nahmhaften Pfarrdorfe oder Flecken am nördlichen Fuße des Heiligenberges, mit zwei alten Burgen der Ritter von Handschuchsheim [3]). Hier reifen die ersten und die meisten Kirschen an der ganzen Bergstraße und bis nach Frankfurt, und die edelsten Gemüsarten werden hier und in Neuenheim gezogen. Eine halbe Stunde weiter liegt zur rechten Seite der Bergstraße, ans Gebirg angelehnt, das ansehnliche Pfarrdorf Dossenheim mit den Trümmern der alten Schaumburg, dem ehemaligen Sitze der berühmten Dynasten von Schaumburg. — Auf zweien fast gleichgeformten Waldhöhen oberhalb dieses Dorfes, so wie bei Handschuchsheim und dem folgenden Schrießheim gerathen die Kastanien sehr gut. — Noch ¼ St. weiter, und man gewahret rechts auf einem kegelförmigen Berge die Stralenburg und gleich dabei den großen Marktflecken (ehemalige Stadt) Schrießheim mit einem alten römischen Todtenhause, aus einem **Columbario, Sacello** und **Triclinio** unter der Erde bestehend. Die Landstraße berührt nur einige Häuser von Schrießheim. Hier sieht man sehr deutlich in der Entfernung von einer halben Stunde die gothischen Thürme der uralten Stadt Ladenburg und den Neckar. — Auf der Landstraße selbst komt man nach ¼ Stunden bei dem rechts am Gebirge angelehnten freundlichen Leutershausen vorbei, und bald darauf zu den Pfarrdörfern Großsachsenheim, und Hohensachsenheim, welches letztere aber etwas weiter von der Straße entfernt ist, und zu seinem nächsten Nachbar das Pfarrdorf Litzel- oder Kleinsachsenheim hat, welches gleichmäßig ans Gebirg sich anlehnt [4]). Der Weg zieht sich nun mühsam in die Höhe und gewährt eine freie, überaus schöne Aussicht nach dem Rhein und Neckar. — Auf ¼ Stunde links von Großsachsenheim liegt das schöne Pfarrdorf Heddesheim. Auf der Landstraße aber gerade fort komt man in 1 Stunde nach Weinheim, einer ziemlich beträchtlichen alten Stadt, welche amphitheatralisch auf und an einem Berge erbaut ist. Von dem ehemaligen Karmeliterkloster hat man eine unvergleichliche Aussicht. Noch schöner ist diese bei den Ruinen der alten Burg Windeck, hinter der Stadt auf einem weinreichen Bergrücken. Die Gegend um Weinheim ist der schönste und fruchtbarste Punkt an der Bergstraße.

In dem nördlichen Theile der Stadt passirt man eine Brücke über die Weschnitz, ein Flüßchen, das von

1) (Bei *Schann. hist. Worm. in prob. p. 34.*), worin die Gränzen des königlichen Bannforstes Forehahi (Forenhayn), unter andern, also sich ausdehnen: **ad Ecclesiam, quae est in Bezeingun** (Bessingen) **sita, hinc rectam montanam plateam ad Herbestat** (Eberstadt), **ab Herbestat per rectam montanam plateam ad Basinesheim** (Bensheim) **etc.** 2) Wahr und schön sagt Wenk in der hessischen Geschichte, II. 151. „Es würde vergeblich und außer der Sphäre eines Geschichtschreibers seyn, — diese Schönheit auch nur unvollkommen zu schildern. Man muß den wilden Anblick der Natur, durch so viele verfallene Schlösser noch wilder, die unaufhörlichen Schattirungen in unzählige Winkel gekrümter, oben mit Wäldern, unten mit fruchtbaren Saaten und Weinreben überdeckter Berge, zu ihren Füßen das Land unter dem reichen Wechsel von Dörfern (und Städten), wie ein grünender Garten verbreitet, und vom Rhein durchschlungen, beinah von jedem Hügel den Ausblick in die unabsehbaren Ebenen der Pfalz und übrigen Rheinischen Länder bis zum Donnersberg und den fernern Gebirgen hinter Mainz hin — man muß das alles selbst sehen, um hier die Natur im Feyerkleide zu fühlen."

3) Im Oktober 1795 wurden bei diesem Flecken die Franzosen von den Östreichern geschlagen. 4) Diese drei Orte werden im gemeinen Leben und nach altteutscher Mundart Groß-, Mittel- und Litzelsassen genant. Ihren Ursprung verdanken sie, wie man sagt, Karl dem Großen, der eine Kolonie Sassen oder Sachsen dahin verpflanzte.

Digitized by Google

Birkenau her durch ein wild-romantisches Thal herab komt, und bei der ehemaligen Veste Stein in den Rhein fällt. Eine halbe Stunde von Weinheim erreicht man das kleine Dorf Sulzbach, und bald hierauf den Flecken Hemsbach mit einer alten Burg der Bischöfe von Worms. Eine halbe Stunde von da zieht die Landstraße mitten durch das Pfarrdorf Unterlaudenbach, welches den besten Wein an der Bergstraße erzeugt, und zugleich das Großherzogthum Baden gegen das großherzoglich-hessische Gebiet von dieser Seite schließt [5]).

Kurz vor Laudenbach steigt der Weg über einen mäßigen Hügel, an welchem die Gränzpfähle stehen. Hier ist abermals ein überaus schöner Standpunkt zur freien Aussicht. Nach einer starken halben Stunde gelangt man zu der kleinen aber weitläufig gebaueten alten Stadt Heppenheim, welche Karl der Große, samt dem Königshofe und der Hauptkirche daselbst im J. 773 dem in der Nähe befindlichen berühmten Kloster Lorsch schenkte.

Auf einem nahgelegenen, fast ringsum mit Weinreben bepflanzten Berge, Burgfelden genant, sieht man die Ruinen des alten berühmten Bergschlosses Starkenburg, wovon gegenwärtig eine ganze Provinz des Großherzogthums Hessen den Namen des Fürstenthums Starkenburg führt. Eine Stunde von Heppenheim zieht die Straße durch die kleine Stadt Bensheim, welches durch sein reges Leben, starken Verkehr, das Alterthümliche seiner Bauart, seine zertrümmerte Befestigungen, hohe Mauern und Thürme, und die tiefen Gräben viel Anziehendes gewährt (s. oben). Eine starke Viertelstunde von Bensheim zieht von der Straße durch ein langes Thal hin der Kurort und das Dorf Auerbach mit schönen Lustanlagen in seiner Nähe, und den Ruinen des Bergschlosses Auerberg, bei welchen die Kunst durch mannigfaltige schöne Anlagen der ohnehin reichen Natur sehr glücklich zu Hilfe gekommen ist. ¼ St. weiter gelangt man zu dem Städtchen Zwingenberg, das die schöne Bergstraße schließt; denn was davon bis Bessungen noch folgt, verdient dieses Beiwort nicht mehr; die schöne Natur hört dort allmälig auf und die ermüdende Sandebene beginnt. Gerade oberhalb dieses Städtchens gewahrt man auf einem hohen Berge einen weißen Thurm, und dieser bezeichnet uns den sogenanten Melibocus, eigentlich der Malchenberg, wie er genent werden muß, einen der höchsten dasiger Gegend. Auf demselben hat man von einer Höhe zu 1550 pariser Fuß die freieste und reichste Aussicht über die ganze Gegend, besonders über den jenseitigen Wonnegau. — Auf einem etwas niedern Berge sieht man im Gebüsche versteckt die Ruinen des Alsbacher — eigentlich Bückenbacher Schlosses. — In dem Pfarrdorfe Bückenbach selbst, 1 Stunde von Zwingenberg, sieht man an der Landstraße das herrschaftliche Schloß, welches dermalen ein Militärhospital ist. In der Nähe dieses Ortes findet man die Ruinen der alten Ritterburgen Tannenberg und Darberg, nebst jenen des Klosters Heiligenberg (**mons S. Felicitatis**), und an der alten Straße liegen die Pfarrdörfer Alsbach, Seeheim und Jugenheim. — Von Bückenbach geht man auf schnurgeradem Wege durch einen finstern Förenwald nach dem Pfarrdorfe Eberstadt, anderthalb St. von ersterem Orte. In der Ferne sieht man am Gebirge die Ruinen der alten Ritterburg Frankenstein, wovon das freiherrliche Geschlecht von Frankenstein seinen Namen führt.

Gleich dabei ist das kleine Dorf Malchen mit einer vortreflichen Leinwandbleiche. — Von Eberstadt führt wieder die gerade Landstraße durch den Förenwald, die Tanne genant, nach Bessungen (s. d. Art.), womit sich zugleich die urkundliche Bergstraße schließt. In einer Viertelstunde von da befindet man sich in dem schönen Darmstadt [6]). (*Dahl.*)

BERGSTRÄSSER (**Joh. Andreas Benignus**), Konsistorialrath, Professor und Rektor des Gymnasiums zu Hanau, geb. d. 21. Dec. 1732 zu Idstein, wo sein Vater Stadtschreiber, sein Großvater aber ein berühmter Kunstbüchsenmacher war. Bis ins 18. Jahr besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, und bereitete sich dann zu Jena und Halle, wo er mehre Jahre am Waisenhause lehrte, zur Bekleidung eines Schulamtes vor. Nach einem dreizehnmonatlichen Aufenthalte in Holland, wurde er 1760 Rektor an dem evangelisch-lutherschen Lyceum zu Hanau, erhielt 1775 den Rang und Karakter eines ordentlichen Professors der Philosophie, wurde 1784 zugleich Konsistorialrath, und starb den 24. Dec. 1812. Bergsträßer war ein fleißiger und gelehrter Schulmann von ausgebreiteten Kentnissen, auch außer den Fächern der eigentlichen Schulwissenschaften, und in diesen Beziehungen unter andern auch als Mathematiker, Naturforscher und besonders als Entomolog durch eigene Beobachtungen und Erfindungen rühmlich bekant. In seinen zahlreichen kleinen Schulschriften finden sich mancherlei durchdachte Vorschläge und nützliche Bemerkungen über Schulen, Erziehung und Unterricht, besonders auf gelehrten Lehranstalten, z. B. Vorschläge zur lateinischen Erziehung. Hanau 1775. 4. Einige Vorschläge zu einer allgemeinen Schulreformation. 1777. 4. Beispiel einer Phraseologie, wie sie vielleicht in Schulen nicht nur zu

5) Zwischen Laudenbach und Hemsbach bezeichnet links, in einen der alten Nußbäume eingegraben, ein Kreuz die Stelle, wo vor wenigen Jahren zwei Schweizer Kaufleute durch Straßenräuber erschlagen wurden. Letztere haben zu Heidelberg auf dem Blutgerüste ihre wohlverdiente Strafe erhalten.

6) Die ganze Bergstraße mit allen daran befindlichen Städten, Flecken, Dörfern, Schlössern, alten Burgen und einzelen Häusern findet man, vortreflich und höchst genau gezeichnet, auf der großen Haafischen Situationscharte, und namentlich auf dem 1n, 2n, 11n und 8n Blatte. Im Zusammenhange sieht man sie auf der Haafischen Spezialcharte vom Odenwalde ꝛc., welche sich, als sehr mißrathener Nachstich und Nachdruck, bei der schönen Schrift der Frau von Chezy, Gemälde von Heidelberg, Mannheim ꝛc. 1816, befindet. — Ansichten von einzelen Städten an der Bergstraße sieht man in Zeiler's Topographie der Rhein. Pfalz und des Landes von Hessen. Malerische Ansichten von der Bergstraße, nach der Natur gezeichnet und radirt von J. Roux, wird die Engelmann'sche Buchhandlung in Heidelberg herausgeben. Kleine Ansichten von dem Auerbacher alten und neuen Schlosse (eigentlich vom Schlosse Auerberg und dem Fürstenlager zu Auerbach), von der Starkenburg und dem Alsbacher oder Bückenbacher Schlosse, von einem Theile von Weinheim, desgleichen von Zwingenberg und dem Melibokus (Malchenberg), von dem Schlosse Frankenstein und der Burg Stralenberg findet man in dem Darmstädter Hofkalender, und zwar in den Jahrgängen 1810, 11, 12, 13, 14, 15 und 17, wovon die meisten schön bearbeitet sind.

Digitized by Google

dulden, sondern einzuführen wäre, wenigstens in den beiden obern Klassen. Hanau 1789. 8. u. e. a. Seine lateinischen Schulschriften zeichnen sich überdies durch einen echt römischen Styl aus. Ein sehr umfassendes literarisches Unternehmen war sein „Gesammeltes, vermehrtes und berichtigtes Realwörterbuch über die klassischen Schriftsteller der Griechen und Lateiner, beides der heiligen und profanen, in Erläuterung der dahin gehörigen Künste und Wissenschaften," wovon 1772 zu Halle in gr. 8. der erste, und 1781 der siebente und letzte Band erschien, der aber nur bis Equus reichte. Das Unternehmen war nicht ohne Verdienst, aber das Werk hatte einen Plan und Umfang, den ein Mann unmöglich zu überschauen im Stande war, ohne in mannigfaltige Fehler zu gerathen. In eben diese Zeit fallen seine entomologischen Arbeiten, die mit verdientem Beifalle aufgenommen wurden, als: Abbildungen und Beschreibungen der Insekten in der Grafschaft Hanau-Münzenberg. 3 Jahrgänge. Hanau 1777 — 79. mit 72 illum. Kupfertafeln 4. Abbildung und Beschreibung aller europäischen Tagfalter; erste Lieferung mit 34, zweite Lief. mit 24 erleuchteten Kupfertafeln, für Liebhaber, welche die Nomenclatur der hanauischen Insekten nicht besitzen, besonders herausgegeben. Ebend. 1779. 4. **Icones Papilionum diurnorum, quotquot adhuc in Europa occurrunt, descriptae ad Linnaeorum et Fabriciorum Systemata tum illustranda, tum amplificanda. Decuria I. II. ib. eod. Decuria III. ib. 1782. 4. maj.**; zugleich mit teutschem Text. Auch in den Schriften der berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde, deren Ehrenmitglied er seit 1777 war, und im hanauischen Magazin finden sich von ihm Beiträge zur Insektengeschichte. Als Herausgeber der seit 1781 zu Frankfurt am Main herauskommenden neuen Übersetzungen der römischen Klassiker, edirte er ein Museum der neuesten teutschen Übersetzungen, und andrer in die Archäologie der Griechen und Römer einschlagenden Materien und Denkmäler. 4 Stücke. Frkft. a. M. 1781 — 83. 8., bei dem man eine gute Auswahl der Materien, und der aufgenommenen Probe-Übersetzungen sehr vermißte. Er selbst übersetzte die Biographien des Kornelius Nepos. Frkft. a. M. 1782. 8., die aber erst in der dritten Ausgabe (durchaus umgearbeitet von Nik. Gottfr. Eichhoff) Frkft. a. M. 1815. 8. den Foderungen der Kenner und des guten Geschmacks entsprachen. Die zahlreichen Anmerkungen, welche Bergsträßer seiner Übersetzung beifügte, sind für Schulmänner sehr brauchbar, und in der Vorrede gibt er einige Proben, den Nepos schon gebildeteren Schülern zu erklären, die von einem genauen Studium des Schriftstellers zeugen. Er bemerkt dabei sehr richtig, daß Nepos nicht sowol von Anfängern gelesen werden sollte, als von jungen Leuten, die schon Sinn für die Schönheiten seiner einfachen, edlen und ausgebildeten Erzählungs- und Darstellungsart haben. Außer den alten Sprachen lehrte Bergsträßer am hanauischen Gymnasium auch Algebra, Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie, und zog nicht nur brauchbare Feldmesser, sondern erweckte auch gute Köpfe zu gelehrterem mathematischen Fleiße, die sich nachher als Mathematiker Ruhm erwarben, z. B. Langsdorf, Kopp u. a. Anfangs bediente er sich bei seinem Unterrichte Wolfs Auszug, dann legte er Ernesti's Initia doctrinae solid. zum Grunde, und zuletzt schrieb er, nach Anleitung des letztern eine Elementar-Geometrie. Frkft. a. M. 1789. 8. Die Elementar-Algebra. Ebend. 1779. 8. Die Decimalbrüche und Logarithmen. Hanau 1789. 8.; Lehrbücher, die den Kentnissen des Verfassers Ehre machten. Einen großen Aufwand von Mühe und Zeit verwendete der unermüdet thätige Mann auf die Synthematographik, d. h., wie er sich selbst darüber erklärt, „eine Kunst oder Anweisung, nach verabredeten Signalen, eben so gut zu schreiben, wie man die artikulirten Töne einer Sprache zu Papiere bringt." Er gab über diese seine Erfindung folgende ausführliche Werke heraus: Erste Sendung über sein am 21. December 1784 angekündigtes Problem einer Korrespondenz in ab- und unabsehbaren Weiten der Kriegsvorfälle, oder Synthemathegraphik; ein Schreiben an den Prinzen Ferdinand, Herzogen zu Braunschweig und Lüneburg. Hanau 1785; 2. bis 5. Sendung. Eb. 1785 — 1788. 8. mit Kupf. Über Signal-Order und Zielschreiberei in die Ferne, mit neuen Angaben und 13 Kupfertafeln; oder über Synthematographe und Telegraphe in der Vergleichung. Frkft. a. M. 1795. 8. Übersichten und Erweiterungen der Signal-Ordre und Zielschreiberei in die Ferne, oder neue Synthemathographe und Telegraphe, mit 16 Kpf. Lpz. 1795. 8. Der Erfolg entsprach zwar den Erwartungen nicht, welche Bergsträßer erregt hatte, aber unbestritten bleibt ihm das Verdienst, zur Auflösung des Problems etwas geleistet zu haben. Seine Methode, sagt ein einsichtsvoller Beurtheiler derselben *), ist im Ganzen sehr sinnreich und wohl ausgedacht, auch höchst mannigfaltiger Abänderungen und Versteckungen des Schlüssels fähig, verdient also in dieser Rücksicht allen Beifall, und als Schreibart in Schiffern, sicher vor manchen andern ungleich verdickeltern, und leichter zu entziffernden, bei weitem den Vorzug. Ob sie aber der eigentlichen Bestimmung ihres Erfinders gemäß bei Armeen und Flotten für Signale angewendet werden dürfe? und ob nicht Armeen, wenn sie je dergleichen gebrauchen sollten, eben so wie Flotten jetzt wirklich thun, den vom Verf. sogenanten Ordrebüchern den Vorzug geben würden; das scheint beinahe keinem Zweifel unterworfen zu seyn. Höchstens würde sie in einzelen Fällen mit Nutzen anwendbar seyn, wo die Ordrebücher nicht zureichten" **). (*Baur.*)

Bergtheer, s. Erdharz.

BERGU, eine beträchtliche Landschaft im östlichen Sudan, im N. an Burnu, im O. an Darfur, im S. an Wadey, im SW. an Metko, im W. an Begherme gränzend und vom Flusse Missetad im SW. bewässert, aber bei weitem nicht so fruchtbar als Burnu, von welchem sein Häuptling ein Vasall ist. Es produzirt indeß Durra und Hirse, wovon man Brantwein abzieht, und führt eine große Quantität von Natrum und einige an-

*) Allg. Lit. Ztg. 1789. No. 312. Vgl. Gött. gel. Anz. 1795. St. 19. S. 190. und C. F. Lehmann wider die Zeichensprache d. Hrn. Bergsträßer und die Geschwindpost Linguets. Danzig 1795. 8. m. Kpf. **) Strieder's hess. Gel. Geschichte, 1. Bd. 361—370. und das Register beim letzten Bande. Meusel's gel. Teutschl.

Digitized by Google

dere Artikel nach Kahira. Die Hauptstadt soll Hara oder Wara heißen. (*Hassel.*)

BERGUES (niederländisch **Wynoxbergen**), Stadt und der Sitz eines Handelsgerichts im Bezirk Dunkerque des franz. Dep. Norden. Sie liegt (Br. 50° 57′ 43″ L. 20° 6′ 11″) am Fuße eines kleinen Hügels an der Colme, ist mit Festungswerken umgeben, aus welchen 4 Thore führen, und hat zu ihrer Vertheidigung die 3 Forts Lapin, Suisse und St. François, welches letztre an dem Kanale steht, der diese Stadt mit Dunkerque in Verbindung setzt. Das Innere ist schlecht gebaut; die Straßen enge und krumm, die Kirchen ohne Geschmack, und 950 Häuser schlecht von Back- und andern Steinen aufgeführt. Die 5667 Einw. nähren sich von einigen Gewerben, worunter 1 Zuckersiederei, 1 Salzraffinerie, mehre Brennereien, Töpfereien und Stärkefabriken, von der Spitzenklöppelei, mit dem Marktverkehre und dem Handel mit Korn, Vieh, Butter und Käse, wie denn die in der Umgegend gemachten Käse, die den Holländischen gleichen, sehr geschätzt werden. (*Hassel.*)

BERGULE auch **Bergulan**, im Itin. Hieros. verschrieben Virgolan, eine Stadt in Thrakien, nach Ptol. III, 11. unter 54, 30:43, nach dem Itin. Ant. 14 Mill. von Drizipara oder 30 Mill. von Tzurulum, das heutige Burgas, vom Kaiser Arkadios verschönert, und Arkadiupolis benant, Cedren. p. 2669, nach Hierocl. p. 632 Bischofssitz. (*Ricklefs.*)

BERGUM, Dorf mit 1200 Einw. im Distr. Leeuwarden, in der niederl. Prov. Friesland, von welchem ein See und eine Haide den Namen führen. (*Hassel.*)

BERGVIKEN, ein See in der schwedischen Provinz Helsingland, zwei schwedische Meilen lang und ½ Meile breit; er liegt mehr denn 80 Ellen höher als das Meer. (*v. Schubert.*)

BERGWERK, teutsches Pfarrdorf in der eisenburger Gespanschaft in Niederungern, jenseits der Donau, größtentheils von Bergknappen bewohnt. Zwar sind die meisten Bergwerke dieser Ortschaft längst eingegangen, aber mehre Einwohner legten sich auf die Bereitung des Scheidewassers, das von ihnen selbst durch Ungern und Steiermark zum Verkauf auf dem Rücken getragen wird, daher man sie gewöhnlich Buttenträger nent. (*Rumy.*)

Bergwerke, s. Bergbau und vgl. die einzeln Länder und Orte.

BERGWERKSMÜNZEN, in des Wortes weitestem Sinne, sind alle Schaumünzen, die auf Anlässe, welche der Bergbau darbot, Bezug haben; doch versteht man zunächst die Schaumünzen darunter, welche aus dem ersten Metalle neuangelegter Gruben gewonnen und meistens mit einem dies andeutenden Stempel bezeichnet wurden. Dann unterscheidet man sie von Ausbeutemünzen, welche aus dem Gewinne vorzüglich metallreicher Gruben geprägt werden (M. s. diesen Artikel). In früherer Zeit hat man diesen Unterschied jedoch nicht anerkant; und namentlich weiß Joh. G. Bidermann in seinen sechs Abhandlungen von den Bergwerksmünzen, die er als Schulprogramme zu Freiberg 1753—59 schrieb, noch nichts von dieser Eintheilung. Sachsen hat von seinen erzgebirgischen Gruben eine große Menge solcher Münzen, die in allen Metallen und Größen ausgeprägt wurden, aufzuweisen. Die neueste Bergwerks- oder will man genauer sprechen, Ausbeute-Münze war die, welche dem jetzigen Könige bei seinem 50jährigen Regierungsjubelfeste am 15. Sept. 1818 überreicht ward. Auf dem Avers ist der rechtssehende Kopf des Königs mit der Umschrift: **Friedrich August König von Sachsen. Seit 50 Jahren Vater seines Volks und Beschützer des Bergbaues**; darunter in einem Oval, das eine Schlange bildet, **am 15. Sept. 1818.** Auf dem äußern umlaufenden Rande ders. Seite: **Gott segne Sachsen.** Auf dem Revers ist die Umgegend des Himmelsfürsten dargestellt. Darum: **Himmelsfürst Fundgrube hinter Erbisdorf gab seit 50 Jahren 1,100,458 Thlr. 16 gr. Ausbeute.** In dem Abschnitte gekreuzte Fäustelhämmer. Umher auf dem äußern Rande: **Gott erhalte den Bergbau.** Man halte diese Schaumünze mit einer sehr ähnlichen zusammen, die in Polen ausgeprägt wurde. Auf ihr sieht man im Avers: K. Alexanders lorbeerbekränzten Kopf; darum: **Dawna pokoiunarodow. Wskrzesiciel polski.** R J **kruszcom polski Zaiasniato stonce** die Sonne leuchtet über einem zwischen Gebirgen errichteten Gebäude mit Hochöfen. Im Abschnitte: **Huta Alexandra w Biatogonach 1817.** Auch dem ehemaligen K. von Westphalen wurde 1811 eine Schaumünze überreicht, die im Felde der Rückseite die Worte trägt: **Segen des Mansfelder Bergbaues.** Viele der von Bidermann angeführten sind wichtig, weil sie von jetzt aufgegebnen Gruben Zeugniß geben. Doch ist die Erfindung der meisten alltäglich: bei einigen, wahrscheinlich mit geheimen Beziehungen auf alchemistische Träumereien beinah unerklärbar, z. B. bei einer großen silbernen Bergwerksmünze der Dresdner K. Samlung, die Bidermann vor seiner zweiten Abhandlung und bei einer andern, die er vor der vierten hat abbilden lassen, doch als zu räthselhaft aufgab, obgleich er der Zeit und den Begriffen, aus der sie hervorgingen, viel näher stand. Am geistreichsten unter allen neuerdings bekant gewordnen möchte doch die von denen bei Errichtung der école des mines im Jahre 1806 angegebne seyn, auf deren Vorderseite man Napoleon's Kopf, auf der Rückseite den Mont-Blanc als kolossalen Berggeist erblickt, der mit gewaltigen Händen die Schätze zusammenzuhalten strebt, welche der Fleis unten arbeitender Bergleute ihm zu entreißen bemüht ist. (*Hase.*)

BERGZABERN, ein Landcommissariat im Bezirke Landau des baierischen Rheinkreises für die Kantone Bergzabern und Annweiler, in einer an Wein- und Getreide sowie an Vieh fruchtbaren Gegend. Vormals zum Fürstenthume Zweibrücken gehörig, bildete dieser Distrikt ein Oberamt, welches von den Franzosen im J. 1793 mit dem Departement Niederrhein vereinigt wurde. — Das Städtchen, heiter und gewerbsam, durchflossen vom Erlenbache, liegt am Fuße der Vogesen, ist der Hauptort des Landcommissariats und enthält 330 Häuser, 2390 Einw. (worunter 32 Juden) und die Sitze eines Kantons mit 28 Bürgermeistereien und 34 Gemeinden, eines Friedensgerichts, Forstamts und einer Briefsamlung. Die Hauptnahrungsquellen sind Feld- und Weinbau, Handwerke und Handel; es befinden sich hier mehre Töpfereien

Digitized by Google

und 1 Tabaksfabrik. Das ehemalige Schloß, Witwensitz der Herzogin von Zweibrücken, wurde von der französischen Regirung veräußert und gehört jetzt Privatleuten, die den vordern Theil desselben wieder schön herstellen ließen. Der Ort leitet seinen Namen von seiner Lage am Gebirge und von dem lateinischen Tabernae her; er soll das Tabernae montanae der Römer gewesen seyn, welches Attila zerstört hat. Vom K. Rudolph erhielt er im Jahr 1286 die Stadtgerechtigkeit; im J. 1676 wurde er von den Franzosen geplündert und durch Brand verheert. (*Eisenmann.*)

BERHAMPOOR, Stadt in Hindustan im britischen Distr. Moorshedabad von Bengalen. Sie steht (Br. 48° 4′ L. 106° 48′) am Cossimbazar, ist offen, hat aber gut gebaute Häuser, die zum Theil von Europäern bewohnt werden, 9000 Einw. und Kasernen für 1 Brigade britischer Truppen. (*Hassel.*)

BERIBERI (Beriberia indica s. ovis). Eine krampfhafte Krankheit, bei der die Kranken einen Gang annehmen wie die Schafe. Diese Krankheit ist in Ostindien zu Hause; sie zeichnet sich aus durch eine zitternde Bewegung der Hände und Füße, ja bisweilen des ganzen Körpers, so wie durch eine gewisse Taubheit in diesen Theilen, mit Abnahme des Gefühls und Tastsinnes, und mit einer Empfindung als wenn Ameisen darin krochen. Hiebei werden die Kranken heißer, und ihre Stimme so schwach, daß man sie in sehr geringer Entfernung nicht verstehen kann. Oft gesellt sich ein Brustkrampf mit gänzlicher Stimmlosigkeit verbunden hinzu. — Das Übel ist sehr langwierig und schwer zu heilen, doch an sich nicht tödtlich; wenn aber die Brust heftig angegriffen wird, so pflegt der Tod zu folgen. Für die veranlassende Ursache dieser Krankheit hält man Erkältung bei sehr erhitztem Körper. — Um geheilt zu werden, darf der Kranke sich nicht zu Bette legen, sondern er muß, so viel er kann, in Bewegung bleiben. Man macht Einreibungen von Kamillenöl und besonders von Steinöl in die leidenden Theile, und reibt und knätet den ganzen Körper mehre Male täglich. Innerlich gibt man zuerst abführende Mittel, und sodann Abkochungen von Guajac-Holz oder von Sassaparill- und Chinawurzel, so daß ein anhaltender Schweiß darnach erfolgt *). (*Mende.*)

BERICH, ein Hüttenort an der Edder im waldeckschen Amte Waldeck, hat 332 ref. Einw., und 1 Eisenhütte mit Hammer, welche den in der Gegend gewonnenen Eisenstein verarbeiten, und (nach Villefosse) 1805 an Gußeisen 1034 Centner, an Stabeisen 1283 Tragen lieferten. (*Hassel.*)

BERICHT nent man jede von einer Unterbehörde an die Oberbehörde, mag dieselbe eine gerichtliche oder regiminelle seyn, eingesandte schriftliche Zufertigung in Dienstangelegenheiten. Sie unterscheidet sich von einem bloßen Schreiben lediglich und allein, durch den Styl, welcher, namentlich bei der Courtoisie dem subordinirten Verhältnisse eines Untergebenen an seinen Vorgesetzten, in Amtssachen entsprechen muß. Berichte solcher Gattung werden theils von Amtswegen an die Oberbehörde erstattet, theils auf deren Anfodern, und können so mannigfaltig seyn, als der wechselseitige Geschäftskreis der Behörden selbst. So z. B. berichtet die Unterbehörde über den ihr von der Oberbehörde gegebenen Auftrag und dessen Erfüllung, oder sie stattet einen, ihr von der letztern aufgegebenen verantwortlichen Bericht ab, oder sie berichtet unaufgefodert über Vorfälle, zu deren Anzeige sie der Verfassung nach verpflichtet ist, u. s. w. (*Spangenberg.*)

BERIGARD od. BAUREGARD (Claude Guilermet von), geb. 1578 *) zu Moulins, studirte die Mathematik, Philosophie und Medizin, wozu ihm die Fertigkeit in der lateinischen und griechischen Sprache beförderlich war. Nachdem er zu Paris, Lyon und Avignon mit Beifall gelehrt hatte, kam er als Sekretär der Herzogin nach Florenz, erhielt durch diese nachher eine Lehrstelle der Philosophie zu Pisa. Die Republik Venedig berief ihn 1639 nach Padua um die Philosophie zu lehren, wo er 1663 oder einige Jahre später starb **). Er war ein heller Kopf, frei von dem Sektengeiste, und ungeachtet er nach Vorschrift Aristoteles Philosophie lehren mußte, dennoch beflissen, die Kraft des Selbstdenkens in Gang zu bringen und die Fesseln der Gewohnheit zu zerbrechen. Zu diesem Zwecke schrieb er seinen Circulus Pisanus, der theilweise 1643 zu Udine und 1661 zu Padua herauskam und selten ist; er stellte die Aristotelische Philosophie, besonders über die Natur, nur als Hypothese, dar, stellte ihr die ältere der Jonischen und andern Philosophen in einem freien Gespräche entgegen und öfnete dadurch so wie durch die Foderung, ihren Werth durch die Vergleichung der daraus zu erklärenden Naturerscheinungen zu bestimmen, eine freiere Denkart. Er stellte übrigens keine Behauptung als seine auf, unterwarf alles dem Ausspruch der Kirche, und entging dadurch, so wie durch die Gesprächsform seiner Schrift allen Anfechtungen des Verfolgungsgeistes, obgleich nicht allen Beschuldigungen der Neueren, z. B. Sam. Parker, als sey er ein verkappter Atheist, wozu doch kein hinlänglicher Grund vorhanden ist. (*Tennemann.*)

BERING, Beringer †), Beringarius, Berynch (nach Basse), Behringer (n. Brotuff), Berynck (n. Pet. Anspach), Name mehrer Stammväter des fürstl. Hauses Anhalt nach den anhaltischen Chroniken. Brotuff (I, 1.) leitet es ab von Bär und ringen, der mit einem Bären ringen darf, ein kühner, starkmüthiger Held. Auch Popperod (Annal. Gernrod. in Beckm. Acces-

*) Vgl. *Jac. Bontii* Med. Indiae Orientalis. Lib. II. cap. 1. *Tulpii* observat. L. IV. cap. 5.

*) Nach der unter seinem Bildniß vor dem Circulus Pisanus befindlichen Inschrift und nach den Naudaeana wäre sein Geburtsjahr 1592; aber Niceron T. XXXI. p. 123, der handschriftliche Nachrichten von einem Nachkommen benutzte, und *Comenius Pappadopoli* Archigymnas. Patavinum T. I. p. 370. aus dem Archiv der Universität geben 1578 als das Geburtsjahr an. **) Das nach Papyadopoli angegebene Todesjahr wird durch einen Brief von G. Heinr. Welsch vom J. 1667. (Epistolae Reinesianae et Bosianae p. 470), nach welchem Berigard damals nicht nur noch lebte, sondern auch griechische Handschriften verglich, zweifelhaft.

†) Dieser Name, vermuthlich dem Namen Berengar nachgebildet, wird auch in der Geschichte des Mittelalters oft gleichbedeutend mit Bilgeri, Piligeri, Pelegrin und Peregrin gebraucht. (*Meyer v. Knonau.*)

Digitized by Google

sion.) legt mehren anhaltischen Fürsten den Beinamen **ursus** bei, den bekantlich Albrecht, erster Markgraf von Brandenburg, überall führt. Man möchte daher fast auf eine besondre Veranlassung schließen, und wahrscheinlich rührt von diesem Namen auch die wunderliche Behauptung der anhaltischen Chronikschreiber her von einer Verwandtschaft des anhalt. Hauses mit den ital. Fürsten Ursini. Die Herzoge von Anhalt führen noch in ihrem Wapen ein Schild wegen des Geschlechts der Beringer, nämlich im silbernen Felde einen schwarzen Bären mit goldner Krone und goldnem Halsband, welcher gegen die linke Seite auf den vier Zinnen einer schrägen rothen Mauer mit goldnem Thore hinauf steigt. Nach sonstiger Anordnung war es das erste Schild der ersten, nach jetzt gewöhnlicher der zweiten Reihe. — Zuerst wird Beringer genant Bernthobald's III. (s. d. A.) Sohn, welcher Heerführer der Sachsen gewesen seyn soll, die sich 631 erboten, dem Könige Dagobert I. von Austrasien gegen die Slaven zu helfen, wenn er ihnen den Tribut von 500 Kühen erlassen wollte. Sie schlossen auch auf diese Bedingungen ein Bündniß, doch sollen die Sachsen nach Fredegar c. 74 nichts geleistet, nach Krantz Sax. I. 32 aber den Franken Thüringen wieder erobert haben **). Dafür habe Dagobert dem Beringer seine Tochter Bathilde zur Gemalin gegeben. In einem neuen Kriege sey Beringer vom Major Domus des minderjährigen Königs Klodwig II., Erchinoald geschlagen worden, der Ballenstädt erobert, und seine Tochter Bathilde mit fortgeführt, und nachher an Klodwig vermält habe ***). Beringers I. Söhne sollen Hermann II. und Beringer II., sein Enkel oder sein Neffe Beringer III., der 649 dem Kaiser Heraklius, gedient habe; dessen Ururenkel Aribert Beringer IV. nach den anhaltischen Chroniken Albion gewesen seyn. Als dessen Sohn wird Aribert Beringer V., in der Taufe Karl, erster Graf von Ballenstädt und Aschersleben, und als dessen Sohn Aribert Beringer VI. genant, der auch noch gegen Karl den Großen gefochten habe. Geschlagen sey er über die Elbe geflohen, und habe sich tödtlich krank in der nach ihm benanten Beringer Heide taufen lassen. Mit der Zeitrechnung stimt dieses nicht recht; wenn sein Großvater Albion sich 785 schon Karl d. Gr. unterwarf, so konte der Enkel nicht mehr gegen diesen fechten. Die anhalt. Chroniken vermischen aber Aribo Beringer V. und VI. mit einander, vgl. d. Art. Aribert und Albion. Seines Bruders Hermanns III. Sohn, Beringer VII. ist der letzte, der diesen Namen führt. Sein Sohn war Esiko. (*de Mardes.*)

BERING (Vitus), ist zu Viborg im J. 1617 geboren und zu Kopenhagen 1675 gestorben. Zu seinen für jene Zeit seltenen Kentnissen in der Naturlehre, Dichtkunst und Geschichte hatte er den Grund in dänischen Lehranstalten gelegt; zur weitern Ausbildung und Vermehrung derselben diente ihm aber seit 1639 ein mehrjähriger Aufenthalt im Auslande. Verschiedne gelungne Gelegenheitsgedichte in lateinischer Sprache, die er seit 1649 z. B. auf die Geburt der kön. Prinzessin Friederike Amalie, auf den Regirungsantritt Friedrichs III. u. s. w. herausgab, bahnten ihm den Weg zur ersten Professur der Dichtkunst auf der Hochschule zu Kopenhagen und bald darauf, 1650 zur Stelle eines Professors der Geschichte und königl. Historiographen zu Soroë. Kaum 2 Jahre später verließ er auch diese höhere Lehranstalt und hielt sich nun auf dem Hofe Skabersoë in Schonen auf, um hier, ungestört durch amtliche Geschäfte und Verhältnisse, die Geschichte seines Vaterlandes mit desto mehr Muße bearbeiten zu können. Als 1661 Schonen dem schwedischen Reiche einverleibt wurde, so begab er sich wieder nach Kopenhagen und diente hier bis zu seinem Tode dem State in der Eigenschaft eines Kammer- und Höchsten-Gerichtsassessors. Seine Schriften, die ihm den Namen eines gewandten latein. Dichters und einsichtsvollen Kenners der vaterländischen Geschichte erwarben, bestehen, außer den angeführten u. a. Gelegenheitsschriften, noch in einer **Disput. de artis poëticae natura et constitutione, Hafn. 1650. 4. Oratio de Historia, Ibid. 1651. fol. Obsidio Hafniensis, ib. 1676.** Die verschiedenen Auflagen aber, die von s. **Florus Danicus, Otthiniae, 1698. fol.** bis zum J. 1716 angeführt zu werden pflegen, sind nur Abdrücke mehrer Titel von derselben Schrift; wie in der dän. Minerva v. 1789, in Suhms Levnet. S. 417. gezeigt ist. Unter dem angenommenen Namen **Orosius Annilo** gab er auch eine **Dissert. de bello Anglico-Danico, ad exemplar Parisiis impress.** (wie auf dem Titel steht) ohne Angabe des Verlegers und Druckjahrs heraus, deren Zweck war, die in einer von den englischen Ministern Cliffort und Talbot während des Krieges zwischen England und Dänemark im J. 1665 ausgestreuten Schmähschrift enthaltenen falschen Beschuldigungen gegen die dän. Regirung zu widerlegen. Selbst der Däne Holberg *) findet aber in dieser Streitschrift mehr „zierliche lateinische Redensarten, als Gründe zur Widerlegung der schweren Beschuldigungen der Engländer." (Lagerbring, W. Worm und R. Nyerup geben in bekanten Schriften v. Berings Lebensumständen nähere Nachrichten.) (*v. Gehren.*)

Beringer, Behringer, s. Bering.

BERINGER (Diepold), nach der oberteutschen Aussprache Peringer [1]), ein ungelehrter Landmann, welcher zur Zeit der Reformation durch seine gegen das Papstthum gerichteten und an verschiedenen Orten gehaltenen Predigten Aufsehen machte und unter dem Namen des „Bauern zu Wöhrd" den Kennern der Einzelheiten aus der Reformationgeschichte nicht unbekant ist. Seinen eigentlichen Namen hat zuerst Riederer aus der Dedications-Vorrede einer von ihm gehaltenen Predigt bekant gemacht. Er stamte aus der Gegend von Ulm [2]);

) Vgl. Gest. reg. Dagob. 30; *Aimoin.* IV, 26. *) Vgl. Beckmann's Hist. des Fürstenth. Anhalt, Th. V. B. I. Kap. II. §. 6—8; 10—12. Kap. III. §. 1. 2. Bd. II. S. 7—15. Ph. C. Bertram's Gesch. d. Hauf. und Fürstenth. Anhalt (Halle 1780. gr. 8.). Th. I. S. 181 und 228—244. *J. G. Eccard* in Histor. Geneal. Princip. Sax. Super. Lips. 1772. fol. verwirft die Abstammung der Anhalt. Fürsten von den Beringern ganz.

*) S. die dänische Reichshistorie. Th. III. S. 632.

1) Wie Pauer für Bauer. 2) „Diepold Peringer, eyn Pawer von Ulm" heißt es in der obengedachten Vorrede.

Digitized by Google

(Spalatin [3]), der ihn zur Zeit des nürnberger Reichstags im J. 1524 selbst hatte predigen hören, nent den Geburtsort „Aichenbrunnen" [5]) und predigte, wie denn in bewegten Zeiten Erscheinungen dieser Art nicht selten sind [4]), unter großem Zulaufe der Menge aus Städten und Dörfern zuerst, so viel man bisher gewiß weiß, im J. 1524, und zwar anfänglich zu Wöhrd vor Nürnberg [6]) wider die Anbetung der Heiligen und andere Lehren der römisch-katholischen Kirche. Seine Predigten wurden nachgeschrieben und durch den Druck vervielfältigt, wie denn von der einen zu Wöhrd gehaltenen Predigt drei Ausgaben, eine ohne Angabe des Druckorts, wahrscheinlich aber Nürnbergsche (sicher die erste), eine Erfurter und eine Eilenburger, alle drei vom J. 1524, noch vorhanden sind [8]). Nach einem alten von Niederer (S. 80 und 81.) excerpirten nürnbergschen Manuscripte beschwerte sich sogar der Erzherzog Ferdinand bei dem Rathe zu Nürnberg, daß man diesem Bauern das Predigen verstatte [7]), worauf dieser die Weisung erhielt, das Gebiet der Stadt zu verlassen; und wirklich muß Beringer auch schon in demselben Jahre seinen Predigtstuhl zu Kitzingen in Franken aufgeschlagen haben, wie aus einer, von der bis dahin gedruckten in mehren, Stücken verschiednen und auf des Verfassers eigne Veranstaltung herausgekommenen Predigt hervorgeht, und welche dem Rathe und der Gemeinde zu Kitzingen von ihrem Urheber förmlich dedicirt worden ist [9]). Diese Dedication so wie das eben erwähnte alte Manuscript sind die Quellen für das Nähere, was man von diesem Bauer weiß, der von Spalatin aber Diepold Schuster genant wird [9]). Mir scheint es übrigens, so gut als ausgemacht, daß zwei andere aus jener Zeit noch vorhandene Druckschriften [10]) von diesem sogenanten Bauern zu Wöhrd herrühren; auch wüßte ich nicht, was dagegen stritte, ihn mit dem in der „Erzählung vom Anfang und End des verderblichen Bauernkrieges, wie es sich zugetragen hat zu Rothenburg in der Landwehr 1525" [11]) genanten Bauern für eine und dieselbe Person zu halten [12]); ja es ist mir sogar wahrscheinlich, daß, da nach dem Jahre 1525 dieses predigenden Bauern, so viel ich wenigstens weiß,

---

Niederer schon deutet die Worte „von Ulm" auf die Gegend von Ulm. 3) In seinen Annalen in Menkens Scriptor. rerum German. Tom. II. p. 632., citirt von Niederer. Über den abweichenden Innamen, der sich bei Spalatin findet, siehe weiter unten. 4) Hat doch selbst unsere Zeit ähnliche Erscheinungen gezeigt. 5) Daher der Name des Bauern zu Wöhrd (Pawr zu Werdt), welchen Beringer vor den ersten Abdrücken einer vor ihm gehaltenen Predigt führt. 6) Niederer S. 73. und Panzer B. 2. S. 303. und 304. Der Titel der wahrscheinlich nürnbergischen Ausgabe lautet: „Ain Sermon geprediget vom Pawrn zv Werdt, bei Nürnberg, am Sonntag vor Faßnacht, von dem freyen willen des menschen, auch von anruffung der hailigen. In Quart. Auch die Jahrszahl ist vor dieser Ausgabe nicht genant. Die Erfurter und Eilenburger Ausgabe lassen die Worte: „auch von der anruffung der hailigen" weg. Der Titel der letztern Ausgabe findet sich in Herm. v. d. Hardt's Autogr. Luth. T. I. p. 181. 7) Nach dem gedachten Manuscripte hatte dieser Bauer seine Wohnung zu Dohn, in einem Dorfe zunächst hinter der Veste bei Nürnberg. 8) Ein Sermon von der Abgötterey, durch den Pawern, der weder schreyben noch lesen kan, geprediget zu Kitzing in Frankenland auf unsers Herren Fronleychnams tag. M. D. XXiiii. In Quart. In der Vorrede heißt es: es sey dieselbe Predigt, die vormals zu Wöhrd gehalten und gedruckt worden sey; unterscheidet sich aber von dieser sehr, denn vom freien Willen soll in ihr gar nicht die Rede seyn, und das von der Abgötterei mit der Anbetung der Heiligen viel weitläufiger ausgeführt werden sein. M. s. Niederer S. 76. u. s. w. 9) Spalatin's Worte sind: „Feria quinta post Epiphanias audivimus *Diebaldum Schuster* ex Aichenbrunnen, rusticum Aug. dioec. Theologiae sic doctum ex auditu, ut miraculo sit cunctis audientibus." Vielleicht war selbst der Kurfürst Friedrich der Weise, mit welchem Spalatin auf dem Reichstage war, ein Zuhörer dieses Bauern gewesen. In den Excerptis e Diario *Georgii Spalatini* MSto in J. G. Schelhorn's Amoen. litter. T. IV. p. 389. etc. wird übrigens unter dem Jahre MDXXIV dieses Bauern nicht gedacht. 10) Eyn schone Außlegung vber das göttlich gebet Vatter unser — Das hatt betracht ayn armer Pawr, der weder lesen noch schreiben kan — M. D. XXiiii. In Quart. und „des Christlichen Pawren getrewen radt. Wie die Christgläubig seel, ein gesprech mit dem menschlichen Fleysch, teglich halten vnd betrachten sol, u. s. w. Ohne Ort und Jahr, gleichfalls in Quart. Von der Auslegung des V. U. nent Hirsch, nach Niederer S. 83., in dem Millen. I. Nr. 280. noch eine Ausg. von 1523; nach Panzer findet sich in Will's Bibl. Nor. P. II. p. 37., noch eine dritte Ausgabe dieser Schrift ohne Jahr und Druckort genant. Ist die Hirschische Angabe des J. 1523 richtig und sind beide Bauern eine und dieselbe Person, so hat der Bauer zu Wöhrd sich schon vor 1524 bekant gemacht. Niederer findet es zweifelhaft, die beiden obengenanten Schriften dem Beringer zuzuschreiben; Panzer aber hält es für wahrscheinlich, daß sie ihn zum Verfasser haben. 11) Luther's sämtl. Schriften Ausg. v. Walch Th. 16. S. 180. u. s. w. „Nachdem durch ——— mit samt einem, der sich ausgab für einen Bauern, der auch predigte hie außerhalb der Stadt auf dem Pruel und zu Kupferzell, und etliche Bürger hie zu Rothenburg die Jüdische und Carolstedische Secte überhand nahm." Die Worte: „der sich ausgab, brauchen nichts weiter zu sagen, als: „der sich nante," vielleicht mögen ihn auch einige Zeitgenossen nur für einen verkappten Bauern gehalten haben; ist doch auch mir der Name Aristoteles in dem Munde eines Bauern (Niederer S. 77.) sehr auffallend gewesen. Das eifrige Predigen gegen den katholischen Heiligendienst konte den predigenden Bauer auch leicht bis zur Bilderstürmerei entflammen. Übrigens liefert die Kirchengeschichte Stettin's und Stralsund's etwa 30 Jahre später ein Gegenstück zu diesem Bauern zu Wöhrd. Denn also sagt der Chronikant Joh. Berkmann in seiner im Manuscript vorhandenen Chronik bei dem J. 1558: „Dessülven Jares up den Dag Marien Geborrt quam ein Prediger von Stettin (Petrus ein tegelstricker, steht am Rande) — — dar he ein ganz Jar geprediget hedde, und hedde all sien Levedage nicht einen Bockstaff gelernt u. s. w." und ein andrer Zeitgenosse, Gerhard Dröge, schreibt: „Anno 1558 Sept. 5. (um wenige Tage verschieden von Berkmann's Angabe) quam Peter Sulcke, ein Tegelstryker van Belgarde, thom Sunde, vnde predigede ersten by dem Strande, darnach up dem Marckede, entlick in allen Kercken und straten" (des Erbarn u. s. w. Herrn Frans Wessels ganze levendt u. s. w. dorch Gerhardt Drögen Körtlik vorfahret. Tho Rostock Anno M. D. LXX. fl. 12. S. 71.). Die durch ihn entstandenen Unruhen erzählt Berkmann sehr umständlich. M. s. auch Dr. J. H. Balthasar's Andere Samlung einiger zur Pomm. Kirchenhistoric gehörigen Schriften. Greifsw. 1724. 4. S. 409. u. s. w.

12) Auch dieses ist Niederern zweifelhaft.

Digitized by Google

nicht ferner gedacht wird, er in dem Bauernkriege den Tod gefunden hat [13]). (*Mohnike.*)

BERINGER (Michael), Professor der hebräischen Sprache in Tübingen, geb. zu Uhlbach im Wirtembergischen den 29. Sept. 1566. Er studirte in den Klöstern Adelberg und Maulbronn, und im theologischen Stift in Tübingen, wo er 1591 Repetent wurde, und im Collegium illustre die studirenden Prinzen und Grafen in der Lehre von den Prädikamenten und Antiprädikamenten unterrichtete. Im J. 1595 wurde er Instructor des wirtembergischen Erbprinzen Johann Friedrich, legte sich, nach zweijähriger Verwaltung dieses Amts, auf die Rechtsgelehrsamkeit, in der er Doktor wurde, konte aber nie ein Amt in diesem Fache erhalten. Seit 1599 lebte er von einem sehr geringen Gehalte als Professor der hebräischen Sprache in Tübingen, und erhielt endlich nur mit Mühe die ganze Besoldung seines Vorgängers, ungeachtet der Prinz, dessen Lehrer er gewesen war, gewiß ihn empfohlen hatte, er zwölf Kinder zählte, und sein Lehramt treulich verwaltete. Denn seit dem Jahre 1604 quälte ihn die Gicht, und doch hielt er seine Lehrstunden so unausgesetzt, daß er in den letzten Jahren, wo er nicht mehr gehen konte, vor den Hörsaal ritt. Vom J. 1618 an war er ganz untauglich zum Lehren, und den 15. Sept. 1625 schloß er sein mühseliges Leben. Er war ein sehr verdienter Lehrer und ein Gelehrter von vielseitiger Geistesbildung, auch mit der griechischen Literatur vertraut, die er eine zeitlang lehrte. Der berühmte Wilhelm Schickard, sein Nachfolger im Lehramt der hebräischen Sprache, sagt von ihm: **Theologus erat, Jurisperitus, Philosophus, Philologus, Disputator, Astronomus, Orator, Poeta, Graecus et Hebraeus, imo et gallicae linguae non ignarus.** Außer verschiedenen theologischen, juridischen und philosophischen Abhandlungen, Reden, einer lateinischen und griechischen Grammatik zum Gebrauche des Erbprinzen, einer Rhetorik, die in der Markgrafschaft Baden eingeführt wurde, schrieb er auf Befehl der Universitätsvisitatoren: **Institutiones linguae sanctae** 1602. 8. und **Vindicationem vernaculae versionis Lutheri.** 1613. 4. wider den Jesuiten Zanger *). — In der ersten Hälfte des 17. Jahrh. lebte

Beringer (Erich), ein teutscher Rechtsgelehrter, Verf. eines noch immer brauchbaren **Discursus hist. polit. de historici officio, erroribus scripturientium et remedio. Hanoviae** 1614. 8. wieder abgedruckt in Groschuff's **Collectione nova libror. rar. Fasc. II.** 354. sq. Diese Schrift ist zur Würdigung der damaligen historischen Novellenschreiber brauchbar, und deckt ihre Fehler gegen historische Wahrheit bündig auf **). — In der ersten Hälfte des 18. Jahrh. lebte

Beringer (Joh. Bartholom. Adam), Doktor der Philosophie und Medizin, und Leibarzt des Fürstbischofs von Würzburg. Er edirte **Plantarum exoticarum perennium catalogum. Wirceb.** 1722. fol. und **Lithographiae Wirceburgensis, ducentis lapidum figuratorum a potiori insectiformium prodigiosis imaginibus exornatae specimen I. Ibid.** 1726 fol. mit 21 Kpf. Das letzte Werk enthält keine wirkliche Versteinerungen, sondern von dem Jesuiten Rodrik verfertigte, die dieser, um Beringern zu hintergehen, in der Gegend von Würzburg unter der Erde vergraben ließ. Beringer wurde getäuscht, und erst nachdem die angeblichen Versteinerungen abgebildet und von ihm ausführlich beschrieben waren, entdeckte er den Betrug seines Feindes. Er suchte nun alle Exemplare wieder an sich zu bringen, und der Ärger über diese ihm gespielte Betrügerei soll seinen Tod beschleunigt haben. Der Buchhändler Göbhard in Bamberg kaufte die Auflage von den Erben des Herausgebers, und brachte die Exemplare mit einem neuen Titel (Frankfurt und Leipz. 1767. Fol.) wieder ins Publikum ***). (*Baur.*)

BERINGHAUSEN, ein volkreiches Dorf, Sitz einer, zum Dekanat Brilon gehörigen Pfarrei im Amte Marsberg Herzogth. Westfalen, welche die ganze Herrschaft Padtberg umfaßt. In der Nähe sind beträchtliche Eisenhütten und Hammerwerke. (*Joh. Suibert Seibertz.*)

BERINGSINSEL (Beringow oder Commodorskoje Ostrow, Russ.), eine felsige, unbewohnte, zieml. große Insel unter den Aleuten, ganz nahe am Ufer von Kamtschatka, von Nordwest nach Südost unter dem 55 — 56 Gr. der nördl. Br. und dem 180 Gr. der östl. L. Sie erhielt ihren Namen von dem dänischen Schiffskapitän-Kommandeur Bering, der 1741 hier strandete, starb und begraben wurde. Sie hat unter dieser ganzen Inselgruppe die höchsten Berge, mit Schneegipfeln, und 90 Fuß hohe Sandhügel auf den Klippen; zugleich aber, mit den übrigen größeren Inseln, deren ungefähr 40 seyn mögen, sehr helles, reines und schönes Wasser in schnellfließenden Bächen. Ihre nordwestliche Landspitze ist von der Mündung des Kamtschatkastroms, oder dem kamtschatkischen Vorgebirge gerade in Osten etwa 3 teutsche Meilen, der südl. Theil aber von der Awatschabai und dem Peterpaulshafen 50 M. entfernt. In der Länge hält sie 15, in der Breite 5 — 6 M. und besteht aus einer Reihe kahler, an einander hängender Klippen und Berge, welche durch viele Thäler von einander getrent, wie ein einziger Felsen aus der See hervorragen. Die höchsten darunter sind etwa 1000 Klafter hoch. Ebene flache Plätze findet man nur am Ufer der Seen, wo sich die Berge landeinwärts zurück ziehen. Das Ufer ist 3000 — 4000 Schritte, ja an einigen Orten ¼ Meile weit in die See, mit lauter rauhen Klippen und Felsen besetzt,

---

13) Über diesen sogenanten Bauern zu Möhrd sehe man D. J. B. Riederer's Nachrichten zur Kirchen-, Gelehrten- u. Büchergeschichte. B. 2. (Altdorf 1765. 8.) S. 71. u. f. w. und D. G. W. Panzer's Annalen der ältern teutschen Literatur. B. 2. (Nürnberg 1805. 4.) S. 303. 304.

*) Vita Ber. a successore W. *Schickardo* descripta. Tub. 1627. 4. mit einigen Zusätzen in J. J. Moser's erläut. Wirtemberg. 2 Th. 294—322. Böck's Geschichte der Univ. Tüb. 115. Schnurrer's Nachr. von Lehrern der hebr. Lit. in Tüb. Ulm 1792. 8.

**) Wachler's Geschichte der hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abtheilung 882.

***) Schröter's Journal des Steinreichs, 1. Bd. S. 12. Mineralog. Belustig. 3. Bd. 158. Götting. gel. Anz. 1767. S. 654. *Millin* Mag. encycl. 1808.

Digitized by Google

daher auf der Nordseite nur eine einzige klippenlose Stelle ist, wo man bei stillem Wetter ankern kann, auf der Südseite aber 2 Plätze sind, wo man ohne Gefahr ans Land gehen und mit kleinen flachen Fahrzeugen in die Mündungen der Flüsse einlaufen kann. Das Klima ist dem auf Kamtschatka ähnlich, nur sind die Stürme heftiger. Bisweilen sollen sich auch Erdbeben ereignen Von vierfüßigen Landthieren gibt es Stein- oder Eisfüchse, auch bläuliche Füchse, und an Seethieren Seeottern, wovon die größten 70—80 Pfund wiegen, Seelöwen, Seebären, Robben, Meerkühe. Von Strauchwerk findet sich auf der ganzen Insel nur in der Gegend, wo das Land am breitesten ist, nicht weit von der nördlichen Spitze, etwas Erlengebüsch; hin und wieder findet man auch die kleine rundblätterige Birke, niedrige Wacholderstauden und Ebereschengesträuch. Von kleinen Staudengewächsen gibt es hier den Kurilischen Thee, Trunkelbeeren, Sandbeeren (uva ursi), Preißelbeeren und Schwarzbeeren, die gelbblühende Schneerose, Braunbeeren, gelbe Brom- oder Himbeeren, und von eßbaren Wurzeln und Gewächsen das kamtschatkasche Süßkraut, die kamtschatkasche braune Lilie, Wermuth, Brunnenkresse, Löffelkraut u. a. m. — Auf dieser Insel überwintern die nach den Fuchsinseln fahrenden Schiffe, um sich mit getrockneten Fischen und mit Fett und Fleisch der Seethiere zu versehen. Außerdem nehmen sie von hieraus auch Felle der Seethiere, besonders der Seelöwen, Seebären und großen Robben, mit, welche theils zu den Baidaren (ledernen Kähnen) und Kleidern gebraucht, theils an die Insulaner vertauscht werden. Zu der letzten Absicht dienen vorzügl. die Lachtaken oder großen Robbenfelle *). (*J. Ch. Petri.*)

BERINGSSTRASSE. Die berühmte Meerenge, welche im äußersten N. O. von Asien diesen Erdtheil von dem Westlande Amerika trent. Man hatte bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts geglaubt, daß sich hier ein Zusammenhang zwischen Sibirien und Amerika finde; allein um diese Zeit wurde es bekant, daß im Jahre 1648 ein Kosake Deshnew es in einem zerbrechlichen Fahrzeuge gewagt, aus der Kolyma in den Polarocean zu fahren, das Schalatzkoische und Tschukotskoische Vorgebirge zu umschiffen und durch eine Meerenge, die Siberien von Amerika trent, nach Kamtschatka zu gelangen. Hiedurch wurde nun zwar die Trennung beider Erdtheile konstatirt, indeß war man noch immer geneigt, die abenteuerliche Fahrt jenes Russen für eine Fabel zu halten. Erst im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts bestätigte der auf Entdeckungen ausgesandte Däne Bering und der Russe, Alexei Tschirikow die Wahrheit der von Deshnew gemachten Entdeckung; sie segelten den 20. Juli 1728 aus der Mündung der Kamtschatka längs der asiatischen Küste hinauf und kamen ohne die amerikanische Küste zu erblikken bis über 67° nördl. Br., und hatten mithin, da nach Cook die östlichste Spitze Asiens unter 66° 5′ Br. liegt, die Straße wirklich durchsegelt, die nun nach B. den Namen erhielt. Cook ging in der Folge zu gleichem Zwecke nächst der amerikanischen Küste hin und kam auch wirklich soweit, daß die Trennung Asiens von Amerika keinem Zweifel mehr unterworfen schien, doch konte er selbst nicht, wie Bering, wegen des aufgehäuften Eises durchkommen, und mußte zurückkehren, ob wir ihm gleich sehr vieles zur Untersuchung des Einganges derselben verdanken. Die Briten haben der Straße den Namen der Cookstraße gegeben, den sie indeß nicht verdient, da nicht Cook, sondern Bering sie früher befuhr und letzter, aber nicht erster wirklich hindurchkam. Sie ist, wo sie am schmälsten, 48 teutsche Meilen breit und enthält die beiden Gwosdewy oder Nelkeninseln, vor ihrem Eingange in S. aber die Insel S. Laurentii. Da indeß in der Straße beständig Eisschollen treiben, so wird sie wol immer unbefahrbar bleiben, wenn es auch einmal einen Sommer gibt, wie der, wo Deshnew den Weg in das Schalatzkoische und Tschukotskoische Vorgebirge fand. — Neuerdings haben die jetzt im Lande der Tschuktschen befindlichen Russen die Trennung beider Erdtheile gegen von neuem reregte Zweifel bestätigt. (*Hassel.*)

BERINIA. So nante Brignole (fasc. pl. foroiuliens. 1810.) eine Pflanze, die wie ich (pug. I. p. 54.) gezeigt habe, zu Crepis gehört, und als Cr. Adonis * dort aufgeführt wird. (*Sprengel.*)

BERIS. Eine von Latreille zuerst und von Meigen unter der Benennung Hexacantha *) ein Jahr später aber unter der Benennung Aetina **) fast gleichzeitig aufgeführte, von Fabricius unter Stratiomys gelassene Gattung mit folgenden Merkmalen: Fühler vorgestreckt dreigliedrig; zwei erste Glieder kurz, das dritte verlängert kegelförmig achtringelig. Schildchen mit vier bis acht Dornen am Rande. Flügel parallel aufliegend. Die drei Punktaugen stehen auf einer kleinen Erhöhung; die Netzaugen liegen bei den Männchen ganz oder doch viel dichter an einander als bei den Weibchen. Der Rüssel ragt nur mit seinem Kopfe wenig hervor. Der Hinterleib hat sieben Abschnitte und ist viel schmaler und länger als bei Stratiomys, von denen auch der Flügelader-Verlauf sehr abweicht. Fabricius führt zwei Arten auf: Stratiomys clavipes und sexdentata, beide mit sechsdornigem Schildchen. Linné sagt von der ihm schon bekanten ersten Art Musca clavipes: plantis posticis clavatis; dies gilt aber nur von dem Männchen, denn bei allen Arten haben die Männchen verdickte Fußwurzeln. Meigen führt elf europäische Arten auf, deren keine über 3‴ lang ist; Beris nitens (die ehemalige Aetina chalybea *Meig.*) will Latreille zur Gattung Xylopha-

*) G. Steller's Beschreibung von Kamtschatka, und dessen Reise von Kamtschatka nach Amerika mit dem Kommandeur-Kapitän Bering. Forster's kleine Schriften, B. 2. Georgi's geograph. phys. und naturhistor. Beschr. des russisk. Reichs. *Makinowitz* Slovar geogr. Rossiiskago Gossudarstwo etc. d. i. geograph. Wörterbuch des russisk. Reichs. Lesseps's Reise von Kamtschatka durch Sibirien ꝛc. aus dem Franz. Berlin, 1791. Sauer's Reisen nach den nördlichen Gegenden vom russischen Asien und Amerika, Weimar 1803. Kurze Beschr. der Kurilischen und Aleutischen Inseln. Aus dem Russischen, Ulm, 1792. Coxe neueste Entdeckungen der Russen zwischen Asien und Amerika ꝛc. aus dem Engl. Frankf. und Lpz. 1783. Saratschew's Reise durch Sibirien, das Eismeer und den östl. Ozean; aus dem Russ. Leipz. 1805. 2 Bde. u. a. m.

*) Illiger Magaz. für Insektenkunde II. 264. 26.
**) Klassifikation und Beschr. I. 116. Braunschw. 1804.

Digitized by Google

gus gezählt wissen, welche sich durch die Größe der Taster unterscheidet; da aber alles übrige genau mit Beris übereinstimt, so gehört sie dieser Gattung mehr an. Die Linnéische Musca clavipes ist der Art nach verschieden von *Fabric.* Stratiomys clavipes, diese ist nämlich Forster's Musca vallata ***). (*Wiedemann.*)

Berislawl, s. Chazaren.

BERISSA, der spätere Name von Nerisa, ein Städtchen am Halys im Innern von Pontos, nach dem Itin. Ant. 24 Mill. östlich von Sebastopolis, zwischen dieser Stadt und Sebastia. Die kirchlichen Schriftsteller kennen es als bischöflich. (*Ricklefs.*)

Beriszló, s. Slavonien.

Berith, ein Höllenkönig, s. Dämonen und Höllengeister.

BERJA, Villa in dem mittlern Küstenstrich der spanischen Provinz Granada, mit 4000 Einwohnern, die sich von dem Seidenbau und der Schweinezucht nähren, und mit den dazu gehörigen Dörfern an 4000 Schinken ausführen. (*Stein.*)

BERKA (an der Ilm), S. Weim. südwestliches Gränz-Justizamt, welches 2 Städte, 6 Amtsdörfer und 8 Gerichtsortschaften, nebst 2 herrschaftl. Kammergütern und Schlössern, 4 adel. Gütern mit, und 1 Freigute ohne Gerichten, und im Ganzen 2008 Selen enthält. Die zu diesem Amte gehörige Stadt Berka, welche in frühern Zeiten einer bekanten gräfl. Familie gehörte, in der Folge auf die Grafen von Gleichen überging und späterhin kaufweise an die Herzoge von Sachsen kam, hat, in einer südl. Entfernung von 2 St. von Weimar, eine sehr romantische Lage an der Ilm, und zählte vor dem unglücklichen Brande, welcher am 26. Apr. 1816 dieses Städtchen beinahe ganz in Asche legte, 164 Feuerst. und 761 Selen, ein herrschaftl. Kammergut, ein Rentamt und eine Pfarrei. Seit einigen Jahren hat der Großherzog die längst bekante, aber weder berücksichtigte noch näher geprüfte Schwefelquelle fassen, und überhaupt alle Einrichtungen zu einer Badeanstalt treffen lassen, die auch wegen der erprobten Wirksamkeit jener Quelle, einen sehr guten Fortgang gewann, mit der Zeit auch wol zum Wohlstand der Einw. des Orts beitragen kann *). (*Zahn.*)

Berka (an der Werra), S. Weim. Städtchen in dem J. A. Gerstungen mit 205 Feuerst., einer Pfarrkirche und 1167 Einw., welche Sammetmanufakt. und Färbereien betreiben. (*Zahn.*)

BERKA, ein Pfarrdorf im Amte Kalenburg der handv. Prov. Grubenhagen. Es breitet sich unter dem Harze an der Oder aus, und zählt 90 Häuser und 588 Einwohner, worunter sich viele Handwerker, besonders Tischler und Moldenhauer, und 20 Leinweber befinden. Die Ernten sind sehr prekär, aber der Flachsbau stark. (*Hassel.*)

BERKAAT (el), eine Oase im innern Afrika und zwar im W. von Fezzan, die der Franzose Lyon 1818 zuerst besucht hat. Sie liegt in der Nähe von Ghraat, eine Oase, die 10 Tagereisen von Murzuk in Fezzan entfernt ist, hat einen Überfluß an Rosinen und eine ummauerte Stadt, die von Tuarik bewohnt ist. (*Hassel.*)

BERKACH, in Urkunden Berchohe und Percubis, ein Pfarrkirchdorf, zu dessen Kirchspiel die Filialkirche Schwickershausen gehört, im S. Meining. gemeinschaftlichen Amte Römhild, 1½ Meile südlich von Meiningen. Es war vormals ganerbschaftlich und gehörte zum Theil Würzburg, zum Theil S. Hildburghausen und zum Theil der fränkischen Ritterschaft. Nachdem aber der Großherzog von Würzburg, nach Aufhebung der Reichsritterschaft, den ritterschaftlichen Antheil in Besitz genommen und durch den provisorischen Vertrag vom 19. Juli 1807 auch den S. Hildburghausischen Antheil erhalten hatte: so ward es im Juni 1808 von demselben durch Vergleich und Umtausch an die fürstl. Theilhaber des Amtes Römhild abgetreten. Es hat in 86 Häusern 365 Einwohner, von welchem 107 Israeliten sind. Auch befinden sich hier 2 Rittergüter, die beide die Patrimonialgerichtsbarkeit besitzen, von denen das eine den Freiherrn von Stein zu Nordheim und Völkershausen und das andere der adeligen Familie von Kalb zu Waltershausen gehört. Ersteres ist sehr beträchtlich und besteht eigentlich aus 3 Rittgütern und einem Schlosse. Der ehemals zur teutschen Ordens-Commende zu Männerstadt gehörige Hof allhier ist, nach Aufhebung dieses Ordens, dem Römhilder Lehnhof anheim gefallen. Ackerbau und Viehzucht sind der vorzüglichste Nahrungszweig der Einw. (*G. Emmrich.*)

Berkan, Perkan s. Wollenmanufakturen.

BERKEL (Abraham), ein nicht unbekannter holländischer Philolog in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. Er war Professor der griechischen Literatur auf der Universität zu Leiden und starb gegen 1688. Um die Kritik und Erklärung des Epiktetus, des Cebes und des Antoninus Liberalis hat er sich durch die von diesen Schriftstellern besorgten Ausgaben Verdienste erworben. (Epicteti Enchiridium c. Cebetis Tabula. Gr. et lat. Ex rec. Abr. Berkelii c. ejusd. et Wolfii, Casauboni etc. notis Lugd. Bat. 1670. 8. *Ἐπικτήτου ἐγχειρίδιον.* Epicteti enchiridium una cum Cebetis tabula. Gr. et lat. c. notis Wolfii, Casauboni al. Ed. Abr. Berkelius. Delphis Bat. 1683. 8. — *Ἀντωνίνου Λιβεράλις μεταμορφώσεων συναγωγή.* Antonini Liberalis transformationum congeries, Abr. Berkelius emend. Gr. et lat. Lugd. Batav. 1674. 12. Die Bearbeitung des letztern Schriftstellers wird jedoch nicht sehr geschätzt). Den meisten Fleis widmete er aber dem Stephanus v. Byzanz, dessen Fragmente: De urbibus et populis zugleich mit dem Periplus des Hanno er selber schon im J. 1674 herausgab (Steph. Byz. de urbibus et populis genuina fragmenta gr. lat. studio Abr. Berkelii. Acc. Hannonis Carth. regis Periplus. Lugd. Bat. 1674. 8.). Diese Ausgabe war indeß nur eine Vorarbeit zu der ungleich wichtigern Bearbeitung eben dieses Schriftstellers, bei welcher Ber-

***) Vid. *Forst.* Nov. Ins. spec.

*) Dieses Schwefelwasser, welches Döbereiner (s. dessen Schriften über d. chem. Konstitution der Mineralwässer ꝛc. Jena 1821. 8. S. 4. ꝛc.) 2 Volumth. Schwefelwasserstoffgas und 1 Volumth. kohlens. Gas, in seinem Schlamme aber 4 Verhältnisse Schwefel und 1 Verhältn. Kohlenstoff gab, soll bei gichtischen und rheumatischen Übeln und ihren Folgen, bei Hämorrhoidalbeschwerden, hartnäckigen Hautkrankheiten, alten Geschwüren ꝛc. nicht unwirksam seyn (vgl. Übersicht der vorzüglichen Heilquellen Teutschlands, v. Hufeland. 2. Aufl. Berl. 1821. 8.). (*TA. Schreger.*)

Digitized by Google

kel durch den Tod übereilt wurde, so daß die Ausgabe durch Jakob Gronow erst ans Licht gefördert worden ist. (*Στεφάνου Βυζαντίου ἐθνικὰ κατ' ἐπιτομήν.* Steph. Byz. Gentilia per epitomen, antehac *περὶ πόλεων*, de urbibus inscript. Quae ex codd. mss. Palat. ab Cl. Salmasio quond. coll. et ms. Vers. vest. suppl. ac lat. vers. et integ. comment. illustr. Abr. Berkelius. Acc. coll. ab Jac. Gronovio var. lect. ex cod. ms. Perus. et adm. ejusd. not. Gr. lat. Lugd. Bat. 1688. Fol. Zweite Ausg. ebendas. 1694. Fol.) Ein sich größtentheils auf Gegenstände der alten Geographie beziehender und mit seinen Beschäftigungen mit Stephanus von Byzanz zusammenhängender Brief des Abraham Berkel an Joachim Kühn oder Kuhn, Professor zu Strasburg*) vom 27. Decbr. 1679 findet sich in Baumgarten's Nachrichten von einer Hallischen Bibliothek St. 1. S. 85—88.**). (*Mohnike.*)

BERKELEY, eine County des nordamerikan. Staats Virginia, im N. und N.O. an Maryland, im S.O. an London, im S. an Frederik, im W. an Hamtshire gränzend. Sie wird von Potowmak begränzt, und zählte 1818. 11,479 Einw. (*Hassel.*)

BERKELEY (George), Bischof zu Cloyne in Irland, gehört durch Geist, Gelehrsamkeit und Charakter zu den merkwürdigen Männern, deren Ruhm nie stirbt. Er war zu Kilerin in Irland den 12. März 1684 geboren. Als er seit dem 15. Jahre in dem Trinitäts-Collegium zu Dublin studirte, wurde er von der Mehrzahl für einen Dummkopf gehalten, von den Wenigen, die ihn näher kanten, sein Genie und Gutmüthigkeit bewundert. Mathematik und Philosophie waren seine Lieblingsstudien. Eine lebendige Einbildungskraft und ein hoher Grad von Scharfsinn waren die Talente, durch welche er glänzte; durch ein rein sittliches und religiöses Gemüth adelte er sein Leben und Wirken. Im J. 1709 erschien sein Werk über das Sehen, **Theory of Vision**, worin er scharfsinnig untersuchte, welche unmittelbare Vorstellungen wir durch den Gesichtssinn erhalten, und sie von denen des Betastungssinnes und den daraus abgeleiteten Folgerungen genau unterschied. Daß die Art und Weise wie wir etwas nach den Gesichts- und Betastungseindrücken uns vorstellen, sehr verschieden ist, daß wir aber frühe uns gewöhnen, beide Vorstellungen mit einander zur Vorstellung eines äußern Gegenstandes zu verbinden, — dieses war eine Bemerkung, die seinem Scharfsinn Ehre machte, und die Beobachtungen des Cheselden an einem operirten Blinden 1728 bestätigten auf eine überraschende Weise die Schlüsse seiner Theorie†). In dieser Schrift kamen schon die Grundzüge seines Idealismus vor, der ihn am meisten dem Auslande bekant gemacht hat. Indem er nämlich aus dem Gesichtspunkte Locke's, der durch den äußern und innern Sinn alle Erkentnisse entstehen ließ, den Gang der Philosophie aufmerksam erwog, und besonders die Ausbreitung des Scepticismus und Atheismus als eine Ausartung des menschlichen Geistes mit inniger Betrübniß betrachtete, suchte er die Wurzel zu entdecken, aus welcher beide irrigen Systeme hervorgewachsen wären, um durch die Zerstörung derselben ihn auf eine wirksamere Weise als bisher, nicht zu widerlegen, sondern auszurotten. Die Zweifel an der menschlichen Erkentniß und die Verleugnung Gottes sind nur dadurch möglich geworden, daß man die Körperwelt als etwas Wirkliches außer uns angenommen hat. Denn mit dieser Annahme erschien durch das Nachdenken über die menschliche Erkentniß eine immer größere Kluft, zwischen unsern Vorstellungen und den ihnen gegebenen Objekten, und um so mehr mußte die Ueberzeugung, daß unsre Vorstellungen mit ihren Objekten übereinstimmen, abnehmen, woraus der Scepticismus entstand. Und je mehr die Physiker und Philosophen die Natur zu erklären und aus Gesetzen das, was geschieht, begreiflich zu machen suchten, desto mehr entfernten sie Gott von den Menschen, welches den Atheismus gebar. Man muß also, um beide Irthümer von Grund aus zu zerstören, den Wahnglauben an eine Körperwelt außer uns aufgeben, welcher auch außerdem — nach der Ansicht der Lokkischen Philosophie — keinen Grund hat, mit welchem der unendliche theilbare Raum, Bewegung und so vieles Andere streitet, was wir in unsrer innern Welt mit dem vorgestellten Objekt, wie Lust und Unlust vereinigt finden, aber nicht außerhalb des Vorstellens seyn kann. Alle Körper also mit allen ihren Eigenschaften, nicht blos den abgeleiteten, wie Farbe, Größe, sondern auch den ursprünglichen Locke's, wie Ausdehnung, Bewegung, sind bloße Vorstellungen, und ein Schein, dem nichts Reales außer uns entspricht. Das Wirkliche besteht nicht aus Körpern und Geistern; es existiren vielmehr nur Geister mit ihren Vorstellungen. Da aber einige von diesen Vorstellungen, welche den Schein einer Körperwelt enthalten, unabhängig von unsrer Willkür entstehen, und es nicht in unsrer Macht steht, dieselben nicht zu haben, oder auf eine andre Art zu haben, als wir sie haben, so können sie nicht das Erzeugniß der Sele seyn, sondern müssen durch etwas Anderes — also durch irgend einen Geist in jeder menschlichen Sele bewirkt werden. Berkeley nimt nun an, daß Gott die unmittelbare Ursache dieser Vorstellungen, aber nicht der Urheber der sündlichen Handlungen ist, weil der Mensch Freiheit hat. Diesen Idealismus, durch welchen Berkeley einen überzeugenden Beweis für das Daseyn Gottes glaubte gewonnen zu haben, und durch welchen der Scepticismus und Atheismus völlig besiegt und vernichtet zu seyn schien, hat er in zwei Schriften **Treatise on the principles of human knowledge. Lond. 1710. 8.** und in **three Dialogues between Hylas and Philonous. London 1713. 8.** entwickelt. So ausgezeichnet aber auch die Darstellungskunst, die Klarheit und der Scharfsinn ist, den Berkeley in diesen Schriften, vorzüglich in der letztern (auch in das Teutsche Leipz. 1781 8. gut übersetzten) bewiesen hat, so konte doch sein, einer Grundüberzeugung der Menschheit entgegengesetztes System keine Bekenner gewinnen, wiewol es ihn berühmt machte. In der Fol-

*) Joachim Kühn oder Kuhn war von Geburt ein Greifswalder. **) Abraham Berkel's Sohn war der als Philolog gleichfalls nicht unbekante Janus Berkel, Lehrer am Gymnasio zu Dordrecht, von welchem unter andern Dissertationes selectae criticae de Poetis graecis et latinis. Lugd. Bat. 1704. 8. erschienen sind. M. v. Adelung zum Jöcher.

†) Im J. 1733 kam eine Vertheidigung derselben heraus in den Philosoph. Transact. Nr. 402.

Digitized by Google

ge scheint er selbst sein System aufgegeben zu haben, denn er dachte am Ende seines Lebens von der Metaphysik ganz geringschätzig. Sonst war dieser durch Reisen, durch Lektüre und Besuchung der Werkstätten der Künstler vielseitig gebildete und gewandte Mann hauptsächlich für das Wohl der Menschheit und insbesondre seines Vaterlandes thätig. Dies bezeugt sein Projekt eines Collegiums und Seminars zur Bildung von Lehrern für die Wilden in Nordamerika, welches er mit großem Eifer betrieb, und zu dessen Ausführung er die Regirung schien gewonnen zu haben, und eine ergiebige Subscription eröffnet hatte. Das menschenfreundliche Unternehmen scheiterte, weil die Regirung die versprochene Unterstützung nicht leistete, und er mußte mit Aufopferung eines bedeutenden Vermögens aus Nieuport wieder abreisen. Doch schickte er einige Jahre zu derselben Absicht eine Anzahl religiöser Bücher dahin, die von den Subscriptionsgeldern waren gekauft worden. Nachdem er eine Zeitlang Dechant zu Derry gewesen, erhielt er 1733 das Bisthum zu Cloyne in Irland. Durch rastloses Bemühen machte er sich um das leibliche und geistliche Wohl seines armen Kirchsprengels, das er erst in seinem letzten Lebensjahre verließ, so verdient, daß sein Andenken unvergeßlich worden ist. Im J. 1752 begab er sich nach Oxford, um das Studiren seines Sohnes zu leiten, und starb daselbst 1754 den 14 Jan. Güte des Herzens, Uneigennützigkeit, eine ungemeine Milde und Bescheidenheit, waren vorzügliche Zierden dieses Mannes, ungeachtet ihm jede Tugend eigen war. Seine Schriften sind gesamelt zu London in zwei Quartbänden 1784 erschienen. Voran stehet das Leben desselben von Arbuthnoth. Eine besondere Lebensbeschreibung kam zu London 1776. 8. heraus. Auch stehet vor der oben angeführten Übersetzung seiner Gespräche — eigentlich dem ersten Bande seiner Werke, wovon aber die übrigen nicht erschienen sind — eine interessante Lebensbeschreibung††). (*Tennemann.*)

††) Noch vor dem 20. Lebensjahre bewies er seine Geschicklichkeit durch die Schrift: Arithmetica absque Algebra aut Euclide demonstrata, welcher verschiedene mathematische Bemerkungen und Lehrsätze angehängt waren. Die drei Predigten, welche 1712 von ihm gedruckt wurden, hatten politischen Inhalt, und wurden von beiden Parteien gelobt. Seine Freundschaft mit Steele veranlaßte einigen Antheil an der Wochenschrift The Guardian, und Swift empfahl ihn dem Grafen von Peterborough, mit welchem er 1713 als Kaplan und Sekretär nach Italien ging, und im folgenden Jahre nach England zurückkehrte. Nach dem Tode der K. Anna hatte er keine Aussicht zur weitern Beförderung und ging deswegen 4 Jahre lang mit den Söhnen des Bischofs Asher auf Reisen. Im J. 1721 kam er wieder in London an, und schrieb einen Versuch über die Drohung eines Verfalls von Großbritannien durch die unglückliche Spekulation auf den Handel im Südmeer. Seine Bekantschaften wurden immer vortheilhafter und durch das Vermächtniß der durch Swift berühmten Vanessa, eigentlich Mrs. Vanhomrigh, fiel ihm ein beträchtliches Vermögen zu. Von Seiten des Inhalts sowol als der sehr glücklichen dialogischen Schreibart verdient besonders sein Alciphron or the Minute Philosopher, welcher zuerst 1732 und nachher zum öfteren gedruckt wurde, die größte Empfehlung. Seine Absicht dabei war wider die Freidenker gerichtet, welche er in diesen Gesprächen verschiedne Rollen spielen läßt. Auch hier ist sein Idealismus zwar sichtbar; nur muß man denselben von der rechten Seite beurtheilen. Im letzten Stücke der Adrastea hat v. Herder unserm Philosophen einen rühmlichen Aufsatz gewidmet und mit einigen Gedanken aus seinen Schriften begleitet. Sein Analyst, welcher wider die Gewißheit mathematischer Demonstrationen gerichtet war, veranlaßte mehre Streitschriften und in der Folge schrieb er noch einige kleinere Aufsätze, die sich in seinen sämtlichen Schriften befinden. Einige Briefe von ihm stehen auch in den Litterary relics, welche George Monk 1789 in 8. herausgab. (*Eschenburg.*)

BERKENHOUT (John), ein gelehrter englischer Arzt und Naturforscher, aus einer holländischen Familie abstammend, und um 1730 zu Leeds in der Grafschaft Suffolk geboren. Sein Vater, ein Kaufmann, bestimte ihn zur Handlung, und sandte ihn frühe nach Teutschland, um fremde Sprachen zu erlernen. Er bereiste mehre europäische Länder, wurde aber zu Berlin seiner Bestimmung untreu, indem er daselbst Militärdienste nahm. Als Hauptmann verließ er 1756 das preussische Heer, erhielt bei der englischen Armee denselben Grad, und erst 1763, nachdem zwischen England und Frankreich der Friede zu Stande gekommen war, begab er sich nach Edinburg, und studirte daselbst die Arzneiwissenschaft. Um diese Zeit schrieb er unter dem Titel: Clavis anglica linguae botanicae Linnaei: or a botanical lexicon. Lond. 1764. u. 1766 8. das erste botanische Wörterbuch in englischer Sprache; neu aufgelegt ib. 1789. 8. Nachdem er 1765 in Leiden die medizinische Doktorwürde erhalten hatte, ließ er sich zu Isleworth in Middlesex nieder, und schrieb 1766 eine Pharmacopoea medici, von der 1782 die dritte Aufl. erschien. Die englische Regirung sandte ihn 1778 nach Philadelphia, um mit dem amerikanischen Kongreß zu unterhandeln; nach seiner Rückkunft erhielt er eine Pension. Er starb am 3ten April 1791. Seine Kentnisse in alten und neuern Sprachen, in der Mathematik, Arzneiwissenschaft, Chemie, Naturgeschichte, Handlungs- und Statswissenschaft und im Kriegswesen machten ihn achtungswerth; auch zur Dichtkunst, Musik und Malerei besaß er Talente. Außer den genanten und einigen kleinern Schriften hat man von ihm: Out-lines of the natural history of Great Britain and Ireland. Lond. Vol. III. 1769 — 72. 8.; eine zweite, viel vollständigere und richtigere Ausgabe erschien unter dem Titel: Synopsis of the natural hist. of G. Br. and Ir. ib. 1789. Vol. II. 8.; ein sehr nützliches Buch. Biographia literaria, or a biographical history of literature, containing lives of English, Scot and Irish authors, from the dawn of letters in these Kingdoms to the present. Lond. 1777. 4.; die Biographien sind nach den Wissenschaften geordnet. Lucubrations on ways and means. 1780. 8. Symptomatology. 1784. 8. First lines of the theory and practice of philosophical chemistry. Lond. 1788. 8. Die Entdeckungen seiner Landsleute hat der Verf. sehr gut benutzt, weniger die der französischen Chemisten, und am allerwenigsten die in Teutschland gemachten. Seine letzte Schrift waren Letters on education, to his son at Oxford. Lond. 1791. Vol. II. 8.; interessant für ausländische Leser besonders wegen der darin enthaltenen Nachrichten und Urtheile über das englische Schul- und Erziehungswesen. Des Grafen Tessins Briefe an den König von Schweden hat er schon 1759 aus dem Schwedischen ins Engl. übersetzt*). (*Baur.*)

*) Biogr. brit. Biogr. univ. Reuß gel. Engl.

Digitized by Google

BERKESZ auch **Saros Berkesz, Saros Magyar Berkesz**, Dorf (nach andern Angaben Marktfl.) im Großfürstenth. Siebenbürgen, Kövarer Distrikt, Berkesser Bezirk in einer morastigen Gegend. Die Einwohner sind Magyaren und verfertigen viele thönerne Tabackspfeifenköpfe, und irdenes Geschirr. Auch nähren sie sich von Wein- und Obstbau; vorüglich gerathen die Kastanien gut. Mehre adelige Familien haben hier ihren Sitz. (*Rumy.*) Das Dorf ist durch die nicht weit davon entfernten Ruinen der einst bedeutenden siebenbürgischen Gränzfeste Kövár (Steinburg) merkwürdig, von welcher dieser Distrikt den Namen führt. In den vielen innern und äußern Fehden, welche Siebenbürgen vom J. 1530 an beinahe durch zwei Jahrhunderte zerrütteten, wurde dieses Schloß theils als Gränzplatz, theils als Statsgefängniß berühmt. Es war unter andern auch der Verbannungsort der unglücklichen Erzherzogin von Östreich, Maria Christina, welche von der Ungerechtigkeit ihres launenvollen Gemahls, des siebenbürgischen Fürsten Sigmund Báthori, so viele unverdiente Drangsale erlitt. (*Benigni.*)

Berketesios, s. **Bermios.**

BERKHAMSTEAD, eine Stadt in der britischen Shire Hertford in England, belegen in einem Thale am Bulborn unter 51° 18′ Br. und 17° L. Sie besteht aus 2 Straßen, wovon eine sich an den Trümmern eines alten Schlosses endigt, das noch jetzt ehrwürdig da steht, und einst von dem Grafen Moreton, dem Bruder Wilhelm des Eroberers, erbaut war. Sie hat außerdem in der englischen Geschichte sich durch mancherlei Begebenheiten ausgezeichnet, ist aber jetzt ganz herabgekommen, und zählt nur 1963 Einw., die einen Wochenmarkt halten. (*Hassel.*)

BERKHAN (**Georg Heinrich**), Prediger an der Katharinen-Hauptkirche und Scholarch zu Hamburg, geb. den 30. Aug. 1747 zu Bossen im Fürstenthum Wolfenbüttel, wo sein Vater Prediger war, der 1781 als Prediger an der Andreaskirche in Braunschweig starb. Hier, in Helmstädt und Göttingen erhielt er seine wissenschaftliche Ausbildung; wurde 1775 Prediger zu Esbeck bei Helmstädt, 1778 zweiter Prediger an der heiligen Geistkirche zu Magdeburg, kam 1786 nach Hamburg, und starb das. den 7. Dec. 1795. In jedem Verhältnisse bewährte er einen edeln Charakter, stiftete vielfaches Gute, und war als Kanzelredner einer der besten und musterhaftesten, welche das lutherische Teutschland in unsern Zeiten hervorgebracht hat. Mit edlem und glücklichen Eifer widmete er seine ausgezeichneten Talente der Erweiterung des Tugendreichs, und besaß in hohem Grade die Gabe, seinen Gegenstand zu erschöpfen, die Gedanken bequem zu ordnen, und durch Abtheilungen dem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen. Daher sind die Auszüge seiner 1787 — 1795 gehaltenen Predigten. Hamb. 8. neun Jahrgänge, ein schönes Denkmal seines Geistes und Herzens. Außerdem hat man von ihm ein Kommunionbuch. Magd. 1786. 8. und Gebete für die Jugend, in Liedern. Hamb. 1795; 1797. 8.†). (*Baur.*)

†) Schlichtegroll's Nekrol. 1795. 2. Bd. S. 237—266. Die Vorzüge seiner Predigten werden ausführlich entwickelt im Journal für Prediger, 23. Bd. 84 ff. und in den homiletisch-kritischen Blättern 1. Heft. 65 ff.

BERKHEY (**Johannes le Francq van**), gehört zu den ausgezeichneten holländischen Gelehrten und Schriftstellern des 18. Jahrh. Er wurde geboren zu Leiden 1729 den 23. Januar. Schon in seiner Jugend beschäftigte er sich mit der Anatomie der Thiere und machte Skelette von allerlei Arten derselben. Auch nachher setzte er diese Arbeit fort, so daß er nach und nach eine Samlung von Präparaten zur vergleichenden Anatomie zusammenbrachte, dergleichen sonst, außer der des Professor Camper, keine damals in Holland war. — Schon im 19. Jahre seines Alters trat er, bei Gelegenheit einer Illumination im J. 1748, zuerst öffentlich als Dichter auf. Dann wurde er 1761 Doktor der Medizin, und nahm seinen Wohnsitz zu Amsterdam, wo er sich besonders mit dem Studium der Naturgeschichte beschäftigte. Nachher wohnte er in dem Dorfe Warmont auf einem dortigen Landhause, und im Verfolg auf einem ähnlichen ländlichen Lust- und Erholungsort, zwischen Leiden und Harlem. Hier widmete er seine Zeit zum Theil der Dichtkunst, und schrieb verschiedene Hirten- und Fischergedichte; (herders-kouten en visschers-zangen) auch begann er hier sein großes und klassisches Werk: **Natuurlyke Historie van Holland** (Naturgeschichte von Holland), welche 1769 zuerst erschien, und in mehren Bänden fortgesetzt wurde. Es enthält eine Beschreibung des holländischen Bodens, seiner Eigenschaften und Produkte, und ist ein Werk, wodurch Berkhey's Name immer unter den berühmten holländischen Schriftstellern einen Rang behaupten wird. Im J. 1773 war er der erste, der in Holland von einer dortigen poetischen Gesellschaft, und zwar von der im Haag, die das Motto führt: Kunstliebe spart keinen Fleis (**Kunstliefde spaart geen vlyt**), den Preis einer goldenen Medaille erhielt, für ein Lehrgedicht: das Lob der Dankbarkeit. — In eben diesem J. wurde er Lector der Naturgeschichte auf der Universität zu Leiden. Hier erreichte er den Gipfel des gelehrten Ruhms unter seinen Landsleuten. Er fuhr zugleich fort, sich von Zeit zu Zeit als Dichter zu zeigen; insbesondere trug er bei der zweiten Säkularfeier der Universität zu Leiden ein von ihm darauf verfertigtes Gedicht in einer dortigen Kirche öffentlich vor, wodurch er unter seinen Zuhörern eine allgemeine Rührung hervorbrachte. Zugleich aber erweckten ihm Neid und politische Meinungen wegen dieses Gedichts allerlei Verdruß und Feindschaft. Später gab er eine Samlung seiner Gedichte heraus, die indeß nicht zu den ausgezeichneten holländischen Poesien gehören; doch wurden sie nochmals nach seinem Tode gedruckt. Von größerm und mehr bleibendern Werth sind verschiedene naturhistorische Abhandlungen, die er fernerhin noch schrieb, und insbesondere eine ausführliche Geschichte des Rindviehes, in 11 Bänden, worin mehre neue Bemerkungen vorkommen. Durch einen Prozeß, worin er verwickelt wurde, sah er sich genöthigt, sein großes Naturalien-Kabinet, woran er 40 Jahre gesammelt hatte, zu verkaufen. Späterhin verließ er die Stadt und Universität Leiden, wo er 1807 bei der bekanten Pulver-Explosion Haus und Mobilien verlor, und selbst nur mit Mühe sein Leben gerettet wurde; und wohnte wieder auf dem Lande, unter verschiedenen gelehrten Beschäftigungen. Endlich, nach mancherlei ab-

Digitized by Google

wechselnden Schicksalen, starb er zu Leiden, im Hause seiner Tochter, 1812 am 13. März. (*J. Ch. H. Gittermann.*)

BERKI, Nagy-Berki (Groß-Berki), ein Marktfl. des Igaler Bezirks in der Schimegher (Somogyer) Gespansch. in N.-Ungern, jenseit der Donau am Flusse Kapos, dem Grafen Ladislaus Schmideg gehörig. Der Boden ist eine etwas erhabene Fläche, sehr fruchtbar, und erzeugt allerlei vortreffliche Kornfrüchte. Berki hat ein prächtiges Castell, worin sich auch eine schöne kathol. Kirche für den öffentlichen Gottesdienst befindet, und einen Thiergarten. Die vier jährlichen Viehmärkte werden stark besucht. Von hier führt ein Damm durch den Fluß Kapos in die Baranyer Gespansch. Die Einwohner sind Magyaren und Teutsche, bekennen sich zur katholischen Kirche und haben einen eigenen Pfarrer. (*Rumy.*)

Berklay oder Berkley Sound, Puerto de la Soledad, s. **Falkland's Inseln.**

BERKLEY, ein Marktflecken in der britischen Shire Gloucester in England am kleinen Avon, mit 1 schönen Kirche, 1 Schlosse des Grafen von Berkley, auf welchem K. Eduard II. ermordet wurde, und 616 Einw., die einen Wochenmarkt halten, und mit Bauholz, Kohlen, Malz und Käse handeln. — 2) eine Ortschaft in der County Bristol des nordamerikanischen Stats Massachusetts mit 1014 Einw. — 3) ein Kay auf der Nordküste von Egmonts Insel unter 10° 42′ S. Br. und 181° 46′ L. — 4) eine Bai an der Nordwestküste von Nordamerika und zwar auf der Ostseite von Quadra. (*Hassel.*)

Berkmann, s. **Berckmann.**

BERKOFDSCHA, sonst auch **Bregovacz**, der Name einer Gerichtsbarkeit im Sandschak Tschirmen, in der Mitte zwischen Pilavna, Losdscha und Uivardschè, wo Silberminen sind (die von Kirus). (Hadschi Chalfa's Rumili.) (*v. Hammer.*)

BERKOWITZ, ein russ. Gewicht, das auch in Finland, Lief- und Estland gebräuchlich ist. Es hält 10 Pud, folglich, da ein Pud = 40 Pfd, 400 Pfd. (*Petri.*)

BERKS, 1) eine britische Shire in England, die sich zwischen 15° 45′ bis 17° 5′ östl. L. und 51° 21′ bis 51° 48′ nördl. Br. ausbreitet, im N. an Oxford und Bukingham, im O. an Middlesex und Surry, im S. an Hamtshire, im W. an Wilts und Gloucester gränzt, und einen Flächeninhalt von 35²⁰ geogr. oder nach der Edinb. Gazett. von 34¼ geogr. oder 744 engl. Q.-Meilen, oder 476,160 Ackern hat, wovon 255,000 in Kultur, der Rest aber wüste liegt. Die Oberfläche ist gewellet, hier und da mit geringen Hügeln besetzt; der Boden theils Thon und Kalk, theils Sand; ersterer mit einem mächtigen Schicht von Humus bedeckt, der äusserst produktiv sich zeigt, letzterer liegt zum Theil zu Weiden, und im O. erhebt sich der Windsor Forst, der über 11 Meilen im Umfange hat, aber mehr einen Park als einen Wald ausmacht; eine reiche Korngegend ist das **Vale of white horse.** Die vornehmsten Flüsse sind die Thames, Kennet, Loddon, Ock, Auburn und Lambourn; die Thames tritt zuerst noch als Isis auf den Boden der Provinz, nimt bei Dorchester den Namen Thames an und trägt Schiffe von St. Johns Brücke bei Leachlade; sie ist außerordentlich fischreich. Auch der Kennet ist schiffbar, und die Landschaft wird außerdem von dem Kennet- und Avon-, so wie von dem Wilts- und Berks-Kanale durchschnitten, so daß es ihr nicht an Auswege für ihre Produkte fehlt; der Kennet- und Avon-Kanal ist auf dem Spiegel 40 F. br., 5 F. tief. Mineralwasser quellen zu Cumnor, zu Sunninghill hervor; das Gorrickwasser, welches in der Nähe von Luckley House entspringt, hat Ähnlichkeit mit dem Epsomer. Das Klima unterscheidet sich von dem in Englands Binnenlande herrschenden nicht; es ist gesund, da keine Moräste es verpesten. Der Ackerbau ist der vornehmste Nahrungszweig, und beschäftigt mit der Viehzucht und den übrigen Geschäften der Landwirthschaft fast ⅔ der Einw., indeß zeichnet sich die Provinz doch vor andern hierin nicht aus: von allen Kornfrüchten wird die hier gezogene Gerste am meisten geschätzt. Man mästet auch vieles Vieh. Holz ist trotz des Windsor Forstes und einiger andrer kleiner Wälder doch zum Brennen nur nothdürftig vorhanden, und da man keine Kohlen hat, so muß der gemeine Mann sich mit Torf behelfen, dessen Asche aber auch zum Dünger dient. Hasen und wildes Geflügel hat man überflüssig; und der Windsor Forst allein ist mit 2800 Stück Hochwild besetzt; von zahmen Federvieh schätzt man besonders die Tauben von Berks. Vormals wurden viele Tücher gewebt, aber diese Industrie hat ganz aufgehört. Dafür beschäftigt man sich mit der Weberei von baumwollnen Zeugen, Segeltuch und seidnen Tüchern, hat Papiermühlen, Bleichen, und zu Temple Mills 1 Kupferhammer, wo angleseasches Kupfer zu allen Geräthschaften verarbeitet und jährlich 600 bis 1000 Tonnen geliefert werden; der innere Verkehr ist lebhaft: außer Städten und Marktflecken halten 22 Dörfer Märkte, und die auswärtige Ausfuhr an Korn, Mehl, Mastvieh, Pferden, Butter, Kupferwaren und Segeltuch ist so beträchtlich, daß sie die Einfuhr aufwiegt, und der Wohlstand der Einwohner sich täglich mehrt; auch ist deshalb die Armentaxe lange so drückend nicht, als in den Fabrikprovinzen. Die Zahl der Einw. belief sich 1811 auf 118,277, wovon 57,360 männlichen und 60,917 weibl. Geschlechts, in 25,051 Familien, wovon 13,409 bei der Landwirthschaft, 7584 bei den Gewerben und Handel, und 4058 auf andre Weise beschäftigt waren; an Wohnplätzen sind 12 Marktflecken und 148 Kirchspiele mit 671 Dörfern, 150 Villen und Landhäusern und 20,573 Häus. vorhanden. Berkshire, welche zur Diöcese von Salisbury gehört, 560 Mann zur Nationalmiliz stellt und 9 Dep. zum Parl. sendet, wird in 20 Hundreds abgetheilt: es hieß in älteren Zeiten Berock und seine Urbewohner waren die Attrebatier und Bibroker; während der sächsischen Dynastie gehörte es zum Reiche Westsex. In dem Umfange stößt man noch auf manche Überbleibsel aus der Sachsen- und Dänenzeit, auch hatten die Römer in der Provinz 3 Militärstationen. — 2) eine County in dem nordamerikanischen State Massachusetts, und zwar auf dessen westlicher Seite von Vermont im N., Hamtshire im O., Connecticut im S. und Newyork im W. umgeben, 41 Q.-Meilen groß und 1810 mit 35,907 Einw. in 32 Gemeinden und dem Hauptorte Lenox. Sie wird von der Hoosackette durchzogen, hat blos kleine Flüsse, aber mehre Binnenseen und nährt sich von der Landwirthschaft. — 3) eine County im nordamerikanische State Newyork, im

Digitized by Google

NW. an Schuilkyl, im NO. an Northampton, im O. an Montgomery, im SO. an Chester, im SW. an Lancaster, im W. an Dauphin gränzend, und 75 Q.-M. groß, 1810 mit 43,146 Einw. in 33 Gemeinden, und dem Hauptorte Reading, doch ist sie seitdem in 2 Counties Berks und Schuilkyl getheilt. Der Schuilkyl ist der Hauptfluß; sonst hat sie nur kleine Flüsse, wird von geringen Gebirgen bedeckt, und hat guten Ackerbau, beträchtliche Eisenwerke, 7 Pulvermühlen und unter andern Gewerben auch Hutmanufakturen. (*Hassel.*)

BERLANGA, Verlanga, Villa und Marquisat in der span. Provinz Soria, Tierra de Berlanga, am Fluß Escalote, mit 1400 Einw., Pfarrkirche, 2 Klöstern, Hospital. (*Stein.*)

BERLENBURG am Berlenbache, Hauptort der im Westphäl. Reg.-Bez. Arnsberg liegenden Standesherrschaft Wittgenstein-Berlenburg und Residenz des Fürsten, mit 1 Schlosse, 205 Häus. und 1900 Einw. — Hier ist die bekante, von Schwärmern gesuchte Berlenburger Bibel (zuerst 1726 — 32 und dann 1730 — 42 in 8 Foliobänden) gedruckt. (*H.*)

BERLENGA, Barlengas, Berlingas, a Prata, (8° 14′ 15″ d. L. 39° 26′ 50″ B.) kleine Insel an der Küste der portug. Prov. Estremadura, Correiçao de Leiria, 3 M. von Cabo Carvoeiro, von vielen Klippen umgeben, die den Namen der berlingischen Inseln führen, auch Farilhoes genant werden, worunter Farilhao grande einer eigentlichen Insel gleicht. Berlenga selbst ist ein Felsen, der oben eine nicht unfruchtbare Fläche mit einer Süßwasserquelle und unzählige Kaninchen hat. Zur Bedekkung dient ein Thurm mit einer Besatzung, der als Statsgefängniß gebraucht wird. (*Stein.*)

BERLEPSCH, ein Landgut in dem Amte Witzenhausen der kurhess. Prov. Niederhessen. Es erhebt sich auf einer Anhöhe über das rechte Ufer der Werra, enthielt 1818 6 Feuerstellen mit 33 Einw., und ist der Stammort der uralten gleichn. Familie, die auch im Hannöverischen und Preussischen begütert ist. Vormals machte es mit seinen 5 Dörfern ein eignes Gericht aus. (*Hassel.*)

BERLEPSCH (Friedrich Ludwig von), geb. zu Stade 1749 den 4. Oktbr., war als der Erbe reicher Güter zwischen Weser und Saale sorgfältig, aber freier erzogen, als seine Zeit vertragen mochte. Zu Göttingen trat er in einen Kreis von Jünglingen, welche die ausgezeichnetesten Statsmänner geworden, (der nachherige Fürst v. Hardenberg u. A.) und vertiefte sich in die Rechtswissenschaft. Sie schien eben damals, um 1770, in Teutschland erleuchtend, ordnend und schirmend sich geltend zu machen. Er liebte sie und haßte die Willkür. Das Recht zu vertheidigen, der Willkür zu wehren, dazu fühlte er sich durch Fähigkeit, Arbeitsliebe, Hochgefühl und Willenskraft berufen, und dazu nahm er wie eine Weihe die Doktorwürde an. Er blieb diesem Jünglingsentschluß sein Lebenlang treu. Glücklich konte er darin wol nicht seyn, aber weniger unglücklich wäre er geworden, wenn er weniger leidenschaftlich gewesen. Ausgezeichnet rüstig und tüchtig zu dem Statsdienst, gelangte er bald zu einer bedeutenden Regirungsstelle in Hannover, und vermehrte den Einfluß, welchen er als Hofrichter und Landrath sowol in das Gerichtswesen als die landschaftlichen Angelegenheiten hatte. Sein Äußeres nahm zwar nicht ein; das Gesicht hatten die Blattern zerrissen, der Wuchs das Mittelmaß nicht erreicht; aber sein seelenvolles Wesen nahm ein; es sprach sich in lebenskräftiger Haltung, in dem Feuerauge und in natürlicher Beredsamkeit aus, von welcher sich auch noch Spuren zeigten, wenn er lateinisch oder französisch redete. Das Französische blieb ihm desto gegenwärtiger, je aufmerksamer die neue Ordnung in Frankreich von ihm verfolgt wurde, und je mehr von ihrer Rückwirkung auf Teutschland er sich überzeugte. Als Preußen des Krieges mit Frankreich müde war, die Wünsche nach Ausgleichung mit diesem State durch Teutschland lauter wurden, und nach der bekanten Gemüthsstimmung des Landesherrn von Hannover, des Königs Georg III. von England, an ein Entgegenkommen von dessen Seite nicht zu hoffen, eine Aussöhnung zwischen Preußen und Frankreich ohne Zuziehung von Hannover aber dem Lande sehr gefährlich war, machte Berlepsch 1794 in ständischer Berathung den Antrag, im Nothfall von Seiten der Stände mit Frankreich zu verhandeln, und das Land vor feindlicher Besetzung zu bewahren. Diese Abstimmung ward bei dem Schauspieler Großmann abschriftlich gefunden, urschriftlich von dem Ständeausschuß herauszugeben abgelehnt, von einem Mitgliede desselben aber bezeugt und als verrätherisch angesehen, und Berlepsch des Dienstes entsetzt (1795). Er hätte wol durch Reue, Bitte und fürsprechende Freunde alles wieder ausgleichen können, allein er verabscheute dies im Gefühl, nach Ehre und Gewissen zum Besten des Landes und Fürstenhauses dort gerathen zu haben, wo er eidespflichtig seine wahrhaftige Meinung sagen und sie geheim bleiben sollte. Sein Recht wollte er vor ganz Teutschland geltend machen, und so klagte er bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar. Er gewann dort auch seinen Prozeß wider den König von England, wie er zu sagen pflegte, mit Pauken und Trompeten. Es erging der oberstrichterliche unbedingte Befehl nach Hannover, ihn in alle Ämter, Würden und Rechte wieder einzusetzen, nebst Kostenerstattung, und der König von Preußen ward mit der Vollziehung beauftragt. Zu Hannover leistete man keine Folge, sondern rief den Reichstag an, und verbante Berlepsch. Die Erbitterung beider Theile ergoß sich in eine Fluth von Streitschriften, und dauerte fort, als es unglücklicherweise zu der französischen Besetzung des Landes wirklich kam.

Er hatte indessen auch die häuslichen Freuden nicht, welche die Vermählung mit einem geistvollen Frauenzimmer versprach. Er wünschte sich Söhne und seine Gemahlin gab ihm Gedichte; beide wünschten Trennung, und erhielten sodann, er rüstige Söhne, sie schweizerische Dichtereinsidelei.

Das Königreich Westfalen gab ihn der schmerzlich entbehrten Dienstthätigkeit zurück. Er ward Präfekt an der Werra (zu Marburg), in der schwierigsten Landschaft, wußte aber bei den Einwohnern und den Machthabern sich Vertrauen zu erwerben, jenen die Lasten als ihr treuer Landsmann zu erleichtern, und alle Hilfe guter Verwaltung zu geben, diesen bei der Einführung der neuen Ordnung auf das Bereitwilligste zu dienen. Er hatte dabei die Feuerprüfung zu bestehen, daß Marburg ein Sitz

der bekahten Umtriebe war, welche weit und breit im nördlichen Teutschland den Ausdruch des östreichischen Krieges 1809 begleiteten. Sein Muth verhinderte damals die Unruhen um Marburg, seine Klugheit bedeckte ihre Spuren; durch beides hat er namenloses Unglück von Land und Leuten abgewehrt. Minder glücklich war sein Benehmen in der ersten Ständeversamlung zu Cassel, welche er mit einer Lobpreisung auf den Untergang des Lehenwesens ꝛc. anredete. Man fand nicht schicklich, daß ein Landsmann und Genosse als Herzensmeinung sage, was man als Gesetz des Siegers von fremden Machthabern sich nothgedrungen sagen lassen müsse. Doch sprach er bald genug die Überzeugung aus, daß Napoleon die teutschen Lande vorsätzlich verderben lasse, damit sie die Vereinigung mit Frankreich als ein Glück ansehen möchten, daß er selbst wanke und schwanke, seit er von seiner Mutter, der Revolution, abgefallen sey, daß er sich durch seinen neuen Adel den Untergang bereite, weil dieser als Körperschaft stärker als er selbst, aber schwächer als das Volk sey, und überdem den alten Adel als Körperschaft wider sich habe, weil dieser Adel also den Thron nicht tragen, wol aber stürzen könne, daß es dagegen von ganz anderer Wirkung gewesen wäre, wenn z. B. Kaiser Joseph II. den teutschen Landadel zum freien Reichsadel erklärt hätte. Berlepsch sah, daß in Westfalen weiter nichts zu thun wäre, als den Unterthanen nach Möglichkeit Vermögen zu retten, und einigermaßen die Willkür von ihnen abzuwehren. Das that er redlich und eifrig; und er würde nach seinem Eintrit in den Statsrath noch bessern Erfolg gehabt haben, wenn er es weniger für sich allein, als mit andern gemeinschaftlich versucht hätte. Er war von Anfang an der entschiedenste Widersacher des Statsraths Malchus, und als dieser Finanzminister geworden, griff er ihn wegen einer Steuersache in einer Druckschrift so heftig an, daß ein Statsrathsausschuß über seine Straffälligkeit ein Gutachten abgeben mußte. Nach diesem sollte er Tadel, aber keine Strafe verdienen; indeß kostete es ihm seine Statsrathsstelle mit 3500 Rthlr. Gehalt, anscheinend, weil es nur noch wenige Monate gedauert hätte. Der Sieg von Leipzig belebte ihn zu den großartigsten Hofnungen, und er verwandte sofort seine Muße auf Berlepsch und in dem nahen Göttingen, um die Verwaltungsgeschichte von Westfalen, ein abschreckendes Bild von Willkür und Unwirthschaftlichkeit, zu entwerfen. Auch diese Hofnungen verdunkelten sich ihm wieder, und was er dachte, sagte er, nach seiner Gewohnheit, vor aller Welt: daß der Kurfürst von Hessen den Gerichten vorschreibe, wie dieselben in seinen Geldsachen mit den Unterthanen erkennen sollen; und das hannöverische Ministerium sich gleichfalls in die Rechtspflege mische; daß in Kurhessen die Bauern dreimal soviel Abgaben als 1806 bezahlen, daß die abgelösten Lehne wieder hergestellt, die erösneten aber nicht wieder vergeben werden sollen; ferner daß dort eine Schrift von ihm eingezogen sey, deren Druck zu Erfurt von der preuß. Regirung genehmigt worden, überhaupt, daß hier und dort verfahren werde, als wolle man die fremde Herrschaft zurückwünschen lassen. Er glaubte die Sele von Livréebedienten in dem Statsdienst zu erkennen, der Pflichtheroismus der Richter zu Urtheilen wider ihre eigenen Landesfürsten sey nicht vorauszusetzen, und der Rechtsforderung eines Bundesgerichts nicht auszuweichen. Er hatte schon mehre immer heftigere Beschwerden an den Bundestag gebracht, als er dort wider Hannover die Klage wegen seiner Absetzung zum Schadenersatz von 40000 Rthlr. und wegen seiner Verbannung einführte, damit darüber von einem unbetheilten Gerichte erkant würde. Die Sache schien sich zuvor in der Stille auszugleichen. Er war ungestört zu Göttingen gewesen, und auch als Landstand zugelassen, also stillschweigend von der Acht befreiet. Er wollte aber nicht blos Duldung, sondern sein Recht haben, und foderte als Lehnsträger den Zutrit zu seinem Lehnsherrn. Auf diese Vorstellung erfolgte indeß von London keine Antwort, und er wandte sich nun an den König von Preußen als dessen grundsässiger Unterthan, und auf die Verweisung von dem hannöv. Ministerium zu den Landesgerichten, an den Bundestag, indem er zugleich die Verhandlungen drucken ließ, mehre hannöverische Statsbeamte namentlich auf das heftigste angriff, und zuletzt die Bundesgesandten feierlich und also auffoderte: „der ganzen teutschen Nation zu zeigen, daß die Handhabung der Gerechtigkeit Euch eben so sehr als die Versorgung der Pensionisten am teutschen Herzen liegt.“ Der Bundestag beschloß, ihm unter gerechter Verweisung seines unehrerbietigen Benehmens zu überlassen, den von der hannöv. obersten Behörde erösneten Rechtsweg zu betreten. Der hannöv. Gesandte hatte für den preuß. die Stimme abzugeben, enthielt sich derselben für Hannover, und verlas nach dem Beschluß erläuternde Bemerkungen über die Beschwerde: „Berlepsch wisse seiner Rachsucht keine Gränzen zu setzen, habe seit 24 Jahren kein Mittel unbenutzt gelassen, dem Lande zu schaden. Er wage jetzt als die leidende Unschuld sich darzustellen, nachdem er durch seine Schriften das Gegentheil bewiesen habe, und durch die Gegenschriften als Scheinpatriot entlarvt sey. Wegen seiner Grundsätze auf Trennung des Landesherrn von seinen Landständen, der verschiednen Provinzialstände unter sich und bei erklärtem Reichskriege vom teutschen Reiche habe er in seiner Stelle nicht gelassen werden können, und der König den glimpflichsten Weg einer simplen Dienstentlassung gewählt. Berlepsch habe den Wink zu einem Abschiedsgesuch nicht benutzt, sondern seine Entlassung als ungiltig und nicht geschehen vorgestellt; welches als respektwidrig von den Akten rejicirt worden. Das Reichskammergericht habe unbegreiflicherweise auch nur mit Mehrheit von einer Stimme auf Bericht und Temporalinhibition erkant. Auch habe Berlepsch sich an den Congreß zu Rastadt mit einer Schrift gewandt, aus deren ganzer Fassung unverkenbar die Absicht hervorginge, die Franzosen zur Einmischung in diese Sache, ja zu einer Invasion in das Hannöversche anzureizen u. s. w.“ Als er dieses vernahm, wandte er sich „an das teutsche Publikum“ im Nov. 1818 und sagte, daß er dem König von Preußen eine Vertheidigungsschrift eingereicht habe. Sey er von der Bundesversamlung öffentlich beschimpft, so müsse diese Beleidigung auch eben so öffentlich vernichtet werden; denn die Gesandten zu Frankfurt haben keine Bevollmächtigung erhalten, einen Teutschen in einer wahren Nationalsache zu beleidigen. Er war schon seinem Ende nahe und starb am 22. Dec.

Digitized by Google

1818 zu Erfurt, wo er sich niedergelassen und zuvorkommende Aufnahme gefunden hatte. Er ist in den Zerrüttungen seines Zeitalters untergegangen; und die Geschichte wird sein Andenken unter den Männern bewahren, in deren Leben und Schriften sich jene Begebenheiten am klarsten erkennen lassen, weil er in beiden seine ganze Seele in ihrer eigenthümlichen Gestalt und Bewegung zeigte, weil er so handelte, als er sprach und so sprach als er dachte*). (*H.*)

BERLICHINGEN, Pfarrdorf im Jaxtkreise des Königr. Wirtemberg, Oberamt Künzelsau, mit 1041 katholischen, 7 evangelischen und 159 jüdischen Einwohnern, welche letztere eine Synagoge haben. In der Nähe liegen die Ruinen der Burg Berlichingen, des Stammhauses der freiherrlichen Familie gleiches Namens, die in einem Theile des Orts das gutsherrliche Eigenthum besitzt. (*Pahl.*)

BERLICHINGEN (Götz oder Gottfried von), ein tapferer Ritter am Schlusse des scheidenden Mittelalters, das in ihm, in Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen noch einmal herrlich aufglänzte, bis es im Strome des neuen Zeitalters unterging. Wo sich die Jaxt durch ein reizendes Thal ergießt, an ihrem linken Ufer zu Jaxthausen (rechts liegt das Klostergebäude der ehemaligen Cistercienserabtei Schönthal) auf dem Stamschlosse seiner Väter wurde er geboren. Sein Oheim, Kuno von Berlichingen, leitete die Erziehung. Weniger Höfling als Krieger — den Reichstag zu Worms besuchte er 1495 — folgte er den Pannern mächtiger Fürsten, bald dem brandenburgischen Adler, bald dem bairischen Löwen. Friedrich der Siegreiche hatte das rheinpfälzische Erbe durch Waffenglück ansehnlich erweitert, das sein Enkel Rupert durch Heirath, zum rechtlichen Nachtheile des Herzogs Albert V. von Baiern-München vermehren wollte. Der Landshuter Successionskrieg brach aus; und Götz, dem Rechtsgefühle folgend, nahm Partei gegen die Rheinpfalz. Bei der Belagerung von Landshut verlor er die rechte Hand, welche künstlich durch eine eiserne ersetzt wurde. Dieser Krieg endigte 1507 und die Herzogthümer Ingolstadt und Landshut bildeten jetzt mit München einen Gesamtstat, aber geschwächt durch den Schiedsrichter Maximilian und seine Verbündeten. Der unter dem nämlichen Kaiser zu Stand gebrachte allgemeine Landfriede ward noch häufig durch Fehden gestört, und so mußte auch Götz mit Burg-Rittern am Kocher und mit Reichsstädten am Neckar kämpfen. Den schwäbischen Bund betrachteten mit eifersüchtigem Auge die benachbarten Fürsten, wegen zu großer Bereitwilligkeit, die kaiserliche Achtserklärung sogleich gegen sie zu vollstrecken; und die Ritterschaft, wegen des Reichthums, den der gewerbsame Bürger durch Künste des Friedens vermehrte, während der rüstige Ritter durch den Krieg verarmte. Ulrich von Wirtemberg ward aus seinem Lande vertrieben und Götz, sein Waffengefährte, konte nur durch ein Lösegeld von 2000 Goldgulden aus der Gefangenschaft 1522 sich loskaufen. Drei Jahre später, als Anführer im Bauernkriege, gleich zu Anfang desselben, wurde er abermals gefangen, und nur das feierliche Versprechen auf sein Ritterwort, fürder die Waffen nie mehr zu ergreifen, gab ihm die Freiheit wieder. So starb er 1562 am 23. Juli, in unthätiger, seinem thatenstrebenden Geiste abendthätiger Ruhe, die er zu einer Selbstbiographie benützte. Sein Name ward durch v. Göthe's dramatische Muse verewigt, und seine eiserne Hand noch vor 20 Jahren zu Jarthausen gezeigt: ich sah sie damals und bewunderte dies seltene Denkmal mechanischen Kunstfleißes *). Der letzte von dem Geschlechte des Götz von Berlichingen starb 1802 als kön. preuß. Regirungsrath zu Fürth bei Nürnberg. (*Deuber.*)

BERLIN (31° 1′ 30″ L. 52°31′ 20″ B.), Hauptstadt des preußischen Stats und erste königliche Residenzstadt in der Provinz Brandenburg, Regirungsbezirk Potsdam, 127 Fuß über dem Meere, an beiden Ufern der Spree, eine der größten und schönsten Städte in Europa. Sie hat über 4 Stunden im Umfang, einen Flächeninhalt von 931,935 rheinländischen Quadratruthen, und besteht aus 5 Städten: dem eigentlichen Berlin, Köln an der Spree, Friedrichswerder, Neu- oder Dorotheenstadt und Friedrichsstadt (die seit 1714 die königlichen Residenzstädte heißen), mit den großen Vorstädten: Königs-, Spandauer-, Stralauer- und Luisenvorstadt (kölnische Vorstadt) und außerhalb der 14 Fuß hohen Stadtmauern Neuvoigtland, wovon Köln, Friedrichswerder, Friedrichsstadt und Neustadt auf dem linken Ufer der Spree liegen. Sie hat 22 Polizeireviere, 133 Straßen, 91 Gassen, 22 öffentliche Plätze und Märkte (alle bei Nachtzeit durch 2952 Laternen erleuchtet), 15 Thore, 35 Brücken.

Nach der Aufnahme im Anfange des J. 1819 waren innerhalb der Ringmauern, in den Vorstädten und dem Weichbilde

I. Gebäude.		
1) Kirchen, Bethäuser und Synagogen	26	3
2) Gebäude für Stats- und Gemeindezwecke	161	17
3) Privatwohnhäuser	6534	483
4) Fabrikgebäude, Mühlen u. Privatmagazine	63	40
5) Ställe, Scheunen und Schuppen	833	483
II. Einwohner.		
6) Kinder, die das 14. Jahr noch nicht vollendet hatten:		
a) Knaben	23,483	1124

*) Seine Schriften sind: P. M. dem Friedens-Congr. zu Rastadt überreicht, nebst Suppl. Hdg. 798. 8. Pragm. Gesch. d. landschaftl. Fin.- und Steuerwes. der Fürstenth. Calenberg und Grubenhagen, in Hinf. auf dasj., was noch jetzt einen prakt. Nutzen schaft. Frkf. u. Leipz. 799. gr. 8. Die wichtigsten Aktenstücke in m. Dienst-Entsetzungs- und Proscr. Sache, nebst einer dazu gehörigen Einleitung, d. Beurth. des unpart. Publikums vorgelegt. Wetzlar 801. Verfolg der Akten-St. 803. 8. Ein wicht. Beitr. z. Beantw. d. Fr.: Wer darf d. Einw. d. Kurbrschw. St. während der fr. Occup. derf. besteuern ꝛc. Brschw. 803. 8. Die bei dem berl. Exec. und Prov. Hofe in meiner Dienst- und Proscr.-Sache erfolgten letzten Aktenstücke ꝛc. Über die Grundsteuer in Teutschl. od. vollst. Abriß d. westf. Finanzges. und Verwalt. d. Kgr. W. (1. Thl. o. Dr. 804. 8.) Samlung wicht. Urk. u. Akten. z. Kentn. d. Finanz.-Zust. d. verschwund. Kgr. W. ꝛc. Gött. 814. 8. Samlung einiger wicht. Actenst. — a. d. Zeit d. Exist. d. verschw. Kgr. W. ꝛc. Eb. 814. 8. Über d. Nothwend. d. Anerd. e. t. Reichs- und Bundesgerichts ꝛc. Cassel 815. gr. 8. Westphäl. Finanzgesch. ꝛc. auch: üb. Grundst. in T. Gött. 816. gr. 8. Reklamation bei d. hohen BVers. 817. 8. Beitr. zu d. H. Casselschen Landst. Verhandl. 815—16. Erf. 817. Berufung auf d. Entscheidung der öffentl. Meinung in 2 Beschwerden, welche in der t. B. Versaml. zurückgewiesen wurden. Eb. 1817. 8.

*) Vgl. sein Leben. Nürnb. 1775. u. Ch. v. Mechel: die eiserne Hand d. tapf. t. Ritters G. v. B. ꝛc. Berl. 1815. fol.

Digitized by Google

b) Mädchen	23,743	1100
7) Personen vom Anfange des 15. bis zum vollendeten 60. Jahre:		
a) Jünglinge und Männer	56,169	2395
b) Jungfrauen und Frauen	60,773	2759
8) Alte über 60 Jahre:		
a) Männer	5394	218
b) Frauen	6749	279
9) Zahl aller Einwohner	176,311	7875
10) In der Ehe lebten:		
a) Männer	27,567	1366
b) Frauen	27,861	1371
11) Dem Religionsverhältniß nach:		
a) Evangelische Christen	168,575	7791
b) Römisch-katholische	4118	82
c) Mennoniten	1	
d) Juden	3619.	

Nach Hoffmann's Beiträgen zur Statistik des preußischen Staats (Berlin 1821. 4. S. 71.) waren zu Ende 1819 der Privatwohnhäuser 6540, und der Einwohner mit Einschluß der zum Militär gehörigen Personen 192,646. Die Versicherungssumme der Gebäude in der Feuersocietät war 1820. 50,953,175 Thlr., und die Ausgaben für Brandschäden, Löschgeräthe ꝛc. 15,811 Thlr. 11 Gr.

Die wichtigsten Gebäude und andre Merkwürdigkeiten sind nach den einzelen Stadttheilen: 1) im eigentlichen Berlin, das 1163 vom Markgrafen Albrecht dem Bär erbaut worden, seinen Namen von der buschigen, wüsten Gegend führt, in der sich die holländischen Ankömlinge anbauten, und 39 Straßen hat: das königl. Posthaus, das Rathhaus (wo sich der Magistrat versammelt, unter dem alle Theile Berlins stehen), das Stadtgerichtshaus, die Militärakademie, das königl. Cadettenhaus, das 1767 vereinigte berlinisch-kölnische Gymnasium zum grauen Kloster (das den 22. und 23. November 1774 sein zweites Jubelfest feierte, und von einem ehemaligen Zögling, dem nachmals venetianischen Kaufmann Siaismund Streit ein ansehnliches Vermächtniß erhielt; 1821 mit 634 Schülern), das joachimthalsche Gymnasium, die evangelische Pfarrkirche St. Nicolai (171 Fuß lang, 73 Fuß tief und 49 Fuß hoch, die älteste Kirche Berlins, 1223 eingeweiht und 1817 im Innern neu eingerichtet), die evangelische St. Marien-Pfarrkirche (auch 1818 im Innern erneuert, mit dem 286 Fuß 8 Zoll hohen Thurme, dem höchsten in der Stadt), die evangelische Parochialkirche (mit einem Glockenspiel, das die Stunden, halben, Viertel- und die halben Viertelstunden durch längere oder kürzere Strophen bezeichnet), die neue französische Kirche beim Waisenhause, das Friedrichswaisenhaus (1818 mit 366 Waisen- und 642 Kostkindern, auch mit einer 1821 im Innern erneuerten Kirche und der königl. Impfanstalt, in der seit ihrer Stiftung 1802 bis 1818. 25,332 Personen unentgeltlich geimpft wurden *); die Garnisonkirche (1817 im Innern neu eingerichtet, mit einer vortreflichen Orgel und den von Rode gemalten allegorischen Bildnissen der Generale Schwerin, Keith, Winterfeld, Ziethen und des Majors Kleist, des Dichters), die Judensynagoge, das königl. Lagerhaus, der neue Markt. Die Vorstädte des eigentlichen Berlin sind: die Königsvorstadt, wo die neue Königsbrücke, das Arbeitshaus am Alexanderplatz und das Privatwaisenhaus (1820 vom Prof. Wadzek gestiftet, mit 120 Kindern); die Spandauervorstadt, wo die spandauer und Monbijou (Hercules-) Brücken, das königl. Lustschloß Monbijou, die Thierarzneischule, der Schiffbauerdamm, das große Hospital la Charité, mit dem das klinische Institut verbunden ist (1820 mit 4185 Kranken; 1819 wurden unter andern in demselben 13,100 Blutegel, 210 Pfund abführende Salze, 20 Pf. Salpeter, 46 Pf. Salmiak, 89 Pf. China, 12¼ Pf. Mercurialmittel ꝛc. verbraucht), die neue königl. Münze ꝛc., und vor dem oranienburger Thore die Eisengießerei (wo Gußwaren von ¼ Loth bis 40 Centner das Stück, auch sogenante Bijouterie, als: Brustnadeln, Ringe, Petschafte, Hals-, Arm- und Uhrketten, Gemmen, Cameen ꝛc., auch Landcharten, Vasen, Thurmuhren ꝛc. verfertigt werden), das königl. Invalidenhaus (das an Offizieren, Soldaten, Frauen und Kindern an 1000 Seelen unterhält) und in einiger Entfernung das Luisenbad, vor 1809 Friedrichsgesundbrunnen, an der Panke, die einen Theil der spandauer Vorstadt berührt, und daselbst in die Spree fällt, mit 4 Häusern, 38 Einwohnern, einem Garten und einigen Spaziergängen; und die stralauer Vorstadt, wo Zuckerraffinerien, die Papierfabrik (durch Maschinen) und mehre Kunstgärten. Außerhalb der Mauer liegt die rosenthaler Vorstadt oder Neuvoigtland mit 4 Straßen. 2) In Köln an der Spree, das schon bei den Wenden diesen Namen von den Kollnen führte, d. i. den Pfählen, auf welchen die Wenden, von Albrecht dem Bär gedrängt, zwischen Sümpfen und Moräften ihre Gebäude errichteten, auch von dem Markgrafen Albrecht gebaut, mit 25 Straßen, die von 2 Armen der Spree eingeschlossen werden, zeichnen sich aus: die lange Brücke, 160 rhein. Fuß lang, steinern, auf 5 Bogen ruhend und mit der ehernen Bildsäule des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu Pferde geziert; das königl. Schloß, 460 rheinl. Fuß lang, 276 Fuß breit und 101¼ Fuß hoch, mit der Bildergallerie, der Kunst- und Naturalienkammer, Münzsamlung, der stoschischen Gemmensamlung von 3445 Stück ꝛc., der Lustgarten mit der Bildsäule des Fürsten Leopold I. von Anhalt-Dessau, die 1817—21 im Innern und Äußern erneuerte Domkirche mit den Begräbnissen einiger Mitglieder der königl. Familie, die königl. Reitakademie, der neue Packhof ꝛc. Ein Theil von Köln heißt Neukölln, und besteht aus 4 Straßen längs der Spree; hier ist der königl. Salzhof oder die Niederlage des Salzes, der Spitalmarkt ꝛc. Die Luisenstadt (köpeniker Vorstadt) besteht größtentheils aus Feldern und Gärten. Vor dem cottbuser Thore ist die waldige Anhöhe, die Hasenhaide. 3) der Friedrichswerder ist von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen angelegt worden, und hat 19 Straßen. Merkwürdig sind: die Hauptmünze, das Adreßhaus (wo man Geld gegen hinlängliche Pfänder ausleiht), das Fürstenhaus, die werdersche teutsche und französische Kirche (ein langes Gebäude, das nur inwendig durch eine Scheidewand getrent wird), das Gebäude der Abgabedirection

*) Dennoch starben in diesem Zeitraum aus Mangel der Benutzung jener wohlthätigen Anstalt 5219 Menschen an den Pocken

(Packhof), das Friedrichsgymnasium, das Collège oder französische Gymnasium (1820 mit 195 Schülern und einem theologischen Seminarium), der königl. Palast (wo der König wohnt), die Königswache auf dem Königsplatz, das schöne Zeughaus (nach dem venezianischen das erste auf der Erde; jede Seite ist 280 Fuß lang; in dem Hofe befinden sich statt der Schlußsteine der Fenster die vortreflichen 21 Gesichter sterbender Personen von Schlüter; in demselben sind unter andern auch 18 Modelle in Hautrelief von französischen Festungen und vor demselben in Frankreich erbeutete Riesenkanonen und Mörser), das königl. Gießhaus ꝛc. 4) Die Neu- oder Dorotheenstadt hat Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große angelegt, und nach seiner zweiten Gemalin benant. Sie hat nur 6 regelmäßige Straßen, aber darunter die prächtige Straße unter den Linden, mit einer vierfachen Reihe Linden, 2688 Fuß lang und 170 Fuß breit, mit dem schönsten Spazirgang in der Stadt, und einen Theil der 4250 Schritt oder 890 Ruthen langen Friedrichsstraße. Merkwürdig sind hier: das Universitätsgebäude (sonst der Palast des Prinzen Heinrich), die katholische Kirche (nach Art der Rotunda zu Rom gebaut), die dorotheenstädtische Kirche (mit dem Denkmal des Grafen von der Mark, natürlichen Sohns des Königs Friedrich Wilhelm II., von Schadow), das prächtige und 1821 im Innern erneuerte Opernhaus am Opernplatz, die königl. Bibliothek, das königl. Akademiegebäude (mit den Sälen der Akademie der Wissenschaften und Künste und der Sternwarte, deren Plattform 84 Fuß über dem Steinpflaster der Straße erhaben ist), der pariser Platz ꝛc. Vor dem schönen brandenburger Thore, welches die 1807 von den Franzosen entführte und 1814 aus Paris zurückgebrachte Victoria mit dem Viergespann trägt, und nach den Propyläen zu Athen, aber viel größer, gebaut worden, ist der Thiergarten oder Park, einer der berühmtesten teutschen Volksgärten, der 880 Morgen, mannigfaltige Spazirgänge, Alleen, Labyrinthe ꝛc. enthält, das Lustschloß Bellevue, der große Exercirplatz ꝛc. 5) Die Friedrichsstadt, vom Kurfürsten Friedrich III. (als König Friedrich I.) 1688 angelegt, übertrift die 4 übrigen Residenzstädte an Größe, und hat 23 breite Straßen, unter denen die Wilhelmsstraße 530, die leipziger 400 Ruthen lang und die schon erwähnte Friedrichsstraße sich auszeichnen. Merkwürdig sind: der Gensd'armesmarkt, der Wilhelmsplatz (ein 190 Schritt langes und 90 Schritt breites Quadrat, mit den marmornen Bildsäulen der Generale Schwerin, Winterfeld, Seidlitz, Keith und Ziethen), der dönhoffsche und leipziger Platz, der Platz von Belle allianee (sonst das Rondel), die Jerusalemskirche, die böhmische Kirche, die Dreifaltigkeitskirche, die französische und neue Kirche, das Schauspielhaus (1817 abgebrant und 1821 wieder aufgebaut, mit dem schönen Concertsaal), der Palast des Kriegsministeriums mit einem schönen Garten, der ehemalige ansbachische Palast (jetzt der Luisenstiftung eingeräumt), die Paläste der Prinzen Friedrich und August, des Fürsten Radzivil, des Buchhändlers Reimer, des Hrn. von Voß, des Justizministeriums, das vormalige Johanniterordenspalais, die königl. Porzelanfabrik, das Friedrich-Wilhelmsgymnasium mit der Realschule (einer höhern Bürgerschule; 1819 mit 507 Schülern), das Collegienhaus (wo die Gesetzcommission, das Obertribunal, das Kammergericht, das Pupillencollegium und das brandenburgische Lehnsarchiv sind), die Gold- und Silberfabrik, die Bank, das Haus der Seehandlungscompagnie ꝛc., und vor dem halleschen Thore auf dem Kreuzberge (sonst tempelhofer Berge) das 1820 errichtete Kriegsdenkmal, ein thurmartiger Baldachin mit 12 Kapellen oder Nischen, die den 12 Hauptschlachten des Kriegs 1814 gewidmet sind, von Eisen, ohne die 11 Stufen 60 Fuß hoch und auf einem steinernen Unterbau mit einer erhöhten Terrasse von 78 Fuß Durchmesser, wo man das Land in einer Ausdehnung von 7—8 Meilen übersieht.

Berlin ist der Sitz der höchsten Statsbehörden, des Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, der Regirung von Berlin (s. nachher), des Kammergerichts für die Regirungsbezirke Berlin und Potsdam, des Cassationsgerichts für die Rheinprovinzen, des Oberbergamts, des statistischen Bureau für den preußischen Stat ꝛc. In Hinsicht auf Unterricht gab es 1811:

	Schulen.	Zahl d. Lehrer u. Lehrerinnen.	Schüler u. Schülerinnen.	
1) Elementarschulen				
a) öffentliche	100	216	4820	3153
b) Privat-	50	100	935	1349
2) Bürger- od. Mittelsch.				
a) öffentliche	10	38	1651	80
b) Privat-	60	275	1015	1185
c) niedere Specialsch.	13	45	339	—
3) höhere Bildungsanstalten,				
a) gelehrte Schulen	5	87	681	—
b) höhere Specialsch.	7	139	886	—
c) Universität	1	54	640	—

Außerdem mehre gelehrte Gesellschaften oder Akademieen, namentlich die königl. Akademie der Wissenschaften, die königl. Akademie der bildenden Künste, mechanischen Wissenschaften und Baukunst mit Kunst-, Zeichen- und Baugewerksschulen, die Gesellschaft naturforschender Freunde, die medizinisch-chirurgische Gesellschaft, die pharmaceutische Gesellschaft, die philomathische Gesellschaft, die physisch-medizinische Gesellschaft, die Gesellschaft für teutsche Sprache, der Künstlerverein ꝛc. Zur Universität (die Ostern 1820. 1096 Studirende hatte, und mit der seit 1821 eine akademische Forstlehranstalt verbunden ist) gehören der botanische Garten, das anatomische Theater, das theologische und philologische Seminarium, das Mineralienkabinet, die anatomischen und zoologischen Museen, die klinischen Anstalten, die Entbindungsanstalt ꝛc. Ferner sind hier: die königl. medizinisch-chirurgische Militärakademie, das königl. medizinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelms-Institut (1819 mit 79 Zöglingen und 62 attachirten Stabschirurgen), die königl. Thierarzneischule, die allgemeine Kriegsschule, die Taubstummen- und Blindenanstalten, die jüdische Freischule, die Singakademie, die Luisenstiftung (zur Bildung von Erzieherinnen), die technische Gewerbschule, die Militärschwimmschule, die Seminarien für gelehrte und Stadtschullehrer, das Seminarium für Missionarien, namentlich für die Bewohner der Gegend von Sierra Leona in Westafrika

Digitized by Google

(in dem die arabische und Sulusprache gelehrt werden; auf englische Kosten), die Bibelgesellschaft 1814 gestiftet, um die Bibel unter den Christen aller Parteien so viel als möglich zu verbreiten, und sie den Armen unentgeltlich oder für einen geringen Preis zuzuwenden, mit 30 Töchtergesellschaften und 8 Nebenvereinen; der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in dem preußischen Stat ꝛc. Merkwürdig sind endlich: die königl. Bibliothek, Bibliotheken von Collegien, Kirchen, Schulen, Gesellschaften und Privatpersonen; Samlungen von Naturalien, Kunstsachen, Maschinen, Alterthümern, Münzen, Landcharten, Gemälden, Kupferstichen, Gypsabgüssen der berühmtesten Antiken des Auslandes und andern Kunstsachen.

In Berlin sind viele wohlthätige Anstalten; außer den genanten sind die freiwillige Armenbeschäftigungsanstalt (1808 vom Baron v. Kottwitz durch milde Beiträge gestiftet, die am letzten Februar 1809. 1066 Personen beschäftigte), die 8 Erwerbschulen (1793 errichtet; 1820 mit 612 Kindern), die 8 Sonntagsschulen (die 1818. 617 Kindern Unterricht ertheilten), das Luisenstift (für Kinder dürftiger Civiläktern 1807 gestiftet von Catel, Hanstein und Heinsius), das Friedrichsinstitut (für 70 arme Soldatenkinder 1807 gestiftet von dem Hauptmann von Neander), das Bürgerrettungsinstitut (vom verstorbenen Geheimen Obertribunalsrath Baumgarten gestiftet, das 1813 an 13 hilfsbedürftige Familien 1330 Thlr. vertheilte), die teutschen und französischen Gesellschaften zur Versorgung der Hausarmen mit Feuerung, die allgemeine und mehre besondere Witwenverpflegungsanstalten ꝛc. zu bemerken. Berlin hat ungefähr 12,000 Arme, die ohne Hilfe nicht bestehen können; das Armendirectorium hat über 600,000 Thaler Fonds, aber seit 1807 über 50,000 Thaler Schulden; der weibliche Wohlthätigkeitsverein verpflegte durch 32 Aufsicht habende Frauen im December 1816 in 180 Familien an 1200 Arme. Für die Armen ist im Juni 1818 eine Sparkasse erösnet worden, in der sie ihre kleinen Ersparnisse mit bedeutendem Gewinn niederlegen können; sie hatte im December 1820. 104,903 Rthlr. 5 Gr. 8 Pf. von 2556 Personen in Deposito. — Im J. 1819 waren hier 80 Civil-, 9 Militär-, 50 Wund- und 8 Zahnärzte und Operateurs.

Die Fabrikation ist sehr wichtig. Im J. 1819 waren hier 10 Tuchfabriken (worunter eine durch eine englische Dampfmaschine betrieben), 10 tuchartige Zeug- (Moltum, Flanell ꝛc.), 21 Wollzeug-, 2 Damast-, 5 Drillich-, 8 Kattun-, 26 Nesseltuch-, Musselin-, Kanefas-, 1 Barchent-, 15 Strumpf- und Petinet-, 7 Lein- und 31 Sammet- und Seide-, 2 Halbseidenzeug-, 12 Bandfabriken, 2 Moulinirer, 6 Wollspinnereien, 2 Baumwollspinnereien, 8 Appreturanstalten, 4 Wollfärbereien, 10 Seidenfärbereien, 7 Baumwoll- und Leinenfärbereien, 3 Musterzeichner, 24 Kattundruckereien, 5 Kunstbleichen, 6 Gold- und Silberfabriken, 2 Gold- und Silberstickereien, 7 Damen-Patent- und Strohhut-, 6 Feder- und Blumen-, 10 mechanische und optische Instrumentenmacher, 12 Musikalieninstrumentenmacher, 6 Plattir-, 2 Musikaliendrahtsaiten-, 7 Bronce-, 5 Lakir-, 4 Metallknopffabriken, 4 Kupferschmiede, 2 Glockengießer, 1 Großuhrmacher, 4 Schwertfeger, 13 Wagen-, 5 Lar-

ven-, 1 Fournierschneidefabrik, 3 Maschinenbauer, 3 unecht Porzelan- und Faience-, 1 Thonpfeifen-, 1 Spiegel-, 3 Glas-, 8 mineralische Salz- und Farben-, 3 Bleiweiß-, 11 Gyps- und Kalk-, 5 Zucker-, 11 Tabaks-, 20 Leder-, 1 Pergament-, 1 Tapeten-, 3 Spiel- und Visitencharten-, 2 Papier-, 3 Charten-, 3 Wachstuch-, 4 Wachs-, 3 Seife-, 1 Parfumerie- und 1 Hornplatten-, überhaupt 426 Fabriken. Auch werden hier Bleistifte, Cichorienkaffee, Draht, Essig, Fischbein ꝛc., Neublau, Oblaten, Salpeter, Siegellak, Stärke und Puder, Zwirn, Pulver, Chocolade, Feilen, Feuerzeuge, Lampen, Lichte, Kölnisches Wasser, messingene Einsetzgewichte, Schwefelsäure, Zifferblätter, caldarisches Erz, Federspulen, Haartouren, Hutcordons, Kanten, Kniffmaschinen, Lakmus, lederne Handschuhe, Öfen und andre Thonwaren, Pfeifen, Pfropfen, Öl, Papier, Papiermachédosen, Parfumeriewaren, Puppenköpfe, Putzwaren, Salmiak, Schirme, Schminke, Segeltuch, Spiritus vini, Strumpfhosen, Vitriol, Watten, Winden, technisch-chemisch-pharmaceutische Waren, Büchsen, chirurgische, mathematische und physikalische Instrumente, Feuerspritzen, Futterale, Goldwagen, Messer, Holzwaren (Candelabres, Lüstres, Lampen, Blumen- und Fruchtkörbe, Gefäße aller Art, Bildereinfassungen, Bildsäulen, Meublesverzierungen ꝛc., aus Mahagonisägespänen, die durch Zusätze in eine weiche bildsame Masse verwandelt und an der Luft steinhart, fast unzerbrechlich werden, und die schönste Vergoldung und die Farbe der Bronze annehmen), Uhren ꝛc. verfertigt; auch sind hier Stück- und Schriftgießereien, Buch-, Stein- und Kupferdruckereien. Im Jahre 1818 waren an Webstühlen beschäftigt: 76 auf Tuch, 523 auf verschiedene Wollwaren, 46 in Leinen, 3735 in baumwollnen, 930 in seidnen und 280 in halbseidnen Waren, zusammen 5590 Stühle. Sämtliche Garnspinnereien unterhielten 4498 Spindeln, nämlich 3812 in Wolle und 1186 in Baumwolle; bei 3 derselben waren Dampfmaschinen. Zeugdrucker waren 42 mit 360 Drucktischen. In demselben Jahr waren hier 206 Schlächter, 198 Bäcker und 49 Bierbrauer; 1816. Schwarzseifensieder 5, Arbeiter 11; Weißseifensieder und Talglichtzieher Meister 41, Gehülfen und Lehrlinge 62; Wachsbleichen 5; Wachslicht- und Wachsfabrikanten 6, Arbeiter 13; Lederbereiter Meister oder Fabrikanten 90, Gesellen und Hülfsarbeiter 178; Handschuhmacher und Beutler-Meister 57, Gesellen und Arbeiter 64; Riemer- und Sattler-Meister 112, Gehülfen und Lehrlinge 230; Schuh- und Pantoffelmacher-Meister 1224, Gesellen und Lehrlinge 1581; Kürschnermeister 22, Gesellen und Lehrlinge 36; Zimmer- und Röhrmeister 35, Gesellen und Lehrlinge 375; Schiffszimmermeister 13, Gesellen und Lehrlinge 61; Tischler, Stuhlmacher und Ebenisten-Meister und Fabrikunternehmer 527, Gehülfen und Lehrlinge 769; Drechsler mit Gehülfen 110; Böttcher- und Kleinbindemeister 43, Gesellen und Lehrlinge 116; Rade- und Stellmacher-Meister 55, Gesellen und Lehrlinge 138; Korbmacher und Gehülfen 144; Brantweinbrenner 126 (1798. 285); Destillateure 177; Huf- und Waffenschmiedemeister 328, Gehülfen und Lehrlinge 475; Kupfer- und Beckenschmiedemeister 24, Gesellen und Lehrlinge 77; Gelb-, Roth-,

Digitized by Google

Glocken- und Stückgießermeister 40, Gesellen und Lehrlinge 62, Klempnermeister 58, Gesellen und Lehrlinge 96; lakirte Blech- und Broncefabriken 8, Arbeiter 186; Pulvermühlen mit 49 Arbeitern; Maurer und Schieferdeckermeister 26, Gehilfen und Lehrlinge 462; Steinmetzmeister 10, Gehilfen und Lehrlinge 41; Töpfermeister 47, Gehilfen und Lehrlinge 153; Porzelan-, Faience- und Pfeifenfabriken 5, Arbeiter 530 (wovon in der Porzelanfabrik allein 484 Arbeiter); Spiegelfabrik mit 7 Arbeitern; Glasermeister 65, Gehülfen und Lehrlinge 58; Schneidermeister 1138, Gesellen und Lehrlinge 1296; Putzwarenfabrikunternehmer 71, Arbeiter 396; Goldschmied- und Juwelirmeister 147, Gehülfen und Lehrlinge 182; Posamentirmeister 306, Gesellen und Lehrlinge 225; Hut- und Filzmachermeister 38, Gesellen und Lehrlinge 105; Walkmühlen für Zeug 5, Anzahl der Stampfen 65; Tuchbereiter und Tuchscheermeister 33; Gehülfen und Lehrlinge 102; Bleichen 7, Arbeiter 13; Färbereien 49, Arbeiter 114; Wassermangeln 24, Roßmangeln 4; Cylinder- und Zeugpressen 7; Schriftgießer 3, Arbeiter 15; Buch- und Notendrucker 22, Pressen 86; Buchbindermeister 53, Gehilfen und Lehrlinge 89; 5 Kalköfen. In sämtlichen Fabriken wurden 1817. 692 Kinder von 5—14 Jahren beschäftigt.

Der Handel aller Art ist sehr bedeutend; 1816 waren hier 29 Großhändler, 45 Bankiers und Spediteurs, 58 Wechselhandlungen, 302 Material- und Specereiwarenhändler, 15 italische Warenhändler, 32 Tuchhändler, 23 Eisenhändler, 48 Buch-, Musik-, Kupferstich- und Kunsthandlungen mit 78 dabei beschäftigten Personen, 73 Galanterie- und Putzwarenhandlungen, 47 Weinhändler, 122 Warenhandlungen aller Art, 12 Bretterhandlungen, 32 Butterhändler, 232 Victualienhändler ꝛc.; Stromschiffe und Leichterfahrzeuge 658, Schiffer und Steuerleute 414, Schiffsknechte 866; Frachtfuhrleute 17. Zur Unterstützung des Handels dienen die k. Bank, die kön. Seehandelssocietät, die See- und Assecuranzgesellschaften ꝛc.

Im J. 1800 waren hier	37 Weinhändler;	1820. 67
	29 Conditoren;	49
	150 Destillateure u. Brantweinschenk.;	567
	205 Caffetiers, Restaurateurs, Gast- und Speisewirthe, Tabagisten;	252
	655 Bierschenken	429
	48 Tanzböden	65

Im J. 1818 hat die Consumtion nach den öffentlichen Registern betragen: Schlachtvieh ist eingegangen: Ochsen 12,348, Kühe 4840, Kälber 30,604, Hammel und Schafe 115,900, Lämmer 2408, Schweine 46,575, Spanferkel 191, Böcke und Ziegen 171; ausgeschlachtetes Fleisch 122,570 Pfund; Backwerk: vermahlen aus eingegangenem Getreide: Weizen Wisp. 8115, 23; Rokken 15,489¼; eingegangen: Weizenmehl 8072, Rockenmehl 1636¼, Weizenbrot Cent. 15, Rockenbrot 1482. Getränke: zum Brennen und Brauen ist versteuert: Braumalz: Weizen Wisp. 2241, Gerste 8065; Brantweinschrot: Weizen 1220, Rocken 1446¼, Gerste 15,478¼. Zuckerwasser Oxhoft 1435¼; zu Essig: Weizen Wisp. 109½, Rocken 211½; eingegangen sind: fremde Biere Tonnen 562¼; Liqueur Quart 1637, Rum, Arak und Franzbrantwein Quart 120,147¼, Kornbrantwein 67,545½, Weinessig Eimer 393½, diverse Weine in Bouteillen Quart 47,698⅞, feine in Eim. 1401, mittlere Eim. 671¼, ordinäre 16,696¾, Landwein 1¼, mineralische Wasser 21,994½ Thlr. Andre Marktartikel von Bedeutung: Roth- und Damhirsche, Rehböcke und Rehe Stück 2761, wilde Schweine und Frischlinge 296, Wildfleisch Pfund 7713, Hasen 14,702, zahme Gänse, frisch und geräuchert 15,678, Fasanen, Auer-, Hasel- und Rebhühner 10,579, Eier Schock 23,850, Butter Pfund 2,153,642, Käse 354,188, Heringe Tonnen 9043, Kartoffeln Scheffel 10,605, fremdes Obst Thlr. 18,578, inländisches Obst frisch und gebacken Scheff. 31,176, trockne Pflaumen Pf. 15,264, Gries, Graupen und Grütze Cent. 7445, weiße Bohnen Scheffel 1503, Erbsen und Linsen 34,908. Brennmaterialien: Brennholz Hauf. 36,073, große und kleine Fuhren 6237, Holzkohlen Fuhren 2456, Säcke 8876; Torf Haufen 8070⅞, Steinkohlen Bergscheff. 8945 Tonn. 2114. Getreide: Weizen 12,155 Wisp., Rocken 29,924 W. 22 Sch., Gerste 25,061, Hafer 21,277 W. 7 Sch., Wolle 119,048 Stein, Landblättertabak 25,464 Ct. 49 Pf., Hopfen 924 Ct. 9 Pf. Im Jahr 1820 betrug die Getreideeufuhr 17,728 Wispel 1 Scheff. Weizen, 13,262 Wisp. 7 Sch. Rocken, 75,034 W. 2 Sch. große, 8491 W. 14 Sch. kleine Gerste, 16,290 W. 4 Sch. Hafer; geschlachtet wurden 6148 Ochsen, 374 Kühe und 145 Kauscherochsen. Auf dem Wollmarkt 1820 wurden 93,970 schwere Steine 3 Pf. eingeführt (1819. 75,436 schwere St. 7 Pf.), wovon 1934 schw. St. 11 Pf. ausländische Wolle; 12,566 St. 1 Pf. blieben unverkauft. Auf dem Herbstviehmarkt 1819 waren 1013 Ochsen und Kühe; 1820 nur 599 Ochsen und Kühe, wovon 22 aus dem Auslande; der Pferdemarkt hat sich aufgelöst.

Das Totaleinkommen Berlins betrug nach der Bekantmachung des Curatorium des Einquartirungswesens von Berlin vom 8. März 1814. 7,156,955 Thlr.; nach einer zweiten vom April 6,969,682 Thlr., nach einer dritten vom 29. August 6,780,458 Thlr. und nach einer vierten vom 5. September 1814. 5,884,850 Thlr. bequartirbares Einkommen. Im August 1817 betrug das bequartirbare Miethsquantum 1,987,350 Thaler. — Die Stadtschulden aus dem Zeitraum von 1806—13 betragen an 5 Millionen und die jährlichen Zinsen zu 5 Procent über 140,000 Thaler. — Die berliner Landwehr soll stark seyn 3080 Mann vom ersten und 3076 Mann vom zweiten Aufgebote; am 5. Februar 1819 waren nur vorhanden beim ersten 2219 und beim zweiten 2184, zusammen 4403 Mann. — Im J. 1816 wurden in der Stadtvoigtei 1072 Verbrecher eingebracht; außerdem 84 Schuldgefangene, 703 Strafgefangene in Injurien- und andern minder wichtigen Untersuchungssachen und 3619 Polizeigefangene, zusammen 5478 Personen. — Berlin ist der Geburtsort des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, des Königs Friedrich des Großen, des Philosophen Alex. Gottl. Baumgarten († 1762), des Dichters v. Canitz († 1699) ꝛc. **).

*) Vgl. Grundriß von Berlin, von S. Sachs. Berlin 1812. — F. Nicolai Beschreibung von Berlin und Potsdam. 3 Bde.

Digitized by Google

Der Regirungsbezirk Berlin in der Provinz Brandenburg enthielt zu Ende 1819 auf $1\frac{1}{10000}$ mit Einschluß der zum Militär gehörigen Personen 201,138 Einwohner in 7036 Privatwohnhäusern. Zu derselben Zeit waren hier 4100 Pferde und Fohlen, 4254 Rinder und 3593 Schafe. Diesen Regirungsbezirk bilden die Residenzstadt, ihr Weichbild, der Thiergarten und die Hasenhaide; hier hat die Regirung diejenigen Gegenstände zu verwalten, die den preußischen Regirungen im Allgemeinen zugetheilt sind. Außerdem stehn unter der berliner Regirung noch mehre benachbarte Ortschaften und einzele Etablissements in dem niederbarnimschen und teltowschen Kreise des Regirungsbezirks Potsdam, in der Art, daß sie daselbst die Sicherheitspolizei (d. i. die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, Vorbeugung und Stillung von Aufläufen, Ausmittelung und Ergreifung von Verbrechern, Veranlassung von Generalvisitationen), die Strom- und Gewerbpolizei, die indirecten Abgaben- und die Gewerbsteuer und in Charlottenburg insbesondere auch die Bau-, Medicinal- und Feuerpolizei verwaltet. Neuern Bestimmungen zufolge hört die Regirung auf, und ihr Bezirk wird zu dem potsdamer Regirungsbezirk gelegt. (Ortschaftsverzeichniß des Regirungsbezirks Berlin. 4.)

Berlin ist 1163 unter dem Markgrafen Albrecht dem Bär gebaut und von den aus den Niederlanden gekommenen Ansidlern zuerst bevölkert worden; einen spätern Ursprung hatte die daneben liegende Stadt Köln. Beide Städte gewannen seitdem an Umfang und Volksmenge, selbst während der Regirung der Markgrafen aus dem luxemburgischen Hause, deren häufige Abwesenheit auch der Grund ihrer größern Unabhängigkeit ward. Sie verbündeten sich unter einander und auch mit den Hansestädten, und gingen damit um, sich zu Freistädten zu erheben. Als daher Kurfürst Friedrich I. aus dem hohenzollernschen Hause, der 1412 ins Land kam, das Öfnungsrecht verlangte, d. i. das Recht, ein oder alle Thore so in seiner Gewalt zu haben, daß es ihm zu allen Zeiten geöffnet werden mußte, so wurde es ihm von der Stadt abgeschlagen, und der Kurfürst drang nicht weiter darauf, obgleich die abschlägige Antwort ihm sehr unangenehm seyn mußte. Doch benutzte der Kurfürst Friedrich II. die in Berlin und Köln entstandenen innerlichen Streitigkeiten bald nach seinem Regirungsantritt im J. 1440, das Öfnungsrecht mit Gewalt zu nehmen, da er mit 600 Reitern von den theils mit dem Magistrat misvergnügten, theils bestürzten Bürgern im spandauer Thore eingelassen wurde. Ein allgemeiner Aufstand, durch den kurfürstlichen Hofrichter Balzer Haken, im Februar 1448 veranlaßt, nöthigte die in Spandau versammelten Schiedsrichter zu dem harten Urtheil, daß die beiden Städte ihre Briefe von 1442, in denen sie auf den Zoll, die Niederlage, die Gerichte und das Rathhaus verzichtet hatten, dazu noch die Mühlen und alle andern Lehen an Dörfern, Zinsen, Renten, Fischereien, Hölzern rc. verlieren und nur noch Geldschuld und Eigenthum behalten sollten; auch alle Ansprüche, welche die Stadt oder einzele Bürger an den Kurfürsten hätten oder zu haben meinten, „sollen ganz abe seyn, und auch sein Gnade niemandes darum Antwort zu thun schuldig noch pflichtig seyn.“ Für diesen bedeutenden Verlust erhielten beide Städte 1453 die Freiheit, mit rothem Wachse zu siegeln. Von dieser Zeit an bis 1619 oder bis zum Ende der Regirung Johann Siegmunds und zum Anfange des 30jährigen Kriegs sind keine besondern Vergrößerungen der Städte oder weitere Veränderungen in ihrer Verfassung vorgefallen. Seit 1495 da Kurfürst Johann Cicero seinen beständigen Aufenthalt in Berlin nahm, wuchs der innere Wohlstand, und die Pest, die sich 1500, 1551, 1566 rc. zeigte, verminderte wenig die Bevölkerung. Wohlthätig wirkten für die Städte die Einführung der Kirchenverbesserung 1536, die Errichtung des Kammergerichts, die Landtage, der öftere Aufenthalt der vornehmsten Vasallen, der Bau des Schlosses 1538 und die prächtige Hofhaltung des Kurfürsten Joachim II., die aber viel Üppigkeit und besonders eine starke Spielsucht erregte, worüber die gleichzeitigen Schriftsteller klagen. Mit dem Anfang des 30jährigen Kriegs und der unglücklichen Regirung George Wilhelms häufte sich aber alles mögliche Unglück über die Mark überhaupt und besonders über Berlin und Köln. Feindliche Brandschatzungen, stärkere Foderungen des Landesherrn, Mangel der Nahrung, Theurung, Pest, alles vereinte sich, die unglücklichen Städte ins äußerste Elend zu bringen. Berlin allein, ohne Köln, bewies bei einer Untersuchung 1641, nach Antritt der Regirung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, daß sie auf Anweisung des Statthalters Grafen v. Schwarzenberg, der gar nicht das Wohl des Landes, sondern nur seine geheimen Absichten zum Zweck hatte, von der Zeit des prager Friedens 1635 bis zum 1. Februar 1641 zusammen 153,217 Thlr. 22 Gr. 9 Pf. gezahlt habe, ohne die außerordentliche Einquartirung, Servis, Holz und Licht in den Thoren, Discretionsgelder, Fortification und die verschiedenen schwedischen Brandschatzungen. Diese unerhörten Erpressungen, zu denen noch schlechtes Geld (die Kipper- und Wipperzeit), Theurung und öftere Pest (1626, 1630, 1631, 1637 und 1638) kamen, verringerten die Einwohner und brachten die übrig gebliebenen ins äußerste Elend. Daher ward ein großer Theil der Häuser verlassen; 1634 waren in Berlin nur 845 Häuser, wovon 156 ledig standen, und in Köln, wo der Statthalter und viele zu ihm gehörige Personen wohnten, waren dennoch nur 364 Häuser. Ein Theil der Straßen, besonders an den Häusern, war nicht gepflastert, viele Häuser waren mit Schindeln gedeckt und hatten hölzerne oder lehmerne Schornsteine, die Brunnen waren offen und großentheils verschlammt, die wenigen Brücken verfielen, der Auskehricht und andrer Unrath ward entweder gerade vor die Häuser geworfen, oder auf den Märkten und andern öffentlichen Plätzen auf einen Haufen gebracht, oder in den Strom geschüttet, dessen Lauf sich hin und wieder hemte, die Kanäle zum Abfluß des Unraths waren fast allenthalben verstopft, die Schweine, die gewöhnlichen Hausthiere der Einwohner, liefen auf den Straßen herum und wühlten in dem Unrath und in den verstopften Kanälen, und die Schweineställe waren zum Theil an der Straße und selbst

3. Aufl. Berlin 1786. 8. — B. H. Schmidt Wegweiser durch Berlin und Potsdam. 5. Aufl. Berlin 1820. 8. — Adreßkalender für Berlin und Potsdam auf das Jahr 1821.

Digitized by Google

unter den Fenstern gebaut. Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große sorgte gleich nach dem Antritt seiner Regirung für die Aufnahme seiner so sehr verfallenen Residenz. Aber erst nachdem seine glorreichen, aber verderblichen Kriege durch den Frieden zu St. Germain 1679 gänzlich geendigt waren, bekam der edle Fürst Freiheit und Muße, in Berlin gute Ordnung wieder herzustellen, die Stadt zu verschönern und zu erweitern. Er drang auf Anbau aller wüsten Stellen, welcher auch, nachdem die drückende Contribution abgeschafft und die Accise eingeführt war, glücklich von Statten ging. Er sorgte für die Reinigung und Pflasterung der Straßen, machte 1679 den Anfang zur Erleuchtung der Stadt, zog viele nützliche Unterthanen nach Berlin, baute das Schloß und andre Gebäude, legte den Lustgarten an, pflanzte die Lindenallee, und sorgte auch für die Befestigung der Stadt, die zu einer großen Erweiterung derselben Anlaß gab. Denn da, um die Befestigung regulär zu machen, der sumpfige Werder und ein Theil der ehemaligen kölnischen Vorstädte mit in die Wälle eingeschlossen wurde, so befahl der Kurfürst diese Gegenden bebauen zu lassen. Im J. 1650 gab er dem Friedrichswerder das Privilegium einer neuen Stadt, die in den folgenden Jahren mit großer Mühe und Kosten gebaut ward, indem man wegen des sumpfigen Grundes vieles ausfüllen und fast alles auf Pfählen bauen mußte; 1681 ward Neuköln angelegt; 1674 stiftete die Kurfürstin auf dem Grunde ihres Vorwerks in der spandauer Vorstadt die Dorotheenstadt und zur Anbauung der berlinischen Vorstädte ward 1680 der Anfang gemacht. Mit der Erweiterung der Stadt ward unter Kurfürst Friedrich III., nachher König Friedrich I. eifrig fortgefahren. Gleich nach Antritt seiner Regirung 1688 ließ er den Anbau der Friedrichsstadt anfangen, und die prächtige Hofhaltung, der Bau des Schlosses, der langen Brücke und der Bildsäule seines Vaters auf derselben und der zunehmende gute Geschmack verschönerten Berlin auf eine ausgezeichnete Weise. Im J. 1709 vereinigte er die Magistrate aller zu Berlin gehörigen Städte, und verordnete am 17. Januar, daß nur Ein Stadtrath die Verwaltung der Residenzen Berlin, Köln, Friedrichswerder, Dorotheenstadt und Friedrichsstadt und aller Vorstädte, die hinführo sämtlich den Namen von Berlin tragen sollten, unweigerlich über sich nehmen solle. Von dieser Verordnung schreibt sich die Benennung: die Residenzstädte Berlin, her. König Friedrich Wilhelm I. vergrößerte die Friedrichsstadt um die Hälfte, ließ dieselbe mit der Neustadt und der kölnischen Vorstadt mit einer steinernen Mauer umziehen, hielt streng darauf, daß alle Häuser steinern gebaut wurden, verbesserte die Feueranstalten, ließ den größten Theil der Befestigung auf der kölnischen Seite wegnehmen und an dieser Stelle Häuser und Gärten anlegen, und begünstigte den Anbau der Vorstädte, die unter ihm sehr erweitert wurden. Diesem schönen Beispiel folgte Friedrich der Große ***). Zwar wurde während des glorreichen 7jährigen Kriegs Berlin zweimal von den Feinden gebrandschatzt; denn 1757 erpreßte der östreichische General v. Haddick 200,000 Thlr., und 1760 mußten der vereinigten russischen und östreichischen Armee 2 Millionen gegeben werden, die durch Credit aufgebracht wurden; aber der König hat nach wiederhergestelltem Frieden diese ansehnliche Summe bezahlt. Er ließ an 200 Häuser auf seine Kosten abbrechen, und viel schöner wieder aufbauen, und schenkte diese Häuser den Eigenthümern; auch ließ er viele öffentliche Gebäude und Brücken anlegen, und durch den Baron Knobelsdorf den Thiergarten zu einem reizenden Spaziergang umschaffen. Mit ihm wetteiferte der Fleis der Einwohner, der in der Verbesserung des Bodens beinahe Wunder that, so daß in dem an sich dürren Boden in und um Berlin durch Düngung und emsige Bearbeitung die besten Küchengewächse, das schönste Obst und viele ausländische Früchte, als: Melonen, Angurien, Ananas ꝛc. in großer Menge und von bester Beschaffenheit gezogen werden. Dem König Friedrich Wilhelm II. dankt die Stadt das prächtige brandenburger Thor, einen Theil der Stadtmauer, mehre steinerne und eine eiserne Brücke ꝛc., so wie der jetzige König Friedrich Wilhelm III. durch Verschönerung der öffentlichen Promenaden z. B. des Lustgartens und der Linden, durch Verschönerung mehrer Kirchen, des Opernhauses ꝛc., durch den Bau des neuen Schauspielhauses ꝛc. sich um Berlin hoch verdient gemacht hat †). (*Stein.*)

BERLIN heißt auch ein Pfarrdorf im złoczower Kreise nordöstlich von Brody, mit einer Einbruchs- (Gränz-) Zoll Station gegen Rußland und der Hauptort der nordamerik. Grafsch. Somersett in dem State von Pensylvanien, wie auch eine Stadt der nordamerik. Grafsch. Hartfort im St. Connecticut. (*H.*)

BERLIN (Joh. Daniel), Organist zu Drontheim, geb. zu Memel 1710, gest. 1775 als theoretischer und praktischer Musiker und Componist rühmlich bekant. Vorzüglich verdient bemerkt zu werden seine „Anleit. zur Tonometrie, oder wie man durch Hilfe der logarithmischen Rechnung nach der geometrischen Progressionsrechnung die s. g. gleichschwebende musikal. Temperatur bald ausrechnen kann; nebst einem Unterr. v. dem 1752 erfundener und eingerichteten Monochord." (Kopenh. u. Lpz. 1767. 8. m. Kpf., dies Monochord gewährte den Vortheil, seine Stimmung bei jeder Witterung zu erhalten *). (*H.*)

BERLINCHEN, Berlinicken, Neu-Berlin, Stadt in dem preußischen Regirungsbezirk Frankfurt, soldinschem Kreis, 20½ M. von Berlin, an einem großen See, mit 266 Häus., 2176 Einw., Pfarrkirche, Hospital, Leinweberei, Tuchmacherei, Fischerei, großen Pferd- und Rindviehmärkten. (*Stein.*)

Berliner Blau u. B.-Blutlauge, s. **Blau u. Blausäure.**

Berliner Eisen, s. **Schwanenhals.**

***) Bald zu Anfange seiner Regirung wurde B. durch den hier im J. 1742 geschloßnen Frieden merkwürdig, durch welchen Östreich, Schlesien und Glatz an Preußen abtrat.

†) Vgl. J. Ep. Müller's und G. Gf. Küster's altes und neues Berlin, d. i. vollständige Nachricht von der Stadt Berlin, derselben Erbauer, Lage, Kirchen, Gymnasien ꝛc. 4 Abtheilungen. Berlin 1737—69. Fol. m. Kpf. und (Ant. Bth. König's) Versuch einer historischen Schilderung der Hauptveränderungen, der Religion, Sitten ꝛc. der Residenzstadt Berlin. 5 Theile. Berlin 179½. 8.

*) Vgl. Marperger's Beitr. II., 563.

Digitized by Google

Berliner Roth, ſ. Roth.

Berlingas, ſ. Berlenga.

BERLINGHIERI (Francesco), deſſen in der Briefſamlung des Marſilius Ficinus öfters gedacht wird, und an den ſelbſt drei Briefe gerichtet ſind, aus adligem Geſchlecht zu Florenz um die Mitte des 15. Jahrh. geboren, iſt der Verfaſſer einer Erdbeſchreibung in Terze Rime. **Geografia di Fr. Berlinghieri fiorentino, con sue tavole in varj siti e provincie, secondo la Geografia e distinzione delle tavole di Tolomeo**, welche zu Florenz in gr. Fol. ohne Jahrzahl erſchien. Dies ſeltne, mit recht gut geſtochenen Karten verſehene Buch, muß verfertigt und gedruckt ſeyn zwiſchen 1471 und 1482, denn es iſt Friedrich von Urbino zugeeignet, welcher 1482 ſtarb, und in der Zueignung ſagt B., daß er es, 25 Jahre alt, unter Papſt Sixtus IV. abgefaßt habe. Dieſer aber wurde 1471 zum Papſt erwählt. (*H.*)

Berme, ſ. Bruſtwehr.

Bermeja, ſ. Sierra Nevada.

BERMEJO, beträchtlicher Fluß in Rio de la Plata in Südamerika, der unweit Aſſumpcion in den Paraguay fließt. (*Stein.*)

BERMEO (15° 2′ 30″ L. 43° 25′ 10″ Br.), Villa in der ſpan. Prov. Biscaya, mit einem kleinen Hafen und 1500 Einw., die Fiſcherei, beſonders auf Breitlinge und Beſugos treiben. (*Stein.*)

BERMIOS, eine öſtliche Fortſetzung der kanaloviſchen Berge, die ſich in Macedonien hinein bis zur Stadt Berda erſtreckt (Strab. VII. Exc. II.) Ptol. (III. 13.) ſetzt es 48, 30: 39, 30, und nent als ſich auszeichnende Fortſetzungen deſſelben den Berketeſios 46, 40: 29, 40, und etwas öſtlicher den Kitarios 48, 40: 39, 50. Nach Herod. (VII. 127.) war das Gebirge rauh und im Winter unzugänglich. (*Ricklefs.*)

BERMSGRÜN oder **Bergmannsgrün**, Dorf des Kreisamtes Schwarzenberg im Erzgeb. Kreiſe des Königr. Sachſen, nährt ſich meiſt von Berg- und Hammerarbeiten, Kohlen- und Eiſenſteinfuhren, Spitzenklöppeln und Spitzenhandel. Die hieſigen Bergleute verdienen manchen Thaler durch den Verkauf von Gimpeln, welche ſie Melodieen pfeifen lehren. Die Gemalin Auguſts I. Chriſtiane Eberhardine, welche bekantlich, ihrer religiöſen Überzeugungen wegen, von ihrem Gemal, ſeitdem dieſer die katholiſche Religion angenommen hatte, getrent in Pretzſch an der Elbe lebte und auch daſelbſt 1727 ſtarb, fand in ihrer einſamen Lage unter andern beſondere Freude an einem Bermsgrüner Gimpel, welcher die Melodie: Wer nur den lieben Gott läßt walten — pfeifen konte und ihr von einem Herrn von Elterlein geſchenkt worden war. Mit tauſend Thränen hörte ſie oft dem gefiederten Pfeifer zu, welchen ſie nur ihren lieben Bermsgrüner Kapellknaben zu nennen pflegte. In der Gegend von Bermsgrün bricht Schieferſpath; auch hat man neuerlich eine ſilberhaltige Bleimine entdeckt. (*Engelhardt.*)

BERMUDA HUNDRED, auch City Point genant, eine Ortſchaft in der County Cheſterfield des nordamerik. Stats Virginia, (37° 16′ Br. und 282° 29′ L.) auf einer Halbinſel, die der Appamator und James bei ihrem Zuſammenfluſſe bilden, hat einen guten Hafen, treibt Handel, und hat mit Einſchluſſe der Packhäuſer 40 Gebäude. (*Hassel.*)

BERMUDAS, eine Gruppe von 350 Eilanden im atlantiſchen Oceane, die ſich zwiſchen 314 bis 315° L. u. 31 bis 33° Br. längs dem Kontinente Nordamerikas im O. etwa 140 Meilen von der Küſte von Carolina ausbreitet, und einen Raum von 30 Meilen in der Länge und 20 in der Breite einnimt. Nur die größern Eilande, die etwa 45 □Meilen ausmachen, ſind bewohnt; die übrigen nackte Felſen, woran ſich die Wellen des Meers mit Ungeſtüm brechen. Dieſe größern Eilande heißen: St. George, 3½ Meile lang, ¼ breit, worauf die Hauptſtadt Georgetown mit 300 Häuſ. und 2000 Einw. und 2 Kaſtelle ſtehen, auch verſchiedne Landungsplätze ſich finden; St. David, Cooper, Ireland, Somerſett, Long Island, Bird Island und Nonſuch. Die Eilande haben außer St. George keine Städte und Dörfer, ſondern blos zerſtreuete Wohnungen, die unter Shires und Kirchſpiele vertheilt ſind. Ihre Lage macht ſie unangreifbar; durch die Kanäle, die ſich zwiſchen ihren Felſen öfnen, können kaum beladne Schiffe von 10 Tonnen durchſchlüpfen. Die Zahl der Einwohner, die britiſcher Abkunft ſind, beläuft ſich auf etwa 11,000 Individuen: 1792 ſind 5460 Weiße und 4919 Schwarze gezählt. Ihr Hauptreichthum beſteht in Holze, da die meiſten Eilande mit Wäldern bedeckt ſind, die den treflichen Wachholder (**Juniperus bermudiana**), dann Cedern, wovon die Einw. ihre Schiffe und Häuſer bauen, Palmetos mit Früchten von der Größe einer Pflaume, und Rothholz tragen. Außerdem findet man die Orange, den Lorbeer, die Birn und die Olive, und der Ackerbau liefert Mais, wovon man 2 Ernten im Julius und im December erhält, Hülſenfrüchte, Hanf, Flachs, Tabak und Baumwolle, mit welchem leztern Produkte doch nur 200 Acker beſtellt werden. Was dieſe von der übrigen Erde faſt ganz iſolirte Inſeln, die ein ſehr mildes Klima beſitzen und deren Felder ein ewiges Grün ſchmückt, obgleich die Hitze im hohen Sommer ungemein groß iſt, am meiſten drückt, iſt der Mangel an Quellen und Brunnen; man hat blos Ciſternen zur Aufbewahrung des Regenwaſſers, und dieſes ſetzt den Ackerbau ſehr zurück. Die Viehzucht iſt ganz anſehnlich; man hält kleine Pferde, Rindvieh, Ziegen, Schafe und Schweine, wofür hinlängliches Futter vorhanden iſt; an Fiſchen iſt im Meere, an Land- u. Seevögeln auf den Felſen ein großer Überfluß. Eigen ſind dieſen Inſeln eine Art von kriechendem Flachſe oder Hanf, den man verarbeitet, und eine große Spinnenart, die ein Gewebe wie Seide ſpinnt; ſonſt beſitzen ſie keine giftigen oder ſchädlichen Thiere. Die Einwohner ſind fleißig, und nähren ſich außer ihrem Acker- u. Gartenbau von der Viehzucht, von der Fiſcherei und der Segeltuchweberei, und ziehen von den anlegenden Weſtindienfahrern, die hier einen Ruhepunkt und Erfriſchungsplatz finden, anſehnlichen Gewinn. Ihre Ausfuhr an Holz, Segeltuch u. ſ. w. betrug 1809. 34,279, 1810. 36,613, ihre Einfuhr 1809. 11,648 und 1810. 1137 Pfd. Sterl. Sie haben 1 Gouverneur, 1 Aſſembly und werden nach britiſchen Geſetzen regirt. Dieſe Inſeln ſind 1522 von einem Spanier Juan Bermudes entdeckt und 1612 von einem Briten George Somers, daher ſie auch wol

Digitized by Google

Mr. Bryan's Democratic opponent in the Presidential campaign of 1896, and Secretary of State in Mr. Bryan's Cabinet from 1913 to 1915, was born in Salisbury, Perry County, Illinois, March 19, 1860. He was educated at Wesleyan University, Illinois College, and Yale University, graduating from the latter in 1881. He was admitted to the bar in 1883, and practised in Jacksonville, Illinois, until 1887, when he removed to Lincoln, Nebraska. He was elected to Congress in 1890, and served from 1891 to 1895. He was defeated for re-election in 1894, but was elected in 1896 and served from 1897 to 1901. He was the Democratic candidate for President in 1896, 1900, and 1908, and was defeated in each election. He was Secretary of State from 1913 to 1915, when he resigned. He died in Los Angeles, California, July 26, 1925.

Mr. Bryan's Democratic opponent in the Presidential campaign of 1896, and Secretary of State in Mr. Bryan's Cabinet from 1913 to 1915, was born in Salisbury, Perry County, Illinois, March 19, 1860. He was educated at Wesleyan University, Illinois College, and Yale University, graduating from the latter in 1881. He was admitted to the bar in 1883, and practised in Jacksonville, Illinois, until 1887, when he removed to Lincoln, Nebraska. He was elected to Congress in 1890, and served from 1891 to 1895. He was defeated for re-election in 1894, but was elected in 1896 and served from 1897 to 1901. He was the Democratic candidate for President in 1896, 1900, and 1908, and was defeated in each election. He was Secretary of State from 1913 to 1915, when he resigned. He died in Los Angeles, California, July 26, 1925.

renberg, Wabern, Egerten, u. s. f.; am linken Ufer der Aare bis gegen Thun hin diejenigen von Belp, Seftigen, Kramburg, Muhleren, Wattenweil, u. a. m. Am rechten Ufer waren die von Almendingen, Münsingen, Wichtrach, auch verschiedene Besitzungen der Grafen von Buchegg; Thun war Zähringisch. Dann folgten die Freiherren von Oberhofen und Riedt. Die Güter des von Oberhofen gestifteten Klosters Interlaken dehnten sich über Lauterbrunn und Grindelwald bis an die Schneegebirge aus. Aber der Herzog war sein Kastvogt. Die Freiherren von Brienz (in frühern Zeiten finden sich Grafen dieses Namens), waren Reichsvögte am rechten Ufer des Brienzer-Sees, und Erbauer des Schlosses Rinkenberg, von welchem sich später besondere Freiherren nanten. Reichsvögte verwalteten in des Kaisers Namen das Land Hasli, ungefähr wie die Landschaften am 4 Waldstätter-See regirt wurden. Lange bekleideten dieses Amt die Edeln von Resti. Am linken Ufer des Thuner- damals Wandel-Sees lagen die weiten Besitzungen und das der Zeit trotzende Schloß der Freiherren von Strättlingen. Die Thäler von Frutigen standen unter den Freiherren dieses Namens; die von Wimmis geboten dem untern Simmenthale; das obere war als Reichslehen unter Viele vertheilt; das meiste besaßen die von Strättlingen und Weißenburg. Uber das jetzige Saanenland dehnte sich die Herrschaft der Grafen von Griers aus. Gegen Freyburg hin waren die von Bubenberg, Sternenberg und Grasburg begütert. Der größte Theil des Landes gegen Neuenburg hin gehörte den dortigen Grafen. Auch zu Nidau war der Sis eines Grafen. Die von Thorberg besaßen ein ausgedehntes Gebiet, und hatten ihre besondern Lehensmänner. Die Grafen von Buchegg (Bucheck), in der Nähe von Solothurn, besaßen außerdem noch im Lande zerstreute Güter, Wangen hatte Grafen, Aarwangen Freiherren. Unter den vielen Herren des Emmenthales waren die angesehensten die Freiherren von Sumiswald, die von Trachselwald, von Signau und der alte Stamm von Brandis. Mitten zwischen allen diesen Letztern dehnte sich über Burgdorf, Fraubrunnen und Landshut die unmittelbare Besitzung des Herzogs selbst aus. Hinter dem Emmenthale, im Trubthale, war das Kloster Trub, in der Aargegend das Kloster Frienisberg, und das kurz vorher gestiftete Johanniterhaus Buchsee im Besitze ansehnlicher Güter, und durch den größten Theil aller dieser Landschaften lagen die Schlösser eines zahlreichen, hier nicht genanten Adels zerstreut. Unmittelbar nach dem letzten Siege schritt Berchthold zur Anlegung der neuen Stadt. Er wählte dazu eine längliche Erdzunge, um welche die Aare sich biegt. Auf dem gegen die Landspitze sich herabsenkenden Hügel, im Sack genant, stand ein Eichenwald; und an demselben Nydeck, ein herzogliches Jagdschloß. Ob einige am Flusse stehende Häuser damals schon Bern hießen, was der im J. 1182 bereits mit Burchardus de Berno sich vorfindende, und erst lange nach Erbauung der Stadt erloschene Name von Bern, aus welchem mehre Glieder des großen und kleinen Rathes waren, vermuthen lassen sollte, oder ob ein bei der Auswahl des Platzes getödteter Bär der neuen Stadt nach dortiger Mundart die Benennung „Bärn" gegeben haben soll, ist ungewiß und von keiner Bedeutung; vielleicht traf beides zusammen. Mehre Geschichtschreiber versichern, der Platz sey reichsfrei gewesen, und unzweifelhaft wählte der Herzog keinen solchen, den andre ihm hätten streitig machen können. Er übertrug die Aufsicht über die neue Anlage einem seiner Getreuen, Kuno von Bubenberg, welcher selbst in der Nähe zwei Schlösser besaß. Kräftiger Unternehmungsgeist lebte schon in dem ersten Beförderer. Bubenberg soll den Herzog bewogen haben, die Stadt weiter auszudehnen, als seine erste Absicht war. Auf die Wurzeln der Eichen und oft auf Eichenstümpfe, die man in Manneshöhe stehen ließ, sollen die Häuser, welche, wie die Sage erzählt, nur 12 Fuß breit seyn durften, um mehren Ansidlern Raum zu geben, erbaut worden seyn. Zwei von der Aare her gegen einander laufende, tiefe, jetzt ausgefüllte Graben, zwischen welchen ein schmaler Erdrücken sich hinzog, befestigten die Stadt, welche sich nur bis zum jetzigen Zeit- (Uhr-) Glockenthurme ausdehnte. Noch blieb Könitz die Pfarrkirche, bis 1232 mit Bewilligung des Bischofs von Lausanne, in dessen Sprengel die Stadt lag, eine solche zu Bern gestiftet wurde. Berchthold gab ihr die Rechte der Stadt Köln, das Muster der zähringischen Stadtrechte. Die Freiheiten, welche der Herzog der Stadt gab, die harten Bedrückungen des herrschenden Adels, die Unsicherheit der Bewohner des offenen Landes während der Fehden und innern Kriege, vereinigten aus der Nähe und Ferne zahlreiche Ankömlinge. Aber auch Edle, welche sich an den Herzog angeschlossen, und dadurch den bittern Haß ihrer Standesgenossen und des höhern Adels auf sich gezogen hatten, weil diese sie als Ungetreue an der gemeinschaftlichen Sache, und als Anhänger einer neuen fremden Macht ansahen, suchten Sicherheit und Schutz hinter den neu empor gestiegenen Mauern. Die von Egerdon sollen der jetzigen Kirchengasse den ersten Namen gegeben haben. Die Bubenberge, Tentenberge, Muhleren, Wabern, Erlache werden theils durch die Zeitgeschichte theils durch unwidersprochene spätere Angaben unter den Erbauern der Stadt aufgezählt. Nur die von Erlach sind noch übrig. Man behauptet, schon Kaiser Heinrich VI. habe die Stadt in den Reichsschutz aufgenommen; aber gewiß ist es, daß sie gleich nach dem Tode ihres Stifters und kräftigen Gönners von Kaiser Friedrich II. 1218 ihre goldne Handveste erhielt. Sie soll nicht vom Reiche getrent werden. Den Schultheißen, den Rath und andre Beamten mögen die Bürger ohne Zuthun eines fremden Herrn, selbst wählen. Das Haus des Herzoges soll der Stadt zugehören; wodurch dessen Erbe keinen festen Fuß oder unmittelbaren Einfluß in derselben behielt. Leibeigne, die binnen einem Jahre von ihren Herrn nicht zurückgefodert werden, sollen frei seyn. Die Wälder Bremgarten und Forst werden den Bürgern zugeeignet. — Neben manchen andern städtischen Berechtigungen und Verordnungen enthielt der Brief die einst von vielen Städten als eine Freiheit, eine Grundlage der Rechtlichkeit und eines bessern Bürgersinnes betrachtete und sorgsam aufbewahrte Bestimmung, daß, wer seine Schulden nicht bezahlen kann, das Bürgerrecht verloren haben soll. Nicht weniger bemerkenswerth ist die Bestimmung, daß, wer sein Ehrenwort verletzt, ehrlos seyn soll. Aus dem Stillschweigen über die Verwaltung des Blutbannes kann eben

Digitized by Google

sowol vermuthet werden, er sey der Stadt noch nicht übertragen worden, als auch das Gegentheil. — So wurde eine Stadt erbaut, ein Stat gegründet, und ein zum Großen anstrebender Geist angefacht, welche nur durch die undurchdringlichen Schranken mächtiger, feststehender Staten gehindert wurden, sich zu dem Grade der Macht zu erheben, den die berühmtesten Freistaten der alten und neuen Zeit erreichten. 225 Jahre nach der Erbauung der kleinen, hölzernen Stadt beherrschten die Nachfolger jener ersten Ankömlinge schon das Land von den Gränzen des Wallis bis an den Jura, und nahe an die Ufer des Rheines; und im 345sten dehnte sich ihr weites Gebiet bis ferne über die Ufer des Lemanischen Sees aus. Zwar hatte sich auch Alles vereinigt, den Bürgern hohen Freiheitssinn, und der Gemeinheit Strebekraft zu geben. Der Stifter lebte gerade noch so lange, als es nöthig war, die aufkeimende Anpflanzung zu pflegen und zu schützen. Die offenkundige Abneigung des zahlreichen benachbarten Adels gegen diese neue Feindin, die in ihren Augen eine Freistätte der Ungebundenheit und eine Gegnerin des herkömlichen Rechtes war, mußte im nämlichen Grade die Berner antreiben, fest zusammenzuhalten, ihren Feinden nicht nur zu widerstreben, sondern auch ihre Macht selbst zu schwächen und zu zerstören. In einem neugebornen, jugendlichen State, der auf keinen alten Stamm geimpft war, und in seinem Innern mit keinen widerstrebenden Bestandtheilen zu kämpfen hatte, konten Kraft und Bürgersinn sich frei entwikkeln. Kein eifersüchtiger Bischof oder Graf lähmte die Schnellkraft, kein bleibender Parteigeist herrschsüchtiger Räthe und mistrauischer Bürger lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit von den äußern Verhältnissen auf die, den Gemeinsinn zerstörenden, Reibungen eines selbstsüchtigen Aristokraten oder kleinlichen Zunftgeistes. Wenn auch Parteien und Gährungen sich erhoben, so verstumten sie bald beim Anblicke einer von außenher drohenden Gefahr. War etwas zu fürchten oder zu erwerben, so sparte man weder Blut noch Vermögen; keine Anstrengung war zu groß. Aber wer sich anschloß, um die Gefahr zu theilen, wurde auch willig als Genosse der erworbenen Vortheile anerkant. Das zähringische Erbtheil in diesen Gegenden fiel durch Anna, Berchtholds Schwester, an seinen Schwager, den weder durch Geist noch besondre Macht sich auszeichnenden Grafen Werner von Kyburg. Kein mächtiger Stellvertreter des Kaisers war vorhanden. Das Haus Hohenstaufen mußte im Kampfe für seine Erhaltung selbst unterliegen. Die Ohnmacht Teutschlands während des Zwischenreiches, die blutigen Kämpfe um den kaiserlichen Thron, die Charakterlosigkeit einzeler Reichsoberhäupter, die zwischen diesen und Östreich waltende Eifersucht, der Mangel an festem Zusammenhalten bei dem benachbarten Adel selbst, und das Misvergnügen, welches diese ihren gedrückten Unterthanen einflößten, die ihren Zustand mit demjenigen der mild und freisinnig gehaltenen Angehörigen und Schutzlinge des neuen States vergleichen konten, öfneten den neuen Republikanern ein weites Feld zu Vergrößerungen. Auch darin den Römern gleich, mischten die Lenker und die Geschichtschreiber des States in die Erbauungsgeschichte fortgepflanzte Sagen und Denksprüche, welche die künftige Größe andeuteten. Nach Erlegung des Bären soll der Herzog ausgerufen haben, „das sey eine gute Vorbedeutung. So wie der Bär das größte und mächtigste der Thiere des Landes sey; so werde die Stadt unter ihren Nachbarn mächtig und gefürchtet werden." — und:

Es sye über kurz oder über lang,
So wirt Bern Herr in disem ganzen Land.
Justinger.

Es stande gleich kurz oder lang,
So wird jedoch Bern Herr im Land.
Stettler.

Sie wurde und blieb es dadurch, daß sie den Unterworfenen schonend behandelte, so bald sie den Gegner bezwungen hatte. Nicht ängstlich in der Auswahl der Mittel machte sie eigne Größe zum vorherrschenden Statszwecke. So unterwarf sie sich Herren, Städte und Gegenden, die einst über ihr standen, oder ihre Verbündeten und Schutzgenossen gewesen waren. Ein paar Male vereinzelte sie sich, beobachtend, bei kriegerischen Verwikkelungen und selbst bei Gefahren ihrer Verbündeten. Aber weit in den meisten Fällen, wo sie ihre Verpflichtung erfüllte, that sie dies mit vollem Nachdrucke, schlug die kräftigsten, und, mehr als ein Mal, allein die entscheidenden Streiche. Dies ist der Grund, warum die Geschichte Berns, sobald dieser Kanton dem Schweizerbunde beitrat, größtentheils zur allgemeinen Landesgeschichte gehört. Es werden demnach hier nur der Zeitraum vor jenem Beitritte, und aus der spätern Geschichte die Bern eigenthümlichen Ereignisse herausgehoben. — — Eine Zeit lang war die Stadt nur durch eine Fähre mit dem jenseitigen Ufer verbunden. Die Erbauung einer Brücke verwickelte in eine Fehde mit dem Grafen von Kyburg auf Burgdorf. Zum Lohne der Vermittelung soll die Stadt den Grafen Peter von Savoyen zum Schirmherrn angenommen, und nachher, aus Erkentlichkeit für geleistete Hilfe, die Aufhebung dieser Verpflichtung erwirkt haben. Einige setzen diese Wiederherstellung der Selbstständigkeit noch in die Zeiten des Zwischenreiches, andre erst ins Jahr 1323. — Mitlerweile vergaß Bern seine äußre Befestigung nicht. Mit Oberhasli wurde 1275 ein Bündniß auf 10 Jahre geschlossen. Auch mit Freyburg, welches jedoch eines geringern Grades von Freiheit und Ansehen genoß, wurde 1271 eine Verbindung errichtet, die aber diese Stadt nicht abhielt, nachher mit dem Kaiser gegen Bern zu ziehen. Rudolf hatte nach seiner Thronbesteigung sich nicht ungeneigt bezeigt; aber die Vertreibung der Juden, der Kammerknechte des Kaisers, vielleicht auch die erweiterten Plane desselben, und Unwille über die Anhänglichkeit Bern's an Savoyen, seinen Feind, bewogen Rudolf, 1288 mit großer Macht vor Bern zu ziehen. Anzahl, Kriegslist, und selbst eine wiederholte Belagerung blieben fruchtlos gegen die Entschlossenheit der Bürger. Kaum hatte der Kaiser sich mit seinem Heere nach Hochburgund gewandt, als die Berner ins Oberland zogen, und sich an dem Adel rächten, der gegen sie die Waffen ergriffen hatte. Als im folgenden Frühjahre unversehens ein starker Heereshaufen unter der Anführung Rudolfs, des Kaisers Sohn, durch die Schoßhalde hinunter auf die Stadt andrang, rettete Brugger, der Venner (so nante man die vier Bannerführer, welche zugleich

Digitized by Google

auch Stadtbeamte waren), mit wenigen Gefährten, durch heldenmüthigen Tod seine Mitbürger vor plötzlichem Überfalle; und Walo von Greyerz, der sich dadurch den Zunamen des Biderben erwarb, das blutige und zerrissene Banner aus der Hand des Feindes. Nun setzte man den aufwärts schreitenden schwarzen Bären zum Andenken in ein rothes Feld; der weiße Streif, auf welchem er ging, wurde nachher in einen goldnen verwandelt. Der entschloßne Widerstand brachte den Rückzug der Feinde und den Frieden hervor. 1291 hatte sich Bern wieder in den Schutz des Grafen von Savoyen, jetzt Amadeus V. begeben. 1298 schlugen die Berner schon wieder ihre Feinde, jetzt die Freyburger, die Grafen der Waat, von Neuenburg, Griers, und benachbarte Edle, welche plötzlich mit Übermacht vor der Stadt erschienen waren, mit geringem Blutvergießen am Donnerbühel und im Jammerthale. 1500 Gefangene und 18 Fahnen waren die Früchte des Sieges, und mehre Burgen des Feindes wurden zerstört. Solothurn, die Grafen zu Aarburg und Kyburg-Burgdorf hatten die Berner unterstützt. Mit den lestern standen diese noch lange in freundschaftlichem Verhältnisse. Sie ließen keine Feindseligkeiten ungerochen, und nicht leicht einen Getreuen oder Verbundenen ohne Schirm. 1324 lösten sie nach der Bewilligung Ludwigs des Bayers die Vogtei der mit ihnen befreundeten Stadt Laupen an sich. Sobald indeß der Kaiser unter dem päpstlichen Banne lag, bekriegten sie seinen Getreuen, den Freiherrn von Weißenburg und den von Thurn zu Gestelen; lösten von dem Ersten die Vogtei über Ober-Hasli an sich, und Johann von Weißenburg selbst wurde Bürger zu Bern. Sie hatten die, dem von Thurn anvertrauten, Schlösser Illingen und Ergenzach, neuenburgische Stammgüter, zerstört; sie trotzten dem Grafen von Griers und dem oberländischen Adel. Mit dem Volke von Guggisberg schlossen sie ein Bündniß. Den mit Kyburg-Burgdorf ausgebrochnen Krieg, der manches Schloß zerstörte, vermittelte die statskluge Königin Agnes, 1334. Hohen Muth und rasche Tapferkeit hatten die Berner auch in diesem Kriege an den Tag gelegt, aber keine Eroberungssucht. Dennoch wurde der noch neue, immer kräftiger sich erhebende Freiheitssitz, wo der Gedrückte Schutz, und der mit den Grafen und Freiherrn bereits sich messende niedre Adel einen Stützpunkt fand, den alten Herrn des Landes immer furchtbarer und verhaßter. Eine stärkere und zahlreichere Verbindung, als noch je vorher, that sich zusammen. Der Aargauische, der Üchtländische, der nähere Theil des burgundischen Adels, das damals öfterer feindselig, als bundesgenössisch gestimte, mehr unter äußerm Einflusse stehende Freyburg, vereinigten ihre Macht zu Berns Unterdrückung. Diese suchte und fand Hilfe bei Uri, Schwyz, Unterwalden und Hasli. Jetzt erprobte sich an Bern, seinen nächsten Umgebungen und den Angehörigen seines verbürgerten Adels, die Gediegenheit jenes Ausspruches Joh. v. Müller's: „Es ist besser, daß eine Stadt viel freie Angehörige, als eine große Menge erzwungener Unterthanen habe; dieses macht furchtsam, jenes beherzt.“ Die blutige Niederlage bei Laupen 1339, welche manches Haus des größern und geringern Adels mit Trauer erfüllte; ein zweiter Sieg an den Thoren von Freyburg, und verheerende Streifzüge durch das Land sicherten Berns Unabhängigkeit, das auch dies Mal im Frieden sich mäßigte. Mit Griers erneuerten sich die Fehden; und beim Verluste der Berner am Laubeck-Stalden (Abhang) rettete Peter Wendschatz, der Venner, nicht sein Leben, aber das eingeschlossene Banner, das er mit starker Hand über den Feind wegwarf. 1348 stritten Bern und Freyburg wieder gemeinschaftlich gegen den Grafen Peter von Griers, und 1349 während der schrecklich verheerenden Pest rächten die Berner, indem sie vom Tanze weg, der Büßenden spottend, zum Sturme gingen, den Verlust von Laubeck-Stalden, zerstörten die Schlösser des Feindes, und zwangen ihn zum Frieden. — 1353 schlossen nicht nur der Schultheiß, der Rath und die Zweihundert, sondern auch die Burger gemeinlich der Stadt Bern den ewigen Bund mit den drei Ländern, ihren Gehilfen bei Laupen, dem des folgenden Tages auch die damals schon Eidgenössischen Zürich und Luzern beitraten. Bern erhielt die zweite Stelle. Von nun an ist seine Geschichte ein wesentlicher Bestandtheil der Schweizerischen. Nur einzele Thatsachen erfodern noch besondre Erwähnung. Nachdrücklich rächte es die Verwüstungen der unter Coucy ins Land gefallenen Scharen der Engländer und ihrer Gehilfen 1375 an dem Bischofe zu Basel, 1377 die gegen Biel, Berns Verbündete seit 1352, verübte Gewaltthat. Wie zu Rom in den kräftigsten Zeiten, so wechseln eine Zeit lang Vergrößerungen des States, aber nicht blos durch Waffen und Statskunst, sondern auch durch Ankauf, mit innern Zwisten und Gährungen; und oft sehen wir beides zugleich. 1348 wurde der Schultheiß Johann von Bubenberg auf 101 Jahr verbannt, und nach 14 Jahren feierlich zurück berufen. Doch nie störte die innere Reibung die Fortschritte von außen. Karl IV., den die Berner 1364 kostbar bewirtheten, erkante ihre Reichsunmittelbarkeit, ertheilte ihnen den Blutbann auf drei Meilen im Umkreise, und andre Gerechtsamen, welche nach ihm seine Söhne bestätigten und vermehrten. Die Berner lösten die Grafschaft Aarberg an sich 1351 bis 1379. Von denen von Brandis und dem Ordenshause Frienisberg wurden viele Dörfer angekauft. Thun wird an Bern verpfändet 1375. Von Rormoos mußte Grimmenstein öfnen. Aber ungeachtet der Hilfe der Eidsgenossen wurde Burgdorf im Kriege gegen den Grafen umsonst belagert. Jetzt fiel der Verdacht auf diejenigen Familien, welche Dienstmänner von Kyburg-Burgdorf waren, und man glaubte, nur ihrer Wenige eignen sich die Regirungsgewalt zu. 1384 die versammelte Bürgerschaft entsetzt alle Rathsherrn, bis auf den Schultheiß Otto von Bubenberg und vier Andere. Sie beschließen, die Venner und wer bei ihnen sitzt, sollen jährlich zweihundert aus den Handwerkern erkiesen, als einen großen Rath. Immer herrschte indeß ein größerer Geist. Ungeachtet Handwerker zahlreich waren, schwur man 1392, den Zünften zu wehren; und nie waren die Zünfte zu Bern Innungen, sondern politische Tribus, in denen die Handwerksgenossenschaften enthalten waren. Schon vor diesem Zeitpunkte zeigen sich Pracht und äußerer Glanz in dem emporsteigenden State; aber wir finden auch Verbote des Spieles. Eine langwierige Mißhelligkeit und wirkliche Thätlichkeiten mit Unterwalden, welches die unzufriednen Angehörigen des von Bern

Digitized by Google

beschützten Herrn von Rickenberg begünstigt hatte, wurden endlich durch die Eidsgenossen beigelegt, 1381. Die Grafschaft Burgdorf und die Gegend bis Thun waren 1384 erkauft, und durch die größten Privat-Anstrengungen in 10 Jahren bezahlt worden. In der Noth der Eidsgenossen 1386 bei der Schlacht und dem großen Siege derselben bei Sempach blieben die Berner, auf den noch nicht ganz ausgelaufenen Thorbergischen Vertrag sich stützend, unthätig; doch gleich nach Östreichs Niederlage brachen sie los. Obersiebenthal schwur zu ihnen. Die Freyburger wurden von der Stadt weggeschlagen.— 1388 werden auf entgegengesetzten Seiten Büren, Nidau, Untersee erobert, und eine entschlossene Schar holt sich Ruhm und große Beute bis im entlegenen Frickthale. Durch Kauf werden Frutigen, u. s. f. Trachselwald, Huttweil, ein großer Theil des Emmenthales, Signau, Bipp und die Landgrafschaft über Burgund von Thun bis an die Brücke von Aarwangen, der letzte Überrest der von Zähringen an Kyburg-Burgdorf gefallenen Herrschaft des Landes, mit Mannschaft, Leben und Pfandschaften, welche noch mehre Rechte und Ansprüche begründeten, erworben, und demnach die Grafschaft Wangen eingelöst. — Immer umsichtig rächten die Berner den Tod des gewaltigen Hugo Burkhard von Mümpelgard, ihres Bürgers, an seinen Unterthanen nicht; aber sie erwarben Oltigen. Am Zuge ins Eschenthal 1411 nahmen sie keinen Antheil, und eben so wenig 1422 an demjenigen, den die übrigen Eidsgenossen, Uri zu Gefallen, rasch, doch nicht zusammen wirkend nach Bellenz unternahmen, den ihr erster, größrer, aber ruhmvoller Verlust bei Arbedo auszeichnet. Ein für die Berner nicht glücklicher Krieg mit Wallis 1418 hätte beinahe die Eidsgenossen, und namentlich die Waldkantone, entzweit. Mit Kraft und Schnelligkeit schlugen sie hingegen 1415 nach der Achtserklärung Friedrichs von Östreich zuerst los, eroberten für sich den untern Aargau, und halfen kräftig den übrigen Eidsgenossen Baden erobern, dessen Mitherrn sie bald hernach wurden. Kaiser Sigmund hielt sich 1414 drei Tage lang bei ihnen auf. Papst Martin V. bewirtheten sie auf seiner Rückreise von Kostnitz 10 Tage lang. Beide Bewirthungen geben bemerkenswerthe Aufschlüsse über die Sitten der Zeit. Sigmund urkundete ihnen 1434, daß sie Östreich um Aargau keine Antwort mehr schuldig seyn. Die Vorsteher des States sorgten schon zur Zeit des Kostnitzer Conciliums dafür, daß die Thaten und Schicksale desselben nicht verloren werden. Konrad Justinger, der Stadtschreiber, trug nach ihrem Beschlusse 1420 seine Chronik zusammen; aber weit älter ist noch das Jahrzeitenbuch. 1423 schloß Bern mit Zürich einen besondern ewigen Bund. Am allgemeinen Kriege der Eidsgenossen gegen diesen Kanton, 20 Jahre später, nahm es nicht ohne Zögerung, aber dann nachdrücklich und mit, jedoch vorübergehenden, Besitznahmen Theil. Bald nach diesem Kriege wurde es in eine Fehde mit Freyburg verwickelt 1447. Anhänglichkeit dieser letztern Stadt an Östreich, Streitigkeiten derselben mit Savoyen, das mit Bern befreundet war, und persönliche Feindschaften der Vorsteher beider Städte brachten den Krieg zum Ausbruche. Um diese Zeit begannen im Haslithal und im Oberlande Gährungen und Versuche, sich von Bern zu trennen, die aber entschlossen und klug gestillet wurden. Auch der aargauische Adel hing noch lange an Östreich. — 1470 entwickelte sich im Twingherrnstreite wieder aufs lebhafteste der Kampf der Patrizier und Plebeier. Uneingedenk, daß die Vorrechte herrschender Städte mit denen des Feudaladels auf gleicher Grundlage beruhen, und daß jene in diesen letztern ihre eignen Grundvesten erschüttern, so ferne sie nicht zugleich ihr System dem Statszwecke unterordnen, und die Stadt in den Stat übergehen lassen, wollte man mit einem Mal die Vorrechte der Herrschaftsherrn ganz beschränken. Der Venner Peter Kistler, ein Fleischer, war ihr hitzigster Gegner, und der Kampf der Parteien erhob ihn auf ein Jahr zur Schultheißenwürde, indem 80 vereinigte Votanten gegen 105, welche sich unter verschiedene angesehene Mitbewerber theilten, die Oberhand behielten. Auch die damals ausgezeichnete Kleidung des Adels wurde bestritten. Die Twingherren verließen die Stadt; doch schon im folgenden Jahre siegte der Geist des Vaterlandes wieder. Die Herrschaftsherrn entsagten vielen Vorrechten und meistens der hohen Gerichtsbarkeit, nicht ohne Misbilligung vieler ihrer Angehörigen, welche ungern die Herrschaft eines, von Bürgern bewachten, Herrn an diejenige einer Bürgerstadt tauschten; und 1471 kehrten die Twingherrn wieder in die Stadt zurück. Ein Plebeier, Hans Fränklin, ein Kürschner, damals Seckelmeister, war ihr Vertheidiger gewesen. Seine aufbewahrten Äußerungen bezeichnen den Geist der Zeit. Er sagt: über der Verwaltung der Vogtei Lenzburg, vor der schweizerischen Statsumwälzung eine der einträglichsten, habe er in seinem Handwerke vieles versäumt. — 1458 finden sich 337 Glieder des großen Rathes, eine der Hälfte der damaligen Bürger sich annähernde Zahl; 1466 waren 326. — Bei der Annäherung des Burgunder-Krieges hatten Bernerische Angehörige und die mit Bern verbürgerrechteten Bewohner von Sanen und Ösch, durch Anreizungen und Vorschub, welcher dem Feinde geleistet wurde, veranlaßt, 1475 die Ormont und die Landschaft Aiglen am östlichen Ende des Genfersees eingenommen. Es gelang Bern, sich mit den letztern gegen Überlassung von Einkünften darüber abzufinden, und die Eroberung an sich zu ziehen. Dies war die erste Erwerbung französisch sprechender Unterthanen, die aber nachher immer zum teutschen Gebiete des Kantons gezählt wurden. Im nämlichen Jahre brach der Krieg mit dem Grafen von Romont aus. Gegen den Angriff der Berner, welche nur noch von Freyburg und Solothurn unterstützt waren, wurde jeder Widerstand unkräftig. Strenge Behandlungen und einige Hinrichtungen, welche die mit unerschütterlichem Muthe erstürmte Bezwingung von Estavayer und Les Clés verdunkeln, erklären spätere Grausamkeiten Karls des Kühnen, auch wenn sie dieselben nicht entschulgen. Schon war der größte Theil des Waatlandes bezwungen, als die übrigen Schweizer zu den Bernern stießen. Der von Ludwig XI. gewonnene Niclaus von Dießbach, welcher schon im 34. Jahre zum Schultheißenamte war erhoben worden, und gerade vor dem Ausbruche des burgundischen Krieges der französischen Gesandtschaft beigeordnet war, riß seinen Kanton durch seinen mächtigen Einfluß in den Krieg mit Karl dem Kühnen, welcher denselben zu vermeiden suchte, hinein, über-

Digitized by Google

zeugt, von den Eidsgenossen unterstützt zu werden. Im burgundischen Kriege, der Bern vor allen und zuerst bedrohte, bezeigte dieses sich thätig und muthvoll. Die entschlossene Vertheidigung Murtens verschaffte der schweizerischen Macht die Zeit, sich zu versammeln, und rettete Bern vor großer Gefahr. Dieser Krieg erwarb ihm den, dem Hause Chalon zugehörigen Antheil an der Herrschaft Erlach und, gemeinschaftlich mit Freyburg, Murten, Granson, Ischerlitz und Orbe. Wie bei den übrigen Schweizern, so wurde auch bei den Bernern der schädliche Einfluß fremder Mächte, ihrer Abgeordneten und die Wirkung des fremden Geldes immer bemerkbarer. — Eine, unter Drohungen gegen verdächtige Regirungs-Vorsteher sich nähernde, und ins Welschland ziehende Schar junger Leute aus andern Kantonen wurde durch Klugheit und das Aufgebot eigner Macht vorüber geleitet. Die Bürger nahmen es nicht an, als Wilhelm von Dießbach und der ganze Rath die Regirungsgewalt zurück geben wollten. — Die Stadt war schon die schönste und ansehnlichste der Eidsgenossenschaft. Die Regirung kam durch Anstrengungen zu Hilfe, als fünf schlimme Jahre und Seuchen Hungersnoth hervor gebracht hatten. In den Kriegen zwischen Karl VIII. und Kaiser Maximilian war Bern mehr Östreichisch, und stemte sich der Hingebung Andrer, insbesondre der innern Kantone, um französisches Geld nachdrücklich entgegen. Daß der Schwabenkrieg 1499 den Bernern nicht so angelegen war, als der Burgundische, empfanden und rügten die Eidsgenossen. An den italiänischen Kriegen, insbesondre unter Ludwig XII. und Franz I. und an der Eroberung der vier welschen Vogteien nahmen sie vorzüglichen Antheil. Sie erfuhren dabei die entzweiende Kraft des ausländischen Einflusses und der Theilnahme einer Republik an auswärtigen Händeln. Wiederholte Aufstände erschütterten das Gebäude des States. Die mit offenem Sinne für Wahrheit und Belehrung der Nachwelt ausgerüsteten Chronikenschreiber, Anshelm der Zeitgenosse, und Stettler, dessen ursprüngliches, von der bernerischen Censur abgekürztes Werk gegenwärtig den Freunden der Geschichte nicht mehr zugänglich ist, schildern die Folgen des so geheißenen Reislaufes, die Verkäuflichkeit Höherer und Niederer, die Hingebung an die ausländischen Soldatenmäckler, die Geldgier, den Parteienkampf der Volksvorsteher, den Trotz der Hauptleute (meistens Aufsprößlinge) gegen die kraftlosen Maßregeln einer Regirung, in deren Schoß entgegen gesetzte Systeme und widerstreitender fremder Einfluß sich stets bekämpften, die daraus hervorgehende Verachtung der Obern, die Ungebundenheit des Volkes, und die Verwilderung, welche noch immer die Völker strafte, in deren Händen sich der Beruf des Kriegers in planmäßige Beraubung wehrloser Gegenden verwandelte. — Dieses Bild der damaligen Schweiz paßte vornämlich auch auf Bern, die Parteienführer machten wechselweise ihre Gegner dem gemeinen Volke verdächtig, und beschützten ihre Anhänger gegen die Anwendung der Gesetze. Von der Könitzer-Kirchweihe 1513 drang die ungebundene Jugend in die durch Parteien getheilte Stadt. Der Aufstand verbreitete sich weiter. Die Regirung und Abgeordnete vom Lande verurtheilten Michel Glasern und Anton Widern, als Empfänger französischen Geldes zum Schwerte. Die Räthe verbießen ohne Einwilligung der Boten von Stadt und Land kein Bündniß zu machen, in welchem Hilfe versprochen wird. Der Venner Kaspar Hetzel wurde im solothurnischen Gebiete von einem wüthenden Volkshaufen ergriffen, gefoltert und hingerichtet. Dumpfe Gährung dauerte fort. Die französischen Kronenfresser, wie man sie nante, wiesen auf die Empfänger der Dukaten und rheinischen Gulden. — Nach dem Dijoner-Zug verjagte Hasli seinen Ammann, und wählte einen andern aus sich. — Dem Präsidenten von Burgund, Villeneuve, wurden zu Bern durch die Folter 2000 Kronen zur Bezahlung französischer Rückstände abgezwungen. Immer sind in diesem Zeitpunkte die Häupter des States der Habsucht verdächtig. Kaum hätte 1508 Joh. von Furno erdichtetes Testament Herzogs Karl von Savoyen von 1489, durch welches Bern und Freyburg 350,000 Rh. Gl. zugedacht seyn sollten, ohne solche Einverständnisse schnellen Beifall gefunden. Als Franz I. bereits den Alpen sich näherte, versicherte Bern auf dem Tage zu Zürich, der König sey noch nicht gesinnt, über das Gebirge zu gehen; und seine Scharen waren bald nachher, 8. September 1515, in der Zahl derjenigen, welche mit Frankreich zu Galera überein kamen, und der Schlacht bei Marignano nicht beiwohnten. Der beträchtliche Verlust, den die Berner 1522 in der Schlacht bei Bicocca erlitten hatten, und die durch die kräftigen Erinnerungen der Reformatoren immer mehr auf die schädlichen Folgen des Reislaufens und der Pensionen gerichtete öffentliche Aufmerksamkeit veranlaßten wieder eine Einberufung der Abgeordneten der Landschaft, und erneuerte Verbote der Pensionen. Dennoch vermochte französischer Einfluß die bernerische Regirung bald wieder, selbst Vorschüsse für die Bezahlung jener Jahrgelder zu machen. Während der frühern Kämpfe der Hierarchie und der kaiserlichen Macht hatten die Berner nicht selten sich an die erste angeschlossen, Hans von Balm brachte ihnen durch fromme Entwendung 1463 aus der Laurenz-Kirche zu Köln ein Exemplar des Hauptes des Stadtheiligen Vincenz, was man zu Saragossa, seiner Ruhestätte, zu erhalten früher umsonst gesucht hatte. Gebeine der 10,000 Ritter, welche er 1464 von Rom herbrachte, vermehrten seine Belohnung. Gleichwol versuchte man es wiederholt, in den Klöstern Ordnung herzustellen. Nur zu Bern wurden die 1500 mit reichem Ablasse in die Schweiz geschickten Abgeordneten des päpstlichen Legaten in Teutschland, Kardinals Raimund, zugelassen. Die Dominikaner hatten beschlossen, ihre Lehre wegen der unbefleckten Empfängniß der Maria, über welche sie mit den Barfüßern stritten, durch Wunder zu behaupten. Sie bestimten Bern zum Schauplatz, weil, wie Stettler sagt, daselbst „ein frommes, einfältiges, ungelehrtes, aber tapferes und handvestes Volk war." Sie wählten Hans Jetzer, einen Schneider, der in ihren Orden getreten war, zum Gegenstande ihres Betrugs. Maria, und andre Heilige erschienen ihm; fünf Wunden wurden ihm beigebracht. Aber endlich entdeckte er den Betrug, und vier Mönche wurden 1509 zum Feuer verurtheilt. Diese Begebenheit öfnete manches Auge, und der ganze Prozeß gibt über die Geschichte der Mirakel große Aufschlüsse. Gleichwol wurde 1518 der Ablaßkrämer Bernhardin Samson auf-

genommen. Dieser dehnte sein Gewerbe so weit aus, daß z. B. Jak. v. Stein für einen Hengst vollkommnen Ablaß für sich, 500 Mann, deren Hauptmann er war, seine Vorfahren und seine Unterthanen zu Belp kaufte. — Der Glaubensverbesserung widersetzten sich viele der Angesehensten, welche zugleich auch für den Gewinn, den sie aus ihren ausländischen Verhältnissen zogen, und für die Versorgung der Ihrigen in Stiftern und Klöstern besorgt waren. Doch der Reformator Berchthold Haller, seine Gehilfen Meyer und Kolb, der feurige Niclaus Manuel, nachher Venner, dessen Bohnenlied das Nachspiel von Samsons Ablaßkram wurde, die Disputation zu Bern 1528, und zahlreiche Freunde einer Sitten- und Glaubensverbesserung drangen durch. Immer waren die Gemeinen des Landes beim Reformationswerke zugezogen worden. Im Hasle und in den benachbarten Gegenden entstanden Unruhen. Der Vorschub, den die Unterwaldner den Misvergnügten thaten, wurde eine der Veranlassungen des schweizerischen Religionskrieges. In diesem vermißt man Berns volle Thätigkeit. Rasch und nachdrücklich entwickelte sich dieselbe hingegen 1536, als die Berner, um den Herzog von Savoyen für einige Beleidigungen zu strafen, und den immer mehr gedrängten Genfern Hilfe zu leisten, unter der Anführung Hans Franz Nägeli's in wenigen Wochen des Januars und Februars die Waat, die Landschaft Gex, Thonon und Ternier jenseit des Genfersees eroberten. Auch Lausanne und die Besitzungen des Bischofs ergaben sich; und beinahe ohne Widerspruch wurde die Reformation eingeführt. Das vormals verbündete Lausanne wurde unterwürfig gemacht, und Genf entzog sich nur durch seine Standhaftigkeit einem ähnlichen Schicksale. Mit großer Beharrlichkeit wußte die Regirung Berns diese Eroberung gegen den Willen vieler Miteidsgenossen durch festes Anschließen an ihre Unterthanen, denen sie sich klug und in traulichem Tone mittheilte, zu behaupten. Nur durch den Drang der Umstände und den Mangel an Unterstützung genöthigt, trat sie endlich Gex, Thonon und Ternier 1564 wieder ab, und räumte sie nur erst 1567 dem Gegner wieder ein. Werbungen und fremde Kriegsdienste hatten den letzten Grafen von Griers, Michael, so in Schulden gestürzt, daß er 1554 seinen Gläubigern, Bern und Freyburg, seine Landschaft abtreten mußte. Bern erwarb das mit ihm verbürgerte Sanenland, und die Gegend über der Bocken. Eine von Savoyen 1588 zu Lausanne eingeleitete Verschwörung und die Bedrängnisse Genfs bewogen Bern, 1589 wieder gegen Savoyen zu Felde zu ziehen. Der Krieg wurde mit Nachdruck begonnen, Gex und Thonon erobert, der Feind bei St. Joire geschlagen. Nun zog ein Theil des bernerischen Heeres nach Hause; die Berner und Genfer wurden uneinig, mit Savoyen wurde unterhandelt, und die Eroberungen gingen verloren. Öffentliche Sagen und Schmähschriften beschuldigten bernerische Regirungsglieder und Anführer des Heeres der Verkäuflichkeit. Die Welschen Angehörigen wurden schüchtern, und unter den Teutschen äußerten sich Unzufriedenheit und Misbilligung laut, selbst gegen den Genferschen Abgeordneten zu Bern. S. genf. Rathsreg. 17. Febr. 1590. Dennoch beschränkte sich späterhin der Krieg auf vorübergehende Unterstützungen Genfs; 1603 stellte der Friedensschluß zu St. Julien die Ruhe, und ein späterer Vertrag mit Savoyen 1617 das Einverständniß beider Staten so wieder her, daß Bern an Savoyen Truppen überließ. Die Mishelligkeiten mit dem Bischofe zu Basel, und die Unterhandlungen wegen der Oberherrschaft über Biel sind unter jenen Artikeln nachzusehen. An den Veltliner-Kriegen, im Anfange des 30jährigen Krieges, nahm Bern mit Zürich zur Unterstützung der Reformirten und auch des Landes gegen Spanien und Östreich Theil. Mit Venedig wurden im 17. und zu Anfang des 18. Jahrh. Bündnisse geschlossen. — 1632 wurden Gewaltthätigkeiten, welche ein solothurnischer Beamter gegen durchziehende Berner ausübte, nur durch Dazwischenkunft von Vermittlern versöhnt. 1622 fing man an, Verschanzungen zur Beschützung der Stadt anzulegen. 1653 verbreitete sich der Bauernaufruhr vornehmlich über den flachern Theil der teutschen Landschaft des Kantons. Niclaus Leuenberger, der Obmann des Aufstandes, war von Schönholz, im Amte Trachselwald, gebürtig. In dem Kriege der Kantone Zürich und Bern mit den fünf innern katholischen Kantonen verloren die Berner 1656 das Treffen bei Vilmergen. Für die, von den Herzogen von Savoyen verfolgten Waldenser und die Reformirten in Frankreich verwendete Bern sich oft mit den andern evangelischen Schweizern, und gewährte den Entflohenen große Unterstützungen. Im Schoße der Regirung gab der Ungehorsam der in Frankreichs Solde stehenden Truppen gegen die Verbote, wider Teutschland feindselig zu handeln, zu Reibungen Anlaß. Als nach Auslöschung des alten Fürstenhauses die Stände von Neuchatel 1707 den König von Preußen mit Vorbeigehung andrer Bewerber als ihren Landesfürsten anerkanten, und Frankreich Truppen an die Gränzen legte, thaten die Berner entschlossen das Nämliche. In dem Toggenburgerkriege 1712, den Bern und Zürich gegen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und den Abt von St. Gallen führten, waren die wesentlichern Kriegsthaten das Treffen bei Bremgarten, der entscheidende Sieg bei Vilmergen ausschließend das Werk der bernerischen Waffen. Bern kam durch den Frieden zu Aarau in die Mitherrschaft des Thurgaues, Rheinthales, des Sarganserlandes und der freien Ämter. 1712 wurde mit den vereinigten Niederlanden ein Schutzvertrag geschlossen. Kluge und sorgfältige öffentliche Verwaltung hatten den Stat immer mehr in eine vortheilhafte Lage gesetzt. Schon in den verflossenen Jahrh. waren viele Herrschaften von eignen Angehörigen und von fremden Herren angekauft worden. 1701 wurde die Herrschaft Sumiswald vom teutschen Orden, 1712 Aubonne, 1721 Wildenstein, 1729 Könitz vom teutschen Orden, 1731 Kastelen angekauft, u. s. f. Für die Besorgung der beträchtlichen in England angelegten Summen wurde seit 1722 ein Kommissar aus den Gliedern des großen Rathes zu London angestellt. Im Laufe dieses Jahrh. beförderten zweckmäßige Statsanstalten, z. B. die Anlegung vortreflicher Heerstraßen, den Wohlstand des Landes. Nichts desto weniger wuchsen die öffentlichen Ersparnisse zu einem beträchtlichen Statsschatze an, der aber, wie Mably es zu ahnen schien, 1798

Digitized by Google

die Raubsucht gieriger Nachbarn reizte. Um das Jahr 1720 verschwanden die letzten hölzernen Häuser im untern Theile der schon längst weit über die Schranken der ersten Anlage ausgedehnten Hauptstadt; und diese erhielt seither das Aussehen eines großen Fürstensitzes. Über die kleinern Städte und beinahe die ganze Landschaft verbreitete sich ein auch im Äußern sichtbarer Wohlstand. Obgleich der Stat Handlung und Fabrikation nicht absichtlich beförderte, so hemten doch keine Monopolien und Innungen den Unternehmungsgeist und die Thätigkeit der Statsgenossen. Ungeachtet dieser Verhältnisse veranlaßte die fortschreitende Beschränkung des Patriziates Unzufriedenheit. 1643 wurde eine bestimte Gränzlinie zwischen regimentsfähigen Bürgern und den so geheißenen ewigen Einwohnern gezogen. Von dieser Zeit an entwickelte und befestigte eine Reihe von Beschlüssen dieses System immer mehr. 1651 wurde verordnet, niemand ohne erhebliche Gründe zum Bürger anzunehmen. 1731 trente der große Titularstreit die Regirungsfähigen selbst, und am 13. April wurde die ins rothe Buch eingetragene Verordnung verfaßt, daß bei 100 Duplonen Strafe niemand seine Wapen, Titel oder Namen ändre, oder sich solcher Diplome im Auslande gegen einen andern Berner bediene. Mit großer Wachsamkeit beobachtete die Mehrheit des großen Rathes selbst die Versuche, welche die ursprünglich democratischen Verhältnisse der Bürger zu untergraben schienen; aber ein Theil der Regimentsfähigen glaubte nichts desto weniger, eine ausschließliche Familienregirung sich erheben zu sehen, und, wenn schon nicht gesetzlich, doch durch die That zurück gesetzt zu seyn. Die Folgen davon zeigten sich zuerst im Innern der Stadt. 1744 hatten sich Spuren davon bei der Besetzung des Großen Rathes gezeigt. 1749 versuchten es Misvergnügte, eine Regirungsveränderung zu bewirken; aber der Anschlag wurde entdeckt und vereitelt. Einige büßten ihren übel berechneten Versuch mit dem Leben, oder mit Verbannung. Oft beschäftigten Genfs, von Savoyen bedrohte Sicherheit, und im 18. Jahrh. seine innern Unruhen die bernerische Regirung. 1782 vereinigte sie ihre bewafnete Macht mit derjenigen von Frankreich und Sardinien zur Unterdrückung der in jenem Freistate wieder ausgebrochenen Bewegungen. Beschwerden und Widersetzlichkeiten der Neuenburger gegen ihren Fürsten Friedrich den Großen 1768 veranlaßten die Anwendung des hergebrachten Richteramtes der Stadt Bern zwischen dem Fürsten und dem Volke. Nach dem Ausbruche der französischen Statsumwälzung legte die Regirung ihr derselben entgegen gesetztes System unverhalten an den Tag. Als 1791 im Waatlande Unzufriedenheit sich äußerte, und Wohlgefallen über die französischen Grundsätze sichtbar wurde, stellte sie durch schnelle Maßregeln und das Einrücken teutscher Milizen in jene Gegenden die äußre Ruhe wieder her. Das 1792 aus französischen Diensten zurückberufne Regiment Ernst behielt sie bis 1796 im Solde, und gab dadurch das erste Beispiel stehender Truppen im Innern der Schweiz, indem die Stadtwachen einiger Städte diesen Namen nicht verdienen, und Genf nicht hieher gehört. Zwar war der Zutritt zum Patriziate schon seit anderthalb hundert Jahren verschlossen gewesen; aber der Umfang des Statcs, die zahlreichen höhern und niedern Beamtungen und der auswärtige Kriegsdienst, welche zwar bei manchen einen für Republiken nachtheiligen größern Luxus, und eine gewisse Sorglosigkeit veranlaßten, auch dem Triebe zur Ausbildung weniger zuträglich waren, brachten einen uneigennützigern Geist in die Aristokratie, die nicht kleinlich jede unbedeutende Stelle an sich zog, nicht jeden einträglichern Erwerbszweig monopolisirte, sondern den Untergebenen die Kanzel, den Lehrstuhl, viele Civil-Bedienungen und jedes bürgerliche Gewerbe frei ließ. Ein Versuch, die in der Regirung befindlichen durch die allgemeine Annahme des Prädicates von von den gemeinern Bürgern ganz zu unterscheiden, wurde durch Wachsamkeit vereitelt. 1784 wurde beschlossen, jeder Bürger könne gegen eine nicht bedeutende Einschreibungstaxe das von sich beilegen. Die Sache nahm eine komische Wendung, und blieb ohne wesentliche Folgen.

Bis ans Ende des Jahres 1797 wußte die bernerische Regirung ihr Ansehen über das ganze Gebiet zu behaupten. Als aber im Anfange des folgenden Jahres das französische Direktorium durch mancherlei Zumuthungen die schweizerischen Regirungen verwirrte, durch Aufwiegelung das Volk vieler Gegenden in Gährung brachte, und am Ende Truppen an die Gränzen der Schweiz rükken ließ, brach zuerst im Waatlande ein Aufstand aus. Dieses erklärte sich unabhängig; die Franzosen rückten in dasselbe ein, und näherten sich den Gränzen der gehorsam gebliebenen teutschen Landschaft. Die Regirung rief die seit manchem Menschenalter nie mehr zugezogenen Abgeordneten des Landes wieder ein. Eine freiere Verfassung wurde zugesichert, und die Frist eines Jahres zur Ausarbeitung derselben bestimt. Noch war die große Mehrzahl und beinahe die ganze niedere Volksklasse, eingedenk der glücklichen Ruhe, des genossenen Wohlstandes und der milden Behandlung, der Regirung ergeben. Aber die Mehrheit in den Landstädten, viele nicht zum Patriziate gehörende Einwohner der Hauptstadt, und manche auf der Landschaft selbst, sehnten sich nach einer Veränderung, welche sie aus der politischen Minderjährigkeit hervor heben sollte. Viele auch von diesen wünschten nichts besseres, als eine von Frankreich unabhängige Verbesserung der Statsform, und waren entschlossen, zur Abhaltung der Franzosen alles zu wagen; Andre, denen der Glaube an die Zusicherungen der Regirung fehlte, hofften Rettung nur von diesen. Dennoch siegte für ein Mal das Vaterland. Es gelang der Regirung, eine sehr beträchtliche Volksmasse dem Feinde, der vom Waatlande und vom Bisthume Basel her sie bedrohte, entgegen zu setzen. Die schwache Hilfe der Eidsgenossen, ihre Unentschlossenheit, Freyburg's und Solothurn's Schwäche, das stete Schwanken der durch französische Vorspiegelungen und widerstreitende innere Elemente außer Fassung gebrachten Regirung, und die Gährung, welche sich auch der bewafneten Macht mitgetheilt hatte, hinderten jedes größre Zusammenwirken. Siegreich fochten die Berner bei Neuenegg, Laupen und Gümminen, nicht ohne muthigen Widerstand beim Grauholz; aber das Band der Kriegszucht war aufgelöst. Tobende und mistrauische Milizen ermordeten ihre eignen Anführer; und nach wenigen Tagen des Krieges öfnete am 5. März das vorher von keinem Feinde betretene Bern seine Thore den Franzosen,

Digitized by Google

welche sich der während eines langen Friedens gesammelten Vorräthe bemächtigten, und die Patrizier noch insbesondre mit Contributionen belegten. Nach der Einführung der helvetischen Republik wurden aus dem bernerischen State vier Kantone gebildet, Leman aus dem Waatlande; Oberland aus den oberländischen Gegenden mit dem Hauptorte Thun; Aargau aus dem untern Aargau. Der Überrest machte den Kanton Bern aus. Von der Mitte des Jahres 1799 bis 1803 war die Stadt der Sitz der wechselnden helvetischen Regirungen. Durch die Mediationsverfassung blieben Waat und Aargau abgetrent; der wenig zusammenhängende, von Hilfsmitteln entblößte Kanton Oberland war schon 1801 wieder mit Bern vereinigt worden. Als im Spätjahre 1813 der Schauplatz des von den Verbündeten zur Herstellung des europäischen Gleichgewichtes unternommenen Krieges sich dem Rheine näherte, erklärte auch Berns Regirung am 15. December öffentlich ihren Wunsch für Neutralität, und daß fremde Truppen den Schweizerboden nicht betreten möchten. Am 19. December erschien daselbst der in östreichischen Civildiensten angestellte Graf Senft von Pilsach, und foderte die mediationsmäßige Regirung auf, ihre Gewalt in die Hände der vormaligen Regirung niederzulegen. Der große Rath wies dieselbe am folgenden Tage ab; aber auf die Nachricht vom Einmarsche der Verbündeten in die Schweiz beschloß er am 22. mit großer Mehrheit, dieselbe den ehemaligen Rath und Bürgern (dem großen Rathe), zu übergeben. Dieser versammelte sich, und wählte eine provisorische Regirung oder Standescommission aus 13 Gliedern. Eine Bekantmachung vom 24. trägt allen öffentlichen Behörden des damaligen Kanton Bern, und eben so, wie dieselbe sich ausdrückt, denjenigen der abgerissenen Theile Waat und Aargau auf, Ruhe und Ordnung zu handhaben. Den Regirungen dieser beiden letztern Kantone wird befohlen, ihre Kassen unter persönlicher Verantwortlichkeit in Bereitschaft zu halten. Kriegsvorräthe sollen versiegelt, und ebenfalls in Bereitschaft gehalten werden. Dann wird angezeigt, die alte Verfassung werde die Grundlage der künftigen seyn; aber bei der Vervollständigung des großen Rathes werde man von höhern Grundsätzen ausgehen, eine bedeutende Anzahl Familien ins Bürgerrecht aufnehmen. Eine Amnestie wurde versprochen. Im Kantone äußerten sich nur einzeln leise Bewegungen. Aber Waat und Aargau verboten dieses Proclam, drohten, die Verbreiter desselben als Verräther zu behandeln, und behaupteten, auf die Äußerungen der östreichischen und russischen Gesandten und diejenigen der Monarchen selbst gestützt, ihre Unabhängigkeit. Das gegenseitige Mistrauen ging so weit, daß die Gränzen durch Bewafnete bewacht wurden. Mittlerweile war am 12. Januar der große Rath, von welchem noch 134 Glieder, und unter diesen nur fünf des kleinen Raths übrig geblieben waren, durch 66 neue Glieder vervollständigt. Berns wiederhergestellte alte Regirung stand lange an der Spitze derjenigen ältern Kantone, welche sich der Tagsatzung zu Zürich entzogen, wohin die 19 mediationsmäßigen, von den verbündeten Mächten anerkanten Stände versammelt werden sollten. Nach wiederholten Einladungen der auswärtigen Gesandten beschloß endlich der große Rath am 30. März, dieselbe besuchen zu lassen. In der innern Organisation des Kantons schritt man fort. Aus den Vorgeschlagenen des Landes wurden 43 dem großen Rathe zugewählt. Am 7. und 8. Juli erfolgte eine Entsagung auf das Waatland, insofern dasselbe die Trennung vorziehe. Auf das Aargau wurden die Ansprüche entgegen kommend erneuert. Aber sogleich erfolgten die abschlagenden Gegenerklärungen dieser beiden Stände. Eine im August in der Gegend von Interlaken und Thun eingeleitete Verschwörung wurde durch schnelle, mit Waffen unterstützte Maßregeln ohne Widerstand unterdrückt. Endlich trat Bern dem neuen Schweizerbunde bei, doch mit Vorbehalt seiner besondern Ansprüche auf Waat und Aargau, welche, gestützt auf ihre seit 1803 genossene politische Selbständigkeit und die allgemeine Anerkennung derselben, jene ablehnten. Aufs neue erwachte gegenseitiges Mistrauen. Im Januar und Februar 1815 sah man Waat und Bern Kriegsrüstungen machen, weil jenes eine Unternehmung der Berner gegen Aargau, und Bern feindselige Absichten gegen sich selbst zu vermuthen schien. Endlich machte der Wiener Kongreß diesen beunruhigenden Verhältnissen ein Ende. Er erklärte am 20. März die Unverletzbarkeit des Gebietes der 19 Kantone auf die Grundlage des Besitzstandes vom 29. Dec. 1813. Dem Kanton Bern wurden das Bisthum Basel, mit Ausnahme des Bezirkes Birseck, und die Stadt Biel, mit Vorbehalt der mit der bernerischen Verfassung vereinbaren Municipal-Rechte, überlassen; und am 28. April nahm der große Rath den Wiener Receß durch eine beträchtliche Mehrheit der Stimmen an. Diese ausgedehnte Erwerbung veranlaßte eine neue Bearbeitung der Verfassungsgrundsätze. Ein Proclam vom 21. Sept. sicherte den Zutritt zu öffentlichen Stellen und zum regirungsfähigen Bürgerrechte allen Landesgenossen zu. Die Zahl der, den Zweihunderten der Stadt Bern noch von der Landschaft zuzuwählenden Glieder wurde auf 99 ausgedehnt; 12 oder 13 von diesen wählt der große Rath selbst; die Übrigen werden von den Vorstehern und öffentlichen Beamten der Städte und Kreise, welche die Wahlkollegien bilden, ernant. In November wurde mit den, nach der Vorschrift des Wiener Recesses von dem Vororte Zürich ernanten Deputirten der erworbenen Landschaften eine Conferenz in Biel gepflogen. Die Letztern stimten auch einigen Veränderungen, welche der große Rath in der Übereinkunft zu machen beschlossen hatte, am 30. November bei. Das eigentliche Bisthum, das Münsterthal und Erguel wurden nun in fünf Leberbergische Vogteien eingetheilt, Biel mit dem Oberamte Nidau, Neustadt und der Teßenberg mit Erlach in Verbindung gebracht. Die feierliche Besitznahme des Landes erfolgte vor Weihnachten. Seither hat Bern mit dem römischen Stuhle, dem Kanton Luzern und andern Schweizerkantonen viele Unterhandlungen über die Festsetzung bischöflicher Sprengel, und andrer dazu gehörender Verhältnisse gepflogen, welche aber noch nicht beendigt sind. In den Jahren 1817 und 1818 übte es zum ersten Male das, nach den Bestimmungen der neuesten schweizerischen Verfassung, mit Zürch und Luzern wechselnde Amt des Eidsgenössischen Direktoriums oder Vorortes aus. Die bei der neuen schweizerischen Eidsgenossenschaft theils zahlrei-

Digitized by Google

cher, theils in höherm Range als vormals angestellten auswärtigen Gesandten scheinen ihren, für kleine Freistaten, welche jeden größern Luxus zu fürchten haben, und ihre Magistraten nur mäßig besolden können und sollen, nicht unwichtigen Aufenthalt bleibend in Bern aufschlagen zu wollen. — Die Secularfeier der Glaubens-Verbesserung beging Bern auf das neue Jahr 1819 nicht mit der übrigen teutschen Schweiz; aber auch in den beiden verflossenen Jahrh. war das Fest 1628 und 1728, und zwar mit solcher Theilnahme gefeiert worden, daß 1628 der kleine und große Rath und die ganze Bürgerschaft in der großen Kirche sich eidlich verpflichteten, bei der angenommenen Reformation zu bleiben, und auch 1728 die Feierlichkeiten sich über den Zeitraum einer ganzen Woche erstreckten. (*Meyer v. Knonau.*)

B. Statskunde. Der Kanton Bern liegt im westl. Theile der Schweiz, gränzt nördlich an Frankreich, östl. an die Kantone Basel, Solothurn, Aargau, Luzern, Unterwalden, Uri, südlich an den K. Wallis, westl. an die Kantone Waadt, Freyburg, Neuenburg, und wieder an Frankreich, hat 173 geogr. □Meilen Flächenraum, und ist in 27 Oberämter eingetheilt; diese sind: 1) im Mittellande: Bern, Burgdorf, Fraubrunnen, Konolfingen, Laupen, Schwarzenburg, Seftigen; — 2) im Oberlande: Frutigen, Interlachen, Nieder-Simmenthal, Ober-Simmenthal, Oberhasli, Sanen, Thun; — 3) im Seelande: Aarberg, Büren, Erlach, Nidau; — 4) im Emmenthal: Signau, Trachselwald; — 5) im Ober-Aargau: Wangen, Aarwangen; — 6) im Leberberg: Curtlari, Delsperg, Freibergen, Münster, Pruntrut. — Das Land steigt vom Bielersee im N. gegen S. durch fruchtbare Ebnen, angenehme Hügel, grasreiche Alpen und holzbewachsene Berge bis zu den gewaltigen Berggipfeln des Oldenhorns, Geltenhorns, des wilden Strubels, der Altale, des Tschingelhorns, der Jungfrau, des Mönchs und Eigers, der Wetterhörner, des Schreckhorns und Finster-Aarhorns empor; weniger allmälig, sondern meistens steil erhebt sich vom Bielersee gegen Norden das Juragebirg, das sich nach und nach gegen das französische Suntgau hin verflächt. Ungemein verschieden ist dieser Boden und Klima, Volk und Erwerb; die Übersicht des Bodens läßt sich am besten an den Lauf der Aar anknüpfen; dieser Fluß entspringt aus Gletschern im SO. des Kantons, am Fuße des steilen spitzigen Finsteraarhorns und des breitern Felsens Schreckhorn; die Aar bildet zuerst bis an den Brienzersee das Haslithal, in welches sich nördlich das Gentel- und Gadmenthal öffnen, südlich nimt sie die Wasser des Urbachthal und den Reichenbach, Ausfluß des Rosenlaugletschers, auf; nachdem sie den Brienzersee (s. d. Art. und Thunersee) gebildet, in welchem die beiden Lütchinen aus dem Grindelwald- und Lauterbrunnthal fallen, verläßt sie diesen See, um bald den Thunersee zu bilden, in welchen südlich die Kander folgende Gewässer führt: die des Suld-, Kien-, Kander-, Gastern-, Adelboden- und des Frutigthals, wo die Engstligen fließt; endlich die Wasser des Nieder- und Ober-Simmenthal, in welchem letztern die Simme läuft; die Aar nimt sodann nach ihrem Ausflusse aus dem Thunersee mehre große Bäche auf, umfließt die Stadt Bern und empfängt dann südlich die Saane, welche ihr die Wasser der Sense bringt; aus dem Bielersee erhält sie die Ziel oder Thielle, und verläßt nachher den Kanton. Ähnliche Richtung hat der zweite Hauptfluß die Emme, (zu unterscheiden von der Luzerner oder kleinen Emme) sie nimt die Gewässer des östlichen Theiles auf und ergießt sich unterhalb Solothurn südlich noch in die Aar. Aus dem nördlichen Gebiete fällt vom Jura her noch die Schüß (Suze) in den Bielersee, die übrigen Wasser dieses Landtheiles gehen nördlich und werden theils von der Birs nach dem Rheine, theils durch die Alene nach dem Doubs geführt, der eine Biegung in das Land macht. Von großen Gletschern fließen die Wasser des südlichen Theiles meistens ab, die größten dieser Eismassen sind die um die Jungfrau, den Mönch und das Finsteraarhorn, die sich zum Theil in die bewohnten Thäler hinuntererstrekken und durch ihre großen und prächtigen Formen eine der ersten Stellen unter den zahlreichen Naturschönheiten dieses Kantons einnehmen. In den hohen Thälern ist das Klima rauh, der Sommer sehr kurz, im mittlern Theile des Landes angenehm und milde, indem der Jura die Nordwinde abhält. Drei Hauptgebirge ziehen sich durch das Gebiet dieses Kantons, die Berneralpen im Süden, der Jura im Norden und ein Theil des Jorat im Westen; mannigfaltig theilen sich die beiden erstern ab, und einzele Gipfel erheben sich daraus, namentlich aus dem Hochgebirge im Süden bis zu seltener Höhe über das Meer; die Jungfrau hat 12,872 Fuß, das Wetterhorn 10,466, das Schreckhorn 12,560, das Finsteraarhorn 13,176, die Vinscherhörner 12,500, der Eiger 12,268, der Mönch 12,666, das Breithorn 11,691, die Blümlisalp 11,393, das Doldenhorn 11,287, die Altels 11,432, der wilde Strubel 9694, das Oldenhorn 9630. Über diese Kette gehen vier Pässe nach dem Wallis hinüber: über die Grimsel, 6570 F., über die Gemmi 6985, über den Stavyl 7235 Fuß und über den Sanetsch. Unter den nordwärts von dieser Kette stehenden Bergen erhebt sich das Faulhorn auf 8020 F., das Rothhorn auf 7257 F., der Hohgant auf 6834, der Niesen auf 7340, das Stockhorn auf 6767. Im Jura steigt der Chasseral bis zu 4968 F. über das M. Treffliche Quellen ergießen sich allenthalben und auch an Mineralwassern ist kein Mangel, das Blumensteiner-, Gurnigel- und Weissenburgerbad zeichnen sich aus. — Der K. Bern gehört zu den sehr bevölkerten Gegenden; im J. 1818 hatte er in den 22 ältern O.-Ämtern 298,520 reformirte Einwohner, worunter auch ungefähr 900 Wiedertäufer gerechnet sind, und in den 5 neuerworbenen Ämtern im Jura 39,464 katholische, zusammen also 337,984 Einwohner, wovon etwa 50,000 französisch sprechen. Sie sind im Durchschnitte gutmüthig und verständig, meistens auch thätig und fleißig; nicht selten aber, besonders in den gebirgigen Gegenden zur Bequemlichkeit geneigt; Hang zur Sinnlichkeit ist häufig, eben so zu religiöser Schwärmerei, beides oft auf eine bedenkliche Weise mit einander verbunden. Die Mundart ist im teutschen Theile des Kantons ein nicht unangenehmer Zweig des Oberteutschen, im französischen Theile beim Volke ein rauheres Patois. Die Wohnungen zeichnen sich meistens durch gefällige Ländlichkeit, alterthümlichen guten Geschmack und Reinlichkeit aus, und verrathen öfters bedeutenden Wohlstand.

Digitized by Google

Reich an mannigfaltigen Erzeugnissen bietet dieser Kanton dem Einwohner vielseitige Nahrungsquellen dar; die Viehzucht ist die hauptsächlichste derselben, im J. 1819 befanden sich im Kanton 11,774 Zugochsen, 2354 Bullen, 87,288 Kühe, 33,470 Rinder, 23,501 Kälber, 729 Hengste, 7837 Wallache, 10,562 ältere Stuten, 4493 jüngere Stuten, 3952 Füllen, 107,385 Schafe, 55,873 Ziegen und Böcke, 146 Esel und Eselinnen, 55,215 Schweine und Ferkel. Herrliche Alpen begründen die Alpenwirthschaft, die viel Käse, Butter, Ziegen- und Milchzucker erzeugt; im mittlern Theile des Landes herrscht ergiebiger Ackerbau, Gartenbau, Weinbau, trefflicher Wiesenbau, Schaf-, Pferde- und Schweinezucht. Die Waldungen stehen mit dem Bedürfnisse des Kantons in einem zur Zeit noch günstigen Verhältnisse; Korn hingegen bringt das Land nicht genug hervor, Hanf und Flachs werden fleißig gebaut. An den verschiedenen Produkten des Mineralreichs, vorzüglich Eisen-, Blei- und Kupfererzen, Gyps, Marmor, Kalk- und Sandsteinbrüchen, Steinkohlenflözen ist der Kanton reich; Eisenbergwerke werden betrieben. — Der Gewerbfleis erstreckt sich hauptsächlich auf die Verfertigung von Leinwand, Wollentüchern und Baumwollenwaren, Gerbereien, hölzerne Waren verschiedner Art, Uhrmacherei, Spitzenklöppelei, Schießpulver u. a. Durch den Handel werden ausgeführt, Hornvieh, Pferde, Käse, Kirschwasser, Leder, Leinwand, Kattun, Musselin, Seidenwaren, und eingeführt: Colonialwaren, Weine, Salz, Taback, Getreide, Eisen und andre Metalle, Wolle, Seide, Baumwolle, Flachs u. a. Schöne Straßen und verschiedne Wasserwege auf Seen und Flüssen befördern den Verkehr, auf die ersteren werden bedeutende Sorgfalt und Kosten verwendet, den Käseabsatz aus den teutschen Ämtern berechnet man auf 17000 Ctr. jährlich. Man rechnet nach Franken (32 auf die Mark), Batzen (90 auf die Mark Scheidemünze) und Rappen; ideale Münzen sind der Thaler zu 30 Batzen, die Krone zu 25 Batzen, das Pfund zu 7½ Batzen; in den leberbergischen Ämtern gelten für einmal noch die franz. Münzen, Maße und Gewichte. — Unter dem Namen Schultheiß, kleine und große Räthe der Stadt und Republik wird von der repräsentativen Regirung die höchste Gewalt ausgeübt; diese Behörde bestehet aus 200 Bürgern der Stadt Bern und 99 von den kleinern Städten und der Landschaft gewählten Gliedern, dieser große Rath wählt aus seinem Mittel die 2 Schultheißen, die 25 Mitglieder des kleinen Rathes und das Appellationsgericht; der erstere ist die gewöhnliche Standesregirung, das letztere die höchste richterliche Instanz. Ein geheimer Rath leitet das Diplomatische; der große Rath versamlet sich jährlich 2 Mal, die 200 Stadtbürger desselben monatlich einmal; 2 Mitglieder des kleinen Rathes, Heimlichen genant, wachen über die Erhaltung der Verfassung; die kleinen Räthe und sechzehn Großräthe bilden das Kollegium der Räthe und Sechszehner, das die Censur der Mitglieder des großen Rathes vornimt und Gesetzesvorschläge berathet. Daneben besteht ein Finanzrath, ein Kriegsrath, ein Justiz- und Polizeirath, ein Kirchen- und Schulrath, ein Ehegericht. Jedem Amtsbezirke stehet ein Oberamtmann vor, der ein Amtsgericht zur Seite hat, Polizei und Finanzen werden musterhaft besorgt. — Die Geistlichkeit bildet 6 Kapitel oder Klassen: Bern, Thun, Burgdorf, Langenthal, Büren, Nidau; 183 Pfarren und andre geistliche Stellen sind auf dem Lande, 5 Pfarrer, 5 Helfer und 2 französische Prediger, nebst 3 Filialisten und 1 Kapitelshelfer bilden die Stadtgeistlichkeit; jedes Kapitel hat seinen Decan, eine allgemeine Synode findet nicht Statt; die kathol. Geistlichkeit bestehet aus 70 Landgeistlichen und dem kathol. Pfarrer in Bern. Sehr gut ist das Besoldungswesen der reformirten Geistlichen geordnet. — Das Schul- und Erziehungswesen verdienet alles Lob, besonders wird für die Landschulen viel gethan; eine Akademie, ungefähr wie eine Universität eingerichtet, befindet sich in Bern, daneben ein Gymnasium und gute Elementarschulen; in Biel ist ein Gymnasium. — Verschiedne, theils öffentliche, theils privatim besorgte gemeinnützige und wohlthätige Anstalten sind im Bestande; eine Brand-Assekuranz, die aber freiwillig ist, und zur Zeit nur noch 30,880 Gebäude umfaßt, verschiedne Familien-, Armen-, Leichen- und Schulmeisterkassen. — Das Kriegswesen zeichnet sich aus unter dem der meisten andern Cantone: das Bundescontingent beträgt 5824 Mann und 104,080 schweiz. Franken an Geld. — Seit 1353 machte der Stand Bern den zweiten Kanton der Eidgenossenschaft aus; in der Revolution von 1798 ward sein, seit dem Eintritte in den Bund bedeutend vermehrtes Gebiet durch Abreißung der Waadt, des Aargaus und des Oberlandes sehr vermindert, und umfaßte folgende Distrikte: Bern, Schwarzenburg, Oberseftigen, Unterseftigen, Zollikofen, Seeland, Büren, Burgdorf, Wengen, Langenthal, Nieder-Emmenthal, Ober-Emmenthal, Stäffisberg, Höchstetten, Laupen; 1803 ward durch die französische Mediation das Oberland wieder damit vereinigt; 1813 und 1814 sprach der Stand sein ehemaliges Gebiet im Aargau und in der Waadt förmlich durch offene Proklamation wieder an, leistete aber später Verzicht darauf, und erhielt durch den Wiener-Congreß, zu einigem Ersatz, die ehemals schweizerisch gewesenen Landschaften des Bisthums Basel, nachdem sie Frankreich losgegeben hatte; dieser Zuwachs stehet aus hinreichenden Gründen noch immer unter einer besondern Verwaltung, bis Gesetze, Abgaben u. a. wie im übrigen Kanton eingerichtet werden können, enthält 25 — 30 Q.-M. und 62 — 66,000 Selen, meistens französischer Sprache; der Fünftel derselben ist reformirt. Seit seinem Beitritte zu dem Bunde von 1815 bildet er wieder den zweiten Stand, und das zweite der Eidgenössischen Vororte, er ist 1816 dem heiligen Bunde beigetreten. — Außer den allgemeinen Werken über schweiz. Geschichte, Geographie und Statistik, behandeln diesen Kanton besonders: Justinger's Berner-Chronik (bis 1421) abgedruckt Bern 1818. 8. Stettler's Schweizer-Chronik. Bern 1627. II Thle. Fol. Tscharner's Historie der Stadt Bern. Bern 1765. II Thle. 8. Stierlin's Neujahrsgeschenke für die Berner Jugend. 1814 — 1822. 4. (Gruner's) Delicia urbis Bernae. Zürich 1732. 8. (Haller und Geismann) Beschr. der Stadt und Rep. Bern. II Thle. Bern 1794, 96. 8. (Wagner's) Werke der St. Bern. B. 1808. 8. franz. 1810. 8. Helvetischer Almanach für das Jahr 1802, 1819 und 1821. Zürich. 12. (das beste in Hinsicht auf die jetzige Statistik des Kantons). Die neueste Karte ist 1819 und 1821

Digitized by Google

in II Blättern von Scheuermann in Zürich herausgekommen. Weitere reichhaltige Literar-Notizen über diesen Kanton geben Haller's Bibliothek der Schweizergeschichte und (Wyß) im helvet. Almanach auf 1819. S. 8 — 33. (*Wirz.*)

Bern, die Hauptstadt des Schweiz. Kantons Bern, liegt auf einer hohen Halbinsel, welche der Lauf der Aar bildet, 1709 F. über dem Meere, unter 46° 57′ 14″ N. Br. und 25° 7′ 6″ östl. L. Sie enthält einige öffentliche Plätze, ganz regelmäßige, gut gepflasterte Straßen, an welchen unter den Häusern beinahe durchweg Bogengänge hinlaufen, wo sich Buden, Gewölbe und Werkstätten befinden; ein fließender Kanal gehet durch die Hauptstraßen, sie hat 1062 Häuser und 17,552 Einw. Die öffentlichen Gebäude sind sehr ansehnlich. Der gothische Münster (160 F. lang 80 br. mit einem 191 F. hohen Thurme) gebaut 1421 bis 1502 zeichnet sich besonders aus, so wie die heil. Geistkirche, die Bibliothek mit dem Museum, die Münze, das Waisenhaus, das Bürgerspital, das Krankenhaus, die Insel genant, das Kornhaus, das Stift und das Zeughaus. Die hiesige Akademie hat 6 Professoren, für Philologie, Philosophie, Physik, Mathematik, Chemie und Naturgeschichte; und 9 für Theologie, Medizin und Rechtswissenschaft, sodann 3 für Thierarzneikunde; sonst sind hier ein botanischer Garten, eine akademische Zeichnungsanstalt, eine Turnanstalt, besorgt von Hrn. Elias, ein Gymnasium, eine Töchterschule, besorgt durch Hrn. Meißner, eine schweizerisch-geschichtforschende, eine naturforschende, eine Künstler-Gesellschaft, 2 Waisenhäuser, ein Alumnat für Studirende. Erwähnung verdienen: die Bibliothek, 30,000 Bde., mit treflichen Handschriften über Schweizergeschichte, Münzen, Alterthümer; das Museum, mit Samlungen für die schweiz. Naturgeschichte; der Antikensaal mit Gypsabgüssen; viele Privatsamlungen in verschiednen Fächern. Bern wird von mehren geschickten Künstlern und gelehrten Männern bewohnt, welche letztere den literarischen Verkehr aufrecht erhalten. Der Kunstfleis beziehet sich auf Fabriken von baumwollenen, seidenen und wollenen Zeugen, Häuten, Strohhüten; Wein- und Käsehandel ist bedeutend, 2 Messen befördern den Umtausch. Das Gesellschaftliche ist in Bern durch die Anwesenheit von Fremden und der auswärtigen Gesandtschaften belebt, Bälle und Concerte sind häufig, zuweilen spielen wandernde Theatergesellschaften. Angenehme Spaziergänge sind nahe bei der Stadt, meistens mit herrlicher Aussicht in die Berge. — Beschreibungen, siehe den vor. Artikel. Plane: von Sinner, gestochen von Eichler 1790, von Bollin, gestochen von Girardet 1807. Plan der Stadt und der Stadtbezirke von Bollin, gestochen von Scheuermann 1809. (Ein Plan der Stadt von Hahn ist nicht im Buchhandel.) (*Wirz.*)

Bern, der Amtsbezirk (s. d. beid. vor. Art.) begreift die Hauptstadt mit ihren nächsten Umgebungen; sie waren das erste, ursprüngliche Gebiet der Stadt; er stehet unter einem zu Bern wohnenden Amtsstatthalter, begreift 3275 Wohnhäuser, von denen 2657 mit 11,150,800 Fr. versichert sind und 33,870 Einw., in folgenden Kirchspielen: Bern, Muri, Vechingen, Stettlen, Bolligen, Bernegarten, Kirchlindach, Wohlen, Bümpliz, Könitz, Oberbalm. (*Wirz.*)

Bern, s. Berend u. Berno.

BERNALDO, ummauerter Flecken mit 3000 Einw. in der neapolitanischen Provinz Basilicata, in einer an Alterthümern reichen Gegend. (*Röder.*)

Bernaldus, s. Bernoldus.

BERNARD (Salomon), Maler und Holzschneider, geb. zu Lyon 1512, war ein Schüler von J. Cousin, beschäftigte sich aber größtentheils mit kleinen Gegenständen, daher man ihn auch den kleinen Bernard nante (le petit B.). Unter seinen Werken sind besonders zu bemerken seine biblischen Geschichten und die Ovidischen Verwandlungen, denen man jedoch zu große Einerleiheit des Tons verwirft. Das seltenste Werk von ihm, ist die erste Ausgabe seiner Bibel von 1550.*) (*Weise.*)

Bernard (Charles), geb. zu Paris 1571, gest. 1640, Vorleser des Königs Ludwigs XIII. und seit 1621 Historiograph von Frankreich mit dem Titel eines Statsrath, ist Verf. mehrer statswissenschaftlicher und historischer Werke, besonders das Leben und die Thaten Ludwigs XIII. darstellend. Le Gendre urtheilt über ihn, daß sein Styl so schlecht sey, wie sein Geschmack, daß er Kleinigkeiten und Lobeserhebungen häufe, in Ausschweifungen sich verliere, und nur gemeine Bemerkungen beifüge; jedoch führe er wichtige Umstände, hauptsächlich Hofintriguen an, von denen er am besten habe unterrichtet seyn können. S. Niceron Bd. 22. d. Übers. S. 166. fgg. (*H.*)

Bernard (Claude), ein geistlicher Abenteurer, der arme Priester oder der Pater Bernard genant, und den 26. Decbr. 1588 zu Dijon geboren, wo sein Vater Etienne (geb. 1553, gest. 1609) und sein Bruder Jean (geb. 1576, gest. 1651) sich als Rechtsgelehrte und einsichtsvolle Theilnehmer an wichtigen Statsverhandlungen einen Namen machten, und mehre, die Zeitgeschichte betreffende, kleine Schriften drucken ließen. Claude wurde bei den Jesuiten zu Dole und zu Lyon unterrichtet, studirte alsdann die Rechte zu Toulouse, und war wegen seiner Lustigkeit, lebhaften Einbildungskraft, seiner Geschicklichkeit im Tanzen und wegen eines ungemeinen Talents in Nachahmung fremder Geberden der Liebling aller Gesellschaften. Drohende Erscheinungen seines längst verstorbenen Vaters, und seine erhitzte Einbildungskraft, machten aus dem Wüstling einen Frömling und einen feurigen Bußprediger, der, nachdem er eine zeitlang Theologie studirt hatte, und in den Priesterstand getreten war, in Paris selbst verständige und ehrbare Männer zu bezaubern verstand, wenn er seine Bekehrungsgeschichte erzählte. Er bekam heftige und langwährende Entzückungen, herrschte über die Geister, sagte künftige Dinge vorher, und hielt auf öffentlichen Plätzen zu Paris so feurige Reden, daß alles Volk ihm zuströmte. Dabei theilte er reichliche Almosen aus, stellte am Hofe und in der Stadt Kollekten für die Armen an, und verwendete eine ihm zugefallene Erbschaft von 400,000 Livres zu eben diesem Zwecke. Am liebsten trieb er sein schwärmerisches Unwesen in den Hospitälern, saugte Menschen mit stinkenden Geschwüren die Wunden aus, und betheuerte,

*) Sandrart beschreibt sein Leben ausführlich Th. II. B. II. S. 366. Vgl. Huber's und Rost's Handb. für Kunstliebh. Th. 7. S. 52.

Digitized by Google

den angenehmsten Geruch dabei empfunden zu haben, hielt in der Charité in Paris in einer brausenden Aufwallung seiner Phantasie unzusammenhängende, aber geistreiche kleine Reden, suchte verstockte Missethäter zu bekehren, und spielte den Propheten. Er trieb es so toll, daß manche verständige Leute ihn den Narren des lieben Gottes nanten, und selbst Geistliche ihn verachteten und verspotteten. Als er einen verstockten Sünder zum Galgen begleitet, und sich dabei sehr stark angegriffen hatte, bekam er Seitenstiche und ein heftiges Fieber, und starb den 23. März 1641. Sogleich nach seinem Tode sah man ihn im Paradiese mit strahlender Glorie umgeben, und noch war er nicht vier Wochen todt, als man schon über 100 Wunder zählte, welche er in Paris gewirkt haben sollte, und in der Folge wurden sie unzählbar. Die französische Geistlichkeit hat deswegen mehrmals seine Heiligsprechung nachgesucht, ohne jedoch ihren Zweck zu erreichen. Der Pater Bernard hat das Seminar der Dreiund-dreißig, auf dem Berge der heiligen Genoveva, im J. 1638 gestiftet, zum Andenken an die 33 Lebensjahre Jesus. Gedruckt hat man das **Testament du révérend père Bernard, et ses pensées pieuses. Paris 1641. 8.** und **Recit des choses arrivées à la mort du révérend père Bernard. ib. 1641. 8.**; auch Gedichte hat man von ihm, die aber nicht gedruckt wurden. Sein Leben ist oft beschrieben worden, von Thomas Legauffre, dem Pater Giry, von Pujot de la Serre, Franc. Gerson, und dem Jesuiten Lempereur u. A. Diese letzte Lebensbeschreibung erschien zu Paris 1708. 12., und ein Auszug aus derselben befindet sich in den **Nouvelles de la rep. des lettres. Nov. 1708.** und in Marchand's **Dict. hist.**†). (*Baur.*)

Bernard (Samuel), geb. zu Paris 1615, der für einen Schüler Vouets gehalten wird, war als Fresko- und Miniaturmaler bekant. Außerdem beschäftigte er sich mit der Radirnadel, und arbeitete in schwarzer Kunst. Im J. 1674 verlor er die von ihm bekleidete Stelle als Professor der königlichen Akademie, weil er sich zur protestantischen Religion bekante, erhielt aber dieselbe wieder, als er zur katholischen Religion zurückkehrte. Er starb 1687. Von seinen großen Blättern nennen wir, den erschrockenen Attila, nach Raphael, mehre Blätter nach Guido, Vandyk, Champagne und Correggio*). (*Weise.*)

Bernard (Edward), ein englischer Mathematiker und Humanist von anerkanten Verdiensten, geb. den 2. Mai 1638 zu Paulers-Perry unweit Towcester in der Grafschaft Northampton. Er studirte zu London und Oxford, und zeichnete sich bald durch seine Kentnisse in der griechischen, römischen und orientalischen Literatur, und in der Mathematik aufs vortheilhafteste aus. Im J. 1673 wählte ihn der Bischof von Bath und Wells zu seinem Kapellan, und in eben diesem Jahre erhielt er zu Oxford das Lehramt der Astronomie. Der König Karl II. sandte ihn 1676 mit seinen zwei natürlichen Söhnen, den jungen Herzogen von Grafton und Northumberland, die er mit der Herzogin von Cleveland erzeugt hatte, als Instructor nach Frankreich; allein, der Zerstreuungen und der Abhängigkeit bald überdrüssig, kehrte Bernard nach einem Jahre zu seinen Lieblingsstudien nach Oxford zurück. Hier nahm er 1684 die theologische Doktorwürde an, legte bald darauf sein Lehramt der Astronomie nieder, wurde 1695 Prediger zu Brightwell in Berksh., und starb den 22. Januar 1697. Dreimal hatte er eine wissenschaftliche Reise nach Holland unternommen, und das In- und Ausland ehrte in ihm den gelehrten Astronomen, Philologen und Kritiker, daher auch der berühmte französische Bischof Huet in seiner Autobiographie (**De rebus ad se pertinentibus**) von ihm sagt: „**Eduardus Bernardus, Anglus, quem pauci hac aetate aequiparabant eruditionis laude, modestia vero paene nulli.**“ Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch seine scharfsinnigen und gelehrten Untersuchungen über das Münz- und Maßsystem der Alten: **De mensuris concavis, ponderibus antiquis et mensuris distantium**; zuerst abgedruckt bei Ed. Pococks Kommentar über den Hoseas 1685; Ed. II. Oxon. th. Sheld., 1688. 8. Die Alphabete der verschiedenen Völker, und die gewöhnlichen wissenschaftlichen Abbreviaturen, stellte er auf einem in Kupfer gestochenen Bogen dar, unter dem Titel: **Orbis eruditi literatura a charactere Samaritico deducta. Oxon. 1696. Fol.** höchst selten; neu aufgelegt und mit Zusätzen versehen von Morton 1759. Außerdem hat man von Bernard: **Etymologicum britannicum**, angehängt der **Grammatica anglo-saxonica** von **Hides, Oxon. 1689. 4. Chronologiae Samaritanae synopsis**, in den **Actis erud. Lips. 1691. p. 157. Inscriptiones graecae Palmyrenorum. Traject. 1698. 8.** mit Anmerkungen vom Herausgeber **Th. Smith. Catalogus libror. Mstor. Angliae et Hiberniae. Oxon. 1697. Fol.** Einige astronomische Abhandlungen in den **philos. Transact.** der Londner Societät; Anmerkungen und Kommentare zu mehren wissenschaftlichen Werken. Seine zahlreichen Manuscripte wurden nach seinem Tode für die Bodlejanische Bibliothek gekauft. Von einer Ausgabe der alten Mathematiker, zu der er reiche Samlungen besaß, wurden nur einige Blätter des Euklid, mit einer lateinischen Übersetzung und einem Kommentar, gedruckt†). (*Baur.*)

Bernard (Jaques), geb. 1658 zu Nions in der Dauphiné, gest. 1718, hatte zu Genf studirt, wurde dann Prediger in der Dauphiné, entfloh aber den Verfolgungen seiner Zeit, und begab sich erst nach Genf, dann nach Lausanne, zuletzt nach Holland, und wurde als Prediger der Wallonischen Kirche zu Leiden, und zugleich als Professor der Philosophie und Mathematik angestellt. Seine historischen und theologischen Schriften sind vergessen; es bedarf daher blos der Anzeige, daß er seit 1691 le Clerc's **Bibliothèque universelle**, vom 20—25. und letzten Theile, und seit 1699 Bayle's **Nouvelles de la republique des lettres**, erst bis 1710, und

†) **Eloge de Cl. Bern. par *Camus*, Evêque de Belley. Par. 1641. 12.** (Adelung's) **Gesch. der menschl. Narrheit. 2. Th. 271 — 287. Biogr. univ. T. IV. 288.** und vom Vater und Bruder **ib. 287.**

*) Huber's und Roß's **Handb. f. Kunstliebh. Th. 7. S. 169.**

†) Sein Leben von **Th. Smith**, befindet sich bei **Rob. Huntingtonii epistolis. Lond. 1704. 8.** *Niceron* **Mém. T. XXX. p. 95.** *Chaufepié* **Dict.** — **Biogr. univ. T. IV. p. 289.**

Digitized by Google

dann wieder von 1716 — 18 fortsetzte, zwar fleißig und gelehrt, aber nicht mit demselben Geist. Im J. 1714 erschien von ihm zu Amsterdam Supplement au Dictionnaire de Moreri. S. Niceron Bd. I. der Übers. S. 405. fgg. (*H.*)

Bernard (Jean Frédéric), ein so thätiger als gelehrter Buchhändler, der sich 1711 zu Amsterdam etablirte, und gegen 1752 das. starb. Unter seinen verschiedenen Schriften über Länderkunde, Literatur und Moral machten das meiste Glück die Céremonies et coutumes religieuses de tous les peuples du monde, représentées par des figures dessinées p. B. Piccart. Amst. 1723 — 48. 9 Bde. Fol. (Auszug von Poncelin mit denselben Platten. Par. 1783. 4 Bde. Fol. Neue Ausgabe des Originals mit Zusätzen von Prudhomme. 13 Bde. Fol. nebst einem Band neuer Zusätze und neu hinzugefügter Kupfer) und die Superstitions anciennes et modernes 1733 — 36. 2 Bde. Fol. m. K. N. A. Amsterdam 1739 — 43. Neu geordnete und mit Erläuterungen von Banier und Mascrier versehene Ausgabe. Paris 1741. 7 Bde. Fol. (*H.*)

Bernard (John), Prediger zu Marblehead in Neuengland, studirte im Harvord-Kollegium, wurde 1707 Feldprediger der gegen Portroyal in Neuschottland ziehenden Kriegsvölker, legte aber nach einiger Zeit diese Stelle nieder, und begab sich nach London. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde er Prediger zu Marblehead. Dieser Ort verdankt ihm seine Aufnahme, denn er weckte die Einwohner zum Handel und zur Schiffahrt, lehrte sie den Schiffbau und unterwies sie sogar in der Taktik. Sein Ansehen war bald so groß, daß man ihn als den hohen Priester des Landes verehrte. Er gab eine Übersetzung der Psalmen heraus, die aber wenig Beifall fand; auch Predigten und viele andre kleine Schriften ließ er drucken, die in seinem Wirkungskreise Nutzen stifteten. Je älter er wurde, um so mehr schienen seine Leibes- und Geisteskräfte zuzunehmen, und er starb 1770 im 89. Jahre, ohne jemals krank gewesen zu seyn*). (*Baur.*)

Bernard (Pierre Joseph), wegen seiner anmuthigen Gedichte le gentil [1]) benant, wurde als Sohn eines Bildhauers 1710 zu Grenoble geboren, und machte unter der Leitung der Jesuiten zu Lyon schnelle Fortschritte in den Wissenschaften. Diese hätten ihn daher, ihrer bekanten Maxime gemäß, gern zum Mitgliede ihres Ordens angenommen, aber die Neigungen des Jünglings waren dem geistlichen Stande sehr ungünstig. Er ging nach Paris, wo er 2 Jahre lang als Schreiber bei einem Notar arbeitete, und sich durch einige kleinere Gedichte, insbesondere durch ein elegisches Gedicht la rose und eine Epitre à Claudine den Freunden und Kennern der Dichtkunst empfahl. Einer davon, der Marquis von Pezay, nahm ihn 1734 mit in den italiänischen Feldzug, wo er den Schlachten bei Parma und Guastalla beiwohnte, die er auch besang. Der Marschall von Coigni, in dessen Hause Bernard in seiner ersten Jugend erzogen war, und dessen Gunst er durch Talent und einnehmendes Betragen erworben hatte, verschaffte ihm die Stelle eines Schatzmeisters der Dragoner. Späterhin ernante ihn Ludwig XV. zu seinem Bibliothekar im Schlosse Choisi. Mitten unter der Aussicht auf ein sorgenfreies Alter wurde er 1771 von einem Schlagfluß überfallen, der ihn in halbe Abwesenheit des Geistes versetzte, indem er zwar Besinnung behielt, aber seine Ideen nicht mehr zu verbinden im Stande war. In diesem traurigen Zustande blieb er bis zu seinem Tode, der am 1. Novbr. 1775 zu Paris durch einen neuen Schlagfluß erfolgte. Er besaß einen sehr gefälligen und liebenswürdigen Charakter, der keinen zu beleidigen fähig war. Seine Talente und die Anmuth seines Betragens verschafften ihm Zutritt bei Hofe und in den feinsten Zirkeln zu Paris. Er genoß in hohem Grade die Gunst des weiblichen Geschlechts, dem er bis zum Übermaß ergeben war. Als Dichter kann man ihn keineswegs zu den hohen und eigenthümlichen Naturen zählen, er gehört ganz seiner Zeit an, und man findet die Anmuth, den Leichtsinn und die Üppigkeit derselben in seinen Gesängen wieder. Seine Philosophie ist die des Epikur und Anakreon. Nach dem Urtheil Palissot's in seinem Memoire über Bernard, hat sich kein französischer Dichter so sehr der Manier Ovid's genähert. Gleich ihm, wendet er sich statt an das Herz, an die Einbildungskraft und den Verstand, und weiß, gleich dem Römer, oft nicht anzuhalten und aufzuhören. Seine Verse kosteten ihm Mühe; er ist zuweilen gesucht in Gedanken und Ausdruck und doch nicht durchaus frei von Nachlässigkeiten. Im Ganzen ist jedoch der Charakter seiner Gedichte Leichtigkeit und Anmuth, und er behauptet unter den gefälligen Dichtern der Freude und des Lebensgenusses, welche Frankreich hervorgebracht, einen der ersten Plätze. Seine weder sehr zahlreichen, noch voluminösen Dichtungen sind oft gesammelt erschienen, namentlich 1775 in 18., 1785 in der Samlung der französischen Dichter in kleinem Format, 1796 von Crapelet, Paris mit Kupf., 1803 seule édition complette, Paris 2 Bde. 8., und neuerlich Paris 1821 in 18. mit 6 Kpf. Es sind folgende 1) l'art d'aimer, ein Lehrgedicht in 3 Gesängen, welches zuerst im J. 1775 nach B. Tode gedruckt erschien, aber im Zirkel seiner Freunde lange vorher bekant war [2]). Dennoch hat man diesem Gedicht von der einen Seite Trockenheit, von der andern Schlüpfrigkeit vorgeworfen, und darin mehr eine Kunst zu verführen als zu lieben erblickt [3]). Der Dichter faßt die Liebe nur von der sinnlichen Seite auf, er beschäftigt oft die Einbildungskraft, aber nie das Herz.

*) *John Eliot* biographical Dictionary etc. Salem et Boston. 1809. 8. Hall. Litztg. 1813. Jul. Nr. 160.

1) So wird er auch einigemal von Voltaire genant, unter andern in jener poetischen Einladung, die Voltaire im Namen der Herzogin von Valière schrieb:

Au nom du Pinde et de Cythère
Gentil Bernard est averti,
Que l'Art d'aimer doit Samedi
Venir souper chez l'Art de plaire.

2) Er behandelte darin seinen Gegenstand mit ungleich feinerm Sinne, als sein Vorgänger Ovid. 3) Der Herausgeber von Bernard's Werken sagt von diesem Gedicht in der Zueignungsschrift:

Ce n'est que l'art de jouir.
L'art de tromper, qu'il explique;
Ingenieur du plaisir
Il en donne la tactique.

Digitized by Google

2) **Castor et Pollux**, eine Oper, welche, von Rameau in Musik gesetzt (er errang damit den Preis über Lulli), 1737 auf der Bühne erschien*). 3) **Phrosine et Melidore, poëme en 4 chants**, zuerst gedruckt 1772 in 8., aber schon früher gedichtet*). 4) Einige Dramen, z. B. **la lyre enchantée** und **Anacréon**. 5) **Poésies diverses**, enthaltend poetische Episteln, Lieder, Epigramme u. s. f. Zum Theil Meisterstücke in der leichten und gefälligen Gattung. Manso zeichnet darunter besonders die Episteln aus. Mehre dieser Gedichte sind von Klamer Schmidt, Manso und andern mit Glück ins Teutsche übertragen worden; am bekantesten von allen ist Bürger's Dörfchen, dem Bernardschen Gedicht **le hameau** frei nachgebildet*). (*Rese.*)

BERNARD (**Joh. Steph.**), vorzüglich bekant durch die Ausgabe älterer Ärzte, wurde im J. 1718 zu Berlin geboren, wo sein Vater Prediger an einer reformirten Kirche war. Zur Vervollkommnung in seinen medizinischen Studien ging er nach Holland und blieb dort bis an das im Aug. 1793 erfolgte Ende seines Lebens. Hier gab er nach und nach bis 1743 **Demetrius de podagra, Anonymi introd. anat., Pselli de lapidum virt., Palladius de febr., Synesius de febr., Thomas magister de voc. att.**, u. **Theoph. Nonni Epit.** heraus. Über dem Abdruck dieses letztern Buches starb er. Eine kurz vor seinem Tode geschriebene Abh. über griechische Ärzte ist in den **Act. lit.** der Utrechter Gesellsch. der Wiss. abgedruckt. Auch wurde von Gruner in Jena 1795 **Bernardi reliq. med. crit.** herausgegeben, und in Reiske's Leben findet man mehre Stücke von ihm. Sein Bildniß findet sich in Gruner's Alm. f. Ä. 1793*). (*H.*)

BERNARDI (**Giovanni**), nach seinem Geburtsort in der Romagna genant **del Castelbolognese**, geb. gegen 1495 und gest. zu Faenza 1555, berühmter Steinschneider und Münzkünstler. Er war der Erste, der diese Künste den alten wieder annäherte, und deshalb von Karl V., Klemens VII. und dem Kardinal Hippolytus von Medicis sehr hoch gehalten wurde. Unter seinen Hauptwerken zeichnet man, auch ihres beträchtlichen Umfangs wegen, zwei aus, die er nach Zeichnungen des Michel Angelo in Stein schnitt, den Sturz Phaeton's und einen Tityus, dem ein Geier die Leber aushackt. (*H.*)

Bernardia P. Brown., s. **Adelia L.**

Bernardianer, s. **Observanten.**

BERNARDICZ, ein Marktfl. in Böhmen, Taborer Kr., mit einer Pfarre, zur Studienfonds-Herrschaft Woporzan gehörig, 5 St. von Tabor und 11 Meilen von Prag. (*André.*)

Bernardin de St. Pierre, s. **St. Pierre.**

BERNARDINO (Bernhardin), Gebirgspaß im K. Graubünden in der Schweiz, nach welchem man von Chur durch die Thäler Dankesch, Schams und Hinterrhein gelangt; jenseits ist das Misoccothal, welches sich in das des Tessins bei Bellenz öffnet; eine für den Handel der Schweiz und Teutschlands mit Ober-Italien und dem Mittelmeere wichtige Handelsstraße ist jetzt über diesen Paß fahrbar gemacht worden, auf Unkosten der Kantone Graubünden und Tessin; sie ist von Abgründen entfernt und vor Lavinen sicher. Die höchste Höhe beträgt 5990 F. üb. M. Bei dem Wirthshause, das ein wenig südlich liegt, befindet sich in lieblicher Gegend und der reinsten Alpenluft eine Heilquelle. Östlich liegt nahe der Splügenpaß, der in das lombardisch-venetianische Gebiet führt und zunächst an den Comersee leitet. (*Wirz.*)

Bernardinus Tomitanus, s. **Tomitanus.**

Bernardo Tolomei, s. **Olivetaner.**

BERNARDO (St.), 1) Insel an Neuspaniens Westküste in Nordamerika, 261° 53′ 57″ d. L. 29° 40′ 40″ n. Br. 2) Villa in Peru in Südamerika, Distrikt Tarija, am Fluß Tarija. (*Stein.*)

Bernardus, Chronist im 11. Jahrh., s. **Bernoldus.**

BERNAU, Stadt im preuß. Reg.-Bez. Potsdam, niederbarnimschen Kr., 3 M. von Berlin, an der Pankow, mit 278 Häus., 1840 Einw., unter denen eine französisch-reformirte Kolonie ist, 3 Thoren, 2 Kirchen, Hospital, Samt- und Seiden-, Kattun-, Leinen- und Halbseidenfabriken, Bierbrauerei. In der Kirche und auf dem Rathhause bewahrt man die 1432 gemachte Beute an hussitischen Zelten, Bogen, Pfeilen, Cuiraſſen, Harnischen, Sturmhauben ꝛc. auf. Geburtsort des Dichters Georg Rollenhagen † 1609. (*Stein.*)

BERNAY, Hauptort eines an 84,000 Einw. umfassenden Bezirks im Depart. Eure, am Charenton mit 2 Kirchen, 2 Hospitälern, 1175 Häus. und 6000 Einw., die Tuch- und Leinweberei, Roth- und Weißgerberei, Papiermühlen und Bleichereien unterhalten, auch Leinen-, Korn- und Viehhandel treiben. — Von der Stadt führt **Alexander de Bernay** den Namen, s. Th. III. S. 41. (*H.*)

BERNBURG. **Anhalt-Bernburg**, Herzogthum. Eines der 3 Herzogthümer dieses Namens (s. oben Anhalt), deren jedes von einer eignen Linie der alten Anhaltischen Fürstenfamilie, beherrscht wird. — Die Größe desselben gibt man gewöhnlich zu 14 bis 15 Q.-M. an. Da es aber an inländischen Vermessungen aller einzelen Theile fehlt, und die Resultate der, in neuern Zeiten, durch preuß. Offizianten geschehenen Vermessungen Anhalts, zur allgemeinen Kentniß nicht kommen, so beruht jene Angabe nur auf einer ungefähren Berechnung, und kann durchaus

---

4) Die franz. Kunstrichter reden mit großer Auszeichnung von dieser Oper, auch als bloßes Gedicht betrachtet; insbesondere rühmt la Harpe, daß sie nichts von der verführerischen Weichheit gewöhnlicher Opern an sich trage. Indeß bemerken sie doch, daß die Schreibart nicht frei vom Tadel sey und mitunter Spuren von Zwang, auch Nachlässigkeit zeige, so daß Bernard dem klassischen Operndichter Quinault nicht unbedingt gleich steht. 5) Es beschreibt die Schicksale zweier unglücklich Liebenden und erinnert an das unter dem Namen des Musäos vorhandene griechische Gedicht Hero und Leander, aber nicht zu Bernard's Nachtheil. 6) Über Bernard's Gedichte hat Manso in den Nachträgen zu Sulzer's allgemeiner Theorie der schönen Künste, Bd. 3. Stück 2. S. 395—447. ausführlich geredet. Vergl. *Laharpe* Lycée Bd. 12. S. 69—79. Gruber's Wörterbuch zum Behuf der Ästhetik u. s. f. Erster Theil. S. 598 — 600. Neue allgem. teutsche Bibliothek Bd. 17. Stück 2. Seite 449. fag., wo über Bernard's Kunst zu lieben in Vergleich mit der des Ovid sehr günstig geurtheilt wird.

*) Vgl. Meusel's Lex. der v. 1750—1800 verst. t. Schriftst. 1 B. u. Biogr. univ. T. IV.

nicht als eine völlig richtige angesehen werden. Nach einer Zählung von 1821 lebten im ganzen Lande 38,163 Menschen. Bei dieser Gelegenheit wurde, nach gleichfalls angestellter Zählung, gefunden, daß in diesem Jahre 3613 Pferde, 12,815 St. Rindvieh und 88,076 Schafe vorhanden waren. Das Land wird in das Ober- und Unterherzogthum getheilt. — Das zum Unterharze gehörige Oberherzogthum macht im Westen den äußersten Theil Anhalts aus, und ist größtentheils gebirgig und mit Wald bedeckt. Seine Grundfläche ist nicht bekant. Im äußersten Winkel gegen Westen ist das braunschweigsche Fürstenthum Blankenburg, auf eine Strecke von zwei Stunden, der Gränznachbar, außerdem aber umgibt es preußisches Gebiet überall, und zwar die Fürstenthümer Halberstadt und Quedlinburg, die Grafschaft Mansfeld und Stolberg. Es ist in 5 Amtsbezirke eingetheilt, welche den Namen der Örter, worin das Amt seinen Sitz hat, führen: Ballenstedt, Hoym, Gernrode, Harzgerode, Güntersberge. Nach der Zählung von 1821 lebten darin 17,702 Menschen. Die Waldungen bedecken eine Fläche von 72,000 Waldmorgen, zu 180 □Ruthen. Die Ebenen am Fuße des Gebirges sind fruchtbares Land und Wiesen. Die Selke ist das einzige Flüßchen von Bedeutung. Künstliche Teiche sind viele vorhanden, welche von Bächen gefüllt werden, um bei anhaltender Trockniß für den Berg- und Hüttenbau, für Mühlen u. s. w. das nöthige Wasser zu liefern. Das Klima ist im Gebirgstheile rauh, doch nicht so, daß nicht Getreidebau jeder Art mit Nutzen betrieben werden könte. Im flachen Theile ist es milder, doch herrscht wegen der Gebirgsnähe fast immer starker Luftzug, der gegen ansteckende Krankheiten schützt, aber desto mehr gichtische Beschwerden erzeugt. Das Oberherzogthum enthält 5 Städte, 11 Dörfer und 5 Vorwerke, die einzeln liegenden Mühlen, Häuser u. s. w. ungerechnet. Die Haupterzeugnisse sind Getreide und Obst jeder Art, Holz, Eisen, Thon und Torf; Schwarz- und Rothwild, wildes Geflügel; Rindvieh, Schaf- und Schweinezucht, nebst Flachsbau, werden betrieben, und die Bergwerke liefern Silber, Blei, Schwefel, Vitriol, Glötte, Gyps, Schiefer, Steinkohlen, Bruch- und Sandstein. Viel Töpferware, auch Tuch und Flanell wird verfertigt, so wie es auch nicht an Bier-, Essig- und Brantweinbrennereien, Potaschensiedereien und Zügelhütten fehlt*).

Das Unterherzogthum, dem obern gegen Morgen liegend, ist von weit größerm Umfang als dieses. Seine Arealgröße ist ebenfalls nicht bestimt anzugeben. Auch ist es nicht zusammenhängend, da es durch Besitzungen der beiden andern anhaltischen Häuser durchschnitten und das dazu gehörige Amt Mühlingen vom preuß. Gebiete ganz umgeben ist. — Es ist in die 4 Amtsbezirke: Bernburg, Plötzkau, Coswig und Mühlingen getheilt, außer welchen es noch 5 adelige Gerichte enthält. Im Ganzen sind darin 2 Städte, 1 Marktflecken, 39 Dörfer und 8 Vorwerke, ohne die einzeln gelegenen Mühlen, Häuser u. s. w. Es besteht aus 3 von einander abgesonderten Theilen. Der eine umfaßt die Ämter Bernburg und Plötzkau und 3 adelige Gerichte, gränzt gegen O. und W. mit Cöthen, gegen S. und N. mit Theilen des preuß. Herzogthums Magdeburg, und wird von der Saale, Bode, Wipper und Fuhne bewässert. Der andre Theil ist das mitten im preuß. Herzogthum Magdeburg liegende Amt Mühlingen. Der dritte besteht aus dem Amte Coswig und dem adeligen Gerichte Kliecken. Westl. und nördl. gränzt dieser mit Dessau und Cöthen, südl. und östl. mit dem preuß. Herzogthum Sachsen. Dieser, von der Elbe bewässerte Theil, ist das Drittel des vormaligen Fürstenthums Zerbst, welches, in der Theilung desselben, 1797, an das Haus Bernburg fiel. — Das ganze Unterherzogthum ist plattes Land. Der Boden der beiden ersten Theile sehr gut und ergiebig, die Waldung unbedeutend. Der 3. Theil hat sandigen schlechten Boden, dagegen viel Nadelholzwaldung. — Getreide jeder Art erzeugt es, welches auch seinen Haupthandel ausmacht. Viehzucht, Obstbau werden stark betrieben, Fayance, Papier, Braunkohlen liefert es, so wie die Flüsse, welche es durchströmen, viele Arten Fische.

Über die ehemaligen und jetzigen politischen Verhältnisse Anhalt-Bernburgs, über Titel, Wapen und Verfassung desselben, so wie über die Schriften über Anhalt, s. d. Art. Anhalt 4. Bd. S. 115., doch ist hier noch zu bemerken: daß Anhalt-Bernburg die herzogliche Würde nicht, wie die beiden andern anhaltschen Linien, im Herbste 1806 selbst angenommen hat, sondern schon im Frühjahre 1806 vom teutschen Kaiser Franz II. (nachherigem östreichischen Kaiser Franz I.) erhielt.

Bernburg, Bernburgum, Aretopolis, Ursopolis, die Hauptstadt des Herzogth. Anhalt-Bernburg, liegt im untern Theile desselben und wird von der durchfließenden Saale in die Alt- und Neustadt und in die Bergstadt getheilt. In beiden zusammen befanden sich, im April 1821, mit Einschluß aller öffentlichen, 727 Häuser und 5340 Einwohner. Die Alt- und Neustadt früherhin getrennt, späterhin in eins vereinigt, hat 4 Thore, ist schmal und außer einer sehr langen Hauptstraße hat sie wenige Nebengassen. Die Anzahl ihrer Häuser ist 396. Unter diesen sind anzuführen: die Altstädter Kirche, wahrscheinlich schon im 11. Jahrh. erbaut, die Neustädter Kirche, und das Regirungsgebäude am Markte, 1746 erbaut, worin das oberste Landeskollegium, die Regirung, ihren Sitz hat, das Landes-Archiv und eine Bibliothek sind. Außer einem Magistrate ist noch ein herzogliches Stadtgericht in dieser Altstadt. Die Stadt wird, durch eine Brücke über die Saale, mit der am rechten Ufer dieses Flusses liegenden Bergstadt, verbunden. Diese Brücke wurde 1799, wo die frühere, 90 Jahre lang gestandene, vom Wasser zertrümmert ward, erbaut, und ist ein sogenantes Hängewerk von einem Bogen. — Die Bergstadt liegt auf und an einem Berge, oder am und auf dem hohen Ufer des Flusses, und ihre Häuser, 298 an der Zahl, umgeben auf drei Seiten das Schloß. Einwohner zählt sie jetzt 2266. Ihre Entstehungszeit ist unbekant. Wahrscheinlich wurden die Häuser anfänglich als hofdienstpflichtig erbaut und vermehrten sich nach und nach bis zur Größe eines eignen Städtchens. — Das

*) Die richtigste Darstellung vom Oberherzogthum Anhalt-Bernburg, befindet sich auf der Karte der Gegend vom Alexisbade, 3 Meilen im Umkreise, welche dem Buche: das Alexisbad von F. Gottschalck und O. Curze. Halle 1819. 8. beigefügt ist.

Schloß ist sehr alten Ursprungs und daher die Zeit der ersten Anlage ganz ungewiß. Sein antikes ehrwürdiges Ansehn bezeugt laut sein hohes Alter. Es war 800 Jahre lang der Wohnsitz anhaltischer Fürsten, welcher erst seit 1765 von da nach Ballenstedt verlegt wurde. Es wird indessen durchaehends erhalten, und ist zum Aufenthalte der Regentenfamilie stets eingerichtet. Die Aussichten aus seinen Zimmern auf die umliegende Gegend sind sehr schön. Auf der einen Seite umgibt es ein tiefer Graben, auf der andern läuft der Berg jähe zur Saale hinab, aus welcher durch ein Kunstwerk das Wasser zu ihm herauf gehoben wird. Ein sehr hoher runder auf dem Schloßhofe stehender Thurm, heißt der Eulenspiegel. Im kleinen Schloßgarten steht ein Orangeriegebäude, von dessen plattem Dache die Umsicht der Gegend noch schöner ist. Vor dem Schlosse ist das Reithaus und ein fürstliches Vorwerk. — Andere zu beachtende Gebäude und Anlagen in diesem Theile Bernburgs, sind: die Schloßkirche mit dem Begräbnißort der fürstlichen Familie, das Waisen- und Zuchthaus, die große Mühle an der Saale und die dabei liegende, 1696 zur Beförderung der Schiffahrt erbaute Schleuse. — Die Eingänge der Bergstadt sind nur mit Schlagbäumen versehen. Hauptnahrung der Stadt Bernburg ist der Ackerbau. Außerdem gewähren ihr die durchlaufende Heerstraße von Magdeburg und Braunschweig nach Leipzig, die Schiffahrt der Saale, der Sitz der Landescollegien, die sehr gut eingerichtete Hauptschule des Landes, eine Fayance- und Papierfabrik, viele Nahrung. Wein wird zwar auch hier gebaut, doch ist selten Ertrag damit verknüpft. — Die Entstehungsgeschichte der Stadt Bernburg fällt so weit zurück, daß sie ganz im Dunkeln liegt. Da man aber weiß, daß sie 996 schon befestigt ward, so kann man ihr ein sehr hohes Alter beimessen. — Zu ihrer Benennung scheint der Name, Beringer, den mehre Ahnherren des anhaltschen Fürstenhauses führten, die Veranlassung gegeben zu haben. Aus Beringersburg wurde allmälig Bernburg, und man irrt, wenn man ihn von dem Bären, im Wapen der Regenten, ableiten will und Bärenburg schreibt.

Die Geschichte Anhalts bis zur letzten Theilung desselben im J. 1603, oder bis zum Entstehen der noch blühenden drei Linien, ist im 4. Bde. S. 117. erzählt worden. An diese reihe sich hier kurz die Geschichte der Bernburg'schen Linie.

Ihr Stifter war Christian I., geb. 1568, gest. 1630, zweiter Sohn des Fürsten Joachim Ernst. Er wählte sich, in der Theilung mit seinen Brüdern, den Theil des Landes, welcher jetzt noch das Herzogthum Bernburg ausmacht. Von 16 Kindern war er Vater, aber fünf Jahre nach seinem Tode lebten von 6 Söhnen nur noch zwei, welche das Land wieder theilten. Der jüngere, Friedrich, erhielt die jetzigen Ämter Harzgerode, Güntersberge und einen Theil des Amtes Ballenstedt. Alles übrige bekam der ältere, Christian II. Jener nahm seinen Wohnsitz in Harzgerode, ward der Stifter der Anhalt-Bernburg-Harzgerodeschen Linie, die aber mit seinem Sohne, Wilhelm, 1709 schon wieder erlosch, und worauf der besessene Landestheil an Bernburg zurückfiel. Dieser, Fürst Christian II., hatte 15 Kinder; doch nur 2 von 8 Söhnen überlebten ihn, als er 1656 starb, und 1660 starb auch von diesen noch einer. Der übrig gebliebene, Victor Amadeus, folgte. Sein 84jähriges Leben ist eine Reihe vortreflicher Handlungen und wohlthätiger Einrichtungen für sein Land, das durch den 30jährigen Krieg sehr verwüstet und verarmt war, und das er wieder emporzuheben keine Opfer scheute. Um fernerer Landestheilung zu begegnen, führte er das Erstgeburtsrecht in seiner Linie ein. Die Herausgabe der anhalt. Chronik von Beckmann beförderte er sehr. Er starb 1718. Zwei Söhne überlebten ihn. Der jüngere, Prinz Lebrecht, erhielt das Amt Hoym als Paragium. Er stiftete die Nebenlinie Anhalt-Bernburg-Hoym, welche sich späterhin, wo sie die Herrschaften Schaumburg und Holzapfel im Nassauschen erwarb, Anhalt-Bernburg-Schaumburg-Hoym nante, und erst 1812 im Mannsstamm erloschen ist. Der ältere, Fürst Karl Friedrich, regirte nur 3 Jahre. Er lebte in stetem Streit mit seinem Vater, welcher seine zweite Verheirathung mit Charlotte Wilhelmine Nüßler, sehr misbilligte, die zwar in Hinsicht der Erbfolge von keinen nachtheiligen Folgen gewesen ist, aber sehr bedeutende Aufopferungen gekostet hat. Sein Sohn erster Ehe, Fürst Victor Friedrich folgte ihm 1721. Bis 1765 regirte dieser, wo ihm sein einziger Sohn Friedrich Albrecht folgte, der wieder seinen einzigen Sohn, Alexius Friedrich Christian, 1796 zum Nachfolger hatte, welcher jetzt regirt und in der, seit dem Entstehen seiner Linie verflossenen zwei Jahrhunderten, der 7. Regent derselben Linie ist. Unter seiner Regirung erfolgte die Theilung des, 1793 schon durch das Erlöschen der Zerbster Linie erledigten Fürstenthums Zerbst. Außer dem Anfalle des 3. Theils davon, fiel auch, beim Aussterben der Nebenlinie seines Hauses, das Amt Hoym an ihn zurück. Er war der erste Fürst von Anhalt, welcher die herzogl. Würde (wie oben erwähnt) erhielt. (*F. Gottschalk.*)

BERNCASTEL, Bernkastel (Berencastellum), ein kleines Städtchen auf dem rechten Ufer der Mosel, 9 Stunden unterhalb Trier, Kreisstadt im Regirungsbezirk von Trier, hat eine Bevölkerung von ungefähr 1650 Einw. Der Handel mit Moselweinen ist hier und in der Umgegend beträchtlich. Die Ruinen eines alten von dem trierschen Erzbischof Heinrich von Finstingen im J. 1277. von Grund aus neu erbauten Schlosses, das im Mittelalter als eines der festesten an der Mosel galt, erheben sich über den Ort. Bei Berncastel fängt der Bergrücken an, der sich zwischen dem Rhein, der Mosel und der Nahe erstreckt, und unter dem Namen Hundsrücken (Tractus Hunnorum) bekant ist. Dieser Ort gehörte früher zum Erzstift Trier, wurde unter der französischen Regirung ein Kantonsort, und gehört jetzt, als ein Kreisort, zum preußischen Regierungsbezirk von Trier. (*Wyttenbach.*)

BERNE, ein Flecken, dessen Einwohner sich Bürger nennen, an einem in die nahe Neser sich ergießenden Flüßchen gleiches Namens, und Hauptort des ehemals berühmten Stedingerlandes im Herzogthum Oldenburg und im Kr. Delmhorst an der Heerstraße nach Bremen und 3 M. von dieser Stadt, 2 M. von Oldenburg, hat eine schö-

Digitized by Google

ne lutherschen Kirche, mit einem hohen Thurm, eine Haupt-Schule und mehre Nebenschulen, jährlich zwei stark besuchte Jahrmärkte im Mai und Oct., um sich her einen mit vielen Kanälen und Bächen durchschnittenen moorigen Marschboden, der zur Viehzucht, zum Ackerbau, besonders zum Flachs- und Hanfbau treflich benutzt wird, und durch öftere Durchbrüche, welche große und tiefe Kolken und Braken schlugen, zwar viel, besonders in vorigen Zeiten gelitten, aber auch viel durch Anschlickungen an dem Ufer der Weser gewonnen hat. Der Flecken hat 80 Häus. 450 Einw., wozu in den zur Kirche gehörigen Ortschaften Wehrden, Bettingbuhren, Banzenbuttel, Weserdeich, wo eine Fähre ist, Hannover, wo sich 1234 das Stedinger Treffen endigte, Hiddigwarden, Harmenhausen, Hekeln, Ollen, Glüsing, Bernebuttel, Schlüte, Neuenkoop, Campe noch 421 Häus. und 2639 Einw. kommen. (*Hollmann.*)

BERNECK, ein Städtchen am weißen Main im Landgerichtsbezirk Gefrees des königl. baierschen Obermainkreises mit dem Sitze des Landgerichts von 133 Häusern und gegen 1300 Einw. Es ist ein ganz im Kessel von Bergen liegender und nahrhafter Ort, welcher viele Lebküchner, (Pfefferküchler) einen Eisendrahtzug, eine weiße Vitriol- und Alaunsiederei, und einen guten Serpentinsteinbruch hat. Übrigens nähren sich die Einwohner auch vom Feld- und Obstbau. In der aus dem Fichtelgebirg entspringenden Ölschnitz, welche auch Perlenbach genant wird, und hier in den weißen Main fließt, so wie im letztern selbst, werden Perlenmuschel gefunden, welche den orientalischen gleich gehalten werden. Die auf den naben Bergen befindlichen Ruinen alter Schlösser und Kapellen geben der Gegend ein romantisches Ansehen *). (*Fenkohl.*)

BERNECK, Städtchen im Schwarzwaldkreis des Königreichs Wirtemberg, O. Amts Nagold mit 440 evangelischen Einwohnern, und einem Schlosse der Freiherrn von Gültlingen, welche hier Grundherren sind. In frühern Zeiten gab es Herrn von Berneck. Im J. 1320 verkauften Albert Gerlach und Hug von Berneck den Weiler Schmieh an Wirtemberg. Im J. 1395 wird Ritter von Gültlingen mit Burg und Stadt Berneck von Wirtemberg belehnt. Der Graf Eberhard II. von Wirtemberg zerstörte auf seinem Zuge gegen die Schlegler i. J. 1367 Burg und Stadt. (*Memminger.*)

BERNEGGER (Matthias), Professor der Geschichte zu Strasburg, geb. den 8. Febr. 1582 zu Hallstadt in Östreich, wo sein Vater Richter und Rathsherr war. Er studirte seit 1598 auf der Hochschule zu Strasburg, Geschichte und Mathematik, und übte sich in alten und neuen Sprachen. Auf einer Reise durch Ungern, Böhmen, die Pfalz und Tyrol machte er mit vielen Gelehrten Bekantschaft, und setzte sich in einen solchen Ruf, daß man ihm mehre Ämter, unter andern das Rektorat in Durlach, antrug. Er kehrte aber nach Strasburg zurück, lehrte daselbst seit 1608 am Gymnasium als **Moderator supremae curiae**, erhielt darauf den akademischen Lehrstuhl der Geschichte, und als die Professur der Redekunst erledigt wurde, mußte er dieselbe zugleich mit versehen. Zur Belohnung seiner Verdienste erhielt er ein Kanonikat, und sein am 3. Februar 1640 erfolgter Tod mußte besonders den Armen schmerzlich gewesen seyn, da er ihnen oft den dritten Theil seiner Besoldung reichen ließ. B. hat in lateinischer Sprache viel und über mancherlei Materien geschrieben, wovon man bei Niceron ein vollständiges Verzeichniß antrifft. Das Wichtigste ist: **Hypobolimaea D. Mariae Deiparae Camera, seu idolum Lauretanum etc. dejectum. Argent. 1619. 4.** (Eine Widerlegung der Legende, daß das Haus zu Loretto wunderbar aus Asien nach Europa gebracht worden sey). **De jure eligendi reges et principes. Ib. 1627. 4 Observationes historico-politicae. Tubing. 1656. 12. Observationes miscellae, ex autographis ejus edita (a filiis Joh. Casp. et Tob. Berneggero). Argent. 1669. 8.** Von römischen Autoren bearbeitete er den Tacitus, Justinus, den jüngern Plinius ꝛc., und vermischte die philologischen Anmerkungen, nach der Mode jener Zeit, die Lipsius aufgebracht hatte, mit politischen. Die heutige Eintheilung der genanten und anderer Profanscribenten in Verse rührt von ihm und seinem Tochtermanne Joh. Freinsheim her. Mit Kepler und Grotius stand Bernegger im Briefwechsel, und ihre Briefe wurden gesammelt unter den Titeln: **Epistolae mutuae Hugonis Grotii et Matth. Berneggeri. Argent. 1667. 12.** und **Epistolae Jo. Kepleri et M. Berneggeri mutuae. Ib. 1672. 12.** *). (*Baur.*)

BERNERAY, eine der Hebriden, zu der scotischen Shire Inverneß gehörig. Sie hat nur 1 Meile im Umfange, und eine sandige Oberfläche, in deren Mitte ein See liegt, auch ist der Felsen Elach-na-greine merkwürdig. Auf derselben und Pabbay leben etwa 500 Einw., die sich von einem geringen Ackerbau, von der Viehzucht, Fischerei und Kalkbrennerei nähren. Sie war sonst ein heiliger Ort für die Hochscoten, die in dem hiesigen Walde ihre Heiligthümer bewahrten, auch findet man noch die Überreste zweier Kapellen. — Im N. W. von Lewis liegen noch zwei kleine unbewohnte Eilande Groß- und Kleinberneray, die wie Lewis zu Roß gehören. (*Hassel.*)

Berners (Juliane), s. **Barnes.**

BERNHARD, König von Italien, ein Sohn Pipins und Enkel Karls des Großen, wurde von seinem Oheim Ludwig, Karls jüngstem Sohne, im J. 818 geblendet, und starb daran. (*H.*)

BERNHARD I., seit 820 Herzog von Aquitanien und seit 835 auch v. Toulouse, Sohn des heil. Wilhelms, Herzogs von Toulouse, wurde i. J. 844 durch Karl den Kahlen ermordet. S. über den vorigen und diesen **Karolingische Monarchie.** (*H.*)

Bernhard, Abt v. Reichenau im 11. Jahrh., s. **Berno.**

BERNHARD, Graf von Anhalt und Herzog von Sachsen. Er war der jüngste oder einer der jüngeren Söhne Albrechts des Bären, geb. um 1140. 1159 be-

*) Vgl. Berneck. Ein historischer Versuch vom Archivsecretär J. G. Hentze. Baireuth bei Lübecks Erben 1790.

*) *Boecleri* oratio in obit. Bern. 1640 abgedruckt in Böcler's Oratt. et Progr. Argent. 1654. p. 230. und in *Wittenii* Memor. Philos. Dec. IV. p. 486. *Niceron* Mém. T. XXVII. 323. Brucker's Ehrentempel der teutschen Gelehrs. Dec. IV. p. 151. *Koenig* biblioth. hist. vet. et nov. h. v.

Digitized by Google

gleitete er mit seinem ältern Bruder Otto den Kaiser Friedrich I. auf seinem Zuge nach Italien. Beim Tode seines Vaters 1170 erhielt er Anhalt, vorzüglich das heutige Bernburg. und Köthensche, auch die Grafschaft Plötzkau, welche ihm Kaiser Friedrich I. 1171 vergeblich streitig machte. Er nante sich Graf von Aschersleben oder von Anhalt. Mit Heinrich dem Löwen, dem Gegner seines Vaters, gerieth er 1175 auch in Krieg, worin Gröningen, Aschersleben und das offene Land durch Feuer und Schwert verheert ward. 1178 standen Bernhard und sein Schwager Markgraf Otto von Meißen dem Bischof Ulrich von Halberstadt bei Wiedererbauung seiner verheerten Stadt bei. Den fortdauernden Krieg entschied der Kaiser, der, gegen Heinrich aufgebracht, weil er ihn 1174 auf einem Zuge nach Italien verlassen hatte, diesen in die Acht erklärte, ihm seine Herzogthümer nahm, und sie 1180 auf dem Reichstage zu Würzburg vertheilte. Bernhard erhielt das Herzogthum Sachsen, aber nur den kleinern östlichen Theil von Engern und Ostfalen, wo die Askanier schon aus der Billungschen Erbschaft Güter hatten. Er nante sich nun Herzog von Sachsen, vermehrte auch das alte Ballenstädtsche Wapen, Schwarz und Gold zehnfach quer getheilt, mit dem sogenanten sächsischen Rautenkranz d. h. der sächsischen Herzogskrone. Heinrich versuchte aber noch das Glück der Waffen, schlug bei Nordhausen 1180 den Herzog Bernhard und den Landgrafen Ludwig von Thüringen, nahm den letzten gefangen und verwüstete grausam ihre Länder, bis der Kaiser mit einem mächtigen Heere anrückte, und Heinrich sich 1182 in Erfurt unterwerfen mußte. Bernhard suchte nun sein Herzogthum in Ordnung zu bringen, übte die herzoglichen Rechte, beschied die Grafen nach der Erteneburg, um die Lehen zu empfangen, und schrieb Auflagen aus, überall von seinen Brüdern Otto, Markgrafen von Brandenburg, und Siegfried, Erzbischof von Bremen, unterstützt. Er erbaute in einem Theile des Landes, das eigentlich nicht zum Herzogthume Sachsen gehörte, um sich dessen Besitz zu sichern, und den Handel an sich zu ziehen, die Lauenburg, so wie auch Wittenberg im nachmaligen Kurkreise, welchen Bezirk sein Vater von den Wenden erobert und mit Flamländern bevölkert hatte. Graf Adolf von Holstein war nicht auf Erteneburg erschienen, und mit den Grafen von Schwerin und Ratzeburg begann er 1183 eine Fehde gegen Bernhard, dem sie die Lauenburg zerstörten; es entstand daraus ein großer Krieg zwischen den Brandenburg., Mecklenburg. und Pommerschen Fürsten, in dem endlich der König von Dänemark Knut VI. den Frieden vermittelte. Auf dem Reichstage zu Mainz 1184 entschied Kaiser Friedrich die Streitigkeiten Bernhards mit den erwähnten Grafen, die ihm Ersatz für die zerstörte Lauenburg geben mußten. Als Kaiser Friedrich seinen Kreuzzug angetreten hatte, erschien der verbante Herzog Heinrich 1189 gegen sein Versprechen wieder in seinen Ländern, griff auch Herzog Bernhard an, und eroberte die Lauenburg. König Heinrich VI. stiftete zwar auf dem Reichstage zu Fulda 1190 Frieden, aber Herzog Heinrich hielt ihn nicht, und vertrieb den Grafen Adolf von Holstein, den Bernhard wieder einsetzte. Allein als Bernhard 1192 die Lauenburg belagerte, ward er von Heinrich überfallen und gänzlich geschlagen, so daß er kaum sich selbst rettete. Endlich söhnte sich Heinrich mit dem Kaiser 1194 völlig aus, vermuthlich auch mit Bernhard, der nun zum ruhigen Besitz seines Herzogthums gelangte. In Anhalt bewies er sich freigebig gegen Kirchen und Klöster; und obgleich Kaiser Heinrich sein großer Gönner war, widersetzte er sich doch mit den sächsischen Fürsten seiner Absicht die Kaiserwürde erblich zu machen, und brachte ihn auch mit dem Erzbischofe von Maiz dahin, dieselbe aufzugeben. Nach des Kaisers Tode 1197 trugen ihm die Erzbischöfe von Trier und Köln und mehre andre Fürsten die Kaiserwürde an; er lehnte sie aber ab, unter dem Vorwande der Unbehülflichkeit seines Körpers, eigentlich wol, weil er fürchtete ihre Erlangung und Behauptung möchte ihm zu viel kosten. Er wählte mit mehren andern Fürsten Philipp von Schwaben erst zum Reichsverweser, dann zum König, und übte auf dem Reichstage zu Mainz 1189 die Rechte des Herzogs von Sachsen als Reichsmarschalls durch Vortragung des Schwerts. Philipp blieb er bis an seinen Tod treu, ohne sich selbst durch einen Brief Papst Innocenz III. verleiten zu lassen, und half ihm gegen Ottokar von Böhmen. Nach Philipp's Ermordung 1208 erkante er aber Otto IV., Sohn Heinrichs des Löwen, als Kaiser, und half auch die sächsischen Fürsten auf der Versamlung zu Halberstadt dazu bewegen. Als Kaiser Otto das Pfingstfest in Braunschweig feierlich beging, war auch Bernhard gegenwärtig, und sagte, da er den großen metallenen Löwen vor dem herzogl. Schlosse ansah: „wie lange willst du den Rachen gegen Morgen aufsperren, wende dich nun auch einmal gegen Mitternacht!" Er soll damit, von den Meisten nicht verstanden, die wachsende Macht Dänemarks gemeint haben. Bernhard's letzte That war die Vollziehung des kaiserl. Auftrags, den Erzbischof Hartwich von Bremen 1211 wieder einzusetzen. Er starb auf dem Rückwege zu Bernburg 1212 und ward in Ballenstädt begraben. Seine Gemalin Judith oder Jutta, Schwester des Königs Waldemar I. von Dänemark, gebar ihm 2 Söhne: Heinrich, den ältern, der das Stammland Anhalt, und Albrecht, der das Herzogthum Sachsen erhielt; und 2 Töchter: Hedwig, vermält 1204 an Ulrich Grafen zu Wettin, der 1206 st., und Sophia, Abtissin zu Gernrode. Will man ihn auch als länderssüchtig und als nicht glücklichen Feldherrn tadeln, so verdient doch seine Klugheit, seine Treue und Beständigkeit selbst gegen ehemalige Feinde, seine Sorgfalt für die Wohlfahrt des teutschen Reichs und seine Frömmigkeit Lob. Vgl. die Artikel Albrecht der Bär, Anhalt, Heinrich der Löwe, Sachsen und die Anhalt- und Sächs. Geschichtschreiber. (*de Marées.*)

Bernhard II., III., IV., V., VI., Fürsten von Anhalt aus der alten Bernburger Linie, und **Bernhard VII.** Fürsten von Anhalt aus der alten Zerbster Linie, s. im Art. Anhalt. (*de Marées.*)

BERNHARD, Herzog von Sachsen-Weimar, einer der berühmtesten Helden des 30jährigen Krieges, wurde am 6. August [1]) 1604 zu Weimar geboren. Er war

1) Nach altem Styl, der für sämtliche Zeitangaben dieses Artikels angenommen worden ist, und dem Bernhard, als Pro-

Übereinkunft [7]) über ihre gegenseitigen Rechte und Verhältnisse abschloß. Alle bisherigen Unternehmungen hatten seinen kriegerischen Thatendurst nicht gestillt, der durch die wachsende Macht des von ihm gehaßten östreichischen Hauses neue Nahrung erhielt. Er war einer der ersten teutschen Fürsten, die zu dem schwedischen Gustav Adolph nach seiner Landung in Teutschland übergingen, und hier beginnt die letzte und glänzendste Periode seines kriegerischen Lebens. Seine Ankunft beim schwedischen Heer scheint in die Mitte des Jahrs 1631 zu fallen [8]), und am 28. Juli desselben Jahrs machte er sich zum erstenmal in einem Reitergefecht mit Tilly, bei Werben in der Mark Brandenburg, durch seine Tapferkeit bemerklich. Der König gab ihm zwar einen Verweis, weil er sich ohne Befehl in Gefahr gestürzt hatte, übertrug ihm aber bald nachher, als Generalmajor, die Führung von drei Reiterregimentern, welche er seinem Bundesgenossen, dem Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel zu Hilfe schickte. Da indeß der kaiserliche General Fugger, welcher Hessen bedrohte, nach der Niederlage Tilly's bei Leipzig am 7. Sept. 1631, zurückweichen mußte, so beschränkten sich Bernhard's Verrichtungen meist darauf, einige katholische Stifter der Umgegend in Contribution zu setzen. Nach der Schlacht bei Leipzig kam er in Thüringen wieder zum Könige, auch seine Brüder, durch frühere Bedrückungen der Kaiserlichen gereizt, traten zu Erfurt in ein förmliches Bündniß mit Schweden und Wilhelm, der dem friedlichen Leben nochmals entsagte, errichtete als Verbündeter Schwedens ein eigenes Heer [9]). Bernhard aber blieb im unmittelbaren Dienst und meistens auch in der Nähe des Königs, und erlangte durch die persönliche Freundschaft Gustav Adolphs und eine Reihe tapferer und glücklicher Unternehmungen, im schwedischen Heer bald ein solches Gewicht, daß ihm, etwa Gustav Horn und Banner abgerechnet, Niemand gleichgesetzt wurde. Gleich beim Eintritt des Königs in die katholischen Reichslande zeichnete er sich in der Erstürmung der Veste Marienberg bei Würzburg sehr aus (8. Oktober 1631), und beschloß das Jahr mit der eben so schnellen als leichten Wegnahme der Festung Mannheim (29. Dec.), welche dem Tilly im Jahr 1622 eine lange Belagerung gekostet hatte [10]).

Im Anfang des Jahrs 1632 eroberte er mehre Plätze am Rhein, drang mit Gustav Adolph im April siegreich in Baiern vor, befehligte darauf eine Zeitlang ein abgesondertes Heer mit Ruhm und Glück, und vereinigte sich wieder mit dem Heer des Königs vor dem Angriff, welchen Gustav Adolph am 24. August 1632 auf das feste Lager Wallenstein's bei Nürnberg machte. Bei diesem blutigen und fruchtlosen Kampfe focht Bernhard mit einer selbst am Erfolg verzweifelnden Tapferkeit, und entriß dem Feinde einige Vortheile, die aber nicht behauptet werden konten. Nach Gustav Adolphs Aufbruch von Nürnberg nach Baiern, blieb Bernhard mit einem Heer zur Deckung Frankens zurück, und stieß von Neuem zum Könige, als dieser im Oktober dem Wallenstein entgegen, nach Sachsen zog. In der Schlacht bei Lützen am 6. Nov. 1632 befehligte er den linken Flügel des Heers, übernahm nach dem Tode des Königs, als der nächste nach ihm, das Commando über das ganze Heer und errang durch beispiellose Anstrengung den Sieg. Der Tod Gustav Adolphs erschütterte die zum Theil auf den persönlichen Charakter des großen Königs gegründete Macht Schwedens, und vermehrte Bernhard's Gewicht und Einfluß, zwei Wirkungen, die erst nach einiger Zeit ganz hervortraten. Bernhard führte am Tage nach der Schlacht die Schweden nach Weißenfels, wo er bei der Musterung noch 18,000 Streiter zählte. Seine Gesundheit hatte durch die Beschwerden des Kriegs gelitten, und er suchte daher einen Theil des Winters hindurch Erholung in seiner Vaterstadt. Im Anfang des Jahrs 1633 theilte sich nach dem Willen des Reichskanzlers Oxenstierna, der jetzt die schwedischen Angelegenheiten in Teutschland lenkte, das Heer von Lützen; die größere Hälfte zog nach Niedersachsen und Westfalen, die kleinere unter Anführung Bernhard's erhielt ihre Bestimmung nach Oberteutschland, wo Gustav Adolph mehre Heersabtheilungen unter dem Feldmarschall Horn und andern zurückgelassen hatte. Im Februar 1633 kam Bernhard neugestärkt zu den Seinigen, die unter den Befehlen zweier Generalmajors, Lohausen und Bulach, bereits den Feldzug eröfnet und Bamberg besetzt hatten. Er nimt darauf Höchstädt mit Sturm, treibt den baierschen Obersten Johann de Werth am 24. März von der Altmühl zurück, vereinigt sich am 6. April bei Donauwerth mit Gustav Horn [11]) und dringt bis Dachau in Baiern vor, von wo er sich nach Neuburg an der Donau zurückwendet. Hier zeigte sich unter dem schwedischen Heer zuerst eine in der Folge oft erneuerte Erscheinung, die es deutlich genug bewies, daß das moralische Gewicht seines großen Königs nicht mehr auf dasselbe einwirke. Die höhern Offiziere [12]) der Armee, unwillig, daß sie nach so vielen Anstrengungen und Beschwerden weder die ih-

7) So viel sich aus diesem höchst verworren abgefaßten Document entnehmen läßt, genoß damals jeder der 4 fürstl. Brüder nur ein jährliches Einkommen von 4000 Gulden. Hofhaltung und Tafel waren gemeinschaftlich. Dem Herzog Bernhard wurden auf 5½ Jahr noch 1000 Gulden besonders zugesichert, „weiln er geschehener Abwesenheit halber unsres gemeinen brüderlichen Hoffs bisher am wenigsten genossen, in der Fremdde mehr auffwenden und alles in hohen Preis bezahlen müssen, auch noch ferner ausserhalb unsres Hoffes fürstl. Namen Ehr und Ruhm nachzustreben entschlossen." Dem Herzog Wilhelm, als ältesten Bruder wurde die bisher geführte Regirung bestätigt und festgesetzt, daß sie künftig allezeit der Älteste des Geschlechts führen solle. Es war indeß mehr eine Präsidentschaft als wirkliche Herrschaft, denn der Grundsatz, daß jeder Bruder gleichen Antheil am Lande habe, blieb feststehen. Der Vertrag ist im Anhang von Hellfeld's Geschichte Bernhard's abgedruckt, so wie die beiden früher erwähnten.

8) Chemnitz (schwed. Krieg Th. 1. S. 187) sagt dies ziemlich deutlich. Hienach ist die Angabe in Hellfeld's Geschichte Bernhard's S. 106 zu berichtigen. 9) Chemnitz schwed. Krieg Th. 1. S. 228. 10) Bernhard erschien vor Tagesanbruch mit 300 Mann vor der Festung, gab die Seinigen für Kaiserliche aus, die von den Schweden verfolgt würden, ward eingelassen und bezwang die Besatzung. 11) Sie brachten 278 Cornet Reiter, jedes zu 50 Mann und 288 Fahnen Fußvolk, zu 100 Mann, überhaupt 42,000 Mann zusammen, und hatten 56 Geschütze. S. Engelfüß weimarischer Feldzug S. 5. 12) Vom Obersten abwärts. Die beiden damaligen Generalmajors der vereinigten Armee, Rudwen und Lohausen, von denen der erste ein biederer Schwede war, misbilligten diese Meuterei aufs höchste. S. Chemnitz Th. 2. S. 103.

Digitized by Google

nen von Gustav Adolph zugesagten außerordentlichen Belohnungen, noch selbst richtige Auszahlung ihres Soldes erhielten, und daß Oxenstierna sie einigermaßen zu vernachlässigen schien, faßten, besonders auf Antrieb der Obersten Pfuhl und Mitzlaff, den gemeinschaftlichen Beschluß, nicht weiter für Schweden zu fechten, wenn nicht in bestimter Frist ihren Beschwerden abgeholfen würde. Der gemeine Soldat, an sich weniger unzufrieden, mußte ihnen dabei zum Vorwande dienen. Ein Ereigniß, welches Bernhard nicht gerade ungern sehen mochte [13]), weil unter diesen Umständen Schweden seiner Dienste mehr, denn jemals, bedurfte. Nachdem Bernhard die Misvergnügten vorläufig beschwichtigt, auch noch am 3. Mai Eichstädt erobert, und auf Ingolstadt, welches der baiersche Commandant Cras ihm durch Verrätherei überliefern wollte, einen vergeblichen Versuch gemacht hatte [14]), begab er sich Ende Mai's in Person zum Reichskanzler nach Frankfurt am Main, um über die Lage der Dinge zu berathen. Er übernahm die Beruhigung des Heers und bewirkte sie auch späterhin durch Austheilung von Geldsummen und Anweisung von Ländereien. Um so weniger wollte er selber leer ausgehen. Gustav Adolph war, den Eifer der Seinigen zu beleben, mit Versprechungen nicht karg gewesen. Nach seinem Tode traten von allen Seiten verbündete Fürsten und Befehlshaber der Armee mit Foderungen auf [15]). Ungern, aber durch die Umstände genöthigt, mußte Oxenstierna den größten Theil der gemachten Eroberungen vertheilen [16]). Bernhard glaubte sich, nach dem Range, den er im schwedischen Heer bekleidete und nach den Diensten, welche er geleistet hatte, zu höheren Ansprüchen als andere berechtigt. Er verlangte, einem frühern Versprechen des Königs gemäß, das Herzogthum Franken und überdies den Oberbefehl über das Heer. Das letztere versagte Oxenstierna, das erstere aber gewährte er mit Zustimmung der durch den Heilbronner Bund vereinigten oberteutschen Stände [17]). Am 12. Juni 1633 wurde zu Heidelberg in Anwesenheit Oxenstierna's und Bernhard's die Urkunde vollzogen, wodurch Schweden dem letztern die eroberten Stifter Bamberg und Würzburg, unter dem Namen eines Herzogthums Franken, als ein Lehn übergab [18]). Am 18. und 19. Juli wurde Bernhard durch den schwedischen Bevollmächtigten, Graf von Brandenstein zu Würzburg in sein neues Herzogthum feierlich eingewiesen und empfing die Huldigung seiner Unterthanen unter angemessenen Festlichkeiten [19]). Er versprach ihnen, väterlich zu regiren [20]), bestellte seinen Bruder Ernst [21]) zum Statthalter, und eilte kurz darauf, am 23. Juli zu seiner Armee zurück, wo zunehmende Unordnungen seine Gegenwart nöthig machten. Er fand sie im verschanzten Lager bei Donauwerth, und zählte bei der Musterung am 3. August noch 12,000 Reiter und fast eben so viel Fußvolk, alle wohl versehen. Bald darauf zog Horn nach Oberschwaben zur Belagerung von Constanz, Bernhard blieb Altringern gegenüber bei Donauwerth. Da aber auch Altringer nach Oberschwaben ging und dort, im Verein mit einem aus Italien gekommenen spanischen Heer unter dem Herzog von Feria, eine drohende Macht bildete, so folgte ihm Bernhard und vereinigte sich am 25. Sept. bei Stockach wieder mit Gustav Horn. Beide feindliche Heere standen sich eine Zeitlang gegenüber, aber Altringer vermied die Schlacht und zog der von einem andern schwedischen Corps belagerten Festung Breisach zu Hilfe. Nun trente sich Bernhard nochmals von Horn und eilte an Baierns Gränzen zurück, wo er unter Johann de Werth nur eine geringe Macht vor sich fand und daher die Belagerung Regensburgs unternehmen konte, einer durch den Protestantismus den Schweden befreundeten Stadt, deren sich die Baiern im vorigen Jahr, auf das Anrathen Tilly's, bemächtigt hatten. Mehre Umstände begünstigten die Belagerer so, daß Bernhard schon nach 12 Tagen, am 6. Nov. 1633 diesen wichtigen Platz, den Schlüssel zu Baiern, in seinen Händen sah. Sein Glück verfolgend, drang er trotz der winterlichen Jahrszeit über die Iser, tiefer in Baiern ein und richtete seine Blicke selbst nach Östreich, wo ihn unter den gedrückten, an der Ausübung des Protestantismus gehinderten Landleuten eben so viele Freunde erwarteten, als er erbitterte Gegner unter dem streng katholischen Landvolk in Baiern fand. Doch wurden Bernhard's Fortschritte gehemt, als Wallenstein, welcher den größten Theil des Jahrs unthätig in Schlesien zugebracht und, allen Befehlen des Kaisers zum Trotz, den Entsatz von Regensburg versäumt hatte, nun endlich aus Böhmen heranzog. Bernhard suchte mitten im tiefen Winter seinen Gegner in der Oberpfalz auf, aber schon war dieser nach Böhmen zurückgekehrt, worauf Bernhard sich nach Regensburg zog. Das Betragen Wallensteins hatte endlich die Nachsicht des Kaisers ermüdet und er konte sich die Nähe seines Falls nicht mehr verbergen. Von Ehrgeiz gespornt und unfähig, ein Leben ohne Herrschaft zu ertragen, wollte er den lange beschlossenen Verrath jetzt ausführen und ließ deshalb zu Anfang des Jahrs 1634 seine Anträge an Bernhard gelangen. Dieser wies sie keineswegs zurück, aber er wollte dabei nur mit der bedächtigen Vorsicht handeln, die einem so treulosen und unergründlichem Charakter ge-

13) Pufendorf deutet sowol in seinen Comment. de rebus suec. Lib. V. §. 40. als in seiner continuirten Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche und Staten von Europa S. 682. deutlich genug darauf hin, daß Bernhard die Unzufriedenheit, wenigstens anfangs, genährt habe, um sie für seine Zwecke zu benutzen. Freilich schrieb Pufendorf ganz im Interesse Schwedens, aber das Stillschweigen anderer Schriftsteller, die meistens in einem lobpreisenden Ton von Bernhard reden, beweist auch nichts für das Gegentheil. 14) S. den Artikel Cratz. 15) S. Chemnitz Th. 2. S. 91. 16) Unter andern erhielt Bernhard's Bruder, Herzog Wilhelm von Weimar das Eichsfeld. 17) Der am 13. April 1633 zu Heilbronn geschlossene Bund vereinigte die Stände des oberrheinischen, niederrheinischen, fränkischen und schwäbischen Kreises unter sich und mit Schweden. 18) S. *Cypriani* Adversaria historica, quibus Bernhardi magni D. Vim. vita et Germ. Suec. belli funestissima periodus illustrantur (Gotha 1729) p. 1 sq.

19) S. Lungwitz Beschreibung der Heldenthaten Herzog Bernhard's Kap. 10. Bernhard ließ als Herzog von Franken auch Münzen schlagen, deren Köhler, Tenzel und Schlegel (Münzbel. S. 175. 176.) erwähnen. 20) Was er, spätern Zeugnissen zufolge, auch gehalten hat. 21) Er war der neunte unter den elf Söhnen des Herzogs Johann von Weimar, geboren 1601 am 25. Dec., gestorben 1675 den 26. März, kämpfte gleich seinen Brüdern eine Zeitlang gegen den Kaiser, ist aber durch seine Frömmigkeit und seine, vormals in den Schulen gelesene Biographie von Anton Teissier bekannter geworden.

Digitized by Google

genüber nothwendig war. Doch die Dinge drängten zu einer für Wallenstein ungünstigen Entscheidung, schon war der größte Theil des Heers von ihm abgefallen, er selbst fremden Beistandes bedürftig. Wiederholte Eilboten, vom Feldmarschall Illo, dem eifrigen Theilnehmer an Wallenstein's Planen, aus Pilsen abgesandt, riefen Bernhard zu Hilfe, der, auch jetzt nicht ganz trauend, sein Heer zum Aufbruch sammelte, als ihn die Kunde von Wallenstein's Ermordung (zu Eger am 15. Februar 1634) erreichte. Auf diese Nachricht eilte er durch die Oberpfalz an die Gränzen Böhmens, um von dem dortigen Zustande der Dinge möglichsten Vortheil zu ziehen, und, wo nicht mehr, die Festung Pilsen mit den feindlichen Kriegsvorräthen zu erbeuten. Aber Gallas, Piccolomini und andere treue Feldherrn des Kaisers hatten mit Glück dem Geist des Aufruhrs im Heer begegnet, niemand kam den Schweden entgegen und Bernhard, der nach einigen Nachrichten bei seinem schnellen Vordringen selber in Gefahr gerathen war, kehrte ohne andern Erfolg, als die Zerstreuung eines Croatenregiments, zurück. Die Belagerung der Festung Cronach, die er jetzt unternahm, war nicht glücklicher; sein, durch den Winterfeldzug sehr geschwächtes Heer mußte die Oberpfalz räumen und fand erst zu Anfang des Frühlings in der Gegend von Nördlingen und Dünkelsbühl einige Wochen Ruhe. Der nun beginnende Feldzug von 1634 sollte für die Schweden und Bernhard höchst unglücklich enden. Nach Wallenstein's Untergange hatte der nachherige Kaiser Ferdinand III., damals König von Ungern, den Oberbefehl des Heeres übernommen, welches, mit allem Nöthigen vollkommen ausgerüstet und bis auf 30,000 Mann verstärkt, zur Belagerung Regensburgs aus Böhmen hervorbrach (Mai). Der Ort wurde mit ungewohnter Heftigkeit angegriffen und von dem schwedischen General Kagge mit großem Ruhm vertheidigt. Die Belagerten, nicht völlig 4000 Mann stark, machten 465 Ausfälle und die Belagerer verloren unter den Mauern 8000 Streiter. Bernhard versuchte anfangs die Stadt allein zu entsetzen, da ihm aber seine Schwäche immer fühlbarer wurde, vereinigte er sich wieder mit Gustav Horn, der bisher den Krieg abgesondert in Schwaben geführt hatte. Sie mußten den Weg durch Baiern nehmen, eroberten am 12. Juli Landshut, wobei Altringer getödtet wurde [22]) und erfuhren bald darauf die am 16. Juli geschehene Übergabe von Regensburg. Nach diesem ersten Erfolge bezwangen die Kaiserlichen Donauwerth und belagerten das mit Schweden verbündete Nördlingen (6. August). Mit ihnen vereinigten sich 6000 Lothringer und 15,000 Spanier unter dem Cardinal Infant Ferdinand, die aus Italien kommend, nach den Niederlanden bestimt waren. Dieser Macht zu begegnen, entboten auch Bernhard und Horn, außer den Wirtembergern und andern verbündeten Teutschen noch die Heeresabtheilungen des Feldmarschalls Crat und des Rheingrafen Otto Ludwig, der bisher in Elsaß gekämpft hatte, zu sich, den Nördlingern ward gewisse Hilfe zugesagt, ihre Feuerzeichen mahnten in jeder Nacht an Erfüllung des Versprechens. Am 26. August war die ihnen bestimte Frist abgelaufen, Crat war an demselben Tage angekommen, der Rheingraf aber noch um zwei Tagereisen zurück. Außer dem kaltblütig überlegenden Horn drangen die andern Anführer, Bernhard vor allen, auf ein Treffen. So erfolgte am 27. August 1634 die Schlacht bei Nördlingen, in welcher das schwedische Fußvolk die Stellungen des Feindes lange vergebens angriff, und im Begriff, sich zurückzuziehen, durch seine eigne, flüchtig gewordene Reiterei in Unordnung gebracht und rettungslos dem Schwerte der Croaten und anderer feindlicher Cavallerie überliefert wurde. Horn und Crat wurden gefangen, Bernhard entkam nur dadurch, daß ihm, statt seines schon ermüdeten Pferdes, ein anderes von einem Hauptmann des taupadelschen Dragoner-Regiments überlassen wurde. Von seiner Habe behielt er nur die Kleider, welche er trug, denn das gesamte, aus 4000 Wagen bestehende Gepäck der Schweden gerieth mit 300 Fahnen, 80 Kanonen und aller Munition in die Hände des Feindes. Bernhard's Papiere wurden zu Nerresheim durch seinen Adjutanten Christoph von der Grün verbrant, der auch von seinem Eigenthum zwei große Diamanten rettete. Die Nähe des Rheingrafen, der nur 5 Stunden vom Schlachtfelde entfernt stand, gewährte vielen Flüchtlingen Schutz, obwol das schwedische Fußvolk in dieser Schlacht so gut als vernichtet war. Durch diese Niederlage wurde die Macht der Schweden in Oberteutschland gebrochen und das Heilbronner Bündniß zuletzt ganz aufgelöst. Das wehrlose Wirtemberg und mehre Reichsstädte mußten zuerst die Übermacht des Feindes fühlen. Bernhard's Herzogthum Franken nahm ein schnelles Ende [23]). Oxenstierna, der sich auf dem oberteutschen Bundestage zu Frankfurt am Main befand, rief vergebens die verbündeten Heere aus andern Gegenden zu Hilfe; Herzog Georg von Lüneburg und andre teutsche Fürsten gehorchten nicht, der Kurfürst von Sachsen machte bald darauf mit dem Kaiser einen vorläufigen Frieden (13. Nov. 1634 zu Pirna), wodurch auch das schwedische Heer des Generals Banner gehindert wurde, den bedrängten oberteutschen Ländern Hilfe zu bringen. Nur von Frankreich ließ sich Beistand hoffen, der auch den Schweden und den teutschen Fürsten zugesagt und gegen Ende des Jahrs wirklich geleistet wurde, wiewol die Franzosen erst am 19. Mai des folgenden Jahrs 1635 feierlich den Krieg gegen Spanien und dessen Freunde erklärten. Die Trümmer des geschlagenen Heeres hatten sich bei Heilbronn gesammelt und von da nach Frankfurt am Main gezogen, wo Oxenstierna aus dieser aufgelösten Schar wieder 163 Compagnien zu Pferde und 104 zu Fuß bildete. Bernhard erhielt darüber nunmehr den alleinigen Oberbefehl [24]). Bei der Annä-

22) Man vergl. den Artikel Altringer.

23) Die Stadt Würzburg wurde am 11. Oktober durch den kaiserlichen Obersten Götz eingenommen; das Schloß mußte sich nach einer längern Belagerung am 6. Jan. 1635 ergeben. Ebemnitz Th. 2. S. 581 fgg. 663 fgg. 24) Er wurde dem Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld vorgezogen, weil er mehr die Liebe der Soldaten besaß, thätiger war, und als derjenige, der am eifrigsten zu der unglücklichen Schlacht gerathen hatte, auch vor allen sich verpflichtet fühlen mußte, die Sachen wieder herzustellen. Der Pfalzgraf, welcher nicht unter ihm hatte dienen wollen, verließ mißvergnügt das Heer. Der Rheingraf Otto Ludwig war nach der Nördlinger Schlacht bei Straßburg auf das linke Rheinufer zurückgegangen und starb bald darauf zu Worms am 6. October 1634.

Digitized by Google

herung einer feindlichen Armee ging er zu Mainz über den Rhein und verlegte seine Truppen in die Pfalz, die von dem verwilderten zügellosen Heer bald dergestalt verwüstet wurde, daß er auf das rechte Rheinufer in die Wetterau zurückkehren mußte, von wo er im December sich in die Bergstraße zog. Der Entsatz des von den Kaiserlichen belagerten Schlosses zu Heidelberg war die einzige Unternehmung, welche ihm die Lage der Dinge gestattete. Das Jahr 1635 war für die Angelegenheiten Schwedens nicht glücklicher. Die Kaiserlichen ernteten im reichsten Maße die Früchte des Nördlinger Siegs und Bernhard vermochte, selbst mit französischer Unterstützung, nichts gegen sie. Wie in den vorigen Jahren, so brachte auch diesmal der Winter keinen Stillstand in die kriegerischen Unternehmungen, und Bernhard wollte um so weniger ruhen, da ein französisches Hilfskorps sein durch eine kurze Rast in der Bergstraße gestärktes Heer vermehrte, und die französische Hauptarmee unter dem Marschall de la Force zu seinem Beistande in der Nähe war. Es galt jetzt, entweder den bedrängten Bundesgenossen in Schwaben Hilfe zu bringen, oder sich dem kaiserlichen Heer des Grafen Philipp von Mansfeld hinter dem Main entgegenzustellen. Das letztere wählend, ging er in den ersten Tagen des Januar bei Frankfurt über den Main, konte aber den kaiserlichen Feldherrn nicht aus seiner festen Stellung bei Aschaffenburg verdrängen und kehrte, nicht ohne bedeutenden Verlust an Menschen, welche die Strenge des Winters, besonders unter den französischen Hilfstruppen, wegraffte, über den Main zurück (Jan. 1635). Unterdessen hatten die Kaiserlichen in seinem Rücken Philippsburg und Speyer durch rasche Angriffe weggenommen, und durch Einnahme des letztern Orts den ersten Waffenplatz in dieser Gegend des linken Rheinufers erlangt, deren Behauptung für Bernhard bei den zunehmenden Fortschritten der Feinde auf der rechten Rheinseite höchst wichtig war. So bald es daher der Eisgang des Rheins gestattete, ging er mit dem verbündeten französischen Heer über den Fluß, belagerte Speyer und eroberte es am 11. März. Hierauf zogen die Franzosen gegen Lothringen, Bernhard blieb einige Monat in der Gegend von Landau und Speyer, die nun wieder auf das rechte Rheinufer beschränkten Feinde vom Übergange abzuhalten. Erst zu Ende Mai's machte er mit dem größern Theil seines Heers eine Bewegung gegen Frankfurt am Main, um diese in ihrer Treue gegen Schweden wankende Stadt und Mainz, dessen Eroberung jetzt das Ziel der Kaiserlichen war, zu sichern. Nach seiner Entfernung drang der General Gallas in seinem Rücken mit einer bedeutenden Macht über den Rhein vor (Anfangs Juli). Bernhard gerieth dadurch in große Gefahr und es blieb ihm zuletzt nichts übrig, als den größten Theil seines Fußvolks in die Festung Mainz zu werfen und mit dem Rest des Heers bis an die französische Gränze zu weichen (Juni). Nun breiteten sich die Kaiserlichen auch auf dem linken Rheinufer siegreich aus und die wenigen, noch nicht überwältigten Bundesgenossen der Schweden verloren die letzte Aussicht auf Hilfe. Nürnberg, Ulm und Frankfurt am Main unterwarfen sich dem Kaiser, das Heidelberger Schloß, Worms und andere Städte wurden erobert, das schlecht versehene Mainz aber eingeschlossen. Unterdessen hatte Bernhard das französische Heer des Cardinals la Valette zu Hilfe gerufen. Vereinigt mit demselben drang er im Juli wieder vor, entsetzte Mainz und ging daselbst über den Rhein, mußte aber auf der andern Seite, nicht fern vom Ufer, stehen bleiben, wo Hunger und Krankheiten das Heer drückten. Da hier jede Aussicht auf glückliche Unternehmungen schwand und man den General Gallas im Rücken fürchtete, so wurde von Neuem der Rückzug beschlossen. Binnen 13 Tagen, vom 6. bis zum 18. Sept. durchzogen die Verbündeten die weite Strecke von Mainz nach Metz. Mit Übermacht folgte der Feind, Geschütz und Gepäck gingen in den Gebirgen verloren, aber jeden Versuch, ihm den Weg zu versperren, schlug Bernhard tapfer und siegreich zurück. Der Rückzug vermehrte bedeutend sein Ansehn bei den Franzosen. In Lothringen wuchs das verbündete Heer durch zahlreiche Verstärkungen auf 35,000 Mann; auch Gallas, nicht minder von allen Seiten verstärkt, zählte 30 bis 40,000 und darunter allein 17,000 Reiter. Kampflust beseelte vor allen die Franzosen und man bot dem Feinde die Schlacht an, aber Gallas zog es vor, im festen Lager bei Mariemont sein Heer durch Hunger zu verderben, in der eiteln Hofnung, seine Gegner auszuhungern. Als ein Drittel seines Heeres, wo nicht mehr, elend umgekommen war, mußte er im November nach dem Elsaß zurückziehen, doch eroberte er auf diesem Wege am 16. Nov. Elsaßzabern. Auch Frankenthal und das wichtige Mainz, die letzten Plätze, welche den Schweden am Mittelrhein übrig waren, kamen jetzt (Oct. und Dec.) in kaiserliche Hände. Nichts blieb den Schweden von so vielen Eroberungen in Oberteutschland, als Hanau und mehre Städte im Elsaß, (Colmar, Benfeld, Hagenau, Schlettstadt u. a.), die aber meistens französische Besatzung hatten. Nach Gallas Rückzuge verlegte Bernhard die Seinigen in der Gegend von Toul und Pont à Mousson in die Winterquartiere. Bis über die Gränzen Teutschlands hinaus war der Held in diesem unglücklichen Jahr zurückgedrängt worden. Auch für seine politischen Verhältnisse war das Jahr 1635 entscheidend gewesen. Auf einer Versamlung, die von einigen Mitgliedern des schon größtentheils überwältigten und getrenten Heilbronner Bundes in den ersten Monaten des Jahrs zu Worms gehalten wurde, unterhandelten die Stände mit Bernhard wegen Annahme des Oberbefehls über die Bundestruppen und übertrugen ihm denselben am 2. März 1635 durch eine förmliche Urkunde [25]). Damals wurde auch noch einmal von dem Bunde Geld zusammen gebracht und das Heer bezahlt. Wenige Monate später löste sich der wankende Bund völlig auf; die meisten teutschen Fürsten nahmen den zwischen dem Kaiser und Sachsen am 20. Mai geschlossenen Prager Frieden an [26]); nur Bernhard's Muth

25) S. Cypriani Adversaria historica, p. 3. Chemnitz Th. 2. S. 625 fgg. Vermöge dieser Übereinkunft besetzte Bernhard die Stellen im Heer vom Obersten abwärts; die Ernennung der Generale und des Generalstabes behielt sich der Bund vor. Nur bei sehr wichtigen Unternehmungen sollte der Herzog die Genehmigung des Bundes suchen; alles Andere hing allein von ihm ab. Einen Frieden versprach der Bund nicht ohne sein Wissen zu schließen und dabei seinen Vortheil wahrzunehmen. 26) Unter diesen waren auch Bernhard's eigene Brüder. Herzog Wilhelm entsagt

verzweifelte nicht am glücklichen Ausgange des Kampfs und der Gedanke an Unterwerfung blieb ihm fern. Durch weite Länderstrecken von den andern schwedischen Heeren getrennt, durfte er auf Hilfe von dieser sehr geschwächten Macht nicht mehr rechnen. Wollte er jetzt nicht allein dasteben, so blieb ihm nichts übrig, als sich näher mit Frankreich zu verbinden. Dies geschah in einem Vergleich, welchen der Herzog durch seinen Bevollmächtigten Tobias von Ponikau am 27. Oct. 1635 zu St. Germain en Laye abschließen ließ. Hiedurch verpflichtete sich Bernhard, gegen 4 Millionen Livres jährliche Hilfsgelder ein Heer von 12,000 Mann teutscher Fußvölker und 6000 Reitern mit der nöthigen Artillerie für den König zu unterhalten und zu befehligen, und ohne dessen Einwilligung keinen Vergleich mit dem Kaiser und seinen Bundesgenossen zu schließen. Der König versprach, bei einem künftigen Frieden den Vortheil des Herzogs und aller Mitglieder seines Heers wahrzunehmen und die in feindliche Gefangenschaft gerathenen als die Seinigen zu vertreten. Durch geheime Artikel sicherte der König dem Herzog noch ein sehr bedeutendes Jahrgehalt auf seine Lebenszeit, und den Besitz der Landgrafschaft Elsaß, unter der Bedingung, daß die Ausübung der katholischen Religion darin ungestört bleibe; auch garantirte er ihm Alles, was ihm die Schweden bereits zugetheilt hatten [27]). So glänzende Aussichten dieser Vertrag dem Herzog eröffnete, so traurig war die Lage seiner Truppen den Winter hindurch in dem erschöpften Lothringen, da die versprochnen Gelder ausblieben. Schon näherte sich der Frühling, und noch war das Heer weder ergänzt, noch sonst zum Feldzuge gerüstet, als Bernhard sich, gegen den Willen des Kardinals Richelieu, nach Paris begab (11. März). Er fand bei dem Volke eine sehr gute Aufnahme, der Hof aber setzte ihn dem damals zu Paris anwesenden Herzog von Parma auffallend nach. Dieser hatte das Louvre bezogen und durfte sich vor dem Könige bedecken; Bernhard, dem man seine Wohnung im Zeughause angewiesen hatte, sollte nicht das gleiche Recht haben. Als er in dem festen Entschluß sich nichts zu vergeben, dennoch zugleich mit dem Könige sich bedeckte, gerieth der ganze Hof in Bewegung, Ludwig XIII. nahm schnell den Hut wieder ab, endigte das Gespräch und zog sich, außer Fassung gesetzt, in sein Kabinet zurück. In der Folge blieben beide gegenseitig unbedeckt. Dieser Störung ungeachtet, erreichte Bernhard den Zweck seiner Reise, die Zahlungen erfolgten, sein Heer, welches sich vorher schon aus der Gegend von Toul höher in Lothringen herauf, gegen Epinal hingezogen hatte, wurde in die noch unverwüstete Grafschaft Burgund [28]) verlegt, wo es sich bald erholte. Er selbst verließ Paris zu Ende April's 1636 und eröffnete den Feldzug Ende Mai's mit einem Angriff auf Elsaßzabern, welches sich nach einer muthigen Vertheidigung und mehren Stürmen, wobei Bernhard einen Finger verlor, erst am 4. Juli ergab. Gallas, der mit den Resten seines durch fortwährenden Hunger meist aufgeriebenen Heers noch im Elsaß stand, versuchte umsonst, den Ort zu befreien. Bernhard gelangte jedoch in diesem Jahr nicht dazu, über den Rhein zu gehen, sondern zog, nachdem er noch einige Örter im Elsaß erobert und eine Zeitlang still gelegen hatte, im September nach der Grafschaft Burgund, die, einem frühern Neutralitätsvertrage zuwider, von den Franzosen feindlich angegriffen war, sich aber kräftig vertheidigte. Unterwegs eroberte er in Lothringen die Städte Blamont, wo er den Kommandanten wegen hinterlistig gesprengter Minen aufhängen ließ und Rambervillers (Anfang Oct.). In der Grafschaft Burgund fand er aufrührerische Bauern zu bekämpfen, davon einige Tausend das Leben verloren. Bald aber dringt Gallas mit einem mächtigen Heer von 40,000 Kaiserlichen, Lothringern und Burgundern aus der Franche Comté in das französische Gebiet von Bourgogne vor. Bernhard und la Valette lagern sich unter den Mauern der bedroheten Stadt Dijon, die Kaiserlichen aber erschöpfen sich durch die Belagerung des heldenmüthig vertheidigten Städtchens St. Jean de Lone (Nov.) Mit einem, von Hunger, rauher Witterung und Krankheit halb aufgeriebenen Heer muß Gallas, nicht glücklicher, als im vorigen Jahr, das französische Gebiet verlassen (Mitte Novembers); doch behauptet er das spanische Burgund. Bernhard eroberte noch die Stadt Joinville und bezog dann die Winterquartiere; auch seine Truppen hatten große Noth gelitten. Im Anfang des Jahrs 1637 begab er sich nochmals nach Paris, wurde mit erhöhter Auszeichnung empfangen, erhielt Geld und kostbare Geschenke und schloß am 17. April einen besondern Vergleich wegen des bevorstehenden Feldzugs [29]). Der französische Hof überließ ihm die Führung des Kriegs nach eignem Gutdünken, und gab dem General la Valette, der ihm oft hinderlich gewesen war, eine andre Bestimmung. Nach seiner Rückkehr musterte er das Heer zu Longres und zählte 12,000 Mann zu Fuß nebst 8000 Reitern. Dem Wunsche des franzöſ. Hofes gemäß richtete Bernhard in diesem Jahre 1637 seine Waffen wiederum gegen Hochburgund, welches fortdauernd von Kaiserlichen unter Savelli (Gallas hatte das Kommando in Sachsen gegen den schwedischen Feldmarschall Banner erhalten), Lothringen, unter ihrem Herzog, und Burgund unter dem Grafen St. Martin, Gouverneur des Landes, vertheidigt wurde. Er eroberte im Mai und Juni mehre von den kleinen nach damaliger Art widerstandsfähigen Städten des Landes und schlug am 24.

noch einmal und für immer dem Kriege und überließ sein Heer dem Kurfürsten von Sachsen. Er hinterließ bei seinem Tode 1662 das Lob eines guten Regenten. 27) S. allgem. Weltgeschichte Th. 39. S. 297. Ebenmäß Th. 2. S. 920., der von den geheimen Artikeln nichts weiß. Der Vertrag ist in Lünigs Reichsarchiv Part. spec. Cont. II. Abth. IV. Absch. II. S. 430. abgedruckt. Die Zusage des Elsaß, dessen Besitz Frankreich für sich selber wünschte, war vermuthlich nicht ernstlich gemeint. 28) Die Grafschaft Burgund (Franche Comté, Hochburgund) war bis zum Nymweger Frieden 1678 eine spanische Besitzung; das Herzogthum Burgund (Niederburgund oder Bourgogne) aber gehörte längst vorher zu Frankreich. Der Herzog von Lothringen war als ein Bundesgenosse Spaniens und Östreichs von den Franzosen seines Landes beraubt worden und befand sich beim kaiserlichen Heer. 29) Er steht in Lünig's Reichsarchiv Part. spec. Cont. II. S. 432. Bei diesem zweiten Aufenthalt zu Paris war es auch, wo Bernhard den Pater Joseph, Richelieus Günstling, der unberufen über militärische Operationen urtheilen wollte, zurecht wies.

Digitized by Google

entgegen, schlug ihm am 4. October bei Thann im Sundgau zurück, und nahm seinen Feldzeugmeister Bassompierre gefangen. Götze hatte wieder 5000 Streiter zusammen gebracht, mit ihm vereinigte sich der General Lambon, der eben so viel befehligte; beide griffen die Belagerer am 15. October mit Ungestüm an, eroberten eine ihrer Schiffbrücken, mußten aber zuletzt mit großem Verlust zurückweichen. Götze sammelte sich wieder bei Schafhausen, der Graf von Fürstenberg brachte ihm 8 Regimenter aus Böhmen und den gemessenen Befehl des Kaisers, Breisach zu befreien, aber die Nachricht, daß der Herzog von Longueville den Belagerern 9000 Mann zugeführt habe, machte, daß er alle Hofnung des Erfolgs aufgab und zurückging (November). Der Kaiser nahm ihm das Kommando und schickte ihn gefangen nach Ingolstadt, doch sein Nachfolger Golz war eben so wenig im Stande, den Belagerten zu helfen. Schon war es tiefer Winter; der Soldat, obgleich das Lager vor der Festung einer Stadt ähnlich sah, litt dennoch viel und wünschte einen Sturm, als endlich am 7. December die Übergabe Breisachs erfolgte. Die Hungersnoth war zu einer seltnen und schrecklichen Höhe gestiegen, man hatte Leichname und geraubte Kinder verzehrt und ein Pfund Fleisch mit 32 Gulden bezahlt; Gefangene von Bernhards Armee waren in der Haft vor Hunger gestorben, Bernhards Gemüth war über diese Greuel empört; in der äußersten Kleinmuth küßte der Kommandant Rheinacher ihm die Füße und erhielt mit Mühe Schonung seines Lebens. Die Einnahme dieses bedeutenden Platzes und der ganze glänzende, durch vier Siege ausgezeichnete Feldzug vermehrte eben so sehr Bernhards Ruhm [32]), als sein Geist dadurch zu höhern Entwürfen gespornt wurde. Breisach sollte der Mittelpunkt seiner unabhängigen Herrschaft werden. Er fand darin außerordentliche Kriegsvorräthe und große Reichthümer, ließ den Ort sorgfältig mit allem Nöthigen versehen und setzte den General Erlach, einen seiner vertrautesten Befehlshaber, zum Kommandanten. Er hatte die Kapitulation in seinem eignen Namen abgeschlossen, ohne dabei Frankreichs, oder Schwedens oder des evangelischen Bundes zu gedenken, wie sonst geschehen war, und ließ sich nun auch von den Einwohnern huldigen. Richelieu, der die Wichtigkeit Breisachs vollkommen erkante [33]), vernahm diese Schritte sehr ungern, und vergaß kein Mittel, die Festung in französische Hände zu bringen. Er ließ dem Herzog durch den Grafen Guebriant, welcher die französischen Truppen bei Bernhards Armee befehligte, vorstellen, daß Breisach mit französischem Geld und Blut erobert sey und nicht zum Elsaß gehöre; Bernhard behauptete das Gegentheil und blieb unbeweglich. Er ladete den Herzog zu den Wintervergnügungen nach Paris ein und trug ihm die Hand seiner Nichte, der von Ludwig XIII. zur Herzogin von Aiguillon erhobenen Marquise von Combalet an; Bernhard lehnte die Reise, als mit seinen Feldherrnpflichten unverträglich, und die Heirath als eine ungleiche, ab. Selbst das Versprechen, Breisach nach seinem Tode an Frankreich zu überlassen, wollte er nicht leisten. Unter diesen Umständen trübten sich die gegenseitigen Verhältnisse; Frankreich hielt die Hilfsgelder zurück und suchte die Anführer in Bernhards Heer zu gewinnen, Bernhard verwahrte seine Festungen möglichst, besetzte sie mit teutschen Soldaten und suchte nähere Verbindung mit der Landgräfin Amalia Elisabeth von Hessen, einer Witwe Wilhelms des Beständigen, welche von gleichem Geiste, als ihr verstorbener Gemal beselt, ein nicht unbedeutendes Heer unterhielt und sich dem Kaiser standhaft widersetzte. Man glaubt, Bernhard habe eine Heirath mit dieser Fürstin [34]) beabsichtigt, die ihn vielleicht in den Stand gesetzt haben würde, zwischen dem Kaiser und seinen Feinden eine dritte Macht in Teutschland zu bilden; einige minder glaubhafte Nachrichten lassen ihn zu gleicher Zeit auch mit dem Kaiser unterhandeln. Aber ehe sich noch seine Verhältnisse entwickelten, ereilte ihn der Tod. Er war nach der Eroberung Breisachs in die Winterquartiere nach dem feindlichen Hochburgund gegangen, nachdem er vorher noch mehre feste Plätze, namentlich Landskron im Sundgau, Pontarlier und das Schloß Joux in Hochburgund erobert, und auf dem Marsch zu Bruntrut sein, außer den Besatzungen noch 11,000 Mann starkes Heer, gemustert hatte (Jan. 1639). Von Joux, wo er einen Theil des Winters zubrachte, begab er sich Anfangs April nach Breisach und andern Festungen der Rheingegend; der größre Theil des Heers setzte unter den Befehlen des Obersten Ohm seine Eroberungen in Hochburgund fort, wo noch Besançon, Dole, Salins und andre wichtige Städte unbezwungen waren; ein kleinres Corps unter dem Obersten Rose belagerte und eroberte Thann im Sundgau, und blieb in mehren Gefechten gegen die Lothringer siegreich. Unterdeß hatten die Kaiserlichen unter dem General Geleen ein ansehnliches Heer in Schwaben versammelt, welches den Feldzug gegen Bernhard mit der Einschließung von Hohentwiel anfing. Bernhard, dessen kriegerische Unternehmungen durch die Spannung mit Frankreich gehemt waren, verließ endlich Hochburgund, wo die eroberten Plätze meistens geschleift, einige aber den Franzosen überliefert wurden, und zog mit seiner Armee, welche aus 5000 Reitern und 7000 Fußgängern bestand, nach dem Elsaß und Breisgau, dem Feinde entgegen (Ende Juni). Der schwedische Feldherr Banner hatte den Feldzug von 1639 mit einem raschen und glücklichen Einfall in die feindlichen Länder begonnen, und auch Bernhard schien entschlossen, über den Rhein in die baierschen und kaiserlichen Länder vorzudringen. Aber schon seit dem vorigen

32) Baldé, der gefeierte Dichter, bekantlich der katholischen Partei angehörig, sang davon (Lyricor. Lib. I. Od. 36.).

Ergo Brisacum, Teutonici Jovis
Tarpeja Rupes, decidit in manus
Brenni! — — —

33) Noch auf seinem Todbette nante er Breisach unter den drei Schlüsseln, die er dem Königreiche verschafft habe.

34) Amalia Elisabeth war geboren am 29. Januar 1602, vermält am 21. Nov. 1619, verlor ihren Gemal, dem sie vierzehn, meistens früh dahin sterbende Kinder geboren hatte, am 21. Sept. 1637 und starb am 8. Aug. 1651 (man s. den Versuch einer Darstellung ihres Lebens, von Justi, Gießen 1812, worin S. 80. auch der beabsichtigten Heirath, aber ohne weitere Begründung gedacht wird). Ihr Verhältniß zu Bernhard beruht auf Muthmaßungen. Sie war drittehalb Jahr älter, und nur vormundschaftliche Regentin, aber nicht Erbin von Hessen.

Digitized by Google

Herbst hatte er mehrmals Anfälle von Krankheit erlitten, auch waren einige Mal Nachstellungen gegen sein Leben entdeckt worden [35]). Am 3. Juli, als er mit dem schwedischen Geschäftsträger Mockel von Hüningen nach Neuburg den Rhein herunter fuhr, fühlte er sich plötzlich so krank, daß er sich gleich nach seiner Ankunft zu Neuburg niederlegen mußte, und am folgenden Tage Niemand vorzulassen befahl. Als er seinen Tod nicht fern sah, ließ er am 8. Juli in der ersten Frühe seinen Hofprediger und seinen Kanzler von Rehligen rufen, empfing von dem erstern in andächtiger Gemüthsstimmung das Abendmahl, und machte sodann ein kurzes, aber höchst merkwürdiges Testament [36]). Er erklärte darin, daß die von ihm eroberten Länder bei dem teutschen Reiche bleiben sollten; es solle sie derjenige seiner Brüder annehmen, der dazu Neigung trage, finde sich aber unter seinen Brüdern keiner bereitwillig, so solle der König von Frankreich den Vorgang haben, doch so, daß bei einem künftigen Universal-Frieden die Länder dem Reiche zurückgegeben würden. Die Armee solle von dem Generalmajor von Erlach, Obersten Ohm, Grafen von Nassau, Obersten Rose und weiter von den andern Obersten kommandirt werden. Der übrige Inhalt bezog sich auf sehr bedeutende Legate, welche Bernhard den vornehmsten Anführern, so wie den Personen seines Hofstats aussetzte [37]). Nicht lange darauf verschied Bernhard unter Gebeten, noch vor 9 Uhr Morgens an demselben Tage, den 8. Juli 1639 zu Neuburg. Bei der Leichenöfnung fand man den ganzen Körper mit schwarzen Flecken bedeckt, am Halse und Kinn einige theils schwarze, theils feurige Blattern, das Gehirn war in trefflichem Stande, die innern Theile heftig angegriffen [38]). Der Leichnam wurde unter Feierlichkeiten vorläufig zu Breisach beigesetzt, und erst 16 Jahre nachher, am 15. Sept. 1655 von dort nach Weimar abgeführt. Die Verhältnisse Bernhards zu dem französischen Hofe, der bekante Charakter Richelieus, die Erscheinungen der Krankheit und noch mehre andre Umstände [39]) erweckten den Verdacht der Vergiftung. Der Kranke selbst hatte ihn geäußert, sein Hofprediger sprach ihn in der Leichenrede aus und fast alle Schriftsteller jener Zeit haben ihn wiederholt [40]). Man hat sogar den Leibarzt des Herzogs Blandini, als den Thäter genant, der das Gift in einer Fischbrühe (nach andern in einer Pomeranze) beigebracht haben soll, doch ist weder dieser Umstand, noch der Verdacht überhaupt je zur Gewißheit erhoben worden [41]). War Richelieu wirklich der Anstifter, so erreichte er vollkommen den Zweck seiner Unthat, denn nicht allein Breisach, sondern auch die übrigen von Bernhard eroberten Plätze und das Heer selber, gelangte an Frankreich, welches den General Erlach schon vorher gewonnen hatte, und auch die andern Anführer, so wie die Soldaten selbst, durch Geld zu gewinnen wußte. Bernhards Brüder machten nur schwache und erfolglose Versuche auf ein Vermächtniß, welches sie nothwendig von neuem mit dem Kaiser entzweien mußte; auch die Schweden, der Pfalzgraf Karl Ludwig, Sohn des unglücklichen Kurfürsten Friedrich, und der Kaiser selber hatten vergebens Bernhards Heer an sich zu bringen gesucht, welches unter den Befehlen Longueville's, Guebriant's und Turenne's bis zu Ende des 30jährigen Kriegs für die Sache Frankreichs focht. — — Bernhard starb in der Blüthe seines Lebens, noch nicht 35 Jahr alt. Als eine hohe kräftige Erscheinung hatte er unter den Fürsten seiner Zeit dagestanden [42]), seines königlichen Freundes, Gustav Adolphs, würdig. Natur und Bildung machten ihn zum großen Feldherrn. Sein Körper war wohlgebaut und kraftvoll, sein Anstand edel, sein Geist eben so tapfer, als besonnen, eben so unternehmend als ausdauernd. Nur zuweilen ließ er sich von seiner natürlichen Lebhaftigkeit hinreißen, sonst vereinigten sich in ihm jugendliche Entschlossenheit mit dem ruhigen Blick des erfahrnen Kriegers. Er besaß eine seltne Gegenwart des Geistes, und einen Gleichmuth, der ihn weder im Glück, noch im Unglück verließ. Von Jugend auf hatte er sich aus Neigung dem Beruf des Kriegers und Feldherrn gewidmet, in welchem Gustav Adolph sein letzter und vorzüglicher Lehrer wurde, wie er selbst wiederum dem großen Turenne, der eine Zeitlang unter ihm focht, Vorbild und Lehrer war [43]). Seine Krieger, denen er mit freundlicher Herablassung begegnete, deren Beschwerden und Gefahren er redlich theilte, waren ihm mit voller Sele ergeben. Er liebte Geradheit und Einfachheit, und haßte Schmeichelei, Zeremoniell, Prunk und Hoffitte, übrigens war sein Betragen einnehmend genug, um ihm selbst am französischen Hofe zahlreiche Freunde zu erwerben. Obgleich die Geschichte manchen Zug der Strenge und Härte gegen Überwundene von ihm erzählt, so hat dies dennoch seinen Ruf nicht geschmälert, viel-

35) Engelfüß führt von solchen Nachstellungen, die von den meisten neuern Schriftstellern mit Stillschweigen übergangen worden sind, zwei Fälle an S. 110 und 116. Ein vermeinter Meuchelmörder wurde gevierttheilt. 36) Es ist zum ersten Mal in Heilfeld's Leben Bernhard's S. 462 — 465. abgedruckt, trägt nach Inhalt und Form die deutlichsten Spuren der Übereilung und könte eine Menge juridischer Zweifel erwecken. So ist z. B. aus den Worten durchaus nicht klar, ob Bernhard den genanten vier Anführern das Kommando gemeinschaftlich übertragen oder nur die Folge habe bestimmen wollen, in welcher dasselbe an jeden Einzelen gelangen solle. 37) Erlach, Ohm und der Kanzler erhielten jeder 20,000 Thaler, der Graf Wilhelm Otto von Nassau und Rose jeder 12,000, der Hofmarschall 6000, der Hofprediger 4000, die beiden Ärzte jeder 1000 Thlr. u. s. w. 38) Der Bericht über die Section findet sich in Müller's Annal. saxon. S. 360. 39) Das Gerücht, daß Bernhard seine Siege nicht lange überleben werde, war schon im Frühling 1639 unter dem kaiserlichen Heer verbreitet, auch war er von fremden Orten her gewarnt worden. 40) Die Zeugnisse von wenigstens zwölf Schriftstellern findet man zusammengestellt in Häberlin's Reichsgeschichte, fortgesetzt von Senkenberg Bd. 27. S. 863. Anmerkung. 41) Der wichtigste Umstand, welcher gegen die Vergiftung angeführt wird, ist, daß damals wirklich unter Bernhards Heer eine ansteckende und schnell tödtende Krankheit herrschte. 42) Hugo Grotius nent ihn in einem Schreiben an Oxenstierna einen Fürsten, quem *prope unum* Principis dignum nomine habebat Germania. S. Cypriani Adversaria p. 26. 43) Den neuern wissenschaftlichen Begründern der Strategie genügen freilich Bernhard's Feldzüge nicht, und Turenne steht bei ihnen ungleich höher als sein Vorbild. Heinrich von Bülow, der in seinem Geist des neuern Kriegssystems von Turenne's spätern Feldzügen mit Bewunderung redet, sagt von Bernhard ebendas. S. 218.: „Weimar führt Krieg, wie ein herumschweifender Abenteurer, ohne bleibende Stätte, kein System, nichts Geordnetes, kein Zweck, kein Plan, allenthalben ein Chaos." — —

Digitized by Google

leicht, weil der Geist der Zeit einen noch höhern Grad der Strenge ohne Rüge ertrug. Gleichzeitige Schriftsteller rühmen vielmehr seine Milde, Bescheidenheit, Großmuth und Sittenreinheit. Er hatte eine wissenschaftliche und religiöse Erziehung erhalten, und wohnte dem Gottesdienst der lutherschen Kirche mit Eifer bei, doch war es wol minder die Liebe zu dieser Kirche, als sein aufstrebender Geist, der ihn zu Thaten hinriß. Diesem Geiste waren die Verhältnisse eines jüngsten Prinzen in einem minder mächtigen Fürstenhause zu eng, Ruhm und Herrschaft sollte sein tapfres Schwert ihm erkämpfen und schon winkte ihm das Ziel näher entgegen, als sein strenges Verhängniß ihn wegriß **). (*Rese.*)

BERNHARD I., Stifter der Meining. Linie des S. Gothaischen Fürstenhauses, geb. d. 10. Sept. 1649 auf Friedenstein, war der dritte Sohn Herzog Ernst des Frommen von S. Gotha und dessen Gemalin Elisabeth Sophie geborne Prinzessin von S. Altenburg. Unter der sorgsamen Aufsicht seines weisen und frommen Vaters erhielt er eine in jeder Hinsicht vortrefliche Erziehung. Zum Hofmeister hatte er Johann Balthasar von Gabelkoven, einen steiermärkischen Edelmann, von feiner Weltkentniß und unbestechlicher Rechtschaffenheit. Hieronymus Brückner, Paul Kühnold, Johann Rosenberg und Johann Bartholomäus Meyer, vier treffliche Männer, zum Theil bekant durch Schriften, waren seine Lehrer, und Mathematik, Naturkunde, Geographie und Geschichte waren seine Lieblingswissenschaften. Die lateinische Sprache schrieb und sprach er gleich fertig. Zur fernern Ausbildung für seine Bestimmung begab er sich d. 21. Mai 1666 nebst seinem Bruder Albrecht unter Aufsicht Gabelkovens, Brückners, Kühnolds und Christian Timotheus Gotters, der zuvor ordinirt wurde, um als Prediger die häuslichen Andachtsübungen zu leiten, auf das damals so berühmte Fürstenkollegium nach Tübingen, wo er bis zum 23. Mai 1668 unter dem Namen eines Barons von Wartburg verweilte. Von Tübingen aus reiste er nebst seinen Brüdern Albrecht und Heinrich nach der Schweiz und nahm in Genf, wo er sich am längsten aufhielt, Unterricht im Fechten und Reiten und in neuern Sprachen *). — Nach seiner Rückkunft erhielt er alsbald eine Stelle im allen Kollegien und that, den Wünschen seines Vaters gemäß, auf Kriegsdienste und fernere Reisen Verzicht, um den Lebensabend des frommen Greises, dessen Liebling er war, zu erheitern. Er begleitete ihn überall in die Kollegien, Kirchen und Schulen und bildete sich so zu einem weisen und frommen Regenten. Auch nahm er beim altenburgischen Erbanfall den 3. Dec. 1673 in dessen Namen die Huldigung im Hennebergischen ein.

Wegen der Nachfolge hatte Herzog Ernst bereits am 31. August 1654 eine Verordnung gemacht, wie es nach seinem Tode mit der Regirung des Landes gehalten werden sollte. Nach dem Anfall der drei Viertheile der altenburgischen Erbschaft setzte er aber den 9. Nov. 1672 noch eine besondere Regimentsverordnung auf, wodurch er jener ersten einige Zusätze und Erklärungen beifügte. Vermöge derselben sollten die 7 fürstl. Brüder, wenn es nur irgend möglich, in einer gemeinschaftlichen Residenz friedlich bei einander wohnen und die Regirung so lange in Gemeinschaft führen, bis sich solche Theile machen ließen, daß jeder Nachfolger seine Würde unter den Reichsständen mit Anstand behaupten, auch wol ein Reichsvotum darauf erlangen könte. Doch sollte bei dieser Gemeinschaft der älteste Bruder Friedrich das Direktorium führen und deshalb auch der Regirende heißen und sowol bei Unterschriften, als auch bei Ausübung des Reichs- und Kreisvotums sich jederzeit der Klausel bedienen: „für Uns und Unsre freundlich geliebten Herren Brüder." Diese Verordnung Ernst des Frommen, der 1675 starb, mißfiel aber besonders seinen jüngern Prinzen, die von der künftigen Erb- und Regirungsfolge am weitesten entfernt waren. Auch hatte sie ihre großen Unbequemlichkeiten, weil auf Friedenstein nicht Raum genug für so viele Hofhaltungen war. Deswegen wurde am 20. Aug. 1676

44) Die geschichtlichen Quellen über das Leben Bernhard's sind zahlreich, doch besitzen wir weder eine, mit Benutzung aller, auch archivalischer Quellen, das Material vollständig umfassende, noch eine der historischen Kunst genügende Geschichte dieses Lebens, mancher ergangenen Aufforderung (z. B. von Böttiger im Freimüthigen 1806. Nr. 40.) ungeachtet. Das Leben Bernhard's von Göthe, welches man vor 40 Jahren erwartete (s. die Briefe eines reisenden Franzosen über Teutschland Bd. II. S. 60. der zweiten Ausgabe), ist nicht erschienen. Die Geschichte Bernhards des Großen, von Joh. Aug. Christian von Hellfeld (Lpz. 1797), ist als Vorarbeit zu betrachten. Das kurze Leben Bernhard's im vierten Bande der militärischen Biographien berühmter Helden neuerer Zeit (Berlin 1805), ist Nichts, als ein flüchtiger und fehlerhafter Auszug aus der Heilfeldschen Biographie. Cyprian's Adversaria (Gotha 1729) liefern wichtige Beiträge zu Bernhard's Lebensgeschichte. Die ältern Schriften von Lungwitz (1631) und Engelfüß (1648) sind unvollständig, doch theilweise brauchbar. Ein Leben Bernhards von Linke erschien Jena 1674. eine engl. Geschichte Bernhards und s. Bruders, Ernst des Frommen, Lond. 1740. Noch hat man Gelegenheitsschriften über Bernhard von Gloner, v. Frisen u. a. Wichtiger sind die Originalschriftsteller über den 30jährigen Krieg, Chemnitz, Pufendorf, Khevenhiller, Siri, Rieclus u. s. f., nebst dem Theatro europaeo. Tom. I — IV. Ferner gehören hieher die Geschichtschreiber Ludwigs XIII., le Vassor, Griffet u. a., die Memoires von la Valette, Montglat, Feucquieres, Bassompierre u. a., die Mémoires historiques concernant le General d'Erlach, die Histoire de Guebriant von Laboureur, Müller's Annal. saxon. Unter den Neuern hat Galletti in seiner größern Geschichte des 30jährigen Kriegs (allgemeine Weltgeschichte 57. Theil, Halle 1791), die Feldzüge Bernhard's am vollständigsten dargestellt. Man vergl. Galletti's Gesch. von Thüringen 5. Bd., Häberlin's Reichtsgeschichte, fortgesetzt von Senkenberg B. 26. und 27., Herchenhahn's Gesch. Wallenstein's, B. G. H. von Hellfeld's Leben Johann Ernst's des Jüngern, Herzogs zu Weimar (Jena 1784), G. E. Herrmann's Beitrag zur Lebensgeschichte Johann Ernst des Jüngern (Weimar 1785), nebst dessen Nachlese zu dem Beitrage (Weimar 1786). Die Geschichte des 30jährigen Kriegs von Schiller, Westenrieder u. a. zum Theil schon angeführte Schriften. Unter den teutschen Zeitschriften liefern u. a. Beiträge zu Bernhard's Geschichte: Meusel's histor. lit. Magazin 4. Th. Wieland's neuer teutscher Merkur 1806 erstes Stck. und die zu Weimar fortwährend erscheinenden Curiositäten, B. IV. S. 118 — 34. B. V. S. 485 — 97. B. VIII. S. 211 — 21. u. a. O. — In unsrer Encyclopädie vergleiche man die Artikel: 30jähriger Krieg, Joh. Ernst von Weimar, Ernst von Mansfeld, Gustav Adolph von Schweden, Tilly, Wallenstein, Gallas, Guebriant, Johann de Werth, Banner u. a. m.

*) Das Tagebuch über diese Reise, die gerade ein Jahr dauerte, findet sich in *Rudolphi* Gotha dipl. Tom. II. p. 334.

Digitized by Google

zwischen den fürstlichen Brüdern ein Vergleich wegen gemeinschaftlicher sonderbarer Hofhaltung geschlossen. Kraft dieses Vergleichs bekam Jeder zum Behuf seiner einzelen Hofhaltung gewisse Ämter-Revenüen nach den Portionsanschlägen angewiesen. Bernhard erhielt seine Anweisung auf die Ämter Ichtershausen, Wachsenburg, Krannichfeld und Tondorf und zog am 28. Juni 1676 mit seiner Familie und seinem Hofstate nach Ichtershausen, um künftig daselbst zu residiren. Auch erfolgte am 27. April 1677 die Vertheilung der vielen seit 1672 vermannten und heimgefallenen Kammergüter und der beträchtlichen von ihrem Vater hinterlassenen Aktiv-Kapitalien. Nach und nach kam es zur wirklichen Theilung, wodurch Jedem der fürstl. Brüder nicht nur eine eigne Residenz, sondern auch ein Theil der väterlichen Lande zur eignen Verwaltung angewiesen wurde. Nur Bernhard und Albrecht gelangten indessen zu ihrer vollen Septime **), weil sie wegen der nähern Hofnung, zur Regirung zu gelangen, sich nicht so leicht, als die 4 jüngern Brüder, abfinden ließen. — Kraft des Absonderungsvergleichs vom 8. Juni 1681 erhielt Bernhard zu seiner Septime: Stadt und Amt Meiningen, Amt und Festung Maßfeld, Stadt und Amt Wasungen, Amt Sand, Amt und Schloß Frauenbreitungen, Stadt und Amt Salzungen nebst dem Klosteramt Allendorf, die Dörfer Herpf und Stepfershausen, das Dorf Utendorf und die Hälfte des Dorfes Mehlis, das Kammergut Hennenberg und den weimarischen Zuschuß oder die sandischen Extraordinärsteuern nebst allen landesfürstl. Hoheiten, Gerechtigkeiten und Regalien, sowie eine mit S. Zeitz, Weimar und Eisenach abwechselnde hennebergische Kreistagsstimme, wogegen er die bisher besessnen Ämter Ichtershausen, Wachsenburg und Krannichfeld wieder abtreten mußte. Das Amt Tondorf hatte er durch die kurmainzische Einlösung bereits früher verloren. 1686 erfolgte die kaiserliche Bestätigung dieses Theilungsrecesses. Da jede Septime nur zu 16,137½ Gülden jährl. Einkünfte angeschlagen war, Bernhards Septime aber wegen der sandischen Extraordinärsteuern 16,180 Fl. 12 gr. 5 pf. an jährl. Einkünften betrug, so gab er, nach dem Recesse vom 27. Juli 1687, wegen dieser Übermasse die Hälfte des Dorfes Mehlis an Gotha zurück. — Nach getroffener Übereinkunft mit seinem Bruder Friedrich verließ er, noch vor Abschluß dieses Absonderungsvergleichs, am 21. Juni 1680 seinen bisherigen Aufenthalt zu Schloß Marienburg in Ichtershausen und verlegte seine Residenz für immer nach Meiningen. Da er hier nur eine alte, wenig geräumige Burg fand, so legte er 1682 den Grundstein zu dem jetzigen Residenzschlosse und gab ihm, seiner Gemalin zu Ehren, den Namen Elisabethenburg. Er erlebte die Freude, diesen Bau größtentheils zu vollenden, und ließ am 9. Nov. 1692 die Schloßkirche feierlich zur Ehre der heil. Dreieinigkeit einweihen und das Andenken dieses Schloß- und Kirchenbaues durch goldne und silberne Münzen verewigen.

Gemeinschaftlich mit seinem Bruder Albrecht führte er die ihnen 1688 von Herzog Friedrich von S. Gotha überlassene koburgische Reichstagsstimme, nachdem er mit erstem schon den 23. Juni 1681 einen Receß deswegen abgeschlossen hatte.

Aus dem S. Lauenburgischen Erbfolgestreit erwarb er, gleich den andern sächsischen Häusern ernestinischer Linie, weiter nichts, als unterm 2. Februar 1690 den Titel eines Herzogs von Engern und Westfalen. Nicht minder fruchtlos waren seine Bemühungen und die Bemühungen der übrigen Herzoge zu Sachsen wegen der Clevischen Erbschaft und es ward ihm auch hier nichts, als der leere Titel der Jülich-Clevischen Lande.

Nach dem Tode Herzog Friedrichs von Gotha übernahm er, kraft dessen testamentarischer Verordnung, nebst seinem Bruder, Herzog Heinrich von Römhild, noch im nämlichen Jahre die Obervormundschaft über die hinterlassenen S. gothaischen Prinzen und ließ sich und seinem Bruder am 21. Okt. 1691 zu Altenburg und am 15. Juni 1692 zu Gotha huldigen. Er führte diese Obervormundschaft bis zum 30. Nov. 1693.

Als sein zweiter Bruder, Herzog Albrecht von S. Koburg, am 6. Aug. 1699 starb, so ging mit dem Seniorat und dem Hauptdirektorium d. S. Hauses ernestinischer Linie zugleich das Amt Oldisleben auf Lebenszeit auf ihn über. Schon im folgenden Jahr überließ er indessen dieses Amt pachtweise an den Herzog Wilhelm Ernst von S. Weimar. — Über die koburgische Erbschaft selbst entstand zwischen ihm und den S. Häusern Gotha, Hildburghausen und Saalfeld ein weitläufiger Erbfolgestreit, ob man sich gleich schon vorher bei dem zu vermuthenden erblosen Abgange der Herzoge Albrecht von Koburg, Heinrich von Römhild und Christian von Eisenberg in einem Successionsrecesse vom 6. April 1699 mit Genehmigung der Erblasser dahin verglichen hatte, daß die durch den Tod derselben erledigten Fürstenthümer und Ämter in Ansehung der Rechte und Zubehörungen, die sich nicht wol trennen ließen, vereinigt bleiben; Herzog Albrecht für sich und im Namen der übrigen fürstl. Theilhaber Römhild, Herzog Friedrich Eisenberg und Herzog Bernhard Koburg in Besitz nehmen, die übrigen Herren Brüder und Vettern aber so lange ihren Antheil an den Einkünften bekommen sollten, bis dieser Vergleich durch einen andern aufgehoben würde. H. Bernhard ergriff auch wirklich von dem ganzen erledigten Fürstenthum Besitz, nahm aber nachher die Häuser Hildburghausen und Saalfeld, die sich, unzufrieden mit der ihnen angebotenen Entschädigung, über diese Besitznahme beim kaiserl. Hofe beschwert hatten, in den Mitbesitz desselben auf. Da man nun durch diesen Schritt von den früher geschloßnen Successionsreceß völlig abzuweichen schien, so wollte sich auch Gotha nicht ausschließen lassen und setzte sich daher 1700 mit Gewalt in den Mitbesitz der koburg. Erbschaftslande. Indessen brachten es H. Bernhard bei dem Kaiser dahin, daß dieser an die drei erwähnten Herzoge ein Mandat ergehen ließ, ihn nicht in seinem Besitze zu stören. Hierauf kam es am 18. April 1702 zu einem Vergleich und Nebenrecesse mit S. Gotha, kraft dessen dieses Haus seine 4 Antheile an dem koburg. Fürstenthum gegen Abtretung der Ämter Wasungen, Frauenbreitungen und Salzungen an S. Meiningen überlassen wollte. Dieser Vergleich, dem auch die Herzoge von S. Hildburghausen und Saalfeld widersprachen, gelangte je-

**) So wurde jeder Erbtheil der 7 fürstl. Brüder genant.

Digitized by Google

doch nicht zur Ausführung, weil H. Bernhard sich nicht entschließen konte, diese Ämter, deren Besitz ihm gewiß war, früher an S. Gotha abzutreten, als er über die wirkliche Übergabe dieser 4 gothaischen Antheile volle Sicherheit hatte. Am 23. Juni 1705 kam es endlich zu einem gütlichen Vergleich zwischen S. Gotha, Meiningen und Hildburghausen, welches letztere für seine Ansprüche mit dem Amte Sonnenfeld abgefunden wurde. S. Saalfeld war nun der einzige Gegner und setzte seinen Streit allein fort. Bernhard erlebte nicht das Ende dieses langwierigen und kostspieligen Prozesses, der sein Leben ganz durchmürbte und seinem Hause den Alleinbesitz der koburg. Lande entzog, auch bis diese Stunde noch nicht völlig erledigt ist.

Kurz vor seinem Ende gerieth er noch in einen neuen Streit wegen der Wiedereinlösung des Amtes Fischberg. Als nämlich der Fürst-Abt Adelbert von Fulda 1700 die Regirung antrat, so suchte er alsbald die Einlösung dieses Amtes zu bewerkstelligen. Er kündigte daher die Pfandschaft auf und erbot sich, den Pfandschilling von 25,000 Fl. zu deponiren. Die Herzoge von Sachsen wollten sich aber nicht zur Herausgabe verstehen und Fulda klagte deswegen am 27. Nov. 1704 beim Reichshofrath. Ein kaiserl. Decret vom 9. Dec. des nämlichen Jahres befahl ihnen hierauf die Abtretung des Amtes. S. Zeitz machte den Anfang und gab am 26. Sept. 1705 seine 5 Zwölftheile an demselben gegen 10,416 Fl. 18 Schill. 4 pf. an Fulda zurück. Herzog Bernhard wollte jedoch durchaus nicht in die Wiedereinlösung dieses Amtes willigen, weil die Einkünfte desselben zur Unterhaltung des gemeinschaftlichen hennebergischen Gymnasiums zu Schleusingen ausgesetzt waren, und legte aus diesem Grunde sogleich sein Militär ins Amt, damit Fulda vom S. Zeitzischen Antheil nicht Besitz nehmen könne. Letzteres klagte hierüber aufs neue zu Wien und erhielt den 27. Aug. 1706 ein anderweitiges Konklusum, kraft dessen die Execution gegen S. Meiningen ergehen und dieses alle Unkosten bezahlen sollte. Während dessen starb aber Bernhard.

Um das friedliche Vernehmen mit seinen Nachbarn zu erhalten, schloß er mehre Recesse. Wichtig war in dieser Hinsicht der unterm 13. Februar 1696 mit Herzog Johann Georg von S. Eisenach abgeschloßne Receß, durch welchen alle Irrungen beseitigt wurden, die zwischen den S. Meining. Ämtern Maßfeld, Sand, Frauenbreitungen, Salzungen und Altenstein und den S. Eisenachischen Ämtern Eisenach, Kaltennordheim, Crainberg und Lichtenberg in Gränz-, Forst- und Jagd-, geist- und weltl. Gerichts- und andern die Superiorität betreffenden Angelegenheiten entstanden waren. Nicht unwichtig war auch der Receß, den Herzog Bernhard d. 13. Mai 1697 mit dem Fürstbischof von Würzburg, als Lehnherrn, wegen der Stadt und des Amtes Meiningen schloß. Nach diesem Recesse wurde ausgemacht, daß künftig von keinem Theile, weder von Sachsen, als Vasallen, noch von Würzburg, als Lehnherrn, die Huldigung in Meiningen einseitig und allein, sondern von beiden Theilen gemeinschaftlich ein- und angenommen werden sollte, und selbst dies nur dann, wenn beide Fälle zusammen kämen, daß in Würzburg und Meiningen zu gleicher Zeit zwei neue Regenten den Fürstenstuhl bestiegen. — Minder vortheilhaft für sein Haus und seine Unterthanen waren die Vergleiche, die er mit dem Ritterhauptmann Georg Christoph von Bibra und den Ganerben v. Walldorf schloß. Ersterm und seinen Lehnsfolgern überließ er 1687, nach einem geführten Streit vor dem Reichskammergericht, nicht nur das Patronatrecht, sondern gewissermaßen auch das Episcopalrecht zu Mühlfeld. Letzterm trat er, kraft des am 27. Dec. 1685 abgeschloßnen Punktationsrecesses und des am 23. Febr. 1686 errichteten Vergleichs, sowol das Episcopalrecht, als auch die Centgerechtigkeit und die Vogteilichkeit über die Wüstung Desertshausen ab. Diese letztre Abtretung verursachte späterhin seinem Hause und seinen Unterthanen zehnfach mehr Prozeßkosten vor den Reichsgerichten, als die ganze Kaufsumme betrug. Außer diesen Veräußerungen verkaufte er im nämlichen Jahre das Kammergut Liebenstein und dessen Sauerbrunnen, welches er in der Theilung der väterlichen Kammergüter um 10,000 Fl. erhalten, an den hessen-kassel. Kammerrath Waldenberger in Schmalkalden und, nach geschehner Wiedereinlösung, 1702 ebenfalls wiederkäuflich an den königl. poln. und kurf. sächs. Hofrath Johann Friedrich Trier gegen ein Darlehn von 20,000 Thlr. — Durch Kauf brachte er weiter nichts an sich, als das Klostergut Sinnershausen, das er nebst den 4 Freihöfen und den dazu gehörigen beträchtlichen Lehnschaften der Familie von Vollstädt abkaufte, aber alsbald wieder seiner Gemalin käuflich überließ.

In seinem Lande traf er viele gute Einrichtungen. Seine erste Sorge gleich beim Eintritt ins Land war die Einrichtung der Kollegien, besonders der Regirung und des Konsistoriums zu Meiningen. In Hinsicht auf Gesetzgebung bestätigte er, mit wenigen das Regirungslokale betreffenden Abänderungen, die S. Gothaische ernestinische Landesordnung und die ernestinisch-kirchlichen Verordnungen, sowie die von seinem Vater am 9. Novbr. 1672 im gothaischen Hause gemachte Regimentsordnung. Nur im Hennebergischen behielt er fortdauernd die henneberg. Landesordnung und in kirchlichen Angelegenheiten die von seinem Vater ergangenen Verordnungen wegen der kasimirianischen Kirchenordnung bei. Doch ließ er 1684 eine Verordnung, wie es künftig mit Erbschaftsvertheilungen zwischen den zu einer anderweitigen Ehe schreitenden Ehegatten und ihren aus vorigen Ehen erzeugten Kindern, ferner mit Bestrafung der Oberhurerei und mit Zuerkennung der Interessen bei Konkursen gehalten werden sollte, als Anhang zur neuen Ausgabe der henneberg. Landesordnung in Druck ergehen. Schon im ersten Jahre seiner Regirung führte er einerlei Kirchengebräuche in seinem Lande ein, sowie eine Rangordnung für alle geistl. und weltl. Statsdiener. Auch verordnete er von Zeit zu Zeit Generalvisitationen nicht blos in Hinsicht der Kirchen und Schulen, sondern auch der Justiz- u. Rechnungsämter. Von 1684 an rief er fast jedes Jahr die Landstände zusammen und zog sie bei den wichtigsten Landesangelegenheiten zu Rathe. Auch ließ er 1687 eine neue Kanzleiordnung bekant machen. Zum sächsischen Duellmandat, das ihm vorzüglich sein Daseyn ver-

Digitized by Google

dankte, dessen öffentliche Bekantmachung er aber nicht erlebte, verfertigte ihm der Kanzler Rößler das Konzept.

Er legte den Grund zur herzogl. Bibliothek, sowie durch Erkaufung eines Muschelkabinets zur Naturaliensamlung; trug viel zur Verschönerung der Stadt Meiningen und ihrer Kirche bei; stellte 1680 die Wochenmärkte derselben wieder her und ließ 1684 eine Feuerordnung für dieselbe durch den Druck bekant machen. Wegen der damals in Erfurt wüthenden Pest traf er die treflichsten Anstalten, wodurch sein Land vor derselben bewahrt blieb; ließ deswegen 1682 eine „geistliche Selenarzenei wider die Pest oder einen Unterricht bei besorgenden Sterbensläuften für die Pfarrer und christlichen Gemeinen" drukken und stellte schon 1680 einen besondern Pestmedicus mit Besoldung an. Die Festungswerke zu Maßfeld, die im 30jährigen Krieg so viel zur Verwüstung der Gegend beigetragen hatten, ließ er 1684 abtragen und die Steine zum neuen Schloßbau in Meiningen verwenden; befreite das Land durch häufige Jagden vom übermäßigen Wildstand, erneuerte und bestätigte 1688 und 1690 durch Landtagsschlüsse die bereits 1681 von ihm eingeführte Kleiderordnung und erließ zugleich Befehle zur Steuerung alles unnöthigen Aufwandes bei Hochzeiten, Kindtaufen und Leichen. 1689 legte er wegen der eingetretenen Theuerung ein Fruchtmagazin zum Besten seiner Unterthanen an. Auch befreite er, nach einem deshalb gegen den Stadtrath zu Meiningen durch auswärtiges Urtheil gewonnenen Prozesse, im nämlichen Jahre seine Hofbedienten und 1699 alle Unterthanen, die innerhalb seines Landes von einem Amte ins andre ziehen, vom seither gewöhnlichen Abzugsgelde. 1694 machte er in seiner Residenz die erste Einrichtung zur regelmäßigen wöchentlichen Versorgung der Armen; führte mit dem neuen Jahrhundert auch den neu verbesserten Kalender in seinem Lande ein, legte 1703 im alten Klostergebäude zu Meiningen ein Waisenhaus an; ließ im nämlichen Jahre die alte Klosterkirche zur Waisenhauskirche einrichten und stellte einen Katecheten dabei an. Die seitherige Stadtschule zu Meiningen verwandelte er 1705 in ein fürstliches Lyceum. Die Dörfer Herpf und Stepfershausen schlug er wieder zum Amte Maßfeld und ertheilte dem Dorfe Oberkatz das Marktrecht. Der Hof Hartambergsthal erhielt unter ihm sein Daseyn und das Dorf Judenbach 1705 eine neue Kirche. Seine Bemühungen, den seit dem 30jährigen Krieg eingegangenen, ehemals so beträchtlichen Weinbau bei Meiningen wieder emporzubringen, gelangen ihm nicht und seine eigne in dieser Hinsicht 1689 gemachte beträchtliche Anlage ging späterhin wieder ein. Desto glücklicher war er in seinen Bemühungen, den Hopfenbau, der eine Zeitlang ein Haupterwerbzweig für die Bewohner Meiningens wurde, zu vermehren und zu verbessern.

Bernhard war ein frommer Herr und sein Wahlspruch: **In vulneribus Christi triumpho** — sprach seinen vollen Glauben aus. Freund des öffentlichen Gottesdienstes von Jugend auf, fing er schon mit dem 6. Jahre seines Lebens an, alle Predigten nachzuschreiben und fuhr damit fort bis an sein Ende, daher sich nach seinem Tode 14 starke Quartbände solcher von ihm nachgeschriebenen Predigten unter seinen Büchern fanden. Nicht zufrieden damit, dem sonntäglichen öffentlichen Gottesdienste und selbst den Wochenbetstunden in der Kirche beizuwohnen, ließ er noch außerdem täglich Betstunden in seinem Zimmer halten, an welchen alle Dienstthuende Hofleute Theil nehmen mußten. Die Bibel war sein liebstes Erbauungsbuch, und um sie in der Ursprache lesen zu können, nahm er noch in seinem Alter Unterricht in der hebräischen Sprache. In seinem Religionssystem fing an den lutherischen Lehrbegriff sich haltend, erließ er während der gothaischen Obervormundschaft mehre Verordnungen gegen den Pietismus und freute sich auf dem Landtag 1695, daß die Schwärmerei des Pietismus in seinem Lande noch nicht eingerissen.

Bei aller Frömmigkeit und all' dem vielen Guten, was ihm sein Land verdankte, hatte er gleichwol — wie denn kein Bild ohne Schatten ist — auch manche Schwachheiten. Dahin gehören in den ersten Jahren seiner Regirung sein Glaube an Hexerei und späterhin sein Hang zur Alchymie und seine übermäßige Liebe zum Militär. Unter seiner Regirung wurden noch 4 Hexen enthauptet und dann verbrannt. Die letzte dieser Hinrichtungen fällt ins J. 1685. Wohlthätig für die armen Hexen wirkte seine im nämlichen Jahre unter dem Namen eines Grafen von Landsberg nach Holland unternommene Reise und besonders die Unterredung, die sein Hofprediger zu Amsterdam in seinem und seiner Gemalin Gegenwart mit Balthasar Becker über Hexerei halten mußte. Vermochten gleich Beckers Meinungen nicht, ihn in seinen eignen Meinungen über das Daseyn der Hexen wankend zu machen, so stimten sie ihn doch von jetzt an zu mehrer Milde in der Bestrafung derselben, zumal da seine Gemalin über diesen Gegenstand weit vorurtheilsfreier dachte. — Sein Hang zur Alchymie kostete ihm ansehnliche Summen, und oft wurde er von Adepten getäuscht und betrogen. Zwar hatte Ernst der Fromme in seinem letzten Willen seine Prinzen ernstlich vor allem Goldmachen gewarnt; aber dennoch handelte der sonst so fromme Sohn in diesem Stücke dem letzten Willen seines Vaters entgegen, weil er die feste Hofnung hegte, durch Findung des Steins der Weisen die wegen des Schloßbaues und der damaligen Kriegslasten fast mit jedem Landtagsschlusse sich erhöhenden Abgaben seiner Unterthanen künftig entbehrlich machen und seinem Volke ein wahrhaft glückliches Loos bereiten zu können. Darum wurden in den Schlössern zu Meiningen und Maßfeld Laboratorien angelegt. Schon glaubte er der Erfüllung seiner Wünsche nahe zu seyn und ließ daher, um im voraus seinen Dank gegen Gott auszusprechen, den 3 Kirchen der Residenz und etlichen andern Kirchen seines Landes prächtige Schenkungsurkunden, jede zu 10,000 Dukaten, ausstellen, die aber nach Bernhards Tode den Kirchen wieder abgefodert und kassirt wurden.

Schädlicher noch, als sein Hang zur Alchymie, die zu den Modebeschäftigungen der Fürsten des damaligen Zeitalters gehörte, war für Volk und Land sein zwar kleiner, aber doch mit den Kräften seines Landes in keinem Verhältniß stehender Militärstat. Ohne selbst Soldat zu seyn, wiewol er 1697 kurpfälzischer Generalmajor wurde, handelte er in Hinsicht des Militärwesens, wie es scheint, nur einzig seinen beiden kriegerisch-gesinnten

Prinzen Ernst Ludwig und Bernhard zu Gefallen. Daher begnügte er sich nicht damit, in den damaligen Franzosen- und Türkenkriegen sein schuldiges Reichskontingent zu stellen und 1686 am 29. Juni in Verbindung mit dem ganzen sächsischen Hause ernestinischer Linie und mehren Königen und Reichsfürsten in ein Vertheidigungsbündniß mit dem Kaiser zu treten, sondern warb 1683 noch außerdem in seinem Erbantheil, der doch 22 Jahre später kaum erst 1844 streitbare Männer zählte, für den Kaiser eine Kompagnie, um in Ungarn gebraucht zu werden. Späterhin ging er 1689, ohne Vorwissen der Landstände, einen Vertrag mit Kursachsen ein, kraft dessen er versprach: außer dem Kontingent, das er von seinen hennebergischen Landen zu den fränkischen Kreistruppen stellen mußte, auch noch 2 Kompagnien, die eine zu Roß die andre zu Fuß, zu den obersächsischen Kreistruppen stoßen zu lassen und dieselben auf Kosten seines Landes zu montiren. Noch mehr Mißvergnügen erregte es, als er, nach einer deshalb geschloßnen Übereinkunft, 1694 ein ganzes Regiment Kavallerie in den Dienst der Generalstaten gab.

Er war zwei Mal vermält und ein treuer Gatte und Vater. Seine

I. Gemalin war: Maria Hedwig, Landgrafen Georgs II. von Hessen-Darmstadt Tochter; geb. den 26. Nov. 1647; vermält auf Schloß Friedenstein d. 20. Nov. 1671 und gest. d. 19. April 1680 zu Ichtershausen. Sie ist bekant wegen ihrer standhaften Anhänglichkeit an den Protestantismus schon in früher Jugend und wegen der vergeblichen Bemühungen der Jesuiten, sie für die römische Kirche zu gewinnen. Vom Hexenglauben der damaligen Zeit war sie nicht frei. Sie erschrak, als sie erfuhr, daß die schwarze Henne (das Wapen der damals unverdienter Weise wegen der vielen Hexen verschrienen gefürsteten Grafschaft Henneberg), ihrem Gemal als Erblos zugefallen und erklärte, daß sie wol nicht lebend nach Meiningen kommen würde. Ihr Gemal suchte sie zu beruhigen, indem er sagte: „dieſe schwarze Henne soll mir goldne Eier legen" — aber ihre Ahnung traf ein. Nur ihre Leiche ward von Ichtershausen nach Meiningen gebracht und in der neu erbauten Gruft in der Stadtkirche beigesetzt. Sechs Prinzen und eine Prinzessin waren die Frucht dieser Ehe: 1) Ernst Ludwig. Siehe: Ernst Ludwig; 2) Bernhard, geb. d. 28. Oct. 16[illegible], gest. d. 25. Oct. 1694 zu Brüssel als Rittmeister unter dem S. Meining. Regimente bei den Generalstaten; 3) Johann Ernst, geb. d. 29. Dec. 1674, gest. d. 8. Febr. 1675; 4) Marie Elisabethe, geb. d. 11. Aug., gest. d. 22. Oct. 1676; 5) Johann Georg, geb. d. 3. Oct. 1677, gest. d. 10. Oct. 1678; 6) Friedrich Wilhelm. Siehe: Friedrich Wilhelm; 7) Georg Ernst, geb. d. 26. März 1680. Zu Taufpathen desselben hatte Herzog Bernhard die hennebergischen Landstände erwählt. Er starb d. 1. Jan. 1699 an den Kinderblattern.

Die II. Gemalin war Elisabethe Eleonore, Herzog Anton Ulrichs von Braunschweig-Wolfenbüttel Tochter und Herzog Johann Georgs von Mecklenburg-Schwerin Witwe, geb. d. 30. Sept. 1658, vermält d. 15. Januar 1681 und gest. d. 15. März 1729. Sie war eine überaus kluge Fürstin und eine Freundin der Künste und Wissenschaften. Die Kinder dieser zweiten Ehe waren: 1) Elisabethe Ernestine Antoinette, geb. d. 3. Dec. 1681. Vom Kaiser Joseph I. zur Äbtissin von Quedlinburg empfohlen, aber vom Stifte nicht angenommen, weil es die freie Wahl behaupten wollte, wurde sie 1711 zur Äbtissin des Stiftes Gandersheim postulirt und den 9. Nov. 1713 feierlich als Äbtissin inthronisirt. Sie war eine große Wohlthäterin der Armen, sorgte für die bessere Einrichtung der Stiftsarchive, machte sehenswürdige Anlagen zu Brunshausen und starb d. 24. Dec. 1766; 2) Eleonore Friederike, geb. d. 2. März 1683, gest. d. 13. März 1739 als Canonissin zu Gandersheim; 3) Anton August, geb. d. 20. Jun. und gest. d. 7. Dec. 1684; 4) Wilhelmine Louise, geb. d. 19. Jan. 1686, vermält den 20. Dec. 1703 mit Herzog Karl von Wirtemberg-Bernstadt, gest. d. 6. Oct. 1753; 5) Anton Ulrich. Siehe: Anton Ulrich.

Da im S. Meining. Hause das Erstgeburtsrecht noch nicht eingeführt war, so machte Herzog Bernhard kurz vor seinem Tode die Verordnung, daß seine 3 Prinzen zwar gemeinschaftlich regiren, dem ältesten aber das Direktorium im Namen Aller überlassen sollten. Er starb den 27. April 1706 nach einer Regirung von beinahe 26 Jahren. (*G. Emmrich.*)

BERNHARD. Andre Regenten dieses Namens, s. bei der Geschichte ihrer Länder.

BERNHARD (Joh. Adam), ein Geschichtforscher, geb. zu Hanau d. 23. März 1688, mußte gegen seine Neigung zu Gießen, Jena und Leipzig Theologie studiren, und erhielt 1718 das Rektorat an der evangelisch-lutherischen Schule zu Hanau. Nachdem er dieses Amt 18 Jahre lang bekleidet hatte, wurde ihm 1736 das Archiv in Hanau anvertraut und 1748 der Charakter eines Raths ertheilt. Er starb den 12. Jun. 1771, nachdem er durch seine vieljährigen archivalischen Untersuchungen mancherlei nützliche Beiträge zur Geschichte von Hanau, der Wetterau und den umliegenden Gegenden geliefert hatte. Dahin gehören vornehmlich seine **Antiquitates Wetteraviae** oder Alterthümer der Wetterau. Hanau 1731; Frft. 1745. 4. Wetterauische Alterthümer **Partis special.** 1 Abth. Hanau 1734, Frkft. 1745. 4. Weitere Feststellung der Hauauischen Genealogie. Hanau, 1741. 4. Wahre Beschaffenheit der ehemaligen **Comitiae** in der Wetterau. Frft. 1748. 4. und einige einzele Abhandlungen. Von **Francisci Irenici** (Friedlieb) **Ettlingiacensis, Exegesis historiae Germaniae**, gab er (**Hannov.** 1728. **fol.**) eine sehr verbesserte Auflage heraus, Winkelmanns hessische Chronik setzte er von S. 377. des 6. Bds. fort, und im nassauischen Archiv befindet sich von ihm handschriftlich eine Lebensbeschreibung des Königs Adolph *). (*Baur.*)

BERNHARD (von Clairvaux), an Geist und Einfluß der größte unter den Mönchen des Mittelalters, 1091 zu Fontaines bei Dijon in Burgund aus adeligem Geschlecht geboren, während sein Vater Tecelin im Felde lag, von seiner Mutter Aleth zu klösterlicher Fröm-

*) Strieder's hess. Gel.[illegible]. 1. Bd. 372. 2. Bd. 533. 3. Bd. 532. Meusel's Lex. der [illegible]. Schriftst. 1. Bd.

Digitized by Google

migkeit erzogen, erhielt seine gelehrte Bildung zu Chatillon an der Seine. Selbst zum Klosterleben entschlossen, überredete er seine Brüder, einige Verwandte und Freunde, bisher kriegerische Ritter, sich dazu mit ihm zu vereinigen. Über 30 Gefährten begleiteten ihn daher 1113 in das erst 1098 gestiftete Kloster Citeaux im Sprengel von Chalons an der Saone, das Stammhaus des Cisterzienserordens. Die Frauen der Verheiratheten kamen in ein Kloster zu Juilly. In strenger Beobachtung der Regel Benedikts dem ganzen Kloster vorleuchtend, wurde er schon 1115 erster Abt von Clairvaux bei Langres, einer neuen Kolonie von Citeaux. Durch alle Arten der Abtödtung geschwächt, bleich und abgemagert kam er hier an und setzte auch als Abt seine Selbstpeinigungen fort, bis er, um nicht unterzuliegen, sich auf ein Jahr vom Kloster zurückziehen und nach seiner Rückkehr in dasselbe zu einiger Sorgfalt für seine Gesundheit bequemen mußte. Seine seltene Mönchstugend machte ihn zum Gegenstande allgemeiner Verehrung, der Ruf seiner Wunderwerke und des in seinem Kloster herrschenden Geistes der Gottseligkeit, Demuth und apostolischen Einfalt ging durch die ganze christliche Welt und führte ihm Menschen aus allen Ständen zu, die sich mit ihren Schätzen dem Orden widmeten oder Mönche aus Clairvaux verlangten, um ihr heiliges Leben durch neue Ansidelungen in andere Länder zu verpflanzen [1]). So erlangte er bald in der öffentlichen Meinung des Ansehn eines Heiligen, dessen Lehre und Zurechtweisung Jedermann anzunehmen hatte und dessen Stimme in den Angelegenheiten der Kirche entscheidend wurde. Die dem Außerordentlichen und Geheimnißvollen zugewandte Stimmung seiner Zeit, die politischen Kämpfe und kirchlichen Zerrüttungen derselben öffneten ihm einen Wirkungskreis, den er als wunderthätiger Glaubensheld, mystischer Theolog, gewaltiger Redner, strenger Sittenlehrer und umsichtiger Schiedsrichter mit überlegener Geisteskraft und rastloser Thätigkeit auszufüllen wußte. Er besaß bei einer unansehnlichen, abgezehrten Gestalt alle Eigenschaften, um die Gemüther zu überwältigen und auch den Großen der Erde Ehrfurcht zu gebieten. Seine erste Sorge war die Macht und Würde seines Ordens, dem er sowol durch das Beispiel seines Klosters und die mit jedem Jahre vermehrten Kolonien desselben, als auch durch weise Anleitungen zum Mönchsleben in seinen Briefen an Mönche und einem besondern Buche [2]) und durch eine, die bis dahin allen andern Orden überlegen gewesenen Cluniacenser sehr in Schatten stellende Vertheidigungsschrift [3]), vorzüglich aber durch den Ruhm seines Namens den Schwung gab, der die Cisterzienser bald zu den zahlreichsten und geachtetsten Söhnen Benedikts machte. Er wirkte auf der Kirchenversamlung zu Troyes 1127 dazu mit, daß die Tempelherren eine dem Geiste seines Ordens entsprechende Regel erhielten; doch setzte er diese Regel nicht selbst auf [4]), sondern einige Jahre nachher eine Ermahnung und Lobschrift an die Templer [5]). In einem Streite der Erzbischöfe von Sens und Paris mit dem Könige Ludwig VI. von Frankreich machte er zuerst sein Ansehn durch scharfe Rügen gegen den König und den ihm zu leicht willfahrenden Papst geltend, was ihm eine gelinde Verweisung auf die Schranken des Mönchslebens von Rom zuzog [6]). Aber der päpstliche Hof erhielt bald die stärksten Beweise, daß man diesen Mann zum Freunde haben müsse, um die katholische Christenheit zu regiren. Bei dem Schisma nach dem Tode Honorius II. bewirkte Bernhard auf der Reichsversamlung zu Estampes 1131, daß Frankreich Innozenz II. als Papst anerkante. Bei der Zusammenkunft desselben mit dem Kaiser Lothar zu Lüttich bestimte er, selbst im Gefolge des Papstes, den Kaiser durch nachdrückliche Vorhaltung der hierarchischen Rechte, von seinem Anspruch auf das Befugniß zur Investitur der geistlichen Reichsstände abzustehen [7]) und noch 1131 betrieb er auf der Kirchenversamlung zu Rheims scharfe Verordnungen zur Reform der Sitten des Clerus, die er schon in zwei Schriften [8]) voll derber Wahrheiten treffend geschildert und zu bessern dringend angerathen hatte. Nun wendete sich seine Thätigkeit auf Italien, wo fast Alles dem Gegenpapste Anaclet II. anhing. Mit Innozenz kam er 1133 nach Rom, munterte die Pisaner, bei denen Innozenz nach seiner Krönung Zuflucht suchte, zur Treue gegen ihn auf [9]), unterstützte ihn durch seine Gegenwart auf der Kirchenversamlung zu Pisa 1134 [9]), gewann ihm durch die Gewalt des Eindrucks seiner Persönlichkeit und seiner Ermahnung das widerspenstige Mailand [10]), dessen Erzbisthum er ausschlug, und Genua [11]) das ihn auch als Bischof behalten wollte, und kehrte 1135 nach Frankreich zurück, wo er nicht minder glücklich den trotzigen Grafen Wilhelm IX. von Aquitanien und Poitou, nebst seinem Clerus von Anaclets auf seines Freundes Innozenz Seite brachte [12]). Neuer Bedrängniß desselben in Italien suchte Bernhard durch Auffoderung des Kaisers Lothar zu einem Römerzuge [13]) abzuhelfen, vermittelte, um diesen möglich zu machen, des Kaisers Aussöhnung mit den schwäbischen Herzögen Konrad und Friedrich, denen er

1) *Guillelmi* Vita S. Bern. c. 1 — 14 in Opp. Bern. ed. *Mabillon.* Venet. 1726. T. VI. p. 1172 — 1200. 2) De praecepto et dispensatione ad Monachos Carnotenses. Opp. T. II. p. 505 — 530. 3) Apologia ad Guillelmum S. Theoderici Abb. ibid. p. 531 — 546. *Mabillon.* Admonitio ad Bern. librum de nova militia ib. p. 547. sqq.

4) De nova militia ad milites Templi. ibid. p. 550 — 564. 6) Epist. 48. in Opp. Bern. T. I. 7) *Ernaldi* Vita Bern. in Opp. Bern. T. IV. p. 1205. sqq. 8) De moribus Praelatorum ad Henr. Senens. Archiep. Opp. Bern. T. II. p. 467. sqq. Sermo s. liber de Conversione ad Clericos ibid. p. 483. sqq. 9) Epist. 130. in Opp. Bern. T. I. *) Conc. Pisan. in *Harduini* Collect. reg. Conc. T. VI. P. II. p. 1197. 10) Die damals von ihm zu Mailand erregte Bewegung der Gemüther, die Schlichtung der innern Streitigkeiten dieser Stadt durch Bernhards überall durchgreifenden Eifer und seine dort bewirkten Wunder schildert mit lebendigen Farben *Landulph* jun. Hist. Mediol. in *Ughelli* Italia sacra ed. Coleti Venet. 1719. T. IV. p. 136. sqq. vergl. *Ernald.* l. c. Lib. II. c. 2. sqq. Auch spätere Zwiste der Mailänder mit Innozenz stillte Bernhard durch Briefe Ep. 131. 314. Opp. T. I. Daß er in Mailand den Humiliaten ihre Regel gegeben widerlegt *Tiraboschi* Vett. Humiliat. Monum. Mediol. 1766. 4. T. I. Dissert. II., wol kann aber ihre Verbindung durch seine Anwesenheit neues Leben erhalten haben. 11) Epist. 129. Opp. T. I. 12) Nach vergeblichen Unterhandlungen hielt er dem wegen seiner Excommunication bei der Messe vor der Thür der Kirche harrenden Grafen die Hostie vor, beschwur ihn bei dem gegenwärtigen Christus und bändigte ihn so. 13) Epist. 139. l. c.

Digitized by Google

Befreiung vom Banne auswirkte und ging 1136 selbst wieder nach Rom. Was die teutschen Waffen nicht vermochten, richtete er durch kluge Unterhandlungen mit der Partei Anacletś aus und wenn ihm auch nicht gelang, den König Roger von Sicilien zu gewinnen, zog er doch die bedeutendsten Kardinäle und mehre Große Italiens zu Innozenz herüber. Ja nach Anacletś Tode 1138 wußte er dessen schismatischen Nachfolger Victor III. zu freiwilliger Verzichtung auf die päpstliche Würde zu bewegen [14]). Als Friedensstifter und Vater des Vaterlandes von den Römern verehrt, kehrte er in diesem Jahre ruhmgekrönt in sein stilles Kloster zurück, um wieder in diesem geliebten Jerusalem, wie er es nante, unter Mönchen Mönch zu seyn. Diese Ruhe unterbrach sein Kampf mit Abálard, dessen philosophische Prüfung und Begründung der Religionswahrheiten einem glühenden Mystiker und Eiferer für den Buchstaben des Kirchenglaubens, wie Bernhard war, nicht zusagen konte. Je weniger sein, des philosophischen Denkens ungewohnter Geist der Spekulation Abálards zu folgen vermochte, desto mistrauischer war er gegen die Resultate derselben. Dazu kam, daß Abálard, stolz auf den Namen des größten Philosophen seiner Zeit, nicht nur Bernhards Freundschaft zu suchen verschmäht, sondern sogar seinen Unwillen durch herabsetzende Urtheile gereizt hatte [15]) und schmeichelnde Zuträger beide Männer noch mehr gegen einander verhetzten. Nachdem Bernhard schon um 1126 in Gemeinschaft mit Norbert, dem Stifter des Prämonstratenserordens, geschäftig gewesen [16]), Abálard zu verketzern, wurde er 1139 durch ein Schreiben des Abts Wilhelm von St. Thierry bei Rheims dringend zur Bekämpfung seiner Irrlehren aufgefodert [17]). Eine Privatunterredung Bernhards mit Abálard führte nur zu einem Scheinfrieden [18]). In Briefen an ihre Freunde feindeten beide einander desto heftiger an. Abálards Antrag, die Sache auf einer Versamlung zu Sens 1140 durch eine Disputation mit Bernhard auszumachen, nahm dieser im Bewußtseyn der Unzulänglichkeit seiner Dialektik ungern und nur, um nicht feig zu erscheinen, auf Bitten seiner Freunde an [19]), entzog sich aber dem Wortkampfe durch ein kurzes richterliches Verfahren. Er trug der Versamlung Abálards Irrthümer in einem nicht ganz treuen Auszuge aus dessen Schriften vor und setzte, da Abálard sich dazu nicht bekante, sondern an den Papst appellirte und die Versamlung verließ, ohne weitere Untersuchung seine Verdammung durch. Die mit starken zum Theil ungegründeten Beschuldigungen gegen Abálard angefüllten Berichte Bernhards [20]) von diesem Vorgange nach Rom bewirkten, daß der Philosoph, auch dort ungehört verurtheilt wurde [21]). Diese Gewaltsamkeit zog ihm verdiente Vorwürfe zu [22]) und wenig Ehre brachte ihm der Triumph, daß Abálard, von Alter und Unglück gebeugt sich auf Zureden des Abts Peter von Clugny endlich mit ihm versöhnte, oder vielmehr ihm und der Kirche unterwarf [23]). Noch heftiger und mit gerechterm Grunde verfolgte er auch den der kirchlichen Hierarchie viel gefährlicheren Schüler Abálards, Arnold von Brescia [24]). — Auf den höchsten Gipfel seiner Macht über die Kirche kam Bernhard, da einer seiner Schüler, den er zum Abt eines Cisterzienserklosters in Rom bestellt hatte, unter dem Namen Eugen III. 1145 Papst wurde und, bald zur Flucht nach Frankreich genöthiget, sich ganz in seine Arme warf. Zwar verwendete er sich vergeblich für ihn bei den widerspenstigen Römern [25]) und dem Kaiser Konrad III. [26]), doch gelang es ihm desto besser, durch Auffoderung zu einem Kreuzzuge die der Kirche immer mehr gefährlichen, als dienstbaren Fürsten mit ihren Kriegsheeren zu entfernen. Bei der Reichsversamlung zu Vezelay in Burgund 1146 neben dem Könige auf einer Bühne stehend, brachte er durch den Donner seiner Beredsamkeit viele aus Frankreichs Adel und Volk zu schnellem Entschluß und hatte Mühe, die ihm auf der Reichsversamlung zu Chartres in demselben Jahre angetragene Anführung des Kreuzzuges von sich abzulehnen [27]). Da inzwischen ein Mönch Rudolph am Rhein ebenfalls das Kreuz gepredigt und das Volk zur Verfolgung der Juden aufgewiegelt hatte, eilte Bernhard nach Teutschland, stillte diese Gährung gegen die Juden, die er nur durch Belehrung bekehrt wissen wollte und bestimte auch den Kaiser Konrad, der ihm bei einer Privatunterredung in Frankfurt noch widerstand, durch eine nachdrückliche Anrede im Dom zu Speier nebst seinen Reichsfürsten in das heilige Land zu ziehen [28]). Darauf half er bei der Ständeversamlung zu Estampes 1147 die Regentschaft in Frankreich auf die Zeit der Abwesenheit des Königs anordnen und hielt mit dem Papste eine Kirchenversamlung zu Trier. Bei dieser zweiten Anwesenheit in Teutschland bewies er der Äbtissin Hildegard zu Bingen seinen Dank für ihre Lobsprüche [29]) dadurch, daß er ihre Offenbarungen billigte und auch den Papst zur Empfehlung derselben bewog [30]). Um diese Zeit wurde seine Aufmerksam-

14) Epist. 217. l. c. Bernhard spendete damals auch viel Geld an die Vornehmsten der Gegenpartei, so daß sein Sieg über dieselbe sehr begreiflich wird. Vgl. *Petr. Diacon.* Chron. S. Monast. Casinens. L. IV. c. 130. in *Muratori* Scriptt. rer. Ital. T. IV. p. 602. 15) *Bulaei* Hist. Univers. Paris. T. II. p. 163. 16) *Abaelardi* Hist. Calamit. in Opp. Abaelardi et Heloisae ed. Andr. Duchesne. Par. 1616. 4. p. 31. 17) Ep. 326. Bern. T. I. p. 303. 18) Ep. 337. ib. *Gaufridi* Vita Bern. c. 5. Opp. Bern. c. 5. Opp. Bern. T. VI. p. 1236. 19) Ep. 189. 20) Bern. Opp. T. I. p. 182. sqq. Eine Darstellung Bernhards von Abálards Ketzereien und seine Widerlegung derselben findet man ibid. p. 645 — 664. vgl. *Abaelard.* Opp. ed. cit. p. 270 sqq. *Bulaeus* l. c. p. 165. sqq.

21) Ep. 189. *Gaufrid.* l. c. 22) Daß er bei dieser Gelegenheit durch voreiligen Argwohn und leichtgläubige Aufnahme gehässiger Angebereien gefehlt habe, sagt der unparteiische Otto v. Freisingen De gestis Frid. I. Imp. L. I. c. 47. in *Urstisii* Scriptt. rer. Germ. Frcft. a. M. 1670. f. T. I. p. 433. Abálards Schüler Berengar gibt in der Apologie seines Lehrers (bei *Bulaeus* l. c. p. 182. sqq.) mit beißenden Ausfällen auf Bernhard eine satyrische Schilderung des summarischen Verfahrens der Kirchenversamlung zu Sens. 23) *Petri Cluniac.* Epistolae L. IV. ep. 4. *Bulaeus* l. c. p. 198. Hist. literaire de la France. T. XII. p. 100. sqq. 24) Ep. 193. sqq. in Opp. Bern. T. I. 25) Ep. 243. l. c. 26) Ep. 244. l. c. 27) *Gaufrid.* l. c. ep. 4. 28) Ep. 363. 365. *Otto Frising.* l. c. p. 428. sqq. 29) Opp. Bern. T. I. p. 332. not. d. wird erzählt, daß sie ihn in einer Vision als einen Mann in der Sonne gesehen habe. 30) Ep. 390. *Trithem.* Chron. Hirsaug. in Opp. Hist. Trith. Frcft. a. M. 1601. f. T. II. p. 133. sqq. Hier sind auch die Wunder gerühmt, die Bernhard beim Predigen des Kreuzes in Konstanz, Basel und Speier verrichtet haben soll, jedoch fälschlich in das J. 1149 gesetzt.

Digitized by Google

seit auf Ketzer gelenkt, die sich bei Köln und im südlichen Frankreich zeigten. Über die Kölnischen, welche sich Apostolische nannten, urtheilte er zwar streng, misbilligte aber ihre Hinrichtung [31]). In Frankreich waren es die Henricianer in und bei Toulouse, die er im Gefolge eines päpstlichen Legaten aufsuchte und durch sein persönliches Ansehen großentheils der Kirche unterwarf [32]). Bernhard verhinderte blutige Maßregeln gegen sie und vermittelte, daß ihr Oberhaupt Heinrich auf der Kirchenversamlung zu Rheims 1148 nur zur Gefangenschaft in einem Kloster verurtheilt wurde. Weniger edel benahm er sich auf dieser Kirchenversamlung, die er durch den Papst ganz nach seinen Absichten leitete, gegen den Bischof von Poitiers Gilbert von Porren. Mit diesem Religionsphilosophen hatte er schon Ostern 1147 zu Paris ohne Erfolg disputirt und bewirkte nun, daß er zu Rheims, wie Abälard zu Sens, ohne gehörige Untersuchung verdamt wurde. Sein Versuch, der Kirche ein von ihm im Namen des französischen Clerus abgefaßtes, den Lehren Gilberts entgegengesetztes Glaubensbekentniß aufzudringen, scheiterte aber an der Entschlossenheit der Kardinäle, die, ohnehin über seine beständige Bevormundung des Papstes unwillig, ihn nöthigten, dieses Bekentniß für eine Privatschrift zu erklären [33]). Gilbert blieb ungekränkt im Besitze seines Bisthums. Trost für diese Demüthigung fand Bernhard in dem Besuche des berühmten irländischen Bischofs Malachias, der 1148 zu Clairvaux bei ihm starb und von ihm im Todtenamte eigenmächtig canonisirt wurde. Er schrieb auch das Leben dieses Heiligen [34]). Eine andere Kränkung verursachte ihm das gänzliche Fehlschlagen des von ihm betriebenen Kreuzuges und, wie er sich auch mit der ihm dazu verliehenen Vollmacht des Papstes und der Unwürdigkeit der Kreuzfahrer zu rechtfertigen suchte [35]), blieb doch das Mislingen dieses Unternehmens, für das er so große Hofnungen gehegt und erregt hatte, sein Kummer bis an das Ende seines Lebens [36]). In den letzten Jahren desselben schrieb er sein an starken heilsamen Lehren für die Päpste reiches Werk über die Betrachtung seiner selbst an den Papst Eugen III. [37]). Schon krank reiste er im Frühlinge 1153 nach Metz, wo er die Händel dieser Stadt mit dem umwohnenden Adel als glücklicher Friedensvermittler stillte und starb bald nach seiner Rückkehr d. 20. Aug. 1153 zu Clairvaux [38]). Mehr geistreich als gelehrt, schnell im Überblick, unerschütterlich im Wollen, gewandt und feurig im Ausführen rechtfertigte er die Bewunderung seiner Zeitgenossen durch die Heiligkeit seines Lebens und durch eine Reihe unvergeßlicher Verdienste um die Religiosität und Sittenzucht der Kirche seiner Zeit, wie durch seine unermüdete Thätigkeit in Verwendung für bedrängte Prälaten und Kleriker. Seine 419 echten Briefe im ersten Theile seiner Werke bezeugen, wie Vielen er geholfen, wie unerschrokken und eifrig er überall eingegriffen hat, wo es das Beste der Kirche galt. Als Theolog war er Mystiker im bessern Sinne des Worts und die späteren Mystiker, auch die protestantischen, haben viel von ihm gelernt. Seine Abhandlungen **De diligendo Deo, De gradibus humilitatis et superbiae** und seine Predigten, besonders die berühmten über das hohe Lied und über Psalm 91 sind voll ergreifender Stellen, in denen seine tiefe, innige und selten spielende Mystik sich ausspricht. Der scholastischen Philosophie hielt er durch diese entschiedene Richtung auf warmes lebendiges Christenthum ein heilsames Gegengewicht und hatte das Verdienst, sie der Kirche dienstbar zu machen. In seinen theologischen Meinungen war er freier, als man erwarten sollte. Die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariens verwarf er und sprach in der Abendmahlslehre mehr für eine geistige Mittheilung, als für die Transsubstantiation. Die erste gute Ausgabe seiner Schriften (Basel 1552. f. 2 Vol.) ist durch Mabillons viel reichhaltigere Ausgabe derselben (Paris 1696. f. 2 Vol. 1719. f. 2 Vol. nachgedruckt und vermehrt in der hier gebrauchten venetianischen vom Jahre 1726. f. 6 Tom. und erneuert Par. 1640. f. 5 T. in 6 Bden.) ganz entbehrlich gemacht [39]). Über seine Verdienste um den Orden der Cisterzienser, die sich nach ihm auch Bernhardiner nanten, s. d. Art. Cisterzienser. (*G. E. Petri.*)

BERNHARDI (**August Friedrich**), geboren zu Berlin 1768. und gest. das. 1820. Auf dem Joachimsthalischen Gymnasium hatte er unter Meierotto Liebe zu dem klassischen Alterthum und Neigung für das Lehrfach erhalten. Diese bestimten die Richtung seiner akademischen Studien zu Halle, wohin er sich im J. 178.. begab; Philologie und Pädagogik waren die Gegenstände seiner eifrigen Forschung, und zwar Philologie im Sinne seines Lehrers Wolf, wo sie, weit entfernt eine bloße Linguistik zu seyn, den Geist formal durch die Sprache bildet, während er sich zugleich mit allen den Schätzen bereicherte, welche die Wissenschaften, Poesie, Kunst und Geschichte darbieten. Ein großes Lehrerverdienst Wolfs ist es, daß er den Geistern nicht eine einseitige Richtung gab, sondern jeden nach seiner Individualität anregte, und in dem weiten Gebiete, zu dessen Anbau Geister verschiedener Art nöthig sind, jedem seinen angemessenen Kreis zu verschaffen wußte. Auf solche Weise legte er den Grund zu den mannigfaltigsten Verdiensten, welche seine Schüler nachmals sich erworben haben; auch zu denen, welche Bernhardi sich erwarb. Ungeachtet dieser

31) Vgl. d. Art. Apostolici. 32) Ep. 242. 33) *Bulaeus* l. c. p. 223. sqq. 233. sqq. *Otto Frising.* l. c. p. 436. sqq. Dieser klagt über die harte, unverständige Behandlung Gilberts. 34) Opp. Bern. T. II. 35) Bern. De Consideratione ad Eugen. III. L. II. c. 1. sqq. Opp. T. II. p. 421. sqq. 36) Ep. 288. 37) De Consideratione ad Eugen. III. LL. V. Opp. T. II. p. 413 — 464. 38) Über sein Leben, seine Thaten, Wunder und Charakterzüge, vgl. außer den angeführten alten Biographen Bernhards im sechsten Theile seiner Werke, auch *Bayle* Diction. hist. Art. Bernard und das mit pragmatischer Kunst und wirklicher Vorliebe geschriebene, besonders für die Charakteristik seiner Religiosität und theologischen Denkart wichtige Buch: der heilige Bernhard und sein Zeitalter dargest. v. A. Neander Berlin 1813. 8.

39) Über seine Schriften und seinen schriftstellerischen Charakter, vgl. *Du Pin* Nouv. Bibl. des auteurs eccles. T. IX. p. 48. sqq. der Quartausgabe und *Oudin* Comment. de Scriptt. eccl. T. II. p. 1232. sqq. Schröckh's christl. Kirchengesch. XXV. 100. fgg. 109. fgg. XXVI. 107. 113. fgg. XXVII. 256. fgg. XXVIII. 7. 18. 53. 200. 241. 340. fgg. 343. 468. fgg. 535. XXIX. 265. fgg.

Digitized by Google

mit allem, was in dem Gebiete der Philologie den Geist und das Herz interessirt, gern und eifrig sich beschäftigte, zog ihn doch Vorliebe zur Betrachtung der Sprache hin, die er von philosophischer und historischer Seite aufzufassen vielfache Anregung fand. Zurückgekehrt nach Berlin, wo er erst als Schulamtskandidat lebte, dann als Lehrer, späterhin als Subrektor und Professor am Friedrichswerderschen Gymnasium angestellt wurde, gab ihm sein Beruf neue Veranlassung, seine Forschung fortwährend auf diesen Gegenstand zu richten, dem er auch seine erste schriftstellerische Thätigkeit widmete. Im J. 1795 erschien seine Vollständige Lateinische Grammatik für Schulen und Gymnasien (der zweite Theil, Berl. 1797 enthält die Chrestomathie), und im J. 1797 seine Vollständige Griechische Grammatik; beide angeblich verbesserte Ausgaben der Märkischen Grammatik, an die sich dann aber der Bearbeiter wenig gebunden hat. Abgesehen von der Brauchbarkeit, welche diese Werke zu ihrem bestimten Zweck unleugbar haben, konte man schon an ihnen bemerken, daß der Verfasser hinstrebte nach einer Philosophie der Sprache; wenigstens erhielt durch seine philosophische Ansicht das Ganze seines Grundrisses eine eigenthümliche Gestalt, und die Abweichungen in den späteren zeugen von seinen Fortschritten. Scheinbar verlor er jetzt auf einige Zeit sein Ziel aus den Augen, und die freundschaftliche Verbindung, in die er zuerst mit Tiek, dann mit den Brüdern Schlegel, Fichte und andern Gleichgesinnten kam, schien ihn einer andern Bahn zuzuführen. Für die damaligen Bestrebungen zu einer Umgestaltung der Ästhetik faßte er ein inniges Interesse, und nahm auf mannigfaltige Weise Antheil. In mehren Zeitschriften legte er die Ergebnisse seiner ästhetischen Kritik nieder, und seine etliche Jahre lang verfaßten Theaterkritiken, seine Abhandlung über den Philoktet des Sophokles (aus dem Pantheon besonders abgedruckt Berl. 1811) u. a. — beurkundeten seinen Beruf dazu. Bei den Angriffen, welche die sogenante neue Schule erfuhr, blieb er nicht müßig, und wenn nicht ganz, so sind doch großentheils die Merkeliana von ihm verfaßt. Das Meiste dieser Art gab er anonym, einiges gemeinschaftlich mit seinem Freunde Rambach heraus, versuchte aber nachher die Herausgabe einer eignen Zeitschrift unter dem Titel Kynosarges (Berl. 1801), von welcher jedoch das erste Stück auch das letzte war. Der Verfasser dieses Artikels kann weder alles nachweisen, noch beurtheilen was B. als ästhetischer Kritiker geleistet, denn nur noch eine dunkle Erinnerung schwebt ihm von jenen zerstreuten Blättern vor, die er sich nicht wieder verschaffen konte. Auch mit poetischen Erzeugnissen versuchte sich B. in jener Zeit. Tieks und Schlegels Musenalmanache enthalten manches einzele Gedicht von ihm; vor allem aber verdienen seine Bambocciaden (Berl. 1797–800. 3 Thle.) Erwähnung, eine Samlung von Erzählungen, gefällig durch die Leichtigkeit und Natürlichkeit der Darstellung, unterhaltend durch Witz und das Interessante der behandelten Gegenstände, anziehend durch das Treffende der Schilderungen, die mehr leicht hingeworfenen Skizzen als ausgeführten Gemälden gleichen. Unleugbar hatte B. für das Komische, Satyrische und selbst Humoristische nicht gemeine Talente. Was ihn aber am festesten mit seinen Freunden und der Poesie hatte verbinden sollen, trente ihn beinah für immer davon, die mit der Dichterin Sophie Tiek, Ludwig Tieks Schwester, eingegangene Ehe, welche nach wenigen Jahren wieder getrent werden mußte. Diese unglücklichen Verhältnisse, welche seinem Charakter etwas Schroffes gaben, bewirkten in ihm eine fast leidenschaftliche Abneigung gegen die Poesie; er trat heraus aus der bisherigen Sphäre seines Wirkens, und wendete von nun an seine ganze Kraft der alten Neigung wieder zu, die ihn jedoch auch während dieser Periode nie verlassen hatte, denn sonst wäre es unmöglich gewesen, daß er im J. 1801 den ersten Theil seiner Sprachlehre hätte herausgeben können, welchem 1803 der 2. Theil folgte. Nur ein so vorbereiteter Philolog, wie er, der alles, was sich in Philosophie, Ästhetik, Metrik, Geschichte und Kritik der Poesie und Kunst Neues und Wichtiges hervorgethan, in Beziehung auf seinen Gegenstand aufgefaßt hatte, nur er war fähig, ein solches Werk zu verfassen, das mehr als irgend eins, welches sich diesen Titel angemaßt, den Titel einer philosophischen Sprachlehre oder einer Philosophie der Sprache verdiente. Dieser Sprachlehre folgten im J. 1805 seine Anfangsgründe der Sprachwissenschaft, die keineswegs, wie auch der Graf Lanjuinais in den seiner Ausgabe von Court de Gebelin's, **Histoire naturelle de la parole** (Par. 1816) vorgesetztem **Discours préliminaire** teutschen Berichten nachsagt, ein Auszug des vorigen Werkes ist, sondern ein ganz neues Werk. „Hier — sagt B. selbst — sind Materie, Ordnung und Form gänzlich verändert. Was in dem größern Werke kaum berührt war, z. B. die Periode, ist hier ausführlicher behandelt, mehre wichtige Untersuchungen über die Buchstaben, über die Formenlehre, sind berichtigt und erweitert, so daß, wenn das größre Werk durch manche Anwendungen auf einzele Sprachen, durch die Darstellung und Erläuterung mancher tiefer liegenden Ideen seinen Werth behält und bei einem gründlichen Studio der Sprachwissenschaft nicht wol entbehrt werden kann, das kleinere jenem zur Berichtigung dient und zugleich zur Ergänzung." Nicht mit Unrecht klagte er, eine gründliche Beurtheilung des großen Werks nicht gesehen zu haben, und sehr zu bedauern, ist, daß er seinen Vorsatz, selbst eine solche Kritik zu schreiben, wobei er sich schmeichelte, daß er sich nicht geschmeichelt haben würde, nicht ausgeführt hat. B. war, wie alle, die jemals etwas des bleibenden Andenkens Würdiges vollbracht haben, immer mit dem, was er geleistet, am unzufriedensten; ziemte das aber ihm, so ziemt uns Anerkennung seines Verdienstes. Mag immerhin manches Einzele unhaltbar seyn oder neue Begründung erfodern, mag er anderes von Vorgängern entlehnt haben, wie denn z. B. die Lehre von den Vokalen als organischer Tonleiter Schochern angehört und die Lehre von der **consecutio temporum** vielleicht Wolfs Eigenthum ist; nur ein Mann von philosophischem Tiefsinn, der mit Eigenschaften und Kentnissen vereinbart war, wie sie nicht allzuoft sich vereinigen, vermochte das als Wissenschaft aufzustellen, was beinahe durchgängig nur erfahrungsmäßig behandelt wurde. Nicht als fertiges Produkt faßte er die Sprache auf, sondern als nothwendiges Selbster-

Digitized by Google

zeugniß eines physisch-organischen Vernunftwesens, nach dem Materiale des artikulirten Tones, nach der Form, deren Grund in dem Geist enthalten ist, und nach dem Zwecke derselben, der Darstellung. Um das Allgemeine und Nothwendige auszufinden, ging er zurück bis auf den letzten Grund in der Transscendental- und Natur-Philosophie. Ungeachtet er aber an gewisse Systeme der Philosophie sich anschloß, war er doch weit entfernt, sich ihnen unbedingt hinzugeben; von dem einen hat er kaum mehr als einige Formeln entlehnt, von dem andern wich er in wesentlichen Punkten ab, und es ist nicht zu leugnen, daß gerade das, worin er abwich, der sorgfältigsten Untersuchung der Philosophen und Ästhetiker würdig, und lange noch nicht so berücksichtigt ist als es verdient. Sein tiefrer Blick in den Geist und Organismus der Wissenschaften und Künste war es, der ihn hier vor Einseitigkeit bewahrte, und ihn auf den Antheil der Empfindungs- und Einbildungskraft nicht weniger als auf den des Verstandes reflektiren ließ. Darum faßte er die Sprache gleich tief von ihrer poetischen und prosaischen Seite auf, zu welchem Behuf er die feinsten Zergliederungen anstellte. Bis zu den einfachsten Elementen, den Buchstaben, ging er zurück, den Vokal als das poetische und musikalische, den Konsonanten als das verständige und prosaische Element nachweisend, und führte die Untersuchung dann mit großem Scharfsinn vorwärts auf die Sylbe, das Wort, die Wortarten, den Satz bis zur Darstellung des Verstandes und der Einbildungskraft, der nothwendigen und der freien, der Darstellung in Begrif oder in Bild, wobei die Sprache erscheint als Organ der Wissenschaft oder der Poesie. Zum großen Theil mag seine Sprachlehre eine Wissenschaft der Darstellung genant werden. Wollte man dies tadeln, weil eine solche als Stylistik für sich besteht, so würde das eine durch die empirische Grammatik beschränkte Ansicht verrathen. Gesetzt aber der Tadel wäre gegründeter als er ist, so würde man doch Ursache haben, sich dem Verfasser, welcher mehr gab, als man gefodert haben würde, für verbunden zu erkennen, weil sein Mehr auch ein Besseres ist. Sein Streben ging hier ebenfalls auf eine Philosophie des Styls. Wol mögen hiezu Schlegel und Tiek manches in ihm angeregt haben, allein die Begründung ist ihm eigenthümlich, und auch in ihr verläugnet sich sein Tiefsinn so wenig, als in dem Umfang die Universalität seines Geistes, und in dem Detail seine Gelehrsamkeit und seine Kritik. Seine Untersuchungen sind ein Gewinn nicht blos für die Stylistik und die Poetik, sondern für die Ästhetik selbst, welche, um nur eins besonders zu erwähnen, nur zu ihrem Nachtheil das von ihm bemerkbar gemachte transscendentale Wechselverhältniß zwischen Zeit und Raum unberücksichtigt lassen würde. Mit gleicher Tiefe und Sorgfalt, als er die Sprache aus den angegebenen Gesichtspunkten zu ergründen gesucht hat, strebte er endlich auch sie als Ton und Näherung zur Musik zu ergründen, wobei aber der, der ihn von dieser Seite ganz würdigen will, auch die von ihm im J. 1804 in der Jen. A. L. Z. gelieferte Recension über Herrmanns Handbuch der Metrik zu Rathe ziehen muß.

Hat die Anhänglichkeit an gewisse Systeme der Philosophie in dem größeren Werke seinen Ausdruck zuweilen dunkel gemacht, merkt man öfters, daß er mit seinem Stoffe noch ringt, und kann man nicht leugnen, daß sein Scharfsinn mehr als einmal zu Spitzfindigkeiten verleitet wird, hauptsächlich um etwas als nothwendig aufzustellen, was nur zufällig ist, und einem andern, das nur a posteriori zu erkennen war, den Schein eines a priori Erkanten zu geben (wobei er gewiß nicht mit Absicht verfuhr), so tritt er dagegen in dem kleineren Werke viel selbständiger auf, und zeigt sich freier von diesen Fehlern. Aber auch noch andere Vorzüge hat dies kleinere Werk. Der Organismus des Ganzen tritt deutlich und bestimt hervor, die empirischen Bedingungen, unter denen das Allgemeine und Nothwendige sich sinnlich gestaltet und in die Wirklichkeit tritt, sind als solche genauer unterschieden, und die historische Ansicht, welche die Mannigfaltigkeit dieser Gestaltungen in ihrem periodischen Wechsel zeigt, nicht vernachlässigt, so daß diese Sprachwissenschaft sich zur Grundlage einer vergleichenden empirischen Sprachlehre treflich eignet, wie denn auch B. selbst sie in Beziehung auf die griechische und lateinische Sprache dazu benutzen wollte. Wie er aber immer auf Neues stieß, was er tiefer zu ergründen oder scharfsinniger zu entwickeln sich vornahm, so war er auch hier noch auf manches Problem gestoßen, das er vorher zu lösen gedachte. Vorzüglich beschäftigte ihn die Auseinandersetzung der Idee einer allgemeinen Schrift und Sprache, deren Möglichkeit er zu beweisen und die Art sie auszuführen er darzustellen trachtete. Vermuthlich schwebte ihm die Idee einer Mathematik der Sprache vor, wovon sich schon Spuren in jenen Werken finden; allein außer einer aus dem Pantheon besonders abgedruckten Abhandlung über das Alphabet (Berl. 1810) ist nichts weiter von ihm aus dem Kreise der Sprachwissenschaft erschienen, wie viel er auch ausgearbeitet hatte. Das Publikum sollte dies aber auch nach seinem Tode nicht erhalten, denn in seinem Testamente verordnete er, daß alle seine Handschriften verbrant werden sollten.

Im J. 1807 ward er zum Direktor des Friedrichs-Gymnasiums und Konsistorialrath ernant, und wol schwerlich konte die Stelle einem Würdigeren übertragen werden. Zu besonnen, um eine der excentrischen Bahnen zu betreten, auf die das Zeitalter unter bedenklichen Umständen nach den verschiedensten Richtungen hin sich verirrte, hielt er fest seinen Zweck im Auge. Wie klar und deutlich er diesen erkant, davon zeugen die Programme, die er schrieb, und die Reden, die er hielt, von denen beiden acht unter dem Titel: Ansichten über die Organisation der gelehrten Schulen (Jena 1818) zusammengedruckt erschienen. Was hierin über Lehrgegenstände, Lehrmethode und Disciplin aus dem Gesichtspunkte der Schule und eines Gymnasiums vorgetragen ist, beweist, wie ernst und tief er auch hierüber gedacht, und sein Urtheil über Pestalozzi's Methode gehört wenigstens zu den gediegensten. Die Ausgleichung der Parteien, deren eine nach Universalität und Umfassung, die andre nach Nationalität und Beschränkung strebt, kann nur durch die von ihm vorgeschlagenen Mittel gelingen,

Digitized by Google

und das wahrhaft Gute schwerlich auf einem andern als seinem Wege gefördert werden †). (*Gruber.*)

BERNHARDI (**Ambrosius Bethmann**), Buchhändler zu Freiberg, daselbst den 18. Decbr. 1756 geboren, und unter der Leitung seines Vaters, Accisekommissärs und Bürgermeisters, wissenschaftlich erzogen, bis er 1775 nach Leipzig ging, um die Theologie zu studiren, die er aber, weil er viele Lehrsätze der symbolischen Bücher, die er einst beschwören sollte, unstatthaft fand, gegen die Jurisprudenz vertauschte; doch studirte er vornehmlich Philologie, Mathematik und Philosophie, ging 1779 als Hofmeister nach Lyon, und 4 Jahre darauf nach Wildenfels im sächsischen Erzgebirge, wo er die Führung eines jungen Grafen Mengden aus Liefland übernahm. Mit diesem bezog er die Hochschule zu Leipzig, und brachte ihn nach zwei Jahren nach Liefland zurück. In Riga war er Erzieher der Söhne einer verwitweten Generalin von Naumoff, begleitete sie mit seinen Zöglingen nach St. Petersburg und Moskau, und kam 1795 in seine Vaterstadt zurück. Da alle seine Versuche, ein Amt zu erhalten, mislangen, kaufte er die Crazische Buchhandlung in Freiberg, betrieb die Geschäfte derselben mit eben so viel Einsicht als Rechtlichkeit, starb aber schon am 27. Novbr. 1801. Er war ein allgemein geachteter edler Mann, und im Besitz vieler mühsam erworbener gelehrter Kentnisse, ein scharfer Beobachter der Menschen und ihres Thuns, und ein Vertrauter der kantischen Philosophie. Als solcher zeigte er sich in seiner gemeinfaßlichen Darstellung der kantischen Lehren über Sittlichkeit, Freiheit, Gottheit und Unsterblichkeit. Freiberg, 2Thle. 1796—98. Seine (anonym erschienenen) Züge zu einem Gemälde des russischen Reichs unter der Regirung von Katharina II. (Freib.) 3 Saml. 1798 — 1807. 8., verrathen einen scharfsinnigen, denkenden, wahrheitliebenden und umsichtigen Beobachter. Zur allgemeinen Lit.-Zeit. lieferte er seit 1798 Recensionen von pädagogischen, so wie von historischen, geographischen und statistischen Schriften über Rußland *). (*Baur.*)

BERNHARDIA. So nante Willdenow (zu Ehren des Prof. Bernhardi zu Erfurt) eine Pflanze aus der natürlichen Familie der Lycopodeen, die aber Swartz schon früher als Psilotum aufgeführt hatte. Daher wir es bei dem ältern Namen lassen. (*Sprengel.*)

BERNHARDIN, der Heilige, von Siena (**Bernhardinus Senensis**), aus der Familie der Albizeschi, einer der angesehensten in der Republik Siena, abstammend, war den 8. September 1380 zu Massa-Carrara geboren, wo sein Vater die oberste Würde bekleidete. Nachdem er seine Ältern frühzeitig verloren, und sich einige Kentnisse des kanonischen Rechts erworben hatte, theilte er sein Vermögen unter die Armen, trat in seinem 17. Jahre in die Brüderschaft der **Disciplinatorum b. Mariae**, und nahm seinen Aufenthalt in dem Spitalhause de la Scala zu Siena, wo er, als 1400 die Pest durch ganz Italien wüthete, die Kranken mit seltner Aufopferung verpflegte. Im Jahr 1404 trat er in den Franziskaner-Orden von der strengen Observanz, entdeckte aber mit Kummer, daß die Mitglieder sich viele Abweichungen von der ersten Bestimmung hatten zu Schulden kommen lassen, vornemlich in Ansehung der freiwilligen Armuth. Voll Eifer, die alte strenge Disciplin wieder herzustellen, aber unvermögend, eine allgemeine Reform zu bewirken, sammelte er eine kleine Anzahl besser Gesinter, lebte mit ihnen in kleinen Häusern, die er von gesammelten Almosen fern von Städten erbauete, und band sich mit ihnen genau an die ursprünglichen Ordensregeln. Den größten Einfluß auf die Gemüther verschaffte er sich durch seine salbungsvollen Predigten; der Ruf von seinen rednerischen Talenten verbreitete sich durch ganz Italien, und überall wünschte man ihn zu hören. Der General seines Ordens sandte ihn nach Palästina, wo er einige Zeit das Amt eines Guardians und Kommissärs versah. Nach seiner Rückkehr predigte er wieder mit außerordentlichem Beifalle. Das Volk war ihm mit Enthusiasmus zugethan, und seine Predigten bewirkten gleichsam Wunder †). Auch legten ihm seine Verehrer eigentliche Wunderkräfte bei, und er soll durch blosses Anhauchen nicht allein alle Krankheiten geheilt, sondern sogar Todte wieder erweckt haben. Das Wahre scheint zu seyn, daß er für die damaligen Zeiten viele medizinische Kentnisse besaß, und Krankheiten heben konte, die man für unheilbar hielt. Als er zu Rom predigte, verklagten ihn doch einige Übelgesinte bei Martin V. als verdächtig in der Lehre, allein der Papst nahm seine Orthodoxie in Schutz, und wollte ihm sogar das Bisthum Siena übertragen. Bernhardin schlug aber nicht nur dieses, sondern auch die Bisthümer Ferrara und Urbino aus, die ihm Eugen IV. anbot. Dagegen nahm er die Stelle eines Generalvikars seines Ordens an, weil sie ihm Gelegenheit gab, die alte strenge Observanz wieder herzustellen. Er wurde nun in einem weiten Wirkungskreise der Stifter der Abtheilung des Franziskaner-Ordens, **fratres de observantia**, oder Observanten genant, errichtete in Italien über 500 Klöster von dieser strengen Observanz für seinen Orden, und starb den 20. Mai 1444 zu Aquila in Abruzzo. Papst Nicolaus V. versetzte ihn 1450 unter die Heiligen. Seine größtentheils mystischen Werke wurden von Peter Rudolph, Bischof von Sinigaglia, 1591 zu Venedig in 4 Quartbänden herausgege-

†) Genauere Nachricht über B's Lehrerverdienste hoffen wir am Ende des Bandes noch nachliefern zu können.

*) Freiberger gemeinnütz. Nachr. 1801. S. 451. All. Lit.-Ztg. Intellbl. 1801. No. 223. Eine ausführliche Biographie von Frisch bei der 3. Saml. der Züge; ausgezog. in den Ergänzungsbl. zur All. Lit.-Zeit. 1808. Nr. 122.

†) Einst, erzählt Äneas Sylvius (in seiner Historia Friderici III. Imp. pag. 77. sq. ed. *Heimst.*) da er auf dem Markte zu Siena vor einer großen Menge auftrat, trübte sich das Wetter so sehr, daß die Zuhörer ihn verlassen wollten, allein er versicherte, daß kein Regen kommen würde, und da sich der Himmel unvermuthet aufheiterte, schrieb man diese Veränderung seinem Gebete zu. Ein andermal, erzählt Sigonius (apud Raynaldum ad a. 1424. n. 18. p. 70.) predigte er so nachdrücklich gegen das allgemein herrschende Würfelspiel, daß man ihm alle zu diesem Spiele gehörigen Werkzeuge brachte, die er öffentlich verbrennen ließ. Da ein Künstler, der sich vom Ausmahlen der Würfel genährt hatte, sich deshalb bei ihm beklagte, ließ er ihn in die Mitte des Sonnenbildes den Namen Jesus mahlen, und dieses Bild wurde auf seine Empfehlung so häufig gekauft, daß der Maler ein reicher Mann wurde.

Digitized by Google

ben; dann von dem Pater de la Haye zu Paris 1636 in 5 Foliobänden, auch erschien 1745 zu Venedig eine Ausgabe ebenfalls in 5 Foliobänden. Als eine literarische Merkwürdigkeit zu betrachten ist Bernhardini S. de vita christiana tractatus. s. l. e. a. (Vltrajecti, Ketelaer et Leempt, um 1473) 4. geth. 53 Bll. mit 22 Zeilen. Die wichtigste unter seinen Schriften sind die italiänisch gehaltenen, aber lateinisch abgedruckten Predigten, deren Echtheit nicht ganz unbezweifelt ist. Sie tragen zwar viele Spuren des verdorbenen Zeitgeschmacks, enthalten aber doch auch viel gründliche und detaillirte Moral††). (*Baur.*)

BERNHARDIN (Bernhardino), Bergpaß im schweiz. Kanton Graubünden, zwischen dem Rheinwaldthale und dem Misoxerthale, er führt über die Alpen, ohne nicht-schweizerisches Gebiet zu berühren; auch hier steht auf der Höhe des Passes 5990 Fuß über dem Meere ein Hospiz, das vom südlich liegenden Dorfe St. Bernardino zwei Stunden entfernt ist; im J. 1799 zogen die Franzosen unter Lecourbe über diesen Berg, um die Östreicher in Bünden anzugreifen, der Paß selbst scheint sehr alt zu seyn; die Straße ward 1820 und 1821 durch die Regirungen der Kantone Graubünden und Tessin fahrbar gemacht, und zeichnet sich durch ihren Bau und ihre Leichtigkeit vortheilhaft aus. Ein treflicher Sauerbrunnen bei dem Hospiz kann hier bei erleichtertem Zugang einen in der reinsten Alpenluft gelegenen Kurort veranlassen. (*Wirz.*)

Bernhardiner, s. Cistercienser.

BERNHARDS-BERG, St. (St. Bernard), der große Bernhardsberg, ein Gebirgspaß auf der Gränze zwischen dem schweiz. Kanton Wallis und dem sardinischen Aosta-Thale, liegt unter 45° 51′ 0″ n. Br. und 24° 51′ 0″ der Länge; östlich von seiner Höhe steigt die Spitze Mont Velan 10,327 Fuß über das Meer und östl. die Pointe de Dronaz 9005 Fuß empor. Seine Gewässer fallen theils durch die Rhone ins mittelländische, theils durch den Po ins adriatische Meer. Von Martinach steigt man durch das Entremontthal und durch die Schlucht la courbe empor bis zum Hospiz, wo 7548 F. über das M. M. auf Walliser Boden ein kleiner See sich befindet, der gewöhnlich im August für einige Wochen aufthaut; in 2 Gebäuden werden die Reisenden beherbergt, deren jährlich 7 — 8000 durchgehen; die jährlichen Kosten belaufen sich auf 50,000 Franken, (im J. 1819 waren 38,250 Speise-Rationen abgegeben worden, viele unentgeldlich,) 8 bis 10 Geistliche bewohnen das Hospiz, und machen sich neben ihren oft schweren Bemühungen für die Erquickung und Rettung Reisender und Verunglückter auch durch schätzenswerthe meteorologische Beobachtungen verdient, deren schwerlich anderswo in solcher Höhe angestellt werden, und die in der Genfer Bibl. universelle erscheinen. In der kleinen Kirche stehet das Monument des bei Marengo gebliebenen Generals Desaix, auf Napoleons Befehl errichtet, der auf dem Simplon ein ähnliches Hospiz errichtete, welches von Geistlichen desselben Kapitels, wie die auf dem St. Bernhard besorgt wird. Dieser Paß scheint zu Cäsars Zeiten gangbar geworden zu seyn; Hannibal ging nicht darüber, sondern über die cottischen Alpen; ein Jupiters-Tempel stand auf dem St. Bernhard, auch wurden viele Alterthümer gefunden. Das Hospiz scheint schon im J. 832 bestanden zu haben, und besaß ehemals sehr bedeutende Besitzungen, die sich jetzt auf einige Güter in Wallis beschränken; der heil. Bernhard war 40 Jahre Abt desselben, und starb im J. 1008. (*Wirz.*)

Zu Zeiten der Cäsaren war dieser rauhe, jähe und abschüssige Paß des St. Bernhards der zugänglichste, der über den Splügen aber der gewöhnlichste Weg, der über jene hohen Alpen nach Italien führte. Einige, wie der gelehrte Whitaker*) und der Prior Murrith lassen schon den Hannibal hinüberziehen, und leiten dessen Namen von den Puniern ab. Allein ungeachtet jener, alle Stellen der alten Klassiker zu seinem Vortheile anführt, und dieser wiederum alle Ausbeute des Bezirkes, als Ex-Voto's- und Inschriften-Tafeln, andere Trümmern, punische Münzen und Elephantenknochen, für seine Meinung benutzt; so dürfte es dessen ungeachtet schwer zu erweisen seyn, daß Hannibal über den großen St. Bernhard in die Campos circumpadanos hinabgestiegen sey. Vielmehr ist es wahrscheinlicher, daß jene Alpenkette den Namen der punischen von einer auf diesem Berge sonst vorhanden gewesenen Bildsäule des Gottes gleichen Namens erhalten habe**).

††) Sein Leben bei seinen Werken, und in *Turii vitis Sanctor.* d. 20. Maii p 267; besser cum not. *G. Henschenii* in Act. Sanctor. Antwerp. Maii T. V. 257. Schröckh's christliche Kirchengesch. 3. Th. 420.

*) In seinem Werke: The course of Hannibal over the Alps ascertained. London 1794. **) Nach der Aussage des Livius (Lib. XXI. c. 38. Ab eo, quem in summo sacrarum vertice *Peninum* montanum appellant.) befand sich auf dem Gipfel, oder vielmehr auf der kleinen Ebene des großen St. Bernhards ein Tempel, in welchem die Bildsäule eines Gottes stand, den die Bergbewohner Peninus nanten. Guichenon sagt hierüber S. 45. seiner Histoire généalogique de la royale maison de Savoye etc. „*sur la montagne du grand St. Bernhard est une colonne, dediée autrefois au Dieu Peninus, sur laquelle il y avoit la statue sous la figure d'un jeune homme, nud, debout, la main droite élevée et la gauche baissée, avec une inscription au piedestal servant d'autel.*" — Man findet auf derselben Seite dieses Werkes die Abbildung des Gottes, der auf einer kleinen Rundsäule steht, die wiederum auf einem Würfel ruht, auf welchem man folgende Inschrift liest:

Lucius Lucilius
Deo Penino
optimo
Maximo
Donum dedit.

S. 47. desselben Werkes behauptet Guichenon, daß der Kaiser Augustus, nachdem er die Salasser besieg, die Bildsäule des Gottes Peninus vernichtet, und an dessen Stelle die des Jupiter errichtet habe. Auch Whitaker sagt S. 312. und 313. seines obbenanten Werkes, daß man unlängst, ohne jedoch die Zeit anzugeben, in den Trümmern des Tempels folgende Inschrift gefunden habe:

Jovi Poenino
Q. Siluco Perennis Tabell. colon.
Sequator
v. S. L. M

woraus erhellet, daß der Gott Peninus und Jupiter eigentlich nur eine und dieselbe Gottheit gewesen sey. Zu bedauern ist es, daß diese Bildsäule des Jupiter-Peninus nicht mehr

Digitized by Google

Das Merkwürdigste auf diesem Berge ist das, angeblich durch den Bernhard de Menthon, Kanonikus zu Aosta, im J. 962 gestiftete Hospitium, welches zur Aufnahme der Durchreisenden und insonderheit der sich Verirrenden bestimt ist. Es befinden sich mehre Mönche und Novizen vom Orden des heiligen Augustin in diesem Kloster, deren Beruf es ist, mit der Gefahr ihres Lebens und der Aufopferung ihrer Gesundheit, die nur zu leicht durch den steten Wechsel von Erhitzung und Erkältung leidet, den in diesen Wüsten ihrer Hilfe und des Beistandes Bedürftigen nach Kräften beizusteben. — Vom Monat Oktober an bis im März sind sie besonders damit beschäftigt, auf die Spur der im Schnee Verunglückten und Verirrten auszugeben. So oft die in diesen Regionen so häufigen und gefährlichen Tourmenten (heftige orkanartige Windstöße und Wirbelwinde) gewüthet haben, oder der Sturz von Lavinen vernommen worden, begeben sie sich in Begleitung ihrer Hunde (Marons genant) und mit großen Stangen bewaffnet, auf den Weg, spüren die etwa Verunglückten, selbst durch Lavinen unter dem Schnee Vergrabenen auf und tragen alsdann den erstarrten oder entseelten Körper auf ihren Rücken die Höhe, in das Spital, hinauf. Ist noch Hoffnung zur Herstellung vorhanden, so bieten sie durch Pflege aller Art hierzu alle nur mögliche Mittel auf und behalten den Kranken bis zur völligen Wiedergenesung bei sich. Jeder Mönch hat sein eigenes Geschäft, Bewirthung und Bedienung ist schnell und gut, und ein jeder, gleich viel welchen Standes und Religion er ist, wird mit der größten Leutseligkeit aufgenommen, und wenn er es verlangt, drei Tage hindurch unentgeldlich verpflegt; doch pflegen wohlhabende Reisende, ohne daß man ihnen jedoch etwas abfodert, nach Gutdünken eine Gabe zurückzulassen.

Das eigentliche Kloster ist ein langer Flügel, geräumig, stark gewölbt, und so zum Schutz und Trotz gegen die Wuth der Alpenstürme gerüstet. Es enthält die Küche und die Wohnzimmer der Geistlichen und Wohnungen für die vornehmen Fremden. Gerade über liegt auf einem Bergrande das Hospiz, oder die gemeine Herberge, wo andere Fremde aufgenommen werden. Das dritte Gebäude ist die Todtenkapelle, woselbst die Todten aufgestellt werden, weil man sie wegen des Felsenbodens nicht einscharren kann. Die Leichname werden in Leintücher gehüllt gegen einander gelegt, so daß ein jeder neu Hinzukommende mit dem Kopfe gegen die Brust seines Vorgängers angelehnt wird. Hier werden sie durch die scharfe kalte Luft in ihren Gesichtszügen lange kentlich erhalten, und vertrocknen zuletzt gleich Mumien. Im J. 1797 zählte man bereits vier Reihen solcher Schläfer. An der Südseite des Klosters liegt ein kleiner See, der nur in den wärmsten Sommermonaten aufzuthauen pflegt. Etwas unterhalb des Klosters liegt am Abhange eines Berges die große Meierei, wo über hundert Stück Kühe und anderes Vieh zum Unterhalte des Klosters gehalten werden und wo man auch Butter und Käse bereitet. Die Mönche ziehen nächstdem ihre Lebensmittel und das nöthige Holz aus dem Walliserlande und aus Aosta, womit in der schönen Jahreszeit gegen 40 Maulthiere beschäftigt sind; und da ihre Einkünfte für den Aufwand ihrer Stiftung nicht hinreichen, so müssen sie ihre Zuflucht zu Kollekten in der Schweiz und in Wallis nehmen; denn diejenigen, die unter dieser Firma im Auslande betteln, sind Betrüger. — Merkwürdig ward der große St. Bernhardspaß in neuern Zeiten durch den Übergang Bonaparte's im J. 1800; allein ungeachtet der Weg an vielen Stellen über bloße Klippen und lose Steine führt, und auch in den höhern Regionen, als er hinüber zog, viel Schnee lag, so kann man diesen Zug doch unmöglich für etwas außerordentliches ausgeben. Freilich verursachte der Transport des Geschützes manche Mühe; allein auch hierin liegt nichts Außerordentliches, als daß Bonaparte der erste ist, der Artillerie hinüber brachte, und der Welt gezeigt hat, daß schweres Geschütz überall da fortzubringen ist, wo Menschen durchkommen können. Denn Truppen jeder anderen Waffe sind schon zu verschiednen Zeiten in größern und kleinern Haufen hinüber gezogen. Allein ungeachtet dieser Übergang in Hinsicht der Besiegung von Schwierigkeiten auf dem Wege selbst wenig Ausgezeichnetes hat, so bleibt derselbe als Kriegsoperation betrachtet bewunderungswürdig. Bonaparte wagte sich nämlich mit einer großen Armee, die blos mit etwas Zwieback und einigem Schlachtvieh versehen war, in die ungeheuersten Defileen, wo die kleinsten Korps, zweckmäßig vertheilt, ihm jeden Ausweg versperren, und ihn ohne Schwertschlag vernichten konten, und entriß dagegen seinem Gegner durch einen kühnen Schlag die mühsam errungene Palme des Sieges. Beim Übergange der Reservearmee traf einst mit einem Male ein Korps von 12,000 M. beim Kloster ein, wodurch die Mönche in keine geringe Verlegenheit gesetzt wurden. Die Truppen hatten sich in der Kirche, in den Stuben und in allen Gängen umher, wo sie nur Platz fanden, gelagert. Durch ein Spiel des Zufalls führt ein Felsen in der Nähe des Klosters schon seit Jahrh. den Namen Marengo, und verherrlicht so gleichsam die Folge jenes Übergangs. Bonaparte ließ dem bei Marengo gefallenen General Desaix durch den Bildhauer Moitte in der Kirche des Hospiz ein Denkmal von weißem Marmor und zwei lateinische Inschriften zum Gedächtniß seines Übergangs errichten. In Landon's Annales du Musée T. XII. und im Februarstück 1812 des Modenjournals, findet man eine genauere Beschreibung und erläuternde Kupfer von diesem Denkmale. Dieses letzte Heft, so wie auch der 2. Theil eben erwähnter Reise und das Fragment einer Reise von Mailand nach St. Maurice, durch das Aoster-Thal und über den großen St. Bernhard in den Annalen der Reisen und Geographie 1809 enthalten noch Manches, sowol über den Berg selbst, als über den Zug der Reservearmee über denselben. (*Frhr. Menu v. Minutoli.*)

vorhanden ist. Der gelehrte Benediktiner Dom Martin behauptet I. II. VIII. S. 298. seines Werkes: La religion des gaulois tirée des plus pures sources de l'antiquité etc. Paris 1727., daß sie lange im Kloster des Mont-Joux aufbewahrt und dort von de Viot abgezeichnet worden sey. Von jener Bildsäule mag daher jener Berg den Namen: Mons Jovis, und späterhin den diesen abgeleiteten Mont-Joux erhalten haben, den er bis ins achte Jahrh. führte, wo er alsdann nach Bernhard, Oheim Karl's des Großen, benant worden seyn soll. (Ein Mehres hierüber findet man im 3. Theile der Reisen durch einen Theil von Teutschland, Helvetien und Oberitalien, im Sommer 1803. Berlin bei Himburg 1806.)

Digitized by Google

Bernhardsberg (der kleine) in Piemont, ist nicht mit dem großen zu verwechseln, eben so wenig als mit dem Bernhardinberg (s. d. Art.). Der kleine Bernhardsberg ist ein leicht ersteigbarer Alpengebirgspaß, südl. vom Montblanc, der aus dem Thal der Isere (dem Tarantaise-Thal) in das der Dora Baltea (dem Aosta-Thal) hinüberführt; auf der Höhe des Passes ist ein Hospiz, 6750 Fuß über das Meer, von da nach Aosta 13 Stunden. (*Wirz.*)

BERNHAUSEN, Pfarrdorf im Neckarkreis des Königr. Wirtemberg, O.-Amts Stuttgart, auf den Fildern mit 1276 evangel. Einw. Kirchhof und Kirche sind mit einer hohen Mauer umgeben, welche ohne Zweifel auch die Burg der Herren von Bernhausen, die hier ihren Sitz hatten, und ein sehr begütertes und angesehenes Geschlecht früherer Jahrhunderte ausmachten, umgab. In dem Städtekrieg, 1449, wurde Dorf und Schloß abgebrant. An Wirtemberg kam der Ort allmälig durch Kauf 1317, 1340 ꝛc. Die freiherrl. Familie von Bernhausen besteht übrigens noch in Wirtemberg, und ist bei Blaubeuren begütert. (*Memminger.*)

BERNHOLD, der Name einiger verdienten teutschen Gelehrten. Johann Balthasar, Professor der Theologie und griechischen Sprache zu Altdorf, war den 3. Mai 1687 zu Burg Salach, im Ansbachischen geboren, wo sein Vater Prediger war. Seit 300 Jahren hatten seine Voráltern, und zwar jeder 50 Jahre lang und darüber, ansehnliche geistliche Ämter im Ansbachischen bekleidet, daher die priesterliche Jubelfreude in der Bernholdischen Familie beinahe erblich zu seyn schien. Auch im Lüneburgischen und Braunschweigischen blühte ein, von dem ansbachischen abstammendes, adeliges Bernholdisches Geschlecht. Joh. Balth. besuchte das Gymnasium zu Ansbach, und die Hochschulen zu Altdorf, Wittenberg und Jena, wurde schon 1707 kaiserl. gekrönter Dichter, erwarb sich eine umfassende philologische, philosophische und theologische Gelehrsamkeit, und erlangte in der Disputirkunst, in der er später für einen Meister galt, eine ungemeine Fertigkeit. Nach der Rückkehr ins Vaterland wurde er 1714 Diakonus in der Hohenlohischen Residenz Pfedelbach, 1718 Pastor und Konsistorialrath, 1721 Hofprediger, 1724 aber folgte er einem Rufe als Professor der Theologie und Diakonus nach Altdorf. Hier wurde er 1729 Archidiakonus, im folgenden Jahre Pastor und erster Professor der Theologie, und 1732 übernahm er zugleich das Lehramt der griechischen Literatur. Im J. 1764 feierte er sein 50jähriges geistliches Amtsjubiläum, empfand erst im 80. Jahre die Schwächen des Alters, und starb den 25. Februar 1769, nachdem er dreimal das Rektorat und 15 Mal das Dekanat der theologischen Fakultät bekleidet hatte. Er war ein sehr verdienter Lehrer, ein moderater friedliebender Theolog von edlem Charakter, ein gründlicher Kenner der griechischen Literatur, der das Griechische eben so fertig als elegant sprach und schrieb, und mit großer Leichtigkeit viele griechische und lateinische Gedichte, in eignem und fremdem Namen schrieb. Unter andern hat man in dieser Beziehung von ihm: *Ἀνακρεοντεια μελη*, h. e. Anacreon quasi redditus imitationibus variis. 1736. 8., nach Will's Zeugniß „eine wohlgetroffene und weit genauere Nachahmung des Anakreon, als die, welche der Bischof Margunius im 17. Jahrh. herausgab." Bernholds eigene muntere und jovialische Einfälle hätten verdient, in eine Samlung gebracht zu werden. Außer Dissertationen, Progr. und andern Gelegenheitsschriften hat er nichts drucken lassen, als ein, nach den Grundsätzen der lutherschen Orthodoxie verfaßtes, mit verdientem Beifalle aufgenommenes Lehrbuch der polemischen Theologie, wobei er Baier's Kompendium der positiven Theologie zum Grunde legte und der Ordnung desselben folgte: Compend. theol. polem. disp. XXII.; praemisso prologo de polemica theologia. Altd. 1733. 4. Er war Vater von 10 Kindern, von denen er selbst 5 am Traualtare einsegnete [1]). In der gelehrten Welt hat sich sein dritter Sohn, Johann Gottfried, geb. zu Pfedelbach den 17. Jun. 1720, bekant gemacht. Er studirte zu Altdorf und Halle, machte als Hofmeister eine Reise nach Holland, wurde 1744 Inspektor der Alumnen zu Altdorf, 1752 Professor der Geschichte daselbst, und starb den 21. Jan. 1766. Man hat von ihm einige Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen, 2 Trauerspiele (Johanna und Irene, beide Nürnb. 1752. 8.) und ein vollständiges Register über die 22 Theile der Köhlerischen Münzbelustigungen. Nürnb. 2 Bde. 4. 6 Alphab. stark, ein lernhafter Auszug aus dem köhlerischen Werke, der fast als ein historisches Handbuch gebraucht werden kann. In Gatterer's histor. Biblioth. Bd. 2. S. 262. wird vermuthet, die Vollendung dieses mühseligen Werks habe sehr viel zu dem frühen Tode des hoffnungsvollen Gelehrten beigetragen. Seine letzte Arbeit war die Fortsetzung von Köhler's teutscher Reichshistorie, die Will vollendete [2]). —

Joh. Georg Samuel Bernhold, geb. 1720 zu Wilhelmsdorf, einem Flecken im Hohenlohischen, wo sein Vater Prediger war, studirte zu Ansbach und Altdorf, hielt in Erlangen Vorlesungen, kam 1746 als Rektor nach Heilbronn, und starb daf. den 14. Jan. 1760. Man hat von ihm viele Dissertationen, Progr. u. a. kleine Schulschriften, die zum Theil in den Actis scholast. wieder abgedruckt wurden, lateinische Elementarbücher, und ein Wörterbuch der lat. Sprache. Ansb. 1757. 2 Th. 4. Zusätze u. Verbess. 1759 [3]). —

Johann Michael, geb. zu Creglingen den 5. Jun. 1735, studirte die Arzneiwissenschaft zu Halle und Jena, und hielt auf der letztern Hochschule Vorlesungen. Im J. 1760 wurde er Physikus zu Mannbernheim, 1770 Oberamts- und Stadtphysikus zu Uffenheim, erhielt zuletzt den Charakter eines königl. preuß. Hofraths, war auch ein Mitglied der kaiserl. Academie der Naturforscher, und starb den 27. Jan. 1797. Der leidenden Menschheit war er ein einsichtsvoller und glücklicher Berather, und die Gelehrten schätzten ihn als Kenner der alten Ärzte, de-

1) Götten's gel. Europa 2. Th. 373. 3 Th. 814. Nova Acta hist. eccles. 10. Bd. 504—528. Will's Münzbelust. 1. Th. 24 St. Ebend. nürnb. Gel Ler. und Nopitsch's Forts. 1. und 5. Bd. Erlang. gel. Anz. 1769. S. 134. Bode's Geburts- und Todten-Alm. 1. Th. 313. Meusel's Ler. der verstorb. Schriftst. 1. Bd. 2) Will, Nopitsch und Meusel a. a. O. 3) Biedermann's Acta scholast. T. VIII. 320. Erlang. gel. Anz. 1760. S. 352. Fikenscher's gel. Gesch. v. Erl. 3. Abth. 156. Meusel a. a. O.

Digitized by Google

nen er einen vieljährigen anhaltenden Fleiß widmete, und deren Studium er durch einige Ausgaben beförderte, die eine ausgebreitete philologische Gelehrsamkeit beurkunden: Scribonii Largi compositiones medicamentorum denuo ad edit. Rhodianam ed. Argent. 1786. 8. Coelii Apicii de obsoniis et condimentis lib. X. cum lectionibus variis atque indice. Marcobreit. 1789; mit neuem Titel Onoldi 1800. 8. Theodori Prisciani Archiatri, quae exstant Tom. I. Novum textum constituit, lectiones discrepantes adjecit. (Norimb.) 1791. 8. mehr ist nicht erschienen. Seine Ausgabe von *Dion. Catonis* Distichorum de moribus ad filium lib. IV. (Aug. Vind.) 1784. 8. enthält ebenfalls eine durch Vergleichung mehrer Ausgaben gemachte neue Recension des Textes [4]). (*Baur.*)

BERNI (Francesco, zuweilen auch Berna oder Bernia geschrieben), einer der merkwürdigsten Namen in der komischen Literatur der Italiäner aus dem 16. Jahrh. Berni, wie er gewöhnlich heißt, war gegen das Ende des 15. Jahrh. geboren zu Castel Lamporecchio im Toscanischen. Das Jahr seiner Geburt ist unbekant. Einen Theil seiner Lebensgeschichte hat er selbst komisch erzählt in seiner Umarbeitung des verliebten Roland von Bojardo. Von adeliger Familie, aber arm, suchte er, ungefähr 19 Jahre alt, sein Glück in Rom, wo er besonders auf den Kardinal Dovizio, genant Bibiena, rechnete, der sein Verwandter war, und auch als Verfasser eines der ältesten italiänischen Lustspiele bekant ist. Aber er betrog sich in seiner Erwartung. Kümmerlich mußte er sich durchhelfen, bis er endlich die Stelle eines päpstlichen Secretärs bei einer Kanzlei erhielt; und auch in diesem, ihm sehr lästigen Amte hatte er nur eine spärliche Einnahme. Aber sein Witz und seine joviale Laune verließen ihn nie. Was hier und da Nachtheiliges von seinen Sitten erzählt wird, ist nicht erwiesen. Daß der berüchtigte Peter der Aretiner (Pietro Aretino, s. d. Art.) sein erklärter Feind war, macht ihm keine Schande. Er soll an Gift gestorben seyn, auf eine Veranlassung, die, wenn sie sich historisch beweisen ließe, als Beitrag zur Sittengeschichte des Zeitalters nicht unmerkwürdig seyn würde. Die beiden Kardinäle aus dem erlauchten Hause Medici, Hippolyt und Alexander, waren beide Berni's Gönner, haßten aber einander. Einer von beiden soll den andern durch Gift haben aus dem Wege räumen wollen, und die Ausführung des Bubenstücks dem muntern Berni zugemuthet, als aber dieser sich geweigert, ihn selbst haben vergiften lassen. Wie dem auch sey, Berni starb um das J. 1536. Nachrichten von seinem Leben und seinen Schriften findet man bei Mazzuchelli in dessen Scrittori d'Italia, bei Tiraboschi in der Storia della letteratura Italiana, und bei andern Literatoren.

Berni gehört zu den witzigsten Köpfen seiner Zeit. Den philosophischen Geist und die tiefere Menschenkentniß, die den Erzeugnissen des komischen Witzes einen höhern Charakter geben, muß man bei ihm nicht suchen. Sein Streben ging nicht weiter, als aus allem, was ihm vorkam, einen Spaß zu machen, und beiläufig Satyre auszustreuen, wie es ihm gerade einfiel. Aber er war ein heller Kopf, gebildet durch das Studium der alten Literatur, unerschöpflich an drolligen Einfällen und Wendungen, ein Meister in der Kunst, seine Muttersprache zu behandeln, und von ausgezeichnet feinem Geschmack. Hätte mehr Ernst in seinem persönlichen Charakter gelegen, so würde er sich als Satyriker zu einer höhern Stufe gehoben haben. Aber um nur immer scherzen und spaßen zu können, begnügte er sich nicht selten mit Possen und oberflächlicher Witzelei. Gleichwol zählen ihn die Italiäner zu ihren klassischen Autoren aus dem schönen 16. Jahrh.; und in gewisser Hinsicht mit Recht, wenn man nämlich den Begriff des Klassischen in der Literatur auf eine musterhafte Sprache, verbunden mit Anmuth und anziehender Leichtigkeit des Stylö, beschränkt. Der burleske Styl in der Verfeinerung, die er durch Berni erhielt, wird ihm zu Ehren Bernesker Styl (stile Bernesco) genant. Von dieser Seite angesehen, hat Berni allerdings viel Ähnliches mit Ariost, dem er übrigens keineswegs zur Seite gestellt werden darf. Als Geistesverwandter Ariost's zeigt er sich besonders in seiner Umarbeitung des verliebten Roland vom Grafen Bojardo. Dieses Werk hat auch den Namen Berni's vorzüglich bekant gemacht, und wird noch immer von den Italiänern sehr geschätzt*). Aber was an dieser Umarbeitung, die dem Gedichte ganz seinen ursprünglichen Charakter entzogen hat, was freilich den Italiänern nicht gefiel, zu loben ist, beschränkt sich, außer der eleganten Sprache und dem gefälligen Versbau, auf einige der seltnen Züge, durch die Ariost das Publikum bezauberte, als er durch seinen rasenden Roland Bojardo's Dichtung in einer andern Gestalt fortsetzte. Die ununterbrochne fortströmende Fluth von Scherzen ermüdet, wenn man nicht an solchen Spielen des Witzes ein besonderes Wohlgefallen findet. Den genialen Schwung der ariostischen Phantasie vermißt man durchgängig. Anziehend aber ist die komische Natürlichkeit der Beschreibungen. Man verliert im Ganzen nichts dabei, daß die Umarbeitung unvollendet geblieben ist. Außerdem glänzen Berni's treffende Satyre und witzige Possenreisserei in seinen komischen Sonetten und Kapiteln (capitoli), in denen aber auch die Sittsamkeit eben so wenig geschont wird, wie in den meisten italiänischen Gedichten dieser Art. Auch in Prosa hat er komische Abhandlungen (discorsi) und Launen (capricci) geschrieben, die er in muntern Gesellschaften vorzulesen pflegte. Eine Samlung dieser komisch-prosaischen Schriften von Berni hat den Titel: Accademia di Francesco Berni. Ferrara 1658. in 2 Quartbänden, wahrscheinlich nach einer frühern Ausgabe. (*Bouterweck.*)

Bernicia, s. Heptarchia und Northumberland.

BERNIER, ein Eiland an der Westküste des Australlandes unter 24° 50′ s. Br. und am Eingange der Sharky-Bai, von Baudin untersucht. Es ist rundum mit ausgebreiteten Felsenriffen umgeben, an welchen sich fürchterliche Brandungen brechen, im Innern mit einer Art von Cypressen bedeckt, das Meer reich an Mollusken

4) Bocke's Geburts- und Todtenalm. 1. Th. 392. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 1. Bd.

*) Es erschien zuerst Venet. 1541. Gute Handausgabe ist die 1760 2 Bre. 11. 8. daselbst erschienene.

Digitized by Google

aller Art, Austern und Fischen, und die Felsen von Kormorans und andern Seevögeln umschwärmt. (*Hassel.*)

BERNIER (François), ein französischer Arzt und Reisebeschreiber, war zu Angers geboren, nahm zu Montpellier die medizinische Doktorwürde an, und trat bald nachher eine große orientalische Reise an. Er kam 1654 nach Syrien, begab sich von da nach Ägypten, blieb über ein Jahr lang zu Cairo, und schiffte sich dann zu Suez nach Indien ein, wo er sich 12 Jahre am Hofe des großen Moguls aufhielt, und 8 Jahre die Stelle eines Leibarztes desselben bekleidete. Nach der Rückkehr in sein Vaterland machte er eine Beschreibung seiner Reisen bekant, begab sich 1685 nach England, und starb den 22. Sept. 1688 zu Paris in einem ziemlich hohen Alter. Er war ein sehr gebildeter, geistreicher Mann und ein guter Beobachter, der vieles sah und hörte, was vorher gänzlich unbekant war, und Gegenden besuchte, die vor ihm noch kein Europäer gesehen hatte. Vieles, was er von dem Hofe des großen Moguls, von der innern Verfassung seines Reichs, von der Religion, den Studien und Wissenschaften der Brahmanen berichtet, ist so gehaltreich, daß ihn Georg Forster in die Reihe der ersten Geschichtschreiber Indiens stellt, und versichert, daß er durch seinen einfachen und anziehenden Vortrag, sein gesundes Urtheil und seine Genauigkeit im Untersuchen sich vor vielen Andern auszeichne. Nur hie und da ist seine Glaubwürdigkeit zweifelhaft, und Einiges trägt die Spuren der Leichtgläubigkeit oder der Erdichtung [1]). Seinen philosophischen Geist beurkundete er durch mehre Abhandlungen in Zeitschriften, und durch einen Abrégé de la philosophie de Gassendi, der zuerst 1678 zu Lyon in VIII. Vol. 12. und 1684 in VII. Vol. erschien [2]). Er stand mit den geistreichsten Männern seiner Zeit in Verbindung, wie mit Boileau und St. Evremont. Letzterer pflegte ihn nur le joli philosophe zu nennen, und bemerkte dabei: Joli philosophe ne se dit guères; mais sa figure, sa taille, sa conversation, l'ont rendu digne de cette épithète. Als Philosoph ist Bernier vergessen, aber seine Reisen haben noch immer ihren Werth [3]).

Von einem Arzte Jean Bernier aus Blois, der am 18. Mai 1698 zu Paris starb, hat man eine ziemlich ungenaue Histoire de Blois. Par. 1682. 4. Essais de médecine. 1689; neue Aufl. 1695 unter dem Titel: Hist. chronologique de la médecine et des médecins. Anti-Menagiana 1693. 12. Jugement sur les oeuvres de Rabelais. 1697. 12., Schriften von geringem Werthe [4]). (*Baur.*)

Bernier (Etienne Alexander Jean Baptiste Marie), Bischof von Orleans und Mitglied der Ehrenlegion, geb. zu Darn im Departement Mayenne den 31. Decbr. 1764. Er studirte im Kollegium zu Angers, und wurde in jungen Jahren Pfarrer zu St. Laud d'Angers. Den Grundsätzen der Revolution abgeneigt, und den Bürgereid der Geistlichkeit verweigernd, durfte er sich glücklich preisen, daß er 1792 der Deportation entging. Im folgenden Jahre schloß er sich an die empörten Vendeer an, und suchte durch begeisterte Reden den Gemeinsinn zu wekken und den allgemeinen Enthusiasmus noch mehr anzufeuern. Seine Bestrebungen waren von dem glänzendsten Erfolg; immer sah er sich von einer Menge Zuhörer umgeben, und ward oft, wenn er die Kanzel verließ, im Triumph nach seiner Wohnung begleitet. Um diese Zeit dichtete und komponirte er das bekante Réveil des Vendéens. Als der Krieg im März 1793 in der Vendée wirklich ausbrach, begab er sich zu der Armee von Anjou, und war bald eines der bedeutendsten Mitglieder des obern Rathes der katholischen und königlichen Armeen, und gleichsam der Apostel der Vendeer, nicht allein durch seine salbungsvollen Vorträge, durch die er alle seine Zuhörer dahinriß, sondern auch durch seine geistige Überlegenheit überhaupt, durch seine Geschicklichkeit in der gesamten Geschäftsführung, und durch die große Gewandtheit und Umsicht, die sich in allem offenbarte, was er rieth und unternahm. Nie verlor er den Muth, unterstüzte die Generale durch seine Rathschläge, und wußte den Enthusiasmus der Soldaten immer wieder neu zu beleben. Er folgte der Vendeearmee über die Loire, verbarg sich nach der Niederlage von Savenay eine Zeit lang in Bretagne, und half darauf das Land wieder nach dem Plane der Royalisten organisiren. Dann begab er sich zu Charrette's Armee, von da als Generalkommissär zu Stofflet's Heere, und war das eigentliche Oberhaupt der Armee von Anjou. Er schrieb die Proclamationen, korrespondirte mit den Emigrirten und den fremden Mächten, und entwarf die Bedingungen, unter denen die Vendée mit den Republikanern einen Frieden schloß, den Charrette bald wieder brach. Nach dem Tode des letztern und als Hoche die Vendeer und Chouans zerstreut hatte, suchte Bernier von diesem General einen Paß nach der Schweiz zu erhalten. Er blieb aber heimlich im Lande, und bemühte sich, das Feuer der Insurrektion von neuem anzufachen; allein als es 1799 wirklich wieder aufloderte, fand er keine Gelegenheit, eine bedeutende Rolle zu spielen. Als aber bald darauf Bonaparte, nach dem Antritte seines

---

1) Zuerst gab er seine Beobachtungen unter dem Titel heraus: Histoire de la dernière révolution des Etats du grand Mogol. Par. 1670. 12. Suite des mémoires du sieur Bernier sur l'empire du gr. Mogol. Ib. 1671. 12. Evénemens particuliers etc. Ib. 1671. 12.; auch à la Haye 1671 und 72. 12., dann zusammen gedruckt unter dem Titel: Voyages de Fr. Bern. contenant la description des états du grand Mogol, de l'Hindoustan, du royaume de Cachemire etc. Amsterd. 1699; 1710; 1724. Vol. IV. 12. mit Kupfern und Karten, und nach allen diesen Ausgaben geschäzt. Englisch, London 1671, und 1675. 2 Bde. 8.; teutsch, in der Samlung, die den Titel hat: Asiatische und afrikanische Merkwürdigkeiten dieser Zeit. Nürnb. 1676. 4. und im Auszuge im 14. und 15. Bde. der Berliner Samlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. 2) In der zweiten Ausgabe hat er einige Zweifel über einige Punkte hinzugefügt, deren Lösung ihm Schwierigkeit machte. Da der Jesuit Valois das atomistische System von der Seite angegriffen hatte, daß es mit der katholischen Lehre von der Transsubstantiation unverträglich sey, so schrieb er gegen denselben eine Vertheidigungsschrift, welche sich in dem von Bayle anonym herausgegebenen Recueil des pièces curieuses findet. Als aufgeklärter Denker bestritt er den astrologischen Aberglauben gegen *Morini* anatomia ridiculi matis, adversus I. B. Morini astrologiam Gallicam. Paris 1651. 4. (*Tennemann.*) 3) *Bayle* Dict. Mém. de Niceron T. XXIII. 364. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. IV. *Meusel* Bibl. hist. Vol. II. P. II. p. 2. 4) Mém. de Niceron T. XXIII. 370. Nouv. Dict. hist. Biogr. univers.

Digitized by Google

Konsulats, ernstlich darauf Bedacht nahm, die Vendee zu beruhigen, kam Bernier als Bevollmächtigter einiger Royalistenchefs nach Paris, und brachte einige Monate daselbst zu. Der erste Konsul ließ ihn oft zu sich rufen, und hielt lange Unterredungen mit ihm über die Beruhigung des Westens und über die Wiedereinführung der katholischen Religion in Frankreich. In Folge des Concordats mit dem päpstlichen Hofe, bei dessen Abschlusse er einer der Bevollmächtigten war, erhielt er das Bisthum Orleans, und wurde im April 1802 von dem päpstlichen Kardinallegaten Caprara zum Bischofe geweiht. Seit dieser Zeit lebte er den Pflichten seines Berufs mit Gewissenhaftigkeit, erwarb sich durch seinen erbaulichen Wandel viele Verehrer, und starb zu Paris den 1. Oktbr. 1806. Verschiedenes, was er über die Geschichte der Vendee geschrieben hatte, ließ er vor seinem Tode verbrennen*). (*Baur.*)

BERNINA, ein Bergpaß im schweiz. Canton Graubünden, 7380 F. über dem Meer, aus dem Ober-Engadin (oder Innthale) ins Puschlaverthal und Veltlin; auf der Höhe sind einige kleine Seen und eine Waren-Niederlage. Sehr merkwürdig und von erhabenem Eindrucke auf den Betrachter sind die Gletscher in der Nähe dieses Passes. Sie bestehen aus 3 Hauptmassen, die sich theils in Bündnerische, theils in Veltlinische Felsenthäler hinabsenken und ausmünden. Noch zu wenig sind sie bereiset und gekant, obgleich an verschiedenen Orten das stellenweise bei 1000 Klaftern hohe Eis sich ohne Gefahr besteigen läßt. Die Kette des Berninagebirges bestehet, nach Ebel, ganz aus Urgebirge; da, wo der Paß hinübergehet, zeiget sich Granit verschiedner Art. (*Wirz.*)

BERNINI, der Name mehrer Künstler aus einer ursprünglich toskanischen Familie†), die sich aber im 16. Jahrh. zu Neapel niedergelassen hatte, und von da nach Rom überging.

Der berühmteste von ihnen ist Giovanni Lorenzo Bernini, der auch unter seinem Titel Il Cavaliere Bernini bekant ist. Er wurde 1598 zu Neapel geboren und empfing hier den ersten Unterricht in der Kunst von seinem Vater, Pietro Bernini, der zu seiner Zeit als Maler und Bildhauer in ausgezeichnetem Rufe stand. Lorenzo gab schon in seiner Kindheit bewundernswürdige Proben seines Künstlertalents, und soll z. B. in seinem achten Jahr einen schönen Kinderkopf in Marmor ausgeführt haben. Als bald darauf bedeutende Bestellungen den alten Bernini nach Rom riefen, nahm er Lorenzo und dessen jüngern Bruder Ludovico, mit sich, und beide unterstützten ihren Vater in seinen Arbeiten. In Rom erregten Lorenzo's Fertigkeit und Leichtigkeit in so früher Jugend allgemeines Aufsehen, und machten schon den Papst Paul V. auf seine Werke aufmerksam. Papst Gregor XV. erhob ihn zum Ritter des Ordens Christi in Portugal, und unter Urban VIII. aus dem Hause Barberini stieg er auf den höchsten Gipfel künstlerischen Ruhms und Ansehens. Rom hatte Bernini's Studium auf die Architektur hingelenkt, und nun fand er unter seinem hohen Gönner den weitesten und schönsten Wirkungskreis für diese Kunst. Denn Urban übertrug ihm die Oberaufsicht und Direktion des Baues der Peterskirche und ließ durch ihn die Plane zu deren Vollendung und Verschönerung entwerfen. Nach dieses Papstes Tode versuchten Haß und Neid den Künstler zu stürzen, aber er siegte über sie durch neue Werke, und erhielt sich sowol unter Innocenz X., als unter Alexander VII. in gleicher Ehre und Thätigkeit. Im Auftrage dieses letzten Papstes erbaute Bernini die große Kolonnade des Peterplatzes. Schon im J. 1644 hatte der Kardinal Mazarin den Bernini nach Paris zu ziehen versucht und ihm die glänzendsten Anerbietungen gemacht, denen der Künstler aus Liebe für seine in Rom unternommenen Arbeiten widerstand. Im J. 1665, als Bernini ein achtundsechziger war, lud ihn der König Ludwig XIV. selbst in den schmeichelhaftesten Ausdrücken ein, nach Paris zu kommen, und der Künstler reiste mit einem seiner Söhne und einem zahlreichen Gefolge nach Frankreich ab. Seine Aufnahme in Paris war ehrenvoll und glänzend, und seine Büste des Königs, die er hier arbeitete, fand allgemeinen Beifall. Meist beschäftigte sich aber Bernini in Paris mit Planen zur Wiederherstellung des Louvre, und empfand dabei, vielleicht das erste Mal in seinem Leben, den Schmerz der Zurücksetzung; denn Perrault's Entwürfe wurden den seinigen vorgezogen. Diese Kränkung trieb den Bernini bald nach Rom zurück, und er empfing bei der Abreise von dem Könige eine jährliche Pension von 2000 Thalern für sich, und von 500 für seinen Sohn. Dafür erkentlich, arbeitete er die große Statue des Königs zu Pferde, die den Berg des Ruhms ersteigt, deren Ausführung ihn viele Jahre beschäftigte. In Rom fand er unter Clemens X. sein altes Ansehn wieder, in dem er sich bis an sein Ende behauptete. Noch in seinem 70. Jahre vollendete er das Grabmal Alexanders VII., eines seiner größten Werke, und starb den 28. Nov. 1680. Sein Leichnam wurde mit großer Pracht und Ehre neben seinem Vater in der Kirche St. Maria Maggiore beigesetzt. Zu seinen Schülern gehören außer seinem schon genanten Sohne, Paolo Bernini, Mattia Rossi, François Duquesnoy, genant der Flamländer, und Boromini, der seines Lehrers neidischer Nebenbuhler wurde. Auch als Schriftsteller hat sich Bernini versucht und namentlich werden seine Komödien angeführt. Domenico Bernini hat das Leben seines Vaters und der Abbé de la Chambre eine Lobrede desselben geschrieben. Außerdem vergl. Baldinucci.

Die Zeitgenossen haben sich in dem Lobe der Werke Bernini's sehr übernommen, und sie bald den Antiken an die Seite gestellt, bald ihn selbst einen zweiten Michel Angelo genant. Mit diesem hat nun Bernini in der That weiter keine Ähnlichkeit, als die Ausübung der drei bildenden Künste, und mit den Werken des Alterthums stehen die seinigen in schroffem Widerspruche. Bernini ist allerdings einer der fleißigsten, fertigsten, rüstigsten und fruchtbarsten Künstler Italiens, und seine Erfindungskraft hat sich in seinem langen, thätigen Leben und in den verschiedenartigsten Arbeiten bis an sein Ende nicht

*) Reichardt's moderne Biographien 1. Th. 131. Biogr. univ. T. IV. (sehr ausführlich) u. Biographie des Contemporains T. II. (im Geiste dieses Werks).

†) Pietro (Francesco) Bernini, der Vater des Cavaliere Bernini, wurde 1562 zu Sesto in Toskana geboren.

Digitized by Google

erschöpft. Auch fehlt es ihm nicht an Unternehmungsgeist und Leichtigkeit, das Neue durchzuführen; daher sein Wahlspruch: Chi non esce talvolta della regola, non la passa mai. Aber Bernini misbrauchte seine Talente, um dem Geschmacke seines Zeitalters zu fröhnen, das nach Effekt, Glanz, sinneschmeichelndem Reize, kleinlicher Zierlichkeit und überladenem Pompe lüstern war, und dadurch verblendet, das Wesen der wahren Kunst verkennen gelernt hatte. In allen Werken Bernini's spiegelt sich der Geist der Eitelkeit und des Stolzes ab, und seine Ansprüche auf Effekt überbieten Alles, was bisher auf diesem falschen Wege versucht worden war.

Bernini's Werke sind so zahlreich, daß wir nur die vorzüglichsten anführen können. Der größte Theil derselben befindet sich in Rom, und die Peterskirche allein verschließt deren funfzehn. Seine Malereien sind unbedeutend, und werden selbst von den Bewunderern seiner übrigen Werke wenig geschätzt. Von seinen architektonischen Werken sind diejenigen die merkwürdigsten, welche er an der Peterskirche ausgeführt hat, und in diesen macht sich der falsche Geschmack weniger bemerklich, so daß es scheint, der große Styl dieses Gebäudes habe den Bernini aus seiner Manier herausgerissen und zur Erkentniß des einfach Großen und Schönen erhoben. Die Kolonnade des Petersplatzes mit ihren Springbrunnen ist Bernini's Meisterwerk. Aber seine Nischen in den Hauptpfeilern der Kirche, welche die Kuppel tragen, sollen den Sprung derselben verursacht haben. Von seinen Palästen sind der Barberinische und der des Monte Citorio in Rom auszuzeichnen, von seinen Springbrunnen die der Piazza di Spagna und der Piazza Navona. Die Peterskirche hat seine größten Arbeiten in gegossenem Erz aufzuweisen, namentlich das Zelt des Hauptaltars, das Grabmal Papst Urbans VIII. und den Stuhl des heiligen Petrus. Seine Skulpturarbeiten in Marmor sind fast ohne Ausnahme in einer auf malerischen Effekt hinstrebenden Manier entworfen, und können nur in Einzelheiten der Ausführung gelobt werden. Zu größeren Gruppen nahm er Marmor von verschiedner Farbe, seine Basreliefs haben Vorgründe, Mittelgründe und Fernen. Seine Statuen sind immer in überspanter Bewegung und Leidenschaft dargestellt, z. B. David, die Schleuder schwingend, Daphne, die sich eben in den Armen des Apoll mit Rinde überzieht und zu sprießen anfängt. Eben so übersteigt der Ausdruck seiner Köpfe die Gränzen der Bildhauerkunst. Seine Falten sind kleinlich, papierartig und eckig, sein Fleisch weich, glatt und knochenlos. (*Wilh. Müller.*)

BERNIS (François-Joachim Comte de Lyon Cardinal de), geb. den 22. Mai 1715 zu St. Marcel de l'Ardeche, aus einer alten, aber wenig begüterten Familie [1]), und deshalb dem geistlichen Stande bestimt. Schon sehr jung wurde er Kanonikus des Kapitels von Brioude; kam dann in das Seminaire de St. Sulpice, und in das Kapitel von Lyon [2]); worauf er mit sehr unbestimten Hofnungen zu Paris in der Welt auftrat. Mit einer angenehmen Gestalt, großen Lebhaftigkeit des Geistes, einem zuverlässigen und treuen Charakter, endlich mit einem mehr als gewöhnlichen Talente der Poesie begabt, gewann er sehr bald einen bedeutenden Plaz in der Gesellschaft, und wurde in einen Strudel von Vergnügungen gezogen, die keineswegs immer einen geistlichen Charakter hatten. Als ihm einstmals der alte Kardinal Fleury, der sich das Ansehn seines Gönners gab, hierüber tadelte, und weil er wenig Neigung bei ihm spürte, seinen Ermahnungen Folge zu leisten, zu ihm sagte: So lange ich lebe, dürfen Sie auf nichts rechnen; antwortete der Abbé ohne Verlegenheit: Monseigneur, j'attendrai; verbeugte sich und ging [3]). Diese kecke Antwort ging schnell von Mund zu Mund, aber die Lage ihres witzigen Urhebers besserte sich nicht; und während man den Anstand und die Heiterkeit rühmte, mit der er die Armuth ertrug [4]), ließ man ihm Zeit, sich dieses Ruhms vollkommen würdig zu machen. Eine Empfehlung der Prinzessin von Rohan machte ihn der Marquise de Pompadour, diese machte ihn dem Könige bekant; aber aller Gebrauch, den er von dieser vielsagenden Gunst machte, war für Andre, nicht für sich selbst. Zufrieden, wie Duclos sagt, hätte er sich ein Einkommen von 6000 Franken sichern können, fand er doch keine Mittel zu Erfüllung dieses mäßigen Wunsches; und da er zu einem kleinen Glücke nicht gelangen konte, faßte er den Entschluß, ein großes zu machen. Von diesem Augenblick an war ihm der Weg gebahnt. Als Gesandter bei der Republik von Venedig betrat er im J. 1751 die diplomatische Laufbahn [5]), gewann das Vertrauen seines Hofes und die Achtung der Republik, und kehrte 1755 mit den größten Hofnungen nach Versailles zurück. Bei den Händeln, welche über das lit de justice zwischen dem Hofe und dem Parlamente von Paris ausgebrochen waren, wurde er (1756) als Vermittler gebraucht; eine Rolle, die er mit gleichem Erfolge bei den Streitigkeiten Benedict XIV. mit der Republik Venedig übernahm. Um dieselbe Zeit wurde er zum Gesandten nach Madrit oder Warschau bestimt [6]); da man aber bei der Verhandlung mit dem östreichischen Minister über das von Maria Theresia und

1) Als sich Mad. de Pompadour mit ihm überwarf, sagte sie ihm, er vergäße, daß sie ihn aus dem Kothe gezogen hätte. Er antwortete: Madame, je n'ai pas oublié vos bienfaits, mais vous me permettrez de vous observer qu'un Comte de Lyon ne peut pas être tiré de la boue. 2) *Du Clos* Mém. secrets. T. II. p. 500.

3) Nach einigen war es der Bischof von Mirepoix, der damals das Departement der Pfründen hatte, dem Bernis diese Antwort gab. Aber diese Sage ist nach Bernis eignem Zeugnisse [redacted], der die Anekdote in einem Briefe an Voltaire erwähnt. S. Correspond. *de Voltaire* et du Cardinal *de Bernis*. p. 283. Vgl. eine Anmerk. des Herausgebers S. 7. 4) *Duclos* l. c. S. 501. Der Cardinal lebte noch lange und hielt Worte Eines Tages, als sich der Abbé in lustiger Gesellschaft befand, kam die Nachricht, der Cardinal sey gestorben. Jeder der Anwesenden setzte ihm eine Grabschrift aus dem Stegreife; den größten Beifall erhielt die von Bernis:

Ci git qui loin du faste et de l'éclat,
se bornant au pouvoir suprême,
n'ayant vecu que pour lui-même,
mourut pour le bien de l'état.

Mitten in dem Jubel kommt der Widerruf jener Nachricht an, und bringt den voreiligen Lobrednern Besorgnisse mit, die sie noch ein ganzes Jahr lang beunruhigen. S. Bourgoing zu der Corresp. de Volt. et du Card. de B. S. 7. 5) Sein Briefwechsel aus dieser Epoche mit Paris Du Verney ist 1790, 2 Vol. 8. gedruckt erschienen. 6) Duclos a. a. O. S. 423.

Digitized by Google

der Pompadour so eifrig gewünschte Bündniß seine Talente zu benutzen wünschte [7]), trat er diesen Posten nicht an, schloß das Bündniß mit großem Beifall des Publikums ab, und trat im J. 1757 an Rouillé's Stelle in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ein. Diese Epoche seines Lebens ist großem Tadel ausgesetzt gewesen. Unbekant mit den Kämpfen, die er zu bestehen hatte, schrieb man den schlechten Fortgang des Krieges auf das vorher so sehr gebilligte Bündniß; und während das Publikum die zu große Willfährigkeit des Ministers tadelte, verlor er durch den Widerstand, den er leistete, die Gunst des Königs und der Maitresse desselben [8]). Kurz vor seiner Verabschiedung erhielt er (1758), zum Verdrusse widerstrebender Neider [9]), den Kardinalshut, den er aber kaum erhalten hatte, als er durch einen Kabinets-Befehl, der ihn der Undankbarkeit beschuldigte, nach seiner Abtei St. Madard verwiesen wurde [10]). Nachdem er hier 5 Jahre in philosophischer Muße verlebt hatte, rief ihn der König d. 1. Jan. 1764 zurück, nahm ihn mit offnen Armen auf, und ertheilte ihm kurz darauf (im Jul. 1764) das Erzbisthum Albi [11]). Indem er nun seine Zeit zwischen der Verwaltung seiner Diöces und dem Aufenthalte zu Versailles theilte, trug ihm der König im J. 1769 auf nach Rom zum Conclave zu gehen. Hier bewirkte er durch seinen Einfluß die Wahl Clemens XIV. (Ganganelli), und dieser hob zur Dankbarkeit gegen den französischen Hof, und auf Betreiben des Kardinals Bernis, den Orden der Jesuiten auf [12]). Seit dieser Zeit verließ er Rom nicht wieder. Zum Gesandten ernant, genoß er „von dieser Zeit an" die größte Achtung, und vorzüglich unter Clemens XIV. einen glänzenden Einfluß [13]), welchen auch der ungewöhnliche Titel eines **Protecteur des Eglises de France** bezeugt, den er im J. 1774 als Zeichen der höchsten Zufriedenheit seines Hofes erhielt [14]). Wiederholte Anträge der Rückkehr zu den Statsgeschäften an seinem Hofe selbst lehnte er ab. Sein Leben in Rom, welches bis auf die letzten Jahre das angenehmste und anständigste war, das ein Prälat der römischen Kirche nur führen konte, lassen wir einen Augenzeugen beschreiben, der nicht in Verdacht ist, von den Großen der Erde des Guten zu viel zu sagen. „Die Wohlthaten, sagt Gorani [15]), welche der Kardinal Bernis in glücklichen Zeiten mit der größten Freigebigkeit ertheilt hat, seine angenehmen Sitten, die Güte seines Herzens und seines Charakters, haben ihm so viele Herzen gewonnen, als es Einwohner Roms gibt. Niemand hat je Ursache gehabt über ihn Klage zu führen. Einige Satyren erschienen gegen ihn; er kante ihre Urheber, aber er hielt es unter seiner Würde sie zu bestrafen. Einige dieser Menschen wendeten sich sogar an ihn in der Noth, und erhielten Wohlthaten von ihm. Eine Menge Züge, die seinem Herzen Ehre machen, haben ihm die öffentliche Achtung so vollkommen erworben, daß die Folgen der französischen Revolution ihm nichts von der Ehrerbietung entzogen haben, die Leute vom ersten Rang ihm in den Zeiten seines Wohlstandes erwiesen." Alle Reisenden, welche Rom besucht haben, sprechen mit Bewunderung von seiner Hospitalität, von der Gefälligkeit, mit welcher er Fremde aller Nationen bei sich aufnahm, und von den Diensten, die er vorzüglich seinen Landsleuten mit der größten Bereitwilligkeit bewies. Der Pracht seines Hauses genügten seine großen Einkünfte nicht [16]). Er sah sich gegen das Ende seines Lebens mit Schulden

7) Die Geschichte dieses Tractats, welcher sehr verschiedene Urtheile erfahren hat, s. bei *Duclos* T. II. p. 1417 ff. u. *Flassan* Histoire de la Diplomatie Française. T. VI. p. 46. s. welcher den Bund selbst für untadelhaft erklärt, aber die Ausdehnung, die man demselben gegen Bernis Willen und Absicht gab, misbilligt. Diejenigen, welche große Begebenheiten aus kleinen Ursachen abzuleiten lieben, behaupteten, ein Vers des Königs von Preußen (*éviter de Bernis la stérile abondance*) hätte den Abbé erbittert und ihn zum eifrigen Beförderer jenes Bündnisses gemacht. Die bekanten Verhältnisse, unter denen dasselbe entstanden ist, machen diese Anekdote, die auch mit dem Charakter des Kardinals nicht in Übereinstimmung ist, vollkommen überflüssig. Vgl. Les Siècles littéraires. T. I. p. 234. 8) Man hat mich, schrieb er an Paris Duverney, auf einem großen Theater tanzen lassen, und mir dabei Fesseln an Hände und Füße gelegt. — Man behauptet, er habe, um das Joch der Pompadour abzuschütteln, dem Könige eine Schrift überreicht, in welcher er dem Könige die Nothwendigkeit darthat, einen ersten Minister zu ernennen; und dieser Vorschlag, durch den er sich die Macht eines Richelieu und Fleury anzueignen gesucht habe, sey die Ursache seiner Ungnade gewesen. *Flassan* Histoire de la diplom. T. VI. p. 124. Folgendes ist das Urtheil dieses Diplomatikers von ihm: **Le Cardinal B. avait l'esprit facile et fleuri; son genre étoit la conciliation, et l'art d'attirer les coeurs par la bienveillance. Il fut un ministre noble plutot qu' un grand ministre. La bonté de son coeur le rendait très dépendant de l'amitié.** 9) Man schickte sogar, um seine Ernennung zu hintertreiben, höchst anstößige Verse nach Rom, für deren Verfasser man ihn ausgab. *Duclos* T. II. p. 507. So hatte man schon früher, um ihn in der Achtung der Geschäftsleute herabzusetzen, seine Gedichte drukken lassen. Er schreibt hierüber an Voltaire S. 85. **Dans les pays** étrangers où j'ai vecu, on trouvait **un mérite de plus à un ministre de savoir écrire des vers faciles; à Paris et à Versailles j'ai rencontré à chaque pas comme des obstacles les amusemens** de ma jeunesse; **cette pédanterie ridicule m'a enfin dégouté** d'un genre qui m'avoit amusé, **délassé et quelquefois consolé.** 10) An dem Tage, wo B. den Kardinalshut empfing, sagte einer der Höflinge zu ihm: **Mr. le Cardinal, voilà un beau jour.** Er antwortete: **Dites plutot, que voilà un bon parapluie.** Diese Antwort ward einige Tage später, als er seine Entlassung erhielt (den 1. Nov. 1758) wahr und gut gefunden. Wir setzen den, wahrscheinlich von der Pompadour eingegebenen Brief des Königs hieher, durch den er ihn entließ: **Votre tête légère n'a pu soutenir le poids de mes bienfaits. Allez vous en à votre abbaye pour servir à jamais d'exemple aux ingrats. Louis.** *Bourgoing* zu der Corresp. du Cardinal de B. S. 77.

11) Der Gebrauch, die Bischöfe von dem Orte ihres Bisthums zu benennen (z. B. Mr. de Meaux, Mr. de Cambrai, Mr. d'Albi) gab Voltairen Veranlassung, einen seiner ersten Briefe an den Kardinal, nach der Ernennung zum Erzbischof mit dem Horazischen Verse anzufangen: Albi, nostrorum sermonum candide judex. 12) Bernis betrieb dieses Geschäft nach dem Willen seines Hofes, ob er gleich selbst dem Orden nicht abgeneigt war. S. *Flassan*. T. VII. p. 101. 13) **Il a vecu à Rome plutôt en Roi, qu'en ministre de France. Les Romains auraient plus craint de l'offenser que le Pape lui-même. La Décade philos. et litér. T. III. an. III. p. 498.** 14) Bourgoing's Anmerk. zu der Corresp. S. 77. Nicht also Protecteur de la France wurde er betitelt, wie Gorani sagt (Mémoires secrets T. II. p. 190.), der sich darüber ereifert. 15) Mémoires secrets. T. II. p. 189. 16) Seine Neffen errichteten ihm ein Mausoleum zu Rom, welches nachher in die Kathedral-Kirche zu Nimes gebracht wurde. Sein Herz ist in einem andern Grabmal in der Kirche des heil. Ludwig zu Rom aufbewahrt.

Digitized by Google

belastet, und da ihn die französische Revolution aller seiner Einkünfte beraubte, war er nur allzuglücklich auf Verwendung seines Freundes, des Ritters Azara, durch den spanischen Hof unterstützt zu werden. Er starb den 2. Novbr. 1794 in seinem 80. Jahre [17]).

Unter den leichten Dichtern des vorigen Jahrhunderts nimt B. eine unverächtliche Stelle ein; und es war vorzüglich das Talent, sich in den Fesseln des Reims mit Anmuth und Leichtigkeit zu bewegen, was ihm zuerst die Achtung und den Beifall der gebildeten Gesellschaft, und einen Platz in der Akademie [18]) verschafte. Einige seiner Episteln, vornehmlich die an seine Penaten, an den Duc de Nivernois, an Duclos, an den Baron de Montmorency, erinnern an Gresset; auch scheint ihm bisweilen Chaulieus Art vorgeschwebt zu haben. Man tadelt den allzufreigebigen Gebrauch der Mythologie, und den allzureichen Bilder- und Blumen-Schmuck [19]) vornehmlich in den quatre parties du jour und den quatre saisons. Diese Gedichte sind oft, immer ohne Mitwirkung ihres Verfassers, und häufig sehr fehlerhaft abgedruckt worden. (Die beste Ausg. ist Oeuvres complètes. Paris, chez Didot. 1797. 8.). In der zweiten Hälfte seines Lebens, nachdem er sich ganz der Kirche gewidmet hatte, behielt er zwar die alte Liebe für die Poesie und den feinen und sichern Geschmack, den in frühen Jahren seine poetischen Freunde vorzugsweise zu Rathe zu ziehen pflegten [20]); aber der Ausübung der Kunst entsagte er; ja, er vermied die Erwähnung seiner jugendlichen Werke, die er unter die Sünden seiner Jugend rechnete [21]). Nach seinem Tode fand sich unter seinen Papieren ein Gedicht über die Religion, das er schon im Jahr 1737 auf den Rath des Kardinals Polignac angefangen hatte; ein Werk, das bei einzeln glänzenden Stellen, doch zu kalt und zu trocken ist, um dem Ruhme seines Verfassers etwas zuzusetzen [22]). Über seine kirchlichen Meinungen ist das Urtheil getheilt; niemand aber zweifelt, daß er auch bei theologischen Gegenständen immer auf der Seite der Billigkeit und des Friedens gewesen sey [23]). (*F. Jacobs.*)

17) Er trat an die Stelle des Abbé Gedoyn im Jahr 1744 ein, also lange vorher, ehe die Hofgunst ihn auszeichnete. 18) S. *Palissot* Mémoires sur la Littérature T. I. p. 78. Vgl. *Sabatier* Siècles littéraires. I. p. 234. Den blumenreichen Dichter nanten seine Freunde Babet la bouquetière (mit dem Namen einer Blumen-Händlerin, die an dem Saale der Oper feil hatte); ein Scherz, den Voltaire in den Briefen an den Kardinal und der Kardinal selbst in den seinigen fortsetzt. Que votre Eminence, schreibt jener (Oeuvres de Voltaire T. 56. p. 65) lui conserve les bontés dont la belle Babet l'honorait. Vgl. Correspond. de Volt. et du Cardinal B. S. 153. 158 und 169. 19) Ein großer Theil seines Briefwechsels mit Voltaire (von den Jahren 1761—1777.) von Bourgoing herausgegeben Paris, an VII. 8.) betrifft die ihm von V. mitgetheilten Werke, der seine Kritiken selten unbenuzt gelassen hat. 20) Si on lui parle de ses ouvrages, il s'efforce de détourner la conversation, et s'il ne peut y parvenir, il ne repond alors qu'en laissant échapper ces mots: ce sont les péchés de ma jeunesse. *Goruni* Mém. T. II. p. 191. *Bourgoing* Corresp. p. 56. 21) Der Eb. v. Azara hat es in mehren Ausgaben bei Bodoni zum Druck befördert, nachdem es von einer Commission römischer Theologen geprüft worden war. Die theologischen Bedenken des Kardinals Gerdil darüber finden sich in der Ausg. von Lottin. 3 Vol. 8. 22) Je suis tenté, schreibt der Kardinal aus seinem Exil an Voltaire S. 23., de reduire la théologie à ses véritables bornes, c. à. d. de la dépouiller de toutes les questions étrangères au dogme, et d'enseigner par cette méthode l'art d'éteindre toutes ces disputes d'école, qui ont été et serons la source des plus grands troubles et des plus grands crimes.

BERNO, Bern oder Bernhard, zuerst Mönch im Kl. Prüm, im J. 1008 aber der Reichenau im Bodensee vom Kaiser Heinrich II., der mit der Aufführung der dasigen Religiosen unzufrieden war, als Abt vorgesetzt. Er verwaltete diese Stelle gegen 40 Jahre und starb am 6. oder 7. Jun. 1048. Unter seiner Regirung wurden die Privilegien der Abtei bestätigt, die Kirche des heil. Marcus erbaut und die reichenauer Schule mit tüchtigen Lehrern versehen. Auf seiner Reise in Italien, in Begleitung des Kaisers, hatte sich Berno mit dem dortigen Gesange vertraut gemacht, so daß er als Reformator der Kirchenmusik und des Gesanges in seinem Vaterlande auftreten konte. Mehre Fürsten bedienten sich seiner ausgebreiteten Kentnisse in schwierigen Fällen, und alle Zeugnisse stimmen in seinem Lobe überein. Seine Schriften sind: Liber de officio missae. Paris. 1518. 4. Venet. 1572. 8.; auch in *Hittorpii* script. de divinis officiis und in den Bibl. PP.; Lebensbeschreibungen einiger Heiligen, Predigten, Hymnen, Briefe. Vorzügliche Verdienste erwarb er sich durch den Tonarius und andre Abhandlungen über Musik, alle gesammelt in *Gerberti* script. de mus. sacra, T. II. Nach Trithems Zeugniß, in der Vorr. zur Freherschen Ausgabe des chron. Hirsaug. hat er auch eine bis jezt noch nicht aufgefundene historia Alemannorum geschrieben. In der St. Galler Ausgabe jedoch heißt die Stelle: Benno Abbas in historia Suevorum; daher Adelung zu Jöcher diesen Benno besonders aufführt *). (*F. Molter.*)

Berno. s. Clugny.

BERNOLAK (Anton von), aus einer adeligen Familie in der Arver Gespansch., katholischer Pfarrer zuerst zu Ezellész oder Landschütz, dann zu Érsek-Ujvár, wo er am 15. Januar 1813 starb. Er trat früh in den geistlichen Stand. Seine freien Stunden widmete er der slawischen Philologie, namentlich aber dem slowakischen Dialekt in Ungern, der seine Muttersprache war. Da er wohl wußte, daß die slawische Literatur der Böhmen, Polen, Russen, Serbler, Kroaten, Dalmatier bereits bedeutende Fortschritte gemacht hatten, so bedauerte er, daß die slawischen Gelehrten in Ungern ihre kräftige und wohlklingende Mundart — die slowakische (die mit der ausgestorbenen slawenischen, die heut zu Tage nur noch zur Kirchensprache der Russen und Serbler dient, am nächsten verwandt ist) †) — ganz vernachlässigten und

*) Vgl. Chron. *Hermanni Contr.* passim. *Trithemii* annal. Hirsaug. St. Galli. 1690. T. I. p. 160. Eiusd. cat. illustr. vir. et script. eccles. *G. Bucelini* Lac. Potam. s. Constantia rhenana in der chronol. Constant. *Trudp. Neugart* episcopat. Constant. Alem. P. I. T. I. insbesondere S. 508—512. Eichhorn's allgem. Gesch. d. Cultur, II., 434.

†) Schon Johann Christoph Jordan sagt in seinem Werke de Originibus Slavorum etc. (Wien 1768.) Sect. 57. p. 127: „Hungaro-Slavonicam, seu Hungariae Slovaconum dialectum inter omnes ad Slavonicam accedentes proximam linguae matri esse." Und der Domherr Dalimil rühmte von der Reinheit des slowakischen Dialekts: „His Hungariae incolis merito adhaesit nomen Slovak, cum praecipue hi linguam Sla-

sich des böhmischen Dialekts zur Schriftsprache bedienten. Er trat daher als Apologet seiner Muttersprache, des slowakischen Dialekts, auf, schrieb eine Orthographie und Grammatik derselben, empfahl sie seinen slowakischen Landsleuten in Ungern, und kämpfte gegen die den böhmischen Dialekt als slawische Schriftsprache und zum mündlichen Vortrag in Predigten einführenden slawischen protestantischen Schriftsteller und Prediger Ungerns. Leider mischte sich kirchlicher Antagonismus in den Streit. Die katholischen Gelehrten traten sämtlich zur Partei Bernolák's, die protestantischen kämpften für die böhmische Mundart**). B. gab im Druck heraus: 1) Dissert. philologico-crit. de literis Slavorum, de divisione illarum, nec non accentibus; cum adnexa Linguae Slavonicae per Regnum Hungariae usitatae compendiosa simul et facili orthographia. Posonii 1787. p. 82. et Orthogr. p. 31. 8. — 2) Grammatica slavica ad systema Scholarum Nationalium adcommodata. Posonii, typis Landerianis 1790. p. 312. 8. — 3) Etymologia vocum slavicarum, sistens modum multiplicandi vocabula per derivationem et compositionem. Tyrnaviae, typis Jelinekianis. p. 160. 8. In der Handschrift hinterließ er ein slowakisches Wörterbuch, dessen Druck sehr wünschenswerth ist***). (*Rumy.*)

BERNOLDUS, Bernaldus, Bernardus, Bertholdus Constantiensis oder San-Blasianus ist immer der nämliche Schriftsteller*). Er besuchte die Schule zu Constanz, ward Mönch in St. Blasien, und wohnte 1079 der röm. Synode bei. 1084 wurde er aus jenem Kloster genommen und zu Constanz zugleich mit dem dasigen Bischof Gebhard III. vom Kardinal-Legaten zum Presbyter ordinirt, auch zum poenitentiarius apostolicus bestimt. Als im J. 1085 der vom K. Heinrich IV. zum Bischof zu Constanz ernante Otto den auf Gregors VII. Befehl eingesetzten Gebhard III. vertrieb, mußte sich Berthold, ein eifriger Anhänger der beiden letzten, nach St. Blasien flüchten. Die für Heinrich IV. unglückliche Schlacht bei Pleichfeld in Franken (1086) beschreibt B. als Augenzeuge, weil er, wahrscheinlich als poenitentiarius apost. zugegen war. Nach der Wiedereinsetzung Gebhard's begab er sich nach Constanz zurück, und von da, vermuthlich um das J. 1091, nach Schafhausen in das Kloster Domini Salvatoris, wo er am 16. Sept. 1100 starb. Er hinterließ eine Chronik von der Geb. Christi an bis in das J. 1100. Die beste Ausgabe, mit Anmerkungen, ist die von Ussermann, in Monumentis res alemannicas illustrant. (s. chron. Hermanni Contr. S. Blas. 1790 et 1792.). Bis zum J. 1054 ist Berthold's Chronik mehr ein Auszug aus Hermann, und steht l. c. T. I. unterhalb der Chronik Hermann's, p. 1—235.; vom J. 1054 an, wo sie eigene Fortsetzung wird, in T. II., p. 1—178. Seine übrigen Werkchen, unter denen mehre gegen die Schismatiker gerichtet und zur Vertheidigung Gregors VII. und des Bischofs Gebhard III. geschrieben sind (zum Theil schon gedruckt in *Gretseri* opp. T. VI.), findet man gesammelt, nebst den bis dahin ungedruckten, in den angeführten Monumentis, T. II., mit Ausnahme des noch nirgends gedruckten Tractats Imago mundi*). (*F. Molter.*)

BERNOULLI. Aus dieser von Antwerpen herstammenden Familie, die während der Herzog von Alba die Bekenner der evangelischen Lehre verfolgte, aus jenen Gegenden floh, sich zuerst zu Frankfurt am Main niederließ, und von dort sich nach Basel begab, erwarben sich im Laufe eines Jahrhunderts acht Mitglieder durch vorzügliche, einige derselben durch ausgezeichnete theils mathematische, theils physische Kentnisse und Entdeckungen einen gelehrten Ruf, und bilden in der literarischen Geschichte Basels sowol, als ihrer wissenschaftlichen Fächer eine seltene, gleichnamige Gruppe. — Jakob, geb. 27. Decemb. 1654, der älteste Sohn des Nicolaus Bernoulli, Mitglied des großen Rathes, und Margaretha Schönauer, wurde dem Studium der Theologie gewidmet. Er besuchte die Schule und nachher die Universität seiner Vaterstadt, lernte die alten Sprachen, und wurde 1671 Magister der Philosophie. Aber seine Neigung zog ihn unwiderstehlich zu den mathematischen Wissenschaften hin, auf welche ihn die zufällige Betrachtung mathematischer Figuren aufmerksam gemacht hatte. Ohne Lehrer, beinahe ohne Hilfsmittel, nur in erübrigten Stunden konte er sich ihnen hingeben, weil der Vater den einmal gewählten Studien-Plan befolgt wissen wollte. Dennoch löste er schon in seinem 18. Jahre eine chronologische Aufgabe über die Auffindung des Jahres der Julianischen Periode nach gegebenen Jahren des Sonnen-Cyclus, der goldenen Zahl und der Indiction auf. Zunächst betrieb er Astronomie, und wählte sich nach damaliger Sitte zum Emblem Phaeton, wie er den Sonnewagen leitet, mit der Inschrift: Invito patre sidera verso. — 1676

---

vonicam videantur retinuisse, atque cultissime loqui adlaborent, qui non obstante commixtione populi post Regni sui abolitionem nil in Slavonismo suo ab aliis nationibus participant, verum penes genuinum idioma Slavonicum hodiedum manent.“ Auch der große slawische Philolog, Barthol. Kopitar in Wien, äußert sich an mehren Stellen (in den vaterländischen Blättern für den östreichischen Kaiserstat, in der Wiener Literatur-Zeitung u. s. w.) sehr günstig über die slowakische Mundart und ihre Vorzüge. **) Der Vf. dieses Art., selbst Protestant, ist unbefangen genug, die Bemühungen Bernolák's nicht zu verkennen, und ist überzeugt, daß es für die zahlreichen Slowaken in Ungern ein wahrer Gewinn wäre, wenn die slawischen Gelehrten die slowakische Mundart als ihre Muttersprache ausbildeten, in ihr Bücher schrieben (die böhmischen Werke der meisten slawischen Schriftsteller Ungerns strozen ohnehin von Slowakismen) und die Prediger in ihr predigten (das gemeine slowakische Volk versteht ja viele eigene böhmische Ausdrücke gar nicht!), ungeachtet Referent die Kultur, welche die böhmische Mundart vor der slowakischen bisher erreicht hat, keineswegs verkent. Die slowakische Mundart ist unstreitig weniger hart, als die böhmische, und steht in Hinsicht des Wohllauts und der Sanftheit mit der serbischen, kroatischen, wendischen, polnischen und russischen auf einer Stufe, auch dürfte die slowakische Mundart reicher als die böhmische seyn (wenn man von den vielen neu gebildeten technischen Ausdrücken der böhmischen Schriftsteller abstrahirt) und könnte durch analoge Ausbildung leicht den hohen Grad der Vollkommenheit der so vollkommenen ausgestorbenen slawenischen Sprache, die der große slawische Sprachkenner, Schlözer, mit der Vollkommenheit der griechischen nicht mit Unrecht verglich, erreichen. ***) Sein (von mir verfaßter) Nekrolog steht in der Wiener Literatur-Zeitung 1813. Nr. 22. S. 351.

*) S. *Mart. Gerbert* obs. praev. in Ussermann's Ausgabe des chron. Hermanni Contr. T. II. §. 1.

*) Vgl. *Mart. Gerberti* diss. cit. und *Trudp. Neugart* Episcopat. Constant. Alem. P. I. T. I. p. 504 sqq.

Digitized by Google

bestand er die theologischen Prüfungen, und trat seine Reisen durch Frankreich, Holland, England, Teutschland und die Schweiz an. Zu Genf, wo er sich 20 Monate lang aufhielt, lehrte er die Tochter eines Kaufmannes, Elisabeth von Waldkirch, welche 2 Monate nach ihrer Geburt das Gesicht verloren hatte, nach einer Methode, die er selbst erfand, nicht nach der Cardanischen schreiben, und ertheilte ihr noch andern wissenschaftlichen Unterricht. Bei einem Marquis von Lostange in Limosin bekleidete er über ein Jahr lang die Prediger- und Informator-Stelle. Nach seiner gänzlichen Rückkehr ins Vaterland 1682 wurden ihm die Predigerstelle bei der reformirten Gemeine zu Strasburg und die Vicariats-Besorgung einer mathematischen Lehrstelle an der Universität Heidelberg angetragen. Er lehnte beide ab, und verheirathete sich mit Judith Stupan. Von nun an lebte er ganz der Mathematik. Zuerst hielt er Vorträge über Experimental-Physik und Mechanik, beschränkte sich aber bald größtentheils auf die höhere Mathematik, in welche er auch seinen Bruder Johann einführte. Als 1684 Leibnitz in den **actis eruditorum Lips.** eine Probe seines Integral- u. Differential-Calculs bekant machte, gelang es ihm, vereinigt mit seinem Bruder Johann, die Aufgabe so zu entwickeln, daß Leibnitz ihnen das Verdienst der Erfindung und selbst der Vervollkommnung ebenfalls zugestand. 1687 den 15. Febr. erhielt er den Lehrstuhl der Mathematik, den er bis an seinen Tod mit vielem Beifall bekleidete, und auch viele Auswärtige in seinem Hörsaale vereinigte. Während der bürgerlichen Unruhen, welche zu Basel auf Veranlassung großer Misbräuche in der öffentlichen Verwaltung entstanden, gab er 1691 eine Denkschrift über das Practiciren (Erschleichen der Stellen) bei der Universität, das Eindringen unfähiger Bewerber in besser besoldete Lehrstühle, die Bestellung ungelehrter Deputaten (Oberaufseher des Kirchen- und Unterrichtswesens), ungebürliche Ferien, das Vorrecht der Professoren der philosophischen Fakultät, auf einträglichere, ledig gewordene Stellen überzugehen, u. s. w. ein. Der akademische Senat suspendirte ihn auf ein Jahr von der Regenz. Er erklärte hierauf, er habe sich nie als Verfasser der Denkschrift angegeben, vertheidigte indeß ihren Inhalt, bemerkte, sein Vergehen bestehe darin, daß er sich an die vom State aufgestellte Untersuchungsbehörde gewendet habe, machte aber den akademischen Senat aufmerksam, daß, wenn derselbe nicht bessere Einrichtungen treffe, die Regirung oder die Bürgerschaft veranlaßt werden könten, Veränderungen bei der Universität vorzunehmen, welche den Mitgliedern derselben nicht gefällig seyn dürften, u. s. f. Als die königl. französische Akademie der Wissenschaften 1699 die Erlaubniß erhielt, acht der berühmtesten Gelehrten des Auslandes zu Mitgliedern (**associés**) aufzunehmen, wurde er und sein Bruder einmüthig in der ersten Ernennung aufgenommen; und die königl. preußische Societät der Wissenschaften wählte beide sogleich bei ihrer Stiftung 1701, auf Leibnitzens eignen Antrieb, zu Mitgliedern. 1700 war er Rektor der Universität. Seine ununterbrochene Anstrengung und podagrische Anfälle erschöpften seine ohnehin schwache Gesundheit. Er starb den 16. Aug. 1705. Nach seiner Bestimmung wurde auf seinem Grabstein eine logarithmische Spirallinie in einem Zirkel eingeschlossen, mit der Inschrift angebracht: **Eadem mutata resurgo.** — Das erste Werk, welches er, auf Veranlassung des Kometen von 1680, bekant machte, war **conamen novi systematis cometarum, etc.** Er versuchte es, die schon früher vertheidigte Wahrheit des Lehrsatzes, die Kometen seyen keine bloße Lufterscheinung, sondern wirkliche Gestirne, welche eine bestimte Laufbahn haben, zu behaupten. Er hielt sie für Trabanten eines unentdeckten Planeten. Man machte ihm den Einwurf: So würden sie nicht mehr Zeichen des göttlichen Zornes und Vorbedeutungen von Unglücksfällen der Völker und Fürsten seyn. Sey es, daß auch er über die Vorurtheile des Zeitalters sich nicht zu erheben vermochte, indem keine Wissenschaft den Mangel freier philosophischer Ansicht zu ersetzen vermag, oder daß er es nicht wagte, dem Vorurtheile entgegen zu treten: er vermied die Beantwortung der Hauptfrage, unterschied zwischen dem Körper der Kometen und ihrem Schweife, und gab zu, diese letztern können, weil sie zufällig seyen, den Maßstab jener Zeichen und Vorbedeutungen enthalten. Seine **cogitationes de gravitate aetheris** erheben sich nicht über die Ansichten des Zeitalters. Ihm gebürt das Verdienst der ersten Bekantmachung einer Integration einer Differential-Gleichung. Von der logarithmischen Spirallinie kam Bernoulli auf die lorodromische. Dies führte ihn auf neue Entdeckungen über die Meeres-Länge und über die Schiffahrt. Durch die Theorie der krummen, in sich selbst gekehrten Linien gerieth er auf die Entdeckung zweier allgemeinen Formeln für die ganze Catoptrik und Dioptrik. Er machte aus diesen ein Geheimniß, welches de l'Hopital aufdeckte. Von seinen zahlreichen Forschungen und Erörterungen darf die Auflösung des Problemes der Isoperimeter nicht übergangen werden, welche später den Variations-Calcul Lagrange's veranlaßte. Dieses Problem, welches Jakob Bernoulli seinem Bruder Johann vorgelegt hatte, war die Quelle eines Zwistes, in welchem der letztere bitter wurde, Jakob hingegen ganz ruhig blieb. Doch das Recht war durchaus auf der Seite des ältern Bruders, und vermehrte seinen Ruhm dadurch, daß er den Sieg über einen Gegner davon trug, welcher unzweifelhaft einer der ersten Mathematiker seines Zeitalters war. Sein prüfender Forschungsgeist leitete ihn dahin, den Probabilitäts-Calcul, den Pascal und Hungens nur noch in Beziehung auf das Spiel erwogen hatten, auf moralische und politische Untersuchungen anzuwenden. Sein Neffe Nicolaus sammelte seine Lehrsätze in einer besondern Abhandlung, unter dem Titel **ars conjectandi**, 1713. In Jakob Bernoulli's Charakter war Reizbarkeit mit Beharrlichkeit verbunden; dennoch war sein Verfahren langsam und sicher. Er gab auch zu Basel Descartes Geometrie mit lehrreichen Anmerkungen heraus. Er soll auch poetische Versuche in lateinischer, teutscher und französischer Sprache gemacht haben. Er hinterließ einen Sohn und eine Tochter. Fontenelle hielt eine Lobrede auf ihn. — Seine zahlreichen, gelehrten Arbeiten, unter welchen auch theologische und philosophische sich befinden, und wovon viele in den **actis erudit.** erschienen, gibt insbesondere **Leu Lex.** ausführlich an. Seine Werke erschienen gesammelt, **Jacobi Bernoulli Basiliensis opera. Genevae,**

Digitized by Google

1744. 4. 2 Vol. **Jacobi Bernoulli ars conjectandi, opus posthumum, accedit tractatus de seriebus infinitis** (unendlichen Zahlenreihen). **Basileae** 1713. 4. Bossut ließ im September-Stück 1792. des **Journal de physique** einen Brief J. Bernoulli's abdrucken, welcher in der angeführten Ausgabe seiner Werke nicht enthalten ist [1]).

Über **Johann Bernoulli**, Jakobs Bruder und Nicolaus B. zehntes Kind, enthält der vorhergehende Artikel verschiedene Angaben, welche hier nicht wiederholt werden. Er wurde zu Basel geb. den 27. Jul. 1667, und erhielt oft von damaligen Schriftstellern den Beinamen des Archimedes seines Zeitalters; dennoch räumen neuere, insbesondere französische Mathematiker seinem ältern Bruder Jakob größere Verdienste und mehr Tiefsinn ein, obgleich sie der längern literarischen Laufbahn Johannes das Lob einer ausgebreitetern Wirksamkeit zugestehen. Auch ihn führte, wie den ältern Bruder, eigene Anlage und Neigung zur Mathematik. Er war für die Kaufmannschaft bestimt; aber seine Beharrlichkeit für die Wissenschaften vermochte den Vater, ihn von Neuenburg, wohin er gebracht worden war, um die französische Sprache zu erlernen, zurück zu nehmen. Nun sollte er Arznei studiren; aber sein Geist lebte vorzugsweise in seiner Lieblingswissenschaft. In seinem 18. Jahre wurde er Magister der Philosophie, und führte in griechischen Versen die Idee, welche sein Zeitalter zu verlieren schien, aus, daß nämlich der Fürst um des Volkes willen da sey. Auch noch später übte er sich in poetischen Versuchen. Er studirte die ältern Mathematiker und auch seine Zeitgenossen, insbesondere Descartes. Er folgte seinem Bruder auf der Laufbahn der Entdeckungen. Die Ausmittelung der krummen Linie, welche eine an beiden Enden aufgehangene Kette bildet, und noch ein anderes, von Galilái aufgestelltes, aber nicht aufgelöstes Problem waren die ersten Gegenstände der Anwendung seines durchgreifenden Scharfsinnes, dann beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die Dämmerung. Nach der Auflösung des von Leibnitz der gelehrten Welt vorgelegten Problemes (s. Jakob B.) schritt er weiter vor, und sann auf eine Erfindung, wie er von den unendlich kleinen Größen auf die endlichen kommen könte, wovon jene die Elemente oder Differenzen sind. Er entwickelte den Gedanken, und gab der Methode den Namen **calculus generalis**. Zu Ende 1690 unternahm er eine Reise über Genf nach Frankreich, und schloß Bekantschaften mit gelehrten Männern, insbesondere seines Faches; zu Genf, wo er sich 8 Monate lang aufhielt, mit Joh. Christoph Fatio; nachher mit Mallebranche, dem Marquis de l'Hopital, dem er Unterricht ertheilte, und auf dessen Gute zu Blois er seinen Exponential-Calcul 1692 erfand, dessen Ausbildung aber französische Schriftsteller dem Schüler zueignen, und Joh. B. eine kleinliche Anmaßung der Verdienste seines verstorbenen Freundes Schuld geben; mit Cassini, de la Hire, Varignon. Nach dem Wunsche der Seinigen kehrte er im Nov. 1692 nach Hause, erhielt im folgenden Jahre vom Herzog Ant. Ulr. von Braunschweig-Wolfenbüttel, auf Leibnitzens Antrag, einen Ruf nach Wolfenbüttel, den er aber nicht annahm, sondern in Basel in der Medizin graduirte, und sich in dem nämlichen Jahre mit Dorothea Falkner verheirathete. In seinem Versuche über die Bewegung der Muskeln stehen der Arzt und der Zergliederer weit hinter dem Mathematiker zurück [2]). Als ihm 1695 die mathematischen Lehrstühle zu Halle und Gröningen angetragen wurden, wählte er den lestern. Seine Collegien, insbesondere über Experimental-Physik, wozu die Universität die Instrumente mit bedeutenden Kosten anschaffte, wurden sehr zahlreich besucht. Er erfand das leuchtende Barometer, welches ihn in gelehrte Fehden verwickelte. Friedrich I. von Preußen beschenkte ihn für die überreichte Probe mit einer goldenen Denkmünze von 40 Ducaten, und nahm ihn in seine Societät der Wissenschaften auf. Nachher wurde er auch von der königlichen Societät zu London, dem Institute der Wissenschaften zu Bologna und der kaiserl. Russischen zu Petersburg aufgenommen. 1703 schlug er einen Ruf zum mathematischen Lehrstuhle nach Utrecht aus, und die Curatoren der Universität Gröningen vermehrten seinen Gehalt durch eine Zulage. Obgleich er im nämlichen Jahre nach Basel, wo man so leicht von einem Katheder zum andern hinüber ging, als Professor der griechischen Sprache berufen wurde, blieb er dennoch an seiner Stelle. Aber 1705 nahm er, ungeachtet auch von Utrecht ihm ein neuer, sehr vortheilhafter Antrag gemacht wurde, den Ruf seiner Vaterstadt auf die durch den Tod seines Bruders Jakob erledigte dortige mathematische Lehrstelle an. Der Gehalt wurde vermehrt. Er trat den 17. November mit einer Inaugural-Rede über die Analyse und höhere Geometrie dieselbe an, und behielt sie bis an seinen Tod mit vieler Auszeichnung bei. 1716 und 1741 bekleidete er das Rectorat, und acht Mal das Decanat der philosophischen Facultät. Rufe auf die mathematischen Lehrstühle nach Leiden 1709, Padua 1714, wieder nach Gröningen 1717 lehnte er ab. 1725 wurde ihm die Leitung der Verbesserung der untern Schulen übertragen, welche er mit vielem Eifer besorgte. Seine Abhandlung über die Fortpflanzung und Mittheilung der Bewegung erhielt, ohne gekrönt zu werden, großen Beifall. 1730 bekam er von der königl. franz. Akademie der Wissenschaften den Preis von 2500 Liv. für die Auflösung der Aufgabe **de causis physicis ellipticarum figurarum planetarum**; und 1734 wurde von der nämlichen Akademie der Preis von 5000 Liv. für die Aufgabe **de inclinatione mutua orbitarum planetarum**, zwischen ihm und seinem Sohne Daniel getheilt. Seine gelehrten Streitigkeiten, insbesondere über die Erfindung des Differential-Calculs, welche die Engländer Leibnitzen nicht zugestehen wollten,

1) Vgl. auch den sehr ausführlichen Artikel der Biogr. univ., und Meister's Helv. ber. Männer, 1 Bd. S. 293.

2) In seiner Inaugural-Dissertation (Gröningen 1694), **de motu musculorum**, wandte er die Differenzial-Rechnung auf die mechanische Theorie der Muskel-Bewegung an. Er stellte nämlich die Muskelfaser als aus einer Reihe Bläschen zusammengesetzt vor. Diese schwellen bei den Bewegungen, und zwar weil das Blut bei seinem Andrang sich in seine einzele Kügelchen trent, welche nun jene Bläschen erfüllen. Aus der Theorie der Curven werden die Veränderungen, welche die Bläschen erfahren, durch die höhere Analysis erklärt. (*Sprengel.*)

Digitized by Google

in welchen die Streiter oft heftig wurden, mit Renau, den er mit Schonung über seine irrige Theorie in Absicht auf die Lenkung der Schiffe belehrte; mit Jurine, Brook, Taylor, den er, vielleicht durch frühere, von den Engländern erfahrne Zurücksetzungen gereizt, mit Anmaßung behandelte; mit Keil, welcher ihm dies vergalt, mit Pemberton, Robins, Graf Riccati, u. s. w. trugen größtentheils zu Vermehrung seines Ansehens bei. Die Theologen, welche in seinen Untersuchungen über die Verluste und Zunahme, die der Körper erfährt, Gefahren für die Lehre der Auferstehung des Leibes erspäheten, bestritt er mit beißendem Nachdruck; doch wollte er seine Antwort nicht in die Samlung seiner Werke aufnehmen lassen [3]). Mit Eulern, seinem Schüler, den er hochschätzte, schien er mehr überein zu stimmen, als mit seinem Sohne Daniel. Die Lebhaftigkeit des Geistes und körperliche Kraft verließen ihn nicht bis an sein Ende, welches nach einer nicht gefährlich scheinenden Krankheit am 1. Januar 1748 erfolgte. Seine Gattin und sechs von neun Kindern überlebten ihn. Seine zahlreichen, auf 189 angegebenen Abhandlungen, welche vornämlich Leu Lex. anführt, und wovon viele in den **actis erudit.**, dem **Journal des savans (sçavants)** und den **mémoires de l' academie des sciences**, in den **miscellaneis Berolin.**, den **commentariis acad. Petropol.**, u. s. w. abgedruckt sind, wurden unter seiner Leitung von dem genferschen Professor der Mathematik, Cramer, unter dem Titel: **Joh. Bernoulli opera omnia, Lausannae et Genevae** 1742. 4. 4 vol. herausgegeben, und sind dem Könige von Preußen zugeeignet. Sein Briefwechsel mit Leibnitz erschien unter dem Titel: **Got. Gul. Leibnitii et Joh. Bernoulli commercium philosophicum et mathematicum. Laus. et Gen. 1745. 4. 2 vol.** [4]).

Nicolaus B., ein Brudersohn der beiden vorhergehenden (sein Vater, auch Nicolaus, war Mitglied des kleinen Rathes), wurde geboren den 10. Oct. 1687, und starb den 29. Nov. 1759, erhielt schon 1704 die Magister-Würde, und vertheidigte unter dem Vorsitze seines Oheims Jakob B. Thesen **de seriebus infinitis earumque usu.** Auch in seinem gelehrten Wirken trifft man, wie bei dem folgenden Nicolaus, auf den Wechsel und die Mannigfaltigkeit, welche man oft an Basler-Gelehrten, nach der damaligen Einrichtung jener Universität, bemerkt. Seine mathematischen Kentnisse erwarben ihm 1713 die Aufnahme in die Societät der Wissenschaften zu Berlin, 1714 in die zu London; 1724 in das Institut zu Bologna. 1716 wurde er, von Leibnitz empfohlen, als Professor der Mathematik nach Padua berufen. In seiner Abwesenheit ernante ihn die Universität Basel 1717 zum **Doctor Juris.** Nach seiner Rückkehr erhielt er 1722 das Professorat der Logik, 1731 das des Codex und des Lehenrechtes, und wurde Capitular zu St. Peter. Vier Male bekleidete er das Rectorat. Seiner Ausgabe der **ars conjectandi** wurde oben erwähnt. Er löste verschiedene von den Aufgaben, welche sein Oheim Johann bekant gemacht hatte. Die Auflösung einer derselben enthält den Keim der Theorie der Bedingungen der Differential-Functionen. Seine von Leu und Holzhalb angegebenen, meistens mathematischen, auch juridischen und philosophischen Schriften sind theils einzeln, theils in den **Mem. de l' acad. Roy. de Paris**, dem **Journ. des Sav.**, den **philos. transact.**, dem **Giorn. de Letter.**, den **act. Lips.**, dem **commerc. epist. Leibn. Bernoull. etc.** abgedruckt.

Ein anderer Nicolaus, Johann B. ältester und Lieblingssohn, wurde geb. zu Basel 27. Jan. 1695. Die 10 ersten Jahre seines Lebens brachte er zu Gröningen mit seinem Vater zu. Als einen Beweis seines frühe reifenden Verstandes führt man an, daß er schon im 8. Jahre, neben dem Teutschen, Französisch, Holländisch und Latein gesprochen habe. 1708 kam er aus dem Gymnasium auf die Universität, im 16. Jahre wurde er Magister der Philosophie. Schon in diesem Alter war er der Gehilfe seines Vaters bei dessen weitläufigem Briefwechsel, und löste die schwierigsten mathematischen Probleme auf. Dabei betrieb er auch die Rechtswissenschaft, und wurde 1715 Licentiat. Auf seinen Reisen durch Italien und Frankreich schenkten ihm die gelehrten Männer der Zeit ihre Aufmerksamkeit. Eine plötzliche Krankheit, welche ihn zu Paris befiel, nöthigte ihn 1718 zur Rückkehr in sein Vaterland. Er brachte hierauf 2 Jahre bei einem venetianischen Adeligen, Vezzi, zu, um ihn in der Mathematik zu unterrichten. 1722 rief ihn sein Vater nach Hause. Durch das Loos von einem juridischen Lehrstuhle zu Basel ausgeschlossen, erhielt er denselben im folgenden Jahre zu Bern, und bekleidete diesen ungefähr 3 Jahre lang, bis er 1725 mit seinem Bruder Daniel als Professor der Mathematik nach Petersburg berufen wurde. Kaum hatte er 8 Monate mit Achtung und Beifall daselbst zugebracht, als ein schleichendes Fieber seinem Leben am 26. Jul. 1726 ein Ende machte. Die Kaiserin Katharina I. ließ ihn mit öffentlichen Ehrenbezeugungen beerdigen. Er war auch Mitglied des Institutes zu Bologna. Seine Lobrede befindet sich in den **comment. acad. Petrop. T. II.** Die mathematischen sind in den **actis erudit.**, den **comment. acad. Petrop. T. I.**, einige davon auch in den Werken seines Vaters enthalten. Juridische Abhandlungen erschienen besonders zu Basel [5]).

Daniel B., Johann B. zweiter Sohn, wurde zu Gröningen den 29. Jan. [6]) 1700 geboren. Auch seine erste Bestimmung war die Kaufmannschaft; aber auch ihm fehlte die Neigung zu derselben. Nun wurde er der Heilkunde bestimt. Aber neben derselben studirte er zugleich

3) In seinem scharfsinnigen Versuch, die Abnutzung der Theile des Körpers und die Abnahme des letztern durch das Verdunsten und andere Ausleerungen zu erklären, bringt er heraus, daß durch den beständigen Wechsel der Materie, der Mensch innerhalb eines Jahrs zwei Drittheile seines Körpers verliert, daß nach zehn Jahren nur noch der funfzigste Theil übrig ist, und daß ein Mensch, der 80 Jahr alt wird, sich in dieser Zeit 24 Mal erneuerte (de nutritione in opp. Lausan. 1742.). (*Sprengel.*)

4) Seine Lobrede wurde gegen die Gewohnheit in der Berliner Akademie von dem Sekretär derselben öffentlich gehalten. Eine Lobrede auf ihn enthalten auch die mémoires der franz. Akademie. D' Alambert machte mit einer solchen den ersten Versuch in diesem Fache. S. auch Helv. ber. Männer B. 11. S. 294. *Haeser* Athenae Rauricae, u. s. f.

5) Vgl. Leu. 6) Diese Angabe, so wie die frühern, sind bis auf das Jahr 1701 nach dem alten Style zu berechnen.

Digitized by Google

Physik und Mathematik, in welchen ihm sein Vater Unterricht ertheilte. Nachdem er 1716 Magister der Philosophie geworden war, studirte er 1718 zu Heidelberg unter Rebel, 1719 zu Strasburg, 1721 vornehmlich Anatomie und Chirurgie, und graduirte zu Basel als Med. Doctor. 1723 begab er sich nach Venedig, um sich bei Michelotti zu vervollkommnen, der ihn nicht nur in die Hospitäler, sondern auch in seiner Privat-Praxis mit sich führte. Michelotti war selbst Mathematiker. Dennoch fand der Schüler den Anlaß, seinen Lehrer in gelehrten Streitigkeiten mit andern italischen Mathematikern zu vertheidigen, und erwarb sich dadurch einen gelehrten Ruf (s. exercit. mathem.), und wurde 1724 in das Institut zu Bologna aufgenommen. 1725 erhielt er den von der franz. Akad. für die Auflösung der Aufgabe über die Verfertigung der besten Sand-Seeuhren bestimmten Preis von 2500 Liv. Zu Padua, wohin er sich begeben hatte, um Morgagnis anatomischen Unterricht zu genießen, befiel ihn ein hitziges Fieber, über dessen Folgen er beinahe ein halbes Jahr verlor. Er war nicht älter als 24 Jahre, als ihm die Präsidentschaft der neuerrichteten Akademie zu Genua angetragen wurde. Er schlug dieselbe aus, nahm aber 1725 den Ruf zu einer Lehrstelle der höhern Mathematik auf 5 Jahre bei der Akademie zu Petersburg an. Nach diesem Zeitraume verlangte er, aus Rücksicht auf seine Gesundheit, die Entlassung. Aber Gehalts-Erhöhung, die Ernennung zum beständigen Mitgliede und Professor, und ein beigefügter lebenslänglicher Gehalt vermochten ihn, noch 3 Jahre zu bleiben. Neue Kränklichkeiten bestimmten ihn 1733 zur Rückkehr, die er mit seinem Bruder Johann auf einer gefahrlichen Seereise, welche vielleicht, neben seiner Anstellung zu Petersburg, zur nachherigen gelehrten Entwickelung höherer nautischen Theorien beitrug, bis Danzig und nachher durch Holland und Frankreich bewerkstelligte. Er war bereits zu Basel zum Professor der Anatomie und Botanik erwählt. 1750 erhielt er den Lehrstuhl der Physik ohne die gewöhnliche Wahl und man verband mit demselben eine Lehrstelle der speculativen Philosophie, zu welcher ein Canonicat bei St. Peter hinzu kam. Seine ersten Untersuchungen waren auf die Grund-Principien der Mechanik gerichtet, von denen er strengere Demonstrationen zu geben versuchte, als die bisherigen. Mit Rücksicht auf seinen fortdauernden Gehalt eines außerordentlichen Professors zu Petersburg schrieb er von Zeit zu Zeit Abhandlungen, meistens mechanischen Inhalts, und theilte sie der kaiserlichen Akademie mit. Ausgebreitet war auch sein Briefwechsel mit den berühmtesten Mathematikern. Seine Abhandlung über die Hydrodynamik, oder über die Kraft und Bewegung flüssiger Körper beruht auf einem indirecten Princip. Diejenige über die Erhaltung der lebendigen Kraste war die erste, welche über diesen wichtigen Gegenstand bekant gemacht wurde. Seine zahlreichen gelehrten Arbeiten, welche in den akademischen Samlungen von Petersburg, Berlin, Paris, den actis erudit., dem neuen hamburgischen Magazin, den actis helvetico-physico-medicis erschienen, beweisen seinen Scharfsinn und seine Arbeitsamkeit, und sind entweder gemeinnützigen, oder doch die Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Inhalts. Hieher gehören seine Untersuchungen über die Impfung, die Dauer der Ehen, über die Zeitbestimmung auf dem Meere, wenn der Horizont nicht sichtbar ist; über die Anwendung des Windes zur Bewegung großer Schiffe, und die Mittel seines Ersatzes; über das Schlingern und Stampfen (le roulis et le tangage) der Schiffe. Er behandelte nur zwei Gegenstände physischer Astronomie, denjenigen, über welchen er 1734 den Preis mit seinem Vater erhielt, und über die Ebbe und Fluth. Er theilte 1740 den Preis mit Euler, Maclaurin, und dem Verfasser einer vierten Abhandlung, der wie Johann Bernoulli 1734 von cartesischen Grundsätzen ausgegangen war. Daniel trat früh in die Grundsätze Newtons ein; vielleicht auch eine Ursache der Misstimmung seines Vaters, Newtons gelehrten Gegners. Mit Eulern hatte er eine Erörterung über die Schwingung der Saiten. Zu verschiedenen Malen beschäftigte er sich mit der Theorie des Schalles. Er legte eine sehr sinnreiche Erklärung der Hervorbringung harmonischer Töne vor. Doch Lagrange zeigte, daß sie nicht haltbar sey. Daniel B. besaß einen großen Scharfsinn. Er faßte mit Leichtigkeit die wesentlichen Punkte einer Untersuchung und Hypothesen auf, welche die Calculationen vereinfachen konten, ohne der Genauigkeit des Ergebnisses nachtheilig zu seyn. Er schien die langen Berechnungen zu scheuen, und in der Mathematik nur auf die Anwendung zu sehen, während daß man andern Mathematikern, wie z. B. Eulern, vorwarf, sie suchen bisweilen in der Physik nur den Anlaß, die reine Analyse verfolgen zu können. 1747 wurde er von der preußischen, 1748, an seines Vaters Stelle, von der französischen Akademie als auswärtiges Mitglied aufgenommen. Seinen Bruder Johann hatte er zum Nachfolger; und während des Zeitraumes von 1699 bis gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts findet man in dem eben nicht zahlreichen Verzeichnisse ihrer auswärtigen Mitglieder immer den Namen Bernoulli. 1750 wurde er in die kön. Societät zu London, und später noch von verschiedenen gelehrten Gesellschaften aufgenommen. Zehn Male gewann oder theilte er die Preise der französischen Akademie, zuletzt noch 1757. Zwei Male bekleidete er das Rectorat. 1754 erhielt er die Stelle eines Decans des petrinischen Kapitels zu Basel. Auch war er einer der sieben auswärtigen Gelehrten, welche die Kaiserin Katharina mit der goldenen Denkmünze auf ihren ersten Frieden mit den Türken beschenkte. Seine ruhige Überlegung und Klugheit bewahrten ihn vor Unannehmlichkeiten, in welche ausgezeichnete Männer sich oft verwickeln. 1733 wohnte er zu Paris, von Maupertuis eingeführt, mit seinem Bruder Johann derjenigen Sitzung bei, in welcher die Aufschriften und Devisen der eingekommenen Preisantworten verlesen wurden. Man zweifelte nicht an seiner Concurrenz; aber umsonst waren alle Blicke auf die beiden Brüder gerichtet, deren Benehmen die Forschenden nichts entdecken ließ. Seine Kräfte blieben ungeschwächt bis ins hohe Alter; doch erhielt er 1777, als Geist und Körper schwächer zu werden begannen, die Bewilligung, seinen Lehrstuhl durch den Sohn seines Bruders Johann, Daniel, M. D., besorgen zu lassen. Er starb den 17. März 1782. Sein Bedienter fand den ruhig Eingeschlafenen todt im Bette. Die Universität bedachte er noch in seinem Leben, und eben so durch seinen letzten

Digitized by Google

Willen durch bedeutende Geschenke. Man erzählt als Beweis seines schon frühen gelehrten Rufes: Auf dem Wege nach Strasburg sey er mit einem französischen Geometer Irant in einem Postwagen zusammen getroffen. Man sprach von der gemeinschaftlichen Wissenschaft, den Preisaufgaben, u. s. f. Als bei der Trennung der Franzose nach dem Namen des Reisegefährten fragte, der ihm so viel Vergnügen und Belehrung verschafft habe, und dieser antwortete: „Ich heiße Daniel Bernoulli," so rief jener aus: Dann nenne ich mich Isaac Newton! und Bernoulli mußte ihm beweisen, daß er wirklich der berühmte Mann sey. — Seine besonders herausgekommenen Schriften sind: **D. B. dissert. inaugur. phys. med. de respiratione. Basil. 1721. 4.** Er berechnet darin die Menge der Luft, welche bei jedem Einathmen in die Lunge eindringt. Haller machte sie aufs Neue bekant. **Select. dissert. anatom. T. IV. — Positiones anatomico-botanicae, Basil. 1721. 4.** Er bestreitet das Daseyn von Luftgefäßen in den Pflanzen. **D. B. exercitationes quaedam mathematicae. Venet. 1724. 4. D. B. hydrodynamica, seu de viribus et motibus fluidorum commentarii, opus academicum ab auctore dum Petrop. degeret, congestum. Argentorati 1738. 4.**; sein ausgedehntestes Werk. In Bruckner's Versuch der Landschaft Basel, St. XIII. findet sich **dimensio montis altioris ope barometri, cet.** [7]).

Johann B., der beiden vorhergehenden jüngster Bruder, wurde zu Basel den 18. Mai 1710 geboren, schon 1721 zu den öffentlichen Vorlesungen an der Universität zugelassen, 1724 zugleich mit L. Euler zum Magister der Philosophie erklärt, nachdem er vorher sich zu Bevais aufgehalten hatte, um die französische Sprache zu erlernen. Auch er betrieb neben der Mathematik die Rechtswissenschaft, und graduirte in derselben 1732. In eben diesem Jahre reiste er zu seinem Bruder nach Petersburg, nahm aber eine ihm angetragene Stelle bei der Akademie nicht an, sondern kehrte 1733 mit seinem Bruder wieder nach Hause zurück. Zwei Mal war ihm das Loos ungünstig gewesen; aber 1743 erhielt er die Professur der Eloquenz, und in seiner Antrittsrede vertheidigte er das Loos, welches ihm endlich günstig geworden war. 1736 begleitete er den Markgrafen, von Baden nach dessen Begehren auf einer Reise durch seine Lande, und in die Bäder von Langen-Steinbach. 1737 erhielt er von der Regirung zu Bern bei der Bewerbung um die mathematische und philosophische Lehrstelle zu Lausanne eine goldene Denkmünze. Mit Maupertuis besuchte er 1739 die Marquise von Chatelet zu Cirey, wo er sich einige Zeit aufhielt. 1744 beobachtete er mit eben demselben die Belagerung von Freyburg. Bei dem Tode seines Vaters bewarb er sich nicht um sein Professorat; und als dasselbe durch das Loos dem M. D. Jakob Christoph Ramspeck zufiel, wünschte dieser selbst, die Stelle mit der seinigen zu vertauschen. Der große Rath genehmigte dies, und bewilligte Joh. B. auch die außerordentliche Zulage, welche sein Vater genossen hatte. Er starb den 17. Juli 1790. Der Kraft seines Geistes entsprach sein schwächlicher Körper nicht; dieser nöthigte ihn, stärkere Anstrengungen zu vermeiden. Eine gewisse Schüchternheit und den Mangel an Zuversicht legte er nie ganz ab. Doch die Verhältnisse seines Vaters und Bruders brachten ihn mit Maupertuis, la Condamine, der Frau von Chatelet, u. a. m. in Verbindung; und der erste starb 1759 in seinem Hause. Dem angenommenen Charakter gemäß war sein Briefwechsel weit freier und lebhafter, als seine mündliche Unterhaltung. In lateinischer und französischer Sprache schrieb er mit vieler Leichtigkeit, und fertiger, als in der teutschen. — Die Stelle eines ordentlichen Mitgliedes und das Sekretariat der Akademie zu Berlin schlug er aus, wurde aber 1747 in dieselbe als auswärtiges Mitglied, 1755 in die zu Nancy, 1782 in die zu Paris aufgenommen. Er erhielt verschiedene Preise der Akademie zu Paris, 1736 über die Fortpflanzung des Lichtes, 1737 mit seinem Bruder Daniel über die schicklichste Gestalt der Anker, ihre Verfertigung und Probe, 1741 den vierten Theil des doppelten Preises für die Untersuchung des Schiffshaspels (cabestan) oder der Schiffswinde; 1746 den dritten Theil eines dreifachen Preises über die Natur und Eigenschaften des Magnetes. Diese Abhandlung gab er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Daniel heraus. Er hatte sich den 19. Febr. 1744 mit Susanna König verheirathet, und fünf Söhne erzeugt. — S. L. Meister's Helv. ber. Männer Th. II. p. 302.

Johann B., J. U. L., des vorhergehenden ältester Sohn, geb. zu Basel den 4. Nov. 1744., betrat, obgleich er sich in die juristische Facultät aufnehmen ließ, und 1763 für den Doctor-Grad, den er aber nachher nicht annahm, disputirte, auch die angeerbte Laufbahn der Mathematik und Physik, und gelangte nicht weniger frühzeitig zu akademischen Auszeichnungen. Bei der Erlangung des Magisteriums der Philosophie 1757 hielt er einen Vortrag **de historia inoculationis variolarum.** An ihm und zweien seiner Brüder war bereits der Versuch gemacht worden. 1758 wurde er Doctor der Philosophie; und Friedrich II. berief 1763 den 19jährigen Jüngling als Astronomen an die Akademie zu Berlin. 1767 wurde ihm die Besorgung des neuen Observatorium aufgetragen. Eine Krankheit, die man der allzu frühen Bewohnung der neuen Zimmer zuschrieb, hatte zum Behufe seiner Herstellung eine ausgedehnte Reise durch Teutschland, die Niederlande, England, Frankreich und in die Schweiz zur Folge. Zu Basel verheirathete er sich. Spätere Kränklichkeiten und hypochondrische Anfälle bewogen den König, ihm einen neuen Urlaub zu gestatten, den er zu einer Reise durch die Schweiz, Frankreich und Italien anwandte. Diese Reisen waren mit mathematischen und physischen Beschäftigungen verbunden. Später bereisete er die preußischen Provinzen, besuchte Petersburg, Warschau, u. s. f. Er wurde zum Director der mathematischen Klasse der Akademie ernant, und starb den 13. Juli 1807. Er war auch Mitglied der Akademie von

7) Vgl. L. Meister's Helv. ber. Männer, Th. I. S. 246. Biogr. univ.; über seine Schriften Leu, Holzhalb, Meusel, Athenae raur. — Condorcet entwickelte in seiner Lobrede den Charakter seiner Arbeiten und seines Ideenganges Eloges par Condorcet. Paris 1784. Teutsch von Dan. Bernoulli dem Jüngern, Basel 1787. 8. Vita a Dan. Bernoullio. defuncti ex fratre Johanne nep. Basil. 1783. 4.

Digitized by Google

Petersburg und Stockholm, der königl. Societät zu London, des Instituts zu Bologna, u. s. f. Von seinen zahlreichen Schriften werden neben den oben angeführten des 13jährigen Magisters in epist. lat. erudit. ad celeb. Hallerum miss. P. IV. noch folgende bemerkt. Recueil pour les astronomes. Berlin 1772—76. 3 vol. 8. Lettres sur différents sujets écrites pendant le cours d'un voyage par l'Allemagne, la Suisse, la France merid. et l' Italie. Berl. 1777—79. 3 vol. Zusätze zu den neuesten Reisebeschreibungen von Italien, u. s. f. Nebst neuen Nachrichten von Sardinien, Malta, Sizilien und Groß-Griechenland. Leipzig 1777 u. 78. 2 vol. 8. Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preußen, Curland, Rußland und Polen. Leipz. 1779. 8. Lettres astronomiques, Berl. 1771. 8. Samlung kurzer Reisebeschreibungen, 12 Jahrgänge. Dessau 1782. 8. Berlin 1783, u. s. f. Archiv zur neuern Geschichte, Geographie, Natur- und Menschenkentniß, 8 Th. 1783—88. Mit Hindenburg gab er 3 Jahrgänge des Magazins für die mathematischen Wissenschaften heraus. Die Mem. der Akad. von Berlin und die astronomischen Ephemeriden enthalten viele seiner Arbeiten. Er gab zu Berlin unter dem Titel Descript. hist. et géograph. de l' Inde, Berl. 1786. 4. 3 vol. die Werke Tiefenthalers, Anquetils du Perron und J. Russels mit Anmerkungen und Zusätzen heraus.

Jakob B., des vorhergehenden jüngster Bruder, zu Basel geb. den 17. Oct. 1759, war der Schüler seines Oheims Daniel, obgleich er nach seinen philosophischen und mathematischen Studien sich der Rechtswissenschaft gewidmet hatte. Drei Male war ihm das Loos in der Bewerbung um die ganz ungleichen Lehrstühle des Codex und Lehenrechtes 1779, der Rhetorik 1780, der Physik 1782 ungünstig gewesen. Nun erhielt er eine Anstellung als Sekretär bei dem kaiserlichen Gesandten Grafen von Breuner am Turiner Hofe, den er auch nach Venedig begleitete. Nach verschiedenen Reisen und Abänderungen erhielt er endlich zu Petersburg eine mathematische Lehrstelle, und verheirathete sich mit einer Enkelin Eulers; aber er fand am 3. Juli 1789, indem er in der Newa sich badete, wie man dafür hielt durch einen Schlagfluß, seinen Tod. Er war Mitglied der Akademie von Petersburg, der naturforschenden Gesellschaft zu Basel, und Korrespondent der königl. Societät zu Turin. Seine Abhandlungen in den nov. act. academ. Petrop. beweisen, daß er seinem Oheime Daniel nachstrebte. Es sind auch juridische und rhetorische Abhandlungen von ihm, aus Veranlassung der Bewerbung um jene Lehrstühle, vorhanden. — Man vgl., insbesondere auch über einige der letztern von diesem Gelehrten, Athenae Rauricae. Bas. 1778 und ihren Nachtrag über die auswärts angestellten Basler adumbratio Erudit. Basil. cet. Basil. 1780., Meusel, u. s. f. (*Meyer v. Knonau.*)

Bernsbach, s. Beyerfeld.

BERNSDORF, Rittergut im Budissiner Kreise des königl. sächs. Theils der Oberlausitz, hat seit 1793 einen Hohhofen mit Eisenhammer, wo besonders Röhren zu Wasserleitungen gefertigt werden. Der Eisenstein komt aus der Gegend von Camenz, gibt aber eine spröde Masse, die sich nicht gut zu Stangeneisen verarbeiten läßt. (*Engelhardt.*)

BERNSTADT, oder auch Bernstädtel, im Budissiner Distrikte der königl. sächs. Oberlausitz, die Hauptstadt des, dem Kloster Marienstern gehörigen Eigenschen Kreises, liegt zwischen Zittau und Görlitz auf einem Bergabhange an der Pließnitz, und hat 306 H. mit 1600 Einw., die sich meist von Ackerbau, Brauerei, Lein- und Tuchweberei nähren. Die hiesigen schwarzen und grünen Tuche sind besonders beliebt, und man pflegte sonst sprichwörtlich zu sagen: daß ohne Bernstädter Tuch keine Hochzeit, keine Communion und kein Begräbniß vollbracht werden könne; auch gibt es hier eine Wachsdruckerei. Das hiesige Klosteramt, zu welchem 8 Dörfer gehören, nent sich die Kloster Marienstern'schen Gerichte auf dem Eigen. Das mit der Stadt gränzende D. Altbernsdorf bildet eine Art Vorstadt der letztern. (*Engelhardt.*)

BERNSTADT, Stadt an der Weide im Fürstenthum Öls, in dem Breslauer Reg.-Bez. der Prov. Schlesien, mit 1 Schlosse, 2 Kirchen, 337 Häus. und 2600 Einw., unter welchen sich 130 Tuchmacher befinden. (*H.*)

BERNSTATT, Pfarrdorf im Donaukreis des Königreichs Wirtemberg, O.-Amts Ulm, und vormals Ulmisch, mit 665 evangel. Einw. In dem Ort befinden sich 2 sogenante (Patricier-) Schlösser und die Ruinen einer Burg. Bis in das 15. Jahrh. war hier eine adelige Familie v. Bernstatt ansässig und begütert. An Wirtemberg kam der Ort mit Ulm. Im J. 1689 wurde Bernstatt von dem berüchtigten General Melac eingeäschert. (*Memminger.*)

BERNSTEIN (Agtstein, gelber Ambra), succinum, carabe, electrum, chryselectrum, ambre jaune, ein eigener Naturkörper, den man sonst für ein Mineral hielt, und im Systeme selbst zunächst dem Honigsteine stellte, bis Dav. Brewster (i. d. Phil. Trans. for 1819, vergl. Gilbert's Ann. d. Ph. 1820. V. 2c.) und A. J. Schweigger (i. seinen Beobachtung. auf naturhistor. Reisen. Berl. 1819. 4.) dessen schon früher geahnete vegetabilische Natur bestätigten, und unwidersprechlich lehrten, daß er ein verhärteter Pflanzensaft, oder ein Baumharz sey, das sich aber durch Schwefelsäurezusatz von andern Pflanzenharzen unterscheide, und eine eigne Säure bilde, (s. Bernsteinsäure).

Der Bernstein gehört unter die ältesten organischen Verwesungsprodukte im Meere aufgeschwemten Landes. Nach Schweigger soll der Bernsteinbaum einem Harzbaume ähnlich gewesen, und vor dessen Versenkung in die Erde der meiste Bernstein ausgeflossen seyn. Der Baum war keine Palme, sondern gehörte unter die Dicotyledonen. Wahrscheinlich ist er eine durch Wasserüberschwemmungen untergegangene, und ganz ausgestorbene Pflanzenspecies aus der Familie der Coniferen, (wovon sich Überreste noch nebst Bernsteinstückchen in einem thonigen Erdreiche zu Trachanières in der niederländ. Prov. Hennegau finden), weil auch die im Bernstein eingeschlossenen Insekten unbekante, und vermuthlich ausgestorbene Thiere sind, z. B. die Spinne in Gestalt einer Ameise 2c.

Daß zur Zeit der Bernsteinbildung ein warmes Klima in Preußen war, dafür sprechen sichere Beispiele südlicher Bildungen im dortigen Bernsteine, namentlich der Scorpion, die Ameise mit dem auffallend dicken Kopfe, das rhomboidale Blatt und die Nuß.

Am häufigsten komt er in Preussen zwischen Palmeiken und Dirschkeim vor, zugleich mit Vitriol, womit das Holz überzogen ist, und an der Luft in Staub zerfällt; bei Rauschen und Rantau wird er jetzt gegraben; die gelben Streifen von Eisenoxyd längs den Ufern geben den Gräbern die Anzeigen der Bernsteinlager. Die Erde, worin er bei Rantau liegt, ist gelblichgrau, wenig abfärbend, glanzlos, undurchsichtig, staubartig, mit wenigen kleinen Braunkohlentrümmern und mit Kieselsand vermengt, hin und wieder schimmernd von kleinen, ganz klaren, ungefärbten, fast krystallinischen, nicht magnetischen Plättchen. Hundert Theile ausgewaschener Erde gaben Hagen 85 Kieselerde, 7 Alaunerde, 5, 75 Eisenoxyd, 1, 25 Wasser und 1 Verlust, wozu bei der unausgewaschenen noch 0, 8 schwefels. Eisen kamen.

Außer Preußen findet sich der Bernstein, als Fossil (Succinum fossile), in Frankreich, in den Niederlanden, in der grönländischen Braunkohle, in Schweden, in Sibirien im Thone auf Lagern von bituminösem Holze, in Italien, Sicilien, Spanien, in der Provinz Hainaut und in Gallicien, nesterweise im Sandsteine ohne eine Spur von Kohle.

Der Seebernstein (Succinum haustile) wird sehr häufig von der Ostsee und dem kurischen Haff ausgeworfen, und in Preussen, Pommern, Polen ꝛc. mit kleinen Netzen aufgefischt. Beide Bernsteinarten unterscheiden sich nicht wesentlich.

Aller Bernstein ist eine feste, harte, wie vorzüglich der fossile, mehr oder weniger durchscheinende, oder durchsichtige, zerbrechliche, auf dem glatten oder flach muschligen Bruche glasartig glänzende, 1,065 — 070 spec. schwere, fast geschmacklose Substanz in verschiedenen Farbenabstufungen, vom Weiß- oder Citronengelb bis zum Röthlichgelb, ja Braunschwarzen, wie eine neue, die Verwandtschaft zwischen Bernstein und Erdpech bildende Art auf Sicilien. Er komt in größern oder kleinern Stücken, oder in Körnern vor, läßt sich späneln, oder abdrehen, und erhält durch Reiben Harzelektrizität. In erhitztem Öle erweicht er sich bis zum Biegen, schmilzt nicht so leicht in der Hitze wie andere Harze, und wird bei seinem Schmelzpunkte schon einigermaßen zersetzt. Hinlänglich erhitzt entzündet er sich, brennt mit gelblich blaugrüner Farbe und dichtem Rauche, und riecht in der Entfernung angenehm gewürzhaft. — Er ist in Wasser eben so wenig, als in Steinöl, und nur zum kleinsten Theil in erhitztem Alcohol, (mehr davon, wenn sein Pulver lange an der Luft gelegen hat), aber fast ganz in Kalilauge zu einer mit Wasser und Weingeist mischbaren Flüssigkeit auflöslich, in Äther- und Fettöle erst dann, nachdem er durch Erhitzung chemisch verändert ist, denn er enthält einen Stoff, welcher für sich in Ätheröle sich nicht auflöst. Ein Theil davon erhitzt sich mit 3 rauch. Salpetersäure heftig, wird erst zu einer leichten, dunkelgelben, wie Moschus riechenden Harzmasse (Kunstmoschus), und löst sich dann auf. Mit Vitriolöl gibt er eine schwarze harzige Substanz, die, nach Hatchett, vielen Kunstgerbestoff enthält. Mittelst verdünten Vitriolöls läßt sich aus dem bräunlich gerösteten Bernsteine vortheilhaft die Bernsteinsäure destilliren. Das rückständige Harz taugt zu Bernsteinfirnissen. — Bei der trocknen Destillation schmilzt er, wird braun, schwillt auf, entwickelt kohlens. und Kohlenwasserstoffgas, ferner zuerst Wasser mit Essigsäure (Spiritus succini), sich sublimirende Bernsteinsäure, und ein blasses dünnes, später ein braunes dickes brenzliches Öl (Oleum succini), und es bleibt eine harzige, leichter, als der Bernstein, in Weingeist und Ölen lösliche Materie (Colophonium succini) zurück, bei deren weiterer Erhitzung unter lebhaftem Kochen, aber ohne Aufschwellen, noch etwas braunes liquides Öl übergeht; der Rückstand wird fest und kohlig, und sublimirt zuletzt in gelben Dämpfen den Bernsteincampher (s. unten), unter Entwikkelung von Kohlensäure, Kohlenwasserstoffgas und wenigem Wasser. Hundert Theile Bernstein liefern nach J. C. Vogel 12, 2 kohlige Masse, und hieraus 0,54 Bernsteincampher. Erstere ist schwierig einzuäschern, und hinterläßt eine erdige Asche. Drapiez fand in 100 Theilen des Trachanièreschen Bernsteins 1,40 nach Gewicht gasförmiger Flüssigkeit, 4, 65 Bernsteinsäure, 1,15 Essigsäure, 16,50 flüss. Öl, 24,00 zähes Öl, 7,50 festes Öl, 3,20 vom Äther aufgelöstes Öl, 39,50 kohligen Rückstand, und 2,10 Verlust; an Elementarstoffen aber 80,59 Kohlenstoff, 7,31 Wasserstoff, 6,73 Sauerstoff, 1,64 Kalk, 1,10 Alaunerde, und 0,63 Kieselerde. (Vergl. John's Naturgesch. des Succin. Köln, 1816. in 2 Thln. Drapiez i. d. Ann. genor. des sc. ph. Brüssel 1819. und A. F. Schweigger a. a. O. im Anhange).

Nach der Güte des Bernsteins kommen folgende Sorten im Handel vor: 1) Sortimentstücke zu Schmuck und mancherlei Kunstsachen, vollkommen durchsichtig, dicht, und 10, 12 u. m. Loth schwer; 2) Tonnensteine, die weder ganz hart sind, noch gepulvert sich gut sieben lassen. Man wendet sie gepulvert zu Wundbalsamen, angezündet zum Räuchern und zu trocknen Dampfbädern, als Nebenmittel in hysterischen Beschwerden, gegen Hüft- und Wadenschmerz von anhaltendem Erbrechen, und auch da an, wo die äußerliche sogen. austrocknende Heilungsmethode angezeigt ist, ferner zur Zertheilung von Wassergeschwülsten, gegen rheumatische und andere Schmerzen, gegen Uterin- u. a. Krämpfe, gegen Erschlaffung und Schwäche der weibl. Geburtstheile und daher rührenden weißen Fluß, bei Senkung des Uterus, anfangendem Mutter- und Scheidenvorfalle, bei paralytischen Beschwerden in der Rhachitis ꝛc., zum Einathmen in der Schleimschwindsucht ꝛc. Sonst gab man den Bernstein auch innerlich zu 1 Dr. in Pulver bei der Leucorrhoe, bei Hysterismus, beim Nachtripper ꝛc. Das Bernsteinharz aus den Tonnensteinen dient jetzt blos zum grünen Siegellack, zu Papiermaché, Goldlack und zum Einbalsamiren der Leichen; 3) die Firnißsteine zu Bernsteinfirnissen, Siegel- u. a. Lacken ꝛc. sind sehr rein und fest, und lassen sich gut pulvern; 4) die Sandsteine, welche klein, unrein, undurchsichtig und durchlöchert ausfallen, gehören, wie 5) der Schlick, d. h. größere, blätterige und unreine Stücke, zu den schlechtern Sorten; etwas besser ist 6) der Abhäusel (Sandgut, Drechselspäne), oder der Ab-

Digitized by Google

fall bei den Dreharbeiten, woraus im Großen das Bernsteinsalz destillirt wird.

Unter dem Namen amerik. Bernstein komt ein Kunstmengsel mit Gummi Look verfälscht vor, das aber nicht elektrisch ist, und sich von dem echten sehr deutlich unterscheidet. Auch die übrigen künstlichen Bernsteine zeigen nichts Elektrisches, und lassen sich, das gefärbte Glas ausgenommen, welches immer unaufgelöst bleibt, im heißen Wasser bald auflösen. — Dies gilt auch von dem rothen Arsenikschwefel, womit der Bernstein erst jüngst verwechselt worden seyn soll. (*Th. Schreger.*)

BERNSTEIN (Mineralog.). Schon in den ältesten Zeiten war der Bernstein den Völkern der alten Welt bekant*), da Homer schon ihn rühmend erwähnt; die Phönizier fuhren an die preuß. Küste, um ihn einzuhandeln, und später eröfneten die Römer einen Landweg dahin, wahrscheinlich durch Schlesien, um dieses geschätzte Fossil zu erhalten, welches sich nur sparsam in Italien, Sizilien und einigen andern Gegenden fand. Weil es in so alten Zeiten erwähnt wurde, aus so unbekanten Gegenden kam, und im Orient zu heiligem Gebrauch diente, wurde von den spätern Schriftstellern, besonders von Plinius, Wahrheit und Fabel auf sonderbare Weise zusammen verbunden.

Electrum, ἤλεκτρον, war der gewöhnliche und eigentliche Name des Fossils, welches Homer nicht blos als rohes Naturprodukt, sondern schon in Kunstwerken verarbeitet, kent; und welches, wenn auch kostbarer als Gold, ihm nichts neu Verbreitetes, nichts Ungewöhnliches war. Der Name selbst beweiset, daß er durch die Phönizier zu den Hellenen kam, denn Jik oder Eleck bedeutet im Arabischen: Harz, Feuchtigkeit durch die Sonne aus den Bäumen entwickelt. Wahrscheinlich erhielten die Griechen sogleich mit dem Steine die Fabel, daß die in Pappeln verwandelten Schwestern des Phaethon am Eridanus, von dem in der Nacht nördlich herumschiffenden Sonnengott erwärmt, den Bernstein ausschwitzten und ins Meer tröpfelten.

Daß man den Bernstein schon in sehr alten Zeiten aus Preußen holte, leidet keinen Zweifel; Diodor sagt: über Gallien liegt Scythien, und diesem gegenüber liegt im Ocean eine Insel Basilia, an welche die Stürme sehr viel Electron anspülen, sonst wird es nirgends gefunden; Tacitus erwähnt: rechts am sueviſchen Meere wohnen Völker, welche die Gebräuche und das Ansehn der Sueven haben, aber mehr die britische Sprache reden, sie sind auch mit dem Meere bekant und von allen die einzigen, welche das Succinum, das sie Glessum nennen, in den Wellen suchen und an dem Ufer auflesen; Plinius erzählt: man weiß gewiß, daß sich das Electrum auf den Inseln des nordischen Oceans erzeugt und von den Germanen Glessum genant wird, daher nennen unsere Landsleute eine dieser Inseln Glessaria, die von den Einwohnern Austracia genant wird; 600,000 Schritt von Carnum in Pannonien (Nieder-Östreich) liegt die germanische Küste, von der das Succinum zu uns gebracht wird, erst neuerlich ist sie ganz bekant worden. Julianus, der dem Kaiser Nero ein Gladiatorenspiel besorgen sollte, schickte einen römischen Ritter dahin, der Succinum anschaffen sollte, dieser hat sie gesehen, sich mit dem Handel bekant gemacht und die Gegend bereist, auch Succinum in solcher Menge mitgebracht, daß man in den Netzen, welche das Podium wider die reißenden Thiere schützt, die Knoten damit schmückte, Waffen, Todtenbahren, kurz die ganzen Geräthschaften, die gebraucht wurden, waren damit ausgelegt; das größte Stück, das er mitbrachte, wog 13 Pfund.

Über den Ursprung des Bernsteins war man auch in den ältesten Zeiten nicht einig; Plinius führt an, daß Philemon denselben zu den Fossilien, nicht zu den Harzen rechne; Tacitus (de morib. german.) sagt: durch welche Verhältnisse und auf welche Art sich der Bernstein erzeuge, ist nicht bekant; lange lag er unter den andern Auswürfen unbenutzt, bis der Luxus ihm einen Namen gab; daß er ein Baumharz sey, geht daraus hervor, daß er sowol kriechende als fliegende Insekten oft eingeschlossen enthält, diese wurden eingeschlossen, indem die flüssige Materie sie umgab und erhärtete; ich halte daher dafür, daß so wie die Gewächse des Orients Weihrauch und Balsam ausschwitzen, es auch im Occident Länder gibt, die üppige Haine und Wälder haben, wo die Materien, welche die Strahlen der Sonne erreichen und ausfließen lassen, in das nahe Meer fallen und durch Stürme an das entgegengesetzte Ufer angespült werden.

Die Anwendung des Bernsteins war vorzüglich zum Schmuck; schon die griechischen Frauen zur Zeit des trojanischen Krieges trugen Hals- und Armbänder von Electrum und Gold, häufig diente es zu eingelegten Arbeiten. Seine elektrische Eigenschaft kante man schon in den ältesten Zeiten, von ihm stamt auch der Name der Elektrizität her; auch verstand man ihn verschieden zu färben, zur Räucherung diente er den Griechen weniger als den asiatischen Völkern. Man unterschied (nach Philemon) 2 Arten; das weiße und hellgelbe hieß Electrum, das feuergelbe Subalternicum, auch wol Chryselectrum; doch hatten außerdem die verschiedenen Farben-Nüancen verschiedne Namen, der Bernstein mit eingeschlossenen Insekten hieß Myrmecites und Lantharias.

Dem Succino oder Electro verwandt war das Λυγκούριον, Lyncurion, welches aus dem Urin eines wilden Thieres entstehen sollte; man kann hierunter zwar, wie gewöhnlich geglaubt wird, wol Bernstein und ähnliche Körper mit begriffen haben, doch ist es wahrscheinlich, daß man hierunter den Körper verstand, den man jetzt Daſſipiß nent, und der von einem kleinen dachsähnlichen Thiere herkomt.

Der Bernstein ist (weiß?)**), gelb, roth, stark fettglänzend und muschlig im Bruche, hat einfache Strahlenbrechung, ist weich, spröde, leicht zerspringbar, sein specif. Gew. ist = 1,07, schmelzt sehr leicht, indem er einen angenehmen Geruch verbreitet, und verbrent mit gelber

*) Über das Alter des Elektron s. J. H. Voß Programm üb. ältere Welkunde in der Jen. Allg. Lit.-Zeit. 1804. S. XXXI — XXXIV. Nickel üb. d. Elektriden. Oldenb. 1820. 8. (*Th. Schreger.*)

**) Die Sage von vorgefundenem weißen Bernstein hat neuerlich Hagen völlig widerlegt. Das in England entdeckte elastische Harz gab John irrig für Bernstein aus.

Digitized by Google

Flamme, indem er einen kohligen Rückstand läßt. Alkohol löst ihn auf, auch verbindet er sich mit Öl. In starker Hitze gibt er eine eigenthümliche Säure, die Bernsteinsäure. Nach der neuesten Analyse von Drapiez (Schweigger's Journ. Bd. 30. S. 114.) wurde ein Bernstein aus der niederländ. Prov. Hennegau zerlegt in:

1,40	gasförmige Flüssigkeit
4,65	Bernsteinsäure
1,15	Eßigsäure
16,50	flüssiges Öl
24,0	zähes Öl
7,50	festes Öl
3,20	in Äther aufgelöstes Öl
39,50	kohligen Rückstand
2,10	Verlust
10,00	

oder, auf die letzten Elemente reduzirt:

80,59	Kohlenstoff
7,31	Wasserstoff
6,73	Sauerstoff
1,54	Kalkerde
1,10	Thonerde
0,63	Kieselerde
2,10	Verlust
10,00	

Es ergibt sich schon aus den gedachten Eigenschaften und dieser Analyse, daß der Bernstein gleichsam eine zweideutige Rolle im Mineralreiche spielt. Meist setzen ihn die Mineralogen in die Klasse der brennlichen Fossilien.

Der Bernstein ist gar kein seltenes Fossil, er findet sich vielmehr an vielen Orten, aber nirgends so reichlich, in so großen und schönen Stücken, als an der Küste der Nordsee, wo er theils vom Meere, besonders nach Orkanen ausgeworfen, theils aus demselben gefischt, theils aus dem Sande gegraben wird, wo er häufig in Gesellschaft mit bituminösem Holze erscheint. Der meiste wird in der Gegend von Dantzig und Königsberg gewonnen; es scheint, daß, obwol seit mehren 1000 Jahren in diesem Distrikte eine unendliche Masse dieses Fossils gefunden ist, doch dasselbe nicht merklich abgenommen habe, daher müssen die Niederlagen davon wirklich außerordentlich groß seyn. Aber auch mehr Landeinwärts findet er sich im Sande, so in Curland und in den Marken. Nach Schindler trift man ihn in einem Sandmergel in den Karpathen, in Galizien komt er in Sandstein vor; sehr schön kent man ihn von Sicilien, auch von Ober-Italien. Er scheint der Braunkohlen-Formation eigenthümlich, komt aber hier mit einem andern, ihm höchst ähnlichen Fossile, dem Retinit, vor, die beide sehr genau zusammenzuhängen scheinen, und so findet man ihn nicht selten im Thüringschen, im Mansfeldischen, in Frankreich bei Soissons, St. Quintin und vielen Punkten, so wie in mehren andern Ländern; der oben erwähnte aus dem Hennegau in den Niederlanden liegt in einer Thonschicht.

Der Bernstein enthält zuweilen verschiedene Gegenstände, auch Insekten eingeschlossen, welche nach den Untersuchungen von Germar***) und Schweigger****) von den jetzt vorhandenen Arten abweichen, letztrer fand die Insekten meist in einer so natürlichen Stellung, als wären sie im Wasser gestorben, daher er meint, daß es scheine, das Bernsteinharz wäre wasserdünn gewesen, so flüssig als natürlicher Balsam.

Der Bernstein dient theils zum Schmuck und zur Verzierung, theils zur Räucherung, weshalb er viel in den Orient geht, theils zur Bereitung der Lackfirnisse, wozu er entweder mit Öl oder mit Alkohol bereitet wird. Bernsteinöl und Bernsteinsalz hat keinen ausgebreiteten Gebrauch.

In den Braunkohlen kommen Fossilien vor, die sich unmittelbar an den Bernstein reihen, und mit diesem innigst so zusammenhängen, daß eine scharfe Trennung, in Gattungen wenigstens, kaum möglich seyn dürfte. Hieher gehört der Retinit und die Bernerde.

Der Retinit, Retinasphalt, erscheint gelb bis röthlichbraun, theils derb, wo er unmittelbar in Bernstein übergeht, theils mehr oder weniger erdig; häufig ist der Kern fest, dessen Umgebung erdig, hienach ist auch der Glanz verschieden, indem die erdigen Theile matt, die festen fettglänzend sind, eben so auch der Bruch, Härte, Durchsichtigkeit. Es schmilzt leicht und verbrennt mit einem nicht unangenehmen Geruch.

Hatchett machte zuerst auf dieses Fossil aufmerksam, welchem er auch den Namen gab; er analysirte das aus den Kohlen von Bovey in Devonshire und fand:

55	Resine
41	Asphalt
3	erdigen Rückstand
1	Verlust
100	

Später analysirte Bucholz Retinit aus der Gegend von Halle, und neuerlich Klaproth ein ähnliches Fossil aus dem Braunkohlenlager von Kamensk in Sibirien, aber alle diese Analysen stimmen nicht zusammen. Der Weingeist löst ein unverändertes vegetabilisches Harz daraus auf, läßt ein Erdharz zurück, gibt aber keine Bernsteinsäure.

Es findet sich dieses Fossil häufig in den Braunkohlen, wo es kleine Nester bildet, zuweilen ist es auch in Schwefelkieskugeln eingeschlossen.

Unterschieden von diesem, aber nahe mit ihm zusammenhängend, erscheint der erdige Retinit oder die Bernerde. Sie besteht aus lichtgelblichbraunen feinerdigen Theilen, die ganz einer lichtgelblichen Braunkohle ähnlich sind, so, daß man sie durch das Ansehn oft kaum unterscheiden kann, aber schon zwischen den Fingern gerieben, gibt die Erde einen angenehmen Geruch, am Lichte schmilzt sie wie Harz, und verbrennt unter einem dem Bernsteine ähnlichen Geruch. Sie bildet kleine Lager in den Braunkohlenflötzen, wie bei Ober-Wöllstädt in der Wetterau, bei Kelbra im Mansfeldischen und an mehren Orten. Neuerlich hat man auch in der Gegend von Osnabrück ein großes Torflager gefunden, welches durchaus mit diesem Fossil imprägnirt ist, und einen wohlriechenden Torf enthält.

Der Bernstein, Retinit, und die Bernerde, möchten mit einander nahe verwandt seyn, und mineralogisch wol nur Eine Gattung bilden, wenn sie auch chemisch Verschie-

) Magaz. der Entomologie 1. Bd. *) naturhistor. Beobacht.

Digitized by Google

denheiten zeigen, und in dieser Hinsicht nicht blos 3, sondern wahrscheinlich noch mehre Gattungen darstellen dürften.

Daß die Bernerde nicht ein mechanisch eingemengtes und dann verändertes Baumharz sey, macht sein ganzes Vorkommen höchst wahrscheinlich; was den Retinit betrift, so spricht sein Vorkommen auch wenig dafür, und Unterzeichneter hat in den unweit Halle eröfneten Braunkohlengruben Gelegenheit gehabt, mehre Beobachtungen zu machen, die es höchst wahrscheinlich machten, daß der Retinit daselbst eine neuere chemische Bildung, wahrscheinlich durch Zersetzung von Pflanzenfasern sey, aber in denselben Gruben kam auch Retinit vor, der ungemein dem Bernstein ähnlich war, wenigstens einen unmittelbaren Übergang in denselben machte. Wenn wir nun Bernstein in Flötzen von Sand, Sandstein, Mergel, Thon vorkommen sehen, ohne stets Holz bei ihm zu finden, so sollte man fast glauben, daß auch der Bernstein nicht ein mechanisch eingemengtes Baumharz, sondern eine chemische Bildung wäre, wofür auch noch das sonderbare Faktum spricht, daß das Meer an derselben Stelle immer gleich viel Bernstein auswirft, da man doch meinen sollte, daß der vorhandene Vorrath abnehmen würde, und man wirklich über die ungeheure Produktion des Harzes in frühern Zeiten erstaunen muß, da wir etwas ähnliches gegenwärtig wol kaum aufzuweisen haben. Auf der andern Seite ist es nicht zu leugnen, daß die in Bernstein eingeschlossenen Insekten ganz wider die Annahme einer chemischen Bildung zu sprechen scheinen, und es vielmehr wahrscheinlich machen, daß dieser Bernstein wirklich vorher ein Baumharz war, welches nur in der Erde verändert ist. (*Keferstein.*)

Bernsteincampher, flüchtiges Bernsteinharz. Er wurde von J. E. Vogel im Bernsteine, der nur $\frac{1}{100}$ davon liefert, vor wenigen Jahren entdeckt, und von Robiquet und Colin genauer untersucht. Er erscheint in glänzenden, gelben, dem Uranglimmer ähnlichen Blättchen, die schwerer, als Wasser, in der Kälte geruch- und geschmacklos sind, weniger, als Wachs, an die Zähne kleben, zwischen 80 und 100° schmelzen, aber über 100° sieden, und sich ganz verflüchtigen, oder doch nur wenig Kohle zurücklassen. Um ihn rein darzustellen, wird das aus dem bis zur anfangenden Verkohlung trocken destillirten Bernstein im Retortenhalse sich, wie ein gelber Blüthenstaub, anlegende Sublimat nach Vogel vom Öle durch dreimaliges Auflösen in Weingeist und Abkühlen der Auflösung, oder nach Robiquet und Colin längere Zeit mit Wasser gekocht, und dann geschmolzen, wo es beim Erkalten zu einer zerreiblichen, körnigblätterigen Masse gesteht, die man mit Äther auszieht, welcher sich durch Aufnahme einer weichen harzigen oder öligen Materie gelb färbt, und den reinen Campher unaufgelöst, zurückläßt. Dieser ist nicht in Wasser, noch auch, rein genug, in Weingeist, und ganz unrein, darin wenig löslich, nach Vogel höchstens in 320 koch. Weingeists, woraus $\frac{1}{4}$ beim Erkalten in sehr lockerer Gestalt herauskrystallisirt. Ein Zusatz von dickflüssigem Bernsteinöl macht ihn darin auflöslicher. Ferner löst er sich in 320 kalten, und in etwas wenigerm heißen Äther, leicht in Lavendelöl, ohne durch Weingeist gefällt zu werden, kaum in kaltem, leichter in heißem Bernsteinöl, woraus er erkaltend, in Blättern anschießt, leicht auch in Mohnöl auf. Desgleichen ist er in Kali haltendem Weingeist auflöslich, und fällt daraus wieder als eine harzige Substanz; kochende Kalilauge färbt sich damit nur gelblich. Mit Salpetersäure gekocht, wird er zu einer harzartigen Materie; die Säure färbt sich gelblichroth, und läßt beim Erkalten etwas Körniges fallen. An der Luft verbrennt er bei seinem Siedpunkte zu Wasser und Kohlensäure. (*Th. Schreger.*)

Bernsteinfirnisse (fette), werden gewöhnlich aus Leinölfirniß, Bernstein (oder Bernsteinharz), Colophonium und Terpentinöl ꝛc. in der Wärme bereitet; man erhitzt nämlich im Wasserbade 2 Pfd. Terpentinöl, trägt hierauf unzenweise 1 Pfd. gepulvertes Bernsteinharz ein, und schüttelt die Masse jedesmal so lange, bis das Harz vollkommen aufgelöst ist. Zuletzt setzt man noch 2 Pfd. vorher erwärmten Leinölfirniß hinzu. Diese Firnisse werden zum Lackiren, zum Beizen einheimischer Holzarten auf Mahagonyart, zum Überstreichen echt vergoldeter Hausgeräthe ꝛc., und in der Malerei auf Holz, benutzt. Zumal in letzter Hinsicht und für helle Farben müssen sie gleichförmig, fein, hell und rein seyn, eine blasse Weinfarbe haben und nur wenig ins Gelbe stechen, an der Luft gut erhärten, und der Zeit und jeder Witterung trotzen. Je länger man sie aufbewahrt, desto besser müssen sie sich halten, wenn sie trocknen, (s. auch Goldfirniß, Templinfirniß ꝛc.) — Der durch zu starkes Erhitzen bei der Auflösung dunkelbraune, oder durch Bearbeitung in eisernen Gefäßen schwarz gewordene Bernsteinfirniß taugt für Maler ꝛc. weniger. Mit Balsamen versetzt, fällt er nicht so hart und dauerhaft aus, trocknet nicht gut, sondern bleibt immer fettig, und löst sich bald wieder auf. — Nach Westrumb erhält man einen guten geistigen Bernsteinfirniß, wenn man die Lösung des sogen. Bernsteinharzes durch Copaivabalsam vermittelt. Es werden nämlich 16 Loth Bernsteinharz mit 64 L. absoluten Alkohols übergossen, worin zuvor 2 L. Copaivabalsam gelöst worden sind; mäßig erwärmt in einem Kolben ꝛc. erhält man das Gemisch unter manchmaligem Umschütteln so lange im Sand- oder Wasserbade, bis sich alles gehörig gelöst (was durch Zusatz von etwas reinem, trocknen Quarzsand geschieht) und vereinigt hat, läßt es dann erkalten, und setzt nun 1 Loth Terpentinöl zu, das nochmals über Kohlenpulver abgezogen ist. (*Th. Schreger.*)

Bernsteinöl, Oleum succini, ein durch trockne Destillation des Bernsteins erzeugtes brenzliches Öl, das anfangs hell, gelblich und dünn, später aber dunkler und dicklicher übergeht, und durch wiederholte Destillation mit Wasser wasserhell, und mehr oder weniger entfärbt wird, dann nicht unangenehm riecht und würzig schmeckt, an Leichtigkeit, Flüchtigkeit und schneller Entzündlichkeit der Bergnaphtha nahe komt, aber sich davon durch seine Auflöslichkeit in Alkohol, und durch sein Verhalten gegen die rauch. Salpetersäure unterscheidet, mit welcher (3) es ein gelbes, nach Bisam riechendes Harz, den künstlichen Moschus, liefert. Zum arzneilichen innerlichen Gebrauch vertritt das gereinigte Bernsteinöl (zu 5 — 20 Tropfen mit Äther, Schwefeläthergeist ꝛc.) die Stelle der Bergnaphta, des Steinöls ꝛc., bei

Digitized by Google

allgemeiner Nervenschwäche, besonders bei hysterischen Ohnmachten der Schwangern und Kreisenden, bei Krämpfen und Lähmungen überhaupt, namentlich beim Tetanus ꝛc. Zum äußerlichen Gebrauch in diesen und andern Fällen ist das rohe Bernsteinöl vollkommen hinreichend. Das gereinigte ist übrigens ein Bestandtheil des Eau de luce, jener flüchtigen, liquiden Bernsteinölseife ꝛc. (*Th. Schreger.*)

Bernsteinsäure (Succinsäure, flüchtiges Bernsteinsalz), acidum succinicum. Schon Georg Agricola gedenkt dieses Salzes im 16. Jahrh.; doch ward dessen saure Natur erst von Barchhusen, Boulduc und Boerhaave, die Eigenthümlichkeit der Säure aber später von Stokar v. Neuforn dargethan. Ob sie als Edukt im Bernsteine schon präexistire, oder erst als Produkt durch die saure Gährung und Destillation erzeugt werde, ist noch nicht ganz entschieden. Sie läßt sich aus dem lichtbraun gerösteten Bernstein (= 32 Unzen) mittelst der Schwefelsäure (10 Quent. mit gleichviel Wasser verdünnten Vitriolöls), wie Krüger schon im 17. Jahrh., und neuerlich Barth (in Hermbstädt's Museum IV. S. 253. ꝛc.) zeigte, oder noch besser, nach Franz Mayer (s. Buchner's Repert. f. d. Pharm. VII. 2.) durch Verminderung der anzuwendenden Menge von Schwefelsäure, und Veränderung des Bernsteins an der Luft, wodurch er eine gesättigtere Tinctur bei der Digestion mit Alkohol liefert, als der geröstete, oder durch trockne Destillation im Weifchedischen Apparate (s. n. Berl. Jahrb. f. d. Pharm. 1806. S. 268. d. Kpfr.), als Sublimat gewinnen. Auch soll sie nach Scheele und Trommsdorff, in der Schleimsäure enthalten seyn. Wiefern das durch trockne Erhitzung des Asphalts, Kopals und Ambers erzielte ähnliche Salz von derselben abweiche, ist noch unbekant. Nach Scopoli soll der Terpentin und das Braunkohlenwasser gleichfalls etwas davon bei sich führen. Endlich glaubt Beißenhirz bei der Bereitung des concentr. Essigs aus essigs. Kalk und Schwefelsäure, John aber aus in saure Gährung gesetzte 1½ Pfd. Honig, 2 Pfd. Brod, 2 Maß Essig, eben so viel Brantwein, 28 Maß sied. Wassers und 1 Pfd. Siliqua dulcis, dergleichen erhalten zu haben. Klaproth's Maulbeerholzsäure dürfte nichts anders, als Bernsteinsäure seyn; wenigstens bildet sie sich nach John bei der Essiggährung. Von dem ihr immer anhangenden brenzlichen Öle läßt sie sich durch mehrmaliges Auflösen, Filtriren und Krystallisiren, oder mittelst Kohlenstaubs, oder durch mehrmalige vorsichtige Sublimation des mit Sand gemengten Salzes, oder durch Abziehen von Salpetersäure darüber, oder endlich nach Berzelius durch abermaliges Austreiben, nachherige Sättigung mit etwas überschüssigem kohlens. Ammonium, Digestion des Salzes mit stark geglühter Blutlohle, und Krystallisation desselben, mehr oder weniger reinigen. Die reinsten Krystalle schlägt man endlich durch essig- oder salpeters. Blei nieder, um den Niederschlag mit Schwefelsäure zerlegen zu können. Rein erscheint sie dann in weißen, glänzenden, durchscheinenden, luftbeständigen dreiseitigen Säulen und Blättchen, oder in geschobnen vierseitigen Tafeln, auch wol in Nadeln oder Schuppen krystallisirt von 1,55 spec. Gewicht, die noch 0,21 Wasser enthalten. Sie hat einen stark sauern, erwärmenden, nicht ätzenden Geschmack, und keinen, aber, noch unrein, einen eigenen schwach säuerlichen Geruch, röthet Lackmus, und braust mit Mildkalien ꝛc. auf. Ganz rein löst sie sich in 24 — 30 kalten, und 2 koch. Wassers auf; mit Alkohol bildet sie eine wasserhelle, ungefärbte, mit genug Wasser ohne Trübung mischbare Lösung, verbindet sich auch mit Ätherole ꝛc. Erhitzt schmilzt sie, und verfliegt nachher in weißen Stickdämpfen, größtentheils unzersetzt, sich in weißen Flocken und strahlenförmigen Nadeln sublimirend; der zersetzte kleinere Antheil läßt etwas Kohle zurück. Vor dem Löthrohre schmilzt sie in der äußern Flamme, in der innern raucht sie, und brennt mit einer blauen Flamme ganz, oder bis auf wenig Kohle weg. Sie verpufft auf erhitztem Salpeter mit weißer Flamme. Durch Salpeter-, Schwefel- und Salzsäure wird sie nicht verändert, wenn sie gleich Trommsdorff mit 2 Schwefelsäure und 3 Manganoxyd in Essigsäure übergeführt haben will, und darauf den Beweis gründet, daß sie blos durch das verschiedene quantitative Verhältniß ihrer Mischungstheile von den übrigen Säuren verschieden sey. Berthollet meint, daß sie ein Harz oder flüchtiges Öl zur Basis habe, wie die Benzoesäure. — Nach Berzelius besteht sie aus 47,600 Kohlenstoff, 4,512 Wasserstoff und 47,888 Sauerstoff. — Drapiez fand in der Bernsteinsäure eines niederländischen Bernsteins 45,23 Kohlenstoff, 3,97 Wasserstoff, und 50,80 Sauerstoff.

Bernsteinsaure Verbindungen. Sie charakterisiren sich im Allgemeinen durch ihren bernsteinartigen Geruch bei nicht ganz reiner Säure, und ihren salzig bitterlichen Geschmack. Sie stoßen im Feuer einen Stickdampf, mit Essigsäure gemengt, aus, und werden völlig zerstört, sowie durch Schwefel-, Salpeter- und Phosphorsäure, durch die Weinsteinsäure aber nur die bernsteins. Kalien und Alaunerde, und durch die Salzsäure allein die bernsteins. Kalien. Dagegen werden das essig- und salpeters. Blei von den bernsteins. Salzen nach Richter gefället; auch schlägt bernsteins. Natron das salpeters. Kupfer in feinen, schön spangrünen Krystallen nieder, dagegen die Kobaltauflösung pfirsichblütroth nur dann, wenn beide nicht rein sind.

1) bernsteins. Kali in 3seit. Prismen, die an den Enden schief abgestumpft sind, bittersalzig schmecken, bald verwittern, bald zerfließen, auf Glühkohlen knistern und schmelzen, und aus 100 Säure und 94—102,2 Basis bestehen;

2) b. Natron, dünne 4seitige Säulen mit diedrischen Zuspitzungen, oder schiefen 6seitigen Säulen von bitterm Geschmack, die luftbeständig, weniger in Wasser löslich, als das Kalisalz, und durch trockne Destillation in Kohlensäure, Kohlenwasserstoffgas, Essigsäure haltendes Wasser, braungelbes Öl und kohlens. Natron mit wenig Kohle zersetzbar sind. Sie bestehen aus 100 Säure und 77,51 — 86 Natron;

3) b. Ammonium, kleine, dem Glaubersalz ähnliche, lockre, gelbliche Krystalle aus 100 Säure und 40,48 — 60 Basis, die bernsteinartig riechen, kühlend stechend, bitterlich schmecken, bei völliger Neutralität an der Luft nicht zerfließen, in Wasser leicht sich auflösen, und im Feuer unzersetzt sich sublimiren. Kali, Natron, Baryt,

Digitized by Google

Kalk ꝛc. zersetzen es auf nassem Wege, (s. auch weiter unten bernsteins. Hirschhornsalz);

4) b. Kalk aus 100 Säure und 50,65 Kalk, in langspießigen, luftbeständigen, mildschmeckenden, schwerlöslichen, und im Feuer zerstörbaren Krystallen;

5) b. Baryt aus 100 Säure und 141,53 Basis, ein weißes, geschmackloses, in Wasser schwer auflösliches, und im Feuer zerstörbares Salzpulver;

6) b. Strontian, ein krystallisirbares, wie salzs. Kali schmeckendes, in kaltem und heißem Wasser gleich lösliches Salz;

7) b. Talkerde aus 100 Säure und 39,2 — 70 Basis, bald in verwitternden Octaedersegmenten, bald eine gummiähnliche, in der Gluthitze zerstörbare Masse. Mit Ammonium bildet sie bernsteins. Tripelsalze;

8) b. Alaunerde in Prismen, die zusammenziehend schmecken, und im Feuer ihre Säure fahren lassen;

9) b. Ittererde, in kleinen, festen Würfeln, die in Wasser schwer auflöslich sind;

10) b. Süßerde, ein Präcipitat der Süßerdesalze durch die bernsteinsauren Kalien;

11) b. Silberoxyd, nach Wenzel in dünnen, langen, auf einander liegenden Blättern, oder nach Guyton Morveau in dünnen, länglichen, strahligen Prismen, die im Wasser schwer auflöslich, und im Feuer zersetzbar sind;

12) b. Queckſilberoxydul, ein weißes, unauflösliches Salz;

13) b. Queckſilberoxyd, weiß, in Wasser sehr schwer auflöslich;

14) b. Bleioxyd, a) neutrales, ein weißes glänzendes Blättersalz, das in Wasser schwer auflöslich, und in Glühfeuer zersetzbar ist. Es besteht nach Berzelius aus 69,1 Bleioxyd, und 30,9 Säure, b) saures, nach Wenzel aus der Auflösung des Bleioxyds in überschüssiger Bernsteinsäure darzustellen, c) basisches, durch Digestion des neutralen mit Ammonium erhalten, und bestehend nach Berzelius aus 86,93 Bleioxyd und 13,07 Säure. Das metall. Blei wird von der Bernsteinsäure blos oberflächlich zu einem weißen Pulver zerfressen;

15) b. Kupferoxyd, aus 30 Säure und 10 kohlens. Kupferoxyd, in blaßgrünen Krystallen, die das Feuer zerstört;

16) b. Eisenoxyd, ein blaß bräunlichrother, aufgequollener, durch Trocknen sich dunkler bräunender Niederschlag von stiptischem Geschmack; die Auflösung läßt viel Eisenoxyd fallen, die übrige Flüssigkeit liefert nach Wenzel kleine braune sternförmige Krystalle. a) oxydulirtes, nach Bucholz, eine weiße, ins Graugrüne sich neigende, und in Wasser schwer auflösliche Masse; b) oxydirtes, ein braunrothes, in Wasser unauflösliches Salz, das durch Sieden damit in ein säuerliches und ungesättigtes Salz zerlegt wird. Ein Überschuß von Säure macht dieses Salz auflöslich. Sein Gehalt an rothem Eisenoxyd beträgt nach Bucholz 0,385;

17) b. Zinnoxydul, aus 30 Säure mit 10 Zinnoxydulhydrat, in dünnen, breiten, durchsichtigen, auflöslichen Blättern, die wenig Zinn enthalten, und 11 neutralen? Rückstand nach Wenzel;

18) b. Zinkoxyd aus 2 Säure und 1 Basis, nach Wenzel in langen, schmalen übereinander gehäuften Blättchen;

19) b. Wismuthoxyd, nach Wenzel ein auflösliches Salz in gelben Blättern, das von Feuer zerstört wird, nebst einem unauflöslichen (neutralen?) Salze;

20) b. Manganoxydul, blaßröthliche, luftbeständige, durchsichtige, 6seitige an den Kanten zugeschärfte Tafeln von säuerlich-salzigem Geschmack, die in Wasser ziemlich leicht, aber nicht in Weingeist sich auflösen, und nach John 30,27 Oxydul gegen 69,73 Säure und Wasser enthalten;

21) b. Nickeloxyd, apfelgrüne, in Wasser schwer auflösliche Rhomben;

22) b. Kobaltoxyd, pfirsichblüthroth, schwer auflöslich;

23) Antimonoxydul, enthält nach Wenzel sehr wenig aufgelöstes Oxydul;

24) b. Uranoxyd, nach Richter ein blaßgelbes, wenig in Wasser lösliches Salz;

25) b. Cereroxydul, weiß, käseartig, in Wasser nicht ganz auflöslich.

Bernsteinsäure (pharmacologisch). Statt der offizinellen mit Öltheilen noch verbundenen und der gewöhnlichen verkäuflichen, die meist verfälscht, oder ein Kunstprodukt ist, wie sich nach den oben genanten Kenzeichen der echten bald ausweist, bleibt es immer sicherer, die notorisch reinste mit rectificirtem Bernsteinöle in einem dem jedesmaligen Zwecke entsprechenden Verhältnisse gemischt, arzneilich zu gebrauchen.

Häufiger wird sie in Verbindung mit Ammonium, als bernsteins. Ammonium-Flüssigkeit, oder bernsteins. Hirschhorngeist, Liquor ammonii succinici, Spiritus cornu cervi succinatus, angewendet. Dies Präparat stellt ein mit dem brenzlichen Bernsteinöle und ätherischen Thieröle geschwängerte neutrale Lösung des bernsteins. Ammonium dar, und bildet sich, indem echte, aber mit einigen Öltheilen noch verbundene Bernsteinsäure mit empyreumatischer Ammonium-Flüssigkeit (1 Th. Hirschhornsalz in 6 Th. Wasser aufgelöst) vollkommen gesättiget wird, als eine ganz klare, frisch gelbe, mit der Zeit braungelbe Mischung von schwach flüchtigem, empyreumatischem Geruche, und gleichem, etwas stechend kühlendem, bitterlichem Geschmacke, die Lackmus- und Kurkumapapier nicht verändert, und langsam abgedunstet, ein in der Hitze völlig mit Bernsteinsäuregeruch verdampfendes Salz zurückläßt. Essigsaure Bleilösung muß damit einen Niederschlag (bernsteins. Blei) bilden, welcher in Salpetersäure sich auflöst, und auf Glühkohlen schwach nach Bernstein riecht, sonst ist das Präparat mit Essigsäure bereitet. Ist es mit salzsaurem Ammonium verfälscht, so entstehen von gleichviel beigemischtem Alcohol weiße Federkrystallchen, und von zugesetzter salpeters. Silber- oder Bleiauflösung Niederschläge von Hornsilber oder Hornblei. Wenn sie aus weinsteins. Ammon. bereitet ist, so wird jede Säure oder Kalilauge Niederschläge erzeugen, welche auf Glühkohlen einen brenzlichen Weinsteingeruch von sich geben. Wenn sie aus schwefelsaurem Ammonium zusammengesetzt ist, so bewirkt die essig- oder salzs. Barytauflösung einen in Salpetersäure unauflösli-

Digitized by Google

chen Niederschlag. Sie wird durch Schwefel-, Salpeter-, Phosphor-, Weinstein-, Zitronen- und Salzsäure, durch die übrigen Äz- und Mildkalien, durch essigs. Kali und Natron, saures weinsteins. Kali, Boraxweinstein, salzs. Kalk, Alaun, schwefels. Talkerde, essigs. Blei, salz- und essigs. Eisen, essig- und salpeters. Queckſilber, und durch alle Hydrothionschwefelverbindungen zersetzt.

Arzneilich wirkt die offizinelle Bernsteinsäure nicht nur als ein allgemeines Erregungsmittel, sondern auch besonders auf die Hautorgane, Lungen- und Harnwege. Man verordnet sie daher theils für sich, theils mit Äther, Kampher, flüchtigen Ölen ꝛc. im Typhus, besonders mit unterdrückten, oder regelwidrig verlaufenden Exanthemen, theils mit Arnica, Senega ꝛc., bei Typhus mit Brustaffektionen, theils mit Opium, Aconittinctur, Schwefeläthergeist ꝛc., bei asthenischem Rheuma und Gicht, zumal innerer Organe, theils mit Castoreum bei Krämpfen, Hysterismus, Lähmungen, serösen Schlagflüssen ꝛc., mit Moschus beim Krampfasthma in der Gangrän, theils allein im Stickfluß, bei Krämpfen der Kinder von schwerem Zahnen, Blähungen ꝛc., bei rheumatischen Koliken, kleinen Kindern zu 2—4, Erwachsenen zu 10—30 Tropfen, in etwas Thee, oder als Salz zu 2 — 10 Gran. Äußerlich werden die Dämpfe des letztern zur Zertheilung lymphat. Geschwülste, und als Riechmittel gegen hysterische u. a. Ohnmachten benutzt.

Die bernsteinsauren Verbindungen empfiehlt Gehlen, als vorzügliche chemische Agentien auf Eisen. Auch wird von ihnen das essig- und salpetersaure Blei aus einer Auflösung gefället, und vom bernsteins. Natron das salpeters. Kupfer, selbst bei starker Verdünnung grünlich*). (*Th. Schreger.*)

Bernsteinsalz, flüchtiges, s. Bernsteinsäure.

Bernsteintincturen, werden sehr schön gesättigt weingelb erhalten, wenn man lange an der Luft gelegenes feines Bernsteinpulver durch mehrtägige gelinde Digestion in Alkohol (von 0,80) aufzulösen sucht. Sie fallen schöner von Farbe aus, als die durch Röstung des Bernsteins bereiteten, haben ein größeres specif. Gewicht, und trüben sich stark mit Wasser. In der Arzneikunst sind sie entbehrlich, aber auf feine Arbeit, als Firniß, mit Nutzen anwendbar. (*Th. Schreger.*)

BERNSTEIN, in den alten Chroniken auch Barnstein genant, eine kleine Stadt am Jungfernsee, welche vormals theils zur Neumark theils zu Pommern gehörte†); in den neuern Zeiten aber ganz zur Neumark geschlagen wurde. Jetzt ist sie im Soldinschen Kr. des Regir.-Bez. Frankfurt begriffen, und enthält in 133 H. an 1100 Einw., die sich mit Tuchweberei und Muränenfang beschäftigen. Auch hat die Stadt ein Schloß. Zur katholischen Zeit befand sich in derselben ein nicht unbedeutendes Cistercienser-Nonnenkloster, gestiftet 1290 vom Markgrafen Albrecht von Brandenburg, welches nach der Einführung der Reformation in Pommern eingezogen wurde††). (*Mohnike und Stein.*)

BERNSTEIN, Pernstein, magyarisch Borostyanko (d. i. Bernstein), ein teutscher Marktflecken in N.-Ungern jenseit der Donau, Eisenburger Gespansch., Günßer Bezirk, an der Gränze von Steyermark und Österreich, der Hauptort der gräfl. Batthyánischen Herrschaft Bernstein oder Borostyanko*), mit einer katholischen und evangel. Pfarre, einem Schlosse, einem Kupferbergwerke, 2 Schwefelbergwerken, Steinkohlengruben, einer Alaun-, Vitriol-, Scheidewasser- und Schwefelfabrik, auf einem Berge am Bache Dorau (47° 24′ nördl. Br.). Vor einigen Jahren wurde bei Bernstein ein großer Serpentinfelsen entdeckt und man fing auch an den Serpentinstein unter dem unpassenden Namen Serpentinachat zu benutzen. In dieser Gegend werden viele Krametsvögel geschossen. Die industriösen Einwohner bauen viel Flachs und Hanf, destilliren Wacholder-Brantwein und pressen Bucheckern-Öl. Die von dem patriotischen Grafen Theodor Batthyány hier angelegte Tuch- und Bandfabrik ist leider eingegangen. Das auf einem felsigen hohen Berge gelegene Schloß war vormals eine Gränzfeste wider die Einfälle der Türken, soll von türkischen Sklaven erbaut worden seyn, ist noch jetzt befestigt, und hat ein Zeughaus mit alten Kriegsrüstungen und gegenwärtig noch 5 (vormals 17) Kanonen auf der Bastion. Auch befindet sich im Schlosse ein tiefer, in festes Gestein gehauener Brunnen, worüber eine, von einem Franzosen erbaute Wasserhebmaschine steht. Das mit einem Thurm und einer Kapelle versehene Schloß zeigt auf allen Seiten die schönste Aussicht. Unweit dem Schlosse am südlichen Abhange des Berges sind die zwei Schwefelbergwerke, von welchen das eine von jeher herrschaftlich war, das andre aber der reichsgräflichen Sigmund Batthyánischen Familie gehörte, bis endlich Graf Theodor Batthyáni beide Werke vereinigte**). (*Rumy.*)

*) Vergl. über Bernsteinsäure: Fr. Hoffmann i. s. Obs. ph. ch. S. 64. — Pott in d. Mém. de l'Acad. d. Sc. de Berlin. 1753. 51. — Cartheuser i. d. Act. Acad. Mogunt. I. S. 281. — *Stockar de Neuforn* de succino. L. B. 1761. — *I. G. Leonhardi* de sal. succinei. Lips. 1775. — Wenzel in s. Lehre v. d. Verwandtsch. S. 326. — J. C. H. Heyer chem. Verf. m. Bernstein. Erf. 1787. 4. — Guyton Morveau in Crell's chem. Annal. 1789. I. S. 65. und i. Scherer's n. Journ. d. Ch. III. S. 315. — Richter i. s. N. Gegenst. VIII. S. 154. — John a. a. O. — Bartd i. Hermbstädt's Museum ꝛc. IV. S. 253. ꝛc. — Weisched i. N. Berl. Jahrb. f. d. Pharm. 1806. IV. S. 268. ꝛc. Berzelius bei Schweigger XXVII. S. 172. Beißenhirz i. d. Berl. Jahrb. XIX. S. 158. ꝛc.

†) M. s. Brüggemann's ausf. Beschreib. vom preuß. Vor- und Hinterpommern. Th. 2. Bd. 2. S. 129. u. 130.

††) M. s. Steinbrück's Gesch. d. Klöster in Pommern. Stettin 1796. 4. S. 15. u. f. w.

*) Gegenwärtig gehört die Herrschaft dem Herrn Grafen Anton Joseph Batthyáni, dem Nachfolger des um die Industrie in Ungern so verdienten Grafen Theodor Batthyani, der im Jahre 1812 starb. **) Daß diese Schwefelbergwerke schon über ein Jahrhundert gebaut werden, beweisen die von den J. 1770 und 1771 sich vorfindenden Gruppenkarten, welchen zufolge der Bau damals schon eine weite Ausdehnung hatte, und die Erzählung der ältesten Bewohner des Orts, daß in frühere Zeiten 200 bis 300 Bergknappen darin gearbeitet haben sollen. Jedoch konten hierüber in dem herrschaftl. Archive nur wenige Urkunden aufgefunden werden. Erst mit dem J. 1770 beginnen die ausführlichen bergämtlichen Protokolle und Rechnungen. Der Erzgang selbst, eigentlich ein Klös, war sowol im Theoderi- als im Sigismundi-Bau sehr mächtig, so daß der Schwefelkies hier und da weniger kupferhaltig, durchaus in einer Mächtigkeit von 1 bis 4 und 5 Klaftern anbrach. Die Alten trieben die Strossen in doppelter Stollenbreite mit 6

Digitized by Google

BERNSTORF, ein Dorf in dem Amte Ratzeburg des dänischen Herz. Lauenburg. Es liegt am Schallsee, hat mit dem nahen Hutte, das eigentlich das Dorf ausmacht, 27 Häus. und 202 Einw., und ist das Stammhaus des gleichn. gräflichen Geschlechts. (*Hassel.*) — Gleichen Namen führt ein derselben Familie gehöriges Landgut im A. Kopenhagen, Königr. Dänemark. (*H.*)

BERNSTORF. Zwar ursprünglich eine teutsche Familie, stammend aus Baiern und von langer Zeit her begütert in Hanover, Braunschweig und Mecklenburg, deren beide, hier zu erwähnenden, Glieder jedoch das Feld ihrer bedeutenden öffentlichen Wirksamkeit hauptsächlich in Dänemark fanden. Diese waren Johann Hartwig Ernst und dessen Brudersohn Andreas Petrus.

1) Johann Hartwig Ernst, Graf von Bernstorf, geb. d. 13. Mai 1712 zu Hanover, gest. d. 18. Febr. 1772 zu Hamburg, war der Sohn des Freiherrn Joachim Engelke v. Bernstorf und dessen Gattin Charlotte Sophie geb. v. Bernstorf, Tochter von ihres Gatten Bruder Andreas Gottlieb v. B., demselben, der zur Erlangung der Kurwürde für Hanover und zur Erhebung Georgs I. auf den englischen Königsthron mitgewirkt hatte und zur Belohnung seiner Verdienste in den Freiherrnstand erhoben wurde. Von seinem Schwiegervater und dem gelehrten Keyßler vorbereitet, besuchte Joh. Hartw. Ernst in Begleitung des Letzten die Universität Tübingen und durchreiste nachher die vornehmsten Staten von Europa. K. Christian VI. v. Dänemark ernante ihn 1732 zu seinem Gesandten am sächsischen Hofe und 1737 am Reichstage zu Regensburg. Hier bewirkte er 1740 die Aufnahme Holsteins unter die alternirenden altfürstlichen Häuser. Im J. 1744 ging er als dänischer Gesandter nach Frankreich, wo er während seines 6jährigen Aufenthaltes große Achtung genoß und für die Franzosen viele Zuneigung faßte. Erst nach dem Tode des Prinzen v. Wallis, Vaters der nachherigen unglücklichen Königin Caroline Mathilde, mit welchem Bernstorf auferzogen war und in dessen Dienste zu treten er versprochen hatte, widmete er sich gänzlich dem dänischen Dienste und bekleidete, außer andern wichtigen Stellen im State, die eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Seiner Statsklugheit verdankte Dänemark die Einverleibung von Plön in das königl. Holstein 1761. Die Misverständnisse zwischen Rußland und Dänemark unter und nach dem 7jährigen Kriege wegen Holstein-Gottorp wußte Bernstorf mit so vieler Vorsicht, Entschlossenheit und Standhaftigkeit, und einem für Dänemark so erwünschten Erfolge, auszugleichen, daß der indessen zur Regirung gelangte Christian VII. unter d. 14. Dec. 1767 durch Erhebung Bernstorfs mit seiner ganzen Familie in den dänischen Reichsgrafenstand seine Dienste belohnte. Eben so glückte es ihm, zwischen

---

Schuh, und machten starke Verhaue, konten aber die in der Teufe befindlichen edleren und mehr kupferhaltigen Erze wegen der stark zugesessenen Wässer, ungeachtet der hiebei angewendeten Pumpen, nicht gewinnen, und mußten die besten Erzmittel verlassen, was den Graf Theodor bewog, den bereits früher angefangenen Erb- und Zubaustollen fortzusetzen, um die Wässer vom ganzen Bau zu lösen. Mehr als 40 Jahre hindurch wurde hieran mit einem außerordentlichen Kostenaufwande gearbeitet, bis man endlich den Zweck glücklich erreichte. Nebenbei ging aber die Erzgewinnung in den wasserfreien Mitteln und der Betrieb der Werke immer lebhaft fort, so wie die mehrseitigen Schurfbaue in den umliegenden Gegenden zu Grodnau, Langau und Drahütten, wo man überall die schönsten Spuren von reichen Schwefelkiesen auffand, und auch ein Antimoniumbau zu Neustift. Im J. 1770 wurde unter dem Bergdirektor Joseph von Fernstein der Schwefelbau in Bernstein auf drei Straßen im Theodori-Stollen und der Antimoniumbau zu Neustift mittelst des Antoni-Stollen betrieben. Der Commerzienrath v. Carato leitete von Wien aus die Werke: es wurden die nöthigen Markscheidinstrumente zur Aufnahme der Bergwerke herbeigeschafft, und nebst den schon bestehenden Schwefel- und Vitriol-Hütten noch eine Kupfer-Schmelzhütte samt Pochwerk erbaut. Zum Betrieb der Schwefelbrennerei und Vitriolsiederei, so wie der Kupfer-Schmelzhütte, wurden die herrschaftlichen Waldungen in 60 Theile eingetheilt, und zur nöthigen Holzersparung die Reströfen vorgeschlagen. Der Bergdirektor erhielt auch die Aufsicht über die Waldungen und Sägemühlen. Von Rosenau wurden erfahrne Schmelzer und Schlemmer verschrieben. Das Bergamt erhielt eine eigene Kasse und Werkszüge. Zur Unterbringung der fremden Bergknappen und Werkleute wurden mehre Wohnungen eingerichtet. Auch wurden zu ihrem Besten ordentliche Wochenmärkte eingeführt und ein Braubaus errichtet. Jetzt wurden die Werke aufs Neue belebt, und Graf Theodor bestand darauf, daß monatlich 200 Centner Schwefel und 500 Centner Vitriol erzeugt werden sollen. Es wurden auch wirklich 4 Krögöfen in Betrieb gesetzt, in welchen täglich gegen 7 Centner Schwefel erzeugt wurden. Dagegen blieb man bei der Vitriolerzeugung zurück, weil man das Augenmerk auf zu viele Gegenstände auf ein Mal richten mußte. So wurde auf dem Tornauer Grund Alaunerde entdeckt, und dieselbe zur Probe im Großen nach Bernstein abgeführt; das aus dem Theodori-Stollen abfließende Cementwasser wurde, gleich dem zu Herrengrund und Schmölnitz, zur Kupfer-Präcipitation benutzt, und bei dem Antimoniumbau zu Neustift zeigte sich auch ein guter Galmeibruch. Je nachdem die Bergbeamten mehr oder weniger Eifer, Einsicht und Kentnisse besaßen, wurden in der Folge die Werke mehr oder weniger lebhaft betrieben, bis im J. 1812 Graf Theodor Batthyani mit Tod abging. Sein Nachfolger, Graf Anton, besaß diese große Vorliebe für das Bergwesen nicht. Die in den teutschen Erbstaten gelegenen Eisen-, Blei- und Alaunbergwerke wurden als zur Theodor Batthyánischen Verlaßmasse gehörig zum Verkauf angetragen, wegen der Bernsteiner Werke wurde aber der Güter-Inspector abgeordnet, um gemeinschaftlich mit den Local-Wirthschaftsbeamten zu begutachten, ob diese noch ferner fortzusetzen oder gänzlich aufzulassen seyn? Das Resultat dieser Untersuchung war der Antrag zur gänzlichen Auflassung, weil einerseits die Werke in den letztern Jahren stark vernachlässiget waren, und sowol der Grubenbau als die Taggebäude zu ihrer gehörigen Herstellung einen bedeutenden Aufwand erforderten, andrerseits auch die herrschaftlichen Waldungen durch den starken Betrieb der Werke zu sehr mitgenommen würden. Da erschien bei dem Grafen der bergbauverständige Herr Rompichel. Er kante die Werke und vorzüglich die außerordentliche Mächtigkeit der Erzgruben, und scheute die Hindernisse des Betriebs um so weniger, da er wußte, daß die nahe liegende fürstl. Esterhäzyische Herrschaft Lokenhaus über 15,000 Joch Waldungen besitze, und nach forstmäßiger Abschätzung und Eintheilung jährlich 5000 Klafter Holz schlagen lassen könne, jedoch wegen Mangel an Absatz bisher jährlich nur gegen 2000 Klafter schlagen ließ. Hr. Rompichel machte daher dem Grafen den Antrag, die Werke in Pacht zu übernehmen, was dem Grafen um so angenehmer war, da die Werke ohnehin aufgelassen werden sollten. Der Graf überließ Hrn. Rompichel die Pachtbedingnisse zu bestimmen und es wurde ein Pachtvertrag geschlossen. Seit der Zeit sind die Werke wieder in dem besten Gang. Mehr über die Bernsteiner Schwefelgruben findet man in den vaterländischen Blättern für den österreichischen Kaiserstat 1814, Juni, Nr. 48, woher auch die obigen Angaben größtentheils entlehnt sind.

Digitized by Google

seinem Hofe und den Höfen von Schweden, Frankreich, Spanien, Sicilien ꝛc. das beste Einverständniß zu bewirken und unter manchem Anlasse zu dessen Unterbrechung zu erhalten. Der Frachthandel, dieser für Dänemark unentbehrliche Nahrungszweig, wurde erst durch Bernsdorfs Bemühung so blühend, daß, da die dänische Flotte im mittelländischen Meere vorher fast unbekant war, dasselbe beim Tode Friedrichs V. von mehr als 200 dänischen Schiffen befahren wurde. Besonders gewann die Ausbreitung des Handels mit Zucker, Kaffee, Rum, Taback, Baumwolle, Reis ꝛc. dadurch, daß der König, auf Bernstorfs Rath, der Handelskompagnie auf den westindischen Inseln alle ihre Besitzungen, Waren, Gerechtsame mit einer Summe von 2,200,000 Thlr. abkaufte und den Handel freigab. Nicht weniger wurden unter diesem Minister die Fabriken und Manufakturen außerordentlich gehoben und zugleich die königl. Zoll- u. Consumtionseinkünfte vermehrt. Die Errichtung des kopenhagener Pflege- (Opfostrings-) Hauses geschah nach seinem Plane; auch erhielt er die Aufsicht über das ganze Armenwesen in Dänemark, und im J. 1766 legte er den Grundstein zu dem 1769 vollendeten allgemeinen Hospitale in Kopenhagen. Zu diesen kostspieligen Unternehmungen trugen die Statskassen nichts bei; die Kosten wurden von dem Überschusse der Klassenlotterie bestritten und deren Dauer deshalb verlängert. Durch mehre Ausländer, besonders Teutsche, welche unter Bernstorf einberufen wurden, gewann die Aufklärung und Kultur der Nation. Er veranstaltete die Reise einer gelehrten Gesellschaft, deren Zweck die richtigere Auslegung der Bibel war, nach Arabien und den Morgenländern. Der Gesellschaft der schönen Wissenschaften verschafte er einen bedeutenden Fond. Nach seinem Vorschlage und Plan wurde die Landhaushaltungsgesellschaft errichtet. Als Friedrich V. 1764 um die Einkünfte des Gutes Bernstorf, 1 Meile von der Residenz, zu verbessern, ihn mit den Frohndiensten der Bauern von Gientofte, Ordrup und Vangede beschenkte, verwandelte Bernstorf mehr als 40 Familien, durch gleiche Vertheilung der Ländereien, Aufhebung der Ganerbschaft, Abschaffung der Frohndienste, aus faulen, liederlichen, armen Leuten in fleißige, ordnungsliebende, wohlhabende Menschen. Er wollte lieber Wohlthäter eines freyen Volkes, als Herr von Sklaven seyn. Noch jetzt erinnert die unweit des Gutes stehende Ehrensäule Bernstorfsminde an diese ruhmwürdige That. — Bei so großen Verdiensten war Bernstorf gleichwol Verfolgungen ausgesetzt. Selbst geachtete Männer befanden sich unter seinen Gegnern. Doch gelang es erst dem herrschsüchtigen, nachher enthaupteten, Grafen Struensee, dessen Wohlthäter Bernstorf war, ihn zu stürzen. Am 13. Sept. 1770 erhielt er vom Könige das Abschiedsschreiben, las dasselbe mit Fassung, blickte gen Himmel und sprach zu dem Überbringer: „ich bin meines Dienstes entsetzt. Allmächtiger segne dieses Land und den König!" Abwechselnd lebte er nun zu Hamburg und auf seinen Gütern, erhielt Beweise hoher Achtung von ausgezeichneten Männern, lehnte einen ehrenvollen Ruf nach Rußland ab, erlebte den blutigen Tod seines Verfolgers, und starb in Ruhe und Frieden. Außer 2 Gesellschaften, welche durch Medaillen sein Andenken ehrten, zeigte bald nach seinem Tode selbst der König, wie sehr er Bernstorfs Verdienste erkante, indem er der Witwe desselben sein Brustbild mit der Aufschrift: Souvenir du 16. Nov. 1775 (an diesem Tage wurde nämlich der durch Bernstorf bewirkte Traktat mit Rußland unterzeichnet) zustellen ließ. — Bernstorfs edlem Charakter als Mensch; seiner Rechtlichkeit, Treue, Friedfertigkeit und großer Statsklugheit als Minister, lassen alle Geschichtschreiber Gerechtigkeit widerfahren. Vielleicht nicht ganz ohne Grund konte man an ihm tadeln, eines Theils ein gewisses Vorurtheil wider inländische Gelehrte, andern Theils die Neigung, den dänischen Thron mit einem, zu dessen Finanzen im Misverhältnisse stehenden, Glanz zu umgeben. „Dänemark, äußerte sich Fr. Sneedorf in Beziehung auf ihn, Dänemark bedurfte eines Sully und hatte an ihm einen Colbert*)."

2) Andreas Peter, Graf v. Bernstorf. Wenn Friedrich der Große schon von Bernstorf, dem Oheim, sagen konte, er verdiene den Namen eines Orakels von Dänemark; so sind alle, die beider Bernstorfe Verdienste um Dänemark kennen und vorurtheilsfrei würdigen, darin mit einander einverstanden, daß diese Ehre mehr noch dem Neffen, als dem Oheim, gebüre. Freilich war aber auch Dänemarks Lage weit verwickelter, gefahrvoller und folglich zur Entwickelung des vollen Werthes eines tüchtigen Statsministers ungleich geeigneter in jenes, als in dieses Zeit. Und wie treflich hat er seine Probe bestanden! — Andreas Peter, Sohn des Landrathes Andreas Gottlieb, Freiherrn von Bernstorf, und dessen Gattin Dorothea Wilhelmine, gebornen Fräuleins von Weitersheim, war auf dem Gute seines Vaters Gartow im Lüneburgischen d. 28. Aug. 1735 geboren und starb den 21. Jun. 1797 zu Kopenhagen. Schon als 6jähriger Knabe las er mit Begierde politische Zeitungen und äußerte die lebhafteste Freude über die Siege des preußischen Helden. Aus seiner zartesten Jugend weiß man, daß er im Zustande der Freude eben so offen, als beim Gefühle des Schmerzes verschlossen war und diesen mit kindlicher Ergebung in den Willen Gottes ertrug. Für Geschichte und Erdbeschreibung hatte er ein vorzüglich gutes Gedächtniß und lernte mit Eifer Mathematik, Naturgeschichte und alte Sprachen. Er studirte zu Leipzig und Göttingen, bereisete England, die Schweiz, Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr arbeitete er bei seinem Oheim in den Geschäften des ausländischen Departements. Umgang, Beispiel und Belehrungen dieses gewandten Statsmannes fanden bei ihm so viele Empfänglichkeit und Lernbegierde, daß zuletzt der Schüler den Meister übertraf. Schon in seinen ersten Dienstverhältnissen, in welche er, als Deputirter in der Westindisch-Guineischen Rente- und Generalzollkammer und im General-, Land-, Ökonomie- und Kommerz-Kollegium, trat, gab er Proben von Geschicklichkeit und Talenten,

*) S. Hists Clio, et Bidrag til Laesning f. d. saadrelandske Histories Yndere; des Baron v. Eggers Biographie v. Bernstorf in d. Material. zur Statistik d. dän. Staten. Ahlemann über d. Leben u. d. Charakter des Gr. J. H. E. v. Bernstorf, Sturz Erinnerung an das Leben des Grafen J. H. E. v. B. O Malling store og gode Handlinger af Danske, Norske of Holstenere.

Digitized by Google

welche zu großen Erwartungen von ihm berechtigten. Die Struenseeische Katastrophe brachte auch ihn um seinen bisherigen Wirkungskreis; doch nur auf eine ganz kurze Zeit. Denn schon 1773 trat er wieder in den dänischen Dienst und wurde noch in demselben Jahre Statsminister und Direktor der teutschen Kanzlei. Das erste Verdienst, welches er sich nun erwarb, war die Ausführung der schon von seinem Oheim begonnenen Unterhandlung mit Rußland wegen Austauschung des Gottorfischen Antheils an Holstein gegen Oldenburg und Delmenhorst. Noch mehr entwickelte er seine seltene Unterhandlungsgabe in dem Englisch-Französisch- und Spanischen Seekriege von 1776 an. Bernstorf war es hauptsächlich, der den Natur- und Völkerrechtlichen Grundsatz; „daß neutrale Schiffe die Ladungen frei machen und daß in alle nicht blokirte Häfen die Einseglung zulässig sey" aufstellte und in Folge dessen jene, für England so anstößige, Verbindung mit Rußland abschloß, die man, da auch Schweden und Preußen beitraten, die bewaffnete Neutralität nante. Dänemark verdankte derselben, während schwerer Kriege zwischen andern Nationen, einen vieljährigen Frieden. Wie wenig aber das damalige Ministerium (gewöhnlich das Guldbergsche genant und fast ganz von der verwitweten Königin Juliane abhängig) diesen dem Vaterland geleisteten Dienst zu würdigen wußte, erhellet daraus, daß man Bernstorf, dessen politische und andere Ansichten mit denen des für den Augenblick höchst begünstigten Ministers O. Högh Guldberg unvereinbar waren, zu verstehen gab: man könne seine Dienste entbehren! Wirklich fand er es 1780 gerathen, seine Stelle niederzulegen und sich auf seine Güter im Mecklenburgischen zurückzuziehen. Kaum aber hatte der junge Kronprinz Friedrich an seinem Confirmationstage 1784 mit einer für sein Alter ungewöhnlichen Entschlossenheit und Kraft die Umschaffung des Statsrathes vorgenommen, und dadurch den Einfluß jener Königin in die Statsangelegenheiten gehemt, als Bernstorf zurückgerufen und in alle seine Ämter und Würden wieder eingesetzt wurde. Von iezt an bis zu seinem Tode genoß er das volle Vertrauen des Mitregenten in einem Grade, der dem seltenen Werthe dieses großen Ministers völlig entsprach. Auch wußte er dieses so wohl zu benutzen, daß er sich nicht nur als Diplomatiker, sondern, was ihm vor seinem Oheim einen überwiegenden Vorzug gab, zugleich in allem, was die inländischen Angelegenheiten betraf, einen Namen erwarb, dessen Glanz in Dänemarks Jahrbüchern unauslöschlich ist. Den Krieg mit Schweden 1788, welchem Dänemark als Rußlands Alliirter nicht wohl ausweichen konte, vermochte er durch seine Gewandtheit schnell und so zu beendigen, daß seine Regirung, ohne ihren Verpflichtungen gegen Rußland untreu zu werden, die Drohungen Preußens und Englands kraftlos machte. Von nicht weniger glücklichem Erfolge war Bernstorfs angeknüpfte Vermittelung zwischen England und Rußland im J. 1791. wegen des Türkenkrieges; die von ihm in dieser Angelegenheit übergebenen Noten wurden in ganz Europa mit hoher Achtung für die Meisterhand, die sie schrieb, gelesen. Im gleich folgenden Jahre gelang es ihm, die Einladung der Alliirten gegen Frankreich zur thätigen Theilnahme an einem Kriege, der „die Ausbreitung der französischen Grundsätze in andern Staten verhindern und die monarchische Regirungsform in Frankreich aufrecht halten sollte," mit eben so vieler Feinheit, als Geradheit, abzulehnen. „Sein Herr und König, erklärte er, suche den Hauptzweck des Kriegs, die Abwendung der statsgefährlichen Grundsätze von seinen Staten, auf eine für das Genie seiner Nation passende Art, auch ohne an dem Kriege selbst anders, als er es als Mitglied des teutschen Reiches für seine Pflicht halte, Theil zu nehmen, zu erreichen." Der eben so kluge, als bescheidene Statsmann setzt bei dieser Wendung, die er der Sache gibt, den Grund der Weigerung in das Genie der Nation, da er doch offenbar in dem Genie eben der Regirung lag, deren Organ der Minister war. Denn mit dem Genie der dänischen Nation konte und kann es jede andere civilisirte Nation noch wol, ohne Gefahr zurückzustehn, aufnehmen; aber wie viele Nationen gab es in jener Zeit, bei denen man den Eingang statsgefährlicher Grundsätze durch die Humanität und Liberalität ihrer Regirung so zu verhindern suchte, als dieses, so lange Bernstorf am Regirungsruder saß, bei der dänischen der Fall war? — Kritischer wurde Dänemarks Lage im J. 1793, da sich den übrigen Mächten auch England anschloß und an Dänemark die Zumuthung erging, dem Aushungerungsplane gegen Frankreich beizutreten. Bernstorf war für seine Person — das wußte jeder, der Gelegenheit hatte, ihn in der Nähe zu beobachten, — nichts weniger, als ein Freund revolutionärer Grundsätze und des Schwindelgeistes, der damals über Frankreich wehete und dieses schöne Land in immer größeres Unglück stürzte. Aber er war ein genauer Kenner und ein warmer Freund der Nation, unter welcher er lebte und des States, dem er diente; und dieses sowol, als sein mit der tiefsten Statsklugheit verbundenes lebendiges Gefühl für Menschenwerth und Menschenwohl überhaupt, hieß ihn einer Zumuthung jener Art standhaft und bestimt ausweichen. Seine dieserhalb übergebene verneinende Antwort stimte, was Ausdruck und Sache betrift, im Wesentlichen mit der vorhin berührten Note überein und sie fand bei Freunden und Feinden, bei Demokraten und Aristokraten (wie man sich damals unterschied), bei republikanisch- und monarchisch-Gesinnten — einen gleich großen Beifall; selbst in England wurde sie kurz hinter einander her in 7 starken Aufl. gedruckt und der englische Statsmann, Lord Landsdown erklärte öffentlich: „sie sey eine Statsschrift, die jedem Kabinette in Europa zum Muster dienen könte." — Aber auch im Vaterlande fehlte es nicht an Beweisen der gerechtesten Würdigung und der lautesten Anerkennung von Bernstorfs Verdiensten. In Dänemark und Norwegen wetteiferte man mit einander, ihm zu Ehren Feste zu veranstalten, Schaumünzen prägen zu lassen, durch Lieder, Gedichte und andere Aufsätze in den öffentlichen Blättern seinem Namen zu huldigen. Zu Christiansand im Stifte Drontheim wurde eine Bürgerschule errichtet und die Bernstorfsche genant. Zu Bergen in Norwegen schoß man Kapitalien zusammen, von deren Zinsen zurückgekommene redliche Bürger unterstützt werden sollten; das Legat erhielt den Namen: das Bernstorffsche. Nächst dem Geburtstage des Königs, des

Kronprinzen und der Kronprinzessin war Bernstorfs Geburtstag der allgemeinste Feiertag in beiden Königreichen und den Herzogthümern. — Ein eben so allgemeiner Trauertag für jeden patriotisch denkenden Dänen und Normann wurde nun aber auch der Tag, an welchem Bernstorf das Opfer einer Familienkrankheit, des Podagra's, wurde, woran er schon oft und schwer gelitten hatte, welches aber dieses Mal die untern Glieder verließ, die edlern Theile im Innern des Körpers ergriff, und seinem verdienstvollen Erdenleben ein Ziel setzte. Sein Leichnam wurde d. 13. Juli 1797 beigesetzt und dem feierlichen Zuge, der ihn begleitete und aus einer außerordentlichen Menge von Menschen aus allen Ständen und Klassen bestand, schloß sich selbst der edle Kronprinz, dankbar und trauernd über den unersetzlichen Verlust, den er und der Stat erlitten, an.

Verheirathet war Bernstorf seit 1763 mit Henriette Friederike, und, nach deren d. 4. Aug. 1782 erfolgtem Tod, seit 1783 mit Auguste, Gräfinnen von Stollberg, Schwestern der beiden berühmten teutschen Dichter dieses Namens. Sechs Söhne und drei Töchter wurden ihm in der ersten, ein Sohn in der zweiten Ehe geboren. Die ihn von seinen Kindern überlebten (Christian, Charlotte, verheirathete Gräfin Dernath, Joachim, Friedrich, Louise, verh. Gräf. Reventlow, Emilie, verh. Gräf. Rantzaw und Magnus) leben sämtlich in Dänemark und befinden sich in Lagen und Würden und zum Theil in Dienstverhältnissen, die ihres vortreflichen Vaters würdig sind; die Grafen Christian und Joachim dienen im diplomatischen, Friedrich und Magnus im militärischen Fache.

Zu Bernstorfs Verdiensten, die das Vaterland nie vergessen wird, gehörten hauptsächlich: die Aufrechthaltung des Friedens mitten unter den von allen Seiten her drohenden Kriegsgefahren; das feste Vertrauen und die hohe Achtung, welche Dänemark im ganzen Auslande genoß, und zu deren Gründung und Wiederbelebung, nach der schlimmen Struenseeschen Periode, es eines Bernstorfs bedurfte, dessen Ministerium hierzu weit kräftiger wirkte, als das, welches auf Struensees Fall unmittelbar folgte; ein blühender, sich immer weiter ausbreitender, durch Bernstorfs Friedens- und Neutralitätssystem vorzüglich begünstigter Handel, und, als Folge hievon, der stets zunehmende Wohlstand des Landes; der Flor und das Gedeihen aller Wissenschaften u. Künste, die an ihm einen genauen Kenner, den thätigsten Freund und Beförderer hatten; mit einem Worte: die Veredlung aller Zweige der Statsregirung, wozu, wie zu so vielem Guten, unter andern auch die von ihm männlich und treu beschützte Druckfreiheit kräftig beitrug. In letzter Hinsicht hatte und vertheidigte er, da dieselbe leider! oft gemisbraucht und daher ihre Beschränkung im Statsrathe laut und wiederholt gefodert wurde, mit unwiderstehlichem Nachdruck den Grundsab: „Preßfreiheit ist ein großes Gut; der Segen seines weisen Gebrauches wiegt den Schaden seines Misbrauches bei weitem auf. Sie ist ein unveräußerliches Recht jeder civilisirten Nation, durch dessen Kränkung eine Regirung sich selbst herabsetzt, durch dessen unverletzte Bewahrung sie sich selbst achtet und des vollen Vertrauens der Nation würdig zeigt." Ähnliche Grundsätze hegte er über die unbeschränkteste Religionsfreiheit und Duldung, die er von dem Indifferentismus und der Religionsverachtung scharf zu unterscheiden verstand. — Gebürt gleich Bernstorf, dem Oheim, die Ehre, die Leibeigenschaft auf dem Gute Bernstorf in Seeland zuerst aufgehoben zu haben, insofern er diese wesentliche Verbesserung des Schicksals seiner Bauern zuließ und die Vorschläge dazu in Ausführung brachte; so gebührt doch Bernstorf, dem Neffen, der Ruhm, die Idee der Bauernfreiheit in England zuerst aufgefaßt, für dieselbe seinen Oheim gewonnen, unerachtet des heftigsten Widerstandes von vielen Seiten her das angefangene gute Werk vollbracht, und hiedurch die Bahn zur Abschaffung der Leibeigenschaft in ganz Dänemark geöffnet zu haben. Dieses allein würde ihm, hätte er auch kein anderes Verdienst um das Vaterland, bis in die späteste Zukunft den Namen eines Schutzengels für einen beträchtlichen Theil der leidenden Menschheit verbürgen. Über ihn, als Mensch betrachtet, spricht unter allen, die das Glück genossen, ihn persönlich zu kennen, nur eine und dieselbe Stimme: in Bernstorf war ein warmes Gefühl mit einem hellen Verstande, wahre Biederkeit mit weiser Berücksichtigung der Zeiten, Umstände und Personen, Beharrlichkeit bei bewährten Grundsätzen mit dem richtigsten Blicke und der sorgfältigsten Fügung in den Geist und die Richtung seines Zeitalters, hohe Achtung der Nation, unter welcher er lebte, mit unerschütterlicher Treue, gegen den Stat und Regenten, dem er diente, die thätigste Menschenliebe mit ungeschminkter Gottesfurcht und herzlicher Ergebenheit an die Religion Jesu Christi — auf das glücklichste vereinigt. Selbst bei seinem Krankenbette, unter den heftigsten Körperschmerzen, die ihn quälten, stand man nicht ohne Bewunderung des Mannes, den nichts aus seiner religiösen Stimmung, männlichen Fassung und ruhigen Gemüthsheiterkeit zu bringen vermochte. In gesunden Tagen flößte schon beim ersten Anblicke seine ansehnliche Gestalt, sein würdevoller Anstand, sein freundlich sanftes Auge, seine ganze liebreiche Miene Zutrauen und Achtung ein; aber je näher man ihm kam, je öfter man ihn sahe und sprach: desto unwiderstehlicher fühlte man sich zu ihm hingezogen. Sein Bildniß ist von Flindt 1795, von Klemens, nach einem Gemälde von Juul 1796, und von Lahde, nach dem Leben 1797 gezeichnet, in Kupfer gestochen worden. Der berühmte Thorwaldsen verfertigte 1796 eine ungemein ähnliche Büste von ihm in Gips. Riegels lieferte nach seinem Tode eine Charakteristik von ihm; in dem Blatte the Courier steht eine Vergleichung zwischen ihm und Pitt; Malthe-Brun beklagte seinen Tod in einer Ode; und der gelehrte Historiograph Suhm setzte ihm folgende Grabschrift: „*Bernstorfio* sublato ingemuerunt Musae, Patria, Virtus; tunc dixit Religio: Ne suspirate Sorores! Non ablatus, sed translatus est. Vos Musae! Dicite ejus laudes. Tu Patria grata! cujus numen tutelare erat, sancte serva ejus memoriam. Tu Virtus! redde multos ei similes. Ego Lucidas inire eum sedes Arvaque beatorum felicia Jura ibi Piis dantem faciam. — Memoriae viri immortalis Posuit *P. F. Suhm.*" — Nein! Dänemark kann und wird es nie

Digitized by Google

vergessen, welch' ein Kleinod dasselbe an Bernstorf hatte; und für Europa würde es vielleicht ein Glück gewesen seyn, wenn, zumal in der verhängnißvollen Periode, worin sein Leben fiel, alle Statsminister gedacht und gehandelt hätten, wie Bernstorf *). (*v. Gehren.*)

BERNTHOBALD, Bernthowald, Bernwalt, Berthoald, Berthold (entweder v. Bär und walten also Bärenfürst, Bärensieger, dasselbe was Beringer [s. d. Art.], oder von bern, angesehen, berühmt, und von bald, bold, kühn; Berthold von bert berühmt, und hold Mann). Nach alten Erzählungen war Sachsen in 4 Landschaften getheilt, aus jeder wurden drei edle Herrn zu einer Art von Regenten gewählt, und im Kriege war einer von diesen Zwölfen Heerführer. So einer soll Bernthobald I. gewesen seyn, den Brotuff (I, 1.) schon Behr, Behringer nent, einer der ersten Stamväter des fürstl. Hauses Anhalt, und Heerführer der 9000 Sachsen, welche nach Wittechind (Annal. I. im Anf.) dem Könige Theodorich von Austrasien im Kriege gegen Hermanfried König von Thüringen zu Hilfe kamen und nach dem Siege an der Unstrut 531 Burg Scheidungen erobert und diese Gegend vom Könige Theodorich erhalten haben sollen [1]). Wahrscheinlich ist dieses, wenn Theodorich nach Gregor. Tur. IV, 14 sich einen Theil der Sachsen zinsbar machte. Bernthobald's Vater soll Hathagast, Hadagat, Führer der Sachsen in jenem Kriege, gewesen seyn, dessen Adam von Bremen (I, 4.) gedenkt; aber diese Verwandtschaft ist unbewiesen, so wie Bernthobald's Theilnahme am Kriege, ja seine ganze Person. Sein Sohn Bernthobald II. soll 617 die Sachsen gegen Klothar II., König von Frankreich geführt haben, und im Treffen geblieben seyn. Davon findet sich sonst keine Nachricht, und darum will man dieses vom Kriege Klothar's I. König von Soissons mit den Sachsen in den Jahren 554 u. 555 [2]) verstehen. Da nämlich empörten sich die Sachsen — die also unterworfen seyn mußten s. oben — und wiegelten auch die Thüringer auf, wurden aber geschlagen an der Weser, und mußten nun jährlich 500 Kühe in die königliche Küche liefern, welches vielleicht nur der alte Tribut war. 555 empörten sie sich wieder, um den Tribut nicht mehr zu zahlen, und gewannen eine Schlacht am Rhein. Den geschloßnen Frieden hielten sie nicht lange. Bernthobalds II. Sohn soll Bernthobald III. gewesen seyn. Er empörte sich von neuem, besiegte erst an der Weser Dagobert, König von Austrasien, das ihm sein Vater Klothar II., König vom ganzen Frankreich, 622 abgetreten hatte, wurde aber dann von dem letzten geschlagen und erlegt [3]). Weil mehre Chroniken von diesem Kriege nichts erzählen, ist er von neuern Geschichtschreibern für eine Fabel erklärt worden [4]). Bernthobald selbst, als Herzog der Sachsen ist allerdings eine geschichtliche Person [5]), aber die Abstammung der anhaltischen Fürsten von ihm ist nicht bewiesen. Sein Sohn soll Beringer I. gewesen seyn (s. d. Art. und vgl. *Beckmann* l. c. Cap. II. §. 3. 4. 5. S. 5—7. *Bertram* l. c. S. 223—228.). (*de Mardes.*)

Bernuffe Gau, s. Pernuffa.

BERNUS, bei Strabo (VII, 7, 7) Barnus, die südliche Fortsetzung des skardischen Gebirges zwischen den Quellen des Erigon östlich und des schwarzen Drino aus dem See Lychnidos westlich, der höchste Bergrücken zwischen Makedonien und dem südlichen Illyricum *Diod.* Fr. 27. *Strab.* l. c. Livius (XLV, 29) nent dies Gebirge mit Inbegriff des Bermios verdorben Boras. (*Ricklefs.*)

BEROË (*Βερόη*), 1) die mit Honig aufgenährte, wegen ihrer Schönheit zur vierten Charis erklärte Tochter des Adonis und der Aphrodite, die Poseidon sich zur Gemalin ausbat; aber von Aphrodite dem Dionysos gegeben ward (*Nonn.* Dionys. XLI. XLII.). 2) Eine der Okeaniden, von Virgil als Jägerin mit vergoldetem und gestickten Gürtel dargestellt (Geo. IV, 341). — 3) Die Amme der Semele, deren Gestalt Juno annahm, um die Semele zu bereden, den Jupiter zu bitten, daß er ihr so erscheinen möge, wie er Juno erscheine (Metam. III, 273. fg.; *Hyg.* F. 167 und 179.). — 4) Eine der troischen Matronen, vermält mit Priamos Bastard Dorykos. Sie folgte dem Aeneas nach Italien. In Sicilien nahm Iris ihre Gestalt an, um die übrigen Weiber zu bereden, die Flotte in Brand zu stecken, damit sie nicht weiter umher irren dürften (Aen. V, 620. sq.; *Heyne* in h. l.). (*Ricklefs.*)

BEROË (*Βέροη*), auch Berda, eine jüngere Stadt in Thrakien, die Ptolemäos noch nicht kent, Ammianus Marcellinus (XXVII, 4.) indeß eine große Stadt nent. Nach der Andeutung Ammians (vgl. mit den Act. Sti Alexandri c. 2 bei Wesseling, wo aber das Maß zu klein angegeben ist) 58 Mill. von Philippi an der Südküste, und nicht weit vom kleinen Flusse Arda, und nach dem Itin. Ant., welches sie 78 Mill. von Hadrianopel setzt, wahrscheinlich am nördlichen Abhange des Rhodope. Die Kaiserin Irene stellte die Stadt wieder her, und nante sie Irenopolis (*Theoph.* p. 385.). (*Ricklefs.*)

BERÖA (*Βέροια*), bei Ptolemäos Berrhöa, bei andern Beron und Beroa eine von Seleukos Nikator verschönerte, und mit dem Namen eines makedonischen Orts belegte Stadt, nach *Ptol.* V, 15, der den Ort unrichtig von Chalybon unterscheidet, in der syrischen Provinz Kyrrhestike 71 : 36 gelegen; nach *Strab.* XVI, 2, 7; *Zos.* III, 12. und *Procop.* Pers. II, 7. östlich von Antiochia auf halbem Wege von diesem Ort und Hierapolis, von beiden Orten 1½ Tagereisen ent-

*) Vgl. Labde's und Nyerup's Saml. v. Bildnissen verdienstvoller Dänen, mit biograph. Nachrichten, Th. 1. Kopenh. 1797. Hegewischen's Rede zu dessen Andenken Kiel 1797. *R. Nyerup*: Bernstorfs Eftermaele — Kop. 1799—800. d'Ivoi's geheime Hof- und Statsgeschichte v. Dänemark. Riegels Briefe an Sudenrath. J. Kragh Höst Geschichte d. dän. Monarchie unter Christian VII. Th. 1—3. Kopenh. 1813.

1) *Gregor. Tur.* III, 7. 8. *Capp. Sagittar.* Antiqq. Thuring. II, 12. Bertram's Geschichte v. Anhalt Th. I. S. 145—153.
2) *Gregor. Tur.* IV, 10. 14. 16. *Aimoin* de gest. Francor. II, 24. *Fredeg.* 74. 3) Gest. reg. Franc. 41. *Aimoin* IV, 18.

4) Mascow Gesch. d. Teutschen Buch XV, 2. Bd. II. S. 232.
5) Fragm. de regg. France. rebus pie gestis apud du Chesne T. I. p. 569. Gesta Dagob. I. ap. eund. p. 576 et 77. Gest. regg. Franco. ap. eund. p. 716. *Sigebert. Gemblac.* ap. Pistor. T. I. p. 529. ad a. 630.

Digitized by Google

fernt, wahrscheinlich früher Chaley (Chalybon bei Ptolemäos 71, 20. 35. der Hauptort in Chalybonitis) und später wieder so genant (*Nicet.* Chr. in Joan. Comn. c. 7. p. 19. *Niceph.* Callist. XIV, 39; *Hudson.* Geogr. Gr. min. IV. p. 42. u. a.) h. z. T. Haleb. Zur Zeit der Kreuzzüge wurde sie Hauptstadt eines Seldschukidischen Reichs, und blieb auch, nachdem der Sultan Bibars 1268 Antiochia erobert hatte, Residenz. Die Münzen der Stadt, deren nicht viele sind, und nur eine aus der Zeit ihrer Freiheit vorhanden ist, hat Rasche (Lex. Num. Vol. I. P. I. p. 1492.). Vgl. Beroë. (*Ricklefs.*)

BERRHÖA (*Βέρροια*), eine alte schon im peloponnesischen Kriege befestigte Stadt in der makedonischen Landschaft Bolliäa in der Nähe des Bermios (*Strab.* VII. Exc. II.), nach der Tab. Peut. 30 Mill. südwestl. von Pella. Der Ort heißt jetzt Veria oder Kara Veria, vgl. Berös. (*Ricklefs.*)

BEROALD, Beroalde (Matthieu und François), Vater und Sohn, gelehrte Franzosen. Der erstere, aus St. Denis bei Paris gebürtig, der Sohn eines Barbiers, widmete sich dem geistlichen Stande, und trat 1550 zu Agen mit Scaliger und andern Gelehrten zur reformirten Kirche über. Er wurde 1558 zu Paris Instruktor des Theodore Agrippa d'Aubigné, mußte aber bald der Religion wegen mit seinem Zöglinge fliehen, erfuhr mancherlei widrige Schicksale und kam mehrmals in Lebensgefahr, ließ sich aber dadurch nicht abhalten, seinen Glauben öffentlich zu bekennen und zu verbreiten. Seine letzte Zuflucht fand er in Genf, wo er 1574 Prediger und Professor der Philosophie wurde, und 1576, nach Andern um 1584 starb. Er war ein gelehrter Theolog, Philosoph und Mathematiker, und Verfaßer eines **Chronicon, sacrae scripturae autoritate constitutum, in quo ratio temporum ita demonstratur, ut nihil omnino sentire qui contra sentiat videri possit. Genevae** 1575. fol.; ein Werk voll scharfsinniger gelehrter Untersuchungen, aber auch reich an Irthümern und Sonderbarkeiten, die darin ihren Grund hatten, daß B. in der Chronologie allein und ausschließend der heil. Schrift folgen wollte. Daher verbante er z. B. den Cambyses und Darius Hystaspis aus der Reihe der persischen Könige, **quae nomina**, bemerkt er dabei, **quia nusquam extant in sacra scriptura, sunt praetermissa.** Gemeinschaftlich mit dem berühmten Mathematiker und Geographen Gerard Mercator gab er heraus: **Chronologia ex eclipsibus et observationibus astronomicis et s. script. testimoniis demonstrata. Basil.** 1577. 8. *). — Sein Sohn: François Beroalde de Verville, geb. zu Paris den 28. April 1558, trat zur römischen Kirche zurück, erhielt 1593 zu Tours ein Kanonikat, und starb um 1612. Er war ein talentvoller Kopf, besaß gute dichterische Anlagen, war mit der Chemie, Medizin und Mathematik ziemlich vertraut, aber dabei eitel, excentrisch, ohne richtige Beurtheilung, und ein philosophischer Querkopf. Er wollte im Besitz vieler seltenen Geheimnisse seyn, den Stein der Weisen, das **perpetuum mobile**, die Quadratur des Zirkels erfunden haben u. dgl. m. Seine Schriften sind dunkel und verworren, voll von einer übelverdauten Gelehrsamkeit, und werden nur von Neugierigen gesucht. Die meisten derselben erschienen gesammelt unter dem Titel: **Appréhensions spirituelles, Poëmes et autres oeuvres philosophiques, avec les recherches de la pierre philosophale. Paris, Timoth. Jouan.,** 1583. 12. Das meiste Aufsehn verursachte sein **Moyen de parvenir**, ein Buch, worin er die ganze Menschheit lächerlich zu machen suchte. Es enthält einige angenehme und sinnreiche, aber noch mehr possen- und zotenhafte Erzählungen, und wurde oft gedruckt, z. B. ohne Jahr in 24, Seiten 439, vielleicht aus der Elzevirschen Druckerei; zuletzt, niedlich gedruckt 100070057 (**Paris, Grangé** 1757.) Vol. II. 12. Das Buch erschien auch unter dem Titel: **Le Salmigondis. Liége** 1698. 12. und **Le Coupe-cu de la mélancholie. Parme.** 1698. 12., dieselbe Ausgabe unter gedoppeltem Titel **). Seit der Ausgabe zu Chinon (**de l'imprimerie de Rabelais, l'année pantagruelime** 2 Bde. 12.) findet man bei den meisten übrigen Lamonnoye's Abhandlung über den Verfasser. (*Baur.*)

BEROALDO (Filippo), Philippus Beroaldus, der ältere und der jüngere, zwei berühmte italiänische Humanisten des 15. Jahrh., aus einem alten adeligen Geschlechte zu Bologna abstammend. Der ältere, geb. das. den 7. Dec. 1543, machte, durch ein außerordentliches Gedächtniß und den anhaltendsten Fleis unterstützt, im Studium der alten Sprache ungemein schnelle Fortschritte, und errichtete schon in seinem 19. Jahre eine eigne Lehrschule, zuerst zu Bologna, dann zu Parma, Mailand und Paris. Bald rief das Vaterland den berühmten Lehrer wieder zurück, und die Hochschule zu Bologna übertrug ihm das Lehramt der alten Literatur, das er ruhmvoll bekleidete, bis er den 17. Jul. 1505 starb. Mehrmals wurde er zu Statsgeschäften gebraucht, aber, von allem Ehrgeize fern, kehrte er immer wieder auf seinen Lehrstuhl zurück. Ehrenvoll steht Beroaldo in der Reihe derjenigen, die im 15. Jahrh. das ihrige zur Wiederherstellung der bessern Literatur beitrugen. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er mehre gute Ausgaben römischer Klassiker besorgte, ihren Text verbesserte, und mit Kommentaren begleitete, aber freilich war damals die Kritik noch in der Kindheit, und der Text der Autoren sehr verdorben; Beroaldo's Kritik war auch nicht immer von einer richtigen Beurtheilungskraft unterstützt, und seine eigne Latinität ist nicht frei von Affektationen, mehr dem Apulejus als dem Cicero nachgebildet. Unter der großen Anzahl seiner Schriften sind die vornehmsten: **Caii Plinii Secundi historiae natur. libri XXVII., cum brevibus notis. Parmae.** 1476. fol. auch zu Treviso 1479 und zu Paris 1516, beide in Fol. **Annotationes in Commentarios Servii Virgilianos. Bonon.** 1482. 4. **Propertii opera cum comment. ib.** 1487. fol. auch zu Venedig 1493. und zu Paris 1604, beide in Fol.

*) *Bayle* Dict. *Baillet* Jugement des Sav. T. II. *Moreri* Suppl. Mém. de Niceron T. XXIV. p. 222. *Senebier* hist. lit. de Genève T. I. 388.

**) *Bayle* Dict. *La Croix du Maine* et *Sorel* bibl. franç. Mém. de Niceron T. XXIV. p. 224. Biogr. univ. T. IV.

Digitized by Google

Annotationes centum in varios auctores antiquos. Bonon. 1488. fol. öfter, am beſten in den Annotatt. doctorum virorum in grammaticos, oratores, poetas, philosophos, theologos et leges. Paris. Ascens. 1512. fol. Opuscula. Basil. 1509 oder 1517. 4.; am beſten Bonon. 1521. 4. Eine ſcherzhafte Schrift unter dem Titel: Declamatio ebriosi, scortatoris et aleatoris. Ib. 1499. 4. Par. 1505. 4. und ebendaſ. ins Franz. überſetzt, oder vielmehr paraphraſirt 1556. in 16. und Lyon 1558. 8. Ausgaben (mit Anmerkungen und Vorreden) von Suetonius, Apulejus, Aulus Gellius, Lukan und mehren andern römiſchen Schriftſtellern *). — Der jüngere Filippo Beroaldo, ein Verwandter des ältern, und einer ſeiner vorzüglichſten Schüler, war den 1. Oct. 1472 zu Bologna geboren. Auch er bekleidete daſelbſt ſeit 1498 ein Lehramt der alten Literatur, begab ſich in der Folge nach Rom, wurde daſelbſt 1514 Präfekt oder Präſident der römiſchen Akademie, 1516 Bibliothekar im Vatikan, und ſtarb 1518. Eben ſo gelehrt, als der ältere Beroaldo, ſchrieb er mit mehr Geſchmack, beſonders in gebundener Rede, aber in ſchriftſtelleriſcher Induſtrie ſtand er jenem weit nach. Man hat von ihm C. Taciti annalium libri V. priores. Romae 1515. fol. auch zu Lyon 1542 und zu Paris 1608 beide ebenfalls in Fol. Odarum libri tres, et epigrammatum liber unus. Romae 1530. 4. ſehr ſelten. Obgleich der Verfaſſer an dieſe geiſtvollen Dichtungen die letzte Hand nicht legen konte, ſo fanden ſie doch ungemeinen Beifall, beſonders in Frankreich, wo ſie 5 Mal überſetzt wurden, am beſten von Clément Marot. Eine Auswahl dieſer Poeſien ſteht im erſten Theile der Deliciae Italor. poëtar. von Giammateo Toſcano **). — Ein Sohn dieſes jungen Beroaldo, Vincenzio mit dem Vornamen, geſt. 1557, ſchrieb eine Dichiarazione di tutte le voci proprie del Costante, poema di Francesco Bolognetti, die ſein Freund Giambatiſto Maltacheti 1570 zu Bologna in 4. herausgab***). (*Baur.*)

BEROLDINGEN (von). Aus dieſer Familie, welche ſich in ältern Zeiten auch Beroldinger ſchrieb, war Hedwig ſchon 1199 Äbtiſſin zu Seedorf im Lande Uri. Mehre bekleideten während der vier verfloſſenen Jahrh. die erſten Ämter des Kantons. Joſeph Anton wurde 1704 in die ſchwäbiſche freie Reichs-Ritterſchaft aufgenommen. Franz Cöleſtin, Freiherr, Domkapitular zu Hildesheim und Osnabrück, wurde geboren zu St. Gallen, wo ſein Vater fürſtlicher Landeshofmeiſter war, den 8. Okt. 1740; ſtarb d. 8. März 1798 zu Walshauſen als Obedientiarius. Er war Mitglied mehrer gelehrten Geſellſchaften, und iſt als Naturforſcher, insbeſondre als Mineralog und Geolog bekant. Er vermehrte ſeine Kentniſſe durch Unterſuchungen, die er auf Reiſen über die Beſchaffenheit des Bodens, der Berge und ihre mineraliſche Produkte anſtellte. Er vertheidigte das Syſtem der Vulkaniſten, und war zu Hypotheſen und kühnen Behauptungen geneigt. Dennoch ſind ſeine Schriften mit Scharfſinn verfaßt, und zeugen von eigenen Forſchungen. Seine Beobachtungen, Fragen und Zweifel, die Mineralogie überhaupt, und insbeſondre ein natürliches Mineralſyſtem betreffend; zwei Verſuche, wovon der erſte Theil, ohne ſeinen Namen, zu Hanover 1778 erſchienen war, kamen vermehrt und mit des Verfaſſers Namen, zu Hanover und Osnabrück 1792 u. 93. 8. heraus. — Bemerkungen auf einer Reiſe durch die Pfälz- und Zweibrück. Queckſilberbergwerke; mit einer petrograph. Karte. Berlin 1788. 8. Die Vulkane älter und neurer Zeiten, phyſikaliſch und mineralogiſch betrachtet. 2 Bdchn. Mannheim 1791. 8. Beſchreibung des Driburger Geſundbrunnens, Hildesheim 1782. 8. Schreiben über den ungewöhnlichen Hochnebel oder Hochrauch. Braunſchweig 1784. 8. Neue Theorie über die Baſalte, in Crell's Annalen der Chemie. T. IV. — Noch zwei ſeiner Brüder waren Glieder von Hochſtiftern. Der älteſte, Joſeph Anton Sigmund, geb. zu Conſtanz 9. Sept. 1738, Domherr zu Speier und Hildesheim, war von 1784 bis 85 Präſident der Helvetiſchen Geſellſchaft zu Olten. — Über ſeine Schriften, ſ. Meuſel. (*Meyer von Knonau.*)

BEROLDSHEIM, Berolsheim, Berolzheim. Ein anſehnlicher Marktfl. mit einem alten größtentheils ruinirten Schloß und mit 2 Kirchen im Landgerichtsbezirk Heidenheim des königl. baieriſchen Rezatkr. von 125 Häuſern und 650 Einw. In den älteſten Zeiten gehörte der Ort einer adel. Familie von Beroldsheim. (*Fenkohl.*)

BEROSOS, nach J. Scaliger's Vermuthung Bor Osea, Sohn des Oſeas, Name eines chaldäiſchen Prieſters des Belus in Babylon, der wegen ſeiner Kentniſſe in großem Anſehen ſtand und als Urheber und Gewährsmann lang fortdauernder Sagen und Erfahrungen, beſonders auch aſtronomiſcher und aſtrologiſcher Wahrnehmungen zu betrachten iſt. Daß er der vorhiſtoriſchen Zeit angehöre, könte aus der Äußerung Juſtin's des Märtyrers (cohortat. c. 39.), der ihn für den Vater der in Platons Phädras erwähnten Sibylle hält, geſchloſſen werden und vielleicht hängt die von Vitruvius (9, 7) erwähnte, durch Nativitätſtellerei berühmte aſtrologiſche Schule des Beroſos auf der Inſel Kos damit zuſammen. Unter dieſer Vorausſetzung würden die in griechiſcher Sprache (bei *Syncellus*, *Josephus* contra Apionem 1, 16 und Antiquit. jud. 1, 5 und bei mehren Kirchenvätern) erhaltenen Bruchſtücke aus einer dem Beroſos beigelegten chaldäiſchen oder babyloniſchen Geſchichte in 3 B. als Überbleibſel einer in ſpäterer Zeit zuſammengetragenen prieſterlichen Sagengeſchichte, welche durch den Namen eines gefeierten alten Prieſters bewahrheitet werden ſollte, zu halten und manche in ihnen aufſtoßende Schwierigkeiten leicht zu löſen ſeyn. Der Verfaſſer der auf unſre Zeiten gekommenen Bruchſtücke lebte 262 v. Chr. G. und verräth Unkunde der chaldäiſchen Sprache, ſcheint demnach ein Grieche geweſen zu ſeyn, der, wie es Ton jenes Zeitalters war, alte Überlieferungen aufſuchte und in Beziehung auf Babylon ordnete. Seine Angabe, daß der Stoff des Werkes aus dem Archiv des Belus-

*) *Joh. Pini* vita Ber. in *Meuschenii* vitis erudit. viror. T. I. 123. Sein Leben auch von Barth. Blanchini bei Beroaldo's Ausgabe des Sueton, wieder abgedruckt in *Fichardi* vit. viror. illustr. p. 55. *Paul Jovius* in Elogiis p. 120. Mém. de Niceron T. XXV. p. 374. *Fabricii* Bibl. lat. med. T. V. 851.

**) Mém. de Niceron T. XXV. p. 394. *Fabricius* l. c. 855. *F. J. Beyschlag* in annotatt. ad *Heumanni* Poecile p. 565.

***) *Mazzuchelli* Scritt. d'Italia.

Digitized by Google

Bibliothek, Bibliothek, Bd. 1–3, 1877–80; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte des Altertums, Bd. 1–3, 1880–82; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte des Mittelalters, Bd. 1–3, 1882–84; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Neuzeit, Bd. 1–3, 1884–86; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte des Orients, Bd. 1–3, 1886–88; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Naturvölker, Bd. 1–3, 1888–90; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Ostasiatischen Völker, Bd. 1–3, 1890–92; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Amerikanischen Völker, Bd. 1–3, 1892–94; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 1894–96; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 1896–98; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 1898–1900; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 1900–02; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 1902–04; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 1904–06; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 1906–08; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 1908–10; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 1910–12; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 1912–14; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 1914–16; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 1916–18; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 1918–20; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 1920–22; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 1922–24; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 1924–26; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 1926–28; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 1928–30; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 1930–32; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 1932–34; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 1934–36; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 1936–38; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 1938–40; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 1940–42; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 1942–44; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 1944–46; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 1946–48; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 1948–50; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 1950–52; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 1952–54; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 1954–56; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 1956–58; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 1958–60; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 1960–62; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 1962–64; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 1964–66; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 1966–68; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 1968–70; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 1970–72; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 1972–74; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 1974–76; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 1976–78; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 1978–80; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 1980–82; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 1982–84; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 1984–86; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 1986–88; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 1988–90; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 1990–92; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 1992–94; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 1994–96; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 1996–98; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 1998–2000; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2000–02; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2002–04; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2004–06; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2006–08; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2008–10; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2010–12; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2012–14; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2014–16; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2016–18; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2018–20; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2020–22; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2022–24; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2024–26; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2026–28; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2028–30; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2030–32; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2032–34; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2034–36; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2036–38; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2038–40; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2040–42; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2042–44; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2044–46; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2046–48; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2048–50; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2050–52; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2052–54; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2054–56; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2056–58; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2058–60; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2060–62; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2062–64; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2064–66; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2066–68; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2068–70; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2070–72; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2072–74; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2074–76; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2076–78; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2078–80; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2080–82; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2082–84; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2084–86; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2086–88; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2088–90; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2090–92; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2092–94; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2094–96; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2096–98; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2098–2100; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2100–02; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2102–04; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2104–06; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2106–08; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2108–10; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2110–12; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2112–14; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2114–16; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2116–18; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2118–20; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2120–22; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2122–24; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2124–26; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2126–28; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2128–30; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2130–32; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2132–34; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2134–36; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2136–38; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2138–40; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2140–42; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2142–44; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2144–46; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2146–48; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2148–50; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2150–52; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2152–54; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2154–56; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2156–58; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2158–60; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2160–62; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2162–64; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2164–66; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2166–68; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2168–70; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2170–72; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2172–74; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2174–76; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2176–78; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2178–80; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2180–82; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2182–84; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2184–86; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2186–88; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2188–90; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2190–92; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2192–94; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2194–96; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2196–98; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2198–2200; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2200–02; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2202–04; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2204–06; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2206–08; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2208–10; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2210–12; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2212–14; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2214–16; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2216–18; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2218–20; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2220–22; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2222–24; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2224–26; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2226–28; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2228–30; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2230–32; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2232–34; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2234–36; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2236–38; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2238–40; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2240–42; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2242–44; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2244–46; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2246–48; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2248–50; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2250–52; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2252–54; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2254–56; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2256–58; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2258–60; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2260–62; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2262–64; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2264–66; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2266–68; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2268–70; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2270–72; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2272–74; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2274–76; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2276–78; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2278–80; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2280–82; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2282–84; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2284–86; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2286–88; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2288–90; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2290–92; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2292–94; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2294–96; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2296–98; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2298–2300; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2300–02; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2302–04; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2304–06; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2306–08; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2308–10; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2310–12; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2312–14; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2314–16; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2316–18; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2318–20; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2320–22; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2322–24; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2324–26; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2326–28; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2328–30; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2330–32; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2332–34; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2334–36; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2336–38; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2338–40; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2340–42; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2342–44; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2344–46; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2346–48; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2348–50; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2350–52; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2352–54; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2354–56; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2356–58; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2358–60; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2360–62; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2362–64; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2364–66; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2366–68; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2368–70; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2370–72; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2372–74; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2374–76; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2376–78; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2378–80; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2380–82; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2382–84; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2384–86; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2386–88; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2388–90; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2390–92; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2392–94; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2394–96; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2396–98; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2398–2400; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2400–02; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2402–04; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2404–06; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2406–08; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2408–10; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2410–12; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2412–14; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2414–16; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2416–18; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2418–20; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2420–22; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2422–24; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2424–26; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2426–28; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2428–30; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2430–32; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2432–34; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2434–36; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2436–38; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2438–40; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2440–42; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2442–44; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2444–46; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2446–48; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2448–50; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2450–52; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2452–54; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2454–56; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2456–58; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2458–60; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2460–62; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2462–64; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2464–66; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2466–68; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2468–70; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2470–72; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2472–74; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2474–76; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2476–78; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2478–80; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2480–82; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2482–84; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2484–86; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2486–88; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2488–90; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2490–92; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2492–94; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2494–96; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2496–98; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2498–2500; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2500–02; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2502–04; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2504–06; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2506–08; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2508–10; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2510–12; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2512–14; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2514–16; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2516–18; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2518–20; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2520–22; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2522–24; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2524–26; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2526–28; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2528–30; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2530–32; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2532–34; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2534–36; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2536–38; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2538–40; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2540–42; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Afrikanischen Völker, Bd. 1–3, 2542–44; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Australischen Völker, Bd. 1–3, 2544–46; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Europäischen Völker, Bd. 1–3, 2546–48; Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte der Asiatischen Völker, Bd. 1–3, 2548–50; Bibliothek der Kunst- und Kul

seine Bücher verbrannt werden, er selbst seine Irthümer abschwören, und, nachdem ihm die Zunge durchstochen worden, auf Lebenslang in ein Gefängniß eingeschlossen werden sollte. Berquin protestirte gegen diesen Urtheilsspruch, appellirte an den König und den Papst, und war durchaus zu keinem Widerrufe zu bewegen. Da er fortfuhr, kühn und hartnäckig seine Meinungen zu vertheidigen, so wurde er zum Feuertode verurtheilt, den er am 17. April 1529 auf dem Greveplatze zu Paris mit kaltem Muthe erduldete. Beza meinte, Berquin wäre für Frankreich geworden, was Luther für Teutschland war, wenn er an Franz I. einen eben so beharrlichen Beschützer gefunden hätte, als Luther an dem Kurfürsten von Sachsen †). (*Baur.*)

BERQUIN (Arnauld), zubenahmt **l'ami des enfans**, wurde 1749 *) zu Bordeaux von rechtlichen Ältern geboren. Er bildete sich in seiner Vaterstadt für die Wissenschaften und ging darauf 1772 nach Paris, wo er besonders das Studium der schönen Redekünste fortsetzte und in der Folge als amtloser Schriftsteller gelebt zu haben scheint. Im J. 1774 trat er zuerst mit Idyllen auf, die größtentheils den teutschen Mustern Geßner's nachgeahmt waren. Sie wurden mit vielem Beifall aufgenommen und gründeten seinen literarischen Ruf; schon im folgenden J. 1775 erschien eine neue Auflage und in demselben Jahre ließ B. eine zweite Samlung nachfolgen, die bald darauf nochmals, mit der ersten zusammen gedruckt wurde. Weniger Erfolg hatte sein ebenfalls 1774 erschienener Pygmalion, die versifizirte Nachahmung einer Scene von Rousseau; man vermißte in dieser Bearbeitung die Kraft und Wärme des Urbildes. 1776 gab B. Romanzen heraus, zum Theil Nachahmungen Goldsmiths u. a. englischer Dichter; sie vermehrten seinen Ruhm, und eine derselben, von sanft rührendem elegischen Inhalt, überschrieben **Plaintes d'une femme abandonnée par son amant** gehört zu den bekantesten und beliebtesten französischen Gedichten dieser Gattung. Nach verschiednen andern literarischen Versuchen betrat B. die Laufbahn des Jugendschriftstellers, auf welcher er sich den ausgezeichnetsten Beifall erwarb, durch seinen **Ami des enfans**, der 1782 und 1783 zuerst in monatlichen Heften erschien, woraus nachher 4 Bände wurden. Auch bei dieser Arbeit folgte er einem teutschen Urbilde, dem Kinderfreund unsers Weiße; doch war Berquin weder bloßer Übersetzer, noch sklavischer Nachahmer; er hat das Gelieben in seinem eignen Geiste wiedergegeben, und nach der Überzeugung der Franzosen sein Vorbild übertroffen. Die französische Akademie erklärte 1784 den Kinderfreund für die nützlichste der im Laufe eines Jahrs erschienenen Schriften, und er behauptete wenigstens unter den pädagogischen Erzeugnissen jener Periode den unbestrittenen Vorzug. Auf der betretenen Bahn eifrig fortschreitend lieferte er 1784 eine Fortsetzung des Kinderfreundes unter dem Titel: **Ami des adolescens**, 1787 eine **Introduction familière à la connaissance de la nature** (eine Nachahmung des Englischen der Miß Trimmer), 1790 eine **Bibliothèque des villages** und 1791 ein **livre de famille**, sein letztes Werk. Auch seine beiden Romane **Sandfort et Merton** und **le petit Grandison**, beide 1787 abgedruckt, haben eine pädagogische Tendenz. Einigen Nachrichten zufolge befand sich B. beim Ausbruch der französischen Revolution in England. Im Laufe derselben schrieb er mit Grouvelle, Ginguené u. a. eine **Feuille villageoise, adressée chaque semaine à tous les villages de la France, pour les instruire des loix, des decouvertes etc. qui interessent tout citoyen**, Paris 1790 und nahm Theil an der Redaction des Moniteur. Er starb zu Paris an einem Faulfieber am 21. Dec. 1791, im 43. J. Sein Charakter war sehr sanft und liebenswürdig, aus seinen Schriften spricht der Freund der Tugend. Seine Schreibart ist leicht, gefällig und korrect und er wußte sich sehr glücklich zu dem Fassungskreise der Jugend herabzulassen. Außer den schon angeführten Schriften hat er auch einige Dramen, z. B. **la soeur Maman**, **les jeunes officiers** u. a. geschrieben; kleinere Gedichte von ihm enthält der Almanach **des Muses** vom J. 1774 an. Die öftern Ausgaben seiner Werke geben den Beweis, daß er zu den beliebten Schriftstellern seiner Nation gehörte. Außer den **Oeuvres choisies** 1794. 4 Bände in 12. hat man mehre vollständigere Samlungen, wovon die erste zu Paris 1796 in 16 Bänden mit mehr als 60 Kupfern, in 18., eine andere daselbst 1802. in 10 Bänden mit 193 Kupfern und dem Bildniß des Verfassers, eine dritte von Renouard besorgte 1803 in 20 Bänden, in 12 oder 18, erschien, anderer nicht zu gedenken. In Teutschland wurden seine Werke Leipzig 1797 nachgedruckt; eine teutsche Übersetzung derselben, deren erster Band zu Pirna 1798 erschien, ist nicht beendigt worden **). (*Rese.*)

BERRE, Stadt in dem Distr. Aix des französ. Dep. Rhonemündung (Br. 43° 32′ L. 22° 52′), am gleichn. See mit 1800 Einw., die sich von der Fischerei und Salzschlämmerei nähren. Der See hat 10 bis 12 Stunden in Umfange und wird durch eine sehr schmale Meerenge, die sich mitten durch die Stadt Martigue zieht, daher er auch wol der See von Martigue genant wird, mit dem Meere in Verbindung gesetzt. Mitten durch den See läuft ein Damm, von dem man glaubt, daß er von Cajus Marius errichtet sey; man nent ihn in der Gegend Cajon. Der See liefert viel Salz, aber die Umgegend ist sehr ungesund. Das Gebiet von Berre bringt herrliches Öl hervor, das als Airer verkauft wird. (*Hassel.*)

Berretini, s. **Petr. v. Cortona.**

BERREUTH, Rittergut im Amte Dippoldiswalde im meißner Kreise des Königreichs Sachsen, liegt in ei-

†) *Erasmus* in epist. Lib. XXIV. ep. 4. lib. XXX. ep. 44 et 48. etc. *Beza* hist. eccles. Lib I. *Bayle* Dictionn. *Crevier* hist. de l'univers. de Paris. T. V, 169. 205.

*) Sein Geburtsjahr scheint nicht außer allem Zweifel zu seyn, wenigstens sagt die Biographie nouvelle des Contemporains, er sey vers 1749 geboren.

**) Sein Leben steht vor der Samlung seiner Werke vom J. 1802. Vgl. die Biographie nouvelle des Contemporains par Arnault, Jay, Jouy, Norvins et autres Tome II.; Ersch gelehrtes Frankreich; Archenholz Minerva 1792 Stck. 5.

Digitized by Google

nem herrlichen Thale, hat eins der schönsten Schlösser und eine bedeutende Garnbleiche. (*Engelhardt.*)

BERRUGUETE (Alonso), gebürtig von Paredes de Nava, studirte zuerst zu Florenz, und begab sich von da nach Rom, um die Werke des Michelangelo, und die alten Kunstwerke genau kennen zu lernen. Hinlänglich ausgestattet mit Kentnissen, kehrte er in sein Vaterland zurück, und machte sich durch seine Gemälde, Bildhauerarbeiten, und Entwürfe zu Gebäuden so berühmt, daß ihn Karl V. zu seinem Kammermaler und obersten Aufseher der Gebäude, wie auch zu seinem Kammerdiener ernante. Es ist zu bewundern, welche Menge Arbeiten dieser große Künstler verfertigte. Er war der Erste, der die Kentnisse der Anatomie in seinem Vaterland auf richtige Grundsätze führte, und ihm gelang es, den rohen Geschmack der in allen drei Künsten herrschte, durch einen Bessern zu verdrängen. Zu Valadolid und Toledo, sieht man erstaunungswürdige Kunstwerke, sowol der Sculptur, als Malerei von ihm. Er starb zu Toledo 1561, reich und geehrt als Herr von Ventosa, einem Landsitze nicht weit von seiner Vaterstadt †). (*Weise.*)

BERRUYER (Joseph Isaac), Jesuit, geb. den 7. Nov. 1681 zu Rouen, aus einer adeligen Familie. Er studirte bei den Jesuiten, und dankte seine Bildung vornämlich dem gelehrten, aber paradoxen, Pater Hardouin, der so viele literarische Denkmale aus dem Alterthume für unecht erklärte, eine neue Zeitrechnung einzuführen suchte, und überhaupt die Geschichte durch Zweifelsucht verwirrte. Berruyer zeichnete sich ebenfalls in dem Orden durch seine Kentnisse aus, lehrte viele Jahre in verschiedenen Ordensschulen die Humaniora, begab sich zuletzt in das Profeßhaus zu Paris, und starb daselbst den 18. Febr. 1758. Eine weit verbreitete Sensation veranlaßte dieser Jesuit, durch seine seltsam modernisirte Geschichte des jüdischen Volkes *). Berruyers Absicht bei Herausgabe dieses Werkes war, die biblische Geschichte zu einem angenehmen Lesebuche für die heutige Welt zu verarbeiten, oder die Bibel zu modernisiren; eigentlich aber verwandelte er dieselbe in einen Roman, in dem nicht allein der nationale orientalische Geist und Charakter gänzlich verloren ging, sondern auch vieles Anstößige beigemischt wurde, so daß es fast daß Ansehn gewann, es sey dem Verfasser hauptsächlich um den Beifall der Freigeister und Bibelspötter zu thun gewesen. Insbesondere schaltete er eine Menge von witzigen Ausfüllungen der Geschichte ein, gab von den Abenteuern und Liebeshändeln seiner Helden eine sehr leichtfertige und üppige Darstellung, erlaubte sich viele unanständige Ausdrücke, Vorstellungen und Gemälde, benahm den Weissagungen von Christo fast alle Kraft, verwarf mit seinem Lehrer Hardouin die gewöhnliche Zeitrechnung und alle auswärtigen Geschichtschreiber als untergeschoben, und wurde noch auf manche andre Art anstößig. Allein die lebhafte Phantasie des Verfassers, sein Witz, die Leichtigkeit und Gewandtheit der Darstellung und die Anmuth des Vortrags verschaften dem Werke eine Menge Leser, und es ist wol nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß kein neuerer Schriftsteller mehr beigetragen hat, eine seichte Würdigung und Verachtung der Urkunden des Christenthums zu befördern, als dieser Jesuit. Jemehr aber sein Werk, besonders die Bearbeitung des alten Testaments **), bei einem zahlreichen Publikum Beifall fand, und gleichsam Lieblingslektüre wurde, um so nachdrücklicher war von andern Seiten die laute Misbilligung einer solchen Profanirung des Heiligen und Ehrwürdigen. Der General des Jesuitenordens, erschrocken über das gegebene Ärgerniß, ließ das Werk durch vier jesuitische Kunstrichter prüfen, und auf seinen Befehl mußte in einer neuen Ausgabe vieles verbessert oder weggelassen werden, allein es hörte darum nicht auf, ein in hohem Grade anstößiges Werk zu seyn. Deswegen wurden zu Rom von der Kongregation des Inder Decrete dagegen herausgegeben, und mehre französische Bischöfe sprachen das Verdammungsurtheil über den Verfasser und sein Werk aus ***). Selbst der gelehrte Jesuit Tournemine schrieb gegen seinen Ordensbruder, und verlangte von den Vorstehern der Gesellschaft die Unterdrückung einer so höchst anstößigen Arbeit. Berruyer wurde zwar zu einer Retractation

†) Eine ausführlichere Beschreibung der Werke dieses Meisters, s. b. Velasco, Übers. S. 9. und Fiorillo Geschichte d. M. Band 4, S. 74.

*) Die erste Ausgabe dieses Werks, die unter dem Titel: Histoire du peuple de Dieu, depuis son origine jusqu' à la naissance du Messie, tirée des seuls livres saints, ou le texte sacré des livres de l'ancien Testament, reduit en un corps d'histoire. Paris 1728. Vol. VII. 4. oder Vol. X. 12. erschien, ist selten, weil in der folgenden vieles Anstößige ausgelassen worden ist; die sechste, 1734 erschienene, kastrirte Ausgabe, hat mancherlei Zusätze, welche auch besonders gedruckt wurden, unter dem Titel: Supplément à la première édition de l'hist. du peuple de Dieu, tirée de la nouv. ed. de 1734, contenant la suite des prophéties de l'anc. Test., l'histoire de Job, les cartes, des sommaires chronologiques et une table. Par. 1734. 4. Die achte Ausgabe erschien ebendas. 1738. in 7 Quartbänden, auch noch öfter in 12. Die Fortsezung des Werks hat den Titel: Histoire du peuple de Dieu, depuis la naissance du Messie jusqu' à la fin de la Synagogue. à la Haye (eigentlich Paris) 1755. Vol. IV. 4., auch 1758. Vol. VIII. 12.; und der Schluß: Histoire du peuple de Dieu, ou paraphrase litterale des epitres des Apôtres, d'après le commentaire latin du P. Hardouin. à la Haye (Paris) 1757. Vol. II. 4.; 1758. Vol. V. 12. Ein Auszug aus dem ersten Werke von dem Jesuiten Bern. Mahy, wurde 1742 zu Lüttich in 3 Oktavbänden gedruckt, auch wurde dasselbe ins Italiänische übersezt von Franc. di Canziano Franceschini, Venedig 1741; ins Spanische von dem Pater Esrinosa, Madrid; ins Polnische von dem Fürsten Mich. Wiesnowiecki, Warschau 1748.

**) Die Bearbeitung des neuen Testaments ist zwar in demselben Geiste und mit derselben Tendenz, aber mit weniger Eleganz und Feuer abgefaßt; desto reicher aber ist diese Fortsezung an breiten und geschraubten Reflexionen. Die Paraphrase litterale, die erst nach dem Tode des Verfassers ausgegeben wurde, und an der am wenigsten zu tadeln ist, enthält eine paraphrastische Erklärung der apostolischen Briefe, wobei die lateinische Auslegung Hardouins zum Grunde gelegt wurde.

***) Die Censuren der Bischöfe Colbert von Montpellier, Fls. James von Soissons, des Erzbischofs Ant. de Malvin de Montazet von Lyon, des Erzbischofs Beaumont von Paris u. a., auch die Erklärungen der Sorbonne, sind besonders gedruckt. Beaumonts Censur steht auch in den Beiträgen von alten und neuen theol. Sachen 1754. S. 412, und das Judicium revisorium in collegio rom. societat. Jesu, ex MS. publicatum cura et observatt. Magni Crusii ist abgedr. in den Parergis Gottingens. (1756. 8.) T. I. Lib. I. p. 81—93. Der Erzbischof von Wien, Kardinal Migazzi, nante Berruyers Hist. ein impium et scelestum opus, s. Nova acta hist. eccles. Bd. 10. S. 799. Andre Gegen-

Digitized by Google

gewungen, fand aber an seinem Freunde Dupré einen Vertheidiger seines Werks gegen Tournemine; viele andere Theologen hingegen nahmen die Partie des letztern, sprachen den Fluch über des Berruyer Unternehmung aus, und nanten ihn einen läppischen, weibischen und schädlichen Schriftsteller, einen Verfälscher der heil. Schrift, und einen Schwärmer, der unsinnige Systeme schmiede, u. dgl. Benedikt XIV. verdamte das Werk 1758 als ein Buch, worin falsche, verwegene, ärgerliche und der Ketzerei ähnliche und günstige Sätze enthalten wären, und selbst unter Klemens XIII, diesem großen Freunde der Jesuiten, verdamte 1759 die Kongregation der Inquisition zu Rom zwei Schriften, welche Berruyers Werk begünstigten. Auch zu Venedig ward das Buch, samt dessen Vertheidigungen, 1760 verdamt und verboten, und eben dieses geschah 1763 auf einer zu Utrecht gehaltenen Synode. Aber alle kirchlichen Verdammungsurtheile und gelehrte Bestreitungen konten bei einem Theile des Publikums Berruyers Werk nicht um seinen Kredit bringen, das, gerade seiner Frivolität wegen, noch jetzt seine Leser und Vertheidiger findet †). (*Baur.*)

BERRY, 1) Eine Provinz des vormaligen Frankreichs, die von la Marche, Touraine, Poitou, Blaisois, Sologne, Orleanais, Gatenais, Nivernais und Bourbonnais umgeben war, in Ober- und Niederberry abgetheilt wurde und den Titel eines Herzogthums führte, das 1465 mit der Krone konsolidirt ist. In der Folge wurden wol nachgeborne Prinzen vom königl. Geblüte mit dem Titel eines Herzogs von Berry beliehen. Bei der Revolution ist die Provinz unter die Departemente Indre und Cher vertheilt. 2) Eine Inselgruppe, die zu den Bahamas gehört und unter 25° 28′ Br. und 280° 50′ L. im N. W. von New-Providence belegen ist; im S. scheidet sie ein Kanal von dem Floridastrom. Sie hat keine Einw. (*Hassel.*)

BERRY (Karl Ferdinand von Artois, Herzog von), Sohn von Frankreich, der zweite Sohn des Grafen von Artois (jetzt Monsieur) und der Maria Theresia von Savoyen, war den 24. Januar 1778 zu Versailles geboren. Der Name dieses Fürsten gehört der Geschichte an, nicht weil sein Leben thatenreich war, sondern weil sein Tod durch Mörderhand dem Throne des Hauses Bourbon und der monarchischen Gewalt in Frankreich neue Festigkeit gab. Der Herzog von Berry war nämlich der dritte unter Ludwigs XVIII. Thronerben, und auf ihm beruhte die Hofnung der Fortdauer des alten Königstammes. Darum zückte der politische Wahnsinn eines Verruchten den Dolch gegen ihn, und der Herzog fiel als das fünfte Opfer [1]), welches die Revolution den Bourboniden entriß; aber Abscheu und Entsetzen ergriffen das Herz von Frankreich und kehrten es um in Liebe gegen das Haus seiner Könige. Zwar reizten gegenseitige Vorwürfe von Beschuldigungen nur zu sehr wieder auf die alte Erbitterung der Parteien; aber zahlreicher und entschloßner als je erhoben sich die Freunde des Königthums für den Schutz des Thrones, und es gelang der Regirung, ihre Macht durch einstweilige Beschränkung der verfassungsmäßigen Freiheit der Rede und der Personen zu verstärken.

Schon als Knabe zeigte der Herzog von Berry, der, nebst seinem ältern Bruder, dem Herzog von Angoulême, vom Herzog von Serrent erzogen wurde, viel Geistesgegenwart und einen sichern Takt in würdevoller Haltung. Im J. 1791 folgte er seinem Vater nach Turin, und im J. 1792 zu dem Heere der Ausgewanderten, das unter dem Herzoge von Condé am Rheine stand, und bei welchem sein Vater ein Corps Reiterei befehligte. Der Herzog von Berry wohnte einigen Feldzügen bei, und erwarb sich die Liebe der Soldaten; doch war er zu jung, um Gelegenheit zu haben, sich auf andre Art auszuzeichnen, als durch guten Willen und persönlichen Muth [2]). Da er auch an den spätern politischen Verhandlungen und Ereignissen keinen Theil nahm, so bietet sein Leben in militärischer und politischer Hinsicht dem Geschichtschreiber wenig Stoff dar. Das Schicksal, welches er mit seinem Hause trug, störte die reinere Entfaltung seiner natürlichen Milde und Gutmüthigkeit. Er hatte in dem Feldlager unter den französischen Ausgewanderten zu sehr den Geist dieser seiner Waffengefährten angenommen, so daß sein Äußeres einen rauhen Anstrich erhielt, und es ihm späterhin schwer wurde, mit derjenigen Schonung und Mäßigung gegen diejenigen zu verfahren, die er lange Zeit als seine Feinde zu betrachten gewohnt gewesen war [3]). Ein solcher Charakter fügte sich nur widerstrebend in das weisere System, welches Ludwig XVIII. befolgte. Darum beurtheilte ihn, während seines Lebens, ein Theil der Franzosen ungünstig; doch ließen alle seinem Sinne für Freundschaft, der Gutmüthigkeit mit welcher er manchen Ausbruch ungestümer Lebhaftigkeit wieder gut zu machen suchte, seinen Gesinnungen als

---

schriften sind: Observations theologiques et morales sur le livre du P. Berruyer, intitulé: Hist. etc. . . Vol. II. 12. Lettere theologiche (dell' Ab. Gaultier) sopra la seconda parte dell' istoria del popolo d'Iddio. Roma 1759. Vol. II. 8. Von dem ganzen Werke s. Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern 7. Th. 236 — 256. †) Querelles littéraires T. II. 17. oder Anekdoten zur Geschichte der Gelehrten 5. Th. 18. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. IV. Die Heinsiusische Kirchenhist. 4. Th. 654. Nova acta hist. eccles. 4. Bd. 799. Sammlung der neuesten Schriften, welche die Jesuiten in Portugal betreffen. 2. B. 484. 4. Bd. 185. Schröckh's Kirchengesch. seit der Reform. 7. Th. 181. Henke's Gesch. der christl. Kirche 5. T. 149. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 1. Abth. 57.

1) Vor dem Herzog von Berry waren Ludwig XVI. dessen Gemalin Marie Antoinette, dessen Schwester Elisabeth und der Herzog von Enghien — den finstern Mächten der Revolution als Opfer gefallen.

2) Siehe des Generallieutenants Ecquevilly, Pairs von Frankreich, Campagnes du Corps sous les ordres du Prince de Condé. 3 vol. Paris 1818. 3) Diesen Theil seines Lebens übergeht der Biograph des Herzogs von Berry, der Vicomte de Chateaubriand in seinen Mémoires, lettres et pièces authentiques touchant la vie et la mort de S. A. R. Msgr. Charles Ferdinand d'Artois, Duc de Berry. Paris 1820. 2 Edit. Diese historische, oft rednerische Schilderung enthält zugleich eine Übersicht der Schicksale der königlichen Familie, während der Zeit ihrer Emigration. Chateaubriand erwähnt unter andern Geschicklichkeiten des jungen Herzogs von Berry, auch seine Kunst wilde Rosse zu bändigen, und macht dabei die Bemerkung: „Geschöpfe Gottes, die an sich so edel sind, daß sie ihren Namen der ausgezeichnetsten, tapfersten und großmüthigsten Klasse der menschlichen Gesellschaft (den Chevaliers, gaben."

Digitized by Google

Mensch und seinem Heldenmuthe im Tode Gerechtigkeit wiederfahren. Der Herzog von Berry war wohlthätig; er war ein treuer Ehegatte und ein zärtlicher Vater. Von seinem Einkommen, das die Civilliste auf anderthalb Millionen Franken bestimt hatte, machte er den edelsten Gebrauch.

Nach der Auflösung des Condé'schen Heeres lebte er bei seinem Vater in Rußland, und trat im J. 1800 als Chef du regiment noble de Berry in die Dienste des Kaisers Paul; allein schon im J. 1801 mußte er eine Freistatt in England suchen, wo er abwechselnd in London und bei seinem Oheim Ludwig XVIII. in Hartwell lebte. Hier fand er dreizehn Jahre lang keine Gelegenheit, zur Wiederherstellung des Hauses Bourbon thätig mitzuwirken. Zwar überredeten ihn im J. 1813, einige Franzosen, die wahrscheinlich heimliche Späher seyn mochten, sich nach den Küsten der Normandie einzuschiffen, um sich daselbst an die Spitze von 40,000 bewaffneten Franzosen zu stellen; allein er ward noch zu rechter Zeit gewarnt, daß dies eine Schlinge seyn könne, um ihn gefangen zu nehmen. Endlich im J. 1814, öfneten die Heere der Verbündeten seinem Vater (von Basel her d. 28. Februar) und seinem Bruder (im Januar von der Seite der Pyrenäen) den Weg nach Frankreich. Hierauf landete der Herzog von Berry mit der Fregatte Eurotas den 13. April zu Cherbourg, und hielt am 21. seinen Einzug in Paris, wo sich sein Vater bereits befand. Hier sowol, als auch später auf seinen Reisen in der Provinz bemühte er sich, nicht ohne glücklichen Erfolg, Soldaten und Nationalgarden für die Sache der Bourbons und noch mehr für seine Person zu gewinnen, indem er mit kluger Milde sprach und handelte, hier Almosen austheilte, dort Gefangne befreite, und Handelsleute, Fabrikanten und Künstler mit achtungsvoller Aufmerksamkeit behandelte. Vorzüglich beschäftigten ihn auf seinen Reisen im Innern des Reichs Heerschauen und Besichtigung der Festungen. Schon im Mai 1814 hatte ihn Ludwig XVIII. zum Generaloberſten der reitenden Jäger und Lanciers ernant. Im März des folgenden Jahres übertrug er ihm, als Napoleon von Elba aus in Frankreich gelandet war, den Oberbefehl über alle Truppen in und um Paris; allein diese verließen die Fahne des Königs, und der Herzog konte sich vom 19. zum 20. März, nebst den Haustruppen, nur mit Mühe, indem er zu Bethüne während des Mittagsessens beinahe gefangen worden wäre, nach Gent zum König zurückziehen. Er unternahm hierauf zu Alost die Bildung eines Heeres von Royalisten, und führte persönlich die Unterhandlungen des Königs mit dem Hofe zu Brüssel. Nachdem die Schlacht bei Waterloo Napoleons Schicksal am 18. Junius entschieden hatte, verließ Ludwig XVIII. am 22. Juni Gent, um den verbündeten Heeren nach Paris zu folgen. In seiner Begleitung befanden sich der Graf von Artois und der Herzog von Berry an der Spitze der kleinen königlichen Truppenschaar. Nach ihrem Einzuge in Paris am 8. Juli, legte der Herzog den Oberbefehl über die Haustruppen nieder. Bald darauf wurde er zum Präsidenten eines Wahlcollegiums der nördlichen Departements ernant, und am Tage der Eröffnung der Kammern, am 7. Oct., legte er vor dem Könige den Eid ab, der Constitution und den Gesetzen des Königreichs treu zu seyn. Unmittelbar nachher trat er aus dem öffentlichen Leben ganz zurück. Im folgenden Jahre vermälte er sich durch Procuration den 23. April zu Neapel und den 17. Juni zu Paris mit der ältesten Tochter des Erbprinzen von beiden Sicilien, Karoline Ferdinande Luise; allein die Hofnung, einen Erbfolger zu erzeugen, schien nicht in Erfüllung zu gehen. Zwei Kinder starben bald nach der Geburt, und das dritte, eine Tochter, Luise Marie Therese von Artois, mademoiselle de France, geboren d. 21. Sept. 1819, war noch nicht 5 Monate alt, als ihr Vater durch Meuchelmord umkam. Ein Sattler, Namens Louis Pierre Louvel, hatte, von fanatischem Hasse gegen die Bourbons erfüllt, schon seit 1814, die Absicht, den Stamm von Frankreichs Königen zu vertilgen, in seiner verschlossenen Brust gehegt. Endlich fand er den längst gesuchten Augenblick zur That. Am 13. Februar 1820, Abends um 11 Uhr, verließ der Prinz die Oper, um seine Gemalin, die früher sich weggegeben wollte, zu dem Wagen zu führen. Sie war eingestiegen, und ihr Gemal im Begriff, in das Haus zurückzugehen, als Louvel mit Blitzesschnelle durch die Wache und die Adjutanten herbeistürzte und dem Herzog einen Dolch mit solcher Gewalt in die rechte Seite stieß, daß derselbe bis zum Schaft darin stecken blieb. Mit dem Schrei: „Ich bin verwundet," sank der Herzog um. Seine Adjutanten führten ihn in den Salon der Loge des Königs. Er selbst hatte sich den Dolch aus der Wunde gezogen und ihn seinem Oberstallmeister, dem Grafen Menars, zugestellt. Unterdessen war der Mörder entsprungen, wurde aber bald eingeholt, und in die Wache des Opernhauses gebracht, wo der Minister Decazes das erste Verhör mit ihm anstellte.

Als der Herzog, der nur kurze Zeit sein Bewußtseyn verloren hatte, sah, daß alle Hilfe vergebens war, erwartete er den Tod mit einer Fassung voll Kraft und Frömmigkeit. Er umarmte seine Tochter mit den Worten: Mögest du glücklicher werden, als dein Vater war. Seine in Schmerz aufgelöste Gemalin erinnerte er an die Sorge für das Pfand, das sie unter ihrem Herzen trage [4]). Dann ließ er die beiden Töchter, welche er vor seiner Vermälung mit einer Engländerin in London erzeugt hatte, rufen, und empfahl sie seiner Gemalin [5]); hierauf beichtete er, vergab seinem Mörder, und empfing die Sacramente. Bei seinem Tode, der am 14. Febr. um 6 Uhr 35 Minuten des Morgens erfolgte, war der König zugegen, welcher unter allen Mitgliedern der königlichen Familie die größte Fassung zeigte. Der Körper wurde neun Tage lang in einem Saale der Galerie des Louvre

4) Ménagez-Vous pour l'enfant, que Vous portez dans Votre sein. 5) Wir öffentliche Blätter erzählen, hat die verwittwete Herzogin von Berry im Jahre 1821, die natürlichen Kinder ihres Gemals, zwei sehr schöne junge Mädchen, zu sich nach St. Cloud berufen, und ihnen die frühere Versicherung wiederholt, daß sie nach dem Tode ihres Vaters eine Mutter an ihr finden sollten. Wie es heißt, wird die älteste Tochter mit einem Herrn von Possini, aus einer alten dem Hause Savoyen verwandten Familie, vermählt werden, und ihm an anderthalb Millionen Franken zubringen.

Digitized by Google

aufbewahrt, hierauf (den 22. Febr.) in die Kapelle des heiligen Ludwig in der Begräbnißkirche der Könige von Frankreich zu St. Denis gebracht, und am 14. März feierlich beigesetzt [6]).

Ganz Frankreich trauerte; aber die Parteisucht und der Argwohn wollten Mitschuldige entdecken. Man klagte die Anhänger des liberalen Systems [7]) selbst den Minister Decazes, ihrer Meinung wegen, gleichsam solidarisch als Mitverbrecher an. Die Untersuchung zeigte zwar den Ungrund solcher Beschuldigungen; allein die Gemüther blieben aufgeregt. Der öffentliche Schmerz jedoch erhöhte die Theilnahme an der Erhaltung des Thrones, und es gelang den Ministern, obwol nach langen und stürmischen Meinungskämpfen, die schon vorher entworfenen und am 15. Febr. den Kammern vorgelegten Ausnahmegesetze, welche die Preßfreiheit und die persönliche Freiheit beschränkten, so wie ein neues Wahlgesetz in die constitutionelle Verwaltung einzuführen. Dadurch ward zu gleich das Ministerium von Decazes gestürzt, und der Sieg des strengeren Royalismus über das liberale System vollendet. Ein Theil der Nation schien zwar diese neue Richtung des Regirungssystems nicht zu billigen; aber bald wandte ein frohes Ereigniß alle Herzen aufs neue mit begeisterter Liebe zu dem königlichen Hause hin. Die Herzogin von Berry wurde den 29. Sept. 1820 von einem Prinzen entbunden, der einst Frankreich zu regiren bestimt ist. Seines großen Ahnherrn, Heinrichs IV. eingedenk, gab ihm der König den Namen Heinrich, Herzog von Bordeaux [8]). (*Hasse.*)

(Als Anhang folgt hier der Art.) Louvel's Prozeß [9]). Louvel's fluchbelasteter Name tritt in die Reihe der Königsmörder, welche Frankreichs Jahrbücher entstellen, zu den Damiens, Jaques Clement, Châtel und Ravaillac; daher gehört folgendes aus der Geschichte seiner schwarzen That, zur Ergänzung unseres Berichts von dem Leben des unglücklichen Herzogs. Louis Pierre Louvel, geboren zu Versailles den 7. Oct. 1783, zeigte schon von Jugend auf eine finstre Gemüthsart. Wider die Sitte junger Franzosen, liebte er Arbeitsamkeit, Einsamkeit und Sparsamkeit; dabei war er sehr verschlossen und konte keinen Widerspruch ertragen. Er wechselte oft seine Meister, bei denen er als Sattler arbeitete, noch öfter seinen Aufenthalt. Fanatische excentrische Köpfe, wie er war, haben das Eigenthümliche, daß sie selten Andern ihre tollen oder blutgierigen Entwürfe mittheilen, oder in fremde Ansichten eingehen. Sie wollen durch ihre alleinige Kraft das Albernste wie das Gräßliche durchführen. Schon daraus folgt, was auch die Untersuchung bewies, daß Louvel keinen Mitschuldigen hatte. Seine Idole waren Napoleon und Frankreich. Er hatte ehemals unter der kaiserlichen Garde bei dem Artillerie-Fuhrwesen gedient. Zuletzt arbeitete er als Sattlergeselle in den königl. Ställen. Von dem Hasse gegen die Bourbons [10]) zu der fixen Idee getrieben, Frankreich von diesem Geschlecht zu befreien, brütete er in menschenfeindlicher Einsamkeit, ohne Freundschaft oder Liebe für ein andres Wesen zu fühlen, über seinen Mordplan, lebte mäßig, besuchte selten öffentliche Örter, und trank wenig Wein, damit nichts ihm sein furchtbares Geheimniß entlocke. In den Verhören zeigte er viel Ruhe; er sprach mit Leichtigkeit, doch drückte er sich gemein aus, und bewies bei gänzlichem Unglauben an Gottes Gerechtigkeit eine rohe Gefühllosigkeit. Stolz auf seine That, bereute er sie nicht, und schien beleidigt, wenn man ihn um seine Mitschuldigen befragte. Von Ravaillac sprach er mit Verachtung. Der sey nur das elende Werkzeug feiger Fanatiker gewesen. In seinem Prozesse, dessen öffentliche Führung der König der Pairskammer übertragen hatte, leitete die sorgfältigste Untersuchung, wo mehr als 50 Menschen verhaftet und über 1200 Zeugen abgehört wurden, auf keine Spur von Mitschuld. Der Verbrecher stand allein in

---

6) Das Einzele der Begräbnißfeier enthält der Constitutionnel vom 23. Febr. und vom 14. März 1820. Als numismatisches Denkmal auf des Herzogs Tod erwähnen wir die von Levêque in Paris geprägte Medaille, die auf der einen Seite das Bild des Herzogs, auf der andern die vom Herrn von Puymaurin verfaßte Inschrift hat:

Pugione
Percussus periit
13. Febr. 1820.
Gallia spem suam,
Conjunx amantem,
Milites ducem,
Pauperes patrem
Perdidere.

7) Der geistvolle Fiévée konte sogar im Conservateur sich des schiefen Ausdrucks bedienen: Le prince est tombé sous un poignard libéral. Der Deputirte Clausel de Coussergues erklärte laut am 14. Febr. und am 2. März, in der Kammer, daß der Minister Decazes durch seine Hinneigung zu den liberalen Ansichten, das Unglück herbeigeführt habe, und deswegen als Mitschuldiger förmlich anzuklagen sey. Einzele Schlechtgesinnte, die hier die That des Mörders priesen, dort gegen die Bourbons Schmähungen ausstießen, oder der schwangeren Herzogin von Berry durch Schreckmittel eine unzeitige Niederkunft zuziehen wollten, — wofern anders nicht dabei geheime Ränke des Aufreizungssystems mit im Spiele waren — können auf die öffentliche Stimme der Nation, wie sie die rechtlich gesinnten Männer von allen Parteien aussprachen, keinen Verdacht von Falschheit werfen. 8) Der vollständige Name des Prinzen ist: Henri-Charles-Ferdinand-Dieudonné d'Artois, Petit-fils de France.

9) Einen Aktenauszug aus seinem Prozesse hat der pariser königl. Advokat Méjan herausgegeben. S. dessen Histoire du procès de Louvel, assassin etc. T. I. II. Par. 1820. und die Histoire complète du procès de Louvel. 12 Livrais. Paris, chez Plancher. 1820. Die vom Staatsrath Bellart als Procureur général verfaßte Anklageakte vom 12. Mai 1820 enthält der Moniteur vom 3. Junius; aus ihr sind die einzelen Umstände, welche in andern Berichten abweichend erzählt werden, hier ausgehoben. Nach einer nicht verbürgten Nachricht soll die Hofdame der Herzogin, die Gräfin Bethizy, den Dolch aus der Wunde gezogen haben. 10) Seine Erklärung war: „Qu'il n'avait été poussé que par la considération de l'intérêt public; — qu'il regardait tous les Bourbons comme les ennemis de la France; — que le projet de les assassiner tous ne l'avait pas quitté un seul instant depuis 1814; — que depuis 1815 il s'était attaché à M. le duc de Berry comme celui, sur lequel était fondé le principal espoir de la race. Ferner gestand er in den Verhören: Après avoir tué le duc de Berry, j'aurais tué le duc d'Angoulême, Monsieur, et ensuite le roi — Denn: „Suivant moi, les Bourbons font le malheur de la France. C'est mon avis du moins. Wenn er dies alles vollbracht, — setzte er hinzu — habe er sich der Justiz selbst ausliefern wollen. Übrigens nante er seine That ein Verbrechen: „mon horrible crime, mon cruel attentat." — „Je sais que j'ai commis un crime, mais suivant moi, dans mes idées, je me suis dévoué à la nation."

Digitized by Google

seiner Nation, die ihn mit Abscheu von sich stieß. Am 5. Jun. hielt der Gerichtshof der Pairs seine erste Sitzung; unter den zahlreichen Zuhörern befand sich auch der persische Gesandte. Als öffentlicher Ankläger trat der Generalprocurator Bellart auf; Louvel's Anwalte, Bonnet und Archambault, suchten ihn als wahnsinnig darzustellen [11]); allein er selbst beantwortete jede Frage mit festem Gleichmuth und trotziger Besonnenheit. Nach Beobachtung aller Formen des Rechts wurde er am 6. Juni zum Tode verurtheilt, und am 7. Nachmittags um 6 Uhr auf dem Greveplatze durch die Guillotine hingerichtet. Nichts störte dabei die öffentliche Ruhe. — Aus der Geschichte des Processes selbst sind folgende Umstände bemerkenswerth. Louvel ward zu dem Körper des Ermordeten geführt. Er sah gleichgiltig mit festem Blicke und trocknem Auge auf ihn hin, und gestand, daß dies sein Werk sey. Über seine Reise nach Elba, die er bald nach der Rückkehr des Königs unternommen hatte, gab er folgende Erklärung: „Ich war voll Kummer über Frankreichs Leiden. Die Anwesenheit der fremden Heere brachte mich auf finstre Gedanken; ich überlegte mein Vorhaben hin und her; ich reiste um mich zu zerstreuen. Auf Elba habe ich weder Napoleon noch irgend Einen von seinen Umgebungen gesprochen. Mein furchtbares Vorhaben hatte keine Beziehung auf ihn. Ich allein habe es gefaßt, und mit Niemand davon gesprochen" [12]). — Die Frage des Präsidenten, ob, wenn ihn politischer Fanatismus zu seinem Verbrechen hingerissen, religiöse Gefühle nicht zu seiner Vernunft und zu seinem Gewissen gesprochen hätten, was er für eine Religion habe? antwortete er: „Ich bin Katholik oder Protestant, wie man will. — Die Religion steht in keiner Beziehung auf das Verbrechen, das ich begangen habe" [13]). — Da man glaubte, die Parteischriften und Zeitungsartikel der Liberalen hätten seinen politischen Fanatismus erzeugt, oder genährt, so ist auch in dieser Hinsicht seine Antwort bemerkenswerth: „In meiner Jugend las ich viel die Erklärung der Rechte des Menschen und die Constitution. Ich habe kein Pamphlet, keine Zeitung gelesen" [14]). — Als das Verhör geendigt war und seine Anwalte gesprochen hatten, las auch Louvel, gegen den Rath seiner Sachwalter, eine von ihm selbst verfaßte Rede ab, worin er seine verbrecherischen Ansichten mit wildem Starrsinn zu wiederholen sich gefiel; denselben Trotz behauptete er bis zu seinem Tode [15]). Der Aumonier der Conciergerie, Abbé Montes, dessen geistlichen Beistand der Mörder anfangs zurückgewiesen hatte, unterhielt sich mit ihm am 6. Abends einige Stunden, und begleitete ihn im Wagen; doch schien Louvel wenig auf ihn zu hören, sondern warf gleichgiltige Blicke auf die versammelte, unermeßliche Volksmenge. Er starb gebrandmarkt durch das Urtheil der öffentlichen Meinung. — Die Geschichte wird einst zürnend bei dem finstern Namen Louvel verweilen, der furchtbar warnt, wohin ein verwildertes Gemüth, ohne Religion und Liebe, den trotzigen Willen eines finstern, in dem Hochmuth seines politischen Wahns verstockten Charakters führen kann. (*Hasse.*)

Berseba, s. Beerseba.

BERSMANUS (Gregorius) (so schreibt er sich selbst, nicht Georg Bersmannus), war geb. den 10. März 1538 (nicht 1536, wie Jöcher sagt, der auch den Fehler im Vornamen hat) zu Annaberg in Sachsen, wo sein Vater Heinrich B. Vorsteher der Armenkasse war. Von seinem 11. Jahre an, seit 1549 besuchte er die Fürstenschule zu Meißen, wo er, durch Anlagen und Fleiß sich auszeichnend, vorzüglich den Unterricht des berühmten Georg Fabricius genoß, der ihn wie einen Sohn behandelte, und besonders seine Liebe zur Dichtkunst beförderte, wie auch alle andre Lehrer ihn vor Andern liebten und auf alle Art in seinen Studien unterstützten. Eine vertraute bis an den Tod dauernde Freundschaft schloß er hier mit Simon Stenius, späterhin Prof. der Theologie zu Heidelberg, und Philipp Camerarius, Joachim's Sohne, nachmal. Rath und Syndikus in Nürnberg. Den Gesetzen der Schule gemäß blieb er hier 6 Jahr, bezog dann 1555 die Universität Leipzig, wo er, von Kurfürst August großmüthig unterstützt, Philosophie, Medizin, und unter Joachim Camerarius Philologie trieb, der ihn auch zu fortgesetzter Übung in der lateinischen Dichtkunst ermunterte. Nachdem er Magister geworden, unternahm er 1561, vorzüglich um sich in der Medizin zu vervollkommnen eine Reise, hörte in Strasburg den Philol. und Theol. Joh. Sturm, besuchte Paris, Lyon, Genf, hielt sich dann ein Jahr in Padua, wo er den Philol. Franc. Robortellus, den Philos. und Philol. Franc. Piccolomini, den Arzt, Philos. und Philol. Hieronymus Capivaccio, und

11) Bonnet nante Louvels Wahnsinn ce genre de folie particulière, que nos docteurs appellent *Monomanie* qui s'applique à un seul objet. 12) Louvels eigene Worte im öffentlichen Verhör vor dem Gerichtshofe der Pairs waren: Je n'ai point parlé à Napoléon, ni à personne qui lui fût attaché. L'horrible projet que j'ai formé n'avait aucun rapport avec lui. Je l'ai conçu seul; je n' en ai jamais parlé à personne. — Auf die Frage des Präsidenten, ob ihn Jemand zu seinem Verbrechen verleitet, ob er einen Vertrauten oder Mitwisser dabei gehabt habe, und ob er auf der Insel Elba in seinem schrecklichen Vorhaben bestärkt worden sey, erklärte er nochmals: Je n'ai jamais parlé à personne de mes projets; je les ai conçus seul, et qui que ce soit, n'en a eu connaissance. 13) Louvel war Katholik; allein er drückte sich über die deshalb an ihn gerichtete Frage so aus: Je suis catholique ou protestant; c'est selon. La religion n'a aucun rapport avec le crime que j'ai commis. Als man ihn zu dem Leichnam des Prinzen führte, und der kön. Procurator ihn fragte: Ne craignez-vous pas la justice divine? ne redoutez-vous point Dieu? erwiederte er: „Oh Dieu, ce n'est qu' un mot." — 14) Einer von den Pairs, der Marquis de Lally-Tolendal richtete durch den Präsidenten die Frage an ihn, quelles étaient, dans sa jeunesse, ses lectures habituelles? — *Louvel:* Les droits de l'homme et la constitution. — „Vous ne lisiez point de pamphlets? — Non. — „Ni de journaux? — Aucun. —

15) Das Urtheil erklärte Louveln des durch §. 87. des Straf-coder vorgesehenen Verbrechens für schuldig, und wendete die im §. 12. desselben Code ausgesprochene Strafe auf ihn an. S. die Allgem. Zeit. 15. Junius 1820, und den Constitutionnel vom 7. Junius. Nach der Allgem. Zeit. soll die Hinrichtung am 7. des Morgens um 6 Uhr erfolgt seyn. Allein der Constitutionnel sagt ausdrücklich, daß sie des Abends um 6 Uhr Statt gefunden habe. Die Führung des ganzen Prozesses war gesetzförmig und Louvel selbst bezeugte seine Zufriedenheit mit der ihm wiederfahrenen menschlichen Behandlung. Das Opernhaus, bei welchem die Mordthat geschehen war, ist seitdem niedergerissen worden, und eine auf dem Platze noch zu errichtende Denksäule soll die fluchwürdige That der Nachwelt anzeigen.

Digitized by Google

den Arzt und Philol. Victor Trincavela; 1 Jahr, 1564, in Ferrara wo er den Philos. und Philol. Vincent. Madius; auch in Bologna auf, wo er den Histor. und Philol. Carol. Sigonius hörte, kam aber nicht nach Rom und Neapel wegen der Krankheit seines Reisegefährten. Er erlernte zugleich die italiänische Sprache und erwarb sich durch seine Beredsamkeit und Gedichte große Achtung. Nach seiner Rückkehr 1565 lebte er erst eine Zeitlang in Wittenberg, wo er des Umgangs der dasigen Gelehrten genoß, bis ihn sein alter Gönner, Kurfürst August, als Lehrer nach Schulpforte berief. Seit 1568 hielt er wieder Vorlesungen in Wittenberg, ging 1571 als Professor der Dichtkunst nach Leipzig, und folgte hier 1575 seinem ehemal. Lehrer Joachim Camerarius in der Professur der griechischen und lateinischen Sprache. Die Gefahr von Seiten der Theologen [1]), die ihm vorhergesagt worden war, traf ihn bald wirklich; die Verfolgung der Kryptokalvinisten brachte Sachsen auch um diesen trefflichen Mann, und auch er fand, wie Kaspar Peucer, in Anhalt Schutz [2]). Dies geschah 1580, aber schon 1581 übertrug ihm, auf den Vorschlag des Rathes zu Zerbst, Fürst Joachim Ernst von Anhalt die Rektorstelle der vereinigten Schulen und des neu errichteten Gymnasium illustre daselbst, auf welchem 1582 am 30. Januar der Unterricht anfing [3]). Dreißig Jahre verwaltete er dieses Amt mit Ruhm und Segen, das durch ihn blühende Gymnasium ward auch von Ausländern zahlreich besucht, und er zog viele gelehrte und dem State nützliche Schüler. Er starb am 5. Oktober 1611 in seinem 73. Jahre an Steinschmerzen; sein Ende war fromm wie sein Leben, das durch Ehre und Ruhm und nicht minder durch Freundschaft und Liebe beglückt war, obwol er auch von Neidern und Verläumdern schon von Jugend auf zu leiden hatte. Zum Theil mochte er diese wol durch seine Freimüthigkeit und auch seine Heftigkeit, die er selbst eingestand, sich zugezogen haben: aber für die Güte seines Charakters bürgen die beständige Dankbarkeit gegen alle seine Gönner und Lehrer bis an ihr Ende, die ungestörte Freundschaft aller seiner Lehrer, die sie ihm bei jeder Gelegenheit durch ermahnende und tröstende Schreiben bewiesen, und der ausgebreitete Briefwechsel mit den Besten und Gelehrtesten seiner Zeit. Er besaß von Natur vorzügliche Gaben, nicht gemeine Gelehrsamkeit und war außerordentlich fleißig. Seine vielen Schriften sind theils philosophische, theils philologische, theils Gedichte, alle in lateinischer Sprache, und er nimt unstreitig unter den neuern Lateinern eine der ersten Stellen ein. Von alten Klassikern hat er herausgegeben: 1) Virgil. Lips. 1581. 8. c. notis (Scholien am Rande, aus Andern gesammelt.) 1588. 1596. 1616. 1624 Ed. sexta, figuris ornata; Georgicorum enarratio. Servestae. 1586. 8. s. Vorlesungen in Leipzig. — 2) Ovid. Lips. 1582. III T. 8. 1590. 1596. 1604. 1607. 1620. 3) Lucan. Lips. 1584. 8. — 4) Phile. versus Jambic. de animalium proprietate. Heidelb. 1596. m. einer metr. latein. Uebers., die de Pauco s. Ausgabe v. 1730 beifügte. — 5) Horaz c. argumentis et scholiis, item. varr. lectt. VI. codd. Mss. Lips. 1602. 1616. Basil. 1611. 8. — 6) Cicero. In M. T. C. orationes XVII. ex doctiss. viror. notis et annotatt. commentarii collecti, aucti et locupl. studio G. B. Servestae. 1611. T. II. 8. (Pro Archia. Marcello, Milone u. XIV. Philipp.). Seine Ausg., wobei er zum Theil Handschriften [4]) benutzte, gehörten lange zu den bessern, wie die wiederholten Auflagen beweisen, und die Aufnahme s. Anmerk. von spätern Herausgebern, z. B. noch von Oudendorp b. s. Lucan 1728.; die vorzüglichste ist die Ausgabe vom Ovid. — Seine an feierlichen Tagen gehaltenen Reden sind nur einzeln zu Leipzig und Zerbst gedruckt. — Über Logik und Rhetorik schrieb er Lehrbücher in Katechismusform: Erotemata Rhetorices, secund. viam Herennianorum in 4 libros tributa atque ex optimis quibusque art. orator. scriptt. Gr. et Lat. congesta. Lips. s. a. 8. Erot. Dialectices (nach Melanchthon.) Serv. 1593. 8. Seine lateinischen Gedichte wurden sonst für vorzüglich gehalten, und man muß allerdings die Herrschaft über die Sprache, die Leichtigkeit und das Fließende der Rede, die wohlklingenden Verse, und die Gewandtheit und Mannigfaltigkeit bei so vielen Gedichten ähnlichen Inhalts loben: aber als Erzeugnisse eines echten Dichtergeistes kann man sie nicht anerkennen, sie sind mehr rhetorisch. Fast durchaus sind es Gelegenheitsgedichte aller Art: Loblieder auf allerlei Gegenstände und Personen, Hochzeit-, Trauer-, Grabgedichte u. s. w.; größtentheils Oden und Lieder, Elegieen, Epigramme, auch einige Eklogen. Zuerst gab er sie Lips. 1576. 8. heraus, und vermehrt in mehren willkürlichen Abtheilungen, von denen einige besondere, nichts sagende Überschriften haben, Lips. 1592. II. T. v. 374. und 358. S. 8. Die Gedichte, so wie die beiden Zueignungen dieser „poemata facta non facta, perfecta imperfecta" wie er sie selbst nent, an Joh. Posthius, Leibarzt des Bischofs Julius von Würzburg, der von Ferrara her sein Freund und auch als Lateinischer Dichter berühmt war, und die ihnen angehängten Briefe vieler zum Theil berühmten Gelehrten sind vorzüglich wichtig als Beiträge zur bürgerlichen Kirchen- und Gelehrtengeschichte der damaligen Zeiten, und scheinen noch nicht gehörig benutzt zu seyn. Diesen seinen eigenen Gedichten sind vorzuziehen seine dichterischen Übersetzungen, besonders der Psalmen, wovon erst eine Auswahl: Psalmorum Davidis LXII. paraphrasis poetica vario carminum genere expressa. Servest. 1594. 142. P. 8.; dann die vollständige Samlung erschien: Psalterii Davidis in quinque libros tributi

1) Quorum in oculis — schrieb ihm der Gönner der Gelehrten in Breslau, Jacob Monau, 1578 — festucae sunt hujus temporis docti omnes. 2) „Ob recusatam Pandorae — der Konkordienformel, sagt er in der Zueignung des 2. Bds. s. Ged. S. 2. — subscriptionem, molitione fraudum et invidiae malevolentia homuncionis male feriati qui ante annos sex, cum articuli subscriberentur Torgenses, delato meo nomine ad XV — viros, tanquam sacramentarii, idem attentaverat) loco et munere professionis publicae linguae utriusque iniuste remotus eram." 3) Außer freier Wohnung hatte er 140 Gulden Gehalt und 2 Wispel Roggen.

4) Die herzogl. Bibl. zu Dessau bewahrt noch eine Handschrift einiger Briefe Ovids, die er nach seiner Inschrift auf der Innenseite des Einbandes 1564 aus Ferrara mitbrachte, und 1609 im 71. Jahre seines Alters an Fürst Joh. George von Anhalt schenkte.

Digitized by Google

par. poet. var. carm. gen. expr. Hanov. 1598. 383. P. 12. Sie ist wirklich, wie seltsam mit einer, auch bei der Enarratio Georgic. von Bersman gebrauchten, Formel auf dem Titel steht: post omnes omnium aliorum non contemnenda, wenn man sie auch nicht mit seinen Freunden den Übersetzungen Beza's u. Buchanan's vorziehen will [5]). Von seiner an Geist und Körper ausgezeichneten Frau, Magdalena, Tochter des Dr. und Prof. der Theol. Peter Helborn's zu Leipzig, die er 1575 heirathete, hatte er viele Kinder, besonders einen hofnungsvollen Sohn Gregor Petrus, der im 21. Jahre am 30. April 1601. in Altorf st., sehr beklagt, von seinen Lehrern und den Freunden seines Vaters. Er hatte in seinem 10. Jahre seines Vaters Fabell. Aesopic. 1590. herausgegeben [6]). (*de Marées.*)

BERT, Bertius (Peter), ein holländischer Philolog und Geograph, kurz vor dem Anfange des niederl. Revolutionskriegs (1565) zu Bevern in Flandern geboren, von wo seine Ältern Alba's Tyrannei nach England, und dann nach Holland entflohen, hier ward sein Vater reformirter Prediger zu Rotterdam. Zu Leyden studirte der junge Bertius vorzüglich unter Lipsius, mit dem er auch eine Reise nach Teutschland machte, und die berühmte Heidelberger Bibliothek besuchte. Er selbst ward hierauf Bibliothekar zu Leyden (er gab im J. 1595 den ersten Catalog dieser Bibliothek ins Licht), und kurz hernach Regent des sogenanten Staten-Collegiums, worauf unbemittelte Studenten der Theologie ihren Unterhalt fanden. Ungern sah er sich jedoch mit der Theologie in Berührung; er war nämlich der schon verrufenen Meinung des Arminius, und lobte diesen öffentlich, welches ihm vielen Verdruß mit Gomar verursachte. Des bloßen Titels eines Buchs wegen (de Sanctorum perseverantia et apostasia L. B. 1610, 1612, 1615.), wollte König Jakob I. von England ihn zum Feuer verdamt wissen. Dies war nun wol sein Schicksal nicht: die toleranten Staten von Holland gaben ihm sogar im J. 1615 anstatt seines niedergelegten Amtes die Professur der Moralphilosophie, allein der Dordrechter Synod verdamte die Remonstranten, und jetzt ward Bertius nur die Wahl zwischen dem Widerruf und dem Verlust seines Amtes gelassen; da er Letzteres wählte, verbot man ihm auch den Privatunterricht, verweigerte ihm das Abendmahl, und nöthigte ihn also, außer dem Vaterlande seinen Unterhalt zu suchen. Ludwig XIII. von Frankreich versprach ihm einen Gehalt als Geograph des Königreichs: er ging nach Paris, doch auch hier verfolgte ihn die Bitterkeit der Calvinischen Theologen; die Pariser Prediger weigerten ihm das Abendmahl. Die Sorbonne versprach ihm für die Religionsveränderung eine Professur; er hatte kein Brod, er wählte das Letztere. Da es zu spät war, trachteten die Prediger ihn wieder zu sich zu locken; und sein verzweifelter Schritt, zu welchem ihn Intoleranz der Gomseristen getrieben hatte, ward den Grundsätzen der Arminianer zugeschrieben. Indessen hielten die Katholiken ihr Wort: Bertius ward Professor der Eloquenz, doch starb er schon im J. 1629. Obgleich die Theologie also die Hauptmomente seines Lebens bestimt hatte, war sie doch sein eigentliches Fach nicht, sondern alte Geographie. Seine dahin einschlagenden Werke sind: Commentariorum Rerum Germanicarum LL. III. quorum 1) Germaniam Veterem, 2) Germaniam posteriorem a Carolo Magno ad nostra tempora, cum Principum Genealogiis, et 3) praecipuas Germaniae Urbes complectitur cum Tabb. Geograph. Amst. 1616. 4. 1635. 12. Theatrum Geograph. Veterum, T. I. Claud. Ptolomaei Geographiae L. VIII. Gr. et Lat. T. II. Itinerarium Antonini Imperatoris terrestre et maritimum; Provinciarum Roman. libellus; Civitates Provinc. Gallicae; Itinerarium a Burdigala Hierosolymam usque; Tabula Peutingeriana, cum notis M. Velserii. Parergi Orteliani, Tabb. aliquot. Edente P. Bertio. Amst. 1619. fol. (mit schönen Karten). Notitia Chorographica. Episcopatuum Galliae. Paris. 1625. fol. Breviarium Orbis terrarum. Lips. 1662. (hinter Cluver.). Imperium Caroli Magni et Vicinae Regiones (eine Karte). Variae Orbis universi et ejus partium Tabb. XX. 4. oblong. *). (*v. Kampen.*)

BERTANO (Giovanni Battista), geb. zu Mantua, ein Schüler des Giulio Romano, blühte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., und war Maler, Bildhauer, Baumeister und Schriftsteller. Nach Vasari soll er das berühmte Gemälde in Mantua, Peter und Andreas, nach Giulio's vortreflichem Carton meisterhaft ausgeführt haben. Seine eignen Zeichnungen waren so frei als zierlich. In Cesare Gonzaga's Arbeitszimmer stellte er in einer Reihe von Gemälden den ganzen Stamm des Hauses Gonzaga dar. Man hat indeß wenige Gemälde von ihm, aber viele Künstle: haben nach seinen Cartons gemalt und in Stucco gearbeitet. Im J. 1565 wurde der Dom in Mantua nach seiner Anordnung aufgeführt. Als Schriftsteller erwarb er sich vornehmlich Verdienste um die Perspektive (worin er auch den Paul von Verona sicherer stellte) und um die Baukunst. Sein Werk: Gli oscuri e difficili passi dell' opera Ionica di Vitruvio di latino in volgare e alla chiara intelligenza tradotti, e con le sue figure a luoghi suoi per G. B. B. Mant. 1558 f. (von einem Unbekanten ins Lateinische übersetzt und in Th. 3 von Poleni's Exercit. Vi-

5) Der Zueignung der ersten Samlung an den Landgrafen Moriz von Hessen zufolge, verfertigte er diese Übersetzungen: „partim exemplo commotus, partim durissimo necessitatis telo adactus, extorquente mihi preces has statu patriae meae miserrimo et afflictissimo (nach des Kurfürsten Christians Tode). Quae subinde inciderunt tempora, alias mihi atque alias commoverant cogitationes, et argumenta expresserunt dissimilia, nunc gratiarum actionum, nunc consolationum, nunc votorum, non etiam nunquam execrationum et dirarum." 6) Vergl. *Melch. Adami* Vit. Philos. Germanic. p. 234.; Beckmann's Geich. von Anhalt. Bd. II. Th. VII. Kap. III. S. 329, beide nach Coppenii (Joh. Köppens nachmal. Fürstl. Zerbst. Rathes) Leichenrede. Heidelb. 1612.; und *Paul. Jenisii* (Jenisch) Annaebergae Misniae Urbis Historia. Dresd. 1705. 4. *Justa* Exequiarum de obitu immaturo egreg. indol. magnaeque spei juvenis Greg. Petr., G. B. filii. Serv. 1601. 8.

*) Vgl. *Fabric.* Bibl. Graeca, T. III. p. 474. Hist. Bibl. P. III. p. 399. P. V. p. 28. *Foppens* Bibl. Belg. p. 953—955. *Saxii* Onomast. Litterar. P. III. p. 44. Anal. p. 569. — *Chaufepié* Nouv. Dictionn. T. I. L. B. p. 265—267. Kol Vaderl. Woordenb. VI. D. Art. *Bertius.* *Chalmot* Biograph. Woordenb. II. D. Bl. 387—398.

Digitized by Google

trav. aufgenommen), mit vortrefflichen Holzschnitten versehen, ist reich an Belehrung. Einen gelehrten Brief von ihm enthält folgendes Werk: **Dispareri in materia d'Architettura e Perspettiva di Martino Bassi** (Baumeister in Mailand). Brescia 1572. 4. (S. darüber Fiorillo's Abh. von der Persp. d. Alten). Wilhelm III. Gonzaga, ernante Bertano zum Ritter und Oberaufseher aller Fabriken des Stats. (*H.*)

BERTAUD oder **Bertaut** (**Jean**), geb. zu Caen 1552, gest. zu Séez 1611, verdankte seinen galanten Poesien, daß er nach und nach zum Sekretär und Vorleser des Königs, Heinrichs III., zum Parlementsrath von Grenoble, Abt von Aunay, Bischof von Séez und Groß-Almosenier der Königin Maria von Medici hinauf stieg. Seit er zu kirchlichen Würden gelangt war, brachte er die Psalmen in Verse, schrieb geistliche Oden, poetische Lob- und Trauerreden. Wiewol ein Bewunderer von Ronsard, vermied er doch dessen wunderliche Phraseologie, und war natürlicher und einfacher, worüber ihn auch **Boileau** in seiner **Art poetique** lobt. Er besaß keine große Phantasie, aber Gefühl. Seine Werke erschienen Par. 1601. 8. vermehrt 1605, und am vollständigsten 1620 u. 23. 8. Er war bei Heinrich III., als dieser von Element ermordet wurde, und trug zur Bekehrung Heinrichs IV. nicht wenig bei. (*H.*)

BERTELS (**Johann**), aus Löwen in den Niederlanden gebürtig, ward, nach vollendeten Studien, Benedictinermönch in der ehemaligen Abtei Münster bei Luxemburg. Hier lebte er 19 Jahre als Abt, bis er im J. 1594 von dem spanischen Hofe als Abt nach Echternach berufen wurde. Als solcher schrieb er seine luxemburgische Geschichte unter dem Titel: **Historia Luxemburgensis seu Commentarius quo Ducum Luxemburgensium ortus, progressus, ac res gestae continuata serie ab ipso primario initiatore, usque ad praesentem illustriss. Archiducem Albertum accurate describuntur. Colon. 1605. 4.** Die Geschichte von Luxemburg, und vorüglich die Topographie des Herzogthums giebt **Bertels** für seine Zeit mit ziemlicher Bestimtheit, wenn gleich in mehren Punkten das kritische Studium vermißt wird. Überhaupt war er ein Mann von Kentnissen, und von unermüdetem Fleiße. Auch haben wir von ihm noch einige andere Werke: eins über die Mythologie der Alten, unt. dem Titel: **Deorum sacrificiorumque gentilium etc. descriptio, Coloniae 1606. 4.**; das andere enthält 26 **Dialogos in regulam S. Benedicti.** Im J. 1607 starb dieser ausgezeichnete Prälat. (*Wyttenbach.*)

BERTEROA Cand.*), eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Kreuzblumen und der 15. Linné'schen Klasse. Zweilappige Corollenblätter, Zähnchen an den zwei kleinern Staubfäden, ein elliptisches Schötchen, mit etwas erhabenen Klappen, mit dem Pistill gekrönt, geränderte Samen und das Würzelchen des Embryon gegen die Spalte der Kotyledonen gekehrt, das sind die Charaktere dieser Gattung, welche indeß von Farsetia Turr. R. Brown. nicht hinlänglich unterschieden ist. Zu ihr zählte de Candolle: 1) **Alyssum incanum** *L.* 2) **Al. mutabile** *Vent.* 3) **Al. obliquum** *Sibth.* und ein Paar andere nicht genauer bekante. Es werden diese besser unter Farsetia abgehandelt. (*Sprengel.*)

BERTHA. In dem Munde des Volkes des ehemaligen Königreiches Klein-Burgund, insbesondere im französischen Theile desselben lebt noch, obgleich mit Varianten, das auch dem Unterrichteten bekante Sprichwort: „In der guten, alten Zeit, wo die Königin Bertha spann." Ob die Zeit selbst, in welcher Ungern, Sarazenen und die Reibungen des Feudal-Wesens das Land verwüsteten, so gut gewesen sey, lehrt die Geschichte. In wie weit es wünschenswerth wäre, daß manche Dame, ohne eben eine Königin zu seyn, sich bisweilen, wo nicht mit dem Spinnrocken, doch mit etwas Ähnlichem beschäftigen würde, mögen die Bücher über die Bestimmung des Weibes erörtern. — Man wollte die Sage auf Bertha, die Mutter Karls des Großen beziehen; aber die meisten Geschichtschreiber finden übereinstimmend diese Königin Bertha in der Gemalin Rudolfs II., und Mutter Konrads von Klein-Burgund, einer Tochter Herzogs Burkard von Alemannien. Ruchat führt ein Sigel von ihr an, welches sie auf dem Throne spinnend darstellt. Sie verlor ihren Gatten Rudolf 937. Später erscheint sie als Stifterin vieler geistlicher Anstalten. Sie gründete die Stifte zu Solothurn und Amsoldingen. Dasjenige zu Münster in Granfelden wurde von ihr, wo nicht gegründet, doch reichlich beschenkt. Das Kloster zu Romainmotier erneuerte sie, erbaute die Kirche zu Neuchatel, und stiftete die reiche Benedictiner-Abtei zu Peterlingen. Aber ihr Sohn saß schwach, und beinahe verarmt auf dem Throne seiner Väter. — Unter den Verwünschungen, welche vielen Stiftungsbriefen geistlicher Örter angehängt sind, zeichnen sich diejenigen des letztern aus. Ihren Feinden wünscht die fromme Königin das Loos Dathans und Abirons; den Leibern derselben schon im Leben den Vorgeschmack der höllischen Pein, gestäupt zu werden wie Heliodor, von den Würmern gefressen wie Antiochus. **Hergott** führt eine Urkunde an, welche den Wunsch enthält, daß, wer sie mit böswilligem Gemüthe lese, sogleich blind werde. — Bern besaß und verwaltete ruhig diese Besitzungen von 1537 bis 1798. Joh. v. Müller macht (1. 12.) die Bemerkung: „Es ging dem burgundischen Volke aus der Menge seiner Klöster so wenig Licht auf, daß es wider die Gelehrsamkeit eines Mannes ein Vorurtheil war, ein Burgunder zu seyn." Man glaubte 1818, ihre Gebeine zu Peterlingen wieder gefunden zu haben. Am 15. August 1818 wurden sie unter Feierlichkeiten wieder beigesetzt. Eine schwarze Marmortafel auf dem Sarkophage enthält eine, von dem Herren Decan Bridel zu Montreux verfertigte, Inschrift: **Piae feliciq. memoriae Berthae, Rud. II. Burgund. min. reg. conjug. optumae, etc.***) (*Meyer v. Knonau.*)

*) De Candolle nante sie so nach einem jungen Piemonteser **Bertero**, der zwei Jahre auf den westindischen Inseln und am Magdalenenflusse in Südamerika botanisirte und de C. so wie Balbis und dem Vf. dieses Art. die reichste Ausbeute von Pflanzen mittheilte.

*) S. Stumpf Chron. IV. c. 35. Hotting. Helv. Kirchengesch. Hafner's Soloth. Schaupl. *Guillim.* de reb. Helv.

Digitized by Google

Berthar, s. Basinus.

Berthe, s. Hertha.

BERTHELIER (Philibert), geb. zu Genf um das J. 1470. Diese, damals beinahe unbefestigte Stadt war weit umher vom Gebiete der Herzoge von Savoyen umgeben, welche in der Stadt selbst ein Schloß und das Vidomat besaßen. Genf rettete sich vor gänzlicher Unterwerfung nur dadurch, daß es die Rechte des Bischofes, welcher den Fürstentitel führte, den Ansprüchen des Herzoges entgegen setzte. B. war Mitglied des großen Rathes, und bischöflicher Castellan zu Peney. Als aber Bischof Johann, Bastard von Savoyen, von 1513 an seine Gerechtsame dem Herzoge Karl III., seinem Vetter, zuzuwenden sich bemühte, suchte und erhielt B. das Bürgerrecht zu Freyburg, um an eidsgenössischer Hilfe einen Rückhalt zu finden. 1517 nahm er an einem nächtlichen Gelärme, und der Beschimpfung eines Beamten des Herzoges und des Bischofes Theil. Er mußte sich flüchten. Freyburg bewirkte es, daß diese Beiden zugeben mußten, daß er von den Syndics zu Genf beurtheilt wurde. Diese sprachen ihn, 24. Januar 1519, von der Anklage des Majestäts-Verbrechens los, und belegten ihn mit einer Geldstrafe. Am 6. Februar nahm die General-Versamlung von Genf mit großer Lebhaftigkeit das Bündniß an, welches B. während seines Aufenthaltes zu Freyburg zwischen dieser Stadt und Genf vermittelt hatte, und sicherte dadurch Genfs Unabhängigkeit. Jetzt versuchte der Herzog, den gefährlichen Gegner durch große Anerbietungen zu gewinnen. B. kante seine Gefahr; Andere hatten bereits die schrecklichsten Torturen und die Todesstrafe erduldet. 7000 Savoyer erschienen vor den Thoren. Freyburg wankte; aber B. wußte seinen Muth der General-Versamlung mitzutheilen, und diese drang auf die Beibehaltung des Bündnisses, entschlossen, sich zu vertheidigen. Nur als Freyburg sie von der Unmöglichkeit der Unterstützung benachrichtigte, öfneten sie am 15. April die Thore. Doch nöthigte die Annäherung der Freyburger, welche Geißel in ihre Hände bekommen hatten, den Herzog, Genf wieder zu verlassen. Jetzt ließ dieser, um Freyburg keine Ursache zur Einmischung zu geben, den Bischof allein handeln. Letzter zog am 20. August mit einem Heereshaufen in die Stadt. B. erklärte seinen Freunden, welche ihm zur Flucht riethen, Freyburg werde nur dann kräftig handeln, wenn es ein Schlachtopfer zu rächen habe. Er ging frei umher. Am dritten Tage nach dem Einmarsche traf er auf die Bewafneten, welche ihn suchten. Er näherte sich ihnen, und gab dem Vicedom (Vidame), der ihm sein Schwert abfoderte, dasselbe mit den Worten: „Bewahret es wohl, ihr werdet davon Rechenschaft geben!" Während daß man ihn ins Gefängniß führte, spielte er gleichgiltig mit einem zahmen Wiesel, das er mit sich trug. Als seine Wache in ihn drang, er solle seine Durchlaucht von Savoyen, seinen Fürsten, um Gnade bitten, antwortete er: „Er ist nicht mein Fürst," und „ein Unschuldiger hat um keine Gnade zu bitten." „Ihr müßt also sterben," versetzten seine Wächter; und stillschweigend schrieb er an die Mauer des Gefängnisses die Worte Hiobs: „Non moriar, sed vivam et narrabo opera Domini." Umsonst foderten die Syndics das Richteramt; und B. antwortete dem vom Bischofe ernanten Verhörrichter, einem Zahnarzte aus dessen Gefolge: „Ich kenne dich nicht; die Syndics sind meine Richter." Der Beichtvater und der Scharfrichter traten herbei; aber B. blieb stumm. Er wurde zum Tode geführt. Nach einem kurzen Gebete wandte er sich gegen das Volk, rief: „Ach, meine Herren von Genf!" und sein Kopf fiel. Die Freyburger nahmen nachher seinen Körper vom Galgen, an den er war aufgehangen worden, und gaben ihm eine Begräbnißstätte. Ein Unbekanter schrieb auf dieselbe: *)

Quid mihi mors nocuit? virtus post fata vireteit:
Nec cruce nec saevi gladio perit illa tyranni.

(*Meyer v. Knonau.*)

Berthelot, s. Regnier.

Berthelsdorf, s. Herrnhuter und Niesky.

BERTHEREAU (George François), geb. 1732 zu Bélesme und gest. 1794. Dieser gelehrte Benedictiner, über welchen Silvestre de Sacy interessante Nachrichten mitgetheilt hat (Magaz. encycl. J. 7. Bd. 2. S. 7.), verdient auch hier nicht übergangen zu werden. Er gehörte zu denen seines Ordens, die beauftragt waren, eine Samlung der Geschichtschreiber Frankreichs zu veranstalten. Als man auf die Kreuzzüge kam, fühlte man das Bedürfniß, auch die Berichte der morgenländischen Geschichtschreiber zu Rathe zu ziehen, und Bertheau erhielt den Auftrag, diese zu besorgen. Diesem zufolge machte er Auszüge aus den Werken der berühmtesten orentalischen Geschichtschreiber. Die in Beziehung auf die Kreuzzüge stehenden füllen an 1100 Folioblätter Originaltext, von welchem er zugleich eine lateinische Übersetzung besorgte. Als eine Art von Prolegomenen zog er zugleich, jedoch nur in französischer Übersetzung, eine Geschichte der beiden Khalifen-Dynastien, den Fathemiten und Ajubiten aus. Unglückliche Umstände verhinderten den Druck dieser mühsamen Arbeit lange Jahre, die sich noch handschriftlich in dem Besiz von Berthereau's Familie befindet, aber wol werth wäre, irgend einer öffentlichen Bibliothek einverleibt zu werden. (*H.*)

BERTHIER, 1) ein Dorf in dem britischen Untercanada und zwar auf dem nördl. Ufer des Lorenz zwischen den beiden Städten Montreal und Trois Rivieres, nur aus einer Straße von 80 Häus. mit vielen Speichern und Warenhäusern bestehend, aber durch seinen Verkehr und Handel merkwürdig, da es eine Niederlage von britischen Manufakturwaren ist, und dabei einen großen Handel mit Korn treibt. 2) ein Archipel von mehren kleinen Eilanden, auf der südlichen Küste des Australlandes belegen und zum Golf Bonaparte gehörig. (*Hassel.*)

---

ver. Joh. v. Müller a. a. O. Ruchat. Etrennes helv. 1819. (*M. v. K.*) — Die Sage von dieser Königin, und eine ähnliche von der Bäuerin Bertha aus Montagna bei Padua, die ihr feines Garn, da man den von ihr geforderten Preis auf dem Markte zu hoch fand, nur an die eben in Padua anwesende Gemalin Kaiser Heinrichs IV. verkaufen wollte, und von dem Kaiser so viel Land zum Geschenk erhielt, als ihr Garn umfakte, durch dies Besitzthum aber die Stammmutter der Edlen von Montagna wurde — sind in neuern Zeiten auch häufig für das große Publicum, insonderheit in mehren Almanachen für 1822. bearbeitet worden. (*H.*)

*) Stettler, Spon. Leu. Biogr. univers. Helvet. Eglend. 1787.

BERTHIER, Bertier (Guillaume François), Jesuit, geb. zu Issoudin in Berri den 7. April 1704, trat 1722 in den Jesuiterorden und lehrte die Humaniora zu Blois, die Philosophie zu Rennes und Rouen, und die Theologie zu Paris; war auch einige Zeit Lehrer des nachmaligen Königs Ludwig XVI. Als aber 1764 die Jesuiten den Hof verlassen mußten, begab er sich nach Offenburg, wo er 10 Jahre in stiller Abgezogenheit lebte. Seine letzten Jahre brachte er bei seinen Verwandten zu Bourges zu, wo er den 15. Dec. 1782 starb. Unter den neuern gelehrten Theologen Frankreichs machte er sich vortheilhaft bekant, durch seine mit Fleis, Kritik und Mäßigung bearbeitete Fortsetzung der Geschichte der französischen Kirche: **Histoire de l'église Gallicane, par J. Longueval. T. I—VIII. Par. 1730—34. T. IX. et X. 1739 par P. C. Fontenay, T. XI. 1744. von eben demselben und Brumoy, T. XII. 1744. par Brumoy, T. XIII—XVIII. von Berthier, 1745—1749,** 18 Quartbände, die bis auf das Jahr 1559 gehen *). Seine Obern übertrugen ihm 1745 die Direction des **Journal de Trevoux** **), die er 17 Jahre lang, bis zur Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich, mit Einsicht und Thätigkeit besorgte. Aber die Herausgabe dieses Journals verwickelte ihn in viele Fehden mit den Encyclopädisten, mit Voltaire, Helvetius und andern philosophischen Freidenkern, deren Angriffen auf den Kirchenglauben er mit nachdrücklicher Opposition zu begegnen suchte. Zur Ehre gereicht es ihm, daß weder Diderots Epigramme, nach d'Alemberts Bitterkeit, noch Voltaire's unziemliche Scherze und Neckereien in der **Relation de la maladie, de la confession, de la mort et de l'apparition du Jesuite Berthier (Genève 1759),** und bei andern Veranlassungen, den Pater Berthier verleiten konten, die Gränzen einer weisen Mäßigung in Vertheidigung seiner Meinungen zu überschreiten. Ein würdiger Schüler des gelehrten Tournemine, erklärte er sich eben so offen, wie gegen die genanten Gelehrten, gegen seine Ordensbrüder Hardouin und Berruyer, und bekämpfte ihre irrigen Ansichten von der Geschichte und deren Behandlung. Nicht ohne Verdienst sind seine letzten, der Erbauung bestimten Arbeiten: **Les Pseaumes traduits en franç. avec des notes et des reflexions. Par. 1785. Vol. VIII. 12. Ed. II. 1788. Vol. V. 12. Isaie, trad. en franç. avec des notes et des reflexions morales et dogmat. Ib. 1789. Vol. V. 12. u. die Oeuvres spirituelles. 1790. Vol. V. 12.,** wovon 1811 zu Paris eine verbesserte Ausgabe erschien. Unverkennbar ist in diesen Schriften der Ernst des frommen Mannes im Vortrage der Wahrheit, seine Sorgfalt, die Religion anzupreisen, und die Gefahr des Unglaubens deutlich, kräftig und mit männlicher Beredsamkeit vorzustellen, seine Wärme für Tugend, und die christliche Bemühung, die Laster, besonders die Modelaster, zu bestreiten. Nur hier und da wird der Eindruck durch einige überspante Vorstellungen, einen geringen Anstrich von Mystik, und das wiederholte Lob des Klosterlebens und der Klosterübungen geschwächt ***). (*Baur.*)

BERTHIER (Alexander), Fürst von Neufchatel und Valengin u. s. w. Er war der Sohn des 1775 verstorbenen Gouverneurs des Kriegshotels zu Versailles, der im J. 1770 das Corps der Ingenieurs-Geographes organisirte und die Fertigung der schönen Jagdcharte (der Gegend von Versailles) leitete — stritt als Obrist für die Freiheit der Staten von Nordamerika; that als Generalmajor der Nationalgarde von Versailles den wilden Ausbrüchen des fanatischen Pöbels Einhalt; diente unter Luckner 1791 — 1793, und unter Bonaparte 1796 — 1813 als Chef des Generalstabs und überbrachte 1797 den Friedensvertrag von Campo Formio dem Directorium nach Paris. Oberfeldherr in Italien hielt er 1798 im Febr. zu Rom seinen siegreichen Einzug, schaffte die päpstliche Regirung ab und errichtete ein Consulat. Nachdem er mit Bonaparte den türkischen Großvesir in Syrien geschlagen und die Engländer wegen Gefahr des levantischen Handels und einer Überfahrt nach Ostindien, in Ägypten geschreckt hatte, kehrte er mit Bonaparte nach Frankreich zurück, eilte dem Siege von Marengo entgegen, unterzeichnete mit Melas den Waffenstillstand und war als Kriegsminister thätig in Italien und Belgien, und als außerordentlicher Gesandte in Spanien. Der franz. Ober-Consul setzte sich die Kaiserkrone auf, und erhob seinen treuen Waffengefährten 1805 zum Reichsmarschall, Groß-Jägermeister von Frankreich, und Chef der ersten Cohorte der Ehrenlegion. Geschmückt mit dem Preußischen, Baierischen und andern Orden unterzeichnete er 1805 den 19. Oktob. die Kapitulation von Ulm mit Mack; den Waffenstillstand mit Östreich am 6. Dec. und den Frieden zu Tilsit 1807 im Juni, den die Russen nach der Schlacht bei Friedland an ihrer Gränze schlossen. Nun legte er das Portefeuille des Krieges nieder, ward Viceconnetable, da er schon, ein Jahr früher, Fürst von Neufchatel geworden. Die Schlacht von Wagram 1809. erwarb ihm den Titel eines Herzogs von Wagram. Als Brautwerber der Erzherzogin Marie Luise für den Kaiser, kam er 1810 am 5. März nach Wien, das verhängnißvolle Band schlingend. Die Würde eines Majorgenerals, die er schon im preußischen Kriege 1806. behauptet hatte, erhielt er auch 1810. bei der spanischen Armee; dann ward er General-Obrist der schweizer Truppen, und blieb Chef des Generalstabs noch bis zu Ende des russischen Krieges 1813. Der auf Gewehrkolben gestützte Kaiserthron stürzte, so wie jene durch vereinte Kraft der gemishandelten Völker zersplittert wurden. Napoleon verlor die Krone von Frankreich und Italien, Berthier den Fürstenhut von Neufchatel und Valengin; doch blieb er im Besitze seiner übrigen Würden. Ihm, der die rechte Hand Napoleons gewesen, bot jetzt Ludwig XVIII. seinen Arm, als Kapitän der königlichen Leibgarde. Da der Kaiser auf kurze Zeit nach Paris zurückkehrte, ver-

*) Genauere Nachricht, und eine Charakteristik von diesem wichtigen Werke geben die Acta eruditor. vom J. 1734. S. 495—502. und Wachler's Gesch. der hist. Forsch. 2 Bd. 1 Abth. 101. **) Der eigentliche Titel dieses Journals ist: Mémoires pour l'histoire des sciences et des beaux arts; recueillis par l'ordre de S. A. S. Msgr. le duc du Maine. à Trevoux 1701 sqq. 12. Der eigentliche Stifter dieses Journals war der Jesuit Tournemine, und seine Gehilfen und Nachfolger waren alle von diesem Orden.

***) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. Erſch's gel. Frankr.

schmähte Berthier, seinen neuen Herrn zu verrathen, und begab sich mit Urlaub des Königs von Ostende nach Bamberg, zu seiner Gemalin Maria Elisabeth Amalia, Prinzessin des Herzogs Wilhelm in Baiern, mit welcher er sich 1803 den 9. März vermält hatte. Im Schoße seiner liebenswürdigen Familie, an der Seite seines erhabenen Schwiegervaters, in den schönen Umgebungen der Stadt Bamberg suchte und fand er Zerstreuung und Linderung der Schwermuth, in die ihn der schnelle Glückswechsel versetzen mußte. Doch hat das Schicksal seinen heldenmüthigen Geist nicht so tief gebeugt, daß er, wie schändlich behauptet worden, absichtlich den Tod gesucht hätte. Oft sah ich, wie er im reizenden Park Theresienhain, der sich, der Regnitz entlang, oberhalb Bamberg hinzieht, lustwandelte, die ernste Stirn aufheiternd. Mitten unter dem Waffengeräusche der Truppen, welche über Franken dem Rheine zueilten, behielt er seine Gemüthsruhe. Am 1. Juni 1813 erscholl nun in Bamberg die Kunde, daß russische Cuirassiers von der kaiserl. Leibgarde Mittags in die Stadt einrücken würden. Zu Tausenden strömten die Einwohner dem wegen Rüstung, prächtiger Rosse und militärischer Haltung gepriesenen Regimente entgegen, das in der Richtung von Scheßlitz über das Schloß Seehof der Stadt sich näherte. Da öffnete auch der Fürst, nach jener Seite gekehrt, wo man das Ganze gleichsam mit einem Blicke aus seinem Palaste überschauen konte, neugierig das Fenster, mit einem Perspectiv in der Hand. Er war allein im Zimmer; auch kein kleiner Sohn bei ihm, der den Fallenden zurückhalten wollte*). Plötzlich stürzte er über das Gesimse auf die Ludwigsstraße herab, und eine vorübergehende Person hörte ihn nicht sobald „Mon Dieu!" rufen, als er schon mit zerschmettertem Haupte auf dem Boden lag. Wahrscheinlich hatte der unachtsam zu weit hinausgebeugte Körper das Gleichgewicht verloren.

Die Leiche blieb einige Zeit in einem Gewölbe der Domkirche beigesetzt, dann ward sie, 6 Stunden von Bamberg, auf dem Schlosse zu Banz, welches so wie die gleichnamige Herrschaft dem Herzoge Wilhelm in Baiern gehört, in einer neuerrichteten Gruft feierlichst beerdigt. Ich befand mich damals in Bamberg**). (*Deuber.*)

Berthold, Graf von Leiningen, Bischof zu Bamberg (1257 — 85), s. **Bamberg**.

BERTHOLD, ein Sohn des Grafen Georgs von Henneberg, seit 1474 Domdechant zu Mainz, wurde nach dem Tode des Kurverwesers Albert von Sachsen, 1484 zum Erzbischofe und Kurfürsten von Mainz erwählt, und im folgenden Jahre von Johann v. Dalberg, Bischofe zu Worms, consecrirt. Seine Regirung fing er damit an, daß er den Weltgeistlichen sowol, als auch den Klöstern eine ungewöhnlich große Summe Geldes, unter dem Namen von Subsidien, durch geistliche Zwangsbefehle abdrang. Die Mönche konte er nicht leiden. Er war ein prachtliebender Fürst, aber friedfertig, gerecht, ein Freund der Armen und Bedrängten, und stand bei den Fürsten des Reichs in großem Ansehen, durch Verstand, durch Weisheit und Erfahrung. Kaiser Maximilian, an dessen Hofe er mehre Jahre hindurch das Erzkanzleramt in Person versah, hing von ihm gleichsam so wie von einem Vater in den meisten Geschäften ab. Durch die Beförderung und Aufrichtung des Landfriedens, des berühmten schwäbischen Bundes, des kaiserlichen und Reichs-Kammergerichts, 1495, durch seinen Eifer für das Reichs- und Landes-Justizwesen und die verbesserte Organisation des teutschen Reiches, erwarb er sich einen unsterblichen Ruhm. Zu Mainz hielt er in den Jahren 1487 und 1499 Concilien. Kaiser Maximilian bestätigte ihm im J. 1486 alle Rechte und Freiheiten seines Erzstiftes, das Reichserzkanzleramt, und die Stadt Mainz mit aller Obrigkeit, Gerechtigkeit und Herkommen. Als im J. 1503 Pius III. Papst geworden, setzte er mit eigener Hand mehre Beschwerden der teutschen Kirche auf, in der Hofnung, sie würden von diesem, der teutschen Nation bisher geneigten Papste erledigt werden: dieser starb aber gleich nach seiner Erhebung. Erzbischof Berthold starb nach 21jähriger ruhmvoller Regirung im J. 1504, und wurde in der Domkirche zu Mainz begraben. (*Dahl.*)

Berthold, der Missionär in Liefland, s. **Liefland**.

Berthold, der Stifter der Carmeliten, s. **Carmeliten**.

BERTHOLDT (Dr. Leonhard), ein (den 31. März 1822) verstorbener achtungswerther teutscher Theolog, verdient wegen mehrer Denkmäler seines Fleißes hier eine rühmliche Stelle. Geboren zu Markt Emskirchen im Fürstenthum Baireuth (am 8. Mai 1774), erhielt er seine Bildung zu Erlangen, woselbst er 1795 Magister, 1803 Adjunkt der philosophischen Fakultät, 1805 außerordentlicher, und 1808 ordentlicher Professor der Theologie wurde, mit welchem Amte er noch das eines Universitätspredigers und Direktors des homiletischen Seminarii verband. Seine erste bedeutendere Schrift war die Bearbeitung des Propheten Daniel (2 Bde. 1806, 1808. in 8.), womit er eine recht wesentliche Lücke der exegetischen Literatur ausfüllte, da die ältern apocalyptischen Commentare längst ungenießbar waren, und von den Neuern nur Stückwerk zur Erklärung geliefert worden war. Vorurtheilsfrei, wie er als Theolog war, zeigte er, daß nicht blos der erste geschichtliche (wie schon Eichhorn angenommen hatte), sondern auch der zweite prophetische Theil nicht vom Propheten Daniel aus dem Exil herrühren könne, sondern in die Zeiten der Religionsbedrückungen unter Antiochus Epiphanes gehöre, und erklärte denselben aus diesem Gesichtspunkte. Man kann sagen, daß er der Auslegung dieses Propheten die Bahn gebrochen, wenn er gleich darin fehlte, daß er das Buch, dem gewiß die vollste Einheit zukomt, in viele Fragmente verschiedener Verfasser zerlegte. Diese Schrift ist an Gründlichkeit und Fleis von keiner spätern übertroffen worden, namentlich nicht von der Einleitung in das A. und N. Testam. (1812—19. 6 Bde. 8.), in welcher er im Grunde doch mehr Samlerfleis, als tief eindringende, besonnene Kritik bewährt hat. Schon die äußere Anlage, nach welcher die Schriften des A. und N. T. durcheinander geworfen sind,

*) Hienach ist das Conversations-Lexicon B. I. Art. Berthier zu berichtigen. **) Über den nach ihm genannten Archipel im Golf Bonaparte, s. Neuholland.

Digitized by Google

hatte ihr unbequemes, und wie wenig es nach einem festen Plan ausgeführt ist, zeigen die in gewaltiger Progression und Stärke zunehmenden 6 Bände, da das Werk früher nur auf 3 angelegt war. Bei genauerer Prüfung überzeugt man sich leicht, daß dasselbe mehr aus den frühern Schriften über diesen Gegenstand, und einer kritischen Revision derselben, als aus eigenen tief eingreifenden Untersuchungen über die biblischen Bücher hervorgegangen sey, und besonders als erstere muß es betrachtet werden. Wo der Verfasser eigene Vorstellungen gibt, tritt er häufig vermittelnd zwischen die ältere und neuere, wie z. B. beim Pentateuch, wird aber dadurch oft um so gewungener, wie dieses z. B. auch beim Hiob und dem Urevangelium der Fall ist. Das kritische Journal für Theologie, welches er Anfangs in Verbindung mit Ammon, bald aber (seit 1813) allein herausgab, bei seinem Tode bis zum 14. Bande gediehen war, enthielt nur in den ersten Bänden einzele gediegnere Abhandlungen, schien aber später sowol von den Mitarbeitern als vom Publikum vernachlässigt zu werden, und litt an der Krankheit vieler kritischen Institute, welche (aus leicht begreiflichen Gründen) über die gelehrtesten Erscheinungen schweigen, während sie das Unbedeutendste in wortreiche Auszüge bringen. Möge es unter einem neuen kräftigen und gelehrten Herausgeber wieder das werden, was es eine zeitlang unter Gabler wirklich war. — Von B's Wirksamkeit als praktischem Theologen, zeigt eine Samlung Casualpredigten (Erlangen 1811), in welchen man weniger Herzlichkeit und den Ausdruck biederer Gesinnung, als geschmackvolle Beredsamkeit vermißt. Biederkeit und Bescheidenheit bezeichneten übrigens seinen Charakter, und erwarben ihm in der Nähe und Ferne die Achtung aller Wohlgesinten, die seinen schon im 48. Jahre erfolgten Tod betrauern. (*Gesenius.*)

BERTHOLDSBARA (Bertoldisbara, Pirithilinpara). Dieser alemannische Gau (Cod. Laur. 3. 72.) begann im Süden auf der Höhe des Schwarzwaldes, von der die Wasser zur Wutach und Otrach abfließen, (Gegend von Blumberg und um die alte Stammburg Fürstenberg; Anselfingen, Bacha, Pfora sind Gauangehörungen) an den Quellen, die der mächtigen Donau den Namen verleihen, und der nahen des Neckars, dessen Stromgebiet er in nördlicher Richtung folgt, bis dahin, wo jener bei Horb eine östlichere Richtung beginnt. Im Abend waren seine Gränzen die Höhen des Schwarzwaldes, wo die Wasser der Donau und des Rheins (Neckars) sich scheiden, so daß die Quellen der Brigach, des Heimbachs, der Glatt, ziemlich nahe am berühmten Paß des Kniebis, zu ihm gehören. St. Georg, Buchenberg, Seedorf, Messingen, Dornstett, werden als seine Orte genant. Im Morgen schied die Hügelkette der schwäbischen Alb etwa bis zum westlichen Gebiet der Starzel, in welcher Richtung er an der Donau bis östlich von Duttlingen herabläuft. Wormlingen, Weiler nennen hier die Urkunden. Im Mittag gränzt die Bertholdsbara also mit dem schwarzwäldischen Albgau (B. 2. S. 330.) und der Albunesbara (B. 2. S. 401.), im Abend an den Breisgau, die Morterau, im Norden an den Nachlachgau, Westergau, im Osten an Hattenhuntare (Hechingen auf der Gränze wird zu beiden gezählt) und Scherr. In ziemlich genauer Übereinstimmung gibt die kirchliche Eintheilung die gleichen Gränzen für die Dekanate Geisingen, Villingen (mit Ausnahme der für den Albunesbara ausfallenden Orte), Rothweil, Dornstetten, beide bis zur Strasburger Diöcese, Hechingen, Ebingen und Wurmlingen, letztere drei jedoch nur zum Theil, des Konstanzer-Archidiakonats vor dem Walde.

Nach der Gebietseintheilung zur Zeit der Auflösung des teutschen Reichs, begriff er also den Raum der Fürstenbergschen Landgrafschaft Baar, welche den alten Namen noch bis zu uns herabgebracht hat, (Th. 7. S. 10.) Theile des Stühlingischen, der östreichischen Bezirke Vellingen, Ober- und Unter-Hohenberg, das Rothweilsche Gebiet, Konstanzische Landschaften, die westlichen Hohenzollerschen Besitzungen, und Theile der Wirtembergischen Ämter Duttlingen, Hornberg, Bahlingen, Rosenfeld, Sulz, Freudenstadt, Dornstetten. Nunmehr aber haben sich in ihn der nördliche Theil des Badenschen Seekreises, die Wirtembergischen Landvogteien am obern und mittlern Neckar und das westliche Hohenzollernsche Gebiet getheilt.

Das Dunkel seines Namens ist noch unerforscht. Baar, Para, mag diese Gegend von einer natürlichen oder politischen Besonderheit und Eigenthümlichkeit genant seyn, nie aber kann ihre Bezeichnung die allgemeine eines Gerichtsortes, und daraus hervorgegangen seyn, weil alle Grafschaften einen solchen haben mußten, in dem Gau Bertholdsbara überdies mehre der letztern gelegen waren. (Cod. All. 2. 4. J. 831.) Er kann also weder landschaftlich, noch vom Stat gewählt seyn, bei dem Fehler der nicht genug ausscheidenden Bezeichnung. Um so weniger ist er aus dieser Quelle abzuleiten, da mehre, getrent liegende Paras, doch wieder nach Männernamen unterschieden sind, wie Adelhartespara, (B. 1. S. 402.) Albunespara, (2. 401.) Folcholtespara und der unsrige. Diese Benennung nach Männernamen ist in der Geographie der Gaue übrigens einzig, und muß der Natur der Sache nach etwas ganz besonderes seyn. Da der Ausdruck Bertholdsbara schon 759 vorkommt, so kann er wenigstens von dem Grafen Berthold, der noch 791 vorkomt, nicht hergeleitet seyn. Von der Mitte des 9. Jahrh. an läuft auch die einfache Benennung Bara neben der zusammengesetzten auf eine Weise fort, daß man nicht sieht, welche vorzugsweise gebraucht ist, wol aber daß auf die letztere nichts mehr angekommen und solche nicht mehr zur Bezeichnung nothwendig gewesen seyn kann.

Daß der Ausdruck Pirithiloni pagus (785 u. 786) und Pirithilin para (786) keinen von der Bertholdsbara verschiedenen Reichsdistrikt bezeichnet habe, sondern nur eine andere, verderbtere Form dieses Namens sey, (wie wir denn auch Perichtoltespara, (763) Peratholtesp., Peradoltesp., Perachtold. finden) dahin neigte sich schon Neugart (Cod. All. 1. 82. n. a.) und es ergibt sich dies daraus, daß alle in die Pirithilosbara gesetzte Ortschaften unmittelbar an und zwischen denen der Bertholdsbara zerstreut liegen, ja zum Theil anderwärts diesen ausdrücklich zugeschrieben werden, also eine Trennung nicht möglich gewesen ist, und daß die drei Urk., welche diese Form allein haben, offenbar überall in einem so harten und fehlerhaften Idiom geschrieben sind, daß schon allein daraus die Quelle der Verschiedenheit abgeleitet werden darf und muß. (S. d. Karte von Alemannien.) (*Delius.*)

Digitized by Google

Bertholdsdorf, s. Petersdorf.

BERTHOLDUS (Augiensis), ein Mönch zu Reichenau, Zuhörer und Vertrauter des gelähmten Hermanns, dessen Leben er beschrieben, und dessen Chronik er vom J. 1054 bis 1066 fortgesetzt hat, von Hermann selbst zum Verbesserer und Ergänzer seiner Chronik ernant. Nachdem Zeugniß des Bernoldus oder Bertholdus Constantiensis (mit welchem er ehemals verwechselt wurde), war Berth. Aug.: doctor egregius, in sacris litteris apprime eruditus. Er starb 1088. Seine vita Hermanni Contr. ist abgedruckt bei dem chron. Herm. Contr. ed. Ussermann. S. Blas. 1790. I, 245 — 250. Die beste Ausgabe seiner Chronik findet man ebendas. S. 251 — 258.*). (*F. Molter.*)

Bertholdus Constant., s. Bernoldus.

BERTHOLET (Jean), Jesuit, aus Salm im Luxemburgischen gebürtig, starb zu Lüttich im J. 1755. In dem Kollegium seiner Mitbrüder in Luxemburg war er während 15 Jahre Prediger. Er scheint früh Neigung zur Geschichte gefaßt zu haben, aber die historische Kritik blieb ihm stets fremd. Aufgemuntert durch einige Freunde, unternahm er die Geschichte von Luxemburg zu schreiben, über welche vor ihm nur Weniges bearbeitet worden war. Handschriftlich kante man nur zwei Werke über diesen Gegenstand; eines von dem Präsidenten von der Heyden in Luxemburg, das andere weit berühmtere von den Brüdern Wiltheim. Beide sind bis jetzt noch nicht gedruckt worden. Nur das einzige Werk von Bertels war bis zu seiner Zeit über die Landesgeschichte im Druck erschienen. Bertholet's Freunde riethen ihm, seine Geschichte erst mit dem Grafen Sigefrid (im J. 963) zu beginnen; allein er ging in die ältesten Zeiten zurück, und hier war es vorüglich, wo die Fackel der Kritik ihn verließ. Sein Ordensbruder, Alexander Wiltheim, dessen handschriftliche Werke ihm zur Hand waren, hätte ihn in der römischen Periode orientiren können; doch benutzte er die von diesem Gelehrten gesammelten Materialien sehr wenig. Im J. 1740 legte er dem Brüsseler Hofe handschriftlich die vier ersten Bände seiner im folgenden Jahre zu Luxemburg in 4. abgedruckten Histoire ecclesiastique et civile du duché de Luxembourg et Comté de Chiny vor. Nach und nach folgten die vier übrigen Bände. Sie sind im Annalistenstyle geschrieben, haben indessen das unstreitige Verdienst, mehre interessante Thatsachen, die man anderswo nicht findet, und viele bisher unbekante Urkunden der gelehrten Welt mitgetheilt zu haben. Auch ist er der Verfasser einer Histoire de l'institution de la Fete-Dieu, 1746 in 4. (*Wyttenbach.*)

BERTHOLETIA excelsa, nante Humboldt (nach dem berühmten französischen Chemiker) einen hohen Baum in Brasilien und an den Ufern des Orinoco, dessen natürliche Verwandtschaft und Stellung im künstlichen System nicht bekant sind, da man die Befruchtungstheile nicht beobachtet hat. (*Humb.* pl. équinox. 1. t. 36.) Der Baum trägt große lederartige Blätter und kugelige Steinfrüchte, von der Größe eines Menschenkopfes, die vier Fächer, und in jedem Fach 6 bis 8 Nüsse enthalten. Letztere sind äußerst schmackhaft, nährend und geben ein treffliches Brennöl, daher die Portugisen einen bedeutenden Handel damit treiben. Man nent sie Almendron und die Eingebornen Juvia. (*Sprengel.*)

BERTHOLLIMETER, so nent Descroizilles ein Werkzeug, die Stärke des Bertholletischen Bleichwassers (s. Bleichflüssigkeit), zu prüfen, das aus 2 kleinen Stechhebern besteht, davon der kleinere zum Maß dient, und aus einem in 13 Theile abgetheilten Cylindergefäße mit einer Skale. Zum Gebrauch füllt man eine Abtheilung des letztern mit Bleichwasser an, und leitet aus dem einen Heber, dessen obere Mündung man mit dem Finger zuhält, und nach und nach lüftet, soviel von einer verdünnten Indigoauflösung in Schwefelsäure hinzu, bis die Flüssigkeit grünlich wird, zum Zeichen, daß das Bleichwasser erschöpft ist. Je mehre der kleinen Maße von der Säure dazu gehören,* um die Indigotinctur zu entfärben, desto schwächer ist schon die Säure. Statt des Maßhebers ist ein Einschöpfmaß zweckmäßiger. Das Ganze kann auch etwas größer ausfallen. Im umgekehrten Falle dient das Bleichwasser als Prüfungsmittel für die Güte des Indigo*). (*Th. Schreger.*)

BERTHOLON, ein Physiker, Ökonom und Naturforscher aus Lyon, trat in jungen Jahren in die Gesellschaft der Priester des heil. Lazarus, kam als Professor der Physik nach Montpellier, gerieth während der Revolution an Dürftigkeit, wurde zuletzt Professor der Geschichte an der Centralschule zu Lyon, und starb daselbst 1799. Er war ein Freund Franklins, errichtete zu Paris und Lyon sehr viele Blitzableiter, und gewann fast jedes Jahr zwei oder drei akademische Preise, daher ihn auch die Akademien zu Montpellier, Lyon, Marseille, Dijon, Nismes, Beziers, Toulouse, Bourdeaux, Rouen, Lausanne u. a. unter ihre Mitglieder zählten. Seine Schriften enthalten indessen wenig Neues, tragen aber die Ideen Anderer klar und richtig vor, und beförderten die Verbreitung gemeinnütziger Wahrheiten†). Er war auch seit 1787 Herausgeber des Journ. d'hist. naturelle, seit 1791 des Journal des sciences utiles, und in mehren andern Journalen findet man Abhandlungen von ihm††). (*Baur.*)

BERTHOUD (Ferdinand), Mechaniker der Marine für die Längen-Uhren, Mitglied des Instituts und der Ehrenlegion, wurde am 19. März 1729 zu Plansemont, im Fürstenth. Neufchatel geboren. Sein Vater,

*) Vergl. die dem ersten Bande jener Ausgabe des chron. Herm. Contr. vorausgehende Diss. s. V. und *Trudp. Neugart* Episcopat. Constant. Alem. P. I. T. I. p. 515.

*) S. Göttling's Taschenb. f. Scheidekünstler u. Apotheker. 1800. Fig. 1 — 3.

†) De l'électricité du corps humain dans l'état de santé et de maladie. 1781. Ed. II. Lyon et Par. 1786. Vol. II. 8. teutsch mit Anm. von F. A. Weber. Bern 1784. 8. und von K. G. Kühn. Weissenf. u. Leipz. 1788. 8. De l'électricité des végétaux. 1783. 8. Des avantages que la physique et les arts, qui en dependent, peuvent retirer des globes aerostatiques. 1784. 8. De l'eau la plus propre à la végétation. 1786. 8. Diese beiden letzten Schriften teutsch unter dem Titel: Gemeinnützige Abhandlungen zur Physik und Ökonomie, von F. A. Weber. Heidelb. u. Leipz. 1787. 8. De l'électricité des météors. 1787. Vol. II. 8. teutsch, Liegnitz 1792. 8. Théorie des incendies. 1787. 4. u. e. a. ††) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. Erschʼs gel. Frankr.

Digitized by Google

ein Baumeister, hatte ihn für den geistlichen Stand bestimt; da er aber die leidenschaftliche Vorliebe für die Uhrmacherei, die dieser durch die Untersuchung des Mechanismus einer Uhr im 16. Jahre seines Alters gefaßt hatte, nicht stören mochte, ließ er ihn in dieser Kunst unterrichten, und dann, 1745 zur Vervollkomnung seiner Kentnisse, nach Paris gehen. Hier verfertigte er die bekanten See-Uhren, die von Fleurieu und Borda geprüft, bei der französischen Marine eingeführt, und seitdem so viel zur Vervollkomnung der Geographie beitrugen. Sein Neffe und Zögling, Ludwig Berthoud, hat diese Uhren noch mehr vervollkomnet, und insonderheit sie tragbarer gemacht. Ferd. Berthoud starb am 20. Jun. 1807. Die gehaltvollen Schriften desselben über seine Kunst sind in Erscht's gelehrt. Frankreich verzeichnet. (*H.*)

BERTI (Alessandro Pompeo und Giovanni Lorenzo), gelehrte Italiäner des 18. Jahrh., auch außer ihrem Vaterlande rühmlich bekant. Alessandro Pompeo, geb. zu Lucca den 23. Dec. 1686, trat in seinem 16. Jahre zu Neapel in die Gesellschaft der Clericorum regularium matris Dei, studirte 7 Jahre zu Lucca Philosophie und Theologie, und dehnte in der Folge seine wissenschaftlichen Beschäftigungen auch auf Geschichte, Humaniora und Poesie aus. Als Kanzelredner erwarb er sich, in den angesehensten italiänischen Städten, Beifall und Achtung. In seinem Convente zu Neapel lehrte er seit 1717 Rhetorik, cartesianische Philosophie und Moraltheologie, und suchte überall einen wissenschaftlichen Geist zu wecken und zu nähren, unter andern als Bibliothekar des Marquis del Vasto, und als eines der thätigsten Mitglieder der römischen Arkadier. Seit 1739 lebte er in Rom, wurde Vicerektor, Generalassistent und 1748 Geschichtschreiber seines Ordens, und starb den 23. März 1752. Die meisten gelehrten Gesellschaften Italiens zählten ihn unter ihre Mitglieder, und seine Schriften bezeugen, daß er dieser Auszeichnung werth war. Die bedeutensten unter denselben sind: La caduta de' decemviri della romana reppublica per la funzione de' comizj della serenissima reppublica di Lucca. Lucca 1717. Catalogo della libreria Capponi, con annotazioni in diversi luoghi. Rom. 1747. 4. Viele Lebensbeschreibungen in den Vite degli Arcadi illustri, unter seinem akademischen Namen Nicasio Poriniano, und Übersetzungen mehrer Werke des berühmten Nicole, die dieser unter dem Namen Chanterène herausgab, aus dem Französischen ins Italiänische. Ebenfalls aus dem Französischen übersetzte er den Abrégé de l'histoire de France von dem Pater Daniel, Venez. 1737. Vol. II. 4. und gab als dritten Band, eine Fortsetzung davon (den Zeitraum von 1610 bis 1715 umfassend) heraus: Continuazione della storia di Francia etc. ib. 1737. 4. Eine seiner letzten Arbeiten war: La scienza delle medaglie, nuova edizione, tradotta dal Francese. Ib. 1756. Vol. II. 12. In verschiednen Samlungen findet man Gedichte von ihm, und ein bedeutender Verlust für die Literatur scheint es zu seyn, daß seine Memorie degli scrittori Lucchesi, die Frucht vieljähriger Anstrengung, ungedruckt blieben [1]). —

Giovanni Lorenzo Berti, geb. den 28. Mai 1796 in dem Dorfe Sarravezza im Toskanischen, wählte den Augustinerorden, und zeichnete sich in demselben als schulgelehrter Dogmatiker, Kirchenhistoriker und Prediger rühmlich aus. Er bekleidete in seinem Orden verschiedene Würden, war Bibliothekar di S. Spirito zu Florenz, erhielt mit dem Titel eines kaiserlichen Theologen, den theologischen Lehrstuhl zu Pisa, und starb daselbst den 26. Mai 1766. Sein Hauptwerk, das ihm in seiner Kirche einen weit verbreiteten Ruhm brachte, ist ein sehr ausführliches dogmatisches System [2]). Berti bediente sich bei diesem, auf Befehl seines Ordensgenerals bearbeiteten Werke, der scholastischen Methode, d. h. er erklärte, erläuterte und bewies die Dogmen aus der Schrift, den Kirchenvätern, den Concilienschlüssen und aus der Dialektik; im Ganzen aber hat sein dogmatisches System vor vielen andern seiner Kirche, in Hinsicht auf Sachen und Schreibart, anerkante Vorzüge, und ist zur historischen Theologie, zur Kentniß neuerer Schriften von theologischen Materien, Streitfragen ꝛc. sehr brauchbar. Wegen seiner blinden Anhänglichkeit an die Lehren des heil. Augustinus wurde er von mehren Theologen seiner Kirche (namentl. von dem Abt Gorgne zu Soissons, dem Erzbischof Saleon zu Vienne, dem Jesuiten Zaccaria und dem Erzbischof Languet zu Sens, die ihm eine Erneuerung der Irthümer des Bajus und Jansenius zur Last legten) hart angegriffen, aber er vertheidigte sich in einer gedoppelten, seinem dogmatischen Systeme angehängten, und auch besonders gedruckten Apologie, mit solchem Nachdrucke, daß seine Gegner verstummen mußten. Unter seinen übrigen Schriften ist die erheblichste ein Lehr- oder vielmehr ein Handbuch der Kirchengeschichte, das in seiner Kirche großen Beifall fand, den Jesuiten gar nicht günstig, aber im Ganzen der anerkanten Gelehrsamkeit des Verf. nicht würdig ist [3]). Seine meisten übrigen Schriften, bestehend aus Dissertationen, Dialogen, Lob- und akademischen Reden und schlechten italiänischen Versen, wurden zu Venedig in einem Foliobande zusammen gedruckt [4]). (*Baur.*)

BERTIE, eine County des nordamerik. Stats Nordcarolina, im N. an Hertford, im O. an die Mündung

1) *Mazzuchelli* Scrittori d'Italia. Vol. II. P. II. *Nouv.* Dict. hist. Biogr. univ. Saxii Onomast. Vol. VI. 228. Adelung's Zus. zum Jöcher. 2) Theologia historico-dogmatico-scholastica, seu libri de theologicis disciplinis. Romae 1739 — 1747. Vol X. Fol. mehrmals neu gedruckt, unter andern zu München seit 1749 in 10 Folivbänden; zuletzt: Opus de theologicis disciplinis, edit. noviss. aucta, integra etiam advers. in auctorem opuscula quae hactenus prodierunt complectens. Neapoli 1792. Vol. X. 4. und abgekürzt: Librorum XXXVII. de theologicis disciplinis accurata synopsis, cum notis *Buzzii*. Bamberg 1770. Vol. V. 8. Ausführl. Nachricht von diesem dogmatischen Werke geben: Kraft's neue theol. Bibl. 7. Bd. 31. Ernesti neue theol. Bibl. 4. Bd. 144. Heinrich's Geschichte der christlichen Glaubenswahrheiten. 562. Schröckh's Kirchengesch. seit der Reform. 7. Bd. 210. 3) Es erschien zuerst unter dem Titel: Dissertationum historicarum quas habuit in Archigymn. Pisano. Vol. I. in quo illustriores epochae exponuntur et ad christiana saecula accommodantur. Florent. 1753. 4. Vol. II. in quo priorum saeculorum hist. ecclesiast. continetur. 1753. Vol. III. quarti et quinti saeculi historiam eccles. complectens. 1756. nachgedruckt August. Vindel. 1761 — 68. Vol. IV. 8. Vindobon. 1774, und Aug. Vindel. 1783. 8. 4) *Fabroni* vitae Italorum doctrina excellentium, qui saec. XVIII. floruerunt. Vol. XI.

des Chowan und dem Albemarle Sund, im S. an Martin, im S.W. an Hallifax und im N.W. an Northampton gränzend, 1810 mit 11,218 Einw. und dem Hauptorte Windsor. (*Hassel.*)

BERTIERA Aubl., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen und der fünften Linnéschen Klasse. Char. fünfzähniger, stehen bleibender Kelch. Röhrige, im Rachen behaarte Corolle mit fünftheiligem Saum. Eingeschlossene Antheren. Zweilappiges Stigma. Die winkligen Samen an einem schwammigen Kuchen enthalten den Embryo in horizontaler Lage. Man kante bisher nur eine Art: B. *guianensis* Aubl. (guian. I. t. 69.), einen Strauch in Guiana, mit graulich zottigen Zweigen, lanzetförmigen, glattrandigen, unten zottigen Blättern, und Blüthen in Trauben. Nach Willdenow und Schultes (Syst. 5. p. 227.) komt dazu noch eine zweite Art: B. *ferruginea*, welche Humboldt und Kunth aber (nov. gen. 3. p. 364.) als *Psychotria rufescens* aufführen. Zwei Arten: B. *Zaluzania* und *mucronata*, die der jüngere Gärtner (carpol. suppl. p. 74. t. 192.) aufstellt, sind nicht genauer bekant. (*Sprengel.*)

Bertin, der Heilige, s. St. Omer.

BERTIN (Nicolaus), Maler, geb. zu Paris 1667, gest. 1736, wurde von Jouvanet und Bon-Boulogne dem ältern in der Malerei unterrichtet. Seine Geschicklichkeit erwarb ihm in seinem 18. Jahre einen Preis in der Akademie, und durch die Begünstigung von Louvois ging er als königl. Pensionär nach Rom, wo er 4 Jahre lang blieb, und dann, nach einem Verweilen in Lyon 1689 nach Paris zurückkehrte. Seine Befreiung des Prometheus durch den Herkules erwarb ihm 1703 eine Stelle in der Akademie, und einige Jahre darauf wurde er Professor. Der Herzog von Aubin, der ihn sehr begünstigte, wollte ihm die Stelle des Direktors der Akademie zu Rom verschaffen, aber er schlug sowol diese aus*), als einen vortheilhaften Ruf des Kurfürsten von Baiern. Seine Arbeiten verschafften ihm im In- und Auslande vielen Beifall. Zwar sind seine Gemälde von keinem großen Umfang, aber er wußte sie mit vieler Geschicklichkeit auszuführen, und zierte vorzüglich die Paläste Trianon, Meudon und die Menagerie durch seinen geschmackvollen Pinsel. Eins seiner vorzüglichsten Gemälde ist das ehedem in der Abtei St. Germain befindliche große Blatt, die von dem heil. Philippus verrichtete Taufe des Verschnittenen der Königin Kandake. Bertin besaß bei einer richtigen Zeichnung ein gefälliges und kräftiges Kolorit. Seine Erfindungen sind wohl geordnet, und sein Pinsel wußte einen schönen Schmelz über das Ganze zu verbreiten. Ungeachtet dieser Vorzüge, gehört er jedoch nicht zu den ersten französischen Malern. Nach seinen Werken haben gestochen: Chareau, Tardieu, Duchange, Dusles, B. Picard, Horthemels, und N. Cochin**). (*Weise.*)

Pisae 1785. 8. Mazzuchelli und Adelung a. a. O. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ.

*) Hauptsächlich wegen einer Liebesintrigue, die er mit einer römischen Prinzessin gehabt hatte, und wegen deren er sich aus Rom hatte flüchten müssen.

**) S. d'Argenville Th. 3. und Fiorillo's Geschichte der Kunst. Th. 3. S. 287.

BERTIN (Jos. Exupère), geb. 1712 zu Tremblay bei Rennes, ward Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris und starb 1785. Er war ein vorzüglicher Anatom, wie sein Traité d'ostéologie. Paris 1754. Vol. 1 — 4. 12. beweiset. Die Dodart'sche Theorie der Stimme, durch Veränderung der Kehlritze, nahm er gegen Ferrein in Schutz. (Lettre sur un nouveau système de la voix. A la Haye 1745.) (*Sprengel.*)

BERTIN (Antoine), geb. auf der Insel Bourbon 1752, kam in seinem neunten Jahre nach Frankreich, machte in den Wissenschaften treffliche Fortschritte, nahm dann Kriegsdienste, und wurde bald Kapitän der Kavallerie und Ludwigsritter. Echtritterlich that er sich zugleich in der galanten Poesie hervor, und hätte sowol bei Laharpe als Bouterwek eher Erwähnung verdient als mancher Andre. Seine Werke erschienen zuerst Paris 1785 2 Bände. 18. 1802. 1806, und enthalten außer den Elegien unter dem Titel les Amours in 4 Büchern (zuerst 1782), le Voyage de Bourgogne in der Manier des Chapelle und Bachaumont, eine Menge artiger und witziger Kleinigkeiten. Im J. 1789 ging er nach St. Domingo, um sich mit einer jungen Kreolin zu vermälen, die er in Paris kennen gelernt hatte, ward aber an seinem Hochzeittage von einem heftigen Fieber ergriffen, woran er 17 Tage darauf starb. (*H.*)

Bertinucci, s. Carlin.

BERTINORO, eine kleine Stadt im päpstlichen Gebiete, Deleg. Ravenna, auf einem Berge, unter welchem der Ronco hinfließt, hat ein Kastell, ein Bisthum, eine Domkirche und 3 Pfarrkirchen. Sie ist das alte forum Trutarinorum. (*Röder.*)

BERTIPAGLIA (Bertapalia, Leonh.), ein medizinischer Schriftsteller aus der ersten Hälfte des 15. Jahrh. Er war Professor zu Padua, und hinterließ einen Commentar über das vierte Buch des Avicenna, welcher 1546 zu Venedig Fol. herausgekommen. Er ist ganz in dem scholastischen Geiste seines Jahrhunderts geschrieben. Er rühmt, mehre Zergliederungen menschlicher Leichname mit eigener Hand vorgenommen zu haben. Denn diese wurden zu jener Zeit so selten veranstaltet, daß Montagnana, Nachfolger Bertipaglia's, sich noch in hohem Alter rühmt, 14 menschliche Leichen während seines Lebens zergliedert zu haben. (*Montagn.* consil. 134.) Wir haben von Bert. eine Chirurgie, Venedig 1546. Fol., worin man auf jeder Seite Beweise des elenden Zustandes der Kunst zu jener Zeit findet. Keine einzige Operation weiß er zu machen. Selbst in Schädelbrüchen empfiehlt er, statt der Trepanation, bis 30 Salben. So behandelt er den Brustkrebs blos lindernd, weil das Übel in der Leber seinen Grund habe. Sogar der Ameisen-Naht bei Bauchwunden erwähnt er noch. (*Sprengel.*)

BERTISKOS, bei Ptol. III., 13. ein südl. Zweig des stardischen Gebirges, der in einiger Entfernung westl. längs dem Strymon fortläuft 49,10: 41,15. Thukydides (11,98) nent dies Gebirge Kerkine. (*Ricklefs.*)

BERTLING (Ernst Aug.), Professor der Theologie, Rektor und Prediger zu Danzig, geb. den 1. Decbr.

Digitized by Google

1721 zu Osnabrück, wo sein Vater Hofprediger war. Um die Rechte zu studiren, begab er sich Ostern 1741 nach Jena, wählte aber bald das theologische Studium, und setzte es seit Michaelis 1743 in Göttingen fort, wo er im folgenden Jahre Adjunkt der philosophischen Fakultät wurde, und Vorlesungen hielt. Zu Helmstädt bekleidete er seit 1748 ein außerordentliches theologisches Lehramt, wurde 1750 ordentlicher Professor der Theologie, und zugleich adjungirter Generalsuperintendent und Pastor primarius an der dortigen Hauptkirche, kam 1753 nach Danzig, und starb daselbst den 10. Aug. 1769. Bertling hat sich unter den gelehrten Theologen seiner Zeit einen Namen gemacht. Er war ein beliebter Kanzelredner, ein vorzüglicher Lehrer auf dem Katheder, ein nützlicher Gelehrter und treuer Seelsorger, dabei ein Eiferer für die Reinigkeit des Glaubens, der seinen Ruhm darin setzte, ein orthodoxer Gottesgelehrter zu seyn, ohne jedoch Andersdenkende zu verfolgen. Die Theologie kante er nach ihrem ganzen Umfange, und mit einem besonders glücklichen Gedächtnisse und einer feurigen Einbildungskraft verband er eine gute Beurtheilung. Als Verehrer der wolfischen Philosophie schrieb er ein Lehrbuch der theologischen Moral (**De officiis et virtutibus Christianorum libri III. cum praef. L. B. de Wolff.** Hanae 1753. 8.) ganz im Geist und nach der Methode dieses Philosophen, indem er die theologische Moral eben so eintheilte, wie Wolf die praktische Philosophie, nämlich in die allgemeine, in die göttliche Rechtslehre und in die Ethik. In seiner Neuen Harmonie der vier Evangelisten, Halle 1767 4. folgte er Bengeln, machte aber alle drei Evangelisten vom Matthäus abhängig, und nahm die Reden Christi Matth. 13, Marc. 4. und Luc. 8. als zweimal geschehen an. Vieles Aufsehen machte sein mehrjähriger Streit mit seinem Kollegen, dem helmstädtischen Theologen Johann Ernst Schubert, über die Kraft des göttlichen Wortes. Da der letztere in seinen theologischen Lehrbüchern (**Introduct. in theol. revel. p. 349. sq. 362. sq. 422. sq. Institutt. theol. dogm. p. 478. sq. 502 — 512.**) blos eine moralische Wirkung des Wortes Gottes annahm, so schrieb Bertling dagegen 1751 ein Pfingstprogramm **de Spiritu S. χαραρτιζοντι** über Ebr. 13, 21., worin er zu beweisen suchte, daß die Gnadenwirkungen zwar mit dem göttlichen Worte verbunden wären, daß aber dabei noch eine besondere Kraft des heil. Geistes mit dem Worte zur Erleuchtung und Bekehrung des Menschen wirke. Dagegen behauptete Schubert, daß die göttliche und übernatürliche Kraft der heil. Schrift, wodurch der Mensch gebessert wird, nicht neben ihr anzutreffen sey, sondern in ihr liege, also eine logisch-moralische Kraft sey, den Menschen vernünftig zu überzeugen und zu bessern. Am vollständigsten entwickelte Schubert seine Meinung in dem Unterricht von der Kraft der h. Schrift. Helmst. 1753. 4., Bertling aber in seiner deutlichen und mit den Worten orthodoxer Theologen ausgefertigten Vorstellung, was die lutherische Kirche von der Kraft der h. Schrift lehre. Danzig 1756. 4. Da der Streit sich dessen ungeachtet immer mehr erhitzte, so bestimte ein Ungenanter zu Danzig einen Preis von 10 Dukaten für denjenigen, der diese Streitfrage, nach der Schrift und den symbolischen Büchern, am besten entscheiden würde. Unter sehr vielen nach Danzig eingesandten Abhandlungen erklärte die Jenaische theologische Fakultät diejenige des Preises am würdigsten, welche der Archidiakonus J. G. Nazierski zu Landsbut eingesandt hatte, und welche mit drei andern Preisschriften über denselben Gegenstand, und mit einer Vorrede der theologischen Fakultät zu Jena von G. Wernsdorff (Leipz. 1760) herausgegeben wurde. Nazierski's Vorstellungsart war zwar mit Bertling's ganz übereinstimmend, allein dessenungeachtet fand die entgegengesetzte immer mehr Beifall*). Weniger Aufsehen machte der Streit, in den Bertling durch seinen Unterricht vom päpstlichen Jubeljahre und vom Ablaß. Helmst. 1749. 4. verwickelt wurde. Die (Danziger) theologischen Berichte von neuen Büchern bearbeitete er nebst Andern von 1764 — 1769, auch hat man von ihm mehre, jetzt vergessene, homiletische Arbeiten. Nach dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen ließen sich seine Predigten besser hören als gedruckt lesen**). (*Baur.*)

BERTOCH, Bertuch (Johann Georg), ein Rechtsgelehrter, geb. zu Halberstadt den 2. Febr. 1693, erhielt zu Kiel die juristische Doktorwürde, practicirte darauf in Zittau, wurde daselbst Senator, und starb den 3. Jun. 1741. Am bekantesten wurde er durch sein **Promptuarium juris practicum. II Tom. Lips. 1740 et 1753. 8. acc. Tom. III. Ib. 1744. 8. Edit. nova insigniter aucta, curante C. F. Hommelio. Vol. II. Ib. 1777. 8. et post Hommelium curavit C. A. Günther. Vol. II. Ib. 1788. 8.**; ein Buch, das für praktische Juristen seinen Werth, aber weder in der Anlage noch Ausführung besondere Vorzüge hat, vielmehr ist die letztere oft mangelhaft und unbefriedigend†). (*Baur.*)

BERTOLA, Aurelio de' Giorgi, 1753 zu Rimini geboren und im Seminarium zu Todi erzogen und gebildet, wurde in früher Jugend von den Seinigen überredet, in den Orden der Olivetaner zu treten. Seine Flucht nach Ungern nahm ein so trauriges Ende, daß er es dankbar anerkennen mußte, als ein angesehener Landsmann ihn von dem Soldatenstande, den er aus Noth hatte ergreifen müssen, befreite und seine Rückkehr in den Orden vermittelte. Er suchte nun Trost für getäuschte Lebenshoffnungen in dem Studium der Wissenschaften und in der Poesie. Er lehrte in der Schule seines Ordens auf Monte Oliveto bei Siena, als er, nach Bekantmachung seines Gedichts **Notti Clementine** 1773 nach Neapel berufen wurde, wo er zehn Jahre lang in den Schulen seines Ordens und in der Akademie der Marine Geschichte, Geographie und Philosophie vortrug. Hier schrieb er seine **Poesie marittime**. Alsdann gab er seine Stelle auf und ließ sich in Wien nieder, wo er be-

*) Ausführlich handelt von diesen Streitigkeiten Trinius in den **Act. nov. hist. eccles.** Bd. 2. S. 263 — 286. Schröckh in der christlichen Kirchengesch. seit der Reform. 8. Bd. 363 — 371. und Schlegel in der Kirchengesch. des 18. Jahrh. 2. Bd. 429 — 433. **) Schmersahl's Gesch. jetztl. Gottesgel. 1. St. 61 — 65. **Nova acta hist. eccles.** 10. Bd. 661 — 675. Nachrichten von dem Chur. rechtsch. Pred. 1. Bd. 290 — 304. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 1. Bd. Danziger theol. Berichte 8. Bd. 183. 235. Mosheim's Kirchengesch. fortgef. von von Einem. 9. Bd. 178.

†) Otto's Lex. der oberlausitz. Schriftst. I. 92. u. III. 621. Allg. Lit.-Ztg. 1789. Nov. Nr. 342.

sonders die teutsche Sprache und Literatur mit Eifer und Erfolg studirte. Durch den Einfluß seiner dortigen Freunde wurde er zum Lehrer der Geschichte und Universitätsbibliothekar zu Pavia ernant. Seine Liebe zur teutschen Literatur und besonders der Wunsch, seinen Lieblingsdichter Salomon Geßner persönlich kennen zu lernen, bewog ihn zu einer Reise durch die Schweiz und in die Rheingegenden 1787, die er auch beschrieben hat. Er starb kurz nach einer Reise nach Rom, Florenz und Mailand in seiner Vaterstadt im Jul. 1798, an Entkräftung, welche die Folge übermäßiger Studien in Pavia gewesen seyn soll. — Die Italiäner schätzen seine Gedichte (Idilli, Scherzi, Poesie marittime, Sonetti, Favole etc.) wegen Anmuth und Leichtigkeit der Darstellung und der Liebenswürdigkeit des persönlichen Charakters, der sich in ihnen abspiegelt. Seine größern Gedichte: Notti Clementine, Il primo Pittore etc. werden weniger genant. Uns Teutschen ist Bertóla als Übersetzer und Lobredner Geßner's, so wie durch andre, unsre Literatur betreffende, Arbeiten merkwürdig und werth. Sein Werk Della Filosofia della Storia ist unklar, verworren und schwülstig. (*W. Muller.*)

BERTOLD (Berchtold) von Herbolsheim, schrieb nach Rudolfs von Montfort Zeugniß ein Gedicht von Alexander dem Gr. zum Dienst des edlen Zeringere (vermuthlich des 1218 verst. Herzogs Bertold V.). Diese Zueignung an einen Zähringer, deren Stamm einen Ort Herbolsheim unter seine Besitzungen zählte, bringt den Verf. der Beiträge zur Vaterlandsgeschichte, Jul. Lampadius (Leichtlen) auf die sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß der Dichter seinen Namen von dem Städtchen Herbolsheim im Breisgau getragen habe. (*F. Molter.*)

BERTOLDO, ist der Name des komischen Helden eines von ihm benanten italiänischen Volksbuches, das nicht unpaßlich mit den Schwänken Till Eulenspiegels verglichen wird. Es ist durch ganz Italien verbreitet, wird auf Märkten und an Straßenecken verkauft, und lebt im Munde der Alten und Jungen fort. Die jetzt laufende Bearbeitung ist das Werk eines Bänkelsangers Giulio Cesare Croce di Bologna, genant della Lira, und veraltet schon in Sprache und Darstellung, so daß man sie in den neuesten Abdrücken ein wenig modernisirt findet. Derselbe Croce schrieb auch eine schlechte Fortsetzung des alten Narrenbuches, unter dem Titel: Bertoldino, und Camillo Scaligeri eine zweite, Cacasenno genant, die nicht glücklicher ist. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts haben zwanzig Dichter, meist Bologneser und Ferrareser, und unter ihnen einige berühmte, wie Frugoni, Rivarc., diese drei Mährchen in zwanzig Gesängen in Ottava rima bearbeitet, welches Gedicht auch populär geworden ist.

Bertoldo ist ein häßlicher, verkrüppelter, ungeschlachter Bauer, der seine Schwänke in Verona, am Hofe des Longobardenkönigs Alboin, treibt. Man weiß weder von der Person des Helden, noch von dem Ursprunge des Mährchens viel Geschichtliches anzugeben, wie von den übrigen Schalken und Narren des Landes, die dem gelehrten Manni Stoff zu einem eignen Werke: Veglie piacevoli gaben, und zu denen, außer Bertoldo, besonders der Piovano Arlotto und der Hofnarr Gonella gehören. Der Charakter der Späße und Schwänke des Bertoldo ist eine großartige Derbheit, Nacktheit und Keckheit, die auf ein hohes Alterthum hinweisen; und es ist sehr leicht, spätere Einschiebsel und Veränderungen von dem Ursprünglichen zu unterscheiden. Das italiänische Volksbuch ist mit dem Teutschen von König Salomon und Markolph (Morolf) nahe verwandt *), von dem es aber auch ungewiß ist, ob es teutschen Ursprungs **). (*W. Müller.*)

BERTOLONIA nante nach dem Prof. Ant. Bertoloni zu Bologna, der Marchese di Spino das Myoporum viscosum *R. Br.* und de Candolle das Pordicium purpureum *Vahl.* Beide Pflanzen waren aber früher schon besser bestimt, und es ist daher die spätere Benennung verworfen.

Bertolonia habe ich (neue Entdeck. 2. S. 110. T. 1. F. 1 — 4.) eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Chenopodeen und der elften Linné'schen Klasse genant, die der Phytolacca am nächsten steht, aber durch einen corollinischen Kelch mit sechs bis sieben Blättern, durch 10 — 14 Nektarien, durch zwölf ungestielte zweilappige Antheren und durch ein fleischiges Pistill mit vier bis fünf schwammigen Stigmen unterschieden ist. Bert. *paniculata* * ist ein Strauch aus Brasilien, der am angeführten Orte beschrieben und abgebildet ist. (*Sprengel.*)

Bertrade, s. Bertha.

Bertram, teutscher, wilder, s. Achillea. Bertramwurzel, s. Anthemis (Pyrethrum).

BERTRAM (Corneille Bonaventure), ein gelehrter Orientalist und Kritiker, geb. zu Thouars in Poitou 1531. Er studirte zu Paris unter Turnebus, lernte daselbst das Hebräische von d'Ange Caninius, und hörte dann zu Cahors juristische Vorlesungen. Da er aber 1562 Gefahr lief, wegen seiner freien Religionsmeinungen ermordet zu werden, flüchtete er nach Genf, wo er das Bürgerrecht und eine Predigerstelle, 1566 das Lehramt der orientalischen Sprachen, und 1572 der Theologie erhielt. Um 1586 begab er sich nach Frankenthal und von da nach Lausanne, wo er Professor der Theologie wurde und 1594 starb. Aus seinen Schriften geht hervor, daß er eine tiefe und umfassende Kentniß der morgenländischen Sprachen und Literatur besaß. Er ist, nach Calvin und Olivetan, der erste, der sich mit einer Übersetzung der Bibel aus dem Hebräischen beschäftigte, und er arbeitete mit Beza, Simon Goulart, Jacomot und la Faye fleißig an der französischen Übersetzung derselben, welche die Geistlichkeit in Genf 1588 herausgab. An Sprachwissenschaft übertraf er zwar seine Vorgänger, allein er folgte zu sehr den Übersetzungen des Münster und Tremellius, und kam dem Calvin an Beurtheilungskraft nicht gleich. An dem Kommentar des Mercerus über das Buch Hiob (Genf 1574 Fol.) hatte er Antheil, und

*) Görres teutsche Volksbücher unter diesem Titel, von der Hagen in der Einleitung zu dem Abdrucke des teutschen Gedichts in seiner und Büsching's Sammlung und J. Grimms Rezension in den Heidelberger Jahrbuchern 1809 Heft 44 u. 45.
**) S. von der Hagen's und Busching's Grundriß ꝛc. S. 208.

Digitized by Google

in der Ausgabe des Thesaurus linguae sanctae Sancti Pagnini. Lugdun. 1575. fol. sind fast alle Vermehrungen von ihm. Viele Aufklärungen über dunkle Punkte in der bürgerlichen Verfassung der Israeliten und Juden enthält sein Buch De politia judaica, tam civili quam ecclesiastica. Genev. 1574. 8. oder, wie es auch sonst heißt: De republica Ebraeorum liber, cum commentario Constantini l'Empereur. Lugd. Bat. 1641.; 1651. 12. auch in den Criticis SS. (Francof. 1696. fol.) T. VI. 741 — 811. und in Vgolini Thes. T. IV.; wozu auch Jo. Nicolai annotationes uberiores ad Bertramum editae ex bibliotheca Sigeb. Havercampi. Lugd. Bat. 1740. 8. gehören. Schätzbare Erläuterungen einzeler Stellen der heil. Schrift enthalten seine Lucubrationes Frankenthalenses, seu specimen expositionum in difficiliora utriusque Test. loca. Frankenth. 1586; durch Theod. Hackspanii Besorgung wieder aufgelegt, Altorfii 1645. 8. auch in den Criticis SS. Tom. VI. p. 1117 *). (*Baur.*)

BERTRAM (Johann Friedrich), merkwürdig als ausgezeichneter Gottesgelehrter seiner Zeit, als sehr fruchtbarer Schriftsteller und aufmerksamer Forscher der ostfriesischen Geschichte. Er war (d. 7. Febr.) 1699 in Ulm geboren, wo sein Vater, gleiches Namens, ein angesehner Bürger war; studirte erst auf dem Gymnasium daselbst, dann (1720) zu Halle, wo er (1728) Lehrer an dem dortigen Pädagogium wurde, sodann aber (1728) Hofdiakonus des Fürsten Georg Albrecht von Ostfriesland und Rektor der lateinischen Schule zu Aurich, bald (1729) auch Hofprediger, ohne ferner Rektor der Schule zu seyn. Als gleich nachher (1729) die General-Superintendenten- und Oberhofpredigerstelle erledigt wurde, wollte der genante Fürst ihn dazu befördern; er aber lehnte diesen Antrag ab, und blieb Hofprediger, worauf er indeß noch Konsistorialrath wurde. Als solcher starb er schon 1741 (18. Jun.). — Vor seiner Beförderung schrieb er unter andern ein paar Einleitungen in die schönen und philosophischen Wissenschaften. Im Ostfriesland widmete er sich vorzüglich dem Studium der ostfriesischen Geschichte, und lieferte mehre Beiträge zu der ostfriesischen Kirchengeschichte und Alterthumskunde, die nicht ohne Werth sind; insbesondere polemisirte er auch mit Enthusiasmus gegen die Reformirten in Ostfriesland, die von jeher gern, mit allerlei Ausflüchten gegen die Geschichte behaupten wollten, daß dieses Land bei der Reformation nicht lutherisch, sondern erst reformirt geworden. Außer diesen historischen Arbeiten gab Bertram auch geistliche Gedichte u. mehre größere und kleinere theologische u. philosophische Schriften zum Theil unter erborgtem Namen heraus. Er war allerdings ein gelehrter Mann, aber zugleich ein Vielschreiber, der mehr hätte lesen können, wenn er sich nicht in zu viel Fächern herum getrieben hätte †). (*J. Ch. H. Gittermann.*)

*) *Teissier* éloges des Sav. T. IV. *Du Pin* Bibl. des auteurs séparés de l'eglise rom. T. I. Leu helv. Lex. 3. Bd. *Walch* biblioth. theol. T. III. *Senebier* hist. lit. de Genève T. I. 309.

†) Seine zahlreichen Schriften, nebst seinen Lebensumständen, stehen verzeichnet in: Göttens gelehrtem Europa, Th. II. S. 378. Th. III. S. 815.; in Mohr's Lex. d. Theologen 75. 449. 796. Neubauer's Lex. d. Theol. 18. 439. Wenermann's Nachr. v. Gel. a. Ulm. 63., wie auch in Necrohemius Ostfries. Prediger-Denkmal, Aurich 1796. S. 70—74.

BERTRAM (Philipp Ernst), geb. 1726 zu Zerbst, wo sein Vater Stadtphysikus war. Er besuchte die Schule seiner Vaterstadt, und die Universitäten zu Jena u. Halle, bis 1746, wo er als Pagenhofmeister nach Weimar ging; 1753 ward er Regirungssekretär daselbst, legte aber die Stelle nieder, ward 1762 Magister zu Halle, 1763 Professor des Statsrechts und der Geschichte, 1764 ordentlicher Professor der Rechte, 1766 Beisitzer der Juristenfakultät, Oberbibliothekar, u. st. d. 13. Okt. 1777. Er besaß in der Rechtsgelehrsamkeit und Geschichte gründliche Kentnisse und überhaupt eine ausgebreitete Belesenheit, aber Geist und Geschmack fehlten ihm; er war wol Geschichtsforscher, aber nicht Geschichtschreiber *). Schon als Studirender in Halle fing er an zu schreiben, zuerst Übersetzungen; seine ästhetischen Schriften sind ohne Werth, seine statistischen veraltet, nur seine historischen noch als Samlungen und Forschungen zu gebrauchen. Die wichtigsten sind: 1) Joh. v. Ferreras Historie von Spanien fortgef. Th. 11 — 13. Halle 1762. 69. 72. 4. 2) Entwurf einer Geschichte der Gelahrtheit Halle I. Theil 1764. 644. S. 8. (Eigentlich nur ein kurzes Lehrbuch der Geschichte der Sprach-, Rede-, Dichtkunst, der Geschichtskunde und mathematischer Wissenschaften, mit sehr ausführlichen literarischen Verzeichnissen und Nachrichten, die auch das Beste sind. Der zweite Theil sollte die Geschichte der Rechtsgelehrsamkeit und Weltweisheit enthalten). 3) Geschichte des Hauses und Fürstenthums Anhalt. Halle Th. I. 1780. gr. 8. herausgegeben von J. C. Krause, der auch Vf. d. II. Theils ist (Ein gründliches und noch immer das beste Werk hierüber, wenn auch nicht für gewöhnliche Leser). — Als Schriftsteller wenigstens zeigte er große Eitelkeit und gemeine Grobheit. (*de Marées.*)

BERTRAM (Joachim Christoph), Magister der Philosophie zu Halle, geb. 1730 zu Semme in der Altmark. In seinem 14. Jahre kam er auf die lateinische Schule des hallischen Waisenhauses, besuchte seit 1749 die akademischen Hörsäle, bildete sich unter Baumgarten zu einem gelehrten Theologen, erhielt von der philosophischen Fakultat die Magisterwürde, konte sich aber, wegen einer allzu großen Schüchternheit, nie entschließen, Vorlesungen zu halten, und nur zuweilen dictirte er geschloßnen Gesellschaften die baumgartenschen Vorlesungen wörtlich in die Feder. Einige Jahre verwaltete er das Inspektorat der königlichen Freitische, von 1775 bis 1791 aber das Amt eines akademischen Unterbibliothekars, und machte sich durch mühsame Ausarbeitung eines Katalogs der Bibliothek und durch bessere Anordnung der Bücher verdient. Außerdem erwarb er sich seinen nothdürftigen Unterhalt als Korrektor von seltner Kentniß und Genauigkeit, indem er nicht nur die Fehler des Schriftsetzers verbesserte, sondern oft auch den Verfassern der Manuscripte seine Bemerkungen mittheilte, und sich um ihre Arbeiten verdient machte. Unter vieljährigen körperlichen Schwä-

*) S. Br. d. neueste Lit. derr. Th. XX. B. 295 — 298. S. 8—72. Beurtheilung, s. span. Gesch. v. Th. Abdt.

Digitized by Google

chen setzte er diese Beschäftigung unverdrossen fort, bis er am 2. Jul. 1802 sein stilles Leben schloß. Er war ein vielwissender, gründlicher, mit schätzbaren Sprach- und Sachkentnissen ausgerüsteter Literator, der, zufrieden mit seinem Loose, den Ruf zu einem Lehramte nach Erlangen ablehnte, aus Bescheidenheit und Schüchternheit nie ein Amt suchte, aber niemals müde wurde, mit seinem mühsamen Tagewerke eigene Forschung zu verbinden. Diese Forschungen bezogen sich auf einzele, oft übersehene Theile der Bücherkunde, der Kirchen- und besonders der Reformationsgeschichte und der Männer, die diese leiteten, so wie ihrer Schriften und der Bekentnißbücher der evangelischen Kirche. Aus den Aufsätzen, die er in die Hallischen wöchentlichen Anzeigen, Strobels Beiträge, den allgemeinen literar. Anzeiger und andere periodische Blätter mit und ohne Namen einrücken ließ, entstanden seine, dem Forscher schätzbaren, viele literarische Irthümer berichtigenden, literarischen Abhandlungen. Halle, 4. Stück 1781 — 83. 8., sein Beitrag zur kritischen Geschichte der augsburgischen Konfession. Eb. 1784. 8. u. a. m. Die teutsche Übersetzung von Rich. Simons kritischen Schriften bereicherte er mit wichtigen Zusätzen, besonders die Ausgaben der lutherischen Bibelübersetzung betreffend, und hinter Baumgartens Erläuterung der symbolischen Bücher findet sich von ihm ein schätzbarer Aufsatz über den Anhang der schmalkaldischen Artikel, und der Verfasser der Fragestücke in den meisten Ausgaben des lutherischen Katechismus. Mit großem Fleiße edirte er, nach Baumgartens Tode, dessen Vorlesungen über Dogmatik, Polemik, theologische Moral, christliche Alterthümer, Symbolik und die Geschichte der Religionsparteien, und fügte auch ihnen literarische Anmerkungen und Zusätze bei, unter denen einige sehr verdienstlich sind. Recensionen lieferte er zur Quedlinburger theologischen Bibliothek und zum Journal für Prediger *). (*Baur.*)

Bertramus, s. Ratramnus.

BERTRAND (Jean), geb. zu Toulouse am 11. Mai 1527, bildete sich in Valence, nahm dort die Doktorwürde an, und wurde von seiner Vaterstadt zum Parlementsrath daselbst erwählt. Er starb als Parlementspräsident am 1. Nov. 1594. In der gelehrten Welt hat er sich durch seine Lebensbeschreibungen der alten römischen Rechtsgelehrten bekant gemacht, welche unter dem Titel: *βιοὶ νομικῶν* zwei Jahre nach seinem Tode, zuerst zu Toulouse 1617, nachmals mit Anmerkungen von Gilles Menage u. a. zu Leiden 1675, und endlich in *Franckii* Vitae tripartitae Jureconsultorum veterum. Nr. II. herausgekommen sind. — Mit ihm ist nicht ein andrer Jean Bertrand zu verwechseln, welcher ebenfalls Parlementspräsident zu Toulouse war, und dem Dutillet (Tilius) seine Ausgabe des theodosianischen Codex gewidmet hat. (*Spangenberg.*)

BERTRAND (Elias), geb. zu Orbe in der Waat 1712. Er widmete sich der Theologie, bekleidete das Diaconat und nachher die Pfarrstelle an der französischen Kirche zu Bern, ging 1766 auf einen Ruf vom Könige Stanislaus, der ihm den Charakter eines geheimen Rathes ertheilte, nach Polen, kehrte aber in sein Vaterland zurück, und ließ sich zu Iverdon nieder, wo er eine auserlesene Samlung von Antiquitäten und Naturalien anlegte. Er war Mitglied und Korrespondent verschiedener Akademien und gelehrten Gesellschaften, zu Berlin, Göttingen, Stockholm, Mainz, Florenz, Nancy u. s. f. Seine zahlreichen Schriften haben Meusel, Holzhalb und die Biogr. univ. verzeichnet *).

Sein älterer Bruder, Johann, geb. 1708, Pfarrer zu Grandson, hernach zu Orbe und Montcherand 1771, Decan der Klasse von Grandson, st. 1777 d. 27. December. Er übersetzte mehre Werke aus dem Englischen. Auch enthalten die Samlungen der bernischen ökonomischen Gesellschaften landwirthschaftl. Abhandlungen von ihm. (*Meyer von Knonau.*)

BERTRAND (St.), Stadt mit dem Zunamen de Comminges im Distr. St. Gaudens des franz. Dep. der obern Garonne. Sie steht (B. 43° 1′ 38″ L. 18° 13′ 35″) auf einer Anhöhe an der Garonne, hat 1 alte Kathedrale, 120 Häus., 720 Einw. und war bis zur Revolution der Sitz eines Bischofs. Man sieht hier einige römische Alterthümer. (*Hassel.*)

BERTRANDI (Joh. Ambros. Maria), ein berühmter Wundarzt des 18. Jahrh. Zu Turin 1727 geboren, ward er, nachdem er sich zu Paris und London in seiner Kunst vervollkomnet hatte, an seiner vaterländischen Universität Professor, und starb 1765. Die Samlung seiner Werke ist später heraus gekommen: Opere anatomiche e cerusiche di *Ambr. Bertrandi.* vol. 1 — 6. Torino. 1787 — 1789. (*Sprengel.*)

BERTRIX, ein Dorf in dem Distr. Neufchateau der niederländ. Prov. Luxemburg an der Semois in einer waldigen Gegend mit 1306 Einw. Hier und zu Herbeimont stehen 10 Schieferbrüche im Betriebe, die von 50 Steinbrechern bearbeitet werden, welche jährl. 3 Mill. Stück Schiefer brechen †). (*Hassel.*)

*) Hallisches patriotisches Wochenbl. 1802 St. 43. Journal für Pred. 43. Bd. 317—324. Meusel's gel. Teutschl.

*) Vorzüglich bemerkenswerth sind: Le Philantrope. 1738. 2 vol. 12. — Mémoires sur la structure intérieure de la terre, Zuric. 1762. 8. — Essais sur les usages des montagnes, avec une lettre sur le Nil, Zuric 1754. 4. Denina legt ihm einen vorzüglichen Werth bei. — Mémoires pour servir à s'instruire des tremblements de terre de la Suisse, principalement pour l'année 1755, avec quatre Sermons prononcés à cette occasion, Vevay 1756. 8. Die Abhandlungen erschienen abgesondert 1757. 8. — Recherches sur les langues anciennes et modernes de la Suisse, et principalement du pays de Vaud, Genève 1758. 8. — Théologie astronomique de W. Derham, 1760. 8. — Dictionnaire universel des fossiles propres et des fossiles accidentels, à la Haye, 1763. 2 vol. 8. — Recueil de divers Traités sur l'histoire naturelle de la terre et des fossiles, 1766. 4. — Morale de l'Evangile, 1775. 7 vol. 8. — Le Solitaire du Mont-Jura; Récréations d'un philosophe, 1782. 12. — Sermons prononcés à Berne à l'occasion de la découverte d'une conspiration contre l'état, 1749. 8. Nur die zwei ersten Predigten sind von ihm; die dritte ist von Altmann. — Confession de foi des églises réformées en Suisse, 1760. (Eine Übersetzung von Bullingers confessio fidei). — Le Thevenon, ou les Journées de la Montagne, 1777. 12. 1780. 2 vol. 8.

†) Der Ort war sonst bei seiner Lage zwischen Frankreich und den Niederlanden eine terre neutre d. h. worin weder Frankreich noch die Niederlande Hoheitsrechte ausübten, deren Besitzer also unmittelbar war. Sie gehörte zu der Rocheforrischen Erbschaft und in dem Vergleich zwischen Stolberg und Löwenstein (9. Jul.

Digitized by Google

BERTRUCCI (Nic.), Prof. zu Bologna im Anfang des 14. Jahrh., war der Lehrer des Guy v. Chauliac, gab ein Collectorium artis medicae. Colon. 1537. 4. heraus, und starb 1342. (*Sprengel.*)

BERTSDORF, ein dem Rathe zu Zittau gehöriges Pfarrdorf in der sächsischen Lausitz, mit 1600 Einwohnern, die große Bleichen und Leinwebereien unterhalten. (*H.*)

BERTUCH (**Friedrich Justin**), geb. zu Weimar 1747 (so hat er mir wenigstens selbst angegeben, nach Andern 1746 oder 1748) und gest. das. d. 3. April 1822 als Großherzogl. S. Weimarischer Legationsrath und Ritter des Falkenordens, zeichnete sich durch eine eben so große Gewandtheit des Geistes als unermüdliche Thätigkeit aus, wodurch er in einem 50jährigen Wirken auf Literatur und Kunst, für die er lebenslang sich angelegentlich interessirte, einen so großen Einfluß gewann, daß man die Periode, die er durchlebte, nicht schildern kann, ohne seiner zu gedenken. Schon auf der Schule zeichnete er sich durch Kunstsinn und selbst Kunstgeschicklichkeit aus. Auf der Universität zu Jena (1765 — 69) widmete er sich erst der Theologie, dann der Rechtswissenschaft, und suchte seine Erholung in dem Studium der ältern und neuern Poesie. Zu eignen dichterischen Versuchen fand er noch äußere Veranlassung, indem er von 1769 — 73 Hofmeister der Söhne des, damals wenigstens als Dichter bekanten, Baron Bachoff von Echt wurde. Das Erste, was von ihm erschien, waren die Copien für meine Freunde (Altenb. 1771.) Wiegenliederchen (1772) und eine Nachbildung von Priors nußbraunem Mädchen unter dem Titel: Heinrich und Emma (das. 1772.). Der freiherrliche Dichter gab aber dem schnell ergreifenden und leicht auffassenden Geiste B's noch eine besondre Richtung. Der Baron war dänischer Gesandter in Spanien gewesen, und flößte seine Liebe für Sprache und Literatur der pyrenäischen Halbinsel auch Bertuchen ein, ja er gab ihm selbst Unterricht, welchem B. durch den angestrengtesten Fleis stets zuvoreilte, denn ein rühmlicher Ehrgeiz trieb ihn, den Teutschen für diese Literatur das zu werden, was Meinhard ihnen für die italiänische geworden war, da Dietze's Übersetzung des Velasquez noch nicht genug gewirkt zu haben schien. Den Anfang machte er mit einer Übersetzung der Geschichte des berühmten Predigers Bruder Gerundio von Campazas (Lpz. 1773. 2 Bde), die er freilich nur aus dem Engländischen übersetzen konte, weil von dem spanischen Original blos der erste Band hatte erscheinen dürfen, das Übrige aber in einer engländischen Übersetzung erschien. Er wurde dadurch doch bekanter mit spanischen Volkssitten und Klostergebräuchen, worüber des Barons Kammerdiener ihm genaue Aufschlüsse geben konte, und so bereitete ihn dies immer mehr vor zu einem Unternehmen, wodurch er die Aufmerksamkeit auf die spanische Literatur in höherem Grad erregte, zu einer Bearbeitung des Don Quixote von Cervantes mit der Fortsetzung des Avellaneda. Diese erschien zuerst Weimar 1775. 76. und eine neue Auflage Lpz. 1777. 6 Bde. Ohne Hilfe der französischen Übersetzung, so wie der vergessenen früheren teutschen (Lpz. 1734.) hat er nicht gearbeitet, manche Auslassungen sich gestattet und das Ganze mehr zusammengerückt; eben dadurch aber erhielt er den Beifall der damaligen Lesewelt nur um so mehr, wie der schnelle Absatz und das seiner Manier von den Beurtheilern ertheilte Lob beweisen. Ohne Zweifel hatte B. die Wielandische Nachahmung des Don Quixote in dem Don Silvio von Rosalva sich zum Muster genommen, wie er denn überhaupt an Wieland von jetzt an immer inniger sich anschloß. Dieser hatte mit dem Jahre 1773 den teutschen Merkur begonnen, und an diesem nahm Bertuch nicht blos als Mitarbeiter Antheil (seine Beiträge, Gedichte, Übersetzungen z. B. der Lieder des Villegas, und Beurtheilungen sind B — ch unterzeichnet), sondern erhielt ihn auch als Gehilfe des Herausgebers, ja er besorgte bald das Kaufmännische dabei fast allein. Hiezu kam ihm die Bekantschaft mit Seiler, dem Direktor des damaligen weimarischen Theaters, sehr zu statten, indem dieser, früherhin Kaufmann, ihn in der kaufmännischen Buchhalterei unterrichtete, von welcher B. damals noch nicht ahnete, wie wichtig sie ihm dereinst selbst werden sollte. Zugleich fand er aber durch diese Bekantschaft und das Theater, für welches auch Wieland eifrig arbeitete, sich von außen gereizt, seine Thätigkeit der Bühne zuzuwenden. Wie angelegen ihm diese war, zeigen seine theatralischen Werke, welche meist bis zu dem J. 1774 erschienen, in welchem Jahre mit dem weimarischen Schloß auch die Bühne in Flammen aufging. In dieser Periode übersetzte er nicht nur St. Albine's Schauspieler (Lpz. 1772.) und Marmontel über die dramatische Dichtkunst (Lpz. 1774.), sondern bearbeitete auch nach Lamotte das Trauerspiel Ines de Castro (Lpz. 1773.) und nach Mason das Trauerspiel Elfriede (Lpz. 1775.) für die teutsche Bühne. Seine komische Oper das große Loos (Weimar 1774) komponirte Wolf, und sie erhielt sich, wie das letztgenante Trauerspiel, eine geraume Zeit auf dem Theater-Repertoire. Sein Melodrama Polyxena (zuerst im Merkur 1775) wetteiferte mit Wielands Singspielen, die damals großes Aufsehen erregten. Von nun an aber wurde seine Thätigkeit mehr und mehr eigentlichen Geschäften zugewendet. Im J. 1775 hatte er die Stelle eines Herzogl. geh. Kabinets-Sekretärs, im folgenden Jahre mit dem Titel als Rath, erhalten, und zu seinen Geschäften gehörte damals auch die Aufsicht über die Anlage des neuen Parks, die ihm unvermerkt eine immer größere Liebe zur Gärtnerei, Baumpflanzung und Naturgeschichte überhaupt einflößte, und seinen Kunstsinn immer mehr weckte, wodurch er auf den Punkt kam, von welchem aus er in ganz Teutschland so vieles anregen und fördern sollte, was nur ein Mann anregen und fördern konte, der mit dem lebhaftesten Interesse für Literatur und Kunst einen eben solchen Geschäftsgeist verband, der ihn hinriß, in sehr gewagten Unternehmungen sich zu gefallen. Während er, ohne der Literatur je entfremdet zu werden *), seinen Dienst genau versah, und deshalb

1755) wurde sie zu dem Antheile des erstern gelegt. Seit der französischen Revolution theilte sie alle Schicksale Belgiens. (*Delius.*)

*) Er hatte in dieser Periode eine neue wohlfeile Ausgabe der sämtlichen Werke von Hans Sachs projektirt, wovon leider —

im J. 1785 den Charakter als Legationsrath erhielt, begann er eigne Pflanzungen, schuf eine sumpfige Gegend in einen Lustgarten und sein dabei erbautes Haus in eine weibliche Kunstschule um, indem seine Kunstfertige Gattin junge Mädchen um sich versammelte, und in Verfertigung künstlicher Blumen unterrichtete. Der Betrieb mit seinen Natur- und Kunsterzeugnissen weckte kaufmännische Spekulationen in ihm, die sich zunächst auf Literatur und Kunst bezogen. Im J. 1784 entwarf er den Plan zu der Jenaischen Allg. Lit. Zeitung, zu welcher sich erst Wieland, dann Schütz mit ihm verband, nachmals aber, als Wieland zurück trat, Hufeland und späterhin Ersch. Während dieses neue Institut im J. 1785 begann, entwarf er schon den Plan zu einem zweiten, welches nach und nach für die Kunst- und Sittengeschichte werden sollte, was jenes für die Literatur war. So begann mit dem Jahre 1786 sein Journal der Moden, welches, wie jene Zeitung, ungeachtet so vieler Nachfolger, sich noch jetzt erhält. Zu dem letzten Unternehmen verband sich Kraus mit ihm, der Landsmann Göthe's, den dieser nach Weimar gezogen hatte, um den Grund zu der nachmaligen Kunstschule zu legen, zu deren Flor B. zuverlässig viel beigetragen hat, indem er Erwerb verschafte. Das Glück, welches jene Unternehmungen begünstigt hatte, reizte ihn zu neuen, unter denen sein im J. 1790 begonnenes und auch jetzt noch fortgesetztes Bilderbuch für Kinder Auszeichnung verdient, indem es, je länger je mehr, strebte, bei Abbildungen von Naturgegenständen auch dem Kunstsinn keinen Eintrag zu thun, und das Studium der Naturkunde zu beleben. Auch dieses Unternehmen glückte wie die vorigen, und reifte den neuen Plan zur Anlegung eines Instituts, welches damals einzig in seiner Art war. Mit dem Jahre 1791 richtete er es ein, und nante es Industrie-Comptoir. Wol sollte die Industrie, die er weckte und belebte, dem Manne, der klug die Umstände, Zeiten und Personen zu nutzen verstand, selbst förderlich werden, und diesen Zweck wird gewiß kein Billiger ihm verargen; allein mit Recht erhielt doch dieses Institut auch nachher den Namen eines Landes-Industrie-Comptoirs, denn theils war es wirklich zur Beförderung der Landes-Industrie auf vielfache Weise beförderlich, theils war es der Stadt, worin es angelegt worden, eben so ersprießlich als ihm selbst, indem nach und nach eine Menge Anstalten damit verbunden wurden, welche viele Schriftsteller, Künstler und Handwerker beschäftigten, und wobei selbst Kinder einen Erwerb finden konten. Die Kunst im höhern Sinn konte freilich nicht eigentlich gefördert werden, denn vieles mußte man, der Natur der Sache nach, fabrikmäßig betreiben; allein nie verlor doch B. den achtungswerthen Willen, Wissenschaft und Kunst zu fördern, so viel ihm möglich sey, und man muß ihm nachrühmen, daß, wenn er gleich das Zeitgemäße sehr wohl zu nutzen verstand, er doch nie den Zeitgeist auf eine unwürdige Weise zu benutzen gesucht, und vielmehr zur Forderung des Guten manches Opfer gebracht hat. Für die Kunst im höhern Sinn hatte er ein eignes Institut projektirt, die Chalkographische Gesellschaft in Dessau, welche mit dem Jahre 1 . . . begann, sich jedoch nur wenige Jahre erhalten konte. Glücklicher bestand das mit dem Industrie-Comptoir in Verbindung gebrachte Geographische Institut, und zu einer Zeit, wo Buch- und Kunsthandel stockte, der Bedarf geographischer Charten aber immer größer wurde, war dies sogar die Hauptstütze aller seiner übrigen Anstalten, zu denen seit 1805 auch eine neue in Rudolstadt angelegte Buchhandlung hinzukam. Theils in den Umständen der Zeit lag es, theils bestimte ihn eigne Neigung dazu, daß er in der spätern Zeit neben der Naturkunde seinen Eifer vorzüglich der Erd-, Länder- und Völkerkunde zuwendete, und es gelang seiner stets umsichtigen und nie rastenden Thätigkeit ziemlich, sich in diesem Fache der Literatur eine Art von Monopol zu erwerben. Was die Kraft eines einzigen Menschen auszurichten und durchzuführen fähig ist, selbst wenn Perioden eintreten, wo das gewohnte Glück ihn zu verlassen scheint, davon ist B. ein auffallendes Beispiel. Mit allen zu dem erwählten Geschäftskreis nöthigen Talenten wohl ausgestattet, zeigte er in Verfolgung seiner Plane den festesten Willen, wie in Ausführung derselben den beharrlichsten Fleis; denn vom Morgen bis zur Mitternacht arbeitete er, und selbst der Besuch seines Gartens war eine halbe Arbeit, so daß er meist nur im Wagen auf seinen Geschäftsreisen ruhte. Viele Jahre lang leitete er so sein sich immer erweiterndes Geschäft allein **), im Glücke nicht selten kühn, bei Fehlschlagungen aber auch nicht muthlos, und unerschöpflich in Erfindung von Hilfsmitteln, drohendes oder eintretendes Unglück abzuwehren, und erlittenen Schaden durch neue Pläne zu ersetzen. Ein gewisser Gleichmuth verließ ihn fast nie, und zweierlei diente gewiß sehr, ihm denselben theils innerlich, theils wenigstens äußerlich zu erhalten. Er betrieb nämlich seine Spekulationen mit einer Art von poetischem Interesse, und führte sie aus mit der Klugheit eines Diplomaten, zu welchem ihm wol keine der erfoderlichen Eigenschaften abging, am wenigsten aber die Kunst, den günstigen Augenblick zu erwarten, die Umstände zu benutzen und die Personen zu behandeln, und für seine Zwecke zu gewinnen. Wie förderlich ihm diese Kunst gewesen, hat der Erfolg bewiesen. Im Drange so vieler Geschäfte, die viele andre leicht zerstreut haben würden, verlor er aber nie das lebendigste Interesse für Wissenschaft, Kunst, und die aus beiden hervorgehende Bildung. Da es ihm in-

nicht durch seine Schuld! — die bloße Probe erschienen ist (Weim., 1778. 4.). In Verbindung mit v. Seckendorf und v. Xanthier gab er heraus das Magazin der spanischen u. portugiesischen Literatur (1780 — 82. 3 Bde.), und allein das Theater der Spanier und Portugiesen (Lpz. 1782.), so wie Don Thomas de Iriarte literarische Fabeln (Lpz. 1788.). Im J. 1790 gab er ein zweckmäßiges spanisches Lesebuch in 2 Bden heraus, und veranlaßte Barth zur Herausgabe einer spanischen Grammatik, und Schmid zur Herausgabe des spanischen Wörterbuchs.

**) Im J. 1806 bekam er eigentlich erst einen thätigen Mitgehilfen an seinem Sohne Karl Bertuch, dem Verf. der Bemerkungen auf einer Reise aus Thüringen nach Wien. 2. Bdch. 1808 bis 10. Der junge liebenswürdige Mann starb schon im J. 1813. Hierauf entschloß sich der damalige königl. würtembergische Leibarzt, geh. Med. Rath v. Froriep, B's Schwiegersohn, die Leitung der Geschäfte des Vaters zu übernehmen.

deß an Zeit und Muße gebrach, tiefer einzudringen, so konte er freilich selbst nicht daran denken, auch als Schriftsteller nach einer weiteren Auszeichnung zu streben. An dem, was noch unter seinem Namen erschienen ist, hat er wol nur sehr geringen Antheil; anzuregen und zu befördern hörte er nie auf, und sehr zu wünschen ist, daß eine von seinen letzten Bemühungen — der Antrag an den hohen Bundestag zu Frankfurt zur Steuer des Nachdrucks — den glücklichen Erfolg noch zeigen möge, den er nicht mehr erlebte. Die Wirkungen von dem, was er begonnen, erstrecken sich über sein Leben hinaus, denn man muß auch das mit in Anschlag bringen, daß die meisten seiner Einrichtungen Nachahmung fanden, und daß dadurch in Vielem ein Wetteifer erregt wurde, der seine heilsamen Folgen zum Theil schon gezeigt hat. (*Gruber.*)

BERULLE (Peter de), geb. d. 4. Febr. 1575 zu Serilly in Champagne, in Paris, wo sein Vater Parlamentsrath war, aber schon 1581 starb, durch seine Mutter zum andächtigen Leben erzogen, und von seinen ersten Lehrern, den Jesuiten, in dieser Richtung bestärkt, galt schon als Knabe für einen Heiligen, der andre ermahnen, erbauliche Briefe schreiben und Visionen haben konte, ohne anders als mit Bewunderung betrachtet zu werden. Unter der Führung des Carthäuservicars Beaucousin lernte er die Mönchsübungen genauer kennen und wollte selbst Mönch werden, sah sich aber, wahrscheinlich auf Anstiften seiner Verwandten, die ihn zum Rechtsgelehrten bestimt hatten, von drei Orden abgewiesen. Desto eifriger suchte er sich nun zum Seelsorger zu bilden, schrieb, nicht älter als 18 Jahr, ein Buch über die innere Selbstverläugnung und ergriff jede Gelegenheit, Proselyten zu machen, was ihm auch bei mehren vornehmen Protestanten, besonders bei Frauen gelang. Die Priesterweihe erhielt er 1599 und ging noch unschlüssig über seinen künftigen Beruf 1600 zu den Jesuiten in Verdün, doch ungeachtet seiner Virtuosität in der Andächtigkeit fanden sie ihn nicht für ihren Orden geeignet. Bald war er wieder in Paris und bei den fortschreitenden Erfolgen seines Bekehrungseifers kühn genug, auf Stiftung eines neuen Ordens zu denken. Den ersten Versuch dazu machte er wegen seiner Bekantschaft mit gottseligen Damen durch Verpflanzung der in Spanien aufblühenden Congregation der Theresianerinnen oder Carmeliterbarfüßerinnen nach Frankreich. Er holte 1604 selbst einige Nonnen dieses Ordens aus Spanien und errichtete 1605 zu Paris das erste Kloster der französischen Congregation desselben, welche durch ihn noch mehre andre Klöster erhielt, und unter seiner geistlichen Führung blieb. Um unabhängig zu seyn, hatte er sich das Gelübde aufgelegt, keine weltliche oder kirchliche Würde anzunehmen, und schlug daher 1607 die ihm angetragene Stelle eines Lehrers des Dauphins (Ludwig XIII.) so wie mehre Prälaturen und Bisthümer aus, behielt aber im Genusse allgemeiner Verehrung und der Gunst des Hofes neben seiner Sorge für die Carmeliterinnen einen bedeutenden Wirkungskreis als Gewissensrath vieler Großen, besonders der Damen. Seine vorzügliche Gabe, auf weiche Gemüther zu wirken und fromme Gefühle anzuregen, und seine gewichtvollen Verbindungen hatten ihm so viele Proselyten in die Hände geführt, daß er auch über protestantische Theologen zu siegen hofte. Er hielt 1609 zu Fontainebleau vor dem Könige Heinrich IV., der ihn dazu beauftragte, eine Disputation mit dem reformirten Prediger Du Moulin, doch dieser an gelehrter Kentniß der kirchlichen Dogmen ihm weit überlegene Theolog konte durch seine mystische Phraseologie nicht überwunden werden, und drei salbungsvolle Schriften über Priesterberuf, Meßopfer und Abendmahl, durch welche Berulle den Sieg dennoch auf seine Seite zu bringen suchte, zeigten nur, daß er die Lehren der Religion mehr empfand als verstand. Nun wendete sich seine an allerlei frommen Entwürfen reiche Phantasie auf eine Nachahmung der von dem h. Philipp Neri zu Rom gestifteten Congregation der Priester des Oratoriums, da ohnehin dieser Heilige stets sein Vorbild gewesen war. Der unter den bürgerlichen Kriegen und herrschenden Sittenverderbnissen in Frankreich sehr gesunkene Priesterstand bedurfte einer Veredlung, wofür die Bischöfe in der Regel nichts thaten. Berulle stiftete daher 1611 zu Paris die Congregation der Väter des Oratoriums in Frankreich und erhielt 1613 die päpstliche Bestätigung derselben mit dem Auftrage, sie als General zu regiren, dem er sich nach den herkömlichen Weigerungen unterzog. Er gab dieser Congregation eine ziemlich mönchische Einrichtung und beschränkte sie auf Übung in den priesterlichen Verrichtungen, wollte aber nicht, daß sie sich in den theologischen Wissenschaften auszeichnen sollte, was sie erst nach seinem Tode bei einer freieren Verfassung mit den rühmlichsten Erfolgen gethan hat. Noch während seines Lebens wuchs die Congregation bis auf 50 Häuser. Seine mönchische Einseitigkeit in ihrer Leitung blieb nicht ohne Tadel, den er sich auch durch eigenmächtige Verpflichtung seiner Carmeliterinnen zu einem vierten Gelübde (Sklavinnen der Jungfrau Maria zu seyn, und nach der innigsten Vereinigung mit Christo zu streben), von Seiten der Carmeliter und der niederländischen Universitäten zuzog. Er bekam deshalb selbst von Rom 1621 einen Verweis. Doch schadeten diese Auswüchse der Überfrömmigkeit ihm bei dem französischen Hofe nicht. Der König schickte ihn 1624 nach Rom, um die päpstliche Dispensation zur Heirath der Prinzessin Henriette Marie mit dem Prinzen v. Wallis (Karl I.) auszuwirken, und gab ihn 1625 dieser Prinzessin zum Begleiter nach England mit, wo jedoch der Erfolg seiner Bemühungen zur Verbreitung des Katholicismus weit hinter seinen Wünschen zurück blieb. Dagegen bewogen seine Rathschläge den König von Frankreich zu einem gewaltsamen Angriffe auf die Festungen der Protestanten. Die Belagerung von Rochelle wurde auf seinen Betrieb unternommen und fortgesetzt. Auch vermittelte er die Aussöhnung der Mutter des Königs mit dem Hofe. Für so viele Verdienste um die katholische Kirche belohnte ihn 1627 der Cardinalshut. Diese mit großer Demuth ertragene Ehre genoß er nicht lange. Bei einer Messe, die er, schon krank, d. 2. Oct. 1629 las, sank er um und starb nach wenigen Stunden. Seine Frömmigkeit war aufrichtig, aber durch einen Mysticismus verdunkelt, der ihn nicht selten über die Gränzen der richtigen Religionserkentniß hinausführte. Doch seine Ergebenheit gegen den Papst und sein erbaulicher Wandel glichen diese Schwächen aus, zu denen die Übermacht seiner Phantasie und die Stärke seines religiösen Gefühls

Digitized by

ihn hinriß. La vie du Cardinal de Berulle p. Germ. Habert. Par. 1646. 4. stellte ihn mit schwülstiger Weitschweifigkeit als einen vollendeten Heiligen dar, Helyot*) faßt sich kürzer über ihn und Richard Simon **) tadelt seine mystischen Battologieen. Vgl. d. Art. Carmeliterinnen und Oratorium (Väter des). (*J. E. Petri.*)

BERUMER AMT, ist eine von den besondern Abtheilungen des Fürstenthums Ostfriesland, benant von dem Dorfe Berum [1]), wo die Verwaltungs- und Gerichtsbehörde dieses Amts ihren Sitz hat, die aus einem Amtmann und Amts-Assessor, und deren Subalternen besteht, und den ostfriesischen Oberlandes-Kollegien in Aurich untergeordnet ist. — Der Landbezirk des Amts gränzt gegen O. an das Amt Esens und die Herrlichkeit Dornum, gegen Süden an die Ämter Aurich und Norden, gegen W. an das Amt Norden, und gegen N. an das Watt [2]), an dessen Nordseite auch die Inseln Norderney und Baltrum zu diesem Amte gehören. — Der Flächeninhalt beträgt 2⅞ □Meilen [3]). Der Boden besteht an der südlichsten Seite aus Moorgründen und unkultivirten Haiden, dann weiter nördlich findet sich ein kultivirter und zum Theil fruchtbarer Sandboden, der nördlichste Theil aber, mehr als die Hälfte des Ganzen, besteht aus einem fruchtbaren Kleilande, wozu einige schöne, erst in neurer Zeit durch die Anländung gewonnene sogenante Polder (s. Anländung) gehören. Auf dem Kleilande, nicht weit von der Küste liegen die meisten Bauerhöfe einzeln und weit zerstreut, wodurch die dortige Gegend ein schönes Ansehn hat und eine der angenehmsten Marschgegenden des Landes ist, so wie die dortigen Einwohner zu den reichsten Landleuten desselben gehören. An der Küste ist ein Deich von etwa 2¼ Meilen lang. Auf den Moorgründen wird Torf gegraben, auch ist daselbst 1793, durch eine Privatgesellschaft in der Stadt Norden ein sogenantes Fehn, d. i. eine große und planmäßige Torfgräberei, angelegt, mit einem nach Norden gehenden Kanal. Auf den Haiden sind kleine Schäfereien, und eine große zu Koldinne (s. Arle), unweit davon auch eine Ziegelbrennerei. Der kultivirte Sandboden trägt Rocken, Hafer, Gerste und Kartoffeln, auch Flachs; der Kleiboden Rapsamen, Weizen, Rocken, Gerste und Bohnen. Auf dem Kleiboden gibt es zugleich viel fruchtbares Weideland. Eine nicht unbedeutende Holzung ist bei dem Dorfe Berum. Wildes Geflügel und Wildpret gibt es auf den Haiden und Mooren, wie auch auf dem Sand- u. Kleiboden. Durch das Amt laufen mehre kleine Gewässer, von welchen das Galgentief und das Harketief, mit welchem letztern sich die Ehe vereinigt, die vorzüglichsten sind. Es hat zwei sogenante Siele [4]), nämlich den Nessmer-Siel, massiv erbaut, 12 Fuß im Lichten weit, und den Hillgen-Rieder-Siel, von Holz, 5½ Fuß im Lichten weit, deren Unterhalt jährlich etwa 1400 Thlr. kostet [4]). Der erstere dient dem Harketief zum Ausfluß, indem das Galgentief durch den Siel bei der Stadt Norden ausfließt. — An Einwohnern zählt das Amt Berum auf dem festen Lande 6205, und auf den zwei Inseln 667, zusammen 6872 Menschen. Sie wohnen auf dem festen Lande in 3 Parochien, auf den Inseln in 2, und bekennen sich sämtlich zur lutherischen Religion.

Das Amt Berum hat folgende Amts-Vogteien und Parochien: 1) die Amtsvogtei Berum,

*) Hist. des ordres rel. T. VI. chp. 10. **) Biblioth. crit. de Mr. de Sainiore. Amst. 1708. 12. T. II. p. 303. sqq.

1) Das Dorf enthält noch Reste eines vormaligen landesherrlichen Schlosses. Es wurde, als im 13. Jahrh. in Ostfriesland die Häuptlinge aufkamen, eine Häuptlingsburg daselbst angelegt, deren Besitzer die dortige Gegend beherrschten; nachher kam durch Heirath diese Burg an einen der Vorfahren des nachherigen fürstlich-ostfriesischen Hauses, Edzard Cirksena, dessen Bruder und Erbe Ulrich daselbst 1444 ein ansehnliches Schloß erbaute (*Emmii rerum fris. hist. Lugd.* 1616. Lib. XXIII. p. 355.), und seine Herrschaft über das ganze jetzige Amt Berum ausbreitete. Zur Zeit der ostfriesischen Grafen und Fürsten war das dortige Schloß gewöhnlich der Sitz ihrer Witwen, bis es, unter der königlich-preußischen Regirung in Ostfriesland, 1764 abgebrochen wurde (Wiarda's ostfries. Geschichte, 8. Thell, S. 378.). Nur noch ein Flügel des Schlosses, auf dem der Sitz des Amtes ist, ein Theil des Thors, ein Thurm und die hohen Wälle, die die Umgebung des Ganzen auszeichnen, sind erhalten; letztre gewähren eine weite und schöne Aussicht, man sieht daselbst die weißen Hügel der Inseln Norderney und Baltrum. Nahe bei den übergebliebenen des Schlosses ist ein landesherrliches Gehölz, etwa 50 Diemathe (20,000 Q. Ruthen) groß, mit schönen Buchen, die sonst in Ostfriesland selten sind. — Berum gehört zu der Parochie des nahe dabei liegenden Fleckens Hage.

Der Name ist altfriesisch. Einige wollen ihn von bere und hum herleiten. Ersteres heißt ein Schuß, letzteres ein Haus, eine Gegend (s. Beerdum), und man glaubt annehmen zu können, daß zu Berum ehemals ein Hafen und Schiffahrt gewesen sey (Dr. M. v. Wicht ostfries. Landrecht, Aurich, 1746. Vorrede, S. 82.). Mir ist am wahrscheinlichsten, daß der Name herrühre von bern, ein ebener, flacher Ort, weil die Gegend zu Berum von dieser Art ist, im Gegensatz des daran liegenden Orts Hage, dessen Gegend höher ist, und deswegen von hach, hoch (Wiarda's altfriesisches Wörterbuch Seite 16b.), benant seyn wird.

2) Das Watt, auch das Hef und Haf — heißt der Raum zwischen der Landküste und den Inseln, der zur Zeit der Fluth mit Wasser bedeckt ist und mit Schiffen befahren wird, wo aber zur Zeit der Ebbe das Wasser sich in die See verläuft, so daß sich darin waten läßt; daher vielleicht der Name. Es ist auf diese Weise ein Mittelding von See und festem Lande. An einigen Stellen befindet es sich gleich unmittelbar an dem Deiche, der die Küste einfaßt; hin und wieder aber ist an dem Deich erst noch ein grünes Vorland, Heller genant (s. Anländung), und dann folgt seewärts das Watt. Der Boden desselben ist unbenarbt und kahl, und besteht in der Nähe der Küste oben aus Schlick (s. Anländung), weiter seewärts blos aus grobem Sand. Durch den Boden des Watts ziehen sich mehre Balgen (s. diesen Artikel). Es ist an einige Stellen mehre Stunden breit. 3) Freese's Erläut. der Tampschen Karte v. Ostfriesland; (Aurich 1806) S. 20. 4) Ein Siel — ist in Ostfriesland und den angränzenden Ländern an der Küste der Nordsee — eine Schleuse in dem Deich an der Küste, wodurch vermittelst eines dahin gehenden Kanals das überflüssige Wasser aus dem Lande ausfließt, und welche mit zwei starken Flügelthüren versehen ist, die bei dem Andrange des Binnenwassers sich von selbst öfnen, bei dem Anflusse der Fluth von Außen aber sich selbst auch wieder schließen können. Die Anlegung eines solchen Siels ist zum Theil sehr kostbar, so wie der Unterhalt. Bei jedem Siel in Ostfriesland befinden sich Häuseranlagen und größre oder kleinre Ortschaften, die indeß nicht Dörfer oder Flecken, sondern auch Siele genant werden, und von Schiffen, Handwerken und Kaufleuten bewohnt sind. Einige sind sehr ansehnlich. — Der Name rührt von dem altfriesischen sil, eine Wasserableitung, her. [illegible]da's altfriesisches Wörterbuch ꝛc. S. 329. 5) Freese's Ostfries- und Harrlingerland (Aurich 1796.). S. 341.

Digitized by Google

wozu die Parochien Hage und Arle; 2) die Amtsvogtei Nesse, bestehend aus der Parochie Nesse; 3) die Amtsvogtei Nordernay, bestehend aus den beiden Inseln u. Parochien Nordernay u. Baltrum. (*J. Ch. H. Gittermann.*)

BERUN, Marktfl. 2 M. von Pleß in dem Reg. Bez. Oppeln, an einem sehr großen Teiche, mit 1 kath. Kirche, 92 Häusern und 400 Einw., darunter sehr viele das Kürschnerhandwerk treiben. (*Chr. Fr. Em. Fischer.*)

Bervardscherd, s. Barudscherd.

BERVIC, auch Ingerbervic, Stadt in Kinkardineshire in Scotland, an der Mündung des Bervic, die einen kleinen Hafen für Fischerboote bildet. Sie ist ein Borough, und sendet mit Aberdeen, Arbroath, Brechin und Montrose 1 Dep. zum Parl. Ihre Einw., 930 an der Zahl, nähren sich von der Fischerei und der Garnspinnerei; hier wurde die erste Spinnmaschine in Scotland errichtet. (*Hassel.*)

BERVIC (Charles Clement), geboren zu Paris 1756, gest. das. 1822 d. 23. März, war ein Schüler des großen Wille, und verdient in vieler Hinsicht, neben seinen Lehrer gestellt zu werden. Geachtet von seiner Nation wie vom Ausland, ernante ihn die Akademie in seinem acht und zwanzigsten Jahre schon zu ihrem Mitglied, und seine spätern Arbeiten machten ihn solcher Auszeichnung nicht unwürdig. Von den gestochnen Platten dieses Meisters nennen wir nur L'Education d'Achille, nach einem Gemälde von Regnault, L'Enlevement de Dejanira, nach Guido Reni, beides Blätter, wo der Künstler mit Überlegung und Geschmack Stichel und Radirnadel malerisch zu vereinigen wußte, ohne durch den Reiz des Stichels, das Charakteristische der Originale zu vernachlässigen. Zu seinen Hauptwerken aber gehört unstreitig Ludwig XVI. in ganzer Figur, vom J. 1790. Derselbe Gegenstand wurde meisterhaft auch von Müller dem Ältern, in Stuttgart bearbeitet, allein es ist schwer zu entscheiden, welchem von beiden die Palme gebühre. (*Weise.*)

BERWICK. Shire in dem britischen Königreich Scotland. Sie führt auch den Namen Merse, breitet sich am teutschen Meere zwischen 14° 42′ bis 15° 48′ östl. L. u. 55° 31′ bis 55° 56′ n. Br. aus, gränzt im NW. an Haddingtoun, im NO. u. O. an das teutsche Meer, im SO. an Northumberland, im SW. an Roxburgh, und in W. an Edinburgh, und ist 22,^{16} oder nach der Edinb. Gazett. 20¼ geogr. QMeilen groß. Von ihren 285,440 Acres sind etwa 100,000 in Kultur, der Rest Gebirge, Weiden und Haiden, wie denn die ganze Oberfläche besonders in O. mit Gebirgen und Hügeln bedeckt, und nur der südliche Theil, oder das eigentliche Merse, etwas ebener, der Boden aber im Ganzen leicht und sandig, die Küste, aus welcher S. Abbs Head hervorspringt, felsig ist. Das Lammermoor im N. O. ist eine Reihe kahler steiler Berge, die nicht einmal Weide für die Schafe darbieten, und worunter der Sontra Hill, ihr höchster Gipfel, 1544 Fuß empor steigt. Unter den Küstenflüssen ist der Gränzfluß Tweed der vornehmste: die Whitadder, die Blackadder, die Eye, die Leader, welche sich durch das Lauderdale schlängelt, und der Eden sind unbedeutend; ein kleiner Landsee liegt bei Coldingham, eine Heilquelle sprudelt bei Dunse hervor. Das Land steht dem trocknen Ost offen und ist mehr kalt als warm, doch gesund. Der Ackerbau, welcher mit vorzüglichem Fleiße getrieben wird, so daß Berwick als ein Muster der Landwirthschaft für das übrige Scotland da steht, liefert gutem Weizen und Hafer, Flachs und Futterkräuter; den am Meere gewonnenen Tang benutzt man theils zum Dünger, theils wird daraus Kelp bereitet. Die Vieh- und Schafzucht sind beträchtlich und Fischerei macht einen Haupterwerb aus; in der Provinz sind 8 Fischerstationen, und in der Mündung der Tweed findet ein starker Lachsfang Statt. Von Mineralien besitzt die Shire blos Kalk, und der vormalige Bau auf Kupfer bei Ordwel und Leader ist längst aufgegeben. Ein drückender Mangel ist an Brennholze und Kohlen, welchen man nothdürftig durch Torf deckt. Der Kunstfleiß bedeutet so wenig als der Handel, da die Provinz nur 1 geringen Hafen hat, und ihren Überfluß an Korn, Malz, Wolle, Häuten, Vieh u. s. w. zu Lande ausführen muß. Außer 2 Papiermühlen hat man indeß bedeutende Bleichen, Brauereien und Brantweinbrennereien, auch wird einige Leinwand von dem weiblichen Geschlechte verfertigt. Die Zahl der Einwohner belief sich 1811 auf 30,779, wovon 14,466 männlichen und 16,313 weiblichen Geschlechts, in 6867 Familien, wovon sich 3124 mit dem Ackerbau, 2013 mit Gewerben und Handel, und 1730 auf andre Weise beschäftigten; der Kirchspiele waren 33, der Häuser 5730. Die Shire, welche 1 Dep. zum Parl. sendet, zerfällt in 3 Theile: Lammermoor, das Gebirge, Lauderdale, das Thal, und Merse, die Ebene, eine Eintheilung, die jetzt keine politische Anwendung weiter hat, da die Provinz wie alle andre in Scotland, blos nach den Kirchspielen abgetheilt wird. Die Hauptstadt ist Greenlaes, — Berwick upon Trent, Stadt und Hauptort eines Distrikts, in der britischen Shire Northumberland in England, welcher Distrikt die nördlichste Spitze von England macht und wol mit den Titel Berwickshire belegt wird. Sie liegt unter 55° 44′ 35″ Br. und 15° 44′ 45″ L. an der Tweed, nur $\frac{1}{10}$ Meile von deren Mündung in das teutsche Meer, hat eine Brücke über diesen Fluß von 15 Bogen, 1164 Fuß lang, und 17 F. breit, und ist mit verfallnen Festungswerken umgeben. Man findet 1 Schloß, worauf der Kommandant der Stadt wohnt, 1 großes Magazin und Kaserne für 600 Mann, 1 Kirche der Episkopalen, 4 Kirchen der Presbyterianer, und 3 Kapellen der Baptisten, Methodisten und Katholiken, 1 Hospital, 1 schönes Stadthaus mit einem 150 Fuß hohen Thurme, 934 steinerne und backsteinerne Häuser meistens im alten Geschmacke und in engen, doch gepflasterten und mit Fußbänken versehenen Straßen, und 1810. 7746 Einw. Manufakturen sind gar nicht vorhanden, blos die gewöhnlichen Handwerker, worunter sich die Schuster mit ihren Cumberland Clogs, womit sie die ganze umliegende Gegend versehen, auszeichnen, auch werden Strümpfe gewebt und gestrickt. Die Fischerei ist der einträglichste Nahrungszweig; blos zum Lachsfange werden 70 Boote mit 300 Mann verwendet. Der Hafen ist enge, seicht, hat aber durch den seit 1811 vorgerichteten Steindamm gewonnen, und der Handel und die

Digitized by Google

Schiffahrt sind ganz beträchtlich; 1811 gehörten zu den Hafen 14 Seeschiffe von 70 bis 120 Tonnen und die Ausfuhr bestand in 28,100 Fässern mit eingesalzenem Lachse, 400 T. mit Heringen, 4000 Kisten mit Eiern, 350 Ct. blauer Farbe, 3500 Fässern mit Schweinfleische, auch in Korn, Kartoffeln u. s. w. Die Luft ist kalt und durchdringend, aber gesund; eine Wasserleitung versorgt die Stadt mit frischem Wasser. Berwick, jetzt ein englischer Borough, der 2 Dep. zum Parl. sendet, macht die äußerste Gränze gegen Scotland aus, und gehörte in ältern Zeiten zu der scotischen Shire, die von ihr den Namen führt. Als Gränzstadt war sie von jeher ein Zankapfel zwischen beiden Reichen; 1502 wurde sie von Scotland an England abgetreten, und im Frieden zwischen Edward VI. und Marie von Scotland ausgemacht, daß sie als eine freie Stadt zu beiden Reichen angesehen werden solle. Dies hat sich indeß in der Folge abgeändert; Berwick wird nach englischen Gesetzen regirt, und als ein Theil von Northumberland angesehen, hat aber alle seine alten Freiheiten und Privilegien behalten. An der Spitze des Magistrats steht 1 Mayor und 4 Bailifs mit 1 Sherif, und derselbe übt zugleich durch eigne Justizbeamte die Gerichtsbarkeit aus. — Northberwick ist eine Stadt am Frith von Forth in der britischen Shire Haddington in Scotland; er sendet mit Haddington, Lauder, Dunbar und Jedburgh 1 Dep. zum Parl., zählt 1421 Einw. und besitzt einen kleinen Hafen mit Kornausfuhr. Unweit davon sieht man den Hügel North Berwick Law, und die Ruinen des der Familie Douglas vormals zugehörigen Tantallan Castle. — Berwick heißt auch 1) eine Ortschaft in der County Adams des nordamerik. Staats Pensylvania. Sie liegt am Susquehanna und hatte 1810 in 420 Häus. 1799 Einw. 2) Eine Ortschaft in der britischen Shire York und zwar im Westriding nahe an der Mündung des Flusses Coker mit 550 Einw. 3) Eine Stadt in der County York des nordamerik. Staats Maine am Salton Fall mit 2 ref., 2 baptist., 1 Quäckerkirche, und 4455 Einw., die Handel mit Masten und Holz, sonst Ackerbau und Gewerbe treiben. (*Hassel.*)

BERWICK (**James Fitz-James, Herzog von**), Marschall von Frankreich, ein natürlicher Sohn des Herzogs von York, nachmaligen König Jakob II. von England, und der Arabelle Churchill, einer Schwester des berühmten Herzogs von Marlborough, die nachher den Obersten Godefroy heirathete und 1730 als Witwe starb. Er wurde den 21. Aug. 1670 geboren, in der katholischen Religion erzogen, und führte zuerst den Namen Fitz-James. Von seinem siebenten Jahre an lebte er in Frankreich, unter der Aufsicht geschickter Lehrer, die seine Studien leiteten. Sein Vater, der 1685 den englischen Thron bestieg, gab ihm viele Beweise einer väterlichen Fürsorge und Zärtlichkeit, und der Sohn befestigte sich in der Gunst desselben nicht nur durch seine leidenschaftliche Anhänglichkeit an den katholischen Glauben, sondern auch durch seine kriegerischen Talente, wovon er 1686 u. 1687 in dem Kriege Kaiser Leopolds des Ersten gegen die Türken rühmliche Beweise gab. Nach seiner Rückkunft erhob ihn sein Vater unter dem Titel eines Herzogs von Berwick, Grafen von Tinmouth und Barons von Bosforte zum Pair von England, ertheilte ihm den Orden vom Hosenbande, und die Befehlshaberstelle über Portsmouth. Allein schon 1688 brach die Revolution aus, welche den Vater vom Throne stieß, und das aufblühende Glück des Sohnes zerstörte. Beide flohen nach Frankreich, um bei Ludwig XIV. Schutz und einstweiligen Unterhalt zu finden; der letztere wurde ihnen zwar zu Theil, aber eine Wiederherstellung ihres vorigen Glanzes zu erlangen, war bei der schwachen französischen Unterstützung nicht möglich. Berwick hatte einen vorzüglichen Antheil an dem Versuche, durch Irland wieder in den Besitz von England zu kommen, und gab die unzweifelhaftesten Beweise von seiner persönlichen Tapferkeit, so wie von seinem wachsenden Eifer für die Sache seines Vaters und der katholischen Religionspartei. Er war 1689 bei der Belagerung von Londonderry und 1690 in dem Treffen bei Drogheda an der Boyne, wurde in einem Gefechte gefährlich verwundet (das erste und einzige Mal während seiner kriegerischen Laufbahn), und kehrte, nachdem die Unternehmung gänzlich mislungen war, nach Frankreich zurück. Er trat nun in die Dienste Ludwigs XIV., dem er sich durch seine persönliche Tapferkeit, seine Fähigkeiten, seine Geschmeidigkeit, besonders aber durch seinen Eifer für die Verbreitung des katholischen Glaubens und die Bekämpfung der Feinde desselben empfahl. Er diente seit 1691 unter Luxembourg und später unter Villeroi in Flandern, und nach dem Ausbruche des spanischen Successionskrieges 1702 und 1703 unter dem Herzoge von Bourgogne und unter Villeroi. Dann ging er als kommandirender General nach Spanien, wo er die innern Zwistigkeiten des Hofes beilegte, und mehre feste Plätze eroberte. Er wurde wieder nach Frankreich zurück berufen, und kommandirte 1705 in Languedoc gegen die empörten Camisarden *), die er mit barbarischer Strenge bestrafte. Dadurch dämpfte er zwar die innerlichen Unruhen ziemlich, entging aber nicht dem Vorwurfe bigotter Härte und Grausamkeit. Im folgenden Jahre erhielt er den Marschallstab, und kommandirte wieder in Spanien. Er schlug am 25. April 1707 die Engländer und Portugisen bei Almanza, an den Gränzen von Castilien und Valencia, und eroberte nicht nur diese beiden Provinzen wieder, sondern auch Lerida, den Hauptort in Catalonien, nach Barcelona. Hocherfreut über diesen folgenreichen Sieg beschenkte der König von Spanien, Philipp V., den Herzog von Berwick mit den Städten Liria und Xerica, erhob sie zu Herzogthümern, und verband mit ihrem Besitz die Würde eines Grand der ersten Klasse, Ludwig XIV. aber gab ihm die Statthalterschaft Limousin. Im J. 1708 ging er an den Rhein, und von da nach Flandern, das folgende Jahr nach Provence und Dauphiné, diese Provinzen zu decken, und nach dem utrechter Frieden nach Guienne, um das Kommando daselbst zu übernehmen. In dem kurzen französisch-englischen Kriege gegen Spanien 1719 erhielt Berwick das

*) Man sehe von diesem furchtbaren Emporungskriege die Histoire des Camisards. London 1774. Vol. II. 8. teutsch v. J. Schulz. Wien. 790 — 95. 2 Thle. 8. und die Histoire des troubles des Cevennes ou de la guerre des Camisards, par l'auteur du patriote françois et impartial (Ant. Court de Gebelin). Villefranche 1760. Vol. III. 8. Einen Auszug daraus in Schlözer's 18. Jahrhundert fortgesetzt v. C. D. Voß 5. Th. 416 — 483.

Digitized by Google

Oberkommando, und er mußte nun gegen eben den Philipp V. kämpfen, dem er ehemals so wesentliche Dienste geleistet, und der einen Sohn des Marschalls in Spanien angestellt hatte. Er rückte im April an die spanische Gränze, drang in Biscaya ein; nahm Fuente-Rabia und sodann San Sebastian weg, und richtete alle Kriegsschiffe, die im Hafen S. Antonio oder sonst an dieser Küste auf den Werften lagen, zu Grunde. Im folgenden Jahre kam ein Vergleich zu Stande und Berwick genoß nun der Ruhe, bis 1733 der Krieg wegen der polnischen, zwischen Stanislaus und dem sächsischen August streitigen, Königswahl ausbrach. Den Anfang der Feindseligkeiten machte Frankreich damit, daß Berwick im Okt. 1733 mit einem starken Corps bei Strasburg über den Rhein ging, und die Reichsfestung Kehl wegnahm. Im folgenden Feldzuge kam er abermals mit der Hauptarmee bei Kehl und Fortlouis über den Rhein, und unternahm am 3. Juni die Belagerung von Philippsburg. Am 12. Jun. ritt er des Morgens von Speier, seinem Hauptquartier aus, um die Belagerungsanstalten zu untersuchen, näherte sich aber den feindlichen Kanonen so sehr, daß ihm eine Kugel den Kopf wegnahm. Als man dem Marschall Villars, der damals zu Turin krank lag, und dem Tode nahe war, die Nachricht davon brachte, zog er beide Arme unter der Decke empor, und sagte: „Ich habe immer bemerkt, daß Berwick mehr Glück hatte, als ich.“ Sein Leichnam ward in der Gruft seines, am 16. Sept. 1701 zu St. Germain gestorbenen, Vaters beigesetzt. Berwick, von Gestalt lang und hager, hatte die Armeen der drei mächtigsten Monarchen in Europa, der Könige von Frankreich, Spanien und England kommandirt; und als Pair von Frankreich u. England, so wie als Grand von Spanien, besaß er die höchsten Würden in diesen drei Reichen, und jeder dieser Könige hatte ihn mit seinen Orden geschmückt. Als Krieger war er persönlich tapfer, gewandt und unermüdet; als Anführer erfahren, vorsichtig und geschickt, und er behauptet eine ehrenvolle Stelle unter den vorzüglichsten Helden, die im spanischen Successionskriege Armeen kommandirten. Von Natur ernsthaft, kalt und trocken, liebte er vornehmlich die Defensive, bewies aber auch in der Offensive Thätigkeit und Gewandtheit. In seinen Entwürfen rühmte man jene scharfsinnige Combination, welche alles zu einem wirksamen Ganzen vereinigt, jene richtige Beurtheilung, welche an dem Plane, sobald er entworfen ist, nichts zu verbessern übrig läßt, und eine Standhaftigkeit, die kein Wanken kennt. Den Soldaten flößte er durch seine strenge Disciplin Furcht, aber durch die Sorge für ihre Bedürfnisse, und durch die Schonung ihres Lebens, Liebe ein. Sein persönlicher Charakter hatte, die fanatische Anhänglichkeit an den katholischen Glauben und die Ausbreitung desselben ausgenommen, schätzbare Eigenschaften. Er war uneigennützig, gerecht, zurückhaltend und verschwiegen, ein Freund der Wahrheit, und frei von ungestümen Leidenschaften. Von Niemand sprach er Böses, lobte nur den, der es verdiente, entdeckte seinen Feinden, was er zu erinnern hatte, und schwieg hernach ganz. Den Hof kante und floh er, so viel als möglich. Als Freund, Gatte und Vater war er bieder und zärtlich. Er hatte 1695 eine Tochter des Grafen von Clanricard, aus dem Hause Burke in Irland, geheirathet, die ihm einen Sohn (James Fitz-James, Herzog von Liria) gebar, der in spanischen Diensten General war. Nach ihrem Tode heirathete er 1700 Anna Burckley, eine reiche Engländerin, mit der er mehre Kinder erzeugte, unter denen der erste Herzog und Marschall von Fitz-James zu bemerken ist **). (*Baur.*)

BERWIN, BEROUIN, heißt ein Zug von wilden Felsengebirgen in mehren Theilen von Nordwales, ganz ohne Bäume, Sträucher und Gras. (*R.*)

Beryll, s. Smaragd und Topas.

Beryllerde, s. Glycinerde.

BERYTOS (*Βηρυτὸς*), noch h. z. T. Beiruth od. Baruth, eine uralte Stadt mit einem Hafen an der phönikischen Küste, deren Stiftung die Griechen auf den Kronos zurückführen (*Scyl.* p. 42. *Steph.* Byz. *Βηρυτὸς*), wahrscheinlich eine Anlage von Sidon, lag nach *Ptol.* V, 15. unter 67, 30:33, 40. Abulfeda Tab. Syr. p. 94, der sie noch als beträchtliche Stadt, und den Hafen von Damask lobt, entfernt sie 18 Mill. von Byblos. Sie war unstreitig, wie alle phönikische Küstenstädte, eine blühende Stadt, obwol uns die Alten wenig von ihr sagen. In den syrischen Kriegen von Tryphon zerstört (*Strab.* XVI, 2, 19.) ward sie von Agrippa, der sie zum Hauptquartier der zwei Legionen dieses Landes machte, nicht blos wieder hergestellt, sondern auch verschönert (*Strab.* l. c.; *Jos.* Antiqq. XIX, 7.) und als römische Kolonie mit italischem Rechte (Ulp. l. 7. Dig. de cens.) Felix Julia (*Plin.* V, 17.) genant. In spätern Zeiten bildete sich hier eine hohe Schule, berühmt durch ihren Unterricht in den schönen Wissenschaften und in der Rechtskunde (*Euseb. Martyr.* Palaest. c. 4.; *Socr.* Hist. eccles IV, 17.). Die Münzen der Stadt, deren eine große Menge ist, hat *Rasche* Lex. Num. Vol. I. P. I. p. 1494. flg. (*Ricklefs.*)

BERYTUS. Nach Fabricius eine Gattung der Pflanzenwanzen. Ihre Merkmale sind: ein langer schmaler Körper; viergliedrige, gebrochene, am Ende geknopfte Fühler; schlanke Beine, die hintersten länger; und die häutige Spitze der Deckschilde gestreift. Man kent nur zwei bis drei in Teutschland einheimische Arten, die auf Wiesen vorkommen. Latreille nante früher diese Gattung Neides. (*Germar.*)

BERZAVA, 1) Berg in der beregher Gespanschaft in O.-Ungern diesseit der Theiß. (S. Beregh.) 2) Fluß

**) Ein Sohn desselben, Herzog von Fitz-James, gab zum ersten Mal die echten Mémoires de Berwick, écrits par lui même, avec une carte. Paris. 1778. Vol. II. 12. Basle 1779. Vol. II. 8. (mit Zusätzen von dem Abbe Hook) heraus; ins Teutsche übersetzt, Bern 1779. 2 Th. 8. Eine bloße Kompilation aus Zeitungen und Officialberichten sind die Mémoires (pour l histoire) du Maréchal de Berwick (depuis 1685. jusqu'en 1734). à la Haye (Rouen) 1737. Vol. II. 12. (par de la Paure de Margon). Vgl. übrigens: The life of James Fitz-James, Duke of Berwick. Lond. 1738. 12. Oeuvres compl. de St. Simon. T. IV. 170 (Ranfts) genealog. Archivarius 10 Th. 91—117. Stöver das 18. Jahrh., fortgef. v. C. D. Voß 5. Th. 383—395. C. A. Görgels Gesch. d. europ. Kriege des 18. Jahrh., das Register beim 3. Bde. Nouv. Dict. hist. s. v. Fitz-James. Biogr. univ. T. IV. s. v. Berwick.

Digitized by Google

in der kraschover Gespanschaft in O.-Ungern jenseit der Theiß, gegen Westen laufend. (S. Krasso.) (*Rumy.*)

BERZENCZE oder Bresznitz, kroatisch Brzesnicza, ein Marktflecken im marczaler Bezirk der somogyer oder schimegher Gespanschaft in N.-Ungern, jenseit der Donau, groß und volkreich, gehört dem Grafen Georg Nitzky, mit herrschaftl. Gebäuden, 2 kathol. Kirchen und einem Pfarrhaus. Ehedem war es eine berühmte Festung, von der noch Trümmer und Schanzen übrig sind. Es liegt in einer erhöheten Ebene. Die hiesigen Mühlen werden für die besten in der ganzen schimegher Gespansch. gehalten. Der Mktfl. hat zwei Jahrmärkte. Die Einwohner sprechen kroatisch und bekennen sich zur römisch-kathol. Kirche. Im J. 1818 waren darin (nach dem weßprimer bischöfl. Schematismus): 2054 Kathol., 8 Protest., 4 Juden. Auch führen diesen Namen zwei große slowakische Dörfer in der barscher und neograder Gespansch., und ein magyarisches Dorf in der szalader Gespansch. mit guten Weinbergen. (*Rumy.*)

BERZÉTHA, Berzethen, slowakisch Berzetin und Brzotin, ein großes ungrisches Pfarrdorf in O.-Ungern diesseit der Theiß, gömörer Gespanschaft, rosenauer Bezirk, der adeligen Familie Marjassy de Markusfalva gehörig, am linken Ufer des Flusses Sajó, mit 3 Castellen gedachter Familie, 156 H., einer reformirten und einer kathol. Kirche, ungefähr 1000 Einw., Magyaren und einigen Slowaken, die sich außer dem Feldbau vom Transport des Eisenerzes nähren und auch in Schmelzhütten, Eisenhämmern u. s. w. arbeiten *). Die meisten Einwohner bekennen sich zur reformirten Kirche helv. Confession, die hier gegen Ende des 16. Jahrhunderts der aus Rosenau entlassene Prediger Daniel Weindling einführte **). (*Rumy.*)

BERZEVICZA, Berzevicze, slowak. Brezowicza, slowak. Marktflecken in O.-Ungern diesseit der Theiß, scharoscher Gespanschaft, Ober-Tarczer Bezirk, der adeligen Familie v. Berzeviczy gehörig, am Fuße eines hohen Gebirges und an der Torisza, mit einem Castell, einer kathol. Pfarre und Kirche, 1320 katholischen Einw. (nach dem kaschauer bischöfl. Schematismus), das große Gebirge hat oben gute Weide und unten große Waldungen. Auf dem hohen Gebirge ist es im Sommer meistens so kalt, daß man keine Mücken daselbst antrifft. Die Torisza verursacht oft Überschwemmungen. (*Rumy.*)

BERZEVICZE, eine in Ruinen liegende Burg auf dem hohen Berge neben dem Marktflecken Berzewicza in O.-Ungern, scharoscher Gespanschaft, das Stammhaus der adeligen Familie von Berzeviczy. Diese Burg zerstörte der König Matthias I., weil sich darin die Hussiten aufhielten. (*Rumy.*)

BERZEVICZY. Eine uralte adelige Familie in Ungern, aus welcher mehre Männer im Kriege, in Statsgeschäften und in der Literatur sich ausgezeichnet haben. Diese Familie hatte bereits 350 Jahre geblüht, als Ferdinand II. durch eine Urkunde vom 30. Mai 1559 ihr Wapen erneuerte. Der Stammvater dieser Familie war ein Ausländer, Rudger, der Sage nach ein Edelmann aus Tyrol, der eine Hofdame der Gemalin des Königs Andreas II. zur Frau hatte und mit dieser und der Königin Gertrud nach Ungern kam. Der Bruder dieser Hofdame, Adolph, war Zipser Propst, und hatte sich um den Hof als Gesandter bei dem Papst und bei andern europäischen Regenten Verdienste erworben, und durch manche, auch mit Lebensgefahren verbundene Dienste bei Berthold, Bruder der Königin, Erzbischof zu Kalocsa und Bischof zu Bamberg sehr beliebt gemacht. Zur Belohnung schenkte diesem Adolph und seiner Schwester, der Gemalin Rudgers, König Andreas II. im J. 1209 eine Gegend in der zipser Gespanschaft zwischen dem Flusse Poprad und dem karpatischen Gebirge Tatra. Durch diesen Stammvater der Berzeviczyschen Familie wurden in dieser Gegend, die sein erstes Landgut in Ungern war, die noch bestehenden Ortschaften Kakas Lomnicz, Hunsdorf und O' Leszna und das im J. 1360 verwüstete Dorf Meklér erbaut. Diese Herrschaft wurde später durch königl. Donationen vermehrt. Zu dieser Herrschaft gehören auch: der höchste Tatraberg, lomnitzer Spitze genant (nach den Messungen von Townson, Da Camera und Gimbernat 1400 Toises hoch) und zwei vom reißenden Kohlbach durchschlängelte romantische Tatra-Thäler, die Rudgers funfzehnter Enkel, der gelehrte Gregor von Berzeviczy zu Kakas-Lomnicz (gestorben am 23. Febr. 1822) zuerst topographisch-pittoresk beschrieben hat. Jenseit des Flusses Poprad erstreckt sich die Herrschaft bis zum Dorfe Zsakócz, die jetzt dem Grafen Csáky gehört.

Rudger hinterließ zwei Söhne, die in den Urkunden unter den Namen Comes *Hermannus* alias *Polanus* und Comes *Ricolphus* de Scepus vorkommen. Auf ihre Bitte bestätigte der König Bela IV. im J. 1246 die Schenkung seines Vaters, des Königs Andreas II. vom J. 1209. Beide zeichneten sich in den Kriegen unter Ladislaus IV. als treue Anhänger des Königs aus. Hermann oder Polan trug bei der Belagerung der Festung Raab die königl. Fahne und erhielt eine Wunde an der rechten Hand, von der sie ganz unbrauchbar wurde. Polans Sohn, Ricolph verlor sein Leben im Kampf mit dem Rebellen Gergely. Bei der Belagerung der Burg Marcell in der zipser Gespanschaft, welche der Rebell Lorand eingenommen hatte, geriethen die Brüder Ricolph und Polan in Gefangenschaft. Zur Belohnung dieser treuen Dienste schenkte ihnen der König Ladislaus die Dörfer Farkasfalu und Pokaj in der zipser Gespanschaft, wogegen er das dem Polan zuvor geschenkte Dorf Domanyócz als zum Zipser-Schloß gehörig zurücknahm. Hermanns Nachkommenschaft starb im 15. Jahrh. aus; die Söhne des Comes Ricolphus aber, Joannes de Lumnicz und Ricolphus de Tarkö wurden die Stammväter der zwei adeligen Familien Berzeviczy und Tarczay, von welchen die letzte im J. 1556 mit Georg Tarczay ausstarb.

*) Ehemals war der Ort ein Krongut und wurde von Teutschen und Slowaken bewohnt. Durch eine Urkunde vom König Bela IV. wurde es der Familie von Bubek verliehen. Die Goldgruben, deren diese Urkunde als zu Berzethen gehörig erwähnt und worüber sie Verfügungen trifft scheinen nicht auf dem heutigen Gebiet des Orts existirt zu haben. **) S. *Bartholomaeidos* Comitatus Gömöriensis Notitia historico-geographico-statistica (Leutschau 1808. in 4.) p. 516. 517.

Digitized by Google

Jener Comes Ricolphus hatte noch mehre Söhne, von welchen einer Kokos oder Kakas (Gallus) hieß. Sein Name hat sich in der Benennung des Dorfs Kakas-Lomnicz (sonst Nagy Lomnicz oder Groß-Lomnicz) und der Wiese Koks erhalten. Seine Verdienste um den König erzählt eine Urkunde vom J. 1307, durch die ihm König Karl I. das Dorf Sztraska (damals Eör genant) in der zipser Gespanschaft verlieh, welches jetzt den weiblichen Nachkommen der vor kurzem in der männlichen Linie ausgestorbenen berühmten Familie Horváth Stansith de Gradecz gehört. In jener Urkunde wird erzählt, daß Kokos aus beständiger Treue gegen den König Karl bei der Belagerung des von den Böhmen eigenommenen Zipser-Schlosses 32 Diener und 2 Blutsfreunde verlor, er selbst aber tödlich verwundet wurde. Im J. 1313 vertauschten Kokos und sein Bruder Johann von Lumnicz das Dorf Ländok mit Komlos in der scharoscher Gespanschaft. Endlich wurde Kokos Iudex Montanorum de Schemnitzbánya, und da er keine männlichen Erben hatte, vermachte er im Testament alle seine Güter seinen Brüdern Ricolph und Johann, welches Testament der König im J. 1327 bestätigte. — Ein anderer Sohn des Comes Ricolphus, Heinrich, starb ohne einen männlichen Erben; seine Tochter Anna heirathete aber den Kommandant des Zipser-Schlosses und bekam die Ortschaft Szalok als gesetzliches Quartalitium.

Auch der erwähnte Ricolph von Tarkö, in den Urkunden Magister Ricolphus genant, war ein tapferer Held. In dem Treffen, welches König Karl dem Rebellen Matthäus von Trencsin bei Kaschau lieferte, stritt er tapfer an der Seite des Königs, und später führte er ein dem König von Polen gesandtes Corps ungrischer Hilfstruppen an und trug viel zum glücklichen Ausgange des Krieges bei, daher in einer Urkunde vom J. 1336 gesagt wird: unde idem Magister Ricolphus toti genti nostrae Hungaricae odorem bonae famae reportavit.

Die Besitzungen der Familie waren bereits im J. 1326 in der scharoscher und zipser Gespanschaft bedeutend. Noch vor dem J. 1317 wurde der Marktflecken Berzevicze in der scharoscher Gespanschaft erbaut und im J. 1314 machte Johann de Lumnicz den Wald Grünwald urbar und siedelte darin Einw. an, woher die heutige Ortschaft Balásvágás entstanden zu seyn scheint. Da im J. 1343 die Brüder Johann und Ricolph von ihren Geschwistern allein am Leben geblieben waren, beschlossen sie die Theilung der Familiengüter in der scharoscher Gespanschaft, und bestimten dadurch die Scheidung der zwei Linien von Tarkö und Lomnicz oder Berzevicz. Ricolph hatte sich schon früher die Burg Tarkö erbaut; Michaël der Sohn des Johann Lomnicz erbaute sich die Burg Berzevicz auf einem Hügel der Kirche zu St. Kirn (Quirinus) gegenüber, um das J. 1350, und seit der Zeit führt diese Linie den Namen Berzevicz.

Unter den Söhnen des Johann Lomnicz sind, außer dem Landoker Propst Ricolph, vorzüglich Heinrich, Michaël und Johann Berzevicz merkwürdig. Heinrichs Sohn Peter war um das J. 1425 kön. Ober-Schatzmeister. In seinen jüngern Jahren zeichnete er sich durch Kriegsdienste [1]) aus und gerieth auch in türkische Gefangenschaft. Der König Sigmund schenkte ihm im J. 1425 das Dorf Jamnik. Er scheint auch das in der Geschichte Ungerns nicht unberühmte Schloß Dunajecz erbaut zu haben, denn sein Sohn Johann heißt in Urkunden Haeres Castri Dunajecz. Dieser Johann führte den Zunamen Schwarz, wahrscheinlich deswegen, weil er einen großen Schwarzwald besaß. Dieser Johann Schwarz de Berzevicze erhielt unter andern im J. 1439 von dem König Albert die Ortschaft Agard in der neograder Gespanschaft zum Geschenk, hatte aber wegen derselben viele Streitigkeiten, so daß er sich im J. 1446 während des Interregnums an die Reichsstände und im J. 1461 an den König Matthias wegen seiner Widersacher wenden mußte. Er starb im J. 1470. Seine Güter occupirte der mächtige Zipser Dynast Emrich Zápolya, ungeachtet des Widerspruchs der Blutsverwandten Johanns. — Der zweite Sohn des Joh. Lomnicz, Michaël, Erbauer der Burg Berzevicze, war der Urgroßvater Stephans, der in den Familien-Urkunden Stephanus Pincernarum Magister heißt. Dieser Stephan erhielt im J. 1425 vom Könige Sigmund die Erlaubniß, in dem Dorfe Erk in der heweschcr Gespanschaft ein festes Schloß zu bauen. Im J. 1453 schenkte der König Ladislaus ihm und seinen Geschwistern die Ortschaft Szégh in der heweschcr Gespanschaft. Seines Bruders Sohn Leonhard, der noch im J. 1479 lebte, der letzte dieser Linie, zur Verschwendung geneigt, verpfändete seine Güter, die nach und nach in die Hände der Grafen Tökölyi und Rueber und des königl. Fiscus kamen, und erst nach einem 300jährigen Prozeß im J. 1751, und zwar unter beträchtlichen Aufopferungen, von der Berzeviczyschen Familie vindicirt wurden.

Auf solche Weise starben die Linien von Heinrich und Michaël Berzeviczy aus und von Johann Lomnicz's Söhnen pflanzten nur die Nachkommen des Johann Berzeviczy die Familie fort. Von den zwei Söhnen seines Enkels, Jacob und Stanislaus (die zu gleicher Zeit mit dem oben angeführten Leonhard lebten) stammen die jetzt lebenden Berzeviczy her. Stanislaus Berzeviczy starb im J. 1480 durch Wunden von zwei Meuchelmördern, welche seine zweite Gemalin gedungen hatte.

Die Familien-Burg Berzevicze war in die Hände der Hussiten gefallen. Diesen nahm sie Sebastian von Rozgonyi (zuerst königl. Ober-Stallmeister und Feldherr, zuletzt Woywode von Siebenbürgen) ab und verkaufte sie für 400 Goldgulden dem Stephan Berzeviczy, Bruder des Stanislaus. Dieser befestigte sie noch mehr, erhielt im J. 1458 einen Schutzbrief vom Könige Matthias und behielt sie so lange, bis seine Blutsverwandten ihm seine Auslagen ersetzten und die Kriegsgefahren vorbei waren.

Die Lomnitzer Curia blieb im Besitz des Jakob Berzeviczy. Dessen Enkel Johann und Christoph erhielten im J. 1525 vom Könige Ludwig II. die Erlaubniß, die Curia in ein befestigtes Schloß zu verwan-

1) Auch durch Kentnisse mehrer Sprachen und Statsklugheit, weswegen er vom König Sigmund in seinen Unterhandlungen mit Polen gebraucht wurde.

Digitized by Google

keln. In diesem Zustande blieb sie bis in die Mitte des 18. Jahrh., zu welcher Zeit das Schloß sehr baufällig und durch ein Gebäude im neuen Geschmack ersetzt wurde.

Die Burg Tarkö, in deren Besitz noch im J. 1455 der König Ladislaus IV. die Linie Tarczay bestätigt hatte, gelangte nach dem Tode des letzten Tarczay, Georg, der in dem Kriege mit Zápolya um das J. 1556 gestorben war, samt den dazu gehörigen Gütern in die Hände der Familie Desseöffy, deren Nachkommen, die Grafen Szirmay, sie noch jetzt besitzen [2]).

Ein Berzevicky verpflanzte diesen Namen nach Polen, dies war Martin von Berzevicky, Sohn des Christoph. In seiner Jugend war er Secretär des ungrischen Palatins Thomas Nádasdy. Im J. 1559 verschaffte er sich und der ganzen Familie vom König Ferdinand die Erneuerung des Adels und des Familien-Wappens. Später diente er als Notar bei der ungrischen Hof-Kanzley. Im J. 1563 ernante ihn der Kaiser Maximilian zum **Aulae Familiaris**. Zuletzt trat er als siebenbürgischer Kanzler in die Dienste Stephan Báthory's, Fürsten von Siebenbürgen und Königs von Polen und begleitete ihn nach Polen, wo er zum Ritter, Freiherrn von Dondangh und Stargarder Hauptmann ernant wurde. Er starb am 16. Februar 1596 und wurde zu Moszek begraben. Er hatte in den J. 1577 und 1585 von den brandenburgischen Markgrafen Albert Friedrich und Friedrich Georg das Gut Leistenau oder Risnow erhalten, in dessen Besitz ihn der König von Polen Sigmund bestätigte. Seine Söhne Johann und Christoph verkauften im J. 1613 ihre ungrischen Güter an ihre nächsten Verwandten. Johann starb im J. 1645 und seine einzige Tochter folgte ihm im J. 1646 im Tode nach. Seine Witwe sah sich aber wegen zahlreicher Schulden genöthigt im J. 1653 die Güter in Polen und Preußen zu verkaufen. So starb in Polen der Name Berzevicky aus, während in Ungern sich noch mehre Statsmänner und Gelehrte auszeichneten [3]).

Noch verdient hier außer andern Berzevicky, unter welchen sich mehre Jesuiten befanden, angeführt zu werden:

BERZEVICZY (Gregor von), Gutsbesitzer zu Kakas oder Nagy-Lomnicz (Groß-Lomnitz) in der zipser Gespanschaft in Ungern, Beisitzer der Gerichtstafeln des zipser und scharoscher Comitats, Districtual-Inspector der evangel. Kirchen und Schulen A. C. in der Superintendenz diesseit und jenseit der Theiß, correspondirendes Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, gestorben zu Groß-Lomnitz am 23. Februar 1822. 58½ J. alt; ein Mann von ausgezeichneter und seltner Geistesbildung, ausgebreiteten statistischen, statswirthschaftlichen und historischen Kentnissen, ein genialer Denker und geschmackvoller Schriftsteller, warmer Menschenfreund und Kosmopolit. Treffliche, patriotische und kosmopolitische Ansichten und Plane theilte er durch Schriften, mit und ohne Namen, seinen Landsleuten und Zeitgenossen freimüthig und unbefangen mit; aber sie fielen leider nicht der Stats- sondern der Literatur-Geschichte zu [1]).

Gregor von B. wurde im J. 1763 den 15. Juni zu Groß-Lomnitz in der zipser Gespanschaft von evangelischen Altern A. C., aus einer uralten und berühmten adeligen Familie geboren. Auf seine edle Abkunft war er keineswegs stolz; vielmehr trug er durch seine persönlichen Verdienste zum Ruhm seiner Familie und seines Vaterlandes bei. Schon in seinem zarten Alter verlor er im J. 1772 seinen Vater Alexander von Berzevicky, einen geistreichen und die Wissenschaften liebenden Mann. Die gute, sorgsame und sehr gebildete Mutter Barbara, eine geborne Horváth Stansith de Gradecz, Schwester des berühmten und verdienstvollen Zipser Vice-Gespans, Emrich Horváth Stansith de Gradecz aus Nehre, übernahm nun die Erziehung des siebenjährigen Knaben. Den Elementar-Unterricht erhielt er von Privat-Lehrern zu Hause. Dann bezog er das evangelische Lyceum A. C. zu Käsmark, wo er die Humaniora, Philosophie, die mathematischen und physikalischen, historischen, juridischen und theologischen Wissenschaften hörte und in dem Hause des berühmten Rectors und Professors Adam Podkonicky, der ihm auch in den juridischen und politischen Wissenschaften Privatunterricht ertheilte, wohnte. Nach geendigten Studien zu Käsmark trat er bei dem damaligen Districtual-Inspector der evangelischen reformirten Gemeinden jenseit der Theiß, Stephan von Vay in der szaboleser Gespansch., in die juridische Privat-Praxis. Hier hatte er Gelegenheit, nach Erscheinung des Josephinischen Toleranz-Edicts in Kirchensachen sich gründliche Kentnisse und jenen hellen Blick und wahrhaft protestantischen Eifer zu erwerben, durch den er sich später selbst als evangelischer Districtual-Inspector und als Schriftsteller auszeichnete. Im J. 1783 ging er nach Pesth in die Juratorie, wo er nach Erscheinung des Josephinischen Toleranz-Edicts einer der ersten Protestanten war, die bei der königl. Tafel als Juraten zugelassen wurden. Er ließ sich hier bald darauf examiniren und erhielt das ungrische Adels-Diplom. — Nun erwachte in der kräftigen, durch wissenschaftliche (und zwar in dem Käsmarker Lyceum im protestantischen Geiste der teutschen Universitäten durch den freimüthigen und gelehrten Podkonicky ihm angeeignete) Vorbereitung erhellten Sele des Jünglings der Wunsch, eine teutsche protestantische Universität zu besuchen und das Ausland zu bereisen. Obgleich nicht sehr reich, verwandte er auf die

2) Doch führen noch jetzt die Grafen Desseöffy das Prädikat: de Tarkö. 3) Nach einem Aufsatze des Gregor von Berzevicky im Tudományos Gyujtemeny 1819. VIII. Heft S. 57—65 ausgearbeitet. Vgl. Franz Budai's Magyar Ország polgári historiajara való Lexicon 1 Bd. S. 388—391., wo jedoch der Verf. als ungewiß anführt, ob Martin v. B. derselbe ist, der bei Stephan Báthory zuerst Sekretär, nachher Kanzler war.

1) Eine umständliche, musterhaft geschriebene (mit Ausnahme mancher Angaben, die nicht für ein großes Publikum gehörten), sehr anziehende Biographie desselben, zu welcher er selbst die Data, samt Bruchstücken über seine religiösen und politischen Grundsätze aus seinem Tagebuch geliefert hatte, theilten die vaterländischen Blätter für den österreichischen Kaiserstat 1818. Nr. 48 und 49 mit, und im Tudományos Gyujtemeny 1822 5. Heft S. 63 bis 72. steht ein ausführlicher Nekrolog von ihm, der gleichfalls nach einem handschriftlichen Aufsatz Berzevicky's bearbeitet ist. Unterzeichneter, benutzt bei Angabe der Lebensumstände Berzevicky's beide Aufsätze, fügt aber manche eigene Data, die ihm durch vieljährigen persönlichen Umgang und fortwährende Korrespondenz seit 1800 bekant wurden, und ein vollständiges Verzeichniß, seiner auch anonymen Schriften, wie man es in keinem jener Aufsätze findet, bei.

Digitized by Google

Erfüllung dieses edlen Wunsches das Mögliche. In Göttingen studirte er seit 1784 vorzüglich Philosophie, Geschichte, Statistik, die politischen, Cameral- und juridischen Wissenschaften unter Schlözer, Spittler, Beckmann, Pütter, Feder, der den wirksamsten Einfluß auf die Bildung seines moralischen Charakters hatte, und Meiners. Außer jenen strengeren Wissenschaften beschäftigte er sich auch mit den gebildeten Sprachen Europa's und mit den schönen Künsten, und machte besonders im Zeichnen und in der Musik ausgezeichnete Fortschritte [2]). Von Göttingen aus machte er in den akademischen Ferien mehre kleine Reisen und trat dann nach beendigten akademischen Studien, welchen er zwei Jahre gewidmet hatte, im Herbst 1786 eine große Reise nach Frankreich und England an, hielt sich drei Monate in Paris, wo er auch bei Hofe Zutritt hatte, auf, ging dann mit Empfehlungen des östreichischen Gesandten, der ihm auch Depeschen anvertraut hatte, nach Brüssel, wurde daselbst an dem Hofe des östreichischen Statthalters, Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, vorgestellt, hielt sich einige Wochen da auf und reiste dann über Ostende nach London ab, wo er ebenfalls am königl. Hofe vorgestellt, und als Bekanter der königl. Prinzen, die mit ihm in Göttingen studirt hatten, mit Auszeichnung aufgenommen wurde. In England verweilte er vier Monate. Hier hob sich sein Herz vorzüglich bei dem Anblick des Volkswohlstandes, aus dem er, im Gegensatz der Volksunterdrückung in Frankreich, die französische Revolution und den kraftvollen Widerstand in England voraussehen zu können glaubte [3]). Den Rückweg auf den Continent nahm er nach Antwerpen. Von hier aus wollte er Holland bereisen, aber die niederländischen Unruhen verhinderten dies. Er kehrte demnach über Brüssel, Löwen, Spaa, Aachen, Köln, Koblenz, nach Frankfurt, und von da über Mannheim, Nürnberg und Regensburg nach Wien zurück, nachdem er den vorgehabten Plan, die Schweiz und Italien zu besuchen, hatte aufgeben müssen [4]).

Drei Jahre hatte B. in Teutschland, in Fränkreich, in den Niederlanden und in England und zwar auf eine Art zugebracht, die einen so empfänglichen Geist nothwendig bereichern mußte. Mit gründlichen Kentnissen, vielfältigen Erfahrungen, großen Entschließungen und herrlichen Planen ausgestattet eilte er zur Audienz bei dem Kaiser Joseph II. — Dieser geistreiche Monarch prüfte ihn in einer beinahe zweistündigen Unterredung selbst und sagte am Schluß der Unterredung zu ihm: „Ich bin mit Ihnen ganz zufrieden, und will, daß Sie dem State dienen sollen. Wenn Sie dies mit Eifer thun, so soll es Sie nicht gereuen, Mühe und Kosten verwendet zu haben. Von der Ordnung, von unten auf zu dienen, kann ich Sie nicht dispensiren. Auch werden Sie Anfangs manche Schwierigkeiten finden. Sie müssen sich mit Geduld waffnen. Führen Sie sich brav auf, Ich will für Sie besorgt seyn." Bald darauf reiste der Kaiser zur Armee gegen die Türken ab. Es fanden sich Hinderniße für Berzeviczy's Anstellung, und so kehrte er in die Heimath zurück, wo er im Herbst 1787 eintraf und von seiner guten Mutter zärtlichst empfangen wurde [5]). Er ward nun sogleich zum Honorar-Notar der Gerichtstafel des Zipser Comitats, wo sein Onkel Emrich Horváth Stansith de Gradecz Vice-Gespan war, ernant. Im folgenden Jahre ging er nach Ofen, und Graf Karl von Zichy (spr. Sitschy), damals Präsident der königl. ungrischen Statthalterei, nahm ihn als Praktikanten bei dieser hohen Landes-Stelle auf. Er war täglich in dieses berühmten Statsmannes Hause, das auf einen hohen Fuß eingerichtet war. Indessen war der Türkenkrieg ausgebrochen. Die königl. Statthalterei schickte ein Landes-Commissariat zur Armee ab, und unser B. wurde dabei als Honorar-Concipist gebraucht, nach Beendigung des Feldzuges aber zum wirklichen Concipisten bei der königl. ungrischen Statthalterei ernant [6]). Durch Josephs Tod wurde Berzeviczy's Beförderung vereitelt. Er resignirte daher im J. 1795 sein Amt bei der k. ungrischen Statthalterei, zog sich auf seine Güter zurück und lebte nun den Wissenschaften und Künsten, und Entwürfen zur Erhöhung der Statswohlfahrt.

Bei der ersten ungrischen Insurrection in dem Kriege mit Frankreich, im J. 1797 wurde B. zum Kapitän des Zipser Insurrections-Corps gewählt. Er widmete sich diesem beschwerlichen Geschäfte mit Freuden: allein eine schwere Krankheit, von der er sich nur spät erholte, hinderte ihn seine mit vieler Einsicht begonnene Organisation des ungrischen Insurrectionswesens zu beendigen. Indessen nahmen ihn die Gerichtstafeln der zipser und scharoscher Gespanschaft zu ihren Beisitzer auf: eine Stelle, die mit keiner Besoldung verknüpft ist. Er erschien fleißig in den Congregationen der Gerichtstafel des Zipser Comitats und zeichnete sich durch seine gründlichen Vorschläge (von welchen mehre im Druck erschienen) und durch seine edle Freimüthigkeit aus. — Im J. 1801 wurde B. von der Theißer evang. Superintendenz A. C. zu ihrem Distriktual-Inspector gewählt [7]), und er verwaltete seitdem dieses zwar ehrenvolle, aber lästige, mit gar keinen Einkünften und Vortheilen, wol aber mit Ausgaben, Verdruß und Nachtheilen verknüpfte Amt stets mit Eifer und Thätigkeit, 21 Jahre lang bis zu seinem Tode, ruhmvoll. Außer den Distriktual-Conventen, wohnte er fast jährlich auch dem evang. General-Convent zu Pesth bei und war oft Mitglied der nach Wien zum Kaiser geschickten Deputirten der Protestanten in Ungern. Auch hatte

2) Um die nämliche Zeit studirten in der Georgia Augusta die englischen Prinzen Ernst, August und Adolph (jetzt Herzoge von Cumberland, Sussex und Cambridge), ein Fürst Lichtenstein u. s. w. und Berzeviczy hatte Zutritt zu ihrem Zirkel. 3) Auch erfreute er sich in London des Umgangs mit seinem Landsmann, dem berühmten Philologen, Revitzki, der damals als östreichischer Botschafter am englischen Hofe sich befand, und mit dem großherzigen korsischen General Paoli, der damals in London lebte, und die gelehrten Zusammenkünfte bei dem in der ganzen Welt geschätzten englischen Naturforscher Banks besuchte er fleißig. 4) Joh. Chr. von Engel in Wien hat, in einer Recension von Bredetzky's Beiträgen zur Topographie von Ungern, irrig versichert, Berzeviczy habe seinen Geschmack an der Schilderung schöner Gegenden sich in der Schweiz erworben. B. war nie in der Schweiz.

5) Diese starb im J. 1807. 6) Noch ist zu bemerken, daß er während seines Aufenthalts in Ofen im J. 1791 Deputirter abwesender Stände bei dem ungrischen Reichstag unter Leopold II., und bei der evangelischen Pester Synode gleichfalls Deputirter war. 7) An der Stelle des verstorbenen verdienstvollen Distriktual-Inspektors Emrich Horváth Stansith de Gradecz.

Digitized by Google

er Antheil an den meisten durch diese Deputationen eingereichten Vorstellungen und Beschwerdeschriften der ungrischen Protestanten. Durch seine Bemühung kam eine Theißer evang. Distriktual-Kasse und ein Studienfond, aus welchem arme Studirende Stipendien erhalten, zu Stande. Er führte im J. 1815 in der Theißer evang. Superintendenz die von ihm abgefaßte Coordinatio Rei religionalis ecclesiasticae Superintendentiae Aug. Conf. Evang. Tibiscanae als Norm ein, die auch im Druck erschien. Die höheren evang. Schulen in Ungern betrachtete er, wie die teutschen protestantischen Universitäten als die Säulen des ungrischen Protestantismus, und that daher, was er konte, zur Emporbringung der evangel. Lyceen in der Theißer Superintendenz zu Käsmark, Eperjes, Leutschau. Geistliche, Professoren, Studirende, unterdrückte und verfolgte Protestanten fanden bei ihm stets Unterstützung durch Rath und That. Er zog sich dadurch nicht wenig Verdruß, Kränkungen und Leiden zu, aber seine edle Sele ertrug dies standhaft und ließ sich nicht abschrecken stets das Rechte und Gute zu thun. Deswegen ist aber auch die allgemeine Betrübniß, die sein plötzlicher Tod unter den Protestanten in Ungern, besonders in der Theißer evang. Superintendenz A. C. erregte, die schönste Apologie für ihn.

Im J. 1802 heirathete B. seine Nichte, Theresia von Berzeviczy, ein armes Mädchen, das bei seiner würdigen Mutter als Waise erzogen worden war, mit Dispensation. Zwar hatte B. von seiner ersten Jugend an eine bestimte Abneigung gegen das Heirathen, nachdem er aber von Ofen mit zerrissenem Herzen nach Groß-Lomnitz heimgekehrt war, so war es ein Theil seiner häuslichen Beschäftigung, die Erziehung dieses geistreichen Mädchens zu besorgen. Er gab ihm Unterricht in Sprachen und in für ein gebildetes Mädchen geeigneten Wissenschaften. In dies Verhältniß mischte sich später die Liebe und dieser folgte die Ehe. B. lebte in seiner Ehe ganz zufrieden und glücklich. Von sechs Kindern dieser Ehe leben ein im J. 1809 geb. Sohn (Titus, der schon jetzt für die Zukunft viel verspricht) und eine Tochter.

Durch die Ernennung zum Mitgliede der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen wurde B. nicht nur zu weiteren literarischen Bestrebungen ermuntert, sondern er sandte auch der Societät eine mit vieler Sorgfalt durch den rühmlich bekanten Zipser Botaniker Thomas Maukſch angestellte Samlung karpatischer Pflanzen im J. 1803 zum Geschenk. Eben so interessirte sich B. für das ungrische National-Museum zu Pesth, welchem er eine Samlung der karpatischen Gebirgsarten in der zipser Gespanschaft übermachte.

In seiner Heimath am Fuße der Karpaten bereiste B. oft dieses majestätische Gebirge. Er war (nebst dem genanten Zipser Botaniker und Mineralogen Thomas Maukſch) der allgemeine Führer der dahin reisenden gelehrten Ausländer, z. B. eines Townson, Gimbernat, Da Camera, Dr. Wahlenberg, die er auch mit ungrischer Gastfreundschaft bei sich aufnahm. Im J. 1806 besah der Erzherzog Reichspalatinus in seiner Gesellschaft die Karpaten, und im J. 1819 führte B. den Erzherzog Johann, auf dieselben, wo sein 10jähriger Sohn Titus den Erzherzog an dem Kahlbach mit einer in Andre's Hesperus abgedruckten Rede begrüßte. B. hat den Tatra oder den karpatischen Gebirgszug in der zipser Gespanschaft theils in Bredetzky's Beiträgen zur Topographie von Ungern, theils in Sartori's Tibur anziehend geschildert.

B. hat seine Muße zu Groß-Lomnitz, nach seiner Rückkehr von Ofen im J. 1795, fleißig zur gemeinnützigen Schriftstellerei benutzt. Seine Schriften wurden theils durch die Bedürfnisse seines Vaterlandes, theils durch seine Reisen, theils durch die wichtigen Zeitumstände, theils durch seinen Kosmopolitismus, theils durch seinen eifrigen Protestantismus veranlaßt. Im J. 1796 machte er eine Reise durch ganz Polen bis nach Danzig, um an Ort und Stelle die Umstände des ungrisch-nordischen Commerzes — eines seiner Lieblingsplane — genau kennen zu lernen. Seine berühmte Abhandlung über Ungerns Handel und Industrie, **De commercio et industria Hungariae**, Leutschau 1797, — ein wahres Muster einer Handelsstatistik (wie sich darüber Schlözer und Sartorius zu Göttingen in ihren statistischen Vorlesungen äußerten) — war zum Theil die herrliche Frucht jener Reise [8]). Diesem ersten Werke Berzeviczy's folgten nun mehre literarische Arbeiten: alle bezeugen an ihm den Mann von besonnenem Verstand, reifen Einsichten und ehrlichem Willen. — Als er auf seinem Lomnitzer Grundgebiet am Fuße der Karpaten Torf entdeckt hatte, führte er nicht nur in seiner Haushaltung den Torf ein und machte ihn in der zipser Gespanschaft bekant, sondern empfahl auch dessen Benutzung seinen Landsleuten in der Zeitschrift von und für Ungern (von Schedius) 1803, und später in den vaterländischen Blättern für den östreichischen Kaiserstat. — Aus Mitleiden über den Zustand des Bauernstandes in Ungern und von dem Wunsch, zur Verbesserung des nicht erfreulichen Looses desselben etwas beizutragen verfaßte er in den J. 1803 und 1804 seine viel besprochene Abhandlung **de conditione et indole rusticorum in Hungaria** [9]). Während des französischen

8) Das seinem Umfange nach kleine, aber durch die statistischen, commerziellen und politischen Einsichten des patriotischen Verfassers gehaltreiche Werkchen wurde vorzüglich in der teutschen Übersetzung, die der damals in Göttingen studirende junge Freund des Verfassers, Georg Karl Rumy, im J. 1802 zuerst in Hildts Handelszeitung, und gleich darauf einzeln bei den Gebrüdern Gädicke in Weimar, mit Wissen und Willen des Verfassers herausgab (die starke Auflage der teutschen Übersetzung wurde binnen 2 Jahren in Teutschland — denn nach Ungern kamen wenige Exemplare — vergriffen), mit großem Beifall gelesen. Schlözer zeigte dieses Werkchen in den göttingischen gelehrten Anzeigen mit dem verdienten Beifalle an, und es verschaffte dem Verf. Aufnahme in die königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen).

9) Da die ungarische Censur ihren Druck nicht erlauben wollte, wurden von derselben mehre Abschriften genommen und gedrängte Auszüge in teutscher Sprache gemacht. Sein Freund Joseph von Marjassy ließ im J. 1806 das lateinische Manuscript, ohne Berzeviczy's Aufforderung oder Einwilligung, bei dem Buchdrucker Mayer in Leutschau, auf eigene Kosten drucken. Der Druck war gerade bis auf das Titelblatt vollendet, als dieses Unternehmen verrathen wurde. Der Buchdrucker wurde mit Arrest bestraft, und Joseph v. Marjassy von der königl. ungrischen Statthalterei nach Ofen zur Verantwortung citirt. Marjassy reiste dahin ab (nachdem er eine Menge gedruckte Exemplare unentgeltlich vertheilt hatte), war aber so unglücklich in der Nähe von Ofen aus der Kutsche herauszustürzen und den Hals zu brechen und starb auf solche

Digitized by Google

preußisch-russischen Kriegs, dessen Schauplatz größtentheils Polen war, ging er im J. 1807 nach Warschau, um dort nachzusehen, ob für den ungrisch-nordischen Handel — seinen Lieblingsplan — nichts zu machen wäre, und führte eine Partie ungrischer Weine auf Flössen mittelst der Flüsse Poprad, Dunaiecz und Weichsel dahin. In Warschau sprach er über diesen für Ungern, Polen, Preußen und Rußland sehr wichtigen Gegenstand mit Franzosen, Preußen, Russen, Polen, und selbst mit den türkischen und persischen Dolmetschern, die damals in Warschau waren. Eine literarische Frucht dieser Reise waren Bruchstücke aus seinem Reise-Journal, die in dem Freimüthigen von Kotzebue und Kuhn zu Berlin, in den Annalen der östreichischen Literatur und in den vaterländischen Blättern für den östreichischen Kaiserstat im J. 1808 erschienen. — Da ihn Napoleons Continental-System und der große Kampf zwischen Frankreich und England sehr anzog, gab er zu Anfang des J. 1808 den Zipser Gelehrten eine Preisfrage über den asiatisch-europäischen Welthandel vorzüglich aus dem historischen und statistischen Gesichtspunkte auf, deren bester Beantwortung er seine statswissenschaftlichen und commerziellen Ansichten beizufügen sich vorbehielt. Er erhielt von Dr. G. K. Rumy (damals Prediger zu Schmölnitz) eine Beantwortung der Preisfrage, die er mit 100 Gulden belohnte. Er behielt aus dieser den historischen und statistischen Theil ganz bei, fügte seine politischen und commerziellen Ansichten hinzu und gab diese Schrift unter dem Titel: „Ansicht des asiatisch-europäischen Welthandels, nach dem jetzigen Zeitbedürfniß" (Pesth b. Eggenberger 1808) im Druck heraus [10]). — Von 1802 an lieferte B. zu vielen ausländischen und inländischen periodischen Werken und Journalen, bis zu seinem Tode, Beiträge [11]). — Sein letztes, sehr wichtiges Werk, welches er kurz vor seinem Tode zum Druck nach Leipzig schickte, und das erst nach seinem Tode, im Juni dieses Jahrs die Presse verließ, führt den Titel: Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungern von Gregor von Berzeviczy, Leipzig 1822 [12]).

Berzeviczy's Gesundheit wankte seit mehren Jahren, und litt vorzüglich durch Rheumatismen und gichtische

---

Weise als Märtyrer des Preßzwangs. Übrigens erschien dieses interessante Werk (das in Teutschland mit mehr Beifall als in Ungern aufgenommen wurde, in den göttingischen gelehrten Anzeigen von Schlözer, in der Hallischen A. L. Z. von Engel, und in der Leipziger Literatur-Zeitung von R. günstig beurtheilt, noch in demselben Jahre in einem gedrängten teutschen Auszug in dem Magazin für Geschichte, Statistik und Statsrecht des östreichischen Kaiserthums, 1 Band, Göttingen 1806, später in den europäischen Annalen und zuletzt noch im J. 1816 in Hormayr's Archiv für Geschichte, Erdbeschreibung, Statskunde und Kriegswissenschaft in Wien: ein Beweis, daß dieses Werk nicht von der k. k. Hofcensur sondern von der ungerschen Censur verurtheilt wurde. Daß dieses Werk in Ungern nicht den Beifall fand, den sein erstes Werk de commercio et industria Hungariae gefunden hatte, läßt sich leicht erklären, wenn man weiß, welch: Interessen des ungerschen Adels durch diese Schrift unsanft berührt wurden. Übrigens läßt es sich nicht leugnen, daß B. in dieser Schrift aus Kosmopolitismus hin und wieder zu weit ging und manches ignorirte oder nicht anführte, was in Ungern zum Besten des Bauernstandes geschehen ist und noch geschieht, wie Franz von Kazinczy (ein eben so humaner Grundherr wie Berzeviczy und dessen alter Gemüthsfreund) in Hormayrs Archiv bewiesen hat. Unstreitig war aber B. Zweck bei der Abfassung dieser Schrift der edelste, menschenfreundlichste, und von allem Eigennutze weit entfernt. 10) Der Druck dieser von Rumy und Berzeviczy eilig verfaßten Abhandlung, weil B. den günstigen Zeitpunkt benutzen wollte, verspätete sich leider, so daß sie kurz vor dem Ausbruch des neuen Kriegs zwischen Frankreich und Östreich (1809) erschien und durch dessen erschütternde Umwälzungen ganz verdrängt wurde. B. machte darin den wohlgemeinten Vorschlag, während des englisch-französischen Kriegs und der dadurch entstandenen Sperre des Seehandels, den asiatisch-ostindischen Welthandel auf dem kürzesten Wege, durch die türkischen, russischen, östreichischen, italiänischen Staten, nach Europa auf seine vorige Bahn zu leiten. Im J. 1814 arbeitete B. diese Schrift um, vermehrte sie mit Betrachtungen über den nordischen Handel und dedicirte sie dem Wiener Congresse. Leider wurde sie auch jetzt wenig beachtet. Graf Joseph Desöffy übersetzte diese vermehrte Umarbeitung, die füglich für eine neue eigene Schrift Berzeviczy's gelten kann, in die ungrische Sprache und theilte sie im vierten Heft des Tudományos Gyujtemény von 1817 mit. 11) Namentlich zu Bredetzky's Beiträgen zur Topographie von Ungern 1802 ff., zur Allgemeinen praktischen Bibliothek für Prediger und Schulmänner 1802 (herausgegeben von Wächter und Cleynmann in Wien), zu den Annalen der östreichischen Literatur 1804 bis 1812, zu Schedius Zeitschrift von und für Ungern 1802—1804, zu den vaterländischen Blättern für den östreichischen Kaiserstat 1808—1812, (herausgegeben von Armbruster, und später von Dr. Sartori), zu Sartoris malerischen Taschenbüchern und Tibur, zu Hormayrs Archiv 1816—1821 und historischen Taschenbüchern, zu dem Kaschauer Wochenblatt 1818, zu Andre's patriotischem Wochenblatt und Hesperus, zu dem Tudományos Gyujtemény (zu diesem mittelbar, indem seine teutschen Aufsätze von andern ins Ungrische übersetzt wurden), und im Auslande: zu dem Magazin für Geschichte, Statistik und Statsrecht des östreichischen Kaiserstats [in dem ersten Bande (Göttingen b. Vandenhöck und Ruprecht) stehen darin von ihm die wichtigen Aufsätze: Bruchstücke über den Zustand der Bauern in Ungern. S. 3—49 und über den ungrischen Reichstag vom J. 1802. S. 69—145. Auch der Aufsatz über die ungrisch-nordische Handlungsgesellschaft, S. 50—68. ist großentheils nach handschriftlichen und mündlichen Daten Berzeviczy's von dem anonymen Herausgeber jenes Werks ausgearbeitet], zu Stäudlin's Magazin für Religion-Moral- und Kirchengeschichte (Hannover b. Hahn 1803 bis 1806), zu Stäudlin's und Tzschirner's Archiv für alte und neue Kirchengeschichte (Leipzig b. Vogel 1813 bis 1815), zu den Zeiten vom Professor Voß in Halle seit 1804, zu dem Freimüthigen von Kotzebue und Kuhn 1808, zu den europäischen Annalen, zu dem Weimarer Oppositionsblatt 1820. (In diesem steht der Anfang seiner Beiträge zur Geschichte der neuesten Bedrückungen der Protestanten in Ungern durch den katholischen Clerus. Den Abdruck der Fortsetzung erlaubte die Censur nicht). 12) Dieses Werk muß nicht mit seiner früheren anonymen Schrift „Über den gegenwärtigen Zustand der Protestanten in Ungern unter der Regirung des Kaisers und Königs Franz II. (Götr. bei Vandenhöck und Ruprecht 1803. 8.) verwechselt werden. Dieses opus posthumum ist mit seltener Freimuthigkeit geschrieben. Die mit Zeugnissen belegte Verfolgung der Protestanten in Ungern wird von B. nicht der Regirung, von der er stets mit inniger Verehrung spricht, sondern dem übermächtigen Clerus in Ungern zur Last gelegt. Er schließt seine merkwürdige Schrift S. 205. mit den Worten: „Ein Drittheil der Diästerial-Verhandlungen in Ungern sind Religionsstreitigkeiten. Jeden Tag, jede Stunde äußert sich der feindseligste Sinn gegen die Evangelischen. Wir hören auf, ein Vaterland zu haben. Will man, daß wir emigriren? daß wir in die teutschen Provinzen der östreichischen Monarchie flüchten, in welchen ein christlicher Geist herrscht. Berzeviczy hatte auch versprochen zu dieser Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften statistische Artikel über Ungern zu liefern. Leider überraschte ihn der Tod, ehe er noch einen einzigen Artikel eingeschickt hatte.

Digitized by Google

Anfälle. Am 23. Februar 1822 in der Nacht um 11 Uhr traf ihn nach einer zweitägigen Krankheit der Lungenentzündung ein Schlagfluß. Der Tod überfiel B. in der Ausübung seiner Amtsgeschäfte, denn noch am Abend zuvor unterschrieb er Currental-Schreiben und sagte, im Vorgefühl seines Todes: dies muß ich noch heut beendigen, denn ich fühle, daß ich in eine gefährliche Krankheit verfallen bin. Durch Zufall wurde B. im J. 1818 für todt ausgegeben und er las selbst seinen Nekrolog in den vaterländischen Blättern für den östreichischen Kaiserstat, in den Ofner gemeinnützigen Blättern von Rösler und in dem Preßburger Unterhaltungsblatt.

Sein Charakter zeichnete sich durch edle Humanität aus, mit welcher er das ganze Menschengeschlecht umfaßte. Er war ein Feind jedes Hochmuths. Vorurtheile des Standes und der Nation waren ihm fremd. Wahrheit und Recht waren ihm stets heilig. Für beide kämpfte er durch Wort und Schrift. Leutseligkeit und Dienstfertigkeit waren ihm zur zweiten Natur geworden. Menschenfreundlichkeit leuchtete auch aus seinem, obgleich durch Blatternarben entstellten Gesichte hervor. Er war ein zärtlicher Gatte und Vater. Den Gemeinheiten des gewöhnlichen Lebens sich entziehend, erheiterte er in der Einsamkeit seinen Geist vorzüglich durch Lesen der römischen und teutschen Classiker und durch Musik.

Von einem Tadel kann B. von seinen Landsleuten nicht frei gesprochen werden, daß er nämlich, vorzüglich durch ausländische Literatur gebildet, die magyarische Sprache und Literatur zu wenig schätzte und das Streben der Magyaren, beide mehr auszubreiten und empor zu heben, für eine der Cultur nachtheilige Isolirung hielt. Die teutsche Sprache schrieb B. als seine Muttersprache. Lateinisch schrieb er nur in dem bekannten juristischen Latein, französisch und englisch sprach er fließend und mit Vorliebe [13]). (*Rumy.*)

13) Wir fügen nun Berzeviczy's einzeln im Druck erschienene Schriften bei, ohne die in periodischen Werken und Journalen vorkommenden Aufsätze namentlich anzuführen: De commercio et industria Hungariae. Leutschoviae, typis Michaelis Podhoranszky. 1797. 235. p. 8. De prohibito transitu Catholicorum ad Ecclesiam Evangelicam. Leutschoviae. s. a. Ungerns Industrie und Commerz. Weimar, bei den Gebrüdern Gädicke. 1802. 143 S. 8. Über den gegenwärtigen Zustand der Protestanten in Ungern unter der Regierung des Kaisers und Königs Franz II. Göttingen, bei Vandenhöck und Ruprecht 1803. 70 S. 8. De conditione et indole rusticorum in Hungaria s. l. et a. (Leutschau, gedr. b. Mayer 1806. 70 S. in 4. nebst 3 Tabellen. Ansicht des asiatisch-europäischen Welthandels nach dem jetzigen Zeitbedürfniß betrachtet. Pesth b. Eggenberger 1808. 70 S. 8. (Umgearbeitet und vermehrt 1814. Ins Ungrische übersetzt vom Grafen Joseph Desoffy, im Tudományos Gyüjtemény 1817. 4. Heft 32 S.) Sermones occasione electionis et inaugurationis Reverendissimi Domini Samuelis Sontagh. Districtus Tibiscani A. C. Evang. Superintendentis, habiti Eperiessini diebus 27 et 28. Aprilis 1808. Leutschoviae, typis Michaelis Podhoranszky. 52 p. in 4. (Die zwei Reden S. 6 bis 15. dieser Sammlung hielt Berzeviczy.) Coordinatio Rei Religionalis Ecclesiasticae Superintendentiae Aug. Conf. Evang. Tibiscanae, secundum leges religionales, canones synodales et usum, habito respectu recentiorum benignarum resolutionum regiarum. Leutschoviae, typis Caroli Mayer 1815. p. 22. fol. Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungern von Gregor von Berzeviczy, Leipzig, in Commission der Kummerschen Buchhandlung 1822. 205 S. 8. Im Manuscript hinterließ B. eine sehr gründliche Abhandlung über das Militär-System in Ungern, und verschiedene staatswissenschaftliche Abhandlungen, die den Druck verdienen. Auch hatte er den schönen Vorsatz ein politisches Werk über Ungern in der Handschrift zu hinterlassen, welches nach seinem Tode herauskommen und der Nachkommenschaft seine vieljährige, vielgeprüfte politische Überzeugung mit aller Freimüthigkeit, Wahrheits- und Vaterlandsliebe überliefern sollte. Dem Vernehmen nach soll er es vollendet haben. Möge es bald im Drucke erscheinen. — B. gehörte als Schriftsteller zu den ungrischen Gelehrten, die (wie Engel, Schwartner und einige andere) das Ausland mit Ungern — für so viele noch eine terra incognita — bekannter machten und zur gelehrten Verbindung zwischen Teutschland und Ungern viel beitragen. Die Benutzung seines Aufenthalts in Göttingen und seine auf daselbst sich angeeignete gründliche wissenschaftliche Kenntnisse und feste Grundsätze gegründete Schriftstellerei, ist eine treffende Apologie des Besuchs der teutschen protestantischen Universitäten durch Ungern.

BERZKOWITZ (Ober-), Herrschaft und Dorf in Böhmen, rakonitzer Kreis, mit einem schönen herrschaftl. Schlosse, 1 M. v. Melnik, und 4½ M. v. Prag; der Gräfin Ledebour gehörig. — Berzkowitz (Unter-), Herrschaft und Dorf in Böhmen, rakonitzer Kr. mit herrschaftl. Schlosse, 1 Stunde von Melnik, und 4½ M. von Prag, dem Fürsten Lobkowitz, Herzog von Raudnitz gehörig. (*André.*)

BERZOWA, 1) Fluß in O.-Ungern jenseit der Theiß, torontaler Gespanschaft, entspringt aus der Temesch und treibt mehre Mühlen. (S. Torontal.) 2) slowak. Dorf in O.-Ungern diesseit der Theiß, torner Gespanschaft, an der Gränze der gömörer Gespanschaft, mit einer berühmten Eishöhle. (*Rumy.*)

BES. So kann die siebente Stufe unseres, herkömlicherweise von c, als erster Stufe, an, gezählten Ton- oder Notensystems genant werden, wenn dieselbe um zwei halbe Stufen, oder sogenante kleine oder chromatische halbe Töne erniedert ist, welches durch Voransetzung des doppelterniedernden chromatischen Zeichens ♭, oder zweier gewöhnlichen kleinen b, vor eine auf der h-Linie stehende Note, angedeutet wird. Mit andern Worten: es ist das doppelterniederte h, oder das noch einmal erniederte b. Statt des Namens Bes ist die Benennung h-doppelt be gewöhnlicher, übrigens komt diese Note an sich selbst nur selten vor, noch weniger aber eine Tonart Bes-dur oder bes-moll. Vgl. die Art. B. u. Tonart. (*Gtfr. Weber.*)

Besa, s. Antinoopolis.

Besäet, in der Heraldik s. herald. Figuren.

Besänftigende Mittel, s. Narkotische Mittel.

Besäung d. Teiche, s. Teiche.

Besamungsschlag, s. Schlag.

BESANÇON. Die Hauptstadt des franz. Dep. Doubs und eines Distrikts von 26 □M. und 90,032 Einw. Sie liegt (Br. 47° 14′ 12″ L. 23° 42′ 46″) an dem Doubs, welcher sie von 3 Seiten einschließt und eine schöne massive Brücke trägt, in einer von waldigen Bergen umkreiseten Gegend so, daß ein Theil der Stadt auf jener Halbinsel, der andre vor derselben gelegen ist, wird von Wällen und Bastionen umgeben, und außerdem durch eine Citadelle, die auf einem hohen steilen Berge am Ende der Halbinsel steht und ihr Wasser aus einem tiefen in den Felsen gehauenen Brunnen zieht, und durch das Fort Griffon vertheidigt. Diese Festungswerke erheben sie zu einem Militärplatze von erstem Range. Die

Digitized by Google

Stadt selbst, welche durch den Fluß in die obere und untere getheilt wird, und 7 Hauptthore hat, zeichnet sich durch ziemlich breite Straßen aus: die Häuser, ganz regelmäßig, sind von einem dunkelgrauen Stein, den man in der Nachbarschaft bricht, aufgeführt; ein ansehnlicher öffentlicher Platz, der mit 3 großen Kasernen umgeben ist und zum Exerzirplatze dient, verschönert das Ganze, so wie die reizende Promenade, der Chammas, welcher zwischen 2 Armen des Doubs sich hinzieht, mit Linden und Platanen bepflanzt und durch ein Monument zum Andenken der auf dem Schlachtfelde gebliebenen Krieger in einem niedlichen Bosket geziert ist: eine andre kleine Promenade ist die von Grandvelle, welche mitten in der Stadt sich ausbreitet und ihren Namen von dem daran gelegenen Palaste hat. Die schönsten Häuser stehen in der Präfektur-, Perron- und neuen Straße. Unter die öffentlichen Gebäude gehören das Hotel der Präfektur, die Kathedrale, ein großes altgothisches Gebäude, 8 Pfarrkirchen, worunter die schöne Magdalenenkirche in einem einfachen Style aufgeführt ist, 3 Hospitäler, worunter das große Hospital eins der schönsten des Reichs ist, das schöngebauete Lyceum, das große öffentliche Magazin, das aus mehren Reihen von Gewölben besteht. Die Zahl der Einwohner belief sich 1806 in 3293 Häus. auf 28,172. Außer den Departementalen und Distriktsautoritäten haben in Besançon den Sitz: 1 Erzbischof, 1 Akademie mit 2 Fakultäten der mathematischen und der schönen Wissenschaften, die indeß ihre Vorlesungen noch nicht eröfnet hat, und eigentlich erst dekretirt ist, 1 Lyceum, 1 Artillerieschule, 1 Uhrmacherschule für 200 Zöglinge, 1 Rechtsschule, 1 Gesellschaft des Ackerbaus, der Künste und Wissenschaften und 1 Handelsgericht, auch zieren diese Stadt 1 öffentliche Bibliothek von 30,000 Bänden, die verschiedne schätzbare Manuscripte besitzt, 1 Gemäldegalerie, 1 naturhistorisches Kabinet und 1 botanischer Garten. Die Einw. beschäftigen sich mit der Uhrmacherei, mit dem Bierbrauen, der Gerberei, die geschätztes Leder liefern, mit der Verfertigung von Kupfer und Messingwaren, und der Strumpfstrickerei, es sind 2 Fabriken von buntem Papiere und mehre Gewehrschmieden vorhanden. Der Handel ist ziemlich lebhaft, könte aber ungleich mehr sich heben, wenn ein Kanal die Doubs mit andern Städten in Verbindung setzte. Auf den 6 Jahrmärkten werden vorzüglich Pferde, Ziegen, Hammel, Hornvieh, Schweine, Leder und Eisen umgesetzt. Die Umgegend ist gut angebauet; die Berge mit Reben, Fruchtbäumen bekränzt und mit schönen Weiden bedeckt. — Besançon war als Vesuntio oder Besontium schon eine sehr alte Stadt im Lande der Sequaner, bei welcher Cäsar den Arioviſt besiegte: in der Folge wurde sie früh der Sitz eines Erzbischofs, der ein Fürst des teutschen Reichs, die Stadt aber eine Reichsstadt war, welches sie bis zum westfälischen Frieden blieb. In diesem wurde sie an Spanien abgetreten, und kam mit dem ganzen Hochburgund 1668 an Frankreich, das durch Vauban ihre jetzigen Festungswerke schaffen ließ. Von römischen Alterthümern sind noch ein verfallener Triumphbogen, die Reste eines Amphitheaters und eines Aquäduktes übrig. Hier ist der 1808 verstorbene sicilische Minister Acton geboren. (*Hassel.*)

Besançon (Vesontio, Bisontium, im Mittelalter auch Chrysopolis) Erzbisthum. (Kirchliche Geogr.) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in der weltlichen Metropole der provincia maxima Sequanorum Galliens, welche aus den Gebieten der Sequaner, Helvetier und Rauraker in unerforschter Zeit der spätern römischen Herrschaft, durch Abreißung von der celtisch-lugdunischen oder von der belgischen Provinz gebildet und selbständig gemacht wurde, früh christliche Lehrer auftraten, wenn gleich die Kritik nicht bis zu den Schülern der unmittelbaren Nachfolger der Apostel folgen kann, und aus ihnen erst Bischöfe der Provinzhauptstadt, dann auch Metropoliten derer in den Bezirksorten der Provinz hervorgingen. Die Gränzen jenes spätern römischen Verwaltungsbezirks bildeten aber der Rhein, die Vogesen, die Saone, die Rhone und die Gebirge, welche Rhätien und die Schweiz scheiden. In ihr lagen, nach den Verzeichnissen vom Ende des 4. Jahrh., unter andern, die nie zu einiger Bedeutung gekommen seyn mögen, die Distriktsorte: Aventicum, Augusta Rauracorum, Civitas Equestris, Noiodunum, Ebrodunum, Vindonissa. Von gleichem Umfange erscheint die geistliche Herrschaft des Metropoliten von Besançon in jenen Zeiten. Avenche (Wistisburg), Basel, welches das verödete Augst aufgenommen, Nyon, Iverdun, und Windisch werden als seine Suffragane in den Konzilien-Beschlüssen aufgeführt. Den erstern Sitz brachte die Völkerwanderung nach Lausanne, vermehrt mit dem Sprengel von Iverdun; vor den Bewegungen der Reformation flüchtete er auch von da noch nach Friburg. Civ. Equestris und Noiodunum vereinigten sich früh, aber auch von letzterem Orte ging der Bischof bald nach Belley (en Bugey). Diese beiden und Basel blieben auch in der Abhängigkeit von Besançon, bis die französische Revolution alle alten Verhältnisse umstürzte. Windisch aber trente sich früh, zwischen 553 und 561 (*Neugart.* ep. Const. I. praef. CXLV.) und gab den Stamm von Konstanz; damit wurde die östliche Gränze des erzbischöflichen Sprengels sehr zurückgezogen.

Die politische Herrschaft über denselben kam, nach dem Untergange des Karolingischen Hauses an das neue ostjuranische Königreich Burgund und mit diesem an die teutschen Kaiser, endlich verschmolz sie mit dem teutschen Reiche. Der Erzbischof von Besançon wurde Erzkanzler Burgunds und Reichsfürst, erhielt die vierte Stelle unter den nicht kurfürstlichen Erzbischofen (während die andern burgundischen Herren Teutschland und seinen Reichstagen wieder entfremdet wurden) wie seine Stiftsstadt im glücklichen Kampf mit ihm zu der Unmittelbarkeit einer Reichsstadt sich heraufarbeitete. Erst der Frieden von Nimwegen, wodurch Spanien Hochburgund (franche comté) an Frankreich abtrat, änderte dieses Verhältniß in seinen wesentlichsten Gründen — Besitz unmittelbarer Landschaften, von Frankreichs schmählichen Reunionen sogleich verschlungen, und Sitz und Stimme auf den teutschen Reichstagen, welche seit 1676 nicht mehr verlangt wurden oder verlangt werden durften, obgleich die steife Förmlichkeit des teutschen Reiches sich darin gefiel, den seit dem Vertrage des Domkapituls mit dem französischen König vom 29. Jun. 1698, auch der Ernennung desselben überliefer-

Digitized by Google

ten Erzbischof solange stets noch aufzurufen, als ein teutscher Reichstag in den alten Formen bestand, und den Prälaten es schmeichelte, in dem nun leeren Titel eines Reichsfürsten ein Überbleibsel alten Glanzes und hohen Vorzüge zu besitzen.

Der unmittelbare Sprengel Besançons, der 500 Pfarrer zählte, begann im Norden auf den Höhen der Vogesen, so weit sie zum Doubsgebiet gehören, indem mit dem Moselgebiet Toul angränzte, bis zum Ursprung der Saone, und an dieser herab bis Chatillon. Dann rückte er westlich hinaus über die kleinen Bäche, die zur Saone abfließen, ohne daß die Wasserscheide die Gränze gemacht zu haben scheint, wo dann die Diöcese von Langres anstieß. Hierauf in südlicher Richtung über die Amance herüber und auf der Wasserscheide zwischen Ayron und Fovens hin, bis die Gränze bei Voulon auf diesen Bach selbst komt. An ihm herab zur Saone, und an dieser bis zum Einfluß des Doubs, wo nun der Sprengel von Chalon für Saone eintritt. Von dieser Vereinigung der Saone und des Doubs geht die Besançoner Gränze im Süden über letztern Strom bis zur Bruyne, an dieser herab zur Seille bis zum Einfluß des Solvan, wo das geistliche Gebiet des Erzhirten von Lyon sich anschloß. Um die Quellen des letztern Bachs, zum Suzan, zur Valouze und zum Dain. An diesem nördlich herauf zur Wasserscheide zwischen dem obern Theil des Bachs und dem Lison (Bienne) auf den Vorbergen des Jura. (Die vormalige Abtei S. Claude war lyonischen Sprengels und prangte seit 1742 als Bisthum.) Auf den Jura-Höhen östlich, wo nun Lausanne anstieß, zu den Quellen des Doubs und auf der Scheide seines Gebiets zum Pierrepertuis, Basels Marken, und den Sprüngen der Birs, zu den Vogesen, auf deren Wasserscheide zwischen Rhein und Doubs die Gränze wieder zu der der Mosel gelangt.

Eine Einbuße erlitt dieser Sprengel durch die Umformung der altberühmten und reichbegüterten Abtei S. Claude am Jura zu einem Bisthum, welche Benedict der 14. unterm 22. Jan. 1742 verfügte, wegen der großen Entfernung von der Oberaufsicht in Lyon und Besançon, der beschwerlichen Seelsorge in den rauhen Gebirgen, und der schädlichen Nähe Berns und Genfs. Das weltliche Gebiet der Abtei mit 50 bis 60,000 Menschen, wurde des neuen Bisthums Sprengel und vergrößert durch Theile Lyons und Besançons, für letzteres um so empfindlicher, da jenes Bischof Suffragan Lyons wurde. Dagegen trat Basel einen Theil seiner Sprengel im J. 1780 ab *).

Dieser also vom Doubs und Saone Gebiet gebildete Sprengel begrif ungefähr die Grafschaft Hoch-Burgund, und war ursprünglich in sechs Archidiakonate ausgetheilt, das des Großarchidiakons zu Besançon, und der Archidiakone von Luxeul, Faverney, Trave, Salins, Gray. Im J. 1253 wurden sie auf 4 vermindert und Trave eingezogen. Sie waren in 15 Dekanien vertheilt, deren Orte das Pouillé von Besançon nachweist, welches Dunod **) Th. 2. S. 386—510. aufbewahrt hat.

In dem Konkordat vom 29. Nov. 1801. wurde das Erzbisthum Besançon neu errichtet und ihm die drei Departem. Doubs, Jura und Ober-Saone, (also ungefähr der alte Umfang) zum unmittelbaren Sprengel, zu Suffraganen aber die Bischöfe von Autun, Strasburg, Dijon, Nanci und Metz gegeben, und damit die Oberaufsicht über 12 Departements, dagegen aber Bellay unterdrückt, und St. Claude, auch war die auswärtige Oberherrschaft dahin. Die neuesten Friedensschlüsse mit Frankreich haben viele Änderungen gebracht, und das Baselsche Bisthumsgebiet vom unmittelbaren und Strasburger Sprengel abgeschnitten, während der Erfolg der neuen Konkordate noch erwartet werden muß. (*Delius.*)

*) *Grandidier* hist. d'Alsace 1. 119. **) Hist. de l'eglise, ville et diocèse de Besançon, T. I. und II. Besançon 1750. 4.

Besatzung, s. **Festung.**

Besatzungsrecht, s. **Leibeigene.**

Besborodko, s. **Bezborodko.**

Beschälen, s. **Stuterei.**

Beschaffenheit, s. **Eigenschaft.**

BESCHAFFENHEITSWORT. (Nachtrag zu dem Artikel **Adverbium**). Die beste teutsche Benennung für **Adverbium qualitatis**, welches man sonst auch durch Nebenwort übersetzt hat, ohne freilich damit im geringsten den Charakter dieses Redetheils anzugeben. Es gehört zu den Beilegewörtern, Beiwörtern, und legt dem Selbständigen nur mittelbar Etwas bei, indem es nicht geradezu von ihm selbst Etwas aussagt, sondern nur von einer seiner Eigenschaften, von welcher es eine Bestimmung, ein Merkmal angibt, deren Art und Weise es bezeichnet. So ist das Beschaffenheitswort dem Begriff nach von dem Eigenschaftworte (Adjectivum) und dem Zeitworte (Verbum) unterschieden, welche beide dem Selbständigen unmittelbar etwas beilegen. Alle Beschaffenheitswörter lassen sich umschreiben, indem man entweder vor das Nennwort: Art, Weise, oder vor das dem Zeitworte verwandte Nennwort das entsprechende Eigenschaftswort setzt. Er schreibt gut, ist soviel als: er schreibt auf eine gute Art oder Weise; er schreibt eine gute Schrift. Eben so: er geht schnell: er geht auf eine schnelle Art; er geht einen schnellen Gang. — Der Form nach steht das Beschaffenheitswort dem Eigenschaftswort in allen Sprachen am nächsten, ja viele unterscheiden es gar nicht davon. In der teutschen Sprache ist die unverbundne (absolute) Form des Eigenschaftsworts völlig das Beschaffenheitswort. Darum ist es aber ganz falsch, ein solches Eigenschaftswort, z. B. in dem Satze: der Mann ist gut — für ein Beschaffenheitswort zu halten, wie G. B. Funk (dessen Abhandlung von 1763 nun auch in s. Schriften. Berlin 1820. Bd. I. S. 155 — 336. steht) und Adelung, welche Kolbe (Wortreichthum 2 A. Bd. I. S. 361.) widerlegt hat. Auch kann die Falschheit ihrer Behauptung wenn man fremde Sprachen nicht zu Hilfe nehmen will, aus der teutschen selbst bewiesen werden, nämlich durch die von Eigenschaftswörtern vermittelst der Silbe lich abgeleiteten Beschaffenheitswörter. Niemand sagt: er ist weislich; wol aber: das ist weislich gesprochen; zum deutlichen Beweise, daß das Zeitwort seyn in solchen Sätzen bloßes Bindewort (Copula) des Selbständigen und Beigelegten, nicht aber ein Zeitwort in völliger Bedeutung, ein Beilegewort, ist, wie Funk will. — Die Sprachen, welche das Eigenschafts- und Beschaffenheitswort in der Form unterscheiden, leiten das letzte vom ersten her, indem sie

Digitized by Google

entweder nur die Endsilbe verändern, oder nach der Veränderung der Endsilbe oder des Endbuchstaben noch eine eigne Ableitungssilbe anhängen. Die lateinische Sprache bedienet sich beider Arten; sie bildet aus den Adjektivendungen us und er, die Adverbialendungen e und o; oder hängt auch Silben an, ter, selten tim. Die Griechen haben die erste Art, sie machen aus ος, ως. Italiäner und Franzosen haben die beständigen Ableitungssilben mente und ment, wodurch aber die Sprache etwas eintönig wird und diese Wörter, die doch immer nur Nebenwörter sind, durch Klang und Umfang etwas zu bedeutend werden. —

Wo es der Begriff erlaubt, sind die Beschaffenheits- wie die Eigenschaftswörter der Steigerung fähig, und die beiden Vergleichungsstufen derselben unterscheiden sich auf ähnliche Art, wie die Grundwörter in der griechischen und lateinischen Sprache; nur daß die letzte für den Komparativ das Neutrum des Adjektivs gebraucht, welches die Griechen überhaupt oft zum Adverbium nehmen. Die Teutschen haben für die erste Vergleichungsstufe beider dasselbe Wort; für die höchste Staffel aber einen eigenen elliptischen Ausdruck: am ....sten, wenn sie dieselbe nicht blos auf st endigen. Aus dem Gebrauch der ersten Form will eben Funk seinen Satz beweisen; aber man sollte eigentlich nicht sagen: der Schüler ist am klügsten, sondern: der klügste. — Auf andre Wörter haben die Beschaffenheitswörter keinen Einfluß, sie gehören nicht zu den regirenden; bezieht sich der Begriff des Beschaffenheitsworts auf einen Gegenstand, so wird es mit demselben in der Regel durch ein Verhältnißwort verbunden, z. B. er hat treu gegen sein Vaterland gehandelt. Wo dieses fehlt, ist es das Eigenschaftswort, z. B.: treu seinem Vaterlande verschmähete er u. s. w. (*de Marées.*)

BESCHAULICHKEIT. Man hat längst bemerkt, daß der Ableitungslaut Be eine doppelte Beziehung, auf den Gegenstand und auf die Person, oder wie es Klopstock nent, die Richtung hin und her, andeuten kann. Besorgt z. B. ist sowol die Person, welche Sorge hat, als auch der Gegenstand, auf welchen die Sorge ist gewandt worden. Dieser Doppelsinn von Be offenbart sich auch in Beschaulichkeit; denn man versteht darunter sowol die Beschaffenheit des Gegenstandes, der sich schauen läßt, — „die Schönheit, die, dem Geist allein beschaulich, aus dem Innern strahlte," sagt Wieland, — als auch den Zustand der Person, welche schauet. Ein beschauliches Leben führen, heißt nicht: so leben, daß man sich schauen läßt, — sondern so, daß man selber schauet. Es fragt sich nur, was hier unter dem Schauen begriffen werde? — Schauen ist Sehen. Aber nicht blos mit den leiblichen Augen, sondern auch mit den Augen des Geistes. Denn es gibt Dinge, welche, mit Wieland zu reden, dem Geist allein beschaulich sind; und, wer den Zusammenhang allgemeiner Wahrheiten durchschauet, der erkent denselben mit dem Verstande. Davon heißt ein beschauliches Leben ein solches, was mit Denken, was in Betrachtungen hingebracht wird. Es ist der Gegenstand von dem thätigen Leben, was in die Außenwelt hervortrit, und hier durch Handlungen sich offenbart. Im besondern Sinne führt derjenige ein beschauliches Leben, der, zurückgezogen von der Außenwelt, in Betrachtungen über Gott und göttliche Dinge seine Tage verlebt. Bei Gegenständen aus der andern Welt aber hat die Einbildungskraft freien Spielraum, und, wenn sie nicht durch eine kräftige und erleuchtete Vernunft gezügelt wird, oder schlaff und stumpf ist; so schweifet sie leicht hinüber in das Reich der Träume; das hier durch den Reiz des Überirdischen und Wunderbaren doppelt anziehend ist. Das geschiehet bei dem beschaulichen Leben um so mehr, da die Abgeschiedenheit von der Außenwelt die äußern Sinne, weil sie ihnen Nichts darbietet, einschlafen läßt; welche sonst, aufgeregt und beschäftigt, gerade am mächtigsten dahin wirken, die Einbildungskraft zu zügeln und von Ausschweifungen zurück zu halten. Das beschauliche Leben führt daher sehr leicht zur Schwärmerei, und nur an den entgegengesetzten Gränzen der geistigen Vollkommenheit, — bei Größe oder bei Stumpfheit des Geistes, — ist in demselben Sicherheit davor. Gewöhnliche Geister werden fast unvermeidlich hingerissen, und man weiß, wie viele und wie abenteuerliche Mißgeburten der Schwärmerei aus dem einsiedlerischen beschaulichen Leben frommer oder frömmelnder Gemüther hervorgegangen sind. (*Maass.*)

BESCHBALDA, ein ½ Meile von Kasan im europ. Rußland an der Kasanka liegender Ort, wo Fahrzeuge auf dem schwarzen Meere gebaut, und Eichenholz für die St. Petersburgische Flotte zubereitet wird. Das Holz wird auf der Wolga, der Iwerza und dem Wischnei-Wolotzkischen Kanal abgeflößt, daher auch das Admiralitäts-Kollegium einen Rath und Schiffsbaumeister hieher schickt, welche die Geschäfte leiten. (*J. Ch. Petri.*)

BESCH-BARMAK, die fünf Gipfel der Priester oder Magier (Barmak) auch der fünf Fingerberg genant, nach Seemenof (in Müller's Samlung russ. Gesch. Th. VII. S. 411.) eine Landmarke der Schiffer auf dem kaspischen Meere, welche bei der Landschaft Schirwan vorbeifahren. Diese Felsklippe des Muschel-Kalksteingebirgs, das von hier bis Derbend hinauf den Abhang des Kaukasus ausmacht, (nicht wol von Granit, wie Reineggs meint) scheint ein gigantisches Conglomerat von Felskammern, Höhlen und Nischen zu seyn; ausgezeichnet durch einen Wallfahrtsort, durch Gräber und Inschriften verschiedener Sprachen, (Gärber bei Müller Th. IV. S. 115.) so wie durch eine Karawanserei am Fuße, wichtig wegen des Markts von Schamachie. (Vgl. Schamachie und Schirwan.) (*Rommel.*)

BESCHEID, bedeutet im juristischen Sinne: 1) eine jede Bedingung, wie z. B. im Sachsenspiegel B. 1. Art. 15. „wer dem andern sein fahrend gut leihet — mit gewissem Bescheid, oder einigem Bescheid." S. auch Lübsches Statut. B. II. Tit. 1. Art. 9. — 2) die Verfügung oder Anordnung eines Richters, in einer Rechtssache, welche er an eine ihm als Richter unterworfene Person richtet, (Decreta, Dekrete, Abschiede.) Solche Verfügungen sind nach ihrem Zwecke, ihrer Wirkung, und der Art ihrer Bekantmachung sehr verschieden.

I. Ihrem Zwecke nach, unterscheidet man solche, welche die Hauptsache selbst, oder einen Nebenpunkt entscheiden (**sententiae vim definitivae habentes**, s. **interlocutoriae mixtae**) von denen, welche nur die Leitung des Rechtsstreits selbst zu Folge haben (**inter-**

Digitized by Google

locutiones meraе). Letztere erhalten, ihrem Inhalte nach, besondere Namen, als: Ladungen (citationes), communikative oder blos mittheilende, auch notificirende, oder benachrichtigende, Bescheide; und sind ihrer besondern Wirkung nach, entweder arctatorisch, d. h. wodurch eine gewisse Befolgung bald ohne Androhung eines Nachtheils im Nicht-Befolgungsfall (dilatorische Dekrete), bald unter einer solchen, ausdrücklich oder gesetzlich, eintretenden Androhung (peremtorische Dekrete), anbefohlen wird, oder monitorisch, d. h. wodurch die Partei nur erinnert wird, irgend eine Handlung vorzunehmen, je nachdem sie solches für gut finden sollte.

II. Ihrer Wirkung nach, unterscheidet man rechtskräftige Verfügungen (s. Rechtskraft) von nicht rechtskräftigen. Letztere haben in der Regel ganz und gar keine Wirkung. Den rechtskräftigen Verfügungen, oder solchen, die durch ein Rechtsmittel nicht angefochten worden, oder in der Instanz der Rechtsmittel, bestätigt sind, werden auch diejenigen gleichgesetzt, gegen welche Rechtsmittel zur Hand zu nehmen, überall nicht gestattet wird, wohin z. B. die interlocutiones meraе gehören.

III Ihrer Bekantmachung nach, unterscheidet man publicirte, d. h. den Parteien öffentlich vorgelesene, und insinuirte, d. h. ihnen schriftlich durch einen Gerichtsdiener zugestellte Verfügungen. S. Publication, Insinuation. Die erstern werden gewöhnlich auch Urtheile (Sententiae in sensu stricto) genant.

Eine besondere Art von Bescheiden sind noch diejenigen, welche man gemeine Bescheide (decreta communia) zu nennen pflegt. Es sind dieses nämlich allgemeine Anordnungen der Obergerichte, welche zum Zweck haben, den Geschäftsgang bei denselben zu bestimmen und zu erläutern, und die Disciplin der Subalternen, so wie auch der Procuratoren und Advokaten aufrecht zu erhalten. Bei den Untergerichten kommen sie seltner vor. (*Spangenberg.*)

BESCHEIDEN ist, wer alle seine Ansprüche gehörig mäßigt, insonderheit, sofern dies daraus entspringt, daß er von übermäßiger Selbstschätzung frei ist. Ein solcher verlangt und fodert nichts, was ihm nicht beschieden — zugetheilt ist, nach Recht und Billigkeit ihm zukomt. Er bescheidet gleichsam sich selbst, auf ähnliche Art, wie der Richter die Parteien bescheidet, oder ihnen Bescheide gibt, indem er ihnen durch seinen Ausspruch das Gebürende zutheilt. Unbescheiden ist es also z. B., wenn ein junger Mensch in Gesellschaft mit ältern, achtungswürdigen Personen beständig sich vordrängt, nur sich und seine Meinungen geltend zu machen sucht, und wol gar gelehrte und erfahrne Männer in einem dreisten, entscheidenden Tone zu meistern sich heraus nimt. Denn das sind Ansprüche, die über die gehörigen Gränzen hinaus gehen, und wozu er also nicht befugt ist. Übermäßige Selbstschätzung blendet ihn, daß er dies nicht inne wird. Oder, wenn Jemand für seine Waren einen übermäßigen Preis, für einen Dienst eine übermäßige Belohnung fodert, so ist das eine unbescheidene Foderung.

Man pflegt die Bescheidenheit wol die Krone der Tugenden zu nennen, und sie also als einen Schmuck zu betrachten, durch welchen alle übrigen Tugenden erst anziehend und liebenswürdig werden. Ich begehre nicht, diesen Ruhm der Bescheidenheit zu schmälern. Aber, ob sie ihn nicht ursprünglich der Unbescheidenheit zu verdanken habe? das dürfte sich fragen lassen. Denn, warum mögen wir Unbescheidenheit bei Andern nicht leiden? ursprünglich darum nicht, weil es uns empfindlich ist, wenn Jemand durch zu Tage gelegte übermäßige Selbstschätzung über uns sich erheben will. Und warum ist uns das empfindlich? ursprünglich alle Mal darum, weil unsere, von sittlicher Gesinnung noch nicht durchdrungene und geadelte Selbstliebe, vermöge welcher wir uns selbst höher schätzen, als alle Andere, dadurch verletzt wird; also — weil wir unbescheiden sind. — So muß die Unbescheidenheit selbst daran arbeiten, sich einen Damm entgegen zu sezen. Denn die Unbescheidenheit in der eignen Brust empfiehlt und verherrlicht die Bescheidenheit. (*Maass.*)

BESCHEINIGUNG (Demonstration) wird im juristischen Sinne der förmlichen Erweisung einer Thatsache entgegengesetzt, und findet vorzüglich in den Fällen Statt, wo es nicht auf die Sache selbst, sondern nur auf die Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes derselben ankomt, um interimistische Maßregeln eintreten zu lassen. So z. B. bedarf es bei der Erhaltung in dem jüngsten Besiz nur einer Bescheinigung des jüngsten Besitzstandes, keineswegs eines vollständigen und förmlichen Beweises desselben. (S. Beweis.) Dem Sprachgebrauche nach, ist aber Bescheinigung oft gleichbedeutend, mit Beglaubigung, z. B. einer Unterschrift; ja bisweilen heißt sogar bescheinigen eben soviel als eingestehen, wie z. B. bei Quittungen oder Empfangsbescheinigungen. (*Spangenberg.*)

BESCHETZK, (unter dem 51° 30′ der Br. und dem 54° 30′ der L.) eine hübsche Kreisstadt in dem russischen Gouvernement Twer, 16 M. von Twer, 40 M. von Moskau, an der Molega, in einer ebenen, niedrigen, mit Anhöhen umgebenen Gegend, welche eine gesunde Luft, aber schlechtes Wasser hat, mit 470 Wohnhäusern in 5 Quartieren, wozu noch ein sechstes für die Invaliden mit 73 Häusern komt, 13 Kirchen, 2 Klöstern, 155 Buden, einer Kreisschule und 4200 Einw., welche Kram- und Produktenhandel treiben und allerhand eiserne Werkzeuge verfertigen. In der Stadt sieht man noch die Trümmer einer alten verfallenen Festung, welche von der Molega und einem tiefen Graben umgeben war. Es wird hier jährlich ein Jahrmarkt von 5 Tagen gehalten. Der Erbauer der Stadt ist nicht bekant; sie gehörte aber schon seit alten Zeiten zum Nowgoroder Freistate, bis auf die Regirung Iwan Wasiljewitsch. Sie ist mehrmals belagert und erobert worden, besonders von den Litthauern 1245 und unter den falschen Dimitriern. Der Kreis hat eine gesunde Luft, fruchtbaren Boden, und, bis auf einige Gegenden, gutes Wasser. Die Getreidearten sind Roggen, Hafer, Gerste, Weitzen, Hanf, Flachs, Erbsen, Buchweitzen. An Heu und Holz ist kein Überfluß. In dem Kreise ist auch eine Leinwand-Fabrik, eine Glashütte, eine Vitriol- und Salpetersiederei; ferner einige Brantweinbrennereien, eine Sägemühle und mehre Wasser- und Windmühlen*). (*J. Ch. Petri.*)

*) Vergl. Prosstrankoje Semleopisanie Rossiiskago Gosu-

BESCHICKUNG nent man alle, zum Verschmelzen gehörig vorbereitete, unter sich und mit ihren Zuschlägen gemengte, metallische Fossilien, welche hüttenmännisch verarbeitet werden sollen. Das Folgende bezieht sich indeß besonders auf Beschickungen für Eisenschmelzöfen. Die Eisensteine, oder Eisenerze, aus denen die Beschickung für dergleichen Öfen zusammengesetzt wird, werden von der Natur dargeboten, und es komt in einzelen Fällen nur darauf an, das Vorhandene so gut als möglich zu benutzen, und sehr selten dürfte ein Eisenhüttenwerk in der Lage seyn, sich seine Beschickung ganz nach Wunsch wählen zu können. Es können daher auch keine ganz speciellen Regeln für die Zusammensetzung der Beschickungen angegeben, sondern nur allgemeine Grundsätze aufgestellt werden, welche den Hüttenmann bei der Wahl der Beschickung leiten müssen.

Die Beschickung soll geschmolzen werden, Schmelzbarkeit ist daher das erste Erfoderniß derselben, und diese hängt von dem Verhältniß der erdigen Bestandtheile der Beschickung ab. Die Grade der Schmelzbarkeit verschiedener Erdengemenge, nach den quantitativen Verhältnissen derselben, sind durch die Versuche mehrer Naturforscher ausgemittelt, worüber man in den die Hüttenkunde speciell behandelnden, und einigen andern Schriften weitere Auskunft findet. Es komt aber nicht allein darauf an, die Beschickung zu schmelzen, man will auch die Reduction des Eisens befördern, und die der Erdbasen hindern. Man erreicht dies, indem man der Beschickung einen solchen Grad der Flüssigkeit gibt, daß die vollständige Verglasung der erdigen Bestandtheile derselben, bei einem Temperatur-Grade Statt findet, wo die Reduction des Eisens schon angefangen hat, die der Erde aber noch nicht Statt findet. Man muß sich indeß die hiedurch bewirkte Trennung der Erden und Metalle nicht ganz vollständig denken, sie bleibt nur ein Ziel, dem man sich zu nähern sucht, und man wird immer Metalloxyde in der Schlacke, und Erdbasen in der Metallmasse finden.

Eine zu leichtflüssige Beschickung hat den Nachtheil, daß die verglasende Schmelzung früher anfängt, als die Reduction des Eisens, wobei mehr Eisenoxyd in die Schlacke geführt wird, was selbst bei Überfluß an Kohle nicht verhindert wird, da Schlacke gleichzeitig Metalloxyde und Kohlenstoff enthalten kann. Außerdem durchsiedet eine Beschickung den Schacht des Ofens um so schneller, je leichtflüssiger sie ist, und läßt daher bei einem hohen Grade von Leichtflüssigkeit dem Eisen nicht Zeit genug, um so viel Kohlenstoff aufzunehmen, als zur Darstellung von grauem Roheisen erfodert wird (m. vgl. Eisen, verschiedene Zustände desselben), und gibt daher zum Entstehen von weißem Roheisen leicht Gelegenheit, was in einzelen Fällen zwar willkommen seyn kann, in andern aber auch zu vermeiden ist. Eine zu strengflüssige Beschickung schützt das Eisen zu lange vor der reducirenden Wirkung der Kohlen, und gibt daher ebenfalls zur Entstehung von weißem Roheisen Veranlassung, wobei aber auch zugleich Erdbasen in die Metallmasse und Eisenoxyd in die Schlacke übergehen. Hieraus ergibt sich nun, worauf man, bei der Wahl einer Beschickung, in Ansehung der Schmelzbarkeit derselben, zu sehen habe; ist es möglich, den erlangten Grad der Schmelzbarkeit, blos durch Zusammensetzung mehrer Arten von Eisensteinen zu erreichen, so wird es sehr erwünscht seyn; findet dies aber nicht Statt, so muß man zu unhaltigen Zuschlägen seine Zuflucht nehmen, wodurch aber freilich ohne Nutzen für das Eisen-Ausbringen, die Schmelzmasse vermehrt wird.

Außer der Schmelzbarkeit der Beschickung, hat man den Metallgehalt derselben zu berücksichtigen. Es ist leicht einzusehen, daß eine zu arme Beschickung die Kosten der Zugutmachung nicht vergüte, und deßhalb nicht verarbeitet werden könne, aber auch eine zu reichhaltige Beschickung ist wegen ihres nachtheiligen Einflusses auf den Schmelzgang (worüber der Artikel: Eisen-Schmelzprozess zu vergleichen ist) zu vermeiden, und darauf zu sehen, daß das Verhältniß der Eisen- und Schlackenmasse immer zwischen gewissen, sich jedoch nicht sehr nahe liegenden Gränzen falle.

Endlich hat man bei der Wahl der Beschickung noch den Einfluß der einzelen Eisensteine auf die Qualität der erfolgenden Produkte zu erwägen, wobei man auf die verschiedene Bestimmung dieser Produkte Rücksicht nehmen muß. Die in dieser Hinsicht vorhandenen sichern Erfahrungen sind indeß noch ziemlich unvollständig, und beschränken sich auf Folgendes: Nicht immer ist ein ganz reines Eisen das tauglichste, und zu vielen Zwecken ist es zu weich; außerdem ist es nur äußerst selten erreichbar. Der willkommenste Begleiter des Eisens ist das Mangan, oder der Braunstein. Dasselbe beeinträchtigt die guten Eigenschaften des reinen Stabeisens fast gar nicht, ertheilt ihm dagegen manche, in vielen Fällen sehr willkommene, besonders etwas größere Härte, als das reine Eisen, wodurch es der Abnutzung besser widersteht. Zu Darstellung eines guten Schmelzstahls ist ein gewisser Mangangehalt der Eisensteine ein nothwendiges Erfoderniß, und endlich ist dasselbe ein sehr gutes Verbesserungsmittel vieler Fehler, welche häufig beim Eisen vorkommen, wenn sie nicht in zu hohem Grade vorhanden sind, namentlich des Roth-, Kalt- und Faulbruches, besonders des letztern. Nur für Gießereien sind manganhaltige Eisensteine nicht geeignet, weil sie ein hartes weißes Roheisen (das indeß eben so viel Kohlenstoff enthalten kann, als das dunkelste graue, weßhalb der Art. Eisen, verschiedene Zustände desselben, zu vergleichen ist) geben, das nur für einzele Gegenstände, z. B. Ambose, tauglich ist. Die übrigen Metalle scheinen dem Eisen schädlich zu seyn, besonders weiß man dies vom Arsenik und Chrom. Auch die Erdbasen geben dem Eisen unwillkommene Eigenschaften, Silicium macht dasselbe, sowol als Roheisen, wie als Stabeisen, spröde, Calcium ertheilt demselben den Faulbruch, der sich indeß erst beim Stabeisen äußert, und Barium scheint im hohen Grade, und auf sehr mannigfaltige Weise nachtheilig zu wirken. Schwefel endlich ertheilt dem Eisen den Rothbruch, und Phosphor den Kaltbruch, doch können beide Eigenschaften, und ihnen ähnliche auch andere Ursachen haben. Beide Mängel äußern sich übrigens vorzüglich erst bei Stabeisen, und nur wo sie im hohen Grade vorhanden sind, machen sie das Roheisen spröde.

---

darstwo, ausführliche Eidbeschreibung des russ. Reichs. St. Petersburg 1787. *Machinowitz* Slovar geogr. Rossiisk. Gossudarst. Moskau 1801.

Digitized by Google

Hieraus lassen sich nun Regeln ableiten, welche man in einzelen Fällen bei der Wahl der Beschickung zu befolgen hat, und es verdient nur noch bemerkt zu werden, daß die Proben im kleinen Schmelzfeuer (m. s. Probiren), welche man sowol mit einzelen Eisensteinen, als mit vorläufig versuchsweise zusammengesetzten Beschickungen vornehmen muß, ein sehr gutes Anhalten zur Beurtheilung der Leicht- oder Strengflüssigkeit des Metallgehalts, und selbst mehrer andrer Eigenschaften geben, wobei indeß einige Erfahrung nöthig ist, um die Verschiedenheit des Erfolges im Probirfeuer, und im Großen, im Voraus zu beurtheilen. (*Ant. Muller.*)

BESCHIK oder auch **Beschikler**, d. i. die Wiege oder die Wiegen, ein Ort im Sandschak von Salonik, gegenüber von Basargahi-dschedid am Ufer eines Sees. Über das am Ufer dieses Sees gelegene, in vielen Krankheiten nützliche warme Bad ist eine steinerne Kuppel gebauet. Das Wasser ist so heiß, daß es Eier kocht, der Geruch schwefelich. (**Hadschi Chalfas Rumeli.**) (*v. Hammer.*)

BESCHIKTASCH, ein Flecken auf der europäischen Seite des Bosphorus, 1 St. oberhalb Konstantinopel, der Sommersitz des Sultans. Es ist auf der Stelle des alten Jasonium gebaut, wo der Lorbeerhain und der Altar des Apollo stand, und Jason gelandet haben soll. Der erste Sommerpalast wurde hier im J. der H. 1090 (1679) unter Sultan Mahommed IV. mit dem Aufwande von drittehalb hundert Beuteln Piastern erbauet. Ungemein erweitert und verschönert wurde derselbe unter der Regirung Sultan Mahmud I. im J. d. H. 1160 (1747). Endlich wurde hier unter der Regirung Sultan Selims des III. ein neuer Palast für eine seiner Schwestern erbauet. Der ganze Palast des Sultans, vor ein Paar Jahren vom Feuer verzehrt, erhebt sich nun mit neuem Glanze aus seinem Schutte. Zu Beschiktasch ist eine schöne Moschee mit der Grabstätte, dem Kloster und der Schule Jajah Efendis, eines unter der Regirung Sultan Selims II. im Geruche der Heiligkeit verstorbenen frommen und gastfreien Mannes, dessen Grab als Wallfahrtsort häufig von Konstantinopel aus besucht wird. (Raschid I. S. 90., Isi S. 122, 164 und Betschewi.) (*v. Hammer.*)

Beschilbai, s. **Abasa** Th. I. S. 36.

BESCHITZI (Elias), aus Adrianopel, ein Karäer, lebte in Konstantinopel, daher er Beschitzi (aus Byzanz) genant wurde. Er starb 1490. Er ist Verfasser eines sehr wichtigen Werkes, das bei den Karaiten in dem größten Ansehen steht: אדרת אליהו, es erläutert alle Ritus, Gebete und gesetzlichen Constitutionen seiner Secte, und steht bei ihr in so hohem Werthe, daß sein Inhalt als Regel gilt und die Grundlage aller ihrer Entscheidungen macht*). Der Verf. starb, ehe das Werk noch vollendet war. Sein Schüler, R. Caleb Afendopolo, trug das Fehlende nach und vollendete es im J. 5257 (Chr. 1497). Es erschien davon nur eine Ausgabe, Konstantinopel im J. XI. des Kais. Soliman (Chr. 1531), welche äußerst selten ist (wie überhaupt alle gedruckte und handschriftl. Werke der Karaiten), so, daß selbst, wie Peringer bemerkt, die Karaiten in Litthauen nur ein Exemplar haben**). Die Leidener Bibliothek und de Rossi (Cod. 772.) besitzen eine Logik von einem R. Elias, dem Philosophen, verfaßt. Wolf vermuthet, daß dieser Elias eben dieser Beschitzi sey, weil dieser Leidener Codex lauter Schriften von Karaiten verfaßt, enthalte. De Rossi, der in dem Werkchen selbst nichts fand, was dieser Vermuthung widersprechen könnte, findet sie nicht ganz grundlos.

Beschitzi (**Moses Ben Elias**), ein Karaite und Urenkel des Vorhergehenden, ein talentvoller scharfsinniger Gelehrter. Schon in seinem 16. Jahre ward er mehrer Sprachen kundig und fing seine Autorschaft an. In der Folge unternahm er eine Reise nach Palästina, Assyrien und Chaldäa, um alles zu sammeln, was die Lehre der Karaiten begründen und befestigen könte und um sonstige Merkwürdigkeiten aufzuzeichnen; aber schon im J. 5332 (Chr. 1572) übereilte ihn der Tod in einem Alter von 18 Jahren. Nach Mardochai soll er 245 Schriften ausgearbeitet haben, welche aber alle bis auf 6 bei einer in Konstantinopel ausgebrochenen Feuersbrunst verloren gegangen. Sein Hauptwerk hat den Titel מטה אלהים, welches von den verbotenen Graden der Blutsverwandtschaft handelt und wovon das in der Leidener Bibliothek sich befindende Mscrpt., welches den Titel ס' הערות hat, nicht verschieden ist. Mardochai gibt aus einem gegen das Ende zu nicht ganz vollständigen Mscrpt. dieses Werkes einen weitläufigen Auszug***), aus welchem sich ergibt, daß B. gegen die Rabbaniten geschrieben und zugleich über die Art und Weise das Gesetz zu erklären, sich verbreitet habe. In dem gedachten Leidener Codex befindet sich auch noch eine andere Abhandlung dieses Verf. auf 30 Fol., welche von den verschiedenen Zeremonialinstituten der Juden handelt, den Schluß derselben macht ein Gedicht, aus welchem Wolf folgern möchte, die Abhandlung habe den Titel gehabt זבח פסח. (*Hartmann.*)

BESCHLAG (natürlicher), **efflorescentia**, ist das, womit sich gewisse Körper oberflächlich von selbst überziehen, oder was aus ihnen auswittert, entweder in Form eines Staubes, tauben Mehles, Moders ꝛc., oder einer faserigen Substanz, wie zuweilen beim Kalk, Vitriol, Salpeter, Bittersalze ꝛc. Dies Beschlagen hat bei manchen Körpern in sofern Statt, als sie entweder aus ihrer Mischung gesetzt, wie die Kobalterze und meisten Eisenkiese, die verwesenden oder modernden organischen Gebilde, oder sofern sie ausgetrocknet werden, wie die Kry-

*) Vgl. *Mardochäus* Notitia Caraeor. S. 63. 148.

) Das welches de Rossi in den Annal. hebr. typogr. ad anno MDI ad MDXL p. 34. anführte, gehörte dem R. Saraval aus Mantua. Ein Exemplar findet sich auch in der Leidener Bibliothek. Ein am Anfang und am Ende verstümmeltes Mscrpt. dieses Werks benutzte R. Cudworth, von welchem es J. Selden erhielt, der es ebenfalls fleißig benutzt, die Zahl der כתרים und den Titel aber nicht ganz vollständig angegeben hat. Andere neuere Schriftsteller citiren dieses Werk unter andern Titeln, welche aber wahrscheinlich blos von Aufschriften der כתרים hergenommen sind, ob es sonst auch gleich den Juden nicht ganz ungewöhnlich ist, demselben Werke mehre Titel zu geben. Wenn einer dieser Titel wirklich echt seyn sollte: so ist es noch am ersten der, nach welchem es ס' המצות überschrieben ist. *) S. *Wolf* Notitia Caraeor. p. 95 — 126.

Digitized by Google

ſtalle des Natrons, Alauns, Glauberſalzes, der Eiſen- und Kupfervitriole, u. a. Salze. (*Th. Schreger.*)

Beſchlag (chemiſcher), Lorica, heißt der innere Überzug chemiſcher Öfen, und der äußere von Kolben, Retorten und andern chem. Geräthſchaften, der jene zu ſchlechten Wärmeleitern machen, und dieſe gegen die unmittelbare Einwirkung des Feuers ſchützen ſoll. Es gibt mehre Zuſammenſetzungen deſſelben. Statt des gewöhnlichen Ofenbeſchlags aus Ziegelſteinmehl und Mauerlehm, oder aus dieſem nebſt friſchem Pferdedung und an der Luft zerfallenem Kalk ꝛc., kann z. B. ein Gemenge aus 2 Theilen Thon und 1 Kohlenſtaub, mit Waſſer zu einem dünnen Brei gemacht, dienen, welches auf die Innenfläche des Ofens aufgetragen, und, bald trocken, mit einem hölzernen Hammer zuſammengeſchlagen wird. So trägt man noch eine, oder mehre dergleichen Lagen auf, bis der Ofen faſt die gehörige Dicke hat, und zuletzt noch einige Mal einen Überzug aus 2 Thon und 1 weißen Sand auf die nämliche Art. Dieſer Beſchlag ſpringt nicht leicht ab, und läßt wenig Hitze durch. — Zum Beſchlag chemiſcher Gefäſſe, die im freien Feuer ſtehen, oder einen ſehr hohen Hitzgrad aushalten ſollen, namentlich für Glasretorten ꝛc., braucht man gewöhnlich reinen Mauerlehm mit Sand und etwas Kälberhaar, oder ein mit Waſſer angefeuchtetes Gemenge ausgeſchlemmter Kreide und $\frac{1}{12}$ Thon, oder gleiche Theile reinen, in einer geſättigten Kochſalzauflöſung geſchmeidig gemachten Thons und grob gepulverter Porzellanſcherben ꝛc.; für Kolben einen Beſchlag aus gleich viel Kochſalz, Hammerſchlag und Ziegelmehl, mit Gerſtenſpreu, Kalbshaare und Ochſenblut zum dünnen Teig gemacht, oder 4 gepulverten Thons, 1 Hammerſchlags, $\frac{1}{4}$ Mennige, eben ſo viel gehacktes Kalbshaar und 2 Roggenmehl mit Tiſchlerleimwaſſer dünn eingeteigt, oder man überſtreicht ſie auswendig mit einem dünnen Brei von weißem Bolus oder Pfeifenthon, den man feucht noch, überall mit Sand beſtäubt und dann trocknet, binnen $\frac{1}{4}$ Stunde iſt der Beſchlag trocken und haftet gut. (S. auch Kitte, Klebwerk.) (*Th. Schreger.*)

Beſchlag (der), Weidmänniſcher Kunſtausdr., durch welchen der Vollzug der Begattung, in Rückſicht des zur hohen und Mittel-Jagd zu rechnenden Haarwildes — mit Ausſchluß der dahin gehörigen Raubthiere — bezeichnet wird. In eben dem Sinne wird auch das Zeitwort beſchlagen gebraucht. (*a. d. Winckell.*)

Beſchlag der Thierhufe, ſ. Hufbeſchlag.

Beſchlagen in der Forſtkunde, ſ. Holzbereitung.

Beſchleunigung, ſ. Bewegung.

BESCHLUSS, nennt man in juriſtiſcher Hinſicht, die Verfügung einer adminiſtrativen Regiminalbehörde; im Gegenſatze des Spruchs, Beſcheids, Urtheils einer gerichtlichen. Übrigens wird auch der Beſchluß (Arrêté) eben ſo durch Stimmenmehrheit hervorgebracht, wie ein Spruch oder Urtheil. (*Spangenberg.*)

BESCHNEIDUNG (מִילָה, *περιτομή*, circumcisio), ein Gebrauch verſchiedener Völker des Alterthums, beſonders aber ein religiöſer Ritus der Juden und Mohammedaner, beſteht in der Wegnahme der Haut, welche die Eichel des männlichen Gliedes bedeckt und gewöhnlich Vorhaut (עָרְלָה, *ἀκροβυστία*, praeputium) genannt wird. Die Operation geſchieht mit einem ſcharfen Meſſer, welches nach einer ſehr verbreiteten Deutung von einigen Stellen des A. T. (2 Moſ. 4, 25. Joſ. 5, 2. 3.), worin ſchon die LXX voranging, in den älteſten Zeiten aus Stein geweſen ſeyn ſoll [1]), wie ſich die Ägypter beim Einbalſamiren [2]), die Galli bei ihrer Entmannung [3]) und Alnajah, ein äthiopiſches Volk bei der Beſchneidung [4]) ſolcher ſteinernen Meſſer bedienten. Als Grund führt man an, die durch ſolche Meſſer entſtandene Wunde entzünde ſich nicht ſo leicht und ſey mit weniger Gefahr zu heilen. Es läßt ſich dies aber wenigſtens nicht aus jenen bibliſchen Stellen beweiſen, welche auch eine andere Deutung zulaſſen [5]); außerdem hätten auch wol die Juden, welche nur zu gern bei dem ein Mal eingeführten Rituale ſtehen blieben, dieſe Sitte beibehalten, wenn ſie durch das Alterthum für ſie eine gewiſſe Heiligkeit erlangt gehabt hätte. Nach der Anſicht der ſpätern Juden komt auf die Materie, woraus das Meſſer beſteht, nichts an [6]); jetzt iſt es gewöhnlich aus Eiſen. Verrichten durfte die Beſchneidung jeder Iſraelit [7]), urſprünglich geſchah ſie vom Vater des Kindes (1 Moſ. 17, 23.); bei den ſpätern Juden wurden eigene Beamte dazu gebraucht. Im Nothfalle war es ſelbſt Weibern erlaubt, die Beſchneidung zu verrichten [8]), obgleich einige Rabbinen dies leugnen wollen [9]). Der Beſchneider heißt מְצִיצָה vom talmud. מָצַץ verwandt mit dem althebräiſchen Worte מוּל. Dieſer Ritus geſchieht bei den Juden gewöhnlich am achten Tage, wie es ſchon früher Sitte war (1 Moſ. 21, 4.). In den ältern Zeiten hat man jedoch auf dieſen Tag nicht genau gehalten (2 Moſ. 4, 25. vgl. 2, 22.), ja während des Zuges durch die arabiſche Wüſte war die Beſchneidung ganz unterlaſſen (Joſ. 5, 5 ff.). Späterhin aber blieb man bei dieſem Tage (Luc. 1, 59; 2, 21.), ſelbſt wenn es den Sabbath traf [10]), und die an andern Tagen geſchehene Beſchneidung hielt man faſt für überflüſſig [11]); der Talmud läßt jedoch einige Ausnahmen zu bis zum zwölften Tage, die freilich ſehr ins Kleinliche fallen und davon abhängen, daß ein Knabe Abends vor oder nach dem Sabbath geboren, oder daß nach dem Sabbath noch ein Feſttag fällt. Bei kränklichen Kindern wartet man bis zu ihrer völligen Geneſung [12]). Bei dieſer Weihe des Knaben zum Mitgliede des Volkes Gottes pflegte man ihm auch den Namen zu geben (Luc. 1, 59. 62. 63; 2, 21.), welche Gewohnheit die Juden daher ableiten, daß Abrahams Name zu der Zeit verändert ſey, als ihm Gott dieſen Ritus befohlen habe (1 Moſ. 17, 4. vgl. 10 ff.). Dagegen iſt zu bemerken, daß in jener Erzählung beides durchaus nicht

1) *Markii* Dissertatt. S. 101. ff. *Ilen* Thes. I. S. 497 ff. 2) *Herod.* II, 86. 3) *Plin.* H. N. XXXV, 46. ed. Bip. vgl. *Ovid.* Fast. IV, 238. 4) *Job. Ludolf* hist. Aethiop. L. III. c. 1, 21. 5) Geſenius hebr. Wörterbuch u. d. W. ערל 6) *Jo. Buxtorf* synagog. Judaic. Basil. 1680. S. 91. ff. 7) *Joseph.* Antiquit. Judaic. XII, 5. 4. 8) 2 Moſ. 4, 24. *Joseph.* Antiquit. Jud. a. a. O. 9) Avoda Sar. 27. 1. vgl. *Buxtorf.* synagog. Jud. S. 90. 10) *Epiphanius* advers. haeres. L. I. S. 160. ed. Col. 1682. Tract. Schabbath Cap. 19. m. 1. 2. 11) *Origenes* contra Cels. L. V. 48. T. I. p. 614. c. ed. de la Rue. 12) Tract. Schabbath Cap. 19. m. 5.

mit einander in Verbindung gesetzt wird, ja nach 1 Mos. 21, 3; 25, 25. 26. werden ja dem Isaak und dessen Söhnen die Namen schon vor der Beschneidung gegeben; ähnlich ist es mit Mosis Sohne, dessen Name wenigstens früher erwähnt wird, als seine Beschneidung (2 Mos. 2, 22. vgl. 4, 24). Spencer[13]) ist daher der Meinung, diese Sitte sey von den Griechen und Römern zur Zeit der Maccabäer angenommen, bei welchen der dies lustricus auch nominalis war[14]), wogegen aber zu erinnern ist, daß die Juden gerade in jener Zeit gegen alles Heidnische den größten Abscheu hegten, mithin wol keinen solchen Gebrauch von auswärtigen, profanen Völkern entlehnten. Die Zeit demnach, wo das Namenertheilen zuerst mit der Beschneidung verbunden wurde und als Sitte aufkam, ist nicht historisch gewiß; wahrscheinlich aber ist dieser Gebrauch schon sehr alt.

Durch diese gottesdienstliche Handlung, die erste, welche mit dem Neugebornen geschah, wurde zunächst allen männlichen Israeliten, Nachkommen Abrahams (1 Mos. 17, 9 — 14; 3 Mos. 12, 3.), die Weihe zum Volke Gottes ertheilt. Außer ihnen aber mußten sich alle fremde Leibeigene (1 Mos. 17, 12. 13.), auch andere Fremde ihr unterwerfen, die in Palästina wohnten und am Passah Theil nehmen wollten (2 Mos. 12, 48). Die Proselyten des Thors (גֵּרֵי תּוֹשָׁב) jedoch blieben davon befreit[15]), wie sie überhaupt nicht zu dem Zeremonialgesetz verpflichtet waren. Seit der Zeit der Maccabäer aber suchten viele Juden, theils um in den Religionsverfolgungen des Antiochus Epiphanes nicht so leicht erkant zu werden (1 Macc. 1, 16.), theils aber auch aus Vorliebe für griechische Sitten[16]) die Beschneidung zu verdecken, und zogen mit einem chirurgischen Messer die Haut wieder über die Eichel, so daß man eine Vorhaut wahrzunehmen glaubte[17]). Von dem Worte ἐπισπᾶσθαι zurückziehen, hat die Sache den Namen ἐπισπασμὸς, und derjenige, welcher die Vorhaut durch Dehnen zu ersetzen suchte, den Namen ἐπισπαστικὸς erhalten; bei den Rabbinen hieß ein solcher מְמֻשָּׁךְ von מָשַׁךְ attrahere. Meistens geschah diese Attraction der Haut durch ein Instrument σπαθιστήρ genant. Das Ausführliche darüber erzählt Celsus[18]). Dieser Vernichtung des nationalen Kennzeichens, welche dem echten Juden als etwas höchst Sündliches erscheinen mußte, suchte man vielleicht dadurch entgegen zu arbeiten, daß man nicht blos die Vorhaut abschnitt, sondern noch außerdem, was bei keinem andern Volke geschieht, mit den Nägeln das Häutchen unter der Vorhaut (פְּרִיעָה denudatio) zerriß. Zwar wollen die Juden diese Sitte aus Jos. 5, 2. ableiten, aber auf eine höchst gezwungene Weise[19]). Bei Erwachsenen ist die ganze Operation höchst schmerzlich und gefährlich; am dritten Tage erfolgt ein Wundfieber[20]) und der Beschnittene bleibt drei und mehre Wochen bettlägerig[21]).

Die bei den Juden jetzt üblichen Gebräuche bei der Beschneidung sind kürzlich folgende: Gewöhnlich geschieht sie in der Synagoge am Morgen nach dem Gebet der Männer in Gegenwart von wenigstens zehn Personen; es werden zwei Stühle gesetzt, dem Schranke gegenüber, in welchem die Gesetzrollen verwahrt sind. Der eine ist für den Zeugen oder Gevatter (כִּסֵּא דְּגָבְרֵי) bestimt, der andere für den Elias, welcher aus einer rabbinischen Misdeutung von Mich. 3, 1. und mit Bezug auf 1 Kön. 19, 10. bei diesem Ritus gegenwärtig gedacht wird[22]). Knaben bringen auf den lauten Ruf eines der Anwesenden die zum Ritus gehörigen Werkzeuge, eine brennende Fackel, das Messer, Pulver zum Streuen auf die Wunde, ein Band, die Wunde zu verbinden, einen Becher Wein, eine Schüssel mit Öl und eine andere voll Sand, und stellen sich nahe an den Beschneider, welcher dem Gevatter gegenüber und neben dem Vater des Kindes stehend, mit lauter Stimme unter andern den Gesang 2 Mos. 15, 1 ff. singt. An der Thüre der Synagoge empfängt der Gevatter das Kind aus den Händen der Weiber, bringt es zur Versamlung und ruft: Gesegnet sey der da komt, welches die ganze Versamlung wiederholt. Dann legt jener das Kind auf seinen Schoß, der Beschneider aber wickelt es auf, dehnt die Vorhaut zwischen ein Instrument, welches einem Kamme ähnlich ist, aber nur Eine Spalte hat, oder nimt die Vorhaut auch blos zwischen die Finger, nöthigt durch Drücken die Eichel zum Zurückweichen, ergreift das Messer und ruft dann mit lauter Stimme: Gelobet seyst du Herr, unser Gott, der du uns geheiligt hast durch deine Gebote und hast uns die Beschneidung gegeben. Bei den letzten Worten schneidet er die Vorhaut weg, und wirft sie in das Gefäß mit Sand. Um das Blut etwas wegzuschaffen, nimt er einen Schluck Wein, bespritzt damit die Wunde, und wenn das Kind schwach wird, auch dessen Gesicht, und zerreißt dann mit seinen Nägeln das innere Häutchen unter der Vorhaut, saugt um Entzündung zu verhüten, drei Mal das Blut aus, und speiet es in das Gefäß mit Sand. Nun verbindet er das Kind mit Linnen in Öl getunkt und wickelt es wieder ein, wäscht Mund und Hände. Der Gevatter stellt sich mit dem Kinde ihm wieder gegenüber, und der Beschneider beschließt die Handlung mit einem Gebete, daß Gott das Kind am Leben

13) De legibus Hebraeor. ritual. L. I. cap. V. p. 63. 14) *Macrob.* Saturn. I, 16. *Sueton.* Ner. cap. 6. und die Erklärer zu *Pers.* Satyr. II, 31 ff. 15) *Joseph.* Antiquitt. Jud. XX. c. 2, 4. 16) *Joseph.* Antiquitt. Judaic. L. XII. cap. 5, 1. 17) *Epiphanius* de ponderib. et mensuris in Opp. ed. Col. 1682. T. II. pag. 172.; die Nachrichten der Rabbinen hat Buxtorf gesammelt im lexic. chald. et talmud. u. d. W. מְמֻשָּׁךְ; auch der Apostel Paulus erwähnt 1 Cor. 7, 18. dieser Operation. 18) De arte medica L. VII, c. 25.: in eo, qui circumcisus est, sub circulo glandis scalpello diducenda cutis ab interiore cole est. Non ita dolet, quia summo soluto deduci seorsum usque ad pubem manu potest: neque ideo sanguis profluit. Resoluta autem cutis rursus extenditur ultra glandem: tum multa frigida aqua fovetur, emplastrumque circa datur, quod valenter inflammationem reprimat. Ubi jam sine inflammatione est, deligari debet a pube usque ad circulum, super glandem autem imposito emplastro induci. Sic enim fit, ut inferior pars glutinetur, superior ita senescat, ne inhaereat. Vgl. *Galenus* de methodo medendi L. XIV. cap. 16. und *M. Jerem. Lossius* de epispasm. Judaico. Jenae 1665. 4. Winer im bibl. Realwörterbuch I, S. 101.

19) Vgl. *Buxtorf* lex. Chald. et talmud. u. d. W. פְּרִיעָה. 20) 1 Mos. 34, 25. vgl. Arvieux merkw. Nachrichten III, 146. 21) *Chardin* Voyages en Perse. T. X. p. 76. ed. Amst. 22) Eisenmengers entdecktes Judenth. 1. Th. S. 685. ff.

Digitized by Google

erhalten wolle, und den Aeltern viele Freude gewähren möge[23]). Stirbt ein Knabe vor dem achten Tage, so beschneidet man ihn im Sarge über dem Grabe, damit er die Vorhaut nicht mit in das Grab bringe, und ihm solches zur Sünde gerechnet werde; ja damit er seine Aeltern einst kenne, wird ihm auch ein Namen beigelegt. Es stellen sich nämlich die zur Beschneidung gehörenden Personen um das Grab herum, der Gevatter sitzt auf einem Stuhle, die Beschneidung selbst geschieht, wie gewöhnlich, nur verrichtet sie dann meistens der Todtengräber, auch wol mit einem Feuersteine. Ehe das Messer weggelegt ist, wird der Segen gesprochen und dem Knaben der Name gegeben; dann geht die Beerdigung vor sich[24]).

Die ältern Dogmatiker haben die Beschneidung nicht ohne Grund mit der Taufe der Christen verglichen, und Michaelis Einwendungen dagegen[25]) reichen nicht aus, wie unter andern schon Ernesti[26]) dargethan hat. Beides sind nämlich Religionsgebräuche, dort zur Aufnahme in das Volk Gottes, hier unter die Bekenner von Christus; bei beiden wird durch äußere Reinheit die innere symbolisch dargestellt; beide werden betrachtet als Zeichen eines Bundes, welcher zwischen Gott und den Menschen abgeschlossen ist, und mithin beide auch als Zeichen der göttlichen Gnade angesehen, sofern der Mensch nur die eingegangenen Bedingungen erfüllt.

Gehen wir auf den Ursprung dieser Sitte zurück, so scheint aus den Relationen des A. T. (1 Mos. 17, 10 — 14.) zu folgen, daß sie schon von Abraham eingeführt sey; und man hat dieses allgemein als sichere Thatsache angenommen. Allein eine richtige und unbefangene Ansicht zeigt, daß dieses aus jener Urkunde nicht gewiß folge; obgleich es nicht unmöglich ist, daß schon der Stamvater selbst diesen Ritus einführte. Wir lesen nämlich diese Nachricht bei demselben Referenten, welcher den Sabbath bei der Schöpfung einsetzen, den Regenbogen nach der Sündfluth entstehen läßt, was doch wol Niemand als geschichtliche Facta nehmen kann. Es scheint daher auch hier blos poetische Idee, daß der heiligste Ritus der Nation schon von ihrem Stamvater herrühre und schon zwischen ihm und Gott das Bundeszeichen gewesen sey[27]). Dies wird noch wahrscheinlicher, wenn wir die andere Relation über den Bund Abrahams mit Gott (1 Mos. 15.) vergleichen, wo dieser unter ganz andern Symbolen abgeschlossen wird. Über die sonstige Einführung der Beschneidung bei den Israeliten fehlt es an geschichtlichen Nachrichten; vergleichen wir die übrigen Völker des Alterthums, so wird es höchst wahrscheinlich, daß die Hebräer diesen Ritus von den Ägyptern entlehnten, entweder nach und nach durch ihren langen Aufenthalt in Ägypten, oder durch Mose. Denn nach Herodot[28]), nach Diodorus Siculus[29]) und Strabo[30]) war bei den Ägyptern dieser Ritus zuerst gewöhnlich, und ging von ihnen zu andern Völkern, den Kolchiern, den Phönikiern, welche aber nach ihrer Verbindung mit den Griechen ihn unterließen, den Syrern in Palästina (d. i. den Hebräern) über; ob auch zu den Äthiopiern, läßt Herodot unentschieden. Dasselbe sagt Celsus beim Origenes[31]) und Julian beim Cyrillus[32]); Josephus aber[33]), welcher Herodot's Stelle berücksichtigt, widerlegt diese Behauptung nicht. Außer diesem Zeugnisse der Alten aber erhält jene Meinung, daß die Hebräer den Ritus von den Ägyptern erhielten, noch dadurch ein besonderes Gewicht, daß die Hebräer einen großen Theil ihrer Gebräuche und Einrichtungen von den Ägyptern entlehnten, und ihnen, wie die Geschichte lehrt, nie sehr abgeneigt gewesen sind. Nur darin irrt Herodot a. a. O., daß er sagt, die Syrer in Palästina (Hebräer) gestänben selbst den ägyptischen Ursprung jenes Gebrauches zu.

Es fragt sich aber, wie kam der Mensch überhaupt darauf, sich diesem schmerzhaften und selbst lebensgefährlichen Ritus zu unterwerfen? Die Alten und noch jetzt viele unkultivirte Völker suchten durch äußere, körperliche Zeichen ihre Verehrung gegen die Gottheit auszudrücken; besonders aber stand das männliche Glied, als Symbol der erzeugenden Kraft der Natur, bei den meisten Völkern des Orients in der größten Achtung. Daß dies auch bei den Ägyptern der Fall war, zeigen ihre Processionen mit dem Phallus[34]), welche in den Sculpturen an ihren Tempeln sehr häufig vorkommen. Wat es nun ganz natürlich, zu glauben, daß nur der Reine sich der Gottheit nahen dürfe, und daß nur ein solcher ihr angenehm sey, so lag ja auch der Gedanke sehr nahe, daß Reinheit des so heilig geachteten männlichen Gliedes ein besonderes Wohlgefallen Gottes gewähren müsse. Die Priester also, welche nach dem alten Volksglauben der Gottheit näher standen, befliſſen sich einer besondern Reinlichkeit und entfernten die Vorhaut des männlichen Gliedes, damit sich unter derselben keine Unreinigkeit samle und sie zum Kultus untauglich mache[35]). Als etwas ganz Ausgezeichnetes galt es, wenn man beschnitten geboren (λειποδερμος) wurde; daher erzählen es die Ägypter von ihren Halbgöttern in ihren Sagen, und der Kynokephalos, welcher unbeschnitten geboren werden soll, galt ihnen daher für besonders heilig[36]). Aus demselben Grunde fabeln die Juden dies von Seth, Enoch, Noah, Sem, Tharah, Jakob, Joseph, Moses, Samuel, David, Jesaias und Jeremias. Auch Adam wurde beschnitten erschaffen[37]), ja nach andern[38]) gehörten auch

23) Vgl. *Buxtorf* Synag. Judaic. p. 92 — 110. und andre den Bauer in der Beschreibung der gottesdienstlichen Verfassung der alten Hebräer 1. Bd. S. 76. angeführte Schriften. 24) Rabbi Bechai in seiner Erklärung des Pentateuchs. Venedig 1546. Fol. 26 col. 1. vgl. Eisenmenger's entdecktes Judenthum 1. Th. pag. 678. 25) Compend. theolog. dogmat. Gött. 1762. §. 183. pag. 277. 26) Vindiciae arbitrii divini in vol. constit. in dessen Opusculis pag. 249. ff. vgl. auch *Hofmann* de circumcisione V. T. sacramenti nomine non privanda. Altorf 1770. 4. 27) Vgl. den Art. Abraham Th. I. S. 155; besonders aber de Wettes Beiträge zur Einleitung ins A. T. 2. Thl. S. 58—66.

28) Lib. II, 36. 104. 29) Lib. I. cap. 28. 30) Lib. XVII, 824. ed. *Casaub.* cap. II, §. 5. ed. *Siebenkees.* 31) Lib. V, 41. in Opp. ed. de la Rue. T. I. pag. 609. D. 32) Contra Julian. Lib. X. pag. 354. B. ed. *Spanhem.* 33) Contra Apionem II, 13. 34) *Herod.* II, 37. 35) *Herod.* II, 37. 36) *Jo. Pierii Valeriani* Hieroglyphic. Francof. ad M. 1678. pag. 72. vgl. *Horapollo* in den Hieroglyphic. ed. *Höschel*, welche den Hieroglyph. von Valerian angefügt sind, pag. 6. 37) Midrasch Tillim Fol. 10. col. 2. 38) Rabbi Nathan in den Avoth Fol. 2. col. 1. 2. vgl. Jalkut chadasch. Fol. 122. col. 1.

Digitized by Google

Melchisedek, Hiob, Bileam und Serubabel zu den beschnitten Gebornen. Die Moslemen geben ihnen darin nichts nach, und lassen auch Mohammed so geboren werden [39]), die moslemischen Perser dehnen dies auch auf Moses und Ali aus [40]). Den ägyptischen Priestern war dieser Ritus zur Pflicht gemacht, so auch jedem, der sich in gewisse Grade der Mysterien einweihen ließ, oder auch nur den Wissenschaften z. B. der Mathematik sich widmen wollte [41]), daher selbst Pythagoras sich dieser Operation unterworfen haben soll [42]). Für das übrige Volk scheint die Beschneidung nicht nothwendig gewesen zu seyn, doch mochten sich die meisten, weil sie dann für heiliger galten, ihr freiwillig unterwerfen, woher es bei Herodot a. a. O. und Andern ganz allgemein heißt: die Ägypter beschneiden sich. Auch sind fast alle Mumien beschnitten. Bei den Hebräern aber wurde die Beschneidung allgemeines Nationalzeichen; denn sie sollten als ein heilig Priestervolk betrachtet werden (2 Mos. 19, 6; 4 Mos. 16, 3.); alle Nichtbeschnittene galten ihnen daher für profan, und Unbeschnittener (ערל) wurde daher das stärkste Schimpfwort (1 Sam. 17, 14.), so wie es noch jetzt bei den Äthiopiern der Fall ist [43]). Der ägyptische Ursprung aber dieser Sitte, welchen schon Marsham [44]) und, wie es scheint, auch Spencer [45]), Michaelis [46]), Bauer a. a. O. und Borheck [47]) vertheidigten, ist zwar einstimmig von den Kirchenvätern, ja auch unter den Neuern von vielen bestritten worden, besonders von Deyling [48]) und Herm. Witsius [49]), jedoch sind ihre Gründe, welche Spencer a. a. O. und Bauer [50]) einzeln aufgeführt haben, blos dogmatischer Art, so daß sie vor einer nüchternen Kritik als ganz unerheblich erscheinen. Viele durchschauten nicht den wahren Zusammenhang dieses Gebrauchs mit andern ähnlichen Reinigungen der Alten, und glaubten den Ursprung desselben im medizinischen Nutzen suchen zu müssen. Nach Philo nämlich [51]) ist die Beschneidung das beste Sicherungsmittel gegen die furchtbare Karbunkelkrankheit oder ἄνθραξ [52]), da sich in den heißen Ländern sehr leicht mehr Feuchtigkeiten unter der Eichel sammeln und einen brennenden Schmerz verursachen; auch meint er, mache sie bei vielen Individuen, deren Vorhaut zu lang oder zu enge sey, den Beischlaf erst möglich und befördere die Zeugungsfähigkeit. Hierin sind ihm viele Neuere beigetreten [53]). Man hat dies auch als Grund angegeben, weshalb Abraham die Beschneidung eingeführt habe, und leitet die nicht lange nachher erfolgte Fruchtbarkeit der Sara davon ab [54]). So wenig jener Nutzen in einzelen Fällen zu leugnen ist, so wäre doch der Schluß zu voreilig und unrichtig, daß der Vortheil, welchen die Beschneidung bei einer abnormen Bildung der Vorhaut hat, die Menge bewogen habe, sich auch dieser schmerzlichen Operation zu unterwerfen. Übrigens sind fast alle Völker, bei denen dieser Gebrauch angenommen ist, so unsauber, daß man ihnen diese Verstümmelung ihres Körpers aus bloßer Sorgfalt für Reinlichkeit nicht zutrauen kann. Daß aber auch in den heißen Gegenden die Beschneidung zur Erhaltung der Gesundheit nicht nothwendig sey, zeigt das Beispiel der Parsis oder der Guebern, der Inder, vieler Kaffern in Afrika, welche sich ihr nicht unterziehen, und sich eben so wohl befinden, als die Beschnittenen in gleich heißen Gegenden.

Man hat jene Ansicht zu erhärten gesucht dadurch, daß man sich auf die Beschneidung der Mädchen berief, welche doch offenbar einen medizinischen Zweck habe. Es findet sich diese bei den alten und heutigen Arabern [55]), bei den Kopten oder heutigen Ägyptern [56]), ja vielleicht schon bei den alten Ägyptern [57]), ferner bei den Äthiopiern [58]), in einigen Gegenden Persiens [59]), bei den Negern in Bambuc [60]); ja das Volk Panos in der Provinz Maynas, beschneidet nur die Mädchen [61]). Es besteht aber diese Beschneidung durchaus nicht, wie behauptet worden, in einem Einschnitte der nympha puellaris, noch in einer Verstümmelung der Clitoris, sondern in dem Abschneiden der zu langen Vorhaut der Clitoris, daher sie auch nicht bei allen Mädchen angewandt wird. Diese Operation heißt bei den Arabern بَظَر battar, auch خفض chaphadh, wie ختن chatan von der Beschneidung der Knaben gebraucht wird; die Frau, welche die Beschneidung verrichtet, wird مبظّرة mobatterat, und das was abgeschnitten wird, بَظْر bätr genant, welches Golius unter dem Worte erklärt: res oblongior,

39) *Abulfed.* vita Muhammedis pag. 3. ed. Gagnier. 40) *Chardin* Voyages en Perse. X. p. 75. ed. Amsterd. 41) Origenes in dem Comment. zu Röm. 2, 13. in dessen Opp. T. IV. S. 496. ed. de la Rue. 42) *Clemens Alexandrin.* Stromat. Lib. I. pag. 354. ed. Potter, und *Theodoret.* de curandis Graecorum affectionibus pag. 6. ed. Sylburg. 43) *Ludolf* commentar. in histor. Aethiopic. pag. 274. 44) Canon. chron. Saec. V. pag. 73. sqq. 45) De legib. Hebraeorum ritualib. L. I. c. 5. sect. 4. pag. 55. sqq. 46) Mosaisch. Recht IV. Th. §. 185. S. 22. 47) Ist die Beschneidung ursprünglich gebräuchl? und was veranlaßte Abraham zu ihrer Einführung? Eine historisch-exegetische Untersuchung. Duisb. u. Lemgo. 1793. 8. 48) Observatt. sacr. II. 88. sqq. 49) Aegyptiac. L. III cap. VI. 50) Beschreibung der gottesdienstl. Verf. der alten Hebräer Th. 1. S. 36. ff.; daselbst findet sich auch die vollständige Literatur von allem, was für die ältere Meinung geschrieben ist. 51) De circumcisione in Opp. II, 210. ed. Mangey p. 625. ed. Colon. 1613. 52) *Josephus* contra Apion. II, 13.; *Niebuhr* description de l'Arabie pag. 68. sqq. oder S. 77. teut. Ausgabe.

53) Thevenot's Reisebeschreib. I. S. 58. 54) Bauer a. a. O. S. 63. in der Anmerk.; vgl. andere dort angeführte Stellen. 55) *Strabo* Geogr. L. XVII. c. II. §. 5. ed. Siebenkees; vgl. *Reland* de relig. muhammedan. pag. 75.; *Niebuhr* description de l'Arabie pag. 70. 56) Paulus Samlung morgenländ. Reisebeschr. III. S. 83.; Olivier's Reise in Ägypten, Syrien, Mesopotamien und Irak Arabi, teutsche Übers. von Bergk im Anhang S. 413.; Seetzen in den Fundgruben des Orients. I, S. 65. 57) *Ambrosius* de Abrah. Lib. II. c. 11. in Opp. T. I. p. 347. ed. Paris. 1686; vgl. *Galenus* de usu part. Lib. XV. in Opp. T. I. p. 531. F. ed. Basil. 58) *Ludolf* hist. Aethiop. L. III. cap. 1. 59) *Chardin* Voyages en Perse. T. X. p. 76. ed. Amst. 60) *Mungo Park* travels p. 180. vgl. Voyage au pays de Bambouc pag. 48. 61) Veigl's gründliche Nachrichten von der Landschaft Maynas in Südamerika in Murr's Samlung der Reisen einiger Missionarien von der Gesellschaft Jesu. Nürnberg 1785. S. 67.

caruncula similis, excrescens in pudendis feminae, quam in puellulis praecidere Arabes solent; der Theil endlich, an welchem die Beschneidung geschieht, heißt نوي nava. Ja es ist sogar beleidigend, wenn man ein Mädchen يا بَيْظَر, du Unbeschnittene! nent[62]); auch haben die Araber noch eine Menge Worte, die sich auf jene Sitte beziehen. Jene Weiber aber, welche dieses Geschäft besorgen, ziehen in der Stadt umher, und rufen öffentlich aus: gibt es Mädchen zu beschneiden[63])? Gewöhnlich aber geschieht es bei den Mädchen erst nach dem 10. Jahre. Daß hiebei ein physischer Nutzen bezweckt werde, ist unleugbar; aber diese Sitte ist nicht allgemein und bei vielen Völkern der heißen Zone, wo nicht nur eben diese Abnormität sich findet, sondern auch die äußern Lefzen der weiblichen Scham von einer monströsen Länge sind, wird sie ohne Nachtheil unterlassen[64]). Sehr wahrscheinlich ist sie erst durch Nachahmung der eigentlichen Beschneidung entstanden.

Weit mehr empfiehlt sich Meiners Hypothese, welcher die Beschneidung für einen Ritus ansieht, wodurch man die Gottheit bei der Geburt der Kinder zu versöhnen suchte; auch führt er zahlreiche Beispiele an von ähnlichen Verstümmelungen, welche den Zweck hätten, bei glücklichen Begebenheiten den Neid der Gottheit zu entfernen, dagegen ihr Mitleid zu erregen und mithin sie den Ältern und dem Kinde geneigt zu erhalten[65]). Jedoch auch diese Analogie reicht nicht aus, sondern man muß auf die Grundidee der meisten orientalischen Religionen, Heiligkeit des männlichen Gliedes und auf das Streben zurückgehen, nach welchem man Reinheit des Herzens durch äußere Reinheit symbolisirte. Ganz falsch ist die Ansicht einiger Rabbinen, welche meinen, die Ursache dieser Sitte sey darin zu suchen, daß durch die Entfernung der Vorhaut das männliche Glied geschwächt, mithin der Geschlechtstrieb etwas verringert werde. Daß auch nicht, wie Einige geglaubt haben, die Selbstbefleckung dadurch unmöglich werde, erhellt aus den häufigen Klagen der Rabbinen über dieses Laster unter den Juden[66]).

Es ist uns nun noch übrig nachzuweisen, bei welchen Völkern die Beschneidung sonst Statt fand, und wo sie noch jetzt üblich ist. Außer den Juden und Ägyptern haben wir oben bereits die Kolchier und Äthiopier genant; auch die Phönikier sollen sie nach Herodot[67]) einst gehabt haben. Andere Nachbarvölker der Hebräer, als die Philistäer und Idumäer waren unbeschnitten; letztere wurden erst durch Johannes Hyrcanus (129 v. Chr.) gezwungen, diesen Ritus anzunehmen, also nationalisirte Juden zu werden, oder auszuwandern[68]). Auch die Araber hatten von Alters her diesen Gebrauch, und Mohammed behielt ihn bei, ohne ihn jedoch den Moslemen zu gebieten. Bekantlich leitet ein großer Theil der Araber seinen Ursprung von Ismael, Abrahams Sohne von der Hagar, ab[69]); da aber dieser nach 1 Mos. 17, 25. im 13. Jahre beschnitten wurde, so verschiebt man bei den meisten Knaben diesen Gebrauch bis zu jenem Alter[70]); ja viele thun es noch später, andere aber schon im 7. Jahre[71]). Deshalb erhält das Kind schon lange vor der Beschneidung, gemeiniglich schon am Tage seiner Geburt einen Namen[72]), der aber bei der Beschneidung mit einem neuen verwechselt wird[73]). Durch den Islam ist diese Nationalsitte der Araber zu den Türken, Persern, Indiern gekommen. Bei den meisten ist sie ohne viele Zeremonien; die Vornehmen jedoch, namentlich die regirenden Häuser, zeigen dabei den größten Glanz. Die Beschneidung der Moslemen geschieht im väterlichen Hause, doch in Gegenwart des Imams, der Gebete für das Wohl des Kindes und der Angehörigen hersagt. Die Operation selbst geschieht durch Leute, die darin sehr geübt, meist öffentliche Barbierer sind[74]); übrigens ist weder Zeit noch Ort vorgeschrieben, sondern steht in eines jeden Willkür. Während der Operation lesen Mollas im Koran, doch ist ihnen freigelassen, an welcher Stelle. Das Namenertheilen geschieht entweder vor oder nach der Handlung[75]); der übrige Theil des Tages ist Vergnügungen gewidmet, damit die Neubeschnittenen den Schmerz vergessen sollen. Aus ähnlicher Absicht schmückt man sie prächtig, und stellt in den nächstfolgenden Tagen Freudenfeste an. — Außerdem haben die Kaffern auf der südöstlichen Küste Afrika's auch diesen Gebrauch; sie entlehnten ihn vielleicht von den Habessiniern oder auch den benachbarten Moslemen[76]). Was nun die Beschneidung der habessinischen Christen betrift, so ist sie nur als eine alte, löbliche Sitte, aber keineswegs als nothwendig angesehen; auch geschieht sie ohne alle Zeremonien und Zeugen, von einem Weibe, gewöhnlich am 8. Tage nach der Geburt[77]). Sehr auffallend ist es, daß auch die entfernten Inselbewohner des stillen Oceans diesen Ritus haben[78]), ja daß er in Amerika nicht nur bei den Küstenbewohnern, sondern auch in vielen südlichen Gegenden dieses Erdtheiles[79]) sich findet. Ob

62) Kamus ed. Calcutta T. I. p. 460.; bei Golius u. d. W. und Ludolf a. a. O. der äthiop. Gesch. heißt die Form بِنْظَر, was mir aber falsch scheint, da jene Form des Kamus die Analogie für sich hat, z. B. صِدِّيق. 63) Seezen in einem Briefe an v. Hammer in den Fundgruben des Orients. I, S. 65. 64) *Ludolf* hist. Aeth. a. a. O. 65) De circumcisionis origine et causis in den Commentatt. Soc. Gott. XIV. S. 207. ff. vgl. dessen krit. Gesch. der Relig. II, S. 473. ff. 66) Vgl. die Stellen bei Buxtorf im lex. chald. rabbinic. u. d. W. [illegible] S. 112. ff. und Michaelis mosaisch. Recht, IV. S. 38. ff. 67) II, 104.

68) *Joseph.* Antiquitat. Lib. XIII. cap. 9. §. 1. 69) S. den Art. Arabien (in geschichtlicher Hinsicht) T. V. S. 39. 70) Lüdicke Nachrichten vom türkischen Reiche. S. 185. *Chardin* Voyages en Perse et autres lieux de l'Orient. T. X. pag. 75. ed. Amsterd. 71) Muradgea d'Ohsson allgem. Schilderung des othomann. Reichs. Th. I. S. 384.; teutsche Übers. von C. D. Beck. 72) Muradgea d'Ohsson a. a. O. S. 388. 73) *Chardin* Voyages X, 76. 74) Muradgea d'Ohsson a. a. O. S. 385. *Chardin* Voyages X, 75. 75) *Chardin* Voyages X, 76. 76) Über die verschiedenen Völker Afrika's, welche dieser Sitte folgen, vgl. *Meiners* de circumcisionis origin. pag. 209. not. i. 77) *Ludolf* hist. Aethiop. L. III. c. 1. 30. sqq.; vgl. Paulus Saml. morgenländ. Reisebeschr. Th. III. S. 83. 78) Forster's Beobachtungen S. 482. Cook's letzte Reise I, S. 387. II, S. 161. 233. 79) *Gumilla* histoire de l'Oro-

er aber erst bei ihnen eingewandert, oder wie Meiners**) meint, unter ihnen selbst entstanden sey, möchte sich schwer bestimmen lassen, da noch immer nicht erwiesen ist, ob und auf welche Weise die neue Welt von der alten ihre Bewohner erhalten habe. (*A. G. Hoffmann.*)

Beschossen. s. herald. Figuren.

BESCHRÄNKTHEIT oder **Beschränkung** eines Dinges besteht darin, daß es nicht unendlich ist. Die Ausdrücke Schränken und Schranken stammen, vermittelst der so häufigen Vorsetzung des Zischers von Ranken ab, sofern dieses den Begriff des Umfanges und Einschließens hat, wie z. B. wenn von den Bohnen gesagt wird, daß sie um die Stangen sich ranken, indem sie um dieselben sich winden, und sie umschließen. Daher sind Schranken eines Dinges das, was dasselbe umfängt und einschließt. So die Schranken, welche die Turnierplätze umgaben, oder die, welche in dem Versamlungssale eines Gerichts die Sitze der Richter einschließen, um sie von den Parteien zu trennen. So auch die Gebirge, die ein Thal umgeben, und hiedurch das Thal, und seinen Bürgern die Aussicht beschränken. — Hieran aber knüpft sich leicht der allgemeine Begriff von Endlichkeit. Denn, was umfangen und eingeschlossen ist, das ist eben darum nicht unendlich. Daher werden denn Schranken und Beschränktheit auch unräumlichen Dingen zugeschrieben. — Die Zeit des irdischen Lebens ist beschränkt, und reicht kaum hin für unsern beschränkten Verstand, das schrankenlose Wesen denken zu lernen. —

Die Verschiedenheit der Begriffe von Beschränktheit und Beschränkung erhellet leicht aus dem bekanten und von Adelung ausführlich entwickelten Sinne der Ableitungslaute Heit und Ung. Denn Beschränktheit, ist blos der Zustand des Beschränktseyns; Beschränkung hingegen auch die Handlung des Beschränkens. Jede Handlung, wodurch wir die Freiheit andrer willkürlich hindern, ihre Zwecke zu verfolgen, ist eine widerrechtliche Beschränkung ihrer Freiheit. Aber unsere Handlung kann nicht eine Beschränktheit der fremden Freiheit genant werden. (*Maass.*)

BESCHREIBUNG ist Sprachdarstellung desjenigen, was durch Anschauung im engsten Sinne zum Bewußtseyn gelangt, also der Erscheinungen im Raume, um von denselben eine bestimte und deutliche Vorstellung hervorzubringen. Von gegenwärtigen Gegenständen soll sie unsre Vorstellung deutlicher und bestimter machen, von abwesenden dieselbe mit größerer Deutlichkeit oder Bestimtheit erneuern, von unbekanten aber eine Vorstellung, so deutlich und bestimt als möglich, erzeugen. Die Beschreibung leistet demnach für einen durch Anschauung wahrnehmbaren Gegenstand eben das, was die Erklärung für den Begriff, und die vollständige Beschreibung in ihrer Sphäre entspricht der Definition in der ihrigen.

Nach den Gegenständen, welche einer Darstellung durch Beschreibung fähig sind, gibt es entweder Naturbeschreibungen oder Kunstbeschreibungen, oder Beschreibung v. Handlungen, insofern diese durch sichtbare Äußerungen erkenbar sind. Die Naturbeschreibung, die nicht verwechselt werden darf mit Naturgeschichte, ist entweder Beschreibung der Weltkörper im Allgemeinen, Uranographie, oder unsers Weltkörpers insbesondere, Geographie, Chorographie und Topographie, oder Beschreibung, mit den Unterarten, der auf unserm Weltkörper befindlichen Naturwesen und der in der Atmosphäre derselben vorkommenden Erscheinungen. Diese besondere Naturbeschreibung befaßt unter sich die Minerographie, Phytographie, Zoographie und Meteorographie. Der Kunstbeschreibungen gibt es eben so viele als es Künste und Gewerbe gibt, technologische Beschreibungen. In beiden Hauptklassen kann es unzählige Monographieen geben.

Alle Beschreibung beruht auf Beobachtung, und die Hauptregel für jeden Beschreiber heißt daher: Beobachte! Der Beschreiber setzt den Beobachter voraus, und beide bilden sich wechselseitig einander aus; der gute Beobachter wird gut beschreiben, und durch Beschreibungen lernt man immer besser beobachten. Die gewöhnliche flüchtige Beobachtung reicht zu keiner Beschreibung zu. Zwar unterscheidet man die meisten Dinge beim ersten Anblick zufolge eines gewissen sinnlichen Eindrucks: soll man nun aber die unterscheidenden Merkmale selbst aufzählen und mit Worten bezeichnen, so fühlt man erst die Schwierigkeit, und bemerkt, wie viel an der Beobachtung noch gefehlt habe. Man soll die charakteristischen Zeichen im Einzelen angeben, und hatte nur eine von dem sinnlichen Eindruck abhängende Vorstellung des Ganzen; man soll deutlich bestimmen, und hatte nur eine dunkle verworrene Vorstellung. Nur aus der klaren, deutlichen, bestimten Vorstellung geht aber die gute Beschreibung hervor, und wer wissen will, ob er von irgend einem Gegenstand eine solche Vorstellung hat, der versuche nur ihn zu beschreiben.

Bei der Beschreibung ist nun aber entweder blos der Verstand, oder blos die Einbildungskraft, jedes dieser Vermögen für seine eigenthümlichen Zwecke, thätig, oder Verstand und Einbildungskraft wirken gemeinschaftlich, und daraus entstehen die Arten der Beschreibung, die wir als prosaische, poetische und poetisch-prosaische unterscheiden.

Die prosaische Beschreibung dient lediglich zu Zwekken des Wissens, und ist um so vollkommener, je mehr sie Vollständigkeit im Beobachten, mathematische Genauigkeit, und logische Richtigkeit im Klassifiziren vereinigt, in welchen Punkten man nie zu genau und sorgfältig seyn kann. Die blos mathematische Beschreibung bestimt die Form der Gegenstände, ihre Größe, und alle Verhältnisse, die sich durch Messung und Berechnung ausmitteln lassen. Die blos logische Beschreibung bestimt die Gegenstände nach den sinnlich wahrnehmbaren Merkmalen der Gattung, der Art und der Besonderheiten, wobei das logische Schema für alle Klassifikation nützliche Dienste leistet. Linné's System der Natur wird stets in dieser Art ein klassisches Muster bleiben. Alle prosaische Beschreibung ist eine Zusammensetzung aus mathematischer und logischer; es gibt indeß auch Fälle, wo Mathematik

---

noque. Avignon 1708. 8. I. pag. 183. sqq.; Weigl's gründliche Nachrichten u. s. w. in Murr's Samlung der Reisen einiger Missionar. S. 67. *de Pauw* reflexions sur les Americains II. p. 148. 80) a. a. O. pag. 210.

Digitized by Google

und Logik nicht in aller Strenge angewendet werden können, und die Beobachtung allein und ein durch Übung in derselben geschärfter Blick alles allein leisten müssen, hauptsächlich wo sich eine Mehrheit neben einander bestehender oder auf einander folgender und verschiedenartiger Gegenstände der Anschauung darbietet, z. B. in Beschreibung von Landschaften, Gegenden, Naturereignissen u. s. w. Hiebei komt es darauf an, daß man sich sogleich gehörig orientire, dann Beschaffenheit, Umfang und Gränzen des Ganzen so genau bemerke, als es das, in Ermangelung wirklicher Messung allein zu gebrauchende, Augenmaß gestattet, die Hauptpunkte, welche sich der Aufmerksamkeit am meisten bemächtigen, hervorhebe, und alles Einzele nach dem Grade seiner Wichtigkeit umständlich, ausführlich und treu bemerke.

Bei solchem blos zum Zwecke des Wissens entworfenen Beschreibungen komt alles auf Bestimtheit, Vollständigkeit und Richtigkeit an, und in Beziehung auf Sprachdarstellung hat man keine andern Anfoderungen an sie zu machen als daß sie — die Vermeidung von Verworrenheit, Sprachwidrigkeit und Geschmacklosigkeit vorausgesetzt — so kurz und gedrungen seyen, als es ohne Nachtheil der Deutlichkeit und Bestimtheit geschehen kann.

Die poetische Beschreibung dient zwar auch dem Zwecke des Wissens, denn sonst würde sie aufhören Beschreibung zu seyn, allein sie will sogleich ein ähnliches Wohlgefallen erregen als der beschriebene Gegenstand selbst und dem Gemüth dieselbe Stimmung mittheilen, welche dieser in dem Betrachter selbst erregte, und dadurch eben ist sie poetisch. Dieser Zweck wird erreicht durch den möglichst hohen Grad von Anschaulichkeit im Einzelen und eine solche Zusammenstellung alles Einzelen, daß es der Einbildungskraft leicht wird, dieses zu einem Ganzen zusammen zu fassen, und als Bild anzuschauen. Man nante solch eine poetische Beschreibung darum wol selbst ein poetisches Bild; ja, wenn sie von grösserm Umfang, mit Sorgfalt geordnet und mit einem gewissen Glanz ausgeführt wurde, ein poetisches Gemälde, und es ist in der That sowol die Beschaffenheit als die Wirkung derselben bestimt genug damit ausgesprochen. Solch ein poetisches Bild oder Gemälde wird uns entweder Vergnügen über eine gelungene Ähnlichkeit gewähren, wie ein Bildniß, oder ein Wohlgefallen durch seine Zusammenstellung, Gruppirung u. s. w., wie ein Stillleben, oder wol selbst ein Landschaftsgemälde, und die musikalische Wirkung, d. i. die dadurch bewirkte Gemüthsstimmung dürfte ungefähr dieselbe seyn, wenn gleich, wie man wenigstens sagt, auch die beste poetische Beschreibung immer noch hinter dem zurück bleiben muß, was hier Linien und Farben auf der Fläche ausdrücken können. Solche poetische Beschreibungen und Gemälde sind besonders im epischen Gedicht oft nothwendig und unentbehrlich, wie schon die Homerischen Gedichte beweisen, in denen sich viele derselben — öfters als Gleichnisse benutzt — finden, die zugleich als Muster in ihrer Art dienen.

Von diesen Beschreibungen ist nun aber zu unterscheiden das beschreibende Gedicht oder die malerische Poesie, welche den Griechen, schon ihrer alles vermenschlichenden Mythologie wegen, beinahe ganz unbekant war und seyn mußte, in Orient aber und in der neueuropäischen Welt desto mehr ausgebildet wurde, nicht, wie es scheint, zur Zufriedenheit aller Theoretiker. Horaz schon hatte die einzelen Beschreibungen nur als Produkte poetischer Stümper angeführt (A. P. 16.), jedoch offenbar nur, weil sie allzuhäufig und am unrechten Orte angebracht wurden; Lessing dagegen erklärte das ganze poetische Beschreiben für ein frostiges Spielwerk, zu welchem wenig oder gar kein Genie gehöre; Pope erklärte ein blos malendes Gedicht für ein Gastgebot auf lauter Brühen, und viele neue Theoretiker strichen diese Dichtungsart, so wie die didaktische, geradezu aus. Ob sie es mit Recht gethan, und in wiefern jener Tadel gegründet sey, scheint aber einer Untersuchung noch zu bedürfen.

Die Beschreibung selbst ist, um Vorstellungen von der Erscheinungswelt zu bewirken, eine durch nichts andres zu ersetzende, und mithin nothwendige Sprachdarstellung, und der Dichter hat kein andres Mittel solche Vorstellungen in unsre Sele zu bringen als der Prosaiker. Sie würde aber freilich blos für ein nothwendiges Übel gehalten werden müssen, wenn sie nicht einer poetischen Wirkung fähig wäre. Warum sollte sie aber einer solchen nicht fähig seyn, da die Erscheinungswelt fähig ist, uns in eine poetische Stimmung zu versetzen? Sollte es also nicht vielmehr an dem Dichter liegen als an der Dichtungsart, wenn wir bei derselben diese Wirkung vermissen? Mir scheint es so. Weit entfernt, daß die Beschreibung einer poetischen Behandlung unfähig wäre, wird man vielmehr ihr, insofern die Poesie von ihrer plastischen oder malerischen Seite betrachtet wird, den obersten Rang einräumen müssen, denn sie ist, was in der poetischen Darstellung alles werden soll, Bild. Je höher sie nun aber in dieser Hinsicht steht, in desto grössere Entfernung muß sie nothwendig von der Musik zu stehen kommen, und betrachtet man die Poesie von ihrer musikalischen Seite, so scheint die Beschreibung hier das wieder zu verlieren, was sie dort gewonnen hatte. Steht ihr aber das nicht zu Gebot, was man musikalische Malerei nent, und hat sie nicht bei Homer und Virgil gezeigt, was sie damit ausrichten könne? jedoch dies meinte man nicht, wenn man ihr die musikalische Wirkung absprach, sondern jene Stimmung des Gemüths, die vorzüglich durch die Musik und durch die ihr am nächsten stehende Poesie, die lyrische, hervorgebracht wird, und das Vermissen derselben bei vielen beschreibenden und didaktischen Gedichten war wol bei den Meisten ein Hauptgrund, warum sie nur Lyrik, Dramatik und Epik als Dichtungsarten wollten bestehen lassen. Wie nun aber, wenn dem beschreibenden Dichter mehr als ein Weg offen stünde, auf dem er dazu gelangen könte, auch durch die Beschreibung das Gemüth in eine ästhetische Stimmung zu versetzen? ist er, wie Schiller von dem Tonkünstler und Landschaftsmaler fodert, „in das Geheimniß jener Gesetze eingedrungen, welche über die innern Bewegungen des menschlichen Herzen walten, und hat er die Analogie studirt, welche zwischen diesen Gemüthsbewegungen und gewissen äußern Erscheinungen Statt fin-

Digitized by Google

det;" so wird er, wie sogar die Erfahrung gezeigt hat, auf einem dreifachen Wege dazu gelangen können, durch seine Beschreibung auch die verlangte ästhetische Stimmung hervorzubringen.

1) Er stellt die Erscheinungen der Natur in der unmittelbarsten Verbindung mit dem Menschenleben dar, macht diese zum Mittelpunkte, und interessirt uns für die Natur nach Maßgabe der Theilnahme, die wir an menschlichen Zuständen empfinden; er macht die Natur gleichsam zum Rahmen um das Gemälde der Menschheit. Sollen wir ein Gedicht dieser Art anführen, so können wir eins der reichsten und zugleich kraftvollsten poetischen Gemälde Schillers nennen, den Spaziergang; als einen Dichter, dem diese Darstellungsart eigen ist, Voß; und als eine Dichtungsart das — Idyll, welches freilich zur Hälfte aus Schilderung besteht, die, wie an einem andern Orte gezeigt werden soll, mit der Beschreibung nicht gleichbedeutend ist.

2) Der Dichter gibt uns, neben dem Bilde des Gegenstandes, der Naturerscheinung oder Scene, zugleich das, was seine dadurch angeregte Einbildungskraft geschaffen, und den Ausdruck des dadurch auf sein Gefühl gemachten Eindruckes, also eine Vereinigung des Malerischen der Beschreibung mit dem Lyrischen seines Gefühls. — Als Beispiel nicht blos, sondern vielleicht selbst als Muster, in dieser Art kann man Kleists Frühling nennen, sobald er nur aus einem richtigern Gesichtspunkte betrachtet wird, als aus welchem Ramler ihn ansah. Kleist selbst hatte erklärt, er habe die Empfindungen mittheilen wollen, welche die Natur in dieser Jahreszeit in ihm erregt habe, und eine richtigere Ansicht ist die, daß sein Gedicht ein Spaziergang durch die anziehendsten Schönheiten eines Frühlingstages sey, wobei die individuelle Gemüthslage den Gang des Dichters leitet.

3) Der Dichter läßt lediglich den Gegenstand erscheinen, bewirkt aber durch eine treue Charakteristik des Objektiven eine, dem Charakter des Objekts analoge, subjektive ästhetische Stimmung, indem er die Einbildungskraft zu einem, solcher Stimmung harmonischen, Ideenspiel aufregt.

Solch eine Darstellung erfodert, wie W. v. Humboldt treffend bemerkt, in dem Dichter einen ruhig bildenden Sinn und eine gewisse Anhänglichkeit an die einfache Wahrheit der Natur. Das Gelingen derselben aber beruht auf folgenden Punkten: a) auf einer gewissen kräftigen Manier, welche nie kleinlich und ängstlich malt, sondern vielmehr die Einbildungskraft nur mit Kraft und Begeisterung ausrüstet, den blos angelegten, aber richtigen und zureichenden Umriß selbst zu vollenden. Der Dichter weckt hier eigentlich durch die Einbildungskraft die Erinnerung, und kann daher dem Leser oder Hörer um so mehr Spielraum lassen, sich die Umrisse selbst auszumalen. Ein zu umständliches Ausmalen unterdrückt die Einbildungskraft, wie sehr häufig bei Brockes, dessen Malereien in seinem irdischen Vergnügen in Gott oft ins Kleinliche gehen. Durch Heraushebung weniger, aber treffender, Beiwörter und Züge erreicht er seinen Zweck viel sicherer. Das Eigenste, Bezeichnendste des Gegenstandes muß jedes Mal heraus gehoben werden von der Seite, von welcher es gerade jetzt unsere Aufmerksamkeit fesseln soll, und solche Züge müssen ausgewählt werden, welche die ehemalige eigne Beobachtung jetzt so lebhaft erneuern, daß wir gleichsam mit unmittelbarer Gegenwart des Gegenstandes getäuscht werden, indem wir das nicht Gesagte selbst hinzu zu dichten uns veranlaßt finden. Meisterhaft ist hierin Ossian. b) Auf einer solchen Zusammenfügung aller einzelen Theile zum Ganzen, daß jeder spätere auf den früheren nicht nur ohne Zwang, sondern mit einer Art von Nothwendigkeit folgt. Der beschreibende oder malende Dichter verfehlt seine Wirkung auf die Einbildungskraft, so wie der erzählende, wenn er einzele Züge oder Bilder zusammensetzt, in denen die Ähnlichkeit, durch welche allein das Mannigfaltige zu einem Bilde vereinigt wird, nicht bemerkbar genug ist, denn dann verliert man über dem Eindruck des Mannigfaltigen den Eindruck der Einheit. Als Hauptgrund, warum den Beschreibungen das Täuschende gebrechen müsse, führte Lessing an, weil das Koexistirende des Körpers mit dem Konsekutiven der Rede dabei in Kollision komme, und indem jenes in dieses aufgelöst werde, uns die Zergliederung des Ganzen in seine Theile zwar erleichtert, aber die endliche Wiederzusammensetzung dieser Theile in das Ganze ungemein schwer, und nicht selten unmöglich gemacht werde. Diese nicht ungegründete Bemerkung hätte zu mancher Vorsichtsmaßregel führen können, besonders auch c) darauf, daß man sich angelegen seyn lasse, wo es irgend thulich, das Koexistirende in ein wirklich Successives, das Ruhende in ein Fortschreitendes zu verwandeln, und da, wo nicht bloße Erscheinungen, sondern Veränderungen im Raume zu beschreiben waren, zugleich den Real- und Kausal-Zusammenhang zu beachten. Mit welchem glücklichen Erfolge dies geschehe, haben Lessing in dem Laokoon und Herder in den kritischen Wäldern an Beispielen längst dargethan. Endlich aber gehört zu jenem Gelingen d) auch noch Harmonie des angestimten Tones mit dem ästhetischen Charakter des dargestellten Gegenstandes. Die Ausdrücke, die Bilder müssen sämtlich von der Art seyn, daß sie mit der Empfindung, welche der Gegenstand selbst erregt, in keinem Widerspruche stehen, und die nachahmende Malerei in Klang und Bewegung des Verses muß jene innere Harmonie dem Gemüth auch durch das Ohr bemerkbar machen und unterstützen.

Wie anziehend durch Anwendung solcher Mittel ein beschreibendes Gedicht werden könne, hat Thomson gezeigt, der Schöpfer der eigentl. malenden Poesie, der durch die treueste Charakteristik zu bewirken mußte, daß seine Darstellung jeder Jahrszeit uns in eine der Jahrszeit selbst ähnliche Stimmung versetzt, worüber Aikin in seinem Versuch über den Plan und Charakter in Thomsons Jahreszeiten treffende Bemerkungen gemacht hat. Indeß fühlte doch Thomson selbst, daß ein beschreibendes, malendes Gedicht von großem Umfang auf die Länge ermüden müssen, daß es nie ganz das Interesse erregen könne, welches andre Gattungen der Poesie erregen, und verhältnißmäßig uns immer, wenn nicht gleichgiltig, doch kälter lassen werde. Um das Ermüdende der blos beschreibenden Poesie zu verhüten, haben daher fast alle Dichter dieser Art den einförmigen Gang durch Episoden unterbrochen, welche den Leser in die Menschenwelt, und mithin

Digitized by Google

in die erzählende Poesie herüberführten. Allerdings mag nun solch ein Gedicht schon durch seine Abwechslung und größere Mannigfaltigkeit mehr anziehen, der Hauptgrund seiner größeren Anziehungskraft bleibt aber immer der, weil dem Menschen nichts interessanter ist als der Mensch. Thomson, der kein Dichter hätte seyn müssen, wenn er dies nicht gefühlt hätte, geht daher öfters auch in die erzählende Poesie über, ja in die lyrische, und macht Gebrauch von den beiden ersten Darstellungsarten. Aikin sagt in dieser Beziehung: „Ein Landschaftsgemälde besteht nicht ganz allein aus Land, Wasser, Bäumen, Vögeln und Vieh; der Mensch ist eine hervorstechende Figur auf demselben. Seine vielfältigen Beschäftigungen und Angelegenheiten mischen sich in dies Gemälde überall ein, er hat selbst an den wildesten und rauhesten Scenen Theil, und gibt allen Gegenständen um ihn her Leben und Interesse. Sitten und Charaktere machen daher einen Theil selbst eines beschreibenden Gedichts aus; und in einem so ausgebreiteten Entwurfe als die Geschichte des Jahres ist, müssen sie unter mancherlei Gestalten und bei sehr vielen Gelegenheiten vorkommen.“ So führte sie denn Thomson auch vor, zieht sie aber weder gewaltsam herbei, noch läßt er die Episode zur Abschweifung werden. Jede ist bei ihm passend, und trägt dazu bei, die Ansicht des Hauptgegenstandes zu erleichtern, und die Stimmung, die er selbst erregt, zu bewirken. Weit unter Thomson steht in Hinsicht auf Beschreibung und Malerei der Franzose St. Lambert, der ebenfalls Les Saisons herausgab. In dem Malerischen hat er beinahe Thomson ganz kopirt, dagegen die kleinen Erzählungen ausführlicher behandelt, und man könte von ihm sagen, daß er als echter Franzose dem Briten gegenüberstehe. Wenigstens sagt Roucher: „die unterrichteten, aufgeklärten Personen, welche allein die Klasse desjenigen Theils einer Nation bilden, von welchem der eigentliche Nationalgeist in der Literatur ausgeht, leben in England viel auf dem Lande, und dieser beständige Aufenthalt gibt ihnen täglich Gelegenheit, eine Menge von Gegenständen mit ihrem Geiste zu ergreifen und in ihren Ideen- u. Gefühlskreis aufzunehmen, welche sie mit Vergnügen erfüllen, und welche uns nichts sagen, weil sie für uns Franzosen, bei unserer Eingenommenheit für das Stadtleben, die so weit geht, daß wir noch dann, wenn wir auf das Land ziehen, die Stadt mit uns herumtragen, nicht da sind.“ Roucher, der während der Revolution auf dem Blutgerüst starb, ist selbst der Verfasser eines hieher gehörenden Gedichts: les Mois (Par. 1780) und sein Werk steht ungefähr mit Delille's L'homme des champs auf derselben Stufe als eine Poesie des zweiten Ranges, worin bei aller Nachahmung von Thomson der französische Charakter hervorsticht.

Wir Teutschen haben an Matthisson einen Landschaftsdichter, welcher der Vollkommenheit wol so nahe gekommen ist als irgend einer; es dürfte aber nicht unnöthig seyn, an Schillers Beurtheilung der Gedichte Matthissons zu erinnern. Hallers Alpen würden sich hier auch nennen lassen, wenn das Gedicht im Ganzen nicht mehr eine Schilderung als eine Beschreibung wäre. Was Hallers Gedicht an eigentlicher Beschreibung enthält, dürfte vielleicht am besten dienen die Ursachen des Gelingens und Mislingens im poetischen Beschreiben an einem Beispiel zu entwickeln, wozu hier der Ort nicht ist. Genug, daß wir sehen, es sey wenigstens eine poetische Natur- und Landschaftsmalerei nicht unmöglich, und es könne dadurch eine der wirklichen Landschaft analoge Stimmung hervorgebracht werden, groß, erhaben und kühn wie bei Salvator Rosa, schön und voll heitrer Anmuth wie bei Claude Lorrain, oder rührend und sanft wie in den Mondscheingemälden von van der Neer. Daß aber dazu weniger Genie erfoderlich sey, als zu dem Vortreflichen in irgend einer Dichtungsart, kann ich Lessingen nicht zugeben; vielmehr scheint mir, daß die Seltenheit des Vortreflichen in dieser Art gerade darin ihren Grund habe, weil die Schwierigkeiten so groß sind, daß nur das echte Genie sie mit Glück zu überwinden hoffen kann.

Was bisher blos von poetischen Beschreibungen der Natur gesagt worden ist, läßt sich auf alle, eine Beschreibung erfodernde, Gegenstände anwenden, und der Dichter, dem es gelingt, dadurch eine solche ästhetische Stimmung des Gemüths hervorzubringen, als der Natur der Dichtungsart nach möglich ist, kann, wenn auch die Wirkung dieser Dichtungsart geringer seyn sollte als der übrigen, wenigstens mit Virgil sagen:

> In tenui labor; at tenuis non gloria: si quem
> Numina laeva sinunt, auditque vocatus Apollo.

Manche Dichter dieser Art führen aber lieber eine andre Stelle Virgils an:

> Nec sum animi dubius, verbis ea vincere magnum
> Quam sit, et angustis hunc addere rebus honorem;

beinah aber scheint es, als hätten sie diese Stelle so erklärt, daß es besondre Ehre bringe, an einem unpoetischen Gegenstand seine schöne poetische Diktion gezeigt zu haben, und daß die Ehre um so größer sey, je geringfügiger der Gegenstand. Größere Gedichte dieser Art haben wir indeß nicht, und selbst das, was Johnson Lokalpoesie nante, wie z. B. Denhams Coopershügel, Pope's Wald von Windsor, Dyer's Grongarhügel und ähnliche, gehört mehr zu der poetischen Landschaftsmalerei, während andre Gedichte dieser Art, wie Masons und Delille's Gedichte über die Gärten, zwischen jener malenden und der didaktischen Poesie hin und her schwanken, und noch andre gänzlich in das Idyll übergehen. In diesem findet man daher auch das Gelungenste, was die beschreibende Poesie in Darstellung anderer als der Naturgegenstände geleistet hat, z. B. bei Voß im Abendschmaus. Will jemand aber Beispiele, wie der Dichter solche Beschreibungen nicht machen müsse, der wird in Brockes Landleben in Rützebüttel nicht lange danach suchen dürfen.

Poetische Beschreibungen von Kunstgegenständen finden wir schon bei den Griechen, die doch, wenn wir nicht des Aratos Beschreibung der Sternbilder und Meleagers Gedicht auf den Frühling dafür nehmen wollen, besondre poetische Beschreibungen der Natur nicht hatten. Merkwürdig ist die poetische Beschreibung einer ganzen Gemälde-Galerie; die meisten andern Beschreibungen dieser Art finden sich aber in Epigrammen, an deren Stelle

von neueren Dichtern vielfältig das Sonett benutzt worden ist.

Sind wir aber, auf jeden Fall weil die Schwierigkeit dabei noch größer, und die Wirkung zweifelhafter ist, als bei Beschreibungen von Naturgegenständen, an poetischen Beschreibungen dieser Art verhältnißmäßig arm, so sind wir dagegen auch in dieser Art desto reicher an Beschreibungen, welche zwischen den poetischen und prosaischen in der Mitte stehen. Ich habe diese Art von Beschreibungen poetisch-prosaische genant, denn sie gehören der schönen Prosa an, die man, wenn der Ausdruck nur richtig verstanden wird, allerdings eine poetische Prosa nennen kann. Diese Prosa geht überall bei der Poesie in die Schule. Was daher der Poesie nicht gelingt, das wird ihr eben so wenig gelingen, und wo es ihr gelingen soll, da wird sie sich derselben Mittel bedienen müssen, deren sich die Poesie, theils in einzelen Beschreibungen, theils in beschreibenden Gedichten bedient, wie dieses z. B. Brydone sehr glücklich gethan hat. Bei Nennung dieses Reisebeschreibers erinnert man sich aber vielleicht an ein treffendes Wort von Jean Paul. „Aus den Landschaften der Reisebeschreiber, sagt er, kann der Dichter lernen, was er in den seinigen — auszulassen habe; wie wenig das chaotische Ausschütten von Bergen, Flüssen, Dörfern und die Vermessungen der einzelen Beete und Gewächse, kurz der dunkle Schutthaufe über einander liegender Farben sich von selber in ein leichtes Gemälde ausbreite." Scheint es danach nicht, als ob in der poetisch-prosaischen Beschreibung dem Zwecke des Wissens durch Einmischung der Poesie Eintrag geschehen könne? Leider ist es auch nur zu oft geschehen, hauptsächlich, wie mir scheint, aus dem Grunde, weil man zwischen zwei Arten von poetischer Prosa, die es doch gibt und geben muß, nie unterschieden hat. In der einen Art ist der wissenschaftliche Zweck und also das prosaische Element, in der andern der poetische Zweck und das ästhetische Element vorwaltend, und darum darf eine Darstellung der ersten Art von den zwei Eigenschaften einer poetischen Beschreibung nur die erste, die Anschaulichkeit und das Bild, eine Darstellung der zweiten aber kann beim Beschreiben auch die zweite Eigenschaft, die musikalische, bezielen. Dort also darf in der Beschreibung nur ein Wohlgefallen durch treue Charakteristik des Objektiven, hier kann zugleich auch eine ästhetische Stimmung erregt werden, ja das Subjektive kann unter gewissen Umständen in einem solchen Grade vorwalten, daß die Gegenstände in der Beschreibung durch die Gemüthsstimmung der Person modificirt werden. Dies ist der Fall namentlich im Roman, jenes überall, wo durch Unterricht ein Wissen beabsichtigt, und die Einbildungskraft nur für Verstandeszwecke, und nicht für Zwecke des Gefühls, in Anspruch genommen wird. In diesem Falle muß Objektivität herrschen, in dem andern kann das Objektive durch das Subjektive bestimt werden.

In Naturbeschreibungen dieser Art zeichnen sich aus Buffon, Ge. Forster, und, wo es sich mit seinem Zwecke verträgt, Al. v. Humboldt. Kunstbeschreibungen dieser Art haben wir vorzüglich über Werke der schönen Kunst, die jedoch bei den Philostraten schon deklamatorisch sind, weshalb der trockne Pausanias den Vorzug verdient; wie man denn gar oft, wenn man den überspannten, dem ästhetischen Charakter des Gegenstandes ungemaßen, von erzwungener Begeisterung hervorgebrachten, prunkenden und lügenhaften Empfindungston solcher Beschreibungen bemerken muß, gar oft einen Linné für die Kunstprodukte wünschen möchte, und lieber Richardson oder einen Katalog zur Hand nimt. Zu den besten Beschreibungen in dieser Art gehören die von Heinse, Ge. Forster u. Schlegel; Winkelmann geht zuweilen ins Lyrische über, jedoch nicht so, daß über der subjektiven Stimmung die Beschreibung ihren objektiven Charakter verlöre, und es ist nicht zu läugnen, daß ein gewisser Einfluß des Gefühls, die der Darstellung eine sanfte Wärme einhaucht, wohlthätig ist, wenn sie unbeschadet der Anschaulichkeit besteht. Neben dem Natur- und Kunstbeschreiber hat keiner die Kunst des Beschreibens so sehr zu berücksichtigen als der Geschichtschreiber, der sich wol vorsehen muß, der Wahrheit durch die Poesie keinen Eintrag zu thun, und doch die der poetischen ähnliche Wirkung, die er hervorbringen kann, nicht zu zerstören. Wo es ihm um bloßen Bericht zu thun ist, da wird auch eine prosaische Beschreibung an ihrer Stelle seyn; wo es ihm zugleich um eine Wohlgefallen erregende Darstellung des wahr zu Berichtenden zu thun ist, da wird er wohl thun, sich auch in der Beschreibung zunächst an die wahren Muster der epischen Poesie zu halten, wie Herodot gethan hat. Muster, wie man zwischen beiden eine glückliche Mitte halten kann, hat Jul. Cäsar geliefert, den hierin Joh. Müller zu erreichen suchte. Einfachheit ist auch hier stets dem Prunke vorzuziehen. Beschreibungen aller dieser Arten finden sich nun auch in Romanen, und als die größten Meister in der Kunst derselben sind ohne Zweifel Göthe und Walter Scott zu nennen. Der erste aber verdient überhaupt als Meister im Beschreiben ausgezeichnet zu werden, denn seine Beschreibungen in jeder Sphäre sind so musterhaft als seine Benutzung derselben für das Ganze einer poetischen Darstellung. Man sehe W. v. Humboldt's scharfsinnige und feine Entwickelung hierüber in dessen ästhetischen Versuchen I. 321. fgg. Von Göthe würde in Beziehung auf diesen Gegenstand auch durch eine Vergleichung seiner Beschreibungen in der Farbenlehre, den optischen Versuchen, den Wolkenbeobachtungen, den Propyläen, Werther, Meister, Wahlverwandtschaften, Herrmann und Dorothea, der Biographie u. a. noch viel zu lernen seyn, hauptsächlich darum, weil der Fall öfters eintritt, daß nicht jede gute Beschreibung auch eine zweckmäßige ist, und viele Beschreibungen nur darum Tadel verdienen, weil sie dem Zwecke, zu dem sie dienen sollen, nicht entsprechen. Die Beschreiber verwechseln die Sphären, und stellen eine prosaische dahin, wo eine poetische nöthig war, oder umgekehrt. Eben so werden die beiden Sphären der poetisch-prosaischen Beschreibung verwechselt, und daher so viele Klagen über die sehr unschuldigen Beschreibungen selbst. (*Gruber.*)

BESCHREIBUNGEN der Orientalen. Die Kunst zu beschreiben ist nicht minder als die zu erzählen, von den Arabern geschätzt, und als besondere Wissenschaft ausgebildet worden. Im weitesten Sinne umfaßte dieselbe die Schilderung aller in der Natur, in Zeit und

Raum auf einander folgende Gegenstände, als Natur-, Geschicht- und Erdbeschreibungen, wovon aber hier nicht die Rede ist. Des Arabers eigentliche Beschreibungskunst beschäftigt sich mit den Eigenschaften der ihm vor andern zum Genusse oder zum Unterrichte oder geheimer Kräfte willen wichtigen Dinge. Die geheimen Kräfte, deren Erforschung die geheimen Künste der Zauberei, Beschwörungskunst u. s. w. beschäftigt, heißen Chawass und werden am gehörigen Orte abgehandelt werden. Die äußern Eigenschaften Es-sifat sind daher zunächst der Gegenstand der Beschreibungen, welche in die der Gegenstände des Genusses, und die der Gegenstände des Unterrichts zerfallen. Die vorzüglichsten Gegenstände des Genusses sind dem Morgenländer Knaben, Weiber, Wein und Bad, die er eben so gern als die Gegenstände seines nächsten Unterrichtes, nämlich: Völker, Oerter und die sich mit beiden abgebenden Reisen beschreibt. Die hieher gehörigen Werke zerfallen also in 7 Abtheilungen nämlich: 1) in Knabenbeschreibende, 2) Weiberbeschreibende 3) Weinbeschreibende, 4) Badbeschreibende, 5) Völkerbeschreibende, 6) Ortbeschreibende, 7) Reisebeschreibende Werke.

Beschreibungen überhaupt. 1) **Kitabos-sifat**, d. i. das Buch der Eigenschaften von Ebil Hassan Nasr Ben Schemil, gest. im J. d. H. 204 (819) in fünf Theilen, 1) von den Eigenschaften des Menschen und seiner Natur. 2) von den Eigenschaften der Gebäude, Berge und Pflanzen, 3) von den Eigenschaften der Kamele ganz allein, 4) von den Eigenschaften der Schafe und Vögel, der Sonne, des Mondes, der Nacht, des Tages und der Gestirne, 5) von den Eigenschaften der Saat, des Weinbaues, der Gemüse und Hülsenfrüchte. Unter demselben Titel schrieb ein solches Werk Ebi Ali, berühmt unter dem Namen Kotrob, des Grammatikers, gest. im J. d. H. 429 (1037). 2) Ebi Manßur Abdol Kahir von Bagdad, gest. im J. d. H. 429 (1037). 3) Ebi Said Abdol-melek Ben Katib Al Aßmai, und endlich Abdol-melek Ben Ali, der Gebetausrufer aus Herat, gest. im J. d. H. 489 (1095). 4) **Sübdetos-sifat**, d. i. die Blüthe der Eigenschaften. 5) **Al muschebet fis-sifat**, d. i. das Vergoldete in den Eigenschaften vom Esedi. 6) **Wassfol-faris wel fers**, d. i. die Beschreibung des Reiters und des Pferdes von Mohammed Merseban Ed-deberi, der auch **Wassfol-seif wel-kalem**, d. i. die Beschreibung des Pferdes und der Feder schrieb. Die Schönheit als den höchsten Gegenstand des Genusses beschreiben die Morgenländer bald im Allgemeinen bald nach den einzelen Gliedern und Reizen, die aber doch beiden Geschlechtern gemein sind, und bald nach der Verschiedenheit des Geschlechtes allein. Die Schönheit im Allgemeinen beschreiben Makaletol-Hußn, d. i. das Buch der Schönheit. 7) **Hussnol-iftirah fi wassfil mellah**, die Schönheit der Aufheiterung in der Beschreibung der Schönen, von Ebil-abbas Ahmed Ben Mohammed Ben Al Attar, gest. im J. d. H. 294 (1391), eine Beschreibung von 1000 Schönen und ihren Eigenschaften. 8) **Ghurretos-sabah fi wassfi wudschuhil-mellah**, d. i. das Stirnenhaar des Morgens, in der Beschreibung der Gesichter der Schönen vom Scheich Takijeddin Ebi-bekr Al-bedri von Damaskus in 17 Hauptstücken. 9) **Ghurrerol-chassaissal-wahisat we ghurreri nakisil-fassihat**, d. i. die Stirnenhaare auffallender Eigenschaften und ins Auge springender Mängel, von Mohammed Ben Ibrahim Ben Jahia Al-kini. Eine Samlung beschreibender Stellen in Prosa und Versen in 16 Hauptstücken. 10) **Enissol-uschak**, d. i. der Vertraute der Liebenden, persisch von Hassan Ben Mohammed Esrami, im J. d. H. 826 (1422), eine Beschreibung der einzelen Glieder in 19 Hauptstükken. **Sanemol-chijal**, d. i. das Idol der Einbildungskraft persisch gereimt von Fethollah Schehnawi, eine Beschreibung der einzelen Glieder der Schönen für Sultan Suleiman verfaßt. Von allen Schönheiten, welche Knaben und Mädchen gemein sind, ist bekantermaßen die des Muttermaals eine der größten, und mehre beschreibende Werke handeln einzig und allein von demselben, als: **Keschfol-hal fi wassfil-chal**, d. i. die Enthüllung des Zustandes in der Beschreibung des Schönheitsmaals von Salaheddin Es-safewi. **Seirol-dschemal fi ma jukal fil chal**, d. i. die Wanderung der Schönheit durch das, was über das Schönheitsmaal gesagt worden, vom Scheich Mowafikeddin Ebu Seraa Ahmed Ben Ibrahim, gest. im J. d. H. 884 (1479). **Sahaifol-hu-snan fi wassfil-chal**, d. i. die Blätter der Schönen in der Beschreibung des Maals. 11) **Almuhibb-wel mahbub wel meschmum wel meschruw**, d. i. der Liebende und der Geliebte, das Gerochene und das Getrunkene, eine Beschreibung der Schönheiten der Wohlgerüche und Getränke von Ebil Hassan Ahmed Errefa dem Dichter, welcher die hieher gehörigen Stellen aus verschiedenen Dichtern gesammelt hat. Eine ähnliche Blumenlese in Beschreibung der Thränen der Schönen verfaßte Chalil Ben Ibek Es-saffedi, unter dem Titel: **Lesetos-semi fi wassfil-demi**, d. i. der Geschmack des Gehörs in Beschreibung der Thränen. 12) **Keschfol-esrar an hikemit-tujur weleshar**, d. i. die Entdeckung der Geheimnisse von der Weisheit der Vögel und Blumen, vom Scheich Aseddin Abdos-selam Ben Ahmed Ben Ghanem, dem Prediger, eine Beschreibung von Vögeln und Blumen.

Schönheitsbeschreibung der Knaben. 1) **Meratiol ghaselan fi ewssafil-hossan minel ghilman**, d. i. Gasellen-Auen in der Beschreibung schöner Knaben vom Richter Schemseddin Mohammed Ben Al-hassan En Newadschi, in fünf Hauptstükken, 1) von den Namen und Beinamen der Knaben, 2) von solchen, die in Ämtern angestellt sind, 3) von denen, die Gewerbe treiben, 4) von den Eigenschaften des Verstandes, 5) von den Eigenschaften der Person. Eine Samlung von beiläufig 3000 sehr unanständigen Epigrammen, die bei den Morgenländern selbst verrufen ist, aber sich dennoch in den meisten Bibliotheken befindet (in der zu Paris Nr. 1465, in der des Escurials No. 337 in der zu Gotha 1367). 2) **Ukudol dscheman fi wassfil ghilman**, d. i. Korallen-Knoten in der Beschreibung der Knaben von Ebil-abbas Ahmed Ben Mohammed von Haleb, der im J. d. H. 864 (1459) noch am Leben war. **Kitabol ghilman**, d. i. das Buch der Knaben von Ebil Faradsch Ali Ben Hassein, von

Digitized by Google

Iſfahan, und unter demſelben Titel von Ebi manſur Abdolmelek Ben Ahmed Eß-ſaalebi. Ein Seitenſtück zum Werke Newadschis verfertigte Ibek Eß-ſafedi, unter dem Titel: Ibretol-lebib, d. i. Beiſpiel des Verſtändigen.

Schönheitsbeſchreibung der Weiber. 1) Chalaol isar fi wassfil asar, d. i. Einhüllung der Wangen in der Beſchreibung jungfräulicher Schönheiten von dem oben erwähnten Verfaſſer Salaheddin Chalin Ben Ibek Eß-ſafedi, der auch das Werk Sahaifol-hussnat fi wassfil-chal, d. i. Schönheitsblätter in der Beſchreibung des Maals verfertigte. 2) Basstol isar an hubbil asar, d. i. die Entfaltung der Wangen aus Liebe der Jungfrauen. 3) Elf dscharje we dscharije, d. i. tauſend Sklavinnen und eine von Ali Ben Mohammed Ettuſſi, die Schönheit, Beſchreibung und Charakteriſtik von 1000 und einer Sklavin als Gegenſtück zu dem Elf ghulam we ghulam, d. i. die tauſend Knaben und einer von demſelben Verfaſſer. Dieſe bei den Arabern ſo beliebte und aus der tauſend und einen Nacht berühmte Zahl leitete (mit Weglaſſung der Einheit), die Verfaſſer der zwei folgenden Werke: 4) Elf nedschme, d. i. die tauſend Geſtirne, von Mohammed Ben Errafi aus Tuß. 5) Elfije we schelfije, d. i. die tauſend Liebhaber der Schelfije (eines wahren Tauſendgulden-Krauts), vom perſiſchen Dichter Esraki.

Beſchreibung des Weins. 1) Kitabor-rah, d. i. das Buch des Weines von Aſſol-melek Mohammed Ben Abdollah, berühmt unter dem Namen des Schreibers von Haran. Hamassetor-rah, d. i. der Preis des Weines von Ebil Ola Ahmed Ben Abdollah, geſt. im J. d. H. 449 (1057). 2) Urussol ifrah fi ma jukal fir-rah, d. i. die Bräute der Erholung, in dem was über den Wein geſagt worden vom Scheich Ebi Ser Ahmed Ben Ibrahim aus Haleb, geſt. im J. d. H. 884 (1479). 3) Miftabol-erwah fi imtidadir-rah, d. i. der Schlüſſel der Geiſter in der Verlängerung des Genuſſes des Weins von Emineddin Abdol-mohsſin Ben Mahmud aus Haleb, geſt. im J. d. H. 643 (1245). 4) Kutbos-Surur fi ewssafil-chumur, d. i. das Buch der Freuden in der Beſchreibung der Weine von Ahmed Ben El-kaſſem, berühmt unter dem Namen Rakif En-nedim, der um d. J. d. H. 340 (951) ſtarb. 5) Kitabol-eschribe, d. i. das Buch der Getränke von Ebi Mohammed Abdollah Ben Moßlem Ben Kotaiba, und vom Imam Ebi Abdollah Mohammed Ben Ismail Al-Buchari. 6) Halliejetol Komeit, d. i. der Schmuck des Weins in 25 Abſchnitten von den Gattungen des Weins, Trinkgeſchirrs, der Trinker, der Gärten, der Blumen, der Kränze von Schehabeddin En-nebadschi, auf der bodlejaniſchen Bibliothek Nr. 375. und auf der zu Gotha 1325.

Beſchreibung des Bades. 1) Kitabol-hamam, d. i. das Buch des Bades von Ebi Obeide Moammer Ben mißna von Baſſera, und von Ebi Isſhak Ibrahim Ben Isſhak Al-harbi, geſt. ums J. d. H. 285 (898). 2) Al-Kawlot-tamm fi duchulil-hamamm, d. i. die vollkommene Rede über den Eintritt in das Bad. 3) El mam bi edab duchulil-hamamm, d. i. Anleitung zur Sitte des Eintrittes in das Bad vom Scheich Imam Mohammed Ben Eß-ſeid Ali Ben Hamſa Al-Koſſeini. 4) Edabal-hamamm, d. i. die Sitten des Bades von Hafis Schemseddin Mohammed Ben Ali Al-Koſſeini von Damaskus, geſt. im J. d. H. 765 (1363). 5) Ukudol kelam fi muteallikatill-hamamm, d. i. Knoten der Rede in dem Zugehöre des Bades von Juſſuf Ben Mohammed al Ibadi, geſt. im J. d. H. 779 (1377). 6) Nushetas-sehijet fi ahkamil-hamamm esch-scherijet wet tabibijet, d. i. auserleſene Ergötzung in den Geboten des Bades ſowol in Hinſicht der geſetzlichen Rechtmäßigkeit, als des mediziniſchen Nutzens vom Scheich Abdor-ruuf Al Menabeoi, geſchrieben im J. d. H. 1007 (1598). Über Länder-, Völker- und Ortbeſchreibung, ſ. Erdbeſchreibung. (*v. Hammer.*)

Beschreien, ſ. Beſprechen.

BESCHTAU (auf tatariſch Fünf-Berge بش تاو), ein auffallender Vorſprung des nördlichen Kaukaſiſchen Vorgebirgs (welches ſonſt wegen ſeiner ſtarken Niederungen gar keine Koppen oder Spitzen hat), 5 Meilen von der Stadt Georgiewsk an der Pod Kuma. Das Profil des Beſchtaus hat Pallas auf dem Hintergrunde der 17. Platte des erſten Theils ſeiner ſüdlichen Reiſe dargeſtellt. Vier iſolirte Berge, die nur oben mit ſogenanten Eſelsrücken an einander hängen, ſchließen ſich an den Beſchtau ſelbſt, der oben ſo zugeſpitzt iſt, daß kaum 10 Mann auf ſeinem Gipfel ſtehen können. Hier iſt eine Piramyde von Steinen und Baumſtämmen mit tatariſchen Charakteren. Von hier aus erblickt man den ſüdlich 55 Werſte davon gelegenen majeſtätiſchen Elburs mit ſeinem doppelten Gipfel in Geſtalt eines Pferdeſattels, und bei ſchönem Wetter die ganze Kette des Kaukaſus, mit ſeinen beiden zum kaſpiſchen und ſchwarzen Meer ſtreichenden Linien. Denn die Kumaſteppe erweitert und verklärt dieſen Blick. Der Beſchtau iſt von allen bekanten Kalkgebirgen dasjenige, was die Dünſte der Atmoſphäre am leichteſten an ſich zieht (nach den Entdeckungen des Grafen Muſſin Puſchkin, wodurch Güldenſtädt und Pallas berichtigt werden, hat er einen Kern von granitartiger Felsart, auf welchem ſich der Gebirgskalk anlegt). Hiedurch wird er ein vollkommener Wetterzeiger. Wenn er ſeinen Wolkenmantel um ſich hüllt, oder, wie die Einwohner ſagen, ſeinen Hut aufſetzt, ſo iſt dies der Vorbote des Regens und trüber Witterung, eben ſo ſchnell ſenken ſich ſeine Wolken, wenn ſich das Wetter aufklärt. Hier lagen die Pferdeberge des Ptolemäus (ἱππικα ὄρη) und noch jetzt werden hier die beſten Pferde der Abaſſen von dem Stamm Tranckt gezogen, welche folgendes Zeichen haben: ℵ *). (*Rommel.*)

Beschtja, ſ. Begia.

Beschuddung, ſ. Näherrecht.

BESCHWERDE, in juriſtiſcher Hinſicht, nent man die Klage einer Partei über das Verfahren des Unterrichters bei dem Oberrichter.

*) Vgl. Güldenſtät, Pallas und Engelhardt und Parrot, vgl. Besch-Barmak.

Digitized by Google

Hat dieſes Verfahren in einer Thätigkeit des Unterrichters beſtanden, wodurch ſich jene Partei in ihren Befugniſſen verletzt glaubt, ſo kann dieſe Beſchwerde nur in Form eines ordentlichen Rechtsmittels gegen die Verfügung des Unterrichters eingeführt werden, und erhält dann, nach Maßgabe des gebrauchten Rechtsmittels, verſchiedene Benennungen, z. B. Appellation, Nichtigkeitsbeſchwerde, u. ſ. w. Beſtand jedoch dieſes Verfahren gerade darin, daß der Unterrichter das geſetzliche Verlangen der Partei vernachläſſigte, und keine Verfügung über daſſelbe erließ, ſo iſt die Beſchwerde ohne weitere Förmlichkeit bei dem Obergerichte anzubringen, dem der Unterrichter unmittelbar unterworfen iſt; wie z. B. die Beſchwerde über verweigerte Juſtiz. In einem ſolchen Falle wird dieſelbe durch eine Verfügung des Oberrichters gehoben, worin dem Unterrichter aufgegeben wird, binnen einer beſtimten Zeit, und unter Androhung eines beſtimten Nachtheils, die Juſtiz zu adminiſtriren, oder zu berichten, warum ſolches nicht geſchehen ſey; in keinem Falle aber darf der Oberrichter, in der Sache ſelbſt erkennen, weil dadurch dem Gegentheil die Rechtswohlthat einer Inſtanz entzogen würde, und keine der Inſtanzen überſprungen werden darf; ſondern er muß ſich darauf beſchränken, dem Unterrichter im Allgemeinen aufzugeben, auf den Antrag der Partei, welchen ſie bei ihm eingeführt hat, zu erkennen, und es ruhig abwarten, ob dieſelbe demnächſt, wenn ſie ſich durch die Verfügung beſchwert glaubt, in der Hauptſache Rechtsmittel an ihn zur Hand nehmen wird.

Von dieſen Beſchwerden ſind diejenigen wol zu unterſcheiden, welche in der Form einer beſondern Klage gegen den Unterrichter eingeführt werden; ſey es um denſelben zu recuſiren, d. h. ihm aus beſondern Gründen verbieten zu laſſen, in der Sache zu erkennen, oder um ihn perſönlich auf Schadenerſatz in Anſpruch zu nehmen, ſ. Syndicatsklage. (*Spangenberg.*)

BESCHWÖRUNGSKUNST (magiſche). Beſchwörer. Schlangen-, Krokodilen- und Tagebeſchwörer. Der Glaube an magiſche Beſchwörungen, in Folge deren die Kräfte und Wirkungen der geiſtigen und phyſiſchen Natur (alſo des Univerſums!), der Kraft und Wirkung des Worts oder der Sprache unterworfen werden, iſt ſehr alt [1]), und gewiß liegt ihm etwas Tieferes zum Grunde im menſchlichen Gemüthe. Man bedenke nur, daß in der That zwiſchen dem Wort und der Sache, dem Zeichen und dem Weſen, ein gewiſſer geheimnißreicher, oder wenn man will, magiſcher Rapport Statt findet, wenn das Wort das wirklich iſt, was es ſeiner innerlichſten Bedeutung nach ſeyn ſoll — eine verkörperte Idee, falls wir uns ſo ausdrükken dürfen. — Der Glaube an Beſchwörungen gründet ſich nun aber auf die geiſtige Kraft des Worts, inſofern dieſes als mit dem innerlichſten Daſeyn, Leben und Weſen der Sache für Eins angenommen wird. Dies war nach der Lehre der Magie beim Geſchlecht in der Urwelt der Fall, und daher können nach den Behauptungen der Magier und Theurgen alter und neuer Zeit noch jetzt mittelſt der magiſchen Kräfte des Worts oder der Rede von dem, welcher ſolche kent und ihrer mächtig iſt, ähnliche magiſch-theurgiſche Wunder bewirkt werden. — Wir wollen zuvörderſt einige hieher gehörige Behauptungen dieſer Art aus ältern und neuern Schriftſtellern namentlich und mit ihren eignen Worten anführen.

Bei den alten Perſern wurde dem lebendigen Wort eine ſchaffende Kraft (vgl. Joh. I. 1. 2.) und bewegende, leitende Gewalt über Geiſt und Natur der Dinge zugeſchrieben [2]) Die ganze Tendenz von Jamblich's Myſterien der Ägypter iſt, zu zeigen: es gebe eine gewiſſe reale Vereinigung mit der Geiſterwelt, welche durch keine philoſophiſche Erkentniß erlangt werden könne, ſondern allein durch gewiſſe geheimnißvolle Worte, Charaktere und Handlungen. Daher behauptet Jamblich eine dem Wort an ſich inwohnende theurgiſche Kraft, und von den göttlichen und heiligen Namen, daß ſie unmittelbaren göttlichen Urſprungs ſeyen, und ihre geheime, den Göttern angemeſſene theurgiſche Bedeutung hätten, ja daß ſie gerade dann um ſo prägnanter wären, je fremdartiger ſie lauteten [3]). Proklos ſagt: die Vernunftwiſſenſchaft göttlicher Dinge offenbart durch Verbindung und Trennung der (artikulirten) Laute (im Wort und der Sprache) das verborgene Weſen der Götter und Geiſter [4]). Paracelſus, Agrippa, Jakob Böhm, reden an mehren Orten in ähnlicher Bedeutung von der Kraft und Sprache über Geiſt und Natur. Alle drei halten, wenn man das, was ſie nach ihrer Weiſe mehr, oder weniger klar oder unklar ſagen, recht verſteht, die Worte für die Ideen ſelbſt, die ein Geiſt unmittelbar in den andern übergieße, und nicht blos für willkürliche Zeichen derſelben. Poiret ſagt: „urſprünglich konte der Menſch die ganze Körperwelt durch Worte regiren und alle Kreaturen durch ſeine Stimme beherrſchen. Es iſt, fährt er fort, blos eine Erneuerung dieſer erſten reinen Natur des Menſchen, wenn die Heiligen der alten Zeiten ſo große Dinge thaten, wenn Noah die Thiere in die Arche zu ſich rief, Joſua der Sonne, Moſe dem rothen Meer gebot. Denn der Menſch hat die Sprache nicht empfangen, um ſeines Gleichen ſeine Gedanken mitzutheilen, ſondern um ſich die Natur dadurch unterthänig zu machen.“ In faſt ähnlichem Sinne redet Schubert und mehre andre Schriftſteller der neueſten Zeit von der magiſchen Kraft der Sprache.

Soll nun aber bei Beſchwörungen dem Worte dieſe magiſche Kraft verliehen werden, ſo müſſen ſich Glaube — Wille — und Imagination — damit vereinigen. Dies iſt das zweite weſentliche Stück, worauf man den

1) Nach der fabelhaften Geſchichte der Magie unterwarf ſich ſchon im Paradieſe Adam alle Kreaturen durch dergleichen Beſchwörungen, das heißt, in der Bedeutung der höhern Magie, dadurch, daß er allen Weſen die Namen gab, die mit ihrer innerlichen eigenthümlichſten Natur und Lebenskraft einerlei waren. Nach dem Buche Henoch beluß Ham die Kunſt, durch Beſchwörungen Funken aus den Sternen zu locken, und ſich die Geiſter und dämoniſchen Kräfte unterthänig zu machen. Im Evangelium des Nikodemus iſt von Auferſtandenen oder Auferweckten die Rede, die keinen Laut von ſich geben, aber durch magiſche Beſchwörungskünſte gezwungen werden, zu ſprechen.

2) Schubert's Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft S. 59. f. der 2. Ausg. 3) De Mysteriis Aegypt. VII c. 3. vgl. II. c. 11. 4) Theol. Plat. II. c. 29. p. 91.

Digitized by Google

Glauben an magische Beschwörungen gründet. Zur vollständigen Übersicht mögen hier wieder einige Stellen aus Schriftstellern stehen, welche die Sache keineswegs für eine chimärische Annahme hielten, wobei sich der menschliche Geist überspringt, und die Vernunft, indem sie ihren höchsten Gipfel zu erklimmen glaubt, mißbraucht wird, sondern welche wirklich solchen Überzeugungen huldigten, und deren Erklärungen darüber uns mithin am interessantesten seyn müssen.

Der berühmte oder berüchtigte Gutmann sagt in seiner Offenbarung göttlicher Majestät ꝛc. (Th. II. S. 34): „dem Glauben ist nichts unmöglich. Ginge es mit dem Teufel zu, wenn jemand auf dem Meer wandelte, so müßte auch Christus der Herr in Kraft des Teufels auf dem Meer umgangen seyn. Also auch und eben in diesem Glauben mag ein Mensch der Luft und Rede brauchen, daß er seine ganze Worte nicht allein hundert (man sollte glauben, dies wäre doch schon ziemlich weit!), sondern etliche tausend Meil Wegs weit zu seinem Freund trage, und von dannen Antwort zurück bringe ꝛc." (S. 86.): „so gar viel und groß ist an dem rechten Glauben gelegen. Durch den Glauben könten wir das Wort brauchen und dadurch größere Werke thun, weder der Herr selbst gethan hat. Was würden wir im wahren Glauben nicht mit dem Wort: Werde! allein ausrichten können? — Würden wir nicht dadurch alle Kranken gesund machen können? Nicht gutes Wetter? Nicht unsre Feinde im Felde damit erlegen? Nicht den Türk damit ertränken u. s. f." — Vollkommen auf ähnliche Art erklären sich Paracelsus, Agrippa, Böhm, Pordage, J. Leade, A. Bourignon, Poiret ꝛc. über die Kraft des Glaubens in Verbindung mit der Sprache zur Vollbringung wundervoller Handlungen.

Von der magischen Kraft des Willens und der Imagination in der Theurgie und namentlich bei Beschwörungen, wollen wir nur eine Stelle anführen. „Ein Geist, sagt Poiret in s. göttlichen Haushaltung (Th. V. S. 131. f.), ein Geist erkent die Dinge außer sich entweder durch eine Aussendung seiner Kräfte in dieselben, oder durch eine Einstrahlung (Aufnehmung derselben in sich), wodurch er solchen gleichsam gegenwärtig wird (ein magischer Lehrsatz, der auch bei Pordage vorkomt). Die Empfänglichkeit, des göttlichen Wesens theilhaftig zu werden, und die Freiheit des Willens sind die edlern Theile unsrer Sele, eine geringere Kraft ist die Imagination (und doch schreibt ihr Poiret so unglaubliche Wirkungen zu, aber man sieht aus den unmittelbar folgenden, wie er will verstanden seyn). Gott allein besitzt die „schöpferische" Imagination, d. h. er stellte sich das Universum in seiner Vorstellungskraft also vor, daß er dessen Wirklichkeit wünschte oder vielmehr gut fand, und — so entstand dasselbe. Damit jedoch der Mensch (von dessen erhabenen Eigenschaften Poiret im Vorhergehenden gesprochen hatte) auch hierin eine Ähnlichkeit mit dem Schöpfer hätte, gab ihm Gott die Imagination, mittelst deren er sich körperliche Dinge vorstellen kann. Er gab dem Menschen zwar nicht die Vorstellungskraft, die er selbst und wie er sie selbst besitzt, nämlich Materie durch die bloße Vorstellung davon hervor zu bringen, das heißt, die bereits vorhandene willkürlich zu vermehren. Dennoch aber ertheilte er dem Menschen ursprünglich eine thätige und wirksame Einbildungskraft, durch welche er die sinnlichen Objekte eben so zu behandeln vermogte, wie die Bilder seiner Phantasie, und daß er abwesende Gegenstände eben so beherrschen konte, wie gegenwärtige, also daß, wenn er sich z. B. einbildete, daß ein Elephant oder Löwe, den er in der Ferne erblickte, zu ihm käme, solcher sich ihm auch wirklich sofort näherte, oder, wenn er sich lebhaft vorstellte, daß ein vor ihm stehender Baum seine Äste und Früchte gegen ihn neigte, es auch in der Wirklichkeit geschah. So konte der Mensch dann durch seine Imagination, in Kraft des Glaubens und des Willens, mittelst seiner (artikulirten) Stimme oder der Sprache seine Herrschaft über die geistigen und körperlichen Naturen des Universums ausdehnen ꝛc." — Diese Proben sind hinlänglich, um den Glauben alter und neuer Zeit an die Kraft theurgischer Beschwörungen zu erklären, und über die Sache das nöthige historische Licht zu verbreiten. Während das, was diese Theosophen und Theurgen von der Wunderkraft des Glaubens, des Willens, und der Imagination behaupten, wie sie's behaupten, unbedingt ins Gebiet der Schwärmerei verwiesen werden muß, bleibt in der wohlverstandenen alten Lehre von einem realen magischen Rapport zwischen dem Worte und der Sache etwas Tieferes und Wahres zurück, also, daß unter gewissen Umständen und Voraussetzungen der Glaube an die Kraft der Sprache, wodurch im segnenden, verdammenden und beschwörenden Wort, vielleicht zu allen Zeiten wunderreiche Erscheinungen hervorgebracht werden können, indeß sie vollkommen und durchaus natürlich sind, an sich nicht geradezu als Aberglaube und Schwärmerei verworfen werden mag. Das Alterthum, dem Wort und Sprache wichtiger waren als der späteren Zeit, ging hierin sehr folgerichtig zu Werke. Denn ihm war ein, unter Umständen ausgesprochener Segen oder Fluch, da zu segnen oder zu fluchen erlaubt, oder nach den Begriffen der Urwelt selbst geboten war, — ihm war ein solcher Segen oder Fluch eine höchst wichtige, folgen- und bedeutungsreiche Sache. Man denke hier nur an die Geschichte der Patriarchen in unserm alten Testament. Selbst die Mosaische Gesetzgebung liefert wichtige Beiträge hiezu, wie bereits von Michaelis in s. Mosaischen Rechte bemerkt ist.

Wollten wir nun in die alte Welt, zu den Völkern Asiens, zu Griechen und Römern zurück gehen, um nachzuweisen, was bei diesen für Annahmen über den Gegenstand gegenwärtiger Untersuchung herrschten; so würden wir ein eignes Buch schreiben müssen. Leser, welche die Sache interessirt, können das Wesentlichste darüber in meiner Dämonomagie, und zwar in der welthistorischen Parallele zwischen dem Zauberglauben im Heidenthum und dem Zauberglauben im Christenthum (Th. I. S. 309 — 349., so wie Th. II. S. 316 — 346.) nachlesen, und es wird auch in der Zauber-Bibliothek eigens davon gehandelt werden. Genug im Orient, wie in Griechenland und zu Rom, war der Glaube an magische Beschwörungskünste aller Art nicht allein allgemein verbrei-

Digitized by Google

tet, sondern auch in der That geübt und Unglaubliches davon abwechselnd gehofft, oder gefürchtet. Man lese nur, um Homer's und der ältern Zeiten bei Griechen und Asiaten nicht zu erwähnen, was im spätern Rom bei Horaz, Ovid und allen nachfolgenden römischen Dichtern (z. B. Tib. 1. 2, 51. Apul. Met. 2, 24. 30. 6, 29. Lucian φιλοψ. u. s. w.) vom Beschwörungswesen jener Zeit als einem der wesentlichsten Stücke der Zauberkunst, wie sie damals geglaubt und geübt ward, vorkomt, um sich hievon zu überzeugen, der ernsten Geschichtschreiber, namentlich des Tacitus, nicht zu gedenken. Die Beschwörungen waren von verschiedener Art; es wurden mannigfache Zaubersachen dazu gebraucht; bald lächerliche, bald Abscheu erregende Zeremonien bei ihrer Vollziehung angewendet; ja sie machten den wichtigsten Theil eines eignen dunkelen, den unterirdischen Mächten gewidmeten Kultus aus [4]). Will man den ganzen spätern Zauber- und Beschwörungsaberglauben Roms auf ein Mal beisammen sehen; so darf man nur Horaz Satyr. I. 8. Epod. V. XVII. XVIII. lesen, wo namentlich der verschiedenen Beschwörungskünste der Zeit ausführlich gedacht ist.

Bei den asiatischen Völkerschaften war es nicht anders, wie man, wenn man's nicht historisch wüßte, schon daraus schließen könte, daß der Zauber- und Beschwörungsglaube als Kunst, von Asien nach Griechenland und Europa ist verpflanzt worden [5]). Besonders waren die Chaldäer und Babylonier in der Beschwörungskunst sehr berühmt und deshalb abwechselnd gesucht und geflohen, geehrt und gehaßt. — Wie äußerst alt der Aberglaube in Asien ist, sieht man unter andern auch aus den mannigfachen Strafgesetzen, welche in der Mosaischen Gesetzgebung gegen die Beschwörer vorkommen. Aus Mose's Strafgesetzen sieht man, daß es mehre Gattungen von Beschwörungen und von Beschwörern in Kanaan gab, und daß der Aberglaube der Art bei dieser Völkerschaft in ein gewisses System gebracht war. — Die Nekromanten, welche die Schatten aus der Unterwelt hervor rufen, um ihnen verhängnißvolle Fragen vorzulegen, sie um Rath zu fragen ꝛc. hießen אוֹבוֹת (3 Mos. 19, 31. 5 Mos. 18, 11. vgl. Jes. 8, 19. 29, 4). Schon in der ältesten Vorwelt also war die Todtenbeschwörung geübt. Aus späterer Zeit gehört hieher die bekante Geschichte mit der weisen Frau oder Hexe von Endor, über die in alter und neuer Zeit schon so unzählig vieles geschrieben ist (1 Sam. 28, 7. f.), s. Nekromantie. — Sonst wurden die nächtlichen Beschwörer, — die Beschwörungen geschahen gemeiniglich bei Nacht, weil man wähnte, daß die Schatten das Tageslicht scheueten —, auch מְצַפְצְפִים zwitschernde, und מְהַגִּים stöhnende, seufzende genant, weil man annahm, die Schatten könten nicht deutlich sprechen (Jes. 8, 19. vgl. Virgil Aen. VI. 492. 493.), (etwan wie Klaudius Stumme: man will bemerken, daß die Stummen nicht deutlich reden, sondern brummen!). Außerdem kommen bei Mose unter der allgemeinen Kategorie von Beschwörern noch vor מְכַשְּׁפִים 2 Mos. 7, 11. 22, 17. 5 Mos. 18, 10. vgl. Jer. 27, 9. Jos. 47, 9. Dan. 2, 2. das heißt Leute, welche vorgaben, durch Beschwörungen Sonnen- und Mondfinsternisse machen zu können; ferner קֹסְמִים 5 Mos. 18, 10.; יִדְּעֹנִי 3 Mos. 19, 31. 20, 6. u. s. w. [7]). Alle diese verschiedenen zauberischen Beschwörungsarten herrschten unter den Kananitern und den Völkerschaften der Umgegend, und Mose suchte sein Volk durch die strengsten Strafgesetze dagegen zu verwahren, namentlich die Todtenbeschwörung belegte er mit der Strafe der Steinigung (3 Mos. 20, 27.). — Aber alle seine Gesetzgebungsklugheit scheiterte an dem leidigen Hange des menschlichen Geistes zu dergleichen Thorheiten und dem allgemeinen Zeit- und Völkerglauben der Vorwelt. Seine Israeliten fanden, wie ihre spätere Geschichte beweiset, bald eben so viel Geschmack an diesen verbotenen Künsten, als die frühern heidnischen Bewohner des Landes, die sie mit deswegen so barbarisch ausgerottet hatten.

Unter den Juden waren seit der Rückkehr aus dem babylonischen Exil und insbesondere zu Christi Zeiten alle Arten von zauberischen Beschwörungskünsten allgemein verbreitet. Nicht leicht konte ein Volk der Erde wundersüchtiger seyn, als die Juden. Mehre Rabbinen rühmen bescheiden sich selbst, als מלומדים בנסים im Wunderthun erfahrne Leute, wie Abba Chelchia und Rabbi Chanina Ben Dusa, von welchen Wunderdinge erzählt werden [8]). Empörender, beinah unglaublicher Aberglaube fand bei den Beschwörungen gewisser Art Statt. So z. B. bedienten sie sich zu manchen Beschwörungen der abgezogenen Haut vom Kopf eines Verstorbenen [9]). Auch wurden oft Todte ausgegraben [10]), um ihnen Kleider, Ringe ꝛc. zu zauberischen Beschwörungen zu entwenden [11]). Das Unerhörteste ist folgendes. Man fabelte von einem Wunderthiere, das sich in Palästina auf den Feldern unter der Erde aufhalten sollte, sich bald in der Gestalt eines Menschen, bald eines Ungeheuers sehen ließ, auch eine Stimme u. Sprache hatte, die aber — kein Mensch verstand. Sein jedesmaliger Aufenthalt ward aus einem rauhen langen Krautstengel erkant, der, wo es war, aus dem Boden hervor schoß und wovon sich die Wurzel in des Unthiers Nabel befand. Sich diesem Kraut nähern, hatte den plötzlichsten Tod zur Folge. Gelang's aber, solches aus der Ferne mit Pfeilen nieder zu schießen, so starb das Ungethüm sofort, dessen Name אדני סדרה war. Wer sich die-

5) S. Zauberbibliothek Th. II. S. 53. folg. 64. f. Wachsmuth von der Zauberkunst bei Griechen und Römern, im Athenäum B. II. Heft 2. S. 209. f. und meine kleine Schrift: „von der alten und neuen Magie Ursprung, Idee, Umfang und Geschichte." Mainz 1821. S. 15. f. 47. u. s. w. 6) Vgl. Tiedemann's Preisschrift: Disputatio de quaestione, quae fuerit artium magicarum origo etc. Marp. 1787.

7) Michaelis Mos. Recht Th. VI. a. a. O. 8) Bab. Beracot. fol. 33. 34. S. Juchasin Fol. 56. 2. Die Namen von Dämonen, deren sie sich zu zauberischen Künsten und namentlich zu Beschwörungen bedienten, kommen vor R. Salomon im Sanhed. Fol. 91. 1. 9) S. Gloss. in Cholin. fol. 123. 1. Darum heißt's Bartenora in Sanhed. fol. 65. 1. Sunt Pythones, qui accipiunt cranium hominis mortui, cujus caro jam absumpta est, eique suffitum faciunt; *postea quaerunt ex eo futura*, et cranium illud respondet, nempe *per spiritum in illud arte magica inductum* etc. 10) Dies geschah freilich auch bei andern Völkern, und selbst angeblich in der Hexenperiode, s. den Anhang zu meiner Dämonomagie S. 396. f. 11) Bava Pathra fol. 58. 1.

ses Thieres, das nie existirte, Rachen oder Schnauze nun zu bemächtigen so glücklich war, und solche bei den Beschwörungen in den Mund steckte, um dadurch zu sprechen, dessen Citationen oder Bannflüche waren unwiderstehlich [12]): Doch genug des Unsinns, der aber historisch interessant ist, und den wüsten Beschwörungs- und Zauberaberglauben des späteren Judenthums charakterisirt. —

Der Erfinder, oder vielmehr der vollkommenste Kenner (denn Cham war schon ein Beschwörer!), der Beschwörungskunst ist nach der jüdischen Theurgie und Kabbalistik der König Salomon, der dieser Kunst im höchsten Grade mächtig war. Sehr weitläufig (denn blos dies 15. Buch besteht aus 34 Folioblättern!) handelt von Salomon's Beschwörungskünsten Reginald Scott im 15. Buche seiner Entdeckung der Hexerei [13]). Es ist ganz und gar unsinnig, was die Juden hier fabeln. Josephus schon, der doch sonst nicht ganz ohne Umsicht schreibt, sagt im 22. Kapitel des ersten Buchs seiner jüdischen Alterthümer folgendes von Salomon: „dieser König war der größte Philosoph und philosophirte über alle Dinge, und besaß die vollkommenste Kentniß aller Eigenschaften derselben (1 Kön. IV. 29 — 34.). Diese Gabe war ihm zum Besten der Menschen von oben herab geschenkt, denn sie ist von großer Wirkung und Kraft gegen — die Teufel. Er verstand auch allerhand Zaubermittel zu bereiten, und hinterließ schriftlich mehre Beschwörungsformeln, vor welchen die Teufel, wenn sie solche hören, dergestalt sich fürchten, daß sie alsobald weichen und niemals wiederkommen. Und diese Manier, Teufel zu beschwören oder zu bannen, ist sehr gemein unter meinen Landsleuten. Denn ich selbst, fährt er fort, habe gesehen, daß einer meiner Nachbarn, ein gewisser Eleazer, in Gegenwart Vespasians und dessen Sohnes Titus, so wie des ganzen römischen Heeres (man versetze sich in jene Zeit und staune!) vielen Personen glücklich geholfen hat, welche von Geistern besessen waren. Die Beschaffenheit seiner Kunst bestand in Folgenden: Er legte an oder unter die Nase des Besessenen einen Sigelring, in dessen Sigel eine gewisse Wurzel eingeschlossen war, deren Kräfte, Wirkungen und Gebrauch Salomon umständlich beschrieben hat, und der Geruch dieser Wurzel zog sogleich den Teufel aus der Nase (oder vielmehr durch die Nase) des Besessenen; daß der arme Mensch sofort niederfiel, und dann beschwor Eleazer den Teufel, sich auf der Stelle fort zu packen und nimmermehr wieder zu kommen. Während der Zeit nante Eleazer den Namen Salomons und recitirte verschiedene, von diesem Könige selbst aufgesetzte und vorgeschriebene Beschwörungsformeln. — Alsdenn stellte er, um den anwesenden Zuschauern die magische Kraft seines Ringes und seiner Kunst desto augenscheinlicher zu zeigen, in einer geringen Entfernung von ihnen ein Becken voll Wasser hin und beschwor den Teufel, welcher aus dem Menschen ausgefahren war, durch Umstoßung dieses Beckens den Zuschauern ein sichtbares Zeichen zu geben, daß er den unglücklichen Menschen gänzlich verlassen habe. Wie nun dies wirklich geschah; so zweifelte niemand weiter an der großen Kentniß, Einsicht und Weisheit — des Königes Salomon."

Diese Stelle leistete für alle späteren Beschwörungstollheiten die Gewähr. Denn auch andre als jüdische Schriftsteller behaupteten in Betreff Salomons mit den Juden gleichen Unsinn. Gratian, der Samler der goldnen Dekrete (Distinct. XXI. unter der Rubrik von Exorcisten), Wilhelm Durandus in s. Rationale divinorum Officiorum. die Verfasser der Clavicula Salomonis, der Salomonischen Geistermonarchie, des Salomonischen Geisterringes ꝛc. — Alle behaupten sehr ernsthaft die erstaunenswürdige Wissenschaft Salomons in diesem Stücke und wissen von dessen Beschwörungskünsten Unerhörtes zu erzählen. Die Perle von allem ist folgendes. Um die Teufel aus Palästina wegzuschaffen und ihren Hochmuth zu bestrafen, hat Salomon ein Mal — 1720 Legionen Teufel von 72 Dämonen- oder Höllenkönigen beschworen, darauf in einen großen kupfernen Kessel zusammen gefesselt, und endlich in einen tiefen Morast — bei Babylon versenkt. Nach geraumer Zeit aber gruben die Babylonier, die eine dunkle Sage von diesem verhängnißvollen Kessel erhalten hatten, nach demselben und holten ihn in der Hofnung, einen unermeßlichen Schatz darin zu finden, aus dem Sumpf herauf. Als sie ihn aufdeckten oder zerschlugen, flogen diese Legionen Teufel, deren Beschwörungsbande dadurch gelöst waren, alle heraus und verbreiteten sich von neuem zum größten Unglück über die Erde. Dies ist die Ursache, daß es von diesem Zeitpunkt an so viele Dämonen, namentlich in Palästina gab! — Man hat ganze Genealogien und Dämonologien von diesen Salomonischen Teufeln und ihren wunderlichen Schicksalen. Der erste davon hieß, wie man aus eines ungenanten Engländers Pseudomonarchie der höllischen Geister sieht [14]), Bileth, ein andrer Baell, wieder ein andrer Barbatos, noch andre Botis, Bathin, Bune, Berith ꝛc., um nur ein Paar dieser Dämonen aus dem Buchstaben B. namentlich anzuführen. — Da diese Salomonischen Teufel in der Geschichte des dunkelsten Beschwörungsaberglaubens eine bedeutende Rolle spielen; so müssen wir wol noch etwas von denselben sagen. Wir wählen dazu den ersten der eben Genanten, Teufel Bileth. „Bileth ist, heißt es in der Pseudomonarchie der Höllengeister, ein großer und erschrecklicher Teufelkönig, reitet bei Citationen auf einem Falken, Trompeter und Janitscharenmusik vor ihm her; er kann allein durch den Salomonschen Ring beschworen werden, aber seiner Gefangenschaft in dem babylonischen Kessel noch wol eingedenk, stellt er sich bei Beschwörungen ganz wüthend, und will nicht in den Zauber- und Beschwörungskreis hinein. Der Beschwörer muß deswegen beständig einen tüchtigen hagebüchenen Knittel bei der Hand haben, damit außerhalb des Kreises einen Triangel abzeichnen, und alsdenn nach Osten und Süden tapfer um sich schlagen, dabei eine Flasche Wein hinsetzen, und mit Lesen, Beten und Beschwören

12) S. *J. H. Othonis* Lex. Rabbinico-Philologicum etc. Genevae, 1675. p. 34. 356., vgl. Sanhed. Fol. 65. 1., so wie Maim. in Avoda Zarah cap. VI. fol. 32. 13) The Discovery of Witchcraft, London, Ausg. von 1602. 1637. 1651. 1665. Fol.

14) Vgl. Scot's oben angef. Schrift, Anhang.

unerschrocken fortfahren; so komt er doch endlich dem Kreise näher, und bezeigt sich äußerlich höflich und hilfreich. Sodann aber muß ihn auch der Beschwörer mit der tiefsten Ehrfurcht empfangen, und beständig einen silbernen Salomonischen Ring an dem Mittelfinger der linken Hand vors Gesicht halten. Denn die Gewalt dieses Prinzen ist so groß, daß sie nur durch außerordentliche Beschwörungen besiegt werden kann, daher er auch sehr stolz ist. Er ist von der Ordnung der Kräfte, und hoffet dereinst den 7. Thron wieder zu besteigen, da er seinen Aussagen zufolge fast wider seinen Willen in die Empörung der Übrigen ist hinein gezogen worden. Gegenwärtig ist er, nach seiner Wiederbefreiung aus dem Salomonischen Zauber-Kessel, kommandirender Befehlshaber von 85 Legionen, und bekleidet die königl. Würde." — Hier scheint der höchste Unsinn seine höchste Höhe erreicht zu haben. Aber wir könten aus der Geschichte der übrigen Höllenfürsten, welche Salomon in den Kessel gebannt hatte, und welche sich nach erlangter Freiheit um so mächtiger und gefährlicher zeigten, vielleicht noch tollere Sachen anführen. Anstatt dessen jedoch nur noch ein paar Worte von der heiligen Margaretha, deren Geschichte hier erwähnt zu werden verdient, weil sie namentlich mit einem der von Salomon beschwornen und aus dem Kessel entflohenen Teufel gekämpft hat.

Die Legende von der heiligen Margaretha hat so viel Kindliches, ist in ihrer Art so malerisch schön, und veranschaulicht zugleich den ganzen Teufels-, Zauber- u. Beschwörungsaberglauben ihrer Zeit so lebhaft, daß sie, beim Blick in jene Tage, nicht geeignet bespöttelt zu werden, vielmehr als ein Denkmal entschwundener Zeit- und Lebensansichten, mit Liebe und religiöser Wehmuth betrachtet zu werden verdient. Die fromme Sele hatte ein ganzes Leben hindurch mit dem Teufel zu kämpfen und brachte es durch Glaube, Liebe, Muth und Ausdauer endlich dahin, daß sie den Bösen sichtbarlich, in der Gestalt eines Drachens, an einem rosenfarbnen Bändchen, wohin sie wollte, führen konte. Ein Mal bat sie Gott in ihrem Gefängniß auf den Knieen, daß es ihr erlaubt werden möchte, sich mit ihrem geheimen Feinde, dem Teufel, in einen persönlichen Kampf einzulassen. Kaum war sie vom Gebet aufgestanden, so sah sie einen erschrecklichen Drachen, welcher sich bemühte, sie zu verschlingen. Allein sie bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuze und der Drache verschwand [15]). Bald nachher sah sie einen schwarzen, einem Mohren ähnlichen Kerl ihr gegen über sitzen, dessen Hände auf seine Knie gebunden zu seyn schienen. Margaretha ergriff sofort den Schwarzen bei den Haupthaaren, warf ihn zur Erde nieder, und setzte siegreich ihren Fuß auf den Kopf desselben. In dem Augenblick, nach abermals verrichtetem Gebete, strahlte ein sanftes Licht in ihren Kerker, und sie sah am Himmel das Kreuz des Herrn, auf welchem eine Taube saß. Hierauf dankte sie Gott und sprach zu dem Teufel: sage mir deinen Namen! — Der Teufel erwiederte: ziehe deinen Fuß erst von meinem Kopf zurück, damit ich fähig werde, zu reden und dir meinen Namen zu entdecken. Wie das geschehen war, fuhr er fort: ich heiße Veltis, und bin einer von denjenigen, welche Salomon durch seine Beschwörungskünste in den kupfernen Kessel zu Babylon einsperrte, als aber die Babylonier in der Hofnung Geld darin zu finden, den Kessel ausgruben und in Stücke zerschlugen, flogen wir heraus. Seit der Zeit liegen wir im Hinterhalt, um die Gerechten zu erhaschen und ins Verderben zu stürzen, und was mich betrift, so habe ich namentlich dich vom Wege, den du gegangen bist, abzubringen gesucht u. s. w." — So viel von Solomon, und den Salomonischen Teufeln, und dem gesamten phantastischen jüdischen Beschwörungswesen! —

Das Christenthum, das dem Zauberglauben in allen seinen einzelen Theilen welthistorisch entgegenstrebte, verdamte alle magischen Beschwörungen als Werke und Wirkungen des Teufels, dessen Reich zu zerstören Christus auf Erden gekommen sey (1 Joh. V. 8.). Dagegen behielt es, wie bei dem allgemeinen Zeitglauben an dämonische Besitzungen kaum anders möglich war, kirchliche Beschwörungen solcher Personen bei, welche man von bösen Geistern für besessen hielt, wobei man allen zauberischen Aberglauben entfernt zu halten bemüht war. Die Sache ward, da das Reich des Teufels nicht auf ein Mal zernichtet war, und man fortdauernd dämonische Wirkungen im Christenthum annahm, in den ersten Jahrhunderten für so wichtig und nothwendig gehalten, daß eine eigene Klasse von Menschen sich der Kunst heiliger oder kirchlicher Beschwörungen widmete, also, daß eine Menge von Wunderthaten erzählt werden, welche sie nach dem Glauben ihrer Zeit verrichteten, worüber man in den bekanten Schriften über die christlichen Alterthümer von Bingham, Simonis, Baumgarten ꝛc., so wie in den Dogmengeschichten von Augusti, Münscher, Münter u. s. w. das Nähere findet. Hievon ausführlicher zu handeln, gehört nicht hieher, und was etwa noch in gegenwärtigen Artikel gehörte, wird unter Dämonen, Dämonischen ꝛc. bemerkt werden. — Wir erinnern hier nur noch an das Einzige, daß sich aus dem fortdauernden Glauben an die Wirksamkeit solcher Beschwörungen nach und nach das ganze schwärmerische System von theurgischer oder theosophischer Magie entwickelte, welches man mit einem Worte die christliche Magie nent, da man durch fromme Gebete und Beschwörungen im Namen Gottes und Jesu, der Jungfrau Maria, der Engel Raphael, Michael u. s. w. das alles

15) So lautet die Erzählung in der 5. und 6. kirchlichen Lection am Gedächtnißtage der h. Margaretha. Nach andern Legenden aber setzte sie nicht dem Mohren, sondern dem Drachen selbst den Fuß auf den Kopf. So faßte Raphael die Legende auf, der wir jenes unsterbliche Meisterstück — die h. Margaretha, oder den Sieg des Glaubens verdanken. Vor meinem Andachtsbuche für die gebildete Jugend (Frankfurt a. M., 3. Auflage, 1816.) befindet sich ein wohlgerathener Kupferstich von diesem herrlichen Raphaelischen Gemälde. Hier tritt Margaretha, ihres Siegs gewiß, eine Palme in der Hand ruhig einher schreiend, dem Unthier leichten Trittes in den Rücken, das, den Schmerz seiner Besiegung empfindend, krampfhaft mit dem Schweif ein Rad schlägt, während aus dem weit geöfneten Rachen Feuerfunken sprühen. Das Gemälde gehört bekantlich zu den gelungensten und berühmtesten Werken Raphaels.

Digitized by Google

zu erreichen strebte, was der finsterste Aberglaube andrer Art durch dämonische Kräfte glaubte bewirken zu können [16]).

Es ist, wie man sich denken kann, in der Zauber- und Hexenperiode, da dergleichen Sachen das höchste allgemeine Interesse hatten, außerordentlich viel sowol gelegentlich, als in besondern Schriften namentlich auch über die Beschwörungskunst geschrieben worden. Aber wir würden viel zu weitläufig werden müssen, wenn wir hier außer den an Ort und Stelle in diesem Artikel bereits Angeführten ins Einzelne dieser weitläufigen und dunkeln Literatur eingehen wollten. Wir wollen nur eine Schrift über den Gegenstand nennen, welche sowol an sich, als um ihres berühmten Verfassers willen, der zuletzt als angeblicher Gottesleugner und Zauberer selbst sein Leben auf dem Scheiterhaufen endigte, zu den wichtigsten, hieher gehörigen Schriften gehört: Lucio Vanini **De Incantationibus s. de effectuum naturalium causis etc.**, vgl. **Acta Eruditorum** St. V. 1718. Leipziger gelehrte Zeitungen von eben diesem Jahre S. 167. 398. f. Brucker H. P. V. p. 670. Stäudlin's Beiträge zur Philos. und Geschichte, Band I. S. 147. f.

Zum Beschluß nur noch ein paar Worte von den sogenanten Schlangenbeschwörungen, die im Morgenlande als eine Art Taschenspielerkunst gebräuchlich sind, und deren die Reisebeschreiber verschiedentlich erwähnen.

In Asien, dem Mutterlande der Zauberei und aller Arten von Beschwörungskünsten, gab es, wie man aus Jos. 3, 3. Jer. 8, 17. u. a. S. sieht, schon vor Jahrtausenden Gaukler und Betrüger, welche sich rühmten, Schlangen beschwören zu können, daß sie niemand etwas zu Leide thäten und ihr Biß nicht tödtlich wäre. Biß die Schlange aber doch, so schrieben sie es ihrer aus Arglist angenommenen Taubheit gegen die Beschwörungssprüche oder Beschwörungslieder zu (Psalm 58, 5. 6. Pr. Sal. 10, 11.). Diese Leute hießen לחשים Jes. 3, 3. Dergleichen Gaukler gibt es nun im Morgenlande noch bis jetzt, ja sie haben, wie man aus Niebuhr sieht [17]), die Kunst noch weiter gebracht, denn sie lehren ihre also abgerichteten Schlangen bisweilen sogar auch nach dem Takte tanzen [18]). Auch Thevenot gedenkt der Schlangenbeschwörungen und daß es noch jetzt Leute in Ägypten gibt, welche die gefährlichsten Schlangen ohne Schaden in die Hand nehmen [19]). — Als Schlangenbeschwörer der Art waren vormals die Marsier in Italien, so wie die Psyllier in Lybien bekant, welche das Schlangengift sogar ohne Gefahr aus Wunden heraussogen [20]). Bei uns, wo die Schlangen im Allgemeinen wenig gefährlich sind, könte das Kunststück ihrer Beschwörung oder Unschädlichmachung wenig Interesse haben. Im Orient, wo es äußerst giftige Schlangen gibt, deren Biß sofort tödtlich ist, ist es anders [21]). Kein Wunder also, daß diese angeblichen Schlangenbeschwörer in alter und neuer Zeit daselbst bei dem Volk in großem Ansehn standen und noch stehen! —

Noch schwerer mochte das Kunststück seyn, dessen sich andre rühmten, Krokodile zu beschwören, daß sie sich — fangen ließen. Gleichwol wird der Krokodilen-Beschwörungen schon Hiob 3, 8. 40, 30. erwähnt, und noch jetzt gibt es Leute, welche behaupten, dieser Kunst mächtig zu seyn [22]). Das Beschwörungskunststück soll sehr natürlich seyn und darin bestehen, daß die Krokodilenbeschwörer diese Thiere in verborgene, überdeckte Gruben zu locken wissen. — In dieser nämlichen Stelle wird noch einer andern Gattung von Beschwörern gedacht — der Tagebeschwörer oder Tageverwünscher. Dies waren Leute, welche nach dem Aberglauben so vieler Nationen in dem Kredit standen, Tage (man denke hier nur an die Schicksalstage, die schwarzen Tage ꝛc. bei den Römern) verwünschen zu können, so daß sie unglückschwanger waren und alles, was man an denselben vornahm oder verrichtete, einen üblen Ausgang hatte. Dergleichen höchst gefährliche Betrüger gibt's noch heutigen Tags bei vielen uncultivirten Völkern, die den Betrogenen oder Leichtgläubigen das Leben zu verbittern im Stande sind. Es ist darum ein starker Zug in dem dunklen Lebensfluch bei Hiob:

Die Tage-Beschwörer — verwünschten sie auch diese Nacht,
Die Kühnen, die den Krokodil beschwören!!! — (*G. C. Horst.*)

BESECKE, Vater und Söhne; der erste, Christian Wilhelm, war geb. zu Möckern im Magdeburgischen den 12. Aug. 1707. Er wurde 1734 königl. preußischer Feldprediger, 1737 Diakonus zu Burg im Herzogthum Magdeburg, bald darauf Pastor, 1757 aber Oberpfarrer und Distrikts-, Kirchen- u. Schulinspector, und starb am 1. Jun. 1787, nachdem er zwei Jahre zuvor die 50jährige Amtsfeier als Prediger erlebt hatte. Er ist durch verschiedene, ins Erziehungswesen einschlagende, brauchbare Schriften (Fibel, biblisches Spruchbuch für Kinder, die Religion der Jugend. Halle 1786. 8.), und durch seine Bemühungen, die Lehrmethode zu verbessern, bekant. Schon als Hofmeister bei dem Kriegsrath Leyser zu Burg lehrte er ein blindgebornes Kind lesen, Klavier spielen und sogar die Elemente der Astronomie. Sein Unterricht zu einer accuraten und leichten Verwaltung des Kirchenvorsteheramts, erschien 1776 zu Halle in Folio, und handschriftlich hinterließ er einen Versuch, die Sprachen geschwind zu erlernen*). Sein Sohn, Karl Ferdinand Wilhelm, geb. zu Burg den 12. Dec. 1737, war königl.-preußischer Kriegsrath, Adjunktus Fisci und Justizkommissar zu Berlin, und starb am 16. Mai 1798.

16) Vergl. Dämonemagie Theil II. Abschnitt X. Anlage. S. 284 — 303. Von der christlichen Magie. 17) Reisebeschreibung nach Arabien Theil I. S. 189. 18) Ostindische Missionsberichte Theil III. S. 453. 19) P. I. L. II. c. 73. 20) *Bochart* Hieroz. P. II. Lib. III. c. 6. *Vossius* de Idol. L. IV. c. 61.

21) Vgl. *Forskolii* Descript. animal. pag. 13. 14. Pococke Vol. II. P. I. p. 231. seq. Hasselquist p. 315. 320. 22) *Maillet* Lettre IX. p. 32. Vgl. des Freiherrn F. v. W. Briefe auf einer Reise nach Indien, im teutschen Museum, 1781. St. VIII. S. 109. f. und Michaelis Anmerkungen zu Hiob 3, 7.

*) Adelungs Zusätze zum Jöcher. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 1. Bd.

Er hat sich durch mehre, in Zeitschriften abgedruckte, Abhandlungen ökonomischen und politischen Inhalts vortheilhaft bekant gemacht, auch bearbeitete er den Artikel Hypothek im 27. Bd. von Krünitz Encyclopädie, wovon 12 Exemplare (Berlin 1783. 8. 158 Seiten) besonders gedruckt wurden, und hatte Antheil an seines Bruders **Thesaurus juris cambialis. Vol. II. Berol.** 1783. 8. **). Dieser Bruder (*Baur.*)

BESECKE (J. Melchior Gottlieb), Prof. der Rechte am Gymnasium illustre in Mitau, geb. zu Burg im Magdeburgischen am 26. Sept. 1746, gest. zu Mitau am 20. Oct. 1802, wurde in Klosterbergen erzogen, und studirte von 1765 bis 1771 in Frankfurt a. d. O. und Halle. In letztrer Stadt wurde er 1772 Doktor der Rechte und hielt daselbst philosophische und juristische Vorlesungen. Zwei Jahre später berief ihn der Herzog Peter von Kurland an das neuzustiftende, damals akademische, Gymnasium. Er half diese Anstalt mit einrichten und wurde bei ihrer Einweihung am 29. Juni 1775 deren erster Prorektor. Eine rastlose Thätigkeit und Wirksamkeit für die Rechtswissenschaft, und später für die Naturkunde, welche er erst während seines Aufenthaltes in Kurland mit besonderer Liebe zu bearbeiten anfing*), haben ihn rühmlich bekant gemacht; den Kurländern wird er aber vorzugsweise durch die, im J. 1795 mit unerwartetem Erfolge, mit sehr mäßigen Mitteln und in unglaublich kurzer Zeit, bewerkstelligte Einrichtung des Armenwesens in der Stadt Mitau, unvergeßlich bleiben. — Die vorzüglichsten, von ihm herausgegebenen Schriften sind folgende: Versuch einer Abbildung eines römischen Rechtsgelehrten. Mitau 1774. 4. **Dissertationum atque programmatum Crellianorum fasc. 1. 2. 3. Hal. 1775. 4.** (Die Fortsetzung überließ B. dem Dr. Holzhauer) Entwurf eines Lehrbuchs der natürlichen Pflichten. Mitau 1777. 8. **Thesaurus juris cambialis. P. 1. 2. Berol.** 1783. 4. Versuch eines Entwurfs zu einem vollst. Gesetzplan für Verbrechen und Strafen. Dessau 1783. 8. Entwurf eines Systems der transcendentellen Chimie. Leipz. 1787. 8. Probe eines kritischen Kommentars über Kants Kritik der reinen Vernunft. Mitau 1789. 8. Beiträge zur Naturgeschichte der Vögel Kurlands. Mitau 1789. 8. Versuch einer Geschichte der Hypothesen über die Erzeugung der Thiere. Ebend. 1797. 8. Versuch einer Geschichte der Naturgeschichte. Thl. I. (Von Erschaffung der Welt bis auf d. J. 1791.) Ebend. 1802. 8. (*v. Wichmann.*)

BESELICH, ein ehemaliges Kloster in der alten Grafschaft Dietz, jetzt zum Fürstenthum Nassau Hadamar gehörig, ursprünglich eine Kirche mit einem dazu gehörigen Hof, Gütern und Zehnten, kam im J. 1163 durch Schenkung an die Abtei Arnstein, welche hier ein adeliges Nonnenkloster, Augustiner Ordens, errichtete. Die Kirchenreformation veranlaßte dessen Auflösung, und nach langem Streit zwischen Nassau und Wied-Runkel über die weitläufigen Besitzungen und die beträchtlichen Gefälle des reichen Klosters, die Verwandlung desselben in ein Hospital (1615). Dreizehn Jahre später bemächtigte sich aber der Prämonstratenserorden unter dem Schutze kaiserl. Truppen seines ehemaligen Eigenthums. Beselich ward abermals ein Kloster, blieb es aber doch nur kurze Zeit: denn der zur römischen Kirche übergetretene Fürst Johann Ludwig zu Nassau Hadamar begabte damit die von ihm errichtete neue Jesuiterresidenz zu Hadamar mit Einwilligung Urban VIII. Die Prämonstratenser konten sich gegen den mächtigeren Jesuitenorden nicht im Besitz erhalten. Von den Jesuiten ward 1656 das alte Kloster selbst, mit den nächstgelegenen Grundstücken und Waldungen, dem F. Moritz Heinrich zu Nassau Hadamar wieder verkauft und es entstand daraus eine landesherrliche Domäne, der jetzige Hof Beselich. Das übrige Klostereigenthum blieb dem Jesuitenorden bis zu seiner Auflösung, und ist seitdem ein beträchtlicher Theil des Fonds eines von dem eben so toleranten, als freigebigen letzten Statthalter Wilhelm V. neu errichteten katholischen Gymnasiums zu Hadamar. (*v. Arnoldi.*)

BESENVAL (Martin), von Aosta gebürtig, erhielt 1629 zu Solothurn das Bürgerrecht, kaufte 1657 die mit der hohen Gerichtsbarkeit versehene Herrschaft Brunnstadt im Sundgau. Er trat in französische Dienste: ein Beruf, dem sich beinahe seine ganze Nachkommenschaft widmete. Ludwig XIV. adelte ihn 1655. — Seinen Sohn Martin, Schultheiß zu Solothurn, und dessen Brüder, erhob Kaiser Leopold 1695 in den Freiherren-Stand. — Der Sohn desselben, Victor, französ. General-Lieutenant, geb. 1671, gest. 1736, verheirathete sich, während seiner Anstellung als außerordentlicher Gesandter am polnischen Hofe 1718, mit der Tochter des Kron-Groß-Marschalls Bielinski, Katharina, einer Verwandtin der nachherigen Gemalin Ludwigs XV., welche 1761 im 77. Jahre ihres Alters starb. — Seinem Sohne, Peter Joseph Victor, geb. 1721, erwarben seine Verhältnisse, seine Tapferkeit, schöne Bildung, Gewandtheit und der frühe Zutritt beim französischen Hofe schnelle Beförderungen und Einfluß. Er wohnte den Feldzügen in Teutschland 1734 und 1735, denjenigen des östreichischen Erbfolgekrieges in Teutschland und in den Niederlanden bei. 1757 wurde er zum Marechal de Camp ernant, bekleidete im siebenjährigen Kriege Befehlshaber-Stellen, war in den Schlachten bei Hastembeck und Klosterkamp, in welchen er sich auszeichnete. Der Friede führte ihn wieder an den Hof, 1762 wurde er General-Lieutenant und General-Inspektor der Schweizer und Graubündtner, bei welchen er, nach dem Wunsche des Herzogs von Choiseul, eine genauere Disciplin einführte; 1766 Großkreuz des St. Ludwigs-Ordens; 1767 Oberst-Lieutenant der Schweizer-Garde, und erhielt auch nachher verschiedene höhere Kriegsbedienungen im Innern. Die Biogr. univers., welche ihm Hoftakt und die übrigen, einen glücklichen Höfling bildenden Eigenschaften, selbst Einfluß in der Familie Ludwigs XVI., und bei der Königin insonderheit zugesteht, setzt seine Wirksamkeit als Hofmann derjenigen des Kriegers weit nach. Bei seiner Einmischung in weibliche Hofränke, Minister-Entlassungen, u. dgl. sey durch seine Vorschläge nie etwas Besseres an die Stelle dessen getreten, was er getadelt hatte. Als Befehlshaber des

36*

**) Meusel a. a. O.

*) Eine von Besecke angelegte, schöne und vollständige, Samlung Kurländischer Vögel, wurde 1801 für das Mitauische Gymnasium gekauft — vermißt aber seitdem ihren achtsamen Pfleger und Erhalter.

Digitized by Google

Innern und der gegen Paris zusammengezogenen Truppen 1789 habe er zur Ausführung seiner eigenen Vorschläge nur schüchterne Masregeln ergriffen, und nur unbestimte Befehle ertheilt. Er entwich mit Reisepässen, wurde aber wiederholt angehalten, verhaftet, nach Paris gebracht, wo er vom Chatelet frei gesprochen wurde. Von nun an verschwand er von der politischen Bühne, und starb zu Paris den 3. Juni 1791, nicht den 27. Juni 1794, wie die Biogr. univ. unrichtig sagt. Der Vicomte von Segur, Besenvals Erbe, gab 1805—7 in vier Bänden **Mémoires etc. contenant beaucoup de particularités et d'anecdotes sur la cour, sur les ministres et les règnes de Louis XV. et Louis XVI., et sur les évènemens du temps**, zu Paris heraus. Ihre Echtheit wurde von seiner Familie nicht anerkant. Sie enthalten viele theils wahre, theils höchst zweifelhafte Anekdoten aus der ärgerlichen Chronik des Hofes und der Zeit. (*Meyer v. Knonau.*)

Besessene, s. Dämonische.

BESESTAN heißen in der Türkei die gedeckten Marktplätze mit gewölbten Gängen, welche in Syrien Kaissarije genant werden, vermuthlich von dem großen deckten Markte dieser Art zu Cäsarea. Übrigens ist dieses Wort von Bes d. i. Leinwand oder Wollenzeug (Byssus) abzuleiten, so daß es zunächst einen Leinwand-Markt bedeutet. (*v. Hammer.*)

Besestein, Basetin, s. Cairo.

BESETZUNG. In der Musik versteht man unter Besetzen 1) das Bestellen oder Bestimmen der Personen zu Ausführung einer Musik. Man sagt von einem Operntheater im Allgemeinen, es sey gut besetzt, wenn gute Sänger und Instrumentisten dabei angestellt sind, stark besetzt aber, wenn der Angestellten viele sind; man nent insbesondere diese oder jene Oper gut besetzt, wenn die Rollen an die, zu deren Darstellung recht geeigneten Personen, vertheilt sind. Besetzung ist diesemnach die Veranstaltung, welche, bei der Ausführung vollstimmiger Tonstücke, sowol in Ansehung der Auswahl, als der Anzahl der Subjecte, und insbesondere auch in Ansehung ihrer Vertheilung zur Ausführung der verschiedenen Stimmen oder Parte, getroffen wird. Daß von solcher Veranstaltung sehr Vieles wesentlich abhängt, bedarf keiner Erinnerung: ja, es ist sogar eine sehr anerkant unangenehme Eigenthümlichkeit der Tonkunst, daß die Aufführung eines großen musikalischen Werkes jedesmal das Zusammenwirken einer so großen und kostspieligen Menge kunstfertiger oder doch kunstgerecht dressirter Personen erfodert, so wie es auch unter die größten und bekantesten Leiden der Tonsetzer gehört, daß das Schicksal ihrer Tondichtungen in so hohem Grade von der Besetzung abhängig ist! Während der plastische Bildner, hat er ein Kunstwerk vollendet, nur das Tageslicht bedarf, um seiner Wirkung, so oft er will, versichert zu seyn, muß der Tonsetzer, will er sein Tongebilde endlich auf einen Augenblick ins Leben treten lassen, jedesmal eine Schar Menschen zusammentreiben; und ist endlich der Augenblick der Aufführung erschienen, und durch keinen äußern Umstand hintertrieben, so hängt der so mühsam erkaufte Erfolg erst von dem, sowol einzelnen, als verbundenen Wirken der so vielartig besetzten Maschine ab, deren Stocken, oder misverstandenes Wirken so leicht die ganze Hofnung zernichten kann.

Sehr wichtig ist es hienach allerdings, vor Allem die Stelle des Anführers mit einem Kopfe zu besetzen, der sowol gebildet genug sey, den Sinn und Geist des aufzuführenden Tonwerkes herauszufühlen, als auch kunstfertig und zuverlässig genug, die zur Ausführung erfoderlichen, sowol lebenden als leblosen Werkzeuge, mit sicherer Hand zu wählen, verständig zu ordnen, und mit Leichtigkeit zu beherrschen. Wie demnächst dieser, bei solcher Vertheilung der Arbeit, bei der Besetzung der Stimmen, sich zu benehmen, wie er in jedem vorkommenden Falle ein Tonwerk zu besetzen habe, kann nur in allgemeinen Umrissen angedeutet werden. Er wird vorderſamst darauf zu achten haben, daß jede Musik im Ganzen weder zu schwach, noch auch zu reichhaltig besetzt werde. Dies rechte Maß hängt aber an sich selbst wieder von mehrlei, theils inneren, theils äußeren Umständen ab. Denn, um zuerst vom inneren Wesen des aufzuführenden Tonwerkes zu reden, so würde wol jeder eine Aufführung einer pompösen Symphonie, oder etwa gar der Bethovenschen Schlacht von Vittoria u. dgl., in einem mit drei oder vier Geigen besetzten Orchester, lächerlich finden, eben so zweckwidrig aber die Aufführung eines zarten Schäferspiels mit einem Orchester von 30 Violinen, 6 Contrabässen, u. s. w. — Eben so einleuchtend ist, um auch von äußeren Rücksichten ein Beispiel anzuführen, daß in ein großes Local eine stärkere Besetzung gehört, als in ein kleineres, daß in einem sehr großen Sale eine ärmlich besetzte Musik sich gleichsam verliert, eine allzureichliche Tonmasse hingegen in zu beschränktem Raume die Ohren gellen macht.

So viel über das gehörige Maß der Besetzung einer Musik im Ganzen. Nicht minder wichtig ist aber auch dies Verhältniß in ihren einzelen Theilen, d. h. die verhältnißmäßige Besetzung einer jeden Stimme. Hiefür gilt die allgemeine Regel, daß, so viel möglich, alle Stimmen in gleichem Verhältnisse d. h. so besetzt werden, daß keine, durch zu großes Übergewicht der andern, erdrückt und gleichsam erstickt werde. In unsern Orchestern wird dies traurige Loos meist der zweiten Violin- und der Violastimme zu Theil, indem man gewöhnlich, nur für die erste Violinstimme besorgt, jene mit wenigeren und noch obendrein geringeren Subjekten besetzt, nicht erwägend, daß die erste Violine schon dadurch, daß sie eine äußere, und zwar höchste, mithin vorzüglich ins Gehör fallende Stimme ist, sehr bedeutendes Übergewicht über ihre untergeordneten Schwestern, und, auch schon ohne solche Übersetzung, nur zu leicht gewonnenes Spiel gegen jede tiefere Stimme hat. Kein Wunder daher, wenn man, in manchem vielgerühmten Orchester, nur erste Violinen und Contrabässe hört. — Das herkömliche Verhältniß der Besetzung der Bogeninstrumente im Orchester ist übrigens ungefähr folgendes: zu 6 Prim- und 4—5 Sekund-Violinen: 2—3 Violen, 2 Violoncelle, und wenigstens 1, oder auch 2 Contraviolone; zu 12 Prim- und 10—12 Sekundgeigen: 4 Bratschisten, eben so viele Violoncelle, und 3—4 Violone. Die mittleren und höheren Abstufungen ergeben sich von selbst. Die Blasinstrumente werden fast überall nur einfach besetzt und selbst bei einem Or-

chester von 30 Violinen würde ich es noch nicht für dienlich halten, die Parte der Blasinstrumente zu verdoppeln.

Aber auch da, wo es geschieht, darf solche Verdoppelung doch nicht durchgängig, und ohne Unterschied, das ganze Tonstück hindurch, sondern nur an denen Stellen Statt finden, wo die Blasinstrumente sonst durch die übrige Tonmasse verschlungen würden, weshalb denn immer eigene Parte für die Verdoppelungs- oder Ripien-Blasinstrumente geschrieben werden sollten.

Über zweckmäßige Besetzung der Blasinstrumente insbesondere ist im Art. Bassstimme gesprochen worden.

Auch in Ansehung der Singchöre herrscht die unverständige Gewohnheit, gerade die, schon an sich selbst vorstechendste Part, die Sopranstimme, unverhältnißmäßig stark zu besetzen. Vernünftigerweise sollten aber alle Stimmen nach gleichem Maße besetzt seyn, nur etwa die Baßstimmen, weil es ihnen in den tiefern Tönen häufig an Kraft gebricht, noch etwas zahlreicher als die übrigen, und eben so auch die Altstimmen, wenn sie, wie doch größtentheils der Fall ist, nicht von wirklichen Altsängerinnen, oder dergl. Knaben, sondern nur von Sopranstimmen gesungen wird.

In Beziehung auf das Verhältniß der Instrumentalbesetzung gegen die der Chöre ist im Art. Begleitung Einiges erinnert worden.

Im Ganzen sieht man übrigens wol, daß sich über zweckmäßige Besetzung keine allgemein giltigen Vorschriften geben lassen, sondern ein verständiger Sinn, nach den jedesmal gegebenen Umständen walten und anordnen muß *).

II) In einem andern Sinne wird das Wort Besetzung auch zuweilen in der Art gebraucht, daß man darunter die Gattung oder die größere oder geringere Anzahl von Stimmen oder Parte versteht, für welche der Tonsetzer ein Tonwerk geschrieben hat. In diesem Sinne nent man z. B. eine Symphonie nur sparsam besetzt, wenn ihre ganze Instrumentation, außer den gewöhnlichen Bogeninstrumenten, nur noch etwa in 2 Flöten, 2 Trompeten, und Pauke besteht: stark besetzt heißt aber das Tonwerk, wenn dabei etwa auch noch Oboen, Clarinette, Fagotte, 2 Paar Hörner, 3 Posaunen, Contrafagotte, Janitscharinstrumente, allenfalls auch zwei- oder dreifache Chöre, nebst vielen Solostimmen, u. a. m. vorgeschrieben sind. Vgl. d. Art. Begleitung. (*G. Weber.*)

BESICHTIGUNG (Augenscheinseinnahme) im juristischen Sinne ist dasjenige Beweismittel, welches durch die eigene sinnliche Wahrnehmung des Richters, als solchen, über den jetzigen Zustand irgend einer körperlichen Sache hervorgebracht wird. Es setzt daher nothwendig voraus, daß ein Richter lediglich durch seine Sinne, und ohne, daß es zu solchem Wahrnehmen irgend einer Kunstkentniß bedürfte, die in Frage stehende Thatsache, an einem ihm vorgezeigten Gegenstande wahrzunehmen im Stande sey, wobei es sich aber von selbst versteht, daß derselbe Kunstverständige mit sich nehmen könne, um durch sie wahrzunehmen, oder das Wahrgenommene weiter zu untersuchen. Übrigens geschieht diese Wahrnehmung vorzüglich durch die Augen, weshalb das Beweismittel selbst den Namen der Besichtigung, oder Einnahme des Augenscheins führt; es ist jedoch keinem Zweifel unterworfen, daß auch durch andere Sinne, z. B. die Ohren, die Nase u. s. w. eine solche sinnliche Wahrnehmung Statt finden könne und müsse, wenn z. B. die Frage unter den Parteien streitig wäre, ob eine Glocke nach der bestellten Höhe oder Tiefe des Tons, eine duftende Essenz, nach dem bestellten und verabredeten Geruche, angefertigt sey oder nicht *).

Dieses Beweismittel tritt sowol in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, als in peinlichen Fällen ein; ja es ist in den letztern unumgänglich anzuwenden, wo sich Spuren verletzender Gewalt an irgend einem Gegenstande finden oder vermuthet werden könten. Es begründet in Betreff des Wahrgenommenen stets einen vollständigen Beweis; indessen kann es deshalb nur von dem Richter selbst, oder dessen rechtmäßigem Stellvertreter zulässiger Weise zur Hand genommen werden. Auch das Eigene hat es, daß es in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten weder auf die Beweisfrist beschränkt, noch auch von den Anträgen oder Verzichtleistungen der Parteien abhängig gemacht werden kann; es ist daher in jeder Lage des Prozesses zulässig, und der Richter kann es ex officio zur Hand nehmen. In peinlichen Fällen muß die Besichtigung stets ex officio und zwar so bald als möglich vorgenommen werden, bevor die Spuren jener verletzenden Gewalt verschwunden seyn können.

Die Besichtigung selbst ist von dem Richter in Gegenwart der dazu vorgeladenen Parteien, und wenigstens einer erschienenen Partei, bei bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, und in peinlichen Fällen, wo möglich, in Gegenwart des Angeschuldigten, vorzunehmen; und das Wahrgenommene in ein ordnungsmäßiges Protokoll aufzunehmen, was dann in den meisten Fällen als Basis des abzugebenden Bekentnisses zu betrachten ist **). (*Spangenberg.*)

Besidice, s. Bisignano.

BESIGHEIM, Oberamt im Neckarkr. des Königr. Wirtemberg, in einer der mildesten und fruchtbarsten Gegenden des Landes, zwischen den Oberämtern Heilbronn, Weinsberg, Marbach, Ludwigsburg, Vaihingen und Maulbronn. Ein altes aber kleines Oberamt, wurde Besigheim in den letzten Zeiten ansehnlich vergrößert, namentlich durch die Oberämter Birtigheim, Bönigheim u. Lauffen, so daß es nun einen Flächenraum von ungefähr 2 □Meilen und auf diesem 4 Städte, 7 Marktflecken, 10 Dörfer, 4 Weiler und 5 Höfe nebst 6 Schlössern und 4 zerstörten Burgen enthält, mit 26,067 meist

*) Als nicht uninteressantes Beispiel einer sehr zahlreichen Besetzung möge das Verzeichniß des Personalbestandes des großen Dilettantenconcerts in Wien, bei der am 29. Nov. 1812 erfolgten Aufführung des Oratoriums Timotheus von Händel, hier stehen: 4 Anführer, 1 Cembalist, 1 Violindirektor, 1 Partiturnachleser, als Gehilfe des Anführers, 3 Solosängerinnen, 4 Solosänger, 280 Chorsänger u. Sängerinnen (wahrscheinlich an jeder Stimme 70), 60 Primvioline, 60 Sekundviolinen, 37 Violen, 33 Violoncelle, 21 Violone, 12 Flöten, 12 Oboen, 12 Clarinette, 12 Hörner, 12 Fagotte, 2 Contrafagotte, 9 Posaunen, 12 Trompeten, 4 Pauken, 1 große Trommel. 590 Personen.

*) Seidensticker juristische Fragmente. Th. II. Kap. 25. Fr. 226. **) S. Kleinschrod im Archiv des peinl. Rechts. Bd. V. St. 3. Nr. 1. Bd. VI. St. 1. Nr. 1. *Hertii* Opuscula. Vol. I. Tom. III. Diss. 13. Gönner Handbuch des Prozesses. Th. II. Abh. 44. Mittermaier Theorie des Beweises in peinl. Sachen. Th. I. S. 139 fgg.

Digitized by Google

evangel. Einw. und 5685 Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, welche in dem neuen Kataster zu 2,618,575 Fl. angeschlagen sind. Der Boden des Oberamtes wechselt zwischen Berg u. Thal, doch gibt es keine Berge von Bedeutung darin. Die Flüsse, welche es bewässern, sind der Neckar, die Enz und die Zaber, wovon die beiden letztern innerhalb der Gränzen des Oberamts sich mit dem ersten vereinigen. Seen gibt es nicht, seitdem der See bei Lauffen trocken gelegt ist. Der Boden ist größtentheils sehr fruchtbar und das Klima mild, so daß z. B. in der Gegend von Lauffen die Ernte um 8 bis 14 Tage früher eintritt, als in der Gegend von Stuttgart. Obst und Wein sind Hauptprodukte des Oberamts. Als naturhistorische Merkwürdigkeit verdient der Lauf des Steinbachs angeführt zu werden, der bei Löchgau in eine Kluft fällt und erst nach einer halben Stunde wieder bei Besigheim zum Vorschein komt, nachdem er seinen Lauf unter einem Berge durchgenommen hat. Für den Alterthumsforscher ist das Oberamt merkwürdig, weil man hier überall noch die Spuren von dem Aufenthalt der Römer findet.

Die Oberamtsstadt Besigheim, der Sitz der oberamtlichen Behörden und eines Dekanats, liegt 6 St. von Stuttgard, an der Landstraße nach Heilbronn, auf einer felsigen Erdzunge zwischen dem Neckar und der Enz, welche sich unterhalb der Stadt vereinigen, mit 2105 evangel. Einw. Die Stadt ist mit hohen Mauern und Thürmen versehen, und an ihrer Stelle soll einst ein von Kaiser Probus erbautes Castrum gestanden haben. Gewiß ist, daß hier noch 2 sehr große und schöne Thürme stehen, welche unverkennbar römisches Werk sind, und sehr wahrscheinlich hatten sich die Römer lange vor Probus schon hier niedergelassen. — Die Stadt gehörte ehemals zur Markgrafschaft Baden; zufolge der Schlacht bei Seckenheim, 1462, in welcher der Markgraf Karl von Baden nebst dem Grafen Ulrich von Wirtemberg von Pfalzgraf Friedrich gefangen wurde, kam es an die Pfalz, jedoch so, daß Baden das Recht behielt, es mit Zugehöre für 35,000 Fl. wieder zu lösen. In dem Kriegszuge, welchen Herzog Ulrich im J. 1504 gegen die Pfalz machte, wurde von diesem unter Anderem auch Besigheim erobert, und im Frieden als Pfandherrschaft behauptet. Während der östreichisch-wirtembergischen Regirung, i. J. 1529, gebrauchte Baden sein Lösungsrecht, verkaufte aber später, i. J. 1595 die Stadt wieder an Wirtemberg, und von dieser Zeit an blieb sie immer Wirtembergisch. In einem der Thürme von Besigheim hielt sich Graf Eberhard der Erlauchte bei seinem Schwager, dem Markgr. Rudolf von Baden verborgen, nachdem er in dem Kriege mit Kaiser Heinrich VII. Alles verloren hatte, bis der Kaiser 1313 mit Tod abging. — Bei dem untern Römerthurm soll eine Burg gestanden haben, und noch jetzt heißt der Platz die Burg. Auf der Höhe außerhalb der Stadt steht ein alter Wartthurm, von wo aus man Hohenasperg und die Wartthürme zu Leonberg, Heilbronn ꝛc. im Auge hat. — Über die, um die Stadt sich herumziehende Enz führen hier 2 steinerne Brükken, wovon die obere 1583, die untere, welche sehr schön gebaut ist, 1772, bei Anlegung der neuen Kunststraße gebaut wurde. Eine dritte Brücke führt hier über einen Kanal, der bei der Stadt vom Neckar in die Enz gezogen ist. Zu der Stadt gehören 2 Mahlmühlen, 1 Sägmühle und 1 Lohmühle. Die Hauptnahrung der Einwohner besteht im Weinbau. An dem, unmittelbar vor der Stadt liegenden, Schalkstein, einem steilen Felsenberg, wächst einer der vorzüglichsten Weine des Landes, und man muß hier in hohem Grade den außerordentlichen Fleis der Einwohner bewundern, welche die steilsten und kahlesten Felsen durch Brückchen verbunden, mit Erde bedeckt und mit Reben bepflanzt haben. (*Memminger.*)

Besinnen, s. **Besonnenheit.**

Besipara, s. **Bessapara.**

BESITZ. Unter Besitz verstehen die mehrsten Juristen den factischen Zustand, welcher die Ausübung irgend eines Rechts enthält. Da wo keine teutschen Gesetzbücher sind, läßt sich über die Richtigkeit dieser Behauptung nicht streiten, soviel ist gewiß, daß der lateinische Ausdruck **possessio**, insoweit er dem teutschen Worte Besitz entspricht, nur allein das factische Verhältniß bezeichnet, welches eine körperliche Sache unserer physischen Herrschaft unterwirft. Nur eine quasi **possessio** kent das Römische Recht bei den Servituten und der Superficies, das Kanonische auch in einigen andern Fällen. **Possessio** ist also das factische Verhältniß, das dem Eigenthume als juristischen Verhältnisse entspricht, d. i. die Ausübung des Eigenthumsrechts.

Derjenige, welcher die physische Herrschaft über eine körperliche Sache hat, kann bald ein fremdes Eigenthumsrecht anerkennen, bald nicht, und sonach die Absicht haben sich selbst wie einen Eigenthümer zu betragen. Ist jenes der Fall, so ist sein Verhältniß zur Sache der Regel nach ein rein factisches, die Entstehung und das Ende desselben sind an keine juristischen Regeln gebunden, aus ihm gehen keine eigentlich juristischen Wirkungen hervor. Nur in wenigen, besonders ausgenommenen, Fällen kann der Besitz bei Anerkennung eines fremden Eigenthums juristisch bedeutend seyn, wenn die Absicht zu besitzen damit verbunden ist. Diesen factischen Zustand nennen wir Detention. Die Römer bezeichnen ihn mit den Ausdrücken **tenere**, **habere**, **esse in possessione**.

Ist mit diesem factischen Zustande die Absicht zu besitzen, d. i. der Regel nach, die Absicht kein fremdes Eigenthum anzuerkennen und sich als Eigenthümer zu betragen, verbunden, so pflegen wir den Besitz mit dem Namen des juristischen zu bezeichnen. Die Römer bedienen sich hier des Ausdrucks **possessio**, als eines technischen. Auf diesen Besitz haben juristische Regeln Einfluß. Zu seiner Entstehung gehört, daß mit einem factischen Verhältnisse, das die physische Herrschaft begründet, der **animus domini** zusammentreffe. Ausnahmsweise komt es jedoch vor, daß, obschon beide Erfoderniße vorhanden sind, dennoch kein juristischer Besitz entsteht, ja daß er begründet wird, wo eine dieser Bedingungen mangelt. Er dauert fort, bis die physische Herrschaft unmöglich geworden, oder die Absicht, sich nicht mehr als Eigenthümer zu geriren vorhanden ist. Außer den juristischen Wirkungen, zu denen seine Existenz schon hinreicht, können aus diesem Rechts-Verhältnisse noch hervorgehen die possessorischen Interdicte. Ist die Sache, an welcher der juristische Besitz Statt findet, der Usucapion nicht entzogen, und hat derselbe b. f. und **justo titulo** ange-

Digitized by Google

fangen, so nent man den Besiz civilis possessio. Die Fortsezung desselben die gesezliche Zeit hindurch hat die Usucapion zur Folge.

Die bisher genante Eintheilung des Besizes in Detention, possessio und civilis possessio, beruht auf einer Steigerung desselben Begrifs; daher kann eigentlich keine civilis possessio ohne possessio, keine possessio ohne esse in possessione vorkommen; von beiden gibt es jedoch mancherlei Ausnahmen. Aus diesem Grunde ist es nicht gleichgiltig zu bemerken, ob bei einem höhern Grade des Besizes das factische Verhältniß sich finde. Dies bezeichnen die Römer mit den Ausdrücken naturalis oder corporalis possessio. Diese Ausdrücke können von allen drei Arten des Besizes gebraucht werden, wenn die physische Herrschaft wirklich vorhanden ist. Komt jedoch einer derselben im Gegensatze mit einer bestimten Gattung des Besizes vor, so bezeichnet er das factische Verhältniß, welches die Eigenschaften des Gegensatzes nicht hat.

Eine umfassende und gründliche Bearbeitung dieser Lehre, so wie genaue Nachweisung der Literatur findet sich bei Savigny das Recht des Besizes, 3. Aufl. Gieß. 1820. (*Löhr.*)

BESITZPROZESS. Da der Besiz, man mag ihn nun zu erlangen, oder zu erhalten, oder wiederzubekommen suchen, an und für sich, Gegenstand eines gerichtlichen Verfahrens seyn kann, wie dieses die dieserhalb gegebenen Rechtsmittel beweisen, so wird dieses Verfahren hier noch zu erläutern seyn. Zuvörderst ist dabei im Ganzen genommen die Regel, daß jeder possessorische Rechtsstreit nur eine Vorbereitung des Rechtsstandes selbst (oder des Petitorii) enthält; daher die gerichtliche Verfolgung des lezten selbst dann noch von der Partei gebraucht werden kann, wenn sie in der Verfolgung des erstern unterlegen hat. Auf der andern Seite ist es aber der Partei verstattet, in dazu geeigneten Fällen den Besizstand mit dem Rechtsstande zugleich zu verfolgen; und gleichfalls dem Richter entweder erlaubt, oder sogar zur Pflicht gemacht, über den Rechtsstand zu erkennen, wenn er zugleich mit dem Besizstande oder selbst, abgesehen von demselben, entscheidungsreif geworden ist. Dagegen muß bei zweifelhaft gebliebenem Rechtsstande, vorerst nur über den Besizstand geurtheilt, und der Rechtsstand zur besondern Ausführung verwiesen werden. Wird nun blos possessorisch oder über den Besizstand gestritten, so ist das Verfahren selbst zu dem unbestimt summarischen Prozesse zu rechnen, indem die Verfahrungsart in diesen Sachen durch gemeines Recht nicht genau vorgeschrieben ist. Einzele Territorialgesezze haben es freilich oft sorgsam und ausdrücklich bestimt.

Hiebei ist jedoch Folgendes zu bemerken: 1) Betrift der possessorische Rechtsstreit nur die Erhaltung oder Conservation des Besizes, so findet in dem Verfahren über denselben eine wesentliche Verschiedenheit Statt, je nachdem entweder um Schuz in dem jüngsten Besize nachgesucht (das Possessorium momentaneum, summarium, summariissimum angestellt) worden ist, oder je nachdem es sich nur um Schuz in den ältern, rechtmäßigen Besize handelt (Possessorium ordinarium angestellt ist). In dem lezztern Falle wird ganz und gar nach den Grundsäzzen des unbestimten summarischen Prozesses (S. Prozess, summarischer) verfahren; in dem erstern dagegen, wegen der dabei zu besorgenden Unruhen und Gewaltthätigkeiten, ist es Regel, daß der jüngste Besiz nicht streng erwiesen, sondern nur, und zwar selbst, wenn Waffengewalt zu fürchten, durch Notarialzeugenverhöre, bescheinigt zu werden braucht, daß keine illiquiden Ausflüchte des Gegners, mögen sie den Besizstand oder den Rechtsstand betreffen, berüksichtigt, sondern dieselben zum besondern Verfahren verwiesen werden, endlich daß ein unbedingtes Gebot abgelassen, und gegen dasselbe entweder gar keine Rechtsmittel, oder diese dennoch nur, ohne ihnen eine Suspensivwirkung zu verstatten, zugelassen werden. Immer muß jedoch in einem solchen Falle derjenigen Partei, welche in dem Verfahren über den jüngsten Besiz unterliegt, der ordentliche Besiz- so wie der Rechtsstand vorbehalten werden. 2) Ein ähnliches Verfahren, wie über den jüngsten Besiz, tritt auch bei dem Rechtsstreit über die Wiedererlangung des Besizes ein, wenn der Kläger, sey es gewaltsam oder nicht, widerrechtlich aus dem Besize verdrängt ist; oder in Spoliensachen. (S. Spolium, Spoliensachen*). (*Spangenberg.*)

BESLER (Basil.), geb. zu Nürnberg 1561, war Apotheker in seiner Vaterstadt, und starb 1629. Er und sein Bruder Hieronymus, Arzt zu Nürnberg (geb. 1566, gest. 1632.) gaben das Prachtwerk heraus, welches der Bischof von Eichstädt, Joh. Cornel. von Gemmingen veranstaltet hatte. Dies waren Abbildungen der Pflanzen, welche der Bischof in seinem Garten zu S. Wilibald unterhielt. Das Werk erschien unter dem Titel: Hortus Eystettensis. 1613. fol., und enthält manche zu jener Zeit noch wenig bekante Pflanzen.— Nach ihm ist benant:

BESLERIA L., eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Personaten und der 14. Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger Kelch, zweilippige Corolle. Zweifächerige Beere, die Scheidewand in der Mitte frei; die zahlreichen Samen mit ihren Keimgängen am Umfang der Wände.

I. Mit glattrandigen Kelchlappen.

1) B. *melittaefolia* L., mit ablangen vendsen schwach gekerbten Blättern und ästigen Blumenstielen aus den Blattachseln. (*Plum.* ic. t. 48). Auf den westindischen Inseln. 2) B. *lutea* L., mit ablangen vendsen gesägten Blättern und ungetheilten gehäuften Blumenstielen aus den Blattachseln. (*Plum.* ic. t. 49). Ebendaselbst. 3) B. *violacea* Aubl., mit glattrandigen eiförmigen Blättern, kletterndem Stamm und rispenartigen Blumenstielen. (*Aubl.* guian. 2. t. 254). In Guiana. 4) B. *incarnata* Aubl., mit ablangen gekerbten auf beiden Seiten silzigen Blättern und einzelen umgetheilten Blumenstielen. (*Aubl.* guian. t. 356.). Ebendaselbst. 5) B. *elegans* Humb., mit schief ablangen zugespizten glattrandigen glatten Blättern und dreitheiligen Blumenstielen aus den Blattachseln. Auf den Andes von Quindiu. 6) B. *solanoides* Humb., mit ablangen, zugespizten, schwach gezähnten, glatten Blättern und einblüthigen Blumenstielen, die zu dreien stehen. In Peru.

*) S. vorzügl. Gönner's Handbuch des Prozesses, Bd. IV. Nr. 81.

Digitized by Google

II. Mit gesägten Kelchlappen.

7) B. *serrulata* Jacqu., mit ablangen gezähnten rauh behaarten unten röthlichen Blättern, einfachen Blumenstielen und gesägtem Saum der Corolle. (*Jacqu.* Schönbr. 3. t. 290.). In Westindien. 8) B. *cristata* L., mit eiförmigen gekerbten Blättern, einfachen und einzeln stehenden Blumenstielen, schön roth gefärbten großen Kelchen und einer behaarten Corolle. (*Plum.* ic. t. 50.). In Westindien (B. *hispida* Humb. scheint Abart derselben zu seyn). 9) B. *coccinea* Aubl. mit eiförmigen glatten schwach gezähnten Blättern, gestielten Blumendolden in den Blattachseln und schön scharlachroth gefärbten großen Kelchen. (*Aubl.* guian. 2. t. 255.). In Guiana. 10) B. *sanguinea* Pers., mit ablangen zugespitzten gezähnten schwach behaarten unten roth gefleckten Blättern, ungestielten Blüthen in den Blattachseln und sehr rauh behaarten Kelchen. (*Tussac* fl. des Antill. 1. t. 30.). Auf den westindischen Inseln und in Neu-Granada. 11) B. *bicolor* Humb. mit ablangen zugespitzten gezähnten behaarten unten rothen Blättern, einblüthigen gedrängten Blumenstielen und behaarten Kelchen. In Neu-Granada. 12) B. *calcarata* Humb. mit ablangen, gekerbten, behaarten Blättern, dreiblüthigen Blumenstielen, behaarten Kelchen und gespornten Corollen. Ebendaselbst. (*Sprengel.*)

Beslik, s. türk. Münzen.

BESLY (Jean), ein Geschichtforscher, geb. zu Coulonges les Royaux in Poitou 1572. Er studirte die Rechte zu Poitiers und Toulouse, practicirte als Advokat zu Fontenay le Comte, wurde daselbst königlicher Prokurator, und starb den 18. Mai 1644. Besly war ein hellsehender, freimüthiger Geschäftsmann, der sich unter andern auf dem Reichstage 1614 der Annahme der Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversamlung mit Nachdruck widersetzte; den Gelehrten aber wurde er wichtig durch seine historisch-antiquarisch-genealogischen Forschungen in der vaterländischen Geschichte, seine Aufklärung vieler historischer Dunkelheiten, seine scharfsinnige und unbefangene Kritik, und einen Reichthum genealogischer Merkwürdigkeiten, die er in seinen Schriften niederlegte. Sein Hauptwerk, und die Frucht eines vierzigjährigen mühsamen Forschungsfleißes ist die, auch durch anspruchlose Einfachheit der Erzählung anziehende, Histoire des comtes de Poitou et des ducs de Guienne. Par. 1647. fol., welche Pierre Dupuis durchsahe und verbesserte, und der Sohn des Verfassers zum Druck beförderte. Weniger vollendet und geordnet, aber als Materialiensamlung sehr brauchbar, ist sein Werk: Des évêques de Poitiers, avec les preuves. Par. 1647. 4., und auch in seinen übrigen, hie und da abgedruckten, historisch-diplomatischen Abhandlungen findet man überall den gründlichen Forscher. Den geringsten Werth hat sein Commentaire sur les hymnes de Ronsard *). (*Baur.*)

BESMI ist der Name dreier türkischer Dichter; der erste aus Aidin in Rumili gebürtig, starb, nachdem er die Bahn der Lehrerstellen durchlaufen, gegen Ende der Regirung Selims I. Seine Gedichte sind gut, aber ausschweifend. Der zweite, Mustafa B. ein Abkömling Mohammed Efendis, der am neuen Thore zu Konstantinopel das Kloster der Mewlewis erbauet hatte, zog mit dem Janitscharen-Aga Mustafa Pascha von Rodosto im J. d. H. 1094. (1682) zur Belagerung von Wien, wo er von einer Bombe am Fuße verletzt vor den Mauern der Kaiserstadt als Martyrer des Islams starb. Ein dritter Besmi, Imam, starb im J. d. H. 1120 (1708) zu Chios, und wurde an dem Grabe von Elias Efendi dem h. Scheihe der Chalweti bestattet. (Sifati). (*v. Hammer.*)

BESÖKI, eine Stadt auf der Nordostküste der Insel Java, zu den niederländischen Besitzungen gehörig, liegt unweit der Straße von Madura (7° 45′ Br. und 131° 30′ L.), ist der Hauptort eines malaiischen Häuptlings oder Tomogons, die Umgegend reich an Reis (nach Tombe). (*Hassel.*)

BESOLD (Christoph), wurde 1577 zu Tübingen geboren. Sein Vater Ulrich B. war zuerst Advokat bei dem dasigen Hofgerichte, trat aber nachher als Sekretär in die Dienste der damaligen freien Reichsstadt Eßlingen. Aus Liebe gegen seinen Sohn, welchen er frühzeitig zu Tübingen studiren ließ, ging er selbst dahin, um die Studien seines Sohns zu leiten. Der junge Besold widmete sich zwar vorzüglich der Rechtswissenschaft; doch so gut er auch lernte, was jeder junge Mann in seiner Berufswissenschaft wissen muß, so Professorartig gelehrt er endlich in derselben war, so führte ihn doch sein Hang zu historischen und theologischen Speculationen. Er lernte griechisch und hebräisch, um die Bibel in ihren Ursprachen lesen zu können, studirte die Kirchenväter, und vertiefte sich in die Schriften der Scholastiker, namentlich der Herausgeber prophetisch-apokalyptischer Speculationen. Besold's Geistesform war schon entschieden, als er endlich 1610 nach Neuffer's Tode, Professor der Rechte zu Tübingen wurde; alle Zeit, die ihm von seinen Berufsgeschäften übrig blieb, widmete er der Lectüre jener Werke, er trat ganz auf die Seite der Mystiker, näherte sich nach und nach der katholischen Religion, und einem Gelübde, zu ihr überzutreten, falls ihm in seiner 29 Jahre hindurch unfruchtbar gebliebenen Ehe, ein Kind geboren würde, getreu, schwur er am 1. August 1630 den protestantischen Glauben zu Heilbronn ab *). Indessen hielt er seinen Übertritt zur katholischen Religion aus Schüchternheit geheim, bis sich nach der Nördlinger Schlacht die Kaiserlichen der Wirtembergischen Länder bemächtigt hatten. Im J. 1635 erklärte er seinen Abfall von seinem frühern Glaubensbekentnisse öffentlich. Er ward nun Geheimer Rath bei der neuen östreichisch-wirtembergischen Regirung; er und ein paar Reichshofräthe, die der Kaiser von Wien schickte, regir-

*) *Nic. Marquini* elogium I. Besly. vor der Hist. des c. de P. Mém. de Niceron T. XLI. 217. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 1 B. 2 Abth. 590. Biogr. univ.

*) Vgl. „Christlich und erhebliche Motiven, warum Christoph Besold — vornehmlich dafür gehalten, daß der recht und einig selig machende Glaube allein in den römisch-katholischen Kirchen anzutreffen." Ingolst. 1637. 8. Vorzüglich aber: L. T. Spittler über Christoph Besolds Religionsveränderung, in Moser's patriot. Archiv für Teutschland. Bd. VIII. Nr. 6. S. 430—472. besonders herausg. als Ankünd. e. vollst. Saml. von Spittler's kl. hist. Schr. mit einem Zus. von G. Ch. F. Mohnicke. Stralf. 821. 8.

Digitized by Google

ten das ganze Land. Wie sehr dieses dem bereits 50jährigen Manne sowol von seinen rechtmäßigen, der ihm so viele Beweise seines Vertrauens gegeben hatte, als auch von seinen alten Glaubensgenossen verdacht wurde, wie gehässig auch die Motive waren, welche letztere seinem Übertritte zur katholischen Religion — aber gewiß ungegründeter Weise, — unterlegten, so läßt es sich dennoch nicht leugnen, daß seine nun vorzüglich thätig werdende Vorliebe für seine neuen Glaubensgenossen, seine offenbare Bitterkeit gegen die Protestanten, diesem ihn in voller Maße treffenden Hasse den Schein von Gerechtigkeit geben mußten, und noch größer wurde der Schrei des Unwillens, als er ganz seinen frühern Grundsätzen zuwider, jetzt mit einem diplomatisch gepanzerten Beweise auftrat, daß fast ein Drittheil dessen, was bisher zu Wirtemberg gehörte, den Klöstern und der katholischen Kirche von seinem angebornen Landesherrn unrechtmäßiger Weise entrissen, und in das alte gesetzmäßige Verhältniß seiner unbestreitbaren Reichsunmittelbarkeit zurück zu setzen sey. Vielleicht um deswillen, weil dadurch dem östreichischen Hause, dem nach Absterben des wirtembergischen Mannsstamms die Erbfolge vorbehalten war, die schöne Erbschaft geschmälert werden zu können schien, und ihm solches selbst von östreichischer Seite verdacht wurde, vielleicht aber auch aus andern in seiner Persönlichkeit liegenden Gründen, legte er seine Stelle nieder, und ward mit dem Titel eines Kurbaierschen Raths, Professor zu Ingolstadt (1637), wo er sich durch seine gründliche Gelehrsamkeit in ein solches Ansehen setzte, daß ihm verschiedene Reichsstände und Städte, auch der königl. dänische Hof, Dienste anboten. Selbst Kaiser Ferdinand II. wollte ihn nach Wien ziehen, und der Papst mit einem jährlichen Gehalt von 4000 Scudi nebst der Expectanz auf die Propstei Stuttgart zum Professor in Bologna ernennen; ehe Besold aber einen festen Entschluß gefaßt hatte, was er wählen wollte, starb er zu Ingolstadt am 15. September 1638 im 61. Jahre seines Alters.

Seine höchst zahlreichen juristischen, politischen und historischen Schriften sind von Jugler genau verzeichnet; man darf in ihnen im Allgemeinen weder eine strenge Ordnung, noch eine besondere Urtheilskraft erwarten; größtentheils bestehen sie aus Compilationen und deshalb sind sie in Vergessenheit gerathen. Auch fremde Werke, vorzüglich Schriften einiger Mystiker hat er herausgegeben, namentlich das berühmte Werk des Johann Tauler, betitelt: Nachfolgung des armen Lebens Christi. (Frankf. 1621. 4.) Von seinen politischen Werken, sind seine **Synopsis politicae doctrinae** (1623), und sein **Opus politicum** (1641), in welchem sich manche, vollends damals, nicht gemeine Ansicht befindet; — von seinen historischen: die **Synopsis rerum ab orbe condito gestarum** (1626), seine **historia Orientis**, sein **Prodromus vindiciarum ecclesiasticarum Würtembergicarum** (1636), die **Documenta rediviva monasteriorum praecipuorum in ducatu Würtembergico. sitorum** (1636), die **Virginum sacrarum monimenta in principum Würtembergicorum ergastulo literario, injuste detenta** (1636); und andere sich auf die obenberührte wirtembergische Klosterangelegenheit beziehende kleine Schriften, letztere, besonders wegen der mitgetheilten Urkunden, noch gegenwärtig bemerkenswerth; die Juristen schätzen noch die von ihm gesammelten Rechtssprüche der Tübinger Fakultät (**Consultationes od. Consilia Tubingensia**), an denen er einen so großen Antheil hatte, und das unter dem Namen **thesaurus practicus** oft aufgelegte juristische Realwörterbuch, so wie endlich noch seinen Kommentar über die fürstl. wirtembergische Landesordnung **). (*Spangenberg.*)

BESONNENHEIT ist der Zustand desjenigen, der auf Alles, was bei seinen Urtheilen und Handlungen zu beachten ist, wirklich achtet, (daran denkt, sich darauf besint); insonderheit, sofern dies unter Umständen geschieht, wo die Gedanken daran leicht verdunkelt werden. Aus bekanten Gründen haben starke Gefühle und aufbrausende Leidenschaften vorzüglich die Macht, den Verstand zu stören und seine Gedanken zu verdunkeln; am allermeisten, wenn sie unvermuthet und plötzlich aufgeregt werden. In diesen Zuständen also kann die Besonnenheit hauptsächlich sich zeigen; weil man in denselben am leichtesten dahin gebracht wird, unbesonnen zu reden und zu handeln. Wer bei einem mündlichen Streite seinen Gegner in Hitze bringt, indeß er selber kalt bleibt, der hat schon dadurch halb gewonnen. Denn der erhitzte Gegner wird leicht die Besonnenheit verlieren, und dann nicht allein oft die besten Vertheidigungsgründe unbenutzt lassen, weil er sich nicht darauf besint, sondern auch Behauptungen heraus stoßen, wodurch er sich Blößen gibt, und sich in Widersprüche verwickelt, indem er auf diese Umstände nicht achtet. — Aus eben dem Grunde ist der Warmblütige der Gefahr, unbesonnen zu reden und zu handeln, unter übrigens gleichen Bedingungen, weit mehr ausgesetzt, als der Kaltblütige; bei welchem, auch in dieser Hinsicht, das kalte Blut, um mit Kant's Worten zu reden, die Stelle der Weisheit vertritt. — Wenn also der Mensch in seinen Reden und Handlungen beständig, oder doch gewöhnlicher Weise, besonnen sich zeigt; so kann das Gründe von entgegengesetzter Art haben, die seiner Besonnenheit einen sehr verschiedenen Werth geben. Zwar muß in allen Fällen seine Denkkraft scharf und umsichtig genug seyn, um das, worauf es jedes Mal gerade ankomt, leicht erfassen und durchschauen zu können. Allein, daß sie dies jederzeit, in der Regel wenigstens, auch wirklich ausführt, komt entweder daher, weil sie außerdem auch noch so stark ist, daß sie sich durch Gefühle, Leidenschaften, u. s. w. nicht leicht stören läßt, oder daher, weil die Leidenschaften, die Gefühle, u. s. f. so schwach sind, daß sie keine besondre Macht haben, auf die Denkkraft störend zu wirken. Im letzten Falle ist die Besonnenheit der ungeprüften Tugend zu vergleichen, die nicht sündigt, weil sie nicht versucht wird; im ersten Falle der bewährten Tugend, die im Kampfe siegreich besteht.

Bekant ist, daß nach einer, überhaupt sehr gebräuchlichen, figürlichen Art zu reden, auch die Handlungen selbst

**) Vgl. Nicerons Nachrichten von berühmten Gelehrten Bd. XXI. S. 226. der teutsch. Übers. u. Jugler Beiträge zur juristischen Biographie. Bd. 1. Nr. 7. S. 82—126.

Digitized by Google

besonnen oder unbesonnen heißen, in welchen Besonnenheit oder Unbesonnenheit sich kund gibt; ja, daß eine Handlung, die von Unbesonnenheit zeugt, sogar eine Unbesonnenheit genant, und daher dieses Wort auch in der Mehrzahl gebraucht wird. Man sagt z. B. wol: der hat eine Unbesonnenheit begangen, hat sich durch seine Unbesonnenheiten ins Unglück gebracht. Hingegen eine Handlung, worin Besonnenheit sich offenbart, wird nicht leicht eine Besonnenheit genant. Man sagt nicht: eine Besonnenheit begehen, oder: durch Besonnenheiten sich glücklich machen. Woher komt diese Verschiedenheit? Das mögen die Sprachforscher beantworten. (*Maass.*)

BESOS, im Alterth. **Betulus**, Küstenfluß in der span. Prov. Catalonien, der östlich von Barcelona ins mittelländische Meer fällt. (*Stein.*)

BESPOPOWZY, Priesterlose. Eine Sekte in Rußland, zerstreut in den Gouvernements Mohilew, Tschernigow, Wjátka u. a. Man hat sie, jedoch fälschlich, für den, am meisten orthodoxen Theil der Starobratzen (Altgläubige) gehalten, da sie, was diese entweder nur bedingterweise oder gar nicht thun, die altgriechische Kirche für gänzlich erloschen erklären, keine Priester, keine priesterliche Handlung und keine Ehen dulden, dabei sporadisch und in einzelen Höfen, vom Kleinhandel, Fuhrwesen und ähnlichen Gewerben sich ernähren. Man sagt ihnen nach, daß sie zwar ernst und furchtlos in ihrem Benehmen, aber keineswegs verschlossen in ihren Mittheilungen seyn sollen. — Dulden sie gleich die Ehe nicht — so ist doch ein großer Theil dieser Sektirer verheirathet. Will der Sohn des Vaters Beispiel folgen, so muß er sich seinen eignen Haushalt einrichten, und das väterliche Haus und Antlis auf immer meiden. In neuern Zeiten hat oft der Augenblick, wo auch der Sohn wiederum Vater geworden, Versöhnung und Verzeihung bewirkt, doch wird auch noch heutigen Tages der Väterfluch über die in den Ehestand getretenen Kinder ausgesprochen. — Ausführliche Nachrichten über diese Sekte fehlen ganz. (*v. Wichmann.*)

BESPRECHUNGS- oder Böte-KUNST, (Von dem sogenanten Segensprechen, Besprechen, Binden und Beschreien). Auch der Aberglaube hat, wie man aus diesen Worten sieht, seine Kunstsprache und seine Kunstwörter, ja man kann sagen, daß das Abenteuerlichste und Tolleste darin selbst in eine Art von System gebracht ist. Böten heißt im Fränkischen, in Thüringen, in Niedersachsen, in den Maingegenden, in der Wetterau und in andern Provinzen Teutschlands so viel, als ein Übel, eine Krankheit an Menschen und Vieh mit Aussprechung gewisser Formeln, oder biblischer Sprüche abergläubischer Weise segnen oder besprechen, in dem Wahn, solche damit zu heilen, oder zu vertreiben. Adelung hat das Wort nicht, obgleich es nicht allein in der Sprache lebendig da ist, sondern auch in einer Menge Bücher über das Hexenwesen, so wie in Hexenprozeß-Akten sehr häufig vorkomt. Es ist unstreitig mit dem alten Bieten verwandt, das ungemein reich an Bedeutungen ist, und ursprünglich ohne Zweifel überhaupt so viel, als darbieten, davon reden, wünschen ꝛc. hieß [1]), wie Adelung selbst unter Bothe [2]) bemerkt. Das Böten war sonach in der Periode des Aberglaubens die eingebildete Kunst, Krankheiten, namentlich alle Arten von Fieber, die Gicht, Wunden, Blutflüsse ꝛc. durch bloße geheimnißvolle Worte, ohne Gebrauch äußerlicher Hilfsmittel, zu heilen. Die Böte-Kunst unterschied sich, wie man hieraus sieht, von der eigentlichen (magischen oder zauberischen) Beschwörungs-Kunst — vgl. diesen Art. — dadurch, daß man sie für erlaubt und christlich hielt, ja als eine höhere Potenz des Glaubens (so schon Paracelsus, Agrippa, Pomponazzi und Andere!) betrachtete, weil man ausschließlich gute erlaubte Zwecke dadurch zu erreichen strebe, und blos Anrufungen Gottes und guter Geister dabei Statt fänden. Daher wird das Wort Böten, Besprechen, Segensprechen (Benedictio, Benedictiones), immer in gutem Sinn genommen. Auch die Maledictionen, z. B. wenn man einen Dieb verflucht, daß er das Gestohlne wieder bringen muß u. dgl. wurden für erlaubt gehalten, und gehören unter die allgemeine Kategorie vom Segensprechen. Beschreien ist dieselbe Sache, aber in bösem Sinn, nämlich Übel und Krankheiten durch zauberische Formeln und Anrufung dämonischer Mächte bewirken; ein dunkler Aberglaube, der in der Teufels- und Zauberperiode Tausende von Unglücklichen auf den Scheiterhaufen gebracht hat! Vom Beschreien ist noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts ein eigenes Buch von einem damals berühmten Arzt geschrieben worden, woraus man den ganzen, schon jetzt nach hundert Jahren unglaublichen, und der späteren Nachwelt gewiß einmal unbegreiflichen Aberglauben jener beklagenswerthen Zeit ersieht. Das Buch, zur Charakterisirung dieses Theiles des Aberglaubens historisch wichtig, führt den Titel: Tractatus Polyhistoricus Magico-Medicus Curiosus, oder ein kurzer, mit vielen verwunderlichen Historien untermengter Bericht von dem Beschreien oder Verzaubern, vnd denen daraus entspringenden Krankheiten vnd zauberischen Schäden ꝛc. von *Eberhardo Gockelio*, Med. Doct. Frankf. u. Leipz. 1717. Wir bleiben inzwischen vorerst bei der gewöhnlichen, d. h. guten Bedeutung des Worts Böten oder Segensprechen stehen.

Zuerst in historischer Hinsicht ist zu bemerken, daß diese Gattung des Aberglaubens bis in das höchste Alterthum hinauf reicht. Wie man das, was bei Homer bereits von der Stillung blutender Wunden durch Worte oder geheimnißvolle Formeln ꝛc. vorkomt, verstehen möge, historisch, oder rein-poetisch: — es setzt das Daseyn dieses Aberglaubens, nebst dem Glauben daran in der Urwelt voraus. Im Zend-Avesta, in den ältesten heiligen indischen Schriften, den Sastras ꝛc. kommen eine Menge Segens- und Besprechungs-Formeln vor. Die Sanhifas, d. h. die Hymnen, Anrufungen, Gebete ꝛc. aus dem Kreise der Vedas [3]), sind zum Theil weiter nichts, als dergleichen Segen. Hieher gehört auch das Meer der Familien, Koula Arnava; der Besprechungs- oder Segensspruch, welcher vor Unglück bewahrt,

1) Isidor's Übersetzer braucht das Angels. beodan auch für praedicare! 2) Gr. Wörterb. I. 1024. 3) Manu XI. 201—259.

Digitized by Google

Apadoudharana Mantra; die Lobeserhebungen und Benedictionen Ganeſa's, Ganesa Stotra u. ſ. f. S. Catalogue des Manuscrits Samskrits de la Bibliotheque impériale, par *Hamilton* et *Langlès*. Paris, 1807. XLV. D. 20. XIII. D. 13. XIV. D. 5. XVI. D. Ferner: Vichnou Bhattâtchâria, oder über die Art und Weiſe die in den Veda's enthaltenen Zauber- oder vielmehr Segenſprüche zu leſen, 153. CXL. B. — Nach W. Jones Verſicherung [4]) beſtehen die Tantra-Mantra und andere Saſtra's beinahe ganz aus dergleichen Segenſprüchen. (Man nent ſie gewöhnlich Zauberſprüche oder Beſchwörungen, — Enchantemens braucht Langlès von den eben angeführten Büchern ſo wie vom Veda Tatwa Sâra, namentlich wo von den magiſchen Tugenden des Wunderſteins Salagrâma XCV. B. 3. die Rede iſt: — Beſprechungen aber oder Segenſprüche iſt von den Meiſten der gewiß richtigere Ausdruck, denn das, und nicht eigentliche Beſchwörungen im magiſch-theurgiſchen Sinne ſind ſie!). So alt als die Segenſprüche übrigens, ſo alt ſind auch die Beſchreiungen in Indien, um uns dieſes Worts aus der neueren Zauberperiode zu bedienen, d. h. die Beſprechungen in böſer dämoniſcher Bedeutung, und ſcheinen wie jene in gleich häufigem Gebrauch geweſen zu ſeyn. In Manu's Geſetzbuch komt bereits das folgende Strafgeſetz dagegen vor: „Für alle, zum Verderben unſchuldiger Leute dargebrachte Opfer muß eine Strafe von 200 Panas bezahlt werden, desgleichen für meuchelmörderiſche Verſuche mit giftigen Wurzeln und Kräutern, ſo wie für diejenigen verſchiedenen Zauberformeln, Hexereien oder Beſchreiungen (hier iſt der neuere Kunſt-Ausdruck recht eigentlich der treffendſte, denn er drückt genau die Sache aus, wovon die Rede iſt), vermöge deren Jemand, wiewol vergebens, dem Andern nach dem Leben trachtet." [5]).

Wie in Indien ſo herrſchte das Segenſprechen auch in Ägypten, wo, wie dort, faſt alle Krankheiten durch Beſprechungs-Künſte geheilt wurden. Man beſprach auch andere Gegenſtände der Natur, namentlich wurde auf ſeltſame, unanſtändige Art der Hagel im alten Ägypten von den Weibern beſprochen [6]). Auch die Beſchreiungen waren hier, wie in den benachbarten Ländern, Phönizien, Kanaan ꝛc. gebräuchlich. Gaffarelli führt mehre dergleichen ägyptiſche Beſchreiungs- oder Binde-Formeln an [7]). Schon Moſe ſuchte durch eigene Geſetze ſeine Hebräer vor dieſer Art Aberglauben zu ſichern. S. Beſchwörungs-Kunſt, ſo wie Michaelis Moſ. Recht Th. V.

Gehen wir aus Aſien und Afrika nach Europa, ſo finden wir da denſelben Aberglauben überall auf ähnliche Weiſe verbreitet. In Rom waren ſelbſt die ſonſt einſichtsvollſten Männer davon angeſteckt. Um die Sache zu veranſchaulichen, nur zwei Beiſpiele! Plinius ſpricht Hist. nat. XXVIII. 2. XXXVI. 9. von der Sache in billigendem Tone, und theilt ſogar eine Böte-Formel mit, wobei noch überdies die folgende Seltſamkeit vorkomt: Experti (hieraus ſchon ſieht man, wie er dachte!) adfirmavere, plurimum referre, si virgo illud imponat nuda, jejuna jejuno etc. Noch auffallender iſt das, was M. Cato (De Re rustica) vom Bötewesen vorbringt. Er theilt gegen das Hüftweh verſchiedene Böteformeln mit, unter andern das Bekante: Daries, Dardaries, Astartaries!!! oder Haut, haut, haut, ista, pista, sista!!! vel hoc modo, ſetzt er ernſt hinzu, Haut, haut, haut, istagis, tursis etc. Glaubten Plinius, Cato u. ſ. w. ſolche Poſſen — wie mags unter dem gemeinen Volk ausgeſehen haben? Und was waren die an die unterirdiſchen Götter gerichteten Wünſche und Gebete anders als dergleichen Segenſprüche, oder Verwünſchungen, Beſchreiungen? Nach Tertullian wurden zu ſeiner Zeit, Fieber, chroniſche Krankheiten ꝛc. beſonders durch die Worte: φευγε φευγε u. ſ. f. beſprochen und vertrieben [8]). — Daß die Prieſterklaſſe dieſen Aberglauben in allen Ländern unterſtützte und recht gefliſſentlich begünſtigte, braucht kaum erinnert zu werden. Sie zog den meiſten Vortheil davon. Aber wir würden zu weitläufig werden, wenn wir uns bei der vorchriſtlichen Welt länger verweilten.

Dem Chriſtenthum, deſſen Grundlehre in dieſer Hinſicht war, daß Chriſtus die Werke des Teufels und der Finſterniß zerſtört habe, (1 Joh. III. 8.) gereicht es wahrhaft zur Ehre, daß es ſich, wie gegen den Zauberglauben überhaupt, ſo beſonders auch gegen dieſe Gattung deſſelben, das Segenſprechen und Verwünſchen (Beſchreien) auf das beſtimteſte erklärt, ſo, daß dergleichen Aberglauben allgemein von den Kirchenvätern als unerlaubt und dem Chriſtenthum widerſtreitend verdamt wurde. Es wäre intereſſant, die hieher gehörigen Äußerungen näher zu betrachten, aber der Raum geſtattet's nicht [9]).

Inzwiſchen war dieſer Aberglaube bei dem Hang des menſchlichen Geiſtes zu dergleichen geheimen Künſten ſo leicht nicht auszurotten, und lebte namentlich vom vierten Jahrhundert an in faſt unzähligen andern, chriſtlich modificirten Formen, von Neuem wieder auf. So verwandelten ſich die alten heidniſchen Beſchwörungs-Formeln in chriſtliche Benedictiones, wie man die neuen Segen-Sprüche nante. Im Mittelalter nahm der Glaube an das Bötewesen immer mehr zu, und da die Geiſtlichkeit ſeit langen Zeiten her in dem Rufe ſtand, daß ſie durch ſolche Segenſprüche Krankheiten und Übel aller Art vertreiben könte, ſo wurde ſie von dem gemeinen Mann in faſt allen Fällen nicht blos geiſtlich, ſondern auch leiblich zu Rathe gezogen. Die Folge hievon war, daß tauſenderlei Segenſprüche entſtanden. Ich will zur Veranſchaulichung des tollen Wahns hier einige Sprüche der Art anführen, die bis tief ins Mittelalter hinein reichen. Wider die Epilepſie: Caspar fert myrrham, Melchior thus, Baltasar aurum. Dreimal zu blaſen und zu ſprechen: Pustus, Pustus, Pustus!!! — Wider das häufige Bluten der Wunden, oder aus der Naſe: Sanguis, mane in venis, sicut Christus pro te in poenis, Sanguis, mane fixus, sicut Christus crucifixus!!! Man wird über den Unſinn erſtaunen, aber es

4) Asiat. Res. I. p. 376. 5) Manu IX., ſ. 290. S. 365. 6) Vgl. J. *Gaffarelli's* Curiositates inauditae etc. (nach der lat. Überſetz. von M. G. Michaelis, Hamb., 1676. p. 140. 7) l. c. p. 143 seq.

8) Vgl. *R. Boco* De secret. Operat. Art. et Nat. C. I. Zauberbibl. Th. III. Abth. I. S. 50 f. 9) Vgl. Dämonomagie Th. I. S. 358 f., wo die Sache ausführlich abgehandelt iſt.

Digitized by Google

komt noch ärger. Hier ein Paar noch weit tollere teutsche Segenssprüche, die ebenfalls sehr alt sind, und die hier und da noch jetzt von alten Weibern gebraucht werden. Für den Wurm am Finger oder das böse Ding, (Panaritium): Gott Vater fährt in Acker, Gott Sohn, der ackert fein wacker, der heilig Geist daneben, sie ackern drei Würmer heraus, Pustus, Pustus, Pustus, sie ackern drei Würmer heraus, Pustus, Pustus, Pustus, der eine ist weiß, der andere schwarz, der dritte roth, hier liegen alle drei Würmer todt, Pustus, Pustus, Pustus, im Namen ꝛc. NB. den Finger zu drücken und dreimal zu pusten!!! [10]) — Wider das Fieber, Kopfweh, Augenschmerzen ꝛc. „Der Patient soll, wenn er vor Mattigkeit nicht mehr gehen kann, an ein fließend Wasser kriechen, eine Handvoll Salz dem Strom nach hinein streuen, und dabei sprechen: Hier säe ich meinen Samen, In Gottes Namen, Wann dieser Samen wird aufgehen, Will ich mein Fieber (Kopfweh ꝛc.) wieder sehen, das zahle ich zur Buß, Im Namen Gottes des Vaters u. s. w." — Zuletzt wurden wie im alten Ägypten alle Reiche, alle Elemente der ganzen Natur, Feuer, Wasser, Hagel, Wind ꝛc. durch Benedictionen besprochen, wodurch man auf übernatürliche Weise die natürlichen Kräfte und Wirkungen der Dinge entweder zu zernichten, oder magisch zu verstärken glaubte, z. B. des Schwerts, daß es nicht traf (dies hies dann binden, ligare!), oder, daß es unwiderstehlich traf und nie ohne Blut zurück kehrte (dies war denn Segnung oder Benedictio!), wie der Aberglaube z. B. noch während des 30jährigen Kriegs von Gustaph Adolph's Schwert fabelte. Wie weit man hierin ging, ist nun fast unglaublich. So wurden 1479 bei einer allgemeinen Landplage, als die Englinge (Gerstenwürmer, Schrotwürmer) [11]), die Gegenden von Lausanne, Bern ꝛc. verwüsteten, sogar diese Würmer vom Bischof von Lausanne benedicirt, daß sie in Kraft und Gehorsamlichkeit der Kirche sich über die Gränze zurückziehen, oder, wenn sie ungehorsam wären, kraft der wider sie ergangenen Bann-Runen umkommen sollten [12]). Dasselbe geschah noch 1524 zu Troyes gegen Käfer und Fliegen [13]).

Tausenderlei Aberglaube der Art herrschte besonders in den mitternächtlichen Ländern von Europa, den man im Einzelen am besten aus Olaus Magnus De Gentib. septentrional. kennen lernen kann. Zum Beispiel der Glaube, sich durch Segensprechereien unsichtbar machen zu können, wozu man sich einer besprochenen (eingesegneten) Decke bediente, welche in Scandinavien Hulim Hialm hieß [14]); die Kunst, Stürme und Ungewitter auf dem Meere zu erregen, oder wie Saxo [15]) sich ausdrückt: in nimbos solvere coelum und beinahe unzählige andere Thorheiten, welche unter die Kategorie der Benedictionen und Maledictionen oder Ligationen gehören [16]). Wie im fernsten europäischen Nord, so herrschte auch bei den germanischen Völkerstämmen in Teutschland, besonders bei den Sachsen, im höchsten Grade der Glaube an Segenspreccherei und Beschreiungen, kurz die Böte-Kunst im ausgedehntesten Sinne des Worts. Bis zu den neueren Zeiten haben sich davon hie und da Spuren aus der alten heidnischen Welt in manchen Gegenden des Vaterlandes erhalten. So hat sich z. B., um nur dies Eine hier anzuführen, noch bis jetzt in einigen Distrikten von Niedersachsen die Gewohnheit erhalten, welche nun freilich nicht mehr als eine Benediction, oder ein religiöser Akt betrachtet wird, sondern für einen Scherz, für eine Art Erntefreude gilt, daß die Landleute bei vollendeter Ernte hie und da einen Böschel Halmen auf den Feldern stehen lassen, Cyanen und andere Blumen dazwischen flechten, sich um den so geschmückten Halmbüschel herum gruppiren, die Fruchtähren anfassen, Hüte und Mützen abnehmen, und dabei dreimal nach einander die Böte sprechen: Frw Gue, hahlet ju Fauer dût Jar upp em Wagen, dat andre Jar upp der Gahre! — D. i. Frau Gaue [17]) holet euer Fuder dies Jahr auf dem Wagen, das andere Jahr auf der Karre. Dies ist bis auf die einzelen Zeremonien, denn die unschuldige Feierlichkeit wird gemeiniglich mit einem ländlichen Tanz um den geweihten Halmbüschel beschlossen, eine heidnisch-vorweltliche Böte- oder Benedictions-Feierlichkeit, wobei man sich nur über die ungemeine Genügsamkeit der Leute verwundern möchte, da sie sich allein darauf beschränken, Frau Gaue möchte ihnen nur dies Jahr eine reiche Ernte schenken, das nächste Jahr wollten sie ihr einen reicheren Antheil auf den Feldern zurück lassen, und sich mit einem Karren begnügen. Aber dieselbe Böte kam alle Jahre wieder, und — so war Frau Gaue listig geprellt! — (Solche Fündlein wurden im Götter-Dienst nicht für unrecht gehalten. Machten's doch die Götter selbst oft nicht besser!) Da sich diese, wie viele ähnliche, offenbar aus dem Heidenthum abstammende Böte-Gebräuche bis zu dieser Stunde, wenn auch in anderer Form und Bedeutung, im Vaterland erhalten haben, so denke man, wie es wol darin ausgesehen haben mag, als das Christenthum zuerst bei den

10) Pusten heißt noch jetzt im Niedersächsischen so viel als blasen. Adelung's gr. Wörterb. unter Püster. Es komt in den ältern Hexenprozessen besonders oft vor. Auch in Preußen und Lithauen ist das Wort noch gebräuchlich, in J. G. Bock's preußischem Wörterbuch sucht man's jedoch vergebens. 11) vgl. Adelung's gr. Wörterb. Engling. 12) Stettler's Annal. Helvet. oder Nüdländische Chronik. 13) Vgl. Dämonomagie Th. I. S. 81—83. 14) Vgl. *And. Apelbomii* Oratio de Stratagematibus, habita Upsaliae 1639., in den Noten pag. 84. 85. 15) Hist. Dan. Lib. I. p. m. 17.

16) *Wallin* in s. drei Dissertt. de gladio magico Gustavi Adolphi, welche in den Jahren 1728 u. 1729 zu Upsal herausgekommen, und 1746 zu Leipzig nachgedruckt worden sind, leitet alle diese Künste ursprünglich aus Asien ab. Nämlich Odin soll sie von da nach Scandinavien gebracht haben. Dies läßt sich nun freilich so wenig als die ganze Annahme, worauf es sich gründet, historisch beweisen. Das aber ist gewiß, daß der Glaube an Segensprecherei und Maledictionen mit allen seinen hier berührten Spielarten, wie sie im tiefsten Norden verbreitet waren, von den allerältesten Zeiten an allgemein im Orient herrschte, von wo aus überhaupt die Zauberei als Kunst zuerst nach Europa, und namentlich nach Griechenland gebracht worden ist, wie Tiedemann und Wachsmuth neuerdings gezeigt haben. Vgl. Zauber-Bibliothek Th. II. Abh. 1. 17) Synonym mit Goja oder Hertha, Mutter der Erde, vgl. OL. Rudbecks Atlantica Th. II. K. 6., das vom Dienst oder den besondern religiösen Zeremonien handelt, womit diese Göttin verehrt wurde. Über denselben Gegenstand gelehrte Untersuchungen auch in Westphal's Monument. inedit. rerum Megapol. et Cimbr. Tom. IV. Praef. §. XXIX f.

Digitized by Google

germanischen Völkerstämmen verbreitet wurde. Der wüsteste Aberglaube dieser Art herrschte darin.

Aber wohlthätig äußerten sich auch in Teutschland in dieser Beziehung die Wirkungen des Christenthums. Namentlich waren Bonifacius und Karl's Bemühungen auch auf die Bekämpfung des heidnischen Aberglaubens vom Böte-Segensprechen- und Loosungswesen gerichtet, wie man aus des Ersten Briefe und des Letzten Verordnungen ersieht, so schwer es auch hielt, diese Gattung von Wahnglauben bei den Sachsen auszurotten [18]). — Wie in Sachsen, so wurde derselbe Aberglaube auch bei den übrigen germanischen Völkerstämmen durchs Christenthum bekämpft [19]). Ausgerottet konte indeß, wie schon bemerkt, der Böte-Aberglauben nie gänzlich werden, er erneuerte sich vielmehr unter veränderten (christlichen) Formen und nach der Mönchs-Ascetik der spätern Jahrhunderte gemodelt und modificirt. So wurden z. B., auf Pergament geschrieben und mit allerhand frommen Bildern und Charakteren versehen, die sogenanten Segen, oder Böte-Formeln auch als Talismane gebraucht, welche man, gemeiniglich auf dem bloßen Leibe, bei sich trug, um sich vor Bezauberungen zu verwahren, sich des besonderen Schutzes Gottes, Christi, der heil. Jungfrau, oder eines Heiligen zu versichern u. s. f. Um die Sache zu veranschaulichen, möge hier ein solcher Segen eines altteutschen Ritters aus dem 13. Jahrhundert [20]) stehen.

Min fridefchilt.

Daz heilige himel-chint
Daz ſi hivt min

Fridefchillt.

Diez heilig himel-chint lat mih hivt uffan
In deſ Nam wil ih hivt uf gan
Vnd wil mih hivt gurten
Mit deſ heiligen Gotſ worten
Daz mir allez daz holt ſi
Daz in dem himel ſo
Dev ſunne vnd der mane
Vnde der tageſtern ſzane
Minſ gewvteſ din ih hivt balt
Hivt ſpring ih, Herre, in diner gewalt.

Sant Marien
liehemede

Daz ſi hivt min

fridhemete.

Aller miner vlende gewaffen
Dev ligen hivt vnde ſlaffen
Vnd ſin hivt alſo pulweſſe (mürbe)
Alſ were miner vrowen ſant Marien vahſe
Do ſi den heiligen Chriſtum gebere
Vnd doch ain rainiv mait were.
Min havpt ſi mir hivt ſtelin
Dahainer ſtaht waffen ſnide darin
Min ſwert ain wil ih von den ſegen ſcalden
Daz ſnid vnd bizze allez, daz ih eſ haize
Von minen handen
Vnd von niemen andern.
Der heilig himel trvt
Der ſi hivt min halſperch gvt. Amen.

Wir könten, aus etwas neuern Zeiten noch mehre dergleichen Segen mittheilen, namentlich gegen Feuersgefahr, Wassernoth ꝛc., aber diese Eine Probe ist hinlänglich, das Gesagte historisch klar zu machen. Andere sind unsern Lesern ohne Zweifel aus dem Romanusbüchlein [21]) bekant. (Was hier S. 204 f. vorkomt, sind keine Beschwörungen, sondern rechte eigentliche Besprechungen, Segen, Benedictiones.) Auch das bei den Minnesängern so oft vorkommende: Du biſt mein Morgenſegen, bezieht sich ohne einigen Zweifel größtentheils auf dergleichen talismanische Segen, und ist nicht, wie wir's nun nehmen, ascetisch zu verstehen, du bist mein Gebet, meine fromme Betrachtung am Morgen. — Aber wir müssen abbrechen, um für die neuere und neueste Zeit noch Raum zu einigen Bemerkungen zu behalten.

So tief ist der Böte-Glaube eingewurzelt, daß er bis zu diesem Tage noch nichts weniger, als ausgerottet ist. Es dürfte in manchen Gegenden wol wenig Orte geben, wo sich nicht eine sogenante Segensprecherin oder Böte-Frau befindet, die sich bei dem aberglaubischen Landmann durch ihr elendes Pustus, Pustus, Pustus! oft mehr Vertrauen erwirbt, als es dem geschicktesten Arzt durch alle seine Kunst und Wissenschaft gelingt. So ist's in protestantischen und katholischen Ländern, und in diesen komt noch hie und da der Aberglaube mit den gesegneten sogenanten St. Niklasbrödchen, Lukasbeden, Benedictuspfennigen u. dgl. hinzu. Allerhand Segen, besonders gegen Bezauberungen, wurden in der Hexenprozeß-Periode auch als Amulete getragen [22]). Folgendes ist der Segen des sogenanten dreifachen heiligen Kreuzes, wie er in einem noch in den siebeniger Jahren gedruckten Buche steht, wo er als wirksames Amulet empfohlen wird, und woraus ich ihn buchstäblich hier mittheile. „Ich N. N. umkreise mich heute und alle Tage meines Lebens auf der Erden der irdischen und elementischen Kreaturen mit diesem dreifachen Kreise durch die Namen Gottes Jehovah Sabaoth, El, Eloha, Ben Jesus, Eloha Aph, Jod, Machiah-Jehovah, Jehova Jeschuah, Jehovah Schaddai, Jehovah Nezachim, mallou Jehovah, Fleo, Eleo, Eleo, Jehovah Elelion, Jehovah Happarez Nola Melech Gadola Chachaurez, Jehovah Elohim Gibbor, Melech Jehovah Leolam, Jehovah Hagio-Hagio-Hagiobaton, Jehovah ascher kadosch veol kedoschim, Jehovah Elohim Emeth, hu Elohim Cheum mikizpath vekol haarez. Amen." Nachbarin, euer Fläschchen! möchte man da auch mit Goethe's Gretchen im Faust ausrufen. Das Lustigste ist, daß in diesem hochkräftigen Segen kaum ein Wort dem Hebräischen richtig nachgebildet ist, aber es ist bei Besprechungen wie überhaupt in der Theurgie, eine bekante Regel — je barbarischer die Worte sind und lauten, desto besser wirken sie!!! Für ungemein wirksam wurde in der Hexenprozeßperiode gegen den Teufel und dessen Verbündete, die Hexen und Zauberer, auch der Segen des

18) Vgl. Sermo de Baptism. Concil. Leptin. a. 743. Capitul. Carol. M.-L. I. *Baluz.* T. II. *Bonif.* Epp. (ed. Wurdtw.) Ep. 73. vgl. *Fabric.* lux evangel. C. XIX. Es verdient hiebei bemerkt zu werden, daß das Böteweſen schon hier unter dem Namen von *Benedictiones* gerügt und verboten wird. 19) Vgl. Sterzinger Zustand der baier. Kirche unter Theodo. II., in d. Abh. d. baier. Akad. d. Wiſſ. Bd. X. S. 150 f. 20) Vgl. Jen. A. L. Z. Jahrg. 1810. Nr. 110.

21) Görres teutſche Volksbücher Nr. 34. 22) Vgl. Gokel Lib. c. und Dr. Paulini heylſame — Dreck-Apothek a. m. Orten.

(2) Where the arbitrator is appointed by the Court, the Court may, on the application of any party, remove him for misconduct or for failure to use all reasonable dispatch in entering on and proceeding with the reference and making an award.

(3) Where the arbitrator is removed under sub-paragraph (2), or where he refuses to act or is incapable of acting or dies, the Court may appoint a new arbitrator in his place.

(4) Where the arbitrator is appointed by the Court, the Court may, on the application of any party, set aside any award made by him after his removal under sub-paragraph (2) or after the Court has otherwise revoked his authority.

Interim awards.

9. Unless a contrary intention is expressed in the arbitration agreement, the arbitrator or umpire may make interim awards and may direct that any sum awarded be paid forthwith or on a day subsequent to the date of the award.

Costs.

10. (1) Unless a contrary intention is expressed in the arbitration agreement, the costs of the reference and award shall be in the discretion of the arbitrator or umpire, who may direct to and by whom and in what manner those costs or any part thereof shall be paid, and may tax or settle the amount of costs to be so paid or any part thereof, and may award costs to be paid as between solicitor and client.

(2) The High Court may, notwithstanding anything in this paragraph, review any award as to costs.

(3) Where the arbitrator or umpire has misconducted himself in relation to the costs of the reference or award, the Court may remove him.

(4) Where an award is remitted, the Court may direct that the costs of the original reference and award shall be costs in the reference.

Power to correct clerical mistakes.

11. The arbitrator or umpire may correct any clerical mistake or error arising from any accidental slip or omission in an award.

Power to state award in the form of a special case.

12. (1) The arbitrator or umpire may, at any stage of the proceedings, and shall, if so directed by the Court, state his award or any question of law arising in the course of the reference in the form of a special case for the opinion of the Court.

(2) The Court may direct a special case to be stated as aforesaid.

Power to remit award.

13. (1) Where an award is remitted, the arbitrator or umpire shall, unless the award otherwise directs, give his award concerning the matters remitted within three months after the date of the remission or such further time as the Court may allow.

(2) An award on matters remitted may be made in like manner and shall have effect in all respects as an award not remitted.

Power to enforce award.

14. (1) An award may be enforced in the same manner as a decree of the Court.

(2) Judgment may be entered in terms of the award.

(3) Where leave is given under sub-paragraph (1), or judgment is entered under sub-paragraph (2), costs may be awarded at the discretion of the Court.

Power to set aside award.

15. (1) An award may be set aside by the Court on the ground of misconduct of the arbitrator or umpire or that the award has been improperly procured or that there is an error on the face of the award.

(2) Where an award is set aside, the Court may order that all or any of the arbitration agreements shall cease to have effect with respect to the dispute referred.

Power to pronounce judgment according to award.

16. Where the Court has made an order under paragraph 15 setting aside an award, it may, in any case where it is satisfied that the award is final and binding, pronounce judgment according to the award.

Power to remove arbitrator.

17. (1) The Court may remove an arbitrator or umpire who has misconducted himself or the proceedings.

(2) Where an arbitrator or umpire has been removed under sub-paragraph (1), the Court may order that all or any of the arbitration agreements shall cease to have effect with respect to the dispute referred.

Power to appoint arbitrator where parties differ.

18. Where the parties to an arbitration agreement are at variance as to the appointment of an arbitrator to be appointed by them, the Court may appoint an arbitrator who shall have the like powers to act in the reference and make an award as if he had been appointed by consent of all the parties.

Power to appoint arbitrator where reference is to three arbitrators.

19. Where a reference is to three arbitrators, each party shall appoint one arbitrator, and the two arbitrators so appointed shall appoint a third arbitrator before entering on the reference, and the third arbitrator shall be chairman of the arbitration tribunal.

Power to appoint arbitrator or umpire in certain circumstances.

20. Where two arbitrators appointed under paragraph 19 do not agree or where an arbitrator or umpire appointed under this paragraph dies, the Court may appoint an arbitrator or umpire who shall have the like powers to act in the reference and make an award as if he had been appointed by consent of all the parties.

Power to appoint umpire instead of arbitrators.

21. Where a reference is to two arbitrators, they may appoint an umpire at any time within the period during which they have power to make an award.

Power to appoint arbitrator or umpire where neither party appoints.

22. Where a reference is to two arbitrators and one of the parties fails to appoint an arbitrator, either before or after the other party has appointed his arbitrator, the latter may appoint his arbitrator as sole arbitrator whose award shall be binding on both parties as if he had been appointed by consent.

Power to appoint arbitrator or umpire where parties appoint different persons.

23. Where a reference is to two arbitrators and each party appoints a different person as arbitrator, each party shall be deemed to have appointed his arbitrator as sole arbitrator.

Power to appoint arbitrator or umpire where arbitrator appointed by name.

24. Where a reference is to two arbitrators and one of them is appointed by name, the other shall be deemed to have been appointed as sole arbitrator.

Power to appoint arbitrator or umpire where arbitrator appointed by office.

25. Where a reference is to two arbitrators and one of them is appointed by the holder of an office, the other shall be deemed to have been appointed as sole arbitrator.

Power to appoint arbitrator or umpire where arbitrator appointed by name or office.

26. Where a reference is to two arbitrators and one of them is appointed by name and the other by the holder of an office, the latter shall be deemed to have been appointed as sole arbitrator.

Power to appoint arbitrator or umpire where arbitrator appointed by name or office.

27. Where a reference is to two arbitrators and one of them is appointed by name or by the holder of an office, the other shall be deemed to have been appointed as sole arbitrator.

Power to appoint arbitrator or umpire where arbitrator appointed by name or office.

28. Where a reference is to two arbitrators and one of them is appointed by name or by the holder of an office, the other shall be deemed to have been appointed as sole arbitrator.

Power to appoint arbitrator or umpire where arbitrator appointed by name or office.

29. Where a reference is to two arbitrators and one of them is appointed by name or by the holder of an office, the other shall be deemed to have been appointed as sole arbitrator.

Power to appoint arbitrator or umpire where arbitrator appointed by name or office.

30. Where a reference is to two arbitrators and one of them is appointed by name or by the holder of an office, the other shall be deemed to have been appointed as sole arbitrator.

See gewonnen, gefischt in den meisten Strömen und den Seen Jalpuch und Kagul. Die Häfen Akkiermans und Kili befördern den Absatz der rohen Produkte. Von Manufaktur- und Fabrikanlagen haben sich dagegen nur die Lederfabr. (Schagrin in Ismail), Gerbereien, Talgsiedereien und Lichtzieher erhalten. — Sehr bedeutend sind die der Regirung zukommenden Gefälle; sie bestehen in dem Ertrage des Brantweinverkaufs in den Städten und Festungen, — der Fischerei, in den der Krone gehörigen Seen, — des Salzverkaufs, — des aus den Kronstepppen verkauften Rindviehs und der Pferde, (10 Pari das Rind und Pferd, 4 P. das Schaf) — ferner aus den, unter dem Namen Bira von jeder Familie zu zahlenden Steuern, aus den, als Badra Rita von jedem Weinberge, als Goschtin von jeder Schäferei und Zehnten von jedem Bienengarten zu zahlenden Abgabe — und betragen zusammen über 3 Mill. Piaster. Bessarabien wird noch von einer interimistischen Regirungskommission verwaltet, die ihren Sitz in der kleinen Stadt Kischenow hat, und theilt sich, wie erwähnt, a) in den von der Moldau abgerissenen Theil, und b) in das eigentliche Bessarabien. Ersterer ist in 7 Kreise (Sinuts) nämlich Chotim, Soroki, Orgheisk, Faleschtsk, Chotornitschansk, Kodrsik und Gretschansk, letzteres in den Bender-Kauscharskischen und Ismail-Tomarowskischen Kreis getheilt†). (*v. Wichmann.*)

BESSARION. Unter den ausgezeichneten Männern in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. wird der Kardinal Bessarion von den Stimmführern der verschiedensten Parteien mit so williger Anerkennung seiner Verdienste als Gelehrter und als Mensch gerühmt, daß es schon darum lohnt, diesen Mann genauer kennen zu lernen, besonders da seine hinterlassenen Schriften die günstige Meinung seiner Zeitgenossen nicht völlig zu rechtfertigen scheinen. Eine so allgemeine Hervorhebung beruht aber sicher auf keiner allgemeinen Täuschung. Bedenkt man die Zeit und die Umstände unter denen er auftrat, so wird man geneigt, ihm eine richtige Einsicht in die Bedürfnisse derselben und eine sittliche Würde und Überlegenheit zuzutrauen, die sich leichter als viele andre Eigenschaften, Einfluß und Ansehn in ihr erwirbt, und wenn man ein ganzes solches Leben übersieht, dazu beiträgt, die Periode besser zu verstehen, der er angehörte. Zugleich kann B. als der letzte bedeutendere Grieche vor dem gänzlichen Verfalle seines Volks angesehen werden, der durch das, was er war, bewies, was man sich von seinen Stamgenossen wieder versprechen dürfe, wenn günstigere Umstände ihnen Gelegenheit gäben, ihre Kräfte zu entwikkeln. —

B. war nach Aloysius Bandini, der sein Leben beschrieben hat[1]), im J. 1395 zu Trapezunt geboren, dessen Ruhm er selbst in einer eignen noch ungedruckten griechischen Lobschrift verkündigt hat, die sich im Cod. graec. DXXXIII. der Markusbibliothek zu Venedig findet[2]). Daß er das Kind armer Ältern war, sagt Michael Apostolius in seiner Leichenrede auf ihn ausdrücklich[3]). Nur griechische Ruhmredigkeit konte durch eine ihm angelogene Verwandtschaft mit den Komnenen, ihn höher zu ehren glauben[4]), doch auch Niceron scheint gemeint zu haben, für einen so vornehmen Kardinal schikke sich nur vornehme Abkunft[5]). Vor dem Eintritt in den Orden der Basilianer hieß er vielleicht Johannes, was Stephan Borgia mit fast verschwendeter Gelehrsamkeit zu erweisen gesucht hat; nach der gemeinen Annahme Basilius. Die Nachrichten über seine Jugend, welche in die unruhigsten Zeiten der Raubzüge des Bajazeth und Tamerlan fällt, sind so dürftig, daß Genaueres nicht erwartet werden darf. Um 1410 ging er nach Konstantinopel, das damals unter Johann II. Paläologus Regirung noch immer wegen der Überreste früherer Bildungsanstalten, als eine hohe Schule des Wissens angesehen wurde. Was die Griechen jener Zeit zu geben im Stande waren, komt uns freilich dürftig genug vor, doch schätzte er die damals eben frisch erregte Neigung für alles Griechische so hoch, daß Aurispa, Franz Philelphus und selbst Guarino von Verona, Männer, die den berühmtesten Griechen an Geist und Talent weit überlegen waren, weder die Mühen noch den Aufwand einer Reise nach Konstantinopel oder Morea scheuten, um an Ort und Stelle den Unterricht eines Joh. oder Manuel Chrysoloras, eines Chrysokokkes oder Gemistus Plethon zu erlangen. Mit Franz Philelphus gemeinschaftlich besuchte B. die Vorlesungen des Chrysokokkes, wie ein Brief Philelphus aus späterer Zeit erweist. So unbedeutend diese Umstände scheinen, so sind sie doch nicht ohne Einfluß auf das Schicksal der unglücklichen Griechen gewesen, die später Italien als eine Freistätte aufsuchten. Während durch religiöse Begriffe und Nationalstolz sich die Mehrzahl von ihnen entfremdet fühlen mochte, waren gerade die geistreichsten Männer, durch frühere Bekantschaft mit ihrer Sitte ihnen nicht ganz abhold, und trugen dadurch mit bei, daß ihr Loos in Italien nicht so ungünstig war, als in Frankreich, wo die graeculi esurientes bekantlich unfreundliche Aufnahme fanden. Man konte Leute, in deren Mitte die bewundertsten Männer des Volks geistige Schätze gesucht hatten, nicht für so ganz entblößt von allen geistigen Mitteln halten, als sie wirklich größtentheils waren. — Durch den Erzbischof von Dorion, Dositheus, und durch den B. von Selybria ward Bessarion, wenn man dem Miniati trauen darf, dessen Versicherungen freilich gerechtes Bedenken er-

†) J. J. Sulzer's Gesch. des transalpinischen Daciens. Wien 1781. 3 Bde. gr. 8. m. Kpf. *P. Sumarakow's* Putescheswie w Krima i Bessarabii. Moskau 1800. 8.; teutsch von J. Richter. Leipzig 1802. 12. Topogr. histor. Beschreibung der beiden Fürstenth. Moldau und Wallachei. Wien 1810. 8. Sein Otetschestw. 1815. No. 14. 16 18. — 1816. No. 36. 38. 39. Wolfs Beitr. zur statist.-geogr. Beschreibung des Fürstenthums Moldau. Hermannstadt 1805. 2 Bde. 8. Beitr. z. ur. Länderk. v. Gr. Karatjay. Kantemir. Raicowich.

1) De vita et rebus gestis Bessarionis Cardinalis Nicaeni Commentarius. Romae 1777. 4. 2) Man vergl. Iriarte p. 288. Zwar sind lange Stellen daraus in *Miniati* glorie caduta dell' antichissima et augustissima famiglia Comneno. (Venez. 1663. Fol.) I, S. 66. in italiänischer Übersezung aufgenommen; doch verdiente der größte Theil davon die Bekantmachung in der Originalsprache, weil es einige weniger bekante Thatsachen enthält und selbst zur kritischen Vergleichung der Stellen des Strabo zu brauchen wäre, aus denen es, nach damaliger Art, mußivisch zusammengesezt ist. 3) Edit. Fullebornii. Lips. 1793. 8. p. 23. §. 14. 4) M. s. *Miniati* I, 97. 5) *Niceron* Mémoires XXI, p. 128.

Digitized by Google

regen, für den geistlichen Stand gewonnen, so daß er am 20. Jan. 1423 in den Orden des h. Basilius trat, zu dem er am 20. Juli die strengeren Gelübde ablegte. Doch schon gegen den Schluß des Jahres ging er nach dem Peloponnes ab, wo damals Gemistus Plethо, — man weiß nicht bestimt auf welchem Platze, — eine weitberühmte Lehranstalt für alle Fächer hatte. Nach Capranica's Versicherung trieb B. in jener Zeit so eifrig Mathematik, d. h. schrieb so eifrig des Joh. Philoponos Kommentar zum Ptolemäus ab, daß er sich eine Kränklichkeit zuzog, die ihn so lange er lebte nicht wieder verließ. (In spätern Jahren wird erwähnt, daß er oft am Steine litt.) Den Namen Bessarion, den er im Kloster angenommen hatte, entlehnte er von einem ägyptischen Einsiedler, dessen ziemlich einfältige Legende er mit großer Salbung aufgeschrieben [6]). Der Name selbst war in der griechischen Kirche nicht ganz ungewöhnlich. Ein Hieromonachus Bessarion, Zeitgenosse des unsern, zu Neapel, hat Jamben auf die K. Theodora Palälogana hinterlassen, die schon Hodn, de graecis illustribus p. 123. unserm Bessarion absprach, die aber Anlaß zu erneutem Irrthum gegeben haben. Nachrichten über den Gang seiner Studien und seiner Bildung würden uns dankenswerther vorkommen; doch muß man sich nicht wundern, daß in einer Zeit, wo der Andrang barbarischer Türkenhorden fortwährend zunahm, in den Klostermauern nichts Werth zu haben schien, als was auf die Anbetung des Allmächtigen Bezug hatte, von dem man in abergläubischer Unthätigkeit eine wunderthätige Hilfe erwartete, die man längst in der eignen Einsicht und Kraft zu suchen verlernt hatte. Doch weder Umgänge, noch Psalmen halfen länger dem überall bedrängten Reiche, das beinah auf Konstantinopels Umfang beschränkt war. Der Kaiser sah keine andre Rettung für seine Krone, als indem er sich zu dem verhaßtesten Mittel, nach damaligen griechischen Begriffen, zu einem Gesuch um Hilfe des Abendlandes entschloß. Eine Vereinigung der seit Photius zerspaltenen Kirchen, die durch das Concilium, das anfänglich nach Bologna ausgeschrieben war, am schnellsten möglich schien, sollte den Papst und die westlichen Fürsten dazu geneigt machen. Bessarion, der durch seine geistlichen Vorträge und Homilien unterdes die Aufmerksamkeit erregt, durch seine Versuche die unter sich eben so uneinigen, als nach außen bedrängten Paläologen und Komnenen des Peloponneses und Konstantinopels in gutem Vernehmen zu erhalten, wenn Miniati zu glauben ist, in der Fürsten Gunst gestiegen war, mag diesen Gedanken sorglich gepflegt haben. Rasch war er [7]) durch die Kirchenämter hindurch gegangen und 1437 schon, οὐκ οἶδ' ὅτε, wie er dort selbst sich ausdrückt, zum Erzbischof von Nicäa erhoben worden. (Der Beiname Nicánus oder Kardinal Nicánus blieb ihm dadurch für sein Leben.) Auf ihn fiel daher auch begreiflich die Wahl, den Kaiser mit vielen ausgezeichneten und vornehmen Theologen zum Concilium zu begleiten, um so mehr, da man sich von seiner milden Beredsamkeit einen Einfluß auf den Gang der Dinge versprach, den der Fürsten äußere Lage nicht zu hoffen berechtigte. Denn so dürftig war der Kaiser, daß Kirchengeräthe eingeschmolzen und heimlich bei Seite gebracht werden mußten [8]), um nur einiges zu haben, womit man in Italien prunken konte, und Altardecken ihrer Steine beraubt wurden, um das Reitzeug der kaiserlichen Zelter damit aufzuputzen. Die Kosten der Überfahrt und der Besatzung von Konstantinopel, während der Dauer der Kirchenversamlung, hatte der Papst übernommen, der sich durch die Bewirthung dieser dürftigen Gäste aber in so böse Verlegenheiten gebracht sah, daß er die päpstliche Mitra und den Flecken Borgo S. Sepolcro an die Florentiner zu versetzen gezwungen war. Von Ferrara, wohin das Concilium bekantlich am 6. Oktobr. 1438 zusammengekommen war, vertrieb es, nach der 16. Sitzung, die Pest nach Florenz (1439), das der statskluge Gesandte Lorenzo Medicis und Ambrosio Traversari vorgeschlagen hatten. Schon in den ersten Zusammenkünften hatte B., stets die dringende Gefahr seines Vaterlandes im Auge, zur Sühne geredet, die freilich nur dann erlangt werden konte, wenn alles Dogmatische unberührt geblieben wäre. Die Stellung der Theile, die sich vertragen sollten, war äußerlich zu ungleich, als daß ohne Nachgiebigkeit, die wie Unterwerfung aussah, ein Zusammenfinden möglich war. Als Haupthinderniß stand aber die dogmatische Gelehrsamkeit der griechischen Theologen entgegen, unter denen Gemistus Plethо, Theodor Gaza, zwar vorzügliche Aufmerksamkeit verdient hätten; aber gemäßigt in ihren Ansichten stimten sie mit Bessarion, der am Erzbischof von Ephesus, Eugenius, seinen heftigsten Gegner fand. Der Streit über die Ausgehung des heiligen Geistes und ob in Bezug auf sie das Filioque im apostolischen Glaubensbekentnisse anerkant werden dürfe, wurde bald der Hauptgegenstand der Untersuchung. Hatten auch die Gründe der griechischen Bischöfe, daß der Zusatz Filioque nur eine Neuerung sey, die nach wiederholtem Widerspruche erst durch die Annahme der westgothischen Bischöfe auf der Synode zu Toledo 589 Ansehen erlangt habe, sehr vieles für sich, so mußte man doch den eitlen Starrsinn beklagen, der bald allen religiösen Geist aus diesen Versamlungen verbante, und darüber die wichtigsten Interessen des Vaterlandes aufopferte. Kurz die Geschichte früherer Kirchenversamlungen wiederholte sich, wie es die Leidenschaftlichkeit der Zeit erwarten ließ, und B's. gelehrter Beweis, daß die Worte, vom Vater durch den Sohn, welche die griechische Kirche aufgenommen hat, eben soviel sagten, als vom Vater und Sohne, half eben so wenig, als seine wiederholten Vorstellungen, Maß zu halten im Streite. Eugenius leidenschaftliche Hitze trug wol viel dazu bei, daß B. sich so entschieden und rasch für die römische Kirche erklärte. Er selbst hat sein Benehmen in einem Br. an Alexius Lascaris Philanthropinus, damals Präfekten von Patrá, gerechtfertigt, der aber eben so wenig genügen wird, als alle unter ähnlichen Umständen geschriebene [9]). B's. Verfahren ist von

6) Von der Hand des nachmaligen Kardinals findet man sie griechisch im Cod. Barber. gr. 245. und Cod. gr. D. Marci No. 533. und, vortreflich von Peretto ins Lateinische übersetzt, im Cod. lat. D. Marci 133. 7) M. s. seine eigene Angabe in dem Cod. gr. D. Marci N. 14. zu vergleichen mit *Jac. Morelli* Bibl. MS. p. 29.

8) M. s. *Sguropuli* Hist. Conc. Flor. p. 56. 9) In beiden Sprachen unter dem Titel Antidotus abgedruckt, in *Arcudii* opp. theolog. A. 1649.

Digitized by Google

seinen Zeitgenossen sehr heftig angefochten worden, und kann man ihn auch nicht von aller eigennützigen Berechnung frei sprechen (der Papst versprach ihm 600 Dukaten jährlicher Einkünfte, wenn er in Rom blieb, die Hälfte, wenn er nach Griechenland zurückkehre), so wird man doch bald begreifen, wie ein Mann, der die Zeit und die Menschen richtig beurtheilte, dahin kam, daß er sein Schicksal von den Bethörten trennte, denen um Religiosität eben so wenig zu thun war, als um die Erhaltung des Vaterlandes; und daß er ganz zu einer Kirchengemeinschaft sich wandte, in deren Mitte er das wiederfand, was das Element seines Lebens war: entschiedene Thätigkeit für einen bewußten Zweck und Eifer für gelehrte Studien, neben einer weiten Aussicht für seinen Ehrgeiz. Dann mochte er sich auch wol sagen, daß er seinen Landsleuten, deren endliches Schicksal man voraussagen konte, in der neuen Verbindung nützlicher seyn würde, als bei der Ausdauer in ihrer Mitte, ohne Kraft ein Schicksal abzuwenden, daß man in störriger Verblendung rascher herbeiführte. Diese Meinung theilten später selbst seine Glaubensgenossen[10]). Sein Beispiel wirkte auf die versammelte griechische Geistlichkeit. Schon war der Patriarch Joseph von Konstantinopel als römisch-katholischer Christ gestorben; wie dieser erkante Bess. und alle Andere, mit Ausnahme des Erzbischofs von Ephesus, des Papstes Hoheit an, und so kam die scheinbare Vereinigung der beiden Kirchen zu Stande, deren Akten bei feierlichem Hochamte am 27. August 1439 im Dome zu Florenz verlesen wurden. In fast allen Punkten war die römische Meinung durchgegangen, und kein Wunder war es daher, daß nach Johann Paläolog's Tode im J. 1450 das griechische Volk und die Geistlichkeit, die keinen Gewinn ihrer Nachgiebigkeit eintreffen sahen, die Beschlüsse durchaus für nichtig erklärten. B. war zwar nach dem Concilium nach Griechenland, bestimt nach Candia, zurückgekehrt, aber die schmeichelnde Gleisnerei, die der scharfsichtige Mann dort erfuhr[11]), mochte ihm den Aufenthalt unter seinem Volke verleiden, daher er schnell nach Italien zurückkehrte, wohin ihn außerdem ehrenvolle Auszeichnungen riefen. Denn in dem Consistorium, das Eugen IV. gegen den Schluß des J. 1439 hielt, war Bess. mit dem Erzbischof von Moskwa, Isidorus, und 15 andern Prälaten zugleich in das Kardinalkollegium mit dem Titel als Presbyter-Kardinal der Kirche der 12 Apostel zu Rom aufgenommen worden. Wahrscheinlich fand er auf der Reise nach Rom, in Apulien, im Kloster des h. Nikolaus zu Casoli, das kleine Gedicht des Koluthus auf den Raub der Helena und den Quintus Smyrnäus, und empfahl sich so den Freunden seiner Muttersprache unter seinen neuen Mitbürgern, durch einen Beitrag zu der Literatur, die damals so leidenschaftlich geschätzt wurde[12]). Nach Papadopulo's Versicherung, die nur eine innere Wahrscheinlichkeit hat, brachte B. nach Empfange des Purpurhutes einige Zeit in Padua zu, um lateinisch zu erlernen. Sicher sah er sich, mag auch diese Nachricht auf sich beruhen, von nun an als Vermittler zweier Nationen an, deren Näherung er so ernstlich erstrebt hatte, und er glaubte die Ansprüche auf Theilnahme am Schicksale seiner früheren Mitbürger am zuverlässigsten zu rechtfertigen, wenn er gewissenhaft alles zusammentrug, was den Enthusiasmus der Gelehrten für Griechenland erregte, und die Wissenschaften pflegte, die den Thaten seines denkwürdigen Volkes einen so dauernden und wohlthuenden Glanz verliehen haben. So entstand seine Bibliothek, die allem Anscheine nach, durchaus nur in Italien, nicht in Griechenland, zusammen gebracht worden ist, und so wurde sein Haus zu Rom der Vereinigungspunkt der ausgezeichnetesten Männer seiner Zeit, aus beiden Nationen, die sonst nach der Zunftweise der damaligen Gelehrten, beinahe fortwährend in bitterem Streite mit einander lagen. Es setzt ein geselliges Talent und eine Überlegenheit wahrer Bildung voraus, die nicht blos durch Gelehrsamkeit erlangt werden konte, daß er Männer, wie Flavio Biondo, Philelphus, Poggio, Lorenz Valla, Campano, Perotto, Dom: Calderino, Platina, Valerius von Viterbo, Almadiano, Giov. Gatti, Theod. Gaza, Andronicus Callischi, Argiropulos, Michael Apostolius um sich vereinigte, die ihn nach klassischer Weise bei seinen Ausgängen begleiteten, und in ihren vielen hinterlassenen Schriften mit anerkennender Verehrung von ihm sprechen, so abweichend sicher auch der Einzelen Meinungen von den seinigen waren. Dies Verdienst um die humanere Geselligkeit hat gewiß am meisten beigetragen, B's Namen zu verherrlichen, der so praktisch Platon's Geist wieder erweckte. Die Anerkennung der Vortreflichkeit der griechischen Literatur, deren Umfang B. genauer zu beurtheilen im Stande war, als die Genanten, mag der Mittelpunkt ihrer Berührung gewesen seyn; und der Eifer der Italiäner, welche die griechischen Klassiker damals im Ganzen höher schätzten, als die Neugriechen selbst sie würdigten, seinen eigenen Eifer erregt und erwärmt haben. Vorzüglich benutzte er seinen Einfluß auf die basilianischen Klöster, deren Aufsicht ihm 1446 förmlich übergeben wurde, die griechische Sprache in Italien lebend und die Hilfsmittel des Sprachstudiums zu erhalten. Er schien zu glauben, daß sich durch Abschriften, die er aufgab, Kentnisse, wenn auch nur auf mechanischem Wege, fortpflanzen würden; daher findet man hie und da Nachrichten, daß er Chorbücher und Klassiker lieh, um zum Theil sehr prächtige Kopieen davon anfertigen zu lassen[13]). Namentlich wußte er in Sicilien, das dem klassischen Studium neuerdings fast gar keine Hilfsmittel geboten hat, noch manche Handschriften aufzufinden, und den Eifer für griechisches Sprachstudium, besonders im Kloster S. Salvatore bei Messina seit 1456 so aufzure-

10) *Mart. Crusii* Turco-Graecia p. 6. 11) Epistola dogmatica scritta a Cirillo Lucari, Pseudo-Patriarca Costpolit. da J. Diodato Solera Apostiniano, Patrizio Cretense. Napoli 1634. 4. 12) Das Kloster selbst, das Basilianer inne gehabt hatten, ging wie Hydrus, in dessen Nähe es lag, mit seinem ganzen reichen Bücherschatze, den der Abt Nicetas dort im 14. Jahrh. zusammengebracht hatte, (Rodotà dell' orig. progress. e stato presente del rito greco in Italia II, 120.) durch einen Sturm der Türken im J. 1480 zu Grunde. 13) M. s. *F. Flaminio* da Parma Memorie dei Conventi dei Francescani della prov. di Bologna T. II. p. 72. und die Nachweisungen, die sich in mehren Handschriften der Markusbibl. eingeschrieben finden, z. B. im Cod. gr. LX. etc.

Digitized by Google

gen, daß dieses durch berühmte Lehrer zu den besuchtesten Bildungsanstalten Italiens gehörte. So wurde B. der Pfleger der griechischen Sprache und der Griechen, doch mit einer Umsicht, die alle Vorurtheile seiner neuen Landsleute schonte, wie man sich schon aus der Mehrzahl der Italiäner in seiner Akademie[14]) überzeugen konte. Diese Klugheit in der Übung eines vielvermögenden Patronats ist um so mehr anzuerkennen, da die genauere Bekantschaft mit jener Periode und selbst mit der Bibliothek des Bessarion immer mehr die Überzeugung bestärkt, daß das Verdienst um die Verbreitung der klassischen Literatur, welches den aus Konstantinopel flüchtigen Griechen zuerkant wird, sehr beschränkt werden müsse. Fast alle Handschriften jener Samlung, die uns vorgekommen sind, waren im Abendlande erworben oder geschrieben, und überhaupt kann kein einziger griechischer Schriftsteller namhaft gemacht werden, der durch sie zuerst nach dem Westlande gebracht worden wäre. Wie dürftig sie ihre Muttersprache verstanden, darüber geben die Gleichzeitigen vielfältige Zeugnisse; Philelphus mag statt mehrer hinreichen. Ja, sehr bald sah man auf den Lehrstühlen Italiens ihre Stelle wieder durch eingeborne Italiäner ersetzt. Bessarion half ihrer Noth ab, wo er konnte, förderte nach Kräften; aber seine zum Theil noch ungedruckten Briefe[15]) geben den Beweis, wie väterlich er auch ihre zum Theil ungemeßnen Ansprüche besänftigte und zurechtwies. Dafür sind die Belege desto häufiger, daß er der gelehrten Italiäner letzte Zuflucht in ihren Bedrängnissen war, und jedes ihn ansprechende wissenschaftliche Unternehmen mit fürstlicher Liberalität begünstigte[16]). Seinem Sinne für gelehrte Studien begegnete das Streben Nikolaus V., der seit 1447 den päpstlichen Stuhl inne hatte. Seine Zeitgenossen nanten diesen **doctorum hominum solamen** und kaum konte daher eine glücklichere Wahl, als die des Bess. zum Legaten von Bologna getroffen werden, der dort nun von 1451 — 1455 in der Sorge für das Gymnasium und die Universität einen Wirkungskreis fand, der seinen Wünschen entsprach, indem er die Wünsche des Papstes, entgegenkommend, erfüllte[17]). Für die Würde seiner Erscheinung spricht die schnelle Beilegung der Familienfehden der Canetolo und Bentivoglio, die damals in Bologna die Streitigkeiten der Weißen und Schwarzen zu Florenz wieder in Erinnerung brachten. Durch eine verständige Anrede zur rechten Zeit schaffte B. Ruhe. Auch eine Kleiderordnung von 1451, abgedruckt im VIII. Tom. Miscell. Venet. Lazzaron. p. 148., die B. in Bologna gab, gehört zu den Aktenstücken jener Zeit. Noch während der Legatur hatte B. den Schmerz Konstantinopels Fall zu hören. In der ersten Aufwallung der Empfindung schrieb er an den Dogen von Venedig, Franz Foscaris[18]) einen Aufruf, der in unsern Tagen doppelt zu Herzen geht, weil er gleiche grausame Anlässe erwähnt und gleiche Wünsche als jetzt christliche Herzen hegen, verständig und beredt ausspricht. Doch ist er zu lang, um hier gegeben zu werden. Vielleicht hätte B. den Papst Nikolaus zu entscheidenderm Unternehmen bewogen, wäre dieser nicht schon 1455 gestorben. Als Nachfolger gab man ihm Alphons Borgia, der nur durch die Ränke des Bisch. von Avignon unserm Bess. vorgezogen wurde. Eine Nacht lang hatte B. alle Stimmen, daher nent ihn Capranica in der Leichenrede **nocturnum pontificem**. Die Spannung, die dies zwischen Bess. und dem Papste, der den Namen Kalixt III. angenommen hatte, hervorbrachte, wurde der Grund, weshalb man ihm Geschäfte auftrug, die ihn von Rom entfernten. Mehr in die öffentlichen Angelegenheiten verwickelt, bewies er doch fortwährend eine Thätigkeit, einen Scharfsinn und eine Gewandtheit, die ihm die Lobsprüche seiner einsichtigsten Zeitgenossen erworben hat[19]). Ein Auftrag an Alphonso von Neapel 1456 verschafte ihm eine Menge Auszeichnungen. Schon seit 1449 hatte dieser Fürst ihm das Bisthum Mazzara übertragen, jetzt machte er ihn zum Archimandriten von Messina, gab ihm drei Abteien in Sicilien und ernante ihn zum Protektor der Basilianer[20]). Für den Zweck seiner Sendung wurden freilich nur Versprechungen gewonnen; eindringender wirkte B's Beredsamkeit auf dem Konvente zu Mantua, den Pius II. (Aneas Sylvius) 1459 versammelt hatte. Die Darstellung der Noth und Gefahr erregte für den Augenblick eine sehr lebhafte Bewegung[21]). Doch waren auch damals alle aufregenden Worte ohne den rechten Erfolg. Venedig argwohnte hinter diesem philanthropisch-christlichen Eifer römische Verstellung, und man muß ihrem Scharfsinn Recht geben, wenn man den erwähnten Brief des Papiensis F. 75 vergleicht. Doch war es B's Ernst. Denn aus eignen Mitteln rüstete er, wie man eben dort erfährt, eine Trireme, die zur päpstlichen nicht ganz unglücklichen Flotte bei Ankona stieß. Den Reichthum, den dies voraussetzt, erwarb sich B. bei den reichen Pfründen, mit denen er bedacht worden war, als Bischof von Sabina, später von Tusculum[22]), wol auch als Legat;

14) Wie Peretto den Umgangskreis des Bess. in **Commentariolo in procem. Plinii** nent. 15) Besonders im Cod. gr. D Marci N. 533. 16) Es reiche hin Platina zu nennen, dem er aus dem Kerker half, *Bandini* Spec. hist. Fl. II, 43. et 74., Philelphus, den er beim Papst vertrat, Epp. et Comm. Jacobi Piccolomini, Card. Papiensis, Mediol. 1506. Fol. S. 12b. die Hilfe, die er dem Peretto zuwandte, eben dort f. 218. Durch seine Beiträge erschien die Ausgabe des Apulejus Roma 1469, nach Maittaire's Versicherung. Von ihm unterstützt begann Peurbach die Übersezung des Ptolemäus, die er vom Tode übereilt, dem Regiomontan nachlassen mußte, — P. Gassendi Geo. Peurbachii et Jo. Regiomontani vitae p. 348. etc. — und Wilh. Fichet, Rektor der Univers. zu Paris sein Handbuch der Rhetorik (man s. Besser. Niceni Card. Orationes de gravissimis periculis quae reipublicae Christianae a Turca jam tum impendere praevidebat. Ejusdem ad Principes de pace inter se concilianda et bello adversus Turcas suscipiendo, exhortatio. Romae in aedibus Franc. Briscianensis. Florentini 1543. 4. Exemplar der D. Markus Bibl. und Wilkinson in den Anecd. gr. II, 163. versichert, daß er mehr als 1000 Dukat. darauf verwandt habe, Cic. de republica zu erlangen, der damals noch in Polen seyn sollte.) andrer zu geschweigen. 17) M. s. Heeren's Geschichte des Stud. der klass. Lit. II, 101.

18) Der Brief findet sich im Cod. lat. D. Marci No. 498. 19) Ep. Papiensis Fol. 75. ff. 20) *Rocco Pirro*, Sicilia sacra, nuov. ediz. di Palermo 1733. p. 829. 21) Man findet B's Rede, von St. Borgia herausgegeben, in den Anecdot. litt. ex Codd. MSS. erutis. Romae 1774. 8. Vol. III. p. 245. und handschriftlich, nebst seinen andern diplomat. Reden im Cod. Reg. MS. Neapolitan. II, D. 44. 22) Daher der Kard. Tusculanus kein andrer, als B. ist, in Catalogo Codd. Bibl. Bavar. T. IV.

Digitized by Google

denn gegen den Vorwurf, daß er in Teutschland auf seiner Gesandtschaftsreise nach Wien im J. 1459, um als Vermittler zwischen Friedrich II. und K. Matthias von Ungarn aufzutreten, litteras reservationum passim concesserit, d. h. daß er Bewerbenden um Kirchenwürden die Stellen zusprach, nach dem Rechte zu ihrer Vergebung, das sich der Papst aus Vorbehalt (reservatio) seiner Machtvollkommenheit anmaßte, kann ihn Ammanati[23]) selbst nicht ganz rechtfertigen. Zu diesen frühern Würden fügte Pius II. 1463 den Titel eines Patriarchen von Konstantinopel und Bischofs von Euböa (nach dem Tode des mit B. übergetretenen Isidorus, Kard. Rutheni), der ihm nur neue Verpflichtung seines Vaterlandes zu gedenken, aufzulegen schien, ohne ihm größern Einfluß zu verschaffen. Von seiner fortwährenden Theilnahme zeugen viele Briefe[24]). Zwar bewog B. die Venediger 1463 zur Gemeinschaft an dem Zuge gegen die Türken, schrieb 1470 Aufrufe an alle Fürsten Italiens, wozu er Demosthenes zweite olynthische Rede anpassend benutzte; doch sah er noch einen Stützpunkt seines Volks nach dem andern fallen und fast alle Hofnungen schwinden. Jener Aufenthalt B's als Legat zu Venedig 1463 ist aber in andrer Rücksicht für die Geschichte der Gelehrsamkeit wichtig geworden. Denn geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit der Signoria, die ihn als Patricier unter sich aufgenommen hatte, und durch den damaligen Gesandten zu Rom, Paul Morosini, bewogen, schenkte er seine Bibliothek der Signoria zu S. Marco, zu einer so öffentlichen Benutzung für die Freunde der Studien, wie dies seine bisher ungedruckte Schenkungsakte[25]) ausdrücklich ausspricht, daß wenig neu gestiftete Bibliotheken sich gemeinnützigerer Einrichtungen rühmen dürfen. Um den Werth dieses Geschenkes ganz zu beurtheilen, erinnere man sich an das, was *Petit-Radel* sur les Bibl. anciennes p. 218. s. über die Kostbarkeit dieser Samlung beigebracht hat. Daß sie erst um 1553 ganz zum Gebrauche aufgestellt war, lag nicht in dem Willen des Stifters. Seiner Absicht zufolge, war sie das frühste Muster einer öffentlichen Bibliothek in Europa, und diente wol selbst den andern drei ältesten öffentlichen Bibliotheken, der Bodlejanischen zu Oxford, der Angelika zu Rom und der Ambrosiana zu Mailand als Vorbild. Im J. 1470 begann Georg von Trapezunt[26]) sich in jenen bekanten Streit zwischen Gemistus und Theodor Gaza über die Vorzüge des Aristoteles oder Platon, durch seine Comparatio Platonis et Aristotelis zu Gunsten des Aristoteles einzumischen. Die Unziemlichkeit, mit der er dies that, und der Mangel an Kentnissen, den Georg darin verrieth, bewog B. zu seinem berühmten Werke Contra calumniatorem Platonis L. IV., das bald mehre Auflagen erlebte. Wahrscheinlich schrieb er es griechisch auf, wie die vatikanische Handschrift 1435 beweist, gab es aber nach vielfältigen Verbesserungen[27]) lateinisch. Perotto's Hand mag ihm bei dem Lateinischen geholfen haben. Ein ähnliches Verfahren ist der Grund zu Irthümern in dem Verzeichniß seiner Werke geworden. So ist das Buch, Utrum natura et ars consilio agant, wie sein Titel im Cod. lat. D. Marci 229 heißt, griechisch unter Th. Gaza's (falschem) Namen im Cod. MS. Ambros. N. 118. zu Venedig 1516 unter der Aufschrift De natura et arte, contra Georgium Trapezuntium, Cretensem erschienen. Der ganze von Boivin in der Hist. de l'Ac. des Inscr. T. II. p. 456. genau erzählte Streit, ist für die Kritik nicht unwichtig geworden durch die Berichtigung vieler Stellen von Georg's Übersetzung Platon's[28]) und noch mehr durch die Mäßigung, mit der B. streitige Meinungen verglich und Misverständnisse angriff. Er zeigte hier schriftlich das Talent, das er oft im Leben geübt haben mochte. Leider wurden die letzten Lebensjahre des hochgeehrten Mannes auch durch Paul II. stürmische Anmaßlichkeit[29]), noch empfindlicher endlich durch Ludwig XI. von Frankreich rohe Scherze gekränkt, an deren gewöhnlicher Angabe man aber zweifeln muß. Paul II. hatte B. in der Absicht, um ihn von Rom zu entfernen, die Gesandtschaft nach Frankreich aufgetragen, um die Streitigkeiten zwischen dem Könige und dem H. von Burgund beizulegen. Auch dieser scheinbare Zweck wurde verfehlt, und die Verhöhnung, die er erfahren mußte[30]), wirkte so auf die Gesundheit des Greises, daß er auf der Rückreise zu Ravenna am 19. Novbr. 1472, auch ohne weiteres Gift, das man voraussetzte, starb. In der Kirche de' Ss. Apostoli zu Rom sieht man noch sein Denkmal, mit der nicht vorzüglichen Inschrift, die Iriarte 264. wol mit Grund dem Mich. Apostolius zuschreibt. Für die vollständige Samlung seiner Werke, welche der span. Kard. Henriquez schon beabsichtigte, geben die meisten großen Bibliotheken noch ungedruckte Beiträge, von denen mehre schon hier erwähnt sind, ohne daß noch seiner schätzbaren Übersetzungen griechischer Klassiker gedacht wurde. (*Hase.*)

BESSASTADER, Bessested (64° 6′ 9″ d. Br. 355° 45′ 11″ d. L.), königl. Schloß auf der Insel Island, Sitz des Stiftsamtmanns, nahe am Meere mit einem Hafen, einer Tuchfabrik und der einzigen gelehrten Schule für Island. In das dasige Falkenhaus werden alle auf der Insel gefangene Falken abgeliefert. (*H.*)

BESSE, ein Pfarrdorf im Amte Gudensberg der kurhessischen Prov. Niederhessen. Es liegt unter dem Bensberge, 1½ Meile von Kassel, hat 1 Kirche, 114 Häus. und 837 ref. Einw., worunter viele Handwerker, und treibt einen starken Weizen-, Kartoffeln- und Kohlbau. Es hieß in Urkunden Passahe. (*Hassel.*)

BESSÉ. 1) Marktflecken im Distr. St. Calais des franz. Dep. Sarte an der Braye, mit 325 Häus. und 1800 Einw., deren Industrie in der Weberei von Siamosen, Droguets, Sergen und Tüchern von Cholet besteht, auch besitzen sie eine Wachsbleiche. 2) Stadt im Distr. Issoire des franz. Dep. Puy de Dôme in einer vulkanischen Gegend und auch meistens auf Lava und mit Lava gebaut, hat 2 Kirchen, 244 Häus., 1 Hosp. und

p. 352. et iterum p. 354. 23) Ep. Papiens. p. 13. b. 24) Zum Theil handschriftlich im Cod. Ambros. MS. B. 141. 25) Cod. D. Marci, Cl. XIV. Cod. XIV. 26) Eigentlich aus Chandace auf Kreta, was der thörichte Mensch verleugnete, weil die Kreter in bösem Rufe standen, *Papadopuli* hist. gymn. Patav. II, p. 180. 27) Cod. lat. D. Marci 226.

28) Im 5. Buche von B. Werke. 29) M. s. als Beleg. Ep. Papiens. F. 114. und F. 117. a.; Paul war Papst seit 1664. 30) Ep. Pap. 245.

Digitized by Google

Werken edirte Bessel: S. Augustini epistola ad Optatum Milevit. et de poenis parvulorum, qui sine baptismate decederunt, nunc primum editae. Viennae 1733. Fol. Einige Briefe von ihm findet man in Beyschlag's Collect. epistol. de epocha linguae germ. [3]). (*Baur.*)

BESSENAY, Marktfl. im Distr. Lyon des franz. Dep. Rhone mit 203 Häusern und 1400 Einw., die vier große Märkte halten und Weinbau und Weinhandel treiben. (*Hassel.*)

BESSENYEI (spr. Beschschenjei) von Bessenye, eine berühmte adelige Familie in Ungern, aus der sich mehre im Kriege, in Statsdiensten und in Wissenschaften auszeichneten. Wir beschränken uns hier auf einen in unsern Zeiten als magyarischen Schriftsteller ausgezeichneten Georg B., Beisitzer der Gerichtstafeln der Gespansch. Bihar und Szabolcs, gestorben auf seinem Gute zu Kovácsi im Mai 1811. Er war geboren zu Bercselen in der Szaboleser Gespanschaft um das Jahr 1740. Da die alte adlige Familie, aus der er stamte, in den neuern Zeiten durch Verlust mehrer Glücksgüter vieles von ihrem alten äußern Glanz verloren hatte, lebten seine Ältern in dem Kreise ihrer zahlreichen Kinder in sehr dürftigen Umständen. Seine Erziehung wurde daher sehr vernachläßigt. Endlich kam er im J. 1760 als Edelknabe zu der ungrischen Nobelgarde nach Wien, zu welchem Posten ihm das uralte glänzende Ansehen seiner Ahnen verhalf. Hier machte er mit edlen Jünglingen Bekantschaft, z. B. mit einem Alexander von Baróczy; und wetteiferte mit ihnen in dem Streben nach höherer Bildung. Sehr bald erlernte er die den Magyaren schwierige teutsche Sprache, und in kurzer Zeit sprach er, außer dieser, auch schon französisch und englisch mit bewundernswürdiger Fertigkeit. Auch war er bald in die Geheimnisse der ausgebreiteten Literatur der Teutschen, Franzosen und Engländer eingeweiht. Nur war es leider! zu spät, die vernachläßigte Bildung durch die alten Klassiker nachzuholen. — Auch arbeitete er zu schnell und zu viel; doch bleibt B. immer ein merkwürdiger Mann, der mit allem Recht unter den ersten magyarischen Dichtern und in der Reihe der Restauratoren der magyarischen Literatur unter der Regirung Marien Theresiens glänzt. Wenige der neuern magyarischen Sänger haben ihn an Fruchtbarkeit der Ideen und poetischen Schöpfungen übertroffen. Reich war seine Phantasie, doch blieb sie richtig wie sein Dichtergefühl, und die schöne sonore magyar. Sprache hatte er ganz in seiner Gewalt. Auch war er der erste, der den patriot. Vorschlag zur Errichtung einer gelehrten Gesellschaft in Ungern, öffentlich zur Sprache brachte, leider ohne Erfolg [1]).

B. hat als Schriftsteller sehr viel (nur zu viel) geliefert. Außer den Übersetzungen aus andern gebildeten Sprachen, zu welchen unter andern sogar einige theologische Schriften der Franzosen und Teutschen gehören, sind seine Werke größtentheils ganz original. Die meisten seiner poetischen Produkte sind Trauerspiele, die in dem Zeitraum von 1772 bis 1779 unter folgenden Titeln erschienen: Attila és Buda (Attila und Buda), eine Tragödie in 5 Aufzügen. Presburg 1773. 152 S. 8. 2 Aufl. Presburg 1787. 152 S. 8. Hunyadi László (Ladislaus Hunyady), eine Tragödie in 3 Aufzügen und Versen. Wien 1772. 158 S. 8. Argyiss, Tragödie in 5 Aufzügen und Versen. Wien 1772. 8. A'hármas Vitézek vagy a Triumviratus (die drei Ritter oder das Triumvirat), eine versificirte Tragödie nach Voltaire. Wien 1779. 400 S. 8. Im Lustspiel machte er sich durch ein einziges Stück bekant: A' Filozofus (der Philosoph), eine Komödie in 5 Aufzügen. Wien 1777. 140 S. 8. Ferner erschienen von ihm im Druck: Az Eszterházi vigasságok (die Annehmlichkeiten von Esterház). Ein Gedicht. s. l. 1772. 25 S. 8. — Az embernek probája (die Menschen-Probe). Gedicht nach Pope. Wien 1772. 187 S. 8. — Lukanus elsö Könyve (Lukans erstes Buch). Presburg 1776. 47 S. 8. — Társaság (die Gesellschaft). In Prosa und Versen. 1777. 103 S. 8. — Anyai oktatás (mütterl. Unterweisung). Wien 1777. 73 S. 8. — A' Magyar Nézö (der ungr. Zuschauer). Eine Nachahmung des engl. Spectator. s. l. et a. 62 S. 8. — Magyarság (Hungarismus). s. l. 1778. 14 S. 8. — Hunyadi János élete és viselt dolgai (Leben und Thaten des Johann von Hunyad). Wien 1778. 72 S. 8. — A' Holmi (Verschiedenes). In Prosa und Versen. Wien 1779. 386 S. 8. — Auch in teutscher Sprache schrieb er ein Paar Werke, die gleichfalls Beifall erhielten, nämlich: die Geschäfte der Einsamkeit. Wien 1777. 68 S. 8., und die Amerikaner. Seit 1780 gab er nichts mehr im Druck heraus (denn die zweite Aufl. seiner Tragödie Attila és Budá besorgte der Verleger), allein in der Handschrift verfaßte er, nachdem er Wien verlassen und sich auf sein Gut Berettyó Kovácsi zurückgezogen hatte, folgende für den Druck bestimte Werke [2]): A' természet világa vagy a' józan okosság (das Licht der Natur oder die gesunde Vernunft), Mscrpt. von 532 S. in 4. Azember (der Mensch), ein Gedicht nach Pope, 1803. Mscrpt. von 143 S. 4. Debreczennek siralma poemában (Debreczins Trauer, in einem Gedicht), veranlaßt durch eine große Feuersbrunst zu Debrecszin 1802. 64 S. 4. Magyar Országnak törvényes állása (gesetzliche Verfassung des Königreichs Ungern). 1804. Mscrpt. von 358 S. 4. samt einem Toldalék (Anhang) dazu 1804 auf 128 S. 4. A' Bihari Remete (die Biharer Einsiedelei). 1804. Mscrpt. von 212 S. Az értelemnek Keresése a' világnak testében, és határa annak isméreteben (die Untersuchung des Ver-

---

3) *Ziegelbauer* hist. lit. ord. S. Bened. T. I. Neue Beiträge von alt. u. neu. th. Sachen. 1751. S. 667. *Fabricii* Bibl. med. et inf. lat. T. III. 230. Wachler's Gesch. der hist. Forsch. 2. Bd. 1. Abth. 353. Eine Münze mit seinem Bilde im Museum Mazzuchellian. T. II. Tab. 46. ad p. 227.

1) Seine gründlichen und gelehrten Raisonnements hierüber hat der berühmte ungrische Litterator Ladislaus von Révay unter dem Titel: Egy Magyar Társaság iránt való jámbor szándék (Rühmlicher Vorsatz zur Errichtung einer ungrischen Societät) im J. 1790 in Wien herausgegeben. (46 S. 8.)

2) In dem ungrischen Plutarch von Kölesy und Metzer, 4. Bd. Pest 1816 werden diese Handschriften S. 284. irrig als im Druck erschienene Werke aufgeführt.

Digitized by Google

standes in dem Weltkörper und seine Gränzen in der Kentniß deſſelben), 1806. Mſcrpt. von 159 S. 8. Diese Handschriften übergab B. kurz vor seinem Tode dem reformirten Prediger Samuel Sápi mit der Bitte, dieſelben zu seiner Zeit dem ungrischen Reichsbibliothekar für das ungrische National-Museum in Pest zu übersenden, was auch geschehen ist. Verschiedene andere seiner schätzbaren handschriftlichen Arbeiten, z. B. Romai Történetek (römische Begebenheiten); Reise des Tarimines; Leben des Ministers Sully; der aus einem Pfeifer gewordene Doktor u. s. w., sämtlich in magyarischer Sprache, sind ihm, noch bei seinen Lebzeiten, durch Schuld derjenigen, welchen er sie zum Lesen ausgeliehen hatte, verloren gegangen.

Georg v. B. war ein Mann von hoher Statur, mit feurigem schwarzen Auge und Haar. Diese Vorzüge seines Körpers erhöhte er noch durch einen in das Auge fallenden Anzug und gefälligen Anstand in seinem Benehmen. Er spielte daher in den Zirkeln der großen Welt seine Rolle musterhaft. Die sehr gebildete Baroneſſe Graß, die als Hofdame in Wien in einem sehr großen Ansehen stand, war seine zärtliche Freundin und der berühmte General Belesnay sein Freund. Als daher der Letztere in Religionsangelegenheiten der reformirten Kirche in Ungern (zu welcher auch der General gehörte) sich nach Wien begab, so ernante er in diesem wichtigen Geschäfte seinen Freund B. zu seinem Agenten. Während seines Aufenthalts in Wien verließ B. (seiner Geliebten, Baroneſſe Graß, und der Königin Maria Theresia zu Gefallen) die reformirte Religion seiner Väter, und legte nach dem Wunsche der Königin am 15. August 1779 in der Karlskirche das römisch-katholische Glaubensbekentniß in die Hände des Kardinals und Erzbischofs von Salzburg ab. Nach diesem Schritte wurde B. zum Vice-Kustos der k. k. Bibliothek in Wien ernant, welches Amt er 5 Jahre würdevoll bekleidete. Des geräuschvollen Lebens in der Residenz müde, verließ B. endlich im J. 1784 Wien und zog, nach der Ruhe stiller ländlicher Einsamkeit sich sehnend, auf sein Gut Berettyó Kovácsi in der Bihárer Gespanschaft. Ungeachtet B. sich hier ganz den Wissenschaften, außerhalb den Schranken eines öffentlichen Amtes zu widmen gedachte, so lehnte er doch den ehrenvollen Antrag des Bihárer Comitats, die Stelle eines Aſſeſſors der Gerichtstafeln [3]) anzunehmen, nicht ab. Mit Ruhm und Auszeichnung verwaltete er dieses wichtige, mit keiner Beſoldung verbundene Amt. In den öffentlichen Comitatsversamlungen erntete er immer großen Beifall ein, wenn er seine Stimme zum Besten des Vaterlandes erhob. Allen seinen Vorschlägen war der Stempel des Scharfsinnes in einer reifen Überlegung aufgedrückt.

B. hatte ein biederes, wohlwollendes Herz. In den Kreisen seiner vertrauten Freunde war er sehr munter. Verheiratet war er nie. — Seinem Wunsche gemäß ward er unter einem schattigen Apfelbaume begraben, unter welchem er zu studiren pflegte. Ausdrücklich verbat er sich auf dem Sterbebette jeden Pomp und jedes Gepränge bei seiner Beerdigung [4]). (*Rumy.*)

BESSENYÖ (spr. Beschschenjö). Diesen Namen führen mehre Ortschaften in Ungern und Siebenbürgen. Wir zeichnen darunter folgende aus: 1) Pfarrdorf in N.-Ungern diesseit der Donau, Barscher Gespansch., Verebelyer Bezirk, am Bache Zsitva, dem Granner Erzdomkapitel gehörig, scheidet die Barscher Gesp. von der Komorner und Neutraer, hat seit 1819 eine eigene kathol. Pfarre und 886 kath. Einw. 2) Pfarrdorf in O.-Ungern diesseit der Theiß, Heweſcher Gesp., Tarnaer Bezirk, mit 1954 kathol. und 14 jüdischen Einw. 3) ein fürstlich Grassal-Kovicsisches Landgut in der Pester Gespansch. in N.-Ungern diesseit der Donau, sonst Siebenlinden genant, mit dem fürstl. Grassalkovicsischen Marktfl. Gödöllö durch eine Allee verbunden, hat ein prächtiges fürstliches Familienbegräbniß von rothem Marmor. 4) B. auch Heydendorf, walach. Bissinyo, sächs. Pfarrdorf in Siebenbürgen, Bistritzer Distrikt im Lande der Sachsen, in einer Ebene am Flusse Bistritz, mit einer evang. Pfarre A. C., mit einem treflichen Weingebirge. 5) Sárma-Bessenyö, großes slovak. Pfarrdorf in O.-Ungern diesseit der Theiß, Borschoder Gesp., Miskolczer Bez., dem Grafen Sármay gehörig, in einer Ebene, am Fl. Eléér Sajó (spr. Schajo), mit 1009 kathol., 3 reform., 2 evangel. und 2 jüd. Einw. 6) Lád-Bessenyö, ungrisches Pfarrdorf in der Borschoder Gesp., Szendröer Bez., mehren adeligen Familien gehörig, am Flusse Bódva oder Boldva, mit einer reformirten Kirche und Pfarre, die Einw. sind Magyaren, die sich zum Theil mit Kalkbrennerei beschäftigen. 7) Bessenova-Bessenyö, Vetus Bessenyö, Bulgaricum Bessenyö, königl. Kameral-Marktfl. in O.-Ungern jenseit der Theiß, Torontaler Gespansch., Nagy Szent Miklóscher Bez., am Flusse Haranga, mit einer kathol. Pfarre. Hier werden beträchtliche Wochenmärkte gehalten. Die Einwohner sind eine bulgarische Colonie (wie zu Ecska in der Torontaler Gespansch.) — Bessenyöfalva, slowak. Boesenowa, Dorf in N.-Ungern diesseit der Donau, Liptauer Gespansch., westl. Bez., am rechten Ufer des Flusses Waag, merkwürdig wegen eines heilsamen Sauerbrunns, der aus dem Felsen eines Hügels hervorquillt und einen rothen eisenhaltigen Schlamm absetzt. (*Rumy.*)

BESSER (Joh. v.), ein zu seiner Zeit berühmter teutscher Dichter, wurde am 8. Mai 1654 zu Frauenburg in Kurland geboren; sein Vater, ein Prediger, war von bürgerlichem Stande, doch seine Mutter von adliger Abkunft. Begabt mit einer hohen und schönen Gestalt, einnehmenden Sitten, ausgezeichnetem Muth, und einem lebhaften, gewandten und empor strebenden Geiste, widmete er sich anfangs dem Studium der Theologie, wie es scheint, weniger aus innerm Triebe als um den Wünschen seines Vaters zu genügen. Auf der Universität zu

3) Táblabiró, nicht eines Stadtrichters, szolyabiró, wie es in dem ungrischen Plutarch von Kölesy und Melzer 4. Band S. 286. irrig heißt.

4) Nekrologe von ihm erschienen in den Hazai Tudósitások 1811, Juny, und in den Annalen der östreichischen Literatur 1811 August, von Rumy, eine ausführliche Biographie aber von dem magyarischen Literator Franz von Kazinczy in der Ausgabe von Bárócziys Werke 1814, die auch in den Magyar Plutarkus oder ungrischen Plutarch von Kölesy und Melzer, 4. B. 1816, überging, und woraus auch dieser Artikel größtentheils geschöpft ist.

Digitized by Google

Königsberg erwarb er sich die Freundschaft eines H. v. Maydel, welcher der letzte Sproß eines alten kurländischen Geschlechts und wenige Jahre jünger als B. war. Diesen begleitete er 1675 als Führer auf die Universität zu Leipzig. Hier lernte er bald seine nachherige Gattin, die damals noch nicht vierzehnjährige, schöne und reiche Tochter des sächsischen Appellationsrathes und ersten Bürgermeisters zu Leipzig, Kühlewein, kennen und lieben, fand Gegenliebe und vertauschte nun das Studium der Theologie mit dem der Rechte, um seiner Geliebten ein glänzenderes Loos bieten zu können; machte sich auch zu gleicher Zeit als Dichter bekant. Gemeinschaftlich mit seinem Schutzbefohlnen gerieth B. in Händel mit einigen Edelleuten und Offizieren der Leipziger Besatzung, welche am 15. Februar 1677 durch einen Zweikampf geschlichtet werden sollten. Schon glaubten die beiden Freunde die Sache zu ihrem Vortheil beendigt, als sie sich plötzlich auf eine ehrlose Weise durch einen versteckten Hinterhalt angegriffen sahen. Maydel wurde durch einen Schuß getödtet; Besser vertheidigte sich mit glänzender Tapferkeit und besiegte die Übermacht. Der Vorfall erregte großes Aufsehen *) und hatte Einfluß auf Besser's Schicksal; sein Unfall erwarb ihm die Theilnahme und sein bewiesener Muth die Achtung vieler. Besonders hatte der Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große von Brandenburg eine so günstige Vorstellung von ihm gefaßt, daß er ihm eine Hauptmanns-Stelle in seinem Heer anbot, und, als Besser diese nach dem Wunsche seiner Geliebten ablehnte, ihn im September 1680 zu seinem Rathe, im folgenden Sommer aber zum Legationsrathe mit einer Besoldung von dreihundert Thalern ernante. Auch zur Erlangung seiner Geliebten half ihm das vielgeltende Vorwort des ihm gewogenen Fürsten, und Besser lebte nun seit dem März 1682 zu Berlin, höchst glücklich in dem Besitz einer ihn mit seltner Hingebung liebenden Gattin und nicht unbeneidet. Bald wurde dies Glück durch eine lange Trennung gestört, indem Besser im März 1684 in Angelegenheiten des Hofs nach London geschickt wurde, von wo er erst im December 1685 zurück kam. Er hatte sich auch in England durch sein zugleich entschlossenes und gewandtes Betragen viel Achtung, insbesondere bei den Königen Karl II. und Jakob II. erworben. Seine Gattin, die unterdeß mancher Versuchung mit fester Treue widerstanden hatte, fand er in einer trüben Stimmung wieder; sie ahnte ihren nahen Tod und starb auch wirklich drei Jahre hernach, am 14. Dec. 1688, nur 26 Jahre 8 Monate alt. Dieser Verlust, den er in mehren, damals sehr geschätzten, Gedichten schmerzlich beklagte, schlug Besser's innerm Glück eine unheilbare Wunde, sein äußeres Glück blühte noch lange ungestört. Des großen Kurfürsten Nachfolger, der nachherige König Friedrich I., übertrug die Gunst des Vaters in erhöhtem Maß auf ihn. Er verhinderte Besser's Versetzung als Regirungsrath nach Halle, um ihn in seiner Umgebung zu behalten, ernante ihn 1690 zum Ceremonienmeister und Hofrath, mit dem Range eines geheimen Raths und erhob ihn in demselben Jahre in den Adelstand. Im J. 1701 wurde er Oberceremonien-Meister und geheimer Rath, und 1702 auch Ceremonienmeister des schwarzen Adlerordens, in welcher Eigenschaft er von jedem neu aufgenommenen Ordensritter 400 Thaler erhielt. Die Krönung des Kurfürsten zum Könige und andere sowol frohe, als traurige Ereignisse des glanzvollen Hofes, feierte er, theils durch Gelegenheitsgedichte, theils durch Denkschriften in Prosa, und die verschwenderische Freigebigkeit seines Hrn. lohnte ihm allemal reichlich durch Geschenke von 1000, ja sogar 2000 und 3000 Thalern. Die alles geltenden Minister von Dankelmann und nach ihm von Wartenberg (Baron Kolbe) waren seine entschiedenen Gönner, und der überaus hohe Werth, den man auf seine Gedichte und jedes Erzeugniß seiner Feder legte, veranlaßte auch nichtfürstliche Personen, ihm Geschenke von mehren 100 Thalern zu machen. Erst mit dem Tode Friedrichs I. 1713 scheiterte sein Glück; der neue König, den Gesinnungen des Vaters und Großvaters fremd, entsetzte ihn sogleich aller seiner Ämter auf eine kränkende Weise und ohne Entschädigung. Besser, der nicht gespart hatte, sah sich jetzt in einem Alter von 60 Jahren brodlos, gerieth in Schulden und verlebte einige Jahre zu Berlin in einer übeln Lage. Nach mehren vereitelten Aussichten hatte er das Glück, im Nov. 1717 als geheimer Kriegsrath, Ceremonienmeister und Introducteur der Gesandten mit einem Gehalt von 1500 Thalern in Dresden angestellt zu werden. Das erfreuliche Verhältniß, worin er zu dem preußischen Hofe gestanden hatte, erneuerte sich jedoch dadurch nicht, vielmehr lebte er zurückgezogen und fast einsam, weil der sächsische Hof sich nur seines schriftlichen Raths bediente. Er starb zu Dresden am 10. Februar 1729 nach einer kurzen Krankheit. Besser's moralischer Charakter zeigte Licht- und Schattenseiten. In seinen bessern Tagen glänzte er als Welt- und Hofmann und fand sein Glück in der Gunst der Großen; im Alter und nach erfahrnem Unglück war er mürrisch, in hohem Grade von sich eingenommen, neidisch auf fremden Ruhm und mistrauisch. Ehrgeiz und Liebe beherrschten ihn zu allen Zeiten seines Lebens. Er war freigebig, glanzliebend, kentnißreich und immer beschäftigt, arbeitete aber als Schriftsteller nur langsam und mit Mühe. Alles, was er in seinem langen Leben schrieb, nimt, sorgfältig gesammelt, nur zwei Bände ein. Um den außerordentlichen Beifall, den er bei seinen Zeitgenossen fand, zu begreifen, muß man die ganze Eigenthümlichkeit seines Zeitalters, die damalige Richtung des Geschmacks und selbst Bessers äußere Verhältnisse, seine imponirende Stellung an einem glänzenden Hofe, in Erwägung ziehen. Aus seinen Schriften selbst wird dieser Beifall nicht erklärlich; sie haben für uns nur ein historisches Interesse, was ihnen auch immer bleiben wird. Besser's Poesie bewegt sich in der wässerigen Reimseligkeit und steifen Förmlichkeit seiner Zeitgenossen. Einzele glückliche Wendungen, kräftige, zarte und gefühlvolle Stellen beweisen jedoch, daß er nicht ohne dichterisches Talent war. Sein Reim fließt leicht, allein er erlaubt sich eine Menge unrichtiger und verwerflicher Wortformen, wie Gelück für Glück, ge-

*) Der damalige König von Polen schrieb selbst an den Kurfürsten von Sachsen und bat um Bestrafung der flüchtig gewordenen Meuchelmörder, von welcher jedoch nichts bekant geworden ist. Im Theatro Europaeo Th. XI. S. 1311. fg. wird der Vorgang ausführlich erzählt.

Digitized by Google

west für gewesen u. dgl. Ganz ungestörten Genuß gewähren kaum zwei oder drei von allen seinen Gedichten. Diejenigen, welche er ohne äußere Veranlassung reimte, scheinen meist seiner Jugend anzugehören; in reifern Jahren war seine Muse vornehmlich nur bei Hoffesten, Vermälungen, Todesfällen u. s. f. thätig; hier galt es, die Freude und das Leid recht breit, ausführlich und prunkend auszusprechen, und hier war es auch, wo Besser den höchsten Beifall seiner Zeitgenossen errang, der auch auf seine Nachahmer, z. B. König, überging. Nach dem Vorgange Hofmannswaldau's und andrer, versuchte sich B. auch in sehr freien und üppigen Versen, und es muß uns mit Recht in hohem Grade befremden, daß z. B. sein eben so scham- als geschmackloses Erzeugniß, „die Ruhestätte der Liebe," den Beifall eines Leibnitz erhielt, und von diesem berühmten Manne sogar einer teutschen Fürstin empfohlen werden konte! Seine Zeitgenossen schätzten in ihm aber nicht allein den Dichter, sondern auch den tiefen Kenner des Ceremonienwesens. Er hatte, zu diesem Behuf besonders, eine kostbare Bibliothek mit großen Kosten gesammelt, wofür ihm der König August von Polen 10,000 Thaler bezahlte. — — Besser's Gedichte erschienen anfangs, theils einzeln, theils in einer Sammlung, betitelt: „des Herrn von Hofmannswaldau und andrer Teutschen auserlesene und bisher ungedruckte Gedichte." Vereinigt wurden sie Leipzig 1711 und 1715 in gr. 8. gedruckt. Die vollständigste und beste Ausgabe seiner Werke besorgte nach Besser's Tode, der mit ihm in genauer Verbindung gestandene sächsische Hofdichter Johann Ulrich König, 2 Bde. Lpz. 1732. gr. 8. Er schickte zugleich dieser Ausgabe eine Lebensbeschreibung Besser's voran, die ungeachtet ihrer oft steifen Schreibart ein schätzbarer Beitrag zur Literar- und Kulturgeschichte jenes Zeitalters ist. Nach derselben lieferte Franz Horn einen Abriß von Besser's Leben im Frauentaschenbuch v. Fouqué auf das Jahr 1819. Außerdem kann man über Besser vergleichen: Jörden's Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten, erster Band S. 78 — 83. und Gruber's Wörterbuch zum Behuf der Ästhetik u. s. f. 1. Bd. S. 609 — 611., wo man auch noch mehre liter. Nachweisungen findet. (*Rese.*)

BESSERA nante Schultes (obs. bot. p. 27.) nach W. S. J. G. Besser, Vf. der flora Galiciae (Wien 1809.), die Pulmonaria azurea *Bess.*, doch sind die Abweichungen von dem Gattungsbegriff der Pulmonaria nicht so bedeutend, daß dadurch diese Trennung gerechtfertigt würde.

Bessera habe ich (Pug. 2. p. 90.) eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Santaleen und aus der 22. Linné'schen Klasse genant. Char. Männliche und weibliche Blüthen haben einen viertheiligen Kelch, keine Corolle, vier Nektarschuppen, die männliche vier Staubfäden, die länger als der Kelch sind; in den weiblichen Blüthen findet sich eine einfamige Kapsel. B. *inermis** ist ein Baum in Bengalen mit abwechselnd stehenden glattrandigen Blättern und gehäuften einblüthigen Blumenstielen in den Blattkapseln. Kölera laurifolia *Willd.*, die ich auch dazu ziehen wollte, und sie B. *spinosa* nante, hat Pocteau als *Rumea coriacea* aufgeführt. (*Sprengel.*)

Bessi, s. Bissener.

BESSI (*Βέσσοι*), eine thrakische Völkerschaft, die erst unter Philipp von Makedonien bekant wird [1]), vom Hämos, Rhodope und Pannonien umgränzt, ein rauhes und räuberisches Volk [2]), von den Römern nach heftigem Widerstande bezwungen [3]). Das Volk theilte sich in mehre Zweige [4]). Die Satrae gehörten nach *Herod.* VII, 111. unstreitig zu ihnen. (*Ricklefs.*)

BESSIÈRES (Jean Baptiste), von Napoleon erhoben zum Herzog von Istrien, im März 1808, und ernant zum Marschall von Frankreich den 19. Mai 1804, war Generaloberster der Kavallerie in der kaiserl. Garde, Präsident des Wahlkollegiums des Departements der Obergaronne, Großadler der Ehrenlegion, Kommandeur der eisernen Krone, und Großkreuz des portugis. Christ-, des sächsischen St. Heinrichs-, des wirtembergischen goldnen Adlers-, des östreichischen Leopoldordens. Er war d. 6. August 1768 zu Preissac im Departement Lot geboren. Eine Kanonenkugel tödtete ihn d. 1. Mai 1813, am Vorabend der Schlacht bei Lützen (Großgörschen). Dieser tapfre Krieger und edle, bescheidene Mensch, der sich vom gemeinen Soldaten bis zum Marschall aufschwang, diente zuerst (1791) in der constitutionellen Garde Ludwigs XVI. Am 10. August 1792 rettete er, nicht ohne eigne Gefahr, mehren Personen von dem Hause der Königin das Leben. In dem Feldzuge 1792 gegen Spanien zeichnete er sich als Hauptmann bei den Chasseurs aus, vorzüglich in dem Treffen an der Fluvia und in der Ebene von Figueras. Dann focht er gegen die Östreicher in Italien, wo er mehrmals (z. B. bei Roveredo, d. 4. Sept. 1796) sich in die feindlichen Batterien stürzte, und Kanonen eroberte. Darum ernante ihn Napoleon zum Befehlshaber der Guiden, die den ersten Stamm der nachmaligen kaiserlichen Garde bildeten. An ihrer Spitze focht Bessières in Ägypten, vor St. Jean d'Acre und in der Schlacht bei Abukir. Bei Marengo warf er sich mit dieser Kerntruppe auf den Feind und entschied, nach Berthier's Bericht, den gänzlichen Rückzug desselben. Als Marschall behielt er den Befehl über die kaiserliche Garde, und führte überdies noch ein Kavallerie-Corps an. Zu seinen vorzüglichsten Waffenthaten gehört im Feldzuge 1805, der Reiterangriff auf die Nachhut des russischen Heeres unter Kutusow, auf der Straße von Brünn nach Olmütz, wo er das Centrum durchbrach, und dem Feinde 27 Kanonen nahm. In den Schlachten bei Jena, Heilsberg und Friedland befehligte er das zweite aus fünf Divisionen bestehende Reservecorps der Kavallerie. In der Schlacht bei Preußisch-Eylau hatte er mit der Gardekavallerie und den Divisionen Milhaud, Klein, Grouchy und Hautpoul, den rechten Flügel der russischen Armee geworfen *). In dem Kriege 1808 gegen Spanien erhielt der Marschall Bessières den Oberbefehl über das zweite Armeecorps, das etwa 15,000 Mann stark war. Er nahm sein Hauptquartier zu Bur-

1) *Polyb.* Exc. de legat. 48. 2) *Strab.* VII, 5, 13. 3) *Eutrop.* VI, 10. 4) *Plin.* IV, 17.

*) Nach dem Frieden sandte ihn Napoleon, bei Gelegenheit der Vermälung des Prinzen Hieronymus, als Bevollmächtigten an den Hof zu Stuttgart.

Digitized by Google

gos und wußte bald durch eine kluge und schonende Verwaltung den Aufstand in dieser Provinz zu ersticken. Cuesta, der mit einem Heere von 40,000 Mann heranzog, wurde von ihm auf den Höhen von Medina de Rio Seco geschlagen, und bis nach Leon verfolgt. Eben so glänzend waren die Erfolge der Kavallerie-Angriffe, welche der Marschall in der Schlacht bei Burgos und in dem Treffen auf der Sommo sierra unternahm. In dem Kriege 1809 gegen Östreich schlug er ein starkes Corps Reiterei bei Landshut und drängte durch kluge Märsche den an Zahl ihm überlegenen General Hiller auf seinem Rückzuge, wo er den Marschall Massena in dem blutigen Kampfe bei Ebersberg kräftig unterstützte. In der Schlacht bei Eßling rettete er das Centrum der französischen Armee, indem er sich an der Spitze der Reiterei auf die östreichischen Heersäulen stürzte; ein Angriff der letzten Anstrengung, bei welchem der General d'Espagne, mehre Obersten und viele Offiziere blieben. Auch bei Wagram fiel er mit seinen Reiterscharen dem Feinde in die Flanke, ward aber von einer Kugel vom Pferde geworfen **). In der Folge übernahm er an des Fürsten von Pontecorvo Stelle den Oberbefehl über die Nordarmee, und beschleunigte den Fall von Wließingen, das die Engländer wieder räumen mußten. Im Jahr 1811 ging er nach Spanien als Gouverneur von Altcastilien und Leon, und befehligte die Nordarmee. Sein edles Betragen und seine Umsicht in der höhern Verwaltung erwarben ihm auch jetzt die Achtung der Einwohner. Aber schon im folgenden Jahre folgte er mit der Garde und einem Corps Reiterei, dem Kaiser Napoleon nach Rußland bis Moskau, wo er, besonders während des unglücklichen Rückzugs, viel Muth und Anstrengung bewies. Bei der Eröfnung des Feldzugs von 1813 in Sachsen war er Oberbefehlshaber der gesamten Reiterei. Als er hier am 1. Mai, um den Angriff auf den Engpaß bei Rippach in der Gegend von Weißenfels gegen Winzingerode zu leiten, an die Spitze der Tirailleurs trat, fiel er von einer Kugel getroffen, die ihm die Hand wegriß und die Brust zerschmetterte. Der Marschall Bessières zeichnete sich auch als Mensch durch Herzensgüte und ein schlichtes, einfaches, biedres Benehmen aus. Er besaß ganz die Liebe der Soldaten; die Bewohner der feindlichen Länder behandelte er mit solcher Milde und Uneigennützigkeit, daß sein Tod selbst in Spanien, wo er mancher Willkür gesteuert und manches Unrecht wieder gut gemacht hatte, große Theilnahme erregte ***). (*Hasse.*)

BESSIN (Guillaume), französischer kirchengeschichtlicher Samler, Mitherausgeber der Werke eines berühmten Kirchenvaters, und polemisch-dogmatischer Schriftsteller, geb. am 27. März 1654 zu Glos-la Ferté [1]), im Sprengel von Evreux, und gestorben in der Benediktinerabtei St. Ouen zu Rouen am 18. Oktober 1726. Er gehörte zur Congregation von St. Maur; legte sein Gelübde 1674 in der Abtei Jumiege ab und war darauf in mehren Abteien seines Ordens, zu Bec, Seez und Fécamp Lehrer der Philosophie und Theologie; verwaltete auch das Amt eines Vorstehers der Benediktiner-Klöster in der Provinz Normandie, in deren einem, zu Bonnenouvelle in Rouen, er schon früher Unterprior gewesen war. Dasjenige Werk, durch welches Bessin sich vorzüglich einen Namen erworben hat, ist die von ihm herausgegebne Samlung der normandischen Concilien, bei welcher er jedoch schon frühere Mitglieder seines Ordens, die Väter Godin und Pomeraye zu Vorgängern gehabt hatte, und zu welchem Werke eigentlich von seinem Zeitgenossen und Freunde Julien Bellaise der Grund gelegt worden war (s. Bellaise) [2]). Als ein Verdienst um die Patristik, ist die Theilnahme Bessin's an der Herausgabe der Werke Gregorius des Großen, besonders der Briefe desselben, zu betrachten; der eigentliche Herausgeber dieses Kirchenvaters war der Benediktiner Dionysius de Sainte-Marthe [3]). Die polemische Schrift Bessin's gegen den Pater Lami über die Zeit, zu welcher Jesus die jüdischen Ostern gefeiert habe, welche Frage natürlich auch eine dogmatische Beziehung erhielt, mag hier nur der Vollständigkeit wegen genant werden [4]). (*Mohnike.*)

Bessos, s. Dareios.

Bessprém, s. Wessprim.

BESSUNGEN, ein großes lutherisches Pfarrdorf, ¼ St. von Darmstadt, ist in verschiedener Rücksicht merk-

**) Napoleon sagte bei dieser Gelegenheit, da einige Soldaten, als sie den Marschall fallen sahen, Thränen im Auge hatten: Bessières, voilà un beau boulet; il a fait pleurer ma garde.

***) Die Biographie des Contemporains. Paris 1821. Tome II. aus der dieser Artikel großentheils entlehnt ist, führt mehre Züge von dem edlen Charakter des Marschalls an. In Moskau, z. B. überließ er einst seine ganze Mittagstafel unglücklichen Einwohnern, die um Brod flehten. Ein Kind, dessen Mutter in der Berezina umgekommen war, nahm er zu sich, und sorgte für dessen Erziehung. Sein Bruder, der General Bertrand, Baron Bessières, zeichnete sich ebenfalls in Italien und in Ägypten, dann unter Moreau bei Hohenlinden, und in der Folge bei Austerlitz und in Spanien aus; seit 1815 lebt er als Privatmann in der Gegend von Cahors. Sein Vetter, Julien Bessières, machte die Expedition nach Ägypten mit, gerieth in die Sklaverei, kam zu Ali Pascha nach Janina, wurde frei, und erhielt 1804 eine politische Sendung zu jenem Pascha; 1806 wurde er Generalkonsul in Venedig; dann kais. Kommissär zu Corfu bis 1811, hierauf Präfekt; er ist seit 1818 Maitre des requêtes. Mit dieser Familie ist der Generallieutenant Bessières nicht verwandt, der sich bei Austerlitz, in Spanien und in Rußland kriegerischen Ruhm erworben hat.

1) Nach Taffin. Le Cerf nent den Ort: Glos-la-Ferrière. 2) Concilia Rotomagensis provinciae: Accedunt dioecesianae Synodi, Pontificum epistolae, regia pro Normanniae clero diplomata, nec non alia Ecclesiasticae disciplinae monumenta. Ex illis non pauca hactenus inedita etc. Prodeunt in lucem opera et studio Domni *Guillelmi Bessin*, Presbyteri et Monachi Benedictini e Congregatione S. Mauri. Rotomagi (Rouen) ap. Franciscum Vaultier. 1717. fol. 3) *Sancti Gregorii* Papae I. cognomento Magni, Opera omnia, ad manuscriptos codices Romanos, Gallicanos, Anglicanos emendata, aucta et illustrata notis; studio et labore Monachorum Ordinis S. Benedicti e congregatione S. Mauri. Quatuor tomis in folio. Parisiis, sumptibus Claudii Rigaud. 1708. Der 3. und 4. Band bestehen jeder aus 2 Theilen. M. s. in Zukunft den Artikel Saint Marthe. 4) Reflexions sur le nouveau Systeme du R. P. *Lami*, Pretre de l'Oratoire. à Rouen 1697. 12. Vgl. *Bernh.* Biblioth. Benedictino-Maurians etc.; *Phil. le Cerf* Biblioth. histor. et crit. des aut. de la congr. de S. Maur. p. 19 — 22. und besonders Taffin's Gelehrtengesch. der Congreg. von St. Maur (teutsche Übers. B. 2. S. 127. u. f. w.)

würdig. Es ist ein sehr alter Ort, der schon im J. 1002 seine eigne Kirche hatte, und als der Gränzort nach der Bergstraße zu (ad montanam plateam) angegeben wird (*Schann.* hist. Worm.). Nach und nach scheint diese Kirche und die dazu gehörige Pfarrei sehr beträchtlich und ansehnlich geworden zu seyn, weil Graf Wilhelm II. von Katzenelnbogen im J. 1339 seinen Bruder, den Grafen Diether damit versorgte. Darmstadt war damals noch ein Filial von Bessungen, und erhielt erst eine eigne Pfarrei, als die Grafen von Katzenelnbogen im J. 1360 ein neues Schloß dahin bauten, und in demselben ihre Residenz aufschlugen. Bessungen wurde nun ein Filial von Darmstadt, erst nach der Reformation wieder davon getrent, und mit einem eignen Pfarrer versehen.

Zu Bessungen bestand in ältern Zeiten eine sogenante Grafschaft, — Grafen- oder Centgericht, — welche Kaiser Heinrich II. im J. 1013, an das Hochstift Würzburg schenkte. Mit diesem Gerichte war aber auch eine Anzahl Dörfer verbunden, mit welchen in der Folge die Bischöfe von Würzburg die Grafen von Katzenelnbogen belehnten. Diese sind namentlich: Darmstadt, Bessungen, Clappach (ausgegangen), Eschollbrücken, und wahrscheinlich auch Niederramstadt, Arheiligen (Allerheiligen), Braunshard, Wiphausen und Schöppenhausen. Die Grafen von Katzenelnbogen verliehen wieder einzele Rechte und Gefälle in diesen Orten, besonders auch in Bessungen, an adelige Familien zu Lehn; wie z. B. an die Herrn von Dornberg, und nach ihnen (1257) an die burgmännische Familie von Urberg oder Auerberg u. s. w. Einer von dieser Familie, mit Namen Johann, verkaufte die Untervogtei zu Bessungen im J. 1343 an den Grafen Wilhelm von Katzenelnbogen. Nach Abgang der Grafen dieses Namens kam Bessungen mit der ganzen Obergrafschaft an die Landgrafen von Hessen, und als von diesen eine neue Linie in Darmstadt sich niederließ und den Namen davon annahm, so kam nicht allein diese Stadt, sondern auch das nahe Bessungen mehr in Aufnahme, welches nun ein volkreicher und nahrhafter Ort von 147 Häusern und 1261 Bewohnern ist. Mehre schöne Gebäude findet man darin, das größte ist aber die Kavalleriekaserne. Eine besondere Zierde für Bessungen sind die beiden landesherrl. Gärten, welche rechts und links das Dorf begränzen, der alte oder große Bessunger Garten mit prächtigem Orangeriegewächshause ꝛc. u. der kleine Bessunger- oder Landgrafen-Garten, mit mannigfaltigen Anlagen. (*Dahl.*)

Bestätigen in der Jägerei, u. Bestätigtes (weniger richtig Bestätigungs-) Jagen, s. Leithund u. Jagen.

BESTÄTIGUNG (Confirmatio judicialis), ist diejenige obrigkeitliche Handlung, welche zur Giltigkeit eines bestimten Rechtsgeschäfts, entweder gesetzlich vorgeschrieben ist, oder zur mehrern Sicherheit desselben von den Interessenten nach Gutdünken verlangt werden kann. Zu der ersten Art gehört, z. B. die Bestätigung eines Vormundes, und nach den Territorialrechten, die Bestätigung gewisser Kontrakte, z. B. unter den Bauern, Bürgern und andern Ständen, die Bestätigung von Ehestiftungen, Hypothekbestellungen, u. dgl. Zu der letztern die nachgesuchte Bestätigung jedes Rechtsgeschäfts, dessen Vollziehung durch den Hinzutritt der Obrigkeit eine größere Sicherheit, so wie das Geschäft selbst eine größere Glaubwürdigkeit erhalten soll. Die Frage, ob ein Rechtsgeschäft, welches gesetzlich der obrigkeitlichen Bestätigung bedarf, durch den Mangel derselben, eo ipso nichtig oder ungiltig sey, oder ob auf Bewirkung der Bestätigung von dem einen Interessenten gegen den andern geklagt werden könne? läßt sich nur aus Territorialgesetzen entscheiden; als besondre Grundsätze über die Ertheilung von Bestätigungen und deren Wirkungen lassen sich nur im allgemeinen angeben: 1) daß jede Bestätigung das Vorhandenseyn eines wirklich schon abgeschlossenen Rechtsgeschäfts voraussetzt; 2) daß sie niemals zum Nachtheil des Dritten (salvo cujuscunque tertii jure) geschehen darf; 3) daß, falls sie den Gesetzen gemäß ertheilt worden ist, alle und jede Einreden gegen das Rechtsgeschäft selbst, sie mögen einen Namen haben, wie sie wollen, hinwegfallen. (*Spangenberg.*)

BESTÄTUNGSURKUNDEN, setzen ihrem Begriffe nach immer die Handlung eines andern voraus, welcher dadurch mehr Kraft, Dauer und einen Schuz gegen Entziehung oder Schmälerung der daraus herfließenden Rechte für die, zu deren Vortheil die erste oder Haupturkunde über die Handlung ausgefertigt worden, gewähren soll.

Von Bestätigungen kann in mehren Rücksichten die Rede, und sie können besonders ein Gegenstand rechtlicher Erörterungen, z. B. über die Frage seyn, in wiefern eine Handlung zu ihrer fortwährenden Giltigkeit der Bestätigung oder Genehmigung eines Dritten nothwendig bedürfe? und über mehre andre dergleichen auch in das Stats- und Völkerrecht einschlagende Fragen. Hier ist indessen nur Zweck, geschichtlich und in Beziehung auf Urkunden wissenschaftlich davon zu handeln, da nicht leicht ein Archiv seyn wird, in welchem nicht Bestätigungsurkunden in Menge angetroffen werden, am häufigsten in Stifts- und Klosterarchiven. Von der Mehrzahl derselben läßt sich wol behaupten, daß sie ganz überflüssig gewesen, insofern auf den Anfang zurück gegangen und bei Entscheidung über die Nothwendigkeit einer Bestätigung nur darauf Rücksicht genommen wird, ist die erste Handlung nicht für sich schon rechtsbeständig und fortwährend giltig, auch die darüber ausgestellte Verschreibung glaubwürdig und ohne wesentliche Mängel? Daß dennoch an sich nicht durchaus nothwendige Bestätigungsbriefe von der einen Seite so häufig gesucht worden, daß auf der andern Seite von jeher eine große Bereitwilligkeit in deren Ertheilung Statt fand, die oft in Misbrauch ausartete, davon lassen sich mehre Ursachen angeben. In Zeiten, wo Gewalt und Willkür herrschend sind, wo die Heiligkeit der Rechte und des erworbenen Eigenthums, die Unverletzlichkeit der Testamente und Stiftungen, dem Eigennuz und andern Nebenabsichten, die dann gewöhnlich die Larve des sogenanten gemeinen Wohls verstecken, nur zu häufig von jeher weichen mußten, drängen sich gar leicht Besorgnisse auf, selbst das unter einem solchen Vorwand sich entzogen zu sehen, dessen Besitz durch altes urkundliches Recht genugsam versichert scheint. Darum wird oft gegen Schaden und Verlust, durch Bestätigungen, Schuz bei dem Erben und Nachfolger gesucht, wäre dieser gleich ohnedies die Handlungen des Erblassers oder Vorgan-

Digitized by Google

gers bestehen zu lassen verpflichtet. — So ließ sich besonders die Geistlichkeit sehr gern ihr Eigenthum, ihre Freiheiten und Rechte, oft im Allgemeinen, oft mit Aufzählung derselben, wenn sie gleich seit undenklichen Zeiten im Besitz der meisten gewesen, oft nur in Rücksicht einzeler Erwerbungen, durch Schenkung, Kauf u. s. w. von Kaisern und Königen, oder auch von den Großen, in deren Gebiet ein Gut lag, bestätigen, obwol es ohnehin Pflicht des Reichsoberhauptes war, jeden bei seinen Rechten, bei seinem Eigenthum zu schützen, auch rechtlich eine Schenkung der Voráltern, oder Vorfahren von den Bestätigenden ohnedies nicht eingezogen werden konte. — Die Geistlichkeit hatte aber auch bei den Bestätigungsgesuchen gar oft eine Nebenabsicht. Denn sie gaben häufig Anlaß, den Bestätigenden zu neuen Freigebigkeiten zu bewegen. So sagt K. Heinrich IV. 1063: „Heinricus — Rex. Omnibus — notum esse volumus, qualiter dil. *Pater noster* p. m. H. Imp. Aug. tale *praedium* quale habuit in loco Eoghardtasrode ad Monasterium — S. Mariae — *in proprium tradidit* — hancque traditionem patris nostri — confirmavimus *silvamque* — etiam *addidimus* et prof. ecclesiae in proprium — tradidimus etc." und Pfalzgraf Albert 1164: „donationem — bonorum — quos *pater* meus p. m. Fridericus, seu *mater mea* Lucardis *contradiderunt*, aut *ego* cum eis vel sine eis — *contuli* ecclesie — *consensu approbo*, eorumque dationi et mee *per hec scripta confirmationis manum appono*." Er zählt dann die geschenkten Güter einzeln auf mit dem Zusatz: „item duos mansos — dum — sepulture patris mei interessem — super altare optuli." — Auf Seiten der Bestätigenden fand sich eben so von jeher große Bereitwilligkeit, dem Ansuchenden willfährig entgegenzukommen, andern auch wol unnütze und überflüssige Bestätigung aufzudringen. Den Päpsten z. B. war nichts erwünschter, als die Handlungen weltlicher Herren, selbst der Kaiser und Könige, wozu diese wol selbst die Veranlassung gaben, oder darum nachsuchten, zu bestätigen, um dadurch ihr Ansehen zu vermehren, und sich als die oberste Macht in der Christenheit darzustellen. Die Anmaßung ging wol so weit, daß sie den von den Stiftern oder Wohlthätern einer Kirche ꝛc. selbst ausgewirkten Bestätigungsbriefen verbietende und mit geistlichen Strafen drohende Clauseln einrückten, wenn sie sich einige Rechte über die von ihnen gestiftete oder bereicherte geistliche Körperschaft auszuüben unterfangen, oder Eingriffe in deren Vermögen zu thun sich erlauben würden. So untersagen die Päpste ausdrücklich in ihren, von den Ottonen selbst ausgewirkten, Bestätigungsbriefen des von diesen errichteten und sehr bereicherten Stifts Quedlinburg, sich irgend in die Angelegenheiten des Stifts, z. B. die Äbtissinwahlen, einzumischen, oder ihr Vermögen anzugreifen ꝛc. — Dabei ward denn doch auch bei dergleichen Bestätigungen der Vortheil der päpstlichen Kammer nicht vergessen, indem sich oft von einer solchen Stiftung ein jährlich an diese zu entrichtender Zins ausbedungen ward, der starken an die römische Datarie zu entrichtenden Confirmationstaxen nicht zu gedenken. — Weltliche Herren blieben hinter solchen erhabenen Vorbildern nicht zurück. Ward die Bestätigung von der Geistlichkeit gesucht, so begügten sich fromme Fürsten der frühern Zeit wol nur mit geistlichen Vergeltungen, mit zuversichtlicherer Hofnung künftigen Seelenheils („in remedium animae"), mit Erwartung eifriger Fürbitten („ut eo ardentius pro nobis eos exorare delectet"). — Frühe mögen die Weltlichen aber auch schon angefangen haben, den Glauben an die Nothwendigkeit und Wirksamkeit der Bestätigungen als neue Erwerbsquelle für die Zeitlichkeit zu benutzen. Selbst die Geistlichen mußten wol Opfer bringen, zumal wenn der erste Erwerbungstitel bedeutender Güter und Rechte etwas verdächtig war und eines Schleiers bedurfte, um die etwanigen Mängel zu bedecken und besorglichen Anfechtungen zuvorzukommen. So war es bei der vormaligen kaiserlichen- und Reichskanzlei Grundsatz geworden, daß bei eintretenden Regirungsveränderungen teutsche Reichsfürsten, neben der Erneuerung der Belehnung, wenn sie Reichslehen besaßen, auch noch um die Bestätigung ihrer Regalien nachsuchen und eine besondere Urkunde darüber mit Erlegung schwerer Taxen lösen mußten, obwol sie und ihre Vorfahren Jahrhunderte lang im Besitz der Ausübung gewesen waren, und den Kaisern die Befugniß sie einzuziehen nicht mehr zustand. So wurden in manchen teutschen und andern Ländern Bestätigungen in Fällen gesetzlich zur Nothwendigkeit gemacht, woran früher gar nicht gedacht worden war, und wo sie auch nach gesunden Rechtsgrundsätzen gar keinen Nutzen gewähren können. Und da in manchen Fällen die Vermehrung der Einkünfte auch nur der Hauptzweck war, so ist klar, daß unter dem Namen: Confirmationstaxen nur eine neue Besteurungsart hat eingeführt werden sollen.

Die Art Bestätigungen zu ertheilen und die Form der Bestätigungsbriefe war übrigens von jeher und ist noch, je nachdem es der Gegenstand, oder auch wol nur der Kanzleigebrauch mit sich bringt, sehr verschieden. Einige ältere Bestätigungsformeln sind oben schon vorgekommen. Zuweilen wird das früher geschehene erzählend angegeben, und die Bestätigung desselben kurz beigefügt. So K. Wilhelm 1247: „Cum decedente Symone — decima quam — ab ecclesia — de Middelburg titulo feodi possidebat, ad ipsam sit ecclesiam per excadentiam devoluta, — decimam eandem dicte eccl. auctoritate regia *confirmamus* etc." — oder indem er 1248 dem Kloster Thosan bei Brügge die von seinem Vater Florenz erhaltenen Privilegien bestätigt: „ad imitationem genitoris nostri — terram quam in Dominio nostro — hactenus legitime possederunt — ipsis regio patrocinio confirmamus." Und Kaiser Rudolf I. 1280: „Nos — integritatem legalitatis etc. — quibus — Joh. de Hannonia — nos et S. R. amplexatur Imperium grate contemplacionis oculo contemplantes, sibi omnes terras et feoda — que a nobis et a S. J. debet habere — ex debito regie potestatis confirmamus." — Dagegen geschahe es häufig, wie auch heut zu Tage noch üblich ist, daß wenn es besonders auf Erneuerung und Bestätigung früherer Verschreibungen oder Privilegien ankam, die ältere Urkunde wörtlich eingerückt ward. So K. Adolf v. Nassau 1293: „Adolfus etc. Literas — Rudolfi quondam R. R. — non cancellatas, non abolitas, nec in ali-

Digitized by Google

qua sui partes suspectas, sub vero Sigillo suo sigillatas vidimus — tenorem qui sequitur continentes. Nos Rudolfus — — Dat. Wormat. — 1282. — Nos igitur Adolfus — Eberhardi Com. de C. — devotis precibus favorabiliter inclinati, obligationem — thelonei Boppardiensis — approbantes — easdem literas hiis nostris — inserentes — innovamus et pres. scripti patrocinio confirmamus." und K. Albrecht I. 1300: „Nos Albertus — profitemur quod literas — Rudolfi R. R. — genitoris nostri — Eberh. Com. de C. — traditas — vidimus et audivimus in hec verba: Nos Rudolfus etc. Dat. Basil. — 1289. — Nos itaque — presens scriptum — approbamus, innovamus, confirmamus etc. — —" oder Kaiser Leopold I. 1687: „Wir Leopold — bekennen — nachdem Uns — Joh. Georg — Herz. zu Sachsen — zu erkennen geben lassen, wie Kaiser Max. I. dem Churfürstl. Hause zu Sachsen eine Anwartung auf das Fürstenthum Lauenburg — verschrieben — — welcher Expectantzbrief von Worten zu Worten also lautet: Wir Maximilian — geben — zu Constantz 25. Jul. 1507. — — das haben Wir angesehen ꝛc. und den — Brief alles seines Inhalts — confirmiret und bestätiget, confirmiren und bestätigen auch denselben hiermit von Röm. Kais. Machtvollkommenheit u. s. w." — Zuweilen ward auch wol, doch selten, unter die vorgelegte ältere Urkunde eine kurze Bestätigungsformel beigeschrieben und diese dann von dem Bestätigenden durch Unterschrift oder Besigelung vollzogen. In der Art werden heut zu Tage gewöhnlich Kauf- und Pfandbriefe ꝛc. von den Gerichten bestätigt, und diese gerichtliche Bestätigungen, welche an die Stelle der ehemaligen gerichtlichen Investituren oder Traditionen getreten, sind eigentlich solche, welche hauptsächlich Nuzzen haben, indem sie das Eigenthum sichern und Betrug verhüten. Nur möchte bei diesen an manchen Orten wol gefragt werden: wozu dient die Bestätigung des Gerichts, wenn der Landesherr selbst der Verkäufer ist, und seine Verwaltungsbehörde auch schon bestätigt hat? — doch wol nur zur Bereicherung der Kasse durch die hohe Confirmationstaxe. — Eine der seltensten Bestätigungsarten ist die, daß der Erbe oder Nachfolger sein Sigel der Urkunde seines Vorfahren anhängt, um damit seine Zustimmung zu bezeugen. Sie ist doch darum zu merken, weil eine ältere Urkunde leicht für falsch angesehen werden konte, obwol sie es nicht ist, wenn sich ein neueres Sigel daran befindet. (*v. Arnoldi.*)

Bestandtheile, s. Grundstoffe.

BESTECHUNG (crimen barattariae im engern Sinne, zuweilen auch repetundarum genant), ist das von Statsbeamten durch rechtswidrige Annahme eines in Beziehung auf die Amtsverbindlichkeit von Andern gegebenen Vortheils oder eines deswegen geleisteten Versprechens begangene Verbrechen; durch Gerichtsgebrauch und einige von gewissen Fällen sprechende Gesetzesstellen und neuere Gesetzgebungen ist aber auch dies Verbrechen auf andere Nichtstatsbeamte ausgedehnt worden, welche an Statsbeamten Bestechung verüben. Für das gemeine Recht fehlt es an erschöpfenden Bestimmungen, da das römische crimen repetundarum nur auf die Statthalter der römischen Provinzen und das ihnen untergeordnete Personal sich bezog und nicht blos unerlaubtes Geschenknehmen, sondern auch Erpressungen unter sich begriff [1]), da die Strafbestimmungen der lex Julia, welche den Pandektenbestimmungen zum Grunde liegt, nur errathen werden müssen [2]) und selbst in den Pandektenstellen [3]) das crimen repetundarum in dem weiten im römischen Rechte einmal begründeten Sinne genommen wird, auch einzele Stellen [4]) beweisen, daß selbst einigen Beamten, Geschenke in bestimtem Maße von den Untergebenen anzunehmen, erlaubt war, da auch sich nicht nachweisen läßt, auf welche Art der Beamten die in den Pandekten vorkommenden Bestimmungen gingen [5]). Nur in Ansehung der Richter [6]), welche sich bestechen ließen, wo auch durch Bestechung selbst der specielle Eid verletzt, die nothwendige Unparteilichkeit aufgehoben wurde und wo der Gesichtspunkt hervortrat, daß einer der streitenden Theile dadurch an seinen Rechten verletzt, oder in Criminalsachen die wichtigsten Bürgerrechte bedroht wurden, schien eine strenge und feste Strafbestimmung gegolten zu haben. Davon daß jeder, welcher einen Beamten bestach, auch immer wegen Bestechung bestraft worden wäre, komt nichts in den Gesetzen vor; nur insofern als Richter bestochen wurden, wodurch der Bestechende die Unparteilichkeit und Rechtsgleichheit zu vernichten und durch Betrug den Gegner zu besiegen suchte, trat Strafe und zwar die des Falsums ein [7]); bei dieser Lückenhaftigkeit der Bestimmungen war dem Gerichtsgebrauche und der Doktrin der Versuch, eine Regel aufzustellen, vorbehalten. Die peinliche Gerichtsordnung schwieg und mußte es, da erst später in Teutschland sich ein festes Statsbeamtenverhältniß ausgebildet hatte. In den Gesetzen der fränkischen Periode kommen zwar Strafsanktionen vor [8]), unter welchen die der Bajuvarier [9]) die sachgemäßesten und einfachsten sind, welche auch im Mittelalter noch fortdauerten, wie sich aus dem Schwabenspiegel ergibt [10]). Soviel ergibt sich aus dem Schweigen der Partikulargesetze und aus der Sprache der Gewohnheitsrechte, daß nach der älteren teutschen Rechtsansicht die Bestechung nicht zu den schweren Verbrechen gezählt wurde. In den Reichsgesetzen beziehen sich die Bestimmungen [11]), deren gesetzliche Kraft selbst nach der Art ihrer Entstehung bestritten werden kann, auf das Personal des Kammergerichts; nur insofern sind sie wichtig, als sie das gemeine Recht bestätigen, und als regelmäßige Strafe außer der Amtsentsetzung die der dreifachen Wiedererstattung des Empfangenen anordnen. Bei dem Schwanken der Meinungen [12]) der Rechtslehrer leitet den Juristen die aus den einzelen Stellen zu abstrahirende Rechtsansicht des römischen Rechts in dieser Lehre, so lange bis ein Par-

1) Feuerbach Themis oder Beitr. zur Gesetzgebung S. 197. 2) *Schultzing* jurisprud. antejust. p. 525. 3) L. 7. §. 3. D. ad leg. jul. repetund. 4) L. 6. §. 3. D. de offic. proconsul. l. 18. D. de officio praesid. 5) Nach Roßhirt's Lehrb. des Crim. R. S. 544. gingen sie auf alle Beamte. 6) L. 7. D. ad leg. Juliam repet. nov. 124. 7) L. 1. §. 2. L 13. l. 21. l. 33. D. ad leg. Corn. de fals. 8) Edict. Theodor. §. I. leg. Wisigoth. lib. XII. tit. 1. §. 2. Ripuar. tit. 88. 9) Leg. Baiuva. tit. II. cap. 18. 10) Schwabenspiegel Kap. 12. §. 75. Nr. 5. 11) Visitationsabschied des Kammerg. v. 1713. §. 46. 12) S. Tittmann Handbuch II. Thl. S. 296. Feuerbach Lehrbuch §. 478. Roßhirt Lehrb. §. 248.

Digitized by Google

tikulargesetz in einem Lande eine andre Bestimmung enthält; darnach wird 1) von dem Nichtstatsbeamten der einen Statsbeamten, welcher nicht Richter ist, besticht, kein Verbrechen der Bestechung begangen; und es kann auch ein solches nicht angenommen werden, weil man etwa den Bestechenden (gewiß mit Unrecht) [13]) als den intellektuellen Urheber der Bestechung, die der Beamte begeht, betrachten will; 2) dagegen ist jeder, welcher einen Richter besticht, ohne Rücksicht darauf, ob der Richter zur Erfüllung oder Verletzung seiner Amtspflicht bewogen werden sollte, als Falsarius strafbar, und leidet die Strafe, welche in einem Lande auf Falsum gesetzt ist, mit Rücksicht auf die besondern Umstände des Falls. 3) Bei den Beamten muß der Richter von dem administrativen Beamten unterschieden werden; der Richter, welcher sich irgend einen Vortheil von den Parteien versprechen läßt, auf ernstliche Weise die Annahme des Versprechens erklärt oder den Vortheil annimt, um dem Bestechenden durch sein Amtsverhältniß zu nützen, ist der Bestechung schuldig, leidet Amtsentsetzung, eine bedeutende Vermögensstrafe, und wenn im Strafprozesse ein Unschuldiger dadurch verurtheilt wurde, die Strafe, welche in den Landesgesetzen den falschen Zeugen in solchem Falle trifft. 4) Administrative Beamte leiden nur Strafe wegen Bestechung (da der Gerichtsgebrauch doch kein Gesetz surrogiren, und eine nicht strafbare Handlung zur strafbaren stempeln kann) a) wenn in dem Lande ausdrücklich die Strafe der Bestechung auf sie ausgedehnt ist, b) oder der Amtseid darauf ging, daß kein Geschenk angenommen werden darf, oder c) wenn der Beamte durch die Bestechung sich bewegen ließ, gegen die Wahrheit und gegen sein Wissen eine gesetzwidrige Handlung zu begehen, oder eine strafbare Handlung einer Privatperson zu begünstigen oder zu ignoriren, oder ein falsches Zeugniß auszustellen, z. B. bei der Militärkonscription jemandem, der gar nicht das körperliche Gebrechen hatte, Zeugnisse wegen angeblich vorhandenen Gebrechens auszustellen und ihn von der Konscription zu befreien. Die Strafe des Falsums wird hier leicht analogisch Anwendung leiden. Von neuern Gesetzgebungen ist die Preußische [14]) und Baierische [15]) vorzüglich umfassend. Die erste unterscheidet, ob ein Statsbeamter, der nicht Justizbediente ist, bestochen wird, in welchem Falle er mit Strafe des 4fachen Ersatzes und nur bei Pflichtwidrigkeit mit Cassation oder Gefängniß bestraft wird. Wird der Justizbediente bestochen und zwar in Fällen, die keinen Prozeß betreffen, so ist die Strafe wie bei andern Statsbeamten; Bestechung im Prozesse zieht Amtsentsetzung oder Festungsstrafe nach sich; der Bestechende leidet nur Strafe, wenn er Gerichtspersonen besticht. Das baierische Gesetzbuch, welchem schon ein strenges Gesetz vom 9. Juni 1807 [16]) vorausging, unterscheidet nicht die Statsbeamten, straft mit Dienstentsetzung jeden Statsbeamten, der sich durch Bestechung zu einer Handlung verleiten läßt, welche den Gesetzen des Stats, den Rechten Anderer oder unbezweifelten Amtspflichten widerspricht. Der Bestechende leidet Strafe des zweifachen Werths des gegebenen oder angebotenen Vortheils und bei Verleitung zur pflichtwidrigen Handlung 1 bis 6 monatliches Gefängniß; jeder Statsbeamte muß selbst binnen 3 Tagen bei Verlust monatlicher Besoldung, jeden der ihn zu bestechen versucht, anzeigen, und das eidliche Zeugniß des Beamten macht vollen Beweis. (*Mittermaier.*)

13) Neues Archiv des Crim. R. III. Bd. S. 134. 14) Preuß. Landrecht II. Thl. Tit. 20. §. 360 — 70. 15) Baierisch Strafgesetzb. I. Thl. §. 355. — 443. 16) Feuerbachs Themis S. 229.

Besteck, s. Instrumente.

BESTHAUPT, (**optimum caput, optimale**). Die einfachste, auch wol die richtigste Herleitung des Worts Besthaupt, wonach damit das beste Stück aus der Verlassenschaft eines zu dieser Abgabe Verpflichteten bezeichnet wird, erhält durch die oben angegebene Übersetzung der Urkundenschreiber in das Latein des Mittelalters ihre vollkommene Bestätigung. Damit stimt auch das **melius caballum** bei Dufresne überein, wodurch noch genauer das beste oder bessere Stück Vieh bezeichnet wird. Denn Vieh war in der Regel wol das vorzüglichste, was in dem Nachlaß eines zum Besthaupt Verpflichteten zu finden war. Darum mag aber doch die erste Sylbe Best wol nicht, wie das Scherz-Oberlinsche Glossar zu thun geneigt scheint, auf **bestia**, oder das niederteutsche **beest**, Thier, zu beziehen seyn, wenn gleich eine Urkunde von 1232 bei **Matthaei de Nobil.** vielleicht nur durch eine unrichtige Lesart t'Beestehooft statt t'beste hoofd hat. Denn nicht selten ward auch das beste Kleidungsstück, als Besthaupt genommen, daher auch Wachter in dem oft gleichbedeutenden Wort: Hauptfall, das Haupt nicht auf den Kopf eines Thiers („**capitalis non a capitibus optimi pecoris**"), sondern auf das Vorzüglichste in dem Nachlaß eines Leibeigenen bezogen haben will. —

Als Synonym von Besthaupt kommen vor: Baulebung, Beutelrecht, Budtheil, Gelaß, Erbfall und Erbrecht, Fall, Gewandfall, Gerade, Hauptfall und Hauptrecht, Kör- oder Kurmede, Todtenfall, Trauerrecht, Weidmal, und wol noch mehre; im Lateinischen aber außer den oben schon angegebenen, **ius bidellae, manus mortua, mortalia, mortalagium, morticinium, mortuarium, census ultimus, exheredatio**, u. a., welche meistens aber mehr Gattungsnamen sind, wogegen Besthaupt eigentlich nur eine Art bezeichnet. Es liegt nämlich bei diesen verschiedenen Ausdrücken als allgemeiner und Hauptbegriff ein Recht zum Grunde, an dem Nachlasse eines Verstorbenen einen gewissen Antheil zu nehmen, wenn gleich der Theilnehmende weder natürlicher noch Testamentserbe ist; ein Recht, welches selbst Kirchen, Stifter und Klöster an der Verlassenschaft verstorbener geistlichen Personen, oder auch ihrer Eigenhörigen und Dienstleute, übten, daher dann auch Dufresne zu behaupten versucht ist, Laien hätten dieses eigentlich nur geistliche, oder kirchliche Sterbfallsrecht, wie wol andre Rechte, von der Kirche usurpirt. — Mit mehr Zuverlässigkeit ist indessen der Ursprung desselben in der vormaligen Leibeigenschaft, oder für den, welcher Kindlingers Lehrbegriff von Hofverfassung und Hörigkeit allgemein und für ganz Teutschland annimt, in der sogenanten Hörigkeit, zu finden. In jenem Falle ward in alten Zeiten von dem Grundsatz ausgegangen;

Digitized by Google

der unfreie Mensch, für seine Person und mit seinen Kindern Eigenthum eines Herrn, kann streng genommen kein Eigenthum haben, oder erwerben. Mag ihn doch der Herr verkaufen, vertauschen, verschenken, ihn, wenn er sich der Herrschaft ohne deren Willen entziehet, verfolgen, und wo er ihn innerhalb Jahr und Tag findet, wieder zurück führen. Was nach seinem Tode bei ihm gefunden wird, ist also auch Eigenthum seines Herrn, und seine natürlichen Erben müssen es, als besondere Gnade erkennen, wenn ihnen ein Theil des Nachlasses verbleibt. — Kindlingers höriger Mann war in einer fast gleichen Lage. Was dorten dem Leibsherrn zustand, wird bei diesem dem Hofe, der Hofs- oder Dorfgemeinde, und dem Oberhofe beigelegt, zu denen er gehörte. — In jedem Falle hatte bei dem Leibs- oder Gutsherrn eine Art von Beerbungsrecht an dem Nachlaß des Leibeignen oder Hörigen Statt. Es mag solches auch in den frühesten Zeiten mit einiger Strenge ausgeübt worden seyn. Doch traten bald einschränkende Bestimmungen dieses Erbrechts ein, durch mildere Gesinnungen der Berechtigten, auch wol durch Berücksichtigung eignen Vortheils, und anderer nicht mehr bekanten Umstände. So hatten die Leibsherrn schon angefangen, ihren eignen Leuten, früher auch das Hausgesinde, besondere Wohnungen und Grundstücke, welche sie bauen und wovon sie sich nähren mußten, mit Vorbehalt ihrer Dienste, auch wol eines geringen Zinses, einzuräumen, oft wol nur in der Absicht, sich damit des lästigen Aufenthalts und der Ernährung ganzer Familien im eignen Hause zu endledigen. Hätten sie bei einem Sterbfall ihr Erbrecht in seiner ganzen ursprünglichen Ausdehnung geltend machen, der hinterbliebenen Familie den ganzen Nachlaß wieder entziehen wollen, so wäre ihnen damit auch die ganze Last der Ernährung derselben wieder zugefallen, und dabei in den meisten Fällen wenig gewonnen worden, eher Schaden erwachsen. Lieber begnügten sie sich mit einer geringeren Abfindung, die zuletzt kaum etwas mehr als Anerkennungszeichen des alten Beerbungsrechts war. — Alles was hier von Leibeignen oder Hörigen gesagt worden, galt auch in gewissem Betracht bei den Dienstmannen (Ministerialen), und selbst einigermaßen bei manchen Lehnmannen. —

So verschieden aber auch die oben angeführten Ausdrücke und Benennungen waren, womit in verschiedenen Ländern und Gegenden das Sterbfalls- oder Erbrecht bezeichnet ward, so mannigfach waren auch die bei dessen Ausübung eintretenden Modificationen, wonach etwa nur die Hälfte, oder ein noch geringerer Theil des Nachlasses abgegeben werden mußte. — Als eine solche Ermäßigung ist dann auch das

Besthaupt, oder das eigentliche Synonym desselben, die Körmede anzusehen, in welcher Benennung schon der Begriff von Auswahl liegt, indem Köre oder Küre eben so viel als Wahl ist, Mede, Miete aber einen Zins, besonders eine durch Übereinkunft bestimte Abgabe bedeutet. — Unter Besthaupt ist nämlich ein für den Berechtigten aus dem beweglichen Nachlaß des Pflichtigen ausgewähltes Stück zu verstehen, welches dem ersten vermöge des Sterbfallsrechts zufiele. Gewöhnlich bestand solches in dem besten Pferd, oder einem andern Stück Vieh, oft auch aus dem besten Kleidungsstück des Verstorbenen, oder, wie es die alten Briefe häufig bestimmen, aus dem Kleide, in welchem der Verstorbene die Kirche und die Märkte besucht hatte. Doch konten auch Geld und andre Sachen aus der fahrenden Habe gewählt werden, woneben den Erben vielfältig die Einlösung des Besthaupts in einem bestimten Preis gestattet ward. Überall fand, wie bei dem Sterbfallsrecht überhaupt, so auch in Ansehung des Besthaupts, in der Sache selbst so wenig, als in der Art der Erhebung, eine Einförmigkeit Statt. Viel beruhte dabei auf Herkommen, auf gesetzlichen, oder vertragsweise festgestellten Bestimmungen. Hier waren Sachen ausgenommen, die nicht gewählt werden durften, dort ward die Bestimmung des Besthaupts einem Ungefähr, oder einer Art von Los überlassen. So mußte der Abt von Werden sich mit dem Pferde oder einem andern Stück Vieh begnügen, welches sein mit einem weißen Stabe, rückwärts in den Stall des Verstorbenen geführter Diener zufällig mit den Stabe berührte*). Anderwärts komt dagegen auch vor, daß Klöster nach Willkür das Beste aus einem Nachlaß herausnahmen und dann doch noch mit den Erben die übrige Masse theilten. Oft waren sie aber auch wieder so billig, für das Besthaupt sich mit einem Pfund Wachs abfinden zu lassen. — Überhaupt stand es, wenn nicht feste Bestimmungen vorhanden waren, in der freien Willkür des Berechtigten, ob er das Besthaupt in Natur nehmen, oder ob und wie er dasselbe von den Erben einlösen lassen wollte.

Daß Besthaupt eine auf der Person des Leibeignen, Hörigen, Dienstmanns ꝛc. ruhende Last war, ist wol nicht zu bezweifeln. Durch Freilassung hörte darum auch in der Regel die Verbindlichkeit zu dessen Entrichtung auf, wenn sie nicht ausdrücklich vorbehalten war. So revers̃irt sich in einer Urk. von 1289 **) ein Leibeigener des Peterstifts zu Mainz, welcher in die Bürgerschaft zu Frankfurt treten wollte, und zu Birgel gesessen war, daß dieses Bürgerrecht ihn nicht von Zinsen, Diensten, und bei eintretendem Falle vom Besthaupte befreien solle. Doch ward dieser Vorbehalt wahrscheinlich verheimlicht, und dem Aussteller von dem Stifte ein unbedingter Lasschein gegeben, weil ihn die Stadt sonst wol nicht in die Bürgerschaft aufgenommen hätte. Dieses Kunstgriffs mochte sich wol mehr bedient werden, wenn der Herr seinem Eigenhörigen den Einzug in eine Stadt zwar vergönnen, doch aber nichts dabei verlieren wollte. Es ist sonst nicht wol zu erklären, warum Städte sich noch besonders in ihren Städtebriefen gegen dergleichen Ansprüche eines Leibsherrn an ihren Bürgern sicherstellen ließen, wie Beispiele zeigen. So sagt LGr. Heinrich v. Hessen in einem ung. Freibrief für die Stadt Frankenau 1339, fer. 2. ante Vit.: „Concedimus quod *nullus* (nemo) *aliquem oppidanorum* nostrorum — *exhereditare* sive *optimale* ab eo *exigere* valeat.“ — Umgekehrt beurkundet aber auch Bischof Engebert zu Osnabrück in einer Urk. von 1239: „quod *homines attinentes Claustro* S. Mar. in Wadenhart taliter *in — civitatibus reci-*

*) Kindlinger Gesch. der Hörigkeit. S. 120.
**) Kindlinger a. a. O. S. 321.

Digitized by Google

pimus, quod dicta eccl. *jure suo in suis litonibus non privetur.*" —

Ungeachtet aber der Regel nach das Besthaupt auf der Person ruhte, so kommen doch Fälle vor, wo das Recht einen Sterbefall zu beziehen, als auf ein Grundstück radicirt erscheint. In der unten angeführten Kindlingerschen Schrift finden sich darüber zwei Urkunden von 1247 und 1254, durch die erste erlaubt der Abt und Convent zu Seligenstadt, daß gewisse Güter, welche die Besitzer erblich von dem Kloster inne hatten, von diesen an das Kloster Aulesburg auf immer abgetreten werden durften, doch mit dem Vorbehalt: Aulesburg mußte jederzeit einen Pachter oder Verwalter auf das Gut setzen, welcher das Herkömliche davon nach Seligenstadt zu leisten hatte, und bei dessen tödtlichem Abgang auch der Sterbfall dahin entrichtet werden mußte. — Nach der zweiten Urkunde geben zwei Brüder von Adel eine ihnen zustehende Hube Landes mit Weinbergen bei Gelnhausen dem Kloster Hegene (Hain) pfands- und pachtweise zur Bewirthschaftung durch die Klosterbrüder hin, und behalten sich dabei außer dem jährl. Zins, auch das Besthaupt aus. Weil aber das Kloster nicht ausstirbt, so wird der Fall der Entrichtung auf den Tod des jedesmaligen Klosterökonomen oder Verwalters („magister grangiae") bestimt, bei dessen tödtlichem Abgang die Eigenthümer das beste Pferd, mit Ausnahme dessen, welches der Verstorbene selbst zu reiten pflegte, auswählen durften. Der magister grangiae ward also im Tode der Repräsentant seines Klosters. Damit aber die schlauen Klostergeistlichen den Eintritt des Sterbefalls nicht etwa möglichst weit hinauszusetzen versuchen möchten, indem sie dem abgelebten Verwalter einen jüngeren rüstigen noch vor seinem Tode hätten zum Nachfolger geben können; so gebrauchten die Eigenthümer die Vorsicht, noch weiter sich auszubedingen, daß auch der Tod eines emeritirten magistri grangiae für einen Sterbfall gelten, also auch ein Besthaupt an sie entrichtet werden müsse. —

In Ländern, wo im Allgemeinen, oder doch in einzelen Landestheilen und einzelen Orten, bis auf die neuesten Zeiten, Leibeigenschaft, wenigstens dem Namen nach, aber auch kaum mehr, als dem Namen nach, bestand, wie z. B. in den Rhein- und Lahngegenden, blieb auch die Erhebung des Besthauptes, wie von Alters hergebracht war, üblich, wenn ein Hausvater, der in die Klasse der Eigenleute gehörte, verstarb. Es war aber auch fast nur noch der Name. An eine Naturalerhebung war schon lange nicht mehr gedacht worden. Die Vergütung von einigen Gulden, welche für ein Besthaupt zur Kasse floß, kam dem Werth eines Stücks Vieh bei weitem nicht gleich, am wenigsten des besten oder eines vorzüglichen im Nachlasse. Mit der Einwanderung liberalerer Grundsätze aus Frankreich nach Teutschland, verschwanden indessen Besthaupt und andere dergleichen Überbleibsel aus der alten, sogenanten rohen, Zeit. Sie wurden unserer verfeinerten nicht mehr angemessen gefunden. Doch liegt die Veränderung mehr im Namen, als im Wesentlichen, und wer möchte daran zweifeln, daß die Nachkommen vormaliger Leibeigenen, könte ihnen die Wahl gelassen werden, ihre jetzige sogenante Freiheit gern wieder mit einer meist weniger drückenden Knechtschaft ihrer Altvorderen vertauschen würden. — (*v. Arnoldi.*)

Bestia, röm. Tribun u. Konsul, s. Gracchische Unruhen u. Jugurtha.

BESTIMESSARAS, eine Provinz auf der ostafrikanischen Insel Madagascar, von der schönsten Volksrasse dieser Insel bewohnt. Sie wird von den Europäern am häufigsten besucht, weil sie den Hafen Faulpointe hat, wo die Araber einen beträchtlichen Handel mit Sklaven treiben. In dieser Provinz besaßen einst die Franzosen die Niederlassung la Palissade. (*Hassel.*)

BESTIMT (determinatum), im Gegensatze des Unbestimten und Willkürlichen, ist das, was nur so und nicht anders gedacht, oder genommen werden kann oder darf, wobei also jeder Spielraum ausgeschlossen ist; z. B. bestimter Ausdruck; bestimtes Gesetz. In der Mathematik komt das Wort „Bestimt" vorzüglich in einer doppelten Beziehung vor: 1) in der Analysis, wo eine bestimte Aufgabe diejenige heißt, die so viele Bedingungen ausspricht, daß entweder nur ein einziger Werth, oder eine bestimte Anzahl von Werthen für eine oder mehre unbekante Größen gefunden werden kann. Im ersten Falle ist die Aufgabe ganz, im zweiten Falle nur zum Theile bestimt; — 2) in der Geometrie, oder in der sogenanten geometrischen Analysis, welche algebraische Aufgaben durch geometrische Konstruktionen lösen lehrt, wohin denn überhaupt die Aufgabe des bestimten Schnittes (Sectionis determinatae, διωρισμενης τομης) gehört. Besonders berühmt ist die generelle Aufgabe: wenn 2 oder mehre Theilpunkte einer geraden Linie gegeben sind, einen solchen Theilpunkt zu finden, daß die unter den Theilen konstruirbaren Quadrate oder Rechtecke ein gegebenes Verhältniß zu einander, und alle Punkte irgend eine bestimte Lage gegeneinander haben. Apollonius schrieb hierüber nach Pappus Nachricht (in der Vorrede zum 7. Buche seiner mathematischen Samlungen) 2 verloren gegangene Bücher, die von Rob. Simson am besten wieder hergestellt und noch mit 2 eigenen vermehrt wurden (man s. dessen Opera reliqua, Glasguae 1776.). (*Schön.*)

Bestimmung, s. Mensch u. Schicksal.

BESTUSCHEW – Rjumin (Alexei Petrowitz, Graf von), Großkanzler des russischen Reichs, Senator u. s. w., war geb. zu Moskau den 22. Mai (2 Junius) 1693. Die Familie Bestuschew stamt aus England, von wo sie schon im 15. Jahrhunderte nach Rußland gekommen seyn soll. Jacob Gawrilowicz, der Sohn des Gabriel Best, welcher als der Stifter des russischen Zweigs dieser Familie genant wird, wurde vom Großfürsten Iwan Wasiliewicz zur Würde eines Bojaren erhoben, und schrieb sich zuerst Bestuschew, genant Ruma. Peter der Große ertheilte im J. 1701 auch seinen Nachkommen den Beinamen Rjumin. Jacobs Urenkel, Peter Michailowicz Bestuschew-Rjumin, wurde 1742 von der Kaiserin Elisabeth, nebst seinen Nachkommen in den russischen Grafenstand erhoben. Sein Sohn, Alexei, der in seinem Posten als Kanzler, unter Elisabeths Regirung, mächtigen Einfluß auf die großen Statsbegebenheiten seiner Zeit hatte, bildete sich schon unter Peters des Großen Regirung zum Diplomatiker. Er begleitete

Digitized by Google

diesen Monarchen auf seinen Reisen, war im J. 1712 Kavalier bei der russischen Gesandtschaft auf dem Friedenskongresse zu Utrecht, trat mit des Czaren Erlaubniß in kurbraunschweigische Dienste, und wurde Kammerjunker des Kurfürsten Georg, der ihn 1714 als Minister an den russischen Hof schickte, um dem Czar Peter seine Gelangung auf den englischen Thron anzuzeigen. Hierauf kehrte er zu Georg I. zurück und blieb in England bis 1717. Im Jahre 1718, trat er in russische Dienste, wurde Oberkammerjunker bei der verwitweten Herzogin von Kurland, Anna, nachmaligen russischen Kaiserin, und im J. 1720 Gesandter des Czaren am dänischen Hofe. Hier ließ er eine Gedächtnißmünze auf den Nystädter Frieden 1721 prägen [1]).

Die Kaiserin Anna schickte ihn im J. 1730 als ihren außerordentlichen Gesandten an den niedersächsischen Kreis, wo er zu Hamburg lebte und sich aus dem herzogl. holsteinischen Archive zu Kiel wichtige Originalurkunden zu verschaffen wußte. Im J. 1734 ging er als außerordentlicher Gesandter an den dänischen Hof, von wo ihn Anna, auf den Vorschlag des Herzogs Biron von Kurland, 1740 zurückberief und mit dem Range eines wirklichen geheimen Raths zum Kabinetsminister erhob. Bestuschew sollte nämlich dem Einflusse des Grafen Ostermann entgegen wirken. Auch brachte er es dahin, daß die Kaiserin dem Herzog Biron von Kurland, während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan, ihres Nachfolgers, die Regentschaft übertrug; als dieser aber, auf Münnich's Veranstaltung, durch die nunmehrige Großfürstin und Regentin Anna (Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel), Iwans Mutter, gestürzt und nach Sibirien verbant worden war, kam auch Herr von Bestuschew in Verhaft. Doch kaum hatte sich Elisabeth Petrowna auf den Thron geschwungen, so setzte sie ihn in Freiheit, erhob ihn auf L'Estocqs Rath zum Reichs-Vicekanzler und Senator, und stellte ihn den 15. Julius 1744 als Kanzler, an die Spitze der Geschäfte. In dieser Eigenschaft schloß er zur Beförderung des Friedens im Norden, mit Großbritannien den Allianztraktat zu Moskau den 11. Dec. 1742 [2]), worauf der Friede zu Åbo mit Schweden und die Bestimmung der schwedischen Thronfolge nach Rußlands Wunsche, den 6. August a. St. 1743, zu Stande kam, der wiederum eine Allianz zwischen Rußland und Schweden, die Bestuschew zu St. Petersburg, d. 25. Juni 1745, abschloß, zur Folge hatte [3]). Fast gleichzeitig hatte er mit dem Könige von Polen und Kurfürsten zu Sachsen, einen ähnlichen, vor dem Könige von Preußen aber geheim gehaltenen, Allianzvertrag, auf den Fuß des frühern vom Jahre 1733, zu St. Petersburg, d. 4. Febr. 1744, abgeschlossen [4]). Unterdessen erhob sich gegen den mächtigen Kanzler, um ihn aus seinem Posten zu verdrängen, eine starke Gegenpartei, die der Großfürst (nachmals Kaiser Peter III.), welcher den Grafen schon seit dem Vorfalle mit den holsteinischen Urkunden, leidenschaftlich haßte, durch den Vicekanzler Woronzow leitete; allein der kluge Bestuschew wußte sich zu behaupten, und bei der großen Unthätigkeit der Kaiserin entschied er fast unumschränkt alle Angelegenheiten des Reichs. Seine Hauptleidenschaft war jedoch nicht sowol Herrschsucht, als niedriger Eigennutz, und er soll [5]) gegen den König von Preußen vorzüglich deshalb eine persönliche Abneigung gefaßt haben, weil er von demselben für die versprochene, aber nicht gegebene Garantie des Dresdner Friedens eine bedeutende Belohnung, wie er gehofft, nicht erhalten hatte. Er ließ sich also leicht bewegen, den Entwürfen des östreichischen Statsministers Kaunitz, die auch der sächsische Premierminister Graf Brühl thätig beförderte, beizutreten. So wurde Bestuschew einer der Haupturheber des Bündnisses zwischen Östreich und Rußland vom 22. Mai a. St. 1746, dessen eigentliche Absicht in dem vierten geheimen Artikel ausgedrückt war und ganz allein Preußen betraf [6]).

Zu gleicher Zeit erneuerte Bestuschew, den Wünschen des wider Dänemark erbitterten Großfürsten entgegenhandelnd, den Allianz- und Garantietraktat [7]) mit Dänemark zu St. Petersburg den 10. Juni 1746, in welchem schon damals durch einen geheimen Artikel der lange nachher erst im Jahre 1773 ausgeführte Tauschplan, Schleswig und Holstein an Dänemark gegen Oldenburg und Delmenhorst abzutreten, von Seiten Rußlands eingeleitet wurde. Denn Bestuschew wagte es nicht, die unschlüssige Kaiserin zur sofortigen Vollziehung desselben zu bewegen, weil er den Großfürsten zu beleidigen fürchtete [8]). Dagegen trug er zum endlichen Abschlusse des Aachner Friedens wesentlich bei, indem er, nach Unterzeichnung eines Subsidienvertrags mit Großbritannien (St. Petersburg d. 23. Jun. 1747) und mit den Generalstaten (d. 30. Nov.), vorzüglich aber, nach Abschluß der Haager Konvention von 26. Januar 1748, eine russische Armee für Östreichs, Englands und Hollands Interesse aufstellte, welche in britischem und holländischem Solde stand, und unter Repnin, 37,000 Mann stark, bis gegen den Rhein vorrückte. Auch gelang es dem Kanzler Bestuschew, die preußische und die französische Partei, welche noch immer an Elisabeths Hofe dem östreichischen Interesse entgegen arbeitete, dadurch völlig zu beseitigen, daß er, mit Hilfe des Generals Apraxin, der ebenfalls einer der eifrigsten Widersacher der preußischen Partei war, das Haupt derselben, den Grafen L'Estocq, im Jahre 1748, stürzte [9]), worauf er die Kaiserin so sehr gegen Friedrich II. einzunehmen und zu erbittern wußte, daß nicht nur der ältere, von ihm selbst mit Großbritannien zum Schutze Hanovers, zu St. Petersburg am 30. Sept. 1755 [10]), aufs neue abgeschlossene

1) S. die Nachricht von dieser Münze in Büsching's Magazin I., S. 12. und II, S. 418. 2) S. *Schöll.* Hist. abr. des Traités de paix etc. XIII, S. 344. 3) Ebendaselbst S. 353. 4) *Schöll.* II, S. 344.

5) S. v. Dohm's Denkwürdigkeiten seiner Zeit. IV. S. 203. 6) Den Inhalt dieses geheimen zuerst in v. Herzberg's Recueil des déductions T. I, p. 30, abgedruckten, vierten Artikels, findet man auch bei *Schöll.* II, S. 398. fgg. und den ganzen Traktat in *Martens* Recueil, T. VIII, p. 272. 7) Dieser Traktat ist vollständig abgedruckt im *Schöll.* XIII, S. 355. fgg. 8) S. *Schöll.* XIII, S. 376. fgg. 9) Die Art, wie Bestuschew den Grafen L'Estocq durch Laurer beobachtete und dann durch Apraxin bei der Kaiserin verdächtig machen ließ, erzählt Büsching in s. Magazin II, S. 437. 10) S. *Schöll.* III, S. 13. fgg.

Digitized by Google

Allianz- und Subsidientraktat unvollzogen blieb, sondern auch, daß die Kaiserin, aus Haß gegen Friedrich II., am 31. Decbr. 1756 dem Traktate von Versailles, folglich dem Bunde Östreichs und Frankreichs gegen Preußen förmlich beitrat, und sich bald darauf durch die Konvention vom 22. Januar 1757, noch enger mit dem wiener Hof gegen diese Macht verband, auch der stockholmer Konvention, durch welche Schweden dem Bunde Östreichs und Frankreichs gegen Preußen beigetreten war, am 5. Nov. d. J. sich anschloß [11]).

In der nämlichen Zeit arbeitete Bestuschew an dem Plane, den Großfürsten, von dem er gehaßt wurde, von der Thronfolge auszuschließen, und diese auf dessen Sohn Paul, unter Vormundschaft der Mutter, der Großfürstin Katharina, deren Vertrauen er besaß [12]), zu bringen. Daher ließ er, als die Kaiserin Elisabeth im Jahre 1757 bedenklich krank wurde, eigenmächtig die russische Armee, welche eben unter Apraxin (s. dies. Art.) den Sieg bei Groß-Jägerndorf am 30. August 1757 erfochten hatte, aus Preußen zurückkommen, um dieselbe, wie einige Schriftsteller behaupten [13]), im Falle des Todes der Kaiserin, zu dem erwähnten Zwecke zu gebrauchen. Allein es ist wahrscheinlicher, daß der Großfürst Peter, der ein enthusiastischer Freund Friedrichs II. war, sich selbst an Bestuschew gewandt habe, um das weitere Vordringen der Russen zu verhüten, und daß der Kanzler, seinen eignen politischen Gesinnungen zuwider, den Wünschen des Großfürsten nachgegeben habe, weil er bei der Kränklichkeit seiner Monarchin ihren baldigen Tod erwartete. Da sich jedoch Elisabeth wieder erholte, und über die Unthätigkeit ihrer Armee sehr unwillig war, so wagte es Bestuschew nicht, sich über den wahren Grund seines Verfahrens zu äußern; daher ward ihm dasselbe verderblich. Er fiel in Ungnade, und Woronzow kam an seine Stelle [14]). Als ihn hierauf der großfürstl. Kammerherr von Brocktorf, sowol wegen des Briefs, durch den er dem General Apraxin den Rückzug befohlen, als auch wegen des Vorhabens, die Successionsordnung der Kaiserin umzustoßen, förmlich angeklagt hatte, wurde Bestuschew d. 14. Febr. a. St. 1758 verhaftet und vor eine Untersuchungskommission gestellt, die ihn des Gewaltmisbrauchs und des Ungehorsams gegen kaiserliche Befehle überführte, und des Hochverraths schuldig erklärte [15]). Die Kaiserin erließ ihm jedoch die Todesstrafe, so daß er den 5. April a. St. 1759, außer dem Verluste seiner Stelle und Würden, nur um einen Theil seines Vermögens gestraft, und auf eins seiner Güter im Innern von Rußland, Goretowo (120 Werst von Moskau), verwiesen wurde. Seine Gemalin, eine geborne von Böttiger, aus Hamburg, folgte ihm, nebst ihrem Sohne, freiwillig in die Verbannung. Hier mußten sie anfangs in einem Bauerhause wohnen, bis Bestuschew die Erlaubniß erhielt, sich ein eignes Haus zu erbauen, das er das Haus der Trübsal nante. Er bewährte auch hier seinen standhaften Charakter, den er selbst durch eine im Jahre 1757 auf sich mit seinem Bildnisse und Wahlspruche: Semper idem, geprägte Schaumünze, deren Rückseite zwei Felsen im Meere unter Gewittersturm zeigt, mit der Umschrift: Immobilis in mobili, sinnbildlich dargestellt hatte. Im Jahre 1761 verlor er seine Gemalin, die 1763 als Lutheranerin in der lutherischen Kirche zu Moskau beigesetzt wurde. Bestuschew tröstete sich durch die heilige Schrift, aus welcher er verschiedene Stellen zu seiner Erbauung sammelte, die er nebst einigen Gebeten 1763 zu Moskau drucken ließ [16]). Aus seiner Verbannung rief ihn erst Katharina II. bald nach ihrer Thronbesteigung, im Juli 1762 an den Hof zurück, worauf sie ihm den vorigen Rang mit der Würde eines Generalfeldmarschalls ertheilte, und ihn zum wirklichen geheimen Rathe und Senator wieder ernante, auch ihm die russischen Orden zurück gab, und damit ein Jahrgeld von 20,000 Rubeln verband. Zugleich erließ sie einen Ukas, in welchem sie den Grafen für unschuldig und die von ihm erlittene Verurtheilung für ungerecht erklärte [17]).

11) S. *Schöll.* III, S. 38. 12) Rulhière sagt, wol ohne Beweis, in s. Hist. de Pologne I, 248. Le grand chancelier Bestuchef, qui avait servi toutes les passions de la jeune princesse, cherchait dans ce temps, de l'entrainer dans ses desseins de vengeance et dans un projet de révolution. 13) S. in Büsching's Magazin, Bd. II, S. 417. fgg. die zum Theil von Bestuschew selbst dem Herausgeber mitgetheilten Nachrichten aus seinem Leben, wo Büsching S. 421 annimt, daß Bestuschew, blos in der Absicht, um seinen Plan mit der Thronfolge auszuführen, an seinen Freund, den General Apraxin, geschrieben habe, daß er sich mit der Armee zurückziehen solle. Dasselbe nimt auch Levesque an, in seiner Histoire de Russie. IV. Edit. Paris. 1812. T. V. p. 259. fg. 14) Rulhière schweigt über die hier angegebenen Ursachen von Bestuschew's Falle, und findet (I. S. 250.), den Grund davon vorzüglich in dem Hasse der Partei, welche den polnischen Gesandten Poniatowski, dessen Vertrauter und einzige Stütze Bestuschew war, von der Großfürstin und von Petersburg entfernen wollte. Allerdings mußten der französische und der sächsische Hof über die Unthätigkeit der Russen im Felde sehr unzufrieden seyn, und der französische Gesandte in Petersburg suchte nicht blos Poniatowski, sondern auch Bestuschew zu entfernen. Als nun der Großkanzler sah, daß die Kaiserin ihn mit Kälte behandelte, und alle Hofleute ihm auswichen, so wollte er, wie einer seiner Verfahren in einer ähnlichen Lage gethan hatte, sich angeblich krank zu Hause halten, damit unterdessen der Sturm vorüberzöge und seine Feinde damit zufrieden, daß er ihnen alle Geschäfte überließe, seinen Tod als nahe ansähen. Allein auf wiederholten Befehl mußte er im geheimen Rathe erscheinen. „Ihr seht, sagte er zu seinen Vertrauten, es geht was Wichtiges vor, sie müssen mich wieder zu Hilfe nehmen." Allein kaum war er in den Saal getreten, als man ihm seinen Orden und Degen abforderte. Bestürzt und bleich sagte er: „Der Wille der Kaiserin geschehe." Anfangs war er in seinem Palaste verhaftet, wo er sich seinen Keller, den er zur Zeit seines Glücks zu einem festlichen Zimmer hatte einrichten lassen, und wo alle Fässer mit silbernen Reifen beschlagen waren, zum Aufenthalte wählte. So erzählt Rulhière a. a. O. 15) Die Untersuchung wurde dem Feldmarschall Fürst Trubezkoi, dem Grafen Buturlin und dem Grafen Alex. Schuwalow aufgetragen. Der Ukas, welcher seine Verbrechen in allgemeinen sehr strengen Ausdrücken und seine Verurtheilung der Nation bekant machte, ist vollständig abgedruckt, in Büsching's Magazin II, 422. 16) Das Buch erschien zu St. Petersburg französisch und teutsch; auch teutsch zu Hamburg 1763, und ins Schwedische übersezt, Stockholm 1764, unter dem Titel: Auserlesene Sprüche aus der heiligen Schrift, zum Trost eines jeden unschuldig leidenden Christen zusammengetragen. 17) Dieser merkwürdige Ukas vom 31. Aug. 1762, welcher von den Kanzeln abgelesen und an die Kirchthüren geschlagen werden mußte, ist des Grafen Trostbüchlein beigedruckt, und steht auch in Büsching a. a. O. S. 427. fgg.

Seines Alters wegen wurde er zu Geschäften nicht wieder gebraucht; doch nahm er an den Sitzungen des Senats Antheil, auch mischte er sich, obwol vergeblich, in die polnische Königswahl. Übrigens beschäftigte er sich mit dem Drucke seiner Schrift und mit dem neuen Ausprägen seiner Schaumünzen von 1721 und 1757, die er an Freunde vertheilte. Im Jahre 1764 ließ er eine dritte auf seinen künftigen Tod verfertigen [18]). Er starb den 10. April a. St. 1766. Mit seinem Sohne Andreas Alexiewicz, Graf von Bestuchew-Rjumin, kais. russisch. wirklichen Geheimen Rath, Kammerherrn und Ritter der russischen Orden, hatte er in den letzten Jahren so sehr Ursache, unzufrieden zu seyn, daß er ihn in ein Kloster schickte und enterben wollte. Allein er starb, ohne das Testament unterschrieben zu haben. Der Sohn kam jedoch unter Curatel, starb zu Reval 1768, und das väterliche Vermögen fiel an dessen Schwester Sohn, den Fürsten Wolkonski. — Der Kanzler Bestuschew war ein Mann von großen Talenten, kühner Einbildungskraft, festem Willen und vieler Thätigkeit. Sein durch Peter d. Gr. geweckter Geist bildete sich durch seinen längern Aufenthalt in Hanover, London, Kopenhagen und Hamburg. Er wußte sich von Nationalvorurtheilen frei zu machen, aber nicht von seiner Leidenschaft zu herrschen und zu glänzen. Über die Wahl der Mittel zu seinem Zwecke zu gelangen, dachte er nicht sehr gewissenhaft. Er liebte leidenschaftlich den Ruhm seines Vaterlandes, und wußte zugleich seine Eigenliebe durch glänzende Feste, die er gab, oder durch Schaumünzen, die er prägen ließ und austheilte, geschickt zu befriedigen.

Rulhiere entwirft von diesem Statsmann ein abschreckendes Bild [19]). „Die einzige Kunst von Bestuschew's Unterhaltungsgabe, sagt er u. a., bestand im Stottern, damit er seine Worte öfter wiederholen könte, weil er vorgab, man habe ihn nicht recht verstanden. Auch stellte er sich, als ob er die Sprache, in der man sich mit ihm unterredete, nicht gut verstünde, damit man sich bald so bald anders gegen ihn ausdrückte und am Ende mehr sagte, als man sagen wollte. Seine Monarchin fürchtete ihn, und ihre Ungnade bedrohte ihn schon viele Jahre, ehe sie ausbrach. Durch Luxus, wie alle Hofleute unter Elisabeths Regirung, zu Grunde gerichtet, fand er für seine Verschwendung eine stets offene Hilfsquelle, in dem Verkaufe der Allianz seines Hofes an die fremden Mächte. Im geheimen Rathe hörte man ihn oft sagen: Rußlands natürlicher Zustand sey der Krieg; die innere Verwaltung, Handel, Polizei und jede andre Rücksicht müßten sich dem Zwecke unterordnen, nach Außen durch Schrecken zu herrschen. Rußland gehöre nicht mehr zu den europäischen Mächten, wenn es nicht hunderttausend Mann auf seinen Gränzen stets bereit halte, um sich auf Europa zu stürzen." Durch diese den Stat entkräftende Statskunst, erhielt er wenigstens das Ausland in Achtung vor den Russen; man suchte das Bündniß seines Hofes, und er verkaufte es zu seinem persönlichen Vortheil. In seinem Privatleben war Bestuschew stolz und eitel. Büsching, der ihn persönlich kante, rühmt nichts an ihm, als seine Liebe zu den Teutschen, die ihm vermuthlich seine Gemalin eingeflößt hatte, und sein Wohlwollen gegen die Kirche der evangelischen Teutschen zu St. Petersburg [20]).

Sein Bruder Graf Michael Bestuschew-Rjumin bekleidete meistens auswärtige Gesandtschaften, insbesondre die zu Stockholm, wo er zur Wiederherstellung des Herzogs von Holstein-Gottorp den Allianztraktat zwischen Rußland und Schweden, den 24. März 1724 abschloß, und ihn, durch die Partei der Mützen darin unterstützt, am 5. August 1735, erneuerte. Durch Bestechung wußte er sich von den meisten Statsschriften Kopien zu verschaffen. Als aber die Hüte in Stockholm das Übergewicht erhielten, und der Krieg zwischen Schweden und Rußland 1741 ausbrach, verließ er Stockholm, und übernahm hierauf mehre Gesandtschaften in Preußen, Polen, Östreich und Frankreich. In letzterm Lande lebte er von 1756 bis 1760, in welchem Jahre er daselbst 74 Jahr alt starb. Seine Gemalin, die Tochter eines reichen Russen, wurde der Theilnahme an einer Verschwörung gegen Elisabeth beschuldigt, erhielt die Knute und wurde mit abgeschnittener Zunge nach Sibirien verbannt. (*Hasse.*)

Besuch, der (das **Vorsuchen**), und **Besuch-Jäger**, s. **Leithund.**

BESWODNAJA, ein Kirchdorf in dem Gouvernement Nischnei Nowgorod im europäischen Rußland, an der Wolga, dessen Bewohner alle Drahtzieher sind und nur wenigen Ackerbau treiben. (*J. C. Petri.*)

BESZKÉD, **Beszkid**, 1) ein Theil des karpatischen Gebirges in der trentschiner Gesp. in Niederungern diesseits der Donau, der Ungern von dem teschner Kreise des östreichischen Schlesiens (wo dieser Gebirgszug der lange Berg heißt), von Mähren und Galizien scheidet und sich gegen Norden verbreitet. — 2) Ein hoher Berg der Gespanschaften Zemplin und Beregh in O.-Ungern diess. der Theiß, eigentlich gleichfalls ein Theil des karpatischen Gebirges, der sich von der scharoscher Gesp. bis zur Unghvarer 8 Meilen weit erstreckt und O.-Ungern von Galizien scheidet. Die Bergspitzen sind bald höher bald niediger. Gegen Galizien zu ist das Gebirg mit Nadelwaldungen bedeckt. Von Ungern aus sind einige Berggipfel nicht zu ersteigen. Die einzelen höhern Bergspitzen führen die Namen: Husznya, Magura, Kicsera, Javorinzi, Jaszin, Javornik. (*Rumy.*)

BESZTERCZE, **Beszterz**, **Waag-Besztertz**, **Vág Besztercze**, slowakisch **Powaska Bistrica** (d. i.

18) diese Münze beschreibt Büsching a. a. O. S. 431. 19) S. Hist. de l'Anarchie de Pologne. Paris 1807. T. I. p. 172.

20) Büsching a. a. O. erzählt davon folgenden Zug. Als bald nach Elisabeths Regirungsantritt die Poren einer russischen Kirche, um der nahe dabei stehenden evangelisch-lutherischen St. Peterskirche sich zu bemächtigen, eine Erscheinung der heil. Jungfrau vorgaben, welche unter vielen Thränen ihnen bekant habe, daß ihr die Nachbarschaft des ketzerischen Gottesdienstes sehr unangenehm sey, und sie daher verlange, daß ihr die Kirche der Lutheraner eingeräumt werde, so gab der Vicekanzler Bestuschew den russischen Geistlichen zur Antwort: die heilige Jungfrau habe bei einer neuern Erscheinung erklärt, daß sie ihre Absicht geändert und die Kirche der Lutheraner nicht begehre, weil sie nicht von Osten gegen Westen, sondern von Norden gegen Süden gebaut und also zum rechtgläubigen russischen Gottesdienste nicht brauchbar sey.

Digitized by Google

Bistritz an der Waag, zum Unterschied von der königl. Freistadt Neusohl, die slawisch auch Bistrica, Banska Bistrica, magyarisch Besztercze Bánya heißt), großer Marktfl. in N.-Ungern, diess. der Donau, trentschiner Gesp., Waag-Besztercze Beirk, am Flusse Waag, mit Pfarre, Kaplanei und Zollhause, und eigener Gerichtsbarkeit. Die Hälfte des Orts samt dem Zollhause gehört dem Grafen Balassa, die andere Hälfte samt einem ansehnlichen Gasthof dem Grafen Szapáry. Verschiedene Edelleute haben ihre eigne Häuser. Unter den Handwerkern machen die Töpfer die Mehrzahl aus. Hinter dem Marktfl. auf einer schönen Anhöhe ist eine Eremitage mit einer Kapelle. An der Seite der Ortschaft befindet sich auch ein großer herrschaftl. Ziegelofen. Hier werden jährlich 5 Jahrmärkte gehalten. Der Boden ist fruchtbar, der Wiesewachs ist gut, an Holz ist kein Mangel. Die Waag schadet oft durch Überschwemmungen. Zahl der Einwohner (nach dem neutraer bischöfl. Diöcesan-Kalender): 2002 Kathol. und 21 Juden. — Die benachbarte Burg Besztercze ist auf einem hohen, steilen Felsen erbaut, war ehemals das Eigenthum der Grafen Balassa, gehört aber jetzt den Grafen Balassa und Szapáry gemeinschaftlich. In den unruhigen Zeiten hielt sie mehre in der ungrischen Geschichte merkwürdige Belagerungen aus. Von dieser Burg hat die Herrschaft Vág-Besztercze ihren Namen, zu der außer dem Marktflecken noch 27 Dörfer gehören. — Auch führen diesen Namen zwei große slovakische Pfarrd. in N.-Ungern, Alt- u. Neu-B. mit 2668 und 2020 kathol. Einw. in der trentschiner Gespanschaft und ein anderes in der presburger Gesp. — Vgl. Bistritz und Neusohl. (*Rumy.*)

BETA. Als Sprachlaut und Schriftzeichen, s. B (Buchstabe).

BETA (Bete), eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Ebenopodeen und der fünften Linné'schen Klasse. Char. Fünftheiliger Kelch, keine Corolle, zwei bis drei Stigmen. Der Same, vom verdickten Kelch eingeschlossen, enthält den zusammen gelegten peripherischen Samen, in der Mitte den Eiweißkörper. — Arten sind: 1) B. *vulgaris*, mit gedrängten Blumen, ablangen Blättern und einer dicken zweijährigen Wurzel. Dies ist der gemeine Mangold, die rothe Rübe, Runkelrübe, deren Wurzel von rother, weißer und gelber Farbe vorkomt, und ein treffliches Viehfutter ist. Die Runkelrübe als Abart des gemeinen Mangolds unterscheidet sich durch größere Wurzeln und höhere Stengel. Sie wird neuerlich zur Bereitung des Zuckers, des Brantweins und Essigs, als Surrogat des Kaffees und die Blätter als Zusatz zum Tabak gebraucht. 2) B. *Cicla*, mit Blumen, die zu dreien stehen, ablangen Blättern und schwacher zweijähriger Wurzel. Dies ist der Mangold, dessen Blätter man als Gemüse und Sallat verspeiset. Es gibt bei Wien eine Abart mit krausen Blättern, die man Rippenkohl nent, und die Trattinick als B. *crispa* (Archiv 1. 117.) aufgeführt hat. 3) B. *trigyna* Kit., mit herzförmigen zugespitzten Blättern und rispenartigen Blumentrauben, die Blüthen stehen zu dreien und hat jede drei Stigmen (*Kit. hung.* 1. t. 35.). Wächst in Ungern, Taurien und Iberien. 4) B. *maritima* L., mit aufsteigendem Stamm, schief stehenden Blättern und zu zweien sitzenden Blumen (Engl. bot. 285.). Am Meerstrand in England u. s. f. 5) B. *macrorrhiza* Stev., mit niederliegendem Stamm, rundlichen Blättern und einfachen Blüthenähren. Im östlichen Kaukasus. 6) B. *patula* Ait., mit sehr ästigem Stamm, linien-lanzetförmigen Blättern und gedrängten Blumen. Auf Madera. (*Sprengel.*)

Beta vulgaris, deren Abart: 1) Turnips, Runkel, Runkelrübe, durch Kultur veredelt, eine große, fleischige Wurzel hat, woraus bereits Marggraf ohne allen Kalkzusatz auf ganz einfachem Wege krystallisirbaren Zucker schied, zum Beweis, daß dieser, als solcher, schon in den Rüben präexistire. Höchst wahrscheinlich verhindern blos die vielen schleimzuckrigen und apfelsauren Nebenbestandtheile bei dem technischen Verfahren dessen Krystallisirbarkeit, und machen einen Zusatz von Kalk nothwendig. Denn dieser geht mit den Zuckertheilen eine Verbindung ein, welche leichter krystallisirt, als Zucker für sich. Auch bedingen wol die nach Aufnahme der Kohlensäure sich krystallinisch ausscheidenden Kalktheilchen auf eben die Weise die Krystallisation, wie schon krystallisirter Zucker dieses veranlaßt (vgl. d. Art. Zuckerfabrikation). In der neuern Zeit hat Achard zuerst die Gewinnung des Zuckers aus der Runkelrübe im Großen versucht und ausgeführt. Nach der verbesserten Methode liefert diese Rübe 3½ — 4 Proz. reinen und weißen Zuckers, oder 13½ Zuckermasse. Aus dem abgedampften, mit Weingeist ausgezogenen und verdunsteten Safte erhielt Braconnot noch eine nicht krystallisirende, sehr süß schmeckende, sich im Feuer mit dem Geruch nach gebranntem Zucker aufblähende, durch Barytwasser, salpeters. Blei und Gerbstoff fällbare, leicht im Wasser, schwierig im Weingeist lösliche Substanz, die er mucosucré nent. Aus dem Rückstande läßt sich entweder Brantwein, oder Essig bereiten. In den kaffeetheuern Zeiten benutzte man die getrockneten und gerösteten Wurzeln zu einem kümmerlichen Kaffeesurrogat. Die Abfälle der zur Syrup- und Zuckerfabrikation geriebenen und ausgepreßten Wurzeln dienen, wie die frischen selbst, zu einem guten Viehfutter. Sie enthalten außer Wasser, und einigen Zuckertheilen, Schleim, Pflanzenfaser und sogenanten Extraktivstoff ꝛc. Die jungen, frischen Blätter lassen sich als ein Gemüse genießen, und zu jeder Zeit zum Viehfutter benutzen. Sie bleiben von jedem Insekte ꝛc. verschont. 2) Beta vulgaris rubra, rother Mangold, rothe Rübe ꝛc. Die mehr oder weniger satt purpurrothe, und frisch oder getrocknet süß schmeckende Wurzel dieser durch Anbau veredelter Bete führt ebenfalls vielen Zuckerstoff bei sich. — Schon J. Hoffmann empfahl die rothen Rüben im Husten, und den frischen Saft äußerlich gegen Rasengeschwüre ꝛc. Kausch neuerlich diesen in der Lungensucht. — Abgesotten und in Scheiben geschnitten, werden sie, mit Essig, Kümmel, Meerrettig ꝛc. eingemacht, als Wintersalat genossen, auch allein angebrüht zur Viehfütterung gebraucht. — Nach ihrem häufigen Genuß färbt sich der Urin roth, zumal wenn ihr eigenthümlicher Stoff so durch Essig neutralisirt ist, daß die Säure von diesem über den süßen Geschmack nicht mehr vorwaltet. Da sich dieser Stoff neutralisiren läßt, so vermuthet Gruithuisen, daß sowol an dem Färbestoff dieser Pflanze, als an dem mehrer Gewächse, sofern er

Digitized by Google

sich durch Kali oder Säure verändern läßt, oder davon eine total andere Buntfarbe erhält, eine eigene kalische Natur zu entdecken seyn dürfte, wie sich dieses schon an den Pflanzenkaloiden gezeigt hat. — Der mit scharfem Weinessig versetzte Rothrüben-Saft färbt das Garn schön, aber nicht dauernd roth. Auch dient er für sich zum unschädlichen Auffärben der blässern Rothweine: des Bleicherts oder Claretts ꝛc. Nach A. Vogel verbindet sich der Farbsaft mit dem Kalk zu einer gelben Flüssigkeit, die durch die Kohlensäure der Luft, und durch alle andere Säuren wieder roth wird. Die Blätter werden verfüttert.

Übrigens enthalten die, gleich mehren Pflanzenstengeln und Blättern mit zischendem Geräusche brennenden Wurzeln der Beten Salpeter. (*Th. Schreger.*)

BET ABBA GARIMA, eines der berühmtesten Klöster in Abyssinien, ungefähr 9 (engl.) Meilen von Adowa, nordwärts und etwas gegen Osten. Es war vormals die Residenz eines ihrer Könige, und von diesem übel verstandenen Umstande (sagt Bruce) rührt es wahrscheinlich her, daß ehemalige Reisende melden, die Hauptstadt von Abyssinien heiße Germé. Abulfeda nent جرمي ebenfalls Abyssiniens Hauptstadt, welches Golius für einen Schreibfehler hält und dafür lieber جوي lesen will, um dem Arum sich zu nähern. Betá Abba Garima ist nach Ludolf auch ein Distrikt der Statthalterschaft Tigré; mir ist daher bis jetzt noch die eben angeführte Emendation bedenklich. (*Hartmann.*)

BETÄUBUNG. Der Ausdruck Betäuben stamt, wie Taub, von Toben, oder mit diesem von einerlei Wurzel ab, und bedeutet also eigentlich: auf Jemanden los toben, so daß er (für alles Andere) taub gemacht wird. In diesem eigentlichen Sinne betäubet in der Schlacht der Donner des groben Geschützes besonders diejenigen, die dasselbe bedienen, und ihm also am nächsten sind. — Mit der Zeit aber wurde der Begrif weiter ausgedehnt, und zwar sowol in Hinsicht auf die Ursache, als die Wirkung des Betäubens. Denn man begrif darunter, außer dem Toben, auch jede andre gewaltsame oder heftige Einwirkung von außen, wodurch Jemand — nicht gerade nur des Gehöres, sondern überhaupt — der Empfindung für alles Andere, oder gar aller klaren Empfindung überhaupt beraubt wird. Die starken Gerüche von manchen Blumen können in einem eingeschlossenen Zimmer den Menschen betäuben, ein Schlag auf den Kopf kann ihn betäuben, u. s. f. Bei Zahnschmerzen betäubt man die leidenden Nerven durch Opium und dergleichen, wenn es gelingt, sie dadurch empfindungslos zu machen. — Aber auch Einwirkungen auf das Gemüth können eben denselben Erfolg haben. Ein heftiger Schreck betäubt uns. Denn er ergreift und fasset unser Gemüth mit einer solchen Gewalt, daß dasselbe gleichsam erstarrt, und für alles Andre wie sinnlos ist. Selbst eine große Freude, die ihm unvermuthet und plötzlich komt, kann den Menschen betäuben. Er kann dadurch so außer sich gerathen, daß er, wie man zu reden pflegt, nicht hört und nicht sieht, (für alles Andre empfindungslos ist).

Bei dieser Erweiterung aber ist der Begrif noch nicht stehen geblieben, sondern, durch eine nochmalige Verallgemeinerung, von den Sinnen auf das Bewußtseyn überhaupt ausgedehnt worden. Und so heißt Betäuben im weitesten Sinne: durch gewaltsame, oder starke Einwirkung das Bewußtseyn, es sey gänzlich, oder in Ansehung gewisser Dinge, unterdrücken. Es ist ein eben so gewöhnliches, als leidiges Mittel, wozu der Mensch, der Gewissensbisse fühlt, seine Zuflucht nimt, daß er sich in einen Strudel von rauschenden oder gar wilden Zerstreuungen zu stürzen, und dadurch sein Gewissen zu betäuben sucht. D. i. er will das Bewußtseyn seiner Schuld und des verdammenden Urtheils, was der innere Richter ausspricht, dadurch unterdrücken. (*Maass.*)

BETAGLIA oder Toli Monastyr, Stadt im türkischen Sandschak Galiboli, an der Vestritza, mit einem verwüsteten Schloß, 15,000 Einw., die Baumwollbau treiben (nach Palma.) (*Stein.*)

BETANIMENER. Die Landschaft, die dieses Volk auf den afrikanischen Inseln Madagaskar bewohnt, gränzt im N. an das Land der Bestimesiaraer, im S. an das der Antaximer, im W. an das der Bezonsonen. Sie ist unter allen Seeprovinzen dieser Insel am stärksten bevölkert und angebauet; Dorf stößt an Dorf, und alle sind an Flüssen oder Seen errichtet. Die Einw., die blos von dem Ackerbau und der Viehzucht sich nähren, sind die sanftesten der Insel. Im Hintergrunde erheben sich die majestätischen Berge am See Nossi-Vee, und der Befoure, und der Andevourante bewässert die herrlichsten Gegenden; an seinem Gestade liegt die große Ortschaft Andavourante, die allein 10,000 Krieger stellen kann. (Nach Fressange.) (*Hassel.*)

BETANZOS (9° 30′ 52″ L. 43° 19′ 30″ B.), Ciudade in der span. Prov. Gallizien, der Stadt Corunna gegenüber, an einer von der Mando gebildeten Bucht, am Fuß eines niedrigen Hügels, besteht aus einer einzigen langen Straße, und hat 1600 Einw., 2 Pfarrkirchen, 2 Klöster, Sardinesfischerei, Gerberei. (*Stein.*)

BETEL (Siri-Pinang der Indianer), eine fast in allen heißen Ländern, namentlich in beiden Indien, auf den Molukken ꝛc. zum Kauen übliche teigige Composition, gewöhnlich bestehend 1) aus dem brennenden Blatt einer Art von Pfeffer (Piper betel L.), welche der ganzen Masse ihren Namen gibt; bisweilen bedient man sich auch der jungen Frucht dieser Pflanze; 2) aus einer sehr starken Portion von Tabacksblättern; 3) aus einem von verschiedenen Madreporenarten erhaltenen sehr kaustischen Kalke, etwa dem 4. Theil des Ganzen an Gewicht, und 4) aus mehr als der Hälfte des ganzen Gewichts Pinang- oder Arekanuß (Areca catechu L.). Den fein gepülverten Ätzkalk bewahrt man, damit er lange kaustisch bleibe, in einer Kürbisschale mit einem kleinen Loche am Boden zum Ein- und Ausschütten, aber das Pfefferblatt, die Arekanuß und den Taback in kleinen Cylindern von Bambus, manchmal auch in kleinen Strohsäckchen auf. — Der Gebrauch des Betels, den die Asiaten, wie wir unsern Schnupftabak, Andern anbieten, so angreifend, ja zerstörend er auch für die Zähne ist, ohne eben Zahnweh zu verursachen, schränkt sich nicht allein auf die heißen Gegenden von Afrika und Asien ein,

Digitized by Google

er findet sich selbst unter den Wilden auf den Admiralitäts-Inseln des großen Aquinoctialoceans. Diese verkauen auch den Piper Siriboa L. Statt des Betels der Indier aber bedienen sich, nach v. Humboldt und Bonpland, die Amerikaner in Peru, Quito, Papayan u. a. des Ätzkalks mit den gleich dem Pfefferblatt wirkenden Blättern des Erythroxylon peruvianum. Es gibt keinen Theil in den Gegenden des Aquators, wo man nicht diesen durch einen reinen Naturinstinkt gebotenen Gebrauch antrifft. Doch ist er dort nach dem Verhältniß des Wärmegrades der Klimate mehr oder weniger häufig eingeführt. So weiß man z. B., daß der Betel zu Konstantinopel vielmehr ein Gegenstand des Luxus bei den Großen, als ein Lieblingsgenuß bei der Nation überhaupt ist. — Indeß dient das Betelkauen in den heißen Zonen mehr zu einem Schutzmittel gegen die hier heimische höchst gefährliche Ruhr ꝛc., und es bringt im Innern des Körpers eben die gute Wirkung hervor, wie die kalten Bäder und ölichten Einreibungen äußerlich; ja die dort wohnhaften Europäer müssen nothgedrungen, um sich gegen den schädlichen Einfluß des Klima und der Lufttemperatur zu sichern, zu so manchen, dem Betel ähnlichen, aber ihrer Konstitution immer gefährlichen, und viel unwirksamern Mitteln ihre Zuflucht nehmen, namentlich zum Tabak, zum Onkarauchen, zu den angezündeten Cariks, zu den hitzigsten Gewürzen, zu den feurigsten Weinen, zum Punsch, starkem Kaffee, zu Wermuth- u. a. bittern Essenzen, oder sogar zu geistigen Chinatinkturen, statt daß sie, wie J. Peron u. A. durch das zeitgemäße Betelkauen, durch Bäder und Öleinreibungen der Eingebornen ihre Gesundheit unerschüttert erhalten würden, (s. Peron im Neuen Journal der ausländisch mediz. chirurg. Literatur, v. Harles und Ritter. IV. 2., vgl. die Note unter Areca, und die Artikel: Catechu, Piper). (*Th. Schreger.*)

Betcoom, Betkum, s. Schangalla.

BETEIGEUZE, die rechte Hand oder der rechte Arm des Orion — der erste Stern im Orion, erster Größe, im rothen Lichte funkelnd. Er ist im Orion nach Bode's Verzeichnisse der 222. Stern, nach Flamsteed der 58., dieser hat ihn auch mit α bezeichnet. Er hat ger. Aufst. 86° 18′ und nordl. Abw. 7° 22′ Er ist sehr leicht zu finden, da sich Orion überhaupt auszeichnet, auch trifft ihn eine Linie, die von Capella durch den Stern am nordlichen Stierhorne läuft. — Er ist ein zur 4. und 6. Herschelschen Klasse gehörender zwiefacher Doppelstern. (*Fritsch.*)

Beten, s. Gebet; Betfahrt, s. Wallfahrt; Betglocke, s. Türkenkriege; Bethaus, s. Kapelle und Kirche.

BETH (בֵּית, ܒܝܬ), der sogenante status constructus von בַּיִת, syr. ܒܰܝܬܳܐ, bedeutet Haus, aber auch Wohnung überhaupt und wird in Namen von Städten und Dörfern, ja selbst von ganzen Gegenden und Ländern sehr häufig gebraucht, wie das in unsern Ortsbenennungen hinten angefügte hausen (Nordhausen, Mühlhausen, Sangerhausen). Am meisten nun treffen wir diese Namen bei den Hebräern und Syrern an, aber auch bei den Arabern, wo das entsprechende Wort beit (بيت) lautet, als Beit el fakih (Haus der Gelehrten) [1]), viele Dörfer, welche Niebuhr aufführt, als Beit el nushèli, Beit es schümma [2]), Beit el kibsi, Beit el naum [3]), Beit el adham [4]) und viele andere. Hieher gehört auch der den Arabern geläufige Name Jerusalems Beit el mokáddes (بيت المقدس) Haus des Heiligthums, welches ursprünglich den Tempel bezeichnete, dann aber auch als Name der Stadt gewöhnlich wurde. In ähnlicher Verbindung gebrauchen die Araber auch das gleichbedeutende Dar (دار) d. i. Wohnung; als Dár es selâm (دار السلام), Haus des Friedens, d. i. Bagdad; dár el moghadda, dár el moascha u. s. w. [5]). Selbst den Persern scheint diese Weise, Ortsnamen zu bilden, nicht ganz unbekant gewesen zu seyn, wie Pasargade und Gaugamela beweisen. Denn möge man in Pasargade den ersten Theil erklären, wie man wolle, der letzte Theil gade ist ganz offenbar das persische كده, Haus, Wohnung. Gaugamela aber erklärt schon Strabo [6]) und Plutarch [7]) durch Haus des Kameels, also خانهٔ جمل. Bezeichnung von Gegenden ist Beth bei den Syrern in sehr vielen Verbindungen, doch pflegt es bei ihnen nicht leicht mit der übrigen Bezeichnung in Ein Wort zu verschmelzen, z. B. Beth Hufoje (ܒܝܬ ܚܘܦܝܐ) Provinz Ahwas in Persien [8]), Beth Phorsoje (ܒܝܬ ܦܪܣܝܐ) Persien [9]), Beth Chelboje (ܒܝܬ ܒܠܟܝܐ), die Gegend um Aleppo [10]), Beth Rumoje (ܒܝܬ ܪܘܡܝܐ), Gebiet der Römer [11]), Beth Oromoje (ܒܝܬ ܐܪܡܝܐ), Aramáa ꝛc. [12]). Bei vielen syrischen Städtenamen kann man Beth vorsetzen oder es auch weglassen, als Laphet, Hauptstadt der Provinz Ahwas in Persien, wird theils ܒܝܬ ܠܦܛ, theils ܒܝܬ ܠܒܝܛ geschrieben; auch im Hebräischen finden sich Beispiele davon. Doch ist dies nicht bei allen zulässig; bei einigen ist sogar Beth ganz und gar mit dem übrigen Theile des Namens so verschmolzen, daß man es nicht davon trennen kann. Dies hat eine Unterscheidung der Ortsnamen in zwei Klassen veranlaßt, in solche, wo Beth als besonderes Wort und getrennt gedacht werden kann, und in solche, wo dies nicht der Fall ist. Jedoch dieser Unterschied ist im Ganzen unwichtig. Auffallend ist es, daß sich jenes Beth auch in Namen von Flüssen findet, als Beth Colosch.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen haben wir

1) S. Encycl. 8. Th. S. 378. 2) Descript. de l'Arabie p. 217. 3) a. a. O. S. 243. 4) a. a. S. 230. 5) Niebuhr a. a. O. S. 307. 6) Geogr. Lib. XVI. §. 3. Vol. pag. 246. ed. Siebenkees. 7) In vit. Alexandri magni cp. 31. in Vit. parall. ed. Reiske. Vol. IV. p. 75. 8) *Assem.* Bibl. Or. T. I, 352. 9) a. a. O. S. 354. 10) a. a. O. S. 415. 11) a. a. O. S. 169. und S. 415. 12) a. a. S. 354.

Digitized by Google

noch die einzelen palästinensischen und syrischen Ortschaften aufzuzählen, deren Namen Beth bilden hilft. Da indeß unter letzteren viele enthalten sind, von welchen die bis jetzt zugänglichen Quellen nichts, als den bloßen Namen aufführen, so sind alle diese ausgeschlossen worden; und dies konte um so eher geschehen, da es meistentheils Klöster sind, welche schon längst untergegangen.

Bethabara, *Βηθαβαρὰ* findet sich nach vielen, freilich neuern Codicibus, im gewöhnlichen Texte Ev. Joh. 1, 28, auch nehmen Origenes und andre Kirchenväter diese Lesart in Schutz; allein sie ist eine bloße Conjectur des Origenes und stand vor ihm gar nicht im Texte, wie aus seinen eignen Worten erhellt [13]), sondern die ältesten und besten Manuscripte hatten *Βηθανία* Bethanien, welches auch von den besten Kritikern bereits wieder aufgenommen ist. Origenes aber glaubte, nicht Bethanien sey zu lesen, weil er außer dem bei Jerusalem gelegenen Flecken weiter keinen Ort dieses Namens kante; er nahm dafür Bethabara auf, weil es am Jordan, wo die Joh. 1, 28 erzählte Begebenheit vorfiel, ehemals eine Stadt, Namens Bethabara gegeben habe. So scheinbar also auch die Vermuthung ist, welche unter andern Reland [14]) vorgebracht hat, daß die Abschreiber das bekantere *Βηθανία* leicht mit dem unbekanteren *Βηθαβαρὰ* hätten verwechseln können, so muß sie doch der angegebenen äußern Gründe wegen zurückgewiesen werden. So viel ist übrigens aus Origenes Worten klar, daß es außer jenem Joh. 1, 28 genanten Bethanien, einen Ort, Namens Bethabara am Jordan müsse gegeben haben, dessen Lage sich freilich nicht mehr angeben läßt. Da nun Bethabara dem hebräischen בֵּית עֲבָרָה, Ort des Überganges, entspricht, so hat man daraus nicht ohne Wahrscheinlichkeit geschlossen, daß an demselben der gewöhnliche Übergangsort über den Jordan sich befunden habe. Auch ist die Kombination mit Bethbara (Richt. 7, 24), welche einige gemacht haben, sehr ansprechend.

Beth Abe (ܒܝܬ ܐܒܐ [15]), auch **Baaba** (ܒܥܒܐ), wie die Nestorianer Arabisch schreiben, und Bithaba nach dem Ptolemäus [16]) 77° 40′ Länge, 38° 40′ Breite, ist eine Stadt in Mesopotamien, am Niphatischen Gebirge und dem Metropolit von Adiabene unterworfen. Es befand sich daselbst ein sehr großes und berühmtes Kloster, worin eine Zeitlang über 300 Mönche lebten und welches nebst mehren andern von dem nestorianischen Patriarchen eximirt war [17]). Als Stifter desselben geben einige Nachrichten den Barhadbeschabo ܒܪ ܚܕܒ ܫܒܝ (Sonntags-Kind), welcher um 600 berühmt war [18]), andere den Jacobus an, welcher es zur Zeit des Maphrian Jesujab [19]), also ums Jahr 630 n. Chr. Geb. gestiftet habe. Anfangs waren die dortigen Mönche durch ihre Gelehrsamkeit berühmt; auch sind 42 Bischöfe aus ihnen hervorgegangen, welche Assemani namentlich aufführt [20]). Einer derselben, Thomas, Bischof von Marga (blühte im Anfang des 9. Jahrhunderts) hat eine ausführliche Geschichte dieses merkwürdigen Klosters und ihrer Mönche geschrieben, welche im Vatican noch aufbewahrt wird als Cod. Syr. N. XIII. [21]). Späterhin ging der Ruf der Gelehrsamkeit der Bethabensischen Mönche ganz und gar verloren, ihr Zustand hatte sich so verschlechtert, daß wegen ihrer großen Unwissenheit Lehrer von andern Orten her geholt werden mußten, um ihnen die ersten Elemente der Grammatik beizubringen und sie wenigstens zum Absingen der Psalmen geschickt zu machen [22]). — Daß die Nestorianer, wenn sie Bethabe Arabisch schreiben, aus Beth (بيت) Ba (با) machen, wie oben erinnert worden, darf nicht auffallen; denn sie pflegen es so mit allen Nominibus propriis der Art zu halten. Daher schreiben sie Arabisch Bagerma statt Bethgarme, Babagas statt Bethbagas, Badaron für Bethdaron, Basabda für Bethsabde u. s. w., wie schon Renaudot [23]) richtig bemerkt hat.

Bethacad, *Βαιθακὰδ*, ein Dorf in der großen Ebene Palästinas und nach Eusebius Angabe [24]) 15 Meilen von der Stadt Legion entfernt, welche bekantlich am Fuße des Carmel lag.

Bethachamar, s. **Bethcherem.**

Bethadri (بيت حدري), auch bloß **Adri**, arabisch عذري, lag nach dem Synodicon der Nestorianer in der Landschaft Maalta, nach einer andern Angabe aber in der Landschaft Nuhadar, einer der fruchtbarsten Gegenden Babyloniens [25]). Im J. 488 hielten die Nestorianer hier eine Synode, wobei den meisten Nachrichten zufolge Barsumas, nach einer Samlung der Synodalbeschlüsse aber Acacius, Erzbischof von Seleucia, den Vorsitz führte. Unter andern wurde auf dieser Synode beschlossen, dem sämtlichen Clerus die Ehe zu erlauben, was von einigen Mönchen für verwerflich erklärt worden war [26]).

Bethagabra (*Βαιθαγάβρα*), auch **Bethogabri, Bethogabria** und **Betagaura** (*Βαιθαγαύρη*) ist ein Flecken in der Gegend von Eleutheropolis; Ptolemäus [27]) setzt ihn unter den 65½ Grad der Breite und den 31¼ Grad der Länge, allein dieselbe Lage gibt er den Ortschaften Emmaus und Archelais, welche doch in ziemlicher Entfernung davon gewesen seyn müssen, und seine Angabe ist daher verdächtig. Auf der peutingerschen Charte findet man den Ort zwischen Askalon und Jeru-

13) *Origen.* Opp. omn. T. II. p. 130. ed. Huet. 14) Palaestina ed. Traj. Bat. pag. 627. 15) Eigentlich ist der syrische Vokal, welcher über dem ܥ Ain steht, nach der jetzt gewöhnlich recipirten Aussprache nicht durch a, sondern o auszudrücken. Da aber Assemani nach dem Vorgange der feinern gebildetern Syrer (*Assem.* Bibl. Orient. T. II. pag. 407. vgl. T. III. P. II. pag. 379.) das Sekofo a liest, und durch seine Bibl. or. die Namen orient., namentlich syrischer Ortschaften ein Mal geprägt sind, so glaubten wir seine Aussprache in diesen geograph. Namen beibehalten zu müssen. 16) Geogr. Lib. VI. cap. I. p. 108. ed. Basil. 1542 f. 17) *Assem.* Bibl. Or. T. III. P. I. S. 474. vgl. 343.).

18) *Ass.* a. a. O. S. 488 ff. 19) *Assem.* Bibl. Or. T. II. S. 415. 20) a. a. O. S. 488 ff. 21) S. Assemani in der Bibl. Orient. T. II. S. 490 ff. 22) Assem. a. a. O. S. 487. 23) Liturg. Orient. T. II. p. 271. 24) Onomast. u. d. W. 25) *Assem.* a. a. O. T. III. P. II. p. DCCXIII. 26) *Ass.* a. a. O. T. III. P. I. pag. 391 ff. vgl. T. I. pag. 354. 27) Lib. V cap. 16. p. 103. ed. Basil. 1542. f.

Digitized by Google

salem. Josephus [28]) erwähnt einen Flecken Begabris (*Βήγαβρις*) oder nach einer andern Lesart *Βήταρις*, welcher mitten in Idumäa liege; und Reland's Vermuthung [29]), daß dies wol mit Bethagabra einerlei sey, hat viel Wahrscheinlichkeit, nur muß man Idumäa, wie öfter beim Josephus [30]) im weitern Sinne nehmen, wo es den südlichen Theil von Judäa mit umfaßt. Rabbi Benjamin [31]) sagt Bethgabrin (בית גברין), das ist also wol Bethagabra, liege 5 Parasangen von Hebron und sey mit Marescha (מרשה) einerlei.

Bethagla (**domus gyri**) ist nach Hieronymus ein Flecken am Mittelmeer, 8 Meilen von Gaza; Eusebius hat statt dessen *Βηθαλαίμ*. Ersterer gedenkt [32]) noch eines andern Fleckens Bethagla, welcher vom Jordan 2 und von Jericho 3 Meilen entfernt gewesen sey. Verschieden von beiden ist Bethogla, welches nachzusehen.

Bethalagon, s. **Bethbasi**.

Bethamar, Bethammarkeroth, s. **Bethmarcabath**.

Bethanath, בית ענת, LXX *Βαιθαμὲ*, *Βαιθανάχ*, wird unter den Städten des Stammes Naphthali mit aufgeführt (Jos. 19, 38); allein die Canaaniter behielten den Ort inne und gaben nur einen Tribut an die Hebräer (Richt. 1, 33 ff.). Nach Eusebius [33]) ist es der Flecken Batanäa, *Βαταναια*, 15 Meilen östlich von Diocäsarea oder Sephoris [34]), bekant durch seine Heilquellen.

Bethanien (*Βηθανία*, syr. ܒܝܬ ܥܢܝܐ), ein Flecken am Fuße des Ölberges, 15 Stadien (¾ Stunde) östlich von Jerusalem entfernt [35]), wo sich Jesus häufig aufzuhalten pflegte. Hier wohnten die beiden Schwestern Maria und Martha, deren Bruder Lazarus Jesus wieder ins Leben rief (Joh. 11.), darum umschreibt ihn Joh. 11, 1. durch Flecken der Maria und ihrer Schwester Martha; aus welchen Worten die Tradition entstanden, daß Lazarus und seine Familie Besitzer dieses Ortes gewesen. Da das Wort *κώμη* (Flecken) von der Vulgate durch **castellum** gegeben worden, so hat die Sage dem Lazarus ein Schloß in Bethanien zugetheilt, dessen Ruinen noch gezeigt werden [36]). Allein gegen diese Annahme, für welche auch nicht das Geringste beigebracht werden kann, ist unter andern auch der bekante Sprachgebrauch des Johannes, vgl. Cap. 1, 44. In den letzten Tagen seines Lebens pflegte Jesus in diesem Orte zu übernachten (Matth. 21, 17. Marc. 11, 11. 12), ward auch hier von Maria im Hause Simonis, den er vom Aussatz geheilt hatte, mit köstlichem Öle gesalbt [37]). Aus Luc. 24, 50. 51 hat man gefolgert, daß auch die Himmelfahrt Christi zu Bethanien oder nahe dabei geschehen sey; allein Act. 1, 12 scheint den Ölberg als den Ort dieser Begebenheit zu bestimmen. Gegenwärtig ist Bethanien ein sehr kleiner Ort, nur von wenigen Arabern, ja nach Pococke [38]) nur von 2—3 Familien bewohnt. Außer den Ruinen des alten vorgeblichen Schlosses des Lazarus zeigt man noch das Haus Simons des Aussätzigen, und das Grab des Lazarus, eine in den Felsen gehauene Grotte. Zu Hieronymus Zeit stand dabei eine Kirche, welche die Kaiserin Helena sollte gestiftet haben; sie ist später durch die Moslemen in eine Moschee verwandelt worden. — Ein anderes Bethanien lag nach Joh. 1, 28 (vgl. Bethabara) östlich vom Jordan, wo Johannes der Täufer sich aufzuhalten pflegte. Über die Bedeutung des Namens Bethanien gibt es verschiedene Ansichten; Simonis [39]) hält es für das hebr. בית עניה **locus depressionis**, weil es einigen Reisebeschreibern zufolge in einer Niederung liegt; Lightfoot dagegen [40]), auch Otho [41]) und Andere nehmen es für בית תמרי Dattelort; wobei sie sich auf das talmudische Wort אתרוג unreife Dattel beziehen. Diesen Namen findet man auch wirklich im Talmud [42]).

Bethanoth, בית ענות (Haus der Bedrückung), eine Stadt im Stamme Juda nach Jos. 19, 27. Eusebius [43]) erwähnt ein Dorf Bethanim, das 4 Meilen von Hebron und 2 Meilen von der Terebinthe des Abraham entfernt sey. Wahrscheinlich ist dies hiermit einerlei.

Betharaba, בית ערבה, auch mit dem Artikel **Bethhaaraba**, בית הערבה (Haus der Wüste), oder ohne Beth הערבה, Haaraba (Jos. 18, 18) ist eine Stadt auf der Gränze der beiden Stämme Juda und Benjamin (Jos. 15, 6. 61. 18, 22). Die Alex. Version schreibt *Βαιθάραβα*, nur Jos. 18, 22 hat sie *Βαιθαβαρὰ*, wol durch einen Schreibfehler. In den Relationen des Buches Josua wird die Stadt zuerst den Judaiten (Jos. 15, 61) zugetheilt, da aber deren Antheil zu groß ist (19, 9), geben sie mehre Städte und Distrikte an andre Stämme. Von dieser Ansicht ging wol der Referent aus, wenn er diesen den Judaiten zugetheilten Ort unter die Städte Benjamins zählt (18,18.).

Beth Arbaja, ܒܝܬ ܐܪܒܝܐ [44]), oder blos Arbaja, arabisch Baarbaja (باعربايا), eine Stadt zur Diöces von Nisibis gehörig, Geburtsort des Patriarchen Jesujab Arzunita (um 590) [45]) und des nestorianischen Kirchenhistorikers Barchadbeschaba (um 660 n. Chr. Geb.) [46]). Nachdem der Khalif Abdalmalek, Ben Mervan, Nisibis erobert hatte, setzte er über selbiges, so wie über Betharbaja und Ruhadra den nestorianischen Arzt Mardansaa. Die Jacobitischen Bischöfe von Arbaja waren dem Maphrian [47]) zu Tagrit unterworfen; bei den Nestorianern aber war Arbaja mit Balada vereint.

28) De bello Judaic. Lib. V. cp. 4. 29) Palaestin. ed. Traj. pag. 628. 30) De bello Judaico L. IV. 9. §. 4. u. 7. contra Apionem Lib. II, 9. Antiq. Jud. L. V., 1. §. 22. 31) Itinerar. lat. redd. *L'Empereur* p. 86. 32) Bei d. W. Area Arad. 33) S. d. W. 34) Eusebius sagt zwar Cäsarea, allein den bekanten Sitz der römischen Procuratoren am mittelländischen Meere kann er nicht gemeint haben, wie schon Reland (a. a. O. S. 629.) bemerkt hat; sondern es ist sicherlich Diocäsarea zu verstehen, welche Stadt nicht weit vom Berge Tabor entfernt war. 35) Nach Joh. 11, 18. Marc. 11, 1. Luc. 19, 29. 24, 50. 36) Pococke Beschreibung des Morgenlandes Th. 2. S. 44., teutsche Übers. Joliffes Reise in Palästina, Syrien und Ägypten S. 140., teutsche Übers. 37) Joh. 12, 1—3. vgl. Matth. 26, 6—12.

38) A. a. O. S. 44. 39) Onomast. N. T. pag. 42. 40) Chorogr. Matth. praem. Opp. T. II. p. 202. Francecker 1699 ed. alt. 41) Lexicon rabb. p. 84. ed. Genev. 1675. 42) S. Otho a. a. O. 43) Unter dem W. Agl. 44) Eig. Betharbeje, vgl. Anmerk. zu Bethabt. 45) *Assemani* Bibl. Or. T. III. P. I. pag. 108 ff. 46) *Assem.* a. a. O. p. 169. vgl. pag. 633. 47) Vgl. Anmerk. z. Artik. Barhebräus 7r Bd. S. 384.

Digitized by Google

Betharbel, בֵּית אַרְבְּאל, *Ἀρβῆλα*, Hos. 10, 14. 1 Macc. 9, 2., ein Flecken in der Nachbarschaft von Sephoris, welchen später Josephus befestigte [48]).

Beth Arscham, בֵּית אַרְשָׁם [49]), Stadt in Persien, unweit Seleucia, und Sitz eines Bischofs; der merkwürdigste derselben ist Simeon mit dem Beinamen der persische Sophist [50]).

Beth Asa, בֵּית אָסָא [51]), Stadt in der Provinz Marga, Sitz einer berühmten Schule, welche Babäus aus Nisibis (blühte um 720) anlegte [52]).

Bethasmavet, בֵּית עַזְמָוֶת, ein Dorf nicht weit von Jerusalem, welches dem Stamme Juda oder Benjamin gehörte (Nehem. 7, 28); es komt auch blos עַזְמָוֶת vor (Neh. 12, 29. Esr. 2, 24.). Die Alex. Version hat *Βηθασμώθ* in der ersten Stelle; Esr. 2, 24 *Ἀζμώθ* aber Neh. 12, 29 läßt sie den Namen ganz hinweg. 3 Esr. 5, 18 lesen einige Bethsamos (*Βεθσαμώς*) statt Bethasmoth.

Bethaven, בֵּית אָוֶן (Haus des Frevels), eine Stadt im Stamme Benjamin, in der Nähe von Ai. Es haben mehre Gelehrte [53]), ja schon Zeitgenossen des Hieronymus [54]), besonders Juden, behauptet, Bethaven sey mit Bethel einerlei. Allein diese Annahme beruht auf einem Irrthume. Allerdings wird bei den Propheten die abgöttische Stadt Bethel, בֵּית אֵל (Gottes-Haus), nach einer Art von Paronomasie Bethaven, בֵּית אָוֶן (Sünden- oder Jammerhaus) genant z. B. Hos. 4, 15. 10, 5. auch wol blos Aven אָוֶן (Jammer, Frevel), als Amos 5, 5. Hos. 10, 8. 12, 12; allein Jos. 7, 2. wird ja Bethel von Bethaven unterschieden, auch ist Jos. 18, 12 einer Wüste Bethaven gedacht, welche von der Stadt ihren Namen erhalten haben mochte. Wie hätte auch der Verfasser des Buches Josua, der auf den illegitimen Kultus zu Bethel nirgends Rücksicht nimt, diesen Schimpfnamen der Stadt Bethel, ohne Andeutung des Grundes, geradezu gebrauchen können? Er bestimt nach ihr die Lage anderer Orter, was auch 1 Sam. 13, 5 geschieht, die Stadt mußte demnach auch hinreichend bekant seyn. Bei den LXX heißt die Stadt *Βαιθών*, *Βαιθωρών*, und 1 Sam. 14, 23 setzen sie *Βαμώθ*, welches ein Ort jenseit des Jordans an der moabitischen Gränze ist [55]).

Bethbaalmeon, s. Baalmeon unter Bel.

Bethbagasch (בֵּית בַּגָּשׁ) [56]), auch blos Bagasch, arabisch بابغاش Babagasch, Stadt auf dem Gebirge Arbela's und Sitz eines Bischofs [57]), welcher zuerst unter dem Metropolit von Adiabene, dann unter dem von Mosul stand [58]).

Bethbarah, בֵּית עֲבָרָה, Ort am Jordan (Richt. 7, 24), wahrscheinlich zusammengezogen aus בֵּית עֲבָרָה, Haus (Ort) des Überganges und wol einerlei mit Bethabara (Joh. 1, 28.).

Bethbasi, *Βαιθβασί*, ein Ort in der Wüste, welchen der Maccabäische Feldherr Jonathas im Kriege gegen die Syrer befestigte 1 Macc. 9, 62. 64. Die Vulgate hat Bethfesis und Josephus [59]) *Βηθαλαγά*.

Bethbiri, בֵּית בִּרְאִי (Haus meiner Erwählung), 1 Chron. 4, 31 ein von den Simeoniten bewohnter Ort, in LXX *Βαιθμαριμώθ*.

Bethcar, בֵּית כָּר (Haus der Lämmer oder der Aue), LXX *Βαιθχώρ*, eine Stadt im südlichen Theile von Palästina, in der Gegend von Mizpa (1 Sam. 7, 11.) Josephus [60]) nent sie *Καφφαίοι*.

Bethcatara, בֵּית כָּטָרָא (eigentl. Bethkataro), auch blos Catara (Kataro), arabisch Bacatara, eine Stadt im südlichen Theile von Jemen nach Persien zu, woher die Bewohner der Stadt und Umgegend Cataraei [61]) syrisch כָּטָרָיֵא heißen, zu deren Gebiete die Städte Dirin, Maschamhig, Talon, Chata und Hagar (חַגַר) gerechnet werden [62]). Die Stadt und Landschaft stand unter dem Metropoliten Persiens, in allen den genanten Städten waren Bischöfe, welche sich aber unabhängig zu machen strebten. Der Patriarch Georgius († 679. n. Chr. Geb. [63]) reiste selbst zu ihnen, um sie mit ihrem Metropoliten wieder auszusöhnen. Bekantlich werden die Städtenamen auch häufig von der Umgegend zugleich, also ganzen Landschaften bei den Semiten gebraucht; dies ist bei Bethcatara sehr häufig der Fall. Man verwechsle diese Cataräer nicht mit den Einwohnern der Stadt Chatara oder Chatara in Mesopotamien. Sie sind auch durchaus verschieden von den Einwohnern Bactriana's; denn zwar hat Assemani [64]) behauptet, Bactriana heiße bei den Syrern בֵּית כָּטְרָיֵא Beth Catraje, woher בֵּית כָּטְרָיֵא ein Bactrier, und dies zusammengezogen gebe כַּטְרָיֵא Bactraja, die Cataräer seyen mithin Bactrier; allein daß die so oft erwähnten Cataräer dort nicht gewohnt haben können, ist aus vielen seiner eignen Angaben aus syrischen Schriftstellern klar, auch nimt er selbst [65]) seine Meinung wieder zurück. Endlich darf man auch nicht die Insel Socotora mit Catara nach Assemani's Vorgange [66]) so verbinden, als werde durch Catara jene Insel und das benachbarte arabische Land am persischen Busen damit bezeichnet; denn auch diese Ansicht widerruft jener [67]).

Bethcherem, בֵּית כֶּרֶם (Haus des Weinberges), in den LXX *Βαιθαχαρμα Βηθαχχάριμ*, ist eine Stadt

48) *Josephi* Vit. §. 37. 49) Assemani in den angegebenen Stellen liest Beth Arsam. 50) Assem. a. a. O. T. I. S. 341. vgl. T. II. S. 409. 51) Eig. Beth Oso vgl. Bemerk. zu Bethabe. 52) *Assem.* Bibl. Or. T. III. P. I. S. 180. 53) Calmet im bibl. Wörterbuche §. d. W. 54) Im Onomastic. §. d. W. Bethaim und Bethel. 55) S. den Artikel Bamoth Th. 7. S. 298. 56) Eigentl. Bethbegosch, siehe die Anmerk. zu Bethabe. 57) *Assem.* Bibl. Or. T. III. P. I. p. 159. 196. 480. 58) Assem. a. a. O. T. II. p. 459. und III. P. I. 478.

59) Antiq. XIII, 1 §. 5. 60) Antiq. VI, 2 §. 2. 61) *Plin.* H. Nat. L. VI. cp. XXXII. ed. Bip.; oder cp. XXVIII. 62) *Assem.* Bibl. Or. T. III. P. II. p. 559 und 564. 63) *Ass.* Bibl. Or. T. III. P. I. S. 153. 64) Bibl. Orient. In den Nachträgen zu Tom. III. P. I. pag. 632. 65) A. a. O. T. III. P. II. p. 604. 66) A. a. O. T. III. P. I. p. 97. 133 u. 136. 67) A. a. O. T. III. P. II. p. 604.

Digitized by Google

im Stamme Juda (Jerem. 6, 1. Nehem. 3, 14), nach Hieronymus [68]) lag sie auf einer Anhöhe zwischen Jerusalem und Thekoa. Auch der Talmud erwähnt diesen Ort [69]). Die Vulgate nent den Ort Betachara u. Bethacara.

Bethcolosch, ܒܝܬ ܟܘܠܣ, ein Flüßchen, welches der Khalif Hescham († 125 d. H.) ableiten ließ [70]).

Bethdagon, בֵּית דָּגוֹן (Tempel Dagons), ist eine Stadt im Stamme Juda nach Jos. 15, 41; die LXX haben *Βαγαδιηλ*. Ein anderer Ort gleiches Namens, in den LXX aber *Βαιθδεγεδ*, lag in Asser's Antheile (Jos. 19, 27); nach Eusebius [71]) lag zwischen Jamnia und Diospolis Caphardagon, welches wol mit Bethdagon einerlei ist. 1 Macc. 10, 83 wird auch *Βηθδαγών* angeführt, es scheint aber nicht eine Stadt gemeint zu seyn, sondern wie 1 Sam. 5, 2. 5 der wirkliche Tempel des Dagon zu Asdod (Richt. 16, 23 ff.), in welchen man sich flüchtete. Es könte zweifelhaft scheinen, ob nicht Jos. 15, 41 das vorhergehende, durch keine Copula verbundene, גְּדֵרוֹת mit Bethdagon einen Namen ausmache, allein dagegen ist die in demselben Verse angegebene Summe der Städte; auch wird der Stadt Gederoth 2 Chron. 28, 18 gedacht, ohne daß sie irgend einen weitern Zusatz hätte.

Bethdaraja (ܒܝܬ ܕܪܝܐ), auch Badraja (ܒܕܪܝܐ), ist ein Flecken in Chaldäa unweit Coche, der Vorstadt Seleuciens, merkwürdig als Begräbnißort der Erzbischöfe von Seleucien. Hieher mußte der neuerwählte Patriarch, wenn er in der Kirche zu Coche ordinirt war, sich begeben. Eine Zeitlang stand der dortige Bischof unmittelbar unter dem Patriarchen der Nestorianer, später wurde dieser Sprengel mit dem von Caschkar vereinigt. Die Araber nennen den Ort Dorkena (دورقني) und darnach die Syrer auch ܒܝܬ ܕܝܪܐ ܕܟܘܢܝ Dairo de Kuni [72]).

Bethdarona (ܒܝܬ ܕܪܘܢ), auch Badarun (بادارون), Sitz eines Bischofs im Kirchensprengel des Patriarchen [73]). Isaac, Bischof von Badarun, führte auf der Synode im J. 1318 den Vorsitz [74]).

Bethdial (ܒܝܬ ܕܝܐܠ), auch Badial (بادیال), Sitz eines Bischofs in der Diöcese von Mosul [75]); einer ihrer Bischöfe, Maranames, war im J. 1265 bei der Einweihung des nestorianischen Patriarchen Denha gegenwärtig [76]).

Beth Diblathaim, s. Diblathaim.

Betheden, בֵּית עֵדֶן (Haus der Wonne), ein Dorf unweit Damascus (Amos 1, 5) gegen Westen in dem Thale Eden (Wonne, Lieblichkeit). Plinius [77]) hat Paradisus. Noch jetzt soll der Ort unter demselben Namen bekant seyn [78]).

Betheket בֵּית עֵקֶד הָרֹעִים, vollständig בֵּית עֵקֶד הָרֹעִים komt nur 2 Kön. 10, 12. 14 vor, und wird nach dem Vorgange der Alex. Version von den meisten für eine Ortschaft in der Nähe Samariens erklärt; Eusebius sagt, sie liege in der großen Ebene 15 Meilen von Legion. Andre, so auch die Vulgate und Luther, verstehen ein Hirtenhaus. Erstere Ansicht hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich denn בֵּית עֵקֶד הָרֹעִים heißt wol Haus der Rotte der Hirten, gleichsam Hirtenhaufen; und עֵקֶד Band kann recht wohl nach der Analogie so genommen werden für Bande, Rotte, Haufen.

Bethel בֵּית אֵל (Gottes Haus), eine der ältesten und berühmtesten Städte Palästinas, unweit Sichem, westlich von Ai und nach Eusebius und Hieronymus [79]) 12 römische Meilen, oder 4 Stunden nördlich von Jerusalem im Gebirge Ephraim (Richt. 4, 5.), von welchem der benachbarte Theil den Namen Gebirge Bethels erhielt (1 Sam. 13, 2). In den ältesten Zeiten hieß sie Lus לוּז (Mandelbaum) nach 1 Mos. 28, 19; 35, 6. Jos. 18, 13; freilich scheint dieser Angabe Jos. 16, 2 zu widersprechen, wo offenbar Lus von Bethel unterschieden wird; denn es heißet dort von der Gränze der Nachkommen Josephs: die Gränze geht מִבֵּית אֵל לְלוּז von Bethel nach Lus. Aber hier findet entweder eine Corruption des Textes Statt, oder der Verf. dieses Stückes hat sich in der Angabe geirrt. Letztres ist nicht etwa bloße Vermuthung, für welche sich keine Gründe angeben ließen; denn obgleich die Verf. der Fragmente, welche uns im Buche Josua in ein Ganzes verschmolzen geliefert werden, mit der Topographie Palästina's ziemlich vertraut gewesen seyn müssen, wie aus ihren speciellen Nachrichten sattsam erhellet, so sind doch auch manche Unrichtigkeiten mit untergelaufen und namentlich widersprechen sich die Nachrichten, welche neben einander geliefert werden. Nach der Relation des A. T. (1 Mos. 28, 10—19.) wird die Namensveränderung dieser Stadt vom Patriarchen Jakob abgeleitet; als dieser nämlich aus Furcht vor seinem Bruder Esau, welchen er durch List um den Segen seines Vaters Isaac gebracht hatte, nach Aramäa flüchtete zu den Verwandten seiner Mutter, wurde er von der Nacht übereilt, wählte sein Lager auf offnem Felde und legte einen Stein unter seinen Kopf. Im Traum sahe er die Himmelsleiter, worauf die Engel auf und abstiegen, und Gott oben an der Spitze stehend versprach ihm auf seiner Hin- und Herreise seinen Schutz. Beim Erwachen rief daher Jakob aus: „dieses Stelle ist Gotteshaus (בֵּית אֵל)," errichtete den Stein, auf welchem er geruhet, als eine Säule und goß Öl darauf; den Ort aber nante er Bethel. Diese Erzählung aber können wir nicht historisch nehmen, denn es läßt sich nicht denken, daß der herumwandernde Sohn eines No-

68) Im Commentar zu Jerem. 6, 1. 69) Nidda 11, 7. Middot. 3, 4. 70) *Assem.* Bibl. Or. T. II. S. 106. 71) Im Onomast. s. d. W. 72) *Assem.* Bibl. Or. T. III. P. II. p. 726. 73) Assem. a. a. O. T. II. S. 455. 74) Ass. a. a. O. T. III. P. I. p. 341. 570. vgl. P. II. p. 726. 75) Assem. a. a. O. T. II. 456. vgl. T. III. P. II. p. 726. 76) A. a. O. T. III. P. I. p. 565.

77) H. N. V, 22. ed. Bip. 78) *Cellarii* orb. antiq. T. II. S. 444. Schulz Leitung des Höchsten V. 458. Michaelis Supplemm. S. 1838. ff. 79) Onomast. unt. d. W. *Βαιθήλ*.

Digitized by Google

maden einer Stadt den Namen gegeben, welche schon vorhanden war; dann wird auch 1 Mos. 35, 1 — 8 und v. 9 — 15 eine andre Erklärung von der Entstehung dieses Namens gegeben, nach welcher allerdings Jakob der Stadt diesen neuen Namen gegeben haben soll, aber erst nach seiner Rückkehr aus Aram. 1 Mos. 12, 8. 13, 3 wird Lus zwar schon per prolepsin Bethel genant, aber Jos. 18, 13 wird angeführt, daß es noch zu Josua's Zeit den alten Namen gehabt habe. Die meiste Wahrscheinlichkeit möchte folgende Ansicht haben. In Bethel war schon früh ein häufig besuchtes Heiligthum, was auch aus Richt. 20, 18. 26. 27. 21, 2. 1 Sam. 10, 3 hervorgeht, daher gab man der ganzen Stadt, welche erst Lus geheißen, den Namen Bethel; so nennen die Araber Jerusalem beit el kods (Haus des Heiligthums) von dem dort befindlichen Tempel. Unsre biblischen Referenten suchen den Ursprung dieses Namens in der Patriarchengeschichte; übrigens muß dieser Mythus wol schon vor Salomo, wenigstens vor Jerobeam entstanden seyn, wo in Bethel noch ein legales Heiligthum war, denn später, wo dort der Kälberdienst eingeführt worden, hätte eine solche Sage nicht wohl entstehen können. (S. de Wette Kritik der israel. Gesch. I. S. 124.).

Ehe die Hebräer Kanaan einnahmen, war Bethel Sitz eines kanaanitischen Königs (Jos. 12, 16); bei der Austheilung fiel die Stadt dem Stamme Benjamin zu (Jos. 18, 22). Nach Jos. 12, 9 ist sie bereits durch Josua erobert, aber nach Richt. 1, 22 ff. bekamen die Ephraimiten erst später durch eine Verrätherei die Stadt, und vertilgten ihre Einwohner bis auf Einen, welcher ihnen den Zugang zur Stadt gezeigt hatte. Hier stand nun eine Zeitlang die Stiftshütte (Richt. 20, 27. 1 Sam. 10, 3.), und Samuel pflegte dort Gericht zu halten (1 Sam. 7, 16); bei der Trennung der zehn Stämme von dem bis dahin vereinigten Reiche kam Bethel zum Reiche Israel, und Jerobeam machte sie zum Hauptsitze des von ihm eingeführten Bilderdienstes (1 Kön. 12, 28 — 33 vgl. Amos 7, 10 — 13), wahrscheinlich deshalb, weil die Stadt schon von Alters her in dem Rufe der Heiligkeit stand; aus einem ähnlichen Grunde wählte er die Stadt Dan[80]. Abia, König von Juda, nahm zwar Bethel ein (2 Chron. 13, 19), ob er aber den illegalen Cultus abgestellt habe, sagt die Geschichte nicht, und wahrscheinlich[81] ist die Stadt sehr bald an die Ephraimiten zurückgekommen und ihnen verblieben bis zur Auflösung des ganzen Reiches. Dieser Götzendienst in Bethel ist auch die Ursache, warum die jüdischen Propheten mit so entschiedenem Abscheu davon sprechen und es durch ein Wortspiel Bethaven בֵּית אָוֶן Sünden- oder Jammerhaus[82]) nennen (Hos. 4, 15. 10, 5.); und Josia, welcher den mosaischen Kultus in seinem ganzen Umfange einführte, zerstörte endlich dies illegale Heiligthum[83]). Aus dem Exil wurde ein Priester zurückgeschickt, um die Kolonisten in dem Dienste Jehovahs zu unterrichten; er wählte seinen Wohnsitz in Bethel (2 Kön. 17, 28). Unter den von Babel zurückgekehrten werden Einwohner von Bethel genant (Esr. 2, 28. Nehem. 7, 32), der alten Eintheilung zufolge fiel der Ort den Benjaminiten zu (Nehem. 11, 31). Im Kriege mit den Juden befestigte ihn der syrische Feldherr Bachides ums J. 160. v. C. G.[84]), und später legte Vespasian eine Besatzung hinein[85]). Eusebius und Hieronymus nennen Bethel einen Flecken; die neuern Reisenden erwähnen es gar nicht.

Bethelia (*Βηθελία*), wird von Sozomenus[86]) als ein volkreicher Flecken in der Gegend von Gaza angeführt, welcher alte und ehrwürdige Tempel besitze, besonders aber durch ein auf einem Hügel erbauetes Pantheon sich auszeichne. Dem Namen und dieser gegebenen Beschreibung nach sollte man diesen Ort für das alte Bethel halten, und jenes Pantheon, wie auch schon Sozomenus vermuthet, für eine griechische Übersetzung von Bethel (Gottes Haus); allein dieser Annahme widerspricht die angegebene Lage, und es ist wol vielmehr Bethul oder Bethuel, welches nachzusehen.

Bethemek, בֵּית עֵמֶק (Haus des Thales, gleichsam Thalhausen), wird Jos. 19, 27 unter den Ortschaften des Stammes Asser genant.

Bethenim *Βεθενίμ* ist nach Eusebius[87]) ein Flecken in der Nähe der sogenanten Terebinthe Abrahams[88]), in der Gegend von Hebron.

Bethennabris, *Βηθενναβρίς*, ein Flecken zwischen Scythopolis und Tiberias, von letztrem 30 Stadien entfernt[89]). Man findet auch blos *Εναβρίς* und *Σενναβρίς* geschrieben[90]).

Bether, eine palästinensische Stadt am Meere, deren in den jüdischen Schriften häufig gedacht wird; nach denselben ist sie durch den Kaiser Hadrian nach langer Belagerung eingenommen und unter den Einwohnern ein fürchterliches Blutbad angerichtet worden[91]). Etwas Näheres aber über die Lage der Stadt ist nicht bekant. Ohne weitern Grund glauben einige, es sey das obere Bethhoron[92]), andere, es sey Betharis zwischen Diospolis und Cäsarea, dessen das Itiner. Hierosolymit. gedenkt, und noch andre combiniren es mit Betharim unweit Diospolis, welches Eusebius[93]) anführt. Falsch ist es, wenn Calmet[94]) Hohesl. 2, 17 und 8, 14 die Worte הָרֵי בָתֶר Berge der Trennung, d. h. die Berge, welche die beiden Liebenden im Winter von einander schieden, von den Bergen Bethers verstehen will.

Bethesda, *Βηθσαθὰ* beim Eusebius *Βηζαθὰ*, einer von den Teichen Jerusalems (Joh. 5, 2. ff.), über dessen Lage aber nichts bestimtes angegeben werden kann. Wenn man der Tradition glauben soll, so hat man ihn auf die Südseite der Stadt, hinter den Tempelberg zu setzen[95]). Johannes sagt zwar, dieser Wasserbehälter

80) Vgl. 1 Kön. 12, 29 mit Richt. 18, 30. 81) Vgl. 1 Kön. 15, 34 ff. 2 Kön. 10, 29. 82) S. den Art. Bethaven. 83) 2 Kön. 23, 15 ff., vgl. Jerem. 48, 13.

84) *Joseph.* Antiq. XIII, 1. §. 3. 85) *Joseph.* de bell. Jud. IV, 9. §. 9. 86) Histor. Ecclesiast. L. V. cp. 15. 87) S. d. W. *Hraïp.* 88) Dieser Name der Terebinthe bezieht sich auf 1 Mos. 18, 1. 89) *Joseph.* de Bell. Jud. IV, 8. §. 4. 90) *Reland* Palaest. ed. Traj. pag. 999. vgl. p. 761 und 639. 91) Gemar. Hierosol Gittin. fol. 571. und Echa Rabbat. fol. 75. 92) Calmet im Wörterb. s. d. W. Bether. 93) S. d. W. *Λχεμ.* 94) bibl. Wörterb. unt. d. W. 95) Pococke a. a. O. 2 Bd. S. 24. teutsch. Übers.

Digitized by Google

liege ἐπὶ τῇ προβατικῇ, also nach der gewöhnlichen Erklärung am Schafthor, welches Neh. 3, 1 angeführt wird [96]), allein die Ellipse von πυλη (Thor) komt sonst in der Bibel nicht vor, und ist auch im Ganzen sehr ungewöhnlich, man könte daher wol besser χωρα oder οἰκια suppliren; Johannis Worte hießen dann beim Schafhause, bei der Schäferei. Man möge es nun aber nehmen wie man will, über die Lage des Teiches erfahren wir dadurch nichts Gewisses. Sein Wasser besaß Heilkräfte, doch muß es eine periodische Quelle gewesen seyn, welche nur dann wirkte, wenn der neue Strom hervorsprudelte und sich durch Bewegung auf dem Spiegel des Teiches ankündigte. Obgleich nun Joh. 5, 4 sicherlich unecht ist und nur zur Erklärung von v. 7 eingeschoben seyn mag [97]), so ist es doch vielleicht eine zu Jesu Zeiten verbreitete Meinung gewesen [98]), daß diese periodische Kraft des Wassers von einer übernatürlichen Ursache, nämlich von einem Engel herrühre, welcher zu bestimten Zeiten das Wasser bewege. Einige Gelehrte haben den Grund dieser Heilkräfte darin gesucht, daß das Blut der Opferthiere aus dem Tempel in dieses Bassin geleitet worden; wenn wir nun zwar nicht läugnen wollen, daß durch eine solche Mischung des Blutes mit dem Wasser, besonders so lange es seine natürliche Wärme noch hatte, für manche Krankheiten ein heilsames Bad entstehen konte [99]), so ist es doch durchaus unerwiesen, daß diese Heilquelle nahe beim Tempel lag und daß das Blut der Opferthiere hineingeleitet worden [1]). Aus Eusebius Beschreibung aber [2]) ist es vollkommen gewiß, daß das Wasser sehr roth gefärbt war, welches seine natürlichen Ursachen hatte und vielleicht von einer starken Mischung Ocher herrührte [3]). Übrigens ist das Bad für die Joh. 5, 3 angegebenen Kranken gerade sehr anwendbar, denn auch bei Augenkrankheiten bediente man sich desselben [4]). Der Wasserbehälter war mit 5 bedeckten Gängen umgeben, in welchen sich die Kranken aufhielten, und auf die Bewegung des Wassers harrten; diese besonders für fremde Kranke sehr ersprießliche Einrichtung hat vielleicht Herodes d. Gr. gemacht, welcher bekantlich für öffentliche Bauten viel verwandte. Es war also eine Art Krankenhaus, oder Hospital und dies soll auch der Name Bethesda nach der allein richtigen Erklärung בֵּית חִסְדָּא domus misericordiae bezeichnen. Jetzt ist von der Quelle keine Spur mehr, auch wird sie weder beim Josephus noch im Talmud erwähnt; zwar zeigte man einigen Reisenden einen Teich, welcher Bethesda sey; aber die gegen die Frager nur zu gefälligen, lügenhaften Führer konten auch nicht Einen Grund angeben, um ihre Meinung zu erhärten [5a]).

96) Jänisch zu Hamelsveld bibl. Geogr. 2. Bd. S. 198. ff. 97) Vgl. *Kuinoel.* Comment. in Lib. N. T. hist. Vol. III. p. 285. sq. ed. alt. und die bei ihm p. 288. angeführten Werke. 98) Paulus philol. krit. u. histor. Kommentar 4. Bd. S. 263. 99) *Richter* de balneo animali in dessen Dissertt. IV. med. Gott. 1775. 4. p. 107. sq. 1) *Witsii* Miscellan. II. p. 249. sq. 2) Im Onomast. z. d. W. 3) *Richard Mead* med. sacr. pag. 41. 4) *Plin.* H. N. XXXI, ep. 3. ed. Bip. Hippocrat. Aphorism. VI, 25. und Galenus in s. Kommentarien z. d. Aphorism. des Hippocrates. 5a) Vgl. über den ganzen Artik. noch *J. C. H. Hottinger* de piscina Bethesda. Tigur. 1705. 4.

Bethezel, בֵּית הָאֵצֶל (Haus der Verbindung), mit dem Artikel Bethhaezel, wird nur Micha 1, 11 erwähnt; nach Ephräm Syrus [6]) ist es ein unweit Samarien gelegener Ort.

Bethezoba, *Βηθεζώβα* (Haus des Ysop בֵּית אֵזוֹב), ein Flecken in Peräa, nach Josephus Erzählung [7]) die Vaterstadt derjenigen Frau, welche in der letzten Belagerung Jerusalems aus Hunger ihr eignes Kind schlachtete und aß. Josephus [8]) und nach ihm Eusebius [9]) nennen zwar den Ort *Βαθεζώρ*, da ersterer es aber durch *οἶκον ὑσσώπου* erklärt, so ist wol mit Reland [10]), Calmet [11]) und Spanheim [12]), *Βηθεζώβ* oder *Βαθεζώβ* zu lesen.

Bethgabris, s. Bethagabra.

Bethgader, בֵּית גָּדֵר (Haus der Verzäunung), ein Ort im Stamme Juda (1 Chron. 2, 51), ist wol einerlei mit Geder, גֶּדֶר, welches eine canaanäische Königsstadt war (Jos. 12, 13 vgl. 1 Chron. 27, 28), Gedera, גְּדֵרָה (Jos. 15, 35 vgl. 1 Chron. 12, 4) und vielleicht auch Gederoth, גְּדֵרוֹת (2 Chron. 28, 18) und Gederothaim גְּדֵרֹתַיִם (Jos. 15, 16), in der Ebene Judas.

Bethgamul, בֵּית גָּמוּל (Haus der Vergeltung), ist eine Stadt im moabitischen Gefilde (Jerem. 48, 23).

Bethgarme eig. Bethgarmai ܒܝܬ ܓܪܡܝ, bei den Arabern جرمي (Dscherma) und باجرمي (Badscherma) genant, ist eine Provinz in der Mitte Assyriens, deren Bewohner Garmaei und Garamaei genant werden [13]). Renaudot [14]) begeht den Irrthum, Bethgarme zu einer Stadt zu machen. Dieser den Persern unterwürfige Landstrich hatte einen Metropoliten, und mehre Bischöfe in den Städten Dakuka (دقوقا) oder Laschum (ܠܫܘܡ), in Bavasidsch (البوازيج), in Darabad oder Ardabad (دارابادم), Chanetschir (خانجير), Bethseluch oder Carco Bethseluch, Bethnikator (ܒܝܬ ܢܝܩܛܘܪ), Bethsori (ܒܝܬ ܣܘܪܝ), Tachal (ܬܚܠ) und Gaudchi (ܓܘܕܝ). Um das Jahr 330 n. Chr. G. unter dem persischen Könige Sapores wurden die Christen hier hart verfolgt und viele starben als Märtyrer ihres Glaubens, deren Geschichte in den Actis martyrum Orientalium erzählt wird. Zu derselben Provinz gehört auch die Stadt Bethgavoje, woher der Patriarch Gregorius (ums J. 660) gebürtig war [15]), ferner Beth-

5b) Opp. Syriac. ed. Benedict. T. II. p. 273. F. 6) De Bell. Jud. VI, 3. f. 4. 7) a. a. O. 8) Hist. Eccles. L. III. ep. 6. 9) Palaest. ed. Traj. pag. 640. 10) Bibl. Wörterb. u. d. W. 11) Z. d. St. des Josephus. 12) *Ptolem.* Lib. VI, ep. 1. p. 108. ed. Basil. 1543. *Assem.* Bibl. Or. T. III. P. II. pag. 745. sq. 13) De liturg. Orient. T. II. p. 271. 14) Assem. a. a. O. T. III. P. I. p. 149.

Digitized by Google

meschainone (בֵּית סַחְנִינֵי), am Flüßchen Zaba [15]).

Bethgavoje, s. Bethgarme.

Bethgabrin, בֵּית גַּבְרִין, wird einige Male im Talmud erwähnt [16]), und ist vielleicht mit Bethagabra einerlei, welches nachzusehen.

Bethhanan, בֵּית חָנָן (Ort der Gnade, gleichsam Gnadau), wird 1 Kön. 4, 9 als ein palästinensischer Ort erwähnt, der aber sonst unbekant ist.

Bethharam, בֵּית הָרָם (domus conceptionis), eine Stadt im Stamme Gad (Jos. 13, 27), es ist dieselbe, welche 4 Mos. 32, 36 Bethharan בֵּית הָרָן heißt. Eusebius und Hieronymus [17]) bemerken, daß sie späterhin von den Syrern *Βηθραμφθὰ*, Bethramta, d. i. wol בֵּית סַחְנִי (Haus der Höhe), genant worden, welcher Name auch im Talmud vorkömt [18]). Beim Josephus [19]) wird ihrer unter dem Namen *Ἰούλιας* gedacht; nach Eusebius und Hieronymus aber soll sie vom Herodes zu Ehren der Gemalin des Augustus Livias genant seyn. Beide Namen können leicht verwechselt seyn, obgleich Josephus [20]) auch eine Stadt *Λιβιὰς* anführt. Bachiene [21]) wendet zwar ein, Josephus sage nicht ausdrücklich, daß Bethharan und Julias gleich sey; damit scheint aber auf den ersten Anblick eine Stelle des Josephus [22]) im Widerspruch zu seyn, wornach Herodes die Stadt Betharamphtha mit Mauern versehen und des Kaisers Gemalin zu Ehren Julias genant haben soll. Denn nach dem Vorigen ist ja Betharam und Betharamphtha einerlei. Es entsteht aber die Schwierigkeit, daß dieses Betharamphtha [23]) in Galiläa, nicht aber in Peräa lag, wohin doch Bethharam und zwar in den südlichern Theil desselben zu setzen ist. Jedoch erwähnt Josephus selber Julias in Peräa sehr häufig [24]) und zwar in der Nähe des todten Meeres am Einfluß des Jordans in dasselbe [25]), in welcher Gegend auch Betharam lag. Daher hat die Annahme, daß dieses Julias in Peräa und Bethharam einerlei Ort sey, allerdings Wahrscheinlichkeit [26]).

Bethhaschitta, s. Bethschitta, und so sind alle Ortsnamen, welche nach dem Beth den Artikel ha haben, ohne diesen zu suchen.

Bethhogla, בֵּית חָגְלָה (Rebhuhnsort), Stadt im Stamme Benjamin (Jos. 18, 21) aber an der Gränze Judas (Jos. 15, 6. 18, 19). Es ist, wie Reland [27]) nach Bonfrere's Vorgange [28]) bemerkt, der Flecken Bethagla, welcher dem Hieronymus zufolge [29]) 3 Meilen von Jericho und 2 Meilen vom Jordan entfernt war. Die beiden Flecken: Bethagla, 8 Meilen von Gaza am Meere, und Agla, 10 Meilen von Eleutheropolis nach Gaza hin [30]), können wegen ihrer durchaus verschiedenen Lage damit nicht combinirt werden.

Bethhoron (בֵּית חוֹרוֹן), eine Doppelstadt des Stammes Ephraim, welche in das niedere, תַּחְתּוֹן auf der Gränze der beiden Stämme Ephraim und Benjamin (Jos. 16, 3. 18, 13) und in das obere, עֶלְיוֹן im Stamme Ephraim getheilt wurde (Jos. 16, 5). Nach Jos. 21, 22 war Bethhoron eine Levitenstadt, doch meint Eusebius [31]), dies gelte blos vom niedern Bethhoron. Nach Josephus [32]) lag der Ort zwischen Lydda und Jerusalem, dem Eusebius [33]) zufolge von letzterer 12 Meilen entfernt in der Richtung nach Nicopolis. 1 Chron. 7, 24 läßt beide Ortschaften von Seera, einer Tochter Ephraims erbaut werden, womit aber 1 Kön. 9, 17 im Widerspruch ist, wo dem Salomo die Erbauung des niedern Bethhoron beigelegt wird, und 2 Chron. 8, 5, wornach er beide Städte erbaut haben soll. Doch ließen sich beide Erzählungen vielleicht so vereinigen, daß Salomo sie restaurirte, vergrößerte und befestigte [34]). Beide Städte lagen nahe bei einander, daher sie auch nicht selten ohne weitern Zusatz genant werden [35]); so auch beim Josephus, obgleich er sich in der Schreibung des Namens nicht gleich bleibt, sondern bald *Βαιθωρῶν* [36]) bald *Βαιθωρὰ* und *Βεθώρων* schreibt [37]). Durchaus falsch ist die Angabe auf der Reichardschen Charte [38]), wo Bethhoron superior an der Küste des Mittelmeeres über Apollonia gesetzt worden, wahrscheinlich durch eine Verwechslung mit Bether. Am meisten verdient unsre Aufmerksamkeit der Hohlweg bei Bethhoron, welcher so enge und für große Heere so gefährlich war, daß er sprüchwörtlich geworden ist [39]); und Hottinger [40]) hat daher vermuthet, daß der Name Bethhoron hohler Ort, Hohlweg bedeute. Hier errang Josua einen folgereichen Sieg über die verbündeten Könige Kanaans (Jos. 10, 11 ff.); Judas Maccabi schlug dort den syrischen General Seron (1 Macc. 3, 16 ff.). Nikanor fand dort mit seinem ganzen, sehr beträchtlichen Heere den Tod [41]); und später hatte der Römer Cestius daselbst ein ähnliches Schicksal [42]). In den vielfältigen Kriegen, welche Palästina trafen, scheinen beide Ortschaften gänzlich verwüstet zu seyn; schon zu Hieronymus Zeiten waren es armselige Dörfer, und die neuern Reisebeschreiber erwähnen ihrer gar nicht, nur Clarke [43]) ist der Meinung, daß das jetzige Dorf Bethur zwischen Jaffa und Jerusalem, ein Sitz räuberischer Beduinen, das obere Bethhoron der Alten sey. Seine Gründe sind

15) a. a. O. p. 495. 16) Schir. Haschirim Rabba fol. 2. col. 4. und Midrasch Coheleth fol. 102. col. 2. fol. 94. 4. 17) u. d. W. *Βηθραμφθὰ* und Betharam. 18) *Reland* Palaest. ed. Traj. p. 308. vgl. p. 642. 19) De bello Jud. II. 9. §. 1. 20) Antiquitt. XIV. 1. §. 4. 21) Beschreibung von Palästina 2. Thl. §. 786. 22) Antiquitt. XVIII, 2. §. 1. 23) a. a. O. des Joseph. 24) Antiquitt. XX, 8. §. 4. Bell. Jud. II, 9. §. 1. 13. §. 2. 25) De bell. Jud. IV, 7. §. 5. 26) *Cellarii* Not. Orb. Antiq. T. II. p. 651. 27) Palaest. ed. Traj. p. 633. 28) Onomast. u. d. W. Bethagla. 29) S. d. W. Ἄρας Acad.

30) Eusebius und Hieronymus im Onomast. u. d. W. *Βηθαλὰ* und Bethagla. 31) S. d. W. *Βηθωρών*. 32) De bell. Jud. II, 19. §. 1. 33) a. a. O. 34) 2 Chron. 8, 5. 11, 5. 6., vgl. 1 Mos. 35, 19. 35) Jos. 10, 10. 11. 2 Chron. 25, 13, *Βαιθωρών* Judith. 4, 4. 1 Macc. 3, 16. 24. 7, 39. 9, 50. 36) De bell. Jud. II, 19. §. 1. 37) De bell. Jud. II, 19. §. 8. Antiquitt. XIII, 1. §. 3. 39) Orbis terrarum antiquus a D. Campio editus. Norimb. 1818. Tab. II. 40) *Lightfoot* Opp. Tom. II. p. 184. 41) De geograph. Terrae Canaan §. 34. im 6. Bande von *Ugolini* thesaurus. 42) 1 Macc. 7, 39—46., vgl. 2 Macc. 15, 25—37. 43) *Joseph.* de bell. Jud. II, 19. §. 1. 8. 44) Travels in various countries of Europe, Asia and Africa Vol. IV. pag. 425. sq. ed. IV. Lond. 1817.

Digitized by Google

von der Lage hergenommen und lassen fast keinen Zweifel übrig. Josephus erwähnt [45]) eines Ortes Bethsemera, *Βηθσεμήρα* und läßt sich dort die Geschichte zutragen, welche 2 Chron. 25, 13 nach Bethhoron verlegt.

Bethhur (בֵּית חוּר), Stadt in Mesopotamien, welche die Araber ums J. 457 völlig ausplünderten. Isaac d. G., ein Zeitgenosse dieser Begebenheit, will in 2 uns noch erhaltenen syrischen Reden nach der damaligen Ansicht der Weltbegebenheiten den Grund dieses Unglücks in der Abgötterei und Sünde der Einwohner finden [46]).

Bethjesimoth, בֵּית הַיְשִׁמוֹת (Haus der Wüste), eine Stadt im Stamme Ruben (Jos. 13, 20), unweit des todten Meeres, welche aber bald wieder von den Moabitern eingenommen zu seyn scheint (Ezech. 25, 9). Wenn Eusebius [47]) sie in die Gegend des todten Meers, 12 röm. Meilen südlich von Jericho setzt, so paßt dieß nicht zu jener Angabe im A. T., und er hat also wol Jesimon יְשִׁמוֹן, d. i. Wüste (1 Sam. 23, 34) im Sinne gehabt [48]).

Bethkardo, s. Bethzabde.

Bethlaphet, Bethlapeta (בֵּית לַבְּטָ), auch blos **Lapeta** (לַבְּטָ), Hauptstadt in der Provinz Ahwas, und ehemals Sitz des ersten Metropoliten der Nestorianer, welcher auch die Aufsicht über Elam und Gondisapor führte [49]).

Bethleaphra, בֵּית לְעַפְרָה (Haus des Staubes) nur Mich. 1, 10 ist gleich mit Ophra (עָפְרָה) und eine Ortschaft im Stamme Benjamin, nordöstlich von Bethel (Jos. 18, 23. 1 Sam. 13, 17. Mich. 1, 10). Eine andre Stadt, Namens Ophra, wird im Stamme Manasse erwähnt (Richt. 6, 11. 8, 27. 9, 5), woher der berühmte Richter Gideon gebürtig.

Bethlebaoth, בֵּית לְבָאוֹת (Haus der Löwinnen), eine Stadt im Stamme Simeon (Jos. 19, 6), welche auch blos Lebaoth heißt (Jos. 15, 32). Beim Josephus [50]) finden wir eine *τοπαρχία Βεθλεπτηφῶν* und beim Plinius [51]) Bethleptephene, welches südlich von Jerusalem lag und das Vespasian auf dem Marsche von Emmaus nach Idumäa passirte. Ob dies aber mit Bethlebaoth einerlei sey, läßt sich nicht bestimmen.

Bethlehem, בֵּית לֶחֶם (Brothaus), *Βηθλεέμ* ist, 1) ein Flecken im Stamme Juda (Richt. 17, 7), daher auch mit dem Zusatze Juda יְהוּדָה [52]), zum Unterschied von einer Stadt gleiches Namens im Stamme Sebulon (Jos. 19, 15). Er führte auch, besonders in alten Zeiten, den Namen Ephrath (אֶפְרָת) und Ephratha (אֶפְרָתָה, *Ἐφραθᾶ*) nach 1 Mos. 48, 7. 1 Mos. 35, 16. 19. Ruth. 4, 11; und vollständig Bethlehem Ephrata (Micha 5, 1). Dieser Name Ephratha (fruchtbar) scheint zwar nicht der Stadt allein, sondern auch der Umgegend beigelegt zu werden [53]), wie schon Eusebius u. Hieronymus [54]) bemerken; ja zuweilen wol für Ephraim [55]) zu stehen. Der Ort war weder durch Größe noch durch Reichthum seiner Bewohner ausgezeichnet, auch wird er unter den Städten Judas Jos. 15. nicht ein Mal mit aufgeführt. Zwar hat die Alex. Version v. 60. die Worte *Ἐφραθά, αὕτη ἐστὶ Βαιθλεέμ*, und viele ältere Ausleger glaubten, die Juden hätten den Namen aus böslicher Absicht weggelassen. Allein es ließe sich erstlich kein Grund einsehen, warum sie auch die 10 andern Örter, welche die griech. Übersetzung an dieser Stelle mehr liefert, entfernt hätten; dann finden sich in dieser Version häufig Zusätze, ursprüngliche Glossen, welche durch unvorsichtige Abschreiber in den Text kamen. Erst später als Geburtsort Davids und Wohnort seiner Vorältern Boas, Obed und Isai [56]) bekam es einiges Ansehen und wurde ersterm zu Ehren Davids Stadt genant (Luc. 2, 4. 11), und Rehabeam baute es (2 Chron. 11, 6), d. h. wol, er umgab es mit einer Mauer, oder verschönerte es. Indeß muß es auch nach dem Exil unbedeutend gewesen seyn, und wird in dem Verzeichnisse der aufs neue bewohnten Städte Judas gleichfalls übergangen (Nehem. 11, 25—30). Durch die Geburt Jesu aber hat es bei den Christen und auch bei den Moslemen eine nicht mindere Berühmtheit erlangt, als Jerusalem, von welchem es 6 Meilen oder 2 Stunden entfernt, am Abhange einer felsigen Anhöhe liegt [57]). Es ist mit Thälern und Hügeln umgeben, welche Korn, Wein und Oliven tragen, aber großentheils unbebaut liegen. Keiner, der nach dem heil. Lande wallfahrtet, versäumt es, diesen Ort zu besehen; und jede Reisebeschreibung von Palästina enthält ziemlich ausführliche Nachrichten von dem heutigen Zustande desselben. Bethlehem, bei den Arabern بيت لحم (Fleischhaus) [58]), ist jetzt ein offener Flecken, bewohnt von griechischen, armenischen und lateinischen Christen, und von Moslemen und steht unter dem Befehlshaber von Jaffa [59]). Die Christen leben größtentheils vom Verfertigen von Rosenkränzen, Kreuzbildern, Abbildungen des heil. Grabes, der Kirche zu Bethlehem und der heil. unterirdischen Grotte, in welcher Jesus geboren seyn soll. Die Merkwürdigkeiten des Ortes sind folgende. Die Kirche St. Mariae de praesepio, über der Höhle erbaut, worin nach der Sage

45) Antiquitt. IX, 9. §. 1. 46) *Assem.* Bibl. Or. I. p. 225. 47) Unt. d. W. *Βηθασμούθ*. 48) *Reland.* Palaest. Ed. Traj. p. 642. 49) *Assem.* Bibl. Or. I. p. 534. vgl. T. III. P. II. p. DCCLX. 50) De bell. Jud. IV, 8. §. 1. 51) Hist. Nat. V, 15. ed. Bip. 52) Richt. 17, 9. 19, 1. 2. 18. Ruth. 1, 1. 2. 1 Sam. 17, 12.

53) Ruth. 1, 2. 1 Sam. 17, 12. 54) Onomast. p. d. W. *Ἐφραθα*. 55) Ps. 132, 6. 1 Kön. 11, 26. 1 Sam. 1, 1. 56) Ruth. 2, 1. 4. 4, 14—17. 22. 1 Sam. 16, 1. 18. 17, 12. 15. 57) *Abulfed.* tabul. Syriae ed. *Köhler.* p. 88. vgl. ibid. pag. 183. Excerpt. ex Iba Alwardi, wo aber ستّة statt ثلاثة اميال zu lesen ist. Eusebius und Hieronymus im Onomast. p. d. W. — Daß Josephus Angaben (Antiquit. Jud. Lib. V., 2. §. 8. und VII. 12. §. 4.) nicht widersprechen, hat schon Reland (Palaestin. ed. Traj. p. 446 u. 645.) richtig dargethan. Auch sämtl. Reisebeschreiber stimmen darin überein, vgl. p. B. Joliffe's Reise nach Palästina und Syrien S. 114. 125. teutsch. Übers. 58) Denn לֶחֶם im Hebräischen Brodt, لحم aber im Arab. Fleisch. 59) Hasselquist Reise nach Palästina Th. 1. S. 170. ff. teutsch. Übers.

Digitized by Google

Christus geboren worden, liegt ungefähr 200 Schritte ausserhalb des Ortes. Sie ruht auf vier Reihen Säulen von rothem Marmor (48 an der Zahl), das Gebälke gibt man für Cedernholz aus vom Libanon; hie und da sieht man verstümmelte Überreste von Figuren in Musivarbeit, welche der Künstler Ephrem im J. 1278 vollendet haben soll, und halb verloschene griechische Aufschriften aus den Evangelisten. Am Ende des Gebäudes steht ein Altar, welcher den Königen aus dem Morgenlande geweiht ist; am Fuße desselben zeigt man das Bild des leitenden Gestirns (Matth. 2, 2. 7. 9. 10) von jaspisartigem Marmor. Unter dem Chor der Kirche, 10—12 Fuß unter dem Grunde, ist die Grotte, wo Christus geboren und in die Krippe gelegt seyn soll (Luc. 2, 7.). Die Stelle ist durch einen strahlenden silbernen Kreis in Figur eines Sternes auf einer marmornen Platte bezeichnet, mit der Umschrift: Hic de Virgine Maria Jesus Christus natus est. Die Kapelle wird durch Lampen an Altären beleuchtet, welche man nie auslöschen läßt; der eine bezeichnet die Stelle der Geburt Jesu, der andere den Ort, wo die Jungfrau saß, als die Magier dem Kinde ihre Ehrfurcht bezeigten. Die Kaiserin Helena baute hier ihre erste Kirche, allein die jetzige rührt von Justinian her; im J. 1110 wurde sie auf Ansuchen Balduins I. durch Papst Paschalis II. zur Kathedralkirche des Bischofs von Bethlehem erhoben, welcher unmittelbar unter dem Patriarchen von Jerusalem stand. Außer dieser Kirche und einer andern, der heil. Katharina geweihten, ist noch ein Franziskanerkloster dort, im welchem die Pilgrimme gewöhnlich wohnen. Hier zeigt man die Kapelle des Hieronymus, auch sein Begräbniß, nebst den Begräbnissen des Eusebius, der Paula, einer vornehmen verwitweten Römerin und ihrer Tochter Eustochium, welche zur Zeit des Hieronymus nach Bethlehem kamen, um ihr Leben der Andacht ganz zu weihen **). Die Sage hat noch viele andere Örter geheiligt; so ist auf dem ältern Wege nach Jerusalem eine durch einen Olivenbaum und eine Mauer ausgezeichnete Stelle, wo Maria unter einer Terebinthe mit dem Jesuskinde geruht haben soll; ferner zeigt man den Ort, wo die Magier den Stern zum zweiten Male erblickten; unweit vom Wege ist der Ort, von wo Habakuk durch den Engel nach Babel geführt wurde, den Daniel in der Löwengrube zu speisen [61]) u. s. w. Wichtiger ist das runde Gewölbe, welches für das Grab Rahels, Jakobs geliebter Gattin [62]), gehalten wird, 2 römische Meilen nördlich von Bethlehem. Das ganze Werk ist im Geschmacke der spätern türkischen Baukunst, das Grab selbst ist 5—6 Fuß hoch, aus gehauenen Steinen verfertigt, welche ungefähr 8 Fuß Länge, und 3½ Breite haben. Eine Mauer von 3 Fuß Höhe umgibt das ganze Gebäude, der Zugang ist Christen versagt, weil die Türken daraus eine Moschee gemacht haben. Auch das Dorf, wo die Hirten wohnten, welchen die Geburt des Messias verkündet wurde (Luc. 2, 8. ff.), will man wissen; es sind nämlich Höhlen, welche dem Vieh im Winter zum Aufenthalt dienen und dann auch von den Hirten bewohnt werden. Auf dem Wege nach Hebron, etwa 1½ Stunde südlich von Bethlehem liegen 3 Teiche, deren Anlegung man Salomo nach Kohel. 2, 4—6 zuschreibt. Sie sind in Felsen ausgehauen, an dem obern Rande mit Mauerwerk umgeben, ziemlich von gleicher Breite, aber ungleicher Länge. Sie fangen das Quellwasser, was in der Nähe entspringt, auf, und bringen es durch Wasserleitungen weiter; alle drei sind durch Kanäle verbunden, so daß das Wasser aus dem obersten in den zweiten und endlich in den untersten fließt. Zu der Hauptquelle kann man nicht leicht kommen, auch ist der Zugang dazu verschlossen, daher nent man sie den versiegelten Brunnen und bezieht Hohesl. 4, 12 darauf. Die Tradition zeigt am Ende der 3 Teiche einen der Lustgärten Salomo's in einem felsigen Thal gegen NW. u. N. durch Teiche eingeschlossen, und nach Hohesl. 4, 12 verschloßner Garten genant [63]).

2) Ein anderes Bethlehem lag im Stamme Sebulon (Jos. 19, 15), von welchem aber weiter nichts bekant ist. (*A. G. Hoffmann.*)

Bethlehem, ein Mktfl. in der County Northampton des nordamerik. Stats Pennsilvania, (40° 37′ L. u. 284° 46′ Br.) am Lehegh, der dem Delaware zuströmt, hat 1 Kirche, 1 Brüder- u. 1 Schwesternhaus, 1 Knaben- u. 1 Mädchenschule, die zu den ausgezeichnetsten in Nordamerika gehören, 80 steinerne Häus. u. 1436 Einw., die vielerlei Arten von Gewerben unterhalten und die ganze Industrie der Herrnhuter in diesen Ort verpflanzt haben. Es gilt auch für den Hauptort aller Herrnhuter in den vereinigten Staten. (*Hassel.*)

BETHLEHEMITEN. Mönche dieses Namens im Mittelalter erwähnt nur Matthäus von Paris *). Nach seiner Angabe erhielten sie 1257 ein Haus zu Cambridge in England, kleideten sich wie die Dominikaner und trugen zum Andenken des Sternes, den die chaldäischen Weisen über Bethlehem erblickten, vorn am Scapulier einen Stern mit 5 rothen Strahlen um eine kleine blaue Scheibe. Weder von der Zeit ihrer Entstehung und ihres Unterganges, noch von ihrer Verfassung und Ausbreitung hat man zuverlässige Nachrichten. Oft wurden sie mit einem Ritterorden gleiches Namens und Abzeichens verwechselt **). Von ihnen gänzlich verschieden sind die Bethlehemiten in Westindien, welche Peter von Betancourt, ein 1619 auf Teneriffa geborner und 1650 nach Guatimala in Neuspanien ausgewanderter Edelmann, nach einigen verunglückten Versuchen, seine Frömmigkeit auf andere Art zu bethätigen, um 1659 zum Dienste eines von ihm zu Guatimala errichteten Hospitals U. L. Fr. von Bethlehem stiftete und nach diesem Hospitale, in das er die erste Kranke, eine gelähmte Negerfrau, auf seinen Schultern trug, benante. Er starb zu Guatimala 1667 im Rufe eben so großer Sonderbarkeit als Heiligkeit. Da er 1655 in den dritten Orden der Franciskaner getreten war, konten seine Bethlehemiten sich nur dadurch von diesem Orden unabhängig machen, daß sie 1668 die bisher getragene Kleidung desselben

60) *Hieronym.* in Epitaphio Paullae T. IV. P. II. p. 674. 688. ed. Martian. 61) S. das Apocryph. vom Drachen zu Babel v. 32—38. 62) 1 Mos. 35, 19. 20. 48, 7.

63) Vgl. Maundrell's, Hasselquist's, Korte's, Pococke's, Chateaubriant's, Clarke's, Jolliffe's bekante Werke.

*) Hist. major. ed. Par. 1644. f. p. 639. **) *Helyot* des ordres relig. T. III. cap. 46.

Digitized by Google

ben mit einer eigenthümlichen vertauschten. Diese unterscheidet sich von der Kapuzinertracht nur durch einen Schild mit der Abbildung der Geburt Christi auf der rechten Seite des Mantels, ledernen Gürtel und runden Hut. Die Bethlehemiten verbreiteten sich in Mexico und Peru, wo sie in Lima das prächtigste ihrer Spitäler haben, doch nicht außer Südamerika. Erst 1673 erhielten sie päpstliche Bestätigung ihrer Congregation, 1687 gleiche Rechte mit den Augustinern nebst der Regel des h. Augustinus und 1707 sämtliche Privilegien der Bettel- und Hospitaliterorden, vermöge welcher sie von einem nur dem Papste verantwortlichen Generale regirt werden. Außer den gewöhnlichen drei Mönchsgelübden legen sie noch das vierte ab, Gastfreiheit zu üben und Kranke ohne Unterschied der Krankheit und des Glaubens zu pflegen, auch für genesene Arme zu sorgen. Mit ihren Hospitälern und Klöstern, die durch Almosen und Vermächtnisse erhalten werden, sind Elementarschulen für arme Kinder verbunden, in denen sie Unterricht ertheilen. Schon 1668 errichteten sie auch einen weiblichen Zweig ihres Ordens zur Pflege kranker Frauen. Diese Bethlehemitenschwestern haben die Kleidung, Verfassung und Regel der Bethlehemiten, doch strenge Clausur, und ihre Klöster, deren Vorgesetzte größere Schwestern heißen, stehen unter dem General des noch jetzt in Mexico und Peru bestehenden Ordens ***). (*G. E. Petri.*)

Bethleptepha, Bethleptophene, s. Bethlebaoth.

Bethmaacha, s. Abelmaacha und Abelbethmaacha.

Bethmaëla, *Βηθμαελὰ*, nach Eusebius[1]) ein Flecken in der großen Ebene, 18 Meilen von Scythopolis; nach Hieronymus aber hieß der Ort Bethhahula und war nur 10 Meilen von Scythopolis entfernt.

Bethmarcaboth בֵּית מַרְכָּבוֹת (Haus der Wagen), auch mit dem Artikel Bethhammarcaboth, ist eine Stadt im Stamme Simeon (Jos. 19, 5. 1 Chron. 4, 31).

Bethmaus (*Βηθμαοὺς*), ein Flecken in Galiläa zwischen Sephoris und Tiberias, von letztrer Stadt 5 Stadien entfernt[2]). Der Talmud gedenkt eines Bethmeon (בֵּית מְעוֹן) unweit Tiberias, und Lightfoot glaubt[3]), dies sey Bethmaus.

Bethmeon, s. Bethbaalmeon unter Bel.

Bethmeschainone, s. Bethgarme.

Bethmillo בֵּית מִלּוֹא (Haus der Verschanzung), eine Burg unweit Sichem (Richt. 9, 6. 20.), welche wahrscheinlich auch 2 Kön. 12, 21. gemeint ist; doch verstehen es Andere an letztrer Stelle vom Kastell am Berge Zion.

Bethnabris, s. Bethnimra.

Bethnikator, s. Bethgarme.

Bethnimra בֵּית נִמְרָה (4 Mos. 32, 36. Jos. 13, 27.) auch blos Nimra (4 Mos. 32, 3.) eine Stadt im Stamme Gad, nach Eusebius, bei dem sie *Βηθναβρὶς* heißt, 5 Meilen nördlich von Bethharan oder Julias[4]). Nach dem Talmud hieß sie später בֵּית נִמְרִין und so hat auch das Targum 4 Mos. 32, 3. Wahrscheinlich gehören die Gewässer Nimrin מֵי נִמְרִים (Jerem. 48, 34.) auf dem moabitischen Gebiete gleichfalls hieher. Nach Simonis Ansicht[5]) ist Nimrin ein Apellativum und daher das arab. نَمِر helles Wasser damit zu vergleichen.

Bethnua, בֵּית נוּא (eigentl. Bethnevo), gehörte zum Bischofssprengel von Seleucia, eben so wie Bethvarch בֵּית וַרְדּוֹ[6]).

Bethnuhadra (בֵּית נוּהַדְרָא) oder auch blos Nuhadra und Banihudra (נוּהַדְרָא), bei griechischen und lat. Schriftstellern Naarda und Nearda, eine Stadt in der fruchtbarsten Gegend auf der Gränze Babyloniens und Mesopotamiens, und Sitz eines Bischofs, welcher dem Metropoliten von Adiabene, später dem von Mosul untergeordnet war[7]). Nach Josephus[8]) war sie ziemlich fest, theils durch Mauern, theils durch den Euphrat, und die Juden nahmen ihre Zuflucht dorthin und nach Nesibis, auch blühte hier später eine Schule derselben.

Bethnetopha, s. Netopha.

Bethogabris, s. Bethagabra.

Betholene fand sich nebst Tephene bei Plinius[9]) als Name von einer Landschaft, allein beides ist verdorben, und statt dessen ist, wie Harduin aus dem Josephus[10]) richtig verbessert hat, Bethleptephene zu lesen.

Bethom (*Βηθὼμ*) nach Pseudo-Epiphanius[11]) eine Ortschaft im Stamme Ruben und Geburtsort des Propheten Joel. Reland vermuthet[12]), daß die Lesart *Θεβορὰν* des cod. Augustan. wol aus *Βεθορὰν* verdorben sey, und daß mithin Bethharan gemeint sey, allein es ist dagegen die Lage dieses Ortes, welcher nach Jos. 13, 27. im Stamme Gad zu suchen.

Bethome, *Βεθόμη*, eine jüdische Stadt, wohin sich im Kriege mit den Syrern die mächtigsten und reichsten Juden flüchteten; allein auch hier fanden sie nicht Schutz, indem die Stadt erobert wurde[13]).

Bethora ist vermuthlich mit Bethoron einerlei, welches nachzusehen.

Bethpeor, בֵּית פְּעוֹר (Haus Peors), eine Stadt in Moab, unweit des Jordan vom Dienst des Baalpeor benant (5 Mos. 3, 29, 34, 6.); sie wurde den Rubeniten zum Besitz angewiesen. (Jos. 13, 20.)

Betphage, *Βηθφάγη*, syr. בֵּית פַּגֵּא (Ort der Feigen), ein kleines Dorf (nach Hieronymus blos eine Meierei) am Ölberge unweit Jerusalem, ein wenig

***) *Helyot* Hist. des ordres relig. T. III. chp. 47.

1) Onomast. s. d. W. 2) *Joseph.* de vit. sua §. 7. ed. Havercamp. 3) Centur. chorogr. Matthaeo praemiss. in §. Opp. T. II. p. 224. ff. 4) Eusebius s. d. W. *Βηθναμρὰ* und *Βηθναβρὰν*. 5) Onomast. V. T. S. 175. 6) *Assem.* Bibl. Or. T. III. P. I. p. 482. 7) *Assem.* Bibl. Or. T. II. p. 429. und 459. 8) Antiq. XVIII, 9. §. 1. 9) H. N. L. V. c. 15. Ed. Bip. 10) De bell. Jud. IV, 8. §. 1. 11) De vit. Prophet. p. 245. 12) Palaest. ed. Traj. pag. 650 — 651. 13) *Joseph.* Antiquitt. XIII, 14. §. 2.

Digitized by Google

westlich von Bethanien; von hier aus hielt Jesus seinen Einzug nach Jerusalem kurz vor seinem Tode (Matth. 21, 1. Marc. 11, 1. Luc. 19, 29.). Die Talmudisten setzen den Ort fast an die Mauern der Stadt; Überbleibsel finden sich nach Pococke[14]) etwa 2 englische Meilen von Jerusalem. Lightfoot's Meinung[15]), daß Bethphage einen Distrikt des Ölbergs bezeichne, ist unter andern von Ludwig de Dieu[16]) widerlegt worden. Den Namen hat man auf verschiedene Weise erklärt, doch ist die Übersetzung: Feigenort wol vorzuziehen, denn פגים sind unreife Feigen (Hohesl. 2, 13), auch finden sich noch bei Bethphage viele Feigenbäume[17]).

Bethphazzez, בית פצץ (Haus der Zerstreuung), eine Stadt im Stamme Isaschar (Jos. 19, 21.).

Bethphelet, בית פלט (Haus des Entwischens), Stadt im südlichen Theile des Stammes Juda (Josua 15, 27. Neh. 11, 26.).

Bethraman, بيت نمرا, auch blos Raman und Baraman (بارامان), ist ein von Arabern bewohnter Landstrich in der Nähe von Babylonien mit der Hauptstadt Sena am Tigris, in welcher ein Bischof seinen Sitz hatte[18]).

Bethrazich بيت رصى, oder auch blos Razich (eigentlich Rosik nach der syrischen Schreibweise), eine von Arabern bewohnte Landschaft, wo die Nestorianer einen Metropoliten hatten[19]); die dazu gehörige Stadt Maheldegerd ist nicht weit von Susiana entfernt[20]).

Bethsaida, *Βηθσαιδὰ*, syr. ביתצידא (Fischhausen), nach Joh. 1, 45. eine Stadt, nach Marc. 8, 23. ein Flecken in Niedergalilàa (Joh. 12, 21.) am westl. Ufer des Sees Genezareth (Marc. 6, 45.), bekant als Geburtsort der 3 Apostel Petrus, Andreas und Philippus. Nach Epiphanius[21]) war es in der Nähe von Kapernaum und Jesus pflegte sich in beiden häufig aufzuhalten. Pococke[22]) fand in dieser Gegend, etwa 2 engl. Meilen vom Ufer, ein Dorf Bethsaida. — Unterschieden von dieser galiläischen Ortschaft ist ein anderes Bethsaida in Gaulonitis am östl. Ufer des Sees Genezareth[23]), nahe beim Einfluß des Jordans in denselben. Früher war es ein Dorf, wurde aber vom Tetrarch Philippus zur Stadt erhoben und nach der Tochter des Augusts, Julias genant[24]). Pococke[25]) will noch Spuren davon entdeckt haben, besonders Trümmern von einer großen Cisterne und einer Kirche. Einige haben nur Ein Bethsaida angenommen, müssen also, was nicht erweislich ist, Gaulonitis für einen Theil von Galiläa annehmen[26]).

Bethsalisa, ein 15 röm. Meilen nördlich von Diospolis im thamnitischen Bezirke liegender Flecken[27]); 2 Kön. 4, 42., auf welche Stelle sich Eusebius und Hieronymus beziehen[28]), steht im hebr. Texte Baalschalischa.

Bethsamos, s. Bethsamavet.

Bethsean בֵּית שְׁאָן, und zusammengezogen Bethsan בֵּית שָׁן und בֵּית שָׁן (Haus der Ruhe), eine bedeutende Stadt im Stamme Manasse (Jos. 17, 11. 16. Richt. 1, 27.), dieſſeit des Jordan[29]), 120 Stadien von Tiberias[30]) und nach Abulfeda[31]) unter dem 58° der Länge und 32° 50′ der Breite, am südöstlichen Ende der Ebene Esdrelon, ungefähr 600 Stadien von Jerusalem (2 Macc. 12, 29.). Nachmals erhielt sie den Namen Scythopolis, *Σκυθῶν πόλις*[32]), auch *Σκυθοπόλις*; der Grund dieses Namens aber läßt sich nicht mit Bestimtheit angeben. Die meisten leiten ihn von den Scythen ab, welche durch ihren Einfall in Palästina unter der Anführung ihres Königes Madyes[33]) leicht diese neue Benennung der Stadt hätten veranlassen können; allein diese Annahme hat bedeutende Schwierigkeiten, da der Name griechisch ist, die Griechen aber erst 300 Jahre später (denn jener Einfall der Scythen würde in die Zeit Josias gehören) in Palästina Einfluß gewannen. Auf hebräisch würden die Scythen Magog und die Stadt also Bethmagog heißen müssen. Bochiene will zwar[34]) diesen Zweifel so heben, daß die Hebräer Bethschean in ihrer Sprache Scythenstadt genant und die Griechen dies übersetzt hätten; allein diese sinnreiche Hypothese befriedigt doch nicht völlig. Noch weniger ist mit Cellarius[35]) der Ursprung des Namens davon abzuleiten, daß mehre Scythen in dem Orte zurückgeblieben wären und hernach die größre Anzahl der Einwohner ausgemacht hätten. Am wahrscheinlichsten hat man sich die Sache wol so vorzustellen[36]): *Σκυθόπολις* ist verkürzt aus *Σκηνοθόπολις*, welches die Gegend von Succoth[37]), besonders aber den Hauptort, die urbs jener Gegend, nämlich Bethsean bezeichnete. Die, welche jenes Succoth nicht kanten, oder beim Namen *Σκυθόπολις* eher an das große Volk der Scythen, als an jenes Örtchen dachten, erklärten es sich durch *Σκυθῶν πόλις*. Bei den Rabbinen und Talmudisten heißt die Stadt auch בֵּיסָן, wo בי für בית steht[38]), in neuerer Zeit aber wieder Elbeysan[39]). Die Stadt half die südliche Gränze Galiläas bilden[40]); doch kam sie erst später in die Hände der Hebräer; denn die Canaaniter behaupteten die Stadt[41]), und zur Zeit Sauls

14) A. a. O. 2. Th. S. 44. 15) Hor. hebr. et talmud. ed. Carpzov. p. 545. 16) Animadversiones in IV. evangelia p. 86. zu Matth. 21, 1. 17) Rauwolf eigentliche Beschreibung der Reiß, so er in die Morgenländer u. s. w. selbst verbracht. Laugingen 1582. 4. Th. III. S. 447. 18) *Assem.* Bibl. Or. T. III. P. I. p. 226. P. II. p. DCCLXXIII. 19) *Assem.* Bibl. Or. T. III. P. I. pag. 347. 20) *Assem.* a. a. O. P. II. p. DCCLXXII. 21) Advers. haeres. L. II. p. 437. ed. Petav. 22) A. a. O. 2. Thl. S. 99. 23) *Plin.* H. N. V, 15. ed. Bip. 24) *Joseph.* Antiquitt. 18, 3. §. 1.; 4. §. 6.; de Bello Jud. II, 9. §. 1. 25) A. a. O. S. 99. 26) S. *Lightfoot* Opp. Tom. II. Fol. 236.; *Reland* Palaest. ed. Traj. pag. 181. und 654 — 655., und *Joseph.* Antiquitt. VIII, 2. §. 3. 27) Eusebius im Onomast. s. d. W. *Βαιθσαρισά*. 28) Onomast. u. d. W. *Βαιθσαρισά* und Bethsalisa. 29) Bochart (Geograph. sacra p. 218. Francof. 1681. 4.) setzt es mit Unrecht jenseit des Jordan in die Landschaft Gilead. 30) *Joseph.* Vit. §. 65. ed. Havere. 31) Tab. Syriae ed. Köhler pag. 43. 32) S. Alexandrin. Version Richt. 1, 27. 33) *Herod.* hist. I, 105. 34) Histor. und geogr. Beschrib. von Palästina. 2. Th. 3. Bd. §. 604. 35) Notit. Orb. antiq. T. II. p. 518. sqq. 36) *Reland* Palaest. ed. Traj. pag. 992. sqq. 37) Hieronymus zu 1 Mos. 33, 17. 38) Reland a. a. O. pag. 993. 39) Büsching neue Erdbeschr. V. Th. 1. Abth. S. 471 ff. 3. Ausg. 40) *Joseph.* de bell. Jud. III, 3. §. 31. 41) Richt.

Digitized by Google

war sie in den Händen der Philister, oder eines mit ihnen im Bunde stehenden Volkes[42]). Die Stadt gehörte zur sogenanten Decapolis, ja war darunter die gröſeste[43]), späterhin restaurirte sie Gabinius und suchte sie mehr zu heben[44]). Schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Æra hatte sie eine blühende Gemeinde und einen Bischof; auch ist sie als Geburtsort des Basilides, Cyrillus und anderer wichtig[45]). Doch war sie schon zu Abulfeda's Zeit zu einem kleinen Orte ohne Mauern herabgesunken[46]), und die neuesten Reisenden gedenken ihrer gar nicht.

Bethseleucia eigentl. Bethseloch (بيت سلوخ), Sitz eines Metropoliten, gewöhnlich noch mit dem Beisatz Karko ܟܰܪܟܳܐ, d. i. oppidum, lag in der Provinz Garme unweit Seleucia und Ctesiphon. Öfters komt der Ort auch blos unter dem Namen Karko vor[47]). Assemani[48]) vermuthet, daß es auch wol mit dem pers. شهرجرد, syr. ?ܫܗܪܓܪܕ Schahargard einerlei sey. Man darf es nicht verwechseln mit der Hauptstadt Seleucia, dem ehemaligen Sitz des morgenländischen Patriarchen; denn diese wird von den Syrern Selik ܣܠܝܩ genant[49]).

Bethsemes, בֵּית שֶׁמֶשׁ (Haus der Sonne), ist der Name von mehren Ortschaften; 1) heißt so eine Levitenstadt im Stamme Juda[50]), an der Gränze des Stammes Dan (Jos. 15, 10.) und Philistäas (1 Sam. 6, 12.), welche nach Eusebius[51]) 10 röm. Meilen östlich von Eleutheropolis entfernt war, und zwar in der Richtung nach Nicopolis. Da nun Jos. 19, 41 Irsemes עִיר שֶׁמֶשׁ (Sonnenstadt) unter Dan's Städten aufgeführt wird, so hat man vermuthet, daß beide Ortschaften dieselben seyn. Erhellet dies nun zwar aus den biblischen Stellen keineswegs, wie Calmet[52]) behauptet, so hat es doch viel Wahrscheinlichkeit. Denn Dan und Juda lagen unweit von einander, eine Anzahl Städte werden im Buche Josua beiden zugetheilt[53]), und Bethschemesch wird nicht unter Judas Städten (Jos. 15, 21. ff.), sondern nur als Gränzbestimmung (Jos. 15, 10.) aufgeführt; jedoch findet sie sich unter den Ortschaften, welche Juda den Leviten abtrat (Jos. 21, 16. 1 Chron. 6, 59.). Bei dem öftern Widerspruch der statistischen Angaben in Josua läßt sich demnach nichts Gewisses darüber ausmitteln. Daß es übrigens wirklich eine Levitenstadt war, erhellet aus 1 Sam. 6, 15. Reland[54]) zwar leugnet die Identität beider Örter; Irsemes sey ja Nicopolis oder Emmaus, Bethsemes aber liege zwischen Eleutheropolis und Nicopolis; gegen diesen Beweis ließe sich nichts einwenden, wenn nur nicht die erste Behauptung unerwiesen wäre. Sie gründet sich nämlich auf eine Äußerung des Hieronymus[55]), welcher neben Ailon und Selebi auch Emaus aufführt, wie beide Örter Jos. 19, 41. mit עִיר שֶׁמֶשׁ, in LXX. πόλεις auch πόλις Σαμμαὺς verbunden sind. Allein wer könte daraus folgern, Emaus und Irsemes sey ein und derselbe Ort; zumal Hieronymus selbst dies nirgends ausdrücklich sagt; darnach ließe sich auch (Jos. 19, 41. 42. vgl. mit 1 Kön. 4, 9. 2 Chron. 21, 29.) die Identität von Irsemes und Bethsemes behaupten. Den Namen Sonnenhaus mag die Sadt wie die übrigen gleiches Namens wol von der Verehrung der Sonne bei den Kanaanitern erhalten haben; merkwürdig ist der Ort durch den großen Unfall, welcher die Bewohner traf, als sie die von den Philistäern zurückgesandte heilige Lade gesehen hatten (1 Sam. 6, 12. ff.). Es kamen 50,070 Mann ums Leben; ob diese enorme Zahl durch falsche Auflösung eines Zahlzeichens entstanden, oder wie so viele andere offenbar unhistorische Angaben dem alles übertreibenden Charakter der morgenländischen Geschichtschreibung beizulegen sey, läßt sich nicht entscheiden. Späterhin unter Ahas bemächtigten sich die Philistäer der Stadt (2 Chron. 28, 18.). 2) liegt ein Bethsemes im Stamme Naphthali (Jos. 19, 38.), von wo jedoch die Kananäer nicht vertrieben wurden (Richt. 1, 33.). 3) heißt so eine Stadt im Stamme Isaschar (Jos. 19, 22.). Daß es nicht etwa Gränzstadt sey, und dem Stamme Naphthali gehörig, sieht man aus der Zahl der Städte, welche Jos. 19, 22. angegeben wird. 4) wird das ägyptische Heliopolis Jerem. 43, 13. so genant, wofür sonst On אָוֶן steht, s. d. Art. On.

Bethsemera, s. Bethhoron.

Bethsitta, בֵּית הַשִּׁטָּה (Haus der Akazie), wird nur Richt. 7, 22. in Verbindung mit Zareda genant, lag mithin wol im Stamme Manasse in der Gegend von Bethsean.

Bethsori, s. Bethgarme.

Beththappua, בֵּית תַּפּוּחַ (Ort der Äpfel), Stadt im Stamme Juda (Jos. 15, 53.); nach Eusebius[56]) an der ägyptischen Gränze, 14 röm. Meilen von Raphia.

Bethul בְּתוּל, und **Bethuel** בְּתוּאֵל, Stadt im Stamme Simeon (Jos. 19, 4. 1 Chron. 4, 30.), nach Hieronymus[57]) 5 kleine Tagereisen von Pelusium entfernt. Es ist wol mit Bethelia einerlei; aber Calmets Behauptung[58]), daß es mit dem Bethulia des Buchs Judith identisch sey, wird durch des letztern geographische Lage widerlegt.

Bethulia (Βετυλούα), nach Judith 4, 6. 7, 3. eine feste Stadt in Palästina auf einer Anhöhe (Judith 6, 13. 16.), unweit Dothaim und Esdrelon. Einige haben

---

1, 27. vergl. Jos. 17, 11. 12. 42) 1 Sam. 31, 10 — 13. 2 Sam. 21, 12. 43) *Joseph.* de bell. Jud. III, 9. §. 7. 44) Joseph a. a. O. I, 8. §. 4. 45) S. bei Reland a. a. O. pag. 977. sqq. 46) *Abulfed.* tab. Syr. ed. Köhl. p. 84. 47) *Assem.* Bibl. Orient. T. III. P. I. S. 173. 48) a. a. O. T. III. P. II. p. DCCXLVIII. 49) Assem. III, 1. S. 187. 189. 50) Eusebius und Hieronymus (Onomast. u. d. W. Βηθσάμες) irren sich, wenn sie die Stadt in den Stamm Benjamin setzen, denn dies ist ja gegen die Angaben von 2 Kön. 14, 11. 2 Chron. 25, 21. vgl. auch Jos. 21, 16. 1 Chron. 6, 59. 51) Onomast. u. d. W. Βηθσάμες. 52) Bibl. Wörterbuch u. d. W. 53) Vgl. 15, 33. 45. 59. mit 19, 41. ff.

54) a. a. O. pag. 168. und 656. ff. 55) Comment. in Ezech. cp. XLVIII. §. Opp. omnia T. III. p. 1069. ed. Martian. 56) Onomast. §. d. W. Βηθτάρου. 57) In Vita S. Hilarion. T. IV. P. II. p. 84. ed. Martian. 58) Bibl. Wörterb. u. d.

Copyright, 1888, by Harper & Brothers.

Mr. Howells's new novel, 'The Minister's Charge,' will be published by Messrs. Harper & Brothers in the autumn.

Messrs. Longmans & Co. will publish in the autumn a translation of Dr. Nansen's 'Journey across Greenland,' which has been made by Mr. Hamilton Edwards

Inseln. Er schiffte sich, nachdem er seine Güter Bethencourt und Grainville verpfändet hatte, am 1. Mai 1402 mit mehren französischen Edelleuten, und einer ansehnlichen Begleitung kühner Abenteurer, zu Rochelle ein, ward aber schon zu Cadix von einem Theile derselben verlassen. Indessen blieb er seinem Vorsatze treu, steuerte auf die Canarien zu, und landete im Julius 1402 auf einer Insel, der er den Namen Lancerotta gab. Hier legte er ein Fort an, und besuchte darauf Forteventura, ostwärts von der Insel Canaria. Weil er nicht stark genug war, die übrigen Inseln zu erobern, so begab er sich zu dem Könige Heinrich III. von Castilien, der ihn mit Geld und Lebensmitteln unterstützte, und ihm die Souveränität über diese Insel zuerkante, jedoch unter der Bedingung, daß er ihm den Eid der Treue leisten mußte. Bethencourt setzte nun seine Eroberungen fort, bemächtigte sich der Inseln Forteventura und Ferro, brachte aus Spanien, wohin er öfters zurückkehrte, Kolonisten, Künstler und Handwerker zurück, und suchte die Einwohner zum Christenthume zu bekehren. Vermöge des Rechts, das sich der Papst damals anmaßte, alle von den Ungläubigen besessenen Länder nach seinem Belieben zu verleihen, ward Bethencourt von demselben 1405 zum Erzbischof der neu eroberten Inseln erhoben. Um neue Unterstützung zu erlangen, soll Bethencourt, der neben dem erzbischöflichen auch zuweilen den königlichen Titel führte, sich nach Frankreich gewendet haben, und 1425 zu Paris gestorben seyn. Er war ein tapferer, unternehmender, aber dabei wohlwollender, bescheidener und uneigennütziger Mann, und unter den Christen der erste, der die canarischen Inseln eroberte. Denn vor ihm hatten nur zuweilen einige spanische Abenteurer seeräuberische Streifzüge dahin gemacht, um die Einwohner zu plündern oder zu Sklaven zu machen. Da Bethencourt keine Kinder hinterließ, so war sein Bruder Regnauld sein einziger Erbe, und nach dessen Tode kam die Herrschaft über die canarischen Inseln an Maciot von Bethencourt, der seit der Eroberung daselbst Statthalter gewesen war. Da sich dieser aber in dem Besitze nicht behaupten konte, so trat er seinen Anspruch an den Infanten Don Heinrich von Portugal ab, der ihn dafür durch eine Pension und durch Abtretung der Seifenfabriken auf der Insel Madeira entschädigte, die Ruy Gonzalez de Camera entdeckt hatte. Der Sohn dieses spanischen Edelmanns heirathete die einzige Tochter Bethencourts, und aus dieser Ehe ging ein berühmtes Geschlecht hervor. — Unter Jean Bethencourts Nachkommen, die sich in Spanien niederließen, hat sich Pierre de Bethencourt ausgezeichnet, der in Westindien unter den Namen Bethlehemiten, eine Congregation der Hospitalier stiftete, durch seinen Wandel und Mildthätigkeit gegen die Armen den Ruhm einer großen Heiligkeit erlangte, und 1667 starb. Adrian de Bethencourt starb 1708 als Gouverneur von Tortosa, an den bei der Belagerung dieser Stadt empfangenen Wunden *). (*Baur.*)

*) Von der Entdeckung der canarischen Inseln überhaupt, und von Bethencourt insbesondere, handeln: Histoire de la première descouverte et conqueste des Canariens. Faite dès l'an 1402, par Messire Jean de Bethencourt. Escrite du tems mesme par F. Pierre Bontier, Religieux de S. François, et Jean le Verrier, Prestre, domestiques dudit sieur de Bethencourt; et mise en lumière par M. Galien de Bethencourt, Conseiller du roy en sa cour de Parlement de Rouen. Paris 1630. 8. Hauptquelle, der eigentliche Herausgeber ist Bergeron (s. d. Art.); einen Auszug aus diesem Werke gibt die Biogr. univ. T. IV. p. 400—404. vgl. *Mouset* Bibl. hist. Vol. III. P. I. 213. Conquista y antiguedades de las islas de la gran Canaria, por Don Juan Nuñez de la Peña. Madr. 1676. 4.; weniger zuverlässig und gründlich als die beiden folgenden: *Josephi* de Viera y Clavijo Noticias de la historia general de las islas de Canaria. Madr. 1762. Vol. IV. 4. *Georgii Glas* history of the discovery and conquest of the Canary islands; translated from a spanish manuscript lately found in the island of Palma. Lond. 1764. 4. Deutsch, Leipz. 1777. 8.; ein Auszug daraus (v. B. A. Heinze) im 1. Bd., von Hirschfelds Bibliothek der Gesch. d. Menschheit.

Bethencuria, s. **Fuerteventura.**

Bethenim, s. **Beth.**

Bethennabris, Bethesda, bis Bethjesimoth, s. **Beth.**

BETHIL, ein Marktfl. in der County Dauphin des nordamerik. Staats Pennsylvania, mit 2091 Einw., worin eine herrnhutische Gemeinde sich befindet. (*Hassel.*)

Bethkardo bis Bethlehem, s. **Beth.**

BETHLEN, 1) walachisch **Betlan**, auch **Beklan**, Herrschaft und Pfarrdorf in Siebenbürgen, innere szolnoker Gespansch., unt. Kreis, eig. Bezirk, von Magyaren und Walachen bewohnt, mit einer reformirten und griech. nicht unirten Pfarre, einem Schlosse und Salzbrunnen *). — 2) Bethelen Szent Miklós, ungrisch-walach. Pfarrdorf in Siebenbürgen, kokelburger Gespanschaft, unter. Kreis, tatarlaker Bezirk, mehren Grundherrschaften gehörig, in einer Ebene zwischen Weingebirgen an dem kleinen Kokel-Flusse, mit einer griechischen unirten und nicht unirten Pfarre. (*Rumy.*) 3) B., walachisch Bedlan, Betlyan, Bidlina, Dorf im Großfürstenthum Siebenbürgen, sagaraſcher Distrikt, szombatfalver Bezirk. Dieses jetzt blos von Walachen bewohnte Dorf war ursprünglich eine sächsische Kolonie, und noch immer ist hier ein evangelisch-sächsischer Pfarrer, jedoch ohne Gemeinde. Auch ist hier eine griechische nicht unirte Pfarre. (*Benigni.*)

BETHLEN. Zwei ansehnliche Familien dieses Geschlechts bestehen noch in Siebenbürgen; die der Grafen Bethlen de Iktar, von welcher zwei Glieder Gabriel und Stephan den Fürstenstuhl Siebenbürgens bestiegen, und die der Grafen Bethlen de Bethlen, aus welcher mehre in Kriegs- und Statsdiensten großes Ansehen erlangten, auch im Gebiete der Musen nicht unberühmt blieben †).

Gabriel (Gabor) Bethlen von Iktar war vom Schicksal bestimt, dieses alte Geschlecht, das seinen Ursprung bis zur Schwester des heiligen Stephan hinleitet, aus unverdienter Dunkelheit zu hohem Glanze zu erheben. Sein Vater Wolfgang, arm an Glücksgütern, aber reich an Muth und Geistesgaben hatte dem Könige Stephan Bathori wichtige Dienste geleistet, und dafür nebst meh-

*) Daß dies Dorf das Stammhaus der folgenden Familie sey, ist ein in mehren geogr. Werken sich findender Irrthum. (*H.*)

†) Eine kurze Genealogie dieser Familie nach Decum. schrieb Joh. Dalta, Hofpred. des Fürsten Gabr. B. in seiner epist. respons. ad D. Parcum A. 1618. in *H. Altingii* Hist. eccl. Palat. Frkf. 1700. 4. (*H.*)

Digitized by Google

ren andern Besitzungen auch das Schloß Illyi erhalten. Hier wurde Gabriel im Jahre 1580 geboren. Schon im 16. Jahre erschien er in den Reihen der siebenbürgischen Krieger. In den verhängnißvollen Zeiten, welche Siegmund Bathori's launenhafter Charakter über Siebenbürgen gebracht, schwang er sich zu hohem Ansehn empor, und schon nach Moses Szekely's Fall trugen ihm die Stände die Fürstenwürde an, aber er trat auf Bocskai's Seite, den er thätig unterstützte. Mit Bocskai's Nachfolger Siegmund Rakotzi lebte er in Zwist, so, daß der argwöhnische Fürst ihn festnehmen ließ. Durch seine Freunde befreit, zog er sich auf seine Güter zurück, bis er, nach Rakotzi's Abdankung, aus alter Anhänglichkeit für das Bathorische Geschlecht, wieder im öffentlichen Leben auftrat, um dem letzten Sprößling desselben, Gabriel, auf den Fürstenstuhl zu helfen. Standhaft hielt er an des Fürsten Seite, bis dieser dem treuen Helfer in toller Wuth nach seinem Leben strebend, und das Vaterland an den Rand des Verderbens führend, ihn gewaltsam in die Reihen der Gegner drängte. Als Bathori durch Mörderdolche in Großwardein sein wüstes Leben geendet, wählten die Stände auf dem Landtage zu Klausenburg (23. Okt. 1613) Bethlen zum Fürsten. Als ein in Glück und Unglück erprobter, mit der Lage des Landes wolbekanter Mann ergriff er die Zügel der Regirung. 24 Schlachten hatte er bis zu seiner Erhebung beigewohnt und die Tapferkeit des gemeinen Soldaten verbunden mit der Klugheit des Feldherrn gezeigt. Während Gabriel Bathori's Regirung waren die Angelegenheiten des Stats, besonders die schwierigen Verhältnisse mit der Pforte seiner Leitung anvertraut, und er hatte die Leiden des Landes, die Fehler der Verwaltung mit prüfendem Auge durchschaut. Von der Natur mit einem sanften Charakter begabt, mit den Wissenschaften und Künsten von Jugend an vertraut, hätte er das Land sicher auf eine hohe Stufe des Wohlstandes gebracht, hätte er nicht durch zu großen Ehrgeiz und den Glanz der ungrischen Krone verleitet sich in endlose Kriege verwickelt, und dadurch die Kräfte des Stats erschöpft. Bethlen mußte bei seiner Erhebung den Ständen versprechen, die Privilegien aller drei Nationen aufrecht zu erhalten, und diesem Versprechen gemäß erfolgte auch die Räumung der durch seinen Vorgänger widerrechtlich besetzten Hermanstadt. Von der Pforte erhielt Bethlen bald die Bestätigung in seiner Würde und das Versprechen thätiger Unterstützung; allein der östreichische Hof zeigte sich feindlich gesint, und wollte die ihm nach Bathori's Ermordung von dessen Anhängern überlieferten Festungen nicht zurückgeben, von denen Jenö, Arrad und Lipa an die Pforte ausgeliefert werden sollten. Erst am 27. Juni 1615 kam es hierüber zum Vergleiche, der Siebenbürgen die früher besessenen ungrischen Plätze wieder überließ, doch wurde vom König Matthias Bethlen's erbitterter Gegner Hommonai noch immer begünstigt, und bei seinen heimlichen und offenen Angriffen auf Siebenbürgen unterstützt. Es kam zu wiederholten Spannungen, die durch einen neuen Vertrag vom J. 1617 ausgeglichen wurden, der Bethlen auch die ungrischen Gespanschaften, welche seine Vorgänger inne hatten, überließ. Als König Matthias gestorben (20. März 1619) und Ferdinand II. die Regirung angetreten hatte, verband sich Bethlen mit den aufrührerischen Unterthanen des Kaisers, und rückte schon im August 1619 mit einem Heere von 18,000 Mann an die Theiß. Er eroberte mit reißender Geschwindigkeit Kaschau, die Bergstädte und einen beträchtlichen Theil Oberungerns. Auch Presburg nebst den dort verwahrten Reichsinsignien fiel nach einer kurzen Belagerung in seine Hand (20. Okt. 1619). Er brach dann gegen Wien auf, um vereint mit Matthäus Thurn die Belagerung der Hauptstadt zu beginnen. Aber die Niederlage eines bedeutenden Corps bei Hainburg und ein von seinem Feldherrn Rakotzi bei Kaschau gegen Hommonai verlornes Treffen bewogen ihn zum Rückzuge nach Presburg. Ein dahin von der Bethlenischen Partei zusammenberufener Reichstag (11. Nov. 1619) ging fruchtlos aus einander; als aber hierauf König Ferdinand II. mit Bethlen einen neunmonatlichen Waffenstillstand geschlossen, und selbst in die Zusammenberufung eines allgemeinen Reichstags gewilligt, versammelte sich dieser in Neusohl (15. Juli 1620), verwarf auf Andringen der Bethlenischen Partei Ferdinands Krönung, und erwählte Bethlen zum König von Ungern. Bethlen nahm nun das ungrische Wapen und den Titel **electus rex Hungariae** in seine Münzen und Siegel auf, ließ sich aber, ungeachtet er im Besitz der Reichskrone war, nicht krönen. Diese Usurpation entflamte die Fehde mit K. Ferdinand nur noch heftiger. Als aber im folgenden Jahre die Schlacht am weißen Berge den Kaiser wieder zum Herrn von Böhmen gemacht, Mähren, Schlesien und die Lausitz sich unterworfen hatten, und mehre der mit Bethlen verbundenen ungrischen Magnaten, den Palatin Horgáts eingeschlossen, zu Ferdinanden wieder übergetreten waren, bequemte sich auch Bethlen zum Frieden, der (31. Dec. 1621) zu Nikolsburg abgeschlossen wurde. Bethlen verzichtete auf den ungrischen Königstitel und lieferte die Reichsinsignien aus, ward für sich und seine männlichen Erben als Fürst von Siebenbürgen und des h. r. R. erkant, und erhielt auf Lebenslänge die Herzogthümer Oppeln und Ratibor und den Genuß der königlichen Einkünfte aus den Gespanschaften Abauvár mit Kaschau, Zemplin, Borsod, Beregh, Ugols, Szabolts und Szathmár. Auf dem Reichstage zu Ödenburg (3. April 1622) wurde dieser Friede bestätigt. Schon im nächsten Jahre jedoch ließ sich Bethlen durch den Markgrafen von Jägerndorf und den Grafen von Mannsfeld, die ihm bedeutende Unterstützungen aus Teutschland vorspiegelten, verleiten den Frieden zu brechen, und vereint mit einem Schwarm Tataren in Ungern einzufallen, deren Verwüstungen sich bis über die Gränzen Östreichs, der Steiermark, Böhmens und Mährens erstreckten. Aber die gehofften Hilfstruppen aus Teutschland blieben aus, der Pascha von Ofen weigerte sich standhaft den Waffenstillstand mit Östreich zu brechen, und Bethlen mußte sich zu einem neuen Friedensschlusse bequemen (Wien 8. Mai 1624). Die Nikolsburger Bedingungen blieben unverändert mit der Ausnahme, daß Bethlen Oppeln und Ratibor gegen den Besitz des Schlosses und der Herrschaft Etsed abtrat; Bethlens erste Gemalin war während dieses Zeitraums (1622) gestorben. Er vermählte sich durch thätige Mitwirkung Kaiser Ferdinands zum zweitenmale mit Katharina Kurfürst Joh.

Digitized by Google

Siegmund von Brandenburg Schwester zu Kaschau, (28. Februar 1626) brach aber, von dem durch seinen Einfluß bei der Pforte ernanten Pascha von Ofen Murteza unterstützt, noch im nämlichen Jahre den Frieden mit Östreich; da aber die Fortschritte seiner Waffen seinen Wünschen nicht entsprachen, schloß er schon im April 1627 zu Presburg neuerdings Frieden, wodurch er für sich und seine Nachkommen Schloß und Herrschaft Munkats erblich erhielt. Ruhig beherrschte er nun sein Land bis zu seinem am 16. November 1629 erfolgten Tode. Ungeachtet der vielen auswärtigen Kriege war seine Regirung für Siebenbürgen sehr wohlthätig. Das Land selbst genoß im Innern 16 Jahre hindurch eine vollkommene Ruhe. Er beschützte Wissenschaften, Künste und Gewerbe mit kräftiger Hand. Ihm verdankt die Akademie zu Weißenburg (Karlsburg) ihre Stiftung mit einem Fond von 47,000 fl. Opitz Alstedt, Biesterfeld und Piscator wurden als Lehrer dahin berufen. Viele aus Mähren vertriebene Wiedertäufer nahm er als geschickte Handwerker und Künstler im Lande auf, sidelte sie zu Alvinz an und gewährte ihnen Duldung nebst bedeutenden Freiheiten. Er selbst war in den Wissenschaften und Künsten, besonders in der Musik, erfahren, und immer von Gelehrten und Künstlern umgeben. In Unterhandlungen wußte er sich meisterhaft zu benehmen, und besonders bei der Pforte bedeutende Erleichterungen für das Land zu erwirken, das unter ihm, hätte ihn nicht sein Ehrgeiz zu beständigen Kriegen verleitet, noch schöner aufgeblüht wäre.

Seinem Wunsche gemäß übernahm nach seinem Tode Katharina seine Witwe des Landes Regirung. Ihres Gemals Bruder Stephan, bisheriger Statthalter von Siebenbürgen, wurde ihr nebst zwölf Räthen beigegeben, ohne deren Zustimmung sie keine der wichtigern Landesangelegenheiten entscheiden sollte. Aber die Stände wurden bald der weiblichen Regirung überdrüssig, und als die Fürstin vollends mit einem jungen Edelmanne Stephan Csaki in ein anstößiges Verhältniß trat, und ihm sogar durch Heirath die Fürstenwürde verschaffen wollte, zwangen sie die Stände auf dem Landtage zu Klausenburg (16. August 1630) die Regirung niederzulegen und das Land zu verlassen. Zum Fürsten wurde erwählt:

Stephan, Gabriel Bethlens Bruder; allein ehe noch die Wahl vollbracht war, hatte Stephan, zweifelnd, daß ihm die Mehrheit der Stimmen zu Theil werden würde, seinen Sohn Stephan und seinen Schwiegersohn, Zolyomi nach Sáros Potak zu Georg Rakotzi abgesandt und ihm die Fürstenwürde antragen lassen. Als Rakotzi Nachricht von Bethlens Wahl erhielt, bemächtigte er sich der Abgesandten, brachte durch Geschenke und Versprechungen einen großen Theil des siebenbürgischen Adels auf seine Seite, und zog zugleich eine bedeutende Kriegsmacht zusammen, um seine Ansprüche zu unterstützen. Stephan dadurch eingeschüchtert, verglich sich mit Rakotzi dahin, daß die Stände zu einer neuen Wahl berufen werden sollten, diese fiel auf dem Landtage zu Schäßburg (20. Sept. 1630) zu Gunsten Rakotzi's aus und Bethlen trat in den Privatstand zurück.

Aus der Familie Bethlen de Bethlen haben sich besonders zwei Abkömlinge als Geschichtschreiber ihres Landes merkwürdig gemacht: Johann und Wolfgang v. Bethlen.

Johann Bethlen von Bethlen geboren 1613. Landeskanzler unter den Fürsten Bartsai, Keminy und Apafi I. geheimer Rath, Obergespan des weißenburger Komitats und Kurator des Enyeder Gymnasiums. Er war der Stifter des ref. Gymnasiums zu Udvarhely und starb 28. Hornung 1678. Seine **rerum Transsilv. libri 4, continent res gestas Principum ejusdem ab a. 1629. ad annum 1663** erschienen zuerst in Hermannstadt 1663. 12. der damalige Superintendent J. A. Müller gab 1778 in Wien in 8. eine neue Ausgabe heraus, zu der der Pater Al. Horányi in zwei Oktavbänden Wien 1782—1783 die bisher ungedruckte von Bethlen selbst verfaßte Fortsetzung dieser Geschichte bis zum Jahr 1673 lieferte.

Wolfgang Bethlen v. Bethlen geboren 1648 war geheimer Rath bei dem Fürsten Michael Apafi I. Provinzialkanzler und Obergespan des weißenburger Komitats. 1678 ging er mit Klemens Mikesch als fürstlicher Gesandter nach Konstantinopel, um daselbst den Fürsten gegen die heimlichen Anklagen seiner Feinde zu rechtfertigen. Nach glücklich erfülltem Zwecke seiner Gesandtschaft kehrte er in sein Vaterland zurück, wo ihn aber schon 1679 der Tod ereilte. Er schrieb eine lateinische Geschichte Siebenbürgens in 16 Büchern, welche die Begebenheiten von der Schlacht bei Mohatsch (1526) bis zum J. 1609 umfaßt. Sein Bruder Alexius ließ dieselbe 1687 in seiner Schloßbuchdruckerei zu Kenusch (Keresd) drucken, der Druck wurde aber nicht vollendet, sondern mit der 832. Seite abgebrochen. Die erste vollständige Auflage dieses Werks besorgte Joseph Benkö in Hermannstadt bei Hochmeister 1782—1793 in 6 Oktav-Bänden *).

Niklas Graf Bethlen v. Bethlen geb. 1642, Sohn des Geschichtschreibers Johann von Bethlen, vollendete seine Studien in Heidelberg, Utrecht und Leiden. Er durchreiste England, Frankreich und Italien, und erwarb sich ausgebreitete literarische und linguistische Kentnisse. Er wurde Oberkapitän des Admarhelyer Stuhls und der Festung Huft, Obergespan des marmaroscher Komitats und von Kaiser Leopold I. in den Grafenstand erhoben. Seine Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe bei dem Übertritte Siebenbürgens unter östreichische Herrschaft erweckten ihm viele Feinde, und diese erwirkten während der Rakozischen Unruhen seine Verhaftung und Abführung nach Wien. Er erwies seine Unschuld vollständig, kehrte aber nicht mehr in sein Vaterland zurück, sondern starb in Wien (17. Oktob. 1716). Er hat Denkwürdigkeiten seines Lebens bis auf das J. 1710 in ungrischer Sprache und eine Erzählung seiner Bemühungen für das Wohl seines Vaterlandes und der Kabalen seiner Feinde unter dem Titel: **Sudores et cruces Nicolai Bethlen** geschrieben; beide Schriften sind noch ungedruckt. Die **mémoires historiques du Comte Bethlen Niclas**, welche zu Amsterdam 1738 in 8 in 2 Theilen erschienen, sind aber nicht von ihm, sondern ein Mach-

*) Über die Ursachen der Unterbrechung des Druckes dieses Werkes ist viel gestritten worden. Vgl. Ebert's Bibliogr. Lex. I. (*L.*)

Digitized by Google

werk eines unbekanten franzöſ. Schriftſtellers, der Wahres mit Falſchem rückſichtslos vermengte **). (*Benigni.*)

Bethleptepha bis Bethmaëla, ſ. Beth.

BETHMANN (Friederike Auguste Conradine). Eine der berühmteſten teutſchen Schauſpielerinnen war die Tochter eines herzoglichen Raths, Namens Flittner zu Gotha, geb. daſelbſt am 24. Jan. 1766. Nach dem Tod ihres Vaters 1774 verheirathete ſich ihre Mutter an den bekanten Schauſpieldichter Großmann. Mit dieſem ihrem Stiefvater ging ſie im J. 1779 nach Bonn, wo er die Direktion des dortigen Hoftheaters übernahm, und 1783 nach Mainz, wo er Direktor des damals vereinigten Theaters zu Mainz und Frankfurt a. M. wurde, und wo ſie ſich mit dem nachmals als Komiker ſo beliebt gewordenen Schauſpieler Unzelmann verheirathete, und zum erſtenmale die Bühne betrat. Ihrer angenehmen Stimme wegen, widmete ſie ſich anfänglich der Oper, der ſie auch ſpäterhin nie ganz entſagte, obgleich ſie niemals eigentliche Muſikkentniß erlangte. Ihr außerordentlich glückliches Darſtellungstalent aber erwarb ihr im Geſang und Spiel, in muntern, naiven und rührenden Rollen, bald einen ſo ausgezeichneten Ruf, daß ſie mit ihrem Mann im J. 1788 an das damals unter Engel's Direktion ſtehende Theater zu Berlin, für Oper- u. Schauſpiel zugleich engagirt ward, wo ſie als Nina, in der Oper gleiches Namens, und als Roſina (im Juriſt und Bauer) mit allgemeinem Beifall debütirte. Auf dieſer Bühne bildete ſie ſich zu einer der größten und vielſeitigſten unſrer vaterländiſchen Schauſpielerinnen ſowol im tragiſchen als komiſchen Gebiet dieſer Kunſt aus; doch blieb das feinere Luſtſpiel (die haute Comédie) immer die Sphäre, zu welcher ſie durch Talent und Perſönlichkeit den vorherrſchenden Beruf von der Natur empfangen hatte *). Ihr glänzendſter Triumph in dieſer Hinſicht war unſtreitig Leſſings Minna von Barnhelm, die wol niemals vollendeter auf der teutſchen Bühne wird dargeſtellt werden. Lebhafte Rollen, deren Lebhaftigkeit größer iſt als ihre Unſchuld, ohne dieſe jedoch verdächtig werden zu laſſen, der Ausdruck des heitern unbefangnen Witzes, die Naivetät, die mit dem Bewußtſeyn einer unfehlbaren Herrſchaft über Männerherzen verbunden, doch kein groſſes Gewicht auf leichte Siege legt, keinen Fallſtrick befürchtet, und wenn ein ſolcher unverſchämt genug iſt, ſich zu zeigen, ihn mit einem Blick zerreißt und ſich dann wieder gleich aller Vorzüge des großen und feinen Tons zu bedienen weiß, den ſie nie verläugnet, ſondern ſich ſeiner höchſtens nicht bedient, wenn ſie deſſen nicht bedarf, um ihn zu rechter Zeit deſto geltender zu machen, konte unmöglich reizender dargeſtellt werden, als durch ſie. In ihrem Munde wurde nichts im Luſtſpiel gemein, und die zweideutigſte Rede blieb keiner andern Auslegung fähig, als die ſie durch einen reinen unbefangenen Blick ihrer großen offenen blauen Augen ihr zu ertheilen wußte. Ihre Darſtellung der Gurli war ein Beweis ſtatt aller für die Wahrheit dieſer Bemerkung. Am bewundernswürdigſten war ſie daher ohne Zweifel im Naiven. Denn mit dem ſelenvollſten Ausdruck der Wahrheit und einer reinen unverkünſtelten Natur, wußte ſie hier zugleich das zarteſte Schicklichkeitsgefühl, den feinſten Takt und eine unerreichbare Gewandtheit in Auffaſſung alles deſſen, was zur Darſtellung einer wahrhaft äſthetiſchen Perſönlichkeit gehört, zu vereinigen. In eben dieſem zugleich höchſt wahren und graziöſen Charakter führte ſie auch ihre Partieen im Singſpiel aus, wo ihr reizender Vortrag und ihre überaus wohllautende und biegſame, das Gemüth des Zuhörers im Innerſten bewegende Stimme, dem Mangel an techniſcher Virtuoſität in der Geſangskunſt reichlich vergütete. Beſonders entzückte ſie als Nina, Aline, Fanchon, Suſanna im Figaro und Roſine im Barbier von Sevilla. Aber auch in ſentimentalen Rollen, wie im Trauerſpiel, wo ſie ſtets nach jener ſchönen Einfachheit ſtrebte, die unbeſchadet des Ausdrucks der Affekten und Leidenſchaften, die menſchliche Natur in wahrer und doch veredelter Darſtellung erſcheinen läßt, behauptete ihr ſo vielſeitiges Kunſtgenie eine bedeutende Stelle, vorzüglich jedoch nur in der ſanftern tragiſchen Gattung, in der der weibliche Heldenmuth nicht blos als ſolcher hervortritt, ſondern ſeine Waffen auch zugleich von der Liebenswürdigkeit entlehnt, und mit den mildernden Gefühlen der Liebe abwechſelt. Ausgezeichnet waren daher in ihren frühern Jahren, ihre Darſtellungen der Kora in Kotzebues Sonnenjungfrau, der Unzer'ſchen Leonore, der Zſchokke'ſchen Zauberin Sidonia und der Konſtanze in Hagemeiſters Johann von Procida, ſo wie in ihrer ſpätern Zeit die der Johanna von Montfaucon und Maria Stuart. Mit unübertreflicher pſychologiſcher und äſthetiſcher Darſtellungskunſt zugleich, gab ſie auch die wahnſinnigen Scenen der Ophelia und Nina. Nur zu dem eigentlich heroiſchen Pathos hatte ihr die Natur Genie, Kraft, Geſtalt und ſelbſt den rechten Sinn für das Erhabene verſagt, und als Merope, Phädra, Lady Makbeth oder Fürſtin Iſabella in Schillers Braut von Meſſina blieb ſie weit hinter der impoſanten Erſcheinung der wahrhaft tragiſchen Größe zurück, die neben ihr ihre durch Geſtalt, Organ, Talent und wiſſenſchaftliche Bildung ſo vorzugsweiſe für den Kothurn berufene Kunſtgenoſſin Madame Meyer (jetzige Schütz) auf der Berliner Bühne in dieſen und andern Rollen gleicher Gattung auf das Glänzendſte entwickelte. Worin gerade dieſe Künſtlerin ihren höchſten Triumph feierte, jede Darſtellung in der antiken Tragödie, mislang der Bethmann völlig, denn dafür beſaß ſie weder Gefühl noch Einſicht und Studium.

So wenig Sinn ſie für die Formen der antiken Plaſtik in Koſtüm und Mimik hatte, ſo wenig verſtand ſie ſich (auch hierin Iffland ähnlich) auf die rhythmi-

**) Hauptquellen z. Geſch. Gabr. Bethlens u. ſ. Zeit ſind: eine handſchriftliche Geſch. dieſes Fürſten v. Alexander Bethlen. — Casp. Boithini (Boithy) de rebus gestis Gabrielis Bethlen libri tres zuerſt herausgegeben von J. C. v. Engel in den monumentis hungricis 1808. (*Benigni.*) Außerdem finden ſich viele Beiträge zu G. B. Geſchichte in der ungriſch geſchriebenen Selbſtbiogr. des ſiebenbürgiſchen Fürſten Joh. Kemeny (der an B. Hofe lebte) in Rumy's monum. Hung. T. I—II. (1816—17.) und in G. *Bethlenii* princ. Transilv. coaevis docum. illustr.; coll. et in ser. chronol. dig. G. Pray T. I. (1816. Die Zerſt. erſchien nicht.) Auch iſt Engels Geſch. d. ungr. R. Th. 4. S. 293—471. zu vergleichen. S. über die Schriftſteller aus dieſer Familie: *Horanyi* mon. Hungar. cet. T. I. (*H.*)

*) Treffend hat dieſe reizende Individualität A. W. Schlegel in ſeinem ſo lieblichen als ſinnigen Gedicht an ſie, das Feenkind (S. ſeine Gedichte, Heidelberg 1811. 1. Bd. S. 212.) geſchildert.

Digitized by Google

Bacteriology, Pathology, and Therapeutics. Edited by Dr. Ernst Leyden and Dr. Felix Klemperer. Vol. I. Pp. 1-1000. Vol. II. Pp. 1-1000. Berlin: Urban & Schwarzenberg. 1906.

Dr. Leyden's name is a guarantee that the work will be of high quality, and the first two volumes of the present publication fully justify the confidence which the profession has in the editor. The work is to be completed in four volumes, and the first two contain articles on the following subjects: Bacteriology, Pathology, Diagnosis, Infectious Diseases, Diseases of the Digestive Organs, Diseases of the Liver, Diseases of the Pancreas, Diseases of the Peritoneum, Diseases of the Respiratory Organs, Diseases of the Pleura, Diseases of the Lungs, Diseases of the Mediastinum, Diseases of the Heart, Diseases of the Blood-vessels, Diseases of the Blood, Diseases of the Spleen, Diseases of the Lymphatic Glands, Diseases of the Kidneys, Diseases of the Urinary Passages, Diseases of the Male Genital Organs, Diseases of the Female Genital Organs, Diseases of the Breast, Diseases of the Nervous System, Diseases of the Peripheral Nerves, Diseases of the Spinal Cord, Diseases of the Brain, Diseases of the Meninges, Diseases of the Cranial Nerves, Diseases of the Sympathetic Nervous System, Diseases of the Bones, Diseases of the Joints, Diseases of the Muscles, Diseases of the Skin, Diseases of the Eye, Diseases of the Ear, Diseases of the Nose, Diseases of the Throat, Diseases of the Mouth, Diseases of the Teeth, Diseases of the Metabolism, Diseases of the Ductless Glands, Diseases of the Thyroid Gland, Diseases of the Suprarenal Capsules, Diseases of the Hypophysis, Diseases of the Thymus Gland, Diseases of the Pineal Gland, Diseases of the Parathyroid Glands, Diseases of the Coccygeal Gland, Diseases of the Carotid Gland, Diseases of the Ovaries, Diseases of the Testicles, Diseases of the Pituitary Body, Diseases of the Pineal Body, Diseases of the Parathyroid Bodies, Diseases of the Coccygeal Body, Diseases of the Carotid Body

BETLÉR, Bethlér, Betleár, Bettlár, slowak. Dorf in O.-Ungern, diesseit der Theiß, gömörer Gespansch., im obern Bezirk, der gräfl. Familie Andrássy gehörig, am rechten Ufer des Fl. Sajó (spr. Schajó), mit einem schönen Kastell, worin sich eine ansehnliche von dem kathol. Grafen Leopold Andrássy dem evangel. gömörer Seniorat A. C. geschenkte Bibliothek, ein Naturalien-Kabinet, eine Münz- und Waffen-Samlung befindet, und einem herrschaftl. Eisenhammer. In der Josephinischen Konscription fand man hier 103 Häuser, in welchen 177 Familien, 192 Ehepaare, 896 Personen lebten. Seit jener Zeit stieg durch die Vorsorge des Grundherrn Grafen Leopold Andrássy, besonders durch Zuziehung auswärtiger Handwerker, die Zahl der Häuser auf 129 und der unadeligen Einwohner auf 962. Die ersten Einwohner siedelten sich hier wegen des Bergbaues an, und zwar an einer Quelle auf einem Hügel am Fuße des Wolowetz oder Ochsenberges. Später zogen sie auf den heutigen Platz am Ende eines Thals des Berges Wolowetz, welches den Namen Palussowa führt. Die ersten Einwohner waren Teutsche, die heutigen sind größtentheils Slowaken, und bekennen sich zum Theil zur römisch-kathol., größtentheils aber zur evang. Kirche A. C. Die Einw. leben außer dem Feldbau und der Vieh- besonders Schafzucht, vom Fuhrwesen, Holzfällen und Kohlenbrennen, von einigen Handwerken und von Arbeiten in Schmelzhütten *). (*Rumy.*)

BETLEY, Marktfl. in der britischen Shire Staffort in England an der Gränze von Chesshire mit 761 Einw., 1 Wochenmarkte und 1 Jahrmarkte für Vieh. (*Hassel.*)

BETMALA, einer der Stämme, welche Salt's Angaben zufolge in der Nähe von Suakin sich aufhalten. — Bet Malo ist, nach Bruce, ein Ort in der Kolla (niedriges Land), wo sich der habessinische König Oustas (reg. von 1709—1714) ein Jagdhaus nicht weit von der schangallaschen Nation, Baasa, erbaut hat. (*Hartmann.*)

BETMAR, ein Kreisgericht im braunschw. Distrikt Wolfenbüttel. Es ist aus Thälern des vormaligen Residenzamtes Wolfenbüttel, dem Amte Eich und einigen adeligen und Klostergerichtsdörfern zusammengesetzt, und zählt auf 4,^{19} □Meilen 36 Dörfer, 2 Weiler, 3 einzele Häuser, und 1812. 1597 Häus. und 11,270, jetzt gegen 12,000 luth. Einw. Den westlichen Theil bildet die Landvogtei Betmar, ein vormaliges Gericht von 9 Dörfern, dessen andere Hälfte von 7 Dörfern die hildesheimische Voigtei Dungelbeck ausmachte. Das ganze Gericht war in dem Mittelalter eine Besitzung der Edlen von Peina und Wolfenbüttel und kam unter H. Heinrich dem Löwen 1152, soviel das Landger. Betmar betraf, zum Herzogth., behielt indeß, da Dungelbeck an Hildesheim gefallen war, den Namen Halbgericht. Die Unterthanen waren meistens Freie und Vogtingsleute, deren Gerichte mit altteutschen Förmlichkeiten alle 2 Jahr bis 1808 zu Betmar und Dungelbeck gehalten wurden. Der Hauptort Betmar, der Sitz des Kreisgerichts, hat 94 Häus. und 730 Einw. (*Hassel.*)

BETON, oder Beatoun (David), Sohn des Lord Balfour aus der Familie der schottischen Grafen von Fife, geb. 1494 in Schottland, ist als der mächtigste Gegner der Reformation in diesem Reiche und der Vereinigung desselben mit England bekant. Er studirte zu St. Andrews und Paris, erhielt von seinem Oheim Jakob Beton, damals Erzbischof von St. Andrews und Primas des Reichs, der die ersten Verkündiger des Evangeliums in Schottland hinrichten ließ, durch Verleihung kirchlicher Pfründen die Bestimmung zum geistlichen Stande und als schottischer Gesandte am französischen Hofe 1519 — 1525 gute Gelegenheit, sich zum Statsmanne zu bilden. Nach seiner Rückkehr wurde er geheimer Siegelbewahrer des Königs von Schottland, unterhandelte 1533 als Gesandter desselben in Paris seine Verheirathung mit der Tochter des Königs Franz I. von Frankreich, Magdalena, brachte, als diese 1537 gestorben war, wiederum in Paris die Ehe seines Königs Jakob V. mit der Prinzessin Maria von Lothringen, Schwester der Guisen, einer eifrigen Papistin und Feindin der Reformation, zu Stande. Franz I. gab ihm 1537 das Bisthum Mirepoix, vermittelte 1538 seine Erhebung zur Kardinalswürde und naturalisirte ihn in Frankreich, ja er wollte ihn ganz bei sich behalten, um sich durch ihn der Anhänglichkeit Schottlands zu versichern. Doch Beton konte dem französischen Hofe in Schottland selbst besser dienen. Er wurde nach seiner Rückkehr Coadjutor seines Oheims und 1539 nach dessen Tode sein Nachfolger in der hohen Würde des Erzbischofs von St. Andrews und Primas von Schottland. Nun trat er als entschiedener Verfolger aller Anhänger der Reformation auf, stellte einer Versamlung des katholischen Klerus und Adels die Gefahren der neuen Lehre vor und veranlaßte 1541 das Parlement zu strengen Maßregeln gegen die Ketzer. Eine schon beschlossene Unterredung Jakobs V. mit dem Könige Heinrich VIII. von England, die den Papismus in Schottland gefährdet haben würde, wußte er durch Überredung des schwachen Königs und Anerbieten großer Geldsummen zum Kriege mit England zu hintertreiben, und als nach dem unglücklichen Ausgange dieses Krieges Jakob V. den 14. Decbr. 1542 starb, brachte er ein falsches Testament desselben zum Vorschein, das ihn während der Minderjährigkeit der einzigen Tochter Jakobs, Maria Stuart, zum Regenten des Reichs erklärte. Der Adel verwarf dieses untergeschobene Machwerk und machte den Grafen von Arran, als ersten Prinzen des königlichen Geblüts, zum Regenten. Weil Beton zu seiner Unterstützung den Herzog von Guise mit einer französischen Armee nach Schottland eingeladen hatte, ließ der Regent ihn verhaften, erklärte sich selbst für die Sache der Reformation und schloß einen Traktat mit England, vermöge dessen die junge Königin mit dem Prinzen Eduard von Wallis, einzigem Sohne Heinrichs VIII. vermählt werden sollte. Doch Beton entkam bald aus seiner Gefangenschaft, stellte in Gemeinschaft mit der Königin Mutter den Grafen Lenox als Nebenbuhler des Regenten auf, bemächtigte sich der jungen Königin und nöthigte so den Regenten, wegen seiner eigenen Sicherheit, die englische Partei zu verlassen, den evangelischen Glauben im August 1543 abzuschwören und sich mit ihm zu versöhnen. Dadurch vereitelte Beton nicht nur die Absichten Heinrichs VIII. auf Schottland, sondern auch den Fortgang der Reformation in diesem Reiche, und verschafte

*) Vgl. *Ladisl. Bartholomaeides* Notitia Comitatus Gömöriensis historico-geographico-statistica. in 4. p. 517—519.

Digitized by Google

der französisch-katholischen Partei die Oberhand. Als Anführer derselben übte er nun im Namen des Regenten, der sich ihm ganz überließ und ihm die Würde eines päpstlichen Legaten a latere auswirken mußte, die höchste Gewalt mit der ihm eigenen Hoffart und Härte aus. Um den Traktat mit England förmlich zu brechen, ließ er es zu einem Kriege kommen, verwendete aber die dazu aufgebrachten Gelder blos zur Vermehrung seiner Genüsse und seines Anhangs, so daß nur der Krieg Heinrichs mit Frankreich, der sein Unternehmen gegen Schottland auf einige verheerende Einfälle beschränkte, dieses Reich damals retten konte. Desto thätiger bewies sich Beton gegen die Reformirten, deren er viele auf seiner Visitationsreise 1545 hinrichten ließ. Auch Johann Knox, nachmals Reformator Schottlands, wurde damals von ihm aus St. Andrews verjagt und seiner Priesterwürde entsetzt. Auf einer Provinzialsynode des Klerus in Edinburg, die er angeblich zur Reform der Sitten dieses Standes 1546 hielt, ließ er ganz eigenmächtig und wider den Willen des Regenten den beliebtesten und angesehensten Prediger der Reformirten in Schottland, Georg Wishart, vor seinen Augen verbrennen. Das ihm von diesem Märtyrer des Evangeliums angekündigte Schicksal hemte jedoch bald darauf den Lauf seiner Gewaltthaten. Nachdem er im April 1546 eine seiner Töchter verheirathet hatte, und eben mit Befestigung seines Schlosses zu St. Andrews, worin er den Sohn des Regenten als Geissel bewahrte, beschäftiget war, wurde er den 29. Mai Morgens um 3 Uhr von einigen verschworenen Edelleuten plötzlich überfallen und in seinem Gemache ermordet. Diese That geschah mit Vorwissen und Beifall der englischen Regirung, welche die Mörder belohnte. Bei großen Talenten und geübter Statskunst hatte sich Beton doch durch seine Laster in dem Grade verhaßt gemacht, daß nur die Papisten und die Guisen den Tod eines so mächtigen und klugen Vollstreckers ihrer Pläne bedauern konten. Ungeachtet er bei Volk und Klerus in Schottland das größte Ansehn genoß und sich dem Adel furchtbar zu machen wußte, waren doch seine hinterlistigen Ränke, sein Stolz, seine gränzenlose Herrschsucht, seine Grausamkeit und Wollust, der er ungescheut mit Beischläferinnen fröhnte, in und außer Schottland zu bekant, als daß bei dem Unwillen über das Verfahren der Mörder die Freude über seinen Tod sich hätte hemmen lassen. Den Reformirten war er eine Bürgschaft des baldigen Sieges ihrer Sache in Schottland, der Beton wider seinen Willen in sofern selbst gedient hatte, als sein Charakter und seine Maßregeln zur Rettung des Katholicismus mit allen Misbräuchen ganz geeignet gewesen waren, den Abscheu dagegen zu verstärken*). (*G. E. Petri.*)

BETONICA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Labiaten und der 14. Linné'schen Klasse. Sie zeichnet sich durch fünf spitzige Kelchzähne, eine lange cylindrische Corollen-Röhre, eine senkrecht stehende Oberlippe und eine dreilappige Unterlippe aus.

1) B. *officinalis* L., mit sparrigen Ästen, entfernt stehenden Wirbeln und ziemlich glatten, nur am Rande gewimperten Kelchen. (Engl. bot. 1142.) Wächst in England*). 2) B. *stricta* Ait., aus geradem ungetheilten Stamm, Blumen in ablanger Ähre und rauh behaarten Kelchen. (*Moris.* sect. 11. t. 5. f. 4.) In Teutschland gemein. 3) B. *hirsuta* L., ganz rauh behaart, mit Blättern dicht unter der Blumenähre. In Italien und dem südlichen Frankreich. 4) B. *grandiflora* Steph., mit blattreicher unterbrochener Blumenähre, zottigen Kelchen und sehr großem Mittellappen der Unterlippe. In Sibirien. 5) B. *orientalis* L., mit schmalen Blättern, einer dicken ununterbrochenen Ähre, und ganz glattrandigem Mittellappen der Unterlippe. Im Orient. 6) B. *Alopecuros*, mit langer Ähre, an deren Basis Blätter stehen, gelben Blumen und gespaltener Oberlippe. Auf den südlichen Alpen. 7) B. *heraclea*, mit wolligen Kelchen, deren Zähne fadenförmig sind, gelben Blumen und lanzetförmigen glatten Blättern. (*Sprengel.*)

BETONIM (בטנים), ist eine dem Stamme Gad zugehörige Ortschaft; sie lag auf der Gränze desselben nach dem halben Stamm Manasse zu (Joh. 13, 26). (*A. G. Hoffmann.*)

BETONUNG, 1) in der Sprache; bezeichnet, sofern es dem lateinischen Worte Ictus entspricht, den Nachdruck der Stimme, womit man in der Sprache des gemeinen Lebens zur Deutlichkeit und Anmuth des mündlichen Vortrages einen Sylbenlaut vor dem andern hervorhebt; sofern es aber dem lateinischen Worte Accentus oder dem griechischen προσωδία entspricht, die verschiedene Art von Ansprechung eines Sylbenlautes nach seiner Höhe, Stärke oder Dauer. Im letzten Sinne des Wortes ist die Betonung nach der Sprachbildung, wie diese nach dem ursprünglichen Charakter eines Volkes verschieden. Ein Volk, das sich begnügt, alles blos in Bezug auf seine Empfindung auszudrücken, wie die Chinesen, geht nicht über die Einsylbigkeit seiner Wurzelwörter, die es höchstens blos nach Art der mehrsylbigen Sprachen zusammensetzt, hinaus, und kann daher den Sinn seiner einsylbigen Wörter nach der Verschiedenheit des pathetischen Tones bestimmen, worin sich die leidenschaftliche Empfindung durch verschiedene Tonhöhe ausdrückt, welche der Sprache eine Art von Melodie mittheilt. Ein Volk, dem Verständlichkeit über alles geht, stuft, wie der Teutsche, die Bedeutsamkeit der Wurzelsylben nach dem logischen Tone ab, worin sich der denkende Verstand durch verschiedene Tonstärke ausspricht, und nur dadurch eine eigentliche Vielsylbigkeit in die Sprache bringt. Ein Volk endlich, vom Gefühle für Wohllaut beseelt, wie die Griechen, bildet gleich anfangs die Wurzellaute ein- oder zweisylbig aus, und macht den Sprachton von dem Zeitverhalte der Sylben abhängig, welcher größtentheils durch den prosodischen Ton oder die verschiedene Tondauer bestimt wird. In vielsylbigen Sprachen können alle drei Arten des Tones nach einem angemessenen Verhältnisse vereiniget seyn; und es gibt Völker, die bei dem Lesen ihrer heiligen Schriften durch Beachtung aller drei

*) Über sein Leben vergl. *Chaufepié* Nouv. Dictionnaire hist. et crit. Amsterd. 1750. Fol. T. I. Art. Beaton, wo die Quellen seiner Geschichte sorgfältig angegeben sind, und Hist. d'Angleterre p. *Rapin de Thoyras* T. V. à la Haye 1733. 4. p. 425 — 433. 459. C. Fr. Stäudlin allgem. Kirchengesch. von Großbritan. Göttingen 1819. 8. Th. I. S. 413. fgg.

*) Die Wurzel der Betonie wirkt in kleinen Gaben emetisch und purgirend, und war vormals nebst dem Kraute u. Blumen officinell; die Wurzelblätter und blühenden Zweige färben die mit Wismuth vorgerichtete Wolle dauerhaft dunkelbraun. (*Th. Schreger.*)

Arten des Tones eine Art von Gesang in die Sprache bringen, wie die Juden, die, wenn sie ihre Bibel nach verschiedener Tonhöhe, Tonstärke und Tondauer der Sylben lesen, mehr zu singen als zu lesen scheinen. Von diesem nach bestimten Regeln steigenden und fallenden, stärkern und schwächern, längern und kürzern Singeton unterscheidet sich der immer gleichbleibende, willkürlich oder unwillkürlich angenommene, Sprachton, wodurch sich Menschen von Menschen und Stämme von Stämmen, Örter von Örtern und Völker von Völkern, auf eine so eigenthümliche Weise auszuscheiden pflegen, daß man daran leicht eines jeden Menschen Individualität oder Heimath erkennt, und alle Mühe und Sorgfalt, ihn abzulegen, sehr oft vergebens ist. Ungeachtet der aus Lesbos gebürtige Theophrast beinahe seine ganze Lebenszeit zu Athen hingebracht hatte, und daher sehr gut attisch zu sprechen glaubte; so bemerkte doch eine gemeine Frau, die ihm etwas verkaufte, den nichtattischen Sprachton an ihm, und redete ihn als einen fremden Herrn an.

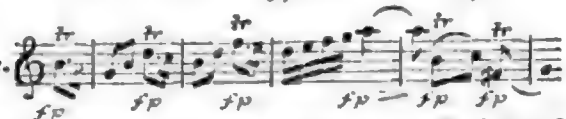
Nehmen wir die Betonung im ersten Sinne des Wortes als Sprachton, welcher durch Hervorhebung der Hauptsylbe Wörter von Wörtern scheidet; so hat wieder fast jede mehrsylbige Sprache ihre eigenthümlichen Gesetze, weil man sich entweder damit begnügt, dem Ohre nur die Einheit eines Wortes bemerkbar zu machen, oder sich zugleich bestrebt, durch den Sprachton die Bedeutsamkeit der einzelen Sylben zu bezeichnen. In solchen Sprachen, worin man blos auf Unterscheidung der Wörter sieht, ruhet der Ton beständig auf der ersten, letzten oder vorletzten Sylbe, wie es in der slavischen, tatarischen, persischen und andern Sprachen der Fall ist. Eine Mundart unterscheidet sich hierin gewöhnlich von der andern: so legen z. B. die Hebräer meist, wie die Chaldäer, den Ton auf die letzte Sylbe, nur selten auf die vorletzte und nie auf die drittletzte; dagegen setzen die Syrer den Ton häufig auf die vorletzte, die Araber häufig auf die drittletzte Sylbe. In der griechischen und lateinischen Sprache ruht der Ton auf einer der drei letzten Sylben, wie es der natürliche Zeitverhalt der letzten oder vorletzten Sylbe fodert und zuläßt. Die verschiedenen dabei Statt findenden Modificazionen müssen bei jeder Sprache oder Mundart besonders erlernt werden; hier kömt es nur darauf an, die verschiedenen Weisen der Betonung in einer kurzen Übersicht zusammenzustellen. Es ist aber ein Irrthum, wenn man glaubt, daß in der griechischen und römischen Sprache eben so, wie in denjenigen, welche die Betonung eines Wortes ohne Rücksicht auf den Zeitverhalt der Sylben einer durch den Sprachgebrauch festgesetzten Stelle zutheilen, ein jedes Wort, sey es einfach oder zusammengesetzt, einsylbig oder vielsylbig, nur einen einzigen Ton habe, wofern nicht von einem andern Worte noch ein Ton darauf zurückgeworfen werde. Es hat vielmehr jedes zusammengesetzte griechische oder lateinische Wort eben sowol, wie jedes teutsche, eine so vielfache Betonung, als es für sich betonte Wörter enthält, z. B. déinde, éxindè, exádversum; nur pflegten griechische und römische Sprachlehrer in ihrer Accentlehre immer nur den letzten Ton eines Wortes zu berücksichtigen, wie wenn man sagt, das französische Wort liberté oder égalité habe auf der letzten Sylbe den Ton. Daß die französische Sprache, wenn man auf die andern Betonungen keine Rücksicht nimt, den Ton beständig auf das Ende eines Wortes legt, kömt daher, weil sie von dem Stammworte der romanischen Sprache alle diejenigen Sylben abzuwerfen pflegt, die der betonten Sylbe nachfolgen sollten. Übrigens muß man den Umstand, daß die Römer außer der von den Grammatikern allein berücksichtigten letzten Betonung eines zusammengesetzten oder auch abgeleiteten längern Wortes noch andere Sylbenbetonungen hatten, wol beachten, um sich daraus allerlei Besonderheiten des Versmaßes zu erklären, warum z. B. déinde lieber zweisylbig gebraucht, als wie ein Amphibrachys gemessen ward, oder warum in den Schauspielen, worin man bei dem Versbau auf den gemeinen Sprachton vorzügliche Rücksicht nehmen mußte, exádversum lieber auf der zweiten und vierten, als auf der ersten und dritten Sylbe betonte. Daß in der teutschen Verstandessprache jedes Wort so viele Betonungen habe, als es Wurzelsylben enthält, und daß diese Betonungen nach der Bedeutsamkeit der Sylben mannigfaltig unter sich abstufen, bedarf keines Erweises. Ich habe also nur noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß solche Sprachen, die aus Vermischung mehrer von verschiedenem Charakter hervorgegangen sind, wie die englándische und russische, keiner allgemeinen Betonungsregel folgen. Außer dem willkürlichen Sprachgebrauche läßt sich hier nur dasjenige Gesetz der Betonung geben, daß die Wörter gewöhnlich den Ton nach dem Gesetze oder Gebrauche derjenigen Sprache erhalten, aus welcher sie zunächst geflossen sind. (*Grotefend.*)

Betonung (Accent, Accentuation), 2) in der Musik. §. 1. Auch in der Musik findet eine merkliche Verschiedenheit in der Benachdruckung der Töne Statt, und so wie man in der Rede- und Dichtkunst, Accent der Sprache, und Accent des Sinnes, oder, wie man es nent, grammatischen oder prosodischen und rhetorischen oder pathetischen Accent unterscheidet, so findet auch in der Musik eine ähnliche Verschiedenheit der Betonung Statt. So wie nämlich in der Wortsprache eine Sylbe allemal natürlich schwerer ist, als die andere, z. B. in dem Worte „Vater", die erste Sylbe mehr betont als die zweite, im Worte „bezahlt" aber das Gewicht auf der letzten ruht, so ist, in der rhythmischen Musik, allemal eine Zeit schon ihrem inneren Gewichte nach, schwerer, als die andere, z. B. jeder erste Takttheil innerlich gewichtiger als der zweite, die erste Hälfte eines jeden Takttheiles gewichtiger als die zweite, und so, in fortgesetzten Gliederungen, auf und abwärts, immer eine Zeit gewichtiger als die andere (s. Takt u. Taktgewicht). Dies kann man die grammatische Betonung der musikalischen Zeiten oder Töne nennen. — Außerdem werden aber in der Musik, eben so wie in der Rede, nicht selten auch ein oder einige Töne weit mehr, als es der bloße grammatische oder rhythmische Accent mit sich bringt, vor andern benachdruckt. So ist z. B. in Fig. 1. jede schwerere Zeit sehr auffallend und weit mehr accentuirt, als das bloße rhythmische Gefühl es verlangen würde, und in Fig. 2. ist, gerade umgekehrt, erst jeder zweiten Takthälfte, und dann jeder rhythmisch leichteren Achtelnote, sogar mehr Gewichte beigelegt, als ihr, der rhythmischen Unterordnung nach, eigentlich gebührte.

Digitized by Google

Fig. 1.

Fig. 2.

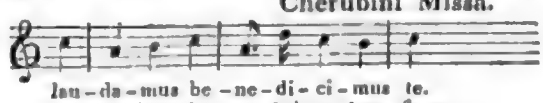


Eine solche, nicht blos durch das rhythmische Gefühl selbst begründete, sondern eigens bedeutsame und gewissermaßen willkürliche Accentuation, wird, im Gegensatze der blos grammatischen, auch in der Musik mit Recht rhet. Betonung genant.

§. 2. In der bloßen Instrumentalmusik ist die grammatische oder rhythmische Betonung in dem rhythmischen Gefühle selbst gegeben, die rhetorische aber ist Sache des Geschmackes und der Willkür des Tonsetzers, und dann des vortragenden Künstlers. — Weniger Willkür findet in der Vokalmusik Statt. — Hier ist, fürs Erste, schon in Ansehung des grammatischen Accentes zu beachten, daß der des Textes mit dem der Musik, mit dem rhythmischen Gewichte, möglichst genau zusammentreffe, sofern anders die Sprache, in welcher der Text geschrieben ist, einen grammatischen Accent hat, wie z. B. unsere teutsche, oder die lateinische, u. a. m. Wie empfindlich Verstöße gegen solche Übereinstimmung dem guten Gehöre fallen, ist an folgenden Beispielen zu sehen, deren teutsche Übersetzung der latein. Betonung aufs treueste nachgebildet ist.

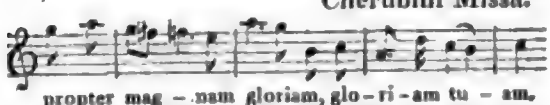
Cherubini Missa.

Fig. 3



Cherubini Missa.

Fig. 4.



Cherubini Requiem.

Fig. 5.

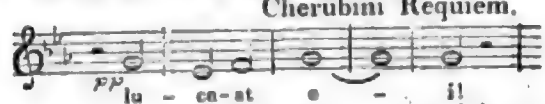


Fig. 6. Cherubini Requiem.

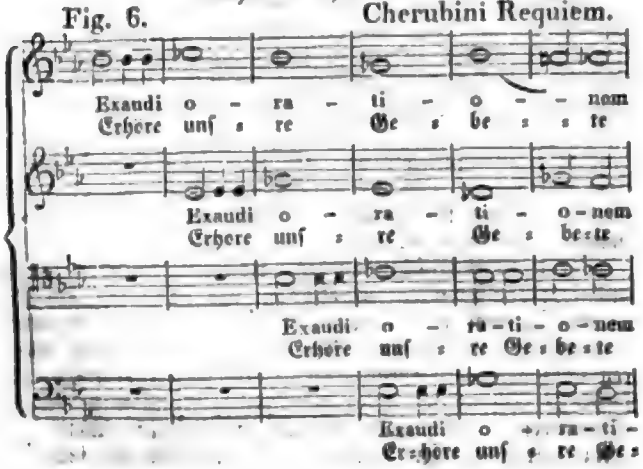


Fig. 7. Cherubini.

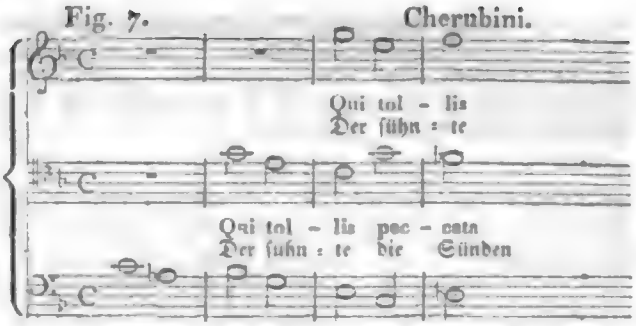
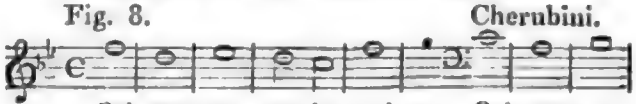


Fig. 8. Cherubini.



§. 3. Außer dieser Beachtung der grammatischen oder prosodischen Betonung, ist es aber auch sehr erheblich, den eigenthümlichen Sinn des Textes durch zweckmäßige musikalische Accentuation hervorzuheben. Es ist einer der schönsten Vorzüge der Tonkunst, daß sie den Ausdruck der Rede so bedeutsam zu betonen, so wirkungsvoll hervorzuheben vermag, indem sie, wie schon Sulzer im Artikel Accent bemerkt, eine große Mannigfaltigkeit oratorischer und pathetischer Accente hat, indeß die Sprache deren nur wenige besitzt. Beispiele, wie sehr der Ausdruck des Textes durch zweckmäßige Betonung gehoben werden kann, empfinden wir täglich an den Kompositionen denkender und richtig empfindender Tonsetzer; indeß im Gegentheil eine sinnwidrige Betonung den Sinn eines Gedichtes geradezu zu Grunde richten kann. Wenn z. B. Schiller von dem abgebrannten Familienvater singt:

Was Feuerswuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:

und ein Tonsetzer diesen einzigen Trost in leichtfertigen Achtelnoten folgendermaßen herunter trallern, das unbedeutende Wörtlein „ihm" aber sich blähen und herauspuzen läßt:

Fig. 9. *Andante. A quattro.*

so fühlt, oder sollte wenigstens jeder die Mishandlung fühlen.

§. 4. Die Mittel wodurch eine Benachdruckung der Textesworte in der Musik erzielt werden kann, sind vielfältig. Wir wollen die vorzüglichsten aufzählen. Fürs Erste ist es offenbar am natürlichsten, eine Sylbe, deren Benachdruckung der Sinn verlangt, auf eine rhythmisch schwere Zeit zu bringen, z. B.:

Fig. 10.

Digitized by Google

Schon aus dieſem Beiſpiele kann man übrigens nebenbei erſehen, daß der Tonſetzer in manchen Fällen der Scanſion des Dichters nicht treu bleiben darf. Denn dem Versbaue nach iſt die Sylbe Ein hier freilich nur eine leichte ſogenante metriſch kurze Sylbe:

˘ — ˘ —
Ein ſüßer Troſt

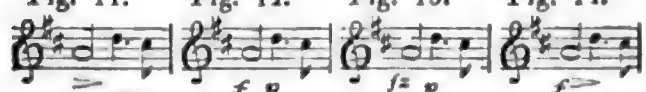
kein ſinniger Tonſetzer wird ſich aber dadurch verführen laſſen, dieſe Sylbe auch in ſeiner Muſik unbetont zu vernachläſſigen. Es iſt überhaupt nichts ungewöhnliches, daß auch die beſten unter unſern Dichtern eine rhetoriſch oder pathetiſch accentuirte Sylbe auf kurze Versfüße legen, z. B. Schillers: „Auf jagen ihn die flinken Hunde", und auch ſelbſt metriſch lange Sylben „Muth zeiget auch der Mameluk."

— ˘ — ˘ —

Je mehr aber in ſolchen Fällen der Dichter ſich darauf verläßt, der Deklamator werde einer ſolchen Sylbe das ihr gebührende Gewicht beim Vortrage des Gedichtes dennoch beilegen, deſto mehr iſt es Pflicht des Tonſetzers, dieſer Erwartung auch zu entſprechen, und nicht durch blinde Befolgung der metriſchen Skanſion, den poetiſchen Sinn zu zernichten. Mehr hierüber im Artikel **Metrum**.

§. 5. Ein zweites Mittel, eine bedeutſame Sylbe in der Muſik herauszuheben, und gewiſſermaßen das unkünſtlichſte von allen, iſt die Verſtärkung des Tones. Wenn z. B. im obigen Satze: Ein ſüßer Troſt u. ſ. w. das Wort Ein noch mehr gehoben werden ſollte, als ſchon in Fig. 8. 10. geſchehen iſt (was freilich der Sinn hier nicht fodert), ſo dürfte man nur noch ein forte, rf., fp., fz., oder < beiſchreiben.

Fig. 11. Fig. 12. Fig. 13. Fig. 14.

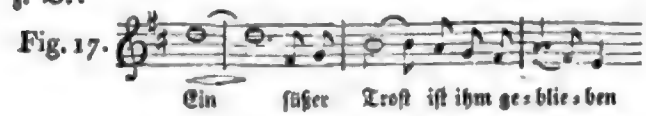


§. 6. Wieder ein anderes Mittel gewährt die Hebung des Tones, indem man nämlich die zu accentuirende Sylbe auf einem etwas hohen Tone ſingen läßt. So könte, wenn es nöthig wäre, in dem ſchon mehr angeführten Satze, die Sylbe Ein auch folgendermaßen noch entſcheidender betont werden:

Fig. 15. Fig. 16.

§. 7. Noch ein weiteres Mittel, ein bedeutendes Wort des Textes bedeutſam auszuzeichnen, beſteht in der Dehnung. So könte, um wieder bei obigem Beiſpiele zu bleiben, das Wörtchen Ein noch immer höher, und weit über das Maas des Sinnes, geſteigert werden, durch bedeutende Ausdehnung ſeiner Zeitdauer, z. B.:

Fig. 17.



So ſehr wirkſam dieſes Mittel übrigens iſt, ſo iſt es doch ſehr häufig durch die Proſodie der Sprache beſchränkt, indem die Dehnung natürlicherweiſe nur in Anſehung ſolcher Sylben Statt finden kann, deren Vokal der Proſodie nach lang iſt: nicht aber bei ſolchen, welche, der Natur der Sprache nach, kurz abprallen: denn es iſt zwar nicht der Natur zuwider, eine Sylbe, welche ſchon in der Sprache gedehnt iſt, in der Muſik noch weit mehr zu dehnen, z. B. Aar, Aal, Ja! Pah! Vater, O! u. ſ. w.

Fig. 18.

aber weit unnatürlicher ſteht ſolche Dehnung einer proſodiſch kurzen Sylbe an, wie z. B. All, Hall, Ball, Gott, Bock, hopp! matt, hallen, — ja ſelbſt Hand, Land, u. ſ. w.

Fig. 19.

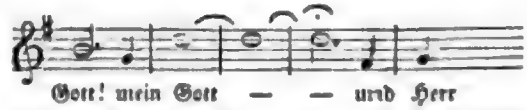


Fig. 20.

Ein ſolches Verwandeln von Gott in Gooot, von Bock in Booock, von Hand und Land in Hahnd und Lahnd, von Blick und Glück in Blieck und Glüeck, von All in Aal, u. ſ. w. thut der Sprache nicht weniger Gewalt an, als wenn man, im Gegentheil, zwar kurze, aber ſtrotzende Sylben, z. B. Schluchzſt, pfropfſt, krümmt, ſtrampft, Strumpfs, du ſtraffſt's ſtracks ſtrengſtens, u. d. g. in ſo kurzen Noten abfertigen wollte, daß die Sprach-Organe kaum Zeit genug hätten, ſie ordentlich zu artikuliren. — Eben ſo wird es auch möglichſt zu vermeiden ſeyn, ſolche Dehnungen auf Vokalen anzubringen, welche im Munde des Sängers minder wohlklingend ſind, wie z. B. auf Drehen, Güte, ſchonen, thun, jung, u. dgl.

§. 8. Außer den bisher aufgezählten Mitteln, ein Texteswort in der Muſik herauszuheben, ſtehen dem Tonſetzer noch mehre andere zu Gebot, welche ſämtlich aufzuzählen zu allzugroßer Vereinzelung führen würde. Nur erwähnt werde daher, daß auch das Erſcheinen einer neuen ausgezeichneten Harmonie einem Textworte eigenen Nachdruck verſchaffen kann, ſo wie auch eine auf demſelben angebrachte meliſmatiſche Coloratur, ein Lauf, ein Triller, u. dgl. m. den Accent oft wirkungsvoll und zweckmäßig unterſtützt, u. ſ. w.

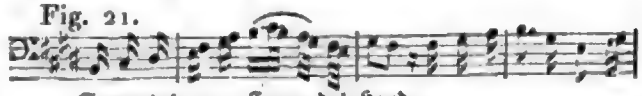
§. 9. Die Wichtigkeit einer richtigen, ſinnigen, wahr und fein gefühlten Accentuation in der Muſik iſt, im Allgemeinen, wol einem jeden, ohne weitere Nachweiſung, einleuchtend; deſſen ungeachtet herrſchen, über den höheren oder geringern Grad dieſer Wichtigkeit, ziemlich verſchiedene Anſichten. Manche, denen Muſik mehr bloßer Sinnenreiz, als Sprache der Empfindung iſt, welche ſie mehr nur mit den Ohren hören, als ſie im Gemüth

Digitized by Google

empfinden, oder sich mehr nur am künstlichen Tongewebe ergötzen, als seine tiefe Bedeutung im Herzen auffassen, diese achten richtige Betonung und Deklamation minder hoch, und fodern höchstens, daß das Tonstück im Ganzen dem beabsichteten Charakter homogen sey, wogegen sie dann die Verletzung und Mishandlung des Textes und Sinnes im Einzelen alluleicht verzeihen, oder vielmehr gar nicht empfinden. Gewiß haben sie hierin Unrecht, eben so sehr, als wenn Einer bei einem Gemälde, blos wegen seines schönen Farbenspiels, auf alle Wahrheit des Ausdruckes verzichten wollte. Wol ist es wahr, daß auch solche Tonstücke, so wie auch solche Gemälde, in ihrer Art gefallen können, und vielleicht bis zu einem gewissen Grade sogar zu gefallen verdienen wegen des, wenigstens im Ganzen, getroffenen Charakters. Aber wenn auch Anmuth und Glanz des Ton- oder Farbenspiels ein solches Kunstwerk, seiner Flecken ungeachtet, bis zu einem gewissen Grade gefallen macht; so hören doch jene Flecken darum nicht auf, grobe, sinnentstellende Flecken zu seyn.

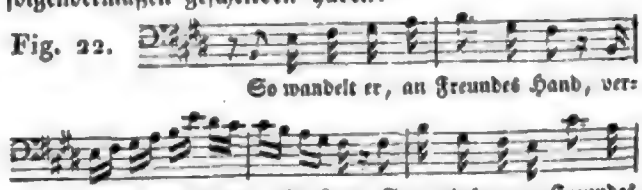
§. 10. Auf der andern Seite wollen dagegen Andere, weil sie die Wichtigkeit und Nothwendigkeit richtiger Betonung erkennen, es auch wieder gar zu weit treiben. Diese sinnen dann so ängstlich, unaufhörlich und ausschließlich auf Deklamation und Accentuation, daß sie in diesem einseitigen Sinnen und Rechnen und Messen ordentlich versinken, und am Ende meinen, das ganze Wesen und der ganze Werth der Tonkunst beruhe einzig und allein in der haarscharfen Beachtung dieses ihres Steckenpferdes, ja, daß sie, vor lauter Kalkuliren und Nachmessen, ob die Betonung auch recht genau, das der Empfindung gerechte Maß habe, das Empfinden selbst verlernen. Wenn wir bei Boisserée, auf dem Bilde der sterbenden Muttergottes, einen Bischof heutigen Zuschnittes erblicken, beschäftigt, der Sterbenden mit den h. Sakramenten in bester heutiger Form beizuspringen, so wird freilich kein Mensch läugnen, daß dieser anachronistische Misgriff ein Flecken des Gemäldes sey; und doch erkent der höhere, über das Einzele, und manches zufällige, sich erhebende Kunstsinn, in der, über das Bild im Ganzen ausgegossenen frommen Anmuth und Einfalt, und in dem hohen Adel des Ausdruckes, ein rührendes und erhebendes Meisterstück. Einen dürren Zeitrechner und kalten Menschen würde ich den schelten, der, vor dem Bilde stehend, von nichts als von dem Anachronismen zu reden wüßte. — Zu diesem Allem komt aber, in Ansehung der musikalischen Betonung, auch noch das Besondere, daß die freie Schweifung, die Rundung und Grazie der melodischen und rhythmischen Figur, durch allzuängstliche Beachtung der Prosodie, gar oft zu sehr beschränkt; ja, in manchen Fällen ihr aufgeopfert werden, und also vielleicht ein größeres Übel an die Stelle des kleineren gesetzt werden müßte, und daß der Tonsetzer, bis zu einem gewissen Grade, doch auch erwarten darf, der Sänger werde beim Vortrage das Seinige, wie er dies allerdings kann und soll, zu Vollendung der, durch die Noten nicht im höchsten Grade sinngemäß vorgezeichneten Betonung, beitragen. Auch die Besten unserer Tonsetzer haben manchmal sichtbar darauf gerechnet, und wenigstens ich möchte mir den Genuß an Sarastro's Arie nicht durch die Betrachtung verbittern, daß in folgenden und einigen ähnlichen Stellen:

Fig. 21.



Die Worte er, unter und und allerdings überflüssig betont sind, manche andere bedeutendere aber weit minder. Freilich würde Mozart, hätte er sich recht streng an die sinngemäße Betonung binden wollen, ungefähr folgendermaßen geschrieben haben:

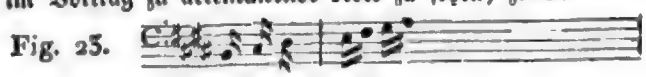
Fig. 22.



allein wer fühlt nicht, wie viel an leichtem Flusse der Melodie, ja selbst an Symmetrie des rhythmischen Periodenbaues dadurch verloren ginge, und daß, durch Beibehaltung dieser Vorzüge, die mindere Korrektheit der Betonung am Ende doch wieder vergütet wird. Und überdies durfte Mozart doch auch voraussetzen und fodern, daß der darstellende Sänger wissen werde, welche Worte und Sylben er, durch accentuirten Vortrag zu heben, welche er dagegen fallen zu lassen habe.

§. 11. Ein Schriftzeichen, um dem Sänger oder Spieler anzudeuten, daß er diesen oder jenen Ton beim Vortrage zu accentuiren habe, ist in unserer Tonschrift bis jetzt noch nicht allgemein eingeführt. Am einfachsten und natürlichsten wäre es wol, das schon in der Sprachschrift eingeführte Accentzeichen ' oder ` über die, im Vortrag zu accentuirende Note zu setzen, z. B.:

Fig. 23.



Es ist dies jedoch nicht üblich, vielmehr behilft man sich, statt dessen, gewöhnlich mit den Bezeichnungen fp, fz., oder rf., wie in obigen Beispielen Fig. 2, 11, 12, 13 und 14. Aber, nicht zu gedenken, daß diese Zeichen an sich nur eine erhöhte Tonstärke andeuten, welche allein doch lange noch nicht die Wesenheit des accentuirten Vortrages ausmacht, so pflegen Spieler und Sänger die Bedeutung solcher Zeichen, wie schon Koch im musik. Lexikon S. 54. richtig bemerkt, gewöhnlich auch viel zu grell zu nehmen; so daß, statt eines bedeutsamen Heraushebens, ein viel zu stark kontrastirendes augenblickliches Forte herauskomt. Nicht merklich weniger gilt eben dies von dem gleichbedeutenden Zeichen >. Wenn aber Koch, a. angef. O. auch das Zeichen sf. (sforzando), unter diejenigen zählt, welche eine Verstärkung des Tones anzeigen, wenn er meint sfarzato bedeute sogar ein vorzüglich heftiges Herausstoßen des Tones, wenn er das Wort sforzato durch

„aufgesprengt" übersetzt, und mithin sich dabei gleichsam das Krachen einer aufgesprengten Thüre vorstellt, so ist dies blos ein Misverstehen der Sprache. Das s vor dem f kehrt vielmehr hier die Bedeutung des Wortes gradezu um, und sforzare, als italiänische Abkürzung von disforzare (synonym: Torre, o levar via la forza, affoiblir, énerver,), heißt hier schwächer werden, an Stärke abnehmend; und bedeutet mithin keineswegs eine stärkere, sondern eine schwächere Betonung. (Vgl. die Art.: Deklamation, Dehnung, Metrum und Gesangmusik.) (*Gottfr. Weber.*)

BETRACHTUNG. Das einfache Trachten, welches in Betrachten enthalten ist, findet sich, in der Gestalt Trahten und Drahten, schon in den ältesten Denkmalen unserer Sprache mit der Bedeutung: Denken, Bedenken, Überdenken; wie z. B. bei dem Otfried gleich im Anfange *). Dennoch aber ist dies gewiß nicht die erste Bedeutung dieses Wortes; wenigstens nicht des Stammwortes, zu welchem es gehört. Denn alle Ausdrücke für Verrichtungen des Geistes bezeichnen ursprünglich körperliche Handlungen, und sind von diesen auf jene nur erst übergetragen. Ohne Zweifel ist Trahten, Trachten, aus einem Stammworte mit der Bedeutung Ziehen eben so hervor gegangen, wie das lateinische Tractare aus Trahere; welche Wörter überdem augenscheinlich der nämlichen Urwurzel angehören. Die Niederteutschen haben aus eben derselben ihr Trekken (Ziehen) gebildet, und sind in dem figürlichen Gebrauche desselben dem ursprünglichen Begriffe näher geblieben. Sik betrekken z. B. bedeutet: sich beziehen, Bezug worauf haben. — Auf diese Ableitung führt besonders das Nebenwort Drato, Thratto, welches bei unsern ältesten Schriftstellern: Gespannt (gleichsam straff gezogen, intense), davon: Heftig, und davon: Schnell (in heftiger Bewegung), ausdruckt. — Eben darauf deutet der Gebrauch, daß man mit Betrachtung Ziehen zu verbinden pflegt. In Betrachtung ziehen; ein Gebrauch, der sich natürlich einfand, als der ursprüngliche Sinn von Trachten sich zu verdunkeln angefangen hatte. Denn da suchte man ihn durch Hinzusetzung des deutlichern Ziehen zu erklären. — Der erste Begriff von unserm Trachten war sonach von denen hergenommen, die eine Sache nahe vor sich zu ziehen, und sie zu drehen und zu wenden (hin und her zu ziehen) suchten, um sie, so viel als möglich, genau und von allen Seiten zu sehen. Hierauf aber beruhet eben der Begriff, den Betrachten jetzt hat, und durch den es sich von andern, ihm sinnverwandten Wörtern unterscheidet. Denn Betrachten heißt: seine Gedanken so auf einen Gegenstand richten, daß man denselben genau und vollständig zu erkennen strebt.

Betrachtung ist sowol die Handlung des Betrachtens, als auch der Inbegriff der dadurch hervorgehobenen und zusammengestellten Gedanken. Auch ein Aufsatz, eine Schrift, worin dieselben vorgetragen sind, wird eine Betrachtung genant.

Das Betrachten ist sonach, der gegebnen Erklärung zufolge, eine Äußerung der Denkkraft, schließet wenigstens eine solche wesentlich ein. Nur denkende Wesen können daher einen Gegenstand betrachten. Die vernunftlosen Thiere sehen den Mond und die Sterne wol an, aber sie betrachten sie nicht. Der Mensch selbst wird zu Betrachtungen um so geschickter und geneigter seyn, je gebildeter seine Denkkraft, je mehr es ihm also auch Gewohnheit und Bedürfniß ist, gegebne Gegenstände genau und vollständig kennen zu lernen, und so seiner Denkkraft Befriedigung zu geben. Dahin aber, weil es viel Übung voraussetzt, bringt erst das reifende Alter. Die aufblühende Jugend ist wenig aufgelegt, mit Betrachtungen sich zu befassen. (*Maass.*)

BETRETEN, Betroffen. So heißt derjenige, der durch unvermuthet eintretende Furcht, insonderheit vor Schande oder Strafe, in Verwirrung gesetzt ist, so, daß er sich nicht zu helfen weiß, nicht gleich weiß, was er sagen oder thun soll. Wenn der dünkelvolle Gelehrte, der bei einer öffentlichen Unterredung, in sicherer Selbstgenügsamkeit, allerlei Behauptungen aufgestellt hat, eben so unvermuthet als augenscheinlich eines Widerspruchs überführt wird; so wird er leicht betreten und betroffen werden. Er hält es für Schande, daß Andere, die er unter sich glaubt, einen solchen Fehler bei ihm wahrnehmen, oder auch nur wahrzunehmen meinen sollen. Die Furcht vor dieser Schande ergreift ihn und setzt ihn in Verwirrung. Oder, wenn Jemandem, wider alle Erwartung, ein begangenes Verbrechen vorgehalten und auf den Kopf Schuld gegeben wird; so wird er leicht betreten und betroffen gemacht, er mag schuldig oder unschuldig seyn. Denn in beiden Fällen wird verwirrende Furcht ihn leicht ergreifen. Wenn er unschuldig ist, die Furcht vor der, vielleicht nicht wieder auszutilgenden Schande, daß man ihm dergleichen zutrauen könne; wenn er schuldig ist, da er sich entdeckt zu sehen glaubt, die Furcht vor der Strafe des Verbrechens.

Die Ausdrücke Betreten und Betroffen sind davon hergenommen, daß diejenigen, die bei einer sträflichen oder schimpflichen Handlung, die sie insgeheim auszuführen dachten, unvermuthet betreten oder betroffen werden, in den beschriebnen Gemüthszustand zu gerathen pflegen. Beide Ausdrücke sind also offenbar figürlich, und blos darin verschieden, daß Betroffen stärker ist, als Betreten. Das beruhet auf den eigentlichen Bedeutungen von Treffen und Treten. Denn zu einem Gegenstande hinzutreten kann man auch langsam, und so, daß man noch in einer gewissen Entfernung von ihm bleibt. Was hingegen betroffen wird, das wird wirklich berührt, und in der Regel mit einer gewissen Geschwindigkeit und Heftigkeit. So die Zielscheibe, wenn die Kugel des Schützen sie trifft.

Die Verwirrung der Gedanken aber, worin jeder Betretene und Betroffene sich befindet, beruht auf einer doppelten Wirksamkeit der Furcht; wovon bald die eine, bald die andre mehr hervorsticht, so daß der Gemüthszustand hienach sich verschieden gestaltet. Denn zuvörderst hat es die Furcht mit allen starken Gefühlen gemein, daß sie den Verstand stört, indem sie seine Gedanken mehr oder weniger verdunkelt. Sodann aber ist es ihr vorzüglich eigen, daß sie die Gemüthskräfte lähmt und niederschlägt. Das trifft insonderheit die Denkkraft, da diese, durch die erste Ursache, so schon gestört und unter-

*) I. 1, 85.

Digitized by Google

drückt ist. Wer sich demnach von Furcht übermannen, und mithin, wer sich im hohen Grade betreten und betroffen machen läßt, der wird leicht den Kopf verlieren.

Die äußere Erscheinung eines Gemüthszustandes ist alle Mal ein getreues Abbild von ihm. Wenn daher bei dem Betretenen und Betroffenen die zuletzt gedachte Wirkung der Furcht vorherrscht; so wird auch im Körper Lähmung, Abspannung, Niedergedrücktheit der Kräfte hervorstechend sich offenbaren. Der Mensch stehet da, wie gedankenlos, ohne zu reden und ohne sich zu bewegen; das Auge senkt sich zu Boden, die Muskeln hangen schlaff herunter (wonach insonderheit die Gesichtszüge sich gestalten); sogar Erbleichen und Zittern kann erfolgen. Wenn hingegen diese Wirksamkeit der Furcht nicht bemerkbar vorwaltet; so wird das rege, aber verworrene Streben, sich zu helfen aus dem peinlichen Zustande, auch in dem Äußern sich darstellen. Es zeigt sich in dem suchenden und unstäten Blicke des Auges, in den unsichern, bald so bald so gewendeten Bewegungen, in dem hastigen aber stotternden Reden, worin oft wenig oder gar kein Zusammenhang ist, und wobei Sätze oftmals blos angefangen, aber nicht vollendet, sondern wieder abgebrochen werden; ja, nicht selten auch in ganz widersinnigen Reden und Handlungen, die als solche sogleich würden anerkant werden, wenn die Denkkraft nicht gestört und in Verwirrung wäre. — Don Carlos, bei Schiller, ist höchst betroffen, als er in das einsame Zimmer trit, wohin er von der Königin geladen zu seyn wähnt, und die Fürstin Eboli erblickt. Er weiß daher in der Verwirrung sich nicht gleich zu helfen; ja, er sagt auch Widersinniges. Denn indem er abläugnen will, daß er die Thür, durch welche er gekommen, verschlossen gefunden habe, gibt er zu, daß sie von innen verriegelt gewesen sey. — — In den neuern Ausgaben des Stückes ist dieser Zug weggewischt. Das ist keine Verbesserung. (*Maass.*)

BETRUG (in sittlicher Hinsicht). Die bürgerlichen Gesetze nennen Betrug jede vorsätzliche Veranlassung eines Irrthums†). Im gemeinen Leben nimt man das Wort auch in einem noch weitern Sinne, so daß man jede (wenn auch nicht vorsätzliche) Veranlassung eines Irrthums darunter versteht; wie z. B. wenn man sagt, daß uns die Sinne betrügen. Jene erstere Bedeutung ist indessen noch weit genug, um auch unschuldigen Betrug mit unter sich zu fassen. Denn nicht jede vorsätzliche Veranlassung eines Irrthums kann uns eine Schuld zuziehen. Wenn wir beim Schachspiele unsern Gegner zu dem Irrthume zu veranlassen wissen, als wenn wir einen gewissen Zug im Sinne hätten, um ihn von unsrer wirklichen Absicht abzulenken; so kann uns das in keiner Art zum Vorwurfe gereichen. Es entsteht sonach die Frage: welcher Betrug ist unzulässig? Die bürgerlichen Gesetze erklären für strafbaren Betrug eine solche vorsätzliche Veranlassung eines Irrthums, wodurch Jemand an seinen Rechten gekränkt werden soll††), und es erhellet von selbst, daß auch schon das bloße Naturrecht solchen Betrug verbiete. Das Sittengesetz aber gehet viel weiter. Es verbietet nicht allein, wie das Rechtsgesetz, die Zwecke Andrer willkürlich zu hindern, d. i. ihr Recht anzutasten, sondern gebietet auch, daß es unser steter Vorsatz, unsre Gesinnung seyn soll, die Zwecke Andrer, wo wir können, befördern zu helfen. Das Sittengesetz untersagt daher nicht allein solchen Betrug, welcher Rechtskränkung beabsichtigt, sondern auch solchen, welcher aus der Gesinnung, die Zwecke Andrer nicht befördern zu wollen, hervorgeht. Jeder also, der aus dieser Gesinnung eine falsche Vorstellung bei einem Andern erregt, oder bestärkt, oder auch nur nicht berichtigt, also einen (neuen oder fortgesetzten) Irrthum bei ihm veranlaßt, der macht sich eines Betruges schuldig, der sittlich unerlaubt, also strafwürdig, wenn auch nicht rechtswidrig und nicht strafbar ist. — Wer auf meine Frage: ob ich auf dem rechten Wege sey? mir gar Nichts erwiedert, ob er gleich der Gegend kundig ist, sondern mich auf dem falschen Wege fort gehen läßt, und hinterher über mich lacht, der betrügt mich auf eine sittlich unerlaubte Weise; obgleich dies kein Betrug in rechtlicher Bedeutung ist, und von dem bürgerlichen Richter nicht bestraft werden kann. (*Maass.*)

Betrug in rechtl. Hinsicht, s. Fälschung.

Betrüger, das Buch von den drei Betrügern, s. (de tr.) Impostoribus.

BETSBERG oder Bispeberg, eine vorzügliche Eisengrube am Fuß des hohen Berges Bispebergs-Klack, ¼ Meile von der Stadt Säther im südlichen Dalekarlien. (*v. Schubert.*)

BETSCH. Mit diesem Namen nennen die Türken sowol Wien als Fünfkirchen in Ungarn. Daher: Betschewi, d. i. der Fünfkirchner, der Beiname eines der vorzüglichsten Geschichtschreibers des osmanischen Reiches, der sonst unter den Namen Kutschuk Ibrahim Pascha bekant ist. In Fünfkirchen, folglich in Ungern geboren, stamte er von einer türkischen Familie ab und schon seine Vorfahren waren Sandschalbege gewesen. Er selbst wohnte im Jahre d. H. 1007 (1598) der Belagerung von Warat (Waradin) bei, und ward Sandschalbeg von Kerka. Bei der Thronbesteigung Sultan Murad IV. schrieb er, weil er eben zur Hand war, die Schreiben des Sultans an verschiedene Minister und sich selbst die Bestallung als Tschausch Paschi oder Hofmarschall. Im J. d. H. 1032 (1622) ward er zum Beglerbeg von Raka und Münzaufseher zu Tokat ernant, in welcher Eigenschaft er sein Leben beschlossen zu haben scheint; wenigstens komt in seiner Geschichte, von den weitern Begebenheiten seines Lebens nichts vor. Sein Werk begint mit dem Ende der Regirung Sultans Suleiman's und geht herunter bis zum Ende der Regirung Sultan Murad IV. Es ist mit edler Einfachheit, praktischer Geschäftskentniß, richtiger Urtheilskraft, und nicht ohne Kentniß gleichzeitiger ungerischer Geschichtschreiber geschrieben. (Betschewi.) (*v. Hammer.*)

BETSCHE, Pszewo, adeliges Städtchen im Meseritzer Kr. des Reg.-Bez. Posen, mit einem Schloß und Vorwerke, zusammen mit 1065 Einw., die außer dem Feldbau Tuchweberei und Brauerei treiben. (*H.*)

†) Preuß. allgemeines Landrecht Th. I. Tit. IV. §. 84. 85.
††) Allg. Landr. Th. II. Tit. XX. §. 1256.

Digitized by Google

BETSEY, ein Eiland im S. des Australlandes, auf der Ostküste des Van Diemenlandes in der Münd. des Derwent; klein und hoch, aber fruchtbar. (*Hassel.*)

BETT, (lectus, cubile), (diätetisch). Diese Ruhestätte für Müde und Leidende, dieser Thron der Gesundheit, aber auch, wie Kant es nent, ein Nest der Krankheiten, kann, je nachdem es zugerichtet ist, und recht gebraucht oder gemisbraucht wird, den Körper abhärten und verzärteln, stärken und schwächen, kräftigen und abspannen, mithin unsere Gesundheit begünstigen und beeinträchtigen, unser Leben verlängern und abkürzen.

Im Bette, als Schlafstätte betrachtet, vegetiren wir blos, denn Beförderung des animalisch-vegetativen Lebens und der Sinnenruhe in uns ist sein Zweck, dazu kann und soll es dienen.

Durch Ruhe und Naturwärme, wozu das Bett vorzüglich beitragen kann, ohne selbst uns zu erwärmen, sondern vielmehr um unsere Lebenswärme, als warmen Dunst, zusammenzuhalten, damit sie zurückwirke auf uns, wird der vegetative Lebensprozeß am meisten erregt und befördert. Der Mensch muß schlafen, um Leib, und wachen, um Sele zu seyn. Wir schlafen aber nicht eher ruhig und völlig ein, als bis der ganze Körper gehörig erwärmt ist, am besten in seinem eignen gesunden Dunstkreise unter einer zweckmäßigen weder zu leichten noch zu warmen Deckhülle.

Unter allen Stoffen sind zwar Federn, zumal Flaumen und Eiderdunen, die Haupt-Condensatoren und schlechtesten Leiter der Wärme; sie eignen sich deshalb, und weil sie zugleich sehr leicht und elastisch, haltbarer und gleich dauerhaft bleiben, vorzugsweise zu Ausfüllung unserer Betten.

Federbetten sind deshalb in dem größten Theile von Teutschland, sowol bei Erwachsenen als bei Kindern, das gewöhnliche Nachtlager. Allein die zu voll gepfropften, die Nichtflaum- und Nichteiderdunbetten sind zum Zudecken zu schwerfällig, alle aber reizen und erhitzen den Körper zu sehr, disponiren ihn zu beständigem Schweiße, verweichlichen, erschlaffen die Haut, und geben Veranlassung zu Schnupfen, Husten u. a. Folgen der Erkältung. Sie halten ferner unsere Ausdünstungen zurück, umgeben uns immerfort mit einem zu starken Dampfbade, in welchem ein großer Theil der durch die Haut ausgestoßenen Thierschlacke wieder eingesogen wird. Sie verursachen leicht örtliche Schwächen, Brustübel, hindern die Verdauung ꝛc., und tragen bei Kindern zur vorzeitigen Entwickelung des Geschlechtstriebes bei. Für Kinder, die sich noch verunreinigen, sind Federbetten, auf welche man sie legt, wahre Cloaken der ekelhaftesten und ungesundesten Effluvien, die sich selbst durch die größte Reinlichkeit nicht ganz verhüten lassen.

Auch können sie allerdings zum schiefen Wuchs, zu Krümmungen und Verunstaltungen des Rückgrats mitwirken. Denn bei ihrer Nachgiebigkeit drücken sich leicht Gruben hinein; das Kind mag nun liegen, wie es will, so erhält sein Rückgrat durch solche gewöhnliche und allnächtliche Lagerung endlich eine schiefe Richtung. Deshalb sollte man Kinder, die nicht mehr eingewickelt werden, erst auf Spreumatrazen, dann, wenn sie sich reinlich halten, auf Roßhaar- oder trocknen Moosmatrazen, nie wieder auf einem Federbette schlafen lassen, und sie damit nur bei strenger Kälte zudecken, aber dieses bei warmer Witterung mit baumwollenen durchnähten oder wattirten und im Herbst mit doppelten wollenen oder Friesdecken vertauschen. Indeß müssen Kinder an dieses gesundere Lager früh, spätestens mit dem dritten Lebensjahre gewöhnt werden. Kränkliche, schwächliche Kinder machen auch hier eine Ausnahme nothwendig.

Matratzen aus Moos, z. B. irgend einem Astmoos (Hypnum triquetrum, parietinum, oder proliferum), aus gem. Haarmoos (Politrichum commune), oder aus einer und der andern Art Torfmoos (Sphagnum) sind sehr heilsam. Das Moos dazu samlet man im August und September, reinigt es gehörig, um es dann erst zu trocknen, stopft es hierauf in einen nach der Bettstelle eingerichteten Sack, und näht denselben, wie jede andere Matratze, durch. — Dergleichen Säcke kann man auch mit trockner Spreu, am besten Haferspreu, oder mit nicht zu stark duftendem Heu oder Haferstroh anfüllen. Alle diese Bettmaterialien sind leicht, wohlfeil, lassen sich öfter erneuern, und aufschütteln. Stroh leistet außerdem mehr Gegendruck. Die Einrichtung der Betten aus einem Moos-, Streu- oder Strohlager mit einem untergelegten Federbette, einem dergleichen Deckbette für kalte Winter, oder mit obigen Bettdecken für Sommer und Herbst, und den erfoderlichen Haupt- und Fußkissen belegt, ist bei uns die vorzüglichste unter allen.

Pferdehaarbetten und dergl. sind als Deckbetten zu schwer, und erwärmen zu stark; tauglicher sind sie zu Matratzen, oder Unterbetten, und viel gesünder als Federbetten.

Die Wolle ist theils ihrer Schwere, theils ihres leichten Zusammenwirrens wegen, besonders aber auch wegen ihrer frühern Verderblichkeit durch die feuchte Ausdünstung kein gesundes und vortheilhaftes Bettmaterial. Am besten schickt sich noch die gekrämpelte oder wattirte Baumwolle in Decken eingenäht dazu, weil sie im Sommer weniger erhitzt, und, vom Schweiße feucht, in der Luft leicht und bald wieder trocken wird. Stärker, als die Baumwolle, erwärmt die Thierwolle und das Pelzwerk. Da aber beides nicht so lange elastisch bleibt, und mit der Zeit durch die Haut-Ausdünstung leichter modrig wird, so ist sein Gebrauch zu Betten eben nicht räthlich.

Die mit gemeiner Luft gefüllten Lederbetten würden, wenn sie in ihren Nähten länger luftdicht blieben, und nicht zu oft mittelst eines Handblasebalgs mit frischer Luft angefüllt werden müßten, ein elastisches, für heiße Sommer kühles, und gesundes Nachtlager gewähren.

Zu hoch aufgethürmte Betten haben außer der Gefahr des leichten Herausfallens, noch den Nachtheil, daß man darin nicht nur mehr schwitzt, sondern auch den vermöge ihrer Leichtigkeit nach oben steigenden Ausdünstungen mehrer Schläfer in demselben Gemach nur um so näher ist.

Alle zu warme Bedeckungen im Schlafe erhitzen übermäßig, machen diesen unruhig, und verleiten zu deren Abwerfen, wodurch der Körper entblößt und verkäl-

Digitized by Google

tet wird. Die Oberbetten müssen aber doch breit und lang genug, im Winter etwas schwerer, als im Sommer, seyn. Durch das unter den Leib Schlagen, oder Einstopfen ihrer Seitentheile, erhält man sich nicht nur in einem dichtern Dunstbade, sondern hindert auch den Körper an einer freien Veränderung seiner Lage.

Ober- und Unterbetten müssen gleich rein gehalten, wenigstens alle Monate das ganze Jahr hindurch einige Stunden in die freie Luft gebracht, gesonnt und ausgeklopft; die dazu gehörige Bettwäsche sollte wenigstens alle zwei bis drei Wochen gewechselt und das alte Bettstroh ꝛc. eben so oft mit frischem, ungebrauchtem vertauscht werden. Wer Nachts stark schwitzt, muß seine feuchten Bettstücke und Bettwäsche täglich in die Luft hängen lassen. Jedes Bett werde bei offenen Fenstern nur von gesunden, keuschen Händen durchaus aufgelockert, gestrichen und in Ordnung gebracht.

In feuchter Kälte lasse man vor Schlafengehen die Betten, zumal für alte, kranke und schwächliche Menschen, für Kindbetterinnen ꝛc., trocken, nicht durch Wärmflaschen ihres feuchten Dunstes wegen, etwas erwärmen; bei selten gebrauchten zu kalten Gastbetten darf man blos die Bettdecke in einem geheizten Zimmer durchwärmen, und dann etwa eine halbe Stunde vor Schlafengehen auflegen. Unverwöhnten und sonst gesunden ältern Kindern und Erwachsenen ist das Schlafenlegen in ein trokken kaltes Winterbett zuträglicher; wer dabei nicht zaudert, und es mit einem Sprunge schnell vollbringt, hat die meisten Vortheile davon, wie ich aus eigener und Anderer Erfahrung weiß.

Auf Reisen lege man sich mit Nachtkleidern zu Bette, die den ganzen Körper bis zu den Füßen einhüllen, und decke über das Kopfkissen ein Tuch, oder lasse sich in seiner Gegenwart das ganze Bett mit einem rein gewaschenen frischen Überzuge beziehen. Fremde Gasthausbetten bleiben immer verdächtig. Wer seine eigenen Hausbetten mit sich nehmen kann, ist am besten daran.

Von nicht gehörig getrockneten Betttüchern und Überzügen, oder von den Schlafkammerdünsten nasse und feuchte Betten sind höchst nachtheilig und lebensgefährlich.

Kranken- und Leichen-, besonders Federbetten gebrauche man nicht eher wieder, bis sie längere Zeit gelüftet, mehrmals ausgestäubt, und Überzug und Federn gewaschen worden sind. Dies gilt auch von allen auf dem Trödel gekauften Bettstücken. Betten von ansteckenden Fieberkranken ꝛc. muß man geradezu verbrennen.

Gegen Bettungeziefer schützt tägliche Lüftung und Säuberung des Schlafgemachs, so wie Reinlichkeit der Betten und Bettstellen, zugleich aber fleißiger Wechsel der Bett- und Leibwäsche und des Bettstrohs.

Übrigens schlage man nach dem Aufstehen aus dem Bette jedesmal das Deckbett zurück, öfne Thüren und Fenster, um Luftzug zu machen, und lasse das Bett erst in einigen Stunden wieder machen.

Jede Bettstelle, sie sey von Holz (aber weder von an sich stark, noch nach dem frischen Ölanstrich riechendem), oder besser von Eisen (des Ungeziefers ꝛc. wegen), sie sey zwei- oder besser einschläfrig, weil es für zwei Menschen in jeder Hinsicht ungesund ist, zusammenzuschlafen, muß lang, geräumig und fest genug seyn. Bei gleicher Körperlänge des darin Schlafenden mag dieser, um durch Gegenhalten der Fußsohlen gegen das Fußbret sich keiner Erkältung bloszustellen, ein Kissen gegen dieses lehnen, oder dessen innere Seite polstern lassen. Die Bettstelle stehe zum bequemen Ein- und Aussteigen, oder um nicht während des Schlafs herauszustürzen, nicht zu hoch vom Fußboden, noch auch zu niedrig, wie die sonstigen Betttische und Bettkommoden, um dort die leichtere Mephitis eben so wenig, als hier die schwerere einzuathmen. Sie stehe aber weit genug vom heißen Ofen, von Thür und Fenster, besonders von einer feuchten Außenwand ab, damit man sich nicht von einer Seite erkälte, und Gicht, Rheumatismen ꝛc. zuziehe, man müßte sich denn dagegen durch Verschlagen der Wand mit Doppelbohlenbretern, oder Schieferplatten, oder wenigstens durch Überkleidung derselben mit dickem Papier, oder wollenen Teppichen ꝛc. zu verwahren suchen. — Die Bettstelle, ohne oder mit einem Bettschirm, ohne oder mit am besten dunkelgrünen, blauen oder grauen, nicht zu dichten Gardinen, die dann des freiern Luftwechsels wegen wenigstens auf beiden Seiten zurückzuschlagen sind, muß in keinem sogenanten, gewöhnlich dunstigen Alkofen, übrigens mit dem Kopftheile hinter dem Lichte stehen, damit dieses unsere Augen nicht treffe. An ihren Stollen sey eine feste Handhabe, woran sich Schwache und Alte bequem aufrichten und festhalten können.

Gurtbettstellen sind in ihrem Boden elastischer, und überhaupt portabler, wie auch die sonstigen Feldbetten beim Militär, die sich sogar zusammenklappen lassen, und die Hängematten auf Schiffen ꝛc.

Die erste Schlafstätte der Kinder sey ein unangestrichener Korb mit einem Schattendach*), zunächst eine leicht und sanft schaukelnde, entweder gewöhnliche, oder eine sichere Schwebe- (Schwung-) Wiege, welche Faust erfand, späterhin ein immer geräumigeres feststehendes Gitter-, oder in einem Draht- oder Rohrgitterkasten eingeschlossenes Bettgestelle. Der uralte Gebrauch der Wiegen, welche schon die Römer kanten, ist wegen ihres angeblich für Kinder schädlichen Schwankens von mehren neuern Ärzten und Erziehern verpönt, von andern aber in Schuz genommen worden, und zwar mit mehrerm Rechte. Denn das unangenehme Gefühl, welches Erwachsene von einer schaukelnden Bewegung in horizontaler Lage bekommen, fällt bei dem Kinde weg, das eben so wenig an die aufrechte Stellung noch gewöhnt, als dazu noch fähig ist. Im Gegentheil möchte diese Bewegung ihm, vor seiner Geburt einem ähnlichen Schaukeln im Mutterleibe ausgesetzt, ganz behaglich und gedeihlich seyn, wenn sie nur mäßig, und nicht bei vollem Magen des Kindes geschieht.

*) Von dem toskanischen Schlafgehäuse für Säuglinge und dem dänischen Schuzbettchen s. eine Abbildung und Beschreibung in J. Ad. Braun's Abh. üb. d. Werth und die Wichtigkeit der weiblichen Brüste. Frkf. 1805. 8. II. Taf. I — III. — Von der Wiege der Asiaten s. die Beschreibung in Schäffer's Beschr. der gewöhnlichen Kinderkrankheiten. S 36. und daraus in Ad. Henke's Taschenb. für Mütter üb. d. phys. Erziehung der Kinder in den erßen Lebensjahren ꝛc. Frkft. a. M. 1810. 16. S. 248. Not. *).

Digitized by Google

Übrigens kann das Kind auch in einer feststehenden Bettstätte liegen, denn alles komt hier auf Gewöhnung an, und das Wiegen ist allerdings entbehrlich, wenn man das Kind von Anfang an daran gewöhnte, ungewiegt einzuschlafen. Über zweckmäßige Bettlagerung ꝛc. s. den Art. Schlaf.

Bett für Kranke, s. Krankenbett. — Bett für Kreisende, s. Geburtsbett. (*Th. Schreger.*)

BETT. In der Weidmannssprache, der von allem zur Linnéschen Gattung: Hirsch (Cervus) gehöriaen Wilde im Walde zur Ruhe gewählte Platz, in sofern derselbe durch das Wegschlagen (Wegscharren) von Laub, Moos, Schnee u. s. w. mit den Läufen mehr oder weniger entblößt, sich darstellt. Ruhte das oben genante Wild auf einer Wiese im Grase, oder im Getreide, ohne weitere Vorbereitung der Ruhestätte, so trit der Ausdruck: Niederthun, an die Stelle des obigen. (*a. d. Winckell.*)

Bettage, s. Feiertage.

BETTELEI, findet nicht Statt, wo man allgemein auf einfache Lebensbedürfnisse beschränkt ist, z. B. in den norwegischen und schwedischen Gebirgen, sondern entsteht erst aus der aufgeregten Begierde der Armen nach vermehrten Lebensgenüssen, und aus dem Mitleid der Reichen, denen irgend einen Lebensgenuß zu spenden, welchen die beste Armenpflege niemals mehr als den nothwendigsten Lebensunterhalt gewähren kann (vgl. Armenpolizei). Die Bettelei läßt sich daher nicht vertilgen, oder man müßte den Genußreiz und das Mitleiden vertilgen können; und die Bettelei ist also die nothwendige Abfolge blühender Gewerbe, großer Handelsreichthümer und aufdrängender Bevölkerung. Sie hat indeß der Abarten gar mancherlei, die durch Krieg, schlechte Statswirthschaft, Verkümmerung der Gewerbe, Leibeigenschaft, große Besatzungen u. s. w. entstehen. Welches nun ihr Ursprung sey, so ist sie beständig ein Übel, weil ihr Zweck ein Erwerb ohne Arbeit ist, welches entsittlicht, und weil dieses Erwerben leicht zu bösen Künsten führt, sich mit dem Gauner- und Diebeswesen verbindet [1]). Es muß also der Bettelei von Statswegen entgegengewirkt werden. Man scheint aber zu schnell entschieden und selbst verordnet zu haben, daß gar keine Bettelei geduldet werden solle. Bettler machen und sie dann nicht dulden wollen, ist zu grausam als daß davon die Rede seyn könte. Nicht minder klar ist, daß erst die Armenpflege in guter Ordnung seyn oder für arbeitsfähige und arbeitsunfähige der nothwendigste Lebensunterhalt gesichert seyn müsse, bevor der Bettelei sich entgegenwirken lasse [2]). Ferner ist das Betteln von dem Ansprechen der Beihilfe für Bedrängte zu unterscheiden, wie z. B. für die Bewohner des Erzgebirges in den Hungerjahren geschah, oder täglich für Abgebrante geschieht. Bei dem Betteln selbst fragt sich dann: ob es von Fremden oder Einheimischen getrieben wird? Wie der Stat überhaupt berechtigt ist, einem Fremden an der Gränze zurückzuweisen, so ist er dazu desto mehr gegen fremde Bettler berechtigt, weil sie durch sich selbst ein Übel mitbringen. Doch findet dabei die Ausnahme Statt, daß der Bettler nicht schiffbrüchig, schwer krank, oder wahnsinnig sey. Die Zurückweisung hat man durch allgemeine Verbote wider den Eingang fremder Bettler ausgesprochen, und die Übertreter mit Gefängniß, Stockschlägen und selbst dem Galgen bedroht, deren Beherbergung aber mit Geldbußen belegt [3]). Eine mäßige Züchtigung der fremden Bettler ist die angemessenste und üblichste Bestrafung, das wirksamste Mittel wider ihr Einwandern aber die fleißige und unvermuthete Nachsuchung in den Forsten, einzelen Häusern, und Herbergen nach den Eingedrungenen und deren Beisetzung in Zwangsarbeitshäuser [4]) auf eine Zeitlang. Dieses Einwandern hat sich auch dadurch sehr vermindert, daß die Nachbarstaten sich nicht mehr einander die Bettler zujagen, sondern Übereinkünfte getroffen haben, dieselben nach überstandener Strafe oder Arbeitszeit in ihre Heimath zurückzuschaffen. Als Heimath wird nun zwar der letzte Ort ihrer Ansässigkeit oder ihr Geburtsort angesehen, worüber ihr Reiseschein Auskunft geben soll, aber die Bettler haben diesen selten, machen falsche Angaben, und so sind Fälle bekant, daß sie Jahre lang hin und hergeführt werden, auf öffentliche Kosten. Werden sie nun von dem benachbarten Gränzamte nicht ohne Bescheinigung über ihre Heimath angenommen, so droht das alte Übel wieder zu entstehen, daß sie von einem Lande ins andere gejagt werden, wenn sie nicht lebenslang ins Arbeitshaus kommen, welches als Strafe mit der Übertretung des Bettelverbots nicht im Verhältniß zu stehen scheint. Es komt dabei noch in Teutschland zu bedenken, daß den Handwerksgesellen das Wandern zur Pflicht gemacht ist, daß ihnen nicht überall und nicht hinreichend Unterstützung aus der Lade gereicht wird, und daß sie leicht durch mangelnde Arbeit und durch Misgeschick zum Betteln gezwungen werden können. Wie die fremden Bettler überhaupt leichter von den Städten als von dem platten Lande abzuhalten sind, so ist dieses noch mehr mit den Vornehmern der Fall, da die Dorfvorsteher ihre Reisescheine und Papiere nicht beurtheilen können, wenn sie dieselben auch zur Einsicht erhalten, während die städtischen Behörden schwer zu täuschen sind. Die beste Hilfe gegen die vornehmern Bettler können noch auf dem Lande die Landreiter (Gendarmen) leisten. — Die einheimische Bettelei theilt sich in die häusliche und die öffentliche. Die häusliche, oder die Annahme von Hausarmen entzieht sich den Verboten, und scheint sich dazu nicht zu eignen, weil solche Verbote widernatürlich ins Hausrecht eingreifen. Die öffentliche Bettelei kann dagegen verboten werden, weil sie die Vorübergehenden belästigt, welche kein Recht haben, dem Bettler Wort und Gang zu verbieten. Es folgt hieraus, daß man sich in den offenbarsten Widerspruch verwickelt, wenn man die Straßenbettelei verbietet, und sie doch für Einzele zum Vorrecht macht; zur Versorgungsanstalt für verstümmelte Krieger. Die Strafe der öffentlichen Bettelei pflegt mäßige Züchtigung zu seyn, und die Ältern haften

1) Schöll's Abriß des Gauner- und Bettelwesens in Schwaben. 2) Quistorp's Grundsätze des peinl. Rechts. 1. §. 437.

3) Die Verordnungen angeführt in Berg's Handbuch des Polizeirechts. 1. 286. ff. 349. ff. 3. 191. ff. 4) Loß Ideen über öffentl. Arbeitshäuser und deren Organisation.

Digitized by Google

für die Kinder, weil sie dieselben dazu gewöhnlich gebrauchen, um der Strafe zu entgehen. Wenn sich in den Städten auch wol der Geber bestrafen ließe, welches hin und wieder verordnet, aber schwerlich ausgeführt ist, so hat auf dem Lande solche Strafverordnung noch gegen sich, daß häufig zum Geben die Furcht bestimt, die abgewiesenen Bettler könten sich durch Brandstiftung rächen, und diese Furcht verhilft ihnen auch zu Herbergen und mancherlei Nachsicht. Eben deswegen sind Bettelvögte in den Dörfern noch nützlicher als in den Städten. Es gibt nun außerdem noch verschleierte Betteleien, durch Kaufanträge, Anleihen, Ausspielungen u. dgl. m., und ein geheimes Bettelwesen durchdringt überhaupt den gesellschaftlichen Zustand krebsartig, wenn er sich nicht selenvoll entwickeln darf, sondern in Knechtschaft und Genußgier versinkt. Wo diese geheime Bettelei abgeschaft wird, da läßt die öffentl. sich wol ertragen. (*v. Bosse.*)

Bettelmönche, s. **Mönchswesen u. Orden, geistliche.**

BETTENHAUSEN, I. ein Dorf im Amte Waldau der kurhessischen Provinz Niederhessen. Es liegt an der Losse und zählt 101 Häus. und (1818) 864 Einw., worunter viele Handwerker, besonders Tischler und Leinweber, und auch Juden sich befinden, und hat schöne Bleichen an der Losse. Zu diesem Dorfe gehören: 1) der Messinghof, welcher 1805. 330 Zntr. Messingwaren, an Werthe 34,650 Guld. lieferte. 2) Ein 1680 angelegter Kupferhammer, welcher 1805 an Kupferwaren 559 Zntr. 50,310 Guld. Werth producirte; 3) eine Papiermühle mit 14 Arbeitern und einer Produktion von 300 Ballen. Alle diese Werke treibt die Losse. 4) Der Agathof mit der Schindlerschen Zis- und Kattunmanufaktur, die 1810. 178 Arbeiter beschäftigte, eine gute Maschinerie besaß, und 7000 Stück für 160,000 Gulden verfertigte. 5) Der Fischerhof und 6) der Eichwald mit einer Fasanerie. (*Hassel.*) II. Ein mit einer Mauer umgebenes Pfarrkirchdorf, 1¼ M. SW. von Meiningen, im S. Meining. Amte Maßfeld, am Fuße des Gebaberges, an der Herpf, mit 113 Häus. und 566 Einw., mit 5 Mühlen, von welchen eine zugleich eine Schneidemühle ist, der Sitz einer Försterei und einer Zoll- und Geleitseinnahme. Zum bettenhäuser Kirchspiel gehören: Seba mit einer Filialkirche, Trädes, Hutsberg oder Hestenhof und Schmerbach. Der Ort war ehemals ein Stift-Fuldaisches Söhn- und Töchterlehn. Ackerbau, Barchend- u. Linnenweberei, Töpferarbeiten, Ziegel- und Brantweinbrennereien, Holzmachen und Kleinhandel, besonders mit Weizenmehl und Gries, sind die Hauptnahrungszweige der Einwohner. (*G. Emmrich.*)

BETTERTON (Thomas), einer der größten englischen Schauspieler, und auch als dramatischer Schriftsteller einer Erwähnung werth. Er wurde im J. 1638*) zu Westminster geboren, und sein Vater, ein Unterkoch (Under-Cook) am Hofe Karls I., ließ ihn in allen Schulwissenschaften sorgfältig unterrichten. Der Knabe zeigte auch bald so lebhaften Eifer, und machte so glänzende Fortschritte in seiner Bildung, daß der Vater ihn zu einem gelehrten Stande bestimte. Aber die folgenden stürmischen Zeiten machten die Ausführung dieses Plans unmöglich, und Betterton wurde in die Lehre zu einem Buchhändler gebracht. Hier konte er wenigstens seiner Leidenschaft für Lektüre genügen, und diese Rücksicht scheint ihn besonders in den Buchladen geführt zu haben. Bettertons Lehrherr, Namens Rhodes, war vor Zeiten Garderobenaufseher am Theater Black-Friars gewesen, und erhielt im J. 1659 die Erlaubniß, eine Schauspielergesellschaft für das Lokal der Hahnenkämpfe (Cock-Pit) in Drury-Lane zu errichten. Der junge Betterton, damals nicht viel älter, als 20 Jahr, ließ sich sogleich in diese Gesellschaft aufnehmen, und trat in seinen ersten Rollen, namentlich in Schauspielen von Beaumont und Fletcher, mit dem lautesten Beifall auf.

Nach der Wiedereinsetzung Karls II. wurden unter königlicher Autorität zwei große Theater zu London errichtet, eins in Drury-Lane, unter dem Namen King's Company, das andre in Lincoln's-Inn-Fields, dessen Mitglieder sich Diener des Herzogs v. York (The Duke of York's Servants) nanten. Sir William Davenant war, zu Folge eines königl. Patents, Eigenthümer und Direktor dieser letzten Gesellschaft, in welche die meisten Mitglieder der Truppe eintraten, zu welcher Betterton früher gehörte. Das Theater wurde 1662 mit einem Schauspiele Davenant's, The Siege of Rhodes, eröffnet, in welchem Betterton mit gleichem Erfolg, wie auf der alten Drury-Lane Bühne, auftrat. Sein Ruf wuchs so schnell empor, daß der König ihn noch in den sechziger Jahren nach Paris schickte, um die Dekoration und Maschinerie des französischen Theaters in Augenschein zu nehmen, und das Brauchbare davon auf die englische Bühne überzutragen. Nach seiner Rückkehr wurden auch wirklich veränderliche Dekorationen und andere scenische Verschönerungen zuerst auf dem englischen Theater eingeführt. Im Jahre 1670 heirathete Betterton die Mrs. Saunderson, eine Schauspielerin von derselben Bühne, die als Künstlerin und als Weib gleich ausgezeichnet war, und mit der er bis an sein Ende in der glücklichsten Ehe lebte. Als die York'sche Gesellschaft nach dem Theater in Dorset-Garden zog, folgte er ihr, und blieb auch nach der Vereinigung der beiden Gesellschaften im Jahre 1684 Mitglied derselben. Betterton und seine Frau genossen fortwährend des Beifalls der Menge und der Gunst der königl. Familie, die bei Aufführung von Hof-Schauspielen sich öfters von diesem Künstlerpaar unterrichten ließ. Königin Anna, damals Prinzessin, gab späterhin aus dankbarem Andenken ihrer dramatischen Lehrerin eine jährliche Pension von 100 Pfd. St. Im Jahre 1695 errichtete Betterton, verbunden mit den ausgezeichnetsten Mitgliedern der vereinigten Gesellschaft, eine eigene Truppe mit königlichem Patent, und eine reiche Subscription machte ihm den Aufbau eines neuen Theaters in den Mauern von Tennis-Court in Lincoln's-Inn-Fields ausführbar. Mißhelligkeiten mit den Vorstehern des königl. Theaters und ein bedeutender Verlust durch eine verun-

*) Nach *Baker's* Biogr. dramat. Der Verfasser der im J. 1710 in 8. zu London erschienenen Lebensbeschreibung Betterton's gibt 1635 an, und ihm sind Cibber und Chaufepié gefolgt. Vergleiche The Tatler, Vol. II. Stck. 71. Vol. III. St. 167.

Digitized by Google

glückte Handelsspekulation, den er durch dieses Unternehmen zu ersetzen hoffte, scheinen ihn zu diesem Schritt bewogen zu haben. Das neue Theater wurde 1695 mit Congreve's Lustspiel Love for Love eröffnet, in welchem Betterton in der Rolle des Valentin mit Jubel empfangen wurde. Aber trotz dem allgemeinen Beifall, und dem zahlreichen Publikum, das dieser nach dem neuen Theater zog, scheint Betterton sich doch in dem Ertrag seines Unternehmens verrechnet zu haben. Im Jahre 1709, in einem Alter von mehr als 70 Jahren, spielte Betterton in einer Benefizvorstellung die junge Rolle des Valentin noch mit Kraft und Gewandtheit, und in demselben Jahre auch den Hamlet. Von beiden Darstellungen gibt die Zeitschrift The Tatler **) einen interessanten Bericht. Auch im Jahre 1710 trat Betterton noch einige Male mit Glück auf, unter andern in der Rolle des Melantius in Beaumont's und Fletcher's Maid's Tragedy, ebenfalls in einer Benefizvorstellung. Dies war seine letzte Erscheinung auf dem Theater. Die Gicht, die ihm aus den Füßen in den Kopf trat, endigte sein Leben am 28. April dieses Jahres. Am 2. Mai wurde sein Leichnam in den Westminsterkreuzgängen mit großer Feierlichkeit beigesetzt. Eine schöne Leichenrede hält ihm The Tatler Vol. III. St. 167. Betterton's Gattin überlebte den Verlust ihres Gemals nicht lange.

Betterton war gleich ausgezeichnet als tragischer und komischer Schauspieler, und führte die verschiedenartigsten Charaktere mit Kraft und Wahrheit bis zu seinem Greisenalter aus. Der Schauspieler Booth erklärte ihn für den ersten in seiner Kunst. Wer sich genauer über den Charakter seines Spiels unterrichten will, den verweisen wir auf die 1710 zu London in 8. erschienene Lebensbeschreibung des Künstlers, von der Chaufepié in seinem Dictionnaire einen Auszug liefert. Ferner sind zu vergleichen: The Tatler in den angeführten Stellen, Poetical Register T. I. p. 19. seq. *Cibber's* Lives of the Poets, T. III. p. 156. *Baker's* Biogr. dramat. T. I. p. 25. seq.

Dem persönlichen Charakter Betterton's geben die Zeitgenossen das rühmlichste Zeugniß. Er war eben so liebenswürdig, als rechtschaffen, und seine Ehe konte als ein Muster aufgestellt werden. Die Theaterstücke, welche Betterton hinterließ, bestehen theils in eigenen Arbeiten, theils in Überarbeitungen älterer Schauspiele. Ihre Titel sind:

The Roman Virgin, or the unjust Judge. 1679, 4. The Revenge, or a Match in Newgate. 1680. 4. The Prophetess, or the history of Diocletian. 1690. 4. King Henry the Fourth, with the Humours of Sir John Fallstaff. 1700. 4. The amorous Widow, or the Wanton Wife. 1706. 4. Sequel of Henry the Fourth. 1719. 8. The Bondman, or Love and Liberty. 1719. 8. The Woman made a Justice. (?) — Alle diese Stücke haben mehr theatralisches, als poetisches Verdienst, und sind jetzt fast vergessen. (*With. Müller.*)

**) Vol. I. Stck. V. Vol. II. St. 71.

BETTI (Zaccaria), geboren zu Verona am 20. [1]) Juli 1732, starb eben daselbst am 18. August 1788. Unter der Leitung der Jesuiten entwickelten sich schon früh bei ihm die seltenen Eigenschaften, mit denen die Natur ihn begabt hatte. Rasche Fortschritte bezeichneten seine rastlose Liebe zu den Wissenschaften, so wie Reisen, durch beinahe ganz Italien, seine ohnehin mannigfaltigen Kentnisse erweiterten. Zurückgekehrt in seine Vaterstadt, widmete er sich ganz der Wohlfahrt seiner Mitbürger, indem er, mit der ihm eigenthümlichen Ausdauer und stets auf die uneigennützigste Weise, jede väterliche Absicht der damals herrschenden venetianischen Regirung beförderte. Dazu dienten ihm außer der öffentlichen Achtung, in der er stand, vorzüglich seine durch ein nicht unbeträchtliches Vermögen freie Lage, und noch mehr, das an 20 Jahre hindurch mit Beifall bekleidete Sekretariat der Accademia pubblica d'agricoltura, commercio ed arti di Verona. Seine diesfallsigen vielfachen Verdienste erkanten an, die Republik durch mehre Auszeichnungen, unter andern, durch eine eigene Denkmünze und die ihm so wie seiner Nachkommenschaft beigelegte erbliche Grafenwürde, seine Vaterstadt, endlich, selbst nach seinem Tode, seine Kollegen, durch die feierliche Aufstellung seiner jetzt noch im Versamlungszimmer der Akademie befindlichen Marmorbüste mit der Inschrift: Zachariae. Betti. Com. qui academiae agrar. Veronensi. MDCCLXVIII. institutae quoad vixit a secretis fuit, scientia ruris colendi litteris humaniorib. rebus gestis clariss. socii moerentes P. P. MDCCLXXXVIII. Seine vielseitige literarische Thätigkeit beurkunden auch die Übernahme des Sekretariats der indessen nur auf kurze Zeit wieder ins Leben zurückgerufenen Accademia veronese degli Aletofili, seine Mitgliedschaft bei mehren in- und ausländischen gelehrten Vereinen, namentlich zu Montpellier, Madrid, Lund u. s. w. und die Herausgabe zahlreicher Schriften, von denen wir folgende ausheben: Del Baco da seta, canti quattro, con annotazioni. Verona 1756 in 4. mit einer gelehrten Abhandlung intorno la Seta und vier Briefen über die Maulbeerbäume und die Seidenwürmer vermehrt wieder aufgelegt, Verona 1765, auch aufgenommen in der Raccolta di poomi georgici. Lucca 1785. 2 Bde. in 8. Dieses Lehrgedicht, in versi sciolti, über den wichtigsten Zweig der veronesischen Landwirthschaft, nämlich die Seidenzucht, weiset dem Verfasser eine Stelle [2]) unter den ausgezeichneten italiänischen Dichtern des 18. Jahrh. und zwar gerade in einer Gattung an, worin schon Alemanni, Arici, Lorenzi, Rucellai, Spolverini, Tansilo, Tessauro u. a. m. glänzen. Hieran reihen sich dichterische Versuche von minderem Umfange, als Sonette zum Lobe seines väterlichen Freundes Scipio Massei (Verona 1756.), über die von ihm besuchten Bäder zu Lucca (1760), ungedruckt gebliebene Bruchstücke eines andern Landgedichts Della Cascine und die von ihm 1762 mit einem großen Aufwand von philologischer Ge-

1) Und nicht am 16. Juli wie in *Mazzuchelli* Scrittori d'Italia und in der Biographie universelle behauptet wird. 2) *Mazzuchelli* Scrittori d'Italia. Brescia 1760. Vol. II. P. II. p. 1093. *Ginguené* in der Biographie univ. Art. *Betti* und von Orelli in unserer Encyclopädie II. S. 310.

Digitized by Google

lehrsamkeit in lateinischer Sprache herausgegebenen Gedichte des 1546 verstorbenen Grafen Niccolò d'Arco [3]). Die Noten zu dem oben erwähnten Baco da Seta zeigten den tiefen Kenner landwirthschaftl. Dinge. Auch widmete er denselben andern Arbeiten als Della multiplicazione de' bue nel territorio Veronese (zuerst 1771 auf zwei Quartbogen, dann 1805 im 1. Band der Mem. dell' Acad. d'agric. di Verona p. 27. abgedruckt) eine Aufzählung der Gebrechen, die damals im Veronesischen die Fortschritte des Landbaues hemmten [4]); Memorie intorno la Ruca (eigentlich Bruco) de' Meli. Verona 1760. in 8. mit 3 Kpft., die, wegen ihrer Wichtigkeit für den Obstbaum, im Jahre 1763 zu Venedig in Cosimo Trinci's Agricoltura aufgenommen wurde; eine Abhandlung über den wilden Kirschbaum (Sbolzaferino, Cerasus sylvestris), endlich Raggionamento intorno le Talpe. 1768. eine vorzügliche Monographie des Maulwurfs, die dem neuesten Zergliederer dieses Thiers [5]) unbekant geblieben zu seyn scheint. Eine eigene Beschreibung der einem Naturwunder gleichenden Felsen-Verbindung auf den Bergen der Valpolicella unweit Verona, gewöhnlich il Ponte d'Aveglia oder di Veja genant, entwarf er unter dem Titel: Descrizione d'un maraviglioso ponte naturale nei monti Veronesi. Verona 1766. in 4. Zu noch höhern Ansichten als zu den durch diese Brücke veranlaßten geologischen Betrachtungen, schwang er sich empor in seinen Pensieri tratti dalla storia naturale al difesa dell' uomo. Verona 1772, einem echt philosophischen Werke, worin der Gegenstand gleich würdevoll und anziehend erörtert wird. Die vielseitige Bildung erlaubte ihm, sich an die anscheinend verschiedenartigsten Untersuchungen zu wagen. In dieser Beziehung müssen wir hier noch erwähnen, seiner 1769 verfertigten Abhandlung Intorno al luogo ove San Leone Papa incontrò Attila Re degli Unni, worin er beweiset, daß Governolo der Ort war, wo der Papst Leo mit Attila zusammen traf, und der Memorie storiche intorno l'antico culto di Maria Vergine nella Chiese Cattedrale di Verona. Verona 1770. Von den von ihm verfertigten Lobreden auf den Grafen Giov. Bevilacqua (1768), Dom. Ballarsi (1771), And. Ercolèo (1775) und Ant. Fracassini (1777), sind nur die zweite und die vierte gedruckt [6]). (*Gr. Henkel v. Donnersmark.*)

BETTI (Cosimo), geboren zu Orciano den 28. März 1727, gestorben den 28. Mai 1814. Er bekleidete mit Auszeichnung das Richteramt in Genua, Lucca, Urbino und Loreto. Während er der letzten Stadt vorstand, erhielt er nebst seiner Nachkommenschaft das dortige Patriziat. Man rühmt ihn als einen einsichtsvollen Mann, der der griechischen und hebräischen Sprache völlig mächtig war, die Malerei mit nicht weniger Glücke ausübte als die schöne Baukunst, doch beides nur in den berufsfreien Stunden. Einen Theil derselben widmete er auch den Musen und seine Landsleute schätzen sein Gedicht betitelt: La consummazione del secolo, das zu Lucca 1793. erschien und eine vermehrte Auflage in zwei Bänden mit Kupf zu Pesaro 1802. erlebte [*]).

(*Graf Henkel v. Donnersmark.*)

BETTINELLI (Saverio), 1718 zu Mantua geboren, und in den Schulen der Jesuiten gebildet, trat schon in seinem 18. Jahre in ihren Orden. Er lehrte abwechselnd zu Brescia, Bologna, Venedig, Parma schöne Wissenschaften, Rhetorik und Geschichte. Im J. 1755 machte er eine Reise durch Frankreich und Teutschland, als Führer zweier Prinzen von Hohenlohe, und im folgenden Jahre eine zweite Reise durch Frankreich mit dem ältesten Prinzen, auf welcher er unter Andern Voltaire kennen lernte. Seit 1759 lebte er in Verona, als Lehrer und Prediger, und als sein Orden 1773 aufgehoben wurde, war er Professor der Beredsamkeit zu Modena. Er zog sich von dieser Stelle zurück und begab sich nach seiner Vaterstadt zur Ruhe, den Wissenschaften und der Dichtkunst zu leben. Die Belagerung von Mantua 1796 störte ihn in seiner stillen Muße und trieb ihn nach Verona. Aber schon im folgenden Jahre kehrte er dahin zurück, und starb am 13. Sept. 1808, die Lebhaftigkeit und Heiterkeit seines Geistes beinahe bis zu seinen letzten Augenblicken behauptend. In den Jahren 1799 bis 1801 besorgte er die neue Ausgabe seiner Werke, die zu Venedig in 24 Duodezbänden erschienen ist.

Seine prosaischen Schriften, welche den größten Theil der Werke ausmachen, bestehen aus Abhandlungen über Rhetorik, Poesie, Kunst, Sprache u. s. w. Auch philosophisch-theologische Untersuchungen finden sich darunter, z. B. Sopra la Storia dell' uomo preso dalla Genesi. Ferner Gespräche, dem Lucian nachgebildet, namentlich die 24 Dialoghi d'Amore. Am bekantesten und gerühmtesten sind seine beiden Werke: Dell' Entusiasmo delle belle arti, und Il Risorgimento d'Italia negli studj, nelle arti e ne' costumi dopo il mille. Die Italiäner loben an dem Lehrstyl des Bettinelli das Feuer und die Lebendigkeit, und zählen ihn zu denjenigen, welche sich zuerst von der Steifheit und Pedanterie loswanden, welche den Vortrag wissenschaftlicher Gegenstände bisher charakterisirt hatten. Aber die Gründlichkeit und Consequenz leidet bei ihm sehr oft unter der deklamatorischen Hülle, und eine Oberflächlichkeit ist überhaupt selten von einer Vielseitigkeit, wie Bettinelli's Schriften sie bekunden, ganz trennbar. Von seinen vielen Briefen sind die Lettere dieci di Virgilio agli Arcadi auszuzeichnen, die dem Verfasser eine Unzahl von Anfeindungen und Streitigkeiten zuzogen. Er schrieb sie auf seiner zweiten Reise durch Frankreich und setzt darin den Werth der alten italiänischen Dichter, namentlich des Dante, mit eben so einseitiger als kecker Kritik herab. Gasparo Gozzi hat sie am gründlichsten angegriffen und siegreich widerlegt.

3) *Tiraboschi* Storia d. Letterat. ital. Rom. 1785. in 4. T. VII. P. III. p. 270. 4) Götting. gelehrte Anzeigen 1772. Zugabe S. CCCXIII. und Hall. A. L. Z. 1817. Nr. 140. 5) *F. G. J. Jacobs*, Talpae europaeae anatome. Jenae 1817. 6) *S. Bened. del Bene* Elogio del Conte Z. Betti in Mem. dell' Acad. d'Agric. di Verona. Verona MDCCCXV. Vol. V. p. 7.

*) Vgl. *Elogio a* Cosimo Betti *da Oriano, recitato nell Accad. orcianese di Scienze, belle lettere ed arti dal Prevosto Fil. Sacchini, uno dei XL. e segretario perpetuo della medesima.* Montalboddo, 1816. 8.

Digitized by Google

Unter Bettinelli's Gedichten finden sich Poemetti in ottava rima, Sonetti, Canzoni und Epigrammi, die nicht ohne Witz und Geist, verbunden mit Eleganz des Stylö, abgefaßt sind, aber keine glänzende Dichtergaben verrathen. Am meisten schätzen die Italiäner die Episteln des Bettinelli in Versi sciolti *). Die Tragödien des Bettinelli haben kein Glück gemacht und sind beinahe vergessen, wie auch seine Übersetzung der Voltairischen Tragödie: Roma salvata **). (*W. Müller.*)

Bettlermuschel ist Donax Irus L.

Bettlern, s. Zebrak.

Bettsprung, s. Vermälung.

BETTUNGEN fürs Geschütz, bestehen aus 3 oder 4 Rippen, 1 Stoßbalken, und verhältnißmäßigen Dielen, die auf den erstern mit Nägeln, oder besser, mit Holzschrauben befestiget werden. Die Länge der 5″ starken Rippbölzer ist 14 bis 18 Fuß. Der Stoßbalken ist, wie die Dielen, 10 Fuß lang, und sechs Zoll ins Gevierte stark. Die Dielen oder Bohlen endlich sind 1 Fuß breit und zwei bis drei Zoll stark. (*v. Hoyer.*)

Bettwanze, s. Cimex.

BETULA, Birke (botanisch), eine Baum-Gattung aus der natürlichen Familien der Amentaceen und der 21. Linné'schen Klasse. Sowol die männlichen als weiblichen Blüthen stehen in Kätzchen. In den männlichen Kätzchen hat jede Hauptschuppe fünf kleinere unter sich: an der Grundfläche der letztern stehen sechs Staubfäden, jeder mit zwei Antheren. Die weiblichen Kätzchen haben dreilappige Schuppen, und unter diesen drei Fruchtknoten, jeden mit zwei Pistillen. Die Frucht ist am Rande mit Flügelhaut versehen, und enthält den Embryo in umgekehrter Richtung.

Die Birken machen eine natürliche Gattung aus, die sich nur auf die gemäßigten und kalten Zonen beschränkt.

1) Betula *alba*, die weiße, gemeine Birke, durch dreieckige zugespitzte doppelt gesägte glatte Blätter, glatte Blattstiele und zugerundete Seitenlappen der Zapfenschuppen ausgezeichnet. Ein sehr bekanter Baum, dessen geographische Verbreitung nach Süden im Westen von Europa am weitesten geht: denn noch auf der Sierra de Gerez im nördlichen Portugal (42° nördl. Br.) gibt es Birken. Dagegen hören mit dem obern Apennin in Italien die Birken auf, so daß es um Rom gar keine mehr gibt. So fehlen sie in dem eigentlichen Griechenland, wiewol sie noch auf den macedonischen und thracischen Gebirgen vorkommen. In Taurien fehlen sie schon beim 46° nördl. Br.; doch kommen sie in dergleichen Breite auf den kaukasischen Hochgebirgen vor. Im Norden von Europa geht die Birke höher hinauf als irgend ein anderer Baum, nicht weit vom Nordkap, bei Hogdridet (71° nördl. Br.) wächst sie noch Klafter hoch. Die Birke liebt hohen, bergigen Boden, wenn derselbe auch mager ist. Sie schlägt oft in Felsenspalten und in die Ritzen alten Gemäuers ihre Wurzeln, und schmückt unfruchtbare Stellen durch ihre weißen Stämme und ihr schönes Laub. Vorzüglich zierlich ist die Abart, die man die Hängebirke nent, weil ihre Zweige herabhangen. Auch gibt es eine Abart in Dalekarlien mit handförmig getheilten Blättern, B. *hybrida* Blom. Als Nutzholz ist die Birke sehr wichtig, besonders wenn sie in nördlichen Gegenden gewachsen ist. Auch muß das Birkenholz nicht lange in der Rinde liegen, weil es sonst leicht stockt, sondern bald gespalten werden. Wagner und Böttcher, Mühlenbauer und Tischler brauchen es viel. Besonders liebt man die Birkenmasern, oder die durch unterbrochenes Wachsthum der Zweige entstandenen Verwickelungen der Holzfasern, woraus man Pfeifenköpfe, Stockknöpfe, Dosen und Schäfte zu Pistolen macht. Die Birkenreiser benutzt man zu Besen und Ruthen. Die Rinde nimt der arme Normann und Schwede zur Deckung seiner Hütten; auch macht man Trinkgefäße, Schachteln und allerlei Geräthe daraus. In Kamtschatka wird die Birkenrinde mit Caviar als Nahrungsmittel genossen. Bekant ist der Birkensaft, ein gährendes Getränk, welches man aus dem im Bast der Birke aufsteigenden kohlensauern Safte macht. Man bohrt nämlich im Frühling die Birkenstämme bis auf den Bast an, thut etwas Zucker hinzu, läßt es einkochen, abschaumen, und versetzt es alsdann mit warmen Hefen und Franzwein. Auch zur Potasche wird die Asche des Birkenholzes benutzt, doch gibt sie weniger als Ahorn, Weißbuchen, Eichen und Rüsternasche. Das Birkenlaub wird in Schweden zum Gelbfärben gebraucht, besonders soll es im Herbste eine bessere Farbe geben. Zum Gerben benutzt man die innere Birkenrinde, und endlich sind die Kohlen von Birkenholz zum Schießpulver und in Eisenhämmern sehr gut zu benutzen. 2) B. *pubescens* Ehrh., die Brocken-Birke, unterscheidet sich durch reichbehaarte Zweige, Blattstiele und Unterfläche der Blätter. 3) B. *populifolia* Ait., mit dreieckigen, an der Basis etwas herzförmigen, lang zugespitzten, ungleich gesägten glatten Blättern und gleichgebildeten Zapfenschuppen, wie die weiße Birke. Sie wächst in Nordamerika. 4) B. *excelsa* Ait., mit ei-herzförmigen kurz zugespitzten, ungleich gezähnten, oben glatten, unten in den Aderwinkeln mit Haarbüscheln besetzten Blättern und weich behaarten Blattstielen; die Zapfenschuppen sind eben so gebildet, als bei der weißen Birke. In Nordamerika heißt sie die gelbe Birke; sie erreicht eine Höhe von 80 Fuß (*Michaux* arbres forest. de l'Amer. sept. t. 5.). 5) B. *dauurica* Pall., mit eiförmigen, an der Basis verdünnten und glattrandigen, sonst ungleich gezähnten, kurz zugespitzten, glatten Blättern und am Rande gewimperten Zapfenschuppen. Im östlichen Sibirien. 6) B. *nigra* L., mit rhombenförmig ablangen, an der Basis glattrandigen, sonst winklich doppelt gesägten, unten behaarten Blättern. Die Zapfenschuppen sind zottig, und haben schmale gleichförmige Fetzen. Sie heißt in Nordamerika rothe Birke (*Michaux* l. c. t. 3.). Aus dem Safte derselben macht man Zucker, der aber nicht so gut ist als Ahorn-Zucker. 7) B. *papyracea* Ait., mit eiförmigen, lang zugespitzten, doppelt scharf gesägten, unten haarigen Blättern. Die Seitenlappen der Zapfenschuppen sind kreisrund und verkürzt (*Michaux*

*) Sie erschienen zuerst zusammen mit den Versi sciolti des Frugoni und Algarotti, Venedig 1757. **) Vgl. den Artikel von Ginguené in der Biographie universelle.

Digitized by Google

l. c. t. 1.). Unter dem Namen der Kanot-Birke in Nordamerika bekant, weil aus der Rinde die Fahrzeuge der Wilden gemacht werden. Die Rinde löset sich in großen, weißen, weichen, Papierfeinen Stücken ab. 8) B. *carpathica* Kit., mit eiförmigen, an der Basis glattrandigen, sonst doppelt gesägten, ganz glatten Blättern, langen glatten Blattstielen, gewimperten Zapfenschuppen, deren Seitenlappen schief abgestutzt sind. Wächst auf dem Riesengebirge und den Karpathen. Wahlenberg (flor. carpath. p. 306.) macht sie zu einer Abart der *B. pubescens Ehrh.* 9) B. *lenta* L., mit eiherzförmigen, doppelt scharf gesägten unten behaarten Blättern, haarigen Blattstielen; die Seitenlappen der Zapfenschuppen sind gleichförmig stumpf, gewimpert, und mit erhabenen Adern durchzogen (*Michaux* l. c. t. 4.). Diese nordamerikanische Birke liefert das beste und dauerhafteste Nutzholz. 10) B. *carpinifolia* Ehrh., mit gleichen Blättern, wie die vorige, nur daß die untere Fläche und die Blattstiele glatt, auch die Seitenlappen der Zapfenschuppen glatt und ohne Adern sind. Sie wächst auch in Nordamerika. 11) B. *ovata* Schrank., mit eiförmigen, doppelt gesägten, kurz zugespitzten, glatten Blättern, ästigen weiblichen Blütbenstielen; die Seitenlappen der Zapfenschuppen sind gleichförmig abgestutzt und mit Nerven durchzogen. Wächst auf den Salzburger und Tiroler Alpen, und wird nur eine Klafter hoch. 12) B. *fruticosa* Pall. mit eiförmig rundlichen, gleichmäßig gezähnten, glatten Blättern, eiförmigen Zapfen und strauchartigem Stamm. Wächst in Sibirien, Mecklenburg, Pommern und Baiern. 13) B. *glandulosa* Michaux., mit umgekehrt eiförmigen, an der Basis keilförmigen und glattrandigen, übrigens gesägten Blättern, ablangen Zapfen und halb dreitheiligen Schuppen. Wächst an der Hudsons-Bai. 14) B. *cordifolia* Tenor., mit großen herzförmigen zugespitzten gesägten glatten Blättern, deren Venenachseln unterwärts behaart sind. Wächst in Kalabrien und bei Neapel. 15) B. *nana* L., mit kreisrunden gekerbten glatten unten netzförmig geaderten Blättern, und strauchförmigem Stamm, der kaum einige Fuß hoch wird. Wächst in Sümpfen durch Lappland, Sibirien und an der Hudsonsbai (fl. dan. 91.). 16) B. *pumila* L. mit kreisrunden gesägten, unten behaarten Blättern, und strauchartigem Stamm, dessen Zweige behaart sind (*Jacqu.* hort. vindob. t. 122.). Wächst in Sümpfen von Nordamerika. 17) B. *antarctica* Forst., mit steifen rundlichen glatten gekerbten Blättern, ohne Adern, und strauchartigem Stamm. Auf dem Feuerlande. 18) B. *japonica Thunb.* nov. act. ups. 6. p. 45. t. 4. ist nicht hinlänglich bestimt. (*Sprengel.*)

Betula alba *L.* gemeine Birke (pharmacol. und technisch); 1) die außen mit einer weißen Schale bedeckte, dicke, mürbe, bräunlichrothe Birkenrinde hat man statt der Chinarinde in Wechselfiebern vorgeschlagen. Von ihr komt das Birkenöl, s. unten. Aus ihr verstehen die Kanadier ein wirksames blutstillendes Mittel durch Kochen zu bereiten. — Technisch dient die getrocknete, in Haselaschenlauge gekochte, zum Rothfärben der Netze in Bland, mit Alaun zum Braunrothfärben der Leinwand, ohne diesen zur Verwandlung des Violets vom Campechebolz in ein Blutroth, und zur Erhöhung und Befestigung verschiedener anderer Farben ꝛc. *).

2) Das feste dichte Weiß-Birkenholz gehört unter die vorzüglichern Brennholzarten; seine 0,542 spec. schwere Kohle ist eine der kohlenstoffreichsten, und gibt viel Asche. Aus den Birkenholzsägspänen zogen Braconnot und A. Vogel durch Behandlung mit Schwefelsäure minder reinen Zucker und weniger Gummi, als aus weißen Linnenlumpen ꝛc.

3) Das aus den Birkenknospen gewonnene Harz gibt, in Weingeist aufgelöst, und mit einer Weinsteinauflösung zusammengeschüttelt, ein schönes Schwefelgelb auf Linnen.

4) Die jungen Birkenblätter räth man in Aufguß, Absud, oder als Auszug innerlich bei Gicht und Rheumatismen, äußerlich den Absud gegen die Krätze. — Das trockne Birkenlaubbad (le bain des feuilles de bouleau), welches aus einer dicken Schicht frischer, aber trockner Birkenblätter besteht, worauf sich der Kranke nakt lagert, und mit andern Birkenblättern ½ Fuß bedecken läßt, war schon ein altes Volksmittel, und wurde neuerlich wieder von J. Deslongrois gegen hartnäckige Flechten, und Wassersucht, gerühmt, in welcher letzteren aber es weniger leistet, als bei hartnäckiger Gicht. — Technisch benutzt man das im Herbst gefallene Laub, zumal von der Zwergbirke, zum Grüngelbfärben des alaunirten Wollengarns, und die jungen saftigen Blätter mit Alaun zu einer Art Schüttgelb.

5) Des konisch geschnittenen Birkenschwamms bedienen sich die Ostiaken und Kamtschadalen, als eines äußern Brennmittels auf der Haut, und eines aus des-

---

*) Rinde und Blätter enthalten einen Färbestoff, der sich zur Darstellung einiger brauchbaren Farbenschattirungen in der Baumwoll- und Linnenfärberei eignet. Der grüne Theil der Blätter, und der zarte Theil der Rinde besitzen den meisten Färbestoff. Die Blätter der Zwergbirke enthalten diesen noch reiner, als das Laub der gemeinen. In Hinsicht der adstringirenden Eigenschaft hat die Birkenrinde viel Aehnliches mit der gemeinen Ellernrinde, nur ist in letzterer noch mehr Gerbstoff und Gallussäure enthalten. Das Decoct der Birkenrinde besitzt eine Zimmet- ins Kastanienbraune sich neigende Farbe, und bildet mit schwefelsaurem Eisen schwarze und graue Schattirungen. — In den Zeug-, Druck- und Färbereien bedient man sich der Birkenrinde für die Abkochung des Fernambuckholzes, des Roth- und Campechebolzes mit Vortheil. Der vielerte Campechebolzabsud erhält dadurch eine blutrothe Farbe. Als ein richtiges Verhältniß des Zusatzes habe ich 14 Pfd. gestoßene Birkenrinde zu 16 Pfd. Fernambuck, 20 Pfd. Rothholz und 16 Pfd. Campechenholz am besten gefunden. — Auch für sich mit den erdigen und metallischen Beizen ist die Birkenrinde und das Birkenlaub fähig, artige Schattirungen von sogenanten Mischfarben zu erzeugen. Mit der essigsauern Thonerde vorgebeizte Baumwollen- und Linnengespinste oder Gewebe nehmen in der Birkenrinden-Abkochung, wenn der Gerbstoff zuvor mittelst Thierleimauflösung ausgeschieden worden, immer noch matte gelbe Farben an. Intensiver erscheint die gelbe Farbe, wenn man die Waare in dem Absude der in Schatten getrokneten Blätter der Zwergbirke ausfärbt. — Essigsaure Thonerde und essigsaures Eisen in verschiedenen Verhältnissen zusammen, als Beizen angewendet, stellen gute Olivengrünnüancen, die durch Röthung mittelst Krapp in Zimmet- und Chocoladenfarben umgeändert werden, dar. In der sogenanten Handfärberei kann man sich des Birkenrindenabsuds mit vielem und mannigfaltigem Nutzen bedienen. (*Kurrer.*)

Digitized by Google

sen Asche gezogenen Kalis, in die Nase geschnupft, und diese mit einem Pfropfe von geschabter innerer Weidenrinde verschlossen, als eines Schutzmittels gegen die Winterkälte.

6) Der frische, süß säuerliche Birkensaft, der aus den im zeitigen Frühjahre angebohrten, noch unbelaubten Stämmen der Betula alba und nigra bei heiterer, warmer Witterung in großer Menge täglich rinnt, enthält außer vielem Wasser und Schleimzucker, einen braunfärbenden Stoff, Kali, Essigsäure, kohlen- und essigsauren Kalk und Alaunerde ꝛc. Er wirkt laxirend, und, leicht in saure Gährung übergehend, diuretisch. Durch fortgesetzte Gährung läßt sich aus ihm ein schäumendes Getränk, und durch Gährung mit Zucker, Rosinen und Stachelbeeren eine Art Wein von lieblichem Muskatellergeschmacke, sowie damit und mit Honig ein Meth bereiten. Angenehm duftend wird das Birkenwasser, wenn man ihm neben Zucker, Hefe und etwas Citronenschale, Apfelsinenschalen oder auch Maiblumen, Veilchen, und etwas Himbeer- oder Rosenwasser zusetzt. Auch braut man aus Birkensaft oder Birkenknospen mit Bierwürze ꝛc. ein Bier. Birkensaft, oder besser Birkenbier ist bei Stein- und Harnbeschwerden nicht ohne Wirkung. — Der im Wasser aufgelöste Birkensaftextrakt färbt die damit gekochten weißen Wollenzeuge fahlgelb, und mit etwas Alaun brauner.

7) Birkenöl (littauischer Balsam), oleum betulinum, ein in Rußland aus der Birkenrinde destillirtes brenzliches Öl, das man vormals gegen Harnbeschwerden, Würmer ꝛc. gebrauchte.

Betulin (Birkenkampfer). Lowitz fand diesen Stoff in der Epidermis der Birkenrinde, aus der er in weißen, flockigen oder wolligen Vegetationen hervorkomt, sowie man das Birkenholz über einem ruhigen Feuer bis zum Dampfen und Bräunen der Rinde erhitzt. Acht bis zehn Gran davon nehmen den Raum von 1 Pfd. Wasser ein. Er löst sich weder in Wasser, noch in Kalilauge auf, aber in 120 kalten, und in 80 warmen Weingeists; beim Erkalten fällt ⅓ in zarten Härchen nieder. Vitriolöl löst ihn schnell, aber ruhig auf; die Auflösung erstarrt im Wasser und wird weiß. Er verdampft auf Glühkohlen mit einem wohlriechendem Rauche, verbrent am Lichte mit weißer Flamme, und liefert bei der trocknen Destillation zuerst ein weißes Sublimat, dann farbloses Wasser, sehr zähes Öl, braunes, wohlriechendes Harz, und einen kohligen Rückstand. (*Th. Schreger.*)

BETULEJUS (Sixtus oder Xystus), eigentlich Birk, war am 21. Februar 1500 zu Augsburg, oder wie andere wollen, zu Memmingen geboren. Wenn indessen das letztere richtig ist, so muß er wenigstens bald nach Augsburg gekommen seyn, da er dieses selbst als seine Vaterstadt nent. Sein Vater, Ulrich Birk, ein Weber, ließ den Sohn durch Unterricht zu höhern Studien vorbereiten, bis ihn eine Schwerhörigkeit befiel, durch welche der Vater bewogen wurde, ihn für sein Handwerk zu bestimmen. Da jedoch nach zwei Jahren sein Gehör ganz unverhofft wieder zurück kehrte, so ließ der Vater sich um so eher durch das Zureden eines frommen Geistlichen bewegen, seinen Sohn aufs neue dem gelehrten, und zwar dem geistlichen Stande zu widmen. Von einigen angesehenen Männern seiner Vaterstadt unterstützt, sah er sich im Stande, eine Universität zu besuchen, doch erhielt er vorher durch den Bischof Christoph von Augsburg die niederen Grade der Weihe (ordines minores), weil man ihn hiedurch fester an den geistlichen Stand zu knüpfen, und vor der neu aufkeimenden lutherischen Lehre besser zu sichern glaubte. Er begab sich nun im J. 1520 nach Erfurt, wo unter andern Eoban Hesse, Euricius Cordes und Justus Jonas seine Lehrer waren; doch störte ein langwieriges Fieber seinen Fleis, und nach anderthalb Jahren ward er, gleich vielen andern, durch den Ausbruch einer epidemischen Krankheit von Erfurt weggescheucht. Inzwischen hatte er doch hier den eigentlichen Grund seiner höhern wissenschaftlichen Bildung gelegt. Er studirte dann noch ein Jahr in Tübingen, und wurde hier 1523 Baccalaureus der Philosophie. In Erfurt war er schon mit Luthers Grundsätzen vertrauter geworden, so wie auch die Predigten des Urbanus Ragius in Augsburg seinen Vater dafür gewonnen hatten; anstatt sich also zur Priesterweihe vorzubereiten, verließ er seine theologischen Studien ganz, und bestimte sich für die Humaniora; auf die im Jun. 1523 erhaltene Nachricht von einer tödtlichen Krankheit seines Vaters, ging er nach Augsburg zurück, traf ihn aber nicht mehr lebend. Dagegen erhielt er nun auf fünf Jahre ein Stipendium von 100 Goldgulden, welches ein augsburger Patrizier, Ulrich Langenmantel, einige Zeit vorher gestiftet hatte. Mit dieser Unterstützung ging er, auf Peutinger's Rath, nach Basel, wo er nicht nur den Unterricht eines Glareanus, Pellikanus, Sichard, Ökolampadius u. a. genoß, sondern auch durch eignen Fleis sich treflich ausbildete. Da er sehr dürftig leben mußte, weil er einen großen Theil seines Stipendiums an seine Mutter abgab, so übernahm er das Amt eines Pedellen bei der Universität, und besorgte die Korrekturen in verschiedenen Druckereien, ohne jedoch seine Studien dabei zu vernachlässigen. Hierauf suchte er ein Schulamt in seiner Vaterstadt; da aber die Schulen alle noch unter den katholischen Geistlichen standen, so gelang es ihm damit nicht; er blieb also in Basel, wo er sich verheirathete, und fortfuhr, sich durch Privatunterricht und Korrekturen zu nähren; doch mußte er die letztern wegen seines schwachen Gesichts bald aufgeben. Dagegen ward er nun (1530) zum Rektor der Schule zu S. Theodor in Basel erwählt, und zeichnete sich nicht nur als ein guter Lehrer aus, sondern machte auch durch die Aufführung seiner lateinischen geistlichen Komödien einiges Aufsehen. Da nach einiger Zeit der Stadtrath zu Basel ein Seminarium für Theologen anlegte, so wurde Betulejus, zu dessen Gelehrsamkeit und Glaubensfestigkeit man das beste Zutrauen hatte, 1534 zum Direktor desselben ernant. Hier wuchs zwar sein Ruhm, aber durch seine strenge Disciplin zog er sich auch manche Feindschaft zu. Im J. 1536 bekam er gleichzeitig einen Ruf nach Tübingen und nach Augsburg; dem letztern folgte er, nahm aber zuvor erst in Basel die Magisterwürde an, welche daselbst seit 10 Jahren keinem ertheilt worden war. In Augsburg hatte der Rath das Jahr vorher ein neues Gymnasium zu S. Anna gestiftet; Betulejus wurde Rektor desselben,

Digitized by Google

und sollte als solcher nur in der obersten Klasse selbst unterrichten, über die beiden übrigen aber blos die Aufsicht führen; da jedoch seine Kollegen, als Steph. Vigilius, Joh. Busch, Lorichius, Rosetus, gleichfalls gelehrte Männer waren, so trat er freiwillig zurück, indem er einige Lektionen in den untern Klassen übernahm, und sie jenen dafür in der ersten Klasse überließ. Dieses Amt verwaltete er 16 Jahre mit großem Ruhm, so daß auch der Rath einige Mal seinen Gehalt erhöhte, und ihm das Zeugnis ertheilte, weit mehr als seine Pflicht gethan zu haben. Insbesondre gereicht es ihm zum Verdienst, manche gute Köpfe aufgemuntert, und durch seine Fürsprache unterstützt zu haben, worunter hauptsächlich Xylander und Hieron. Wolf genant werden können. Seine Einrichtung der S. Annen-Schule, welche zu ihrer Zeit vielen Beifall fand, beschreibt Crophius (Histor. Erzählung von d. Ursprunge u. d. Schicksalen des Gymn. zu S. Anna in Augsburg 1. Th. S. 26.). Wenn er fähigere Köpfe unter seinen Schülern bemerkte, so unterrichtete er dieselben während der Ferien noch besonders. Auch setzte er seine, damals sehr beliebten, geistlichen Komödien hier fort. Neben der Schule wurde ihm in der Folge auch die Aufsicht über die öffentliche Bibliothek anvertraut, um die er sich gleichfalls sehr verdient machte. Nach dem Tode seiner ersten Frau hatte er sich zu Augsburg 1538 wieder verheirathet. In seinen spätern Jahren litt er oft an Krankheiten, und besonders an mehren apoplektischen Anfällen, die es nöthig machten, daß er 1554 in Ruhestand versetzt wurde, worauf er schon am 19. Jun. desselben Jahres starb. Von seinen Kindern ist besonders Emanuel Betulejus bekant geworden, der nach des Vaters Tode zu Sulzberg im Breisgau Pfarrer war. Die beiden Augsburger Rathsherren, Johann und Paul Heinzell, Schüler von Betulejus, ließen ihm ein Denkmal errichten.

Von seinen Schriften, welche jetzt sämtlich zu den seltnern gehören, sind folgende die bedeutendsten: 1) seine Komödien, von denen ich folgende Stücke und Ausgaben kenne: **Judith, drama comico-tragicum. Aug. Vind. s. a. 8. — Susanna, comoedia tragica. Tiguri 1538. 8. rec. c. J. *Stigelii* carmine de ordinatione magistratus. 1564. 8 — Nobilitas vera. Aug. Vind. 1538. 8. — Sapientia Salomonis, dramate comico-tragico descripta olim a Xysto Betulejo recognita, nunc aucta et exornata opera Herm. Kirchneri. Marb. 1591. 8.** — Einer teutschen Komödie, Zorobabel (Augsb. 1539. 8.) erwähnt Jac. Frisius in seiner Ausg. von *Conr. Gesneri* Bibliotheca (Tiguri 1583. fol.) p. 828. Er soll auch mehre teutsche Komödien gemacht, und nachher ins Lat. übersetzt haben. Wo und wann seine übrigen Schauspiele, Eva, Joseph, Bel und Herodes, erschienen sind, kann ich nicht angeben. 2) **Commentarii in Ciceronis libros de officiis, amicitia et senectute, cum praef. ad senatum Augustanum, qua docetur, quod cujusque in republica hominis officium ad juvanda litterarum studia sit. Basil. ap. Oporin. 1544. 4.** 3) **Sibyllinorum oraculorum libri VIII. versibus heroicis graece scripti, nunc primum in lucem editi; adjecta quoque sunt Lactantii excerpta de his testimonia, cum annotationibus. Basil. ap. Oporin. 1545. 4.** 4) *Συμφωνια ἡ σύλλεξις τῆς διαθήκης τῆς καινῆς.* **Novi testamenti concordantiae graecae. Basil. ap. Oporin. 1546. fol.** 5) **Commentarius in Ciceronis libros tres de natura deorum et paradoxa. Basil. ap. Oporin. 1550. 8.** 6) **L. Coelii Lactantii Firmiani opera quae quidem exstant omnia. Accesserunt Xysti Betuleji pia ac erudita commentaria nunc primum in lucem edita. Basil. per Henr. Petri 1563. fol.** von seinem Sohn Eman. Betulejus herausgegeben. Dieses ist sein Hauptwerk, und die erste eigentliche kritische Ausgabe des Laktanz. — Seine Anmerkungen über Cicero's Bücher **de officiis** befinden sich auch in der Ausgabe Paris. 1562. 4. und seine Anmerk. über Cicero's Rede **pro Ligario, in Diversorum in omnes orationes Ciceronis commentariis, Basil. ap. Oporin. 1553. fol.** und in **Commentariis variorum in orationes M. T. Cic. Lugd. 1554. fol.** Auch soll er Anmerkungen über Cicero's Bücher **de divinatione**, über den Virgil, Valerius Maximus, Gellius und Quintilian handschriftlich hinterlassen haben *). (*H. A. Erhard.*)

BETUSSI (Giuseppe), geboren zu Bassano um das J. 1520, schloß sich schon in seiner Jugend dem berüchtigten Aretino an, und ist vielleicht der einzige von dessen zahlreichen Freunden und Anhängern, mit dem dieser stolze, heftige und boshafte Mann sich nie verunei nigt hat. Die leidenschaftliche Liebe zu einem Weibe, die sie nicht verdiente, brachte Betussi um Stand und Vermögen, und nöthigte ihn, nachmals als Privatsekretär, bald diesem, bald jenem Herrn zu dienen. In diesen schwankenden Verhältnissen fand er indessen Gelegenheit, bedeutende Reisen zu machen, und sah Frankreich, England und Spanien. Er starb zu Padua, gegen 1573; wenigstens verschwindet seine Spur nach diesem Jahre. Seine ausgezeichneten Kentnisse und Talente hatten ihm einen Platz in der Akademie der Infiammati zu Padua erworben, als Sperone Speroni dieser Gesellschaft vorstand. Betussi's Schriften bestehen aus Gedichten, Abhandlungen und Übersetzungen. Das erste, was von ihm erschien, ist ein Dialog über die Liebe, aus Prosa und Versen gemischt: **Dialogo amoroso e rime. Venezia 1543. 8.** Bald darauf folgten einige ähnliche Dialogen: **Il Raverta, dialogo, nel quale si ragiona d'amore e degli effetti suoi. Venez. 1544. 8.; Le immagine del tempio della Signora D. Giovanna d'Aragona. Firenze 1556. 8.; La Leonora, ragionamento sopra la vera bellezza. Lucca 1557. 8.** — Seine Übersetzungen sind: das 7. Buch der Aneide in freien Versen. Venezia 1546 und einige lateinische Werke des Boccaz, die er in ital. Prosa brachte, namentlich die Genealogie der Götter. Sein letztes Werk ist die Beschreibung des Palastes des Marchese Pio Enea degli Obizzi: **Ragionamento sopra il Catajo, luogo del marchese Pio etc. Padova 1573. 4.** Fonta-

*) Sein Leben ist am vollständigsten von Jo. Risäus vor der Ausgabe des Laktanz beschrieben, und Crophius führt in der erwähnten Historie des Augsb. Gymn. viel dahin gehöriges an; auch Adami (Vit. Germ. philos.), Riceron u. a. haben seiner gedacht.

nini tadelt Betuffi als einen Schriftsteller von ketzerischen Grundsätzen, gegen welchen Vorwurf Apostolo Zeno in den Noten zum Fontanini ihn vertheidigt hat*). (*Wilh. Müller.*)

BETUWE, auch Betau, ein Theil des niederländischen Herzogthums und Prov. Geldern, welcher an der Maas lag und die 5 Distrikte Betuwe, Thielerwaart, t'Ryk Niemegen, Maeswaal und Bommelerwaart enthielt, jetzt aber keine politische Eintheilung weiter ausmacht. (*Hassel.*)

BETWA, ein Fluß in Hindustan. Er entspringt in der Provinz Malwa und zwar in der Nähe der Stadt Bopal, wendet sich nach N. O., zieht mehre geringe Flüsse an sich, ist aber nur während der Regenzeit, wo er eine Menge Wasser verschlingt, schiffbar und mündet sich in der Nähe von Calpee nach einem Laufe von 68 Meilen in die Jamna. (*Hassel.*)

BETZ, ein Dorf im Distrikt Senlis des franz. Dep. Oise, mit einem Landhause der Fürstin von Monaco, wozu sehenswürdige Gärten gehören, und 350 Einwohner. (*Hassel.*)

BETZENDORF, 1) Marktfl. im preuß. Reg.-Bezirk Magdeburg, Kr. Salzwedel, an der Jehe, 2 Meil. südlich von Salzwedel, mit 90 Häus., 649 Einw., Pfarrkirche; das Stammhaus des gräflichen und adeligen Hauses von der Schulenburg, das in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. aus den Niederlanden in die Altmark kam, und hier 3 Rittergüter hat. In einem Morast an der Jehe sieht man die Trümmern der alten Schulenburg, die 1147 von dem Kriegsobersten Dietrich von der Schulenburg erbaut worden ist. (*Stein.*) 2) Marktfl. im Distrikt von Luxemburg, an der Sire, mit 1200 Einwohnern. (*Hassel.*)

Betzenstein, s. Petzenstein.

BETZINGEN, Pfarrdorf im Schwarzwaldkr. des Königreichs Wirtemberg, O.-Amts Reutlingen, mit 1076 evangelischen Einw. an der Schaz, über welche hier eine neue steinerne Brücke führt. Bei Anlegung einer Straße wurden neuerlich in der Nähe des Dorfs Überreste von einer römischen Hochstraße gefunden. Betzingen gehörte früher zu dem Gebiet der nahe gelegenen ehem. Reichsstadt Reutlingen, von der es auch noch seine meiste Nahrung zieht. (*Memminger.*)

Betzingen in Uri, s. Uri.

Betzko, Beczko, s. Stiborius.

BEUCHLITZ, Pfarrdorf und Rittergut im preuß. Reg.-Bez. und Kr. Merseburg, 2 St. südlich von Halle, am linken Ufer der Saale, mit 36 Häusern und 284 Einw.; merkwürdig wegen einer Salpeterhütte und der Braunkohlenbergwerke. Die Kohlenflöze liegen ½ St. von der Saale südwestlich entfernt auf einer Anhöhe, die gegen die Oberfläche der Saale einige 100 Ellen beträgt. Die Dammerde derselben besteht aus sehr gutem Ackerlande, auf welches tiefer hin grauer, mit Kieselsteinen vermischter Sand und dann sogleich die Kohlen selbst folgen, unter denen weißer Sand und Thon liegt. Es sind 5 Schachten von 4 — 15 Lachter Tiefe. Das Befahren geschieht durch Hilfe der senkrecht bis auf den Grund gehenden Fahrten oder Leitern. Die Stollen sind 15 — 20 Lachter tief getrieben, und führen die Grundwasser aus. Die Grubengebäude oder Strecken, in denen die Bergleute arbeiten, sind theils mit Holz ausgebaut, theils frei stehende mannshohe und 2 Ellen breite Gewölbe; die Schächte sind durchaus mit weichem Schalholz ausgezimmert. Das Wasser in denselben ist dem Lauchstädter gleich, und wird hier auch in gleicher Absicht gebraucht. Die meisten Kohlen sind bloßes Holz, wie es scheint, eine Art Ellernholz mit einer stark rothen Farbe; das übrige ist mehr von Erdharz durchdrungen, und verwittert leicht in der Luft; an vielen dieser Kohlen sind gelbe Adern von calcinirtem Vitriol und Schwefelkies in glänzenden Krystallen angeschossen. In dem Kohlenwerke arbeiten unter Aufsicht eines Steigers 15 Bergleute, die jährlich im Durchschnitt 30,000 Scheffel gewinnen. Die Erzielungskosten für den Scheffel betragen 3½ Pfennig, ohne die Besoldungs- und Baukosten; der Scheffel (fast 1½ Dresdner Scheffel) kostet 6 Groschen; die Bergleute bezahlen aber nur die Hälfte dafür. (*Stein.*)

BEUDOS PALAION nach *Ptol.* V. 5. ein Ort in Pisidien an der Nordwestgränze Pamphyliens, westlich von Seleukia 61,30: 38,30, bei *Liv.* XXXVIII. 15. Beudos Vetus, aber fälschlich in das nördlichere Phrygien an die Gränze Galatiens gesetzt, wahrscheinlich Palaiopolis bei *Hierocl.* p. 680. (*Ricklefs.*)

BEUKELSDYK, ein Dorf in dem Distr. Rotterdam der niederländischen Provinz Südholland, welches mit seinen Filialen 4298 Einw. hat. (*Hassel.*)

Beukelszon, W., s. Hering einsalzen.

Beule, s. Geschwulst.

BEUNINGEN (Konrad van), (spr. aus Böningen), einer der vorzüglichsten niederländischen Statsmänner des 17. Jahrh., ward im J. 1622 zu Amsterdam geboren. Bis zu seinem 39. Jahre schien er fast verloren für die Gesellschaft, er liebte die Einsamkeit über alles, und nachdem er die Rechte studirt, und auch eine Zeitlang das Amt eines Sekretärs der Stadt Amsterdam verwaltet hatte, entschlug er sich allen Geschäften, um in dem Dorfe Rhynsburg (Rheinsburg) sich selbst und der Religion zu leben. Die damals dort blühende Sekte der Collegianten, die bei vieler Liberalität in den Dogmen auf die strengste Moral hielten, zog ihn an, und er hielt, nach der Weise dieser Glaubensgenossen, welche keine verordneten Prediger hatten, in ihrer Gesellschaft ein einziges Mal eine Rede. Doch die wichtige Statsveränderung im J. 1650, die den Feinden des damaligen Statthalters Wilhelm II. mit dessen Tode die höchste Gewalt verschafte, riß auch van Beuningen aus seinem speculativen, höchst einfachen Leben (man sagt, daß er, um die Genügsamkeit der Natur zu erproben, ein ganzes Jahr von vierzig Gulden lebte) heraus in den Drang der Geschäfte. In doppelter Rücksicht, als Bürger von Amsterdam, dem Brennpunkte der Opposition, und als Dissenter mußte er mit Eifer die Antioranische Partei ergreifen. Gleich im J. 1650 ward er Pensionär (Syndicus) seiner Geburtsstadt, eine Würde, die zur Vertheidigung ihrer Rechte und ihres Interesse, vorzüglich auch in der holländischen Statenversamlung verband. Als Mitglied

*) Vgl. außerdem *Mazzuchelli*, und *Ginguené* Hist. litér. d'Ital. T. IX. p. 353. seq.

Digitized by Google

dieſer Verſamlung ward er nebſt andern nach Friesland geſchickt, um dieſe Provinz einzuladen zu einer großen Verſamlung der Bundesgenoſſen, wobei Holland eine Regirungsform ohne Statthalter zu begründen wünſchte. Im J. 1652 ward er, bei dem damaligen Kriege mit England, nach Schweden geſandt, um dieſes Reich für die Republik zu gewinnen. Auf ihn fiel vorzüglich die Wahl, weil man hoffte, er würde durch ſeine gelehrten, vorzüglich philoſophiſchen Kentniſſe (die Frucht ſeiner Einſamkeit) der Königin Chriſtine beſonders angenehm ſeyn. Der Ausgang entſprach dieſer Erwartung nicht. Schweden ward durch Handelsvortheile für die Neutralität geſtimt, ſo wie auch die Hanſeſtädte, welche van Beuningen auf der Durchreiſe für Holland zu gewinnen hoffte. Nachher bekleidete er noch Geſandtſchaften nach Dänemark und Frankreich; in jenem Lande wäre er bei der Belagerung Kopenhagens faſt in die Hände des Königs Karl Guſtav von Schweden gefallen, der ihn als Anſtifter (wie er meinte) des Krieges mit Dänemark haßte. Glücklich jedoch entkam er nach Holland. Wichtiger war ſeine Geſandtſchaft nach Frankreich, wo er im J. 1664 die verſprochene Hilfe gegen England (womit Holland damals im zweiten Kriege begriffen war) foderte. Doch Ludwig XIV. wollte ſeine Verſprechungen nicht erfüllen, bevor er der Neutralität Hollands in ſeinem Eroberungsplane der ſpaniſchen Niederlande gewiß wäre. Doch die Furcht für die Erhebung des jungen Prinzen von Oranien (Wilhelm III.) bewirkte endlich, daß der König, um die ariſtokratiſche Regirung nicht einer Revolution auszuſetzen, ihr Hilfe gegen Münſter verlieh, und auf van Beuningens dringendes Anſuchen endlich den 26. Jan. 1666 England den Krieg erklärte. Van Beuningen kam im J. 1667 in ſein Vaterland zurück. Jetzt bemühte ſich de Witt, Frankreichs Abſichten auf Belgien zu vereiteln; und es zeigte ſich in dieſer Unterhandlung, daß weder er, noch ſeine treueſten Gehilfen das Intereſſe des Stats dem ihrigen aufopfern wollten. Gewiß war Frankreichs Freundſchaft für ſie von der größten Wichtigkeit. England hingegen, deſſen König der Oheim Wilhelms III. war, ſchien ihr natürlicher Feind, und doch bemühte ſich van Beuningen mit ſo vielem Eifer, in Folge der von de Witt geſchloſſenen Tripelallianz mit England und Schweden im J. 1668 Frankreich ſeine Gefahr vorzuſtellen, wenn es ſich den Vorſchlägen der vermittelnden Mächte widerſetzte, daß Ludwig XIV. Stolz dadurch beleidigt ward. Auch ſchrieb einige Zeit früher der berühmte franzöſiſche Geſandte in Holland, d'Eſtrades, „nur vier Leute kenne er in Holland, die der Beſtechung nicht fähig ſeyen: die beiden de Witt, Beverningk und van Beuningen. Endlich unterzeichneten die franzöſiſchen Miniſter mit van Beuningen im J. 1668 den Traktat von St. Germain, der mit dem nachherigen Aachner Frieden den Eroberungen Frankreichs ein Ziel ſtellte. Dieſe uneigennützige Politik hatte jedoch Frankreich zum unverſöhnlichſten Feinde der Republik gemacht, und van Beuningen war vorzüglich der Gegenſtand dieſes Haſſes; man erzählte, er habe ſich auf einer Schaumünze wie Joſua abbilden laſſen, der die Sonne (das Emblem Ludwigs XIV.) zum Stillſtehen nöthige. Im J. 1670 begab er ſich nach England, wo die berüchtigte Cabale für Frankreichs Intereſſe eiferte, und alle Bemühungen zum Beſten der Republik, deren Untergang ſchon beſchloſſen war, vereitelte. Da nun van Beuningen ſah, daß Frankreichs Feindſchaft unvermeidlich war, ſchlug er vor, den Handel dahin zu verbieten, wodurch dem Feinde der meiſte Abbruch geſchehen würde. Dies aber fand man bedenklich für den eigenen Handel. Es ſcheint, daß der Statsmann gegen dieſe Zeit, obſchon er im J. 1667 noch für die Ausſchließung des Prinzen von Oranien aus der Regirung geeifert hatte, die Gefahr einſah, womit der furchtbare Bund Englands und Frankreichs, die Republik bedrohte, wenn kein Oberhaupt, mit dem Vertrauen des Volkes bekleidet, die Statskräfte leitete, und daher neigte er ſich, wie Temple behauptet, auf die Seite des Prinzen von Oranien. Dieſer ward auch, nach dem Einfalle der Franzoſen, durch die Revolution von 1672 in ſeine väterlichen Würden eingeſetzt. Einen ausgezeichneten Dienſt erwies van Beuningen in dieſen kritiſchen Augenblicken ſeinem Vaterlande. Ludwig XIV. hatte alles gefodert, was die Republik außer den 7 Provinzen beſaß, und ſelbſt in dieſen alle Lande zwiſchen dem Rhein und den ſpaniſchen Niederlanden. Die Noth trieb manche Städte zur Annahme dieſer Baſis; nur van Beuningen ſprach für Amſterdam mit der Würde eines echten Republikaners, und überredete alle Statsglieder zur Verwerfung der ſchändlichen Bedingungen. Bei der Regirungsveränderung, die der Prinz im J. 1672 vornahm, ward van Beuningen Bürgermeiſter von Amſterdam. Seitdem ward er oft in Unterhandlungen mit England gebraucht, welches im J. 1674 den Frieden mit der Republik ſchloß, und die Vermittlung im Kriege mit Frankreich anbot. Er ſah jetzt, daß viele Statsmitglieder dem Prinzen auch zur Souveränität, wenigſtens über Geldern, die ihm ſchon förmlich angeboten war, verhelfen wollten; er berechnete die Folgen für die Republik, und ſchrieb alſo ſchon aus England (im J. 1675), „ohne baldigen Frieden ſey die Freiheit in Gefahr.“ Man ſieht, daß die oraniſche Seite, wozu er nur in der dringenden Gefahr des Stats hinneigte, ihm ſchon wieder verdächtig vorkam. Noch deutlicher zeigte ſich dieſes in den heftigen Streitigkeiten des Prinzen mit der Stadt Amſterdam im J. 1684. Wilhelm III. fürchtete die Anſchläge Ludwigs XIV. auf Belgien, und verlangte eine Truppenaushebung von 16,000 Mann. Schon war die Mehrzahl in Holland gewonnen, nur Amſterdam, die mächtigſte Stadt, widerſetzte ſich; van Beuningen, Deputirter der Stadt, führte dabei eine ſo dringende Sprache, daß der Prinz erklärte: „bei ſcharfer Unterſuchung hätte der Bürgermeiſter den Kopf verwirkt, der franzöſiſche Geſandte hätte nicht anders reden können.“ Da die Stadt nun wirklich eine geheime Unterhandlung mit dem Geſandten angeknüpft hatte, dieſe entdeckt und auf des Prinzen Vorſtellung die Papiere der Stadt verſiegelt wurden, ſo war die Furcht van Beuningen's nicht ungegründet, daß unter ſolchen Umſtänden ſeine Perſon nicht in Sicherheit ſey. Wenigſtens wagte er nicht die Stadt zu verlaſſen, wo auch ſchon durch einen Mörder der Brüder de Witt ein Anſchlag auf ſein Leben gemacht war. Obgleich die Eintracht, wie es ſchien, im J. 1685 wieder hergeſtellt ward, blieb doch Wilhelms Groll auf van Beuningen; und le-

Digitized by Google

terer legte 1686 seine Ämter nieder. Sein unermüdeter Geist legte sich jetzt mit dem nämlichen Eifer, womit er die Politik getrieben hatte, auf den Handel in — Papieren der ostindischen Gesellschaft; unglückliche Spekulationen kosteten ihm den Verstand, und der Greis, der als Jüngling mit Enthusiasmus der Religion, als Mann aus allen seinen Kräften der Politik gedient, und in spätem Alter mit Leidenschaft dem Reichthume gefröhnt hatte, fiel in den Paroxismus seiner Krankheit in seine Jugendträume, — die Erwartung des tausendjährigen Reiches, — zurück, worüber er seinen vormaligen Kollegen ein Buch dedicirte. Er starb in diesem Zustande im J. 1693. — Van Beuningen's Hauptfehler war eine größere Sprachlustigkeit, als einem Statsmanne ziemt; doch Biedersinn, Redlichkeit und Uneigennützigkeit erkanten in ihm sowol Temple als d'Estrades. Als Regent seiner Vaterstadt war er leutselig und freundlich, kein patricischer Stolz (das große Übel der Oligarchien), scheuchte seine Mitbürger von ihm zurück, welches denn freilich seiner Redseligkeit kann zugeschrieben werden*). (*v. Kampen.*)

BEUREN (Beüren), 1) Marktfl. im Eichsfelde, jetzt zum Kr. und Gericht Worbis im Frankf. Reg.-Bez. gehörig, an der Leine, enthält mit dem gleichnamigen Landgut Beuren, und dem Vorwerk Beüssenburg 170 Häuser und 945 kath. Einwohner, die sich von Garnspinnerei und Wollweberei nähren. Gedachtes Landgut (mit 16 Hufen Acker, 1 H. Wiese und 500 Morgen Waldung) war sonst ein Jungfrauenkloster Zisterzienser Ordens, gestiftet durch Konrad von Bodenstein im Anfange des 13. Jahrh. — mit Gerichtsbarkeit über das Dorf Wingerode und Grundzinsen — aufgehoben 1811 unter K. Westf. Regirung und verkauft. (*Lingemann.*)

2) Pfd. im Schwarzwaldkr. des Kgr. Würtemberg, O.-A. Nürtingen, mit 1380 evangel. Einw., die vorzüglichen Kirschengeist liefern. (*Memminger.*)

Beurhus, s. Ramus.

BEURERIA Jacqu. (Bourreria P. Brown), eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Convolvuleen und der fünften Linnéschen Klasse. P. Brown stellte zuerst diese Gattung unter dem Namen Bourreria, nach einem Apotheker in Nürnberg auf, den er Bourrer nante (nat. hist. of Jam. p. 168. 169.) Dieser hies aber (Joh. Ambros.) Beurer † 1754. und hatte sich durch einige naturhist. Aufsätze in den Philos. transact. bekant gemacht. Jacquin stellte (amer. p. 28.) den wahren Namen wieder her. Die Gattung ist so nahe mit Ehretia L. verwandt, daß Linné und seine Nachfolger sie mit der letztern verbanden. Die Unterschiede liegen in der Frucht. Ehretia hat nämlich eine zweikernige, Beureria eine vierkernige Steinfrucht. Bei jener steht der Embryo verkehrt, bei dieser aufrecht. (*Gärtn.* t. 212.) 1) B. *succulenta* Jacqu., mit eiförmigen glattrandigen glatten Blättern, den Blüthen in Doldentrauben, und saftigen Früchten. (Ehretia Beureria Mill. Willd. P. Brown jam. t. 15. f. 2.) Wächst auf den Antillen. 2) B. *exsucca* Jacqu., mit fast eiförmigen stumpfen, weich behaarten glattrandigen Blättern, Blüthen und Trauben, und trockenen Früchten. (*Jacqu.* amer. t. 173. f. 17.) Wächst in Cumana und Neu-Barcelona. 3) B. *revoluta* Humb., mit glatten, stumpf eiförmigen, am Rande umgeschlagenen Blättern und behaarten Kelchen. In Neu-Spanien. (*Sprengel.*)

Beute, s. Krieg.

BEUTEL bedeutet in der Rechenkunde der Türken eine gewisse Summe in einem ledernen Beutel. Sie sind von zweierlei Art. Der Silberbeutel, in der türkischen Sprache Kesar, enthält 500 Piaster, und gewöhnlich ist von solchen Silberbeuteln die Rede; der Goldbeutel, Kiye, enthält, wenn er in Handel vorkomt, 250 Zechinen, ist aber von verschenkten Goldbeuteln des Großherrn die Rede; so sollen darunter 15,000 Zechinen verstanden werden. (*H.*)

Beutelkäfer, s. Sperchaeus.

Beutel-Kartätschen, s. Kartätschen.

BEUTELMASCHINEN; sie gehören zu den pharmaceutischen Absonderungsgeräthschaften für trockne Körper. Die einfachern heißen Beuteltrommeln, d. h. Siebe von seidenem Zeug, oder von Nanquin, Gaze, Flor, oder von zweifach zusammengelegtem Linnen für die feinsten Pulver. Des leichtern Verstäubens wegen haben sie einen abzunehmenden Deckel und Boden, die beide mit glattem Schaffell oder Pergament überzogen sind. Zusammengesetzter ist die englische, von Westrumb verkleinerte Beutelmaschine (s. Trommsdorff's Journal der Pharmacie ꝛc. V. 2. d. Kupfer). So zweckmäßig sie auch im Ganzen ist, so schwierig lassen sich doch ihre Trommeln nach jedesmaligem Gebrauch vollkommen reinigen, wenn man nicht fast für jede einzele Pulverart eine eigene Trommel unterhalten will. Deshalb soll man nach Juch zwei tiefe Furchen in die Ränder der Trommelscheibe einschneiden, und das Beuteltuch, um es zu Zeiten bequem zu reinigen, auch wol mit andern zu vertauschen, blos mittelst dünner Schnüre um das Trommelgerüste anbinden, oder nach Rink einen Reif darüber schieben, der den Überzug fest hält. Eine Öfnung bleibt zum Eintragen des Materials, und Westrumbs Schieber, der in einem Falze läuft, fällt hier ganz weg. Zum Tragen schwerer Körper können ebensoviel Leisten, als innen an der Trommel sind, auch außen den innern gegenüber befestigt werden, wodurch das Tuch hinreichend sich spannt. — Bei Parrot's Beutelmaschine (s. Grindel's russisches Jahrb. der Pharmacie. VI. 1. S. 7.), geschieht die Absonderung des feinern Pulvers vom gröbern durch den Luftzug von angebrachten Windflügeln. Aber ihr Gebrauch ist sehr eingeschränkt, so wie ihre Säuberung in allen Theilen sehr mühsam und unvollkommen seyn muß. (*Th. Schreger.*)

Beutelmeise, s. Parus pendulinus.

BEUTELSBACH, ein ansehnlicher Marktflecken, im Jaxt-Kr. des Königreichs Wirtemberg, O.-Amts Scharndorf, in einem von dem Flüßchen Beutel durch-

*) Vgl. *Joh. de Witt* Brieven IV. D. bl. 490. Lettres d'Estrades T. III. p. 383. Negociations du Comte d'Avaux. T. I. p. 347 — 352. 378. *Thurloe's* Papers Vol. III. p. 667. *Burnet's* History of his own Time Vol. I. p. 330. *Wicquefort* Hist. des Prov. Unies L. VI. p. 353. L. VII. p. 412 — 415. *Puffendorf* de rebus gestis Frid. Wilh. LXVIII. p. 1202. *Wagenaer* Vaderl. Historie XII. XIII. XIV. XV. und XVI. B. (auf vielen Stellen). Leven van Nederl. Mannen en Vrouwen III. B. S. 308 — 333. *Kok* Vaderl. Woordenboek Art. van Beuningen im VI. Theile.

Digitized by Google

strömten Thale gelegen, das mit dem Ramsthale zusammenhängt. Er ist der Sitz eines Kameralamts und hat 1644 Einwohner, die sich größtentheils vom Weinbau und von der durch die Fruchtbarkeit des Bodens begünstigten Landwirthschaft nähren. Dieser Ort hat dadurch ein besonderes historisches Interesse, daß die ehemalige auf dem benachbarten Kappelberge gelegene Burg einer der ältesten Stammsitze des Hauses Wirtemberg war, wie denn der erste Ahne dieses Hauses, der urkundlich in der Geschichte hervortritt, bald Konrad von Wirtemberg, bald von Beutelsbach genant wird. Im 12. Jahrh. kommen zwei andere Konrade, Vater und Sohn, mit gleicher Bezeichnung vor, wodurch wahrscheinlich wird, daß Beutelsbach einer Nebenlinie des Hauses Wirtemberg zum Sitze gedient habe, von deren Schicksalen aber die Geschichte keine Kunde gibt. Schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. befand sich hier ein Chorherrenstift, über dessen Ursprung aber nichts Näheres bekant ist. Da es, wie es scheint, in Abnahme gekommen war, erneuerte im J. 1260 der Graf Ulrich mit dem Daumen, der deshalb auch der Stifter genant wird, das Institut, vermehrte dessen Besitzthum, und verordnete einen Propst, 6 Chorherren und 6 Vicarien dahin; die Stiftskirche war zu dieser Zeit die Begräbnißstätte der Glieder des gräflichen Hauses. Im J. 1309 als der Graf Eberhard, der Erlauchte, von dem Kaiser Heinrich von Luxenburg in die Acht erklärt worden war, überzog der kaiserliche Landvogt Konrad von Weinsberg an der Spitze eines zahlreichen Heers das Land. Seine Rache traf besonders Beutelsbach. Die Burg wurde gebrochen, die Stiftsgebäude verbrant, und das gräfliche Erbbegräbniß grausam verwüstet. Noch in der Mitte des vorigen Jahrh. waren Trümmer von der Burg, unter ihnen der Rest eines festen Thurmes, übrig, die aber jetzt bis auf die letzte Spur verschwunden sind, indem die Stätte in Weingärten verwandelt worden. Als Eberhard, nach geendigtem Kriege, in dem auch die Stammburg Wirtemberg zerstört worden war, seine Residenz in Stuttgart aufschlug, beschloß er auch das Stift Beutelsbach dahin zu verlegen. Nachdem er die Erlaubniß des Bischofs von Konstanz und des Papstes dazu erhalten hatte, zogen die Chorherren i. J. 1321 in ihren neuen Wohnort ein. — Die Pfarrkirche in Beutelsbach scheint, vermöge ihres alterthümlichen Charakters, noch ein Überbleibsel aus den Zeiten des Stifts zu seyn; die Weinsbergische Zerstörung hat aber in ihr von den frühern Grabdenkmalen nichts übrig gelassen, als einen Stein mit dem wirtembergischen Wapen bezeichnet, ohne Inschrift. — Noch ist bemerkenswerth, daß im J. 1514 von Beutelsbach der unter dem Namen des Armen Konrads bekante Aufruhr ausging, der die Errichtung des Grundgesetzes der frühern wirtembergischen Verfassung, des Tübinger Vertrags, zur Folge hatte. (*Pahl.*)

Beutoltuchmanufactur, s. Weberei.

BEUTHEN, Oberschlesische Kreisstadt, 12 M. von Oppeln, am Flusse Hyazinth, dem Grafen Henkel v. Donnersmark als Standesherrn gehörig. Schon 1230 war sie ummauerter Ort, kam jedoch wegen Abnahme des Bergbaues und mehrer Feuersbrünste seit 1590 in tiefen Verfall, bis Friedrich II. ihr wieder empor half. Sie hat 4 Kirchen, 1 Synagoge, 300 Häuser und 1770 Einw., welche sich neben der Tuchweberei vom Ackerbau nähren.

Beuthen, an der Oder, 2½ M. von Freistadt in Schlesien und Residenz des Fürsten von Karolath, eine offene Stadt mit 2 Kirchen, 392 Häusern und 2650 Einw. Diese beschäftigen sich neben dem städtischen Gewerbe mit Ackerbau und der Weinpflanzung in 144 Berggärten; vertreiben viel Töpfergefäße und das Strohflechten ist Hauptarbeit des Frauenzimmers in müßigen Stunden. Das einst hier befindliche große Gymnasium ist eingegangen. (*Chr. Fr. Em. Fischer.*)

BEUTHER (Michael), Professor der Geschichte in Strasburg, geb. d. 18. Okt. 1522 zu Karlstadt in Franken, wo sein Vater würzburgischer Amtmann war. Er besuchte die Schulen zu Würzburg und Coburg, studirte zu Marburg unter Johann Drakonites alte Literatur, und wurde schon in seinem 17. Jahre als Lehrer derselben in das Kloster Saalmünster berufen. Nach einem kurzen Aufenthalte daselbst begab er sich nach Wittenberg, wo Melanchthon und Luther seine vornehmsten Lehrer waren. Als 1542 zwischen dem Kurfürsten Johann Friedrich und dem Herzoge Moritz von Sachsen Gränzstreitigkeiten ausbrachen, und man von beiden Seiten Soldaten warb, that Beuther bei der Armee des Kurfürsten Fouriers Dienste, besuchte dann wieder zu Wittenberg juristische und mathematische Vorlesungen, bis er 1546 als Professor der Geschichte, Mathematik und Dichtkunst nach Greifswald berufen wurde. Zwei Jahre hatte er hier mit allgemeinem Beifalle gelehrt, als ihn der Bischof von Würzburg als Rath in seine Dienste nahm. Um seine juristischen Kentnisse zu vermehren, besuchte er 1549 die berühmtesten Akademieen in Frankreich, trat dann wieder in würzburgische Dienste, und wurde 1552 zu den Verhandlungen nach Passau, auch an den kaiserl. Hof nach Insbruck und Regensburg gesandt. Die beiden folgenden Jahre hielt er sich meistens in Italien auf, studirte daselbst die Arzneiwissenschaft, und wurde zu Ferrara Doktor der Rechte. Als ihn der Bischof 1555 zurückberief, ward er nebst Andern auf den Reichstag nach Augsburg gesandt. Seine Übereinstimmung mit den Protestanten zog ihm viele Feinde zu, und gab die nächste Veranlassung, daß er 1559 als geistlicher Rath und Bibliothekar in die Dienste des Kurfürsten Otto Heinrich von der Pfalz trat. Als der Kurfürst nach einem Jahre starb, legte Beuther seine Stelle nieder, und schlug mehre Anträge zu Ämtern aus, ging aber 1565 als Professor der Geschichte nach Strasburg, und bekleidete diese Stelle, bis er d. 27. Oct. 1587 starb. Seine Sprach- und wissenschaftlichen Kentnisse waren sehr ausgebreitet, und er hat verschiedene, theologische, juristische und historische Bücher geschrieben, unter denen die bekantesten sind: **Ephemerides historicae. Paris. 1551; Basil. 1556. 8.** (ein historischer Kalender auf jeden Tag des Jahrs, und einer der ersten in dieser Art). **Commentarius de rebus a Carolo V. gestis. Argent. 1572. fol.** Eine Fortsetzung des Sleidan in teutscher Sprache von 1556 bis 1583, bei Osiá Schadái Ausgabe des Sleidan. Frankf. 1625. 2 Bd., Fol. Bildnisse berühmter Kriegshelden. Basel, 1582. Fol. (die Kupfer sowol als die Be-

Digitized by Google

schreibungen sind, einige Zusätze ausgenommen, aus Pauli Iovii viris bellica virtute illustribus entlehnt). Commentarii in Taciti Germaniam Argent. 1594. 8. Fasti antiquitatis romanae. Spirae 1600. 4. Animadversionum s. Disceptationum tam historicarum quam chronographicarum liber singularis. Argent. 1593. 8. Anmerkungen zu mehren römischen Klassikern u. a. m. Er hinterließ drei Söhne, von denen Michael Philipp Doktor der Theologie und Generalsuperintendent bei dem Herzoge von Zweibrück war, Joh. Michael aber als Doktor der Rechte und Prof. der Philosophie 1618 zu Strasburg starb. Auch von ihm hat man einige Schriften, und von seinem Vater hat er mehres mit Zusätzen drucken lassen *). (*Baur.*)

Beutkäfer, s. Anthophagus.

Beutler, s. Handschuhmacher.

BEUZEVILLE, ein Marktflecken im Distr. Pont Audemer des franz. Dep. Eure mit 674 Häus. und 3460 Einw., die sich von der Landwirthschaft und Leinweberei nähren. (*Hassel.*)

Bevagna, s. Movania.

BEVAIX, eine Mairie im südwestlichen Theil des Fürstenthums und Kantons Neuchatel in der Schweiz. Sie liegt am neuchateller See zwischen der Mairie Cortaillods, der Châtellenie Boudry und der Freiherrschaft Gorgier. Ihr Flächeninhalt beträgt ungefähr eine Quadratstunde, worauf, nach einem Durchschnitt der J. 1791 bis 1800, 608 Menschen in 99 Häusern leben. Sie ernähren sich mehrentheils von Landbau. Vom Seeufer erhebt sich der kleine Bezirk amphitheatralisch auf einem Abhange des Jura und gewährt dadurch drei durch klimatische Verschiedenheiten abgesonderte Abstufungen, das Weinland, das Ackerland (les Prises) und die Waldgegend (la Montagne). Das erste ist, mit Ausnahme des abschüssigen Seegestades, eben. Es hat vorzüglich Weinberge, Gartenfrüchte, Obst- und Nußbäume. Auch werden Hanf und Kürbisse von einer außerordentlichen Größe gezogen. Auf einer darin befindlichen Hutung der Fin d'Archesseux, war ehemals ein bewohnter Ort, den die Sage sogar zu einer Stadt erhebt. Aux Sagnes und au Rugenet findet man Torf und à la Chaux am Seeufer, ein erst zu Anfange dieses Jahrh. entdecktes reichhaltiges Lager faserigen Gypses. Auf dem Ackerland, dessen Boden im Ganzen steinig ist, liegen zerstreut lauter einzele Besitzungen als Treignolan, Baurour, Chatillon mit einer sehr reichhaltigen Märgelgrube und Bellevue, deren Gesamtheit man mit dem oben erwähnten Namen les Prises bezeichnet. Den nicht angebaueten Theil nehmen Viehtriften und weite Haiden ein. Hier wachsen auch noch die schönsten Eichen, die indessen, je höher man steigt, sich immer mehr mit Buchen vermengen, und allmälig ganz verschwinden, um beträchtlichen Tannen- und Fichtenwaldungen Platz zu machen. Diese reichen bis an den Gipfel der Montagne de Boudry, eines zu den Veräftelungen des Jura gehörenden Berges, der 2 bis 3000 Fuß über dem See liegt. Bemerkenswerth sind außerdem: 1) Bevaix an der Landstraße zwischen Neuchatel und Yverdon ein altes großes, massiv gebauetes reformirtes Pfarrdorf mit einigen schönen Landhäusern. Als Hauptort der Mairie ist es der Sitz der aus 14 Mitgliedern bestehenden Justiz, die im Namen des Fürsten die niedere und mittlere Gerichtsbarkeit unter dem Vorsitz des Maire ausübt. Übrigens gehört die Gemeinde (Communauté), als eine der ältern im Lande, auch zu den wohlhabendern. Sie besitzt beträchtliche Grundstücke, namentlich Wälder, und beziehet von jedem Einwohner, der nicht Mitglied derselben ist, eine jährliche Abgabe: le giète. Auch werden hier jährlich zwei Messen gehalten. Der Name des Orts komt wahrscheinlich von den reichhaltigen Quellen und Gewässern her, die, nachdem sie durch schöne öffentliche Springbrunnen gelaufen sind, vereinigt am Seeufer eine Säge- und die Bannmühle in Bewegung setzen. Nahe bei dem Dorfe ist die Vy de l'Estra (Via dextra, via strata), eine altrömische Kunststraße, die von Yverdon (Ebrodunum) nach Rauracien führte [1]). Sie wird jetzt wenig benutzt und ist wegen des nassen Bodens sehr verfallen [2]). Vielleicht verdankt ihr Bevaix (Biviae) sein Entstehen. — 2) Auf einer Anhöhe am See siehet man die Überreste eines ehemals darauf gestandenen Raubschlosses le Chastelard. Im J. 1476 war es noch vorhanden, da ein Theil der zur Schlacht bei Grandson herbeigeeilten Schweizer dort untergebracht wurde [3]). — 3) Nicht weit davon liegen die Gebäude einer im J. 998 von einem Herrn Namens Rudolph gestifteten Clunacenser-Abtei. Sie war reich und seit ihrer bei der Reformation erfolgten Aufhebung beziehet der Fürst die Einkünfte. — 4) An der Cortaillodschen Gränze ist eine Ziegelbrennerei, die die Ziegel liefert, womit alle Häuser in der Umgegend und namentlich im ganz gepflasterten Dorfe Bevaix selbst gedeckt werden [4]). (*Gr. Henkel v. Donnersmark.*)

BEVELAND, drei Inseln vor dem Ausflusse der Schelde in der niederländ. Provinz Zeeland. Sie heißen 1) Zuidbeveland, noch immer die größte und angenehmste aller zeeländischen Inseln, die von 1532, wo ihr östlicher Theil mit den Städten Romerswaal und Borselen ein Raub des überströmenden Meers wurde, bis an die Osterschelde sich ausdehnte, Goës ist jetzt ihr Hauptort. Zwischen ihr und Zuidbeveland liegt das Eiland Wolphaartsdyk. 2) Oostbeveland, nur ein kleines Eiland, welches seit 1708 dem Meere wieder abgenommen und von neuem bedeicht ist; es zählt erst 22 Einw., und 3) Nordbeveland, welche durch das Wasser Zuidvliet von Wolphaartsdyk geschieden wird. Sie hat außerordentlich durch Überschwemmungen gelitten, besonders 1530 und 1532, wo sie ganz unterging, und erst ein Jahrh. nach-

*) *Adami* vitae philosoph. germ. p. 152. (verteutscht, ohne literar. Angaben) in den Nachrichten von Gelehrten des Hochst. Würzburg (von A. S. Stumpf). Frkft. u. Lpz. 1794. 8. S. 89—108. Pantaleon Prosopographia P. III. 546. Hist. Bibl. Fabric. P. VI. 248. Gatterers Handb. d. Universalhist. 2. Th. 1. Bd. Einleit. S. 157.

1) Recherches du Chancelier Georges de *Montmollin* sur l'ancienne ville de Noidenolex. Handschrift. 2) *Bosquillon*, Mém. sur l'amélioration et l'entretien des chemins dans la Pté de Neuchâtel. 1804. p. 78. 3) S. *Boyve*, Recherches s. l'indigénat helv. de la Pté de Neuchâtel. Neuchâtel 1778. p. 181. 4) Vgl. auch Essai descriptif sur la Juridiction de Bevaix, par Mons. *Matthey-Doret*. Neuchâtel 1801. in 8.

Digitized by Google

her von neuem bedeicht wurde. Die im N. O. belegne Insel Orisant ist bis auf den westlichen Theil, der mit Nordbeveland vereinigt ist, von dem Meere verschlungen. Der Hauptort von Nordbeveland ist der Marktflecken Kortgene. (*Hassel.*)

BEVENSEN, Marktfl. im Amte Medingen der hanöv. Prov. Lüneburg. Er liegt an der Ilmenau, hat 1 Kirche, 87 H. und 768 Einw., die sich von der Leinweberei, der Bienenzucht und 3 Jahrmärkten nähren. (*Hassel.*)

BEVER, 1) ein kleiner Fluß im Herz. Braunschweig, der auf dem Sollinge bei Schorborn entsteht, der dortigen Glashütte das Wasser gibt und bei Forst, Bevern vorbei, in die Weser geht. 2) Ein Fluß im preuß. Reg. Bez. Minden. Er entspringt unweit Heinholz und verbindet sich bei Beverungen mit der Weser. 3) Ein Fluß in der hanöverschen Prov. Osnabrück, welcher auf der Feldmark von Aversehrden der Erde entquillt, bei Altenberge in den Reg. Bez. Münster übergeht, und unweit Telgte in die Ems geht. (*Hassel.*)

BEVEREN, Marktfl. in dem Distr. Dendermonde der niederländ. Prov. Ostflandern an der Genter Kunststraße, hat 1 Schloß, über 800 Häus. und 5360 Einwohner, die Märkte halten und mit Hopfen und Leinen handeln. (*Hassel.*)

BEVERGEREN, Marktflecken im tecklenburg. Kr. des preuß. Reg. Bez. Münster, an der Ems und von Morästen umringt, mit einem alten Schlosse, 2 Stiftern und 1 kathol. Kirche, 195 Häus. und 750 Einw. (*H.*)

BEVERIDGE, Beveregius (William), Bischof von St. Asaph in England, geb. 1638 zu Barrow in der Grafschaft Leicester. Er studirte zu Cambridge, legte sich vornehmlich auf die morgenländischen Sprachen, und schrieb, noch ehe er 20 Jahre alt war, **De linguarum orientalium praestantia et usu, cum grammatica syriaca.** Lond. 1658; 1684. 8. Nachdem er zu Cambridge die theologische Doktorwürde erhalten hatte, wurde er Kanonikus zu Carterburg, Präbendarius zu Westminster, Archidiakonus zu Colchester, Prediger oder Rektor an der Peterskirche zu London, und 1684 Kabinetsprediger König Wilhelms III. Die Königin Anna ernante ihn 1704 zum Bischof von St. Asaph, und er starb den 5. März 1708. Als Religion-lehrer und Kirchenvorsteher war er durch sein leuchtendes Beispiel der Frömmigkeit, seine Gewissenhaftigkeit in Erfüllung aller seiner Amtspflichten, und seinen aufgeklärten Eifer in Verbreitung christl. Erkentnisse eine Zierde seines Standes. Als gelehrter Theolog, Sprach- und Geschichtforscher wurde er auch außer seinem Vaterlande rühmlich bekant, und erwarb sich achtungswerthe Verdienste, besonders durch seine Untersuchung und Bearbeitung der griechischen Quellen des Kirchenrechts, und durch seine wissenschaftliche Bearbeitung der Chronologie, die er auf einfache und leichte Grundsätze zurückführte, und, auf die Vorarbeitung Scaliger's und Petau's bauend, von vielen dunkeln und verwirrenden Fragen befreite. Sein durch Reichhaltigkeit und gute Methode ausgezeichnetes Handbuch (**Institutionum chronologicarum libri duo una cum totidem Arithmeticos chronologicae libellis.** Lond. 1669; 1705. 4.; 1721; Traj. 1734. 8.) ist daher auch die Grundlage aller spätern bessern Arbeiten der Art geworden, und Joh. Dav. Köler verfertigte, zum Behuf seiner Vorlesungen, einen Auszug aus demselben: **Elementa chronologiae, ex institt. chron. Beveregii ad lectiones publicas proposita.** Norimb. 1717. 8. Wichtig, und zum Theil aus ungedruckten Quellen geschöpft, aber hie und da noch sehr unkritisch, ist seine Samlung der Canonum der Apostel und der Kirchenversamlungen, die in der griechischen Kirche angenommen sind, auch der kanonischen Briefe der Kirchenväter, samt alten Scholien und andern zur Sache gehörigen Schriften: **Συνοδικον, sive Pandectae canonum SS. Apostolorum et conciliorum ab ecclesia graeca receptorum, nec non canonicarum SS. Patrum epistolarum, una cum scholiis antiquorum — et scriptis aliis huc spectantibus — totum opus in duos Tomos divisum G. Bever. recensuit, prolegomenis munivit et annotatt. auxit.** Oxon. 1672. gr. Fol. Dazu gehört sein **Codex canonum ecclesiae primitivae vindicatus et illustr.** Lond. 1678. 4. Amst. 1697. 4.; wieder abgedr. im 2. Bd. der Samlung von Cotelier. Aus seinem Nachlasse gab J. Gregory Predigten (in 12 Oktavbänden 1708 und 2 Foliobänden 1719), einen **Thesaurus theologicus.** Lond. 1711. Vol. IV. 8. und Gedanken über die Religion heraus, eine Jugendarbeit, die ins Französische übersetzt, und öfters gedruckt wurde: **Pensées secrètes ou libres sur la religion.** Amst. 1731; 1756. Vol. II. 12. Alle diese nachgelassenen Werke hätten aber noch der Feile bedurft, um ihres Verfassers würdig zu seyn *). (*Baur.*)

BEVERIN (Piz) (Beverin-Spitze), hoher Berg im schweiz. Canton Graubünden, 8385 Fuß über dem Meere, heißt auch Cornudes oder Bafrin, und läßt sich nur mühsam und mit Gefahr ersteigen. An ihm brechen sich die vom Comersee herdringenden Gewitter, und er dient der Umgegend zum Witterungszeichen und zur Sonnenuhr; eine ausgedehnte Aussicht gewährt sein Gipfel, zwischen ihm und dem Muttnerhorn liegt die berühmte Via mala. (*Wirz.*)

BEVERINI, Bartolomeo, geb. zu Lucca 1629, gest. 1686, war ein Geistlicher, der sich als Literator nicht unrühmlich bekant machte. Von seinen zahlreichen Schriften bemerken wir als die vorzüglichen seine Übersetzung der Aneis: **Eneide di Virgilio, trasportata in ottava rima**, die er in 13 Monaten verfertigte, woran er aber nachher fortwährend mit Sorgfalt feilte. Sie erschien zuerst Lucca 1680. 12, die letzte Ausgabe Rom 1700. 4. Seine Gedichte (Rime) erschienen zuerst Lucca 1654. 12., eine verbesserte und vermehrte Ausgabe, der Königin Christina von Schweden gewidmet, mit der er im Briefwechsel stand, Rom 1666. 12. Seine lateinischen Gedichte in 7 Büchern erschienen zu Lucca 1674. 12. Mehre Auflagen erhielt sein gelehrtes Werk **Syntagma de ponderibus et mensuris, in quo veterum nummorum pretium ac mensurarum quantitas demonstratur; opus posthumum.** Lucca 1711. 4. (*H.*)

*) Sein Leben vor der Institutt. chronol. *Chaufepié's* Dict. hist. *Kornig's* Bibl. vet. et nov. h. v. *Baillet* Jugemens. T. II. 262. *Clement* Biblioth. cur. T. III. 267. Biogr. univ. T. IV.

Digitized by Google

BEVERLAND (Adrian), ein holländischer Gelehrter und Schriftsteller in der letzten Hälfte des 17. und dem ersten Jahrzehend des 18. Jahrh., welcher durch den Inhalt und die geflissentlich schlüpfrige Darstellung in mehren seiner Schriften nicht nur den Widerwillen eines großen Theils seiner Zeitgenossen sich zuzog, sondern auch durch die, besonders in einem seiner Bücher vorgetragene, Auslegung des Sündenfalls unter den Theologen seiner Zeit, und vorzüglich seines Vaterlandes, mancherlei Bewegungen veranlaßte [1]), ja selbst bei der Nachwelt so übel berüchtigt worden ist, daß man ihm seine Stelle unter den neuern sogenanten Atheisten und unter den Feinden des Christenthums angewiesen hat [2]). Er wurde um die Mitte des 17. Jahrh., das Jahr finde ich nirgendswo bestimt angegeben [3]), zu Middelburg in Zeeland geboren, und widmete sich dem Studium des Rechts, worin er auch, vielleicht aber erst in der Folge, den Doktorgrad annahm [4]); beschäftigte sich indeß auch viel mit andern, selbst mit den theologischen Wissenschaften; mit vorzüglicher Liebe trieb er aber, nach der Weise der holländischen Gelehrten, das Studium der Alten, von denen gerade diejenigen, welche eben nicht als die züchtigsten bekant sind, ihn am meisten anzogen. Von seinen Lehrern in der Jurisprudenz nent er vorzüglich den Ulrich Huber, einen auch als gelehrten Kenner der alten bekanten holländischen Rechtsgelehrten jener Zeit [5]); einen besondern Gönner fand er aber an Isaak Vossius, seinem Oheim mütterlicher Seite [6]), als dessen Hausgenosse und Amanuensis er auch genant wird, und der wol manches dazu beigetragen haben mag, daß der talentvolle und mit vielen Kentnissen begabte Jüngling auf so unzüchtige Liebhabereien hinsichtlich seines gelehrten Treibens verfiel [7]). Vossius war es auch sicher vorzüglich, der den vielleicht noch nicht 20jährigen Jüngling anzog, schon im J. 1672 England und vorzüglich die Hochschule zu Oxford, zu besuchen [8]). Im J. 1677 finden wir Beverland indeß, und zwar als Sachwalter, wieder in Holland [9]), und im J. 1678 trat er mit der bekantesten seiner Schriften auf, welche eben so obscön hinsichtlich der Darstellung, als profan, ja frech, hinsichtlich des Inhalts ist [10]). Wie es heißt, hielt er sich damals im Haag auf, wo auch sein Buch verbrant, er selber in Verhaft, und in Eidespflicht genommen worden seyn soll, niemals wieder über dergleichen Dinge schreiben zu wollen. Aus Utrecht, wohin er sich vom Haag begeben, soll er, auch seines ärgerlichen Lebenswandels wegen, verwiesen worden seyn; in Leiden, wohin er darauf ging, gerieth er gleichfalls in gerichtliche Untersuchung, ward festgesetzt, von dem Senate der Universität zum Widerrufe seiner ärgerlichen und obscönen Behauptungen gezwungen, mit einer Geldstrafe belegt und mußte gleichfalls die Stadt meiden [11]). Nach seiner Verweisung aus Leiden muß er indeß im Haag wieder eine Zuflucht gefunden haben, denn hier war er im Julius 1679, wie die Dedicationsepistel vor einer andern, an Schlüpfrigkeit in der Darstellung und im Inhalte die erst genante noch übertreffenden Schrift, welche 1680 daselbst heraus-

1) Vgl. Abraham Berkel's Brief an Joachim Kuhn in Baumgarten's Nachrr. von einer hall. Biblioth. St. 1. p. 88. 2) S. *J. F. Reimmanni* Hist. Atheismi et Atheorum. p. 481 sqq. und Ebendas. Catal. Bibliotb. theol. T. I. p. 1055 sqq. Man weiß, wie freigebig Reimmann samt vielen Theologen seiner Zeit mit diesem Namen gewesen ist. Benthem sagt S. 453: „Es fand bei Beverland die ganze christliche Religion schlechten Beifall." 3) Wäre Widekind's Angabe, S. 420 u. f. w., daß Beverland im 27. Lebensjahre die Schrift de stol. virginit. jure herausgegeben habe, erwiesen, so ließe das Geburtsjahr Beverland's sich genau bestimmen; ich habe in der Dedication vor dieser Schrift aber nur gefunden, daß Beverland im J. 1672 angefangen habe, den Stoff zu dieser Schrift zu sammeln; vermuthe indeß auch, daß er zwischen 1650 und 1652 geboren ist, da er in dieser Dedication mehrmals von der eben gedachten Schrift als von einem Jugendwerke spricht. 4) Wahrscheinlich wurde Beverland erst während seines zweiten Aufenthalts in England zu Oxford Doktor des Rechts, da er sich nach 1679 nur noch I. U. Licentiatum nent. M. s. Beyer S. 226. Vgl. Niceron S. 42. 5) S. die an ihn gerichtete Dedication vor der Schrift: De stol. virginit. jure. Es zeugt von der damals in Holland herrschenden freien Denkungsweise über Bücher dieser Art, daß diese Schrift einem so geachteten Manne, als Huber zu seiner Zeit in mehrfacher Hinsicht war, zugeschrieben werden konte. 6) „Avunculus autem meus nil minus est, quam peccator" sagt Beverland selbst in dem Briefe an Jac. Goner (Ep. II.), in welchem er zu diesem seinem Freunde von Is. Vossius Tode spricht. Von Beverland's Hochachtung für Vossius zeugt der an diesen geschriebene Brief, der erste in der kleinen Samlung der Beverland'schen Briefe. Des Todes von Vossius wird auch noch anderswo in den Briefen gedacht. 7) Vgl. Tenzel in den Monatl. Unterr. v. J. 1693 (abgedr. in *Placcii* Theat. Anonym. et Pseudonym. I. p. 149. und Reimmann Hist. Ath. p. c., wie auch Beyer p. 226. 8) Der Brief an Jacob Gronov (Ep. VII.) ist von Oxford aus im J. 1672 geschrieben, denn es wird in diesem Briefe von dem jüngst erfolgten Tode von Jacob Gronov's Vater, Joh. Friedr. Gronov, gesprochen. M. vgl. Niceron S. 42. Isaac Vossius war 1672 auch zu Oxford. 9) Da gaad er die gerichtliche Verhandlung: Pleydoy, gedaen by N. N., Advocate, in Saake van N. N., Gedaegden, in cas van falsiteyt ter eenre, tegen N. N., *Bailjau* lane (?) officy, Eyscher ter andere zyde 1677. 8. heraus. M. vgl. Widekind p. 419. 10) Peccatum originale *xατ' ἐξοχὴν* sic nuncupatum, philologice *ΠΡΟΒΛΗΜΑΤΙΚΩΣ* elucubratum a Themidis Alumno. Vera redit facies, dissimulata perit, psalmographus Ps. LVIII. commate IV. Abalienati sunt impii inde à vulva, erraverunt ab utero, loquentes mendacia. Proba merx facile emptorem reperit, tametsi in abstruso sita sit loco. Eleutheropoli. Extra plateam obscuram, sine privilegio Auctoris, absque Ubi et Quando. 8. Am Schlusse steht: In Horto Hesperidum Typis Ademi Evae Terrae Filii. 1678. Die zweite Ausg. erschien unter Beverland's Namen (Ex Typographeio 1679. 8.). Die dritte aber nicht erschienene Ausgabe sollte den Titel führen: Poma Amoris per Hadr. Beverlandum J. U. Licentiatum adornata etc. M. s. Beyer S. 226. und nach ihm Vogt S. 86. In den Jahrszahlen der beiden ersten Ausgaben haben bei Beyer sich die Druckfehler M. DC. LXX. u. M. DC. LXXXIX. eingeschlichen. Es irrt Beyer auch, wenn er sagt, daß auf die Dedication an Bernard de Gomme (sie lautet in der Überschrift bloß: Nobili Consultissimoque Viro Domino N. N. Elegantiori Sophia Initiato A. B. Bene rem gerere) ein Brief an Jacob de Geyer folge. Den Hauptgedanken des Buchs mag Abraham Berkel (Ep. cit.) hier angeben: „Statuit auctor, primum protoplastorum peccatum in coitu consistere, et per arborem conscientiae boni et mali intelligi debere truncum illum, quem in meditullio corporis Adami plantaverat naturae auctor, cujusque florem decerpere vetuerat." M. vgl. hiemit die Unschuld. Nachrichten vom J. 1706. S. 26. u. f. w. 11) Die Folge dieser Begebenheiten ist nach Fr. Halma (Toneel der vereenigte Nederlanden — vervolgt door *Math. Brouerius v. Nidek.* Leeuw. 1725. 2 Vol. fol.) bei Niceron angenommen; im J. 1678 muß dieses alles aber schon geschehen seyn, denn in diesem Jahre wurde, nach Berkels Briefe, Beverland schon aus Leiden verwiesen. Für die Richtigkeit von Halma's Erzählung kann ich nicht

kam, beweist [12]). Nicht gar lange nach der Herausgabe dieser Schrift verließ er Holland und ging nach England, denn im März 1680 finden wir ihn schon zu Windsor bei seinem Gönner Isaac Vossius [13]); es mag sogar seyn, daß er seine unter dem Namen eines im Januar 1680 verstorbenen Leidenschen Professors [14]) herausgegebene bittere Schmähschrift gegen die Geistlichkeit in Holland, von welcher einige auch in Schriften gegen ihn aufgetreten waren [15]), und gegen den akademischen Senat zu Leiden erst von England aus besorgt hat. Bei Vossius, der, selbst Canonicus zu Windsor, ihm sogar ein Jahrgeld aus gewissen geistlichen Gefällen zu verschaffen wußte, fand er Trost gegen die in seinem Vaterlande erduldete Verfolgung [16]), und wir finden ihn in der Folge an verschiedenen Orten in England [17]); sicher wird er auch diesmal Oxford besucht haben; vielleicht nahm er jetzt erst daselbst die juristische Doctorwürde an [18]). Einer seiner Zeitgenossen, ein Teutscher, welcher ihn auf einer in den letzten Achtzigen des 17. Jahrh. oder, wie es mir glaublicher ist, auf der 1694 von ihm unternommenen Reise durch England persönlich kennen lernte [19]), spricht von dem unmäßigen Leben, welches Beverland auch in England führte, und bedauert die von ihm gemachte üble Anwendung so vieler Talente und so guter Wissenschaft. Auch in England fand Beverland, besonders unter den Geistlichen, der Gegner viele, wie die beißenden und schmutzigen Schmäh- und Vertheidigungs-Schriften, mit welchen er gegen mehre Häupter der engländischen Kirche auftrat, beweisen [20]). Durch den im Februar des J. 1689 erfolgten Tod des Isaac Vossius verlor er aber seine Stütze, und es mochte wol mit eine Folge seiner Lage in England seyn, daß er in einer schon 1693 abgefaßten Schrift [21]) das Aergerniß bereuete, welches er durch seine frühern Schriften angerichtet hatte, den Inhalt und die Ausführung derselben widerrief, vor dem warnte, was er bisher so schlüpfrig dargestellt und geschildert hatte, dem akademischen Senate zu Leiden auch das Manuscript eines seiner Bücher über unzüchtige Dinge zusandte [22]); möglich ist es sogar, daß er wirklich auf einige Zeit wieder nach Holland gegangen ist [23]). Aus Noth mußte er endlich in England seine Bücher, Münzen und andere literarische und artistische Samlungen, welches Alles er mit großem Kostenaufwande zusammengebracht hatte, verkaufen; er irrte von einem Orte zum andern herum, und fiel zuletzt in Wahnsinn, indem er sich einbildete, daß 100 von Menschen sich verschworen hätten, ihn zu ermorden. Zu Windsor und London scheint er sich am meisten aufgehalten zu haben; im November 1710 war er aber, und in eben nicht züchtiger Gesellschaft, zu Fulham unweit London und in einem Zustande, daß ein berühmter teutscher Reisender

bürgen. 12) Hadriani Beverlandi Justinianaei de Stolatae Virginitatis Jure Lucubratio Academica. Nuda recede Venus: non est tuus iste Libellus; Tu mihi, tu Pallas Caesariane, veni. Lugduni in Batavis Typis Joannis Lindani. CIↃIↃLXXX. 8. Die Dedication an Ulrich Huber (m. vgl. Note 4.) ist datirt: Hagae Comitum CIↃIↃLXXIX. a. d. XVIII. Quintil. Zu Oxford hatte er wahrscheinlich angefangen, den Stoff zu dieser Schrift, die eigentlich eine gelehrte juristische Abhandlung seyn sollte und auch mit Gelehrsamkeit allerlei Art überfüllt ist, zu sammeln. M. vgl. Epist. VII. Auf dem Titel steht als Vignette ein auf ein Unthier tretender Hercules mit der Umschrift: Virtus non territa monstris. 13) M. s. den Brief von Beverlanden an seinen Bruder Johann (Ep. IX.) am 1. März 1680, und zwar, wie aus dem Inhalte erhellt, aus Windsor geschrieben, wo Isaac Vossius damals als Kanonikus lebte. 14) Des Alardus Uchtmann. *Alardi Uchtmanni, viri clarissimi, νῦν δὲ ἀγίου*, Vox Clamantis in deserto. Ad doctissimum juvenem Adrianum Beverlandum Jurisperitum. Medioburgi prost. ap. Theodorum de la Maire. O. J. 12. (nach Ebert 8.) Kurz vor seiner Abreise aus Holland muß Beverland sie haben drucken lassen, oder vielleicht von England aus, gleich nach seiner Ankunft daselbst. In dem schon genanten Briefe an Jac. Gever (Ep. II.) spielt er auf diese seine Schrift an. Ebert stellt es zweifelhaft hin, ob diese Schrift wirklich von Beverland ist. Vgl. übrigens Reimmann in dem Catal. Bibl. Theol. p. 1058, u. den Artikel Uchtmann. 15) Wie Leonhard Rossenius in der Justa detestatio sceleratissimi libelli Adr. Beverlandi Ieti de peccato originali. Gorich. (Gorcùm) 1680. 8. und ein Anderer, mit Namen Lantmann. Reimmann l. c. Vgl. den Artikel Rossenius und Lantmann. Ebert kann durch die Art, wie er des Rossenius Buch anführt, Veranlassung geben, zu der irrigen Vermuthung, als hielten Einige dasselbe für ein Beverland'sches Werk. 16) Beverland schreibt an seinen Bruder: „Quis nollet integra cum mente frui convictu Vossii — — — quam in patria Homilistiarum naeniis illudi et tyrannide premi? — — Omnia, quae perpessus sum Leydae, laeto temperatur risu, dum Cocceanorum et Voetianorum tumultus voce *Βατραχομυομαχίαν*" (Ep. IX.). Von den Cocceanis (Cocceanisis) und Voetianis wird auch in der Vox Clamantis oft gesprochen. S. Reimmann l. c. Die bekanten holländischen Theologen Gisbert Voet und Johann Coccejus, die beide übrigens schon vor 1678, da Beverland auftrat, gestorben waren, standen an der Spitze zweier heftig kämpfender theologischer Hauptparteien jener Zeit in Holland; daher die Namen Voetianer und Cocceianner bei Beverland für Theologen überhaupt. 17) Zu Windsor (1680. Ep. IX.), in villa Sudlaeana (1681. Ep. VIII.), zu Richemont (1684. Ep. I.), zu London (1684, 1685. u. 1689. Ep. V. XI. u. XII.), zu Windsor (1693. Note 21.) und zu Fulham (1710. Uffenb.). 18) Vgl. d. Note 4.

19) H. L. Benthem. S. S. 453. des im Text genanten Buches. 20) Er gab mehre derselben unter dem versteckten Namen: Perin del Vago heraus. Blos der Vollständigkeit wegen, und um aus den Titeln auch den wahrscheinlichen Inhalt schließen zu können, mögen sie hier aus Beyer S. 227. u. 228. genant werden. A Discovery of the three Impostors, Turd-Sellers, Slanderers and Piss-Sellers, by Seign. Perin del Vago. 8. O. O. u. J. — Perini del Vago, Equitis de Maltha, Epistolium ad Batavum in Britannia de tribus Impostoribus *Τυτογράφοις, Συκοφάνταις, Φαρμακοπώλαις*. O. O. u. J. 8. — A Hue and Cry after the Bulls of Bathan. P. D. V's (sicher Perini del Vagonis) Epistola ad H. Beverland. O. O. u. J. 8. — Although my innocency etc. Lond. 1709. 8. 21) *Hadriani Beverlandi* De fornicatione cavenda admonitio, s. adhortatio ad pudicitiam et castitatem. Lond. ap. Christoph. Batemann. 1697. 8. Mehrmals gedruckt. (M. s. Widekind S. 419). Der Widerruf findet sich vollständig abgedruckt bei Vogt S. 87. Es ist dieses Buch nach der Angabe des Verf. am Schlusse schon 1693 zu Windsor geschrieben; vielleicht mag die allererste Ausgabe auch schon 1693 oder 1694 im Druck erschienen seyn.

22) Die Schrift De Prostibulis Veterum, zu welcher er seit langem gesammelt und keine Kosten gescheut hatte. Nach Vogt ist sie noch auf der Universitäts-Bibliothek zu Leiden. Isaac Vossius soll den Hauptinhalt derselben, wie allgemein bedauert wird, schon 1684 seiner bekanten Ausgabe des Catullus einverleibt gehabt haben. Vgl. Placcius l. angef. B. S. 149. u. 150. 23) In dem Briefe an Ulrich Huber (Ep. V.) äußert er große Lust zur Rückkehr nach Holland; König Wilhelm (Wilhelm von Oranien) sagt er, habe sie ihm verstattet; der akademische Senat zu Leiden selbst wünsche sie. Da Ulrich Huber 1694 gestorben ist, so kann dieser

Digitized by Google

Bedenken trug, ihn zu sehen [24]); nach dem J. 1712 findet sich keine Nachricht mehr von ihm, so daß es mehr als wahrscheinlich ist, daß er bald nach diesem Jahre gestorben [25]). Die Grabschrift, welche er selber in seinem Testamente sich gemacht hat, zeugt von seiner Gesinnung und Gemüthsstimmung in den letzten Jahren seines Lebens [26]). Als ein höchst interessanter Beitrag zur Lebensgeschichte des in mehrfacher Hinsicht nicht unmerkwürdigen Mannes ist die kleine von Reinem, soviel ich weiß, bisher eigentlich benutzte Samlung seiner Briefe zu betrachten, welche erst im J. 1747 erschien; und beweist, daß Beverland bei vielen Gegnern auch mehre der berühmtesten Gelehrten, und besonders Philologen, seiner Zeit zu Freunden hatte [27]). Von seinen ungedruckten Schriften sind noch einige handschriftlich vorhanden [28]); von einer zu Oxford von ihm zusammengestellten Samlung kleiner Aufsätze, wahrscheinlich größtentheils theologischen Inhalts, ist etwas Weniges durch den Druck, und zwar von einem teutschen Gelehrten, bekant gemacht worden [29]).

Die besonders in der Schrift von der Erbsünde ausgesprochene Ansicht Beverland's ist aber von ihm weder zuerst geäußert worden, noch ist er der letzte gewesen, welcher dieselbe gehabt hat [30]). Seine Vorliebe zur Beschäftigung mit schlüpfrigen Dingen und zur üppigen, oft ekelhaften Darstellung derselben gehört zu denjenigen Verirrungen, welche wir bei mehren großen holländischen Philologen des 17. Jahrh. antreffen [31]); auch ist hiebei nicht zu vergessen, daß es mit besonders die antiquarisch-historische Seite dieser obscönen Gegenstände ist, welche Beverland auffaßt. Was aber einmal dem Gebiete der Geschichte, mag es der politischen oder literarischen seyn, anheimgefallen ist, läßt sich der Vergessenheit nicht leicht wieder übergeben, und auch das Giftige im Reiche des Geistes und der Sittlichkeit muß genant werden, doch mit dem Gefühle, daß es besser sey, es wäre nimmer gekommen. Die Nachrichten von Beverland's unsittlichem Wandel mögen vielleicht etwas übertrieben seyn.

Übrigens war Beverland ein ausgezeichneter Humanist und besaß eine große Belesenheit in den Alten, mit welcher, so wie mit seiner Gelehrsamkeit überhaupt, er nur zu oft Ostentation treibt; sein Latein in den Briefen ist treflich; in seinen eigentlichen Schriften aber hascht er nach seltenen Worten und Constructionen, und überhaupt nach gekünstelten Wendungen, so daß es, was aber größtentheils auch von den wol fast allen Lesern sehr wenig bekanten Gegenständen, auf welche es ankomt und von deren Bezeichnungen sich herschreibt, nicht leicht ist, ihn zu verstehen; auch möchte schwerlich jetzt noch jemand sich überwinden, diese Bücher anders als eines wissenschaftlichen Zweckes wegen durchzulesen. Die Commentatoren der leichtfertigen und schlüpfrigen Schriftsteller unter den Alten werden aber in Beverland's Hauptschriften Aufhellung mancher sonst dunkler Stelle in ihren Autoren finden. Beverland's sämtliche Schriften gehören endlich zu den seltenen und seltensten [32]). (*Mohnike.*)

Brief nicht nach diesem Jahre geschrieben seyn. Die Zeit stimt mit der in Note 21 befindlichen Angabe überein. 24) J. C. von Uffenbach. S. die merkwürdigen Reisen desselben, 3. Th. S. 245 u. 246. und beachte, was von Beverland's sehr wohlfeil verkauften Büchern und Kunstsachen, so wie von dem von ihm selbst angefertigten Catalege derselben, den Uffenbach selbst sah, daselbst erzählt wird. Von diesem angefangenen Catalege spricht Beverland selbst in dem Briefe an Friedrich Spanheim (Ep. IV.). 25) M. s. bei Niceron S. 38. 26) Simulac exspiravero, meum cadaver condant sepulchro puro, jubeantque insculpi saxo, sedibus ut saltem placidis in morte quiescam. Parieti infigatur marmor hac inscriptione spectabile: Hadrianus Beverlandus, non unus e multis peccator, hic jaceo; hic, ubi tu, qui haec legis, esse nolles. Velles, si Vossianos Heinsianosque manes Beverlandianis susurris mulcere possis. Beyer S. 228. 27) *Hadriani Beverlandi*, elegantioris Sophiae Magistri, Epistolae XII., ad viros sui temporis clarissimos conscriptae, hucusque anecdotae, et prima nunc vice, ob raritatem materiae et elegantem dictionis modum publici juris factae. Amstelodami MDCCXLVII. 8. Nur ein einziger Bogen (nicht 8., wie Widekind sagt, nach welchem der rechte Druckort Berlin seyn soll). Am Schlusse stehen die Buchstaben J. C. F. B., die wahrscheinlich den Herausgeber andeuten sollen. Die Briefe sind geschrieben an Isaac Vossius, Jacob Gover (2), Peter Bayle, Friedrich Spanheim (ein gelehrter Theologe war dem Beverland also doch auch gewogen), Ulrich Huber, Jacob Gronov (2), Nicolaus Heinsius, an Beverland's Bruder Johann, an J. J. Grävius und Gerhard Vossius. Bei den meisten fehlt das Datum, doch läßt es sich oft aus dem Inhalte herausbringen. Nach der Zeitordnung folgen übrigens diese Briefe nicht auf einander. 28) Ueber Horatius, Martialis, Juvenalis und Petronius schrieb er schon im J. 1672 Erläuterungen (Ep. VII.); die Kommentare über Horatius und Juvenalis werden von Beyer S. 227. auch als noch vorhanden angeführt. Auch auf die dem alten Rechtsgelehrten Theophilus Antecessor gewöhnlich zugeschriebene griechische Paraphrase der Justinianischen Institutionen hat Beverland zu verschiedenen Zeiten seines Lebens (von 1672 bis 1694 wenigstens, Ep. VII. u. V.) vielen Fleis verwandt, sowol hinsichtlich der Kritik als der Erklärung derselben; ist diese Arbeit noch vorhanden, so möchte sie, bei Beverland's gelehrter Kentniß des alten Rechts, vielleicht Ausbeute für die Wissenschaft geben. Auch mit den dem Steifer Kleanthes zugeschriebenen Überresten scheint er sich, und zwar, wie er zu Leiden verhaftet war, beschäftigt zu haben. Ep. XI. 29) Die Samlung führt den Namen Otia Oxoniensia, und mag vielleicht schon 1672 geschrieben seyn. Der gelehrte Pastor zu Hamburg Joh. Christoph Wolf besaß sie eigenhändlich, und hat in seinen Curis philol. et crit. in IV. priores Pauli Epistolas. Ed. Soc. Hamb. 1737. 4. p. 483—485. eine Observatio ad 1. Cor. XI. 14. aus ihr abdrucken lassen. Vgl. Vogt S. 88. Vielleicht ist das ganze Manuscript jetzt im Besitze der Hamburger Rathsbibliothek. Wolf sagt S. 483: er habe das Manuscript von Joh. Heinr. Majus zum Geschenke erhalten. 30) Schon einige mystisch-allegorisirende gnostische Ketzer-Parteien der ersten Jahrhunderte neigten sich zu ihr hin; die Ansicht des Juden Philo und einiger spätern Rabbinen läuft am Ende auch darauf hinaus; deutlicher schon wird sie vorgetragen von Henrich Cornelius Agrippa von Nettesheim und von Baptist Helmont; am schlüpfrigsten und umständlichsten aber sprach Beverland sie aus. Man vgl. auch, was aus Theoph. Spizelius bei Placcius l. c. abgedruckt ist. Übertroffen soll er indeß noch seyn von dem Verfasser des Etat de l'homme dans le péché originel. O. O. 1714. 8. u. öfter teutsch (von Bertram). Frtf. u. Leipz. (eig. Halle) 1746. 8. Auch in dem vor mir liegenden Buche: Die mosaische Geschichte des Menschen von seinem Ursprunge bis zum Entstehen der Völker, von Dr. J. L. H. Frtf. und Leipz. 1793. 8. wird jedoch sehr züchtig, die mosaische Erzählung auf diese Weise ausgelegt. Man vgl. hinsichtlich der erstern historischen Angaben in dieser Note das J. G. Walch'sche philos. Lexicon nach der Ausg. von J. C. Henning's unter den Artikeln Erbsünde und Fall der ersten Menschen. 31) Man denke nur an Joh. Meursius und Is. Vossius, und erinnere sich der den Literatoren nicht unbekanten mancherlei schlüpfrigen Bücher, welche im 17. Jahrhundert, vorzüglich in Holland, geschrieben wurden und sicher sonst sehr berühmte Männer zu Verfassern haben. 32) Nur die beiden Hauptschriften Beverland's und seine

Digitized by Google

BEVERLEY, eine Stadt in der britischen Shire York in England, und zwar in Eastriding. Sie liegt nahe am Flusse Hull, ist etwa ¼ M. lang, und bietet mit ihren breiten, gut gepflasterten und erleuchteten Straßen ein schönes Panorama dar; sie hat 2 Kirchen, wovon die Marienkirche von schöner gothischer Bauart und das Münster mehre Denkmäler der Grafen von Northumberland besitzt, 1 gute Freischule, 1 Armenschule, 1 Zuchthaus, 7 Armenhäuser, 1 Provinzialhaus, worin die Quartersessions gehalten werden, 1 Assembly-Room, 1 Theater, 1135 gutgebaute Häuser und 1811. 6035 Einw. Außer Gerbereien und Spitzenklöppelei, womit sich die geringere Volksklasse beschäftigt, hat sie keine Manufakturen, wol aber treibt sie einen ausgebreiteten Handel mit Korn, Steinkohlen, Malz und Leder; ein Kanal, der Beverley-Beck, verbindet die Stadt mit dem Hullflusse, er ist 240 Ruthen lang und seit 1727 vorgerichtet. Auch hält sie zwei bedeutende Wochenmärkte. Beverley, ein Borough, der 2 Dep. zum Parl. sendet, ist ein alter Ort, dessen Magistrat aus 1 Major, 12 Aldermen und 13 Bürgern besteht, und die Gerichtsbarkeit über die Stadt und die liberties of Beverley ausübt. — Noch führen den Namen Beverley 1) eine Stadt in der County Essex des nordamerikanischen Staats Massachusetts unter 42°-31′ Br. und 281° 10′ L. an der Salembai und dem Flusse Porters, worüber eine 1500 Fuß lange Brücke führt und sie mit dem nahen Salem verbindet. Sie hat 3 Kirchen der Congregationalisten, 1 der Baptisten, 1 Bank mit einem Fond von 160,000 Dollars, 740 Häus. 1810. 4608 Einw., die 1 Baumwollenmanufaktur unterhalten und sich von Fischerei und Schiffahrt nähren; der Hafen ist klein, die Rheede gut. 2) eine Stadt in der County Frederik des nordamerikanischen Stats Virginia. (*Hassel.*)

BEVERN, ein Marktflecken im Kreisgerichte Holzminden des braunschw. Distr. an der Weser. Er liegt an der Bever, und ½ Meilen von Holzminden, hat ein altes Schloß und Garten, wovon eine apanagirte Linie des Hauses Braunschweig-Wolfenbüttel, welche 1809 im Mannsstamme erloschen ist, den Namen führte, 1 Landgut, 2 Kirchen, 1 Hospital, womit ein Wollspinninstitut verbunden ist, 148 Häus. und 1818. 1200 Einwohner, worunter mehre Handwerker und Leinweber. Es sind große Bleichen vorhanden, und der Ort hält zwei Jahrmärkte. (*Hassel.*)

BEVERN (**August Wilhelm**, Herzog von Braunschweig-Lüneburg), ein bekanter preußischer Feldherr, wurde zu Braunschweig am 10. Oktober 1715 geboren. Sein Vater, Ernst Ferdinand, preußischer Generalmajor und Dompropst der Stifter St. Blasii und Cyriaci zu Braunschweig (geb. 1682, gest. 1746), hatte sich am 4. Aug. 1714 mit Eleonore Charlotte, Tochter des Herzogs von Kurland, Friedrich Kasimir vermält. Unter 11 Kindern aus dieser Ehe war August Wilhelm der älteste. Er trat schon im Jahr 1731 in preußische Kriegsdienste und wurde am 24. Juni dieses Jahrs bei dem damaligen Kalksteinschen Regiment (Nr. 25. der preuß. Infanterie), als Hauptmann angestellt. Im J. 1734 wohnte er im Gefolge des Königs Friedrich Wilhelm I. dem Feldzuge am Rhein bei, und diente unter seinem Oheim, Herzog Ferdinand Albrecht, dem Reichsfeldmarschall, als Major, 1739 stieg er bis zum Obersten und Kommandeur des Kalksteinschen Regiments. 1740 zog er in den ersten schlesischen Krieg, wurde im folgenden Jahr in der Schlacht bei Mollwitz (10 April) verwundet und erhielt ein eignes Regiment Füselier (Nr. 41 des preuß. Fußvolks), welches aus dem in preußische Dienste getretenen wirtembergischen Leibregiment zu Wesel für ihn errichtet wurde. Er vertauschte dasselbe schon im November desselben Jahrs gegen das damalige Bredowsche Regiment alter Infanterie (Nr. 7), welches er 40 Jahr lang, bis an seinen Tod, behielt. Im zweiten schlesischen Kriege zeichnete er sich in der Schlacht bei Hohenfriedberg (4 Juni 1745) vorzüglich aus. 1743 war er zum Generalmajor befördert worden; im März 1746 ernante ihn der König zum Kommandanten der Festung Stettin, im Juli des folgenden Jahrs zum Gouverneur derselben und am 17. Mai 1750 zum Generallieutenant und Ritter des schwarzen Adlerordens. Beim Ausbruch des 7jährigen Kriegs führte er eine, meistens aus pommerschen Regimentern bestehende, preußische Kolonne nach Sachsen und Böhmen, und befehligte in der Schlacht bei Lowositz (1. Okt. 1756) auf dem linken Flügel des preuß. Heers. Im Frühling 1757 ward ihm der Auftrag, mit einem Corps von 20 Bataillons u. 25 Eskadrons von Zittau aus in Böhmen einzudringen, und sich dort mit der Heeresabtheilung des Feldmarschalls Schwerin zu vereinigen. Am Tage nach seinem Einmarsch, den 21. April 1757, traf er bei Reichenberg auf das wohlverschanzte Corps des östreichischen Feldzeugmeisters Grafen von Königseck, welches aus 36 Bataillons und 30 Eskadrons bestand. Obgleich durch Absendung mehrer Truppen zur Bedeckung der Lebensmittel, bis auf 15 Bataillons geschwächt, bedachte sich der Herzog dennoch nicht, den Feind in seinen Verschanzungen anzugreifen, ein muthiger Entschluß, der durch vollständiges Gelingen belohnt wurde. Die Östreicher mußten dem stürmischen Anfall des preußischen Fußvolks weichen und sich mit einem Verlust von mehr als 1000 Mann zurückziehen. Der Herzog vereinigte sich nun mit dem Oberfeldherrn Schwerin und kämpfte bald

Briefe habe ich vor mir, und zwar aus der Greifswald'schen Universitäts-Bibliothek. In biographischer Hinsicht sind außer Beverland's eigenen Briefen von mir besonders benutzt worden: Henr. Lud. Bentheim's holländischer Kirchen- und Schulen-Stat. Leipz. 1698. 8. Th. 2. S. 451 u. f. w. und Joh. Pet. Niceron's Nachrichten von den Begebenheiten und Schriften berühmter Gelehrten. Teutsch. Übers. Th. 2. (Halle 1754.) S. 36 bis 42. (Franz. Ausg. T. 14 u. 20.). Niceron selber sagt, der Artikel Beverland sei ihm sey aus des Halma holländischem historischen Wörterbuche genommen. — In dem holländischen Großen Allgemeinen Wörterbuche (Groot Algemeen Woorden-Boek etc.) von David van Hoogstraten und Matthäus Brouerius van Nidek, dessen zweiter Theil (den Buchstaben B enthaltend) im J. 1725 herauskam, sucht man den Artikel Beverland vergeblich. In literarischer und bibliographischer Hinsicht sind vorzüglich Aug. Beyer's Memoriae historico-criticae librorum rariorum Dresd. et Lips. 1734. 8. p. 225 sqq.; Joh. Vogt's Catalog. hist.-critic. libr. rarior. Ed. 3. Hamb. 1747. 8. p. 85., Melch. Ludw. Widekind's ausführl. Verz. von raren Büchern u. s. w. St. 3. Berl. 1755. (S. 427 u. f. w.) u. F. A. Ebert's Allgem. bibliogr. Lexicon. Erste Liefer. Leipz. 1820. gr. 4. S. 168 von mir gebraucht. Die andern benutzten Schriftsteller sind in den Noten nachgewiesen.

darauf in der großen Schlacht bei Prag (6. Mai), nach welcher er mit 20,000 Mann dem fliehenden Theil des östreichischen Heeres folgte und darauf dem Feldmarschall Daun so lange gegenüber stand, bis Friedrich II. zur Schlacht von Kollin heranzog. In dieser unglücklichen Schlacht (18. Juni) bewies der Herzog die größte Tapferkeit; sein Regiment litt vor allen andern und wurde fast vernichtet, denn 1045 Mann waren todt oder gefangen und überdies noch 174 verwundet. Als der König hierauf den Franzosen entgegenging, und der Bruder desselben, August Wilhelm, das Heer verließ, erhielt der Herzog den Oberbefehl über die den Östreichern entgegenstehende preußische Macht in der Lausitz (August). Er eilte im Sept. der kaiserlichen Armee zuvor nach Schlesien, um diese Provinz zu decken; bei der Unmöglichkeit aber, mit einer viel geringern, noch überdies durch die Besetzung mehrer Festungen geschwächten Macht dem Feinde die Spitze zu bieten, blieb ihm nichts übrig als hinter die Oder zu gehen, und am 1. Oktober ein festes Lager vor Breslau zu beziehen, wo er beinahe zwei Monate lang stehen blieb und die Festungen des Landes ihrem Schicksal überließ. Nachdem die Östreicher am 12. Nov. Schweidnitz erobert und darauf ihre Streitkräfte unter dem Herzog Karl von Lothringen, Daun und Nadasti vereinigt hatten, eilten sie den Herzog noch vor der Ankunft des Königs, der nach dem Siege von Rosbach zur Rettung Schlesiens heranzog, anzugreifen. Am 22. Nov. 1757, Vormittags 9 Uhr begann die Schlacht bei Breslau. Das verschanzte Lager der Preußen wurde wie eine Festung mit schwerer Artillerie beschossen, und an 5 Orten zugleich angegriffen. Die Preußen kämpften gegen die feindliche Übermacht mit großem Heldenmuth und auf dem linken Flügel unter Ziethen's Befehlen auch mit siegendem Erfolg; der rechte Flügel litt schweren Verlust. Die Nacht brach ein, der Ausgang war noch unentschieden, und ein heroischer Entschluß von preußischer Seite hätte vielleicht zu einem glücklichen Ausgange geführt. Aber der Verlust an Menschen, wenn auch auf beiden Seiten fast gleich, wurde doch in dem schwachen preußischen Heer weit schwerer empfunden und der Herzog zog sich, ohne durch Angriffe des Feindes gezwungen zu seyn, in der Nacht nach Breslau zurück, weil er sich einem neuen Kampfe mit dem überlegenen Feinde nicht gewachsen fühlte. Nach einigen Nachrichten gingen die preußischen Regimenter, im Gefühl ihrer Schwache, ohne erhaltenen Befehl zurück, während der Herzog mit dem Feldherrn Ziethen einen neuen Angriff verabredete. Dieser unglückliche Tag, an welchem das preußische Heer durch einen Verlust von 6200 Todten und Verwundeten u. 3600 Gefangenen aufs Höchste geschwächt wurde, hemte auch die kriegerische Laufbahn des Herzogs. Er gerieth am zweiten Tage nach der Schlacht in östreichische Gefangenschaft, als er in der ersten Frühe bei Mondschein ausritt, um die feindlichen Stellungen zu besichtigen. Da er keine Bedeckung mitgenommen hatte, so vermuthete man allgemein, er habe, um sich dem ersten Zorn des Königs zu entziehen, absichtlich die Gefangenschaft erwählt. Er wurde nach Wien geführt und der Kaiserin Maria Theresia, seiner Verwandtin, vorgestellt, die ihm im folgenden Jahr 1758, als man sich über die Bedingungen seiner Auswechslung nicht vereinigen konte *), ohne Ersatz die Freiheit wiedergab. Friedrich II., geschlagenen Feldherrn abhold, verlieh ihm kein neues Kommando im Felde und ließ ihn nach der ihm anvertrauten Festung Stettin abgehen. Der Herzog verlebte hier mehre Jahre des 7jährigen Krieges, zwar entfernt von dem Schauplatze der Hauptbegebenheiten, aber darum nicht unthätig für den Vortheil des Königs, indem er nichts von dem unterließ, was die gefahrvolle Lage Stettins in der Nähe der schwedischen und russischen Heere erfoderte. Die Festung blieb im Laufe des ganzen 7jährigen Krieges unangegriffen. Der Herzog erhielt am 28. Februar 1759 seine höchste militärische Beförderung zum General der Infanterie, und berichtigte in einer Zusammenkunft mit dem Fürsten Wolkonsky, am 16. März 1762, zu Stargard, den zwischen Preußen und Rußland geschlossenen Waffenstillstand. In eben diesem Jahr erschien er mit Ruhm noch einmal im Felde. Er führte die in Pommern gestandenen Regimenter nach Schlesien und erhielt während der Belagerung von Schweidnitz durch die Preußen, den Oberbefehl über ein bedeutendes Corps, welches bei Reichenbach, zwischen der östreichischen Armee und Schweidnitz, von der Armee des Königs abgesondert, aufgestellt war. Der Feldmarschall Daun beschloß dieses Corps von allen Seiten anzugreifen und zu vernichten, ehe ihm der König zu Hilfe kommen könte. Man hoffte die Scene von Maxen zu erneuern. Vier Heerhaufen, unter den Feldherrn Lascy, O'Donel, Beck und St. Ignon griffen den Herzog am 16. August 1762 zu gleicher Zeit von vorn, auf beiden Flügeln und im Rücken an. Er zeigte sich hier als großer Feldherr, ließ die Feinde ungestört die preußische Bagage plündern und antwortete denen, die sie vertheidigen wollten: „Wenn wir geschlagen werden, so dürften wir in unserer Lage schwerlich etwas von der Bagage retten, siegen wir aber, so soll sie bald wieder unser seyn." Diesem Grundsatz gemäß, boten die Preußen ungetrent dem Feinde von allen Seiten die Stirn, und rechneten auf die Hilfe des Königs. Bald eilte auch die preußische Reiterei unter dem Prinzen von Wirtemberg herbei, welchem der König mit einem Theil der Infanterie folgte. Noch vor seiner Antunft aber waren die Östreicher mit einem Verlust von einigen Tausenden gänzlich aus dem Felde geschlagen, 44 Kanonen und 9 Fahnen fielen in die Hande der Sieger, die von ihrem Gepäck nur einen geringen Theil vermißten. Nach dieser ruhmvollen Waffenthat befehligte der Herzog die Preußen in Schlesien und deckte Lausitz bis zum Hubertsburger Frieden. Er ging darauf in sein Gouvernement zurück, welches er auch während des baierischen Erbfolgekrieges nicht verließ, da er schon die Schwachen des Alters fühlte. Er starb zu Stettin in der Frühe des 2. Augusts 1782 unvermält, und erhielt ein feierliches Leichenbegängniß. Er war von sehr hohem Wuchs, so daß er für einen der längsten Männer im preußischen Heer galt, und hatte eine sehr militärische Haltung. Krieger aus innerster Neigung der Sele, war er zugleich wissenschaftlich gebildeter

*) Man wollte ihn östreichischer Seits als kommandirenden Oberfeldherrn, preußischer Seits aber nach seinem eigentlichen militärischen Range, nur als Generallieutenant betrachter wissen.

Digitized by Google

Feldherr und ein sehr tüchtiger praktischer Soldat; nur hätte er, nach der Meinung Einiger, mehr Vertrauen auf sich selbst besitzen sollen **). (*Re e.*)

BEVERNEGEN, eine Stadt im preuß. Regirungsbezirk Minden, Kreis Höxter, liegt (Br. 51° 40′ 5″ L. 27° 0′ 45″), an dem Einflusse der Bever in die Weser, ist ummauert, hat 3 Thore, 2 Wasserpforten, 1 Kirche, 1 Knaben- und 1 Mädchenschule, 1 Armenhaus, 1 Synagoge, 1 königl. Domäne, 1 Rathhaus, 1 Brauhaus, und 19 Brunnen, ist aber ein schmutziger Ort mit engen, wenn schon gepflasterten Straßen, 245 Häus., 13 Scheunen, und 1817. 1592 Einw., worunter 175 Juden. Die Nahrung besteht in Ackerbau und Viehzucht, in der Brauerei mit 9 Pfannen, in der Brennerei mit 10 Blasen, und in bürgerlichen Gewerben mit 49 Kaufleuten und Krämern und 165 Handwerkern, worunter 17 Leinweber und 11 Weißgerber. Eine Rothgerberei verarbeitet 700 bis 800 größere und 1600 kleinere Häute; die Seifensiederei liefert 8 Zntr. Seife, die Papiermühle 180 Ballen. Zum Handel liegt der Ort vortreflich, und für die Produkte Paderborns als Korn, Leinwand, Eisen und Holz ist es ein Stapelplatz, doch könte der Handel weit blühender seyn. An der Weserschiffahrt nehmen 4 Schiffer mit eben so vielen Bullen Theil. Es werden 3 Kram- und 1 Viehmarkt gehalten. Eine hier hervorsprudelnde Salzquelle ist zu geringhaltig und wird nicht benutzt. (*Hassel.*)

BEVERNINGK (**Hieronymus van**), ein großer holländischer Diplomat und Statsmann, lebte in den blühendsten Zeiten des Stats, in der Mitte des 17. Jahrh. Er wurde in Gouda 1614 geb. Im J. 1651 nahm er als Deputirter dieser Stadt zu den holländischen Staten Antheil an der großen Versamlung (S. Art. **van Beuningen**). De Witt, der als Rathpensionär die Republik durch sein Genie, wie Perikles und die frühern Medicis regirte, vertraute Beverningk den größten Antheil in der schwierigen Unterhandlung mit Cromwel, dessen Politik die Entfernung des Oranischen Hauses von der Leitung des niederländischen States verlangte. Freilich war dies auch der Wunsch de Witts, aber die Liebe zu jenem Hause war zu stark in der Nation, um dessen Ausschließung bei den Generalstaten durchzusetzen; da aber Cromwel seine Lieblingsidee, die Coalition, oder enge Vereinigung beider (damaliger) Republiken wegen des allgemeinen Widerwillens dagegen in Holland, hatte aufgeben müssen, und jetzt den Frieden durchaus weigerte, wenn der damals vierjährige Wilhelm III. nicht wenigstens für immer aus der Regirung der Provinz Holland geschlossen würde, so setzte de Witt diesen Punkt ohne die Generalstaten durch, freilich gegen die Utrechter Vereinigung, welche Friedensverhandlungen und Traktaten nur dieser Behörde zuerkant hatte. Beverningk hatte den meisten Antheil an dieser Verhandlung, worüber die Provinz Friesland ihn zur Strafe foderte. Doch Holland, welches keinen Statthalter wollte, beschützte seinen Gesandten, und erhob ihn sogar zum Schatzmeister der Union, welches Amt er bis 1665 verwaltete. Im folgenden Jahre schloß er eine Allianz zu Kleve mit dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, gegen den Bischof von Münster, damals Feind der Republik, und war im J. 1667 einer der Unterhändler zu Breda, welche den Frieden mit England nach dem uti possidetis, zu Stande brachten, die Republik verlor dabei Neu-Niederland (Neuyork), doch gewann sie Surinam. Auffallend hiebei ist die Äußerung des französischen Gesandten d'Estrades, als sey Beverningk, dessen Unterhandlungen dem Oranischen Hause bisher so schädlich waren, „ein Diener des Kurfürsten von Brandenburg und jenem Hause sehr ergeben gewesen." Freilich liebte Beverningk, wie de Witt, van Beuningen und andere edle Männer der aristokratischen Partei sein Vaterland über alles, und hatte vielen Antheil an dem Aachner Frieden von 1668, mit welchem die lange Fehde zwischen Ludwigs XIV. Herrschsucht und der ihr durchaus entgegengesetzten Republik anfing. Im J. 1670, da der Krieg schon drohte, bereitete Beverningk als Gesandter zu Madrid die Allianz mit Spanien vor, die nachher so vieles zur Rettung der Republik beitrug. Als nun die Franzosen, nach der Eroberung dreier Provinzen, auch Holland bedrohten, mußte Beverningk einen Separatfrieden mit zwei englischen Gesandten, Buckingham und Arlington, einleiten, welcher aber damals nicht gelang. Auch die erste Unterhandlung mit Frankreich zu Köln (im J. 1673), wozu Beverningk als Gesandter abgeschickt wurde, hatte keine Folgen, indem Frankreich die vorzüglichsten Festungen, und die Südgränze der Republik verlangte. Doch Beverningk und seine Kollegen hatten indessen mit zwei andern Feinden des States, dem Bischof von Münster und dem Kurfürsten von Köln einen sehr vortheilhaften Frieden bewirkt. Im J. 1675 waren die nämlichen Abgeordneten zu Nymegen beisammen; die Unterhandlung, wobei fast ganz Europa befriedigt werden sollte, währte drei Jahre, und man kann nicht leugnen, daß Beverningk, der sehr auf Separatfrieden drang, wobei Holland nichts verlor, mehr das Interesse seines Vaterlandes, als das Wohl Europens und die Ehre der Republik, die ihre treuen Bundesgenossen im Stiche ließ, beherzigte; daß also Frankreich, gerade durch diesen Frieden, den Gipfel seiner Macht, und das Vermögen erreichte, Europa noch drei Jahrzehnte hindurch zu beunruhigen. Beverningk, der bei dieser Gelegenheit sehr gegen Spanien eiferte, kam dabei in die Gunst Ludwigs XIV. Doch Geschenke nahm der ehrliche Republikaner, den d'Estrades schon im J. 1665 für unbestechlich erklärt hatte, nicht an. Er genoß seitdem der Ruhe, und starb im J. 1690 †). (*v. Kampen.*)

BEVERSTEDT, ein Flecken im Herzogthum Bremen mit einer Kirche, zu welcher eins der größten Kirch-

**) Vgl. sein Leben (mit seinem Bildniß) in dem berliner militärischen Kalender auf das Jahr 1793, welches zwar nicht genügt, aber doch die in König's biographischem Lexicon der preußischen Helden und Militärpersonen Th. 1. S. 220 — 222 enthaltenen Nachrichten entbehrlich macht. Außerdem die Geschichten des 7jährigen Kriegs von Tempelhoff u. a.

†) Lettres d'Estrades, T. VII. p. 141. 168. 174. *Thurloe's* Papers, Vol. I. p. 309. 369. Vol. II. p. 7. 454. Actes de la Paix de Nimègue p. 407. Brieven van de Witt III. D. bl. 310. Temple Memoirs (holl. Übers.) S. 540—542. *Wicquefort* Traité de l'Ambassadeur T. II. p. 443. *Bayle* Dict. (1730) T. I. p. 545. *Wagenaer* Vaderl. Historie XII. XIII. XIV. XVI. B. (auf mehren Stellen) Leven van Nederl. Mannen en Vrouwen IV. D. p. 198 219.

Digitized by Google

spiele auf dem Lande in dieser Provinz gehört, auch de Sitz eines nach ihm genanten mit Civil- und Criminaljurisdiction versehenen adeligen Gerichts, worunter das Kirchspiel Beverstedt selbst, und die benachbarten Kirchspiele Berhövede, Lockstedt, Kirchwistedt und Kuhstedt gehören. Es ist daher von ziemlichem Umfange; es wird begränzt, im O. vom Amte Bremervörde, im N. vom A. Bederkese, im W. vom Vielande, und den Ämtern Stotel und Hagen, und im S. vom Amte Osterholz und dem adeligen Gerichte Hanstedt. Mit dem Gerichte ist seit vielen Jahren die ehemalige Amtsschreiberei Beverstedter Mühle, vereinigt *). (*Schlichthorst.*)

BEVERWYK, Marktfl. im Distr. Haarlem der niederländ. Prov. Nordholland, am Wyker Meere, einem Theile des Y, ist gut gebaut, hat 1 Kirche, 1 Hospital, 430 Häus. und 1639 Einw., die sich hauptsächlich mit der Gärtnerei und Viehzucht beschäftigen. (*Hassel.*)

BEVERWYK (Joh.), am 7. Nov. 1594 zu Dordrecht geboren, ein bekanter medizinischer Schriftsteller und Statsbeamter seines Vaterlandes, dem er als Abgeordneter in der Ständeversamlung diente. Er starb 1647 am 19. Januar. Berühmt wurde seine Epistolica quaestio de vitae termino fatali, an mobili. Dordr. 1634. LB. 1636. 39. 51. 4. Er untersucht hierin die Frage, ob man sein Lebensende verkürzen oder verlängern könne. Eine Lobschrift auf das weibliche Geschlecht: de excellentia feminei sexus. Dordr. 1636. 12., war eigentlich der Anna Maria Schurmann zu Ehren geschrieben. Montanus elenchomenos. Dordr. 1639. 12., ist eine Ehrenrettung der Medizin gegen Montaigne. Ferner schrieb er 1642 eine interessante Abhandlung über die holländischen Arzneimittel, worin er zu beweisen suchte, daß jedes Land reich genug sey, um das Leben und die Gesundheit seiner Bewohner zu bewahren. Dieses Werkchen erschien auch unter dem Titel: Introductio ad medicinam indigenam. Leidae 1663, und wurde zugleich außer Holland rühmlich bekant. Schat der gesondheyd. 1656. ist ein sehr bekantes Buch, welches in mehre Sprachen übersetzt ist, und einen Inbegriff der ganzen Medizin enthält. Endlich ist sein Buch: de calculo renum et vesicae. LB. 1638. eine nützliche Compilation. (*Gittermann* u. *Sprengel.*)

BEVILAQUA, Stammort der Familie Bevilaqua, im lombardisch-venetianischen Reich, Deleg. Verona, am Flüßchen Rabiosa, unweit Legnago. (*Röder.*)

Bevilaqua, Lor. u. Sim. s. Abstemius.

BEVÖLKERUNG, (statistisch und politisch.) I. Von der Volksmenge ist die Bevölkerung verschieden, wie von dem Raume die Geschwindigkeit, wie die einzele Größe von dem Verhältniß. In der Bevölkerung drückt sich die Dichtigkeit aus, mit welcher ein Theil der Erde bewohnt ist; sie ist das Verhältniß der Menschenmenge zu dem Raume, auf dem sie angesidelt ist, welches, nach bekanter Weise, durch die Formel $B = \frac{M}{R}$ bezeichnet werden kann. Wie die Bevölkerung gleicher Räume um so größer ist, je mehr die auf ihnen befindl. Menschenzahl beträgt, so ist sie auch, wenn die letztere gleich bleibt, desto höher, je kleiner der bewohnte Raum ist. Die Bevölkerung wird nach dem gewöhnlichen größten Flächenmaße, in Teutschland also nach der geographischen Geviertmeile bestimt, und dadurch, wenn es einmal bekant ist, die Mühe erspart, in jenem Verhältniß den Nenner immer von Neuem anzugeben. Da in einerlei, oder gleichgroßen Ländern, Bezirken ꝛc. die Bevölkerung mit der Volksmenge steigt und fällt, so können beide Ausdrücke vielfältig für einander gebraucht werden, und der Sprachgebrauch thut dies auch gern, wo er fühlt, daß das Unterscheidende beider Begriffe ohne Einfluß ist. Bei der Berechnung, die blos in der Division d. Volksmenge durch die Zahl der Geviertmeilen besteht, ist nur dies zu bemerken, daß man auf diesem Wege von einem größern Lande zwar ein Durchschnittsverhältniß im Ganzen, aber keine gerade in den einzelen Gegenden richtige, eine Vorstellung von den Nahrungsverhältnissen gewährende Angabe erhalte, während dagegen eine solche Angabe von einem kleinen Bezirke keinen Schluß auf das Ganze zuläßt. Am meisten würde man fehlen, wenn man die Bevölkerung des Bezirks, in dem sich eine große Stadt befindet, z. B. die Grafschaft Middleser oder das Departement der Seine zu irgend einer Richtschnur nähme.

II. Als Stoff für die nachherigen Betrachtungen folgen hier die Bevölkerungszahlen der europäischen Staten und einzeler Theile derselben, nach den neuesten Angaben berechnet.

Menschen auf 1 □Meile.	Land.
33	in Island.
218	Schweden und Norwegen.
268	Grafschaft Sutherland (schottisches Hochland).
393	— Roß (schottisches Hochland).
475	Europäisches Rußland.
540	Grafschaft Argyle (schottisches Hochland).
640	Wallis (England).
724	Europäische Türkei.
1000	Dalmatien (östr. Kaiserthum).
1010	Jütland (Dänemark).
1150	Glarus, Kanton.
1240	Landschaft Drenthe (Niederlande).
1244	Spanien.
1270	Pommern (preuß. Provinz).
1290	Schottland.
1300	Westpreußen (Provinz).
1310	Tirol.
1320	Ungern und Siebenbürgen.
1390	Ostpreußen (Provinz).
1630	Posen (Prov.)
1668	Isarkreis (Baiern.)
1720	Oldenburg.
1730	Mecklenburg-Schwerin.
1750	Bern, Kanton.
1860	Hanover (Königreich).
1870	Illyrien (Östreich).
1880	Schweiz.
1890	Brandenburg (Prov.).
1900	Portugal.
1910	Steiermark (Östreich).
1950	Northumberland (engl. Grafschaft).
2083	Lincoln (engl. Grafschaft).

*) Pratje Herzogth. Br. und Verden III. 1 fgg.

Digitized by Google

Menschen auf 1 □Meile.	Land.
2218	Preußischer Stat.
2270	Holstein (Dänemark).
2300	Östreich ob der Ens.
2350	Östreichischer Stat.
2390	Seeland (Dänemark).
2400	Gallizien (Östreich).
2600	Baiern.
2640	Schwarzburg-Rudolstadt.
2660	Kurhessen.
2680	Meiningen.
2750	Sachsen (Preuß. Provinz).
2850	Frankreich.
2860	Schlesien (Provinz).
2890	Nassau.
2950	Östreich unter der Ens.
2966	Cork (Irländische Grafschaft).
2980	Westfalen (Prov.).
3000	Weimar. Kirchenstat.
3020	Großh. Hessen. Toscana.
3110	Sardinischer Stat.
3140	Britisches Reich in Europa.
3150	Mähren.
3240	Neapel und Sicilien. Irland.
3340	Gotha.
3440	Böhmen.
3500	Oxford (Engl. Grafsch.).
3670	Baden.
3761	Clydesdale (Schott. Niederland).
3880	York (Engl. Grafsch.).
3920	England.
3930	Wirtemberg. Sachsen.
4125	Modena.
4220	Basel.
4284	Nottingham (Engl. Grafsch.).
4410	Niederrhein (Preuß. Prov.).
4780	Niederlande.
4920	Lombardisch-venezianisches Königreich.
5200	Appenzell (Kanton).
5238	Warwick (Engl. Grafschaft).
5420	Hennegau (Niederlande). Clackmann (Grafsch. im schott. Niederland).
6020	Jülich-Cleve-Berg (Preuß. Provinz).
6200	Lucca.
7630	Westflandern (Niederlande).
8290	Düsseldorf (Preuß. Regirungsbezirk).
13,330	Malta.

In den vereinigten Staten von Nordamerika, nach Bristed und Seybert:

13	Missuri	Westliche Landschaften.
16	Illinois	
21	Mississippi	
22	Alabama	
30	Ohio	
48	Indiana.	
85	Ganzer Statenverein.	
585	Neu-York.	
720	Delaware.	
910	Rhode-Island	Östliche Landschaften.
1160	Connecticut	
1340	Massachusets	

Der Anblick dieser großen Verschiedenheit würde schon, wenn auch nicht die hohe praktische Wichtigkeit für die Statsverwaltung hinzukäme, zu der Untersuchung auffodern, von welchen Umständen die Bevölkerung bedingt werde.

III. Während die Alten in der Lehre, wie in der Ausübung, eine nahe Gränze angenommen zu haben scheinen, über welche hinaus die anwachsende Bevölkerung den Stat nur schwächen und gefährden könne [1]), hat man in neuerer Zeit wenig an die Möglichkeit eines Übermaßes gedacht. Ob zwar Einzele an die Gefahr desselben erinnerten, so hielt man sie doch in größeren Staten für so entfernt, daß man dadurch sich nicht abhalten lassen wollte, mancherlei künstliche Beförderungsmittel der Bevölkerung eifrig anzuwenden, weil man in der Zunahme derselben das sicherste Kenzeichen des Gedeihens aller Statsanstalten, eines blühenden Zustandes der bürgerl. Gesellschaft zu finden meinte [2]). Hiezu kam die Erwägung, daß mit der Bevölkerung zugleich die streitbare Mannschaft wachse, und der Fehlschluß, daß der Ertrag der Steuern ebenfalls mit der Zahl der Köpfe in Verhältniß stehe [3]). Allmälig wurde erkant, daß wenigstens alle künstlichen Mittel höchst entbehrlich sind, weil einer der stärksten Naturtriebe schon von selbst die Menschenmenge zu vermehren strebt [4]). Der Britte Malthus ging noch weiter, und bekämpfte die frühern Irrthümer, indem er selbst in die entgegengesetzte Einseitigkeit fiel (vgl. den Artikel **Armenpolizei**). Seine Lehre, welche große Aufmerksamkeit erregt und nicht minder lebhafte Vertheidiger als Widersacher gefunden hat, besteht wesentlich aus folgenden Hauptgedanken:

1) Die Erfahrung zeigt, daß unter günstigen Umständen die Volksmenge sich in kurzer Zeit verdoppeln kann. Sie würde daher, wenn der Geschlechtstrieb ungehindert wirken könte, in der geometrischen Reihe 1, 2, 4, 8, 16.... zunehmen.

2) Dagegen ist die Menge der Nahrungsmittel durch besseren Anbau des Bodens bei weitem nicht in gleichem Grade vermehrbar, und es ist schon viel, wenn wir annehmen, daß sie sich in der arithmetischen Reihe 1, 2, 3, 4, 5.... vergrößern lasse.

3) Da nun durch die vorhandene Nahrung die Menschenmenge, welche sich erhalten kann, nothwendig bedingt wird, so ist eine, dies Gleichgewicht überschreitende Vermehrung der Menschen fruchtlos, und die Gesellschaft steht stets in der Gefahr, dieses schädliche Misverhältniß (Übervölkerung) eintreten zu sehen, welches sich im-

1) Auch ohne Beziehung auf den Flächenraum wurde eine große Volksmenge, wegen der Schwierigkeit, sie gut zu regiren, für nachtheilig gehalten. 2) Aristoteles erörtert dies im 4. Kap. des 7. B. seiner Politik. 3) Platon will in seinem idealischen State gerade 5040 Bürger, wegen der großen Theilbarkeit dieser Zahl. 4) Vgl. z. B. Gr. v. Soden, Nationalökon. 1. Bd. S. 175. fg.

Digitized by Google

mer durch vergrößerte Sterblichkeit, vorzüglich der Kinder in den untern Ständen, wieder aufhebt.

4) Es läßt sich zeigen, daß in jedem Volke entweder freiwillige Enthaltsamkeit, äußere Erschwerungen des Heirathens, Klima ꝛc. die Menge der Zeugungen bis zum Ebenmaße mit den jedesmaligen Erzeugnissen von Lebensmitteln beschränken müssen, oder daß durch Kriege, Laster, Seuchen, Hunger ꝛc. der Überfluß von Gebornen wieder zu Grunde gebt.

5) Daher ist seltneres Heirathen aus freiwilliger Entsagung das einzige zureichende Mittel gegen ein Übel, welches durch andere wohlgemeinte Maßregeln nur noch vergrößert wird.

Was in diesen Sätzen Übertriebenes ist, haben neuere Forscher mit Glück berichtigt [5]). Malthus hat besonders in England heftige Gegner gefunden, wie Gray, Purves [6]) u. A. Seine Anhänger werden dort Subsistenzialisten, seine Gegner Populationisten genant.

IV. Die Menschen begehren im Allgemeinen so lebhaft die Genüsse des häuslichen Lebens, die ihnen der Eintritt in die Ehe bereitet, daß sie sich zu diesem drängen, so lange sie die Aussicht haben, eine Familie ernähren zu können. Einzele Ausnahmen von dieser Erfahrungsregel kommen nicht in Betracht, wenn es sich um die Gesamtwirkung handelt. Der Bevölkerungsgrad in jedem gegebenen Falle ist daher aus der Stärke der Hindernisse zu erklären, welche den Spielraum jenes Triebes mehr oder weniger beengten, und es kann zu nichts führen, auszurechnen, wie schnell ohne alle Hindernisse die Vermehrung erfolgen würde; unter gleicher Voraussetzung würde ein einziges Getreidekorn, ein paar Hausthiere sich in noch viel schnellerem Fortgange vervielfachen. Allerdings würde die Quantität Lebensmittel, welche mit dem größten Fleiße der ganzen Erde abzugewinnen ist, eine unübersteigliche Schranke der Bevölkerung bilden, aber es ist füglich zu bezweifeln, ob diese einer solchen Schranke je nahe wird kommen können. So lange aber noch ein Land, ein Bezirk dem andern seinen Überfluß von Lebensmitteln mittheilen kann, ist es möglich, daß die Bevölkerung über die güterzeugenden Kräfte des eigenen Bodens hinaus anwachse, und durch Arbeit verschiedener Art Zufuhr von Nahrung zu Wege gebracht werde, obgleich die größere Unsicherheit eines solchen Unterhaltes nicht in Abrede zu stellen ist.

Bei Jäger-, Fischer- und Hirtenvölkern, deren Gewerbewesen nothwendig noch in der Kindheit ist, kann die Menschenmenge unmittelbar an die, durch das Erzeugniß von Lebensmitteln gesetzte Gränze anstoßen; die Ergiebigkeit der Beschäftigung, welche alle treiben müssen, um sich zu erhalten, läßt sich hier durch Kunst wenig oder gar nicht erhöhen, auch kann in diesem Zustande die Bevölkerung nur sehr niedrig seyn. Die von Malthus gesammelten Nachrichten geben hierüber anschauliche Überzeugung. Das Verhältniß ändert sich, wenn die Bedürfnisse der Gesellschaft mannigfaltiger, und zu ihrer vollständigeren Befriedigung die Arbeiten getheilt werden, so daß mehre Stände in der Gesellschaft auseinander treten. Die Landbauenden ernähren von dem Überschusse, der ihnen nach Abzug der eignen Verzehrung von ihrem Erzeugniß bleibt, die übrigen Klassen, indem sie ihnen denselben verkaufen. Der Preis, den sie dafür lösen, ermuntert sie, wenn er hoch ist, den Boden fleißiger anzubauen, um mehr Lebensmittel zu Markt bringen zu können. Über das eigne Bedürfniß hinaus wird der Landbau, wie ein anderes Gewerbe, des Gewinnes willen getrieben; sein Erzeugniß bleibt daher schon weit unter dem überhaupt möglichen Umfang zurück, wenn es an vermögenden Käufern fehlt, um alles, was man hervorbringen könte, mit Nutzen abzusetzen. Auf Fähigkeit zu kaufen, d. i. auf das Einkommen der nicht mit dem Landbau beschäftigten Klassen komt es also vorzüglich an, um so mehr da, wenn die Nachfrage darnach den Preis der Nahrungsmittel erhöht, alsbald auch Einfuhr von außen dem Bedürfniß entgegen komt. Weit öfter, als durch die Unmöglichkeit, die Lebensmittel schnell genug zu vermehren, steht darum die Bevölkerung still, weil sich für eine größere Anzahl von Menschen keine Gelegenheit zum Erwerbe zeigt. Zu einer fortwährenden Vermehrung wird erfodert, daß das gesamte Einkommen des Volkes sich zweckmäßig vertheile, damit von der einen Seite Kapital daran gewendet wird, eine größere Zahl von Arbeitern in Thätigkeit zu setzen, und von der andern Seite das auf diese Weise vermehrte Erzeugniß auch Käufer findet, welche das dazu verwendete Kapital wieder erstatten. Die Größe des reinen Nationaleinkommens und die Art seiner Vertheilung unter die verschiedenen Glieder der Gesellschaft bedingt in den meisten Fällen die Zunahme der Bevölkerung, obschon den Einzelen dies Verhältniß im Großen nicht bekant zu seyn pflegt, sondern nur die nächste Erscheinung, Niedrigkeit des Arbeitslohnes und Mangel an Unterkunft, ihnen vor Augen steht. Selbst wenn der Absatz von Erzeugnissen des Gewerbfleißes noch große Erweiterung zuließe, so würde doch die Volksmenge nicht schneller als das gesamte Kapital wachsen können.

V. Hieraus erklären sich leicht die mannigfaltigen Erscheinungen, von denen nur einige zur Anwendung der obigen Sätze ausgehoben werden sollen.

1) Große Menschenverluste, durch Kriege, Seuchen ꝛc. bewirkt, ersetzen sich bekantlich schnell wieder, wenn nur die Kapitalien bleiben, weil die stärkere Nachfrage nach Menschen den Arbeitslohn erhöht und die Ehen vermehrt. Dies beweist in unsern Tagen Frankreich.

2) Solche Länder, die viel Getreide zur Ausfuhr übrig haben, sind nicht stark bevölkert; nicht die landbauende, sondern die in der Fabrikation (den Gewerken) und dem Handel beschäftigte Klasse bewirkt hohe Bevölkerung. Wenn nur überhaupt viel Einkommen erworben wird, so können, mit Hilfe der Zufuhr, auf unwirthbaren Gebirgen mehr Menschen Unterhalt finden, als in fruchtbaren Ebenen; man vergleiche z. B. Appenzell mit den Ostseeprovinzen Preußens.

3) Warme Länder können höhere Bevölkerung haben als kältere, sowol darum, weil dort weniger Land zum Waldgrund nöthig und der Boden ergiebiger ist, als

5) Vorzügl. Storch, II. B. S. 392. der teutschen Übersetzung, — und *Simonde*, nouveaux principes d'économie politique, II, 266. 6) Gray versus Malthus. The principles of population and production investigated etc. London, 1818.

Digitized by Google

auch, weil die Bedürfnisse einfacher sind und die Landleute einen kleinern Überschuß über ihren eigenen Verbrauch zu verkaufen brauchen. Daher steht Neapel dem weit gewerbfleißigern England und Mähren nahe. Die Lombardei verdankt aber doch ihre Blüthe den vielen Gewerken, deren Mangel, aus welchen Ursachen er herrühre, Länder wie Portugal und Ungern hinter viel weniger gesegneten zurück bleiben läßt.

4) Länder, in denen weder gute Gelegenheit zu Gewerksbetrieb, noch auch Ergiebigkeit des Bodens besteht, müssen die unterste Stelle einnehmen. Beides, hohe und niedrige Bevölkerung kann sowol von gewerblichen als von natürlichen Ursachen herrühren, und die erstern können wieder, wie in der Türkei und bisher in Spanien, von den fehlerhaften Statseinrichtungen herrühren.

5) Kolonien haben, so lange die Bodenerzeugnisse im Ausland vortheilhaft abgesetzt werden können, äußerst schnellen Anwachs der Bevölkerung, dagegen sind sie, wenn dieser Absatz so weit getrieben worden ist, daß er keine Erweiterung mehr gestattet, einem Stillstande ausgesetzt, wofern nicht allmälig Fabrikationszweige in ihnen einheimisch werden. Die Volksmenge der vereinigten nordamerikanischen Staten hat sich beinahe in 17 Jahren verdoppelt, da sie 1800 nur 5,303,000, 1817 aber 10,405,000 betrug; indeß erfolgte in den westlichen Gebieten der Zuwachs viel schneller als in den östlichen, schon länger angebauten und bevölkerten; er betrug in 10 Jahren

in Indiana	800 Prozente der bisherigen Bevölkerung.
Illinois	700
Missuri	600
Ohio	180
Mississippi	160
Louisiana	150
Neu-York	44
Virginien	20

6) Wo die Umstände günstig sind, da erfolgt die Vermehrung mehr durch häufigere und fruchtbarere Ehen bei geringerer Sterblichkeit, als durch Einwanderungen. Dies erhellet z. B. aus folgender Zusammenstellung. A enthält daß Verhältniß der Geburten zu den Todesfällen, B von wieviel Lebenden im Durchschnitt einer stirbt, und C auf wie viel Lebende eine Geburt komt.

	A.	B.	C.
in Europa	100 : 77	36	28
in den vereinigten Staten	100 : 48	40	19
in den gesundesten Theilen derf.	100 : 44	56	17

dagegen betrug von 1795 — 1815 die Zahl der Einwandernden in Nordamerika jährl. nur 5000.

In Südafrika kann man auf jede Ehe bei den Kolonisten 10 Kinder rechnen [7]).

VI. Die alte, öfter verneinte als bejahte Frage, ob ein Land zu viel Einwohner haben könne, ist, wenn man gegebene Umstände zu Grunde legt, allerdings zu bejahen. Bei einer bestimten Ausdehnung der Betriebsamkeit, bei einer gewissen Größe des Kapitals, kann auch nur eine gewisse Zahl von Menschen Unterhalt finden. Eine Störung dieses Gleichmaßes nent man Übervölkerung; sie kann mit gleichem Rechte Nahrungslosigkeit heißen, weil es bei einem Misverhältnisse gleich viel ist, ob wir das eine Glied gegen das andere als zu groß, oder das andere als zu klein ansehen wollen. Doch ist der Begriff von Übervölkerung nicht im strengen Wortverstande zu fassen, weil, wenn wirklich mehr Menschen vorhanden wären, als die Unterhaltsmittel reichten, der Überschuß sofort auswandre oder zufolge der strengen Mittel, mit denen die Natur die Verletzung ihrer Gesetze bestraft, zu Grunde gehen müßte; wir haben unter jenem Ausdrucke nur einen solchen Zustand zu denken, in welchem die Bevölkerung nahe an der, durch gegebene Verhältnisse bestimten Gränze steht, und die Vorläufer jener Übel, häufigere Armuth, Entbehrung, größere Sterblichkeit der arbeitenden Klasse, zum Vorschein kommen. Dies Misverhältniß rühret weniger aus einer ungewöhnlichen schnellen Mehrung der Menschen, als aus einer Lähmung des Gewerbwesens her, wobei in der Hervorbringung, oder in der Vertheilung des Vermögens eine solche Änderung vorgeht, daß ein Theil der bisherigen Nahrungsquellen versiegt. Die Verheerungen des Kriegs hinterlassen leicht dieselbe Folge, auch der Wechsel in den Handelsverhältnissen kann für ein Land diese Wirkung haben. Eine Abhilfe ist von Auswanderungen nur in geringem Maße zu erwarten, wenn nicht gerade denen, die zunächst leiden, fremder Beistand dazu geleistet wird; das beste Gegenmittel, wo es möglich ist, besteht darin, daß vereinte Kraft und Einsicht neue Wege des Erwerbes ausfindet und gangbar macht.

VII. Den Zwecken des States ist hohe Bevölkerung allein, ohne eine verhältnißmäßige Ausdehnung des Gewerbwesens, nicht günstig. Einer darbenden, aller Genuß- und Bildungsmittel sowol für sich, als für die Jugend beraubten Mehrzahl ist eine geringere Anzahl von Bürgern, die sorglos den Lohn ihres Fleißes ernten, und ein tüchtiges Geschlecht in ihren Kindern auferziehen, vorzuziehen. Es liegt dem State daran, daß jene harten Heilmittel der Natur nicht nöthig werden, daß nicht Hunger, Seuchen, ungesunde Beschäftigungen, Kriege, Aussetzung der Kinder und andre Übel die zu üppig heranwachsende Bevölkerung niederzumähen brauchen, daß vielmehr nur soviele Menschen ins Daseyn gerufen werden, als das Maß der Unterhaltsmittel rathsam macht. Es werden daher zuvörderst manche, sonst gebräuchliche Mittel, wie die Belohnung solcher Ältern, welche viele Kinder haben, die Belastung des ehelosen Standes, die Erschwerung des Auswanderns, die Anlockung zum Einwandern u. dgl., aufgegeben werden müssen. Wenn die Regirung den Bürgern zur Eröffnung neuer Erwerbsmittel beisteht, so kann dies nur für die Gegenwart dem Misverhältniß steuern, es wird dasselbe sicher nur auf ein späteres Geschlecht hinausschieben, weil dadurch nur eine größere Ermunterung zum Heirathen entsteht und die Erweiterung der Gewerbe nicht immer fortgesetzt werden kann. Die einzige Bedingung, unter welcher das Gleichgewicht zwischen der Volksmenge und den Erwerbswegen

7) Bristed, Hilfsquellen der vereinigten Staten, S. 26 — 31. d. teutschen Übers. — Lichtenstein, Reise, I. 180.

Digitized by Google

dauernd erhalten werden kann, besteht folglich darin, daß nur eine angemessene Zahl neuer Ehen geschlossen werde. Das scheinbare Harte dieses Satzes liegt nothwendig in dem Verhältniß der Menschen zur Erde; auch wird er im gemeinen Leben, obwol mit schmerzlichen Gefühlen, meistens anerkant. Wo aber die besonnene Vorsicht, das Pflichtgefühl, welches verbietet, ohne Wahrscheinlichkeit des Auskommens eine Familie zu stiften, wo auch Sitten, Gewohnheiten, Einrichtungen (z. B. Hindernisse der unbegränzten Zerstückelung alles Grundeigenthums) nicht darauf hinzielen, da kann die Regirung nur schwer und näherungsweise für diesen Zweck wirken; indeß hat schon die Gemeinde, die ihre Armen ernähren muß, das Recht zu fodern, daß wie bei einer einwandernden, so auch bei einer erst zu stiftenden Familie ihr Rechenschaft abgelegt werde über die Aussicht, die neuen Bürger durch Renten, Gewinn oder Arbeitslohn unterhalten zu können.

VIII. Die Bevölkerung allein kann demnach keineswegs als ein sicherer Maßstab des Wohlstandes, der Macht und Blüthe eines States genommen werden. Erst dann wäre dies gestattet, wenn die Volksmenge auch mit dem ganzen Volkseinkommen (dessen Ausmittelung äußerst schwer ist) verglichen werden könnte, und der Antheil, der von diesem Einkommen auf jeden Einzelen fällt, sich zugleich als beträchtlich zeigte *). (*K. H. Rau.*)

BEWÄSSERUNG. Wasser und Kohlensäure sind sehr wahrscheinlich die einzigen Nahrungsmittel, welche von den Gewächsen aus Luft und Boden aufgenommen und durch Zersetzung in die verschiedenen Gebilde derselben verwandelt werden; das Wasser ist aber um so dringenderes Bedürfniß, weil die Kohlensäure hauptsächlich mit ihm verbunden aus dem Boden in die Pflanzen übergeht. Die Menge Wasser, welche zur Ernährung jedes Gewächses erfodert wird, ist indeß sehr verschieden, in einer Abstufung, die von Callitriche, Nymphaea, Lemna u. a. bis zu Sedum acre und ähnliche reicht, die ihren ganzen Wasserbedarf aus der Luft schöpfen können. Das Bewässern der Ländereien im Großen, wie das Begießen im Kleinen, im Gartenbau, ist daher ein sehr wesentliches Beförderungsmittel des Wachsthums. Selbst auf Sandstrecken, die gar keinen pflanzlichen und thierischen Moder (Humus) enthalten, läßt sich durch das Bewässern eine üppige Begrasung hervorbringen; noch wirksamer wird dasselbe auf einem Boden, der entweder natürlichen Reichthum von Moder hat, oder zugleich durch Düngung künstlich befruchtet wird. Zur Erzeugung einer großen Menge reifer Samen würde indeß, weil diese vielen Kohlenstoff zu ihrer Bildung erfodern, die bloße Bewässerung auf einem armen Boden nicht so zureichend seyn, als zur Gewinnung eines beträchtlichen Vorraths von Stengeln und Blättern, besonders der Gräser. Im Klima Teutschlands bedürfen nur die Wiesen der Bewässerung, welche aber auch das sicherste Mittel ist, den Ertrag derselben um vieles zu erhöhen. In wärmeren Ländern trocknet die von keinem Regen gekühlte Sommerhitze den Boden aus, daß auch Feld- und Gartenfrüchte in den meisten Gegenden ohne Wässerung nicht gedeihen können, und von der Kunst, mit welcher diese betrieben wird, die Ernährung, der Reichthum, selbst die Anmuth des Landes großentheils abhängt.

Wie der schlammreiche Nil schon in früher Zeit zur Bewässerung diente, wie Assyrien seine fast unglaubliche Fruchtbarkeit dem, künstlich verbreiteten Wasser des Euphrat und Tigris verdankte, ist schon aus Herodot bekant [1]). Auch die Römer bewässerten Feld und Garten:

> — Deinde satis fluvium inducit rivosque sequentes,
> Et cum exustus ager morientibus aestuat herbis,
> Ecce supercilio clivosi tramitis undam
> Elicit — [2]).

Cato unterscheidet 9 Klassen des Bodens und räumt darin dem Wässergarten die zweite Stelle ein [3]). Bei Hierapolis in Asien wurde warmes Quellwasser zum Wässern verwendet [4]). — In keinem Lande wird jedoch soviel Kunst und Eifer auf die Bewässerung gewendet, als in Persien, wo auch besondre Beamte (Mirab) in jeder Provinz, mit vielen Untergebenen, über die genaue Vertheilung des Wassers an alle Berechtigte Aufsicht halten [5]); gleichwol haben die bürgerlichen Kriege dieses Landes die Wässerungsanstalten dergestalt zerstört, daß eine Menge von Quellen wegen nachlässiger Behandlung sich verloren haben, blos in der Provinz Tauris 400 in 80 Jahren, wodurch die Fruchtbarkeit des außerdem sehr trocknen Bodens bedeutend abgenommen hat [6]). Ähnliche Ordnung und Hochschätzung der Bewässerung ist in Spanien zu finden; die Zeit, während jedes Grundstück das Wasse erhält, ist genau bestimt; hohe Preise werden bisweilen für dasselbe bezahlt, die Einweihung einer neuen Quelle als Volksfest gefeiert [7]). Hier, in der Lombardei, in den Morgenländern ist es der Reisbau, der die sorgfältigste Bewässerung in Anspruch nimt. Die Erfahrungen dieser Länder, die Beispiele einzeler Gegenden im nördl. Europa und Amerika, haben zu dem patriotischen Wunsch und Vorschlag geführt, daß auch in unsern Staten für bessere Benutzung des Wassers gesorgt werden möge, durch Gesetze, Aufseher und Bauwerke auf gemeinschaftliche Kosten [8]). Welche Erhöhung des Bodenertrages auf diese Weise bewirkt werden könte, ist leicht daraus zu bemessen, daß durch gute Wässerung ohne Schwierigkeit zweischürige Wiesen in dreischürige verwandelt werden können.

Das Flußwasser ist wirksamer als das Quellwasser, wegen der Schlammtheile, die es mit sich führt, und je mehr diese betragen, desto mehr nützt es, weil in diesem Falle zugleich eine Düngung Statt findet [9]). Wasser,

*) In med. politischer Hinsicht ist der Art. Fortpflanzung zu vergleichen. (*H.*)

1) II, 193. 2) *Virgil.* Georg. I. v. 105. sq. 3) *Varro*, de re rust. I, 7. 4) *Ulpian.* in L. 1. §. 13. Dig. de aqua quotid. und *Brisson.* de verb. sign. s. v. *aqua*. 5) *Chardin*, voyage, IV, 221. Amsterd. 1711. 6) *Tavernier*, Six voyages, I, 416. Paris, 1692. — Die Gegend um das alte Basra ist eine Wüste geworden, weil der Kanal Pallakopas verfallen ist; Niebuhr, Reise. II, 223—25. 7) Fischer, Gemälde von Valencia, I, 71. 180. Leipzig, 1803. 8) *Tatham*, national irrigation, London, 1801, im Auszuge in Hüttners engl. Misc. III, 1. 43. *Bonstetten's* pensées sur divers objets de bien publ. S. 44. fg. Genève, 1815. 9) Daher ist in Persien Quellwasser wohlfeiler zu haben. Chardin, Tavernier.

Digitized by Google

welches lange gestanden, oder schon über viele Grundstücke gelaufen ist, gewährt geringeren Nutzen.

Die Herbeischaffung des Wassers geschieht am einfachsten, wenn es die Örtlichkeit gestattet, durch Ableitung aus einem Bache, Flusse, oder Auffangung einer Quelle. Genauere Untersuchung der höhern und tiefern Stellen einer Gegend wird häufig die Möglichkeit zeigen, ohne künstliche Mittel, blos vermittelst des natürlichen Gefälles, Wasser auf ein Grundstück zu führen; nur müssen, wenn ein Fluß langsam fällt, die Zuleitungsgräben oft ziemlich weit oben von ihm ausgehen. Laufen sie über durchlassenden Boden, z. B. Sand, weg, so muß ihnen wenigstens durch einen Lehmbeschlag Haltung gegeben werden. Durch Schleusen oder kleinere Schützen, deren Größe sich nach der Wassermenge des Flusses richtet, wird dieser unterhalb eines jeden Zuleitungsgrabens angeschwellt; ähnliche Vorrichtungen an verschiedenen Stellen des Haupt- und der Neben-Gräben dienen dazu, das Wasser beliebig zum Eintritt in jeden Theil des Grundstückes zu nöthigen. Sind tiefere Stellen im Wege, so kann das Wasser in hölzernen, auf Pfählen ruhenden Leitungen, oder auf Dämmen von Lehm, deren Wände mit Rasen belegt werden, und die etwa noch oben eine Rinne von Bohlen oder Steinen erhalten können, über sie weg geführt werden. In hölzernen Rinnen läßt sich auch ein Graben quer über einen andern wegleiten; die Ufer des untern erhalten dazu eine Versetzung mit Bohlen [10]). Unterirdische Wasserleitungen, bei uns blos für Berg- und Hüttenwerke gebräuchlich, sind in Persien häufig erbaut, um Quellwasser, zumal von den Anhöhen, in die niedern Gegenden zu bringen und zu verbreiten. Sie heißen Kerises, Karazes, und haben gewöhnlich 8—9′ Tiefe bei 2—3′ Breite. Blos in Chorasan sollen vor Alters 42,000 solcher Stollen gewesen seyn; ihre Anzahl hat sich aber beträchtlich verringert [11]).

Wasserbehälter können in mehrfacher Hinsicht bei Bewässerungsanlagen nützlich werden; theils sammeln sie einen Vorrath für die Jahrszeit, wo der Wasserzufluß aufhört, wie die spanischen Norias, von denen manche durch ihre Größe Erstaunen erregen; theils nehmen sie die kleinen Quellwasser auf, die zu einer ununterbrochenen Bewässerung nicht zureichen würden, und machen es möglich, in zweckmäßiger Abwechselung die Grundstücke zu befeuchten und wieder abtrocknen zu lassen. Hiezu kommt, daß sie Gelegenheit geben, dem Wasser mit Mist, Jauche u. s. w. eine weit kräftigere Wirksamkeit mitzutheilen. Die letztern Gründe machen die kleinern Wässerweiher sehr empfehlenswerth. Ein französischer und ein schweizerischer Landmann haben sinnreiche Vorrichtungen erdacht, um das Öffnen und Schließen der Behälter, statt daß es von Menschen geschehen muß, durch das Laufen des Wassers selbst zu bewirken [12]).

Ländereien, die entweder gar nicht oder nur mit unverhältnißmäßigem Kostenaufwande durch bloße Wasserleitungen zu bewässern sind, bedürfen eines Wasserhebemittels. Eine große Mannigfaltigkeit von Maschinen ist in verschiedenen Ländern für diesen Zweck in Anwendung gekommen. Ein Eimer, an einem Seile von dem einen Ende eines Balkens herabhängend, der wie ein Wagbalken in einem senkrechten Pfosten befestigt ist, wird in Ägypten durch ein, am andern Ende angebrachtes Gewicht, in Ostindien durch einen darauf stehenden Menschen, herauf gezogen [13]); Ochsen, eine kleine Erhöhung hinabgehend, ziehen den Wassereimer an einem, um eine große Rolle geschlungenen Seile, auf welches sich noch Jemand setzt, in Persien [14]). Weit vorzüglicher ist das in Ägypten und Spanien übliche Schöpfwerk mit irdenen Krügen, die an einem, oben um ein Rad laufenden Seile befestigt sind, und mit demselben durch das Wasser gehen. Die Welle des Rades wird durch ein Getriebe und einen Göpel (Erdwinde) von Ochsen umgedreht. Die Krüge ergießen sich in einen Trog [15]). Dieses Werk, wie das Paternosterwerk, welches die Chinesen beim Reisbau gebrauchen [16]) hebt auf beträchtliche Höhe; für geringere ist genügend das hohle, mit Öffnungen an Stirn und Seite versehene, gleichfalls mit einem Göpel verbundene Rad [17]), und das mit Eimern besetzte Schöpfrad, wie es zwischen Nürnberg und Bamberg an der Regnitz in Gebrauch ist. Das letztere ist um so vorzüglicher, da es, mit schief eingesetzten Schaufeln quer in den Fluß gestellt werden kann und dann die Anschwellung durch ein Wehr nicht mehr nöthig hat [18]). Bei stehenden Wasserbehältern müßte es gleichfalls durch Windflügel, Thierkräfte ꝛc. bewegt werden. Sonst bietet die Maschinenlehre noch viele andere Wasserhebungsmittel dar, unter denen der, von Montgolfier und Argand erfundene hydraulische Widder (bélier hydraulique) sich durch Einfachheit und Wirksamkeit auszeichnet [19]).

Die Anwendung des Wassers kann auf mehrfache Weise geschehen:

1) Die Überstauung, indem ein ganz horizontal liegendes, mit Dämmen umschlossenes Grundstück ganz unter Wasser gesetzt wird. Dies Verfahren gestattet den vollständigsten Niederschlag des Schlammes, erfodert aber auch, weil der Boden innig vom Wasser durchdrungen wird, eine größere Menge desselben, und könte, zu lange fortgesetzt, die Pflanzen tödten und in Fäulniß bringen. Ein solches Übermaß der Nässe ist auf solchem Boden, der wegen seiner thonigen oder steinigen Beschaffenheit den

10) Zeichnungen zu den hiezu erfoderlichen Einrichtungen finden sich unter andern in den Annalen des Ackerbaus, 1805. November. I. 11) *Chardin*, IV, 218. Vgl. Ritter, Erdkunde, II, 103. 12) Ökonom. Hefte, Sept. 1804, VII. — Wochenblatt des landw. Vereins in Baiern, Jahrg. 4. (18¾), Seite 241. fg.

13) *Norden*, Voyage d'Egypte. Tab. XL. — *Sonnerat* Voyage aux Indes orient. I, 107. Tab. 23. Paris, 1782. Vielleicht waren die in Assyrien üblichen Pumpen, Brunnenschwengel (κηλωνεια) Herodots I, 193. von dieser Art. 14) Chardin, a. a. O. 15) *Norden*, Tab. X. XL. LIII. — Niebuhr, I, 148. Taf. XV. Fig. I. — *Maillet*, description de l'Egypte, S. 6*. Nach diesem Schriftsteller sind dort wol 50,000, oder vielleicht doppelt so viele Ochsen hiezu in Bewegung. 16) *Du Halde* II, 80. der teutschen Übers. — Leonhardi, Beschreibung zweier chines. Maschinen zur Bewässerung, Leipz. 1798. 17) *Norden*, Tab. LIII. Niebuhr, a. a. O. fig. 3. 18) In genanter Gegend steigt der Mittelertrag des bair. Morgens (3 bair. M. = 4 preuß.) Wiese bei 3 Schnitten auf 60 Centner, der Preis auf 800—1000 Fl. 19) Vgl. z. B. Poppe Lehrbuch der Maschinenkunde. S. 191. fg. Tübingen, 1821.

Digitized by Google

Abzug in die Tiefe verhindert, am leichtesten zu besorgen. Es muß dafür gesorgt werden, daß das Wasser, wenn es lange genug gestanden hat, schnell in den geöffneten Abzugsgraben weggeführt wird. Im Herbst und Frühling ist die günstigste Zeit zur Überstauung; im Sommer darf sie nur mit Vorsicht, nach der ersten Heuernte angewendet werden.

2) Die Berieselung bei welcher das Wasser über die etwas geneigte Fläche des Grundstückes langsam hinabläuft. Wenn hiebei die Benetzung des Bodens und der Gewächse in gleicher Zeit schwächer, also auch die Wirksamkeit des ganzen Verfahrens geringer ist, so gewährt dasselbe dagegen den großen Vortheil, daß man zu jeder Zeit ohne Gefahr für den Pflanzenwuchs und die Zuträglichkeit des Futters dem schädlichen Einfluß der trockenen Witterung widerstehen und die Gewächse frisch erhalten kann. Die Berieselung darf im Herbst und Frühling am anhaltendsten seyn, sie läßt sich aber auch den Sommer hindurch fortsetzen, wenn man nur dazwischen zum Abtrocknen Zeit läßt, und während der Hitze nur Nachts wässert. Das Wasser wird durch größere und kleinere Gräben, nach dem Abhange des Grundstückes gezogen, in diesem verbreitet, und in Rinnen (Grippen) geführt, aus denen es übertretend sich auf die zu berieselnde Fläche vertheilt. Die Anlegung dieser Rinnen muß mit Rücksicht auf die Oberfläche des Landes geschehen, dergestalt, daß jeder Abhang durch einen, auf der Höhe fortgeleiteten Graben Wasser erhält, solche Höhen aber, auf die man kein Wasser bringen kann, umgangen werden. Beispiele von solchen Anlagen findet man in Thaer's Grundsätzen der rationellen Landwirthschaft [20]). Eine ganz wagerechte Fläche wird am besten berieselt, wenn man sie in Beete legt, die im Verhältniß ihrer Höhe sehr breit, also wenig geneigt sind. Da läuft die Wassergrippe auf dem Rücken jedes Beetes hin, und ergießt sich in die Abhänge auf beiden Seiten. Die Stelle der Furche nimt der zum Auffangen und Fortführen des Wassers bestimte Graben ein. Nicht blos auf den lombardischen Winterwiesen (marcite) [21]), sondern auch hin und wieder in Teutschland ist diese Einrichtung anzutreffen. Damit das Wasser nicht in den tiefern Stellen stehen bleibe, muß mit der Berieselung zugleich die Vorrichtung zum Abwässern verbunden werden. Viele kleine Auffangerinnen führen das Wasser größern Gräben zu, von denen es entweder einer tiefer liegenden Wässerwiese, oder dem nahen Bache, Flusse, Teiche ꝛc. zugeleitet wird.

Thäler in Gebirgsgegenden lassen sich mit den wenigsten Kosten am vollkommensten berieseln, weil bei dem starken Gefälle der zahlreichen Bäche die Zu- und Ableitungsgraben sehr kurz seyn dürfen.

3) Die Bewässerung der Gärten und Felder in den wärmeren Ländern geschieht so, daß das Wasser in Gräben durch die Grundstücke geleitet und angeschwellt wird, damit es sich nach den Seiten hin in die Erde ziehen kann. Die Gräben müssen zu diesem Ende nahe an einander angebracht werden; so läuft z. B. in Portugal um eden Obstbaum einer. Jedes Grundstück empfängt das Wasser durch einen Seitengraben von dem Hauptkanal; die Zeit, während welcher es einfließt, wird genau beobachtet, in Persien vermittelst einer Schale von dünnem Blech, die auf das Wasser gesetzt wird, und sich nach bestimter Frist durch eine ganz kleine Öffnung soweit anfüllt, daß sie niedersinkt [22]). Schon in Spanien ist der Wasserdiebstahl trotz der strengen Strafe häufig.

Weitere Belehrung bietet vor Allem das schon angeführte Thaersche Werk. Vgl. noch Meyer, über die Anlage der Bewässerungswiesen, in den Annalen der niedersächs. Landw., II. B. 3. St. und Bürgers a. Lehrbuch, II, 104—110. (*K. H. Rau.*)

Bewaldrechten, s. Holzbereitung.

BEWDLEY, eine Stadt in der britischen Shire Worcester in England an der Severn, mit einer schönen Kirche und mehren Bethäusern der Dissenters, 644 Häuser und 3454 Einw., die Mützen verfertigen, feine Hornarbeiten liefern, 1 Wochen- und 3 Jahrmärkte halten, und mit Salz, Malz, Leder und Eisenwaren handeln. Sie ist ein Borough, der 1 Dep. zum Parl. sendet. Heinrich VII. erbaute hier einen Pallast für seinen Sohn Arthur. (*Hassel.*)

BEWEGLICHE SACHEN sind im teutschen Rechte dieselben, welche auch im gemeinen Civilrechte dahin gerechnet werden, welche daher a) ihrer Natur nach es sind (Moventien) also unbeschadet ihrer Substanz von einem Orte zum andern gebracht werden können, oder b) welche rechtlich als bewegliche erklärt sind, d. h. alle Rechte und Foderungen, welche bewegliche Sachen zum Gegenstande haben, oder in den Gesetzen selbst ausdrücklich als beweglich erklärt sind, z. B. dingliche und persönliche Klagen, welche bewegliche Sachen zum Gegenstande haben. Nach teutschem Rechte entstehen aber Modifikationen und besondere Bestimmungen; die Abtheilung von beweglich und unbeweglich ist hier schon nicht gleichbedeutend mit der gemeinrechtlichen Abtheilung in res mobiles und immobiles, sondern steht im Zusammenhang mit den Begriffen von Erb- und Stammgut. In sofern als Habe (auch fahrende Habe genant, im Gegensatze von Gut genommen, welches unbewegliches Vermögen bezeichnet) bewegliches Vermögen bedeuten soll [1]), bezog sich ihr Unterschied vom Habe und Gut 1) auf den Charakter des echten Eigenthums, in sofern die Trennung eines vorzugsweisen feierlich zu erwerbenden durch Volksrecht geschützten Eigenthums (wie einst dominium quiritarium) von einem abgeleiteten Eigenthum nur bei unbeweglichen Sachen Statt fand; 2) auf die Veräußerungsbefugnisse, in sofern Eigen nur mit der nächsten Erben Laub veräußert werden konte, während über Habe frei verfügt wurde [2]); 3) auf die Erwerbsbefugnisse, in sofern die Habe von jeder Person, da auch kein Volksrecht durch die gewöhnlichen anerkanten Erwerbsarten erworben werden konte, und es zur Erwerbung nur der Erwerbung der Gewehre bedurfte [3]). In solchen Beziehungen wurden auch der Natur nach be-

20) 3. B. Taf. VIII — XI. 21) Bürger, Lehrb. der Landwirthsch. II. 106. 110.

22) Chardin, a. a. O.

1) z. B. Urkunde in *Tolner* Cod. dipl. p. 104. 2) Sachsenspiegel I, 29. 34. 52. 3) Eichhorn's Staats- und Rechtsgeschichte §. 358.

Digitized by Google

wegliche Sachen den unbeweglichen beigezählt, d. h. nicht nach den Grundsätzen von beweglichen Sachen behandelt; in sofern waren z. B. Kleinodien, unverwirktes Gold und Silber zu den unbeweglichen Sachen gezählt[4]), was vorzüglich bei der Erbfolge von Bedeutung wurde. Bei einigen Gegenständen bestimte der Gebrauch ihre Natur; in sofern werden Kure zu den unbeweglichen, die Ausbeute zu den beweglichen Sachen gerechnet[5]). Je mehr sich das Vermögen an beweglichen Sachen vermehrte, je mehr an einigen Orten der Satz galt, daß der überlebende Ehegatte Erbe aller Mobilien wurde, desto mehr wurde es wichtig, genau zu bestimmen, was zu den beweglichen (oder wie's in den niederrheinischen Gegenden heißt, zum Gereidegut) gezählt werden durfte; in dieser Beziehung, und in Ansehung auf Gütergemeinschaft und Retrakt kommen daher in den Land- und Stadtrechten[6]) genauere Aufzählungen der beweglichen und unbeweglichen Sachen vor. Auch in Ansehung der Formen der Testamente wurde die Abtheilung wichtig[7]), nur muß man sich hüten zu glauben, daß schon im Mittelalter eine gleichförmige Ansicht darüber, was zur fahrenden Habe gehörte, in ganz Teutschland sich gebildet hätte, und daß dasjenige, was nach einigen Partikularrechten als unbeweglich betrachtet wird, wenn von bestimten Rechtsverhältnissen die Rede ist, z. B. von Erbfolge, als unbeweglich auch allgemein und in allen übrigen Rechtsverhältnissen betrachtet werden dürfte. So sagen selbst Landesgesetze[8]), daß es anders auf dieser, anders auf der andern Seite des Rheins gehalten werde. Wenn daher z. B. in den kölnischen Statuten[9]) in Erbungsfällen bei Kauf- und Handelsleuten Waren und Güter, die in ihre Handlung und Gewerb einschlagen, oder bei Schiffern ihre Schiffe und Geräthe für unbeweglich zu achten sind, so folgt daraus nicht, daß diese Gegenstände auch in den übrigen Rechtsverhältnissen als unbeweglich gelten. In diesem Sinn sind Handelsgüter in Frankfurt bei Erbschaften unbeweglich und z. B. bei Verpfändung beweglich[10]). Mit Unrecht hat man daher aus dem Satze: was die Fakel verzehrt, ist Fahrniß[11]) eine gemeine Regel machen und beweisen wollen, daß Häuser nach teutschem Rechte zu den beweglichen Sachen überhaupt gezählt worden seyen; es beweiset vielmehr der Satz nur, daß in einigen Gegenden, z. B. in Hessen, in Wirtemberg, in Erbfällen die Häuser nicht demjenigen zufielen, der sonst die unbeweglichen Sachen erbte, sondern demjenigen zugewiesen wurden, der das Gereide oder bewegliche Vermögen bekam[12]). (*Muttermaier.*)

4) Schwabenspiegel cap. 268. 270. Augsburg. Stadtr. von 1273 bei Walch. Verm. Beitr. IV. Thl. S. 257. Urk. von 1415 in Mon. boic. Vol. III. p. 213. 5) Curtius sächs. Civilr. II. Thl. §. 400. 6) z. B. köln. Rechtsordn. Tit. II. §. 3. Tit. VIII. Berg und Jülich Rechtsord. cap. 95. Trier Landr. Tit. VII. Aachner Stat. in Nappii Chronic. S. 137. f. nach mein Lehrbuch des teutschen Privatr. §. 193. 7) z. B. köln. Stadtrecht Art. 2. Daniels von den Testamenten. S. 50. 8) Hessische Gerichtsordnung von 1497. cap. XXXIII. 9) Rechtsordn. Tit. 8. §. 8. 10) Orth's Anmerk. zur Frankf. Ref. 1. Forts. S. 231. 11) S. Lit. und Stetten in meinem Lehrbuch des Privatr. §. 193. ***) 12) S. über Unterschiede *P. Voet* de distinct. rerum immobil. et mobil. Ultraject. 1666. *Rheden* de differ. bon. mobil. et immobil. Brem. 1713.

BEWEGUNG. Wir handeln unter diesem Artikel von einer im Verstande denkbaren Erscheinung rein mathematisch*), also wie von einem Gegenstande der reinen Mathematik, die sich ihre Gegenstände selbst schafft, ohne sinnlicher Wahrnehmungen zu bedürfen. Die Gegenstände der Mechanik sind Raum und was der Raum ausfüllt: das Bewegliche im Raume (Materie, Masse, Körper); das Bewegende, was Ortsänderung, Bewegung, hervorzubringen strebt, oder wirklich hervorbringt: die Kraft; Größe einer Ortsänderung in Vergleichung mit der zugehörigen Zeit: Geschwindigkeit; und Größe der Geschwindigkeit in Bezug auf bestimte Kräfte und Massen: Wirkung, Effekt hervorgebrachter Bewegung.

Mannigfaltig ist die Bewegung eines Punkts in Bezug auf die damit verbundene Zeit; sie heißt gleichförmig, wenn der Punkt in gleichen Zeittheilchen, so klein solche immer genommen seyn mögen, gleiche Räume durchläuft; sonst ungleichförmig.

Der Raum, welchen ein Punkt mit gleichförmiger Bewegung in einer bestimten Zeit durchläuft, heißt seine Geschwindigkeit. Die Zeiteinheit ist gewöhnlich eine Secunde. Ist also c die Geschwindigkeit, S der mit dieser Geschwindigkeit in t Sec. durchlaufene Raum, so hat man für gleichförmige Bewegung

$$\text{I.}\quad S = t.c$$

Bei der ungleichförmigen Bewegung können sehr unregelmäßig abwechselnde Geschwindigkeiten vorkommen, von welchen aber hier in Aufsuchung allgemeiner Bewegungsgesetze nicht die Rede seyn kann. Es wird hier zunächst die gleichförmig-beschleunigte und gleichförmig-verzögerte Bewegung betrachtet. Bei ersterer nimt die Geschwindigkeit in gleichen Zeiten gleichviel zu, bei letzterer gleichviel ab. Es kommen aber auch Fälle vor, wo weder die Zunahme noch die Abnahme der Geschwindigkeit in gleichen Zeiten gleich groß ist, wo aber doch ein bestimtes Gesetz der Zu- und Abnahme Statt findet. In solchen Fällen ist also die ungleichförmig-beschleunigte Bewegung sowol, als die ungleichförmig-verzögerte allgemeinen mechanischen Gesetzen unterworfen.

Die gleichförmig beschleunigte oder verzögerte Bewegung ist nothwendiger Erfolg absoluter unveränderlicher Kräfte (s. d. Art. Kraft).

Der Raum, den ein Punkt vermöge einer solchen Kraft in der 1. Sec. durchläuft, sey = k, die am Ende dieser Bewegung erlangte Geschwindigkeit = c, so ist vermöge der Natur dieser Bewegung, weil die Geschwindigkeit mit den Zeittheilchen in gleichem arithmetischen Verhältnisse wächst, die mittlere während der ersten Sec. nothwendig = ½c, so daß mit der Geschw. ½c in der 1. Sec. gleichfalls der Raum k durchlaufen werden würde. Demnach müßte der Punkt, wenn er durchaus von Anfang an die Geschwindigkeit c hätte, in der 1. Sec. den Raum 2.k durchlaufen. Bezeichnen wir also die,

*) In philosoph. und physikal. Hinsicht, s. Raum u. Zeit. wie auch Trägheit.

Digitized by Google

der Zeit proportional bleibende, Geschwindigkeit für den Augenblick am Ende von t Secunden mit C, so ist für die gleichförmig-beschleunigte Bewegung

II. $C = t.c = 2tk$

Der in t Sec. durchlaufene Raum sey = S, so gehört zur Differentialänderung der Zeit d t die des Raums d S, und es ist vermöge (I.) auch

III. $dS = C.dt$

Also wegen (II.) $dS = 2tk.dt$; demnach

IV. $S = t^2.k$

und V. $t = \sqrt{\frac{S}{k}}$; daher in (II.) $C = 2k.\sqrt{\frac{S}{k}}$

oder VI. $C = 2.\sqrt{kS}$

und VII. $S = \frac{C^2}{4k}$

Wird daher ein Punkt mit einer bestimten Geschw. C in Bewegung gesetzt, und wirkt eine der Richtung dieser Bewegung entgegengesetzte absolute unveränderliche Kraft in ihn, so nimt die Geschwindigkeit C von Augenblick zu Augenblick ab, bis sie = o wird. Die hiezu erfoderliche Zeit ist (II.) $t = \frac{C}{2k}$, wo uns k für die wirkende Kraft gegeben seyn muß; und der in dieser Zeit durchlaufene Raum, an dessen Ende der Punkt seine Bewegung fortzusetzen aufhört, ist (VII.) $S = \frac{C^2}{4k}$. Hat dieser Punkt in seiner Bewegung den Raum s durchlaufen, so ist ihm noch der Weg S — s zur Vollendung seiner Bewegung übrig. Hat er also an dieser Stelle, am Ende von s, noch eine Geschwindigkeit c, so ist $S - s = \frac{c^2}{4k}$, und

VIII. $c = \sqrt{4k.(S-s)}$

auch

IX. $s = S - \frac{c^2}{4k}$; X. $S = s + \frac{c^2}{4k}$

Aber vorhin war $S = \frac{C^2}{4k}$, folglich auch

XI. $C = \sqrt{(4ks + c^2)}$. XII. $c = \sqrt{(C^2 - 4ks)}$

In (VIII — XII.) ist die Bewegung des Punkts eine gleichförmig-verzögerte.

Wir wollen uns als allgemeines Maß aller absoluten Kräfte eine Kraft denken, für welche k = 15,09 Paris. Fuß oder = 15,625 rhl. F. sey, und wollen diesen bestimten Werth mit g bezeichnen; auch wollen wir die so bestimte absolute Kraft die Schwerkraft nennen (s. d. Art. Kraft), so gelten alle die vorstehenden Formeln für die Schwerkraft, wenn wir darin g statt k schreiben. Da uns die Schwerkraft als Einheit für jede andere absolute Kraft gelten soll, so wollen wir sie d. h. den momentanen Eindruck, den sie in jedem Augenblick in einem von ihr getriebenen Punkt macht, = 1 setzen, und dann jede andere unveränderliche absolute Kraft durch φ ausdrücken. Wird nun der in der Zeit t vermöge der Schwerkraft von einem Punkte durchlaufene Raum mit h, der in derselben Zeit vermöge der Kraft φ (die = ½ oder = $\frac{1}{10}$ oder = 2 oder = 3 etc. seyn könte) durchlaufene mit S bezeichnet, so hat man

XIII. $S : h = \varphi : 1$

Ändert sich die Zeit t um irgend ein kleines Theilchen, z. B. um $\frac{1}{1000}$ Sec., wofür wir allgemein $\triangle t$ setzen wollen, so daß $t + \triangle t$ aus t wird, so muß sich auch S um einen gewissen Theil ändern, den wir gleichfalls durch $\triangle S$ ausdrücken wollen, so daß $S + \triangle S$ aus S wird; und nothwendig bleibt auch noch $\triangle S : \triangle h = \varphi : 1$, so lange wir unveränderliche Kräfte voraussetzen.

Wir können uns aber die in den Punkt wirkende Kraft auch als stetig veränderlich denken; unter dieser Voraussetzung wollen wir f statt φ gebrauchen. Jetzt findet die Proportion (XIII.) nicht mehr Statt, und selbst die Proportion $\triangle S : \triangle h = f : 1$, die sich zwar der Wahrheit sehr nähert, wenn sie sich auf äußerst kleine Zeitänderungen (z. B. auf $\frac{1}{1000}$ Sec.) bezieht, wird nur dann in aller Strenge richtig, wenn wir sie durch Differentialänderungen ausdrücken. Daher erhalten wir

XIV. $dS : dh = f : 1$

oder $f = \frac{dS}{dh}$

Auch haben wir jetzt f.g statt k, und aus (VI.) $dC = 2.d\sqrt{kS}$, oder

XV. $dC = (2\sqrt{fg}).d\sqrt{S}$

Auch aus (II.)

XVI. $dC = 2fg.dt$

Die Formel (XIV.) bezieht sich auf gleiche Zeittheilchen, d. h. wenn ein Punkt von der Schwerkraft getrieben in der Zeit t den Raum h, und von einer veränderlichen Kraft f getrieben in derselben Zeit t den Raum S durchlaufen soll, so muß $f = \frac{dS}{dh}$ seyn.

Man kann aber auch die Voraussetzung zum Grunde legen, daß sich die durchlaufenen Räume S und h auf erlangte gleichgroße Geschwindigkeiten beziehen sollen. Für diese Voraussetzung wird aus (XIII.) $2\sqrt{\varphi}.gS = 2\sqrt{gh}$, oder $\varphi S = h$ und $\varphi = \frac{h}{S}$

und so auch $\varphi = \frac{\triangle h}{\triangle S}$; aber für veränderliche Kräfte müssen die Änderungen auf Differentialänderungen beschränkt werden, und es wird für solche

XVII. $f = \frac{dh}{dS}$

in Bezug auf gleiche Geschwindigkeit.

Alle diese Formeln (XIV — XVII.) gründen sich auf (XIII.). Man könte nun noch fragen, ob nicht statt (XIII.) z. B. $S : h = \varphi^2 : 1$, oder $S : h = \varphi^3 : 1$ u. dgl. gesetzt werden könne? In der That enthält XIII. nichts anders als eine Erklärung der Art, wie wir das Verhältniß absoluter Kräfte gegen einander ausdrücken. Wenn nämlich im Falle verhinderter Bewegung (durch entgegengesetzten Widerstand) der von einer angebrachten Kraft entstehende Druck eines Punkts doppelt so groß ist, als der von der Schwerkraft bewirkte, so sind wir berechtigt, für jeden Eindruck der Schwerkraft allemal zwei dergleichen Eindrücke der Kraft φ anzunehmen, wovon jeder bei entstehender Bewegung dasselbe bewirken muß, was die Schwere bewirkt; für jede einfache Orts-

Digitized by Google

änderung des Punkts bei den Eindrücken der Schwerkraft müssen also 2 dergleichen Ortsänderungen bei den Eindrücken der Kraft φ erfolgen. Hievon ist (XIII.) eine unmittelbare Folge. Die Anwendbarkeit des Satzes fodert also weiter nichts, als daß wir in vorkommenden Fällen den Werth von φ in der Anwendung auf einen Körper aus Vergleichung der bewegenden Kräfte (s. Kraft) ableiten. Ist die von der Schwerkraft herrührende bewegende Kraft eines Körpers $= p$, die von einer andern φ herrührende bei demselben Körper $= \pi$, so hat man $\varphi : 1 = \pi : p$, oder

$$\text{XVIII. } \varphi = \frac{\pi}{p}$$

Wird diese Gleichung noch mit den bisherigen verbunden, so erhellet die Nothwendigkeit von XIII, aus der dann die XIV — XVII. nothwendige Folgen sind. Da auf diesen Sätzen die ganze Mechanik beruht, so dürfen wir hier nichts unbemerkt lassen, was etwa noch dagegen erinnert werden zu können scheinen möchte. Es sey nämlich $\frac{\pi}{p} = n$, so daß n Eindrücke der Kraft φ gegen einen einfachen Eindruck der Schwerkraft in Rechnung kommen, so könte man noch fragen, ob diese n Eindrücke nicht auch nach einander in dem Zeittheilchen dt erfolgen könten. Bezeichnen wir jetzt ein einzeles solches Zeittheilchen mit $d\tau$, so wird $dt = n \cdot d\tau$, und $t = n\tau$, also nach (III.) $dS = C \cdot n \cdot d\tau$ und wegen (II.) $dS = 2tk \cdot dt = 2n\tau k \cdot n \cdot d\tau = 2n^2k \cdot \tau \cdot d\tau$; folglich $S = n^2k \cdot \tau^2$. Für die Schwerkraft wäre $n = 1$, also $h = k \cdot \tau^2$, und

$$S : h = n^2 : 1 = \varphi^2 : 1 \text{ (statt XIII.)}$$

Daher dann auch

$$dC = 2f^2 gdt \text{ (statt XVI.)}$$

Hiemit wäre aber zugleich die Voraussetzung verbunden, daß die Bewegung durch dS beschleunigt wäre, daß also dt ein Zeittheilchen wäre, worin Änderungen der Geschwindigkeit Statt fänden, welches geradezu gegen den Begriff von dt streitet. Es läßt sich also $\varphi : 1$ nicht als das Verhältniß nach einander folgender Eindrücke, sondern nur als Verhältnißzahl für die Größe gleichzeitiger momentaner Eindrücke ansehen. Wie andere Schriftsteller hierüber gedacht haben, s. *Dan. Bernoulli* in Comment. Acad. Petrop. T. I. p. 127. *Euleri* Mech. T. I. §. 146 sqq. Kästner's höh. Mech. S. 87. Wir können also alle vorstehende Ausdrücke als streng erwiesene rein mathematische Sätze ansehen, zumal wenn wir hiemit noch den Artikel Kraft verbinden.

Übrigens beruht aber diese rein mathematische Darstellung auf der Voraussetzung, daß nicht nur die Bewegung stetig sey wie die Zeit, sondern auch daß jede Kraft stetig wirke, so daß kein Zeittheilchen denkbar sey, in welchem die absolute Kraft keinen neuen Eindruck in den bewegten Punkt mache. Ob es dergleichen in der Natur wirklich gebe, gehört nicht hieher, weil hier nur von der Bewegung und den Gesetzen der Bewegung die Rede ist, welche eintreten müssen, wofern diese Stetigkeit Statt hat. So ist also hier eigentlich nur hypothetische Nothwendigkeit von (XIII.) und den daraus abgeleiteten Sätzen bewiesen. Über diesen Punkt sind andere Schriftsteller ganz weggegangen, und haben eben darum, wie es uns dünkt, die Nothwendigkeit von (XIII.) und den folgenden Sätzen in Bezug auf Kräfte in der Natur, keinesweges gegen Bernoulli, der sie zu den zufälligen Wahrheiten zählt, vollständig bewiesen. S. mehr gedachten Art. Kraft. (*Langsdorf.*)

Bewegungsmoment (Grösse der Bewegung, Gewalt), s. Kraft.

BEWEGUNG. In der Musik wird der Ausdruck Bewegung in zweierlei verschiedenem Sinne gebraucht.

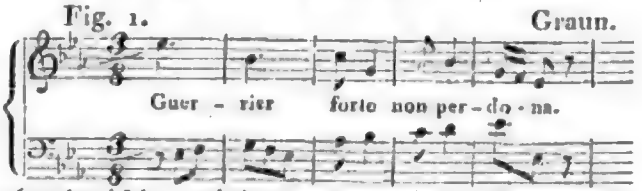
I. Einmal versteht man darunter zuweilen eben das, was man sonst auch Zeitmaß oder Tempo nent, und sagt z. B. dies Tonstück muß in gemäßigter Bewegung (tempo moderato) gespielt werden. Von der Bewegung in diesem Sinne des Wortes wird unter dem Artikel Tempo oder Zeitmass gehandelt werden.

II. In einem anderen und eigentlicheren Sinne aber versteht man unter Bewegung das Fortschreiten einer Stimme von einem Tone zu einem anderen, die Art und Weise, wie sie sich auf- oder abwärts, springend oder gehend, schnell oder langsam u. s. w. fortbewegt: **motus melodicus.**

Wenn man in dieser Hinsicht die Bewegung einer Stimme I) für sich allein, und zwar A) in der Zeit, oder der Zeit nach betrachtet, so ist dieselbe entweder schnell oder langsam, je nachdem sie viele Töne in kurzer Zeit durchläuft, viele Stimmenschritte schnell nach einander vollbringt, oder nicht. Jene entspricht natürlicherweise mehr dem Charakter von Eile, Unruhe, Fröhlichkeit oder Leidenschaft, diese mehr dem Ernste, der Gravität und Würde, Traurigkeit u. dgl. — In wiefern schnelle oder langsame Bewegung der Eigenthümlichkeit der Baßstimme angemessen ist, wurde schon im Art. **Bassstimme** berührt.

B) Gleichfalls in der Zeit, und insbesondere in Ansehung der rhythmischen Symmetrie, kann man die Bewegung einer Stimme, in welcher rhythmische Rückungen oder sogenante Verrückungen vorkommen, wie z. B. im 3. und 4. Takte von Fig. 1.

Fig. 1. Graun.



rhythmisch gerückte oder verrückte Bewegung nennen. Daß diese etwas gleichsam Verzerrtes oder Hinkendes hat, und in wiefern diese Eigenheit vortheilhaft zu benutzen ist, wird im Art. Rückung erwähnt werden.

C) Ebenfalls in Ansehung des rhythmischen Gewichtes sagt man von einer Stimme, in welcher ein oder mehre synkopirte Töne vorkommen, z. B. Fig. 2.

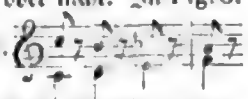
Fig. 2.

sie synkopire, sie bewege sich in syncopirten Noten, sie habe syncopirte Bewegung.

Digitized by Google

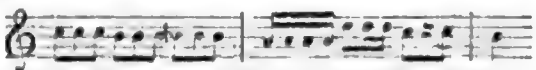
Von dem Werth und Gebrauch dieser Bewegungsart wird im Artikel Synkope weitere Erwähnung geschehen.

D) In Ansehung des mehr oder weniger ununterbrochenen Zusammenhanges kann man zusammenhängende und getrente Bewegung unterscheiden, je nachdem eine Stimme eine ganz ununterbrochene Reihe oder Kette von Tönen bildet, oder nicht. In Fig. 3.

Fig. 3. Fig. 4. 

besteht die obere Stimme in einer Reihe von Tönen, welche sich unmittelbar an einander schließen; der erste Ton währt so lange, bis der zweite anfangt, an diesen schließt sich eben so unmittelbar der dritte an, u. s. w. Bei Fig. 4. hingegen erscheinen dieselben Töne c, h, b, a u. s. w.; aber durch Zwischenräume von einander getrent.

E) In ähnlicher Hinsicht kann man auch noch den Unterschied bemerken, ob die Töne einer Tonreihe an einander geschleift, oder ob sie abgestoßen vorgetragen werden: geschleifte oder gebundene und abgestoßene Bewegung. Was man hierunter versteht, bedarf, als bekant genug, keiner weitern Erklärung, sowie, daß es nicht auf jedem Instrumente möglich ist, Töne recht eigentlich in einander zu schleifen. So ist es z. B. wol auf der Violine möglich, auf einer und derselben Saite, während eines und desselben Bogenstriches, zwei verschiedene Töne nach einander anzugeben, indeß im Gegentheil z. B. auf dem Forte-piano, oder auf der Harfe, das Angeben eines jeden Tones ein neues Anschlagen erfodert. Zuweilen läßt man auch nicht blos jeden Ton abstoßen, sondern sogar jeden einzelen mehrmal anschlagen und gleichsam in mehre Stückchen zerbröckeln oder zerhacken, z. B.

Fig. 5. 

welches man ziemlich gewöhnlich durch den Ausdruck gehackte Noten, oder gehackte Bewegung zu bezeichnen pflegt. Wenn es Noten von sehr kurzer rhythmischer Geltung, sehr schnelle Noten sind, so bedient man sich dafür auch des Ausdruckes vibrato, d. h. vibrirend, schwingend, erzitternd.

F) In Ansehung der Richtung ist die Bewegung entweder steigend, oder absteigend, je nachdem die Stimme von einem Tone aufwärts zu einem höheren, oder abwärts zu einem tieferen schreitet.

Über den Werth oder Unwerth der einen oder der anderen dieser Bewegungsarten läßt sich nichts allgemeines sagen. Daß in diesem oder jenem Falle diese oder jene Stimme nothwendig aufwärts, oder nothwendig abwärts geführt zu werden verlangt, daß gewisse Intervalle aufwärts, andere abwärts streben, dies alles gehört nicht in die Lehre von der auf- oder absteigenden Bewegung im Allgemeinen.

G) In Ansehung der Größe der Schritte, welche eine Stimme macht, ist ihre Bewegung entweder gehend, oder springend. Gehend ist sie, wenn sie sich von einem Tone nicht weiter, als zu dem, der dicht nebenanliegenden höheren oder tieferen Tonstufe, bewegt, der Schritt welchen sie macht also nicht größer, als von einer Sekunde ist; springend aber, wenn sie sich durch größere Intervalle bewegt, und also über eine oder mehre Stufen wegspringt.

Ein Stimmenschritt vom Umfang einer übermäßigen Sekunde ist gewissermaßen ein Mittel- und Zwitterding zwischen den hier erwähnten Gattungen. Obgleich er nur von einer Stufe zur nächstfolgenden Stufe geht, und also in sofern kein Sprung, sondern nur ein Schritt heißen sollte, so ist er doch allerdings wenigstens ein übermäßiger Schritt, und deshalb pflegt man ihn denn auch im Grunde gewöhnlich mehr als einen Sprung, denn als einen Schritt zu betrachten.

Die stufenweise oder gehende Bewegung beträgt entweder eine sogenante diatonische große oder kleine Stufe, und eine solche Bewegung kann man diatonische Bewegung nennen; beträgt der Schritt aber eine halbe Tonstufe, so pflegt solche Bewegung oder Fortschreitung der Stimme chromatisch zu heißen; betrüge er gar nur ein enharmonisches Intervall, (eine verminderte Sekunde) was aber freilich bei unserm temperirten Tonsystem nicht, oder doch nur auf dem Papiere vorkomt, so hieße diese Stimmenbewegung enharmonische Fortschreitung, oder enharmonische Bewegung.

Eben so ist die springende Bewegung je nach der Größe des Sprunges von verschiedener Art, nämlich bald Terzen-, bald Quarten-, Quinten-, Sextensprung u. s. w.; und zwar bald größer, bald kleiner, bald verminderter, bald übermäßiger Terzen-, Quartensprung, u. s. w.

Man wird die hier erwähnten Sekunden-, Terzen-, Quartenfortschreitungen u. s. w. der Melodie nicht verwechseln mit Sekunden-, Terzen-, Quartenfortschreitungen u. s. w. der Grundharmonie, und noch weniger mit Ausweichungen in die Tonart der Sekunde, Terz, Quarte, u. s. w. der bisherigen Tonart; noch auch mit Sekunden-, Terzen-, Quartenparallelen, u. s. w.

Was den Werth oder Unwerth der gehenden oder springenden Bewegung betrift, so kann man im Allgemeinen sagen, die diatonisch stufenweis fortschreitende sey die natürlichste und fließendste, und diejenige, deren ununterbrochenen Faden das Gehör am leichtesten verfolgen kann, indeß eine Stimme, welche sich in Sprüngen bewegt, eine größere Aufmerksamkeit des Gehöres, wenn es ihr auf ihrem Wege folgen soll, in Anspruch nimt. Es folgt hieraus, daß die sprungweise Stimmenbewegung, wenn gleich durchaus nicht an sich selber unrecht, doch nicht überall gleich gut und gleich zweckmäßig ist. Ein Mehres hierüber wird im Artikel Sprung erwähnt werden.

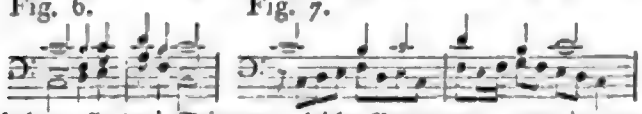
II. In Ansehung des Verhältnisses der Bewegung einer Stimme gegen die einer anderen Stimme, und zwar

H) in der Zeit betrachtet, unterscheidet man gleiche, und ungleiche Bewegung. Zwei Stimmen haben gleiche Bewegung, wenn sie gleichzeitig fortschreiten, die eine also einen Schritt in derselben Zeit vollbringt, wie die andere; ungleich aber nent man ihre

Digitized by Google

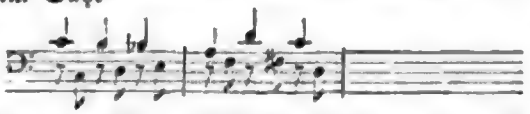
Bewegung, wenn dies nicht der Fall ist. In Fig. 6.

Fig. 6. Fig. 7.



haben alle drei Stimmen gleiche Bewegung, denn in derselben Zeit, wo die Oberstimme von c zu h schreitet, geht die Mittelstimme von e zu f, und in demselben Augenblicke schreitet auch die Baßstimme von c zu d. Eben so sind alle folgende Schritte aller drei Stimmen gleichzeitig, die Bewegung also durchaus gleich. In Fig. 7. hingegen, wo die Oberstimme sich in halben und Viertelnoten bewegt, die Unterstimme aber in Achteln und Sechzehnteln, ist die Bewegung der Stimmen ungleich. Auch in folgendem Satze

Fig. 8.



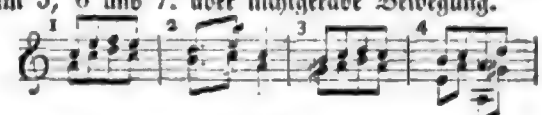
ist die Bewegung nicht eigentlich gleich zu nennen, weil zwar beide Stimmen mit gleicher Geschwindigkeit fortschreiten, und die Unterstimme binnen gleicher Zeit nicht mehr oder weniger Schritte macht, als die obere, aber nicht eigentlich zugleich mit derselben, die Schritte also, zwar von gleicher Dauer, aber doch nicht eigentlich gleichzeitig sind.

Man sieht leicht, daß die gleiche Bewegung mehrer Stimmen mehr Ähnlichkeit, Gleichförmigkeit, und folglich mehr Einheit, die ungleiche hingegen mehr Verschiedenheit, mehr Kontrast, und folglich mehr Mannigfaltigkeit gewährt. Stimmen, welche rhythmisch gleiche Bewegung haben, sehen dadurch einander mehr ähnlich, und verschmelzen, rhythmisch betrachtet, gleichsam in nur eine und dieselbe Bewegung; indeß im Gegentheil, wenn von mehren Stimmen eine jede eine andere rhythmische Bewegung hat, eben dadurch sich auch jede derselben deutlicher und fühlbarer vor den anderen auszeichnet, und somit die Mehrstimmigkeit fühlbarer, der Faden einer jeden Stimme von dem der übrigen leichter unterscheidbar, leichter vor den anderen Stimmen erkenbar wird.

I) Wenn man die Richtung der Bewegung verschiedener Stimmen vergleicht, so bewegen sich dieselben entweder beide nach einerlei Richtung, also beide zugleich aufwärts oder zugleich abwärts; oder nicht.

Ist ersteres der Fall, so sagt man, beide Stimmen haben gerade Bewegung (motus rectus); besser, aber freilich ungewöhnlich wäre der Ausdruck: gleiche oder einerlei Richtung; — andernfalls aber heißt ihre Bewegung: nichtgerade, oder ungerade Bewegung; besser: ungleiche oder verschiedene Richtung. In Fig. 9. haben die Stimmen im 1, 2, 3 und 4. Takte gerade, im 5, 6 und 7. aber nichtgerade Bewegung.

Fig. 9.



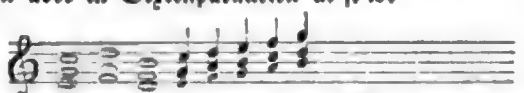
Die gerade Bewegung kann an sich selbst wieder von zweierlei Art seyn, je nachdem nämlich beide Stimmen sich beim Fortschreiten auch in gleicher Entfernung von einander halten, oder nicht. Im obigen Beispiele Fig. 9. bleiben die Stimmen in den drei ersten Takten immer in der Entfernung einer Terz aus einander, im 4. aber bilden sie gegen einander bald eine Quinte, bald eine Terz, bald eine Oktave.

Man kann die erstere Art von gerader Bewegung, wo die Stimmen immer in gleicher Entfernung neben einander herlaufen, parallele Bewegung oder Richtung nennen, die andere aber nicht parallele.

Insbesondere sind im ersten und zweiten Takte die Stimmen bald um eine große, bald um eine kleine Terz von einander entfernt; im dritten Takt aber bildet die Oberstimme gegen die untere lauter kleine Terzen. Die Stimmen sind also in den ersten Takten nur in Ansehung der Zählnamen, im dritten Takte aber auch in Ansehung der Beinamen oder des Maßes der Intervalle parallel. Man kann daher diese letztere Art vorzugweise Parallelbewegung, oder streng parallele Bewegung nennen.

Die parallelen Stimmen schreiten bald in größerer, bald in geringerer Entfernung neben einander einher. In Fig. 9. laufen beide Stimmen im dritten Takte in Terzenentfernung neben einander, und zwar in der Entfernung von kleinen Terzen. In Fig. 10. bewegen sich die beiden oberen Stimmen in parallelen Quarten, die beiden äußeren aber in Sextenparallelen u. s. w.

Fig. 10.



Auch die nichtgerade Bewegung, die Verschiedenheit der Richtung, kann an sich selber wieder von zweierlei Art seyn. Nämlich es bewegen sich die Stimmen entweder in entgegengesetzter Richtung, indem die eine auf-, die andere absteigt, oder die eine bleibt unbewegt, indeß die andere auf- oder abwärts schreitet; jenes nennen die Tonlehrer Gegenbewegung (motus contrarius), dieses aber pflegt man Seitenbewegung oder schräge Bewegung (motus obliquus), zu nennen. In Fig. 9. findet man, im fünften Takt, entgegengesetzte oder Gegenbewegung, im sechsten und siebenten aber Seitenbewegung.

In folgendem Beispiele

Fig. 11.

haben die beiden Oberstimmen unter sich gerade Bewegung, die Bewegung des Basses ist, im Vergleich gegen die der Oberstimme, Gegenbewegung, und alle drei haben gegen die dritte Stimme Seitenbewegung.

Man sieht wol, daß gerade und Gegenbewegung immer gleiche, Seitenbewegung aber ungleiche Bewegung ist.

Digitized by Google

Ferner ist jede Bewegung zweier nicht parallelen Stimmen entweder konvergirend oder divergirend; mit andern Worten: zwei Stimmen, welche sich nicht in gleicher Entfernung von einander halten, welche also entweder Gegen-, oder Seiten-, oder gerade, doch nicht parallele Bewegung, gegen einander haben, nähern sich entweder einander, oder sie entfernen sich: erstenfalls heißen sie konvergirend, d. h. sich nähernd, im zweiten Falle hingegen divergirend, d. h. sich von einander entfernend, aus einander laufend. Z. B. in Fig 9 im 4. Takt, ist die Bewegung vom ersten zum zweiten Achtel konvergirend, vom zweiten zum dritten aber divergirend. Im sechsten Takte divergiren die Stimmen vom ersten zum zweiten Achtel, und konvergiren vom zweiten zum dritten.

Genau betrachtet wären also die verschiedenen Arten von Bewegung zweier Stimmen, in Ansehung ihrer Richtung gegen einander, folgendermaßen zu klassificiren.

Die Bewegung zweier Stimmen ist entweder

1. parallel, und zwar entweder
   a) streng parallel, oder
   b) nicht streng parallel;
2. oder aber ihre Bewegung ist nicht parallel, und dann entweder
   a) gerade (nur nicht parallele), oder
   b) nicht gerade, und zwar entweder
      α) Gegenbewegung, oder
      β) Seitenbewegung.

Jede nicht parallele Bewegung ist ferner zugleich entweder

a) konvergirend, oder
b) divergirend.

Nur beiläufig ist anzuführen, daß die Tongelehrten unter dem Ausdrucke Parallelbewegung gewöhnlich solche Fälle, wie Fig. 12.

Fig. 12.

zu verstehen pflegen, weil dabei die beiden Stimmen immer in gleicher Entfernung von einander bleiben. Dies Letztere ist freilich unwidersprechlich wahr, da beide Stimmen auf einer und derselben Stelle sitzen bleiben: allein man muß wunderliche Begriffe von Bewegung haben, um das Sitzenbleiben zweier sich nicht von der Stelle bewegenden Stimmen eine parallele Bewegung zu nennen. Oder man muß sich eine solche Parallelbewegung etwa so vorstellen, wie die Bewegung der Infanterie auf das Kommandowort: „Auf der Stelle gerührt!" wo jeder Mann mit den Füßen trappelt, und sich rührt, und thut, als ob er marschire, ohne doch von der Stelle zu kommen. Allein auch hier wird kein Mann von sich sagen können, er schreite mit seinem Nebenmann in paralleler Richtung fort.

In Rücksicht der karakterischen Verschiedenheit der geraden von der nicht geraden Bewegung, kann man, ungefähr eben so, wie wir von der gleichen oder ungleichen Bewegung bemerkten, im Allgemeinen nur so viel sagen, daß die gerade Bewegung mehrer Stimmen mehr Ähnlichkeit, Gleichförmigkeit, und folglich mehr Einheit, die nicht gerade hingegen mehr Verschiedenheit, mehr Kontrast, und folglich mehr Mannigfaltigkeit gewährt. Stimmen, welche gerade, zumal parallele Bewegung haben, sehen dadurch einander mehr ähnlich, und verschmelzen in dieser Hinsicht gleichsam in nur eine und dieselbe Bewegung, indeß im Gegentheil zwei Stimmen, deren eine steigt, indem die andere ruht oder fällt, eben dadurch sich auch deutlicher und merklicher von einander auszeichnen.

Nächst dieser allgem. Bemerkung ist übrigens in Ansehung der verschiedenen Parallelbewegungen noch Verschiedenes bemerkenswerth, namentlich auch die Lehre von den sogenanten verbotenen Quinten und Octaven, u. a. m., von welchem allen in eigenen Artikeln gehandelt wird. (*Gottfr. Weber.*)

BEWEGUNG (psychologisch). Bewegung wird nicht allein den äußern Dingen zugeschrieben, sofern sie ihren Ort im Raume verlassen und in einen andern übergehen; sondern auch von Bewegungen in der Sele wird geredet. Denn so wie man überhaupt Benennungen des Äußern auf das Innere überträgt, so hat man auch den Ausdruck Bewegung angewandt, jede in der Sele vorgehende Veränderung dadurch zu bezeichnen. Von jedem Vermögen der Sele, das man zu irgend einer Thätigkeit aufgeregt hat, wird gesagt, daß man es in Bewegung gesetzt habe. Vorzugsweise aber wird ein festes, bestimtes Begehren und eine starke innere Empfindung Bewegung genant. Denn diese innere Veränderungen sind es hauptsächlich, die den Menschen auch äußerlich in Bewegung setzen, und so am klärsten in die Außenwelt hervortreten. Wenn ein Redner seine Zuhörer im hohen Grade gerührt, also lebhafte Gefühle bei ihnen erweckt hat, so sind sie sehr bewegt; und es gelingt uns, Jemanden zu etwas zu bewegen, wenn wir ihn dahin bringen, daß er dies will, da er es vorher nicht wollte.

Es scheint auffallend, daß wir denjenigen, dessen Gefühle aufgeregt sind, bewegt und nicht bewogen, und denjenigen dagegen, dessen Wille wozu ist bestimt worden, bewogen und nicht bewegt nennen. Einen Grund, wenn auch nicht gerade einen deutlich gedachten, hat diese Unterscheidung gewiß. Aber welchen? — Die Fälle sind eben nicht selten, wo sich in den Begriff eines Wortes der Begriff eines andern, ihm ähnlich klingenden, mit eingemischt hat (s. meine sinnverwandten Wörter u. Feil). Das, glaube ich, ist auch hier geschehen. In den Begriff von Bewegen, auf den Willen bezogen, hat der Begriff von Wägen, als welchem die Abwandlungsform wogen angehört, sich eingemischt. Man hatte dabei die Vorstellung im Sinne, daß das Bestimmen des Willens gleichsam ein Auflegen eines Gewichtes sey, welches den Ausschlag gebe.

Bewegungsgründe. Es werden zwar die Gemüthsveränderungen überhaupt unter dem Bilde von Bewegungen vorgestellt; vorzüglich aber doch die Begierden und Verabscheuungen, weil diese auch äußerlich durch Bewegung sich offenbaren, indem sie uns zu Handlungen treiben, und so uns in Bewegung setzen. Hienach würde also ein Bewegungsgrund überhaupt alles dasjenige seyn, wodurch Jemand zu einer Begierde oder Verabscheuung, mit einem Worte, zu einem Begehren bestimt wird. Allein im engern und gewöhnlichen Sinne bezieht man Bewegungsgründe blos auf den Willen, in sofern hierunter das vernünftige Begehrungsvermögen verstanden

Digitized by Google

wird. Dies gehet, unter andern, daraus hervor, weil in Bezug auf vernunftlose Thiere, die also keinen Willen haben, auch von Bewegungsgründen keine Rede ist, und niemals gesagt wird, daß sie zu einer Handlung, die sie ausgeübt, diese oder jene Bewegungsgründe gehabt haben.

Was Bewegungsgrund, oder, Bestimmungsgrund für den Willen, seyn könne, läßt sich aus dem Naturgesetze des Willens leicht beurtheilen, welches dahin geht, daß der Wille begehrt, was von der Vernunft für gut, und verabscheuet, was von derselben für böse anerkant wird. Nur eine Frage, welche tiefere Untersuchungen fodert, komt dabei vor. Die Vernunft gibt den freien Handlungen ein Gesetz (das Sittengesetz); und man behauptet, daß eine freie Handlung sittlichen Werth nur in sofern haben könne, als sie nicht allein nach dem Gesetze, sondern auch um des Gesetzes willen geschehe. Das Vernunftgesetz soll also nicht blos die Richtschnur, sondern zugleich auch der Bewegungsgrund des Handelns seyn. Die Frage ist: ob und wie dies möglich sey? Diese Frage zu beantworten, war die Hauptaufgabe für Kant's Kritik der praktischen Vernunft. (*Maass.*)

BEWEIS (probatio, argumentatio) Beweisarten. I. In mathematischer und logischer Hinsicht. Beweis ist die Darstellung der nothwendigen Verknüpfung des Prädikats mit dem Subjekte eines Satzes nach den logischen Gesetzen des Schlusses. Die Gesetze desselben sind daher eben so viele Gesetze für die formelle Giltigkeit des Beweises (s. d. Art. Satz und Schluss). Wenn jene Verknüpfung vermöge des Grundes als eine absolut-nothwendige dargestellt wird, so heißt der Beweis ein absoluter (probatio κατ' ἀλήθειαν), welcher Überzeugung, Gewißheit begründet; ist aber jene Verknüpfung nur eine relativ-nothwendige, vermöge des auf der Individualität des Urtheilenden beruhenden Grundes; so heißt der Beweis ein relativer (probatio κατ' ἄνθρωπον); dieser bewirkt nur subjektive Überzeugung, Überredung. Nur der erste Beweis ist der eigentliche Beweis; alle übrigen sind Scheinbeweise. Die Haupteintheilungen der Beweise sind die nach ihrem Wesen, ihrer logischen Beschaffenheit, den Quellen der Beweisgründe, und nach dem Gange oder der Methode des Beweises.

1) Der Beweis ist seinem Wesen nach entweder intuitiv, oder discursiv, akroamatisch (von ακροαματικον, zum Hören Gehöriges). Intuitiv heißt der Beweis (demonstratio), wenn sowol bei den Vordersätzen, als dem Schlußsatze, die nothwendige Verknüpfung des Prädikats mit dem Subjekte in concreto, d. i. durch reine Konstruktion dargestellt, die Wahrheit des Satzes demnach gleichsam vorgezeigt wird. Die Demonstration, in deren Besitze der Mathematiker ist, gibt daher anschauliche Gewißheit (Evidenz). Discursiv heißt der Beweis, der aus Begriffen geführt wird, die durch reine Einbildungskraft nicht konstruirbar sind, d. h. nicht zugleich mit ihren Gegenständen anschaulich gemacht, folglich blos durch Worte ausgedrückt werden können.

2) Der Beweis ist seiner logischen Beschaffenheit nach entweder direkt (probatio directa, ostensiva), oder indirekt, apagogisch (prob. indirecta, apagogica); jener zeigt die Richtigkeit des Satzes geradezu, d. i. aus einem in der Natur der Sache liegenden Grunde, so, daß man eine deutliche Einsicht der Wahrheit erhält; — dieser zeigt die Richtigkeit des Satzes aus der Unmöglichkeit des Gegentheils, indem kein Drittes Statt findet, gemäß dem Grundsatze des Widerspruchs (zuweilen auch des Widerstreites) und des ausgeschlossenen Mittlern (principium exclusi medii s. tertii). Dieser Beweis zeigt nämlich, daß jede Annahme des möglichen Gegentheils des Satzes entweder auf etwas Ungereimtes, Widersinniges führe (deductio ad absurdum), oder einen sonst schon gewissen Satz umstoße. Man könte die direkten Beweise aufhellende, die indirekten zwingende Beweise nennen. Die Letzten kommen besonders in der Mathematik bei den umgekehrten Sätzen, und im Anfange der Elementartheile vor, wo erst die Kentniß der Hauptobjekte dieser Wissenschaft begründet werden muß. Da nun ein Theil dieser Kentniß durch die indirekten Beweise eben so gut, als durch die direkten, zur Evidenz gebracht wird, so haben beide Beweise gleichen Werth in der Mathematik.

3) Hinsichtlich der Quelle der Beweisgründe ist der Beweis entweder empirisch, oder rational. Im empirischen Beweise wird die Wahrheit des Satzes durch Versuche, oder Beobachtungen, oder mit Hilfe der Geschichte gezeigt. Alle Beweise, die sich überhaupt nicht auf das Erfahren-Haben stützen, können unter dem Namen „Vernunftbeweise" zusammengefaßt werden. Diejenigen, die sich der empirischen Beweise bedienen, bescheiden sich oft selbst, daß sie dadurch nicht immer strenge Gewißheit, sondern nur möglichste Annäherung zur Wahrheit im Gebiete der Erfahrung begründen, oder der weitern Nachforschung eine gewisse Richtung geben wollen, wodurch man nicht selten zum gewünschten Ziele kömt. Dieses ist besonders der Fall mit den empirischen Beweisen durch Induktion und Analogie, in sofern jene unvollständig ist. Diese Beweise durch Induktion haben den Obersatz des Schlusses: „Was im Einzelen oder Besondern als wahr und zutreffend befunden ist, wird auch allgemein wahr und zutreffend seyn;" die Beweise durch Analogie haben den Obersatz: „Dinge, die in mehren Stücken mit einander übereinkommen, werden auch in dem einen Stücke stimmen, welches an dem einen Dinge, nicht aber am andern, bemerkt oder erkant ist." In der reinen Mathematik gibt es keine eigentlichen Beweise durch Analogie, wenn sich gleich der Mathematiker sehr häufig der Analogie gleichsam als Fingerzeiges bedient, die richtige Auflösung einer Aufgabe, das wahre Gesetz einer Reihe zu finden u. dgl. Wenn er daher analogisch schließt, daß z. B. eine für gewisse Größen giltige mathematische Operation auch auf dieselben, nur in einem Stücke, z. B. im Exponenten, geänderten, Größen anwendbar sey; so hält er dieses für keinen eigentlichen Beweis, vielmehr bemüht er sich, einen solchen aufzufinden. Ähnliches gilt von den Beweisen durch Induction. Wenn z. B. der Mathematiker ausspricht, daß das Gesetz der Binomial-Coefficienten darum allgemeingiltig seyn werde, weil wir es an allen, wirklich erzeugten Binomialpotenzen zutreffen sehen; so weiß er, daß dieses wegen der Unvollständigkeit der Induktion kein

Digitized by Google

eigentlicher Beweis sey; er sucht diesen daher entweder auf einem ganz andern Wege, oder bemüht sich, die Induktion indirekt dadurch zu vervollständigen, daß er mit Kästner streng beweist, daß, wenn jenes Gesetz für irgend eine Binomialpotenz gelte, es auch für die nächst höhere Potenz gelten müsse. Auf diese Weise erhält er für jede zwei bestimte, unmittelbar auf einander folgende, Potenzen einer Binomialgröße denselben giltigen, immer wiederkehrenden Schließakt, und hiedurch die Vervollständigung der Induktion. In der Geometrie gibt die Nachweisung der möglichen Konstruktionen bei einem Satze die vollständige Induktion; z. B. bei dem Satze: „der Peripheriewinkel ist halbmal so groß, als sein entsprechender Centrumswinkel" wird geschlossen: welche der 3 möglichen Konstruktionen dieser einander entsprechenden Winkel man auch zum Grunde legen mag, so ist der Satz giltig, also ist er wahr. Man sieht hieraus, daß diese Beweise keine eigentlichen Beweise durch Induktion, wie die erwähnten empirischen, sind. Denn in dieser Art der geometrischen Beweise erscheint die Wahrheit als absolute, die man nur an den möglichen Konstruktionen vorzuzeigen nöthig hat, und diese Konstruktionen vertreten nur die Stelle einer einzigen Konstruktion. Dagegen kann in den eigentlichen Beweisen durch Induktion die Wahrheit als eine nur durch Induktion aufgefundene erscheinen.

4) Rücksichtlich des Ganges, den die Beweise nehmen, sind diese entweder synthetische oder analytische. Der synthetische Beweis des als gegeben oder bekant vorausgesetzten Satzes geht von den Eigenschaften des Subjekts oder den ausgesprochenen Bedingungen des Satzes aus, und verbindet damit einen oder mehre gewisse Sätze, bis er auf das Prädikat des Satzes komt, um mit logischer Konsequenz die nothwendige Verknüpfung desselben mit dem Subjekte auszusprechen. Von dieser Art sind die Beweise der Geometrie nach Euklid's Methode; man sehe z. B. in dessen 1. Buche die Demonstration des 5. Satzes (vom gleichschenkligen Dreiecke). Der analytische Beweis eines Satzes, in wiefern dieser ebenfalls als gegeben vorausgesetzt wird, geht vom Prädikate oder der Folgerung aus, und verbindet damit einen oder mehre begründende Sätze, bis er auf einen unmittelbar gewissen oder zugestandenen Satz komt. So kann man z. B. in der Mathematik jeden folgenden Satz als Folgerung aus den vorhergehenden Sätzen betrachten, so, daß der vollständige Beweis des späteren Satzes nur dadurch möglich ist, daß man ihn, von Satz zu Satz aufsteigend, auf ein Axiom oder Postulat zurückführt. Ist aber der Satz noch nicht bekant, sondern soll erst gefunden werden, so geht der analytische Beweis von den Bedingungen aus, unter welchen etwas Bestimtes gefunden werden soll, und verbindet damit nach Art des Entwickelungsprozesses andere Sätze, bis er bei dem angekommen ist, welcher dem Gesuchten Genüge leistet, demnach der aufzufindende Satz ist. Diese Art Beweise, ein Erzeugniß der Erfindungskraft und mitunter des glücklichen Genies, lassen am allereigentlichsten das Entstehen der Wahrheit anschauen. In der mathematischen Analysis werden gemäß jenen Bedingungen algebraische Ausdrücke geformt, die zur gesetzmäßigen Entwickelung anderer Ausdrücke leiten, bis man auf den kömt, der, mit Worten ausgedrückt, den gesuchten Satz enthält. (*Schön.*)

Beweis. II. in juristischer Hinsicht, heißt: die Hervorbringung der richterlichen Überzeugung von der juristischen Wahrheit (S. Wahrheit, juristische) einer Thatsache, auf welche es wesentlich ankömt, um eine Entscheidung abgeben zu können.

Die Mittel, um jene Überzeugung hervorzubringen, nent man Beweismittel, die Art und Weise, auf welche durch jene Mittel die gedachte Überzeugung hervorgebracht werden soll, die Beweisführung.

I) Beweismittel sind: Zeugen, Urkunden, Besichtigung oder Einnahme des Augenscheins, das Gutachten von Kunstverständigen, der Eid, u. Schlußfolgerungen [1]). Über den wesentlichen Begriff eines jeden dieser Mittel, seine Zulässigkeit, seine Eigenthümlichkeiten, und das besondere Verfahren, mittelst welchen jedes zur Hand zu nehmen ist, siehe die einzelen von ihnen handelnden Artikel.

II) Die Beweisführung selbst läßt sich aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. 1) In Hinsicht auf ihren Zweck, unterscheidet man Beweis und Gegenbeweis. Die Führung des ersten bezweckt die Überzeugung des Gewichts von der Wahrheit einer eigenen Behauptung des Beweisführers (Producenten), die Führung des letztern eigentlich das Darthun der Unwahrheit jener Behauptung, durch den Gegner (Producten) [2]). Soll diese Behauptung durch den Gegenbeweis unmittelbar als unwahr dargethan werden, so nent man dieses die Führung eines direkten Gegenbeweises; soll dagegen durch den Gegenbeweis eine andere Thatsache erwiesen werden, als diejenige ist, welche zum Beweise gestellt ist, und zwar um durch den Beweis der erstern das Resultat zu entkräften, welches der Producent aus dem Beweise der letztern gewonnen haben würde, so heißt dieses die Führung eines indirecten Gegenbeweises. 2) In Hinsicht auf den Gegenstand unterscheidet man die Beweisführung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, von der Beweisführung in peinlichen Fällen, je nachdem die Entscheidung eines bürgerlichen Rechtsfalls oder die eines peinlichen Falls, von dem Beweise der Thatsache abhängig gemacht wird. 3) In Hinsicht auf das Verfahren bei der Beweisführung selbst, unterscheidet man zwischen feierlichem Beweise, und Demonstration, oder Bescheinigung [3]), je nachdem die in Frage seyende Thatsache entweder förmlich erwiesen, oder nur nothdürftig bescheinigt werden soll.

A. Beweisführung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten. 1. Verschiedenheit derselben. Bei derselben unterscheidet man wiederum die ordentliche Beweisführung von der außerordentlichen, und die gewöhnliche von der summarischen. Eine ordentliche Beweisführung ist diejenige, welche von dem Richter auferlegt worden ist, eine außerordentliche, wenn

1) Den Beweis durch solche, nent man auch wol einen künstlichen Beweis. 2) Der Gegenbeweisführer wird Produkt und Reproducent, sein Gegner Producent und Reprodukt genant. 3) Z. B. außergerichtliche Abhörung von Zeugen, Überreichung von Attesten.

Digitized by Google

die Partei von freien Stücken, und ohne auf die richterliche Auflage zu warten, den Beweis angetreten (anticipirt) hat. Zu der außerordentlichen Beweisführung gehört dann auch der Zeugenbeweis zum ewigen Gedächtnisse (S. **Zeuge, Zeugenbeweis**).

Die gewöhnliche Beweisführung ist an alle und jede Förmlichkeiten, die bei der Art und Weise, wie ein bestimtes Beweismittel zur Hand genommen werden soll, vorgeschrieben sind, gebunden; bei der summarischen ist dagegen eine Abweichung von einigen Förmlichkeiten [4]) erlaubt. Dagegen hat die letztere nicht das rechtliche Gewicht, was die erstere hat.

2. Allgemeine Grundsätze über die Beweisführung. 1) Da die Beweisführung zum Zwecke hat, den Richter von der juristischen Wahrheit einer Thatsache zu überzeugen, so muß jeder, welcher in einem Rechtsstreite eine factische Behauptung aufstellt, von deren Wahrheit die Anerkennung seines Rechts abhängig ist, solche erweisen. Gleichgiltig ist es hiebei, ob die Wahrheit dieser Thatsache vom Gegner ausdrücklich abgeleugnet ist, oder ob sie, bei dem Stillschweigen desselben, wie es, wenigstens bei bedeutenden Gegenständen, üblich ist, von dem Richter für abgeleugnet angenommen wird; gleichgiltig ferner, ob derjenige, welcher sich auf eine solche Thatsache gründet, solche bejahend oder verneinend ausdrückt, indem jeder verneinende Ausdruck auch in einen bejahenden aufgelöset werden kann. Von dieser Regel über die Beweislast, oder Verpflichtung zum Beweise, können nur besondere gesetzliche [5]) Anordnungen, Ausnahmen begründen, zu denen aber die gewöhnlich angenommenen Befreiungsgründe, von denen noch weiter unten die Rede seyn wird, wo von den Pflichten des Richters bei der Beweisauflage gehandelt wird, nicht gehören, weil sie nur zeigen, daß die Thatsache bereits als juristisch wahr angesehen werde, für welche diese Gründe eintreten. 2) Jeder Beweisführer hat eine freie Wahl unter allen erlaubten, und im einzelen Falle zulässigen Beweismitteln, indem das gemeine Recht keines derselben für blos subsidiarisch achtet [6]). Ja er kann sogar mehre verschiedenartige, selbst zum Beweise des nämlichen Satzes, gleichzeitig mit einander zur Hand nehmen; und gestattet die eigenthümliche Natur der Eideszuschiebung in einem solchen Falle nur, daß dieselbe eventuell zur Hand genommen werden kann. 3) Jede Beweisführung ist an die Beobachtung der ihr entweder gesetzlich, oder durch den Richter vorgeschriebenen Frist, gebunden; mit deren unbenutzten Ablaufe geht in der Regel für den Beweisführer alles Recht verloren, irgend ein ihm bekant gewesenes und nicht benutztes Beweismittel noch zu gebrauchen. Indessen bezieht sich diese Beobachtung der Beweisfrist nur auf den ordentlichen Beweis; der außerordentliche ist an eine solche nicht gebunden, und gestattet, namentlich bei dem anticipirten Beweise, auch nach abgelaufener Frist, noch die Auflage eines ordentlichen bessern Beweises, der jedoch dann an eine neue Frist geknüpft werden muß. 4) Jede Beweisführung, wenn sie keine bloße Demonstration bewirken soll, muß ihrem Zwecke gemäß, allein vor dem Gerichte des rechtshängigen Rechtsstreits, oder vor dessen beauftragten und requirirten Stellvertretern geschehen, wenn sie giltig und zulässig seyn soll. 5) Ist der Beweis von einer der Parteien nicht freiwillig übernommen, so muß der Richter denselben derjenigen von ihnen auferlegen, die zu der Übernahme der Beweislast rechtlich verpflichtet ist; in dieser Auflage aber zugleich den Beweissatz (Beweisthema) speciell und namentlich ausdrücken. Bei einer solchen speciellen Bestimmung des Beweissatzes dürfen aber nur solche Thatsachen, die von einer Partei behauptet, oder von dem Richter als zur richtigen Entscheidung des Rechtsstreits wesentlich nothwendig, betrachtet werden, und die dann auch wirklich zu diesem Zwecke wesentlich nothwendig aufzuklären (relevant) sind, zum Beweise ausgestellt werden. Der Richter kann daher darüber keinen Beweis mehr fodern, wovon die Prozeßakten selbst, ein unbezweifelt vorhandenes, giltiges und unumwundenes Geständniß des Gegners derjenigen Person, welche ohne solches diese Thatsache erweisen müßte, enthalten. Und ebensowenig kann eine Thatsache noch zum Beweise verstellt werden, für deren Wahrheit eine Rechtsvermuthung (s. **Rechtsvermuthung**), oder eine wahre Notorietät (s. **Notorietät**) ausgemacht eintritt. 6) Ferner muß der Richter, insofern die Gesetze nicht eine Beweisfrist vorgeschrieben haben, den Termin, binnen welcher der Beweis angetreten werden soll, ausdrücklich bestimmen, auch dem Gegner die Antretung des Gegenbeweises binnen dieser Frist ausdrücklich vorbehalten. 7) Ist im Laufe der Beweisführung die Thatsache durchaus und vollständig dargethan, so nent man dieses den vollkommenen Beweis; ist dieses aber nicht der Fall, so ist der Beweis nur unvollkommen, und wird gewöhnlich durch den Erfüllungseid ergänzt.

3. Verfahren über die Beweisführung. Das Verfahren über die Beweisführung theilt sich in drei Abschnitte: Beweisantretung, Beweisfortsetzung (Productions- und Reproduktionsverfahren) und Beweis-Ausführung und Anfechtung (Hauptverfahren, Deductions- und Impugnations- [Contradeductions-] Verfahren). Die Obliegenheiten in demselben betreffen theils den Producenten, theils den Produkten, theils den Richter. Der Producent, sey er Beweis- oder Gegenbeweisführer, hat in demselben folgende Verrichtungen. Er muß den Beweis innerhalb der Beweisfrist gehörig antreten, d. h. dem Richter, die von ihm gewählten Beweismittel speciell anzeigen, und denselben auffodern, alles dasjenige zu veranstalten, was die Produktion derselben, oder deren wirklichen Gebrauch möglich machen und befördern kann. Vor Ablauf der Beweisfrist, und insofern sein Gegner nicht schon aus dem Gebrauch der Beweismittel Rechte erworben hat, ist der Producent berechtigt, diese Beweisantretung zu verbessern, neue Beweismittel hinzuzufügen, oder die bereits erwählten wieder fallen zu lassen. Sodann muß er den angetretenen Beweis gebührend fortsetzen, d. h. die Handlungen auf gehörige Art verrichten, welche ihm Behuf des wirklichen Gebrauchs der erwählten Beweismittel ob-

4) Z. B. Abhörung von Zeugen, ohne daß Artikel und Fragstücke überreicht sind; u. s. w. 5) Fr. 11. 25. pr. D. XXII. 3. de probatt. c. 3. C. IV. 30. de non num. pecun. 6) Nach den Provinzialgesetzgebungen ist dieses freilich in Betreff der Eideszuschiebung oft anders.

Digitized by Google

liegen. Hieher gehört besonders die wirkliche Darbringung der Beweismittel in das Gericht, oder deren Production. Endlich hat derselbe auszuführen, daß der Beweis gehörig geführt worden sey. Dieses geschieht durch einen schriftlichen Vortrag, Deductions- oder Salvations-Schrift genant, in welchem er die Förmlichkeiten der Beweisführung zu rechtfertigen, und dann zu zeigen sich bestrebt, daß er vollständig, oder wenigstens genug erwiesen habe, um selbst zum Erfüllungseide zugelassen werden zu müssen. Nur dann fällt diese Schrift hinweg, wenn er sich des Beweismittels der Eideszuschiebung bedient hat; hat er andere Beweismittel zur Hand genommen, so kann er auch hier noch, wenn solches durch die Territorialprozeßgesetzgebung gestattet wird, die Eideszuschiebung nachholen. — Der Product hat dagegen folgendes zu besorgen. Ist der Beweis von dem Producenten durch specielle Angabe seiner Beweismittel angetreten, so kann er die Zulässigkeit und Zweckmäßigkeit derselben, oder auch die Förmlichkeiten der Beweisantretung selbst bestreiten, und dadurch die Produktion der erstern verhindern. Diese Bestreitung nent man die Verhandlung der Beweiseinreden. Soll durch dieselben aber das Beweisverfahren aufgehalten werden, so müssen diese Einreden eben so wichtig, als gleich liquide seyn; widrigenfalls werden sie ihm bis zur Beweisanfechtung vorbehalten, und mit dem Beweisverfahren selbst dennoch fortgefahren. Wird der Beweis von dem Producenten solchergestalt fortgesetzt, so hat der Produkt einiges selbst zu verrichten, welches sich nach der Verschiedenheit der Beweismittel näher bestimt. Nach beendigter Beweisführung, und zwar, nach den Reichsgesetzen [7]), vor, nach den meisten Territorialprozeßordnungen und der allgemeinen Praxis aber, nach Überreichung der producentischen Deductionsschrift, sucht er, in der Impugnations- oder Contradeductionsschrift, den Beweis anzufechten, und auszuführen, daß Producent dasjenige, was ihm zu erweisen obgelegen habe, nicht erwiesen habe. Mit dieser Schrift endet in der Regel die Thätigkeit der Parteien; nach einigen Territorialprozeßordnungen, wird aber noch dem Producenten eine Replik, so wie dem Produkten eine Duplik gestattet, und dann erst die Sache, zur Abgabe eines Erkentnisses über den Beweis, geschlossen [8]). — Was nun endlich die Obliegenheiten des Richters anbetrifft, welche er während des Beweisverfahrens zu beobachten hat, so bestehen solche darin, darauf besonders zu achten: 1) daß die Handlungen der Parteien dem Zwecke der zu bewirkenden Überzeugung entsprechen, und nichts vergebliches oder unnützes gestattet werde; 2) daß die Förmlichkeiten des Beweisverfahrens genau beobachtet werden. Auch hat er über den Grund der Beweiseinreden schon während der Beweisführung zu erkennen, wenn solche zur Hemmung des Beweisverfahrens vorgeschützt werden, wobei es sich dann von selbst versteht, daß gegen seine Verfügungen in dieser Hinsicht allerdings auch Rechtsmittel zulässig sind.

4. Erkentniß über den geführten Beweis. Ist das Beweisverfahren solchergestalt beendigt, so hat der Richter nunmehr über den geführten Beweis zu erkennen. Ist derselbe vollkommen geführt, so muß der Produkt zur Anerkennung des producentischen Rechts verurtheilt werden; ist er gar nicht geführt, oder der Beweis durch den Gegenbeweis vollkommen entkräftet, so findet eine Abweisung des Producenten mit seinen Ansprüchen Statt. Ist der Beweis nur unvollständig geführt, so muß der Richter in der Regel, die Wahrheit durch einen von ihm von Amtswegen aufzuerlegenden Eid (juramentum necessarium) aufzuklären suchen. Ein solcher Eid ist verschieden genant, je nachdem er dem Beweisführer, oder seinem Gegner auferlegt wird. Der erstere leistet den Erfüllungs- oder Ergänzungseid, der letztere den Reinigungseid. Bei nicht einmal halb geführtem Beweise wird auf den letzteren, bei mehr als halb erwiesenen Thatsachen, auf den erstern erkant. Ist aber gerade ein halber Beweis vorhanden, so ist bei Auflegung des Eides auf die bessere Sachkentniß des einen oder andern Theils, hienächst auf die höhere Glaubwürdigkeit der einen oder der andern Partei, und endlich auf die mehre Rechtsbegünstigung derselben, eine gebührende Rücksicht zu nehmen. Die Bestimmung, welcher Beweis für halb, mehr als halb, oder weniger als halb geführt zu betrachten sey, richtet sich nach der Eigenthümlichkeit der einzelen Beweismittel, nach dem Vorzuge derselben unter einander bei ihren Collisionen, und nach dem Ermessen des Richters selbst [9]).

B. Beweisführung in peinlichen Fällen.

1. Verschiedenheit derselben. Auch bei der Beweisführung in peinlichen Fällen kann man die gewöhnliche und summarische unterscheiden; dagegen ist alle Beweisführung ohne Unterschied eine ordentliche, indem eine außerordentliche unzulässig ist. Die summarische tritt in den Fällen ein, wo das Verbrechen durch das Eingeständniß des Verbrechers dargethan ist, und es sich überdem von einem geringen Verbrechen handelt, die gewöhnliche wird nicht allein bei größern Verbrechen, sondern auch ganz vorzüglich für den Fall, wo der Verbrecher dasselbe ableugnet, nothwendig.

2. Allgemeine Grundsätze über die Beweisführung.

1) Der Beweis in Strafsachen kann entweder die Anschuldigung oder die Entschuldigung einer Person zum Zwecke haben. Letzterer ist allemal Gegenbeweis, indessen findet bei dem Beweist sowol als bei dem Gegenbeweise der Unterschied Statt, daß beide in bürgerlichen Rechtssachen durch die Parteien selbst zur Hand genommen werden müssen, und als zwei für sich bestehende Beweisführungen vorkommen, wogegen in Strafsachen, und namentlich bei dem Inquisitionsverfahren, ganz vorzüglich der Richter die Handlungen der Beweisführung übernehmen muß, weil er die Thatsachen der Unschuld und Entschuldigung mit eben der Genauigkeit und Sorgfalt zu erörtern verbunden ist, als die Thatsachen der

7) Jüngster Reichsabschied §. 56. 8) Wird der Beweis zu gleicher Zeit mit einem directen Gegenbeweise geführt, so erscheinen alle die gedachten Verhandlungen doppelt, und in besondern Schriftsätzen getrent.

9) S. *Joh. Marcardus* de probationibus (zuletzt 1734. Fol.), v. Tevenar Theorie des Beweises im Civilprocesse. 1780. C. Ch. Gottl. Schneider vollständige Lehre vom rechtlichen Beweise in bürgerlichen Rechtssachen. 1803., die Handbücher von Claproth, Danz, Gönner, Martin u. s. w.

Digitized by Google

Schuld. In jedem Falle hat die Beweisführung drei Gegenstände zu beachten und aufzuklären, nämlich die Thatsache, aus welcher das rechtsverletzende Ereigniß besteht, den Urheber derselben, und die Umstände, auf welchen die Zurechnung beruht. In Rücksicht des ersten Gegenstandes ist nicht nur das Daseyn des rechtsverletzenden Ereignisses an und für sich, und nach seinem Umfange, sondern auch nach seiner Entstehung und Folgen in Frage; in Ansehung des zweiten bezieht sich der Beweis auf die Frage, ob eine gewisse Person das rechtswidrige Ereigniß hervorgebracht habe oder nicht, und in Hinsicht des dritten fragt es sich, ob die als Urheber des Ereignisses erkante Person mit Willensfreiheit gehandelt habe, oder nicht, ob ihr dabei böse Absicht, oder bloße Fahrlässigkeit zu Schulden komme; ob sie sich in einem gewissen Drange der Umstände befunden habe oder nicht u. s. w. 2) Als Beweismittel sind Zeugen, Urkunden, das Gutachten von Kunstverständigen, und Schlußfolgerungen, die hier vorzüglich Anzeigen oder Indicien [10]) heißen, zu betrachten; der Eid jedoch wenigstens nicht in sofern, als er von dem Ankläger dem Angeklagten, und umgekehrt, zugeschoben werden könte. Bei deren Gebrauch ist aber das Merkwürdige, daß, wenn gleich die That und der Urheber derselben durch dessen Geständniß klar ist, in der Regel dessen ungeachtet, alle möglichen Beweismittel zur Hand zu nehmen sind, um die äußern Umstände der That, und die Zurechnungsfähigkeit ihres Urhebers, so wie die Gewißheit, daß er auch wirklich der Urheber der That gewesen sey, zu erforschen. Der Richter ist verbunden, sich aller vorhandenen Beweismittel zu bedienen, sie mögen nun auf die Schuld oder Unschuld des Angeschuldigten abzwecken, oder durch eigene Erkentniß des Richters, Geständniß des Angeschuldigten, oder andere schon gebrauchten Beweismittel überflüssig scheinen oder nicht; und nur dann, wenn mit Gewißheit vorausgesetzt werden kann, daß die Beweismittel schlechterdings keinen Nutzen mehr gewähren können, darf sie der Richter unbeachtet lassen. Übrigens sind die Beweismittel in peinlichen Fällen, von den sogenanten Wahrheitserforschungsmitteln (media eruendae veritatis), (s. Wahrheitserforschungsmittel) verschieden, indem letztere nur als Handgriffe zu betrachten sind, um den Angeschuldigten zur Ablegung eines Geständnisses zu bewegen. 3) Die Beweisführung in Strafsachen ist weder an eine Zeit, noch an Förmlichkeiten gebunden; dagegen müssen diejenigen Förmlichkeiten, von deren Anwendung die Glaubwürdigkeit des Beweises selbst abhängt, auf das genaueste beobachtet werden. 4) Auch in Straffällen kann die Rede von einem vollkommenen und von einem unvollkommenen Beweise seyn; die Ergänzung des letztern wird gewöhnlich durch ein Wahrheitserforschungsmittel, oft durch das Ermessen des Richters, und, da wo Geschworne vorhanden sind, durch einen Ausspruch derselben bewirkt.

10) Diese begründen dann einen künstlichen Beweis. Ob dieser dieselbe Kraft habe, wie bei bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, so daß auf denselben auch ein verurtheilendes Erkentniß abgegeben werden könne, ist wegen des Artikels 22 der peinl. Gerichtsordnung bestritten. Die Rechtslehrer sind in dieser Hinsicht eben so verschiedener Meinung, wie der Gerichtsgebrauch der einzelen Criminalgerichtshöfe.

3. Verfahren über die Beweisführung. Das Verfahren über die Beweisführung ist ebensowenig, wie die Beweisführung selbst an eine Zeitfrist oder an irgend eine Förmlichkeit gebunden; indessen dem Angeschuldigten eine Vertheidigung durch einen erbetenen oder gerichtlich bestellten Vertheidiger (s. Vertheidigung) gestattet, vor deren Beibringung die Abgabe eines Bekentnisses über die Sache selbst, in der Regel unzulässig ist.

4. Erkentniß über die Beweisführung. Das Erkentniß über die Beweisführung in peinlichen Fällen, ist zugleich ein Erkentniß über die Schuld oder Unschuld des Angeschuldigten selbst. Ist der Beweis vollkommen geführt, so erfolgt im erstern Falle ein verurtheilendes, im letztern ein lossprechendes Erkentniß. Ist er dagegen unvollkommen geführt, so wollen die ältern Strafrechtslehrer nach Beschaffenheit der Umstände auf Wahrheitserforschungsmittel, z. B. Tortur, Territion, den Reinigungseid, eine außerordentliche Strafe, oder auf Lossprechung von der Instanz (s. Lossprechung von der Instanz) erkant wissen [11]). Seitdem jedoch in den neuern Zeiten auf die Abschaffung der Tortur, Territion und des Reinigungseides gedrungen, und die Zulässigkeit einer außerordentlichen Strafe bestritten worden ist, fängt die Ansicht an, herrschend zu werden, daß man den Angeschuldigten von der Instanz loszusprechen, allenfalls aber der Statsgewalt das Recht einzuräumen habe, gegen den Losgesprochenen Sicherheitsmaßregeln auf polizeilichem Wege zu nehmen [12]); eine Ansicht, die freilich hiedurch der Polizei eine größere Willkür einzuräumen scheint, als man durch die Verbannung der außerordentlichen Strafen dem richterlichen Stande zu entziehen gedachte. Dieses hat dann auch in den neuesten Zeiten, andere Rechtslehrer veranlaßt, auf die Einführung von Geschwornengerichten, oder doch wenigstens auf die Einführung eines mündlichen Verfahrens, im Gegensatze des jetzt üblichen schriftlichen zu dringen, um den Richter in den Stand zu setzen, dasjenige, was an seiner juristischen Überzeugung mangelte, durch den auf blos moralische Überzeugung unparteiischer Geschwornen gebaueten Ausspruch, zu ergänzen, oder solche durch seine eigne, aus eigner Ansicht des Angeschuldigten, und der gegen oder für ihn abgehörten Zeugen, gewonnene moralische Überzeugung zu ersetzen [13]). (*Spangenberg.*)

Beweis (anticipirter), Beweiseinreden, Beweisfrist, Beweisführung, Beweis (künstlicher), Beweislast, Beweismittel, Beweissatz, Beweisthema, Beweisverfahren, s. Beweis.

11) *Carpzov* Quaest. crim. Qu. 16. nr. 51. Qu. 60. nr. 36. Böhmer zu denselben. Qu. 114. med. 8. 9. Quistorp rechtl. Gutachten, wie in Ermangelung eines vollständigen Beweises gegen einen Angeschuldigten zu verfahren. Rostock 1774. 12) Die Schriften von Eisenhart, Bezin, Bergk und Zachariae im Archiv für das Kriminalrecht. Bd. III. u. IV. Klein über außerordentl. Strafen. Berlin 1805. Kleinschrod Abhandl. Th. I. Nr. 1. 13) S. Joh. Fr. Rankit über den Beweis in peinlichen Sachen. Freiberg 1801. Kleinschrod Grundzüge der Theorie vom Beweise in peinlichen Sachen; im Archiv des Kriminalrechts IV. B. III. St. Nr. 4. S. 44. u. f. Mittermaier, Theorie der Beweise im peinl. Prozesse, und die Handbücher des Kriminalprozesses von Bauer, Tittmann, Mittermaier, Henke u. s. w.

Digitized by Google

Beweisartikel, s. **Zeugenbeweis**. **Beweis durch Anzeigen**, s. **Anzeige**. **Beweis durch Besichtigung**, s. **Besichtigung**. **Beweis durch Eid**, s. **Eid, Eideszuschiebung**. **Beweis durch Kunstverständige**, s. **Kunstverständige**. **Beweis durch Schlussfolgerungen**, s. **Schlussfolgerungen**. **Beweis durch Urkunden**, s. **Urkunden, Urkundenbeweis**. **Beweis durch Zeugen**, s. **Zeugen, Zeugenbeweis**. **Beweis zum ewigen Gedächtniss**, s. **Zeugenbeweis**.

BEWERFEN, **Abputzen**, **Putzen**, **Verputzen**, im Bauwesen, eine besondere Art des Verkleidens, welches auf Bruchstein- und Ziegelmauern, auf Holzwerk und Lehmwände geschieht, hauptsächlich, um das rohe Mauerwerk oder das Holzwerk zu verblenden, und den hieraus verfertigten Bautheilen eine schöne Ebene zu verschaffen, dann aber auch, um die Einflüsse der Witterung von den Hauptmassen der Bauwerke abzuhalten. — Das Bewerfen ist ein für den Bauherrn sehr wichtiger, dem Maurer angehöriger Gegenstand des Ausbaues der Gebäude, und das Resultat der Arbeit sowol, als auch das Material hiezu wird Anwurf, Bewurf, Abputz, Putz und Verputz genant. Beim Bewerfen muß erstlich das Material, zweitens die für die verschiedenen ebenbenanten Bautheile eben so verschiedene Behandlung des Materials und die Vorbereitung der Bautheile selbst berücksichtigt werden.

Zu dem gewöhnlichen Verputze auf Mauerwerk wird gemeiner, doch nicht zu fetter Mörtel, d. i. ein solcher, der eher zu viel als zu wenig Sand in seiner Mischung hält, genommen, und der Sand selbst muß ein grober, reiner Fluß- oder Bergsand seyn. Zu fetter Mörtel löst sich leicht wieder von dem Mauerwerke ab, oder verursacht Risse und Sprünge im Bewurfe, welches ebenfalls von dem zu feinen Sande zu fürchten ist. — Zu dem feineren Verputze wird indessen feiner Sand gewählt, der zu dem ganz feinen noch überdies geschlemt werden muß, damit sich seine Oberfläche ganz glatt abreiben, auch architektonische Glieder leicht und sauber mit Lineal und Schablone darin ziehen lassen. Um diesem Bewurfe aber ein festeres Haften auf dem Mauerwerke zu verschaffen, muß dem Mörtel weniger oder mehr, nämlich ¼, die Hälfte, bis ¾ Gyps zugesetzt werden, welches auch, selbst für den gewöhnlichen Verputz auf Holzwerk geschehen muß, wo dann derselbe schnell festhaftet, welches beim gemeinen Mörtel auf Holzwerk nur durch allmäliges Antragen des Putzes, und langsames, höchstfleisiges und geübtes Verfahren, das mit unzweckmäßigen Kosten verbunden ist, erreicht werden kann; überdies auch nur im höchsten Nothfalle bei Reparaturen alter Decken, nie aber bei neuen Decken, wo das Holz noch eintrocknet, seine Anwendung findet; vgl. übrigens Gypsmörtel im Art. Mörtel. Aller dieser bisher erwähnte gewöhnliche Verputz muß so dünne als möglich, ¼ bis höchstens 1 Zoll stark, aufgetragen werden, weil er bei größerer Dicke im Innern der Gebäude leicht abgestoßen wird, an den äußern Wänden aber zu viele Feuchtigkeit zum Schaden der Hauptmassen anzieht, auch von harten Steinen, welche den Putz nicht so gern wie weichere Steinarten annehmen, wegen großer Schwere leicht abfallen kann. — Der feinste Abputz, den man gemeinhin Weißstuck zu nennen pflegt, ist derjenige, der aus zwei Theilen reinem guten Weißkalke und einem Theile feinem Gypse ohne Sand gemischt wird. Er wird nur ¼ Zoll stark aufgetragen, hat eine schöne weiße Farbe, und nimt zwar keine Politur, aber eine dem Gypsmarmor gleichglatte Oberfläche an, auf welcher der Staub nicht gern haftet. Daher ist er auch für Kirchen und große Säle, wo das Ausweißen beschwerlich und kostbar ist, besonders zu empfehlen. — Ein sehr fester Bewurf, eigentlich zum Grunde des künstlichen Marmors bestimt, ist eine Mischung von einem Theile scharfem geschlemten Grande und zwei Theilen Gyps ohne Kalk, den man, wenn es nöthig ist, 9 Zoll stark auftragen darf, ohne daß man sein Ablösen, noch Risse im Putze zu befürchten hätte. Er wird in kurzer Zeit so hart, daß er sich mit Eisen, wie Sandstein bearbeiten läßt. Um das schnelle Erhärten dieses Bewurfes zu verhindern, wird er mit Leimwasser aus Tischlerleim vermischt. Suche übrigens künstlichen Marmor im Art. Stuccaturarbeit. — Für Kellermauern, Abtritte, überhaupt für Mauerwerk an feuchten Orten und im Wasser wird zum Bewurfe ein Theil guter Kalk und zwei Theile Ziegelmehl, oder zerstoßene Dachziegel, überhaupt zerstoßene Scherben von gutgebranter Erde genommen. — Zum Bewurfe der Feuermauern wird eine aus Lehm und ganz frischem Pferdemist bereitete dicke Masse gebraucht, weil der gewöhnliche Bewurf unter den Einwirkungen des Feuers leicht abspringt. Zum Bewurfe für Wandgemälde auf nassem Kalke muß man besonders gutgebranten Kalk und feinen Sand nehmen. Für Oelmalereien auf der Mauer aber sollen zwei Anwürfe gemacht werden. Der erste soll gemeiner Mörtel seyn, für den andern aber soll dem Mörtel gestoßener Marmor zugesetzt werden, damit sich der Bewurf recht glatt abreiben lasse. Für Lehmwände, von welchen der gewöhnliche Mörtel leicht abfällt, wenn nicht der größte Fleis und besondere Vorsicht angewandt wird (s. weiter unten bei Vorbereitung der Wände zum Verputz) soll man nach Einigen, statt des gewöhnlichen guten Steinkalkes, Erd- oder Mergelkalk in die Mischung des Mörtels zum Bewurfe bringen, welcher wegen seiner nähern Verwandtschaft mit dem Lehme fester auf den Lehmwänden haftet. Nach Gilly ist eine Mischung von frischgelöschtem Kalke mit Ochsenblut vermischt zum Abputze auf Lehmmauern geeignet, allein auf der Wetterseite nicht haltbar. Die Fugen der Lehmsteine müssen dabei zuvor mit Lehm wohl ausgefüllt, und die Wände mit scharfem Sande besonders vermittelst des Reibebretts abgerieben werden. Nach Hermbstädt ist für Lehmmauern der vorzüglichste Abputz, eine Mischung von geschlemtem Lehme und Steinkohlenasche, welche zuletzt mit Steinkohlentheer überzogen wird. Von andern Ueberzügen, Anstrichen u. dgl. welche die Dauer der Lehmwände zum Zwecke haben (s. den Art. **Lehmwand**).

Das Auftragen, Anwerfen des Putzes geschieht mit der Mauerkelle und wird entweder, besonders an den Außenseiten der Bauwerke, in Kellern und in unansehnlichen Abtheilungen landwirthschaftl. Gebäude, rauh gelassen, welches man berappt oder den Spritzwurf zu nennen pflegt; oder er wird, wie gewöhnlich, mit dem Reibebrette abgerieben, welches man gefilzt nent. Einige

pflegen das Filzen auch fein Berappen, oder Putzen im engern Sinne, Andere wol auch schon, doch uneigentlich, Tünchen zu nennen. Der Spritzwurf wird beim gewöhnlichen Mauerbewurfe für den dauerhaftesten gehalten, weil er nicht so leicht wieder abfällt, welches beim gefilzten Kalkanwurfe öfters der Fall ist; denn durch das Abreiben erhitzt sich der Kalk und erhärtet dadurch zu frühe, ehe er von den Steinporen gehörig angezogen werden konte; weswegen man auch beim Filzen die Wand häufig mit Wasser vermittelst des Sprengpinsels benetzen muß. Damit aber die Wand auch eine vollkommen gerade und ebene Fläche erhalte; so müssen zuerst, besonders bei Mauern von sehr unförmlichen Steinen ungefähr 6 Zoll breite Streifen 5 Fuß weit auseinander angelegt, von oben herab abgerieben, und hierauf die Flächen zwischen ihnen beworfen und mit einem großen Reibebrette, das von einem Streifen bis über den andern reicht, abgezogen werden, bis der Anwurf überall gleich dick und eben ist, wo dann das Ganze mit kleinern Reibebrettern vollkommen abgeputzt und gefilzt wird. Kömt endlich hierüber noch ein dünner Überzug von feinem Mörtel; so wird diese letzte Putzarbeit Schlemmen, wol auch von einigen abermals Putzen im engeren Sinne, und Tünchen genant; worauf aber endlich das Ausweissen, das eigentliche Tünchen, oder das Anstreichen mit Farben erfolgt.

Für die Vorbereitung der Bautheile zum Bewurfe hat man folgende Regeln zu beobachten: das Mauerwerk muß vollkommen ausgetrocknet seyn, weil sich die Feuchtigkeit sonst in den Mörtel zieht, und Flecken im Putze, oder gar das Herabfallen desselben verursacht. Mauerwerk, welches schwer trocknet, und daher beim Bewerfen noch naß ist, soll zuerst mit Thon oder mit klarem Lehm, der mit Spreu vermischt ist, bekleidet und auf diese Bekleidung der Kalkputz geworfen werden, damit sich die noch in dem Mauerwerke befindliche Feuchtigkeit in den Lehm und nicht in den Putz ziehe. — Vor dem Anwerfen sollen die Steine vom Staube wohl gereinigt und mit dem Sprengpinsel angefeuchtet werden; das eine, damit der gegenseitigen Verbindung des Bewurfes und der Steinmasse kein Hinderniß im Wege stehe, das andere, damit die Steinporen desto geneigter werden, die Theile des Bewurfsmörtels anzuziehen und sich mit ihnen enge zu vereinigen. Ebene Steinseiten aber müssen noch vor dem Reinigen gehörig bepickt werden (s. Bepicken), damit ihre rauhe Oberfläche das Eingreifen der Steinmasse in den Anwurf befördere, und das Festsitzen desselben auf dem Mauerwerke vermehre. — Alles Holzwerk in Wänden oder Decken muß vor dem Verputzen berohrt werden, wodurch allein das feste Haften des Holzbewurfes, der überdies noch, wie oben gesagt, wenigstens zur Hälfte aus Gyps bestehen muß, gesichert wird. — Zur Auftragung des Weißstuckes sowol als des Putzes für Ölgemälde, muß die Mauer zuerst mit dem gemeinen Kalkbewurfe, das vorbereitete Holzwerk aber mit einem Gypsanwurfe versehen werden; beide aber werden nicht abgerieben, sondern bleiben rauh; und auf diesen ersten Bewurf wird der Weißstuck ¼ Zoll stark aufgetragen und bis zu der ihm möglichen Glätte gefilzt. — Lehmwände auf welchen der gewöhnliche Mauerverputz wohl haften soll, müssen, nach Goldfuß und Gilly, auf folgende Weise behandelt werden: vor allem müssen die Steinfugen mit einem Besen, dessen Ruthenspitzen etwas abgestutzt sind, vom Staube vollkommen gereinigt, hierauf angefeuchtet und mit Lehmstroh, zu dessen Bereitung man kurzes und zartes Stroh zu nehmen hat, ausgefüllt werden, welches man mit dem gewöhnlichen Reibebrette, unter stetem Anfeuchten, mit der Wand eben abreibt. Wenn sofort dieser erste Abputz in soweit abgetrocknet, daß er immer noch etwas weich ist; so werden mit abgehackten Besen überall kleine Löcher dicht neben einander in die Wand gestoßen, und gleich darauf der aus grobem und scharfen Quarzsande zubereitete Kalkmörtel angeworfen, welcher endlich mit Reibebrettern, deren untere Flächen mit Hutfilz überzogen seyn müssen, wohl abgefilzt wird, damit durch den Druck des Reibens alle vorhinbeschriebenen kleinen Löcher gehörig angefüllt werden. Um das Eindringen des Bewurfes zwischen die Lehmtheile noch mehr zu befördern, pflegt man endlich auf dem bereits abgefilzten Putze das Einstoßen solcher Löcher noch einmal zu wiederholen, wodurch der Bewurf zuletzt das Ansehen eines Spritzwurfes erhält. Auch kann man die Lehmwände dadurch zur Haltung des Kalkmörtelbewurfes vorbereiten, wenn man scharfe Ziegeltrümmer, oder Scherben von wohlgebranten irdenen Gefäßen 2 bis 3 Zoll tief also in den Lehm eindrückt, daß nur ungefähr ¼ Zoll über die zu bewerfende Wandfläche vorsteht. Je größer die Anzahl solcher eingedrückten Ziegelstücke auf einer Wandfläche ist, desto sichrer wird der Anwurf auf ihr haften.

Dies sind die Grundsätze der Neuern und die jetzt herrschende Behandlungsweise des im Bauwesen so wichtigen Verputzens. Es bleibt uns also noch übrig, des musterhaften Verfahrens der Alten, die so wie in allen Stücken auch vorzüglich im Bauwesen unsere Lehrer sind, bei Anfertigung des Bewurfes zu erwähnen. — Ihnen war diese Arbeit des Ausbaues eine so große Angelegenheit, daß sie die größte Sorgfalt darauf verwendeten, ja nicht nur allein Bruchsteinmauern, Holz- und Lehmwände, sondern auch Quadersteinmauern und von Werkstükken aufgeführte, selbst von einem Steine verfertigte Säulen verputzten; ohne Zweifel darum, weil die Steinarten, bei welchen sie dieses thaten, wegen ihrer Weichheit, Sprödigkeit oder löcherigen Masse sich nicht scharf und richtig genug in Hauptform und Verzierung bearbeiten ließen, sie selbst aber von der großen Haltbarkeit ihrer Bewurfsmasse in einem hohen Grade überzeugt waren. Diese Bewurfsmasse (tectorium) war aber nichts anders, als gemeiner Mörtel [1]), wozu der aus weichem löcherigen Kalksteine gebrante [2]), gleich nach dem Brennen abgelöschte und lange Zeit in Gruben wohlverwahrte Kalk [3]) (vgl. auch Mörtel), so wie der Flußsand, weil er mager ist, und durch langsames Trocknen die Festigkeit des Bewurfes befördert, vorgezogen wurden [4]). Ein

1) *Vitruvius* VII, 3. 2) *Vitr.* II, 5. *Plinius* XXXVI, 53. 3) *Vitr.* VII, 2. *Plin.* XXXVI, 55. 4) *Vitruvius* II, 4.

Received by the editors March 15, 1937.

(1) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(2) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(3) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(4) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 62 (1906) pp. 253–271.

(5) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(6) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(7) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(8) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 62 (1906) pp. 253–271.

(9) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(10) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(11) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(12) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(13) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(14) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(15) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(16) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(17) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(18) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(19) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(20) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(21) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(22) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(23) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(24) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(25) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(26) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(27) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(28) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(29) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(30) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(31) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(32) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(33) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(34) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(35) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(36) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(37) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(38) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(39) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(40) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(41) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(42) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(43) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(44) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(45) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(46) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(47) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(48) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(49) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(50) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(51) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(52) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(53) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(54) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(55) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(56) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(57) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(58) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(59) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(60) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(61) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(62) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(63) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(64) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(65) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(66) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(67) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(68) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(69) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(70) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(71) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(72) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(73) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(74) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(75) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(76) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(77) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(78) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(79) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(80) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(81) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(82) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(83) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(84) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(85) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(86) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(87) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(88) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(89) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(90) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(91) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(92) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(93) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(94) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(95) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(96) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(97) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(98) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(99) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(100) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(101) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(102) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(103) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(104) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(105) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(106) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(107) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(108) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(109) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(110) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(111) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(112) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(113) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(114) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(115) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(116) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(117) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(118) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(119) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(120) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(121) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(122) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(123) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(124) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(125) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(126) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(127) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(128) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(129) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(130) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(131) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(132) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(133) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(134) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(135) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(136) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(137) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(138) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(139) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(140) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(141) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(142) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(143) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(144) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(145) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(146) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(147) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(148) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(149) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(150) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(151) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(152) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(153) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(154) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(155) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(156) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(157) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(158) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(159) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(160) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(161) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(162) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(163) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(164) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(165) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(166) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(167) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(168) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(169) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(170) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(171) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(172) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(173) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(174) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(175) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(176) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(177) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(178) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(179) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(180) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(181) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(182) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(183) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(184) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(185) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(186) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(187) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(188) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(189) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(190) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(191) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(192) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(193) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(194) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(195) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(196) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(197) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(198) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(199) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(200) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(201) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(202) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(203) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(204) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(205) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(206) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(207) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(208) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(209) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(210) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(211) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(212) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(213) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(214) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(215) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(216) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(217) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(218) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(219) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(220) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(221) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(222) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(223) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(224) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(225) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(226) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(227) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(228) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(229) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(230) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(231) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(232) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(233) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(234) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(235) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(236) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(237) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(238) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(239) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(240) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(241) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(242) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(243) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(244) Cf. Bernstein, Sur les équations du calcul des variations, Ann. Sci. École Norm. Sup. (3) vol. 29 (1912) pp. 431–485.

(245) Cf. Bernstein, Sur la généralisation du problème de Dirichlet, Math. Ann. vol. 69 (1910) pp. 82–136.

(246) Cf. Bernstein, Sur la nature analytique des solutions des équations aux dérivées partielles du second ordre, Math. Ann. vol. 59 (1904) pp. 20–76.

(247) Cf.

Kraft, indem sie fühlt, daß diese hinreicht, das Große zu umfassen und sich zu vergegenwärtigen. Dies ist ein erhebendes Gefühl, was sich in die beiden vorigen mit einmischt, und alle drei zusammen machen das Angenehme aus, was die Bewunderung mit sich führt. — Daß uns übrigens die Größe dessen, was wir bewundern sollen, anschaulich seyn muß, darf nicht erst besonders nachgewiesen werden. Denn dasselbe gilt in Bezug auf Alles, dessen Betrachtung uns merkliche Empfindung verursachen soll.

In die Empfindung aber, welche durch alles ungewöhnlich Große, als solches, erregt wird, mischt sich außerdem noch etwas besonderes, wenn dasselbe im eigentlichen Sinne erhaben ist; wie dies von Kant mit eben so viel Scharfsinn als Klarheit nachgewiesen ist. Erhaben heißt nämlich eigentlich, was so groß ist, daß es die Idee von Unermeßlichkeit, von Unendlichkeit (der Ausdehnung oder der Kraft) erregt; es mag übrigens an sich selber in der That unendlich seyn oder nicht. Wenn nun etwas Erhabenes gegeben ist, so strebt die Einbildungskraft die dadurch erregte Idee von Unendlichkeit zu versinnlichen, das dadurch Gedachte anschaulich zu machen; eben so, wie sie jedem gegebnen Begriffe ein Bild unterzulegen strebt. Dies aber vermag sie nicht, indem Unendliches durch keine Anschauung umfaßt werden kann. Daher entsteht uns dann ein Gefühl von Beschränktheit unsrer anschauenden Kraft, was uns nothwendig niederschlägt und demüthigt. Eben dieses Gefühl aber trägt dazu bei, daß wir uns auf der andern Seite desto mehr wieder erhoben fühlen. Denn indem wir zugleich das Vermögen der Ideen, ein Vermögen, was unendlich höher ist, als unsre Anschauungskraft, indem es Unendliches zu fassen vermag, in uns empfinden, so wird diese Empfindung durch jenes, so mächtig dagegen abstechende Gefühl dergestalt erleuchtet und verstärkt, daß wir derselben kräftiger und lebendiger inne werden, und uns also dadurch mehr erhoben fühlen, als unter allen andern Bedingungen, wo dieselbe durch keinen solchen Abstich besonders hervorgehoben wird. Betrachtung des Erhabnen, kann man also sagen, erhebt durch Demüthigung, und diese Mischung des Gefühls ist eben das Besondre und Eigenthümliche, wodurch die Bewunderung des Erhabnen von der Bewunderung des Großen, was nicht gerade erhaben ist, sich unterscheidet, und was ihr den Zauber verleihet, der dafür empfängliche Gemüther so unwiderstehlich anziehet. — —

Je größer ein Gegenstand ist, desto mehr muß die anschauliche Vorstellung seiner Größe unsre Vorstellungskraft erfüllen, spannen und fest halten; dergestalt, daß dieselbe entweder gänzlich still steht, wie versenkt in dieses Anschauen, oder doch nur langsam von einer Vorstellung zur andern fort gehet. Daher die Erscheinung im Äußern: Stillstand, oder feierliche, wenigstens gemessene Langsamkeit der Bewegungen. Es ist dies ein wesentlicher Zug in dem Bilde des innern Zustandes, was sich in dem Äußern überhaupt bei demjenigen, der von Bewunderung erfüllt ist, so sprechend darstellt, und dessen übrige Züge eben so leicht erklärlich sind (s. meine Rhetorik, 3. Ausg.).

Der Name der Bewunderung ist übrigens von einem äußern Umstande hergenommen, der bei ihr gar nicht Statt findet, auf den vielmehr nur das Stammwort, wovon er herkomt, hindeutet. Denn Wundern ist ein Wiederholungswort von Wenden, und deutet ursprünglich auf dasjenige Hin- und Herwenden des Kopfes, was sich bei denen die sich über etwas wundern, wol zu zeigen pflegt. (*Maass.*)

BEWUSSTSEYN. Nach der bekanten Bedeutung des Ableitungslautes Be heißt Bewußt buchstäblich: mit Wissen versehen, ein Wissen habend. Wenn wir uns also einer Vorstellung bewußt seyn sollen, so müssen wir sie nicht allein haben, sondern auch wissen, daß wir sie haben. Dieses ist nun blos dadurch möglich, daß wir dieselbe als unsere Vorstellung auf uns beziehen, und sie also von uns selbst unterscheiden. Dieses wieder nur dadurch, daß wir irgend Etwas als Gegenstand, d. i. als etwas unserm Ich Vorgestelltes und insofern von diesem Verschiedenes, durch dieselbe uns vorstellen; und dieses endlich nur dadurch, daß wir einen vorhandenen Stoff in eine Einheit zusammen fassen, als wodurch derselbe eben erst so gestaltet wird, daß er als Gegenstand hervor tritt. Auf dieser Handlung der Vorstellungskraft, wodurch sie ein Mannigfaltiges (wenn man hierunter jeden gegebnen Stoff verstehet) in eine Einheit zusammen faßt, beruht also alles Bewußtseyn, es mag übrigens gedachtes Zusammenfassen, je nachdem das Mannigfaltige anschaulich oder nicht anschaulich ist, durch die Einbildungskraft oder durch den Verstand geschehen. — Wenn wir uns einer Vorstellung bewußt sind, so wird auch von ihrem Gegenstande gesagt, daß wir uns desselben bewußt seyen. Wer an eine Übereilung, die er begangen hat, mit Bewußtseyn denkt, der ist auch dieser Übereilung selbst sich bewußt. Eben die Bedingungen also, von welchen es abhängt, ob gegebene Vorstellungen zum Bewußtseyn kommen, oder nicht, bestimmen auch, ob wir uns der Gegenstände derselben bewußt werden oder nicht. Die Entwickelung jener Bedingungen, die so wichtig und folgenreich ist, s. in meinem Vers. üb. d. Einbildungskraft, §. 26. u. f.

Man nent unsre Vorstellungen klar oder dunkel, je nachdem wir derselben uns bewußt sind, oder nicht. Dabei pflegt man es als das Kenzeichen klarer Vorstellungen anzugeben, daß wir sie von einander unterscheiden können. Ganz richtig. Denn durch jede stellen wir uns Etwas als Gegenstand vor, und jede hat, wofern es in der That verschiedne Vorstellungen sind, ihren eignen Gegenstand, wodurch sie also von jeder andern unterschieden werden kann. Nur ist dies, wie man sieht, erst ein abgeleitetes Merkmal klarer Vorstellungen, nicht das Wesen der Klarheit selbst. Dasselbe gilt von einer andern, übrigens ebenfalls richtigen Bestimmung; wenn man nämlich sagt: unsere Vorstellung von Etwas sey klar, sofern wir angeben können, was wir uns vorstellen. Denn da wir, dem Vorigen zufolge, eine klare Vorstellung durch ihren Gegenstand von andern zu unterscheiden vermögen; so müssen wir, wenn auch nicht gerade durch Worte ausdrücken, doch wenigstens uns selber in Gedanken ange-

Digitized by Google

ben, bestimmen können, welchen Gegenstand wir durch dieselbe uns vorstellen.

Dasjenige Bewußtseyn, welches jedem andern zum Grunde liegt, indem es jedes andere erst möglich macht, ist die von Kant sogenante transscendentale Apperception, das ist, das reine Selbstbewußtseyn, ohne alle nähern, durch innere Wahrnehmung gegebnen Bestimmungen. Denn soll ich irgend einer Vorstellung mir bewußt seyn, so muß ich sie als meine Vorstellung auf mein Ich beziehen. Das kann ich nur, sofern ich auch meines Ichs mir bewußt bin; also nur vermöge des reinen Selbstbewußtseyns. Hiebei ist freilich mein Ich Vorstellendes und Vorgestelltes zugleich. Aber es ist auch leicht zu erkennen, daß darin kein Widerspruch liegt. (*Maass.*)

BEX, Pfarrdorf im schweiz. Kanton Waadt, mit 709 Häus. und 2500 Einw., nahe bei der Rhone und der Gränze des Wallis, 1328 F. üb. Meer. Es ist wegen eines Salzwerkes merkwürdig, welches bis dahin das einzige in der Schweiz ist. Das Salz ist treflich, wird aus verschiedenen Quellen gesammelt, und in mehren zerstreuten Gradirhäusern und Siedereien sorgfältig bereitet. Der Ertrag steigt jährlich auf 15,000 Centner, vor einem Jahrhundert bis auf 38,000 Centner. Die Arbeiten im Berge selbst sind außerordentlich; ein Stollen, Galérie des Invalides, ist 6½ Fuß hoch, 3½ Fuß breit u. 4000 Fuß lang, in einem Felsen, wo der Bergmann in 8 Stunden nur um 1½ Zoll weiter komt; durch einen senkrechten Schacht, Puits de Bouillet, von 677 F. sieht man am Mittag die Sterne; der große Sohlenbehälter ist 100 Fuß lang, 60 F. breit und 9 Fuß tief, ein Rad von 36 F. Durchmesser setzt 3000 F. unter der Oberfläche der Erde, das Wasser in Bewegung. Mehre Schwefelquellen, und dazwischen eine Quelle süßen Wassers, sprudeln auf den Wiesen bei Bex; die ganze Umgegend ist ungemein malerisch, fruchtbar, reich an den merkwürdigsten Mineralien, Versteinerungen und Pflanzen, daher sich hier 2 Pflanzenhändler aufhalten, und einige Herbarien zu suchen sind. Mehre Gletscher liegen oberhalb Bex auf den Anhöhen, während das Thal sich südlicher Wärme erfreut. Die Salzquellen selbst liegen in Thonschiefer, der mit Kalk und Quarz gemengt ist. Während die Waadt noch zum Kanton Bern gehörte, war der große Haller 6 Jahre lang Salinen-Inspektor und wohnte als solcher zu Roche; seine Regirung hatte 1683 die angefangenen Arbeiten um 103,943 Fr. an sich gekauft, die Quellen selbst wurden 1554 entdeckt. Verschiedene Schriften betreffen dieses Salzwerk; von Haller, 1776, Wild, 1788; Struve 1803 und 1819; Lardy, 1819. — Der Kreis Bex hat 2823 Einw., die auf gebirgigem Boden Viehzucht, in der Ebene Korn u. etwas Wein bauen. (*Wirz.*)

BEXON (Gabriel Leopold Charles Aimé), aus Remiremont oder Reimersberg in Lothringen, geboren im März 1748, widmete sich dem geistlichen Stande, erhielt zu Paris ein Kanonikat, und starb daselbst den 15. Febr. 1784. Seine Mußestunden waren der Naturgeschichte gewidmet, und Buffon hatte an ihm, bei Herausgabe der letzten Bände seines großen naturhistorischen Werks, einen fleißigen Mitarbeiter. Beifall fanden und verdienten sein Système de la fertilisation. Nancy. 1773; 1797. 8. (wo er den Vorschlag that, durch Hilfe eines besonders eingerichteten Brennspiegels Kalk zu brennen und damit zu düngen). Catéchisme d'agriculture, ou bibliothèque des gens de la campagne. 1773. 12. Histoire de Lorraine. T. I. Nancy. 1777. 8.; geht bis auf den Herzog Leopold, und ist zum Theil aus handschriftlichen Quellen geschöpft; ein zweiter Theil, der die neueste, und ein dritter, der die Naturgeschichte enthalten sollte, ist nicht erschienen. François von Neufchateau ließ im Conservateur 25 Briefe von Buffon an den Abbe Bexon, und einiges andere aus dem Nachlasse des Letztern abdrucken. Da sich Bexon auf seiner ersten Schrift Scipion Bexon nante, so wird er öfters irrig unter diesem Vornamen aufgeführt *). (*Baur.*)

Bey, s. Beg.

BEYAH oder BEGAH, ein Strom, welcher das Pundschab oder die Prov. Lahore in Hindustan bewässert. Er hat 2 Quellenflüsse die Beas Gunga und die Ban Gunga, die beide etwa unter 32° Br. und 105° L. in den Vorbergen entspringen, die sich vor dem Himalih hinziehen und das Kuhistan von Lahore vom Pundschab scheiden. Sie vereinigen sich bei Hureepoor, nehmen eine südwestliche Richtung und stoßen bei Hurecke mit dem Sutuleje zusammen, worauf dann beide vereinigte Ströme ihre Namen aufgeben und als Gharra durch Lahore und Multan zum Khenaub, und mit diesem zum Sind laufen. Er ist vom Byronwal Passe, wo er während der Regenzeit 740 Yard breit wird, schon als Begah schiffbar, seine Ufer aber sind von Baumwuchse entblößet. Sein ganzer Lauf als Begah und Gharra beträgt 118 Meilen. Bei den Alten war er unter dem Namen Hyphasis bekant. (*Hassel.*)

BEYBAZAR, (nach Gardane) eine Stadt in Anadolien, Sandsch. Angouri, mit 4000 Einw., die starken Reisbau treiben. (*H.*)

Beycaneer, s. Bicanere.

Beycheri, s. Konieh.

BEYENBURG, Beienburg, Bienburg, Martl. an der Wipper in dem Cleve-Bergischen Reg. B. Düsseldorf, mit 200 H. u. 1100 Einw., die Siamoisen- u. Zwillichmanuf. unterhalten. (*H.*)

BEYER (Georg), geboren zu Leipzig den 10. Sept. 1665, wo sein Vater Aktuarius bei dem Oberhofgerichte war, studirte daselbst unter Christian Thomasius, und nachher in Frankfurt an der Oder, unter Samuel Stryk und Peter Schulze, kehrte endlich aber wieder nach Leipzig zurück, wo er unter Schwendendörffer und Ludw. Menke seine Studien vollendete. Im J. 1706 wurde er Professor der Rechte zu Wittenberg, wo er am 16. August 1714 starb. Er war ein frommer, ehrlicher und duldsamer Mann, und als Schriftsteller wegen der Deutlichkeit seines schriftlichen Vortrags, und der in demselben herrschenden Beurtheilungskraft geschätzt. Was sein Andenken ganz vorzüglich erhalten wird, ist daß er der erste war, welcher das teutsche Recht von dem Vortrage des römischen trente, und ein eignes Lehrbuch darüber abfaßte. Dieses erschien jedoch erst nach seinem Tode, von

*) Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. IV. Ersch's gelehrtes Frankr.

Digitized by Google

[illegible]

klärung der Volksreligion. 3 Bde. Lpz. 1782 — 1794. 8. 2. Aufl. des 1 Bd. 1795. Die Geschichte der Urwelt in Predigten, ein Versuch, auch den Ungelehrten mit dem Sinne und Geist der mosaischen Urkunden bekanter zu machen. 2 Bde. Eb. 1795. 8. Geschichte der Israeliten, eine Fortsetzung vor der Geschichte der Urwelt. Erf. 1811. 8. (Empfehlenswerth, als gemeinnützige Vorlesungen für Landleute). Predigten über Sprüchwörter, in Verbindung mit den Sonn- u. Festtagsevangelien. 2 Bde. Eb. 1800. 8. (mehre der behandelten Sprüchwörter sind der Würde der Kanzel entgegen). Predigten über Gegenstände der Natur nach Anleitung der evangelischen Texte. Lpz. 1805. 8. (als populäre naturhistorische Abhandlungen nützlich, aber ohne lebendige Darstellung). Seine übrigen Schriften können übergangen werden *). (*Baur.*)

BEYERFELD, königl. sächs. Kirchdorf im erzgebirg. Amte Grünhain ist, nebst dem nahen Dorfe Sachsenfeld seit dem Anfang des 18. Jahrh. der Hauptsitz der Blechlöffelfabrikation, welche über 10 — 12 Dörfer und 2 Städte, Aue und Grünhain, sich verbreitet, und vom Bauer- bis zum Vorleglöffel, mehr als 70 Sorten, überhaupt jährlich weit über 200,000 Dutzend liefert. Die eigentlichen Arbeiter theilen sich in Plattenschmiede u. Löffelmacher. Die erstern fertigen nur die Platten, die letztern schneiden und vertiefen sie zur Löffelform. Jeder Arbeiter kann täglich 25 Dtzd. liefern. Das Verzinnen der Löffel geschieht meist in Beyerfeld, übrigens auch in den nahen Dörfern Bernsbach, Wildenau und Neuwelt. Drei Arbeiter können täglich 300 Dtzd. und genante Orte täglich 50,000 Löffel verzinnen. Doch sind die Zinnhäuser nicht immer mit Arbeit belegt. Nach dem Verzinnen erhält der Löffel erst Politur, welche bei den feinsten Sorten fast der des Silbers gleich komt. Ein Polirer kann täglich 25 Dtzd. poliren. Der Löffelstecher endlich, sticht oder punktirt Figuren, Verse ꝛc. auf die Löffel. Der jährliche Vertrieb der gesamten Fabrikation kann auf 30,000 Thlr. angeschlagen werden. Die meisten Blechlöffel gehen in die Rhein-, Main- und Wesergegenden. Unfern Beyerfeld liegt eins der größten Vitriol- und Schwefelwerke, das Köhlersche, welches die nöthigen Vitriol- und Schwefelkiese aus der nahen Zeche, Stamm Asser am Graul, bezieht. Sämtliche Vitriolwerke Sachsens, unter welchen, nächst dem Beyerfelder, das zu Geier das bedeutendste ist, liefern jährlich gegen 6000 Centn. Vitriol und daraus gegen 100,000 Pfd. Vitriolöl, das meist in Sachsen selbst verbraucht wird, zum Theil auch Scheidewasser, Salz- und Hirschhorngeist; 2 Stunden von Beyerfeld liegt ein großes Arsenikwerk. (*Enzelhardt.*)

BEYERLAND, eine Insel in dem Distrikt Dortrecht der niederländischen Provinz Südholland in der Maas, auf welcher das Dorf Oudbeverland gelegen ist. Mit dieser Insel hängt das Eiland Stryen, worauf das Strysche Saß ist, zusammen. (*Hassel.*)

Beygtach, s. Janitscharen.

Beykaneer, s. Bicanere.

*) Sein Bildniß und Leben, von ihm selbst beschrieben, im 8. Bde. 5. St. seines Magaz. S. 105 — 111. Leipz. Lit. Ztg. 1814. Nr. 7. Meusel's gel. Teutschl.

BEYTULBARRY, ein Distrikt in der Provinz Berar in Decan, welcher im S. des Ajunteepasses zwischen 20 bis 21° Br. gelegen ist, dem Nizam gehört und die Städte Sailoor, Paulood und Ajuntee einschließt. (*Hassel.*)

BEZA (de Bèze) (Theodor), der berühmte Nachfolger Calvins an der Spitze der genferschen Kirche, wurde den 24. Juni 1519 zu Vezelai in Nivernois, wo sein Vater, Peter, das Amt eines Bailli bekleidete, geboren. Er war kaum entwöhnt, als ihn sein Oheim, Niclaus v. Beze, Parlamentsrath in Paris, zu sich nahm. Dieser schickte ihn im 9. Jahre nach Orleans, wo er unter Melchior Volmars trefflicher Leitung die alten Sprachen, insbesondere die Griechische, sehr gründlich lernte, und zugleich sich mit den Lehrsätzen des Protestantismus bekant machte, zu dessen ersten Verbreitern in Frankreich Volmar gehörte. Als dieser eine Professorstelle zu Bourges erhielt, begleitete ihn Beza, und blieb auch daselbst bis 1535 in seinem Hause. Er hatte schon große Fortschritte in den Wissenschaften, insbesondere in den alten Sprachen, gemacht, und die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als er sich in seinem 16. Jahre wieder nach Orleans begab, um die Rechte zu studiren. 1539 wurde er **Licentiatus juris**, obgleich er auch während dieser Zeit mehr in der Philologie gelebt, und die meisten jener Gedichte verfertigt hatte, welche nachher die Samlung seiner **Poëmata juvenilia** bildeten. Er ging nach Paris, erhielt zwei sehr einträgliche geistliche Benefizien, erbte von seinem ältern Bruder; und ein anderer Oheim, Abt zu Froidmont, war Willens, diese Stelle, welche auf 15,000 Pfund geschätzt wurde, zu seinem Vortheile niederzulegen. Für Theodor, welcher mit einem einnehmenden Äußern geistige Bildung verband, hatten diese Vortheile keinen entscheidenden Reiz. Unter mancherlei Zerstreuungen und selbstgewählten Studien verflossen 9 Lebensjahre des wegen seiner Kentnisse geschätzten, aber unsteten Jünglings, den Freunde und Verwandte umsonst auf eine bestimte Berufsart hinzuweisen versuchten. Mit den bedeutenden Männern, welche in Frankreich bereits der Glaubensverbesserung beigetreten waren, stand er noch in keiner Verbindung. Schon seit geraumer Zeit war er in Verhältnissen mit Claudine Denosse, welcher er insgeheim versprochen hatte, sie zu heirathen; aber die Furcht, seine Benefizien zu verlieren, hielt ihn zurück. Er selbst schildert in den Briefen an Volmar seine Verlegenheiten und den Kampf der Neigung und Überzeugung mit Reichthum, Ehre und Auszeichnung, in welchen er Fallstricke Satans erblickte. Eine schwere Krankheit befiel ihn 1548, und brachte sein Schwanken zum Entschlusse. Nach seiner Genesung ging er mit seiner Geliebten nach Genf, verband sich mit derselben, und bekante sich öffentlich zur evangelischen Lehre, womit er sich, wie er selbst sagt, schon in seinem 16. Jahre beschäftigt hatte. Nun besuchte er seinen gewesenen Lehrer Volmar, dem er sehr ergeben war, und wenige Monate vorher die erste Ausgabe seiner Gedichte zugeeignet hatte, zu Tübingen, und trat, auf dessen Rath 1549 die Lehrstelle der griechischen Sprache auf der Akademie zu Lausanne an. Er bekleidete dieselbe 9 Jahre lang, und gab daselbst mehre gelehrte Arbeiten heraus, welche den Ruf seines Namens verbreiteten. Seine, an C. Geßner ge-

Digitized by Google

soll besondere Berathschlagungen über die Frage gehalten haben, wie man am leichtesten Beza's und seines Einflusses los werden könte, weil man glaubte, dadurch auch der Stadt Genf desto eher Meister zu werden, und den Protestantismus in der Schweiz und in Frankreich unterdrücken zu können. Salesius, der Bischof v. Genf, soll seine Meinung dahin eröffnet haben, daß dies nur möglich seyn werde, wenn man den Herzog von Savoyen hinlänglich unterstütze, um Genf erobern zu können. Auf diese Nachricht sollen sich auch die folgenden weissagenden Verse Scaligers in seinem Epicedium auf Beza beziehen, in welchem dieser zugleich als der Genius Genfs dargestellt wird:

Utque Dei famulo non Hippo superstite capta est,
Quum quateret Lybicas Vandalus hostis opes,
Indulsit tibi sic praesentis numinis, isto
Cernere ne posses ulteriora malo.
Utque utinam celeres rapiant procul omina venti
Et potius mendax finxerit ista metus!

Seine zahlreichen Schriften führen neben seinem vorzüglichsten Biographen, Anton la Faye, der sie aber nicht vollständig aufzählt, auch Leu und Holzhalb größtentheils an. Die poëmata juvenilia erschienen Paris. apud Conr. Badium, 1548. 8. Ad insigne capitis mort., sine dato, fl. 12. Die Ausgaben von 1568. 8. 1576. 8. 1597. 4. und 1599. 16. sind, wie oben bemerkt wurde, nicht mehr vollständig. Der letzten ist die poetische Übersetzung des hohen Liedes beigefügt. Mit andern spätern lateinischen Dichtern abgedruckt erschienen die juvenilia wieder zu Paris 1757 und 1779. Neben den bereits in der Lebensbeschreibung angezeigten, sind vorzüglich noch folgende von seinen gelehrten Arbeiten zu bemerken, Confessio christianae fidei et ejusdem collatio, cum papisticis haeresibus, ex typ. J. Bonae fidei, 1560. 8. Eine Rechtfertigung gegen seinen Vater. — Comédie du Pape malade, par Thrasibule Phénice, Genève 1561. 8. 1584. 16. Im Auszuge in der Bibl. du Théâtre Franç., par la Vallière. — Traduction en vers français des Psaumes omis par Marot, Lyon, 1563. 4. Sehr oft wieder aufgelegt mit derjenigen Marots. — De peste quaestiones duae explicatae: una sitne contagiosa? Altera an et quatenus sit Christianis per secessionem vitanda? Genev. 1578. 8. de 35 pag., Lugd. Bat. 1636. 12. — Histoire ecclésiastique des Eglises réformées au royaume de France, depuis l'an 1521 jusqu'en 1563. Anvers (Genf) 1580. 8., 3 vol. — Icones virorum illustrium, cum emblematibus, Genev. 1580. 4. ins Französische übersetzt durch Simon Goulet. — Tractatio de repudiis et divortiis; accedit tractatus de polygamia; Genev. 1567. 1590. 8. und Daventr. et Lugd. Batav. 1651. Gegen Bernhardin Ochin, welcher die Polygamie vertheidigt hatte. — Epistola Magistri Benedicti Passavantii, an Präsident Lizet. 1553. — Für die beste Ausgabe der Übersetzung des N. T. hält man diejenige von Cambridge 1642. Fol. — Man schreibt ihm auch zu: Histoire de la Mappemonde papistique, par Frangidelphe Escorche-Messes, impr. à Luce-Nouvelle (Genf) 1567. 4. — Le Réveil matin des François et de leurs voisins, par Eusèbe Philadelphe, Edimbourg 1574. 8. *). (*Meyer v. Knonau.*)

Bezalel, s. Rabbinen.

BEZAU, Marktfl. in Tyrol, Kreis Bregenz, mit 740 Einw., die Batist-Musselin- und Kattunmanufaktur unterhalten. (*H.*)

BEZBORODKO (Alexander, Fürst von), kais. russischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten am Ende des 18. Jahrh., unter den Regirungen Katharinens II. und Pauls I., war geboren 1742 auf einem Gute seines Vaters in Kleinrußland, studirte zu Kiew, und kam hierauf als Offizier zu einem Infanterie-Regiment. In der Folge begleitete er als Sekretär den Feldmarschall Grafen Romanzow auf seinen Feldzügen gegen die Türken, wo er insbesondere die Geschäfte in der Moldau und Walachei besorgte. Bei Gelegenheit der Feste zur Feier des Friedens im J. 1774, stellte ihn Katharina mit dem Titel eines Obersten in der kaiserlichen Kanzlei an, wo er sich durch seine Thätigkeit und Leichtigkeit im Arbeiten so auszeichnete, daß ihn die Kaiserin bald nachher zu ihrem Kabinets-Sekretär ernante. Sein Haupttalent war Kentniß der russischen Sprache, die er sehr fertig schrieb, und Schnelligkeit in schriftlichen Entwürfen und Ausarbeitungen. Einst hatte er von Katharina den Befehl erhalten, einen Ukas abzufassen, er ließ aber die Sache außer Acht, und erschien ohne daran zu denken, vor der Kaiserin. Als nun diese nach dem Aufsatze fragte, nahm er, ohne sich lange zu besinnen, das erste beste Blatt aus seinem Taschenbuche, und fing an zu lesen, als ob er den Ukas vor Augen hätte. Die Kaiserin war mit der Abfassung sehr zufrieden und nahm ihm das Blatt aus der Hand, um ihren Namen zu unterzeichnen. Zu ihrem Erstaunen sah sie, daß es ein ganz unbedeutendes Papier war; allein die Gegenwart des Geistes und die Leichtigkeit, mit der sich der Sekretär zu helfen gewußt hatte, gefielen ihr so, daß sie, statt ihm einen Verweis zu geben, ihn in den geheimen Rath berief, und im Jahr 1780 zum Minister des Innern ernante [1]). Bezborodko zeigte auch in diesem Posten eine große Geschäftsthätigkeit und machte mehre wichtige neue Einrichtungen.

Nach Panin's Tode (im J. 1783) schenkte ihm Katharina ihr ganzes Vertrauen, und Kaiser Joseph II. erhob ihn zum teutschen Reichsgrafen. Mit seinem Ansehn wuchs auch sein Reichthum, und mit der Familie Woronzow eng verbunden, von welcher Graf Simon Woronzow, russischer Botschafter in London, zu seinen vertrauten Freunden gehörte, wirkte er insgeheim dem Ein-

*) Vgl. *Fayius* (de la Faye) de vita et obitu Th. Bezae. Bayle Dict. Thuan. L. Meister's helv. ber. Männer. Biograph. univ. Fragmens biogr. et hist. extr. des registres du cons. d'état de la Rep. de Gen. etc. — Roel Taillepied, Lainge oder Laingeur, Bolsec, u. A. haben auch sein Leben beschrieben; der Letztere, der von Genf wieder weggewiesen wurde, und zur kathol. Kirche zurückkehrte, ist einer seiner bittersten Gegner. Diese Lebensgeschichte enthält aber die spätern Jahre Beza's nicht, weil Bolsec früher starb.

1) Vgl. *Masson* Mémoires secrets de la Russie etc. Paris 1800. I, 339.

BEZDICKAU, Bezdickow. Diesen Namen führen 23 Ortschaften in Böhmen (im Czaslauer (6), — Klattauer, Pilsner, Prachiner (3), — Taborer, Rakonitzer (3), — Chrudimer, Königgrätzer (3) Kreise); — 3 in Mähren, (1 im Iglauer, 2 im Ollmützer Kreise.) (*André.*)

BEZDIN, ein Kloster der griechischen nicht unirten Kirche in Oberungern jenseit der Theiß, Temeschr Gespansch., Szent Andrásscher Bezirk, unweit dem Fl. Maros (Marosch). Es steht demselben ein Archimandrit oder Abt vor. (*Rumy.*)

Bezeichnung, s. Zeichen.

BEZEK (בֶּזֶק), Sitz eines kleinen kanaanitischen Königs, Adonibezek genant (Richt. 1, 5. ff.), welchen der Stamm Juda eroberte. Zur Zeit des Eusebius[1]) gab es 2 Flecken dieses Namens, unweit von einander, etwa 12 römische Meilen von Sichem in der Richtung nach Scythopolis. Auch der Engländer Sand[2]) erwähnt eines Fleckens Bezek, 2 Meilen westlich von Bethzur. Bezeth (*Βηζέθ*), dessen 1 Macc. 7, 19. gedacht wird, hält Reland[3]) für dens. Ort[4]). (*A. G. Hoffmann.*)

BEZENYE, Bezonya, Palesdorf, Pallersdorf, großes Pfarrdorf in Niederungern jenseit der Donau, Wieselburger (Mosonyer) Gespansch., Neusiedler Bezirk, zur Herrschaft Ungrisch-Altenburg (Magyar Ovár) gehörig, an der Preßburger Landstraße, mit einer kathol. Pfarre und neu erbauten Kirche, 888 kroatischen Einwohnern, worunter 64 Bauern, 120 Häuser, hat guten Ackerbau und Schäfereien†). (*Rumy.*)

BEZER (בֶּצֶר) ist eine Levitenstadt (Jos. 21, 36.) im Stamme Ruben und zugleich Asyl für unvorsätzliche Todtschläger (5 Mos. 4, 43. Jos. 20, 8.). Sie ist wol einerlei mit der 1 Macc. 5, 26. 28. genanten Stadt Bosor (*Βοσόρ*) in Gilead; dagegen ist Josephus und Eusebius Meinung gewiß falsch*), wonach es mit der arab. St. Bostra verwechselt wird**). (*A. G. Hoffmann.*)

Bezestan, s. Besestan.

Bezetha, s. Jerusalem.

BEZIERS, Hauptst. eines Distr. von 49,91 □Meilen und 107,809 Einw. im franz. Depart. Herault. Sie liegt (Br. 43° 20′ 11″ L. 20° 52′ 35″) in einer der fruchtbarsten und schönsten Gegenden des südlichen Frankreichs auf einer Anhöhe an der Orbe, worüber eine Brükke führt, und an dem Kanal von Languedoc, welcher sie mit dem mittelländischen Meere und mit Cette verbindet. Ihre mit Thürmen bepflanzten Mauern sind in einem verfallenen Zustande; aus denselben führen 5 Thore; ihr Inneres ist ziemlich gut gebauet, sie besitzt 2 öffentliche Plätze, 12 Kirchen, worunter die Kathedrale mit ihrer Terrasse sich auszeichnet, 2 Hospitäler, 2406 Häus. und 14,366 Einw. Hier haben den Sitz 1 Bischof, 1 Handelsgericht, 1 gelehrte Sozietät, auch hat sie eine Börse. Manufakturen und Fabriken sind wichtig, besonders die Brantwein- und Spritbrennereien, wovon große Quantitäten nach dem Norden von Europa, nach Großbritannien und Amerika gehen, die Essigbrauereien, die Weinstein- und Grünspanfabriken, die Seidenspinnerei, die Weberei von seidnen Strümpfen, seidnen Handschuhen, Tuch und Droguets, und der Handel mit diesen Fabrikaten, mit Wein, Seide, edlen Früchten, Olivenöl, Kork, Lorbeeren, Honig, Soda und andern Artikeln ist sehr ausgebreitet, vorzüglich versendet sie die vins chauds von Languedoc, besonders Muscat, wovon ein herrlicher weißer Muscat in der Umgebung der Stadt gebauet, der starke schwarze aber zum Verschneiden der geringern Sorten verbraucht wird, welche Kunst der Weinhändler von Beziers so gut, wie der von Bourdeaux versteht. In der Nähe ist eine Glashütte. Beziers war als civitas Biterrensium oder Biterrae, auch Beterrae (Baeterrae) als eine Stadt der Tectosagen (in der Gallia narbon.) schon den Römern bekant, zeigt auch noch manche Alterthümer, worunter die Überreste eines Amphitheaters, und ist der Geburtsort von Fontanier, eines guten Historikers, 1693, und Paul Riquets, welcher mit Andreossy die Vorrichtung des Kanals von Languedoc leitete. ¼ Meile von der Stadt sieht man an diesem Kanale die merkwürdigen Schleusen von Fonserane. (*Hassel.*)

BEZIFFERUNG, 1) in linguistischer Hinsicht, nennen wir die bei verschiedenen Völkern verschiedene Art, die Zahlen durch gewisse Zeichen, welche man Ziffern nent, auszudrücken. Die alten Völker der frühern Zeit wählten dazu größtentheils die Buchstaben ihres Alphabetes, aber sie befolgten darin nicht immer einerlei Gesetz, und nahmen auch wol, so wie wir, die Bezifferungsweise fremder Völker an. Es wird daher nicht unnütz seyn, die verschiedenen Bezifferungsweisen, so weit wir sie kennen, in einer kurzen Übersicht zusammen zu stellen.

Wir haben jetzt zweierlei Zahlzeichen, von welchen wir die eine von den Römern, die andere erst während des Mittelalters von den Arabern in Spanien empfingen. Wir nennen dieser Ursache wegen die einen römische, die andern arabische Ziffern; es scheinen jedoch, obgleich die eigentlichen Erfinder nicht bekant sind, jene so wenig von den Römern, als diese von den Arabern erfunden zu seyn: und ob wir gleich die ersten ganz wie lateinische Buchstaben schreiben, die lezten hingegen wie pasigraphische Bezeichnungen der Zahlwörter behandeln; so sind doch nur diese aus den neun ersten Buchstaben eines Alphabetes hervorgegangen, welches mit dem phönikischen Uralphabete nahe verwandt war, jene dagegen aus hieroglyphischen Bezeichnungen der Finger und Hände vermittelst geometrischer Linien und Figuren entsprungen, welchen man erst späterhin die Gestalt lateinischer Buchstaben gab. Beiderlei Bezeichnungen folgen auch einem ganz verschiedenen Rechnungssysteme, und müssen daher jede besonders von uns behandelt werden; denn während die eine Bezifferungsart alle Zahlen nur additionsweise bezeichnet, schreibt sie die andere multiplicationsweise nach dem dekadischen Systeme, so daß jede der neun Grundziffern einen zehnfach höhern Werth erhält,

1) Onomast. u. d. W. *Βεζέκ.* 2) Itinerar. pag. 182. 3) Palaest. ed. Traj. pag. 663. 4) Michaelis Meinung, daß darunter der nachher zur Stadt Jerusalem gezogene Hügel Bezetha zu verstehen sey, wird durch die angeführte Stelle 1 Macc. 7, 19. nicht begünstigt.

†) S. Grailich's Beschreibung der Wieselburger Gespansch., in den vaterländischen Blättern für den österr. Kaiserstat. 1820. S. 131.

*) Reland a. a. O. p 661. sqq. **) S. d. Art. Bostra.

je weiter sie in der Ziffernreihe von der Rechten zur Linken rückt. Man hat eben darum einen morgenländischen Ursprung der arabischen Ziffern vermuthet, weil ihr Werth nach der Richtung von der Rechten zur Linken steigt; allein daß sie dessen ungeachtet als von der Linken zur Rechten geschrieben betrachtet werden müssen, zeigt die senkrechte Schrift der Chinesen, in welcher dieselben Ziffern von oben nach unten so geschrieben werden, wie wir sie von der Linken zur Rechten schreiben. Auch schreiben wir wirklich die arabischen Ziffern nicht blos in ihren einzelen Zügen, sondern auch in ihrer Verbindung bei der Numerazion von der Linken zur Rechten. Es entsteht daher die neue, sehr räthselhafte Frage, wie es kam, daß diejenigen Ziffern, die wir wirklich aus dem Oriente empfangen haben, und in ihrer heutigen Gestaltung noch eine unläugbare Verwandtschaft mit den neun ersten Buchstaben des phönikischen Uralphabets verrathen, gleichwol in einer bei den sogenanten orientalischen Völkern ungewöhnlichen Richtung geschrieben werden.

Waren vielleicht die Äthiopen in Meroe Erfinder des dekadischen Ziffersystems? Sie können wenigstens am besten als der Mittelpunkt aller derjenigen Völker gedacht werden, bei welchen man die sogenanten arabischen Ziffern vorgefunden hat; und die neuern Äthiopen haben erst später das koptisch-griechische Alphabet als Zahlenbezeichnung in ihre von der Linken zur Rechten gehende Sylbenschrift aufgenommen. Auch gleicht unsere dekadische Zahlenbezeichnung ganz der Einrichtung eines Rechenbrets, dessen Namen Abacus sich am leichtesten aus der äthiopischen Buchstabenbenennung erklärt. Wie auf dem Rechenbrete jede nächsthöhere Ordnung das Zehnfache der niedern begreift, so erhält im dekadischen Ziffersysteme jedes Zeichen einen zehnfach höhern Werth, je nachdem es zu einer höhern Ordnung hinaufrückt. Statt daß nun das römische Ziffersystem, gleich der mexikanischen Bilderschrift, eine jede höhere Ordnung durch ein besonderes Zeichen darstellte, und, sie nur nach der Ähnlichkeit unserer Hände in zwei Theile theilend, jedes Zeichen so oft wiederholt, als das Rechenbret in jeder Ordnung Rechenmarken enthielt; stellte das dekadische System jede Anzahl der Rechenmarken durch ein besonderes Zeichen dar, und gab dabei nur die Ordnung des Rechenbretes an. Das einfachste und wahrscheinlich älteste Verfahren hiebei war das, welches sich nach Indien, und von da zu den Chinesen verbreitete. In der tamulischen Bezifferung auf der malabarischen Küste, wo die Zahlzeichen von den Buchstaben des Alphabetes verschieden sind, fügt man hinter jede Zahl die Benennung ihrer Ordnung; und eben so schreibt man auf der Küste von Koromandel, wo die Zahlzeichen zwar die Gestalt der Buchstaben, aber nicht ihren Werth nach der alphabetischen Ordnung haben, 1,2,3,4..... Zehner, 1,2,3,4..... Hunderte, 1,2,3,4..... Tausende, u. s. w. Gerade so verfahren die Chinesen, nur daß sie, nach der Eigenthümlichkeit ihrer senkrechten Zeichenschrift, die Benennungen der Zehner, Hunderte, Tausende, durch besondere Zeichen ausdrücken, wie wenn wir statt ein Tausend, zwei Hundert, drei Zehner und Vier 1=2c3×4 schreiben. Läßt man in dieser chinesischen Bezifferung, welche, da die neun ersten chinesischen Ziffern aus Indien stammen, wo man schon in frühen Zeiten die sogenanten arabischen Ziffern gebrauchte, ganz unserer Schreibart in benanten Zahlen gleicht, die Nenner aus, so geht daraus das jetzt übliche dekadische Ziffersystem hervor, worin man die Nenner aus der Ordnung der Ziffern erkent. Sobald man aber den Werth der Ziffern blos nach ihrer Stelle bestimte, mußte man ein Zeichen zur Ausfüllung der leeren Stellen haben. Dieses ist die Null in unserm Ziffersysteme, deren Gestalt man aus dem Anfangsbuchstaben des griechischen Wortes οὐδὲν ableitet. Allein schon das alte indische, und das daraus stammende tibetanische Ziffersystem hat dieses Zeichen; und man hat eben dieses Zeichen samt allen übrigen Ziffern auf den ägyptischen Mumienbinden gefunden, wenn gleich noch bezweifelt werden mag, ob Büttner und Caylus recht daran thaten, danach das Alphabet der ägyptischen Mumienschrift zu ordnen. Die Araber, welche ihre Ziffern auch den neuern Persern mittheilten, wählten, weil ihr aus dem He entsprungenes Zahlzeichen für 5 schon unserer Null gleicht, ein wie einen kleinen Punkt geschriebenes Kreuz. Da nun die französische Benennung der Null durch Zéro aus demselben arabischen Worte zu stammen scheint, woraus wir unser Ziffer gebildet haben; so war auch das Zeichen der Null bei den Arabern keine Wort-Abkürzung, sondern ein willkürlich gewähltes Zeichen, oder ein Kreuz gleich der chinesischen Zehn.

Ob die Phöniker schon unser Ziffersystem kanten, dessen Zeichen so auffallend mit den neun ersten Buchstaben ihres Alphabetes zusammenstimmen, ist nicht bekant, ob man wol auf den phönikischen Münzen und in den palmyrenischen Inschriften schon Ziffern gefunden haben will. Vielleicht deutet aber eine schwierige Stelle des Irenäus adv. haeres. II, 24. auf ein dekadisches Ziffersystem hin, worin es heißt: Ipsae antiquae et primae Hebraeorum literae, *sacerdotales* nuncupatae, decem quidem sunt numero, scribuntur autem quoque per quindecim (vielleicht ter decem), novissima litera copulata primae: et ideo quaedam secundum subsequentiam scribunt, sicuti et nos, quaedam autem retrorsum a dextra parte in sinistram retorquentes literas. Die letzten Worte beziehen sich wahrscheinlich auf die Gewohnheit der Hebräer und Syrer, nach welcher sie die 22 Buchstaben ihres Alphabets auch zu Zahlzeichen gebrauchten. Die neun ersten Buchstaben bezeichneten die Einer, die neun folgenden die Zehner, und die vier letzten Buchstaben Hunderte; die übrigen Hunderte wurden durch Addizion der vier letzten Buchstaben ausgedrückt, oder auch durch andere Zeichen ausgefüllt. Die Araber füllen, sofern sie in ihren Schriften dem hebräischen Bezifferungssystem folgen, die Zahlen von 500 bis 1000 mit den sechs Buchstaben aus, welche ihr Alphabet mehr als das hebräische hat. Die Hebräer wählten dazu in der später üblichen chaldäischen Quadratschrift die fünf Finalbuchstaben, und fingen zur Bezeichnung der Tausende mit dem Alphabete wieder von vorn an, indem sie über die Buchstaben zwei Punkte setzten, wovon selbst die Benennung אלף für tausend ihren Ursprung genommen zu haben scheint. Weil nach diesem Bezifferungssysteme die Zahl

15 durch יה ausgedrückt werden mußte, welches zugleich als Abkürzung des bei den Juden unaussprechbaren Namens Jehovah gilt; so pflegen die Juden dafür טו, und eben so auch wol טז für יו = 16 zu schreiben. Ein gleiches Bezifferungssystem befolgten die Griechen, welche, um mit ihren 24 Buchstaben auszureichen, noch drei sogenante *Ἐπίσημα* oder Buchstaben des alten phönikischen Alphabetes an ihrer gehörigen Stelle einschalteten, nämlich das *Βαῦ* für 6, das *Κόππα* für 90, und das *Σάμπι* für 900. Den Griechen folgten die Kopten am Nil und die Gothen an der Donau, weil sie von denselben ihr Alphabet entlehnten; ja auch die Äthiopen in Abessinien, die aus ihrer Sylbenschrift nicht wol ein ähnliches Ziffersystem herausbilden konten, führten unter sich das griechische Alphabet mit einiger Umgestaltung der Charaktere zur Bezifferung ein. Doch pflegten diese mehre Hunderte nur durch Einheiten vor dem Zeichen für Hundert zu umschreiben, wie man im Mittelalter ix c für 900 schrieb. Da nun das Zeichen für 100 gerade Res oder Raz hieß, so scheint es fast, daß daher die Pehlewi-Mundart der Perser den eigentlichen Gebrauch entlieh, die Zahl 100 durch das Wort raz, sowie 1000 durch das Wort ragh auszudrücken, während man die niedern Zahlen durch Zusammensetzungen der vier ersten Mitlaute des Alphabetes b, d, r, sch, bildete, welchen man die Bedeutungen von 1, 10, 20, 40 gab. Wie das Pehlewi sämtliche Einer blos aus Strichen zusammensetzt, so pflegen auch die Araber ihre drei ersten Ziffern also zu schreiben, daß sie aus bloßen Reihen zusammengesetzt scheinen. Das Sanskrit hat aber vermittelst der 28 ersten Buchstaben seines Alphabetes eigene Charaktere bis Tausend, und das georgische Alphabet mit seinen 37, wie das armenische mit seinen 38 Buchstaben, hat sogar für alle Einer, Zehner, Hunderte, Tausende bis Zehntausend eigene Zeichen.

Von allen diesen Bezifferungsweisen ganz verschieden ist die römische, welche aus hieroglyphischen Bezeichnungen der Finger und Hände vermittelst geometrischer Linien und Figuren entsprang. Den einzelen Finger bezeichnete man durch einen Strich, und eine ganze Hand oder fünf Finger durch einen spitzen Winkel, dessen einer Schenkel den Daumen, der andere vier geschlossene Finger darstellte. Die Zahlen von 1 — 4 setzte man dem gemäß aus einzelen Strichen zusammen, so wie die Zahlen von 6 — 9 aus dem Zeichen der Hand mit der Zahl der übrigen Finger. Das Zehnfache bezeichnete man vermittelst der Zusammensetzung zweier Handzeichen in umgekehrter Richtung zur Bezeichnung der linken und rechten Hand, woraus dann ein Kreuz ward. Dadurch bildete sich ein pentedyadisches System, dem zufolge man die Funfzig durch einen rechten Winkel, so wie die Fünfhundert durch ein Viereck darstellte, aus deren verkehrt an einander gesetzten Verdoppelung die Bezeichnungen für Hundert und Tausend entstanden. Die eckigen Figuren wurden mit der Zeit zum bequemern Schreiben abgerundet, und zum Theil auch dadurch verändert, daß man sie in Einem Zuge schrieb. Daraus gingen am Ende sieben Buchstaben des lateinischen Alphabetes hervor, wovon das aus einem verkehrt unter und übereinander gesetzten L abgerundete C nur zufällig dem Anfangsbuchstaben von Centum entsprach, so wie die Zusammensetzung des in D abgerundeten Quadrates cIↃ nach und nach in den Anfangsbuchstaben von Mille umgeformt worden ist, obgleich man, um durch Vervielfältigung des c in IↃ und cIↃ eine je zehnfache Vermehrung ausdrücken zu können, so daß z. B. IↃↃ 5000, ccIↃↃ 10,000, und IↃↃↃ 50,000, ccclↃↃↃ 100,000 bedeutet, die älteren Figuren beibehalten hat. Die Römer pflegten statt dessen, um mehre Tausende zu bezeichnen, nach der Sitte der Griechen und anderer östlich wohnenden Völker, nur einen Querstrich über die Anzahl der Tausende zu ziehen, oder auch die Tausende, und eben so die Hunderttausende, weil sie nach ihrer Zählweise, die noch den Ausdruck Million nicht kante, bei diesen eine neue Ordnung begannen, von den folgenden Zeichen durch einen Punkt zu trennen, so daß z. B. MDC.LX.VI so viel als 160,060,006, und MCCXXXIIII.LVI.DCCLXXXVIIII soviel als 123,456,789 bedeutete. In andern Fällen zeigten ein oder zwei niedere Ziffern hinter höhern eine Addition, vor höhern Ziffern aber eine Subtraktion an, so daß z. B. VI = 6, aber IV = 4, und XII = 12, aber IIX = 8 war. Ungeachtet die römische Bezifferung aus einer hieroglyphischen Darstellung des Zählens mit den Fingern und Händen, wahrscheinlich in Etrurien, entsprungen war, so erfand man späterhin doch noch eine besondere Fingersprache, welche Beda bei Gothofredus pag. 1548. beschreibt, und welche darin besteht, daß jeder Buchstab nach seiner Folge im Alphabet gezählt, und dessen Zahl alsdann durch die Finger angedeutet wird. Wieder verschieden davon ist die wallisische Bezifferung, nach welcher nicht blos die vorherangeführten sieben Buchstaben, sondern alle Buchstaben des lateinischen Alphabetes gewisse Zahlen bezeichnen, welche man bei Putsch p. 1685. und Gothofr. p. 1479. aus alten Handschriften verzeichnet findet. Auch die spätern Griechen hatten in ihren Rechnungen eine der römischen ähnliche Bezifferung, mit dem Unterschiede, daß sie zur Bezeichnung der 5, 10, 100, 1000, 10,000 die Anfangsbuchstaben der Wörter, *Πέντε*, *Δέκα*, *Ηεκατόν*, *Χίλια*, *Μύρια* wählten, und die fünffachen Vervielfältigungen derselben durch ein umzogenes *Π* ausdrückten. In Schriften blieb man bei der alten Bezifferung durch das griechische Alphabet, welche daher auch der Gothe Ulfila zugleich mit dem griechischen Alphabete annahm. Die gothische Bezifferungsweise findet man noch in den ältesten teutschen Urkunden der Ostgothen in Italien; die Longobarden nahmen aber von den besiegten Römern Alphabet und Bezifferungen, gleich andern teutschen Völkern, die daraus allmälig die sogenante Mönchsschrift formten, in welcher man z. B. iiiimixclxxxix für 4989 schrieb. Schon im 12. Jahrh. lernte man in Teutschland die arabischen Ziffern kennen; aber es währte bis in das 15. Jahrh. und darüber, ehe sie auch im gemeinen Leben gebräuchlich wurden, und die römischen Ziffern allmälig verdrängten. (*Grotefend.*)

Bezifferung, 2) in musikalischer Hinsicht. In der Kunst des sogenanten Generalbasses werden die Töne, welche zu der, mit gewöhnlichen Noten geschriebenen Baßstimme erklingen sollen, durch Ziffern und einige andere Zeichen über oder unter der Notenzeile ange-

Digitized by Google

deutet. Man nent solche Ziffern und andere Zeichen die Bezifferung oder Signatur.

§. 1. Sie sind folgendermaßen zu verstehen: Jede über eine Note gesetzte Ziffer bedeutet, daß zu jener derjenige Ton erklingen soll, welcher auf der so vielten Stufe über der Baßnote liegt, als die Ziffer besagt; oder mit andern Worten: jede über eine Note gesetzte Ziffer stellt einen, zu jener erklingen sollenden, höhern Ton vor, und zwar denjenigen, welcher gegen die Baßnote das durch die Ziffer angedeutete Intervall bildet. Wenn z. B. über der Baßnote e eine Ziffer 2 steht, wie Fig. 1a*), so heißt dies, daß zu dem Baßtone in einer höhern Stimme der Ton der 2. Stufe vom Baßton an, die Sekunde der Baßnote, der Ton f, ertönen soll, wie bei b. Stehen über der Baßnote die Ziffern $\frac{5}{3}$, wie bei Fig. 3a, so sollen zum Baßtone dessen Terz und Quinte in den höheren Stimmen angegeben werden, wie bei b; und ebenso bedeuten in Fig. 2. die Ziffern bei a den Zusammenklang.

Es wird dabei jeder durch eine Ziffer angedeutete Ton so verstanden, wie er der ein für allemal vorangesetzten chromatischen Vorzeichnung entspricht, so daß, wenn ein Intervall anders vorkommen soll, als die Vorzeichnung angibt, z. B. Fig. 4a, 5a, 6a, dies durch Voransetzung eines Versetzungszeichens vor die Ziffer angedeutet werden muß, wie in eben diesen Figuren bei b geschehen ist.

Dem bisher Gesagten zufolge würden also, wenn man den bei Fig. 8a in Noten ausgeschriebenen vierstimmigen Satz in Generalbaßmanier schreiben wollte, die drei oberen Stimmen so durch drei Zifferzeilen vorgestellt werden, wie bei b geschehen ist, Fig. 8h so, wie bei i, und k so, wie l.

§. 2. Bleiben wir hier, ehe wir diese Zeichenlehre weiter verfolgen, einen Augenblick betrachtend stehen, so bemerken wir, daß die Signaturen im Grunde nichts anderes bedeuten, als eben Noten. Es sind nur andere Zeichen für eine und dieselbe Sache. Eine über eine Baßnote gesetzte Ziffer stellt nur eben das vor, was in der gewöhnlichen Notenschrift eine um so viel Linienstellen, als die Ziffer besagt, höher stehende Note vorstellt.

Ebendarum ist denn auch ein in der Bezifferung z. B. durch die Ziffer 3, vorgestellter Ton, zwar allemal die Terz vom Baßtone, aber durchaus nicht allemal auch Terz der Grundharmonie, oder Grundterz. Eben so bezeichnen die Ziffern 5 und 7 nur überall die Quinte und Septime vom Baßton, nicht aber allemal die Quinte oder Septime der Grundnote, und es kann gar wol eine Baßnote mit $\frac{7}{3}$ beziffert seyn, ohne daß dabei eine wirkliche Septharmonie (ein Grund-Vierklang) zu Grunde liegt, wie man dies z. B. aus Fig. 9a, verglichen mit b, ersieht. Dort ist im ersten Takte der Zusammenklang (c e g h) keinesweges eine eigentliche Septharmonie, und im 3. Takte beim Akkorde (e g h d) die durch eine Ziffer 7 vorgestellte Note d wenigstens nicht Grundseptime; und doch werden diese beiden Akkorde in der Ziffernsprache unbedenklich Septakkorde genant, indem man hier jeden Zusammenklang nach den Ziffern benamset, durch welche er angedeutet wird, und deshalb auch z. B. in Fig. 10a den ersten Akkord einen Quartsextseptenakkord nent, weil er durch die Ziffern $\frac{6}{4}$ vorgestellt wird, und eben so auch die, durch dieselben Ziffern vorgestellten, aber ganz verschiedenen Akkorde bei b und c. Kurz, eine durch eine Ziffer 7 angedeutete Note kann bald die große, bald die kleine, bald die verminderte Septime vom Baßtone seyn, und eben so die Ziffer 7 bald eine große, bald eine kleine, bald eine verminderte Septime, und zwar beide bald eine wirkliche oder eigentliche Septime, des Vierklangs der ersten Stufe, oder der zweiten, der dritten, vierten, fünften, sechsten, oder siebenten Stufe, der harten oder der weichen Tonart, — bald auch keine Grund-Septime, sondern entweder eine None, oder auch eine andere harmoniefremde, bloße Durchgangs- oder Vorhaltnote, oder, wenn der Baßton selber durchgehend ist, vollends gar jedes Intervall irgend einer Harmonie. — S. Fig. 34 — 37.

§. 3. Wenn über einer und derselben Baßnote mehre Signaturen nach einander stehen, so bedeutet dies, wie man leicht erräth, daß die oberen Stimmen erst diejenigen Intervalle angeben sollen, welche den ersten Signaturen entsprechen, und dann die der folgenden. Mithin ist Fig. 11a so zu verstehen, wie b, Fig. 12a so wie b. Wie lang aber ein jeder von solchen mehren, auf einer und derselben Baßnote anzugebenden Zusammenklängen, dauern soll? muß der Leser einer solchen Ziffernschrift nach Umständen bemessen.

Es komt zuerst darauf an, ob die Baßnote, zu welcher mehre Zusammenklänge nach einander angegeben werden sollen, ihrer rhythmischen Stellung und Gliederung zufolge, zunächst in zwei, oder in drei Theile, in Hälften, oder in Drittheile zerfällt.

1) Wenn über Einer Baßnote, welche in rhythmischer Hinsicht zunächst in zwei Theile, in Hälften zerfällt, zwei Signaturen neben einander stehen, so liegt es, natürlicherweise, am nächsten, die erste Signatur für die erste Hälfte gelten zu lassen, die 2te aber für die 2te, und deshalb sind die in Fig. 13a und b unter der Baßnote stehenden zwei Ziffern so zu verstehen, wie die darüber gesetzten Noten.

Sind über Einer solchen zunächst in Hälften zerfallenden Note drei Zusammenklänge chiffrirt, so pflegt man es so zu verstehen, daß der erste derselben auf die Dauer der ersten Hälfte der Baßnote gilt, die zwei andern aber sich in die zweite Hälfte gleichmäßig theilen. Siehe Fig. 14a, b.

Nach ähnlichen Grundsätzen verstehen sich vier Zusammenklänge auf Einer solchen Baßnote so, daß jeder für den vierten Theil derselben gilt; fünf Zusammenklänge aber so, daß deren drei auf die drei ersten Viertheile fallen, die zwei übrigen aber auf das letzte: Fig 15a, b und Fig. 16a, b u. s. w.

2) Sind zu Einer Baßnote, welche zunächst in Drittheile zerfällt, drei Zusammenklänge angedeutet, so gilt jeder derselben für ein Drittheil: Fig. 14c. Zwei Zusammenklänge über Einer solchen Note theilt man so, wie bei Fig. 13c zu ersehen; viere oder fünfe so, wie bei 15c und 16c u. s. w.

*) Man sehe hier und in der Folge dieses Artikels die Figuren auf dem nebenstehenden Blatte.

Digitized by Google

Zum Artikel BEZIFFERUNG.

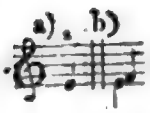
Fig. 1. 

Fig. 2.

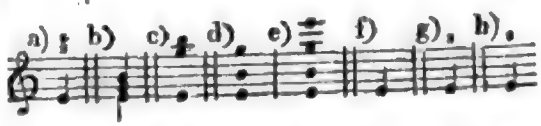
Fig. 3. 

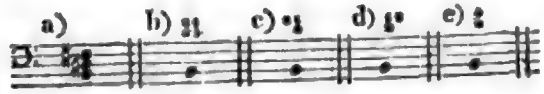
Fig. 4. 

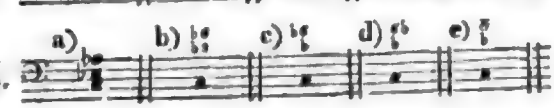
Fig. 5. 

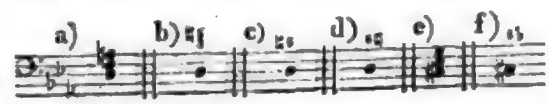
Fig. 6. 

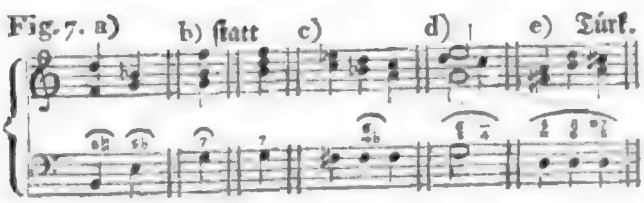
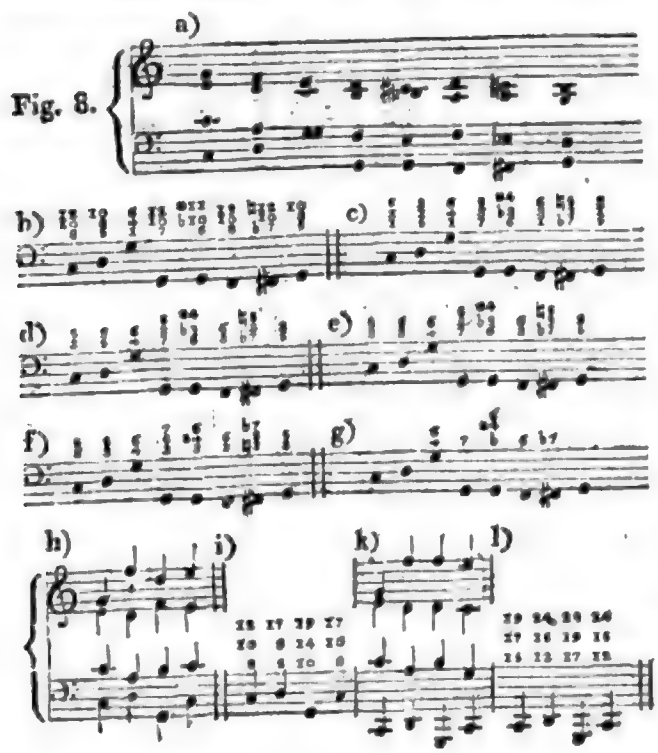
Fig. 7. 

Fig. 8. 

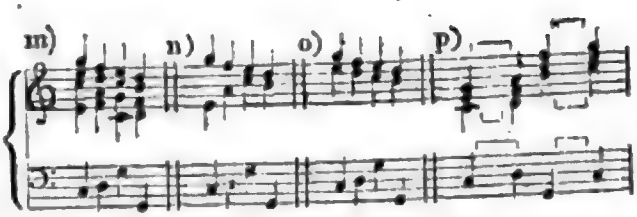


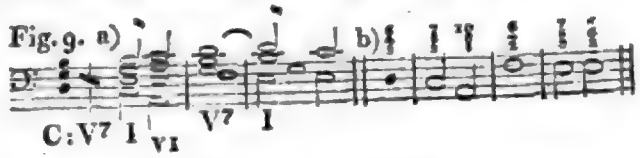
Fig. 9. 

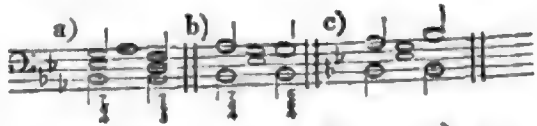
Fig. 10. 

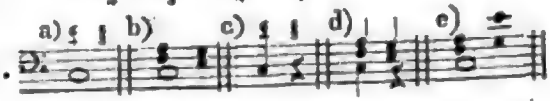
Fig. 11. 

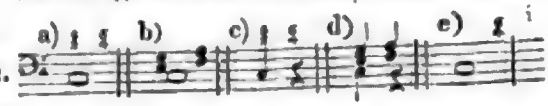
Fig. 12. 

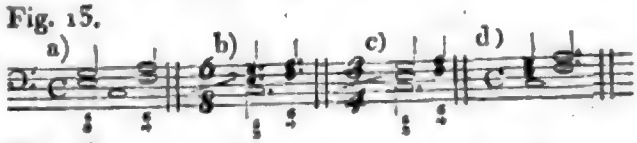
Fig. 13. 

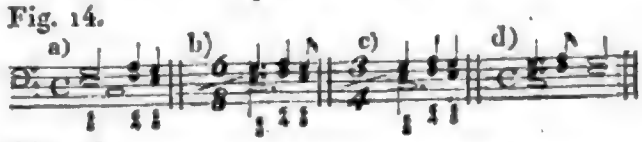
Fig. 14. 

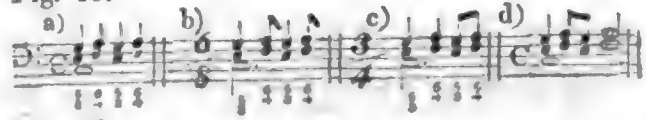
Fig. 15. 

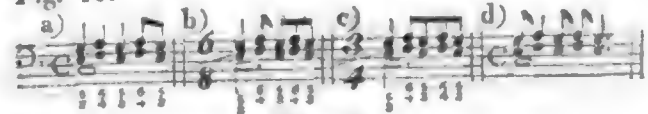
Fig. 16. 

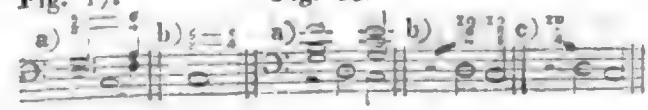
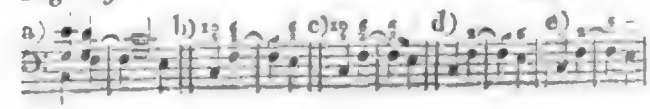
Fig. 17. 

Fig. 18.

Fig. 19. 

Digitized by Google

Fig. 20.

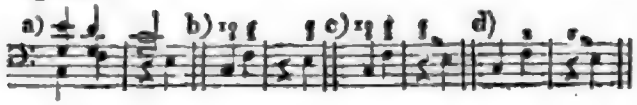


Fig. 21.

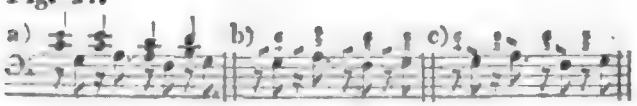


Fig. 22.

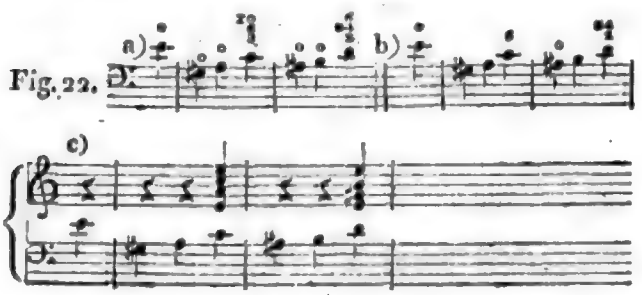
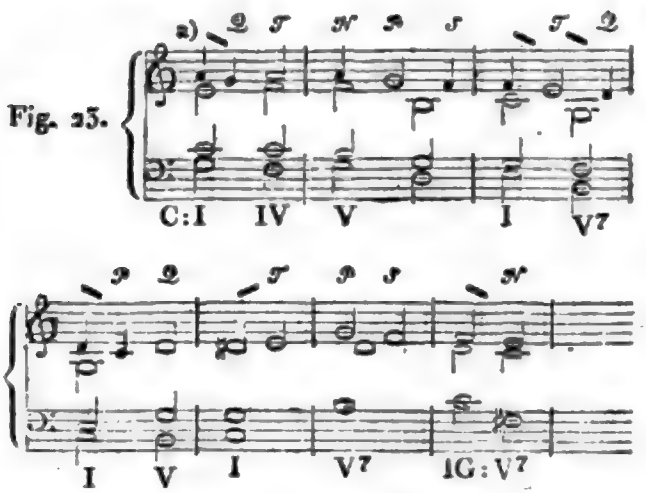


Fig. 23.



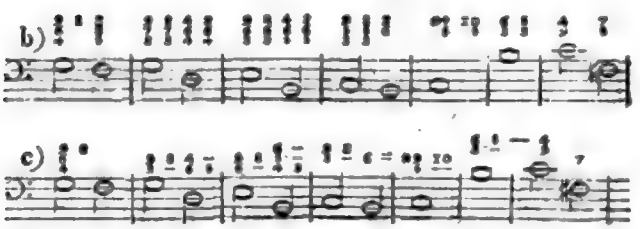


Fig. 24.

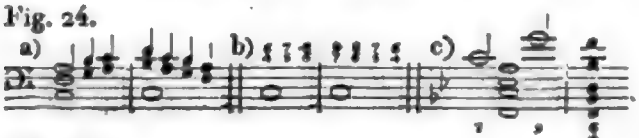


Fig. 25.

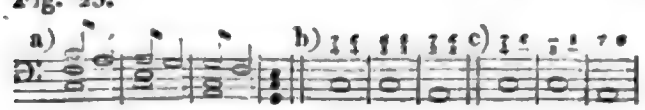


Fig. 26.

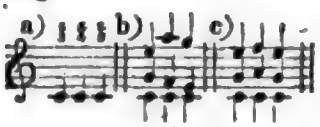


Fig. 27.

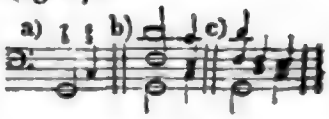


Fig. 28.

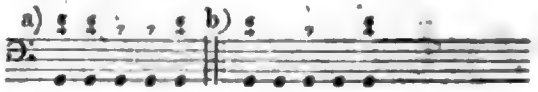


Fig. 29.

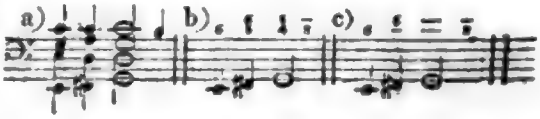


Fig. 30.

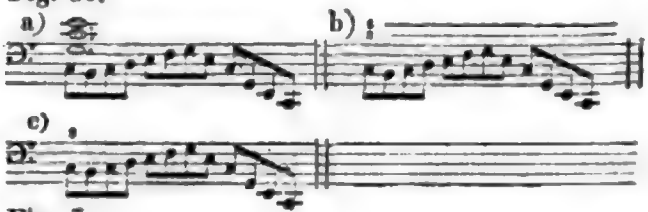


Fig. 31.

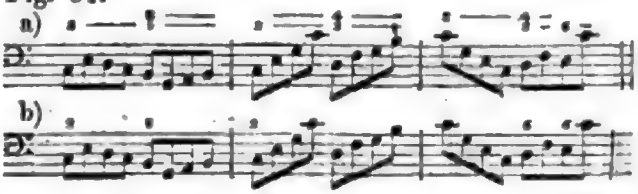


Fig. 32.

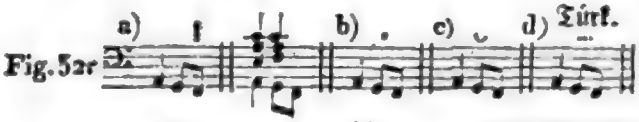


Fig. 33.

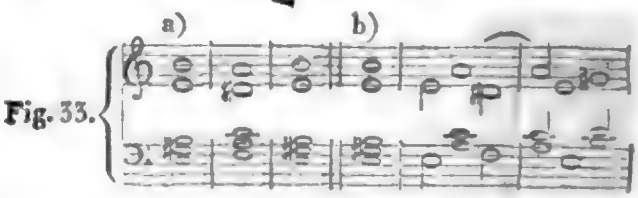


Fig. 34.

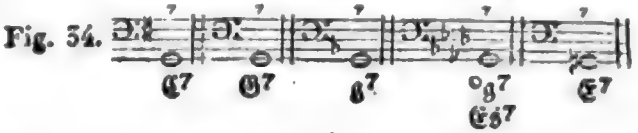


Fig. 35.

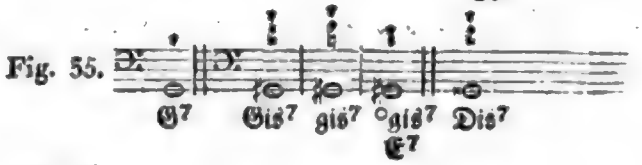
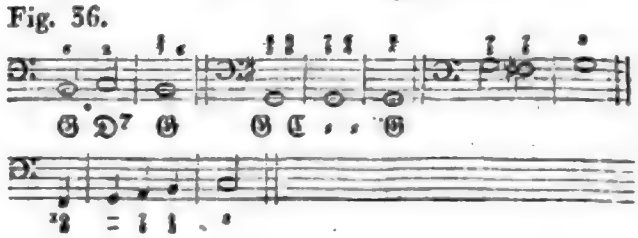


Fig. 36.



Digitized by Google

Zuweilen bedient man sich zwischen den Signaturen auch der Verlängerungspunkte, und legt ihnen hier ungefähr die nämliche Bedeutung bei, wie einem nach einer wirkl. Note gesetzten Punkt, z. B. Fig. 17a, b.

Andere und nähere Bestimmungen der Dauer mehrer über eine Baßnote gesetzter Signaturen gibt es nicht, und kann es, der Natur der Ziffernschrift nach, nicht wol geben. Sie ist und bleibt daher freilich in dieser Hinsicht eine sehr mangelhafte und unvollkommene, und für gar viele Fälle nicht zureichende Zeichensprache. Denn so kann man z. B. den Satz Fig. 13d auf keine Weise unzweideutig und gemeinverständlich in Ziffern ausdrücken; noch viel weniger andere mehr zusammengesetzte Fälle, z. B. Fig. 14d, 15d, 16d.

§. 4. Wenn nach einer Baßnote eine Pause folgt, und über dieser letzteren Signaturen stehen, so bedeutet dies, daß die Oberstimmen während der Pause diejenigen Intervalle angeben sollen, welche die, über der Pause stehenden Signaturen andeuten würden, wenn, an der Stelle der Pause, die vorhergehende Baßnote noch fortwährte; oder, mit andern Worten: die so über eine Pause geschriebenen Intervalle werden von der vorhergehenden Baßnote abgezählt. Somit ist Fig. 11c so zu verstehen, wie d, und 12c wie d.

§. 5. In allen bis hieher besprochenen Fällen war die Bezifferung so gemeint, daß der durch die Signaturen vorgestellte Zusammenklang entweder zugleich mit der Baßnote eintreten sollte, auf welche sich die Signaturen bezogen, wie in Fig. 1. bis 6, 8, 9, 10, oder zum Theil später, wie in Fig. 11, 12, oder mit andern Worten: die Signaturen bezogen sich entweder auf die Baßnote, über welcher sie stehen, oder auf die vorhergehende.

Es können aber auch Fälle kommen, wo man gern andeuten möchte, daß der durch die Signaturen vorgestellte Zusammenklang schon früher eintreten soll, als die Baßnote, auf welche die Ziffern sich beziehen; oder mit andern Worten: wo es nöthig wird, die in den oberen Stimmen erklingen sollenden Töne auch wol durch Ziffern vorzustellen, welche sich auf eine erst folgende Baßnote beziehen, auf eine Baßnote, welche selber erst später eintrit, als der durch die Ziffern vorzustellende, in den oberen Stimmen erklingen sollende Zusammenklang.

Wenn man z. B. den Satz Fig. 18a in Generalbaßmanier schreiben, und die, in den oberen Stimmen gleich anfangs, und schon während der Pause des Basses, anschlagenden Töne, durch Ziffern anzeigen will, so kann dies nur durch Ziffern geschehen, welche sich auf die Baßnote d beziehen, welche doch selbst erst später eintrit, als die durch solche Ziffern vorgestellten Töne. Um nun in solchen Fällen anzuzeigen, daß die durch die Signaturen vorgestellten Töne in den Oberstimmen schon früher angeschlagen werden sollen, als die Baßnote, auf welche die Signaturen sich beziehen, schreibt man diese letzteren zwar über die Baßnote, setzt aber, zum Zeichen, daß die durch die Signaturen vorgestellten Töne nicht erst zu dieser Baßnote, sondern schon früher angeschlagen werden sollen, einen schräg aufwärts gerichteten Diagonalstrich (/) an die Stelle, wo das Anschlagen der durch die folgenden Ziffern vorgestellten Intervalle geschehen soll, wie bei b, wo der schräge Strich über der Pause anzeigt, daß die durch die Signaturen über dem Baßtone d angedeuteten Töne g, h und f, schon während der Pause, über welcher der Diagonalstrich steht, angegeben werden sollen. Nach gleichen Gru dsätzen kann der Satz Fig. 19a auch so geschrieben werden, wie b, und 20a wie b, 21a wie b.

Etwas natürlicher und anschaulicher wäre vielleicht die Schreibform 18c, 19c, 20c, 21c.

§. 6. So wie die bisher besprochenen Ziffern Noten oder Töne bedeuten, welche eine obere Stimme angeben soll, so hat man, um anzudeuten, daß eine oder mehre obere Stimmen keinen Ton angeben, daß sie einen Augenblick schweigen sollen, das Nullzeichen (o) eingeführt.

Mit Hilfe dieses Zeichens kann also das Beispiel Fig. 22c in Generalbaßmanier so geschrieben werden, wie bei a.

Sollen die oberen Stimmen aber eine längere Zeit hindurch schweigen, so deutet man, statt fortgesetzt überall Nullen über jede Baßnote zu setzen, das Schweigen der Oberstimmen kürzer an durch die Chiffre T. S., d. h. Tasto Solo, welcher Ausdruck, von Tasteninstrumenten entlehnt, bedeutet, daß blos der Baßton, die Baßtaste allein, und keine höheren Töne dazu angeschlagen werden sollen. Als gleichbedeutend gebraucht man auch den Ausdruck Unisono, Unis., All' unisono, d. h. eintönig, worunter man jedoch zuweilen auch das versteht, daß die übrigen Stimmen in höheren Oktaven mit der Baßstimme fortschreiten sollen, nämlich im Einklang nach verjüngtem Maßstabe.

§. 7. Die bisher beschriebene Signaturenschrift würde, wenn sie überall so ausführlich ausgeübt werden sollte, wie in den bisherigen Beispielen geschehen, freilich keine Abkürzungsschrift heißen können, da sie in dieser Gestalt nicht selten vielmehr merklich umständlicher, weitläufiger und mühsamer ausfällt, als wenn man die oberen Stimmen in Noten ausschriebe. Sie ist aber wirkliche Abbreviaturschrift dadurch geworden, daß man folgende Ersparungen eingeführt hat.

1) Da, fürs Erste, die höheren Zählnamen der Intervalle nur Wiederholungen kleinerer nach höherem Maßstabe sind, da schon die Oktave nur eine Wiederholung der Prime, die None eine bloße Verjüngung der Sekunde, die Dezime nur eine höhere Terz ist, u. s. w.; so konte man leicht auf den Gedanken verfallen, zu Ersparung der Ziffern, die höheren und zum Theil zwei Ziffern erfodernden Intervallzahlen 10, 11, 12, u. s. w., gar nicht zu gebrauchen, sondern an deren Stelle die einfachern 3, 4, 5, u. s. w., und überhaupt überall keine höhere, als 7. Hienach konte das Beispiel Fig. 8. mit wenigeren Ziffern so geschrieben werden, wie bei c.

Nur in wenigen eigenen Fällen macht man von höheren Ziffern Gebrauch, und zwar in folgenden:

a) man pflegt jedes harmoniefremde Intervall, welches eben auf der zweiten, neunten, sechszehnten, u. s. w. Stufe vom Baßtone steht, nicht durch eine 2, sondern durch 9 anzuzeigen, wie in Fig. 23a und 24c.

b) In den ebenerwähnten Fällen pflegt man, wenn das durch 9 bezeichnete Intervall abwärts zur Prime

oder Oktave u. ſ. w. deſſelben Baßtones fortſchreitet, dieſe Prime oder Oktave auch nicht durch 1, ſondern durch 8 vorzuſtellen. Löſt ſich das mit 9 bezeichnet geweſene Intervall in eine Terz oder Dezime des Baßtones auf, ſo bezeichnet man dieſelbe gewöhnlich nicht durch 3, ſondern durch 10. Darum iſt in Fig. 23 bei b und c im erſten Takte das $\bar{g}$ nicht durch 1, ſondern durch 8 angedeutet, und aus gleichem Grunde ſtehen im 2ten, 3. und 4. Takte die Ziffern 8, im 5ten Takte aber die Ziffer 10.

c) Endlich bedient man ſich der höheren Ziffern überhaupt auch in manchen Fällen, wo man glaubt, recht beſtimt anzeigen zu müſſen, ob die Stimmen ſich auf- oder abwärts bewegen ſollen.

So gebraucht man z. B., um den Satz Fig. 24a in Zifferſchrift darzuſtellen, gern die Ziffern 8 und 9, ſo wie bei b, damit der Leſer recht unzweideutig erkenne, daß von dem durch 7 angedeuteten Tone h nicht abwärts, ſondern aufwärts zu $\bar{c}$ fortgeſchritten werden ſoll, und von dieſem $\bar{c}$ nicht herab, ſondern hinauf zu $\bar{d}$, u. ſ. w.

§. 8. 2) Eine zweite Erſparung bezweckt man dadurch, daß man jeden Ton, welcher blos eine Verdoppelung des Baßtones iſt, in der Bezifferung gar nicht andeutet, wie bei Fig. 8d, wo bei dem erſten Akkorde das $\bar{c}$ der dritten Stimme, als bloße Verdopplung des Baßtones c, durch keine Ziffer angezeigt iſt; eben ſo wenig das $\bar{d}$ des zweiten, und beim 3ten Akkorde das g der dritten Stimme, u. ſ. w.

§. 9. 3) In allen bisherigen Darſtellungen, z. B. Fig. 8b bis d, iſt jede Ziffer in die Zeile derjenigen Stimme geſchrieben, in welcher er vorkommen ſoll. Allein auch auf dieſe Ordnung verzichtet man, und ſchreibt, ohne ſolche Zeilen zu beobachten, die Ziffern ohne weiteres über die Baßnoten hin, wie bei e, und zwar ſo, daß man nicht einmal die Ziffer des Intervalles, welches zu oberſt gehört werden ſoll, auch gerade zu oberſt ſchreibt, und die in den Mittelſtimmen ertönen ſollenden in die Mitte: ſondern in anderer, oft ziemlich willkürlich gewählter Ordnung, meiſt die höchſten Ziffern zu oberſt, die geringeren zu unterſt, wie bei f.

§. 10. Wollen wir hier wieder einen Augenblick betrachtend verweilen, ſo bemerken wir leicht, daß die generalbaßmäßige Bezifferung durch die bis hieher erwähnten Erſparungen zwar allerdings kürzer und gedrängter geworden, dabei aber auf der andern Seite gar ſehr bedeutend an Beſtimtheit verloren hat, wie dies auch nicht wol anders möglich iſt, indem ja auch jede andere, nur mit halben Worten und ſonſtigen Abkürzungszeichen geſchriebene Schrift allemal unvollkommener iſt, als eine, worin alles fein deutlich ausgeſchrieben ſteht.

Wir wollen dieſe, aus den bisher erwähnten Erſparungen entſpringenden Unbeſtimtheiten aufzählen.

a) Gleich der ſchon erwähnte Umſtand: daß die Tonhöhe, in welcher jedes Intervall ausgeführt werden ſoll, nicht mehr durch die Größe der Ziffer angedeutet wird, indem z. B. die Ziffer 3 ſowol zu Bezeichnung eines Tones dient, welcher wirklich nur um zwei Stufen höher als der Baßton iſt, als auch zu Bezeichnung eines um zehn Stufen höheren — gleich dieſer Umſtand iſt ſchon der Grund einer nicht unerheblichen Unbeſtimtheit, indem man z. B. die zwei erſten Bezifferungen bei Fig. 8f ebenſowol ſo verſtehen kann, wie bei a, wo die Oberſtimme von $\bar{g}$ zu $\bar{f}$ ſchreitet, als auch ſo, wie bei h, wo ſie von $\bar{g}$ zu $\bar{\bar{f}}$ aufſpringt.

b) Noch bedeutendere Zweideutigkeiten entſpringen aus dem unter Nr. 3 §. 9. erwähnten Umſtande, denn dadurch bleibt bei mehren übereinanderſtehenden Ziffern ganz unbeſtimt,

α) ob der durch die Eine derſelben vorgeſtellte Ton in einer höheren Stimme vorkommen ſolle, als der durch die andere Ziffer vorgeſtellte, oder in einer tieferen: und Fig. 3a kann daher ebenſogut ſo ausgeführt werden wie b, als ſo, wie bei c, oder d oder e.

β) Es bleibt ferner unbeſtimt, ob dieſe oder jene Stimme von dieſem oder jenem Intervalle des einen Zuſammenklanges, zu dieſem, oder ob ſie zu jenem des folgenden ſchreiten ſoll; und Fig. 26a kann daher entweder ſo ausgeführt werden, daß beim erſten Harmonieſchritte die Oberſtimme von $\bar{\bar{e}}$ zu $\bar{\bar{a}}$ aufſpringt, die Mittelſtimme aber von $\bar{g}$ zu $\bar{f}$ herabſchreitet, wie bei b, oder aber ſo, daß Erſtere von $\bar{\bar{e}}$ zu $\bar{\bar{f}}$, ſchreitet, Letztere aber von $\bar{g}$ zu $\bar{a}$, wie bei c: Ebenſo kann man, den Generalbaßziffern nach, Fig. 11a ebenſowol ſo ausführen, wie bei b, als auch ſo, wie bei c.

γ) Noch mehr! es bleibt dem Ausführer ſogar überlaſſen, die durch die Signaturen angedeuteten Intervalle entweder durch mehre, oder durch wenigere Oberſtimmen ausführen zu laſſen, z. B. Fig. 8f; entweder vierſtimmig, wie bei a, oder fünfſtimmig, wie bei m, oder dreiſtimmig, wie bei n oder o, u. ſ. w., und alſo bald häufige Verdoppelungen anzubringen, wie bei m, bald Auslaſſungen, wie bei n, und noch mehr bei o.

δ) Ja, in vielen Fällen bleibt es ihm auch anheimgeſtellt, die Stimme, je nach Belieben oder Erfoderniß, entweder ruhen, oder fortſchreiten zu laſſen, und z. B. Fig. 27a entweder ſo auszuführen, wie bei b, oder auch ſo, wie bei c.

Wenn man das von α bis δ Bemerkte zuſammennimt, ſo ſieht man wol, daß die Generalbaßſchrift die ganze Stimmenführung unbeſtimt läßt. (Die geringfügige Ausnahme, wovon wir oben bei d) geſprochen, iſt nicht in Betracht zu ziehen.) Die ganze Sorge für die Anordnung, Vertheilung und Führung der Stimmen bleibt alſo demjenigen überlaſſen, welcher eine ſolche Generalbaßſtimme auszuführen hat, und die Signaturenſchrift iſt daher nur für denjenigen gemacht, welchem die Geſetze der Stimmenführung bekant ſind, und man muß z. B. das Verbot von Quinten- und Oktavenparallelen, und das Abwärtsſtreben der Hauptſeptime, kennen, um zu wiſſen, daß man den Satz Fig. 8f nicht ſo ausführen darf, wie bei p; und ebenſo muß man aus der Lehre von Fortſchreitung harmoniefremder Töne wiſſen, daß man Fig. 11a nicht ſo ausführen ſoll, wie bei e.

ε) Endlich läßt die Zifferſchrift es auch ganz unbeſtimt, auf welchem Inſtrument ſie abgeſpielt werden ſoll; u. a. m.

§. 11. 4) Wieder eine weitere Erſparung hat man dadurch eingeführt, daß man übereinkam, manche Zif-

Digitized by Google

fern in manchen Fällen als sich von selbst verstehend anzusehen, ohne daß es nöthig sey, sie hinzuschreiben. Nämlich:

a) Wenn über einer Baßnote gar keine Ziffer steht, so soll dies eben so viel bedeuten, als wären die Ziffern $\frac{5}{3}$ darüber gesetzt; und Fig. 3f heißt also in der Generalbaßsprache ganz eben so viel, wie a.

So wie bei einer ganz unbezifferten Baßnote sich 3 und 5 von selber verstehen, so versteht sich bei einer solchen, über welcher zum Überfluß etwa eine 3 gesetzt ist, die 5 von selbst, und umgekehrt bei der 5 die 3; so daß also auch Fig. 3g und h nichts anderes bedeuten, als a oder f, Fig. 6c so viel wie b.

b) Bei einer blos mit 7 signirten Note werden ebenfalls 3 und 5 als sich von selbst verstehend angesehen, und Fig. 2c bedeutet daher eben so viel wie a; d. h. der aus Baßton, und dessen Terz, Quinte und Septime bestehende Zusammenklang wird nicht mit all diesen Ziffern signirt, sondern nur mit der Ziffer 7, und ebendaher auch, in der Sprache der Generalbaßisten, nicht Terzquartquintseptimenakkord, sondern nur Septimenakkord genant.

Ebenso versteht sich bei der Bezeichnung $\frac{7}{5}$ die 3 von selbst, so wie die 5 bei $\frac{7}{3}$; so daß also auch Fig. 2d und e nichts anders bedeuten, als a oder c.

c) Bei einer allein mit der Ziffer 9 signirten Baßnote verstehen sich 3 und 5 von selber, und ebenso auch bei der Bezifferung $\frac{9}{5}$.

Ebenso wird bei $\frac{9}{7}$ und $\frac{9}{3}$ die 3 als sich von selbst verstehend angesehen, und ebenso die 5 bei der Bezifferung $\frac{9}{7}$ oder $\frac{9}{3}$.

d) Bei einer blos mit 6 bezifferten Baßnote wird 3 stillschweigend mit verstanden, so daß also die Bezifferung 6 eben so viel bedeutet als $\frac{6}{3}$, und der aus Baßton, Terz und Sexte bestehende Zusammenklang nicht Terzsextenakkord, sondern nur Sextenakkord genant wird.

e) Bei $\frac{6}{5}$ wird ebenfalls 3 mit verstanden: (Quintsextakkord).

f) Bei $\frac{6}{3}$ versteht sich stillschweigend auch 6: (Terzquartakkord).

g) Bei 2 verstehen sich 4 und 6: (Sekundenakkord).

Übrigens bilde man sich auch hier wieder nicht ein, jeder Zusammenklang welcher z. B. durch die Generalbaßziffer 6 vorgestellt ist, und deshalb in der Generalbaßsprache freilich allemal ein Sextenakkord heißt, sey darum auch allemal eine Dreiklangharmonie in erster Verwechslung. Das Gegentheil ersieht man sehr leicht aus Fig. 25, wo der mit 6 signirte sogenante Sextenakkord keineswegs die weiche a-Dreiklangsharmonie in erster Verwechslung ist.

Dem von a) bis g) Gesagten zufolge, kann nun der Satz Fig. 8a in Generalbaßmanier kurz so chiffrirt werden, wie bei g.

h) Wenn eine und dieselbe Baßnote zwei- oder mehrmal nacheinander ertönt, und zu derselben auch in den Oberstimmen jedesmal dieselben Intervalle erklingen sollen, so braucht man die Signatur nur das erstemal über die Note zu setzen, welche dann auch für die darauf folgende Wiederholung derselben Baßnote, und so lange gilt, bis wieder andere Signaturen auftreten. Darum heißt also Fig. 28. bei b ebendasselbe, wie bei a, indem über der 2ten Baßnote die Ziffern $\frac{5}{3}$ sich als noch fortwährend von selbst verstehen, und ebenso über der vierten Baßnote die Ziffer 7.

i) Es wird indessen nicht selten nöthig, Ziffern, welche sich sonst von selber verstehen würden, dennoch wirklich zu schreiben.

Dies ist fürs Erste alsdann der Fall, wenn das einer solchen Ziffer entsprechende Intervall anders genommen werden soll, als es in der Vorzeichnung liegt, wo es dann nöthig wird, die sich sonst von selbst verstehende Ziffer dennoch ausdrücklich hinzuschreiben, nur um das erfoderliche Versetzungszeichen davor setzen zu können. Z. B. wenn man in einem Tonstücke, worin nichts vorgezeichnet ist, den Zusammenklang [h, d, fis] generalbaßmäßig zeichnen will, muß man über die Baßnote die sonst von selbst zu verstehende Ziffer 5 blos darum hinschreiben, um ein Erhöhungszeichen davor anbringen zu können, und daher so schreiben, wie bei Fig. 4a. Ähnliches findet man in Fig. 5b, 6b, c.

Doch auch hierin hat man noch ein Ersparniß einzuführen gewußt: man hat nämlich

α) angenommen, daß auch selbst in dem vorerwähnten Falle die Ziffer 3, die Terz des Baßtones, nicht geschrieben zu werden brauche, sondern statt dessen nur das Versetzungszeichen allein, so daß man z. B. statt $\frac{6}{\flat 3}$, $\frac{6}{\sharp 3}$, oder $\frac{6}{\natural 3}$, nur das Zeichen ♭, ♯ oder ♮ allein über die Baßnote setzt. Auf diese Art kann z. B. in einem Stücke, worin nichts vorgezeichnet ist, der Zusammenklang (H dis fis), statt so wie bei Fig. 4b, kürzer so geschrieben werden, wie bei c, und der Akkord (c es as), statt wie bei 5b, kürzer so, wie bei c.

β) Ein zweiter Fall, wo es, wenn auch nicht nöthig, doch, der Bestimmtheit zu liebe, rathsam ist, solche sonst von selbst zu verstehende Ziffern dennoch hinzuschreiben, tritt alsdann ein, wenn die Regeln von dem Vonselbstverstehen mancher Ziffern gleichsam mit einander in Collision kommen.

Soll z. B. der Satz Fig. 11b generalbaßmäßig chiffrirt werden, so kann dies auf keine andere Art geschehen, als, indem man die Ziffern $\frac{5}{3}$, welche sich zwar in anderen Fällen von selbst verstehen würden, hier wirklich hinschreibt, weil auf keine andere Art angezeigt werden kann, daß auf derselben Baßnote c, nach dem Quartsextakkorde (c f a) der Dreiklang (c e g) folgen soll. Aus gleichem Grunde muß auch in Fig 26 über der dritten Baßnote $\frac{7}{5}$ die Zifferung $\frac{5}{3}$ stehen.

Aus ähnlichem Grunde kann auch Fig. 12b nicht gut anders in Ziffern ausgedrückt werden, als so, wie bei a. Zwar könte es auch etwa so geschehen wie bei e, wo die Zifferung $\frac{5}{3}$ seitwärts, nicht gerade über, sondern erst neben und nach der Baßnote steht, zum Zeichen, daß die Töne $\frac{5}{3}$ erst später angeschlagen werden sollen: allein unzweideutiger und sicherer ziffert man allemal so wie bei a.

§. 12. 5) Ferner liegt eine Zeichenersparung auch noch in Folgendem;

Es trifft sich sehr häufig, daß, bei zwei aufeinan-

Digitized by Google

derfolgenden, wenn gleich verschiedenen Zusammenklängen, doch ein, oder mehre Töne sowol im ersten, als im zweiten Zusammenklange liegen, wie z. B. in Fig. 29, wo der Ton c im ersten, im 2ten und 3ten Zusammenklange vorkomt, der Ton d im 2ten, 3ten und 4ten. In solchen Fällen bedient man sich, um einen solchen, den beiden Zusammenklängen gemeinschaftlichen Ton beim zweiten Zusammenklange zu bezeichnen, nicht jedesmal einer Ziffer, wie bei b, sondern, wenn derselbe beim vorigen Zusammenklange durch eine Signatur vorgestellt worden war, so setzt man beim folgenden, statt einer neuen Ziffer, auch wol einen waagerechten oder Horizontalstrich (—) grade der Signatur, welche im ersten Zusammenklang diesen Ton vorgestellt hatte, gegenüber; und daher kann man einen Satz wie 29a, statt so wie bei b, auch blos so wie bei c chiffriren, Fig. 30a kurzweg, so wie bei b: und, wenn man will, auch 19a, statt wie bei b, so, wie bei c, auch 23a so wie bei c, und Fig. 25a, so wie c.

§. 13. 6) Man findet endlich nicht selten, daß solche Stellen der Baßstimme, aus welchen die dazugehörigen Zusammenklänge sich leicht von selbst errathen lassen, gar nicht beziffert werden, z. B. Fig. 30 nur so wie bei c, indem man auch hier annimt, der Leser könne es leicht von selbst verstehen, daß die harte C-Dreiklangs-Harmonie, während der ersten vier Achtelnoten fortwähre, und die Haupsepten-Harmonie während der vier folgenden, u. s. w.

Auf ähnliche Art schreibt man auch statt Fig. 31a, kürzer so, wie bei b.

§. 14. Durch das Bisherige ist die Generalbaßschrift so beschrieben worden, wie sie am allgemeinsten gebräuchlich ist. Manche Musiker weichen aber in manchen Stükken von dieser Schreibart ab, so, daß nicht selten ein und dasselbe Zeichen bei verschiedenen Schriftstellern ganz verschiedene Dinge bedeutet, und eine und dieselbe Sache bei verschiedenen Schreibern durch verschiedene Zeichen angezeigt wird; durch welches alles die Ziffernschrift, wenn nicht vervollkomnet, doch verwirrter geworden ist.

Verschiedene Musiker setzen nämlich die chromatischen Zeichen, ♯, ♭, ♮, 𝄪, statt vor die Ziffer, nach derselben, und schreiben demnach 4d, statt wie c, 5d statt c, 6d statt c.

Andere finden es kürzer, die chromatischen Erhöhungen, statt durch ♯ oder 𝄪, vielmehr dadurch anzudeuten, daß sie die Ziffern ein- oder zweimal durchstreichen; und diesemnach würde denn Fig. 4c Ebendas bedeuten wie b.

Wieder andere hingegen geben dem durch eine Ziffer gezogenen Striche die Bedeutung eines Erniederungszeichens, z. B. Fig. 5c statt c.

Noch andre sind auf die wunderliche Idee gerathen, jede Ziffer 5, welche gegen den Baßton eine kleine oder sogenante verminderte Quinte bildet, mit einem ♭ zu versehen, und schreiben daher Fig. 6c so, wie bei f.

Dahingegen haben wieder andere für gut gefunden, zu Bezeichnung einer solchen kleinen Quinte den Bogen ⁀ zu gebrauchen, z. B. Fig. 7a.

Eben diesen Bogen gebrauchen aber andere wieder, um ganz andere Dinge anzuzeigen, und zwar, entweder daß irgend ein Intervall des Akkordes, worüber der Bogen steht, ausgelassen werden solle, z. B. Fig. 7b, oder daß das Intervall, worüber er steht, ein durchgehender Ton, oder ein Vorhalt sey. Fig. 7c, d, oder daß die also bezeichnete Stelle nur dreistimmig ausgeführt werden solle, Fig. 7e.

Ferner findet man, statt des Diagonalstriches ⁄ zuweilen das Zeichen o, oder –, oder auch ••• gebraucht, so daß also, statt Fig. 32a, so geschrieben wird, wie bei b, c oder d.

Manche gebrauchen auch, statt der Punkte, waagerechte Striche (–), und schreiben daher statt Fig. 17a, lieber so, wie bei b.

§. 15. Nachdem wir die Generalbaßschrift vollständig kennen gelernt, ziehen wir leicht folgende Resultate.

Da diese Schrift nicht nur sehr Vieles unbestimt läßt, sondern auch Manches überhaupt gar nicht zu bezeichnen vermag, so ist sie an sich selbst eine mangelhafte Zeichensprache, ein überall nur unvollkommenes, in manchen Fällen sogar ganz untaugliches Mittel, die zur Baßstimme ertönen sollenden Oberstimmen anzudeuten.

Eben darum ist es denn auch natürlicherweise weit schwerer, einen Generalbaß mehrstimmig auf einem Instrumente zu spielen, als wenn die Oberstimmen in Noten über dem Baß ausgeschrieben wären; und die Generalbaßschrift ist also auch zum wirklichen Vortrage weit weniger bequem und brauchbar, weniger zweckmäßig und zuverlässig, als die gewöhnliche Notenschrift, mittelst welcher man dem Spieler alles so hinschreiben kann, wie er es spielen soll, ohne daß er, wie beim Abspielen eines Zifferbasses, nöthig hätte, eine Menge Dinge theils zu errathen, theils aus sich selber den Gesetzen des reinen Satzes gemäß einzurichten, sondern sich darauf beschränken kann, blos das zu spielen, was, und so wie es dasteht.

Vorzüglich zweckwidrig ist aber der Gebrauch, den man nicht selten von der Generalbaßschrift macht, indem man zu einem vollständig besetzten Musikstücke, zugleich auch eine Generalbaßstimme abspielen läßt, so daß, neben dem, vom Tonsetzer gegebenen, dem Generalbaßspieler aber nicht vorliegenden Stimmengewebe, dieser auch eines von seiner Erfindung dazu abspielt, welches, je nachdem es der Himmel fügen mag, zweckmäßig oder nicht, zu den vom Tonsetzer gesetzten Stimmen paßt — oder auch nicht. Die Zweckwidrigkeit und Verkehrtheit dieses, freilich als Zunftgebrauch, einer gar hohen Veneration genießenden Misbrauches, habe ich mit einiger Ausführlichkeit beleuchtet in meiner Abhandlung „Über das sogenante Generalbaßspielen" u. s. w., Leipzig, Mus. Ztg. 1813. Seite 105.

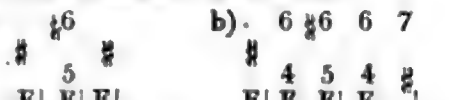
Ferner ergibt sich aus dem Umstande, daß die Generalbaßschrift im Wesentlichen nichts Anderes, als eine Abbreviaturschrift ist, deren Zeichen überall nichts anderes vorstellen, als eben Noten, nur unvollkommener, daß sie aber über den inneren harmonischen Sinn und Zusammenhang der vorgestellten Töne eben so wenig Aufschluß geben, als wenn die Töne in gewöhnlichen Noten ausgesetzt wären, ergibt sich, sag ich, wie unverständig es ist, auf diese Generalbaßziffern, deren Gebrauch vollständige Kentniß und Fertigkeit im reinen Satze voraus-

Digitized by Google

setzt, die Lehre vom reinen Satze gründen zu wollen; gerade als wollte z. B. ein Schulmann die lateinische Sprachlehre auf die Lehre von den Abbreviaturen der lateinischen Wörter und Phrasen bauen.

Fast noch unverständiger ist es, daß man sogenante Generalbaßschulen geschrieben hat, die da nur lehren sollen, einen Ziffernbaß kunstgemäß abzuspielen, ohne gerade der Theorie des reinen Satzes mächtig zu seyn; ungefähr als wenn man einen Schüler nur abrichten wollte, ein in lauter Abbreviaturen geschriebenes Buch zu lesen, ohne die Sprache zu verstehen, in welcher es geschrieben ist.

Wirklichen Werth hat hingegen die Ziffernschrift zuweilen zu dem Ende, um einen musikalischen Satz in der Geschwindigkeit flüchtig zu skizziren, welches oft durch Ziffern kürzer geschehen kann, als durch gewöhnliche Noten. Ja, zu solchem Zwecke kann man zuweilen eine Reihe von Zusammenklängen sogar ganz ohne Noten aufzeichnen, indem man statt der Baßnoten, Buchstaben setzt. So können z. B. die Zusammenklänge von Fig. 33a und b auch wol folgendermaßen skizzirt werden.



Eine andere Art von Nutzen der Zifferschrift, besteht darin, daß sie sehr geeignet ist, zum Zweck kontrapunktischer Übungen gebraucht zu werden.

Diese Brauchbarkeit beruht nämlich eben auf dem Umstande, daß die Chiffern überall nur andeuten, welche Töne in den übrigen Stimmen vorkommen, also überall nur Noten, nicht aber zunächst die dabei statt findenden Grundharmonieen, und daß dabei die ganze Anordnung und Führung der übrigen Stimmen der Selbstthätigkeit des Übenden überlassen bleibt. Vgl. in dieser Hinsicht m. Theorie d. Tonsetzkunst.

§. 16. Von der wirklichen Anwendung der Bezifferung zum musikalischen Gebrauche, wird übrigens im Artikel Generalbass gehandelt werden. (*Gottfr. Weber.*)

Bezifferung, heißt auch die Bezeichnung der beim Spiel eines Instrumentes zu gebrauchenden Applikatur oder Fingersetzung, mittelst Ziffern über die Noten geschrieben. Auf Geigeninstrumenten bedeutet die Ziffer 1. den Zeigefinger der linken Hand, 2 den Mittelfinger u. s. w. Die leere oder bloße Saite wird durch das Zeichen o angedeutet (s. das Noten-Beispiel Fig. 2. im Artikel **Bedeckt**), durch ⁝ oder ⁚ aber die mittelst leiser Anlehnung des vierten oder dritten Fingers u. s. w. an die Saite in der Hälfte ihrer Länge, flageolettmäßig entlockte Oktave (s. den Art. **Beitöne**), für das Violoncell bezeichnet man das Aufsetzen des Daumen durch das Zeichen ♁. — Auf Tasten-Instrumenten wird gewöhnlich der Daumen jeder Hand durch 1, der kleine Finger aber durch 5 angezeigt; doch zählen manche andere die Finger der linken Hand nicht vom Daumen, sondern vom kleinen Finger an, nennen also diesen 1, und jenen 5. — Auf Blasinstrumenten pflegt man den dem Mundloch nächsten Zeigefinger 1, zu nennen, die beiden folgenden abwärts 2 und 3, den Zeigefinger der rechten Hand 4, und sofort den kleinen Finger 7. Solche Bezifferung ist jedoch nur für diejenigen Instrumente genügend, welche mehr nicht, als sieben Tonlöcher haben; für Instrumente mit mehren Tonlöchern und Klappen, zumal wenn deren mehre von einem und demselben Finger zu bedienen sind, ist sie durchaus unzureichend. (*Gottfr. Weber.*)

Bezirk, s. **Kreis**.

BEZOAR (**Belzahar, Badzahar, Bedezaher**, arab.), bedeutet überhaupt ein Concrement, das sich in den Eingeweiden verschiedener Thiere bildet, im engern Sinne aber die Steine, die man in dem Darmkanal gewisser Gemsen- und Ziegenarten findet. — Fourcroy und Vauquelin unterscheiden 7 Arten dieser Steine: 1) solche die aus phosphorsaurem Kalke mit freier Säure; 2) die aus phosphors. Bittererde, 3) aus phosphors. Ammoniumbittererde, 4) wahrscheinlich aus den fetten Bestandtheilen der Galle, 5) aus harzähnlichen Stoffen, 6) aus verschluckten Schwämmen, die dem **Boletus igniarius** ähnlich sind, und 7) die aus verschluckten Haaren bestehen (**Aegagropilae, Haarbälle**), (vgl. **Concretionen, thierische**).

Der occidentalische Bezoar findet sich im Magen von **Camelus Lacma** und **Vicunna**, auch mehrer Antilopenarten und alter Hirsche, und war sonst ein sehr kostbares und berühmtes Arzneimittel.

Der orientalische Bezoar komt aus dem Magen der Begasoargemse, oder **Cema Alzel**, des **Pasano**, oder **Cema Pasan**, und mehrer Antilopen. Diese Bezoare sind bei den Asiaten noch jetzt, als Gegengifte, in großem, unbezweifelten Ansehen. Aus unserm Arzneivorrathe sind sie längst verschwunden. (*Th. Schreger.*)

Bezoar animale, hieß sonst die Leber und das Herz der getrockneten und gepulverten Vipern, und gehört jetzt unter die verrufenen Arzneimittel.

Bezoardicum, wurde vormals jedes Gegengift genant.

Bezoardicum oder Bezoar ioviale, hieß weiland ein Gemenge aus **Bezoar minerale** (s. unten), und Zinnoxyd, indem man 2 Theile Spiesglanzmetall und 1 Zinn mit 4 Ätzsublimat behandelte, und die übergegangene Flüssigkeit mit vielem Wasser verdünnte. Diese Composition, ehemals unter dem Namen: **Antihecticum Poterii**, ein Geheimmittel gegen Abzehrung, ist, gleich dem **Bezoardicum martiale** — einem Gemenge aus gleichviel Spiesglanz und Eisen mit 3 Theilen Salpeter verpufft, das **Stomachicum Poterii** hieß — jetzt außer allem Gebrauch.

Bezoardicum minerale (**Mercurius correctus Sylvii**), ward 1) unnöthiger Weise ein Stibicum vom höchsten Grade der Oxydation genant, wenn man es nochmals mit dreimal soviel Salpeter behandelte, und war ein Bestandtheil des sogenanten **Antihecticum** und **Stomachicum Poterii**; 2) wird auch eine gewisse Erde auf Sicilien von Einigen so genant, der man giftwidrige Kräfte zuschrieb. (*Th. Schreger.*)

BEZOARSTOFF, ein eigenthümlicher Mischungstheil der orientalischen Bezoare, der wol sogenanter oxydirter Extractivstoff seyn dürfte. Er ist außen braun, innen pistaziengrün, und besteht aus concentrischen Lagen. Lackmus wird von ihm nicht geröthet. In kaltem Wasser löst er sich nicht, in kochendem nur sehr wenig auf, mit

Digitized by Google

gelblicher Farbe. Mit Kalilauge bildet er augenblicklich eine grünliche braune Flüssigkeit, die an der Luft oberflächlich rabenschwarz wird, einige spießige Krystalle absetzt, und mit Schwefelsäure einen schmuziggrünen Niederschlag gibt. Dieser löst sich nicht in kohlens. Ammonium, unvollkommen und mit grünlicher Farbe in Kali, mit rother, beim Kochen verschwindender Farbe in Salpetersäure und auch in überschüssiger Schwefelsäure auf. Erhitzt stößt der Bezoarstoff, ohne zu schmelzen, einen nicht unangenehm riechenden Dampf aus. (*Th. Schreger.*)

Bezogen haben in der Jägerei, s. Tragend.

BEZONS (Jacques Bazin, Graf von), Marschall von Frankreich, aus einem angesehenen französischen Geschlechte, Sohn von Claude Bezons, der 1684 als königl. Statsrath in Paris starb. Jacques, geb. 1645, machte 1667 unter dem Marschall von Schomberg einen Feldzug in Portugal, begleitete im folgenden Jahre den Herzog von Feuillade nach Candia, und wohnte von der Zeit an, in den Eroberungskriegen Ludwigs XIV., vielen Schlachten und Belagerungen bei, besonders in den Niederlanden und in Teutschland, bis 1697 der Friede zu Ryswick den Waffen Ruhe gebot. Er war damals General-Inspektor und Direktor der Kavallerie, und erhielt nun das Gouvernement von Grevelingen. Der Ausbruch des spanischen Successionskrieges rief ihn wieder ins Feld, und im Laufe desselben, gab er in Teutschland, Italien und Spanien viele rühmliche Beweise von militärischer Einsicht, Klugheit und Tapferkeit. Daher erhielt er 1704 das Großkreuz des Ludwigsordens, und 1709 den Marschallsstab. In den letzten Jahren dieses Krieges kommandirte er in Teutschland, zwang 1713 Landau zur Übergabe, und nach dem Tode Ludwigs XIV., 1715 war er ein Mitglied des Regentschaftsrathes. Ludwig XV., dessen Krönung er 1722 beiwohnte, beehrte ihn mit dem Ritterorden des heil. Geistes, und d. 22. Mai 1733 schloß er seine rühmliche Laufbahn. Er hinterließ 4 Töchter und 3 Söhne, von denen 2 ebenfalls Kriegsdienste thaten, der dritte aber 1730 Bischof zu Carcassone wurde. Jacques hatte auch einen Bruder, Armand Bazin de Bezons, der den 8. Okt. 1721 als Erzbischof von Rouen starb, ein Mann, der sich bei den kirchlichen Verhandlungen seiner Zeit bedeutend machte *). (*Baur.*)

BEZONSONER, das Land dieser Nation auf Madagaskar, das an das der Betanimener stößt, besteht nur aus 14 Dörfern, die ein fruchtbares mit hohen Bergen und dem Walde Ancoye umgebenes Thal füllen. Es sind gutmüthige und gastfreie Menschen, bei welchen man übrigens die vortheilhafte Bildung der übrigen Insulaner nicht mehr findet (nach Fressange). (*Hassel.*)

BEZOUT (Etienne), geb. zu Nemours am 31. März 1730, empfahl sich schon früh durch mehre mathematische Abhandlungen so, daß er von der Akademie der Wissenschaften zu Paris im J. 1758 zum Mitgliede derselben aufgenommen wurde. Im J. 1763 wurde er als Examinator der Flaggen- und Marine-Garden angestellt, für die er einen Cours de mathém. (1764 — 69. 6 V. 8.) schrieb, und 1768 als Examinator bei dem Artilleriecorps, für das er ein ähnliches Werk (1770 — 74. 4 V. 8.) herausgab. Beide Werke wurden mehrmals aufgelegt mit Anmerkungen von Garnier und Reynaud; Peyrard vereinigte beide. Auch fand seine Théorie gén. des équations algébriques (1779. 4.) den verdienten Beifall. (*H.*)

*) *Anselme* hist. généal. T. VII. 681. IX. 270. und aus diesem in der Fortsetz. des allg. hist. Lex. Leipz. 1740. s. v. *Bazin*. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. IV. beide s. v. Bezons.

Bhabeit, s. Baalbeit.

BHADRAKALI, die gnädige Göttin, einer von den vielen Namen der Gemalin des indischen Gottes Shiva, Bhavani (oder Parwadi), s. diese. (*H.*)

BHADRINATH, kleine Stadt der britischen Prov. Gurwal in Hindostan (30° 43′ Br. und 97° 13′ L.), am rechten Ufer der Alicananda, eines der Quellenflüsse des Ganges, in der Mitte eines schmalen Thals auf einem vom Strome bespülten Abhange, und enthält außer einem höchst heiligen Tempel der Hindus nur 31 Häuser, die fast allein von Brahminen und Tempeldienern bewohnt werden. Der Tempel steht auf einer Anhöhe, wohin eine Treppe vom Rande des Stroms führt: er hat eine konische Gestalt mit einer kleinen Kuppel, worauf eine vergoldete Kugel und Spitze steht, ist dem Wishnu geheiligt und aus dem grausten Alterthume. Im Heiligthume selbst sieht man die 3 Fuß hohe, aus einem Steine gehauene Bildsäule des Gottes in menschlicher Gestalt, der hier unter dem Namen Bhadruath — höchstes reines Wesen (Lord of purity) — von unzähligen Pilgern, deren jährlich 40,000 bis 50,000 aus allen Gegenden, wo Bramas Kultus herrscht, hieher wallen, verehrt wird. Dieser Tempel gilt für einen der reichsten in Hindostan, er besitzt nicht weniger als 700 Dörfer und Weiler in Gurwal und Kumaon, die von dem hiesigen Oberprieſter verwaltet werden. Die Brahminen, die bei dem Tempel stehen, gehören zu der Unterkaste der Deccan. Bei dem Tempel sprudeln 2 heiße Quellen Taptacund und Surwacund hervor, aber das schönste Schauspiel gewährt der Strom selbst, der hier aus den Eisgletschern des Himalih in 400 Fuß hohen Kaskaden in ein großes Becken herabstürzt, und 20 Fuß breit es wieder verläßt; die umliegende Gegend ist eine der wildesten die man sich denken kann, doch angefüllt mit heiligen Stellen, Pagoden und Felsblöcken, die für die Hindupilger von Bedeutung sind. 1808 fiel in diesem Thale der Schnee so hoch, daß er selbst den Tempel begrub *). (*Hassel.*)

BHAGAVADA (Bagavadam), ist der achtzehnte Theil der heiligen Gedichte der Hindu, welche Puranas heißen, und dieser Theil wird von den Hindu so sehr geschätzt, daß sie, wenn man ihnen einige Verse daraus vorsagt, sogleich aufstehen und ihr Haupt entblößen, wovon Fra Paolino (Reise nach Ostindien S. 374.) mehre Beispiele erzählt. Der Inhalt des in reimlosen Versen verfaßten Gedichts ist das Leben des Krischna, oder die Geschichte der neunten Verwandlung des Gottes Wischnu. Die 13 ersten Strophen der Urschrift theilte im J. 1790 Fra Paolino mit in seiner Samscrdanischen Grammatik Sidharubana. Die von Méridas Poulé, Dolmetscher der französischen ostindischen Kompagnie verfertigte französische Übersetzung, welche sich in der kön. Bibliothek in Paris befindet, gab Foucher d'Obson-

*) Nach Raper in den Asiatic Researches und Hamilton.

Digitized by Google

ville (jedoch ohne seinen Namen) heraus: **Bagavadam, ou doctrine divine, ouvrage indien canonique sur l'être supreme, les Dieux, les géans, les hommes, les diverses parties de l'univers** (Par. 1778. 8. übers. in der Samlung asiat. Originalschriften, Zürich 1791. Bd. 1.). Ein Bruchstück hatte früher Ith bekant gemacht im Ezour-Vedam Bd. 2. Beurtheilungen erschienen von Deguignes: **Réflexions sur un livre indien, intitulé Bagavadam** (Mém. de l'Ac. d. Inscr. XXXVIII. 312.), im **Monthly review** 1788. LXXIX. 591. u. Fr. Schlegel's Geschichte der Literatur I. 180. — Bei Niebuhr (Reisebeschr. II. 26.) wird der Titel angeführt Shri baha gavant poram, welches, nach Fra Paolino zu verbessern ist in Shri bhagavada purâna. (*Gruber.*)

BHAGAVADI, die heilige, glückliche, Name der Göttin Bhavani (oder Parwadi), s. diese. (*H.*)

Bhagiratty, s. Ganges.

BHAGMUTY, einer der größern Ströme von Nepaul. Er entspringt auf dem Gebirge Scheopuri in der Nähe von Katmandu, bewässert das Thal von Nepaul, nimt den Bischenmutty auf, strömt auf Hurripur und vereinigt sich im britischen Gebiete wenige Meilen von Monghir mit dem Ganges; er ist für Boote, und während der Regenzeit auch für größere Schiffe schiffbar (nach Kirk Patrik). (*Hassel.*)

Bhagnagor, s. Hyderabad.

Bhagpur, s. Hurdyar.

BHAGUAT-GEETA (Bhagavat-Geta, Bhogovotgita, Bhuguvud-geeta, Bhaguat-Dschita), d. i. das Lied vom Bhaguat, d. i. von Krischna oder Bhaguat, Bhogovan, wie Krischna hier meist genant wird. Dieses indische Gedicht, dem man ein Alter von 4000 Jahren zuschreibt, wird von allen für eine Episode des großen heiligen Gedichtes Maha-Bharata gehalten, und nur Anquetil du Perron hält es für ein eignes Werk (Asiat. Researches I. 287. fgg.). Allerdings fehlt es in mehren Handschriften des Maha-Baratha, wogegen es in andern, unähnlich dem Übrigen und nicht zusammenhängend mit ihm, in dem sechsten Buche sich findet. Wie dem nun sey, es ist ein wichtiges Werk, ein dialogirtes philosophisches Lehrgedicht über die ewige Einheit Gottes und die Nichtigkeit aller übrigen Erscheinungen, welches man nicht mit Unrecht zum Maßstab nehmen kann, bis zu welcher Höhe und Tiefe der philosophische Geist in Indien vor- und eingedrungen sey. In Europa wurde dieses merkwürdige Gedicht zuerst in engländischer Übersetzung bekant: **The Bhaguat-Geeta, or Dialogues of Kreeshna and Arjoon, in eigtheen Lectures, with notes. Translated from the original Samskreet, by Charles Wilkins. Lond. 1785. 4.** (dieselbe Übersetzung unter dem Titel: **Bhuguvudgeeta, or Dialogues between Krishnu and Urijoonu, extracted from the Mahabarut, printed at Khizurpoor near Calcutta. 1809**). Es verdient Beherzigung, was der Übersetzer in der Vorrede sagte. „Der Hauptzweck dieser Gespräche scheint die Vereinigung aller damals existirenden Gottesverehrungen gewesen zu seyn, und die Umstürzung der durch die Vedas eingeführten Dogmen, durch die Lehre von der Einheit Gottes, als Gegensatz der abgöttischen Opfer u. Bilderverehrung. Obgleich der Verfasser die unter dem Volke eingeführten Vorurtheile und das Ansehn dieser alten Bücher nicht geradezu anzugreifen gewagt hat, zeigt er doch durch die Anerbietung eines ewigen Glücks an alle die, welche Brahma, den Allmächtigen, anbeten, während er zur Belohnung derer, welche Anbeter anderer Götter sind, nur den vergänglichen Genuß eines niedern Himmels, dessen Dauer ihren Tugenden angemessen seyn wird, verheißt, daß sein Endzweck war, die Vielgötterei zu zerstören, oder die Menschen wenigstens zu dem Glauben aufzumuntern, daß Gott in den Bildern, vor denen sie sich beugten, gegenwärtig sey, und daß sie ihn als den Gegenstand ihrer Zeremonien und Opfer betrachten sollten." So verriethe sich denn hier der Geist des Buddhaismus. — Nach der engländischen Übersetzung ist die französische von Parraud verfertigt (Par. 1787. 8.). Für die Teutschen gab Herder zuerst Bruchstücke in den zerstreuten Blättern (Bd. 4. S. 253. Sämtl. Werke, Saml. für Philos. und Geschichte Bd. 1.), dann erschienen teutsche Übersetzungen in der züricher Saml. Asiat. Originalschriften Bd. 1. und in Klaproths asiatischem Magazin (Weimar 1802) von Fr. Majer. Einige der für die Philosophie merkwürdigsten Stücke übersetzte im Versmaas des Originals Fr. Schlegel in seiner Schrift üb. Sprache und Weisheit der Indier S. 286. fgg. — Übrigens s. Langlès **Catalogue des mscrr. de la biblioth. impér. p. 19. 62. fgg. Monthly review** 1787. Vol. 76. p. 198. 295. Unter engländischem Titel, aber in hindostanischer Sprache, erschien: **Prom Sagur; or the History of the Hindo Deity Sree Krishn, containing in the Xth Chapter of Sree Buhaguvut of Vyasudevu. Translated into Hinduvee from the Brij Bhasha** (der dem Samskrit ähnlichste Dialekt). **Calcutta 1810. gr. 4.** (*Gruber.*)

Bhaila, s. Bheels.

BHAIRAVANATH, ein Hindutempel in dem Distrikte der 22 Rajas des Reichs Nepaul unweit der Stadt Ehinachin, wohin stark gewallfahrt und wo jährlich ein besuchter Markt gehalten wird. (*Hassel.*)

BHAKAR, feste Stadt der Seiks auf einer Insel des Sind in der Provinz Multan, mit Zucker- u. Mandelbau. (*H.*)

Bharada (Bharata), s. Maha-Bharata.

Bharatpura, s. Bhurtpur.

BHARAWI, indischer Dichter, Verfasser eines sehr hochgeschätzten epischen Gedichtes in 18 Büchern: Kiratardschunija, die Kirata (wilde Bergbewohner) und Ardschun. S. **Asiat. Research. X.** 398. (*Gruber.*)

BHATGONG, Stadt im Reiche und Thale Nepaul (27° 32′ Br. und 103° 19′ L.), im S. von Katmandu am Bhagmuty, hieß vor Alters Dhurmaputtea, bei den Newars Khopodaise, hat mit dem dazu gehörigen Distrikte 12,000 Häuser, die von Steinen gut gebaucte Stadt aber mehr als 12,000 Einw., und 1 Palast des Raja von Nepaul, wird meistens von Brahminen bewohnt und für das Benares von Nepaul oder den Sitz der Gelehrsamkeit dieses Landes gehalten; in den hiesigen Büchersamlungen sollen sich auch viele im Samskrit geschriebene Handschriften befinden. Die Einwohner verfertigen geschätzte Arbeiten in Kupfer, Messing und Eisen,

Digitized by Google

wovon die Leuchter und Geschirre auswärts nach Tibet gehen, unterhalten Baumwollweberei, und Papierfabriken; das hiesige Papier wird aus der Rinde der Daphne odora bereitet (nach Hamilton u. Kirkpatrik). (*Hassel.*)

BHATTIA, Stadt auf der hindostanischen Halbinsel Guzurate in dem Distrikte Okamundel des Guicowar. Sie hat etwa 500 Häus., die von den fleißigen Ahirs bewohnt werden, und liegt in einer schönen hochkultivirten Gegend. (*Hassel.*)

BHATTIER, ein hindusches Volk in der Provinz Rajaputana oder Aschmir, das zu den Dschaten, einer Unterkaste der Sudra, gehört. Grausame, wilde Menschen, die gegen alle Gebräuche des civilisirten Lebens den größten Abscheu hegen, und geborne Räuber sind, indem der Hang zum Stehlen bei ihnen Nationalsitte ist. Sie verbreiten ihre Raubzüge über alle benachbarte Länder, sind aber in Masse nicht furchtbar, da sie sich selten vereinigen und noch seltner ihren Oberhäuptern gehorchen. Sie bekennen sich zum Koran, unterscheiden sich aber dadurch von den übrigen Orientalen, daß sie ihren Weibern eine gewisse Freiheit zugestehen und selbige unverschleiert sehen lassen. Das Land, das sie bewohnen, die Landschaft der Bhattier, macht den nordöstlichen Theil der Provinz Aschmir aus, gränzt im N. an den Strom Sutuledsche, im Osten an die Gebiete der Sickhs, an Delhi und Hurriana, im S. an Schekawutty, im SW. an Bicanes, im W. an Multan und im SW. an die Gurrah, und besteht meistens aus Sandwüsten, hat aber am Steppenflusse Guggur auch gutes Land, das alle Produkte Hindostans, besonders Indigo, Zucker und Tabak im Überflusse darbietet. Hier findet man Anbau; der Überrest oder die Wüste wird von den Bhattiern durchzogen, für deren Kamele, Schafe und Ziegen sich doch noch Futter genug findet. Auch umschließt diese Landschaft den weidereichen Distr. Lakdschengel (**Laky Jungle**), wo die besten Pferde Hindostans fallen. Die Bhattier, die fast alle Hirten und Räuber sind, stehen unter Radsbutischen Häuptlingen, worunter der Khan von Futtehabad der mächtigste ist und wol 10,000 Mann in das Feld stellen kann. Doch haben die Briten seit 1818 alle Häuptlinge des Landes, deren Einfälle in die benachbarten Provinzen nicht nachließen, sich unterworfen, und sogar die Hauptstadt Futtehabad mit allen festen Plätzen im militärischen Besitze behalten (nach Hamilton). (*Hassel.*)

BHAVA, BHAVANI. Bhava, der Erzeugende, war ein Name des indischen Gottes Shiwa, und seine Gemalin hieß nach diesem, mit weiblicher Endung, Bhavani, die Gebärerin, die Daseyn Verleihende. Sie ist das Urbild aller Naturgöttinnen der asiatischen Naturreligionen, und mithin sehr wichtig. Die indischen Mythen über sie lauten indeß sehr verschieden, und Fra Paolino sagt: der Fabeln, welche die Indier, Tibetaner und Sineser von ihr zu erzählen wüßten, wären so viele, daß es nicht möglich seyn würde, sie alle anzuführen. Die wichtigsten, die in Betrachtung gezogen zu werden verdienen, sind indeß folgende. Nach Einigen ist sie die erste und direkte Schöpfung des Allmächtigen, und wird auch seine Gemalin genant. Aus ihr soll nun die große Götter-Dreieinheit (Brahma, Wischnu und Shiwa) hervorgegangen seyn, durch welche alle Schöpfung wird, besteht und untergeht. Einige sagen, Bhavani habe, entzückt über das erhaltene Daseyn, Hymnen zu Ehren des Urhebers desselben angestimt, und in diesem Entzücken so stark in die Hände geschlagen, daß Blasen entstanden, aus welchen jene drei Wesen hervorgingen; Andere sagen, — und dies ist die am meisten angenommene Meinung, — sie habe vor Entzücken so heftig getanzt und gesprungen, daß ihr drei Eier entfielen, aus denen jene drei Wesen entstanden. Noch Andere berichten, Wischnu sey die unmittelbare Hervorbringung der Bhavani, und aus ihm seyen die zwei übrigen Wesen der Trimurti (Drei-Einheit) entstanden. Wieder Andre lassen sie die drei Söhne, Brahma, Wischnu und Shiwa, gebären, worauf sie sich in drei Mädchen verwandelt und mit ihren drei Söhnen vermählt. Nach der Lehre der Brahmanen, sagt Fra Paolino, verändert und verwandelt sich diese Göttin Bhavani in tausenderlei Gestalten, und erscheint bald als Mann, bald als Weib.

Sobald man weiß, daß Bhavani die Natur bedeutet, kann man dieses mythische Philosophem leicht enträthseln. „Die Natur, als bloßer leidender Bildungsstoff, als chaotische Materie genommen, sagt Müller, war, nach brahmanischer Ansicht, von Ewigkeit her mit der vor der Schöpfung in sich selbst verschlungenen Gottheit existirend, und kann in diesem Sinne, weiblich erfaßt, allegorisch eine Schwester des Ewigen heißen. Insofern die männliche Zeugungsmacht der Gottheit wirksam in die Weltbildungsmaterie eintrat, darf sie bildlich seine Gattin genant werden, und die Gottheit ist ihr Vater, da er sie zu dem geschaffen hat, was sie ist, da er seines Lebens einen Theil zu dem Ihrigen machte, seines Lichtgeistes einen Theil zu dem Ihrigen." Indeß sind damit doch nicht alle Widersprüche gehoben, denn immer bleibt zu entscheiden übrig, wie es doch komme, daß Bhavani bald mehr in die Dogmen von einem Weltschöpfer verflochten, bald mehr dem Wischnuismus, am Ende aber vorzugsweise dem Shiwaismus angehörig vorkomme? Will man sich freilich auf die Weise der Brahmanen hiebei helfen, die nicht blos viele Menschwerdungen der Bhavani, sondern sogar dies zugeben, daß sie zu gleicher Zeit an zwei Orten und eine doppelte Person habe seyn können (*Polier* I, 195.), so ist es freilich leicht, sich aus der Verlegenheit zu helfen; allein wer, der nicht auf der Brahminen Dogmatik schwören muß, wird dies wollen? Hierüber würden wir indeß ohne mancherlei vorhergehende Untersuchungen nicht entscheiden können, und ersparen daher die Entscheidung auf den Artikel Parwadi, welches der Name ist, der gewöhnlich der Gemalin Shiwa's gegeben, und von welcher Bhavani nur ein bloßer Beiname ist. Vorläufig läßt sich auf das eben angeführte Werk von Niklas Müller verweisen: Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus in ursprünglicher Gestalt und im Gewande der Symbolik (Mainz 1822.) Bd. 1. S. 321. u. 561. Vgl. *Polier* Mythologie des Indous Chap. I., wo es S. 154. heißt: „Selbst in ihren Menschwerdungen stellen alle Sagen die Bhavani so erhaben über alle übrigen weiblichen Gottheiten vor, daß sie noch jetzt der Gegenstand einer besondern Verehrung ist, die in Opfern und Festen ihr bewiesen wird, welche selbst die großen

Digitized by Google

Deiotas (die Dreieinheit) ihr darbringen und feiern." Über die Feste, die ihr noch gefeiert, und die Opfer, die ihr noch gebracht werden, s. Fra Paolino Reise nach Ostindien S. 329. 358. fgg. (*Gruber.*)

BHAWABHUTI, indischer Dichter, Verfasser des Schauspiels Malati-Madhawa, Malati und Madhawa. *Asiat. Res.* X, 435. (*Gruber.*)

BHEELS (Bhaila), ein hindusscher Volksstamm, der eigentlich an der Nerbudda und in den Gebirgen von Babbeah zu Hause gehört, sich aber gegenwärtig über einen großen Theil von Malwah und Guzurate verbreitet, und seine Hauptsitze in den Gebirgen bei Songhur aufgeschlagen hat. Ein wildes räuberisches Volk, das nur einen geringen Ackerbau treibt und sich meistens vom Rauben und Stehlen nährt; sie dienen in großer Menge bei den Maharatten theils als Fußvolk, theils zu Pferde, und werden vorzüglich zu Streifpartien und, da sie jeden Winkel von Hindostan kennen, als Wegweiser gebraucht. Sie gehen ohne alle Bekleidung, und haben keine andre Waffen, als Bogen u. Lanzen (nach Hamilton). (*Hassel.*)

BHEER, der Hauptort eines Distrikts der Provinz Ourung abad, zu dem Reiche des Nizams gehörig. Er liegt unter 19° 1′ Br. und 93° 32′ L. an der Kundscha, ist gut bevölkert und hat 1 Fort. (*Hassel.*)

BHILARAH, Stadt in dem Radsbutenstate Bundi in der hindostanischen Provinz Aschmir. Sie liegt im W. von Bundi, war einst blühend durch Gewerbe und Handel, ist aber in den bürgerlichen Unruhen fast zu Grunde gerichtet. (*Hassel.*)

BHIMA, 1) dem Wörterbuch Amarasinha zufolge, ein Beiname des Shiwa nach seinem Charakter als Zerstörer; der Furchtbare, Schreckliche. —— 2) Ein König von Widarbha (nach Colebroke das jetzige Berar, nach Wilford Burra-Nagpur), der schon in dem Rish-Veda unter sieben Fürsten genant wird, denen die dort befindlichen Verordnungen überliefert wurden (*Asiat. Res.* VIII. 419.). Zu dem Kinderlosen, der sich Kinder ersehnte, kam der Brahman Damana, und dieser gewährte ihm für die freundliche Aufnahme Erfüllung seines Wunsches. Seine Gemalin gebar ihm drei Söhne, Dama, Danta und Damana, und eine Tochter, die Perle der Jungfrauen, Damayanti. Nala's, des Königes von Nischada Liebe zu ihr, ist der Gegenstand einer Episode im dritten Theile des großen Heldengedichts Maha-Bharata, und war auch sonst ein beliebter Gegenstand für die indische Poesie. S. die Vorrede zu Franz Bopp's Ausgabe des Nalus (London 1819.) S. V. fgg. Vergl. Nala. (*Gruber.*)

BHIND, Stadt des Distr. Gohud in der hindostanischen Provinz Agra (26° 34′ Br. und 96° 21′ L.), treibt einen bedeutenden Baumwollenhandel, und ist seit 1804, nachdem sie öfters ihre Herrn gewechselt, der Rana von Gohud als Eigenthum überlassen. (*Hassel.*)

BHOGAVATI, nach der indischen Mythologie eine Stadt der Schlangen in der Unterwelt. (*H.*)

BHOWNUGGUR, Stadt des Distrikts Arrautum in dem britischen Antheile der Halbinsel Guzurate in Hindostan (21° 48′ Br. und 89° 50′ L.), unweit der Mündung der Goyla, die ihren Hafen macht, hat 1 Münze und ist ein reicher, von mehr als 20,000 Menschen bewohnter Ort, der eine starke Baumwollweberei betreibt und den Hauptmarkt für die umliegende Gegend macht. Von 1810 bis 1814 liefen im Durchschnitte 38 arabische Fahrzeuge mit 2716 Tonnen ein und 37 mit 2683 Tonnen aus (nach Hamilton). (*Hassel.*)

BHRIGU, aus der indischen Mythenwelt, wird unter den zehn Erzvätern des Menschengeschlechts genant (s. Maharschis). Nach dem Veda war er ein Sohn des Seegottes Varuna (*Asiat. Res.* VIII. 454.), nach Menu's Gesetzbuch (V. 1.) ging er, bei einer frühern Geburt; aus dem Genius des Feuers hervor, dann aber als Sohn des Menu oder Manu (I. 34. fg.). Am merkwürdigsten ist er als der, der Menu's Gesetzbuch unter den Menschen bekant machte. Nachdem der Befehl seines Vaters an ihn ergangen, spricht er durch das ganze Buch (s. Manu). Sein Sohn war Sumats. (*Gruber.*)

Bhuda, Bhudayagna, s. Sorggavarggam.

BHURTPUR (Bharatpura), die Hauptstadt der gleichnamigen Rajaschaft in der hindostanischen Provinz Agra (27° 17′ Br. und 94° 57′ L.), mit hohen und dicken Mauern und einem breiten Graben umgeben, hat 1 starkes Fort auf der Ostseite, worin der Raja residirt, einen großen Umfang und wird von Dschaten bewohnt, die Ackerbau, Gewerbe und Handel treiben. Die Rajaschaft oder das Land Bhurtpoor nimt einen Flächenraum von 232¼ □M. ein, hat gegen 400,000 Einw. und wird von der Bungunga bewässert, liegt aber zum Theil so niedrig, daß zur Regenzeit mehre Gegenden unter Wasser stehen; sie ist reich an Reis, Weizen, Gerste, Baumwolle, Taback und Indigo. Der Raja, ein Dschate und Nachkomme des Eroberers Churamun, der während Aurengzebs Regirung das Fort Bhurtpoor gründete, ist seit 1803 ein Verbündeter oder vielmehr ein Vasall der Briten, indem er ganz von ihrem Willen abhängt und an seinem Hofe einen kontrolirenden Offizier dulden muß; seine Einkünfte belaufen sich auf 1,800,000 Rupien, seine stehenden Truppen auf 1000 Mann Infanterie, 2000 Mann Kavallerie und einiger Artillerie mit 20 Feldstükken (nach Hamilton und Crawfurd). (*Hassel.*)

BHUTIAS (Bhootias), ein asiatisches Volk, das auf einer langen Strecke von Sutuledsche bis zum Bramaputra beide Seiten des Himalih bewohnt und in Butan herrschend ist, sonst aber unter kleinen Rajas steht, die meistens die Oberherrschaft des Kaisers von Schina, des Raja von Nepaul und der Briten anerkennen. Es ist von mongolischer Abstammung, redet einen Dialekt der mongolischen Sprache und bekent sich zur lamaitischen Religion, wie denn überall eine Menge Lamas unter ihm leben. Ihr Charakter ist der jedes Naturvolks; sie sind unter sich umgänglich, dienstfertig und freundlich, gegen Fremde höchst gastfrei; man lebt bei einem Bhutia, mit dem man einen Freundschaftsbund geschlossen hat, so sicher wie in seinem eignen Hause, der Bhutia vertheidigt seinen Freund mit seinem Leben. Raub und Mord eines Fremden oder Reisenden sind unter ihnen unerhörte Dinge. Streitigkeiten unter sich werden meistens durch Schiedsrichter abgemacht, aber bei Mord gilt das Recht der Blutrache. Die Polygamie ist herrschend; der Ehebruch wird bestraft, doch ist Keuschheit bei ihnen keine Tugend. Die Weiber genießen mehr Freiheit, als

Digitized by Google

bei den übrigen Orientalen, es liegen ihnen alle häuslichen und Ackerbaugeschäfte ob, nur den Pflug führt der Mann. Die Bhutias sind meistens Ackerbauer und Hirten; sie bauen Reis, Hirse und Gemüse, betreiben eine starke Milchwirthschaft (der Yack ist ihr vornehmstes Hausthier) und bereiten Ghi und Käse. Dabei essen sie alles Fleisch, was die Tibetaner und übrigen Lamaiten nicht thun, und leben sonst nach chinesischer Weise; Thee ist ihr Hauptgetränke. Die Bhutias, die in Butan leben, haben mehr Kultur, als die übrigen Gebirgsbewohner; sie scheinen auch die Sitten der Tibetaner angenommen zu haben. Übrigens sind es, wie alle Gebirgsbewohner, starke kraftvolle Menschen (meistens nach Fraser). (*Hassel.*)

Bi, s. Bija.

BIA (*Biá*), die Tochter des Titanen Pallas und der Styx, Schwester des Zelos, Kratos und der Nike *). Sie fesselt mit Kratos den Prometheus an den Kaukasos **). (*Ricklefs.*)

BIA, volkreiches magyar. und teutsches Pfarrdorf in N.-Ungern, Kr. diesf. der Donau, Pester Gespansch., Pilischer Bez., an der Landstraße, mit einer reformirten Pfarre und einer kath. Filial-Gemeinde, gutem Weinbau (der beste Wein wird auf dem Weingebirge Szarvas Hegy erzeugt), einem guten Steinbruch, der feste und dauerhafte Bau- und Pflastersteine liefert, gutem Feldbau, und einem See, der zwei Mühlen treibt, Fische und Rohr liefert, und seit einigen Jahren abgezapft wird. (*Rumy.*)

BIADIKE, des Kretheus Gemalin, die den Phrixos, Athamas Sohn, da er ihren Wünschen kein Gehör geben wollte, bei seinem Vater der Gewaltthat auf ihre Ehre beschuldigte, Athamas wollte den Sohn bestrafen; aber Nephele rettete ihn *). (*Ricklefs.*)

BJÄLBO, ¼ M. von der Stadt Skenninge in Ostgothland, ein alter Sitz der ostgothschen Jarle und dann Erbgut des Geschlechts der Folkunger, hochberühmt in der schwedischen Geschichte. Der Jarl Ulf auf Bjälbo, ein Folkunger, beförderte zugleich mit König Karl Sverkersön, den Stephanus 1162 zum ersten Erzbischof von Upsala; der Reichsvorsteher Birger Jarl war Besitzer von Bjälbo; das Zimmer seiner Mutter, der Ingrid Ulfva, wird noch im Kirchthurm gezeigt, wo auch die alte Glocke hängt, welche Ingrid Ulfva 1240 schenkte, die aber späterhin mehrmals umgegossen worden ist, doch ohne ihre alte Inschrift verloren zu haben. Nach Birger Jarls Zeit ward Bjälbo ein Krongut, und Ingrid Ulfva's Enkel, König Magnus Ladulas, hatte hier oft seine Hofhaltung. König Birgar Mansson lieferte hier 1309 die Bjälbo-Schlacht, gegen seine Brüder, die Herzöge Erich und Waldemar (nach Tuneld). (*v. Schubert.*)

Bialystock, s. Bialystock.

BJÄRTRÄ, ein Kirchspiel in der schwedischen Provinz Ängerman-Land am Ängerman-Strom; hier lag der alte Kronhof Bjärträ, wo einst Norrlands Ober-König Geiröder seinen Sitz hatte. (*v. Schubert.*)

*) *Hes.* Theog. 361, u. 383; *Apollod.* I, 2, 4. **) *Aeschyl.* Prom. im A.

*) *Hyg.* Astr. II, 20 wahrscheinlich nach einem Tragiker.

BIAFARA, ein wenig bekantes Negerreich zwischen den Flüssen del Rey und Camarones, in Guinea, an dem Theile der Küste, der, nebst einer Bucht, von Biafara benant wird, zwischen dem Negerreiche Kalabari und den Wohnsitzen der Kalbongoer. (*H.*)

BIALA ist der Name zweier kleinen Flüsse Galiziens, deren einer, aus den Karpathen kommend, durch den Santrezer Kreis in den Dunajez fällt, der andere aber die Gränze von Galizien und östreich. Schlesien macht, und in die Weichsel fällt. An diesem Flüßchen liegt das gleichnamige gutgebaute Städtchen im Myslenicer-Kreise in Ostgalizien. Es hängt durch eine Brücke über demselben mit dem Städtchen Bielitz in Schlesien zusammen, und ward erst im J. 1789 zur eigenen königl. Stadt erhoben. Es hat 1 luth. und 1 kath. Kirche, 465 Häus. und an 4000 Einw. Der größte Theil seiner Einwohner besteht aus Teutschen, unter welchen sich viele Tuch- und Leinweber, Nagel- und Eisenschmiede befinden. — Außerdem führen diesen Namen noch einige andere unbedeutende Städtchen in Polen und Rußland. (*v. Schultes* u. *H.*)

Bial- oder Biel-bog (bug), s. Belbuck.

BIALLA, Stadt im johannisburger Kr. des Reg. Bez. Gumbinnen in der Prov. Ostpreußen, die erst 1722 von Friedrich Wilhelm I. Stadtgerechtigkeit erhielt, mit 940 Einw. (*v. Baczko.*)

BIALOCERKIEW (Weisskirch), befestigte Stadt im boguslawer Kr. des Gouv. Kiew, am Roß, mit 613 Häus. und 1840 Einw., in deren Nähe 1626 die Tatarn geschlagen wurden. (Noch beginnen mit Bialo u. Bialy die Namen mehrer unbedeutender Städtchen in Rußland und Polen). (*H.*)

BIALYSTOCK, Bialystock (russ. Beloistock), die Hauptst. der Provinz oder jetzigen Statthalterschaft Bialystock (vor 1807 Neu-Ostpreußen, seitdem Rußland gehörig), (53° N. B. und 51° östl. L.) am Bialy, der die Stadt von den Vorstädten trent. In einer angenehmen Gegend, ist regelmäßig gebaut, hat ziemlich breite und zum Theil gut gepflasterte Straßen, einen großen, schönen Markt und 466 Häuser, unter welchen sich vornehmlich das Schloß mit einem reizenden Lustgarten und einer ausgesuchten Orangerie auszeichnet. Außerdem sind hier noch einige hübsche Kirchen, 2 Klöster, 1 Hospital, 1 Gymnasium und 1 Stadtschule. Eine halbe Stunde davon liegt die schöne Fasanerie mit reitzenden Umgebungen und angenehmen Spaziergängen. Sie hat 3 feste Thore, aber keine Mauern. Unter den 5000 Einwohnern befinden sich viele Teutsche und eine Menge Juden; die ersteren sind meistens Professionisten, die letzteren treiben einen starken Handel mit Tüchern, seidenen, baumwollenen, leinenen und wollenen Zeuchen, so wie mit Pelzwerk und Pretiosen. Im J. 1807 war Stadt und Kreis, welche nach Wichmann beide 158 QM. und 200,000 Einwohner enthalten, in dem Frieden von Tilsit von Preußen an Rußland abgetreten und in 4 Kreise eingetheilt, in den eigentlichen Bialystocker, Bielskver, Sokolsker und Droguschinsker. Das Abgetretene ist aber nur ¼ des vormaligen preuß. Bialystocker Departements. Alles übrige kam zum Herzogthume Warschau. Gegen Süden gränzt es an die Weichsel und den Bug, gegen

Digitized by Google

Osten an den Niemen, gegen Norden und Westen an Ostpreußen. Es fehlt dem Boden nicht an Fruchtbarkeit *). (*J. Ch. Petri.*)

BIANCHI, Albi oder Albati, die Weißen, nannten sich Geißelbrüder, die gegen Ende des 14. Jahrh. Frankreich und Italien in großen Scharen durchzogen, wegen ihrer weißen Kleidung. Über ihre Eigenheiten und Schicksale vergleiche den Artikel Geisslergesellschaften. (*G. E. Petri.*)

BIANCHI, lat. Blancus, der Name vieler italiänischer Gelehrten, unter denen, in chronologischer Ordnung, folgende die bemerkenswerthesten sind: 1) Marco Antonio, geb. zu Padua 1498, lehrte daselbst seit 1525 die Rechte, und starb d. 8. Oct. 1548, berühmt als gerichtlicher Redner und Gelehrter, durch seine Konsultationen, seinen richtigen Blick und seine Rechtschaffenheit. Er schrieb: Tractatus de indiciis homicidii ex proposito commissi. Venet. 1545. fol. 1549. 8. Practica criminalis aurea. Ib. 1547. 8. Cautelae singulares ad reorum defensam, gewöhnlich der Pract. crim. angehängt. Tractatus de compromissis faciendis inter conjunctos, et de exceptionibus impedientibus litis ingressum. Ib. 1547. 8. öfter. — 2) Noe, ein Servit und Prior des Convents St. Maria zu Venedig, seiner Vaterstadt, machte eine Reise nach Jerusalem, schrieb Viaggio in terra santa. Ven. 1566. 8. und starb den 5. Aug. 1568 zu Perugia. — 3) Francesco, ein Albanier, lebte in der ersten Hälfte des 17. Jahrh., und schrieb: Dictionarium latino-epiroticum. Romae 1635. 8. und Vita Ge. Castrioti vulgo Scanderbeg. Venet. 1636. 4. — 4) Giovanni Battista, geb. zu Turin den 12. Sept. 1681, aus einer adeligen Familie, die aus dem Mailändischen abstamte. Schon in seinem 17. Jahre erhielt er in seiner Vaterstadt die medizinische Doctorwürde, wurde bald als Arzt an verschiedenen Hospitälern angestellt, und erwarb sich vielen Ruhm als Lehrer der Anatomie, Pharmazie, Chemie und praktischen Medizin. Der König von Sardinien, welcher für ihn ein anatomisches Theater erbaute, ernante ihn zu seinem Leibarzt, und mehre in- und ausländische Akademieen, z. B. die kaiserl. Akademie der Naturforscher, zählten ihn unter ihre Mitglieder. Er starb den 20. Jan. 1761 in hohem Ansehen. Unter seinen zahlreichen Schriften ist die Geschichte der Leber, durch die er aber den Wahn von der Allgemeinheit gallichter Verwickelungen beförderte, die berühmteste: Historia hepatica, sen theoria et praxis omnium morborum hepatis et bilis, cum ejusdem visceris anatome. Taurin. 1710. 4.; auct. ib. 1746. 4. Genev. 1725. Vol. II. 4. c. fig., angehängt sind 6 lesenswerthe akademische Dissertationen von verschiedenen Verfassern. Außerdem schrieb er: Ductus lacrymales novi, eorum anatome, usus, morbi, curationes. Taurin. 1715. 4. Lugd. Bat. 1724. 8. auch in Mangets Theatr. anatomico, wo sich mehre Abhandlungen von ihm befinden. De lacteorum vasorum positionibus et fabrica. Taurin. 1743. 4. Storia del mostro di due corpi. Ib. 1749. 8. An allen diesen Schriften tadelt man den Mangel an Genauigkeit, und Bianchi fand an Morgagni einen gelehrten Gegner. Er selbst war unter den Bestreitern Hallers in der Lehre von der Reizbarkeit einer der heftigsten, indem er ihm vorwarf (Lettera sull' insensibilità. Turin. 1755. 8.), daß seine Lehre nicht neu sey, in der Anwendung aber große Verwirrung herbeiführe. Von einem großen anatomischen Werke, das er herausgeben wollte, erschienen 1757 zu Turin 54 Kupferplatten mit 270 anatomischen Figuren *). — 5) Giovanni Antonio, zu Lucca den 2. Oct. 1686 geboren, trat in den Minoritenorden, lehrte in demselben Philosophie und Theologie, wurde dann Provincial der römischen Provinz, Consultor der Inquisition und Examinator der Geistlichkeit in Rom, und starb den 18. Jan. 1758. Er wagte sich auf das Feld der dramatischen Dichtkunst, und schrieb, unter dem anagrammatischen Namen Farnabio Gioachino Annutini (eigentlich Fra Giovanni Antonio Bianchi), folgende Trauerspiele: Demetrio. Bol. 1721. 8. Giette. Ib. 1721. 8. Elisabetta. Ib. 1723. 8. sämtlich in Prosa: Virginia. Bol. 1732. 8. Attalia. Ib. 1735. 8. u. a. m., überhaupt zwölf Stücke, die ersten gesammelt, unter dem Titel: Tragedie sacre e morali. Bol. 1725. 8. Unter seinem arkadischen Namen Lauriso tragiense schrieb er De' vizj e dei difetti del moderno teatro. Rom. 1753. 4. zur Widerlegung der Schrift des Concinna: Collectio Dissertt. de Spectaculis. Rom. 1752. 4., welche Auszüge aus den Kirchenschriftstellern gegen das Theater enthält. Auf Befehl Clemens XII. schrieb Bianchi, gegen Giannone, ein weitläufiges Werk, worin er die alten unverschämten Ansprüche des römischen Stuhls zu vertheidigen sich anstrengte, unter dem Titel: Della potestà e polizia della Chiesa, contro le nuove opinioni di Pietro Giannone. T. I—III. Rom. 1745. T. IV. 1746. T. V. in zwei Bänden 1750 T. VI. 1751. 4. **). — 6) Giovanni, ein gelehrter und talentvoller Arzt, Natur- und Alterthumsforscher, öfters auch Janus Blancus oder Plancus genant, unter welchem Namen er einige Schriften herausgab. Er war den 3. Jan. 1693 zu Rimini geboren, studirte zu Bologna Botanik, Naturgeschichte, Mathematik und Physik, und erhielt 1719 die medizinische Doctorwürde. Er übte die Arzneikunst in seiner Vaterstadt mit dem glücklichsten Erfolge, verband damit ein eifrig fortgesetztes Studium der Naturgeschichte und Archäologie, sammelte ein schönes Kabinet, und machte mehre Reisen durch Italien. Im Jahr 1741 ging er als Professor der Anatomie nach Siena, kehrte 1744 in seine Vaterstadt zurück, und war ein wohlwollender, eifriger Pfleger der Kranken, und ein thätiger Beförderer der wissenschaftlichen Kultur, bis er am 3. Dec. 1775 starb. Die Päpste Benedict XIV. und Clemens XIV., der ihn sehr schätzte, hatten ihn zu ihrem Leibarzte ernant, und die Akademie der Lynxei

*) S. Wichmann's Darst. d. russ. Monarchie, Th. 1. Von Holsche Beschreib. von Neu-Ostpreußen. Leonhardi's Erdbeschr. der preuß. Monarchie, B. 5. Journal von St. Petersburg von 1808, Nr. 11. u. a. m.

*) *Eloy* Dict. de la Médecine. *Carrere* Dict. de la Méd. *Corte* Medici Milani. *Manget* Bibliotheca scriptor. medicor. T. I. P. I. 299. *Fabronii* vitae Italor. doctrina excellent. Saec. XVIII. Vol. XI. Pisa 1785. 8. **) *Fabronii* vitae Italor. doctrina excellent. Saec. XVIII. Dec. III. p. 70.

Digitized by Google

ten heißt Morghesten, S. 21. Unterwalden wird durch sopra il bosco übersetzt, S. 132., und sey von Schwyz in nichts verschieden se non nella Religione, S. 133. Die Gränzen von Basel und einigen andern Kantonen sind wahrscheinlich nach einer Querkarte ohne Rücksicht auf den Kompaß angegeben, S. 144. Appenzell soll ein großes Thal seyn, und an Graubündten gränzen, S. 152. Berns Einkünfte werden nur auf 400,000 Fl. berechnet, S. 240, seine Waffenfähigen hingegen auf 90,000, S. 241. Neben noch vielen andern Fehlern findet man manches Richtige, und einzele Passende, psychologische und politische Bemerkungen. (*Meyer v. Knonau.*)

Bianchi, Künstler. 1) Francesco Ferrari genant il Frari, Bildhauer und Maler zu Modena. Wann er geboren, weiß man nicht; gestorben ist er 1510, und am meisten dadurch bekant, daß von Mehren Correggio als sein Schüler in der Plastik genant wird. Seine Gemälde haben noch etwas von dem Styl des 13. Jahrh., und erinnern an Cimabue. (*H.*) — 2) Isidoro, genant der Ritter Isidoro, ward geboren zu Campione in der Landvogtei Laguno 1602, und starb zu Mailand 1690. Er lernte zu Mailand bei Morazzone die Malerei, vervollkomte sich aber zu Rom durch das Studium der Meisterwerke der Malerei und der Antiken. Nachdem er sich hier durch seine Werke einen Namen erworben, wurde er nach Mailand zurück berufen, wo er für die Kirche St. Remigius das berühmte Altargemälde, Christus am Kreuz verfertigte. Diese ausgezeichnete Arbeit verschafte ihm einen Ruf nach Turin, wo er die angefangnen Werke seines Meisters mit solcher Geschicklichkeit beendigte, daß ihn der Herzog mit dem Orden des heil. Moriz beehrte. Allgemein durch seine Geschicklichkeit geachtet, erhielt er aller Orten Aufträge; er verfertigte für die Kirche des heiligen Hieronymus die Kreuzigung des Apostels Andreas auf nassem Kalk, sowol treflich im Kolorit als Zeichnung. Aber sein Hauptwerk ist in der Kapelle der Kirche Madonna del Monte zu Varese, wo er die Auferstehung Christi darstellte; hier ist der Gedanke groß, und die Ausführung in einem edeln Geschmack beendigt *). (*Weise.*) — 3) Pietro, geb. zu Rom 1694, gest. 1740, Schüler des Gaulli, dann des Lutti, erregte zwar sehr frühzeitig viele Hofnung, erfüllte sie aber nicht ganz. Er hatte eine gefällige, aber kraftlose Manier, und verband damit das, was die Italiäner macchinoso nennen, die Kunst, große Flächen mit Figuren auszufüllen. Seine heil. Klara zu Gubbio mit einer himmlischen Erscheinung soll, nach Lanzi, durch die Beleuchtung eine große Wirkung thun. Der Irrthum bei Volkmann, Füeßli, d'Argensville u. A., als habe er den Entwurf zum Grabmal Pauls III. verfertigt, wird berichtigt von Fiorillo I. 216. — 4) Francesco, Schüler des Pigoli, malte um den Anfang des 17. Jahrh. in Öl auf gewisse Steine, die von dem Orte, wo sie gefunden werden (3 Mgl. von Florenz) den Namen Rimaggio haben, kleine Figuren mit einigen Bäumen, um mit ihren natürlichen Flecken kleine Landschaften herauszubringen, welche vielen Beifall fanden. Daß jedoch die Erfindung ihm nicht gehört, zeigt Fiorillo I. 464. (*H.*)

*) S. Füeßli's Gesch. der schweizer. Maler. Th. 4. S. 39. Fiorillo II. 435.

Bianchi (Baron Friedrich von), Duca di Casalanza, kaiserlich östreichischer Feldmarschall, Großkreuz und Ritter mehrer östreichischer und auswärtiger Orden, als Held und Menschenfreund gleich ehrenwerth. Er wurde 1771 zu Wien geboren. Schon in der frühen Jugend äußerte sich bei ihm ein entschiedener Hang zum Militärstande. Als 8jähriger Knabe fand er einen thätig besorgten Vormund an einem Bürger zu Wien, als er dort mit seiner Mutter zurückbleiben mußte, während der Vater dem Rufe als Professor der Metaphysik nach Paris gefolgt war, wo er bald darauf starb. Durch Vermittelung einiger gelehrten Freunde seines Vaters wurde er in die k. k. Ingenieur-Akademie als Zögling aufgenommen, wo er solche Fortschritte machte, daß er 1788 als Unterlieutenant beim Geniecorps der Armee in Syrmien angestellt wurde, wo ihm die ungesunde Gegend, in welcher damals die Armee aufgestellt war, eine schwere Krankheit zuzog, die ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Im J. 1789 eröffnete Laudon, der das Oberkommando übernommen hatte, den Feldzug mit der Bestürmung der Festung Dubitza. Diese schon öfters mislungene Unternehmung krönte sich mit dem besten Erfolge. Der mitstürmende Bianchi wurde unter den Bravesten genant, und von dem Feldherrn zum Oberlieutenant befördert. Nach dem Frieden mit den Türken ward er nach Kroatien und Slavonien geschickt und mit Mappirungs-Arbeiten beauftragt. In dieser Zeit bildete er sich zum vollkommenen Ingenieur aus. Der im J. 1792 ausgebrochene Krieg berief ihn wieder auf die kriegerische Laufbahn. Er wohnte verschiedenen Gefechten bei, und wurde Hauptmann im Generalstabe. Am 21. Mai 1794 wurde er in der Schlacht an der Sambre verwundet. In der Folge kam er als Adjutant des Feldzeugmeister Alvinczy zur italischen Armee, und wohnte mit Ruhm den Schlachten von 1796 bei. Als im J. 1797 der F. Z. M. Prinz Friedrich von Oranien das Kommando dieser Armee übernehmen sollte, wurde ihm Bianchi ebenfalls als Adjutant beigegeben; aber der Prinz starb noch vor Eröffnung des Feldzuges am 6. Januar zu Padua an einem hitzigen Fieber. Inwischen war der Ruf von Bianchi's Talenten bis zu dem Kaiser gedrungen, der ihm die ehrenvolle Bestimmung ertheilte, den jungen Erzherzog Ferdinand auf seinen Feldzügen zu begleiten. Nun begann für ihn eine raschere Beförderung. Er wurde Major beim Generalstab, Oberstlieutenant bei dem ungr. Infanterie-Regiment vormals Erzherzog Ferdinand, und Oberst bei Vukassovich, nun Simbschen; endlich wurde er Ordens-Ritter, Freiherr, Regimentsinhaber und General en Chef. Seine Waffenthaten, unter welche der sechswöchentliche Feldzug gehört, welcher Murat's Herrschaft ein Ende machte, wird ganz Europa anerkennen. Nebst Auszeichnungen von mehren Höfen ernante ihn der König beider Sizilien zum Herzog von Casalanza mit einer namhaften Rente, und Kaiser Franz bewilligte ihm eine jährliche Zulage von 1000 Fl. (*Zipser.*)

BIANCHINI, BLANCHINI, Blanchinius (Francesco), ein berühmter Astronom und Alterthumsforscher, aus einer alten adeligen Familie zu Bergamo entsprossen, und den 13. Dec. 1662 zu Verona geboren. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er im Kollegium der Je-

Digitized by Google

ſuiten zu Bologna, und die Theologie ſtudirte er zu Padua, wo er die Doctorwürde erhielt. Aber ſein wißbegieriger Geiſt, nicht befriedigt durch die Berufsſtudien, ſtrebte nach einer univerſellen Bildung, und er zog nicht nur die Philoſophie und Mathematik nach ihrem ganzen Umfange, ſondern auch Phyſik, Botanik, Anatomie, das Studium des kirchlichen und profanen Alterthums, der Geſchichte und Archäologie in den Kreis ſeiner Forſchungen, und brachte es daneben auch im Zeichnen antiker Denkmäler ſehr weit. Schon damals ſtiftete er in ſeiner Vaterſtadt die Akademie der Aletofili (Freunde der Wahrheit), die ſich vornehmlich mit mathematiſchen und phyſikaliſchen Unterſuchungen beſchäftigte. Er handelt davon in einer zu Verona 1687 unter dem Titel gedruckten Abhandlung: De emblemate, nomine atque instituto Alethophilorum, dissertatio publice habita in eorundem academia. Die reichſte Nahrung bot ſeinem wißbegierigen und emporſtrebenden Geiſte Rom dar, wohin er ſich 1684 wandte. Der Kardinal Ottoboni, ſeit 1689 als Papſt Alexander VIII., ernante ihn zu ſeinem Bibliothekar, und die berühmteſten Gelehrten, mit denen er in vielſeitige Berührung kam, ehrten ihn und ſuchten ſeinen Umgang. Verſchiedene Kanonikate, die er erhielt, und die Würde eines päpſtlichen Ehren-Kämmerlings, die ihm Klemens XI. ertheilte, ſetzten ihn in den Stand, ſich ungeſtört ſeinen Studien zu weihen. Auch die Päpſte Innocenz XIII. und Benedikt XIII. gaben ihm viele öffentliche Beweiſe ihrer Achtung, und zogen ihn zu verſchiedenen Congregationen, gebrauchten ihn auch bei Geſandtſchaften, und der Senat in Rom nahm ihn 1705 mit ſeiner Familie und ſeinen Nachkommen unter den römiſchen Adel und das Patrizіat auf. Er war Sekretär der Kommiſſion, die ſich, unter dem Präſidium des Kardinals Norvis, mit der Kalenderreform beſchäftigte, und zeichnete ſich bei den darüber gepflogenen wichtigen Verhandlungen eben ſo ſehr durch ſeine tiefen kirchen-hiſtoriſchen und aſtronomiſchen Forſchungen, als durch ſeine Beſcheidenheit aus, wovon ſeine Schriften über dieſen Gegenſtand die Beweiſe enthalten. Dem Befehle, eine Mittagslinie in der Kirche S. Maria de Angeliſ, oder in den Thermis Diocletiani zu ziehen, entſprach er aufs vollkommenſte; eine andere Mittagslinie, die er einige Jahre ſpäter zu Colomo auf Befehl des Herzogs von Parma zog, erhöhete ſein Verdienſt. Eine Reiſe nach Paris (auf päpſtl. Befehl, zur Überbringung eines Kardinalshutes, unternommen), und von da nach Lothringen, Holland, Flandern und England in den Jahren 1712 u. 1713, brachte ihm in wiſſenſchaftlicher Hinſicht reichen Gewinn, und erwarb ihm die Freundſchaft aller Verehrer der Wiſſenſchaften, die ihn kennen lernten. Nach ſeiner Rückkunft unternahm er es, nach dem Beiſpiele Caſſini's, der eine Mittagslinie durch ganz Frankreich gezogen hatte, ſich daſſelbe Verdienſt um Italien zu erwerben; allein die Arbeit blieb, nach 8jährigen mühevollen Obſervationen und Berechnungen, dennoch unvollendet, da Bianchini durch viele andere wiſſenſchaftliche, beſonders alterthümliche Forſchungen davon abgezogen wurde. Klemens XI. hatte ihm unter andern die Aufſicht über alle Alterthümer der Stadt Rom anvertraut, ſo daß ohne ſeine Erlaubniß niemand auch nur einen Stein eines alten Gebäudes, eine Inſchrift und dgl. zerbrechen, ausgraben oder wegführen durfte, und als der Kardinal Barberini als Legat zu dem Könige von Spanien, Philipp V., nach Neapel ging, wurde ihm Bianchini als Geſchichtſchreiber der Geſandtſchaft mitgegeben. Innocenz XIII. ernählte ihn zu ſeinem Hausprälaten und zum Referendarius beider Signaturen, und unter Benedikt XIII. bekam er den erſten Rang unter den Geſchichtſchreibern des 1715 zu Rom gehaltenen Konciliums. Unermüdet im Forſchen, ſetzte er, neben vielen andern wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, auch die aſtronomiſchen Beobachtungen beſtändig fort, vornehml. über den Planeten Venus, über deſſen Flecken er den Aſtronomen viele merkwürdige neue Entdeckungen mittheilte. Er hatte zum Behuf ſeiner Beobachtungen eine eigene Maſchine erfunden, die ſehr bequem war, Gläſer von einem ſehr großen Brennpunkte (von 100 oder 200 Spannen) zu halten, und die zugleich ſehr leicht zu bewegen und fortzubringen war. Nur der Tod, der ihn am 2. März 1729 abrief, konte ſeinen wiſſenſchaftlichen Bemühungen ein Ziel ſetzen. In der Kathedralkirche ſeiner Vaterſtadt, welcher er ſeine Bibliothek und ſeine antiquariſchen Samlungen vermachte, wurde ihm ein marmornes Denkmal errichtet, und viele in- und ausländiſche Akademien, deren Mitglied er geweſen war, ehrten ſein Andenken als eines Gelehrten, der mit einem großen Umfange gründlichen Wiſſens, eine liebenswürdige Anſpruchloſigkeit, ungeſchminkte Frömmigkeit und die urbanſten Sitten verband, und der, nach Fontenelle's Ausdrucke, die Tage in alterthümlichen Gewölben und die Nächte auf dem Obſervatorium zubrachte. Mit dem Studium der ernſten Wiſſenſchaften verband er auch die Liebe zur ſchönen Literatur, und ſelbſt ſeine Gedichte (abgedruckt in der Samlung: Academici concordi di Ravenna. Bolog. 1687. 12.) ſind nicht ohne Verdienſt. Außer vielen Diſſertationen, Abhandlungen, Reden, Lebensbeſchreibungen gelehrter Männer ꝛc., die in italiäniſchen Zeitſchriften und wiſſenſchaftlichen Samlungen nicht nur, ſondern auch in den Leipziger Actis eruditorum, und in den Mémoires de l'acad. des sciences de Paris, deren Mitglied er ſeit 1705 war, abgedruckt ſind, ſchrieb er: Storia universale, provata con monumenti, e figurata con simboli degli Antichi. Rom. 1697; 1747. 4. (bis zur Zerſtörung des aſſyriſchen Reichs, und in der Abſicht geſchrieben, die Erlernung der Geſchichte und Zeitrechnung durch Figuren und Bilder, welche ſie vorſtellen, und durch Tabellen, die ſie leicht wieder ins Gedächtniß bringen, zu erleichtern. Die Figuren hat Bianchini ſelbſt gezeichnet und geſtochen). De calendario et cyclo Caesaris; de cyclo paschali S. Hippolyti episcopi et martyris. Adjecta est epistola de nummo et gnomone Clementino Rom. 1703; 1704. fol. (gegen Scaliger, und wegen mancher neuen Entdeckungen geſchätzt). Solutio problematis paschalis. Ib. 1703. fol. Camera ed inscrizioni de' liberti, servi ed ufficiali della casa di Augusto, scoperta nella via Appia. Ib. 1727. fol. mit 7 Kpf. Circi maximi et antiqui impp. Rom. palatii iconographia. Ib. 1728. fol. Del palazzo de' Cesari, opera postuma in lingua italiana e latina. Veron. 1738. fol. mit 27 Kpf. (der Herausgeber und Verfaſſer der lateiniſchen Über-

Digitized by Google

setzung ist Giuseppe Bianchini, s. den folg. Art.) Hesperi et Phosphori nova phaenomena, sive observationes circa planetam Veneris. Rom. 1728. fol. Astronomicae ac geographicae observationes selectae ex ejus autographis excerptae una cum meridiani romani tabula, cura et studio Eust. Manfredi. Veron. 1737. fol. Dissertatio posthuma de tribus generibus instrumentorum musicae veterum organicae. Rom. 1742. 4. Opuscula varia nunc primum in lucem edita. Ib. 1754. Vol. II. 4. eine Samlung, welcher nach dem Versprechen der Herausgeber mehre Bände hätten folgen sollen. Die Resultate vieljähriger kirchenhistorischer Forschungen, zur Begründung einer zuverlässigen Geschichte der römischen Bischöfe, legte Bianchini nieder, in seiner reichhaltigen und prächtig gedruckten, aber durch viele typographische Fehler verunstalteten Ausgabe von Anastasii Bibliothecarii de vitis roman. pontif. a Petro Apost. ad Nicol. I. adjectis vitis Hadriani II. et Stephani VI. auctore Guilielmo Bibl. cum variis lectionibus. Romae 1718—28. Vol. III. Fol. und Vol. IV. 1735. von Giuseppe Bianchini (unvollendet und nur bis auf Stephan III. reichend). Muratori hat diese Lebensbeschreibungen der Päpste, nebst der Vorrede des ersten Bandes, wieder abdrucken lassen in den Scriptor. rer. Ital. Vol. III. [1]). (*Baur.*)

Bianchini (Giuseppe), Neffe des Vorigen, geb. zu Verona den 9. Septbr. 1704, ein Sohn des Grafen Giovanni Battista Bianchini, eines Bruders des obigen Francesco. Er studirte unter den Augen des Letztern in dem Kollegium von Montefiascone, erhielt 1725 ein Kanonikat in seiner Vaterstadt, begab sich 1732 wieder nach Rom, wo er in die Congregation des Oratoriums von St. Philipp Neri trat, und nach 1759 starb. Er war der erste Geschäftsführer der von Benedikt XIV. gestifteten gelehrten Gesellschaft, welche die Akademie der Kirchengeschichte genant wurde [2]), und machte sich als gelehrter Kenner der Geschichte und der kirchlichen Alterthümer, durch seinen Antheil an mehren Werken seines Oheims (s. d. vor. Art.), und durch die Herausgabe einiger andern Schriften rühmlich bekant, unter welchen die schätzbarsten sind, die Vindiciae canonicarum scripturarum vulgatae latinae editionis, wovon aber nur Pars I. Romae 1740. Fol. gedruckt ist, welcher unter andern die, aus einer Veronesischen Handschrift bekant gemachte Alexandrinische Übersetzung des Psalters, mit einer alten lateinischen enthält, und sein Evangeliarium quadruplex latinae versionis antiquae, seu veteris italicae, nunc primum in lucem editum ex codd. mscpt. etc. Romae 1749. Fol., eigentlich 4 Bände, mit vielen gelehrten Abhandlungen und Kupfern, sehr prächtig, überhaupt ein für die Kritik wichtiges Werk; Bianchini verglich auf Befehl Benedikts XIV. fünf Codices der alten lateinischen Bibelübersetzung. Eine schätzbare Samlung alter kirchenhistorischer Denkmäler aus den zwei ersten christlichen Jahrhunderten enthält seine Demonstratio historiae ecclesiasticae quadripartitae monumentis ad fidem temporum et gestorum Rom. 1752. Fol., und von guten historischen und archäologischen Kentnissen zeugt sein Werk Delle porte e mura di Roma, con illustrazioni. Rom. 1747. 4. und seine mit Zusätzen vermehrten Ausgaben der Schriften verschiedener Autoren [3]). (*Baur.*)

Bianchini (Giuseppe Maria), aus Prato im Toskanischen, öfters blos mit dem Vornamen Giuseppe, und daher mit dem Vorigen verwechselt. Er war am 18. Novbr. 1685 geb., studirte zu Florenz und Pisa, wurde 1709 Priester, und erklärte, durch den Bischof von Prato aufgefodert, in öffentlichen Lehrstunden die Kirchenväter. Der Bischof von Pistoja berief ihn als Pfarrer nach Ajola, und hier starb er den 17. Febr. 1749. Als Literator und Beförderer der literarischen Kultur stand er in besonderer Achtung, und war ein Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften in Italien, stiftete auch selbst in seiner Vaterstadt die Akademie degli Infecondi, und schrieb viele kleine Abhandlungen, Lobreden, Gedichte u. dergl., die in verschiedenen Samlungen abgedruckt wurden, mehre in den 5 Bänden der Prose fiorentine. Ven. 1754. 4. An größeren Werken hat man von ihm, außer einer italiänischen Übersetzung des Hohenliedes in versi toscani con annotazioni. Ven. 1735. 8., folgende zwei, die mit verdientem Beifalle aufgenommen wurden: Dei granduchi di Toscana della reale casa de' Medici, ragionamenti istor. Ven. 1741. Fol., mit 9 Portraits prächtig gedruckt, und Trattato della Satira italiana. Massa. 1714. 4. Ed. II. mit einer Abhandlung dell' ipocrisia degli nomini letterati. Flor. 1729; Rover. 1759. 4. [4]). (*Baur.*)

Bianchini (Giovanni Fortunato), Professor der Medizin zu Padua, geb. 1720 zu Chieti im Neapolitanischen, studirte die Arzneikunst zu Neapel, und übte sie auch daselbst einige Jahre. Von da ging er nach Venedig, 1759 als erster Arzt nach Udine, und 1777 als erster Professor der praktischen Medizin nach Padua, wo er den 2. Septbr. 1779 starb. Als gelehrter Arzt und guter Beobachter ist er bekant durch seine Saggi di esperienze intorno la medicina elettrica fatte in Venezia da alcuni amatori di fisica. Ven. 1749. 4. franzöſ. Paris. 1750. 8. Lettere intorno all' indole delle febbri maligne, colla storia de' vermi di corpo umano e dell' uso del Mercurio. Ib. 1750. 8. Osservazioni intorno all' uso della elettricità celeste, e su l'origine del fiume Timavo. Ib. 1754. 8. u. m. a. kleine Schriften und Abhandlungen [5]). (*Baur.*)

Bianco bei Vollmachten und Wechseln, s. Blanco.

---

1) Eloge hist. in den Mém. de Trevoux. 1730. p. 1269. Eloge par Fontenelle, in der Hist. de l'acad. des sciences. 1729. p. 140. Mém. de *Nicéron*. T. XXIX. p. 77. *A. Mazzoleni* vita di F. Bianchini. Verona 1735. 4. Leipziger Zeitungen von gel. Sachen. 1731. S. 145 — 158. *Maffei* Verona illustr. 254. *Chaufepié* Dict. voc. Blanchini. *Clement* Bibl. cur. T. III. 302. *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. Vol. II. P. II. *Fabronii* vitae Italor. T. VI. 284. *Saxii* Onomast. Vol. V. 314. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. IV. 2) Notizia delle Academie erette in Roma 1740 per ordine della Santità di N. S. Papa Benedetto XIV. per Giuseppe Collini. Rom. 1744.

3) *Mazzuchelli* l. c. Biogr. univ. *Saxii* Onomast. Vol. VI. 432. Adelung's Zus. zum Jöcher. 4) Mazzuchelli und Adelung a. a. O. Biogr. univ. 5) Sein Leben in dem zu Padua 1789 herausgekommenen 2. Thl. der Saggi scientifici e letterati dell' Academia di Padova. — Biogr. univ.

Digitized by Google

Bianco, Biancho (And.), s. Weltkarten *).

BIANCO (Bartolomeo), Architekt, geb. zu Como gegen Anfang des 17. Jahrh., gest. 1656 zu Genua, für welche Stadt er den Plan zu ihrer Befestigung entwarf, und das Kollegium der Jesuiten und den Palast Balbi, jetzt Durazzo, erbaut hat. Sein Sohn Giambattista widmete sich der Bildhauerei, und seine Statue der heil. Jungfrau, mit einer Gruppe von Engeln umgeben, in Bronze, zu Genua, beweist ein ausgezeichnetes Talent. Er starb aber schon 1657 an der Pest. (*H.*)

BIANCO, ein bolognesischer Weißgroschen, zwölf Bajocchi am Werth, dessen Rückseite das Stadtwapen Bologna's, den stehenden Löwen mit wehender Fahne und die Umschrift: Bononia docet, trägt. Die Hauptseite hat den Kopf und den Namen nebst Regirungsjahr des jedesmaligen Papstes. Frühere haben Bononia mater studiorum. Noch bis zur franz. Revolution in Italien sind welche in Bologna geprägt worden. (*Hase.*)

BIANCOLINI (Giambattista Giuseppe), geb. zu Verona 1697, gest. gegen 1780, der Sohn eines reichen Kaufmanns, studirte in seiner Jugend, widmete sich aber nachher, weil er keine Neigung zum geistlichen Stande fühlte, dem Geschäfte seines Vaters, welches ihn jedoch keineswegs der Kunst und Wissenschaft entfremdete. Er hatte große Fertigkeit in der Musik und komponirte auch, mit leidenschaftlichem Eifer aber fühlte er sich zu der Geschichte seines Vaterlandes, zu der Untersuchung dazu gehöriger Handschriften und Denkmale hingezogen. Befördernd und theilnehmend erwarb er sich hiedurch ungewöhnliche Verdienste. Er gab in drei Bänden 1745 — 49 des Pietro Zagata Chronik von Verona heraus. Der dritte Band (Supplemente dazu) gehört ihm, und unter anderem zeichnet er sich aus durch den Plan des alten Theaters zu Verona, dessen Entwerfung Maffei für unmöglich gehalten hatte. Geschätzt werden auch seine Werke über die Kirchen und Bischöfe zu Verona. Um die Samlung der Übersetzungen griechischer Geschichtschreiber unter dem Titel: Collana degli storici greci (seit 1733) sind seine Verdienste groß, indem er sie nicht nur auf alle Weise betrieb und unterstützte, sondern auch mitarbeitend Theil nahm. Das Leben des Polybius, die Chronologie, die Zusätze, die Tabellen der alten und neuen Städtenamen bei Thucydides, Xenophon und Gemistus Plethon sind von ihm. (*H.*)

BIANCONI, Blanconius (Gian Lodovico), ein berühmter Arzt und Archäolog, geb. den 30. Septbr. 1717 zu Bologna, aus einer sehr geachteten Familie. Er erhielt eine sorgfältige wissenschaftliche Erziehung, und bildete sich frühe, auf eine in Italien ungewöhnliche Weise, ins Allgemeine aus, ohne dabei die ernsthaften Studien zu vernachlässigen. Als Fakultätsstudium wählte er die Arzneiwissenschaft, practisirte seit seinem 19. Jahre an einem Hospital seiner Vaterstadt, erhielt 1742 die medizinische Doktorwürde, und wurde im folgenden Jahre Mitglied des berühmten wissenschaftlichen Instituts seiner Vaterstadt. Seine vortrefliche italiänische Übersetzung von Winslow's Anatomie (Esposizione anatomica della struttura del corpo umano del signor Winslow etc. 1743 — 44. Vol. VI. 8.) gab die nächste Veranlassung, daß er 1744 zum Leibarzt des Landgrafen von Hessen und Bischofs von Augsburg berufen wurde. Sechs Jahre lebte er in Augsburg, und schrieb daselbst Due lettere di Fisica al Sig. March. Scip. Maffei. Venet. 1746. 4. *) über die Glastropfen und über die Geschwindigkeit des Schalls (della diversa velocità del suono), der letzte Brief teutsch im Auszuge von Schulze im Hamburg. Magaz. Bd. 16. S. 476 — 485. Auch eine Dissertation sur l'Electricité ließ er 1748. 8. in Holland drucken, die zu Basel ins Teutsche übersetzt wurde, und war Herausgeber eines Journal des nouveautés litéraires d'Italie. Amsterd. (eigentlich Leipzig) 1748 und 49. Vol. III. 8. Mehre gelehrte Gesellschaften, unter andern 1749 die Berliner Akademie, nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf, und 1750 kam er mit einem Empfehlungsschreiben Benedikts XIV. nach Dresden, wo er von August III. nicht nur sehr gut empfangen, sondern auch als Leibarzt der königl. Prinzen und Prinzessinnen, und in der Folge des Königes selbst, in Dienste genommen, und mit dem Hofrathscharakter ausgezeichnet wurde. Mehre wichtige Aufträge, die ihm gegeben wurden, vornehmlich eine Sendung an den französischen Hof im J. 1760, rechtfertigten das in ihn gesetzte Vertrauen seines Königs, und die Folge davon war, daß er in den Grafenstand erhoben wurde, und 1764 die Stelle eines kursächsischen residirenden Ministers in Rom erhielt. Mit der Zufriedenheit seines Hofes und der besondern Achtung Pius VI., im Genusse alles Schönen und Guten, was Rom damals enthielt, verlebte er daselbst viele glückliche Jahre, und starb am 1. Jan. 1781 zu Perugia im Genuß einer allgemeinen Achtung. In allen Verhältnissen des Lebens bewahrte Bianconi eine reine Liebe zu den Wissenschaften, und war ihr treuer Pfleger. Mit einer gründlichen Einsicht in die Arzneiwissenschaft und Naturlehre, verband er viele archäologische Kentnisse, und besaß überhaupt ein sehr feines Gefühl in den schönen Künsten und in der schönen Literatur. Beweise davon enthalten seine von Dresden aus, an den Marchese Filippo Herculani, geschriebenen Lettere sopra alcune particolarità della Baviera e di altri paesi della Germania. Lucca. 1763. 8. teutsch (von Henriette v. Runkel) Leipz. 1764. 8. ital. und teutsch mit Zusätzen von Franz Alberti. München 1792. 8. Diese Briefe verrathen eben so viel Kunstkentniß als Unbefangenheit des Urtheils, und es war zu jener Zeit kein Kunstwerk und keine literarische Merkwürdigkeit in München, die der Aufmerksamkeit und gerechten Würdigung des sachtundigen Italiäners entgangen wären. Die Resultate vieljähriger gründlicher Forschungen enthalten seine Lettere sopra A. Cornelio Celso, all' Abate Tiraboschi. Roma 1779. 8. teutsch von K. L. Krause. Leipz. 1781. 8.**). Diese Briefe wurden durch eine Stelle in Tiraboschi's Storia della Let. ital. T. II. 178. veranlaßt, worin derselbe den römischen Arzt in die letzten Lebensjahre des August,

*) Weil von den Lebensumständen dieses Mannes eben nicht viel mehr als seine Weltkarte (1436) bekant ist. Vgl. vorlaufig Sprengel's Gesch. d. wicht. geogr. Entdeck. (2. A. 1792. a. m. O.) und Biogr. univ. T. IV. (*H.*)

*) S. Nova acta Erud. 1748. Jan. p. 21 — 27. **) S. die Zugabe zu den Gött. gel. Anz. 1781. S. 485 — 490. und 1795. S. 215. f.

Digitized by Google

und noch unter einige seiner Nachfolger versetzte. Bianconi beweist aber, daß Celsus in den ersten Jahren der Regirung des August gelebt habe, entwirft zugleich ein reizendes Gemälde jener Zeit, und theilt eine Menge anderer philologischer und historischer Berichtigungen mit. Eine Ausgabe des Celsus selbst, zu der er auf seinen Reisen sehr viele Handschriften verglichen hatte, kam nicht zu Stande, und erst lange nach seinem Tode gab der bekante Advokat Fea aus Bianconi's Nachlasse eine Beschreibung des berühmten Cirkus des Caracalla außerhalb der Thore von Rom heraus: Descrizione dei circi, particolarmente di quello di Caracalla e dei giuochi in essi celebrati, opera postuma ordinata e publ. con note dal C. Fea et con vers. francese. Roma 1789. gr. Fol. mit 20 Kupf. prächtig gedruckt. Zur Herausgabe der Effemeridi letterarie di Roma gab Bianconi die erste Veranlassung, und bereicherte sie mit vielen Beiträgen, unter andern mit Lobreden auf den berühmten Antiquar und Steinschneider Piranesi, auf Mengs (mit einem Verzeichniß seiner Werke und der nach ihnen gestochenen Kupfer), und auf den Arzt Venanzio Lupacchini, ferner mit Erklärungen von Inschriften, von dunkeln Stellen in den alten Gedichten und dergleichen mehr. Die meisten der bisher genanten, und einige andere Abhandlungen von ihm sind gesammelt in den Opere del Consigliere Gian Lod. Bianc. Milan. Vol. IV. 1802. 8., wobei sich auch die, vorher einzeln gedruckte, mit mehr Liebe als Belehrung geschriebene Lobrede auf Bianconi von Mariotti befindet ***). (*Baur.*)

BIAR, 1) Nebenfluß des Guadalquivir in der span. Prov. Sevilla. — 2) Villa in der span. Prov. Valencia, Govierno de Xixona (16° 4′ L. 38° 48′ B.), in einer sehr reizenden Gegend, mit 2800 Einw., Kastell, Bienenzucht, die den vorzüglichen, durch seinen Rosmaringeschmack sich auszeichnenden Honig liefert, Leinenweberei, Alpargatesfabriken, Töpfereien, Ziegeleien. (*Stein.*)

BIARD (Paul), Jesuit, geb. zu Grenoble, gest. zu Lyon 1622, war einer der ersten Missionarien, die nach Amerika gingen. Es erschien von ihm Relation de la Nouvelle-France et du voyage que les Jésuites y ont fait. Lyon 1616. Außerdem s. über ihn Bibliothèque du Dauphiné. (*H.*)

Biarmien, s. Permien.

BIAS, 1) Amisthaons und der Idomene Sohn, Bruder des Sehers Melampus, der ihm die Rinder des Iphiklos verschafte, wodurch er die Neleide Pero erhielt [1]). Er zeugte mit dieser den Talaos, Areios, Perialtes und die Alphesiböa [2]) oder (bei Apollodor) Anaxibia. Bias erhielt, als Melampus die Proetiden vom Wahnsinne geheilt hatte, die Lysippe zur Gemalin, und mit ihr einen Theil des Argeiischen Reiches [3]). 2) einer der Söhne des Priamos [4]). (*Rickleſs.*)

Bias aus Priene in Jonien verdient die Stelle, die ihm die Griechen unter ihren sieben Weisen gaben, durch seine Weisheitsliebe, gebildeten Geist, Menschenkentniß, mit Klugheit gepaarten sittlichen Sinn. Diesen Geist athmen die Sprüche, welche Plutarchus in dem Gastmahl der sieben Weisen, Diogenes von Laerte, Stobäus u. A. aufbewahrt haben, in welchen nicht alles der Dichtung anheim fallen kann, und seine Handlungen, seine Vaterlandsliebe, die Loskaufung, Erziehung und Ausstattung der kriegsgefangenen messenischen Jungfrauen beweisen ihn durch die That. Weisheit hielt er für des Menschen unverlierbares Eigenthum und für das Zehrgeld auf der Reise von der Jugend zum Alter. Einen Menschen ohne Weisheit verglich er mit der Eule, weil er, nach der Art dieser, scharfsichtig ist in eiteln Dingen, und in dem, was wahrhaft gut ist, blind. Es ist kein Wunder, daß er bei dieser Denkart die Erfahrung gemacht hatte, daß die meisten Menschen schlecht sind. Seine Landsleute ehrten sein Andenken durch ein prachtvolles Begräbniß und einen nach seinem Vater benanten Tempel Teutamium. (*Tennemann.*) — Sein Bildniß und jene der übrigen Gefeierten, mit dem des Äsop an der Seite, soll nach einem Epigramme des Agathias [1]), das Alterthum von Lysippus besessen haben. Ein glücklicher Fund zu Tivoli hat uns dasselbe [2]) nebst dem des Periander in Marmor mit Namen und Sprüchen, so wie auch Bruchstücke von Bildnissen des Solon, Pittakus und Kleobulus verschaft. Eine Doppelbüste [3]), ihn und wahrscheinlich seinen Landsmann Thales vorstellend, wurde zu Rom auf dem Berge Cälius ausgegraben. Eine Blume, aus griechischem Samen gezogen, streute noch unserer Weisen einer [4]) auf sein Grab. (*Goldmayer.*)

Bias, Blas (St.) Stadt der Intendantschaft Valladolid in Mexico, an der Mündung des Santiago, mit Hafen, Schifswerften, Magazinen. (*Stein.*)

BIBAGO [*]), Abraham, Ben Jom Tov, aus Aragonien, blühte ums Jahr 249 (Chr. 1489) oder 252 (1492). Er schrieb 1) דוך אמונה eine philosophische Behandlung der Glaubensartikel, den Christen entgegengesetzt, weshalb ihn auch de Rossi in seiner Biblioth. jud. antichr. p. 21. aufgenommen. Gedr. Konstantinopel 281 (Chr. 1521 nicht 1522), auf 100 S. Im Mss. besitzt diese Schrift die K. Biblioth. zu Paris. 2) זה יהמתו ein Bändchen philosoph. Reden; gedr. zu Thessalonich. 3) Zwei Briefe, welche de Rossi [**]) im Mss. besitzt, mit den Antworten darauf von R. Moses Arondi. 4) ס" מוסה de demonstratione, ein Kommentar über Aristoteles Analytica priora mit Noten aus dem Kommentare des Averroes übersetzt. Dieses Mss. — wahrscheinlich ein Autograph — befindet sich in der Mss.-Samlung der Vatikanischen Biblioth. Cod. 350. 5) Eine andere philosophische Schrift עץ חיים betitelt, ist ebenfalls noch

***) *Mazzuchelli* Scritt. d'Ital. Adelung's Zus. zum Jöcher. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 1 Bd. Nouv. Dict hist. Biogr. univ. T. IV. *Saxii* Onomast. T. VII. 99. Ergänzbl. zur Jen. Litztg. 1817. Nr. 66.

1) Schol. in Oed. XI, 286. und 289. 2) *Apoll. Rh.* I, 118; Schol. in Oed. l. c. 3) *Paus.* II, 18. *Apolled.* I, 9, 11. nach Pherekydes und II, 2, 2. 4) *Apolled.* III, 12, 5.

1) *Brunk* Anal. Tom III. Agath. XXXV. 2) S. *Visconti* Museo Pio-Clementino Tom. VI. tav. XXII. XXIII. u. besonders dessen Iconographie grecque Pl. X. No. 1. 2. 3) S. Museo Pio-Clement. tav. XXIV. und Iconogr. grec. Pl. X. No. 3. 4) Herder's Schriften z. griech. Literat. S. 55.

*) Oder Bivago — nicht Bivas, Bivasch, Bilbag, Bilbao; oder gar: Abr. Ben Laduni, auch nicht Ben Schem Tov — unter welchen Namen er hier und dort auch angeführt wird. **) S. ad Cod. 457.

Digitized by Google

Mss. Vielleicht gehören auch ihm als Verf. an 6) die לקוטי ומפאה welche sich im Mss. in der Biblioth. der Sorbonne befinden und von *Wolf* Paralipomena Medica interpretirt werden***). — (*Hartmann.*)

BIBART, (Mktfl.) Städtchen an der Landstraße von Nürnberg nach Würzburg, 5 St. von Kitzingen, Sitz des gleichnamigen Landgerichts, im baierischen Rezatkreis, mit 104 Häus. und 613 Einw., welche sich größtentheils vom Feldbau nähren. Die katholische Pfarrkirche ist vom Bisch. Julius zu Würzburg erbaut. (*Fenkohl.*)

BIBBIENA, Bibiena, Dorf im Casentiner Thale in Toskana, dadurch merkwürdig, daß berühmte Gelehrte (s. d. folg. Art.) und eine ganze Künstlerfamilie (s. Galli) den Namen dieses Ortes annahmen. Auch die Familie des zu Lamporichio gebornen Dichters Fr. Berni war daselbst ansäßig. (*H.*)

BIBBIENA (Bernardo Divizio oder Dovizio), wurde 1470 zu Bibbiena im Casentinischen von unbekanten Altern geboren, deren Namen er, als er anfing, Ruf und Rang zu gewinnen, mit dem seines Geburtsortes vertauschte. Sein Bruder, der dem Lorenzo Magnifico als Sekretär diente, verschafte ihm Eintrit und Anstellung in diesem berühmten Hause, wo er sich besonders an die Person des Giovanni de' Medici, nachmaligen Papstes Leo X., anschloß. Er begleitete diesen, als er noch Kardinal war, in das Exil, und zeigte sich überall in Stürmen und Bedrängnissen als einen treuen, thätigen Anhänger des Mediceischen Hauses. Nach dem Tode des Papstes Alexander VI. kehrte Bibbiena mit dem Kardinal Medicis nach Rom zurück, und wußte sich Julius II. eben so angenehm als unentbehrlich zu machen. Er diente ihm mit Glück und Gewandtheit in den wichtigsten und schwierigsten Geschäften, wußte aber nichts desto weniger, Zeit und Muße zu gewinnen, seinen Geist zu bilden und zu ergötzen; und er verschmähete es, trotz seines geistlichen Standes nicht, den Dienst der Musen mit dem der Venus zu verbinden. Er machte hierin keine Ausnahme von dem Charakter des Hofes der beiden Päpste, denen er diente. Nach dem Tode Julius II. spante Bibbiena alle Kraft seines Geistes, alle Anmuth und Eindringlichkeit seiner Beredsamkeit an, den Kardinal Medicis auf den päpstlichen Stuhl erheben zu helfen; man wirft ihm selbst vor, unerlaubte Mittel, List und Trug, zur Erreichung seines Zweckes nicht verschmäht zu haben†). Wie dem auch sey, Leo X. war nicht unwürdig seiner Bemühungen und auch nicht undankbar: er machte ihn zum Schatzmeister und bald darauf zum Kardinal. Bibbiena theilte mit seinem Papste die Liebe für Wissenschaften und Künste und den schönen Beruf, sie zu ermuntern und zu unterstützen. Seine Zeitgenossen schildern ihn als einen Mann voller Liebenswürdigkeit und Anmuth, glanzliebend, wie sein Hof, verschwenderisch in seiner Leidenschaft für die schönen Künste und Wissenschaften, und dem Vergnügen ergeben. Eine innige Freundschaft verband ihn mit dem großen Raphael, an den er seine Nichte verlobt hatte††). Leo X. gebrauchte den Bibbiena fortwährend in den wichtigsten Angelegenheiten. In dem Kriege mit dem Herzoge von Urbino kommandirte er das päpstliche Heer, und endigte diesen Handel auf die glänzendste Weise. Bald nachher ging er als Gesandter nach Frankreich, um den König zu einem Kreuzzuge gegen die Türken zu ermuntern, und nachdem er 1519 nach Italien zurückgekehrt war, starb er 1520 eines plötzlichen Todes, nicht ohne Verdacht des Giftes, das Leo selbst ihm beigebracht haben soll, weil er erfahren, Bibbiena habe sich mit Franz I. zu seinem Sturze verschworen. Dieser Verdacht beruhet jedoch nur auf dunkeln Sagen †††).

Als Dichter ist uns Bibbiena durch seine Komödie La Calandria merkwürdig, die mit den Komödien des Machiavelli und Arioſto zu den ersten italiänischen Originalen gezählt wird. Es wird daher nicht unschicklich seyn, hier einige Worte über den Ursprung der italiänischen Komödie zu sagen.

Bald nach der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften in Italien wurden auch die Komödien des Plautus und Terenz aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen und gewannen Eintrit in die feine Gesellschaft. So konte es denn nicht fehlen, daß das unterhaltendere und geschmackvollere Personal der heidnischen Komödie die Helden und Heldinnen der Bibel und Legenden verdrängte, die bisher den Hof, die Geistlichkeit und das Volk in den heiligen Vorstellungen, die unter dem Namen Mysterien bekant sind, ergötzt hatten. Pomponio Leti ließ zuerst gegen Ende des 15. Jahrh. Terenzische und Plautinische Lustspiele in den Vorhöfen einiger römischen Prälaten aufführen, durch junge Leute, die er dazu anlehrte. Dem Beispiele der römischen Geistlichkeit folgten mehre italiänische Fürsten, vor allen Herzog Ercole I. von Ferrara, der in seinem Palaste ein prächtiges Theater zu diesem Behufe erbauen ließ, und Ludovico Sforza von Mailand. Nach den Originalen erschienen Übersetzungen und Bearbeitungen, z. B. die Menaechmi von dem erwähnten Herzog Ercole, und mehre Lustspiele der beiden Römer von Arioſto, die noch in Handschriften vorhanden sind. Wie schon gesagt, streiten Arioſt, Machiavelli und Bibbiena um den Ruhm, das erste italiänische Originallustspiel geschrieben zu haben.

Die Calandria hat ihren Namen von dem Calandro, der komischen Person des Stückes. Sie wurde zuerst am Hofe des Herzogs von Urbino aufgeführt, nachmals zu Rom im Vatikan, bei der Anwesenheit der Isabella von Este, Prinzessin von Mantua. Sie ist eine Nachahmung der Menächmi des Plautus und dreht sich um Verwechslungen und Verkleidungen. Um sich dem Geschmack und der Gewohnheit des Zeitalters zu nähern, schrieb Bibbiena sein Stück in Prosa, und der Dialog ist leicht, schnell und lebendig. Eine Analyse des Lustspiels gibt *Ginguené* VI, 171. (*W. Müller.*)

Bibbiena, Künstler, s. Galli.

Bibeh, s. Bebe.

***) Vgl. *Basnage* hist. des Juifs. T. IX. p. 539. *Jo. Henr. Wolf* Anpot. ad praefat. מכתם לדויד p. 14.

†) S. den Artikel Leo X.

††) S. d. Art. Raphael. †††) S. *Paul. Jovius* Elog. Bibb.

Ende des neunten Theils.

Digitized by Google

Allgemeine

Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Erſch und J. G. Gruber
Professoren zu Halle.

Zehnter Theil

mit Kupfern und Charten.

BIBEL — BLEI.

Leipzig, im Verlag von Johann Friedrich Gleditſch 1823.

Digitized by Google

BIBEL

BIBEL, *βιβλία*, Biblia, d. i. Bücher. Diesen Namen führt die Samlung der den Christen heiligen Schriften, und zwar seit dem 5. Jahrhundert, wo wir diesen Namen zuerst von Chrysostomus in diesem Sinne für das vollständigere *βιβλία θεῖα* göttliche Bücher gebraucht finden [1]), gleichbedeutend mit heilige Schrift und Schrift (*ἱερὰ γραφὴ*, *θεῖα γραφὴ*, *ἁγία γραφὴ*, bibliotheca sancta) vorzugsweise, welche sonst von der Samlung in ihrem ganzen Umfange gebraucht werden [2]).

Diese hochwichtige und in ihrer Art einzige Büchersamlung, welche nun schon seit beinahe 2 Jahrtausenden zum religiösen Bildungsmittel der cultivirtesten Völker gedient, den Fleis und Scharfsinn so zahlreicher Gelehrten beschäftigt, einen nicht zu berechnenden Segen verbreitet, aber auch in den Händen von Unwissenden und Schwärmern die bedauernswürdigsten Verirrungen veranlaßt hat [3]), und welche jetzt in Hunderte von Sprachen übertragen eine Verbreitung gewonnen hat, welche wahrhaft in Erstaunen setzt (s. d. Art. Bibelgesellschaften), wurde ihrer ersten, dem Umfang nach größeren, Hälfte nach schon von dem Stifter des Christenthums als ein heiliger Kanon seiner Nation vorgefunden, in ihren Grundwahrheiten bestätigt, häufig erläutert, und durch geistige Ausbildung veredelt. Sie führt den Namen Altes Testament, und bei diesem haben wir zunächst zu verweilen. Der Name Altes Testament ist entlehnt aus 2 Cor. 3, 14, wo es *παλαιὰ διαθήκη* heißt, d. i. eigentlich alter Bund, altes Gesetz, alte Religionsverfassung, und steht hier tropisch von den Büchern der alten Religionsverfassung. Die lateinische Kirchenversion gab dieses durch: vetus testamentum, sofern *διαθήκη* auch Testament bedeutet (vielleicht aber auch so, daß testamentum wirklich in der Kirchensprache alle Bedeutungen des griechischen *διαθήκη* hatte) [4]), und hernach ist dieser Sprachgebrauch in die meisten abendländischen Sprachen übergegangen, wogegen in denen des slavischen Stammes, z. B. im Russischen und Polnischen, Altes (und Neues) Gesetz gesagt wird, unmittelbar nach dem Griechischen. Tertullian [5]) und Augustinus [6]) brauchen dafür vetus instrumentum. Die richtigere, auch von Vielen gebrauchte, Benennung wäre: alter (und neuer) Bund, sofern Christus seine Religion den neuern Bund nante (Matth. 26, 28), d. i. nach hebräischer Ansicht, die Verpflichtung auf die neue Religionsverfassung, im Gegensatz der alten von Abraham und Mose vermittelten. Übrigens ist der alttestamentliche Codex im jüdischen und christlichen Alterthume, und namentlich im N. T., noch auf mehre andere Arten bezeichnet worden, und zwar 1) so, daß man den Namen des Pentateuchs, als des wichtigsten Theils auf das Ganze übertragen hat (*ὁ νόμος* Joh. 12, 34. 15, 25. 1 Cor. 14, 21); 2) so, daß man die Samlung nach ihren verschiedenen Bestandtheilen umschrieb, als: das Gesetz und die Propheten (Matth. 5, 17. 11, 13. 22, 40), die Gesetze, die Propheten und Psalmen (Luc. 24, 44), das Gesetz, die Propheten und die andern Bücher (*τὰ ἄλλα*, Sir. Prolog.); und 3) so, daß man ihn überhaupt als die heiligen Schriften oder auch als die Schriften vorzugsweise bezeichnete, sofern die Literatur der Hebräer, wie mehrer orientalischen Völker ausschließlich eine heilige und religiöse Literatur war (*τὰ ἱερὰ γράμματα* 2 Tim. 3, 15, *αἱ ἅγιαι γραφαὶ* Röm. 1, 2, *αἱ γραφαὶ* Matth. 22, 29, *ἡ γραφὴ* Joh. 19, 36, *τὰ γράμματα* Jos. Archaol. V, 1 ,. 17). Ebenso wird der Koran auch vorzugsweise das Buch genant (الكتاب Sur. 2, 1). Schon in einem der spätern alttestamentlichen Bücher (Dan. 9, 2) komt ספרים die Bücher für die heiligen Schriften vor, und setzt voraus, daß zur Zeit der Abfassung dieses Buches schon eine Samlung der heiligen Schriften vorhanden gewesen seyn müsse, welchen es nachher selbst einverleibt wurde. (Derselbe Fall ist, wenn im Koran der Koran, wenn im Talmud der Talmud angeführt wird.) Ein ähnlicher Fall ist Jes. 34, 16. Wenn sonst das Buch vorzugsweise genant ist, ist der Pentateuch gemeint (s. Ps. 40, 8. Jes. 29, 18).

1) S. Hom. IX. in Coloss. Homil. X. in Genes. u. a. Stellen bei *Suicer* thes. u. d. W. 2 Tim. 4, 13 gehört nicht dahin. 2) S. *Martianaei* Prolog. 1 §. 1. in divinam biblioth. Hieron. Isidor. Origg. IV, 3. 3) Hic liber est, in quo quaerit sua dogmata quisque, invenit in libro dogmata quisque sua. 4) *Iren.* adv. haeres. XI, 19: Cynicos cum Gnosticis ejusdem esse testamenti. Vgl. Theod. Fr. Stange: Warum wird die Bibel ein Teſtament genant? in dessen Theolog. Symmictis (Halle 1802) Th. 2, No. XII. *Joh. Carpov* diss. de vera notione Testamenti veteris. Vimar. 1746. 4.

5) Adv. Marcionem IV, 1. 6) De civit. dei XX, 4. epist. Pelag. III.

Digitized by Google

Die entsprechenden chaldäischen und talmudischen Benennungen für das A. T. sind: כְּתָבָא Buch 1 Mos. 12, 42 Targ. Hieros., כְּתֵבֵי קוֹדֶשׁ heilige Bücher, קְרָא, קְרָאָה, קְרִיָה Schrift, auch מִקְרָא (s. Buxtorf. Lex. chald. et talmud. S. 2111. 2118. dess. Tiberias S. 284). Letzteren Namen hat man fälschlich auch schon Neh. 8, 8 finden wollen, wo er sich zwar findet, aber in anderer Bedeutung, nämlich: das Vorlesen.

Das A. T. zerfällt nach der jüdischen Abtheilung, welche schon in den obigen Benennungen enthalten ist, in 3 Haupttheile: 1) das Gesetz, תּוֹרָה, die 5 Bücher Mosis; 2) die Propheten, welche zerfallen a) in die vorderen Propheten (נְבִיאִים רִאשׁוֹנִים), d. i. die historischen Bücher Josua, Richter, BB. Samuels und der Könige. b) Die hinteren Propheten (נְבִיאִים אַחֲרוֹנִים), d. i. die prophetischen Bücher Jesaia, Jeremia, Ezechiel und die kleinern Propheten in einem Buche; 3) die Hagiographen (כְּתוּבִים d. i. Schriften überhaupt). Daß die historischen Bücher mit unter dem Namen der Propheten begriffen werden, hat wol seinen Grund darin, weil sie im Zeitalter der Propheten abgefaßt waren, mit ihnen oft in enger Verbindung stehen, und weil ihnen derselbe Grad von Inspiration beigelegt wurde. Die Hagiographen betrachtete man als nicht von Propheten geschrieben, und legte ihnen nur einen geringeren Grad von Heiligkeit und Inspiration bei. Man theilt sie wieder in die drei poetischen Bücher (welche auch allein metrische Accente haben) Psalme, Sprüche Salomo's und Hiob, von den Anfangsbuchstaben ihrer Namen אמת genannt (תְּהִלִּים, מִשְׁלֵי, אִיּוֹב); die fünf Megilloth (מְגִלּוֹת) oder Rollen d. i. das Hohelied und der Prediger Salomo's, Ruth, Klagelieder, Esther, und die übrigen Bücher Esra und Nehemia, BB. der Chronik und Daniel. In Ansehung der kirchlichen Auctorität stand der Pentateuch oben an, weshalb die Samaritaner nur diesen anerkanten, und Philo nent nur Mose den Lehrer der religiösen Mysterien. Die griechischen Juden ordneten nachher die Bücher zweckmäßiger, und setzten, um eine richtigere Sachordnung zu bewerkstelligen, die historischen und prophetischen Schriften der dritten Samlung zu denen der ersten, so daß in diesen, wie jetzt in der lateinischen und teutschen Bibel, 3 Klassen von Büchern entstanden: 1) historische, 2) prophetische, 3) poetische. Die Zahl der Bücher berechneten die Juden anfangs auf 22, nachher durch verschiedene Abtheilungen derselben auf 24, woher auch der Name עֶשְׂרִים וְאַרְבָּעָה die vier und zwanzig, welchen man für die ganze Samlung gebraucht. Die historischen Bücher enthalten, nach einer allgemeinen Urgeschichte der Menschheit den Sagen und Überlieferungen der Hebräer zufolge (1 Mos. 1—11,) die Geschichte des hebräischen Volkes bis in die Mitte des 5. Jahrhunderts nach dem Exil, und so, daß sie ein planmäßiges Ganze bilden, wo jedes Buch auf das folgende vorbereitet, auf die vorigen Rücksicht nimt. Nur die Chronik wiederholt den Inhalt des 2 B. Samuel und der Bücher der Könige nach andern Gesichtspunkten, und nach dem Exil wird die Geschichte lückenhaft, wie sie es auch schon in der frühern Zeit war, wo z. B. keine Nachrichten über den Aufenthalt in Ägypten gegeben sind. In den ältesten Büchern hat die Geschichte einen mythisch-traditionellen Charakter, der sich allmälig immer mehr verliert: in allen aber herrscht eine durchaus theokratische Ansicht der Weltbegebenheiten. Gesetzgebung und Erdbeschreibung, die noch nicht zu besondern Wissenschaften ausgebildet waren, sind den Geschichtsbüchern eingeschaltet, nämlich dem Pentateuch und Buch Josua. Die prophetischen Bücher enthalten die Ermahnungen, Weissagungen und Herzensergießungen der Propheten, bald in Reden, bald in Visionen und Symbole eingekleidet, soweit diese aufgezeichnet worden sind. Die Periode derer, von denen sich schriftliche Orakel erhalten haben, begint ungefähr mit dem 9. Jahrhundert vor Chr. und endet mit der Mitte des 5., zur Zeit des Nehemia. Ihre Anordnung ist nicht vollkommen chronologisch, wiewol die Samler vielleicht eine chronologische Ordnung beabsichtigten. Die Sprache ist durchaus poetisch, nur ist die Poesie in den ältern erhabener, feuriger und origineller, die der jüngern allmälig in matte Prose zerfließend. Die poetischen Bücher endlich gehören alle der lyrischen Poesie an, welcher aber die Hebräer auch das Lehrgedicht, die gnomische und erotische Poesie (dergleichen sich im Hiob, den Sprüchen Salomo's, dem Hohenliede findet) unterordnen. Der ästhetische Charakter der hebräischen Poesie ist die Erhabenheit, ihr Gegenstand Religion und Patriotismus, in einem Buche (dem Hohenliede) auch die Liebe. Über die äußere Form und den Rhythmus des A. T. s. den Art. hebräische Sprache. Die Apokryphen des A. T., haben nie als eine besondere Samlung für sich bestanden, sondern lediglich einen Anhang zur griechischen Übersetzung des A. T. ausgemacht. Sie sind theils in Palästina, theils in Ägypten verfaßt, und gehören in den Zeitraum vom Ende des dritten Jahrhunderts vor Christo (wo das Buch Sirach abgefaßt ist), bis etwa 100 Jahre nach Christo; denn manche, als das Buch Judith, scheinen jünger als das N. T. zu seyn. Ihrem Inhalte nach schließen sie sich an die kanonischen Bücher an, aber mit erstorbenem Geiste, und man kann historische und didactische unterscheiden. Die Geschichte ist hier schon legendenartig geworden, und wird obendrein bei den in Alexandrien geschriebenen in einem rhetorisch-declamatorischen Tone vorgetragen (2 Maccab.). Auch benutzte man die Geschichte schon zu didactischen Zwecken, wie in den Büchern Tobiä und Judith. Die lyrische Poesie war ausgestorben, aber die Spruchpoesie lebte im Buche Sirach fort. In die Kategorie der prophetischen Bücher gehört das Buch Baruch und der Brief Jeremiä, nur ist die prophetische Rede schon ganz zur Prosa herabgestimt, und geht in den didactischen Ton der neutestamentlichen Briefe über. Indem diese Bücher die Lücke zwischen dem A. und N. T. ausfüllen, machen sie uns mit dem Geist des Judenthums in jener Zeit bekant, und bilden insofern eine sehr zweckmäßige Vorbereitung zu dem N. T. in Rücksicht auf Sprache, geschichtliche Verhältnisse und Dogmen (s. darüber den **Art. Apokryphen und Kanon der Bibel**).

Das Neue Testament (dessen Name sich aus dem eben gesagten erklärt) zerfiel ursprünglich in das Evangelienbuch (*τὸ εὐαγγελικὸν*) und das Apostelbuch (*τὸ ἀποστολικὸν*). Auch diese Samlung ist aus historischen, didactischen und einer prophetischen Schrift zusammengesetzt, und hat sich allmälig bis gegen Ende des 2. Jahr-

Digitized by Google

hunderts gebildet, obgleich die Kirche über die Aufnahme und Echtheit einzeler Bücher noch länger in Zweifel und Zwiespalt blieb (s. Kanon).

Die Bücher des A. T. sind in hebräischer, einige (Daniel und Esra) zum Theil in chaldäischer Sprache, die Apokryphen und das N. T. in griechischer Sprache geschrieben, wenigstens überliefert: und dieser Urtext ist die einzige wahre Quelle, aus der wir ihren Inhalt rein schöpfen können. Die Charakteristik der alttestamentlichen Sprache s. u. d. Art. Hebräer, Hebräisch; aber von der neutestamentlichen Sprache wird hier der schicklichste Ort seyn, das nöthigste zu bemerken. (*Gesenius.*)

Nachdem mancherlei Hypothesen aufgekommen sind, durch welche man von mehren Büchern des N. T. einen aramäischen Urtext annahm, und so den griechischen Urtext zu einer bloßen Übersetzung herabwürdigen wollte, ist das allgemeine Urtheil doch beim Alten geblieben, und die Annahme steht ziemlich fest, daß die neutestamentlichen Bücher alle ursprünglich in der griechischen Sprache niedergeschrieben sind. Daß Matthäus hebräisch geschrieben habe, sagt selbst eine alte Überlieferung, und Eichhorn nahm nicht nur ein aramäisches Urevangelium an, sondern ließ auch die einzelen Evangelisten ihre besonderen Evangelien in dieser Sprache schreiben. Aber die Hypothese eines Urevangeliums kann eine vorsichtige Kritik nicht billigen und damit fallen auch die andern Hypothesen, die damit zusammenhängen. Noch weniger Wahrscheinlichkeit hat die Annahme von Grotius, Salmasius und Bolten, daß das Evangelium Johannis ursprünglich in aramäischer Sprache niedergeschrieben sey. Der letztere Gelehrte geht sogar so weit, von fast allen apostolischen Briefen ein solches Original anzunehmen. Allerdings war die Muttersprache der Apostel, mit Ausnahme des Paulus, dem das Griechische wol geläufiger war, ein Dialekt des Aramäischen, der in Palästina gesprochen wurde; aber wenn auch das Griechische in Palästina weniger bekant gewesen wäre, als es scheint, so konte das Evangelium außerhalb Palästina nur in der griechischen Sprache, welches die damalige Weltsprache war, verkündigt werden. Ohnehin war diese Sprache schon längst unter den griechischen Juden üblich, und an diese wandten sich die Apostel mit dem Evangelium zuerst (Ap. Geschichte 13, 46.) An griechische Gemeinen schrieb der Apostel Paulus seine Briefe, die vielleicht die ersten Versuche im schriftlichen Vortrage waren, und für griechische Christen machte sich wol zu allererst das Bedürfniß schriftlicher Evangelien fühlbar, da sich die palästinischen und syrischen Christen wol noch mit der mündlichen Überlieferung begnügten. Die Hypothese Harduin's [7]), daß die meisten neutestamentlichen Schriften ursprünglich in lateinischer Sprache niedergeschrieben, und einige aus dem hebräischen oder griechischen Urtext von den Verfassern selbst oder ihren Gehilfen sogleich ins Lateinische übersetzt worden, verdient blos ihrer Sonderbarkeit wegen angeführt zu werden. Nach der Überschrift des Evang. Marci in der syrischen Peschito, welche aussagt, daß Marcus in römischer Sprache geschrieben, behauptete Baronius [8]), daß der Urtext dieses Evangeliums lateinisch sey. Damit verband man das Vorgeben, daß die zu Venedig und Prag aufbewahrten Bruchstücke einer lateinischen Handschrift dieses Evangeliums die eigenhändige Urschrift enthielten. Aber Dobrowsky [9]) hat gezeigt, daß das angebliche Prager Autograph nichts ist, als ein Theil des Codex Forojuliensis, zu welchem auch das Fragment zu Venedig gehört, und welcher nicht älter als das 5. Jahrh. seyn kann.

Auf die Behauptung des Chrysostomus, daß Marcus sein Evangelium in Ägypten und für ägyptische Christen geschrieben habe, gründete Wahl [10]) die Hypothese, daß Marcus in der koptischen Sprache geschrieben haben möge, welche eben so grundlos als die obigen ist.

Die griechische Sprache des N. T. ist aber nicht die reingriechische, wie wir sie bei den griechischen Schriftstellern finden. Unter den griechischen Juden wurde (wie unter den Teutschen das Teutsche) das Griechische nicht rein gesprochen und geschrieben, wie die Apokryphen des A. T. zeigen, und nur ausgezeichnete und gebildete Schriftsteller, wie Philo und Josephus, befliſſen sich der reinen Schreibart. Der Gebrauch der wörtlichen und daher sprachwidrigen alexandrinischen Übersetzung beförderte die Verderbniß der unter den Juden üblichen griechischen Sprache, zumal in Sachen der Religion. Kein Wunder, wenn die Apostel beim Mangel griechischer Sprachbildung im Verkehr mit griechischen Juden sich einer ähnlichen Sprache bedienten, zumal die Sachen, die sie vorzutragen hatten, der griechischen Sprache fremd waren, und sich mehr oder weniger an alttestamentliche Worte und Begriffe anschlossen. Es besteht aber das Eigenthümliche der jüdisch verderbten griechischen Sprache nicht sowol in einer Vermischung des hebräischen oder aramäischen Sprachstoffs mit dem griechischen, als in dem nach der hebräischen und aramäischen Sprache verderbten und eigenthümlich gewendeten Gebrauch und Verbindung des griechischen Sprachstoffs. Die Wörter sind bis auf wenige griechisch, aber es sind ihnen oft die Bedeutungen der in gewisser Hinsicht entsprechenden hebräischen Wörter geliehen, es sind mit griechischen Wörtern hebräischartige Redensarten gebildet, und die Syntax und der Styl sind hebräischartig. Z. B. dem griechischen Wort εἰρήνη werden alle die Bedeutungen geliehen, welche das hebräische שָׁלוֹם hat, die Redensart πορεύεσθαι ἐν ταῖς ἐντολαῖς τοῦ κυρίου ist zwar ganz aus griechischen Wörtern zusammengesetzt, aber doch ganz nach dem Hebräischen gebildet, der Gebrauch des relativum Matth. 3, 12. und in andern St. ist ganz dem des hebr. אֲשֶׁר nachgebildet, die Sätze sind häufig mit καὶ verbunden, wie im Hebräischen mit ו, und lose an einander gereihet u. s. w. Die Analogie mit dem Hebräischen des A. T. ist herrschend, und nur in wenigen Stellen dient das Aramäische oder das Rabbinische zur Erläuterung. Außer diesen jüdischen Eigenheiten hat aber die neutestamentliche Sprache noch einen ganz eigenthümlichen Charakter, und zeigt sich als lebendiger Ausdruck einer eigenthümlichen Denkweise. Denn ein neuer Geist und ein neues Leben

7) Comment. in N. T. Hrg. 1741. fol. 8) Annal. ad ann. Chr. 45. No. 41.

9) Fragmentum Pragense Evang. S. Marci. Prag. 1778. 4. Vgl. Michaelis Or. Bibl. 13. Th. S. 108 ff. 10) Magazin für alte besonders bibl. und orient. Literatur 3. Lief. S. 8 ff.

Digitized by Google

bildet sich immer auch eine neue Sprache, und dem feinen Beobachter wird sich der neutestamentliche Sprachcharakter nicht nur in eigenthümlichen Worten z. B. πιστις, sondern auch in der ganzen Schreibart zeigen, wie denn die Schreibart des Paulus und Johannes weder ganz aus dem Hebräischen noch aus dem Griechischen erklärbar wird. So unterscheiden sich in der Sprache des N. T. drei Bestandtheile: 1) der griechische, 2) der hebräisch-aramäische, 3) der christliche.

Was den griechischen Bestandtheil betrifft, so ist es der sogenante gemeine Dialekt, oder diejenige Sprache, welche nach der Zeit Alexanders durch Vermischung aller griechischen Dialekte entstanden war, und in welcher die spätern Schriftsteller, Polybius, Diodorus Siculus u. A. geschrieben haben. Da aber die Sprache der LXX Einfluß auf die neutestamentliche gehabt hat, so lassen sich in derselben einige Eigenthümlichkeiten des macedonisch-alexandrinischen Dialekts bemerken. Dahin gehört vielleicht der Mangel eines Duals selbst da, wo er im Hebräischen vorkomt, der Gebrauch mancher im frühern Griechischen ungewöhnlichen Conjugations- und Declinationsformen, und manches Abweichende in der Orthographie und Aussprache [11]).

So klar es ist, daß die neutestamentliche Sprache nicht rein griechisch ist, so hat es doch lange gewährt, bis man dies allgemein erkant hat, die abergläubige Verehrung, welche die Protestanten gegen die Bibel und selbst gegen ihren Buchstaben hegten und die übertriebenen Begriffe von der göttlichen Eingebung, die man selbst auf die Wörter und Buchstaben ausdehnte, vertrugen sich nicht mit einer philologisch strengen Würdigung des Urtextes, indem es den Werth der Bibel herabzusetzen schien, wenn man nicht auch die Sprache höchst vortreflich fände. Auch schien das Pfingstwunder der Sprache der Gaben geschmälert zu werden, wenn man zugäbe, die Apostel hätten das Griechische nicht rein schreiben können. Andere hingegen, welche klarer sahen, bestritten dieses Vorurtheil, und so entspann sich der Streit der sogenanten Puristen und Hebraisten [12]).

Obgleich heut zu Tage die Meinung der Hebraisten gesiegt hat, so verdienen doch manche Bemerkungen der Puristen mehr berücksichtigt zu werden, als gewöhnlich geschieht, und die Ausleger treiben mit der Annahme von Hebraismen nicht selten Misbrauch, da sich viel mehr, als man glaubt, aus dem Reingriechischen erklären läßt, wie Kypke in s. Observatt. u. A. gezeigt haben.

Ein anderer Streit wurde über die Benennung der neutestamentlichen Sprache geführt. Just. Jos. Scaliger [13]) und Joh. Drusius nanten sie helleniſtiſch [14]). Mehre folgten ihm, unter andern Lightfoot [15]). Ihm aber widersprach heftig Claud. Salmasius [16]) Salmasius verstand unter dem Wort ἑλληνιστής in der Stelle Ap. G. VI, 1. IX, 29. nicht griechische Juden, sondern griechische Proselyten; diese Meinung aber, ob sie gleich neuerlich wieder Eichstädt [17]) vertheidigt hat, ist ohne Grund. Das Wort ἑλληνιστής ist von ἑλληνίζειν abzuleiten, welches den Griechen in Sprache und Sitte nachahmen heißt, und bezeichnet also, von einem Juden gebraucht, einen griechenzenden Juden. Daß AG. 6, 5 unter die Helleniſten Nicolaus, ein antiochenischer Proselyt, gerechnet wird, beweist nicht, daß alle vorhergenanten Helleniſten Proselyten gewesen sind. Und daß der Apostel Paulus 2 Cor. 11, 22. Phil. 3, 5. sich einen Hebräer nent, beweist eben so wenig, denn das Prädikat Hebräer schließt nicht das

11) S. *Sturz* de dialecto Macedonica ed. 2. Lips. 1809. 8. Vgl. H. Planks Rec. in d. Heidelb. Jahrb. 1811. 6. Heft; desselb. Comment. de vera natura atque indole orationis Graecae N. T. 1810. 12) Es war Henricus Stephanus, der den Anlaß zu diesem Streite gab, in der Vorrede zu seiner Ausg. d. N. T. v. J. 1576., worin er die Reinheit der neutestam. Sprache, welche Erasmus und Laurentius Valla richtig gewürdigt hatten, behauptete. Doch begann den Streit erst recht *Seb. Pfochenius* diatribe de linguae graecae N. T. puritate, ubi quam plurimis, qui finguntur, Ebraismis larva detrahitur et prolanos quoque auctores ita esse loquutos, ad oculum demonstratur. Amstd. 1629. u. 1633. 12. befindet sich auch in *Jac. Rhenferdi* dissertatt. philol. theologg. de stilo N. T. syntagmate. Leov. 1702. 4. In Teutschland trat auf diese Seite zuerst *Jac. Grosius* mit seiner Trias propositionum theologicarum stilum N. T. a barbaris criminationibus vindicantium. Jen. 1640., worin er den Gegner des Pfochenius Joachim Jung bestritt, welcher Sententiae doctissimorum quorundam virorum — de Hellenistis et Hellenistica dialecto Jen. 1639 herausgegeben hatte. Denselben bestritt auch Dan. Wulfer, welcher Innocentia Hellenistarum vindicata 1640. herausgegeben hatte, in seinen Observatt. pro Triade observationum apologet., und stellte des *Joh. Musaeus* disquis. de stilo N. T. 1641 eine tertia defensio Triados Hamb. 1641. und dessen Vindiciae disquis. de stilo N. T. 1642 eine Quarta defensio Triados 1642. entgegen. Späterhin vertheidigten die Puritat der neutest. Sprache *Balthasar Stolberg* de solocecismis et barbarismis graecae N. T. dictioni falso tributis, ut et de Cilicismis aliisque a Paulo nove usurpatis. Viteb. 1685. 4. ed. 3. 1688. 4. *Taco Hajo van den Honert* epist. ed Abrah. Boddens 1701. Ej. epist. de stilo N. T graeco a barbarismis et sermonis vitiis ei nuper ab Elia Benoit affictis vindicato, in dessen syntagma dissert. de stilo N. T. graeco. Amst. 1703. 4. *Chr. Sigismund Georgius* Vindiciae N. T. ab Hebraismis Francof. 1732. 4. Ej. Hierocriticus de stilo N. T. Viteb. 1733. *Ant. Blackwall* auctores sacri classici defensi et illustrati s. crit. N. T. lat. ed. Chr. Wolf. Lips. 1736. 4.

Auf Seiten der sogenanten Hebraisten stehen Luther, Melanchthon in ihren Commentaren, *Joach. Camerarius* notatio figurarum in libris quatuor Evang. Lips. 1572. 4. in apostolicis scriptis ib. 1572. 4., Theod. Beza in s. Anmerk. z. N. T., *Joh. Drusius* Annotatt. in totum V. C. Testamentum Franeq. 1612. *Sal. Glassius* in s. philologia sacra, *Tho. Gataker* diss. de N. Instrumenti stilo. Lond. 1648. in s. Opp. crit. Traj. ad Rh. 1698., *Joa. Olearius* de stilo N. T. liber phil. theol. auct. a *J. Conr. Schwarz.* Accedit *J. Henr. Boecleri* de lingua N. T. orig. diss. Cob. 1721. (zuerst 1668). *Joh. Vorstius* de Hebraismis N. T. Comment. Amstel. 1665. 4., *Sam. Werenfels* diss. de stilo scriptorum N. T. Basil. 1698. in s. Opusc. T. I. Lausan. 1739. 4., *Joa. Leusden* libellus de dialectis N. T. singulatim de eius Hebraismis, denuo ed. *J. F. Fischer* Lips. 1792. 8. In dem angef. Syntagma dissert. von Jac. Rhenferd finden sich mehre dieser Schriften gesammelt. Vgl. über die Literatur dieses Streites *Buddei* Isagoge p. 1302. *Fabric.* Bibl. gr. ed. Harles. Vol. IV. p. 893 sqq. *Morus* Hermeneut. N. T. ed. Eichstadt. T. I. p. 217 sqq. 13) Animadverss. in Euseb. p. 124. 14) Exercitatt. sacr. ad N. T. L. B. 1639 fol. Aristarch. sacer. ib. p. 795 sqq. Exercitat. de lingua Hellenistica et Hellenistis L. B. 1643. 8. Apologia adv. Crojum 1646. 12. 15) In addendis ad Hor. Hebr. in 1 Cor. XIV. c. 1. T. II. Opp. p. 929. 16) De Hellenistica s. Comment. controversiam de lingua hellenistica decidens. L. B. 1643. 8. Fanus linguae Hellenisticae s. confutatio exercitationis de Hellenistica und Ossilegium linguae Hellenisticae s. appendix ad confutationem exercitationis de Hellenistica (L. B. 1643. 8.). 17) Ad Morum I. p. 227.

Digitized by Google

näher bestimmende Hellenist aus; auch war dieser Apostel nicht ein eigentlicher Hellenist, da er in Jerusalem palästinische Bildung empfangen hatte. Dessen ungeachtet ist die Benennung hellenistisch für die neutest. Sprache unpassend, da wol ein Hebräer von Sprache und Geburt, wenn er griechisch redet, Hellenist heißen kann, nicht aber eine griechische Schreibart, die sich zum Hebräischen hinneigt, hellenistisch, sondern eher hebräistisch genant werden müßte. Ohnehin war das Griechische der hellenistischen Juden nicht eine eigene Sprache, noch weniger ein Dialekt, daher man sie auch nicht den alexandrinischen Dialekt nennen kann, welche Benennung Grabe, der Herausgeber der LXX und auch selbst Salmasius brauchten. Die richtigste Benennung für die Sprache der LXX und des N. T. ist jüdischgriechisch.

Die Regeln für die Erklärung der biblischen Sprachen gibt die Hermeneutik (w. Art. m. s.); wir beschränken uns hier auf die Kritik des Textes.

Kritik ist im Allgemeinen die Ausscheidung des Wahren vom Falschen, historische Kritik bezieht sich auf geschichtliche Thatsachen überhaupt, Schriftkritik auf die Echtheit der Schriften, Wortkritik, von welcher hier die Rede ist, auf die Richtigkeit des Textes einer Schrift. Ihr Verfahren ist logisch, ihre Quellen und Entscheidungsgründe theils logisch, theils geschichtlich. Ehe sie an das Geschäft geht, die Richtigkeit des Textes festzustellen, muß sie erst die jetzige Beschaffenheit desselben kennen lernen, sich davon überzeugen, ob und in welchem Grade er verderbt und ob ihm Hilfe und durch welche Mittel möglich sey. Es könte der Fall seyn, daß alle Mühe, ihn herzustellen, vergeblich wäre; es kann wenigstens die Meinung gefaßt werden, daß dem so sey (kritischer Skepticismus). Auf der andern Seite kann man sich dem Wahne hingeben, als sey der Text schlechthin unverderbt und alle Kritik unnöthig (kritischer Dogmatismus). Wirklich hat die letztere Meinung lange der Kritik widerstanden. Die protestantischen Theologen nämlich nahmen aus einer abergläubigen Verehrung gegen die Bibel an, Gott habe für die Erhaltung der Richtigkeit des Textes auf wunderbare Weise gesorgt, so wie sie auch die Inspiration selbst auf die Worte und Schrift ausdehnten. Also die Geschichte des Textes muß der Kritik vorangehen.

Um aber den Gegenstand dieser Geschichte und des kritischen Geschäfts selbst festzustellen, muß vorher entschieden werden, was die biblischen Schriftsteller, um ihre Gedanken kund zu thun, selbst geschrieben oder haben niederschreiben lassen, oder es muß die Beschaffenheit der Autographen ausgemittelt werden. Nur der Inhalt dieser Autographen, die in denselben aufgezeichnete Rede, macht den Text aus, dessen äußere Gestalt, die Schrift- und andere Gedankenzeichen, zu unterscheiden ist von der innern Gestalt, den enthaltenen Worten selbst. Es ist nicht unwichtig, zu wissen, ob die biblischen Schriftsteller selbst Vocale, Accente, Interpunktionszeichen u. dgl. zu den niedergeschriebenen Worten hinzugefügt haben, weil alles, was sie nicht selbst aufgezeichnet haben, in das Gebiet der Grammatik und Auslegung fällt und der Kritik nicht angehört. Sodann erklärt die ursprüngliche Beschaffenheit der Autographen manche Erscheinungen in der heutigen Gestalt des Textes, namentlich Fehler, die aus Buchstaben-Verwechslung entstanden sind.

Die äußere Geschichte des Textes greift in die Paläographie ein, und wir wollen hier nur deren wichtigste Ergebnisse anführen.

Die alttestamentlichen Schriftsteller aus der Zeit vor dem Exil schrieben in der althebräischen, auf den makkabäischen Münzen noch vorhandenen, mit der samaritanischen verwandten Schrift, welche weder Vocale noch Accente und diacritische Zeichen hatte. Die Wortabtheilung fehlte ganz, oder war doch nicht durchgeführt, und mit den Accenten fehlte auch die Interpunction. Nach dem Exil wurden die alten Schriften in die nun eingeführte chaldäische Quadratschrift umgeschrieben, und in dieser sind die spätern Schriften, wie der Daniel, selbst geschrieben. Auch dieser Schrift fehlten Vocale, Accente, diakritische- und Interpunctionszeichen. Die neutestamentlichen Schriftsteller bedienten sich der griechischen Uncialschrift ohne Accente und spiritus, ohne Interpunctionszeichen und wol auch ohne Wortabtheilung. Alle diese näheren Bestimmungen und Unterscheidungen sind erst später hinzugefügt, und können den Kritiker und Ausleger nicht binden.

Heut zu Tage ist der Bibeltext in Verse eingetheilt. Diese sind zuerst mit der Accentuation, die sie bezeichnet, ins A. T. eingeführt worden, und zwar wahrscheinlich zuerst in die poetischen Bücher, wo sie, wie in andern Gedichten, rhythmischer Art sind, aber, weil der Rhythmus der Hebräer mit dem Sinne innig verbunden ist (s. Parallelismus membrorum), zugleich vollkommene Rede-Sätze sind, so daß die Versabtheilung mit der Interpunction zusammenfällt. Nachher theilte man auch die andern Bücher in Verse ein, wo sie ebenfalls fast immer abgeschlossene Rede-Sätze ausmachen. Es ist wahrscheinlich, daß vor Einführung der Accentuation eine ähnliche, obschon schwankende Eintheilung des Textes Statt gefunden, wie sie sich bey dem Vorlesen nöthig machte; auch mag man sie schon in Handschriften durch Ab- und Einrücken bezeichnet haben. Die Verse פסוקים, deren der Talmud erwähnt, sind von unsern heutigen verschieden, wovon man sich überzeugen kann, wenn man die Verszahlen im Talmud mit denen am Ende der Bücher in unsern Ausgaben vergleicht. Hieronymus theilte die prophetischen und poetischen Bücher in cola und commata, in größere und kleinere Absätze (nicht umgekehrt, wie Bertholdt will), und die historischen Bücher in größere Absätze, cola, ab; und zwar that er dies, wie er selbst sagt (Praef. in Jes. Ezech. Paralip. Jos.) zur Bequemlichkeit der Leser und zur Verdeutlichung des Sinnes, nicht, wie man behauptet hat, um die Gewohnheit griechischer und römischer Abschreiber nachzuahmen, welche eine gewisse Anzahl Worte ohne Rücksicht auf den Sinn in die Zeile brachten; auch hat er schwerlich, wie manche behauptet haben, diese Abtheilung im hebräischen Text vorgefunden, sondern selbst entworfen. Zeilenweise waren auch die poetischen Bücher in der Übersetzung der LXX und in der Itala geschrieben, und so kommen sie auch in alten hebräischen Handschriften vor. In den Synagogenrollen sind noch jetzt 2 Mos. 15. 5 Mos. 32.

Digitized by Google

in Absätzen geschrieben. Die Bezeichnung der Verse mit Zahlen ist erst später eingeführt worden. Rob. Stephanus führte die Verszählung in der Vulgata ein, ums J. 1548. Im hebräischen Text erschien sie zuerst in der Sabionettischen Ausgabe des Pentateuchs v. J. 1557, und ganz vollständig erst in Athias Ausgabe vom Jahr 1661.

Im N. T. ist die Versabtheilung noch spätern Ursprungs. Zum Behuf des Vorlesens theilte in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts Euthalius, Diaconus zu Alexandrien, den Text der Briefe und Apostelgeschichte in Stichen oder Zeilen ab, welche gerade so viel Worte enthielten, als mit einem Male gelesen werden sollten. Diese Eintheilungsart oder vielmehr die Zählung der Stichen wird *στιχομετρία* genant, und die von Euthalius besorgte, mit dieser Eintheilung versehene Ausgabe nent man stichometrisch. Die Stichometrie findet sich noch in alten Handschriften des N. T., und aus derselben hat sich die neutestamentliche Interpunction entwickelt, indem, um den Raum zu sparen, die Stichen nicht mehr abgesetzt, sondern durch Punkte unterschieden wurden, wie dies z. B. im Cod. Cyprius (bei Griesbach Cod. K.) der Fall ist, wo man z. B. folgende Interpunction findet: *ὁ δὲ ἐγερθεὶς. παρέλαβε τὸ παιδίον· καὶ τὴν μητέρα αὐτοῦ.* Eine ähnliche Eintheilung waren die *ῥήματα*, vielleicht nur ein anderer Name für *στίχοι*, und man findet sie, wie diese, in den Handschriften gezählt. Mit den heutigen Versen haben diese Lesezeilen kaum eine entfernte Ähnlichkeit. Jene sind eine Erfindung des Buchdruckers Robert Etienne, welcher dabei die Versabtheilung des A. T. und die frühere von Hugo v. St. Caro gemachte Unterabtheilung der neutestamentlichen Kapitel, benutzte, und, wie er sie auf einer Reise inter equitandum entwarf, sehr nachlässig dabei zu Werke gegangen ist. Er brachte sie zuerst in seiner Ausgabe des N. T. v. J. 1551 an.

Die heutige Kapiteleintheilung des A. und N. T. wird dem Hugo v. St. Caro, von Andern dem Stephan Langthon um d. J. 1220 zugeschrieben. Die des A. T. gebrauchte der Rabbi Nathan bei seiner Concordanz, Daniel Bomberg nahm sie in seiner Ausgabe vom J. 1525 in den gedruckten hebräischen Text auf, und so ist sie auch bei den Juden gewöhnlich geworden. Die neutestamentliche Kapitel-Abtheilung hat schon die Complutensische Polyglotte; die erste Erasmische Ausgabe hat die Anzeige der Kapitel am Rande der beigedruckten lateinischen Version; in der Ausg. von Capito aber (Straßburg 1524) ist schon der griechische Text in bezifferte Kapitel abgetheilt. Die Masorethen theilen den Text in Sedarim סדרים und Simanim סימנים, aber diese Abschnitte sind von unsern Kapiteln verschieden und selbst nicht fest bestimt. Dasselbe gilt von den capitulis des Hieronymus, welches Abschnitte nach dem Sinn sind, und von den titulis und brevibus, welche in der lateinischen Übersetzung vorkommen. Die neutestamentlichen Bücher sind in den Handschriften in *κεφάλαια* (capitula) und *τίτλοι* (breves) abgetheilt. Beide Abtheilungen kommen in den Evangelien vor. Die Capitula sind die kleineren Abschnitte und werden am Rande numerirt; die breves sind die größeren, und werden mit einer Inhaltsanzeige am obern oder untern Rande bezeichnet, woher ihr Name breves. Das Evang. Matth. enthält 68 breves und 355 capitula, woraus man zugleich sieht, daß diese Abschnitte von unsern Kapiteln ganz abweichen. Bisweilen werden auch die größeren Abschnitte *κεφάλαια* genant, z. B. von Theophylakt; auch kommen sie unter dieser Benennung in den Ausgaben des N. T. von Rob. Etienne und Küster vor, wie dann auch dieser Name früherhin gerade so unbestimt, wie capitulum bei Hieronymus, gebraucht worden ist [19]). Die kleineren Abschnitte sind früher in Gebrauch als die größeren; Chrysostomus kent diese noch nicht, aber bei Theophylakt sind sie die gewöhnlichern; Hug setzt ihren Ursprung nicht über das 6. Jahrhundert hinauf. Jene haben den Eusebius zum Urheber, der nach dem Muster der Evangelien-Harmonie des Ammonius harmonische Register (canones) über die Evangelien entwarf, in welche alle einander entsprechende Abschnitte der Evangelien eingetragen waren. Ammonius hatte diese Abschnitte selbst zusammengestellt, Eusebius gab blos deren Zahlen an. Man nent sie daher die Ammonianisch-Eusebianischen Abschnitte. Die meisten Handschriften enthalten beide Abtheilungen zugleich.

Die Apostelgeschichte und die Briefe sind blos in *κεφάλαια* abgetheilt, für deren Urheber man den schon angeführten Euthalius gehalten hat. Er nahm sie allerdings in seine stichometrische Ausgabe des N. T. auf; allein er sagt selbst, daß er sie in den Paulinischen Briefen schon vorgefunden; nur in die Apost. Gesch. und die katholischen Briefe führte er sie, zufolge einer Aufforderung des Athanasius, ein, und in den Paulinischen Briefen gab er blos die Inhaltsanzeigen der Kapitel *τὴν τῶν κεφαλαίων ἔκθεσιν* hinzu. Diese Abschnitte waren kleiner als unsere Kapitel, wie man daraus sieht, daß die Apostelgeschichte deren 40, der Brief an die Römer 19, der Brief an die Galater 12 hatte. Die Apokalypse theilte Andreas von Cappadocien in *κεφάλαια* und zwar in 72, und außerdem noch in 24 *λόγους* ab.

Noch sind die größeren Abtheilungen in Lesestücke, des Pentateuchs in Paraschen (פרשיות), der Propheten in Haphtharen (הפטרות) und der Evangelien und Briefe in Pericopen (*περικοπη*) zu bemerken. Der Pentateuch hat 54 größere Paraschen nach der Zahl der Sabbathe in einem Schaltjahr; sie sind wieder zur Bequemlichkeit des Vorlesens in kleinere Abschnitte zerlegt, welche ebenfalls Paraschen heißen. Die zu Anfang der Zeile angehenden heißen offene (פתוחות), die in der Mitte angehenden geschlossene (סתומות), daher werden die größeren mit פסס oder כסס, die kleinern mit ס oder ס bezeichnet. Die Zeit der Einführung dieser Leseabschnitte läßt sich nicht ausmitteln; sie sind aber schwerlich so alt als die Sitte des Vorlesens in den Synagogen selbst. Der Talmud kent sie, dem Hieronymus scheinen sie aber noch unbekant zu seyn. Mit einer Parasche verbindet

19) S. *Suicer. thes. codd. s. v. κεφάλαιον.* Berthold Einl. 1. S. 233. unterscheidet eine ältere Eintheilung in Kapitel von der spätern, welche Eusebius und Euthalius festgesetzt haben. Aber die Spuren, welche er von jenen gefunden zu haben glaubt, beziehen sich wol nur auf den ältern unbestimten Gebrauch des Wortes *κεφάλαιον.*

Digitized by Google

A. Kaufmann, Ann. Surg., 1964, 160, 1.
Kaufmann, Ann. Surg., 1964, 160, 1.
Kaufmann, Ann. Surg., 1964, 160, 1.

biblischen Abschreiber, dergleichen ältere Theologen angenommen, dürfen wir nicht annehmen; wol aber, daß die treue Liebe der Juden und Christen gegen ihre heiligen Bücher die Fehler vermindert haben. In der That erregt es Bewunderung, daß die so alten Bücher des A. Testaments in so langer Zeit nicht mehr Verderbnisse erlitten haben, und die Sorgfalt der hebräischen Juden, zumal in Vergleich mit der Nachlässigkeit und Willkür der Samaritaner und griechischen Juden, fodert zur Achtung auf.

Die möglichen Entstehungsarten von falschen Lesarten lassen sich auf zwei Hauptursachen zurückführen: Irrthum und Absicht, welche erweislich bei Fortpflanzung des Bibeltextes, wie jedes andern Textes, thätig gewesen sind.

I. Der Irrthum ist theils Fehler der Sinne, besonders des Auges, wodurch ähnliche Buchstaben verwechselt oder versetzt, auch wol ganze Wörter und Sätze versetzt, und Buchstaben, Wörter und Sätze, besonders wenn sich zwei Sätze gleich endigten (*ὁμοιοτέλευτα*), ausgelassen wurden. Hieraus erklären sich Varianten, wie folgende: Ps. 110, 3. בְּהַדְרֵי־קֹדֶשׁ; 2 Sam. 24, 13: 7 (ז) Jahre; 1 Chron. 21, 12: 3 (ג) Jahre; Röm. 12, 13: *χρείαις—μνείαις*; Esr. 2, 46: שַׁחְלָי; Neh. 7, 48: שַׁלְמַי; Esr. 2, 70. vgl. Neh. 7, 43. Ps. 18, 42. vgl. 2 Sam. 22. — Ließen sich die Abschreiber vorlesen, so verwechselten sie ähnlich klingende Buchstaben, oder sie thaten es in Gedanken, z. B. 1 Sam. 22, 18. דּוֵג mit דֹּאֵג; Ps. 97, 11. זרח mit זרח (welches die Verss. ausdrücken). Beim N. T. veranlaßte der Itacismus viele Verwechselungen, z. B. Röm. 2, 17. *εἰ δὲ*, Var. *ἴδε*; 1 Petr. 2, 3. *χρηστός*, Var. *χριστὸς*. Überließen sich die Abschreiber dem Gedächtniß, so schlichen sich nicht nur die vorigen Fehler ein, sondern es wurden auch besonders Synonyme vertauscht, z. B. 2 Kön. 1, 10. וַיַּעַן mit וַיֹּאמֶר, öfters יהוה mit אֲדֹנִי, im N. T. *θεοῦ* mit *κυρίου*, *εἰς* mit *πρός*, *ἐκ* mit *ἀπό* u. dgl. m. Auch änderte man nach bekanten Parallelstellen, z. B. Jes. 63, 16. בְּיִשְׂרָאֵל לֹא יַכִּירֵנוּ in לְעוֹלָם לֹא יִשְׁכָּחֵךְ, weil dieses oft vorkomt. Fehler des Verstandes beging man in der Wortabtheilung, z. B. Ps. 25, 17. theilte man הַרְחִיבוּ וּמִצּוֹקוֹתַי statt הַרְחִיבוּ מִצּוֹקוֹתַי, Phil. 1, 1. schrieb man statt *σὺν ἐπισκόποις* zusammen *συνεπισκόποις*. Besonders las man Abbreviaturen falsch, woher die Verschiedenheit der Lesart 1 Tim. 3, 16. *θεὸς*, *ὅς*, *ὁ*, indem man *OC* mit *ΘC* verwechselte, und wenn das *C* verwischt war, auch *Ο* las. Im Hebräischen erzeugten wol auch die custodes linearum falsche Lesarten. Endlich zog man aus Versehen Randbemerkungen in den Text, wie vielleicht Jes. 7, 17. und wie bei AG. 1, 18. nach *σαββάτου ὁδόν* Cod. 40. die Glosse im Text hat: *τοσοῦτον ὃν τὸ διάστημα, ὅσον κ. τ. λ.*

II. Die Absicht, aus welcher man den Text geändert haben kann, ist entweder gut gemeint und unschuldig, oder es liegt ihr Parteisucht zum Grunde. Erstere ist unstreitig die Quelle mancher verschiedenen Lesarten gewesen. Man hat mit unkritischer Geschäftigkeit leichtere, scheinbar richtigere und weniger anstößige Lesarten an die Stelle der echten geschoben, z. B. 1 Chron. 2, 48. יָלַד statt יָלְדָה; Ps. 36, 2. לִבּוֹ statt לִבִּי; 1 Mos. 2, 2. הִשְׁבִּיעִי (Verss. Sam.) statt הַשִּׁשִּׁי; Apok. 2, 20. *τὴν γυναῖκα — τὴν λέγουσαν* statt *ἡ λέγουσα*; Luk. 1, 64. *ἀνεῴχθη τὸ στόμα αὐτοῦ καὶ ἡ γλῶσσα αὐτοῦ* milderte man durch Einschiebung von *ἐλύθη* oder *διηρθρώθη*[24]).

Daß der Bibeltext wichtige und durchgreifende Verfälschungen erlitten habe zu Gunsten irgend einer Partei, läßt sich nicht beweisen. Man hat die Juden in Verdacht gehabt, daß sie den alttestamentlichen Text verfälscht hätten. Hieronymus[26]) gibt ihnen ohne Grund die Verfälschung der Stelle 5 Mos. 27, 26. Schuld; aber an einem andern Orte spricht er sie im Allgemeinen von diesem Verdachte frei[27]), welches auch Augustinus[28]) thut. Aus der Luft gegriffen sind die Beschuldigungen des Korans[29]). Unter den Neueren wiederholten solche Beschuldigungen diejenigen Kritiker, welche aus Vorliebe für die LXX. und die Vulgata, wie Is. Vossius[30]), J. Morinus[31]), oder aus allzu großem kritischen Skepticismus, wie Will. Whiston[32]) den kritischen Werth des alttestamentlichen Textes herunterseztten. Noch Kennicot[33]) klagte die Juden der Verfälschung der Stelle 5 Mos. 27, 4., aber ohne Grund, an; und heut zu Tage ist die Kritik so weit gekommen zu erkennen, daß die Juden so treu mit ihren heiligen Schriften umgegangen sind, als es nur immer zu erwarten ist, und daß Josephus[34]) ihnen deßhalb ein sehr wahres Zeugniß gegeben hat. Die Samaritaner und griechische Juden hatten bei weitem weniger Sorgfalt und Achtung gegen den Text, und in ihren Händen hat er in der That manche Interpolationen erlitten, wie die Geschichte des Textes zeigen wird.

Eben so wenig hat der neutestamentliche Text Verfälschungen erlitten. Allerdings ließen sich dergleichen von den Häretikern erwarten, welche im Allgemeinen weniger Sinn für Geschichte und Überlieferung als die Katholischen hatten, und in den Streitigkeiten mit ihren Gegnern Veranlassung genug dazu fanden. Allein unbemerkt und ungestraft hätten sie es nicht thun können, da sie die katholischen Kirchenlehrer so genau beobachteten. Wirklich werfen ihnen diese auch Verfälschungen des Textes vor; aber theils mit offenbarem Unrecht, theils wenigstens auf eine nicht vollkommen überzeugende Weise. Die Valentinianer beschuldigt Irenäus[35]) nur bei einer einzigen Stelle, nämlich Matth. 11, 25 — 28. oder Luk. 10, 21. 22. der Verfälschung; aber ihre Lesart führt auch Justin. d. Märt. an. Tertullian[36]) klagt dieselben Häretiker wegen einer Lesart in der Stelle Joh. 1, 13. an, welche gerade die richtige ist. Dem Herakleon (dem Ausleger des Evangel. Johannis) wirft Origes-

---

25) Über die Entstehung von Varianten sind zu vergleichen *Cappelli* crit. s. ed. Vogel P. I. p. 61 sqq. Eichhorn's Einl. ins A. T. 1. Th. S. 213 ff. Michaelis Einl. ins N. T. 1. Th. S. 290 ff. *J. A. Osiander* de originibus varr. lectionum N. T. Tub. 1739. 4. 26) Comment. in Gal. 3, 10. 27) Comment. in Jes. cap. VI. 28) De civit. Dei L. XV. c. 13. 29) S. *Hottinger* theol. phil. p. 125 sqq. 30) De transl. LXX interpr. 31) Exercitt. bibl. 32) An Essay towards restoring the true text of the old Testament. 33) Diss. II. super rat. tex. hebr. c. 1. p. 17. diss. gener. §. 21. 34) Contr. Apion. L. 1. c. 8. 35) Adv. Haeres. IV, 5. 36) De carne Christi c. 19.

Digitized by Google

nes nur zwei unrichtige Lesarten vor, von denen die eine wirklich die echte ist. Marcion wird von Tertullian[37]) wegen mehrer Lücken im Brief an die Römer und wegen einiger Auslassungen und falschen Lesarten in den andern Briefen angeklagt; aber theils waren es unbedeutende Fehler, theils richtige Lesarten, theils sind die Verfälschungen nicht genau angegeben. Origenes[38]) beschuldigt den Marcion, daß er die beiden letzten Kapitel des Br. an die Römer weggeschnitten habe; allein wahrscheinlich hatte er eine Ausgabe ohne diese Kapitel erhalten, welche einen Anhang ausmachen. Epiphanius behauptet, die Briefe an die Philipper, Thessal., Philem. seyen bei Marcion ganz verfälscht, und widerspricht so dem Tertullian, der l. c. c. 20. sagt, der Brief an die Philipper sey unverfälscht. Ob Marcion das Evangelium Lucä verfälscht habe, ist eine kritische Streitfrage, deren Lösung bisher meistens zu Gunsten des Marcion ausgefallen ist[39]). In späteren Zeiten werden nur die Arianer noch beschuldigt, daß sie den Text verfälscht hätten; aber offenbar ohne Grund[40]).

Haben sonach die Häretiker wenig oder gar keine Verfälschungen des neutest. Textes vorgenommen, so läßt sich ein solches Verfahren noch weit weniger von den katholischen Christen erwarten, welche in ihrer Lehre sich ganz an die Geschichte und Tradition anschlossen, und daher keinen Grund zu Verfälschungen hatten.

Soviel im Allgemeinen von der Geschichte des Textes beider Testamente. Die besondern Schicksale desselben muß die besondere Geschichte des Textes aufklären.

Geschichte des Textes des A. T. Die erste Periode derselben, welche aber zugleich die allerdunkelste ist, geht der Schließung des Kanons vorher, und begreift die Schicksale, welche der altt. Text vor der Sammlung und Abschließung der einzelen Bücher und bei ihrer Bearbeitung und Zusammenstellung erfahren hat. Hier hat die Willkür am meisten geschaltet, weil sie damals noch nichts im Zaume hielt, und die Bücher und einzelen Bestandtheile derselben von jedem Schriftsteller oder Abschreiber als Privateigenthum betrachtet wurden, mit dem er nach Gutdünken verfahren zu können glaubte. Mehre Psalmen kommen theils im Psalmbuch selbst (Ps. 14. vgl. 53; Ps. 40, 14. ff. vgl. 70; Ps. 108. vgl. 57, 8 — 12. 60, 7 — 14.), theils in den historischen Büchern (Ps. 18. vgl. 2 Sam. 22; Ps. 105. vgl. 1 Chron. 16, 18 — 22; Ps. 116. vgl. 1 Chron. 16, 23 — 33.) in verschiedener Textesbeschaffenheit und sogar in verschiedener Bearbeitung vor. Historische Stücke in den Propheten kommen auch wieder in den historischen Büchern, aber mit großen Abweichungen vor (vgl. Jes. 36–39. mit 2 Kön. 18, 20; Jerem. 52. mit 2 Kön. 24.). In den Büchern der Chronik sind mehre Berichte der BB. Samuelis und der Könige ganz neu bearbeitet; auch sind mehre Stücke aus dem Pentateuch und dem B. Josua wiederholt. Nehem. 7, 5. ff. ist gleichbedeutend mit Esr. 2. Im Jeremia finden sich Bearbeitungen älterer prophetischen Stücke (vgl. Jerem. 48. mit Jes. 15, 16., Jerem. 49, 7. ff. mit Obadja). Außer den größeren Abweichungen, welche der besondere Zweck der Umarbeiter mit sich brachte, finden sich auch viele verschiedene Lesarten, welche zeigen, wie willkürlich man damals mit dem Text umgegangen[41]). Besonders hat der Chronist sich viele Veränderungen des Textes im Geiste einer erleichternden, verdeutlichenden, conjekturirenden Kritik erlaubt[42]). Von dem chaotischen Zustand des alttestamentlichen Textes in dieser Periode zeugen auch die verschiedenen Recensionen und Bearbeitungen des Textes des Jeremia und Daniel, welche in der griechischen Übersetzung der LXX. vorkommen.[43]).

Die zweite Periode kann von der Schließung des Kanons bis zur Vollendung des Talmuds, mithin ungefähr vom 3. Jahrh. v. Chr. bis zum Anfang des 6 Jahrh. n. Chr., gesetzt werden. Die Schließung des Kanons läßt sich nicht historisch genau bestimmen, und es gab eine Zeit, wo die Samlung des A. T. wenigstens in sich selbst festgestellt war, wenn auch noch einige jüngere Erzeugnisse, wie die Chronik und der Daniel, angefügt wurden. Letzterer ist aus der Zeit nach Antiochus Epiphanes, aber lange vor dieser Zeit mögen die beiden ersten Abtheilungen des Kanons schon abgeschlossen gewesen seyn. In die Zeit Alexanders d. Gr. fällt die Entstehung der samaritanischen Sekte oder wenigstens die Feststellung ihres Kultus und die Erbauung ihres Tempels, und dahin wahrscheinlich auch die Entstehung der samaritanischen Recension des Pentateuchs (s. d. Art. Samaritaner). Dies ist die erste und die wichtigste Erscheinung in der Geschichte des altt. Textes dieser Periode.

Die Samaritaner besitzen den Pentateuch in Handschriften, die mit ihrer eigenthümlichen Schrift geschrieben sind, und sich durch manche wichtige und durchgreifende Eigenthümlichkeiten des Textes auszeichnen. Man benent diese Urkunden des Pentateuchs mit dem Gesamtnamen **Codex Samaritanus**. Über den kritischen Werth desselben, wie über dessen Ursprung und Alter waren die Kritiker lange uneinig. Die älteren erhoben ihn entweder zu sehr aus Parteilichkeit gegen den hebräischen Text, oder sie verachteten ihn aus blinder Vorliebe für den hebräischen Text. Nur wenige traten mit einer gewissen Unparteilichkeit in die Mitte. Aber auch diese urtheilen noch zu günstig über ihn, und scheinen die Sache nicht genau untersucht zu haben. Erst neuerlich hat Gesenius[44]) eine gründliche und durchgreifende Untersuchung darüber angestellt, und gezeigt, daß der Charakter dieser Recension im Ganzen unkritisch und das Werk einer willkürlichen und parteiischen Behandlung ist. Gesenius hat alle Lesarten des Samaritaners auf acht Klassen zurückgebracht. 1) grammatische Änderungen nach den

37) Adv. Marcion. L. V, 13. 19. 20. 21. 38) Comment. in ep. ad Rom. c. 15. 39) S. den Art. Lucas und Marcion. Vgl. *Löffler* Marcionem Pauli epistolas et Lucae evangelium adulteratae dubitatur 1788 in *Velthusen*, *Kuinöl* et *Ruperti* Commentatt. theol. Vol. I. p. 180. sqq. *Schelling* de Marcione Epp. Paulinarum emendatore. Tub. 1795. 40) S. Schmidts Einleit. ins N. T. 2. Th. S. 34. ff.

41) S. die verschiedenen Lesarten zusammengestellt bei *Cappellus* l. c. p. 30. sqq. 42) S. Gesenius Gesch. der hebr. Sprache. S. 34. fg. 43) S. die Art. Jeremia und Daniel. 44) De Pentateuchi Samaritani origine, indole et auctoritate Comment. philol. crit. Hal. 1818. 4.

Digitized by Google

Regeln der gewöhnlichen Grammatik, wodurch auffallende und schwierige Formen weggeschaft worden sind; z. B. היא f. הוא fem., וימות f. ויטת חיתו f. חיית Gen. 1, 24. 2) Glossen, die in den Text aufgenommen sind, z. B. 1 Mos. 13, 18. וילך er ging, anstatt ויאהל. 3) Änderungen solcher Stellen, welche eine Sprachschwierigkeit enthalten, aus Vermuthung, z. B. 1 Mos. 49, 10. מבין רגליו von seinen Fahnen, statt מבין רגליו von seinen Füßen. 4) Vervollständigungen aus Parallelstellen, z. B. 1 Mos. 1, 14. להאיר על־הארץ aus V. 17. 5) größere Zusätze aus Parallelstellen. Wenn erzählt wird, daß Mose etwas vorher gesagt oder gethan, so wird es auch vorher angeführt oder erzählt, und wenn etwas von Gott befohlen wird, so wird es immer wiederholt, wenn es ausgeführt wird. Houbigant, Kennicot und Geddes glaubten, daß in solchen Stellen der hebräische Text abgekürzt sey, aber es ist umgekehrt, der samaritanische Text ist erweitert. Am häufigsten kommen diese Zusätze im 2 B. Mose vor, z. B. 2 Mos. 6, 9., wo aus Kap. 14, 12. eingeschaltet ist, was die Hebräer zu Mose gesagt haben. 6) Änderungen solcher Stellen, welche eine Schwierigkeit in der Sache enthalten. So sind die Lebensjahre der Patriarchen nach gewissen Grundsätzen geändert, so daß keiner vor der Sündfluth nach dem 150. Lebensjahre seinen Erstgebornen zeugt, und nach der Sündfluth keiner vor dem 50. Lebensjahre. Dahin gehört auch die Änderung der Stelle 2 Mos. 12, 40., wonach die 430 Jahre des Aufenthalts der Israeliten in Ägypten mit auf den Aufenthalt in Kanaan bezogen werden, wodurch man diese Stelle mit den nur vier Generationen von Levi bis Mose enthaltenden Geschlechtsregistern 2 Mos. 6, 15—19. 4 Mos. 26, 58. 59. in Einklang bringen wollte. 7) Samaritanismen in der Orthographie, durch Verwechselung der Gutturalbuchstaben, der Buchstaben אחוי, Zusammensetzung zweier Wörter, z. B. כהן אן st. כהנאן, לא כן st. לכן; in der Formation des Pronomen, z. B. אתי st. אתּ, das Verbum, z. B. צחקתי st. צָחַקְתָּ, קטיל st. קָטִיל, das Nomen, קריב st. קָרִיב, את st. יתּ not. accus., und in Vertauschung hebräischer Wörter mit ähnlichen samaritanischen, z. B. כי utinam mit לוי, מִשְׁתָּאוֹת לָהּ mit מִשְׁכָּחָה לָהּ (1 Mos. 24, 21.) u. a. m. 8) Änderungen nach der samaritanischen Theologie und Auslegung. Um allen Schein des Polytheismus zu entfernen, setzt der Samaritaner überall, wo אלהים mit dem Plural construirt ist, den Singular (1 Mos. 20, 13. 31, 53. 35, 7. 2 Mos. 22, 9.). Die Anthropopathien sucht er ebenfalls wegzuschaffen, und setzt z. B. 5 Mos. 29, 19. der Zorn Gottes entbrennt, statt: es raucht die Nase Gottes. Darum setzt er auch bisweilen Engel statt Gott, was häufiger in der samaritanischen Übersetzung geschieht. Aus Achtung gegen die Patriarchen änderte er 1 Mos. 49, 7. אדיר אפם in אדיר אפם. Dagegen wurde aus Feindschaft gegen die Juden die ehrenvolle Bezeichnung Benjamin's 2 Mos. 33, 12. durch eine andere Wortabtheilung ausgetilgt. Ferner wurden die Obscönitäten weggeschaft, was auch die Masorethen durch das Keri thaten. Endlich wurde dem Tempelberg Garisim zu Ehren 5 Mos. 27, 4. statt Ebal Garisim gesetzt.

Mit diesem samaritanischen Text ist auch derjenige verwandt, welcher der alexandrinischen Übersetzung im Pentateuch zum Grunde liegt. Die Entstehung dieser Verwandtschaft auszumitteln, gehört in die Geschichte dieser Übersetzung; so viel aber ist wahrscheinlich, daß die alexandrinischen Übersetzer Handschriften des Pentateuchs gebrauchten, welche den Text nach einer, von der bei den Juden gewöhnlich gewordenen verschiedenen Recension oder Behandlung enthielten, und daß Handschriften derselben Recension zu den Samaritanern gelangten, welche vielleicht schon aus Religionshaß diese Recension der bei den Juden herrschenden vorzogen, und nachher noch mehr in ihrem Sinne ausbildeten. So wie derselbe Psalm, dieselbe historische Erzählung von Verschiedenen verschieden abgeschrieben und verändert wurde: so dürfen wir annehmen, daß auch das große Werk des Pentateuchs eine solche Behandlung erfahren hat. Das kritische Verhältniß der LXX. zum Cod. Samar. ist folgendes. Die LXX. kommen in etwa 2000 Stellen mit dem Sam. gegen den jüdischen Text überein, im 32. Kap. des 5. B. Mose allein in 24 Stellen. Die Übereinstimmung ist nicht nur in größeren Lesarten, welche nach Glossen und Conjekturen schmecken und Zusätze enthalten (z. B. 1 Mos. 2, 2. am sechsten Tage statt am siebenten, welches einen Widerspruch zu enthalten scheint), sondern beide Texte treffen auch in Kleinigkeiten zusammen, z. B. das ו ist im Sam. im 1 B. Mose 200 Mal hinzugefügt und ungefähr 100 Mal ausgelassen, und mit wenigen Ausnahmen stimt die alexandrinische Übersetzung darin mit ihm überein. Bisweilen weichen auch beide Recensionen vom jüdischen Text auf eigenthümliche Weise ab, z. B. 1 Mos. 27, 40. liest der Sam. כאשר תריד, quando potens factus fueris, statt כאשר תרוד, quando strenue volueris, die LXX. aber drücken durch ihr ἐὰν καθέλῃς die Lesart כאשר תורד aus [45]).

Aus den angeführten Eigenthümlichkeiten beider Recensionen erhellet, daß sie ihre Entstehung einer verwerflichen Willkür und unberufenen Geschäftigkeit solcher Kritiker, welche keinen Begrif von ihrem Geschäft hatten, verdanken. Auch in andern Büchern des A. T. befolgen die LXX. eine von der jüdischen verschiedene Recension des Textes. Nicht nur findet sich eine solche, wie schon bemerkt, im Jeremia und Daniel, wo die Verschiedenheit theils in einzelen Lesarten, theils selbst in der verschiedenen Anordnung der Stücke, und in der ganzen Gestalt des Textes besteht; sondern ähnliche Abweichungen finden sich auch im Hiob und in den Sprüchen Salomo's, die sich wol schwerlich alle aus der Willkür der Übersetzer erklären lassen.

Die palästinischen Juden hingegen scheinen von Anfang an mehr kritische Gewissenhaftigkeit gegen ihre heiligen Bücher bewiesen zu haben. Wir wissen nicht, welche Sorge sie für die richtige Fortpflanzung des Textes in dieser Periode getragen haben, denn daß ein Exemplar des A. T. im Tempel aufbewahret, sorgfältig erhalten und erneuert, und danach die übrigen Handschriften eingerichtet worden, bleibt eine bloße Vermuthung. Hinreichend erklärt schon die Liebe und Treue, welche die

45) S. Gesenius diss. de Pent. Samarit. §. 4.

Digitized by Google

Juden von jeher für die Geschichte und Sitte ihrer Väter bewiesen haben, ihr historischer Sinn, welcher sie mehr, als andere Völker, von der Mythologie frei erhalten hat, und überhaupt ihr Sinn für Wahrheit, warum sie den Text ihrer heiligen Schriften so rein bewahrten. Aus der Zeit vor Christi Geburt haben wir kein Denkmal der Geschichte des Textes bei den palästinischen Juden. Auch nach Christi Geburt finden wir (die Citationen des A. T. im N. T. ausgenommen, die jedoch größtentheils aus den LXX. genommen sind) ein solches nicht eher, als im 2. Jahrh. in den griechischen Übersetzungen des Aquila, Theodotion und Symmachus, welche weit weniger vom heutigen masorethischen Text abweichen, als die LXX. Späterhin schließen sich auch die Targumisten Onkelos und Jonathan genau an diesen Text an. Einen der masorethischen Recension verwandten Text finden wir ferner in der hebräischen Columne der Hexapla des Origenes (3. Jahrh.). Dieser Text stimt fast immer mit der Masora überein, da, wo diese von den neuern Handschriften verlassen wird. Im 4. Jahrh. brauchte Hieronymus bei Verfertigung seiner Übersetzung aus dem hebräischen Text jüdische Lehrer und Handschriften, und darum schließt sich seine Übersetzung so genau an die heutige jüdische Reception an. Und so dürfen wir annehmen, daß der jüdische Text auch schon früher in der Zeit, aus welcher wir keine Denkmäler von ihm haben, sich in demselben Zustand befunden habe.

In beiden Gemaren (aus dem 4. und 6. Jahrh.) finden wir manche bedeutende Spuren einer für die Erhaltung des Textes treu besorgten Kritik. Es werden Vorschriften für die biblische Kalligraphie gegeben, es wird erwähnt, daß man in verschiedenen Handschriften abweichende Lesarten gefunden, und die richtigen festgestellt habe. Was aber das Wichtigste ist: es werden, wie späterhin in der Masora, gewisse Arten kritischer Verbesserungen angeführt, welche man früherhin vorgenommen hatte, und angeblich von Mose ableitete[46]). Man hat mit Unrecht darin die Ergebnisse förmlicher kritischer Revisionen des Textes gefunden, richtiger nent sie Morinus[47]) Fragmente oder Vestigia recensionum. Es sind folgende: 1) עטור סופרים, ablatio scribarum, die Weglassung des fälschlich hinzugefügten ו praef. in den fünf Stellen 1 Mos. 18, 5. 4 Mos. 12, 14. Ps. 24, 55. 68, 26. 2) תיקון סופרים, correctio scribarum, die Reinigung von sechszehn bis achtzehn Stellen von eingeschlichenen Schreibfehlern, z. B. 1 Mos. 18, 22. 1 Sam. 3, 13. 3) Puncta extraordinaria, Zeichen der Verwerfung über funfzehn Wörtern, z. B. לולא Ps. 27, 13. אשר 4 Mos. 21, 30. Doch bezeichnen die Punkte auch wol etwas anders, z. B. 1 Mos. 19, 33. auf dem Worte ובקומה[48]). 4) כתיב וקרי, Lesarten, die nicht im Text standen, aber doch mitgelesen werden sollten, wo die Masora die Vokalpunkte in den Text und an den Rand die Consonanten setzt, z. B. 2 Sam. 8, 3: בנהר, wo פרת, mitgelesen werden soll. Solcher Stellen sind sieben; Elias Lerida aber zählt deren acht. 5) כתיב ולא קרי. Lesarten, die im Texte standen, aber weggelassen werden sollten, Wörter, welche die Masora nicht punktirt, z. B. 2 Kön. 5, 18. בו. Beiderlei Lesarten sind wol für nichts als Glossen zu halten. Endlich erwähnt der Talmud auch verschiedene Lesarten, was die Masorethen קרי וכתיב nennen, z. B. zu Hiob 13, 15. Hagg. 1, 8. Noch verdient bemerkt zu werden, daß der Talmud auch schon die Vertauschung unanständiger Ausdrücke mit anständigern, welche letztere die Masorethen ins Keri setzen, kent. Man las z. B. 5 Mos. 28, 30. ישכבנה statt ישגלנה, wie noch jetzt das masorethische Keri vorschreibt[49]). Das Zählen der Buchstaben, womit sich die Masorethen so viel Mühe gegeben, ist den Talmudisten auch schon bekant[50]). Die ungewöhnlichen Buchstaben, welche wahrscheinlich ursprünglich kritische Bemerkungen andeuteten, und nachher mystisch gedeutet worden sind, gehören ebenfalls schon in diese Periode, und verrathen immer eine gewisse Aufmerksamkeit auf den Text und die Gewissenhaftigkeit, nichts darin zu ändern.

Die dritte Periode der Geschichte des alttestamentlichen Textes setzen wir vom geschlossenen Talmud bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst. Die jüdischen Schriftgelehrten, vornehmlich in Tiberias, wo die Schule bis ins 11. Jahrh. blühete, fuhren in ihren Bemühungen für die Kritik des A. T. fort, und vermehrten die von den frühern Lehrern überlieferten kritischen Beobachtungen, indem sie nun auch ihre Aufmerksamkeit auf die nunmehr eingeführte Vokalisation (deren Ursprung in die Zeit vom 6—8 Jahrh. zu setzen ist) richteten. Für diese grammatisch kritische Überlieferung wurde der Name מסורה traditio üblich. Schon im Traktat Pirke Aboth[51]) wird der Masora namentlich Erwähnung gethan, und wir haben vieles von ihrem Inhalt schon im Talmud nachgewiesen, und überhaupt führt ihr Begrif und Name auf einen frühern Ursprung; wenn wir diesen auch nicht auf Esra oder gar auf Mose zurückführen wollen, wie Juden und ältere christliche Gelehrte gethan haben; im engern Sinn aber nent man nur die Kritik in dieser Periode Masora, und diejenigen, welche sich derselben befliſſen, Masorethen. Wie der Talmud war gesammelt worden, so sammelte man auch die Masora, und schrieb sie in eigene Bücher zusammen, dergleichen man noch jetzt handschriftlich besitzt. Nachher schrieb man sie auch an den Rand der Bibelhandschriften. Da man sie als die Bewahrerin der Reinheit des Textes den Zaun des Gesetzes nante, so wollte man die Bedeutung dieses Namens auch in ihrer Form ausdrücken, indem man den Text damit einfaßte; auch bildete man daraus allerlei Figuren von Blumen und Thieren. Man unterscheidet die große und kleine Masora; letztere, welche in den Handschriften und rabbinischen Bibeln zwischen dem hebr. Text und der chaldäischen Paraphrase eingeschaltet ist, und sich auch in unsern gewöhnlichen Bibelausgaben am Rande befindet, enthält nur wenige kritische Bemerkungen, unter denen die Angabe der Kerîs am wichtigsten ist. Die große Masora aber enthält einen

46) Tr. Nedarim f. 37. c. 2. 47) Exercitat. bibl. p. 408. 570. 48) Vgl. Hüpeden neue wahrscheinliche Muthmaßung von der wahren Ursache und Bedeutung der außerordentlichen Punkte. Hannover 1751. 4.

49) Megilla f. 25. c. 2. 50) Kiddasch f. 30. c. 1. 51) c. 3. §. 18.

Digitized by Google

reichen Vorrath kritischer Bemerkungen, deren Gehalt freilich von verhältnißmäßig geringem Werth ist. Man pflegt zwar von einer masorethischen Recension des Textes zu sprechen, man muß aber nicht wähnen, daß die Masorethen dem Text selbst eine Gestalt gegeben. Sie legten vielmehr bei ihren krit. Beobachtungen den textus receptus zum Grunde, und begleiteten ihn mit ihrem Urtheil. Will man denjenigen Text, wie sie ihn in der Idee foderten und wie man ihn nach ihren Vorschriften herstellen könte, die masorethische Recension nennen, so läßt sich dagegen nichts sagen. Den wichtigsten Bestandtheil der Masora machen die Randlesarten oder Keris קרי ולא כתיב, welche nach der Absicht der Masorethen immer als Verbesserungen angesehen werden sollen, wie denn auch die Juden das Keri immer lesen. Es ist bekant, daß das Wort, wofür ein Keri am Rande steht, nicht seine eignen Vokale, sondern die des Keri hat, wofür das häufigste Beispiel das Keri perpetuum יְהוָה ist, welches die Vokale von dem (am Rande nicht bemerkten) אֲדֹנָי hat (nur daß statt ָ ein einfaches Schwa gesetzt ist, aber jenes macht sich geltend, sobald ein suffixum dazu tritt, z. B. בַּיהוָה). Man muß in solchem Fall entweder das Keri lesen, oder die Texteslesart, aber mit den ihr zukommenden Vokalen, also wenn sich הוּא im Texte findet, nicht etwa Hiv lesen, sondern entweder nach dem Keri: Hi oder nach dem Chetib Hu. Wenn sich durch das Zusammenlesen des Chetib mit den Punkten des Keri die Unkunde zu verrathen pflegt, so wollte ehedem der Aberglaube dasselbe versuchen. Nach Hiller nämlich in seinem Arcanum roῦ Chetib et Keri sollten beide, als aus Inspiration stammend, beibehalten, mit denselben Punkten gelesen und zu einem Sinn vereinigt werden. Die Keris sind theils kritischer Art, wirkliche Lesarten enthaltend, denen die Masorethen den Vorzug gaben, was besonders da der Fall ist, wo eine andere Wortabtheilung vorgeschrieben ist, z. B. Ps. 55, 16. יִשַּׁע מָוֶת statt des unverständlichen Ch. ישימות, oder wo die Buchstaben versetzt sind, z. B. 1 Kön. 7, 45. Ch. האחל K. תאלה, oder wo ein andrer Buchstabe zu lesen vorgeschrieben wird, z. B. Ezech. 25, 7. Ch. לבג K. לבז, oder wo ein Consonant weggelassen oder ersetzt werden soll, z. B. Am. 8, 8. Ch. נשקה K. נשקעה, Jos. 8, 12. Ch. לעיר K. לצי; theils sind sie grammatischer Art, wie im Pentateuch, wo oft das alterthümliche הוּא gen. fem. mit dem gewöhnlichen היא vertauscht wird, theils orthographischer Art, z. B. 2 Chron. 8, 16. Ch. אורות K. אוירת, theils Glossen, z. B. Spr. 20, 20. Ch. בְּאִשּׁוֹן חֹשֶׁךְ Augapfel der Finsterniß, K. בְּאֶשֶׁךְ חֹשֶׁךְ, in der Zeit der Nacht, eine matte Erklärung; theils euphemistischer Art, dergleichen schon im Talmud vorkamen. Woher die Masorethen die Keris geschöpft haben, ist streitig; wahrscheinlich haben sie die wirklichen Lesarten aus Handschriften, die andern aber aus den Vermuthungen der Lehrer entlehnt. Wenn sie auch nicht im Geiste einer wahren Kritik gearbeitet haben, wie die vielen grammatischen Keris beweisen, so haben sie doch ihre Vermuthungen dem Text nicht aufgedrungen und sie bescheiden blos an den Rand gesetzt. Die Zahl der Keris ist in verschiedenen Handschriften und Ausgaben verschieden, auch setzen die Handschriften bald das Chetib, bald das Keri in den Text. Außer den Keris enthält die Masora die kritischen Bemerkungen des Talmuds, und zwar sind die ergänzenden Lesarten קרי ולא כתיב vermehrt worden; ferner Conjecturen סבירין, welche meist grammatischer Art sind, wie wenn z. B. 2 Mos. 4, 19. מצרימה statt מצריים gelesen werden soll, weil jenes den gewöhnlichen Vorschriften der Grammatik entspricht; ferner die Anmerkung exegetischer, grammatischer und orthographischer Schwierigkeiten und Seltenheiten, wie wenn z. B. bei 1 Sam. 30, 15. bemerkt wird, daß נִשְׁבַּע mit בֵּאלֹהִים construirt ein Mal vorkomme, bei 1 Mos. 1, 5., daß לְ praef. sieben Mal mit Kamez vorkomme, und wie so oft die plena oder defectiva scriptio bemerkt wird. Außerdem enthält die Masora die Zählung der Verse, der Wörter und Consonanten der biblischen Bücher, eine Arbeit, welche blos den Nutzen hat, daß man daraus sieht, wie sehr man besorgt war, den Text bis auf jeden Buchstaben echt zu erhalten.

Die Benutzung der Masora ist dadurch erschwert, daß ihr Text durch das unordentliche Abschreiben und besonders durch die Gewohnheit, den Bibeltext damit einzufassen, in große Unordnung gerathen ist. Sie wurde zuerst gedruckt in der ersten Rabbinischen Bibel Bombergs (Venedig 1518.), welche Felix Pratensis besorgte, ohne viel für die Verbesserung der Masora zu thun. Mehr that Jac. Ben Chajim in der zweiten Rabb. Bibel Bombergs, Venedig 1526, wiewol er auch Fehler begangen hat, welche Buxtorf in seiner Rabb. Bibel Basel 1618 zum Theil verbessert, aber auch vermehrt hat. Jac. Ben Chajim theilte die Masora ein in die M. textualis und M. finalis, auch maxima genant; letztere ist eine alphabetische Samlung masoretischer Bemerkungen, welche am Rande keinen Platz fanden.

Das Ergebniß einer wahrscheinlich ziemlich alten Revision des Textes sind die von Jac. Ben Chajim am Ende der 2. Bomberg. Rabb. Bibel mitgetheilten morgen- und abendländischen (babylonischen und palästinischen) Lesarten an der Zahl 216—220, die sich auch im VI. Th. der Londner Polyglotte befinden. Sie geben die Abweichungen an, welche im babylonischen und palästinischen Text der biblischen Bücher, den Pentateuch ausgenommen, über welchen keine Varianten vorkommen, wahrscheinlich weil er sorgfältiger als die andern Bücher abgeschrieben worden, Statt fanden, und beziehen sich, bis auf zwei, welche das He mapp. betreffen, blos auf die Consonanten, theils auf die Orthographie, und die Form der Wörter, theils auf das Keri und Chetib. Man weiß nicht, woher Jac. Ben Chajim dieses Verzeichniß erhalten hat, auch nicht von welchem Verfasser und aus welcher Zeit es ist. Seinem Inhalte nach, worin keine Beziehung auf die Vokale vorkomt, darf man es in die Zeit vor der Einführung der Vokale setzen, so daß es älter wäre, als viele masorethische Bemerkungen. Es ist ein schätzbares Denkmal, welches beweist, daß die morgenländischen Juden, wie die abendländischen, ihren textus receptus und ihre Masorethik oder wenigstens immer eine gewisse kritische Sorgfalt für den Text hatten.

Noch findet sich in den Bomberg. und Buxtorfischen Rabb. Bibeln und im VI. Th. der londner Polyglotte

Digitized by Google

ein Verzeichniß von verschiednen Lesarten, welche aus dem 11. Jahrh. stammen und den Rabbinen Aharon Ben Ascher und Jac. Ben Naphthali, welche beide Vorsteher von Akademien, jener in Palästina, dieser in Babylonien, gewesen seyn sollen, angehören, und wovon die einen von den abendländischen, die andern von den morgenländischen Juden, jedoch nicht beständig, befolgt werden. Sie betreffen, ein einziges Wort Hohesl. 8, 6. ausgenommen, blos die Vokale und Accente, und man schließt daraus richtig, daß damals die Vokalisation und Accentuation des A. T. vollendet und überall eingeführt und die alten unpunktirten Handschriften außer Gebrauch gekommen waren [52]).

Mit diesem Zeitpunkt kann die Geschichte des alttest. Textes als abgeschlossen angesehen werden. Die alten Handschriften ohne Vokale gingen unter, und es kamen blos die neuen mit Punkten in Gebrauch, woher es komt, daß unsre Handschriften so jung und keine über 800 J. alt sind. Indeß können wir uns über jenen Verlust mit der Überzeugung beruhigen, daß die neuern Handschriften den alten Text im Wesentlichen enthalten, und daß keine wichtigen Veränderungen damit vorgegangen sind. Nicht einmal nach der Masora sind die Handschriften geändert worden, wie so viele noch vorhandene nicht masorethische Lesarten beweisen. Eichhorn Einl. 1. Th. S. 278. äußert den Argwohn, daß der Text in dieser Zeit nach den Targumim und nach der Grammatik, deren Studium nunmehr unter den aus dem Orient vertriebnen Juden in Spanien und Frankreich eifrig betrieben wurde, geändert worden seyn möge; aber dies verhinderte gewiß die Achtung vor dem Text und das Ansehn der Masora. Der jüdische Kritiker Méir Hallevi klagt zwar über Corruption der Handschriften, aber diese betraf vorzüglich nur die scriptio plena et defectiva, mithin das Unwesentliche. Die Rabbinen rühmen mehre Handschriften als besonders richtig, unter andern die Handschriften Hillels, Ben Aschers, Ben Naphthalis; sie waren aber punktirt und scheinen solche gewesen zu seyn, welche den der Masora zum Grunde liegenden Text am treuesten enthielten.

Die Geschichte des gedruckten Textes hat außer ihrer literarischen Wichtigkeit für die Kritik selbst noch ein gewisses Gewicht, weil sie die Abstammung des jetzt in den gewöhnlichen Ausgaben enthaltenen Textes aufklärt, und Quellen und Hilfsmittel für die Kritik kennen lehrt. Die ersten ursprünglichen Ausgaben, welche Quellen der andern geworden, dürfen als Denkmäler des Textes angesehen, und den Handschriften gleichgeachtet werden [53]).

Mehre Ausgaben sind mit kritischen Hilfsmitteln ausgestattet; die rabbinischen Bibeln von Bomberg und Buxtorf mit der Masora und Varianten; mit Varianten die Ausgaben von Seb. Münster, van der Hooght, J. H. Michaelis, welcher letztere fünf Codd. und vier und zwanzig Ausgaben, aber flüchtig, verglichen hat; von C. F. Houbigant, welcher auch notas criticas in universos V. T. libros T. I. II. Francof. a. M. 1777. 4. lieferte, aber gegen die Masora und für die Verss. und den Cod. Sam. parteiisch ist und sich zu sehr der Conjektur überläßt; von Benj. Kennicot, welcher eine Menge Handschriften (an der Zahl 694) und Ausgaben, theils selbst verglich,

52) Vgl. *Cappell.* l. c. p. 439. sqq. 53) Solcher Ausgaben sind drei: I. die älteste Gesamtausgabe d. A. T. Soncino 1488. fl. Fol., welcher die von Brescia 1494. 4. (deren sich Luther bediente) folgt. Daraus sind geflossen: Bibl. Rabb. Bomb. I. ed. Fol. Prat. 1517. 18. Bomberg's Handausgabe von 1518. 1521., die Ausgaben von R. Stephanus von 1539 — 1544. Seb. Münsters Ausg. Basel 1536. 2 Voll. 4. II. Der hebräische Text der Complutensischen Polyglotte. 1514 — 1517., der aus sieben Handschriften geflossen, und in der Polyglotte Bertrams ex offic. Sanctandreana 1586. fol. und ex off. Commelin. 1599. 1616. wiederholt ist. III. Die zweite Rabb. Bibel Bombergs, herausgeg. von R. Jac. Ben Chajim. Venedig 1525. 26. Fol., deren Text vorzüglich nach der Masora eingerichtet, dabei jedoch spanische Handschriften zum Grund gelegt wurden. Dieser Ausgabe sind die meisten andern gefolgt, als: Bibl. Rabb. Bomberg. III. Venet. 1547 — 49. fol. Bibl. Rabb. per *Joa. de Gara.* Venet. 1568. fol. Bibl. Rabb. *Bragadini* Venet. 1617. 18. fol. Bombergs Handausg. v. J. 1528. 1533. 1544. 4. Ed. *R. Stephani* Paris 1544 — 46. 16. Mit einigen Änderungen die Justinianischen Ausgaben: Venet. 1551 — 1573. 4. Bibl. Genev. 1618. B. Hebr. per *I. de Gara.* Venet. 1566. 4. 1568. 8. 1682. 4. Bibl. Hebr. typ. *Bragadini* Venet. 1614. 15. 1619. 1628. 1707. Bibl. H. *Christ. Plantin.* Antw. 1566. Ed. *Hartmann* Francof. a. O. 1595. 1598. B. H. typ. *Zach. Cratonis.* Viteb. 1586. Daher komt es, daß unsere Ausgaben meistens den spanischen Handschriften folgen. Einen aus der complutensischen und bombergischen Ausgabe gemischten Text enthält die Antwerpener Polyglotte 1569 — 72. Fol., aus welcher die Plantinischen hebr. lat. Ausgaben 1571 — 1673, Bibl. Hebr. Lat. Burg. Aurae 1581. fol. B. Hebr. Lat. Genev. 1618. fol. Bibl. H. Lat. ed. *Knoch* Francof. a. M. 1618. fol. Bibl. Hebr. Lat. Vienn. 1743. 8., der Text der Pariser Polyglotte 1645. Fol., der Lordner Polyglotte 1657, der Polygl. des Reineccius Leips. 1750. Fol. und dessen Handausg. 1725 — 93. 8. geflossen sind. Einen gemischten Text enthält auch die Ausgabe von Elias Hutterus, Hamb. 1583. Fol., welcher dessen Polyglotte, Nürnb. 1591. Fol. und die Misselsche Ausg. L. B. 1662. 8. folgen. Ebenfalls ist der Text gemischt in Buxtorfs Handausg. Basel 1611. 8., woraus dessen rabb. Bibel, Basel 1618. 19., jedoch mit mehren Änderungen nach der Masorah, Bibl. Hebr. typis *Menasseh Ben Israel.* Amstd. 1639. 8. (wogegen die andern Ausg. Menasseh's von 1630 — 35. einen eignen Text haben) und Bibl. Rabb. op. *Mos.* Francofurt. Amstd. 1724. fol. geflossen sind. Die Ausgabe von Jos. Athias mit Joh. Leusdens Vorrede Amsterd. 1661. 8. 1667. 8., welche ebenfalls einen gemischten Text nach Ausgaben und Handschriften enthält, ist die Quelle der bei uns am meisten in Gebrauch gekommenen Ausgaben geworden, welche sind: Ed. *Clodii* Francof. a. M. 1677. 8. recogn. a *J. H. Maio* et alt. revis. a *J. Leusdeno.* ib. 1692. 8. Biblia ad optimorum tum impressorum speciatim Clodii, Jablonskii, Opitii, quam MSS. aliquot Codd. fidem collata, cur. *J. H. Maii* et *G. Chr. Bürelin.* ib. 1716. 4. Ed. *Dan. Ern. Jablonskii.* Berol. 1699. 8maj. wobei auch Mspte. zu Rathe gezogen sind; dessen ed. 2. ib. 1712. in 12. Ihr folgt die Ausgabe von *J. H. Michaelis.* Hal. 1720. 8maj. Aus Athias Ausgabe von 1667 ist genau abgedruckt die Ausgabe von *Van der Hooght.* Amst. et Ultraj. 1705. 8maj., und dieser folgen die Ausg. von *Sal. Ben Jos. Props.* Amstd. 1724. 8maj., Bibl. Hebr. Lat. (c. vers. *Seb. Schmidtii*) Lips. 1740. 4., die Ausg. von *C. F. Houbigant.* Paris 1753. fol., von *Jo. Simonis.* Hal. 1752. 1762. 8., von *Benj. Kennicot.* Oxon. 1776. 80. fol. Der Ausg. von Athias folgt auch die von *Opiz.* Kilon. 1709. 4. und dieser die Züllichauer Ausg. 1741. 4maj.

Über diese Geschichte der Ausgaben des A. T. vgl. *Le Long* biblioth. s. ed. *Masch* P. I. *Wolf.* Bibl. Hebr. P. II. p. 364. sqq. *Kennicot* diss. gen. ed. *Bruns* p. 436. sqq. Rosenmüller's Handb. f. d. Literat. der bibl. Kritik u. Exeg. 1. B. S. 189. ff. 3. B. S. 279. ff. Eichhorn Einleitung, 2. B. S. 178. ff.

Digitized by Google

theils (besonders durch Bruns) vergleichen ließ, und eine ungeheure Masse von Varianten zusammengebracht hat, die aber wegen der unterlassenen Auswahl der verglichenen Handschriften und der Lesarten selbst der Kritik den erwarteten Gewinn nicht gebracht hat. Der nach einer der letzten Bombergischen Ausgaben veranstalteten Ausgabe Mantua 1742—44. ist der kritische Kommentar des R. Sal. Norzi betitelt מנחת שי beigedruckt, welcher eine Samlung von mehr als 2000 Varianten aus der Masora, den Midraschim, Mscpten und sonsther enthält. Von den Juden haben noch kritische Apparate geliefert: R. Meïr Hallevi in seinem ספר מסורת סייג לתורה Florenz 1750. kl. Fol., welches ein alphabetisches Verzeichniß aller Wörter des Pentateuchs mit der Vorschrift, wie jedes zu schreiben sey, enthält, und R. Menachem de Lonzano, in seinem אור תורה, zuerst gedruckt in dem Werk שתי ידות Vened. 1618. besonders, aber fehlerhaft, Amsterd. 1659. Nach Kennicot lieferte bei uns J. Bern. de Rossi eine große Varianten-Samlung [54]). Die Varianten sind aus 88, von Kennicot gebrauchten und von de Rossi neu verglichenen, aus 479 von ihm selbst besessenen und 110 auswärtigen Handschriften, die er theils selbst verglichen, theils vergleichen lassen, aus vielen Ausgaben und aus Samaritanischen Handschriften, endlich aus den alten Versionen (welche Kennicot nicht verglichen hatte) geschöpft, besser gesichtet als bei Kennicot, und mit Urtheilen begleitet; eine Arbeit, welche mit außerordentlich viel Fleis, Geduld und Sorgfalt vollführt ist. Voran gehen prolegomena, welche eine, freilich mit Hypothesen angefüllte Geschichte des alttestamentlichen Textes, eine nicht auf die richtigsten Grundsätze gebaute Theorie der Kritik und ein Verzeichniß der verglichenen Handschriften und Ausgaben enthalten. Einen Auszug aus den Variantensamlungen von Kennicot und de Rossi enthalten die Ausgaben von Döderlein und Meisner. Leipz. 1793. 8. und Jahn. Wien 1807. 3 Voll. 8. Die größte Mühe, welche auf die Vergleichung von Handschriften des A. T. gewandt worden, hat keinen entsprechenden Gewinn gebracht. Denn alle noch vorhandenen Handschriften stellen im Ganzen denselben Text dar, nämlich den von den Masorethen festgestellten. Es reicht keine in die Zeit vor der Punktation hinauf, und es können daher keine bedeutenden Abweichungen im Text vorkommen. Indeß ist diese Überzeugung, daß die Handschriften der Kritik keine bedeutende Hilfe gewähren, immer ein Gewinn, für welchen wir dankbar seyn können [55]). Die einzigen Denkmäler eines älteren Textes sind die alten Übersetzungen, welche aber je treuer und unvermischter sie sind, sich desto mehr an den jüdischen Text anschließen, und die samaritanischen Handschriften, deren Text aber, wie wir gezeigt haben, wenig Werth hat. Und so sind wir immer vorzüglich an den jüdischen Text zurückgewiesen, vor welchem uns aber die Geschichte die allergrößte Achtung einzuflößen im Stande ist. Wenn auch manche Stellen des A. T. den Kritiker in Verlegenheit setzen und an ihrer Verbesserung verzweifeln lassen, so muß er doch im Ganzen an die Unverderbheit des Textes glauben, und dafür zeugt unter andern die Genauigkeit, mit welcher die charakteristische Eigenthümlichkeit in verwandten und leicht zu vermischenden Stellen, namentlich in den verschiedenen Aufsätzen der Genesis, und in den Parallelen der Chronik und der frühern historischen Bücher bewahret worden ist.

Man theilt die jüdischen Handschriften [56]) ein in heilige oder Synagogenrollen, und gemeine oder Privathandschriften. Die Synagogenrollen enthalten blos den Pentateuch in chaldäischer Quadratschrift, ohne Vokale und Accente, aber mit den außerordentlichen Punkten und den ungewöhnlichen Buchstaben (den Litt. majusc. minusc., suspens., inversis). Sie sind im alterthümlichen Rollenformat auf Pergament, mit der größten kaligraphischen Genauigkeit, nach authentischen Exemplaren geschrieben und sorgfältig corrigirt. Christen kommen selten in den Besis solcher Handschriften, da die alten und zerrissenen sorgfältig bei Seite gelegt und Privatleuten blos solche überlassen werden, welche durch ihre Unrichtigkeit unbrauchbar sind. Die Privathandschriften sind theils in chaldäischer Quadratschrift, theils in rabbinischer Schrift geschrieben. Die erstern sind die ältern und wichtigern. Sie sind theils auf Pergament, theils auf Baumwollen- u. Linnenpapier (auf letzteres doch nur die jüngsten), in Folio-, Quart-, Oktav- und Duodezformat, mit schwarzer Tinte, Text und Punkte aber gewöhnlich mit verschiedener, geschrieben; Anfangswörter und Buchstaben sind oft mit Gold und Farben ausgemalt. Der Text ist sorgfältig in Columnen abgetheilt, Zeilen und Rand genau abgemessen, wiewol die Zahl der erstern sich nicht immer gleich bleibt. Die Anfangsbuchstaben sind oft abenteuerlich mit Figuren verziert, welche aus Stücken der Masora zusammengesetzt sind. Neben dem hebräischen Text in einer besondern Columne oder zwischen denselben versweise abwechselnd findet sich gewöhnlich die chaldäische Paraphrase; seltener sind daneben arabische und andere Übersetzungen. Den obern und untern Rand nimt die große Masora, zuweilen ein rabbinischer Kommentar, auch wol Gebete u. dgl. ein; der äußere Rand ist mit Korrekturen, Scholien, Anzeige der Haphtharen und Paraschen, Kommentaren der Rabbinen u. dgl., der innere Rand mit der kleinen Masora ausgefüllt. Die einzelen Bücher sind durch Zwischenräume getrent, ausgenommen die BB. der Kön., der

54) Variae lectiones vet. test. ex immensa MSS. editorumque Codd. congerie haustae et ad Sam. textum, ad vetustissimas vers., ad accuratiores sacrae criticae fontes ac leges examinatae. Parm. 1784 — 88. 4 Voll. 4maj. Scholia critica in V. T. libros, s. supplementa ad varias sacri textus lectiones ib. 1798. 4. 55) Vgl. Eichhorn von dem Gewinn, den die Kritik des A. T. aus masorethischen Handschriften gewacht hat in s. Allg. Biblioth. 2. B. 3. St. S. 502. ff.

56) Nachrichten und Verzeichnisse von Handschriften geben *Wolf* Bibl. Hebr. P. II. p. 293. sqq. *Carpzov* Crit. s. P. I. c. 8. *R. Simon* hist. crit. d. V. T. L. I. c. 21—23. *Houbigant* Prolegg. *Kennicot* diss. gen. *De Rossi* prolegg. *Tychsen* tentamen de variis Codd. Hebr. generibus. Musterhaft ist die allgemeine Beschreibung, welche Eichhorn liefert, Einl. II. Th. S. 18. ff. dem wir hier folgen. Einzele Codd. beschreiben Wolf, Kennicot, Michaelis, Lilienthal, Schelling und A., welche Rosenmüllers Handbuch 2. Th. S. 17. ff. verzeichnet hat.

Digitized by Google

Chron., Esr. u. Nehem., welche je als ein Buch betrachtet werden. In der Ordnung der Bücher folgen die teutschen Handschriften dem Talmud, die spanischen der Masora, so daß Jesaias vor Jeremia und Ezechiel zu stehen komt. In den teutschen Handschriften folgen die Hagiographen in dieser Ordnung: Psalmen, Sprüchw., Hiob, Hohesl., Ruth, Klagl., Pred., Esther., Daniel, Esra und Nehem., Chronik; in den spanischen aber in dieser Ordnung: Chron., Ps., Hiob, Sprüchw., Ruth, Hohesl. Pred. Klagl., Esth., Dan., Esr. und Nehem. — Der Charakter der Quadratschrift ist in diesen Handschriften bei weitem nicht so verschieden, wie der Schriftcharakter in den Handschriften des N. T. und überhaupt in den griechischen und lateinischen Urkunden. Jedoch unterscheidet sich in den Synagogenrollen die Tham-schrift (תם כתב), welche bei den teutschen und polnischen Juden gewöhnlich ist, durch die spitzigen Ecken der Buchstaben und die senkrechten Coronamente (תגין) über den Buchstaben משיבונג, von der welschen Schrift (וועלש כתב), welche jünger, als jene, und bei den spanischen und morgenländischen Juden gewöhnlich ist, durch ihre runden Züge und Coronamente. In den andern Handschriften unterscheiden Bruns und andere Kritiker einen spanischen, regelmäßig viereckigen und stärkern, einen teutschen, liegenden, gedrückten, feinern, und einen französisch-italiänischen, zwischen jenen beiden mitten inne stehenden Schriftcharakter [57]). Häufig ist eine Handschrift durch mehre Hände gegangen, und man kann annehmen, daß der Abschreiber, der die Consonanten schrieb, mit dem Punktator und Corrector gewöhnlich nicht eine und dieselbe Person war. Wenigstens wurden die Punkte hinterher hinzugesetzt, daher die Verschiedenheit der Tinte, und selbst zuweilen die Abweichung der Punktation vom Texte. Die Masora, die Keris und die Scholien sind auch oft von Andern hinzugefügt worden. Endlich sind späterhin manche Stellen aufgefrischt worden.

Das Alter der Handschriften erkent man vorzüglich aus den Unterschriften, welche die Zeit der Verfertigung, den Schreiber, und Besitzer zu nennen pflegen, die aber nicht nur oft versteckt, und undeutlich, sondern auch offenbar unrichtig sind, welches letztere z. B. der Fall ist bei Cod. 611. Kenn. in Berlin [58]). Da die Handschriften oft auseinander gerissen worden, so fehlen auch nicht selten die Unterschriften ganz. Andere Merkmale des Alters sind noch viel trüglicher. Auch ist selbst das Vaterland der Handschriften nicht immer mit Sicherheit zu bestimmen.

Die Handschriften mit rabbinischer Schrift sind meistens sehr jung, und ohne großen Werth. Noch hat man Kentniß von den Handschriften der sinesischen Juden, die aber nichts als den masorethischen Text enthalten. S. Murr Vers. einer Gesch. der Juden in China. 1806. 8. Die von Thom. Yeates (Cambridge 1812.) beschriebene Handschrift der malabarischen Juden ist im Wesentlichen ganz den jüdischen Synagogenrollen gleich, nur daß sie auf rothes Leder geschrieben ist.

Geschichte des neutestamentlichen Textes. Obgleich die neutestamentliche Kritik an Hilfsmitteln, namentlich an alten Handschriften, reicher ist, als die alttestamentliche, und auch einen freiern Spielraum hat; so ist doch die Geschichte des neutestamentlichen Textes fast noch ärmer an beglaubigten Thatsachen, als die des alttestamentlichen. Eine wichtige Epoche für die Geschichte des neutestamentlichen Textes war unstreitig die Zusammenstellung der beiden besondern Samlungen neutestamentlicher Bücher, des Εὐαγγέλιον und Ἀπόστολος, und dieser zu einem Ganzen des N. T.; aber die Geschichte schweigt darüber gänzlich. In der Mitte des 3. Jahrh. unternahmen die Bearbeiter des Textes der LXX Hesychius und Lucianus, auch eine Bearbeitung des neutestamentlichen Textes. Hieronymus [59]) spricht von Handschriften des N. T., welche diese Männer gebessert hätten, fällt aber darüber keineswegs ein günstiges Urtheil; auch scheinen diese Handschriften nicht sehr verbreitet gewesen zu seyn [60]). Papst Gelasius verbot die Evangelia, quae falsavit Lucianus et Hesychius apocryph. Decret. Pars I. distinct. XV. §. 27. Da die Recension, welche Hesychius vom Text der LXX bearbeitet hatte, in Alexandria und Ägypten, die des Lucianus aber in Antiochien und Konstantinopel Ansehen gewonnen hatte [61]), so ließe sich ein gleiches von diesen Recensionen des N. T. vermuthen. Semler hat allerdings diese beiden Männer für die Urheber von weit verbreiteten Recensionen des Textes gehalten [62]), und Hug bildete diese Vermuthung noch weiter aus, wie wir weiter unten zeigen werden. Aber Hieronymus gibt diesen Recensionen bei weitem nicht eine solche Wichtigkeit, indem er sagt, daß sie nur wenige Menschen zu Freunden hätten. So wie Origenes eine kritische Arbeit über die LXX unternommen, so könte man glauben, daß die Origenianischen Handschriften der Evangelien und Briefe, deren Hieronymus [63]) erwähnt, auch auf eine neutestamentliche Recension des Origenes hindeuteten; und wirklich hat schon Ernesti [64]), eine solche Recension angenommen, und Hug ist ihm hierin gefolgt. Aber von einer solchen Arbeit hätte Eusebius wol nicht geschwiegen, der unstreitig davon wissen mußte, und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß Origenes nach Vollendung der Hexapla noch Zeit und Kräfte genug gehabt, eine solche Arbeit zu unternehmen. Da übrigens Hieronymus unter den Handschriften des Origenes auch die des Pierius nent, so ist um so weniger an etwas anderes als an Handschriften, welche diese Männer in Gebrauch gehabt

57) S. *Kennicot* diss. gen. ed. Bruns. p. 340. 58) Vgl. *Schnurrer* de Codd. Hebr. V. T. Mss. aetate difficulter determinanda in s. Dissertatt. p. 2. sqq.

59) Praef. in 4 Ev. ad Damasum. 60) Praetermitto eos codices, quos a Luciano et Hesychio nuncupatos pecorum hominum asserit perverse contentio: quibus utique nec in toto veteri instrumento post LXX interpretes emendare licuit, nec in novo profuit emendasse, cum multarum gentium linguis scriptura ante translata doceat falsa esse, quae addita sunt. 61) *Hieron.* praef. in Paralipom. 62) *Wetsten.* libelli ad crisin N. T. pertinentes. Illustravit *J. S. Semler* p. 83. 177. 63) Comment. in Matth. XXIV, 36. Ep. ad Gal. III, 1. 64) N. theol. Bibliothek 5. B. S. 809.

Digitized by Google

und die wegen ihrer Genauigkeit geschätzt wurden, zu denken. Gerade so berufen sich die Rabbiner auf alte genaue berühmte Handschriften [65]).

Da es mithin an sichern und bedeutenden Thatsachen der Geschichte des Textes fehlt, so ist es am besten, wir halten uns an die vorliegenden Denkmäler des Textes selbst, welches die Handschriften, Übersetzungen und Citate der Kirchenväter sind, um aus ihrer Beschaffenheit Schlüsse über die Schicksale des Textes zu ziehen. Sobald die neutestamentliche Kritik eine freiere Übersicht über die Masse der vorhandenen Hilfsmittel und ihr Geschäft gewann, bemerkte sie zwischen mehren Denkmälern des Textes eine gewisse innere Verwandtschaft oder eine Zusammenstimmung in charakteristischen Lesarten. Nachdem Bengel darüber eine dunkle Ahnung ausgesprochen, gab Semler zuerst eine vorläufige schwankende Idee davon, welche Griesbach genauer und fester bestimte. Semler und Griesbach nanten die verschiedenen Textesgestalten, welche sie zu finden glaubten, Recensionen, nicht ganz im eigentlichen Sinne. Allerdings nahm Griesbach an, daß die eine Textesgestalt, die alexandrinische, auf einer wirklichen Recension, welche bei der Zusammenstellung des *Εὐαγγέλιον* und *Απόστολος* vorgenommen worden, beruhe, die andere aber, die occidentalische, hielt er für ein zufälliges Erzeugniß, indem sie sich durch die Fortpflanzung der alten nicht recensirten, mit Glossemen und Hebraismen angefüllten Handschriften gebildet habe. Auch die konstantinopolitanische Recension soll sich nicht sowol durch die Arbeit eines Kritikers, als durch die Abschreiber gebildet haben, welche jene beiden Recensionen vermischten. Gegen den Namen ist nichts einzuwenden, wenn sich nur die Beobachtung bewährt, daß gewisse Denkmäler des Textes in charakteristischen Lesarten zusammenstimmen. Griesbach bestimte das Vaterland und das Alter der Recensionen nach den Kirchenvätern, die in ihren Schriften charakteristische Lesarten anführen, und nach den Übersetzungen, in denen sie vorkommen; und dies ist unstreitig der sicherste Weg, weil hier vorliegende Thatsachen, nicht ungewisse Vermuthungen entscheiden. Die Anordnung der Recensionen nach Griesbach ist nun diese: 1) die alexandrinische Recension gebrauchen die Kirchenväter Clemens von Alexandrien, Origenes, Eusebius, Athanasius, Cyrill von Alexandrien, Isidorus Pelusiota u. A. und im 8. Jahrhundert noch Johannes von Damaskus. Von den Übersetzungen gehören zu ihr die memphitisch-koptische und philoxenianisch-syrische ganz, die äthiopische und armenische aber nur zum Theil. In den Evangelien enthalten sie die Codd. BCL. 33. 102. 106. und in den Episteln ABC. und zum Theil die Codd. 17. 46. 47. Ihr Charakter ist im Allgemeinen grammatisch, d. h. ihre Haupteigenthümlichkeit besteht in der größern Reinheit des griechischen Ausdruckes. 2) Die occidentalische Recension komt vor beim Übersetzer des Irenäus, bei Tertullianus, Cyprianus, Ambrosius, Augustinus u. A.; in den lateinischen Übersetzungen, besonders den vorhieronymianischen, in der schidisch-koptischen u. syrisch-hierosolymitanischen. Von den Codd. gehören überhaupt die Codd. graeco-latini hieher, in den Evang. Codd. D. 1. 13. 69. 118. 124. 131. 157., in den paulinischen Briefen Codd. D. E. F. G. Der Charakter dieser Recension ist exegetisch, sie enthält Glossen, Umschreibungen, und hebraisirt mehr als jene. 3) Die konstantinopolitanische Recension erscheint in den Schriften der Kirchenschriftsteller, welche vom Ende des 4. bis zum 6. Jahrhundert in Griechenland, Kleinasien und den benachbarten Provinzen gelebt haben, in der gothischen und slavischen Übersetzung und in den Codd. A. E. F. G. H. der Evangelien und der mostowitischen Handschriften der Paulinischen Briefe. Außer dem, daß diese Recension aus den vorigen gemischt ist, besteht ihre Eigenthümlichkeit darin, daß sie noch mehr gräcisirt, als die alexandrinische.

Einen gemischten Text, der keiner Recension ganz entspricht, findet Griesbach in der syrischen *Peschito*, von der er daher glaubt, daß sie nach verschiedenen griechischen Handschriften wiederholt interpolirt sey. Der Evangelientext des Chrysostomus komt der syrischen Version insofern gleich, als er auch aus verschiedenen Recensionen zusammengesetzt ist, was Griesbach daraus erklärt, daß Chrysostomus mehre ältere Kommentare, denen verschiedene Texte zum Grunde lagen, zu Rathe gezogen oder compilirt habe. Die Vermischung der Recensionen ging nun noch weiter, es bildete sich gewissermaßen eine neue vierte Recension, welche Hänlein die jüngere konstantinopolitanische genant hat, und deren Text enthalten die Codd. P. Q. T. und mehre Handschriften, die im Ganzen zur alexandrinischen oder occidentalischen Recension gehören, aber zum Theil interpolirt sind, wie die Codd. 1. 13. 33. 69. 106. 118. 124. 131. 157. Auch die äthiopische, armenische, schidisch-koptische und hierosolymitanische Version enthalten zum Theil Interpolationen von dem Charakter dieser Recension. Noch weiter ist die Vermischung gegangen in den Handschriften K. M. 10. 11. 12. 17. 22. 28. 36. 40. 56. 57. 61. 63. 64. 71. 72. 73. 91. 108. 127. 142. 209. 229. 235. und in den Schriften des Theophylactus und Oecumenius [66]).

Hug [67]) suchte dieses System, dessen Grundzüge er anerkante, noch genauer zu bestimmen und ihm eine festere geschichtliche Grundlage zu geben. Er fand mit Griesbach, in den griechisch lateinischen Handschriften, in den Evangelien, in den Codd. D. 1. 13. 69. 124. und, in den Paul. Briefen, in den Codd. D. E. F. G. so wie in den vorhieronymianischen lateinischen Übersetzungen und in der schidisch-coptischen, einen eigenthümlichen Text, den er aber nicht den occidentalischen, sondern den unrecensirten Text oder mit einem aus der Textgeschichte der LXX entlehnten Ausdruck *κοινὴ ἔκδοσις* nante. Er nahm nämlich an, daß der Text des N. T. bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts, der Willkür der Abschreiber überlassen,

65) Vgl. *Griesbach* diss. de Codd. Evangg. Origenianis Hal. 1771. p. 11.

66) Vgl. *Griesbach* prolegg. in ed. 2. N. T. p. LXXIV. sqq. Curae in hist. text. gr. Epp. Paulin. spec. 1. sect. II. §. 14. 15. Hänlein Einl. 2. Th. S. 120. ff. 67) Einl. ins N. T. 1 Th. S. 110. ff.

Digitized by Google

durch eine Menge von Zusätzen, Interpretamenten und Interpolationen entstellt worden sey, welcher Text, vorzüglich durch alexandrinische Abschreiber vervielfältigt, auch ins Abendland Eingang gefunden und hier noch später üblich geblieben sey. Selbst hierin stimt er mit Griesbach überein, welcher den occidentalischen Text ebenfalls aus den unrecensirten ältern Handschriften ableitet. Aber er wich darin von ihm ab, daß er zu diesem unrecensirten Text die syrische Peschito und die Citationen des Clemens von Alexandrien und des Origenes rechnet. Dagegen hat Griesbach [68]), mit Grund folgendes eingewendet. Clemens stimt allerdings zuweilen mit der occidentalischen Recension überein, aber nicht selten auch mit der alexandrinischen gegen die occidentalische, was Hug selbst bemerkt hat [69]): mithin kann er nicht als Zeuge des unrecensirten Textes angesehen werden. Origenes hat ebenfalls die *κοινή* nicht gebraucht, sondern die alexandrinische Recension. Der Text, den er anführt, stimt gewöhnlich in den Evang. mit den Codd. BCL, und in den paulinischen Briefen mit den Codd. ABC überein. Bei dem Kommentar über den Johannes bediente er sich auch einer alexandrinischen Handschrift des Marcus, hingegen beim Kommentar über den Matthäus citirt er aus einer occidentalischen Handschrift dieses Evangelisten [70]). Was die Peschito betrift, so gibt Griesbach zu, daß sie der *κοινή* näher stehe, als den andern Recensionen, sie stimme aber doch nicht ganz mit derselben überein, und könne nicht gerade zu ihr gerechnet werden. Er vermuthet, daß die Syrer vielleicht eine eigne Recension gehabt, welche der *κοινή* verwandt, aber doch nicht mit ihr eins gewesen. Hug nimt wol etwas ähnliches an, indem er den Syrern eine eigenthümliche Gestalt der *κοινή* zutheilt. Aber Griesbach hält dessen ungeachtet die Peschito noch für interpolirt.

Eine Recension des Textes, die er dem Hesychius zuschreibt, findet Hug in einigen Zeugen der von Griesbach angenommenen alexandrinischen Recension, in den Evangelien im Cod. L., in den paulinischen Briefen in den Codd. 17. 46., und überhaupt im Cod. C. und mit Ausnahme der Evangelien im Cod. A., in der memphitisch-koptischen Übersetzung, in den Schriften des Athanasius, des Cyrillus von Alexandrien u. A. Der Charakter dieses Textes besteht in der Befreiung von Glossen, Scholien und allen größern Interpolationen u. Auslassungen und in dem reineren Griechischen. Es ist der Hauptsache nach die alexandrinische Recension Griesbachs, und dieser hat blos, und zwar mit dem größten Recht, den von Hug angegebenen historischen Ursprung derselben bezweifelt. Er hält sie nämlich für älter als Hesychius, da schon Origenes im J. 219, wo er seinen Commentar über den Johannes schrieb, und selbst Clemens die alexandrinische Recension gebrauchten. Dem Hesychius schreibt Griesbach blos eine Revision der alexandrinischen Recension zu.

Eine dritte Gestalt des Textes findet Hug in den Kirchenschriftstellern von Syrien, Kleinasien und dem konstantinopolitanischen Patriarchat, in der slavischen und gothischen Übersetzung und in den Codd. der Evangelien E. F. G. H. S. V., bh bei Matthäi und in den meisten jüngern Minuskelhandschriften, in den paulinischen Briefen in den Codd. G. und den moskowitischen Handschriften. Hier stimmen beide Kritiker ganz überein; Griesbach hat selbst nichts dagegen einzuwenden, daß Hug diese Recension dem Lucianus beilegt, welcher die *κοινή*, wie sie der Peschito zum Grunde lag, recensirt, und sie, wie Hesychius, von den Zusätzen und Weglassungen gereinigt, jedoch nicht so sehr gräcisirt haben soll. Nun möchte Griesbach annehmen, daß viele Lesarten späterhin aus dem Text des Lucianus in die Peschito durch Interpolation übergegangen seyen.

Eine vierte besondere Gestalt des Textes will Hug in den Handschriften A K M 42. 106. 114. 116. der Evangelien, in der philoxenianisch-syr. Version und in den Schriften des Chrysostomus und Theodoretus von Cyrus entdeckt haben, und für deren Urheber hält er den Origenes nach den oben angeführten Spuren von Handschriften dieses Kritikers. Aber Griesbach zweifelt nicht nur an der Thatsache, daß Origenes eine Recension des Textes unternommen, sondern will auch den Text dieser Zeugen nicht für eine eigene Recension, sondern blos für einen Zweig der konstantinopolitanischen halten. Wo jene Codd. zusammenstimmen, selbst in der Stelle Luk. 9 — 11., woher Hug seine Beweise genommen hat, stimmen auch sehr viele andere Codd. zusammen, und es fehlt daher an hinreichenden Gründen, ihren Text für eine eigene Recension zu halten. Die hexaplarischen Zeichen der philoxenianisch-syrischen Version, aus welchen Hug schließt, daß ihr Verfasser origenianische Handschriften mit solchen Zeichen benutzt habe, hält Griesbach mit Storr in Eichhorns Repert. VII. S. 48 ff. für die Zeichen der Vergleichung dieser Übersetzung mit der Peschito [71]).

Soviel erhellet aus diesen Ansichten der zwei ersten Kritiker Teutschlands, daß sich zwischen den verschiedenen Zeugen und Denkmälern des neutestamentlichen Textes gewisse Analogien der Verwandtschaft und Abweichung im Großen entdecken lassen, und daß sich besonders eine ältere, in der unkritischen Zeit (wo auch der Kanon noch nicht ganz festgestellt war) entstandene, im unkritischen Abendland üblich gebliebene Gestalt des Textes durch ihren verwilderten ungebundenen Zustand von einer der kritischen Zeit der griechischen Kirche (die etwa von der Mitte des 3. Jahrh. an zu sehen ist) angehörigen, mehr gereinigten, aber auch durch grammatische Correkturen entstellten Textesbeschaffenheit unterscheidet. Aber selbst dieser Unterschied ist nicht so scharf abgegränzt, daß er nicht in manchen Denkmälern und Zeugen sich oft vermischte, wie denn Hug den Clemens und Origenes zu den Zeugen des unrecensirten Textes, Griesbach aber zu denen des recensirten rechnet. Weiterhin scheint die Scheidung noch

68) Meletema II. de veteribus textus recensionibus vor dem 2. Th. seines Comment. Crit. in Gr. text. N. T. 69) Einl. 1. Th. S. 152. 70) Vgl. Meletema I. p. X. sqq.

71) Vgl. die von Griesbach mit würdiger Ruhe und Unbefangenheit angestellte Prüfung der Hugischen Textgeschichte in dem angeführten Meletema II. p. XLI. sqq.

schwieriger; der Charakter des syrischen und konstantinopolitanischen Textes ist sehr schwankend, und läßt sich in den einzelen Denkmälern und Zeugen nicht so bestimt nachweisen, wie es mit dem unrecensirten [illegible] der Fall ist. Dessen ungeachtet bleibt diesen beiden Kritikern das Verdienst ungeschmälert, das sie sich durch die Entdeckung der sogenanten Recensionen erworben haben, und es liegt den folgenden Kritikern ob, auf diesem Wege fortzufahren, um immer mehr die Masse der kritischen Materialien in gewisse Partien abzusondern, der Verwandtschaft der einzelen kritischen Zeugen nachzuspüren und so das kritische Geschäft zu sichern und zu vereinfachen.

Gegen das Griesbachische Recensionen-System hat sich Chr. Fr. Matthäi mit Heftigkeit erklärt (Über die sogenanten Recensionen, welche der Abt Bengel, der Doktor Semler und der geheime Kirchenrath Griesbach in dem griechischen Text des N. T. wollen entdeckt haben. Leipz. 1804. und in seiner Ausg. des N. T.) Die Gründe, mit denen er es bestreitet, liegen besonders darin, daß er die Anführungen der Kirchenväter und die alten Übersetzungen nicht als kritische Zeugen angesehen wissen will, weil er glaubt, daß jene den Text nachlässig und willkürlich anführen, diese ihn oft unrichtig ausdrükken. Allerdings kommen bei den Kirchenvätern ungenaue Anführungen vor, welche sich nicht zum kritischen Gebrauch eignen; aber man findet Merkmale, welche sie von den genauen unterscheiden. Griesbach [72]) hat diese Merkmale angegeben. Nämlich die Kirchenväter führen den Text genau an, da, wo sie ihn erklären; wo sie ganze weitläufige Stellen anführen, wobei sie sich nicht auf ihr Gedächtniß verlassen konten; wo sie eine Lesart anführen mit der ausdrücklichen Bemerkung: so und nicht anders werde gelesen; wo sie Parallelstellen neben einander anführen und sie mit einander vergleichen; wenn sie dieselbe Stelle wiederholt auf dieselbe Weise anführen; endlich wenn ihre Anführungen mit dem Text alter Handschriften übereinstimmen. Noch zuletzt hat Griesbach gezeigt, wie sorgfältig Origenes citirt hat, indem er dargethan, daß dieser Kirchenvater in seinem Kommentar über den Matth. sich einer occidentalischen Handschrift des Markus, im Kommentar über den Johannes aber einer alexandrinischen bedient hat [73]). Die Brauchbarkeit der alten Übersetzungen zur Ausmittelung des ihnen zum Grunde liegenden Textes bedarf der Rechtfertigung kaum. Denn wenn man auch Lesarten, welche keinen griechischen Zeugen für sich haben, billig bei Seite liegen läßt, so ist doch kein Zweifel, daß Lesarten griechischer Handschriften, welche von alten Übersetzungen wiedergegeben werden, dadurch eine größere Wichtigkeit und eine geschichtliche und geographische Beziehung erhalten. Wenn übrigens Matthäi selbst alte Handschriften, wie Cod. D. als unbrauchbar erachtet, so zeigt er sich nur noch mehr befangen und beschränkt.

Wir gehen zur Geschichte des gedruckten Textes des N. T. und der kritischen Behandlung desselben über. Später als die hebräische Bibel und die lateinische Vulgata wurde das griechische N. T. gedruckt, weil die päpstliche Hierarchie die Bekantmachung des Urtextes nicht begünstigte. Aldus zu Venedig war der erste, der einen Versuch machte, indem er die 6 ersten Kapitel des Evang. Joh., in Verbindung mit den Gedichten des Gregor. Nazianz. Venedig 1504 herausgab. Früher waren jedoch die Lobgesänge Maria's und Zacharia's als Anhang eines griechischen Psalters 1486 herausgekommen. Das ganze Evang. Johannis erschien in Tübingen im J. 1514. Die erste vollständige Ausgabe des ganzen N. T. erschien in der Complutensischen Polyglotte, welche der spanische Minister Kardinal Ximenes zu Alcala oder Complutum veranstaltete. Das N. T. war im J. 1514, das ganze Werk im J. 1517 vollendet, dessen Verkauf jedoch wegen verzögerter päpstlicher Erlaubniß eine Zeit lang verschoben wurde. Teutschland hat das Verdienst, zugleich mit der Reformation die Bekantmachung des neutestamentlichen Urtextes, worin ein merkwürdiges Beförderungsmittel derselben lag, zuerst durchgesetzt zu haben; Erasmus von Roterdam gab das ganze Neue Testament im J. 1516 bei Frobenius in Basel in Fol. heraus, und diese Ausgabe verbreitete sich noch früher, als die complutensische. Beide Ausgaben sind also ursprünglich von einander unabhängig, und sie sind die Quelle aller folgenden Ausgaben des N. T. und die Grundlage des textus receptus geworden. Zum Glück ist dabei nicht die beste kritische Sorgfalt angewendet worden. Die Herausgeber des complutensischen Bibelwerks haben laut der Vorrede Handschriften aus der vaticanischen Bibliothek benutzt; aber sie beschreiben sie nicht näher, und es müssen jüngere Handschriften gewesen seyn, weil der complutensische Text so oft gegen den Text alter Handschriften stimt. Semler beschuldigte die Herausgeber, den Text in vielen Stellen nach der Vulgata geändert zu haben, wogegen sie Götz vertheidigte [74]). Soviel ist wahrscheinlich, daß sie die Stelle 1 Joh. 5, 7. aus keiner Handschrift genommen, sondern aus der Vulgata übersetzt haben; denn die einzige griechische Handschrift, die sie enthält, Cod. Montfortianus, hat einen etwas andern Text. Erasmus legte bei seiner Ausgabe in den Evangelien Cod. 2. oder Cod. Basil. VI. 25., und in der Apost. Gesch. und den Briefen Cod. 2. oder Cod. Basil. IX. zu Grunde, welche sich noch zu Basel befinden. Damit verglich er hin und wieder ein Paar andere Codd., welche, wie jene, nicht älter als das 12. Jahrh. sind, und lateinische Handschriften. Der Codex Reuchlins, den er in der Apokalypse zum Grunde legte, war älter, ist aber nicht wieder gefunden worden. Übrigens änderte Erasmus den Text zu Gunsten der Vulgata und aus eigner Conjectur. Im J.

72) Dissert. de codd. quatuor Evangg. Origenianis Hal. 1771. p. 36. sqq. 73) S. Meletema I. de vetustis text. N. T. recens., vgl. auch gegen Matthäi: *Vater* Observatt. ad usum Patrum graecorum in Critica N. T. pertinent. Regiom. 1810.

74) Semler hist. und krit. Samlungen über die sogenanten Beweisstellen der Dogmatik, 1. Th. Halle 1764. 8. J. M. Götz Vertheidigung der complutensischen Bibel, insonderheit des N. Test. gegen die Semlerischen und Wetsteinischen Beschuldigungen. Hamb. 1765. 8. Semler genauere Untersuchung der schlechten Beschaffenheit des zu Alcala gedruckten N. T. Halle 1766. 8. J. M. Götz ausführliche Vertheidigung des complutensischen N. Test. Hamb. 1768. 8. J. M. Götz Fortsetzung der ausführlichen Vertheidigung ꝛc. Hamb. 1769. 8. M. J. N. Kiefers gerettete Vermuthungen über das Complutenf. N. T. Gegen den Hrn. Senior Götz. Herausgeg. von Semler. Halle 1770. 8.

Digitized by Google

1519 erschien schon die zweite Ausgabe; im J. 1522 die dritte, im J. 1527 die vierte und im J. 1535 die fünfte. In jeder neuen Ausgabe erschien der Text mit Veränderungen. Die Stelle 1 Joh. 5, 7. nahm Erasmus erst in die dritte Ausgabe auf aus dem Cod. Montfort.: daher fehlt sie auch in den ersten Ausgaben der Übersetzung Luthers, welcher sich der zweiten Erasmischen Ausgabe bediente. Bei den zwei letzten Ausgaben benutzte Erasmus auch die Complutensische Ausgabe, aus welcher er besonders manche Stellen in der Apokalypse besserte.

Der Text dieser beiden Grundausgaben wurde nun mannigfaltig fortgepflanzt, jedoch mit Änderungen. Andreas Asulanus zu Venedig ließ im J. 1518 den Erasmischen Text mit einigen Änderungen nach Handschriften besonders in der Apokalypse abdrucken. Rob. Stephanus folgte vorzüglich dem complutensischen Text in seiner niedlichen Ausgabe v. J. 1546 in 16., welche nebst der zweiten v. J. 1549 in 16. mirifica genant wird. In der dritten Ausgabe 1550 Fol. (regia genant) folgte er der fünften Ausgabe des Erasmus, mit welcher er 16. Handschriften (wozu aber auch die complut. Ausg. gezählt ist) verglich, deren Varianten er am Rande bemerkte. Im J. 1551 erschien mit der Olive des Stephanus, wahrscheinlich zu Genf, das N. T. mit der Vulgata und der Erasmischen Übersetzung, zuerst mit der Versabtheilung. Sein Sohn R. Stephanus besorgte im J. 1569 eine neue Ausgabe in 16. Außerdem erschienen noch eine Menge Nachdrücke jener beiden Ausgaben. Die complutensische Ausgabe druckte Christ. Plantin zu Antwerpen fünfmal noch 1564—91. Mehre Nachdrücke erschienen zu Genf 1609—32. Derselbe Text ist in der Polyglotte von Paris, und in der Ausgabe Mainz 1753 mit Varianten von Goldhagen wiederholt. Den Erasmischen Text druckten nach Wolf Cephalaeus Strasb. 1524. 8. Froben. und Episcopius Basel 1545, Heerwagen ebend. 1545. Fol. Nicol. Beglinger ebend. 1546. 1550. 8., Vögelin Leipz. 1570, Leonh. Osten Basel 1588. 8. Mit Änderungen nach Handschriften gab den Erasmischen Text Simon Colinäus heraus, Paris 1534, auch Jak. Bogard lieferte ihn, besonders in der Apokalypse verändert 1543. Aus der complutensischen Ausgabe mit Zuziehung der Erasmischen sind entstanden: Biblia Antwerp. Philipp. Regis 1571, die Plantinischen Ausgaben 1572. 84. Fol. mit der Interlinear-Übersetzung des Arias Montanus, die Raphelengische Leiden 1591. 16., die Commelinische mit eben jener Übersetzung 1599. gr. Fol. Aus der Erasmischen und Aldinischen Ausgabe wurden folgende zusammengesetzt, Hagenau 1521, Straßburg bei Fabr. Capito 1524, Basel bei Joh. Bebel 1530. 35. 8., bei Thomas Plater 1538—44. 8. Die Stephanischen Ausgaben sind wiederholt in der Birkmannischen Paris 1549. 16., in der Wechelschen 1597. 1601. Fol., in der Brylingischen 1563. 8., in der Crispinischen Genf 1553, in der Vögelschen Leipz. 1564.

Seit Stephanus war Theodor Beza der erste, welcher die Kritik des N. T. weiter förderte, indem er die vorhandenen kritischen Materialien in den Text verarbeitete. Er benutzte das Exemplar des Henr. Stephanus, in welchem die Varianten von ungefähr 25 Handschriften angemerkt waren. In seiner ersten Ausgabe vom J. 1565. Fol. (Genf bei H. Stephanus) mit der Vulgata und einer eigenen lateinischen Übersetzung und mit exegetischen und kritischen Bemerkungen war der zum Grunde gelegte Text der dritten Stephan. Ausgabe nur in 50 Stellen geändert. Bei der zweiten 1582. Fol. ebendas. hatte er nicht nur die Stephanische Collection, sondern auch die syrische Übersetzung und zwei alte Handschriften, den Cod. Claromont. und Cod. Cantabrig. benutzt. Eine dritte Ausgabe erschien im J. 1589 und eine vierte 1598. Jede dieser Ausgaben hat Verschiedenheiten, indem Beza aus Mangel an festen kritischen Grundsätzen bald dieser, bald jener Handschrift folgte. Aber seine Ausgaben wurden sehr verbreitet, da er als Schüler Calvins zumal in der Schweiz und in Holland viele Verehrer hatte, und sie trugen vorzüglich zur Feststellung des textus receptus bei. Ganz stellte sich dieser jedoch erst fest durch die Elzevirischen Ausgaben, welche den Text der dritten Stephanischen Ausgabe und, wo sie von diesem abweichen, den Text Bezas enthalten. Die erste dieser Ausgaben erschien Leyden 1624. in 16., man weiß nicht unter welches Gelehrten Aufsicht. Die 2. Ausg. von 1633. in 12. kündigt ihren Text als den textus receptus an, was er auch geworden ist; und hierauf folgten noch drei Ausgaben aus dieser Offizin 1641. 1656. 1662. Den Elzevirschen Text verbreitete in Frankreich die Ausgabe von Morinus Paris 1628. Stephan Curcelläus stattete denselben Text in zwei Ausgaben, welche in derselben Offizin 1658 und 1675 erschienen, mit Varianten aus. Unter Leusden's Aufsicht kam er mit der latein. Version des Arias Montanus Amsterdam bei Wetstein 1698 heraus. Und noch 1711 besorgte Gerhard von Mastricht eine neue Auflage mit Varianten Amsterd. bei Wetstein u. Smith. Die Böcklerschen Ausgaben Straßburg 1645 u. 60. in 12. zeichnen sich dadurch aus, daß sie wieder zu dem Text des Robert Stephanus zurückgekehrt sind. So beschreiben die bisherigen Ausgaben einen Kreislauf der Wiederholung, wobei an keine Fortschritte der Kritik zu denken ist. So klar die Geschichte davon zeugt, daß der gemeine Text durch gedankenlose Nachahmung und Willkür der Herausgeber und durch die glückliche Betriebsamkeit einer Buchdruckerei zu Stande gekommen ist; so erhielt er dessen ungeachtet ein fest heiliges Ansehn unter den Theologen, und es dauerte lange, bis man es wagte, die bessernde Hand an ihn zu legen. Vorarbeiten lieferten dazu diejenigen Kritiker, welche Varianten sammelten und so nach und nach das Gefühl weckten, daß dieser verehrte Text höchst fehlerhaft sey. Dieses Verdienst erwarben sich: Brian Walton durch die dem neutest. Text im V. Th. der Polyglotte beigegebnen Varianten des Cod. Alex. und eine vollständigere Variantensamlung im VI. Th.; Joh. Fell durch die bedeutende Vermehrung dieser Samlung in seiner, den Curcellāischen Text enthaltenden Ausgabe des N. T. Oxford 1675. 8. (wieder abgedruckt durch Gregory 1703.); Joh. Mill (von Fell aufgefodert und unterstützt) durch eine ungleich reichere und genauere Variantensamlung, erwachsen aus den ältern Samlungen, der Vergleichung der frühern Ausgaben und mehrer neuer Handschriften, welche er zu-

Digitized by Google

Digitized by the Internet Archive in 2010 with funding from University of Toronto

den ganzen Text enthaltenden Handschriften sind theils codices puri, wenn sie den Text allein enthalten, theils codices mixti, wenn der Text von einer Version oder einem Commentar und von Scholien begleitet ist; codices bilingues nent man diejenigen, welche eine Version enthalten; am häufigsten sind die codices graeco-latini, welche eine lateinische Version enthalten. Letztere wurden von R. Simon, Ch. B. Michaelis und Wetstein beschuldigt, daß sie latinisirten oder absichtliche Änderungen des Textes nach den lateinischen Übersetzungen enthielten. Ist dies aber auch in einzelen Stellen der Fall, so hat doch die Erscheinung, daß der Text gewisser Handschriften mit der lateinischen Version übereinstimt, im Ganzen einen andern Grund, welcher nämlich in der Eigenthümlichkeit der sogenanten occidentalischen Recension liegt. Dies erkante zuerst Semler in mehren seiner Schriften [79]).

Einige besonders berühmte Handschriften sind: 1) Codex Alexandrinus (A bei Wetst. und Griesbach), welcher das ganze A. und N. T., dieses aber mit starken Lücken, auch den 1. Br. des Clemens und ein Fragment des 2. Br. enthält, mit Uncialschrift, ohne Zwischenräume der Worte, doch mit einem Wortabtheilungszeichen an mehren Stellen und mit jeweiliger Interpunktion, ohne spiritus und Accente, ohne stichometrische Abtheilung und ohne die Euthalischen Unterschriften, auf Pergament geschrieben. Er kam im J. 1628 als ein Geschenk des konstantinopolitanischen Patriarchen Cyrillus Lascaris an den König Karl I. nach England, und da man Alexandrien für sein Vaterland hielt, so nante man ihn Cod. Alexandrinus. Woide hat ein Facsimile davon im Druck herausgegeben (London 1786. Fol.) mit einer notitia codicis Alexandrini, welche Spohn wieder herausgegeben hat (Leipz. 1788.).

2) Cod. Vaticanus (B bei Wetst. und Griesbach) in der vaticanischen Bibliothek mit der Nummer 1209 gezeichnet, das A. und N. T. enthaltend, von welchem letztern aber die Briefe an Timotheus, Titus, Philemon fehlen, und die Apokalypse und ein Theil des Briefs an die Hebräer von jüngerer Hand ersetzt sind, im Äußern dem vorigen ähnlich, ohne alle Wortabtheilung und Interpunktion, aber mit Accenten, mit den Ammonianischen Abschnitten in den Evangelien und mit eigenen größern Abschnitten, die auch in den paulinischen Briefen vorkommen. Dieser Handschrift komt noch ein höheres Alter als der vorigen zu und sie gehört wenigstens in die Zeit vor Euthalius, also in die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts [80]).

3) Cod. Cantabrigiensis, auch Cod. Berae (D. bei Wetst. und Griesb.), eine griechisch-lateinische Handschrift der vier Evangelien und A. G., auf Pergament mit Uncialschrift, ohne Wortabtheilung, Accente und Spiritus, aber stichometrisch geschrieben, und daher nicht älter als das Ende des 5. Jahrh. Er hat viele Correkturen von verschiednen Händen. Beza, welcher ihn besaß, schenkte ihn der Universität Cambridge. Auf deren Kosten hat ihn Kipling in einem Facsimile herausgegeben (Cantabr. 1793. Fol.).

Wir versuchen nun die Grundzüge einer Theorie der biblischen Kritik zu entwerfen, wobei es sich zunächst um einen obersten Grundsatz handelt, worin die wahre Aufgabe der Kritik ausgesprochen ist. Diese Aufgabe ist, eine geschichtliche Thatsache, nämlich das, was der Schriftsteller geschrieben oder eigentlich schreiben gewollt, auszumitteln, und zwar mittelst andrer vorliegender Thatsachen, nämlich der verschiedenen Lesarten. Es komt nun darauf an, den Zusammenhang dieser abgeleiteten Thatsachen mit der Urthatsache richtig zu erkennen, oder von den vorliegenden Wirkungen die Ursache aufzufinden. Die wahre Lesart ist unter vielen diejenige, welche den Charakter der Ursprünglichkeit hat, oder welche so beschaffen ist, daß aus ihr die andern entstanden seyn können. Dieses Verhältniß der Lesarten wird theils erkant durch den richtig beurtheilten Zusammenhang derselben mit dem ganzen Text und der Schreibart des Schriftstellers oder durch die Wahrscheinlichkeit, daß dieser so und nicht anders geschrieben haben könne. Exegetische Gründe der Ursprünglichkeit. Theils wird die ursprüngliche Lesart dadurch gefunden, daß man in dem Zusammenhang aller vorliegenden Lesarten eine Folge der Entstehung entdeckt, und so von den Wirkungen auf die Ursache zurückgeht. Historische Gründe der Ursprünglichkeit.

Die exegetischen Gründe sind theils allgemeine, solche, welche in den Gesetzen des Denkens, der Sprache und des Vortrags überhaupt liegen, theils besondere, welche in der Eigenthümlichkeit des Schriftstellers liegen. Nach der bei allen geschichtlichen Untersuchungen vorausgesetzten Einheit der Vernunft in allen Menschen nehmen wir an, ein Schriftsteller könne nicht gegen die allgemeinen Denkgesetze sündigen, er könne nicht Unsinn schreiben; und so müssen wir aus logischen Gründen jede schlechthin sinnlose und widersprechende Lesart gegen eine andere sinngebende und zusammenstimmende verwerfen. Z. B. das Chetib שׁבּ 3 Mos. XI, 21. ist schlechthin verwerflich gegen das Keri שׁבּ, weil der Sinn nach jenem, daß das Ungeziefer mit Flügeln ohne Schenkel eßbar sey, dem Zusammenhang widerspricht und der Sache nach falsch ist. Röm. 5, 12. scheint die Weglassung des μὴ vor ἁμαρτήσαντας schon aus dem logischen Grunde verwerflich, weil dann das vorhergehende καὶ überflüssig wäre. Doch muß man sich hier nicht jedem oberflächlichen Anschein überlassen, wie unbesonnene Kritiker gethan und da den Text corrigirt haben, wo er einen guten Sinn gibt, wie z. B. 1 Mos. 2, 2, wo der Sinn: Gott vollendete am siebenten Tage dem Samaritaner und dem Urheber der alexandrinischen Recension mit Unrecht verwerflich erschienen ist. Auch muß man auf die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers Rücksicht nehmen, welche eine gewisse Unordentlichkeit des Denkens mit sich bringen kann, wie z. B. die hebräischen Schriftsteller den Personenwechsel lieben, vgl. 1 Kön. 8, 48. Hiob 42, 2.

Auch gegen die Sprachgesetze kann ein Schriftsteller nicht fehlen, weil er die Absicht hat, durch die Sprache sich deutlich zu machen und daher an ihre Gesetze gebun-

79) Vgl. Michaelis Einleit. 1. Th. S. 524. ff. *Griesbach* symb. crit. 1. Th. S. 110. ff. 80) Vgl. *Hug* de codice Vaticano. Friburg. 1810.

Digitized by Google

den ist, und Sprachrichtigkeit ist im Allgemeinen ein Merkmal der richtigen Lesart. Aber die genaue Richtigkeit, welche wir in der Sprache uns zum Gesetz machen, kennen die ungebildeten Völker, namentlich die Hebräer, noch nicht; vielmehr lieben diese, zumal in der dichterischen Schreibart, eine gewisse Unregelmäßigkeit, und scheinen sie als einen Schmuck betrachtet zu haben. Die Anwendung der grammatischen Strenge hat im A. T. eine Menge Lesarten hervorgebracht, namentlich die grammatischen Besserungen der Keris, welche sich dem Kenner auf den ersten Blick als unrichtig verrathen. Auch muß der alttestamentliche Kritiker nicht vergessen, daß wir den ganzen Schatz der hebräischen Sprache nicht besitzen, und daher gewisse seltene und abweichende Formen nicht geradezu verwerfen können. Im N. T. setzt der Anwendung der Sprachgesetze die eigenthümliche Natur der neutestamentlichen Sprache, welche aus dem Griechischen u. Hebräischen gemischt ist, Gränzen, und der Kritiker darf auch die auffallendsten Solöcismen nicht ändern, wenn es nicht aus andern Gründen wahrscheinlich ist, daß sie durch Fehler der Abschreiber in den Text gekommen sind. Ein Buch ist reiner griechisch geschrieben als das andere, und die Apokalypse zeichnet sich vor Allen durch ihre grammatische Fehlerhaftigkeit aus. Es ist aber wahrscheinlich, daß der neutestamentliche Text überhaupt nach und nach immer mehr von Hebraismen und Solöcismen gereinigt worden, wie denn die Eigenthümlichkeit der sogenanten alexandrinischen Recensionen vorzüglich in der reinern Gräcität besteht. In Ansehung der Johanneischen Schriften hat es Eichhorn gezeigt Einleit. ins N. T. 2. Th. S. 273. ff.

Außer den Gesetzen der Sprache sind die Schriftsteller noch an gewisse Gesetze des Vortrags, die wir die rhetorischen nennen wollen, gebunden. Man hat von ihnen Folgerichtigkeit, Ebenmaß, Vollständigkeit in Darlegung ihrer Gedanken zu erwarten, und es läßt sich von dem einen auf das andere schließen. Es gibt auch hierin eine gewisse herkömliche gewohnheitsmäßige Gesetzmäßigkeit, der sich die Schriftsteller eines Volks und einer Zeit unterwerfen, wohin z. B. der Parallelismus membrorum, wenigstens in seiner besondern Ausbildung, gehört. Bei Schriftstellern, welche eine gewisse Feinheit der Bildung erlangt haben, läßt sich auf solche Gründe allerdings etwas bauen; wenig aber bei den bibl. Schriftstellern. So wenig ihnen grammatische Richtigkeit eigen ist, eben so wenig rhetorische. Die Hebräer fliehen auch hier die Regelmäßigkeit, und suchen eine Zierde in der Ungebundenheit; oder wenigstens hindert sie die Lebhaftigkeit des Geistes, sich in strenge Ordnung zu fügen. Um Gleichförmigkeit herzustellen, hat man aus unkritischer Geschäftigkeit manche Zusätze eingeschoben, z. B. 1 Mos. 1, 6. lesen die LXX καὶ ἐγένετο οὕτως, wo es der hebr. Schriftsteller gewiß nicht geschrieben hat, und der Vollständigkeit wegen schiebt der Sam. 1 Mos. 24, 22. וישם את אבה ein, welches V. 43. vorkomt. Selbst an den Parallelismus membrorum binden sich die Dichter nicht so genau, daß sie immer das Ebenmaß der Gedanken beobachteten, sie schreiten gern in eine freiere Form über, der Abwechselung wegen, und man thut Unrecht, wenn man überall ein strenges Ebenmaß herzustellen sucht. Vor einiger Zeit war es sehr Mode, wie nach den Verss.; so auch nach dem Parallelismus membrorum zu emendiren, und man hat damit großen Misbrauch getrieben. Dahin gehören die Emendationen Zieglers in den Sprüchwörtern, der ohnehin viel Unkentniß der Sprache verräth, wenn er z. B. Kap. 12, 21. יאוה statt יאוה vorschlägt. Auch die alten Übersetzer scheinen manchmal nach dem Parallelismus conjecturirt zu haben. Indeß kann man ihn allerdings manchmal als Führer brauchen, und z. B. in dieser Rücksicht Hiob 30, 11. das Chetib dem Keri vorziehen; immer aber ist die größte Behutsamkeit anzuwenden. Die neutestamentlichen Schriftsteller sind fast noch nachlässiger, als die hebräischen, und man kann wol eher Fälle finden, wo die Absicht, Gleichförmigkeit herzustellen, falsche Lesarten erzeugt hat, als solche, wo man nach rhetorischen Analogien die echte Lesart auffinden könte. So ist Matth. 5, 27. der Zusatz τοῖς ἀρχαίοις wegen der Gleichförmigkeit in den Text geschoben worden. Gleiche Entstehung haben die verschiedenen Lesarten Matth. 6, 4. 18. 20, 6. Der Vollständigkeit wegen hat man Röm. 6, 12. die Worte αὐτῇ ἐν ταῖς ἐπιθυμίαις αὐτοῦ hinzugesetzt, und Röm. 11, 6. hielt man die Worte εἰ δὲ ἐξ ἔργων κ. τ. λ. des Gegensatzes wegen für nöthig.

Das exegetisch-kritische Gefühl des Schicklichen wird sicherer und bestimter, wenn es sich auf die Erkentniß der Eigenthümlichkeit des Schriftstellers in Denkweise, Sprache und Vortrag überhaupt und des jedesmaligen Zusammenhangs der Rede insbesondere gründet. So wie das Allgemeine niemals ohne besondere Art und Weise erscheint, so kann auch nie die allgemeine Regel zur Auffindung einer besondern Thatsache sicher führen, muß immer Ausnahmen und Modifikationen erleiden, und sich so der Anwendung versagen. Sicherer führt schon die besondere Analogie; denn vom Besonderen und Einzelen läßt sich besser auf das Einzele schließen. In dieser Beurtheilung wird sich das Geschäft des Auslegers und Kritikers durchdringen und sich unterstützen, denn auch jener wird am besten den Schriftsteller aus sich selbst erklären. Bei gebildeten sorgfältigen Schriftstellern ist das Merkmal der Eigenthümlichkeit für den Kritiker eben so leicht aufzufinden, als zur Herstellung der echten Lesart sicher anzuwenden; aber bei Schriftstellern, wie die biblischen, deren schriftstellerischer Charakter meistens sehr schwankend und unausgebildet ist, ist dies Verfahren sehr unsicher, und es wird dazu eben so viel Feinheit der Beobachtung, als Vorsicht in der Anwendung erfodert. Indeß so wie es gelingen kann, den Charakter biblischer Schriftsteller im Ganzen aufzufassen, und ihnen hienach Schriften und einzele Stücke ab- und zuzusprechen, so kann es auch in einzelen Stellen gelingen, die Angemessenheit einer Lesart zu erkennen. Wer z. B. die Eigenthümlichkeit des Jesaia kent, daß er seine Bilder gern selbst erklärt (vgl. Jes. 5, 7.), was allerdings unserm Geschmack widerspricht, wird in den Stellen Jes. 7, 17. 20. 9, 14. nicht mit Houbigant, Lowth, Koppe Glosseme finden. So ungebildet auch die Sprache der neutestamentlichen Schriftsteller ist, so lassen sich doch beständige und durchgehende Eigenthümlichkeiten finden. Schon Origenes und Eusebius reden von einem χαρακτὴρ τῆς λέξεως oder

Digitized by Google

φράσεως einzeler neutest. Schriften, und erkennen hiernach den Brief an die Hebr. nicht für paulinisch. Zur Sprachcharakteristik des N. T., besonders in Rücksicht auf die Kritik, hat Gersdorf [81]) herrliche Samlungen geliefert, und da Eigenthümlichkeiten entdeckt, wo man vorher gar keine ahnete. Er hat gezeigt, daß Ἰησοῦς Χριστός Matth. 1, 1. dem Matthäus fremd, hingegen dem Paulus sehr geläufig ist, daß Matthäus ἐγερθῆναι mit ἀπὸ und folgendem Artikel, Andere mit ἐκ ohne folgenden Artikel construirt, daß Matth. 1, 24. διεγερθεὶς δὲ ὁ Ἰωσὴφ–ἐποίησεν die dem Matthäus gewöhnliche Wortstellung, mithin Matth. 12, 14. die Lesart ἐξελθόντες δὲ οἱ Φαρισαῖοι συμβούλιον ἔλαβον κατ' αὐτοῦ die richtige Lesart ist, daß Matthäus immer nur εἰπεῖν τινι, und nie εἰπεῖν πρός τινα schreibt und dergl. mehr [82]).

Die historischen Gründe der Ursprünglichkeit liegen in dem Verhältniß der vorhandenen verschiedenen Lesarten zu einander. Es läßt sich im Allgemeinen annehmen, daß unter den vorhandenen Lesarten die echte übrig ist, und es komt nur darauf an, sie aus denselben herauszufinden. Außer dem nun, daß sich die eine besser zum Zusammenhang der Stelle und zur Eigenthümlichkeit des Schriftstellers schickt, wird sich auch muthmaßen lassen, welche die Quelle der übrigen ist und zu deren Entstehung Veranlassung gegeben hat. Jede spätere Lesart steht immer in Beziehung auf die erste echte, und ist durch irgend eine Zwischenursache aus ihr entstanden. Es gilt daher die Regel: diejenige Lesart, aus welcher sich die Entstehung der übrigen erklären läßt, ist die ursprüngliche. Man hat nun alle oben angegebenen Fälle der Entstehung falscher Lesarten ins Auge zu fassen, und danach die vorliegende Verschiedenheit der Lesart zu beurtheilen, und zu sehen, ob irgend ein Irrthum der Sinne, des Gedächtnisses, des Verstandes, oder irgend eine Absicht zu bessern zur Entstehung dieser Verschiedenheit Veranlassung gegeben hat. Vorzüglich ist es wichtig, auf die vermuthlichen absichtlichen Anderungen aufmerksam zu seyn, und sich darüber gewisse Analogieen zu sammeln. Im Allgemeinen gilt die Regel: die schwerere anstößigere Lesart ist der leichtern gefälligern vorzuziehen, weil die Abschreiber und die von unrichtigen Grundsätzen geleiteten Kritiker des bibl. Textes immer das Gemeine, sich dem oberflächlichen Urtheil und gewissen Vorurtheilen Empfehlende dem Seltneren und irgend Anstoß Erregenden vorgezogen haben. Griesbach [83]) hat diese Regel in mehre besondre zerlegt und genauer bestimt, nämlich: 1) die schwerere und dunklere Lesart ist der leichtern und deutlichern, 2) die härtere, elliptische, hebraisirende, ungrammatische, der gefälligern und sprachrichtigern, 3) die seltnere der gewöhnlichern, 4) die der Frömmigkeit, besonders der mönchischen, und der Orthodoxie weniger zusagende einer andern, welche dagegen vorstößt, 5) die einen anscheinend falschen Sinn gebende der anscheinend passenderen, die kürzere und dunklere derjenigen, welche sich als Interpretament verräth, vorzuziehen. Noch stellt Griesbach die Regel auf, daß diejenige Lesart, welche zwischen andern in der Mitte steht und gleichsam die Keime aller übrigen enthält, als die ursprüngliche anzusehen sey. Auch empfiehlt er die kürzere Lesart der wortreichen vorzuziehen, weil die Abschreiber lieber mehr als weniger schrieben, und die emphatische der weniger nachdrücklichen nachzusetzen, weil die Abschreiber die Emphasen liebten.

Sowie nun nach diesen Regeln einzele Lesarten zu beurtheilen sind, so erwächst auch daraus eine Analogie für den kritischen Werth und die kritische Behandlung der Denkmäler des Textes im Ganzen. Es ist ein falsches untritisches Verfahren, die geschichtlichen Zeugen zu zählen, und nach der Zahl der Zeugnisse sich für oder wider eine Lesart zu entscheiden; durch Mehrheit der Stimmen wird nirgends die Wahrheit entschieden. Allerdings hat man ehedem in der Kindheit der Kritik so verfahren, sobald man aber zum Bewußtseyn und in den Besitz reicherer Materialien kam, drang sich die Nothwendigkeit einer Auswahl und Sichtung auf. Das Alter der Denkmäler ist allerdings in Erwägung zu ziehen, weil die ältern im Allgemeinen der unverdorbenen Gestalt des Textes näher stehen, als die jüngern; aber in diesen kann sich oft der ältere Text reiner erhalten haben. Zu einer Würdigung der kritischen Denkmäler im Ganzen fodert auch die Geschichte des Textes auf, welche zeigt, daß der Text gewisse durchgehende, nach eigenen Grundsätzen unternommene Behandlungen erfahren hat. Die einzelen Zeugen einer gewissen eigenthümlichen Recension oder Textesbeschaffenheit gelten zusammengenommen nur für Einen Zeugen, und es mögen z. B. noch so viel samaritanische Handschriften in einer Lesart zusammenstimmen, immer ist damit nur Ein Zeugniß gegeben. Für den Text des A. T. können wir, mit Ausnahme des Samaritanischen und Alexandrinischen Textes im Pentateuch, keine solche Vereinfachung der Zeugen vornehmen, wenigstens nicht durchführen. Denn die Codd. gehören alle der masorethischen Recension an, und von der vormasorethischen haben wir keine vollständigen sicheren Zeugen, da Übersetzungen doch nicht zuverlässig genug sind. Beobachtet man nun diese verschiedenen Textesbeschaffenheiten im Ganzen, so wird man finden (und wir haben es schon gezeigt), daß der samaritanische Text immer die leichtere, verständlichere, der gemeinen Grammatik entsprechendere, aus absichtlicher Änderung entsprungene Lesart enthält, daß also gegen ihn im Vergleich mit dem masorethischen ein Vorurtheil begründet ist. Ähnliche Bewandtniß hat es mit dem Text der LXX und andern Vers., welche gar oft Interpretamente und Conjecturen darstellen, und deren Lesarten wol nicht einmal immer wirkliche Lesarten, sondern Übersetzungsfehler sind. In dem masorethischen Text sind die Keris im Allgemeinen auch verdächtig, Besserungen und Erleichterungen, nicht wirkliche Lesarten zu seyn; und denselben Charakter haben auch viele Lesarten

81) Beiträge zur Sprachcharakteristik der Schriftsteller des N. T. 1. Th. 1816. 82) Vgl. Joh. Dan. Schulze der schriftstellerische Charakter und Werth des Petrus, Judas und Jakobus 1802. Desselb. schriftstellerischer Charakter und Werth des Johannes 1803. Desselb. schriftstellerische Eigenheiten des Evang. Marcus in Keil's und Tzschirners Analekten 2. B. 2. St. F. Schleiermacher über den sogenanten ersten Brief des Paulus an den Timotheus. 1807. Heinr. Plank Bemerkungen über d. 1. Paul. Br. an Timotheus. 1808. 83) Prolegg. p. LXI.

Digitized by Google

der Codd., welche mit den Keris und dem Sam. und den Verss. stimmen. Ganz falsch ist daher de Rossi's Grundsatz: Utor vetustis interpretibus et Samaritano textu, tamquam lapide Lydio, ut lectionum praestantiam et auctoritatem dimetiar. Für den neutestamentlichen Text hat Griesbach das schon angegebene Recensionen-System entworfen, und dafür folgende Grundsätze festgestellt: 1) alle Zeugen, die zu einer Recension gehören, und für dieselbe stimmen, sind nur für einen Zeugen zu halten. 2) Diejenige Lesart, für welche alle alten Recensionen stimmen, ist für die echte zu halten. 3) Wo die alexandrinische Recension mit der occidentalischen gegen die konstantinopolitanische übereinstimt, ist die älteste Lesart beurkundet. 4) Wo die alexandrinische Recension mit der konstantinopolitanischen gegen die occidentalische übereinstimt, ist zu untersuchen, ob die Lesart der letztern zu ihren eigenthümlichen Fehlern gehört. Eben so, wenn die occidentalische Recension mit der konstantinopolitanischen gegen die alexandrinische übereinstimt. 5) Wenn alle drei Recensionen verschieden stimmen, so entscheidet nicht die Zahl der Zeugen, sondern das Übergewicht der innern Gründe [84]).

Wo nach reiflicher Prüfung der vorliegende Text, wie ihn alle Zeugen darstellen, entweder gar keinen oder doch einen widersprechenden Sinn gibt, muß man zur kritischen Muthmaßung schreiten. Diese Nothfälle treten aber nur im A. T., und auch da höchst selten ein. Ein unverwerfliches Beispiel ist 2 Mos. 17, 16., wo das Wort כס gar keinen Sinn gibt; dagegen hat man sich dem kritischen Kitzel an andern Stellen zu leichtsinnig hingegeben, wo die Hilfe der Conjektur unnöthig ist, und besonders ist dieses von Houbigant, Geddes, Lowth, Reiske, J. D. Michaelis geschehen, deren kritische Conjekturen von Stange, Kocher, Gesenius u. A. als theils unnöthig, theils sprachwidrig zurückgewiesen worden sind. Im N. T. ist vielleicht keine einzige Stelle, die der Conjektur schlechterdings bedürfte, manche jedoch, wo sie mit Wahrscheinlichkeit versucht werden kann. Aber Griesbach hat keine einzige in den Text aufgenommen, und es sich zum Gesetz gemacht, keine Lesart in den Text aufzunehmen, die nicht das Zeugniß von Handschriften für sich hat. Die kritische Muthmaßung muß, wie die kritische Beurtheilung überhaupt, sich theils an den Zusammenhang und die Eigenthümlichkeit der Stelle und der Schrift überhaupt, theils an das Verhältniß der vorliegenden Lesarten in Ansehung ihrer Entstehung halten, und eine solche Lesart suchen, aus welcher die vorliegenden erklärbar werden, und die dem exegetischen Gefühl zusagt. Die Conjektur כס in der Stelle 2 Mos. 17, 16. stimt mit V. 15., und gründet sich auf die wahrscheinliche Verwechselung des ס mit כ, daher sie für richtig zu halten ist [85]). (*de Wette.*)

Die übrigen zur Kritik und Erklärung der Bibel gehörigen Wissenschaften, s. unter den besondern Rubriken: biblische Alterthumskunde, Einleitung, Erdbeschreibung u. s. w.

Bibel-Anstalt, s. Bibelgesellschaften.

Bibel-Ausgaben, s. Bibel.

Bibelgesellschaften. Im weitesten Sinne würde dieser Name jedem Vereine zukommen, dessen Zwecke von der heiligen Urkunde, welche die Christen als den Inbegriff, und das Erhaltungsmittel älterer und neuerer Offenbarungen Gottes, und eben daher als die Regel ihres Glaubens und Handelns betrachten, ausgehen, und dessen Thätigkeiten und Bestrebungen ausschließend auf sie, sey es in religiöser, moralischer oder wissenschaftlicher Hinsicht, gerichtet wären. Der Sprachgebrauch unserer Zeit beschränkt jedoch die Benennung auf die geschloßnen Verbindungen zur Verbreitung der Bibel unter allen Klassen und Ständen der Gesellschaft, und die, welche mit Recht als die Mutter aller bereits bestehenden oder noch zu errichtenden betrachtet werden muß, die Britische, ausländische Bibelgesellschaft (british and foreign Bible-Society) setzt sich kein geringeres Ziel, als es wo möglich dahin zu bringen, daß es zuletzt kein Volk der Erde mehr geben solle, das nicht durch den Besitz der biblischen Schriften in seiner eignen Sprache zur Kentniß ihres Inhalts gelangen könte. Dieser Verein mit allen seinen Verzweigungen ist eine so merkwürdige Erscheinung, und die Wirkungen und Folgen, welche sich bereits davon gezeigt haben, und noch zeigen werden, sind so groß, ja fast alle Berechnung übersteigend, daß die nähere Kentniß des Ursprungs, des Fortgangs, des Umfangs und der Wirksamkeit, so wie der verschiednen Aufnahme und Beurtheilung für jeden Beobachter seiner Zeit, und namentlich jeden Forscher der Religions- und Kulturgeschichte der Menschheit, von der höchsten Wichtigkeit seyn muß.

Ein Rückblick in die Vorzeit ist nothwendig, um die folgende Auskunft über alle jene Punkte vorzubereiten. —

Wenn auch die Überzeugung, daß die Bibel das Buch der Bücher, und von der Vorsehung der ganzen Menschheit als das kostbarste Geschenk bestimt, und alles was es enthält, auch für alle geschrieben sey, von jeher unter Juden und Christen allgemein gewesen wäre, — was sich jedoch keineswegs behaupten läßt — so würde doch vor Erfindung der Buchdruckerkunst jedes Unternehmen, sie jedem in die Hände zu liefern, unausführbar geblieben seyn. — Daß von den Büchern des A. T. selbst

84) S. Prolegg. p. LXXVII. 85) Für das N. T. hat eine Theorie der Conjectur gegeben: *Vogel* Progr. de conjecturae usu in crisi N. T. Altorf. 1795. 4. Beiträge zur Conjecturalkritik sind in folgenden Werken enthalten: Conjecturen über das N. T. zuerst gesammelt von W. Bowyer, a. d. Engl. mit Zusätzen und Berichtigungen von J. Ch. F. Schulz, Leipzig, 1774. 75. 2. Th. 8. Spicilegium conjecturarum criticarum in N. T. ad Bowyeri et Schulzii collectionem in *F. Stosch* Mus. crit. Vol. 2. fasc. 1. 2. Emendationum in N. T. a *L. C. Valkenario* propositarum examen instituit *E. G. Kloss.* Hal. 1790. 8. *F. Wassenberg* de transpositione critica saluberrimo in sanandis veterum scriptis remedio. Franequ. 1786. 4. Silva critica s. in auctores sacros profanosque Comment. philol. Concinnavit *G. Wakefield.* Cantabr. 1789 — 95. 5 Thle. 8. Vgl. *Hänlein* examinis curarum criticarum atque exegeticarum *G. Wakefield* in libros N. T. Part. I — V. Erlang. 1798 — 1803. 4. Andere Beiträge führt Bertholdt Einl. 1. Th. S. 391. an.

Digitized by Google

von dem National-Gesetz, nur einige Abschriften vorhanden waren, daß manche vielleicht nur in einem Exemplare in einem Tempelarchiv aufbewahrt wurden, ist selbst geschichtlich gewiß (2 Kön. 22, 8). Die fortschreitende wissenschaftliche Kultur erleichterte allerdings den Gebrauch und vermehrte die Abschriften. Aber auch seit der Erscheinung des Christenthums war gewiß durch ganze Reihen früherer und späterer Jahrhunderte nur der kleinste Theil, selbst der Christlichen, blos auf Bruchstücke, auf Evangelien, Episteln, Chorpsalmen beschränkt.

Vor der Reformation trat überdies der weitern Verbreitung der kirchliche Grundsatz entgegen, daß es nicht wohlgethan sey, den Laien die Bibel selbst in die Hände zu geben, vielmehr ihre Lesung und Erläuterung nur dem Clerus zu verstatten. Eben daher fühlte man sich auch so spät veranlaßt, zumal in den Ländern, wo Rom die geistliche Gewalt ausübte, Übersetzungen in die Landessprache zu veranstalten, da man bei allem kirchlichen Gebrauch, bei der Messe, bei den Vorlesungen, bei dem Chorsingen der Psalmen und Evangelien, an die Sprache der dem Original gleichgeachteten lateinischen Vulgata gebunden war. Alles gewann eine ganz andre Gestalt, als an die Stelle geschriebner Bücher gedruckte traten, und was vormals Jahre gekostet hatte, in Tagen geleistet werden konte. Die Reformatoren der Kirche fanden dadurch die Ausführung ihres Prinzips, die eigne Lesung der heiligen Schriften jedem Lehrbegierigen möglich zu machen, und ihr Ansehen wieder über alle Aussprüche der Päpste, Concilien und Synoden zu stellen, im hohen Grade erleichtert. Luther hinterließ, nebst so vielen andern Verdiensten, auch seine Übersetzung der teutschen Nation als das kostbarste Vermächtniß. Die Druckereien wetteiferten, sie in größern und kleinern Ausgaben erscheinen zu lassen. Sie konte nun wenigstens bis auf die Familien des Mittelstandes herab ein Hausbuch werden, das indeß oft von Altern auf Kinder forterbte. Noch fehlte aber sehr viel, daß sich dies auch auf die untern Stände erstreckt hätte, oder gar in den Schulen des Volks zu den Lehrmitteln hätte gehören können, wo man meist schon zufrieden seyn mußte, wenn neben der Fibel der Katechismus und das kirchliche Gesangbuch nicht vermißt ward. Auch von dieser Seite ward aber das, im Anfang des vorigen Jahrhunderts durch die Spenersche Schule, im Gegensatz einer starren Formel- und Streittheologie neu belebte Bibelstudium, höchst wohlthätig, besonders für das protestantische, mittelbar auch für das katholische Teutschland. Der thätigste unter Speners Schülern oder Freunden A. H. Franke widmete einen großen Theil seiner Kraft und Zeit der Verbesserung des Volksunterrichts, und betrachtete Aufklärung des Verstandes und praktische Frömmigkeit als höchstes Ziel desselben. Bekantschaft mit dem in der Bibel enthaltnen göttlichen Wort, und rechtes Verständniß desselben schien ihm dazu das beste Mittel, und ein begüterter Mann zu Berlin, Speners engster Freund, der Baron Hildebrand von Canstein [1]) förderte durch die Stiftung der unter seinem Namen allgemein bekanten Bibelanstalt in Halle auf eine ganz neue und damals einzige Weise seine frommen Unternehmungen. Seit dem Jahr 1810 druckte man in Halle die deutsche Bibel um so geringen Preis, daß auch die ärmsten damit versorgt, wenigstens jedes Schulkind mit einem Neuen Testament versehen werden konte. Die Anschaffung stehender Formen begründete die Dauer des Instituts, und es sind in dem Laufe eines Jahrhunderts von dieser Anstalt aus nicht weniger als zwei Millionen 171,986 ganzer Bibeln und über eine Million N. T. verbreitet; und es werden noch diesen Augenblick täglich 12,000 Bogen gedruckt [2]).

Unstreitig war auch die Canstеinische Stiftung die Veranlassung, daß man späterhin in mehren Orten wohlfeilern Bibeldruck besorgen ließ, wie z. B. in Erlangen unter Seilers Leitung eine Bibelanstalt, wenn gleich nach einem etwas andern Plan, errichtet wurde.

Doch alles dies kann kaum in entfernte Vergleichung mit dem gestellt werden, was die Britisch ausländische Bibelgesellschaft bereits geleistet hat, und ferner zu leisten vermag. Es hat noch nie ein Institut gegeben, das in so großem Umfang, Menschen aus allen Ländern von den verschiedensten Parteien, zu einem so eigenthümlichen Zwecke vereinigt, und seine Wirksamkeit in dem Grade in alle bekante Theile der Erde verbreitet, und dies alles in einer so kurzen Zeit geleistet hätte.

Mit dem Jahr 1804 begint das Werk. — Der traurige Zustand des Volksunterrichts ward auch in England schon lange gefühlt. Man hatte in den größern, besonders den Fabrikstädten Sonntagsschulen errichtet, damit die Tausende der ärmern Klassen wenigstens nicht aller Unterweisung entbehrten. Hiebei war nun ebenfalls der gänzliche Mangel eines Religionsbuchs der Christen bemerkbar geworden. Ein thätiger Prediger, ein Wallisischer, war davon so ergriffen, daß er sich gedrungen fühlte, nach London zu reisen, und bei wohlhabenden Freunden eines thätigen Christenthums um Mittel zu bitten, eine wälische Bibelausgabe drucken zu lassen, um sie in den Schulen und unter das Volk vertheilen zu können. Auch erreichte er seinen Zweck und 20,000 Exemplare kamen in die Hände von Menschen, die nie eine Bibel gesehen hatten.

Kaum war der Antrag vernommen, als Viele die davon hörten, besonders Mitglieder der schon seit 1795 thätig gewordnen Missionsgesellschaft unter sich einig wurden, nicht blos für jene Provinz, sondern für das ganze britische Reich ein Gleiches zu thun. Selbst diese Begränzung schien andern viel zu eng. Der Menschheit, sagte man, soll nach der Lehre der Schrift geholfen werden. Für die Menschheit in allen Landen, auf allen Stufen der Kultur müsse man arbeiten. Der Glaube komme aus der Predigt. Die Predigt komme aus dem göttlichen Wort. Je verbreiteter dieses Heilsmittel werde, desto sicherer werde auch das Heil kommen, und endlich den wenigstens Sechshundert Millionen Erdbe-

1) Über sein Leben und seine Stiftung sehe man den Artikel unter seinem Namen.

2) Eine vollständige Nachricht von dem Anfang, Fortgang und den Leistungen der Canstеinischen Bibelanstalt findet man in der Zeitschrift, Frankens Stiftungen. 2. B. S. 334 und 477.

Digitized by Google

wohnern, die noch alles Licht entbehrten, das Licht aufgehen. Nirgends hatte man von dem höchst beklagenswerthen Zustand der Bewohner fremder Welttheile eine so genaue Kentniß als in England. In Ostindien allein trat das Bild aller Gräuel des empörendsten Aberglaubens und Elends, dem zahllose Menschen dadurch zum Theil freiwillig hingegeben waren, vor Augen. Dies alles begeisterte für den Gedanken, die Bibel zum Bildungsmittel, nicht eines Volks oder Landes, sondern des Menschengeschlechts zu machen.

Die Mitglieder des Vereins zu diesem Zweck wurden bald so zahlreich, die Hilfsmittel zur Ausführung so bedeutend, daß man bald eine feste Organisation für nothwendig fand. Es war nicht die Sache einer abgeschloßnen Partei; es war nicht darauf abgesehen, irgend eine bestehende kirchliche Gesellschaft zu verbreiten; es war die Sache des Christenthums, der Menschheit, für die man wirken wollte. Wer sich dafür erwärmt fühlte, und durch Rath oder That, durch Arbeit oder Geld dazu mitwirken wollte, war der Gesellschaft willkommen.

Nachdem man übereingekommen war, sich die Verbreitung der heiligen Schrift theils in den britischen Landen, theils in andern Ländern, sie möchten christlich, muhammedanisch oder heidnisch seyn, als einzigen Zweck vorzusetzen, so wurde zugleich als fester Grundsatz aufgestellt, daß die zu besorgenden Abdrücke der Bibel ohne alle Anmerkungen und Kommentar lediglich den Text enthalten und durchaus nichts menschliches, so nützlich es auch sonst seyn möge, mit dem als göttliches Wort auf uns gekommenen vermischen, und durch Privatmeinungen oder Deutungen irgend einer christlichen Partei Anstoß geben sollten. —

Um Mitglied der Gesellschaft zu seyn, ward der jährliche Beitrag von einer Guinee zur Bedingung gemacht. Wer 10 Guineen auf einmal beitrug, war lebenslängliches Mitglied. Höhere Beiträge führen zu höheren Posten und zum Stimmrecht in den Versamlungen.

Für die Geschäftsbesorgung ward eine Committee ernant; sie besteht theils aus Laien, theils aus Geistlichen, sowol von der bischöflichen Kirche als von den dissentirenden Parteien. Sie ernent die Beamten. Diese bestehen aus dem Präsidenten, wozu der vormalige Generalgouverneur von Ostindien Lord Teignmouth, ein höchst ehrwürdiger Mann, zuerst gewählt ward, der auch noch jetzt den Vorsitz hat; sodann aus 26 Vicepräsidenten, unter welchen sich gegenwärtig 12 Bischöfe, mehre Statsmänner (z. B. Lord Liverpool, Vansittart) und andre ausgezeichnete Parlamentsmitglieder, z. B. Wilberforce, befinden; 1 Schatzmeister (John Thornton) 3 Secretäre die Herrn F. Owen, Jos. Hughes und Dr. Steinkopf, nebst einigen Assistenten. Für Beförderung der Sache sind umherreisende Agenten wirksam, unter welchen Dr. L. Patterson, Pinkerton, Herderson und Steinkopf sich auszeichnen, deren letzterer durch seine wiederholte Bereisung Teutschlands, den Eifer für die Sache ausnehmend belebt und ihr überall Freunde gewonnen hat.

Kaum war der Plan und Zweck dieses neuen Vereins zur öffentlichen Kunde gekommen, als in allen Theilen des Reichs ein warmes Interesse daran erwachte, Wales und Schottland zeigten sich anfangs am thätigsten, bald auch Irland. In großen und kleinen Städten entstanden Hilfsgesellschaften (Auxiliary Societies) ganz nach dem Plan und den Gesetzen der Muttergesellschaft, mit der sie in Briefwechsel und Rechnung stehen. Weniger bevölkerte Orte haben Nebengesellschaften (Branch-Societies), welche mit letztern zusammenhängen. Auch haben sich in allen Klassen, unter Handwerkern, Seeleuten, Schulkindern, desgleichen Frauen (Mechanic — Juvenile — School — Marine — Ladies — Bible-Associations) Bibelvereine gebildet, deren Mitglieder wöchentlich wenigstens einen Penny beitragen; alle diese Gesellschaften haben das Recht, wenn sie ihre Beiträge und Samlungen dem allgemeinen Fonds übersenden, Bibeln und Testamente um die geringen Preise, für welche sie das Warenlager liefert, zu empfangen. Die Zahl aller dieser Vereine ist in Großbritannien und seinen auswärtigen Besitzungen bis auf 630 angewachsen.

Je mehr man, durch die gesteigerte Aufmerksamkeit auf den überall hervortretenden Mangel an Bibeln, von der Größe des Bedürfnisses überzeugt und durch das Verlangen darnach aufgemuntert ward, desto mehr verdoppelte sich gleich Anfangs der Eifer, durch starke und wiederholte Auflagen ihm abzuhelfen. Dies erfoderte sehr große Fonds. Man verwendete sie theils an selbst veranstaltete Abdrücke in England, theils an Übersendung großer Summen ins Ausland um den Bibeldruck in fremden Staten durch Wohlfeilheit der Preise möglich zu machen. Was von dieser Seite bereits geleistet ist, hat die kühnsten Erwartungen übertroffen. In dem kurzen Zeitraume von 18 Jahren beläuft sich die Zahl von Sprachen und Dialekten, in denen unter dem Einfluß der Gesellschaft die ganze Bibel oder das Neue Testament bereits gedruckt ist, oder so eben übersetzt und gedruckt werden, bereits auf hundert und dreißig. Hierunter sind fast alle europäische, sehr viele asiatische, afrikanische, amerikanische, selbst eine Sprache der Südseeinseln begriffen [3]).

Aus dem großen Warenlager, welches einen Theil des seit dem Jahr 1816 vortreflich eingerichteten und zu den Versamlungen, der Expedition, und der Bibliothek bestimten Londner Bibelhauses in Earl-Street ausmacht, sind bereits im Jahr 1820 an 547,320 Exemplare der ganzen Bibel und 588,200 N. T. hervorgegangen. Die Gesamtzahl aller durch die mitverbundnen Bibelgesellschaften in allen Theilen des Erdkreises verbreiteten Bibelexemplare kann aber auf drei Millionen 774,151 angeschlagen werden; die hiezu erfoderlichen Summen sind mit jedem Jahr in den stärksten Progressionen gestiegen. Sie betrugen im ersten Stiftungsjahr nicht mehr als 691 Pfund Sterling, im funfzehnten 92,227 und im sechzehnten Jahr 123,847 Pfd., oder gering gerechnet 793,082 Reichsthaler.

3) Eine namentliche Übersicht aller der Sprachen, worin bisher die Bibel durch Veranstaltung der B.-G. gedruckt ist, gibt das jährlich erscheinende Compendium of the british and foreign Bible Society; desgleichen jeder jährliche Report. S. unten.

Digitized by Google

Das Ausland nahm sehr bald den lebhaftesten Antheil an dem Plane der Briten. In allen Gegenden und Ländern trat eine Gesellschaft nach der andern zu gleichem Zweck zusammen, und mehre derselben stehen mit der Londner durch stets ununterbrochnen Briefwechsel in enger Verbindung. Nicht nur in vielen Haupt-, auch in vielen Mittelstädten der europäischen Reiche und Fürstenthümer, selbst mehre katholische nicht ausgenommen, findet man Bibelvereine. Zu den bedeutendsten in Deutschland gehören die zu Berlin, Dresden, Frankfurt am Main, Bremen, Stuttgard, Hamburg, Schleswig. Sehr thätig ist man in der Schweiz. In Schweden, besonders aber in Rußland hat die Bibelverbreitung unglaublich schnelle Fortschritte gemacht, und es waren bereits im Jahr 1818 nahe an dreimal hundert tausend Abdrücke in verschiednen Sprachen dieses kolossalen Reichs (finische, slavonische, esthnische, georgische, armenische, walachische und neugriechische) ausgegeben. Zu Irkutsk und Tobolsk, unter Tscherkassen und donischen Kosaken haben sich Bibelgesellschaften gebildet. — In Frankreich hat sich die Société protestante-biblique, an deren Spitze als Präsident, unter andern der Minister Jaucourt, der Graf Boissy d'Anglas und der große Naturforscher Cuvier stehen, bereits in den ersten drei Jahren in alle Departements, nach dem neuesten Bericht (1822) durch 35 Bibelgesellschaften verbreitet, und mehr als 20,000 Exemplare in Umlauf gebracht.

Von den außereuropäischen Welttheilen ist keiner zurückgeblieben. Das Unternehmen hat den glänzendsten Fortgang in Asien, besonders in Calcutta, Bombay, Colombo, Amboina gehabt. In Afrika tritt schon St. Helena, Sierra Leone, Caledon, Bourbon, in die Reihe. In Amerika steigt die Zahl der Vereine über 200. In manchen Inseln namentlich Otaheiti schließt sich schon der Schulunterricht an die Bibel an.

Nicht wenig zur Erhaltung dieses großen Unternehmens tragen die jährlich erscheinenden Berichte über den Zustand und das Gedeihen desselben bei. Die Muttergesellschaft in London hält jedes Jahr im Mai eine Generalversamlung, seit dem Jahr 1811 in der Free-masons-Hall, einem der größten und schönsten Säle der Stadt; wiewol kaum zureichend für den Andrang, daher man Eingangskarten dazu ausgibt. Hier werden theils die ersten Beamten bekant gemacht, theils wird ein Hauptbericht über die Fortschritte der Gesellschaft in dem verlaufenen Jahre verlesen. Dieser, nebst den Auszügen aus dem Briefwechsel aus allen Gegenden und von allen Hilfsvereinen wird sodann in dem Jahrbericht (Annual-Report) dem Publikum mitgetheilt. Er enthält zugleich eine vollständige Übersicht des ganzen Instituts in allen seinen Verzweigungen, das Verzeichniß aller Mitglieder, und die Berechnung aller Einkünfte und Ausgaben, so wie eine Nachweisung aller Bibelvertheilungen in allen Sprachen.

Auch zur leichtern Anschaffung wird darum ein kurzer Auszug (Summary) und ein noch kürzerer (Brief View oder Compendium) geliefert. Auch druckt man seit 1817 monatliche Extrakte von eingegangenen Briefen, welche so begierig gelesen werden, daß 40,000 Exemplare kaum hinreichen das Bedürfniß zu befriedigen.

Denselben Plan befolgen auch die Hilfsvereine und verschwisterten Gesellschaften. Fast überall, wo eine Bibelgesellschaft besteht, wird ihr Stiftungstag jährlich gefeiert, und ein Bericht von dem, was dabei geredet und verhandelt, nebst dem, was geleistet ist, durch den Druck bekant gemacht. Eine Samlung aller dieser Berichte, unter welchen sich die Petersburger, Berliner, Dresdner, so wie die bisher in drei Jahrgängen erschienenen der Assemblée générale de la Société biblique protestante de Paris, und der zu York erscheinende Report of the American Bible-Society durch Vollständigkeit und Gehalt auszeichnen, bildet jetzt schon eine kleine Bibliothek. —

Daß auch in der katholischen Kirche ein reger Eifer für die Verbreitung der heiligen Schrift durch die evangelischen Bibelvereine geweckt ist, darf in der Geschichte derselben nicht übersehen werden. In Teutschland erwarb sich der Professor der Theologie zur Marburg (jetzt privatisirend in Darmstadt) Leander van Eß [4]) das größte Verdienst, indem er die von ihm und seinem Bruder verfertigte, von mehren Seiten schätzbare Übersetzung des Neuen Testaments, welcher bald auch die des Alten Testaments folgen wird, anfangs nicht ohne bedeutende Aufopferungen, durch seltene Wohlfeilheit des Preises, hierauf durch bedeutende Summen von England unterstützt, in unzählige Hände von Katholiken und Nichtkatholiken brachte. Zwar erschien auf Veranlassung des Erzbischofs von Gnesen im Jahr 1816 eine päpstliche Bulle, welche diese Verbreitung als gefährlich untersagte, und selbst im Östreichischen ging im Jahr 1817 ein Verbot der Bibelgesellschaften aus, und unterdrückte die in Ungern bestehenden; aber dennoch hat selbst in Italien, Frankreich, Spanien und Portugal das Bibellesen sehr zugenommen, und viele Exemplare der in den Landessprachen gedruckten Ausgaben sind in jene Länder gedrungen. — Für die Juden ist nicht nur durch die Abdrücke des hebräischen Textes gesorgt, sondern auch das Neue Testament ist in das Hebräische übersetzt in ihre Hände gekommen.

Daß die Urtheile über ein Unternehmen von so beispiellosem Umfang, sowol da, wo es zuerst begann, als im Auslande, sehr getheilt seyn würden, ließ sich erwarten. Es ist vom Anfang an bis hieher durch Lob und Tadel gegangen, doch sind die Quellen von beiden sehr verschieden gewesen. Von denen, welche entweder als völlig Ungläubige oder doch Zweifler an allem, was Religion und Christenthum heißt, in den biblischen Schriften nichts als ein Gewebe von Irrthum, Aberglauben und Schwärmerei, und in ihrer Vervielfältigung nur ein Beförderungsmittel von dem allen finden, kann hier kaum die Rede seyn; aber auch die Ansichten derer, welche mit hoher Achtung gegen die Bibel erfüllt sind, waren und sind keineswegs dieselben. —

In England nahmen zuerst mehre Mitglieder der bischöflichen Kirche daran Anstoß, und an ihre Spitze stellte sich der, auch in Teutschland als Gelehrter rühmlich bekante Professor der Theologie zu Cambridge, jetziger Bischof von Peterborough, Marsh. Man mißbilligte eine Gesell-

4) Man sehe das Ausführlichere unter seinem Namen.

Digitized by Google

schaft, in welcher alle dissentirenden religiösen Parteien gleichen Zutritt und gleiches Stimmrecht finden sollten. Man meinte, der in der hohen Kirche längst bestehenden Gesellschaft zur Förderung christlicher Erkentniß (Society for promoting christian knowledge) werde dadurch Abbruch gethan. Man fürchtete endlich, es werde Abweichung von der Kirchenlehre, eine Religionsmengerei u. Geringschätzung des, der Bibel fast gleichgestellten allgemein liturgischen Gebetbuchs (common prayer-book) unvermeidlich die Folge davon seyn. Man schrieb, man predigte gegen die Bibelgesellschaft; aber man bewirkte wenig dadurch. Vielmehr vermehrte sich jährlich die Zahl selbst englischer und irländischer Bischöfe, die sich mit Eifer an sie anschlossen und ihren Versamlungen beiwohnten.

In Teutschland sind die Einwürfe mehr davon ausgegangen, daß der bloße Besitz von Schriften, die in vielen ihrer Theile selbst für Gelehrte mit großen Schwierigkeiten verbunden wären, ohne alle Erklärung und Anleitung zu ihrer rechten Anwendung, für die Unmündigen im Volk, deren Zahl die der Gebildeten überall weit übertreffe, gar keinen Nutzen habe; daß überhaupt diese große Klasse viel zweckmäßiger durch mündlichen Unterricht als durch Lesen gebildet werde, da es ihm dazu wo nicht an Zeit, doch an gehöriger, oft selbst mechanischer Fertigkeit fehle. Auf jeden Fall glaubt man, daß die Bibel als Lehrbuch des Glaubens und der Pflichten, und als Anweisung zu einem seligen Leben, in dem ganzen Umfang ihrer Schriften gar vieles enthalte, was darauf ganz und gar keine Beziehung habe; und daß etwas Fremdartiges und blos Nationales die Erkentniß dessen, was vor allen nothwendig sey, ungemein erschwere. Darum man auch in der oft gerühmten frommen Vorzeit, sowol in der ersten Kirche als im Mittelalter, es keineswegs für nöthig, ja nicht einmal für rathsam gefunden, von jedem Christen die Lesung der ganzen heiligen Schrift zu verlangen, sich vielmehr selbst im Unterricht auf das Wesentliche der Geschichte und auf Haupt- und Kernstellen beschränkt habe; sey aber von ganz rohen Völkern die Rede, so wären diese nur des allereinfachsten Unterrichts empfänglich. Auch sey es fast unmöglich, so manche der schweren biblischen Abschnitte in Sprachen zu übersetzen, in denen noch kein anderes Buch vorhanden wäre, und die meistens für geistige Begriffe erst ganz neu gebildet werden müßten, da es ja selbst dem ausgebildetsten oft schwer werde, das Original vollkommen darzustellen. Unbefangene Männer, die unter jenen Völkern lebten, gestänben selbst, daß zunächst Lehrer ein weit dringenderes Bedürfniß wären, als Bücher. Endlich fürchtet man auch, daß viele für die Sache durch den edeln Zweck erwärmte Beförderer sich durch die unendliche Menge der vertheilten und nur als Geschenke willig angenommen Bibeln, oder durch einzele Erfahrungen des dadurch gestifteten Nutzens täuschen ließen, danach die Wirkung des ganzen Unternehmens zu berechnen, statt sorgfältig nachzuforschen, ob denn auch wirklich der Gebrauch des heiligen Buchs mit dem Besitzer desselben in einem ordentlichen Verhältniß stehe.

Dagegen berufen sich die Freunde der Bibelgesellschaften auf die durch alle Jahrhunderte bewährte Kraft des göttlichen Worts, und den großen Reichthum des Inhalts, und die vielseitigen Berührungen des geschichtlichen Theils mit allen Lagen des Menschen und allen Gestaltungen des Lebens. Man macht bemerklich, wie sehr jetzt der moralische Einfluß sichtbar werde; wie gerade das Erscheinen der Bibel ohne Noten und Deutungen, das beste Vereinigungsmittel der getrenten Parteien sey, die sich doch in der Achtung gegen sie alle begegneten. Das gemeinsame Wirken für sie habe bereits einen Bund der Liebe und des Friedens um so viele geschlungen, die vormals fast feindselig gegeneinander gestanden hätten. Dies wenigstens sey ein ganz unverkenbarer Segen dieses neuerwachten Bundes, wovon sich in der ganzen christlichen Vorzeit kein ähnliches Beispiel finde. Freilich, sagt man, um jenen großen Zweck schnell zu erreichen, müsse man auch Kräfte und Mittel nicht zersplittern; für Lehrer und Prediger sorge der Stat und die Kirche durch den Missionsverein; daß das wichtigste Lehrmittel nicht fehle, dies sey das einzige Bestreben der Gesellschaft.

Wenn hier auf beiden Seiten Wahrheit, auf beiden auch manche Übertreibung ist, so wird der Unbefangene nicht verkennen, daß eine so unermüdete, höchst konsequent und energisch durchgeführte Thätigkeit, die schon als Zeiterscheinung die größte Aufmerksamkeit, zugleich aber auch hohe Achtung verdient, da sie von dem sehr edeln Zweck ausgeht, Erkentniß, Tugend und Frömmigkeit durch die neu geweckte Liebe zu dem auf jeden Fall merkwürdigsten aller Bücher im weitesten Kreise zu befördern. Er wird sich dabei erinnern, wie in allen Jahrhunderten gerade dies Buch unzählige der edelsten Geister, und der gelehrtesten Männer auf allen Gebieten der Wissenschaft beschäftigt hat, und welch eine Menge wichtiger linguistischer, historischer, antiquarischer Forschungen davon ausgegangen sind. „Diese große Verehrung — sagt Göthe [5]) — welche der Bibel von so vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet wird, verdankt sie ihrem innern Werth. Sie ist nicht blos ein Volksbuch. Sie ist das Buch der Bücher, weil sie das Schicksal eines Volks zum Symbol für alle übrigen aufstellt, seine Geschichte an die Entstehung des Weltalls knüpft, und durch eine Stufenreihe geistiger und irdischer Entwickelungen bis in die Regionen der unermeßlichen Ewigkeit hinaus führt". —

Ganz daher abgesehen von dem gehofften und im Allgemeinen gewiß nicht zu bezweifelnden Einfluß einer so ganz einzigen Vervielfältigung und Verbreitung der Urkunde der Christen auf die Erweiterung des Reichs Christi auf dem Erdboden, muß schon durch das Geschenk dieser durch ihren Inhalt so vielseitigen Schriften, an Völker, die bis dahin keinen Begriff von Schrift gehabt, als ein höchst bedeutender Schritt zu ihrer Civilisation betrachtet werden; wie denn Kultur eines Volks und Kultur seiner Sprache in steter Wechselwirkung gestanden haben. Daneben muß die Linguistik, durch die Bemühungen der Übersetzer in alle Sprachen und Dialekte, einen außerordentlichen Zuwachs an den mannigfaltigsten Kentnissen und Entdeckungen gewinnen, indem sich sowol die

5) Farbenlehre 2. Thl. S. 138.

Digitized by Google

Form des menschlichen Verstandes als das Nationelle in jeder Sprache eigenthümlich ausprägt. Am wichtigsten sind jetzt von dieser Seite die Arbeiten der in Ostindien für die Sache thätigen Gelehrten und Missionäre, an deren Spitze Dr. Carey steht; deren tieferes Studium der bisher ganz unbekanten Zweige der Sanscritsprache der Sprachforschung allein schon ein neues sehr weites Feld eröfnet [6]).

Als Quellen der Geschichte der Bibelgesellschaften, sind theils die schon erwähnten Annual Reports nebst den Auszügen (Summaries) zu rechnen, so wie die monatlichen Briefertracte; theils und vorzüglich die vollständige in 3 Theilen erschienene History of the british and foreign Bible-Society von dem Sekretär der Gesellschaft Herrn Prediger Owen, gleich empfehlenswerth durch Treue, Genauigkeit, als durch den Vortrag. Die bis in die kleinsten Einzelheiten verfolgte Verfassung des Instituts und aller seiner Zweige liefert die Analysis of the system of the Bible-Society throughout its various parts, including a sketch of the origin and results of auxiliary and Branch-Societies by C. S. Dudley. London 1821. Eine bis ins Jahr 1815 reichende Darstellung für Teutschland, gibt die Schrift: Thätigkeit der britisch-ausländischen Bibelgesellschaft zur Verbreitung der heiligen Schrift in d. Ländern u. Sprachen der verschiedenen Welttheile. Bamberg 1815. Hiemit sind alle die Berichte der einzelen Bibel-Gesellschaften, in Teutschland sowol als dem Auslande, zu vergleichen. Günstige und ungünstige Urtheile findet man in mehren, besonders theologischen Journalen zerstreut. (*Niemeyer.*)

Bibel-Kanon, s. Kanon.

Bibel-Übersetzungen. Übersetzungen der heiligen Schriften in andere Sprachen wurden sehr frühe Bedürfniß, da das Judenthum und Christenthum sich schnell über seine ursprüngliche Heimath ausbreitete, und die unmittelbar mit den letzteren biblischen Büchern ausgestorbene althebräische Sprache ohnehin nicht weiter ausreichte. Übersetzungen der Bibel hielten daher überall mit der Ausbreitung des Christenthums gleichen Schritt, und fast jede damals gangbare Sprache erhielt wenigstens eine Übersetzung, die ein kirchliches Ansehen erlangte, und statt des Urtextes in allgemeinen Gebrauch kam. Die alten Übersetzungen, die wegen ihrer exegetischen oder kritischen Brauchbarkeit für uns von größerer Wichtigkeit sind, als die neuern, denen sie sonst freilich zum Theil nachstehen, zerfallen in unmittelbare und mittelbare, nämlich solche, die aus dem Urtexte selbst, oder einer anderen Version geflossen sind. Nur erstere können daher der Kritik und dem Verständniß des Urtextes dienen, wogegen die letzteren wiederum zur Kritik derjenigen alten Version, aus welcher sie geflossen sind, benutzt werden können. Bei Beurtheilung der alten Übersetzungen in hermeneutischer Hinsicht muß man vor allen Dingen vor Augen haben, daß fast alle Verfasser derselben ohne grammatische Bildung und ohne grammatisch-lexicalische Hilfsmittel, wenigstens im Hebräischen, lediglich der traditionell aufbewahrten Sprachkentniß gefolgt sind, und daß es daher nicht zu verwundern ist, wenn es ihnen hie und da an voller Genauigkeit fehlt, zumal ihre Zwecke mehr praktisch, als eigentlich gelehrt und wissenschaftlich waren. Aus demselben Grunde, und weil es ihren Verfassern selten möglich war, sich rein in die Vorstellungen früherer Zeiten zu versetzen, haben sie häufig mehr oder minder willkürlich ihre eigenen Vorstellungen und Kentnisse in religiöser und geschichtlicher Hinsicht hineingetragen. Werden sie hiedurch allerdings als hermeneutische und kritische Hilfsmittel minder brauchbar, so werden sie es um so mehr als geschichtliche Denkmäler über die Vorstellungen der Zeit und der Secte, aus welcher sie hervorgegangen sind; und viel zu einseitig haben die meisten Bibelgelehrten die Versionen bis jetzt nur von ihrer kritischen Seite behandelt, von welcher doch nur wenige einen bedeutendern Werth haben. Da den meisten Übersetzungen eigene Artikel unter den Sprachen, in welchen sie abgefaßt, gewidmet worden sind, so bleibt uns hier nichts übrig, als im Allgemeinen den Gang zu bezeichnen, welchen die Übertragung der Bibel in andere Sprachen genommen hat, und die neueren Übersetzungen hinzuzufügen, von denen aber wiederum die neuesten in außereuropäische Sprachen, von der Bibelgesellschaft veranstalteten ausgeschlossen, und dem diesem Institut gewidmeten Artikel aufbehalten bleiben.

Schon vor Entstehung des N. T. machte die Verbreitung der griechischen Sprache im Orient seit Alexander dem Großen, und die Verbreitung der Juden nach Ägypten eine griechische Übersetzung des A. T. nöthig, welche in Alexandrien im 3. Jahrhundert mit dem Pentateuch begonnen ward, im 2. Jahrhundert vollständig zu Stande kam, und unter dem Namen der Septuaginta (s. diesen Art.), der Siebenzig Dolmetscher oder der alexandrinischen Übersetzung bekant ist. Ihr Ansehen ward bald so groß, daß sie bei den griechischredenden Juden den Originaltext ganz verdrängte, für inspirirt gehalten wurde, und deshalb auch bei den Citaten im N. T. größtentheils zum Grunde liegt. Die um diese Zeit entstandenen Apokryphen wurden theils schon griechisch geschrieben, theils wurden wenigstens, wie beim Sirach und 1 Maccab., blos die griechischen Übersetzungen in die Samlung aufgenommen. Etwas später und gegen die Zeit Christi wurden in Palästina und Babylonien, nachdem die althebräische Sprache gänzlich ausgestorben war, chaldäische Übersetzungen des A. T. nothwendig, von denen die ältesten, z. B. die des Pentateuch, schon damals verfaßt sind, und auf deren Auslegung des Alten Testaments im Neuen Testamente ebenfalls zuweilen, besonders bei Matthäus, Rücksicht genommen ist. Diese chaldäischen Übersetzungen (s. den Art.) oder Targums (d. i. Übersetzungen) haben aber das Eigenthümliche, daß sie mehr Bearbeitungen, als wahre Übersetzungen sind, und, indem sie den Text in die neuere Sprache übertragen, ihn auch in anderer Rücksicht in das Gewand ihrer Zeit kleiden und recht eigentlich modernisiren. Am wenigsten ist dies noch mit den älteren, höchst auffallend mit den jüngeren der Fall.

Nachdem durch das Hinzutreten des N. T. sich der

6) Man sehe die Übersetzung seines höchst lesenswerthen Berichts über die zu Serampore erschienenen Übersetzungen der heil. Schrift in Vater's Analecten der Sprachkunde. 1 Heft. 1820.

Digitized by Google

jüdische und christliche Kanon zu scheiden begonnen hatten, werden wir nun schicklicher Weise die Übersetzerarbeiten der Juden und Christen trennen können; wiewol bei einigen Versionen noch kleine Zweifel obwalten, ob sie von jüdischer oder christlicher Hand sind.

Die Juden hielten sich natürlich nur an das A. T., von welchem sie den Pentateuch, wegen des diesem Werke zugeschriebenen vorzüglichen Ansehens, am häufigsten übersetzt haben. Ihre Übersetzungen sind ohne Ausnahme aus dem hebräischen Texte geflossen, meistens (die chaldäischen ausgenommen) wörtlich, mit einer gewissen hebräischen Wortgelehrsamkeit verfaßt, doch insofern modernisirend, daß sie fast alle den alten geographischen Namen die neuen (bald richtig, bald falsch) unterschieben. Viele von ihnen haben auch das Eigene, daß sie Tropen und bildliche Redensarten auflösen, anthropopathische Ausdrücke vermeiden, und obscöne Wörter mit den Euphemismen vertauschen. — Da die Septuaginta bei den Christen allgemeinen Eingang gewonnen hatte, und man die Mängel dieser Übersetzung um so unangenehmer empfand, weil sie in der Polemik mit den Christen öfter die (aus ihr geschöpfte) christliche Unterscheidungsansicht begünstigte (z. B. Jes. 7, 14, wo die LXX das Wort עלמה durch παρθένος Jungfrau gab); so wurden die Juden immer lauer gegen dieselbe, und im 2. Jahrhunderte setzte ihr Aquila eine andere, möglichst wörtliche, griechische Übersetzung entgegen (s. Th. 5. S. 29), die auch vielen Beifall und an den Arbeiten der Judenchristen Symmachus und Theodotion glückliche Nachahmer fand, welche wenigstens jenes Extrem von Wörtlichkeit vermieden, und sich einer lesbarern Sprache befliſſen, ohne so willkürlich, wie die LXX, zu übersetzen. Um dieselbe Zeit erhielten auch die Samaritaner eine Übersetzung des Pentateuchs in ihrem aramäischartigen Landesdialekte, und aus dieser floß bald darauf eine griechisch-samaritanische Übersetzung, welche Origenes unter dem Namen des Σαμαρειτικον citirt. Ob von der syrischen Version des Alt. Test. etwas von jüdischer Hand sey, ist sehr zweifelhaft, und wird wol geradezu verneint werden müssen; desto häufiger werden dagegen die chaldäischen Paraphrasen, welche aber in demselben Maße ausarten, als ihr Zeitalter herabsinkt. Da seit Muhammed die arabische Sprache auch die Muttersprache zahlreicher Juden geworden war, wurden auch arabische Übersetzungen Bedürfniß. Der berühmteste Übersetzer in dieser Sprache ist R. Saadia, von welchem die Übersetzungen des Pentateuch und Jesaia gedruckt sind (s. Th. 5. S. 77), dagegen die vom Hiob noch ungedruckt zu Oxford liegt, wo sich auch noch andere arabische Übersetzungen von jüdischer Hand vorfinden, namentlich vom Pentateuch und Jesaias. In der Handschrift vom Hiob des Saadia steht noch eine andere Übersetzung desselben Buches von Mose Gekatilia. Aus dem 11. bis 12. Jahrhundert ist die samaritanisch-arabische Übersetzung des Pentateuch von Abusaid, aus dem 13. die maurisch-arabische, welche Erpenius herausgegeben (s. Th. 5. a. a. O.). Schon vor Saadia im 9. Jahrhunderte ist die persische Übersetzung des Pentateuch's von einem persischen Juden Jakob, Sohn des Joseph Tawus, verfaßt. Vielleicht die späteste dieser Übersetzungen ist das seltsame Machwerk eines byzantinischen Juden, welche unter dem Namen der Graeca Veneta bekant ist, weil sie in einer Handschrift der Marcus-Bibliothek zu Venedig gefunden worden ist.

Von weit größerem Umfang sind die Übersetzerarbeiten der Christen, welche mit dem Missionswesen gleichen Schritt hielten, oft von den Missionarien selbst ausgingen, und meistens das A. und N. T. zusammen umfaßten, vom A. T. wenigstens solche Bücher, die man vorzüglich schätzte, z. B. die Psalmen und Propheten. Sie sind, wenigstens im A. T., häufiger mittelbar als unmittelbar, und dann aus der griechischen, lateinischen, syrischen, selbst coptischen Übersetzung, im N. T. ebenfalls häufig aus der lateinischen, geflossen. Wir werden sie am besten nach den Sprachen ordnen, und dabei auf die Zeitfolge Rücksicht nehmen. Beinahe gleichzeitig und ungefähr im 2. bis 3. Jahrhundert sind die altlateinische und die syrische Übersetzung entstanden. Der lateinischen Übersetzungen gab es mehre, unter denen aber die sogenante Itala im Abendlande die geschätzteste war; alle waren im A. T. aus der LXX geflossen. Hieronymus am Ende des 4. Jahrhunderts verbesserte Anfangs blos den Text derselben, setzte aber dann eine neue Übersetzung, die auch im A. T. aus dem Urtexte geflossen ist, an dem Stelle (s. Vulgata). — Die syrische Übersetzung der Peschito (s. d. Art.) wurde durch das Bedürfniß der vielreichen syrischen Gemeinden veranlaßt, und für ihr hohes Alter zeugt nicht allein, daß ihre Entstehung in Dunkel gehüllt ist (die syrischen Christen führen sie im A. T. auf Salomo, im N. T. auf den Apostel Thaddäus zurück), sondern auch, daß sie von den verschiedensten Sekten der syrischen Kirche gleichmäßig angenommen wird. Sie ist im A. T. aus dem hebr. Texte, aber mit Zuziehung der LXX (zuweilen der Targg.) geflossen; die übrigen syrischen Übersetzungen, die philorenianische des N. T., und die heraklarisch-syrische in der Mailänder Handschrift aber aus den griechischen Texte. — Die ägyptischen Übersetzungen, von welchen die oberägyptische in die erste, die niederägyptische in die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts gesetzt wird, sind zugleich höchst merkwürdige Sprach-Documente, aber noch nicht vollständig durch den Druck bekant gemacht (s. Th. 2. S. 37). Beide sind aus dem Griechischen geflossen. — Die äthiopische Übersetzung folgte ohne Zweifel bald auf die Bekehrung der Äthiopier durch Frumentius zur Zeit Constantins des Großen, ist aus der alexandrinischen Recension der griechischen Bibel geflossen, und zeichnet sich dadurch aus, daß sie das A. und N. T. noch mit apokryphischen Büchern (dem B. Henoch, und dem sogenanten Synodus, s. äthiop. Lit. Th. 2. S. 113) bereichert hat. Zu dem oben darüber beigebrachten muß nur noch hinzugefügt werden, daß die Bibelgesellschaft die Veranstaltung zu einem vollständigen Druck des A. T. aus oxforder und pariser Handschriften getroffen hat; daß aber Bruce's Handschrift des A. T. nicht mehr im Brittischen Museum, sondern in den Händen der Bruceischen Erben in Schottland ist, welche den ganzen Nachlaß (aber um einen kaum zu erschwingenden Preis) zu verkaufen trachten. — Aus der letzteren Hälfte desselben Jahrhunderts schreibt sich die gothische Übersetzung des berühmten Bischofs Ulphilas her, welcher das ganze

Digitized by Google

A. und N. T., doch mit Ausnahme der BB. der Könige (die er absichtlich ausließ) umfaßte. Außer den länger bekant gewesenen Stücken dieses für die Geschichte der teutschen Sprache so höchst wichtigen Documents sind vor Kurzen von Angelo Majo mehre Bruchstücke aus den paulinischen Briefen, aus Esra und Nehemia aufgefunden worden. — Im A. T. gleichfalls aus den LXX geflossen ist die armenische Übersetzung, aus dem Anfange des 5. Jahrhunderts (Th. 5. S. 359.), welche von der Londoner Bibelgesellschaft 1817 wieder vollständig gedruckt worden ist, und die georgische oder grusinische aus dem 6. Jahrhunderte; die slavische dagegen, welche im 9. Jahrhundert von Methodius und Cyrillus verfertigt seyn soll, wird von neuern Erforschern derselben als eine Tochter der Itala betrachtet. Ebenso aus dem Lateinischen, und zwar aus der Itala, ist die angelsächsische Übersetzung geflossen, welche der Abt Alfrich am Ende des 10. Jahrhunderts verfaßte, welche jedoch nicht das ganze A. T. umfaßt (Th. 4. S. 89.). Die arabischen Übersetzungen des A. und N. T. von christlicher Hand sind theils in Syrien, theils in Ägypten verfaßt, und gehören im Allgemeinen in die Zeit, wo die arabische Sprache in jenen Gegenden die griechische, syrische und coptische verdrängte. Die in Syrien verfaßten sind aus der syrischen Peschito genommen, und häufig mit syrischer Schrift geschrieben, die in Ägypten an dem griechischen und coptischen Texte. Die aus der lateinischen Vulgata geflossenen sind neuern Ursprungs, und meistens von der Propaganda für die unirten morgenländischen Christen besorgt (s. Th. 5. S. 78.). Die beiden persischen Übersetzungen, die man von den Evangelien hat, sind in ungewissem Zeitalter aus der syrischen Übersetzung geflossen, wie schon die Abstammung der persischen Christen von der syrischen Kirche errathen ließ.

Außer den besonderen Abdrücken der einzelen Versionen, welche man in den sie betreffenden Artikeln angeführt findet, sind in den sogenanten Polyglotten eine Anzahl derselben zu großer Bequemlichkeit des Lesers gegeneinander über gestellt, und wir müssen die wichtigsten derselben um so mehr hier kennen lernen, als die darin befindlichen Abdrücke des Textes und der Versionen oft von großem kritischen Werthe sind. Die vier großen Polyglotten sind folgende: 1) die Complutensische Polyglotte. Der Unternehmer derselben war der berühmte Kardinal und Minister Ximenes, welcher sich zur Ausführung die berühmtesten Männer des damaligen Spaniens, die er ansehnlich besoldete, bediente. Auf Herbeischaffung von Handschriften verwandte er große Summen, erhielt auch dergleichen aus dem Vatican und aus anderen Bibliotheken. Sie erschien 1514—17, und nimt unter den alten Ausgaben, welche noch die Auctorität von Handschriften haben, einen der ersten Plätze ein. Sie besteht aus 6 Bänden. Der erste enthält das N. T., griechisch und lateinisch, unter dem Titel: Novum Testamentum graece et latine in academia complutensi (Alcala in Spanien) noviter impressum; der zweite ein hebräisches und chaldäisches Lexicon; der dritte bis sechste das A. T., hebräisch, griechisch, lateinisch, und im Pentateuch chaldäisch. Das N. T. ist als Editio princeps zu betrachten, wenn gleich die Ausgabe von Erasmus 1516 früher ausgegeben wurde. Man hatte nämlich wegen verzögerter päpstl. Erlaubniß den Verkauf der complutensischen Polyglotte etwas aufschieben müssen. Der Preis des Werkes ist seiner Seltenheit wegen (es sind nur 600 Exemplare gedruckt) von dem ursprünglichen Ladenpreise von 6½ Ducaten bis auf 500—600 Thlr. gestiegen. Über die Beschaffenheit des neutestamentlichen Textes in der Complutensis s. den Art. Bibel. — 2) Die Antwerpische Polyglotte ist auf Betrieb des antwerpischen Buchhändlers Plantinus unter dem Beistande des Königs von Spanien Philipp II. von Benedictus Arias Montanus mit Zuziehung vieler Gelehrten besorgt worden. Sie besteht aus 8 Bänden, von welchen die 3 letztern aber einen philologischen und antiquarischen Apparat enthalten, zu welchem Santes Pagninus besonders viel beigesteuert hat. Im A. T. enthält sie schon die chaldäische Übersetzung aller Bücher, außer der Chronik, Esra, Nehemia und Daniel, und im N. T. die syrische Übersetzung. Der Titel ist: Biblia sacra hebraice, chaldaice, graece et latine, Philippi II. Reg. Cathol. pietate et studio ad sacrosanctae ecclesiae usum. Christophorus Plantinus excudebat Antverpiae 1569—1572. gr. Fol. Auch diese Ausgabe ist selten, da nur 500 Exemplare gedruckt wurden, und noch ein Theil derselben auf einem Schiffe nach Spanien untergegangen seyn soll. — 3) Die Pariser Polyglotte. Diese ihrem Äußeren nach bei weitem prächtigste aller Polyglotten ward zuerst von dem Kardinal du Perron und dem Präsidenten de Thou projectirt, darauf nach deren Tode (1617. 1618) von dem Parlamentsadvocaten Guy-Michel le-Jay aus wissenschaftlichem Eifer und Ehrgeiz auf eigene Kosten unternommen, und in den Jahren 1628—45 zu Stande gebracht. Sie besteht aus 9 Theilen in 10 Bänden, in dem größten Folioformat, und liefert außer dem aus der Antwerper Polyglotte abgedruckten Texte, zum ersten Male den samaritanischen Pentateuch und die samaritanische Übersetzung, herausgegeben von Joh. Morinus, die syrische Übersetzung des A. T., und eine (aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzte) arabische Übersetzung des A. und N. T. Die verschiedenen Sprachen stehen nicht, wie in der Londoner Polyglotte, gegeneinander über, sondern sind in die verschiedenen Theile vertheilt. Die lateinischen Übersetzungen der syrischen und arabischen Übersetzung verfaßte ein Maronit Gabriel Sionita, der aber darüber mit dem Herausgeber in einen Streit gerieth, welcher ihn selbst auf ein halbes Jahr nach Vincennes ins Gefängniß brachte. Als das Werk fertig war, wünschte der Kardinal Richelieu ihm seinen Namen vorgesetzt zu sehen; und bot dafür dem Herausgeber 100,000 Kronen an, mit dem Versprechen, für seine Familie zu sorgen [1]). Er verweigerte es aber, sowie den Antrag zweier englischen Buchhändler, ihm eine Anzahl Exemplare abzunehmen, und dieses gab Veranlassung zur Londoner Polyglotte, nach deren Erscheinung die Pariser wegen ihres hohen Preises so wenig Abgang

1) De Bibliis Polyglottis Parisiensibus, in Le Long Bibl. sacra ed. Masch I, 350.

Digitized by Google

fand, daß le Jay einen Theil derselben an die Krämer verkaufen mußte. Da wahrscheinlich viele Exemplare davon gedruckt sind, ist sie noch jetzt in Paris in nicht eben hohem Preise. 4) Die Londoner Polyglotte ist unter allen die vollständigste, brauchbarste, dabei verhältnißmäßig noch am leichtesten habhaft und dem Bibelforscher unentbehrlich. Der Herausgeber war Brian Walton (seit 1660 Bischof von Chester), und die vornehmsten Mitarbeiter Edmund Castle (Castellus) zu Cambridge, Alexander Huish, Sam. Clarke, Thomas Hyde u. A. Außer dem daß das Material der Pariser Polyglotte hier weit bequemer angeordnet ist, und die Texte oft aus Handschriften verbessert sind, enthält sie Vieles, was hier zuerst im Druck erscheint, namentlich die äthiopische Übersetzung des Psalters, Hohenliedes und N. T., zwei andere chaldäische Übersetzungen des Pentateuchs, die persische Übersetzung des Pentateuchs und der Evangelien, die Fragmente der Itala nach Flaminius Nobilis, und zu den meisten Übersetzungen einen brauchbaren Variantenapparat. Eine besonders wichtige Zugabe war aber Castelli Lexicon Heptaglotton. 1669. 2 Bde. fol. enthaltend ein vergleichendes Lexicon des Hebräischen, Chaldäischen, Syrischen, Samaritanischen, Arabischen, Äthiopischen, und des Persischen besonders.

Da die gelehrten Hilfsmittel indessen seit 1½ Jahrhundert außerordentlich angewachsen sind, so kann der kritische Bibelforscher wol keinen sehnlichern Wunsch hegen, als daß der von einigen englischen Gelehrten entworfene Plan, die Polyglotte und Heptaglotton auf eine den Fortschritten der Literatur angemessene Art wieder herauszugeben, zu Stande kommen und würdig ausgeführt werden möge. — Von anderen Polyglotten, welche auch Übersetzungen in neuere Sprachen aufgenommen haben, s. unten.

Nachdem sich die neueren europäischen Landessprachen gebildet hatten, wurde die Übersetzung der Bibel in dieselben, und die Verbreitung solcher für jedermann verständlichen Bibeln bald von mehren frommen und einsichtsvollen Männern als das zweckmäßigste und natürlichste Mittel, eine reinere Religionserkentniß unter dem Volke zu verbreiten, erkant, da die in fast ganz Europa verbreitete lateinische Vulgate seit dem Aussterben der lateinischen Sprache für das Volk und selbst einen großen Theil der Geistlichen ein verschlossenes Buch geworden war. Aber der herrschenden Kirche entging auch nicht die Gefahr, welche ihr drohte, wenn durch einen solchen freien Gebrauch der Bibel der Lehrbegriff nun auch von den Laien geprüft, und mit seiner Quelle zusammengehalten werden konte; und alsbald erfolgten von Seiten der Päpste und Concilien Verbote, die Bibel in die Landessprachen zu übersetzen. Vorzüglich waren es die Waldenser, welche sich am Ende des 12. Jahrhunderts, aus Verlangen die heilige Schrift zu lesen, die Evangelisten, die Briefe Pauli, den Psalter, das Buch Hiob und andere Bücher hatten in das altfranzösische (lingua romana) übersetzen lassen [2]), worauf Papst Innocenz III. im J. 1199 diese Übersetzungen zuerst verbieten, darauf 1200 aufsuchen und verbrennen ließ. Solche Bibelverbote wurden dann von Zeit zu Zeit wiederholt [3]), und der fromme Jacob I. von Arragonien († 1276) gab selbst die Verordnung, daß ein jeder, der die Bücher A. und N. T. in der romanischen Sprache besitze, und nicht dem Bischofe des Orts zum Verbrennen ausliefere, sey er Geistlicher oder Laie, für einen Ketzer gehalten werden solle [4]). Als bald nachher Wicliffe dasselbe für England leistete, hatte es neue ähnliche Verordnungen zur Folge, die tridentinische Kirchenversamlung erklärte später in demselben Geiste die Vulgata für die allein authentische Kirchenversion, und in demselben [5]) haben wir noch heut zu Tage die päpstliche Curie und Bischöfe gegen die Bibelgesellschaften ankämpfen sehen [6]). Doch konte ein so unnatürliches Verbot kaum consequent durchgeführt werden; und schon vor der Reformation und nach derselben sind auch in katholischen Ländern Bibelübersetzungen in der Landessprache abgefaßt worden; allerdings jedoch ohne bedeutende Verbreitung und ohne einen wesentlichen Einfluß auf die Volksbildung zu gewinnen. Daß diese Arbeiten, welche fast alle aus der Vulgata geflossen, ohnehin keinen wissenschaftlichen Werth haben werden, läßt sich leicht erachten; aber desto größer ist ihr Interesse für Kirchen- und Sprachgeschichte. Wir wollen zuerst die Übersetzungen aus der Zeit vor der Reformation und von katholischen Verfassern, sodann die von protestantischen Verfassern durchgehen; dann auch die von jüdischen Verfassern, und die lateinischen folgen lassen.

A. Übersetzungen in die Landessprachen aus der Zeit vor der Reformation und von Verfassern der katholischen (und griechischen) Kirche. Die älteste französische Bibelübersetzung ist von Guiard des Moulins vom Jahr 1294 [7]), enthält übrigens nicht die vollständige Bibel, sondern folgt dem erklärenden Auszuge aus der Vulgata, welchen Petrus Comestor oder Manducator unter dem Namen Biblia historiata gemacht hatte. Sie ist unter dem Namen Bible historiale und historié 1487. 1515 und 1538 gedruckt, enthält aber viel apokryphische Mährchen [8]). Mit Übergehung derer von le Fevre d'Estaples (1523), den Löwen'schen Theologen (1547), René Benoist (1566), Corbin und Amelote (blos das N. T. 1666) verdient die von dem Jansenisten Louis Isaac le Maistre de Sacy [9]) genant zu

2) S. Innocent. III. Ep. II, 141. T. I, S. 432 ff. ed. Baluze.

3) S. Can. 12. conc. Tolosani, vom Jahr 1129, in *Mansi* concilior. nova collectio, XXI, S. 296, und Collectio quorundam gravium auctorum, qui ex professo vel ex occasione S. S. translationes damnarunt. Lutetiae 1561. 4. Hegelmeyer's Geschichte des Bibelverbotes. Ulm 1783. 4) S. *du Cange* Gloss. v. Romanicum. 5) Auch die berüchtigte Constitutio Unigenitus gegen die das Bibellesen befördernden Jansenisten im J. 1713. verdamte den Satz: Lectio scripturae s. est pro omnibus als ketzerisch. 6) S. die päpstlichen Breven vom 29. Juni 1816 an den Erzbischof von Gnesen, und vom 3. Sept. desselb. Jahres an den Erzbischof von Mohilow, worin die Bibelgesellschaft eine pestis genant, und die Verbreitung der polnischen Bibelübersetzung verboten wird, in Wachler's theol. Nachrichten 1819. S. 155. 7) S. *Rich. Simon* hist. crit. des versions du N. T. S. 322. 8) S. *Bayle* dict. art. Aaron. 9) Paris 1696. 16 Bände 12.

werden, weil sie bei der das Bibellesen befördernden Partei der Appellanten in großem Ansehen stand, und bei den jetzigen Bibellesern in Frankreich noch jetzt steht, daher auch durch neue, zum Theil splendide, Ausgaben, noch immer vervielfältigt wird. Zuletzt ist sie Petersburg 1817 auf Kosten der russischen Bibelgesellschaft gedruckt worden. Sie hat kurze Anmerkungen, zum Theil mystischen Inhalts, ist aber blos aus der Vulgata geflossen. Andere von Jansenisten ausgegangene Bibelwerke, z. B. das N. T., welches zu Mons 1667 erschien, und das des Pasquier Quesnel Paris 1671, welche zu ihrer Zeit so großes Aufsehen machten, von Päpsten und Jesuiten verboten wurden, und berühmte Streitigkeiten erregten, scheinen jetzt weniger gekant und gebraucht zu seyn. Die Übersetzung von Richard Simon (1702), die wol zu den besten gehört, ward durch Einfluß der Jansenisten wegen zu freier Ansichten verboten. — Die älteste italiänische Übersetzung soll von Jac. de Voragine 1270 verfertigt seyn [10]), allein man hat noch keine Handschrift einer so alten Bibel in italiänischen Bibliotheken gefunden [11]). Die erste ist also die von Malermi oder Malerbi einem Camaldulenser zu Venedig, 1471, 3 Bde Fol. Sie ist aus der Vulgata übergetragen, und öfter aufgelegt worden. Aus dem Urtexte übersetzt war die Bibel von Antonio Bruccioli, Venedig 1532, welche aber das tridentinische Concil unter die verbotenen Bücher gesetzt hat. Nach Gregorius Leti [12]) soll Sixtus V. im Jahr 1590 eine italiänische Bibelübersetzung besorgt, aber auf die Vorstellungen des Königs von Spanien und der Kardinäle unterdrückt haben. Von einem katholischen Verfasser und für Katholiken bestimt, ist endlich die italiänische aus der Vulgata übersetzte Bibel des Antonio Martini, welche die Bibelgesellschaft zu London 1821 hat drucken lassen. — Die frühern spanischen und portugisischen Bibelübersetzungen rühren nur von Juden oder von Protestanten her, und sind im Auslande gedruckt, da in Spanien selbst die Inquisition jeden Versuch dieser Art unterdrückte (s. unten). Doch hat die Bibelgesellschaft zu London 1821 eine aus der Vulgata durch den Ph. Scio de S. Miguel, Bischof von Segovia verfaßte, drucken lassen, desgleichen eine portugisische von Ant. Pereira, ebenfalls aus der Vulgata geschöpft. — England erhielt seine erste Bibelübersetzung in der Landessprache durch den berühmten John Wicliffe, um das Jahr 1380, welcher gleich den Waldensern in seinen Schriften die Lesung der Bibel dem Volke empfohlen hatte. Seine Arbeit ist Wort für Wort aus der Vulgata genommen, und daher oft nicht eben verständlich. Nur das Neue Testament ist davon gedruckt, und zwar London 1731 Fol. herausgegeben von (Wicliff's Biographen) Lewis, und 1816 von Herrn Bibliothekar Baber zu London (dem Herausgeber des Cod. Alex.) 4. Das A. T. findet sich in einer besonders geschätzten Handschrift, welche nach einer Angabe des ersten Blattes das Autograph seyn soll, in der Bibliothek von St. Johns College zu Oxford. Von der Bibel eines Zeitgenossen von Wicliffe, J. von Trevisa, haben sich keine sicheren Zeugnisse und keine Handschriften erhalten. Die späteren aus der Zeit der Reformation werden wir schicklicher bei denen der Protestanten aufführen. Aber aus der neuesten Zeit verdient die englische Übersetzung, welche der gelehrte schottische Katholik Alexander Geddes († 1802) mit kritischen Anmerkungen herausgab (London 1792. und 1800. 4.), und welche auch unter uns durch Vater's Commentar über den Pentateuch bekanter geworden ist, Bemerkung, sowol in wissenschaftlicher Hinsicht, als wegen der Streitigkeiten, die der Verfasser darüber hatte, und welche ihn veranlaßten, im Jahr 1796 aus der päpstlichen, aber darum nicht katholischen, Kirche zu scheiden [13]). Diese Streitigkeiten und sein Tod unterbrachen übrigens die Fortsetzung. — Besonders reich an Bibeldrucken in der Landessprache war schon vor der Reformation Teutschland, ohne daß aber irgend einer derselben einen Einfluß auf das Volk gehabt zu haben und unter demselben verbreitet gewesen zu seyn scheint. Schon der Kaiser und König Wenzel von Böhmen (seit 1378) ließ eine Übersetzung des A. T. verfertigen, wovon eine Handschrift auf Pergament in 3 Folio-Bänden mit bewundernswürdig prächtigen Bildern zu Wien liegt [14]). Außer der Abbildung des Kaisers und seiner Gemalin finden sich darin auch spöttische Bilder, die sich auf seine Gefangenschaft zu Prag beziehen. Die ersten Verse lauten: **In anegenge schepfte Got Himel und Erde. Die Erde was aber unnucz und lere, und vinsternusse warn auf der gestald des abegrund, und Gotes Geist ward gefurt auf den Wassern.** Im 15. Jahrhundert kam eine andere teutsche Übersetzung, deren Verfasser gänzlich unbekant ist, in Umlauf, welche öfter, jedoch mit einigen Veränderungen, gedruckt worden ist. Die erste Ausgabe derselben ist Mainz 1462, wie man gewöhnlich glaubt, durch Johann Fust und Peter Schöffer in Folio besorgt worden. Ihr Anfang ist: **An dē angang beschūff Got den Hymel, un die erde; wann die erde wz eytel un̄ lere. Un̄ vinster waren auff dem Antlütze des Abgrundes: un̄ der geist gotz ward getragē auf die Wasser,** woraus man schon hinlänglich ihre Abkunft aus der Vulgata erkent [15]). Bis auf Luther ist dieselbe noch 13 Mal gedruckt worden, namentlich Straßburg 1466, Augsburg zwischen 1470 und 73, und 2 Mal im J. 1477, besonders Nürnberg, herausgegeben von Koburger 1483 [16]). Aus dieser hochteutschen Übersetzung scheint nun (vielleicht mit Benutzung der angelsächsischen von Elfrik) die niedersächsische Übersetzung geflossen zu seyn, welche ebenfalls in 3, aber ziemlich veränderten Ausgaben (Köln ohne Jahrzahl, zwischen

10) S. *Sixti Senensis* bibl. s. lib. IV. 11) S. *Fabricii* bibl. med. et inf. latin. T. IV. S. 21. 12) Vita *Sixti* V. IV, S. 399.

13) S. Henke's Archiv f. Kirchengesch. Bd. 3. St. 2. 14) S. *Lambecii* Comment. de bibl. Vindobon. lib. II. S. 749. 15) S. J. D. Michaelis in dem Syntagma Commentationum, Gotting. 1759. S. 1—22. 16) S. M. Jod. Nast diplomatisch-kritische Nachrichten von den sechs ersten teutschen Bibelausgaben, die zu Mainz, Straßburg und Augsburg von 1462—1477 sind gedruckt worden u. s. w. Stuttgard 1767. G. Wolfgang Panzer's literarische Nachricht von den allerältesten gedruckten teutschen Bibeln aus dem 15. Jahrh., welche in der Bibliothek der Reichsstadt Nürnberg aufbewahrt werden. Nürnberg 1777. 4.

Digitized by Google

1470—80, Lübeck 1494, und Halberstadt 1522.) erschienen ist. Der Titel der Lübecker, welche sich unter anderen in der Seminarbibliothek zu Wittenberg findet, ist: De Biblie mit vlithiger achtinghe: recht na deme latine in dudesk auerghesettet; Mit vorluchtinghe unde glose: des hochghelerden Postillatoers Nicolai de Lyra unde anderer velen hillighen doctoren, und der Anfang: In dem ambeghinne heft god ghescapen hemmel vnde erden. Jodoch de erde was ydel unde was leddich vñ de düsternisse werē baven der vnschickelichkeit der afgrunde. Unde de ghest des heren wart ghevoret baven den watern [17]). Nachdem Luthers teutsche Bibelübersetzung so allgemeine Verbreitung und einen so überwiegenden Einfluß in Teutschland gewonnen hatte, glaubten seine Gegner in der katholischen Kirche den darin enthaltenen Ketzereien durch rechtgläubige Dolmetschungen entgegenarbeiten zu müssen, waren aber nicht im Stande etwas anderes, als eben die so sehr verlästerte lutherische Bibel, nur hie und da nach dem allein bewährten Texte, der Vulgata, abgeändert zu liefern. In diesem Geiste war auf Herzog Georg's von Sachsen Veranstaltung, Hieronym. Emser's Neues Testament (vom J. 1527) abgefaßt, welches sich ein „nach der christlichen Kirchen bewährten Text corrigirtes und wiederum zu recht gebrachtes" nante [18]); in demselben das Alte Testament des Mainzer Professor Dietenberger (1534), worin die Apokryphen fast wörtlich aus Leo Juda's Bibel abgeschrieben sind: und wenn Johann Eck bei seiner Bibel (1537) sich nicht dieses Plagiats schuldig machte, so war seine sklavisch und ohne hinlängliche Kentniß der teutschen Sprache der Vulgata folgende Dolmetschung auch um so viel schlechter [19]). Erst in neueren Zeiten scheint man auch in der katholischen Kirche das Bedürfniß der Bibelverbreitung unter dem Volke mehr gefühlt zu haben, und sind einzele gelehrte Katholiken bedacht gewesen, dem Volke Übersetzungen in die Hand zu geben, die nicht allein aus dem Grundtexte geschöpft, sondern bei deren Abfassung auch die Fortschritte der Exegese bei den Protestanten, mehr oder weniger benutzt sind; ja Männer, wie v. Eß haben sich, nachdem sie die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Bibellesens durch die Auctorität der berühmtesten Kirchenlehrer gestützt hatten [20]), selbst mit großem Eifer an die Zwecke der Bibelgesellschaft angeschlossen, zum Verdruß der päpstlichen Curie, und ihrer zelotischen Anhänger, unter denen die schweizerischen Jesuiten, wie man vernimt, dieser nach dem so verrufenen Grundtext übersetzten heiligen Schrift schon wieder Scheiterhaufen erbaut haben. Bei diesem practischen Eifer, und bei dem Muthe, sich um der guten Sache willen selbst die Ungnade des höchsten geistlichen Oberhauptes zuzuziehen, verdienen diese Arbeiten Dank und Anerkennung, wenn man sich gleich sagen muß, daß sie in wissenschaftlicher Hinsicht von den besten Arbeiten der Protestanten in diesem Fache noch übertroffen werden. Das Braunsche Bibelwerk (Augsb. 1788—1805, 13 B.) folgt noch blos der Vulgata, und den Auslegungen der Kirchenväter: ist daher durch das von Brentano und Dereser (1797 — 1816) überflüssig gemacht worden. Beide haben erläuternde Anmerkungen. Keines derselben hat aber ein so ausgebreitetes Publikum selbst unter Protestanten gefunden, als die Übersetzung des N. T. durch Carl und Leander van Eß, zu welcher sich bald auch eine vollständige Übersetzung des A. T. gesellen wird. — In der russischen Kirche ist die alt-slavonische Übersetzung, welche häufig gedruckt worden, noch immer die Kirchenversion, ob sie gleich unverständlich für das Volk ist. Weislich hat man daher vor Kurzen selbst von den obern geistlichen Behörden darauf Bedacht genommen, dieser alt-slavonischen eine neu-russische, aber aus jener gemachte Übersetzung an die Seite zu stellen (Petersb. 1822).

B. Übersetzungen in die neueren europäischen Landessprachen durch Protestanten. Da es das Princip der Reformatoren war, das Christenthum wieder auf die Bibel zurückzuführen, und zugleich die Erkentniß der Religion und Bibel nicht als Vorrecht einer gewissen Kaste zu betrachten, sondern ein gemeinschaftliches Eigenthum der Völker seyn zu lassen, so mußten natürlich Bibelübersetzungen in die Landessprachen eins der ersten und vorzüglichsten Geschäfte der Reformatoren und protestantischen Gottesgelehrten seyn, und kein Wunder daher, wenn diese Rubrik so ohne allen Vergleich reicher ausfällt, als die vorige. Die Übersetzungen dieser Klasse haben dazu größtentheils den Vorzug, daß sie blos mit Benutzung der alten Versionen dem Grundtexte folgen: wiewol auch viele derselben wieder bloße Afterversionen, z. B. aus Luthers teutscher Übersetzung sind, da manche Länder, die das Bedürfniß der Übersetzung fühlten, doch damals noch keine Gelehrten hatten, die des Originals hinlänglich kundig gewesen wären. Wir beginnen hier billig mit Luthers Bibel, als der ältesten und berühmtesten aller protestantischen, und der Mutter so vieler andern. Den ersten noch unbedeutenden Anfang machte Luther schon 1517 mit Übersetzung der sogenanten 7 Bußpsalmen, aus der Vulgata mit Benutzung der Übersetzung von Hieronymus und Reuchlin, worauf er 1518 das Vaterunser folgen ließ. Nachdem sich Luther hierauf eifrig mit der griechischen, auch

17) S. J. Melch. Götze Versuch einer Historie der gedruckten niedersächsischen Bibeln, vom J. 1470—1621. Halle 1775. 4.

18) Schon 1523 hatte H. Emser kritische Anmerkungen über Luther's Bibelübersetzung herausgegeben, worin er sich unter andern (S. 153.) verwundert, wie Luther von göttlichen Dingen habe den ketzerischen Namen Hutten (Hütte) st. Tabernakel gebrauchen können. Ein anderer Vorwurf war, daß er unkeusche Wörter gebraucht habe, weshalb Huren, Hurerey, Hure, mit Unkeuschen, Unkeuschheit, Bulin vertauscht wurde; sehr mit Unrecht, da Luther, gleich den hebräischen Propheten, das Laster, welches er züchtigen und brandmarken wollte, auch ohne Schonung mit dem rechten Namen benant hatte. 19) S. G. W. Panzer's Versuch einer kurzen Geschichte der römisch-katholischen teutschen Bibelübersetzung. Nürnberg 1781. 4. Erst nach 13 J. konte eine neue Aufl. derselben erscheinen, und in der Vorrede wird vor denen gewarnt „deren glatte Honigworte von einer güldenen Zunge fließen, zu überreden, sünderlich die jungen Leute, und gemeine fürwitzige Laien, die sich an der neuen Lehr, zierlichen sprechen und kunsten bald vergaffen u. s. w." Das schönste Zeugniß für den sprachlichen und ästhetischen Werth von Luthers Übersetzung! S. auch den Anhang der Schrift: vom Dolmetschen.

20) S. Leanier van Eß Auszüge aus den heiligen Vätern und andern Lehrern der kath. Kirche über das nothwendige und nützliche Bibellesen. 2. Aufl. 1816.

Digitized by Google

hebräischen Sprache beschäftigt hatte, vollendete er während der unwillkommenen Muße, die ihm der Aufenthalt auf der Wartburg gewährte, das ganze N. T., welches im September des Jahrs 1522 in Melchior Lotther's Offizin zu Wittenberg erschien [24]), und noch in demselben Jahre zum zweiten Male gedruckt werden mußte, bald auch durch Nachdrücke vervielfaltigt wurde. Im Jahr 1523 erschien darauf schon der erste Theil des A. T. und im Jahr 1524 der zweite und dritte bis zum Hohenliede; vielfache Arbeiten und Störungen hinderten aber die Erscheinung der Propheten, welche erst 1532 erfolgte, worauf das ganze 1534 mit den Apokryphen beschlossen wurde. Noch in demselben Jahre erschien eine neue vollständige Ausgabe bei Hans Luft, worin schon viele Verbesserungen angebracht sind. Beim A. T. hat sich Luther der Brixener Ausgabe von 1492 (sein Handexemplar liegt in Berlin) bedient, und damit die Septuaginta, Vulgata, und die Commentarien der Rabbinen nach der Postille des Nicolaus von Lyra (daher das Sprüchlein des Julius von Pflug: Nisi Lyra lyrasset, Lutherus non saltasset) verglichen: im N. T. der Erasmischen Ausgabe. Seine Lehrer und Rathgeber im Hebräischen waren Aurogallus und Creuziger (Cruciger), im Griechischen Melanchthon. Was ihm selbst an tieferer Sprachkenntniß abging, ersetzte seine treffliche Kenntniß des biblischen Geistes, und sein angeborner exegetischer Tact: am meisten Schwierigkeit fand er nach eigenem Geständniß bei den Büchern Hiob, den Propheten [22]) und apostolischen Briefen, und seine Briefe zeugen von der mühvollen Sorgfalt, mit welcher er arbeitete [23]), da zu der Schwierigkeit des Textes noch der Mangel irgend tüchtiger Hilfsmittel, und vor allen die Ungebildetheit der teutschen Sprache hinzukam, welche vorzüglich erst durch und seit Luther zu einer Bücher-Sprache geschaffen werden mußte [24]). Vorzüglich in dieser Hinsicht ist sein Verdienst unsterblich zu nennen, und die einfache Würde der historischen Bücher, die Erhabenheit und Kraft in den poetischen Büchern, besonders den Psalmen, dürfte im Ganzen unübertroffen seyn. Einen deutlichen Beweis von seinem Gefühle für Wohllaut und rednerische Schönheit gibt die bedeutende Menge hexametrisch gebauter Verse [25]). Selbst Paronomasieen und Wortspiele sind sehr glücklich nachgebildet, z. B. Sus. und Daniel V. 54. 58. „Unter einer Linden — der Engel des Herrn wird dich finden; unter einer Eichen — der Engel des Herrn wird dich zeichen." Wie richtige Grundsätze er selbst von der Übersetzerkunst sich gebildet hatte, erhellt aus seiner Schrift: vom Dollmetschen, worin er namentlich die ängstliche sylbenzählende Wörtlichkeit früherer Übersetzungen (das andere Extrem des Modernisirens kante man damals noch nicht) rügte [26]). Zum Behuf der zweiten Haupt-Ausgabe, welche 1541 und 42 erschien, bildete sich in Wittenberg ein förmlicher Consessus von Luthers Collegen und gelehrten Freunden, wovon ihn jeder mit seinen Kentnissen nach Kräften unterstützte, und worauf die Abänderungen nach gemeinschaftlicher Berathung vorgenommen wurden [27]). Beide alte Ausgaben haben noch keine

21) Das Newe Testament Deutsch. Wittemberg. Fol. in 3 Theilen. 22) Wir arbeiten jetzt an den Propheten, sie zu verteutschen. Ach Gott! wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen, teutsch zu reden; wie streuben sie sich, und wollen ihre hebr. Art gar nicht verlassen, und dem groben Teutschen nachfolgen, gleichwie eine Nachtigall, so ihr der übereinlautende Kukuksgesang ganz entgegen, gleichwol sollte ihre liebliche Melodey verlassen, und dem Kukuk nachsingen." (Walch XVI. S. 508.). 23) Im Brief vom Dollmetschen (Luthers Werke Th. XXI. S. 316 der walchischen Ausgabe): „Ich habe mich dessen gerissen im Dollmetschen, daß ich rein und klar Teutsch geben möchte. Und ist uns wol begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einiges Wort gesucht und gefragt, haben dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiten wir, M. Philipps, Aurogallus und ich, daß wir in 4 Tagen zuweilen kaum 3 Zeilen konten fertigen. Lieber, nun es verteutscht und bereit ist, kans ein jeder lesen und meistern." „Kauft einer itzt mit den augen durch drei vier Blätter und stößt nicht einmahl ahn, wird aber nicht gewar, welche wüsten und klötze da gelegen sind, da er itzt überhingeht, wie über ein gehobelt Bret, da haben wir müssen schwitzen und uns engsten, ehe denn wir solche wüsten und klötze aus dem wege räumten, auf daß man kündte so fein daher gehen. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereumet ist, aber der Wald und die Stöcke ausreuten, und den Acker zurichten, da will niemand an." Vgl. die Briefe an Spalatin, worin er ihn über Namen von Edelsteinen und naturgeschichtlichen Gegenständen fragt, und um die Übersendung derselben aus dem Naturalienkabinet bittet, Epist. Luth. T. II. fol. 55. b. 24) S. vor allen Gretefend über Dr. Martin Luthers Verdienste um die Ausbildung der hochteutschen Schriftsprache, in den Abhandlungen des Frankfurter Gelehrten-Vereins f. teutsche Sprache. St. 1. S. 24 ff. Frankf. 1818. 25) S. Wachler's theologische Nachrichten. Febr. 1811. 26) „Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll Teutsch reden, wie die Esel thun; sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen, und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dollmetschen, so verstehen sie es dann, und merken, daß man teutsch zu ihnen redet" (Th. XXI. S. 318. der Walchischen Ausgabe). 27) „Als nun erstlich die ganze teutsche Bibel ausgegangen war (sagt Matthesius in den Predigten über Luther XIII. Bl. 151.) und ein Tag lehrt immer neben der Anfechtung den andern, nimt Dr. Luther die Biblien von Anfang wieder für sich, mit großem Ernst, Fleiß und Gebet, und übersieht sie durchaus; und weil sich der Sohn Gottes versprochen hatte, er wolle dabei seyn, wo ihrer Etliche in seinem Namen zusammen kommen, und um seinen Geist bitten; verordnet Dr. Martin Luther gleich einen eigenen Sanhedrin von den besten Leuten, so damals vorhanden, welche wöchentlich etliche Stunden vor dem Abendessen in Doctors Kloster zusammen kamen; nämlich: D. Joh. Bugenhagen, D. Justum Jonam, D. Creuziger, M. Philippum, Matthäum Aurogallum. Dabei M. G. Rörer der Corrector, auch war; oftmals kamen fremde Doctorn und Gelehrte zu diesem hohen Werke, als D. Bernhard Ziegler, D. Forstemius. Wenn nun Doctor zuvor die ausgangen Bibel übersehen, und daneben bei Juden und fremden Sprachkundigen sich erlernt, und sich bei alten Teutschen von guten Worten erfragt hatte, wie er ihm etlich Schörs abstechen ließ, damit ihn ein teutscher Fleischer berichtet, wie man ein jedes am Schaf nante; kam D. Martin Luther in das Consistorium, mit seinen alten lateinischen und neuen teutschen Biblien, dabei er auch stetigs den hebräischen Text hatte. Herr Philippus brachte mit sich den griechischen Text, D. Creuziger neben dem Hebräischen die chaldäische Bibel. Die Professores hatten bei sich ihre Rabbinen, D. Pommer hatte auch einen latein. Text für sich, darin er sehr wol belant war. Immer hat sich ein jeder auf den Text gerüst, davon man rathschlagen sollte: griechische und lateinische neben den jüdischen Auslegern übersehen. Darauf proponirt dieser Präsident einen Text, und ließ die Stimm umgehen, und hört, was ein Jeder dazu zu reden hätt, nach Eigenschaft der Sprache, oder nach der alten Doctorn Auslegung. Wunderschöne und lehrhaftige Reden sollen bei dieser Arbeit gefallen seyn; welcher M. Georg einige aufgezeichnet, und die hernach als kleine Glößlein und Auslegung auf den Rand zum Text gedruckt seyn." Auch benutzte Luther wirklich mit vielem Vortheil

Digitized by Google

Versabtheilung, sind aber mit vielen Holzschnitten geziert. In den neuern so unendlich zahlreichen Drucken dieser Übersetzung sind außer der Vertauschung der alten Orthographie mit der neuern, auch viele alte Wortformen mit den jetzt üblichen vertauscht. Die verbreitetste ist ohne Zweifel die Cansteinische, wovon nach einem ungefähren Überschlage schon gegen 2 Millionen Exemplare verkauft sind; eine sehr empfehlungswerthe die (von M. Hartmann und Lorsbach besorgte) Marpurger vom Jahr 1808 mit einem unverständliche Wörter erklärenden Register [28]). Noch vor Vollendung des lutherischen A. T., welches auch in vielen reformirten Gemeinden von Teutschland eingeführt wurde, erhielt die reformirte Kirche der Schweiz vorzüglich durch Leo Judä die Bibel in ihrer oberländischen Mundart (Zürich 1531. Fol.), welche im N. T. und den historischen Büchern des A. T. als eine sorgfältige Revision der lutherischen Bibel mit Übertragung derselben in die oberländische Mundart betrachtet werden kann; in den poetischen, prophetischen und apokryphischen Büchern des A. T. aber neu und zwar ziemlich glücklich aus dem Original geschöpft ist [29]); unmittelbar nach ihrer Vollendung wurde aber Luthers Bibel auch besonders auf Betrieb von Johann Bugenhagen, ins Plattteutsche übertragen (Lübeck 1533. Fol.). Daß bei dem wohlverdienten, nur hie und da bis zu ängstlicher Superstition getriebenen Ansehen der lutherischen Übersetzung in der evangelischen Kirche nicht allzubald an einen neuen Versuch gedacht werden würde, war zu erwarten, und nur die reformirte Kirche erhielt eine neue, auch in vielen Kirchen, z. B. im Nassauischen, dem Canton Bern, eingeführte, Übersetzung durch Joh. Piscator, Professor zu Herborn (Herborn 1602. 3 Theile. 4.), in welcher die beständige Benutzung des Grundtextes sich durch die oft sklavische Nachbildung der Hebraismen kund gibt, und welche die lutherische im Ganzen wol an Richtigkeit übertrifft, ihr aber durch den unteutschen weitschweifigen Ton sehr nachsteht. Die Zeloten der lutherischen Kirche hatten indessen genug zu thun, um streng darüber zu wachen, daß sich in die lutherischen Bibeln, sey es auch nur in die Summarien und Glossen, nichts vom calvinischen Geiste einschleiche, wie z. B. der Ausgabe von David Pareus (Neustadt an der Hardt 1588) nachgesagt wurde, und nur wenige Glieder derselben hatten die Unbefangenheit eines A. H. Franke, der im Jahr 1695 in seinen biblischen Observationen darauf dachte, solche Stellen der lutherischen Bibel, in welchen der Sinn offenbar verfehlt sey, durch leichte Veränderungen zu verbessern: ein höchst zweckmäßiges Unternehmen, welches aber damals noch zu früh kam, und ihn in Streitigkeiten verwickelte [30]), denn vergessen hatten die abergläubigen Verehrer des großen Manns, wie sehr er selbst gewünscht hatte, daß die Nachwelt sein Werk einst von den ihm nothwendig anhastenden Mängeln, besonders in Ansehung des richtigen Verständnisses zahlreicher Stellen, reinigen möge [31]). Und manche so gänzlich verunglückte Versuche, um eine bessere Übersetzung zu liefern, waren auch vorüglich geeignet, in der Vorliebe für das classische Werk des Reformators zu bestärken. Sie waren nämlich theils so unverständlich buchstäblich und barbarisch, wie das N. T. von Teiller (1703), Reiz (1703), Junkherrot (1732), oder so bis zur Abgeschmacktheit und Frivolität modernisirend, und alles Wunderbare willkürlich wegschaffend, wie die berüchtigte Wertheimische Bibel von Joh. Lorenz Schmid (1735. 4.), von welcher auch nur der erste Theil erscheinen konte [32]). Als gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die ausgezeichneten exegetischen Fortschritte der Teutschen immer lauter zu fordern schienen, daß die Resultate derselben auch in neuen Übersetzungen niedergelegt würden, zeigte sich, daß sich besonders zwei Manieren der Verteutschung entgegen traten. Einige nämlich stellten geradezu den Grundsatz auf, daß eine gute Übersetzung die biblischen Schriftsteller vollkommen in den Sprachformen unserer Zeit reden lassen, und daß die Beibehaltung des hebräischen Redetypus nur unangenehm und störend auf den Leser wirken müsse; andere urtheilten, und ohne Zweifel mit Recht, daß Inhalt und Form nicht getrent werden können, und daß durch jenes Modernisiren der Charakter und die alterthümliche Würde des Originals um so mehr zerstört werden, da einige jener Übersetzer selbst platte und gemeine Ausdrücke nicht verschmäht hatten. Unter jenen modernisirenden Übersetzungen steht die Bahrdtische Übersetzung des N. T. [33]), deren Ton, besonders in den ersten Ausgaben, fast frivol und anstößig ist, oben an; aber auch die Michaelis'sche Übersetzung des A. und N. T. [34]) gehört durch ihren breiten weitschweifigen, besonders in den poetischen Schriften kraft- und geschmacklosen Ton dahin, und hat noch außerdem den Fehler, daß ihr übrigens berühmter und verdienter Verfasser darin seinen zahlreichen, selten haltbaren, kritischen (und exegetischen) Conjecturen gefolgt ist. Daher Klopstock's Epiphonem (Oden II. S. 113):

die Ausstellungen, welche ein erklärter Gegner desselben, der wieder zur katholischen Kirche übergetretene Georg Wicelius, an der Bibelübersetzung gemacht hatte. 28) S. J. G. Palm Historie der teutsch. Bibelübersetzung D. Martin Luthers, von 1517—1534. herausgegeben von J. M. Greve. Halle 1772. 4. Panzer's Entwurf einer vollständigen Geschichte der Bibelübersetzung Luthers. Nürnberg 1783. W. A. Teller's Beurtheilung der teutschen Sprache in M. Luther's Bibelübersetzung. 1784. 1795. 2 Th. 8. Ph. Marheincke über den religiösen Werth von Luther's Bibelübersetzung. Berlin 1815. 4. 29) Ein neuer Druck derselben ist: die Bibel nach der in Zürich kirchlich eingeführten Übersetzung (1667) aufs neue durchgesehen. Zürich 1817. 3 Theile. gr. 8. 30) S. Walch neue Religionsstreitigkeiten Th. 1. S. 731. Teller's Magazin f. Prediger III. St. 1. 31) S. Luther's Werke, Th. 5. S. 535. 566 der Wittenbergischen Ausgabe. 32) Die ersten Verse der Genesis lauten: „Alle Weltkörper und unsere Erde selbst, sind anfangs von Gott erschaffen worden. Was insonderheit unsere Erde betrift, so war dieselbe anfänglich ganz öde; sie war mit einem finstern Nebel umgeben, und rings herum mit Wasser umflossen, über welchem heftige Winde zu wehen anfingen. Es wurde aber bald auf derselben etwas helle, wie es die göttliche Absicht erforderte u. s. w." 19, 26: „Lots Frau blieb zurück, und sahe sich eine Weile um; wurde aber vom Feuer ergriffen, und lag nachgehends da, vom harzichten Dampf angelaufen und erstarrt, wie ein steinernes Bild." 33) Die neuesten Offenbarungen Gottes in Erzählungen und Briefen, verteutscht durch C. F. Bahrdt, Riga 1773. 1774. 4 Bde II. 8. 2te Ausg. Frankenthal 1777. 3te Ausg.: das N. T. oder die neuesten Belehrungen Gottes durch Jesum und seine Apostel. Berlin 1783. gr. 8. 34) J. D. Michaelis teutsche Übersetzung des A. T. mit Anmerkungen für Ungelehrte. 13 Theile. 1769—1783, auch ohne Anmerkungen 1789. 2 Bde. 4. Dess. Übersetzung des N. T. 1790. 2 Bde. 4.

Digitized by Google

Heiliger Luther, bitte für die Armen,
denen Geistes Beruf nicht scholl, und die doch
nachdolmetschen, daß sie zur Selbsterkenntniß
endlich genesen [35]).

Auf eine geschmackvollere Art modernisirend ist die Stolz'ische Übersetzung des N. T. (1781. 82. 2te Ausg. 1804); mehr oder weniger auch die von Bolten, Thieß, Hezel, und die Verteutschungen einzeler alttestamentlichen Bücher von Ilgen, Bertholdt u. A., besonders noch in den neuesten Zeiten das angefangene Bibelwerk von K. G. Kelle (die heiligen Schriften in ihrer Urgestalt, teutsch und mit neuen Anmerkungen. Th. 1. Sal. Schriften; Th. 2. 3. Mosaische Schriften), welches auch noch außerdem durch willkürliche Zerreißungen des Urtextes, und häufig ganz unhaltbare Erklärungen entstellt ist. Jene sich an Luther's Art und Geist anschließende Weise, mit Beibehaltung der hebräischen Form geschmackvoll wörtlich zu übersetzen, ist mit dem glücklichsten Erfolg in der Bibelübersetzung von Augusti und de Wette [36]), besonders in den von de Wette übernommenen Theilen, in Anwendung gebracht worden, in welchen sich der glücklichste exegetische Takt mit geschmackvoll gewähltem Ausdruck verbindet; und es ist leicht zu erachten, daß diese Arbeit eines ausgezeichneten Exegeten in wissenschaftlicher Hinsicht von einigen späteren Versuchen übrigens frommer und wohlgesinnter, auch der Grundsprachen nicht unkundiger Männer, die ungefähr von denselben Übersetzergrundsätzen ausgegangen sind, z. B. des Herausgebers der Frankfurter Bibel (1819. 3 Bde), nicht hat übertroffen werden können. In Ansehung der poetischen Bücher, die man besonders seit Herder mit dichterischem Geschmacke zu übersetzen anfing, hat sich außerdem noch die Differenz gezeigt, daß mehre, als Eichhorn, Justi, Stuhlmann, denselben die rhythmischen Formen des Abendlandes, namentlich einen jambischen Rhythmus leihen zu müssen glaubten, andere dagegen, als Herder, de Wette sich mit Recht damit begnügten, den Rhythmus des Originals, welcher ohne Sylbenmessung blos in dem Parallelismus der Glieder, oder in rhythmischer Messung der Sätze besteht, beizubehalten [37]). Nicht unpassend für den praktischen Gebrauch sind auch die Bemühungen gewesen, die lutherischen Übersetzungen durch populäre Erklärung den Laien zu verdeutlichen, wie in dem Hezel'schen und Altonaischen Bibelwerke [38]), und wenn auch beide Ausführungen, namentlich auch die letzte, nicht vorzüglich gelungen genant werden können, so hätte doch diese nicht verdient, von dem Zeloteneifer der neuern Calove (welche nur nicht die Gelehrsamkeit des alten besitzen) als unchristlich und ketzerisch verschrieen und selbst verboten zu werden.

Nächst der Geschichte der teutschen Bibeln, ist vorzüglich die der englischen von Interesse, sofern beinahe das ganze sechzehnte Jahrhundert darüber hinging, bis man mit der jetzt öffentlich eingeführten kirchlichen Bibel zu Stande kam. Den Anfang machten dort einzele eifrig reformirende Geistliche, die ihre Kühnheit zum Theil mit dem Leben bezahlten; dann trat zur Verbesserung dieser Übersetzungen ein kollegialisches Verfahren ein, welches die Engländer von jeher bei ähnlichen Unternehmungen geliebt haben, und welches ohne Zweifel das Gute hat, daß wirkliche Übereilungsfehler kaum vorkommen können, daß aber mancher schöne, indessen manchem zu kühn scheinende, Ausdruck und Gedanke abgestimt werden mag. Die erste gedruckte Bibel, doch nur das N. T., erhielt England 1526 durch W. Tindal, jedoch von Hamburg oder Antwerpen aus, wohin der Verfasser vor den Verfolgungen Heinrichs des VIII. geflohen war. Auf königlichen Befehl ließ der Bischof von London die Exemplare der ersten Auflage aufkaufen, und öffentlich verbrennen. Da sie aber in Holland öfter wieder gedruckt und von Neuem verbreitet wurde, wurden selbst beschimpfende Strafen auf ihren Besitz gesetzt, z. B. daß der Besitzer verkehrt auf dem Pferde sitzend und die Bibel um den Hals durch die Straßen bis an den Platz des Autodafe's geführt wurde. Im J. 1530 ward überhaupt das Verbot von Tindal's Bibel erneuert, jedoch zu einer zuverlässigen Bibelübersetzung Hoffnung gemacht, und im J. 1536 der unglückliche Verfasser, der indeß auch die 5 Bücher Moses herausgegeben hatte, unweit Brüssel auf englische Requisition gehängt. Man lobt die edle Einfalt und Reinheit der Sprache dieser Übersetzung, doch ist ihre polemische Richtung gegen die herrschende Kirche nicht zu verkennen; besonders übel nahm man es ihm, daß er statt Priester, Kirche, Beichte u. dgl. Älteste, Versammlung, Bekentniß u. s. w. gesetzt hatte. Der gelehrte Kanzler Thomas Morus ward gebraucht, um dagegen zu schreiben, und ihre Schwächen aufzudecken. Glücklicher war die von Myles Coverdale im Jahr 1535 herausgegebene Übersetzung, welche die königl. Erlaubniß erhielt, und worauf selbst 1536 der Befehl erschien, daß Bibeln in den Kirchen vorhanden, und dem Volke zur Lesung verabreicht werden sollten. Diese Sinnesänderung war durch den Erzbischof Cranmer bewirkt worden, welchen die Königin Anna Boleyn unterstützte, und welcher von nun an das Bibelwerk sehr lebhaft förderte. Im Jahr 1539 besorgte er selbst die von ihm benante Cranmersche oder große Bibel, und die Befehle, sie öffentlich auszustellen, wurden unter dem Widerstreben der Bischöfe erneuert. Noch unter Eduard VI. mußte den Geistlichen zur Pflicht gemacht werden, eine Bibel zu besitzen. Unter der papistischen Marie hatten sich viele der eifrigsten Reformatoren nach Genf geflüchtet, und gaben dort 1557 das N. T., 1560 die ganze Bibel unter dem Namen der Genfer Bibel englisch heraus, wovon das N. T. der Elisabeth bei ihrer Thronbesteigung überreicht, und huldreich aufgenommen wurde, worauf auch neue Befehle der Bibellesung an die Geistlichen ergingen. Die Übersetzer waren Bischof Coverdale, A. Gilby, W. Whitingham, Ch. Woodman, Th. Sampson und Th. Cole; und im N. T. liegt Beza's Arbeit zum Grunde.

35) Vgl. über die Mängel von Michaelis Dollmetschung in Ansehung der Sprache Voß in der Jen. A. L. Z. 1804, Nr. 25.
36) Die Schriften des Alten Testaments. Neu übersetzt von J. C. W. Augusti und W. M. L. de Wette. Th. 1—5. Heidelberg 1809—11. Die Schriften des N. T. Heidelberg 1814.
37) Sehr treffend sagt Göthe (aus meinem Leben III. S. 112); „Vergebens hat man mit dem Hiob, den Psalmen und andern Gesängen sich bemüht, sie uns in ihrer poetischen Form genießbar zu machen, welches aber nur zur Unterhaltung der Gelehrten unter einander dient. Für die Menge, auf welche gewirkt werden soll, bleibt eine schlichte Übersetzung die beste."
38) Die Bibel A. und N. T. mit vollständigen Anmerkungen, von W. J. Hezel. Lemgo. 10 Bde. 1780—1791. Die Bibel A. und N. T. nach der luth. Übers., bearb. von Nic. Funk. Altona 1815. 2 Th.

Digitized by Google

Erst unter Elisabeth setzte nun auch Erzbischof Parker den Cranmerschen Plan vollkommen durch, und ließ 1568 die sogenante Bischofsbibel (Bishops Bible) erscheinen. Die Arbeit der Revision (denn bei jeder neuen Arbeit wurde die ältere zum Grunde gelegt, damit das Volk nicht durch neue Übersetzungen irre würde) wurde unter 15 Gelehrte vertheilt, von denen 8 Bischöfe waren. Daher der Name. Endlich unter Jakob I. kam die Ausgabe zu Stande, welche noch jetzt kirchliche Autorität in England hat, und außer dem Namen King James Bible auch den der royal version führt. Der König, welcher so gern seine Gelehrsamkeit geltend machte, fand die vorige Übersetzung verdächtig, und noch mehr mißbilligte er die genfer Bibel, weil einige ihr beigefügte Scholien der unbeschränkten königlichen Gewalt nicht günstig waren. Es wurden 54 Gelehrte, besonders von den beiden Universitäten niedergesetzt, welche in 6 Committeen zerfielen und die Bibel unter sich so vertheilten, daß die erste die mosaischen Schriften, die zweite die historischen Bücher der Bibel u. s. w. bearbeitete, worauf alles wieder von einer neuen Committee verglichen und revidirt wurde. Nach der königlichen Instruktion, welche sie erhielten, ward die Bischofs-Bibel zum Grunde gelegt, und sollte soviel als möglich beibehalten werden; aber Anmerkungen, außer den nöthigen Parallelstellen, sollte sie nicht enthalten. Diese Arbeit kam 1611 zu Stande, und seit der Zeit ist nichts daran verändert worden; auch gebührt der Übersetzung das Lob, mit Kentniß der Originalsprachen, und großer Sorgfalt abgefaßt zu seyn. Doch zieht Geddes die Genfer Bibel ihr vor. Die Nothwendigkeit einer neuen Revision hat seitdem öfter wieder den Gegenstand theologischer Diatriben abgegeben; aber noch ist niemand damit durchgedrungen, und ein neulich gemachter Versuch von John Bellamy, seine eigene Übersetzung in Umlauf zu setzen, scheint durch die sehr mangelhafte Beschaffenheit derselben gescheitert zu seyn. Der Verfasser, dem es an gründlicher Sprachkentniß fehlt, setzt nämlich den Vorzug seines Werkes darin, daß es ihm gelungen sey, durch syntaktische Beobachtungen über das Hebräische und dessen Partikeln, das Anstößige und Wunderbare, welches viele Stellen hätten, und mithin die Vorwürfe der Deisten zu beseitigen.

Die französischen Protestanten erhielten ihre erste französische Bibelübersetzung durch Olivetan, einen Verwandten Calvins und Prediger zu Genf, dessen Arbeit 1535 unter dem Namen der Genfer Bibel erschien. Da er sehr damit hatte eilen müssen, hatte er sich vorzüglich an le Fevre d'Etaples gehalten, und diesen im A. T. nach Pagninus, im N. T. nach Erasmus abgeändert, auch (wie Tindal) die Losungswörter der presbyterianischen Kirche Surveillant, Ancien, Ministre, Herault, Ambassadeur, an die Stelle der Evesque, Pretre, Diacre, Predicateur, Apôtre gesetzt. Calvin selbst, dessen Erwartungen Olivetan nicht ganz entsprochen zu haben scheint, sahe sie nachher durch, und suchte besonders den zu rauhen und unverständlichen Styl zu verbessern. Im Jahr 1588 erfuhr sie aber eine Hauptrevision durch die Genfer Prediger und Professoren, wobei besonders C. B. Bertram, Professor der hebräischen Sprache, und Theodor Beza, thätig waren, und nach dieser Bearbeitung ist sie nachher oft abgedruckt worden. Der Titel der Originalausgabe ist: La Bible, qui est toute la saincte escriture du Vieil et du Nouveau Testament: autrement l'ancienne et la nouvelle Alliance. Le tout reveu et conferé sur les textes Hebreux et Grecs par les Pasteurs et Professeurs de l'Eglise de Genève. A Genève. 1588. in Fol. 4. u. 8. Andre Ausg. Amsterdam, Elzevir 1669, von Osterwald u. s. w. Nach derselben lieferte Chateillon (Castalio), der elegante lateinische Übersetzer der Bibel, auch eine französische (1555), zu welcher es ihm aber an hinlänglicher französischer Sprachkentniß fehlte. Eine bessere freie Übersetzung lieferte ein reformirter Prediger in der Normandie Charles le Cene, welche aber erst 1741, 38 Jahre nach seinem Tode zu Amsterdam erschien; auch ward das N. T. noch besonders zuerst von Jean le Clerc (Amsterdam 1703), sodann ganz vortreflich von Beausobre und l'Enfant (Amsterdam 1718) übersetzt und erklärt. — Die vorhandenen spanischen und portugiesischen Übersetzungen sind fast alle von Protestanten (oder Juden, s. unten) verfaßt, und alle im Auslande, nämlich in Italien oder in den Niederlanden gedruckt. Sehr selten ist das spanische N. T. von Enzinas (Antwerpen 1543. 8.), die erste vollständige spanische Bibel ward aber im Jahr 1569 ohne Druckort (Basel, bei Guarinus) gedruckt, und ist von Cassiodorus de Reyna, aus Sevilla, der bald Seidenhändler, bald französischer protestantischer Prediger war, größtentheils nach Pagninus, abgefaßt. Eine portugisische ist von Joh. Ferreira von Almeida, Prediger zu Batavia, verfaßt, und 1719 — 1738 zu Trankebar, in der Offizin der dänischen Mission gedruckt worden. — Auch die italiänischen Übersetzungen von Protestanten sind alle im Auslande gedruckt. Die älteste ist von Massimo Troxilo, ehemaligem Mönch im Kloster Monte-Cassino, welcher mit andern italiänischen Protestanten nach Genf geflüchtet war, und seine Übersetzung 1551 zu Lyon herausgab. Weit vorzüglicher ist aber die Übersetzung von Joh. Diodati, Prediger und Professor zu Genf (1607. 4.), welche von Seiten der Richtigkeit und Deutlichkeit zu den besten Übersetzungen jener Zeit gehört, und oft, auch in Teutschland, aufgelegt ist, z. B. Nürnberg 1712, Leipzig 1744. Einige in Teutschland verfaßte Übersetzungen des N. T., von M. Berlando de Lega zu Erlangen 1711, und von Glück (Altenburg 1743), welche den Zweck hatten, dem Bedürfniß der italiänischen Protestanten abzuhelfen, haben wol schwerlich den Weg nach Italien gefunden; zumal die erstere eine auffallende Hinneigung zu socinianischen Meinungen zeigte. — In den Niederlanden erschien schon 1526 eine Bibel, welche im N. T. aus Luther, im A. T. aus der alten kölnischen Bibel übertragen ist, durch Jakob van Liesveldt, und eine andere 1562, in welcher die lutherische Bibel nach einer Genfer revidirt ist. Zu einer neuen Übersetzung aus dem Grundtexte war schon 1594 der Plan entworfen, aber erst auf der Dordrechter Synode ernstlicher besprochen, und 1628 — 1632 ausgeführt. Dieses ist die sogenante Statenbibel, von welcher Joh. Bogermann, Baudartius, Bucer, und Thysius das A. T., A. Walaus, Hommius und Roland das

Digitized by Google

N. T. übersetzt haben, und welche zu den bessern Bibelübersetzungen gehört [39]). In neuerer Zeit hat der gelehrte J. H. van der Palm zu Leiden mit seiner neuen Bibelübersetzung großen Beifall gefunden. — Die ersten dänischen Bibeln, als das N. T. von Michelsen, das A. und N. T. von Petrus Palladius 1550, und die Kopenhagner Bibel von 1589 waren bloße Übertragungen der lutherischen Übersetzung; aus dem Grundtext geschöpft aber ist die von Resenius, Bischof zu Kopenhagen, auf königlichen Befehl im Jahr 1605 ausgefertigte, aber allzuwörtliche, und dadurch oft unverständliche. Mit einer neuen Übersetzung aus dem Grundtexte sind dem Vernehmen nach gegenwärtig die Mitglieder der theologischen Facultät unter dem Vorsitz des berühmten Bischof Münter beschäftigt. — Schweden erhielt sehr früh (1526) eine gute aus dem Grundtexte geschöpfte Übersetzung des N. T. durch Lorenz Andrea, Kanzler Gustav's I.; sodann auf des Königs Betrieb eine vollständige Übersetzung durch den berühmten Reformator Schwedens Olaus Petri, und dessen Bruder Lorenz Petri; wobei die lutherische Übersetzung sorgfältig, aber nicht sclavisch, benutzt ist (Upsala 1541. Fol.). Die spätern Revisionen dieser Übersetzung, z. B. unter Gustav Adolph im Jahr 1615, griffen nicht tief ein, ausgenommen die sehr schätzbare Überarbeitung derselben durch die gelehrten Bischöfe Gezelius, d. ältern und den jüngern, welche 1711 — 1728 in 4 Theilen erschienen [40]). — Den evangelisch-lutherischen Gemeinen in Polen schenkte zuerst Johann Seclucianus, einer der ersten und wichtigsten Reformatoren in Großpolen, eine neue Übersetzung des N. T. (1551). Während der unitarischen Streitigkeiten, aber noch vor völliger Absonderung der Reformirten von den Unitariern erschien 1563 durch Begünstigung des Fürsten Radzivil die Brieser Bibel, in welcher man aber schon unitarische Grundsätze wittern wollte, und welche daher die Reformirten revidiren ließen, bis sie dieselbe gegen eine neue von Paliurus, Daniel Mikolajevius und Thomas Wengierscius verfaßte, welche zu Danzig 1632 gedruckt ist, vertauschten. Auch die Socinianer erhielten neue Übersetzungen, in denen ihr Lehrbegriff etwas bestimter durchschimmert, durch Simon Budny (1572), Martin Szechowizki (Rakau 1577) und Valentin Smalcius (1606. 1620. 12.) [41]). — Alle frühere ungarische Bibelübersetzungen ruhen lediglich auf Luthers Bibel, bis Kaspar Karolyi, reformirter Prediger an Gönez, eine Übersetzung aus dem Grundtexte verfertigte, welche in der neuen Revision durch Albrecht Molner selbst bei den Gliedern der lutherischen Kirche Anerkennung und Beifall fand. Im Anfang des 18. Jahrhunderts verfaßte darauf Georg Csipkes, lutherischer Pfarrer zu Debrzin, eine neue Übersetzung, welche nicht in Ungern, wo es bedenklich schien, sondern zu Leiden auf Vitringa's Veranstaltung gedruckt ward, deren Einführung in Ungern aber große Schwierigkeiten hatte, und wovon die meisten Exemplare unterdrückt wurden (Leyden 1716. 1717). In denselben Zeiten der Verfolgung ließ Hieronymus von Alphen eine schöne ungerische Bibel in Utrecht drucken [42]).

39) S. *le Long* Boek-Zaal der nederduytsche Bybels. t' Amsterdam. 1732. 4. 40) S. J. A. Schinmeier, Versuch einer vollständigen Geschichte der schwedischen Bibelübersetzungen. 4 Bde. Strasburg, 1777. 4. 41) S. Ringeltaube gründliche Nachrichten von polnischen Bibeln, von deren mancherlei Übersetzungen u. s. w. Danzig, 1744.

42) S. Nachrichten von den ungrischen Bibelausgaben, in J. B. Riederer's Nachrichten zur Kirchen-, Gelehrten- und Büchergeschichte. Altorf 1765. Band 2. S. 1. ff.*).

*) Eine nähere Nachricht von Bibelübersetzungen in alle Hauptsprachen, die in Ungern gesprochen werden, ist folgende. Jede Kirchenpartei hat ihre eigenen Übersetzungen. Aber nicht alle davon rühren von ungrischen Verfassern her. — Ungerische Übersetzungen der ganzen Bibel, welche wirklich im Druck erschienen, gibt es bis jetzt, jedoch in verschiedenen Ausgaben nur folgende vier: 1) Von Caspar Heltai, reform. Prediger zu Clausenburg in Siebenbürgen; Clausenburg, 5 Theile, 1551 — 1564. 4.; ohne Abtheilung in Verse; auch fehlen die Apokryphen. 2) Von Caspar Karolni, reform. Prediger zu Gonez, im Abaujvarer Komitate; Visely, 3 Theile, 1590. Fol. Sie ist nach Beza's Version, enthält auch die Apokryphen, und ist diejenige, der sich das ganze protestantische Ungern in verschiedenen Ausgaben bedient. Die neueste davon besorgte Franz Pethe, zu Utrecht 1794. 8.; und der Buchhändler Trattner zu Pesth 1805 in Fol. 3.) Vom Tyrnauer Jesuiten Georg Káldy, Wien 1626. in Fol. Sie ist bloß nach der Vulgata gemacht, und die einzige, welche das katholische Ungern aufzuweisen hat. Im J. 1732 wurde sie zu Tyrnau, und im J. 1782 zu Ofen immer im alten Formate, neu aufgelegt. 4. Von Georg Csipkes, reform. Prof. und dann Prediger zu Debrezin. Sie erschien zu Leyden, nicht 1683, wie auf dem Titel steht, sondern 1717 in 8., und hatte das traurige Schicksal, daß die meisten Exemplare derselben, als sie im J. 1718 ins Land gebracht wurden, auf königl. Befehl confiscirt wurden. Der Bischof von Erlau, Graf Gabriel Anton v. Erdödy, trug sogar auf ihre Verbrennung an; und der Magistrat der Stadt Debrezin mußte sich reversiren, die in Betreff der Taufe eingeschlichenen Druckfehler verbessern zu lassen. — Der vollständigen ungrischen Neuen Testamente, welche unabhängig von diesen Bibeln erschienen und noch vorhanden sind, gibt es ebenfalls 4: 1) von Johann Sylvester oder Erdösi, erst Rektor zu Neu-Szigeth, dann Hofprediger des nachmaligen Palatins Thomas Nadasdy, zuletzt Prof. der hebr. Sprache in Wien. Es erschien zu Neu-Szigeth im Eisenburger Komitate, im J. 1541 in 4., mit altteutschen Lettern, und wurde zu Wien in demselben Format, aber mit anderen Lettern im J. 1574 neu gedruckt. 2) Von Thomas Félegyházi, reform. Prediger zu Debrezin; daselbst 1586 in 4. 3) Von Andreas Tortosch, lutherischem Prediger zu Raab; Wittenberg 1736 in 8. 4) Von Georg Bárany, Prediger zu Szent Lörincz im Tolner Komitate, Lauban 1754. 8. — Dieß und das vorhergehende sind die beiden Handausgaben für das protestantische Ungern Augsp. Confession. Das letztere wird gewöhnlich das Laubaner Testament genant. — Ausführliche Nachrichten über die ungrischen Bibelübersetzungen findet man in Bod's Geschichte der Bibel (Hermannstadt 1748 ungr.). *Kresmérі* Biographia Medicorum 4 Th. S. 26—28; und vorzüglich in der Vorrede zur Pethe'schen Bibel, von Joh. Szompathi, Prof. zu Patak.

Eine eigene böhmische oder slavische Übersetzung der ganzen Bibel, hatte man in Ungern bis zum J. 1722 nicht. Man bediente sich bis dahin, wenn man reich genug war sie anzuschaffen, derjenigen Übersetzungen, welche von Ausländern besorgt wurden, und deren älteste, so viel man bis jetzt weiß, zu Alt-Prag (1488 und 1537), Kuttenberg (1489 u. 1529), Venedig (1506), Nürnberg (1540) und vielleicht auch noch an andern Orten, alle in Folio erschienen. Vorzüglich waren es folgende drei: erstlich die, welche Georg Melantroch zu verschiedenen Malen (1549, 1556, 1570, 1577) zu Alt-Prag in Folio auf seine Kosten drucken ließ. — Dann diejenige, welche von den 6 böhmischen Brüdern, Niklas Alberti, Lukas Helfanus, Johann Ancas, Esaias Corpolla, Georg Vetter, Joh. Ephraim, Paul Jessenius und Johann Capiten, von 1579 — 1593, in 6 Theilen, in 4. zu Kralitz, einem Schlosse in Mähren, besorgt, auf Kosten des Freiherrn Johann von Zerotin, gedruckt wurde, und von welcher in den Jahren 1596 u. 1613 neue

Digitized by Google

— Die erste böhmische Bibel hatten die böhmischen Brüder im Jahr 1506 aus der Vulgata übersetzt, und zu Venedig drucken lassen; eine aus den Grundsprachen gefertigte wurde später von 8 böhmischen Protestanten, welche in Wittenberg und Basel studirt hatten, besorgt, und 1579—1593 in 6 Bänden herausgegeben.

C. Bibelübersetzungen in die europäischen Landessprachen von Juden. Nur von den spanischen und teutschen Juden sind, so viel uns bekant, nennenswerthe Versuche, das A. T. in die Landessprache zu übertragen, gemacht worden. Zu den großen Seltenheiten gehört die von den Juden zu Ferrara 1553 herausgegebene spanische Bibel, welche nach dem Titel von der Inquisition durchgesehen und untersucht worden ist. Sie hält sich Wort für Wort gleich einer Interlinearversion an den Text, und ist auch durch ihren altspanischen Dialekt sehr schwer verständlich. Außerdem ist der Pentateuch durch Menasse ben Israel 1627, und Franco Serrane 1695 übersetzt worden. Die spanische Übersetzung des Jesaias und Jeremias, welche zu Thessalonich 1569 erschienen, ist mit hebräischen Lettern gedruckt. In Teutschland sind von Moses Mendelssohn, Friedländer und A. einzele Bücher nicht ohne Glück übersetzt worden, eine vollständige Übersetzung des A. T. aber ist von Heinemann zu Berlin angekündigt, und die Einführung einer solchen möchte zum Behuf des sich jetzt immer mehr ge-

---

Ausgaben erschienen. Endlich diejenige, welche 1613 Samuel Adam Weleslavin zu Prag in Fol. erscheinen ließ. Erst im J. 1722 gelang es, dem nachmals so unglücklichen evangel. Superintendenten Daniel Krmann zu Miava, und dem berühmten ungrischen Literator Matthias Bel zu Preßburg, eine eigene böhmische Bibelausgabe zu Halle, in gr. 8 drucken zu lassen. Sie legten dabei die Weleslavinische Ausgabe vom J. 1613 zu Grunde, und der schlesische Graf Heinrich Erdmann Henkel von Donnersmark gab dazu die Kosten her. Sie wurde nachher, in demselben Formate, noch folgende Male aufgelegt: 1745 zu Brieg in Schlesien; 1766 zu Halle, durch den ältern Elsner, böhm. Bruder in Berlin; 1787 zu Preßburg bei Paszko, durch Mich. Institoris, böhm. Prediger daselbst; 1808 zu Preßburg, durch Georg Palkowits, damals Prof. der böhm. Literatur am evang. Gymnasium daselbst. — Fast eben so ging es, mit den slavischen Neuen Testamenten, und nur wenige Jahre früher erhielt Ungern seine eigene. Bis dahin mochten auch daselbst nur wenige vorhanden seyn; denn im ganzen 17. Jahrh. ward, so viel bekant ist, auch nicht ein einziges Exemplar gedruckt — ausgenommen bei den ganzen Bibeln, und wie selten mußten schon, hiedurch allein, die Exemplare des 15. (1475, ohne Titel, Fol.; 1497 Alt-Prag, in 4.) und 16. Jahrh. werden (1513 zu Prag 4.; 1518 Jungbunzlau 4.; 1525, daselbst 4.; 1527 Pilsen 4.; 1533 Neuneschtl kl. 8.; 1534 Nürnberg 8.; 1545 Prag kl. 8.; 1549 Proßeynore kl. 8.; 1551 Prag 8.; 1555 Olmütz 8.; 1558 Alt-Prag gr. 8.; 1563 daselbst kl. 8.; 1564 daselbst gr. 8.; 1564 ohne Druckort 12. von Jeb. Boleslav; 1568 Ostrov) 4.; 1576 Alt-Prag gr. 8.; 1582 daselbst gr. 8.; 1596 (Kralitz) 12; 1596 Alt-Prag 4.; 1597 daselbst gr. 8.; 1599 Nürnberg Fol. oder das Hutterische Pologlotten-Testament.). — Die für ungrischen Gebrauch erschienenen Ausgaben sind bis jetzt folgende: 1709 Halle 8.; 1720 Zittau 12.; 1722 Halle gr. 8.; 1730 Lauban 8.; 1744 Halle 12.; 1752 Berlin 8.; 1764 Halle 12.; 1776 Preßburg bei Paszko 12.; 1786 Preßburg bei denselben 12.; 1792 Pest und Preßburg bei Landerer 12.; 1814 Preßburg bei Belnans Erben 8., auf Kosten der ungrischen Bibelanstalt. — Eine ausführlichere Nachricht von den slavischen Bibelübersetzungen, denen allen ein und derselbe Text zum Grunde liegt, findet man in Dobrovsky's Slavin und Slovenka und den dort angeführten Schriften. Doch das vollständigste Verzeichniß darüber dürfte wol Prof. Fabri in Preßburg († 1817) besessen haben, aus welchem auch das Obige größtentheils genommen ist.

In den mit der slavischen Sprache verwandten Dialekten, hat man in Ungern, kroatische oder windische, serbische oder illyrische und vandalische Bibelübersetzungen. Von den erstern, oder den kroatischen, ist eine Version des N. Testaments und der ganzen Bibel vorhanden. Jene besorgte Primus Truber, ein gebornes Crainer und luth. Pfarrer zu Urach im Wirtembergischen († 1586), zuerst mit Glagolischen Buchstaben 1562, dann mit Cyrulischen 1563, jedes Mal zu Tübingen in 4. Die erste Ausgabe ist dem Erzherzog Maximilian, nachmaligem Kaiser und König, die zweite dem Pfalzgrafen Wolfgang am Rhein dedicirt. Beide enthalten nur die vier Evangelien und die Apostelgeschichte. — Die Übersetzung der ganzen Bibel, ist von M. Georg Dalmatinus, lutherischem Prediger in Ober-Crain. Sie sollte 1580 zu Laibach gedruckt werden; aber Karl Herzog von Steiermark untersagte es. Nun geschah es zu Wittenberg, wo sie 1584 in Fol. erschien.

Von den serbischen oder illyrischen Bibelübersetzungen sind die gebräuchlichsten, die Ostroger und neuere Moskauer. Schon zu Ende des 15. Jahrh. existirte in der slavonischen Sprache eine Handschrift der ganzen Bibel, worin drei aus der Vulgata übersetzte Stücke (IV. Esrä, Judith und Tobiä) vorkommen. Aus einem solchen Exemplare ließ Fürst Constantin von Ostrog, nachdem er es nach langem Suchen aus Moskau erhalten hatte, die Bibel zu Ostrog im J. 1581 in Fol. abdrucken. Das dritte Buch der Maccabäer fehlte und mußte erst aus dem Griechischen übersetzt werden. Die Herausgeber ließen darin, alle die fehlerhaften Stellen stehen, die sich durch die Schuld sorgloser Abschreiber in das Manuscript eingeschlichen hatten. Im J. 1653 wurde diese Bibel auf Befehl des Großfürsten Alexius Michailowitsch zu Moskau in Fol. unverändert, bis auf eine Stelle im N. Testamente und die Orthographie, abgedruckt. Man fühlte bald die Nothwendigkeit einer Umarbeitung dieser Übersetzung und fing damit bereits im J. 1667 an, endete aber erst im J. 1751. Da erschien dieselbe zu Moskau in Folio, und dies ist die neuere Moskauer Bibel. Es bedienen sich derselben sämtliche Gläubige der russischen, und mithin auch der servischen Kirche; gleichwol wurden darin die alten slavonischen Formen und Biegungen beibehalten; und eine eigentliche russische Bibelübersetzung gab es nicht. — Von dieser verbesserten Bibel erschienen bis jetzt folgende Ausgaben, und zwar zu Moskau: 1756, Fol. 1757, Fol. 1759, 3 Bände 8.; 1762 Fol. 1766 Fol. 1778, 5 Bändchen 8.; 1784, 1790, 1797, 1802, jedes Mal in Folio; zu Kiew 1758 Fol. und 1788, 5 Bände 8. Endlich ließ dann auch der hochverdiente Erzbischof Stratimirowitsch von Carlowitz, eine Ausgabe, mit kleinen Veränderungen, vorzüglich grammatischen, besorgen. Sie erschien zu Ofen im J. 1804, in 5 Octavbänden. — Man hat auch ein Novum Testamentum antiquo-illyricum. Viennae 1795, 231 S. kl. Folio.

Für die Vandalen im Eisenburger und zum Theil auch im Sümegher Comitate, besorgte Stephan Kuznics, luth. Prediger zu Surd im letztern, eine Übersetzung des N. Testaments, Halle 1771. 8., mit einer Vorrede von Joseph Torkosch, Prediger in Ödenburg.

Die walachische Bibelübersetzung rührt von den Gebrüdern Greschan her. Sie wurde unter Scherbans des Cantacuzeners Regirung im J. 1688 zu Bucharest zu drucken angefangen, kam aber erst unter Brankovan heraus. Es erschien davon zu Bucharest auch eine zweite Ausgabe, und im J. 1804 eine Siebenbürgische zu Balasfalva.

Die teutschen Übersetzungen der ganzen Bibel sowol, als des N. Testaments, der man sich bisher in Ungern bediente, wurden alle in Teutschland oder der Schweiz, nicht nur gedruckt, sondern auch verfaßt. Außer der lutherischen Übersetzung sind die Seilerische, Stolzische und Brentano-Dereserische, die gebräuchlichsten. (*Gamauf.*)

Digitized by Google

Rev. Dr. Cuyler's Address.

Rev. Dr. Cuyler's address was a most delightful one. He said that he had been a member of the Christian Endeavor Society for nearly twenty years, and that he had been a member of the Christian Endeavor Society for nearly twenty years, and that he had been a member of the Christian Endeavor Society for nearly twenty years, and

1 Compton, A. H., *Phys. Rev.*, **21**, 483 (1923).

2 Compton, A. H., *Phil. Mag.*, **45**, 1121 (1923).

3 Compton, A. H., *Phys. Rev.*, **22**, 409 (1923).

4 Compton, A. H., and Simon, A. W., *Phys. Rev.*, **25**, 306 (1925).

5 Compton, A. H., *Phys. Rev.*, **26**, 289 (1925).

6 Compton, A. H., *Phil. Mag.*, **46**, 897 (1923).

7 Compton, A. H., *Phys. Rev.*, **27**, 812 (1926).

8 Compton, A. H., *Phys. Rev.*, **35**, 925 (1930).

9 Compton, A. H., *Phys. Rev.*, **37**, 1077 (1931).

10 Compton, A. H., *Phys. Rev.*, **41**, 111 (1932).

11 Compton, A. H., *Phys. Rev.*, **41**, 749 (1932).

12 Compton, A. H., *Phys. Rev.*, **43**, 329 (1933).

13 Compton, A. H., *Phys. Rev.*, **43**, 387 (1933).

14 Compton, A. H., *Phys. Rev.*, **43**, 735 (1933).

15 Compton, A. H., *Phys. Rev.*, **43**, 1003 (1933).

16 Compton, A. H., *Phys. Rev.*, **43**, 1071 (1933).

17 Compton, A. H., *Phys. Rev.*, **43**, 1121 (1933).

18 Compton, A. H., *Phys. Rev.*, **43**, 1123 (1933).

19 Compton, A. H., *Phys. Rev.*, **43**, 1124 (1933).

20 Compton, A. H., *Phys. Rev.*, **43**, 1125 (1933).

21 Compton, A. H., *Phys. Rev.*, **43**, 1126 (1933).

Wanted

Wanted, Cash Buyer for Rare Stamps. Send for my offer. Stamps bought on approval. Highest prices paid. Write today. Wm. Brown, Dept. 23, Boston, Mass.

Wanted, Cash Buyer for Rare Stamps. Send for my offer. Stamps bought on approval. Highest prices paid. Write today. Wm. Brown, Dept. 23, Boston, Mass.

Wanted, Cash Buyer for Rare Stamps. Send for my offer. Stamps bought on approval. Highest prices paid. Write today. Wm. Brown, Dept. 23, Boston, Mass.

Wanted, Cash Buyer for Rare Stamps. Send for my offer. Stamps bought on approval. Highest prices paid. Write today. Wm. Brown, Dept. 23, Boston, Mass.

Wanted, Cash Buyer for Rare Stamps. Send for my offer. Stamps bought on approval. Highest prices paid. Write today. Wm. Brown, Dept. 23, Boston, Mass.

Wanted, Cash Buyer for Rare Stamps. Send for my offer. Stamps bought on approval. Highest prices paid. Write today. Wm. Brown, Dept. 23, Boston, Mass.

stungen zum Kriege, die Herrschaften blieben aber dem von B. Im folgenden Jahre bekam er einen neuen Krieg mit dem Könige. Bei seinem Heere waren nicht nur seine Vasallen von Sorau, Beskau, Storkau und Forste, sondern auch die Mannschaft seines Bruders Ulrich zu Friedland, der Herrn von Kotbus und andere seiner Nachbarschaft. Mit diesem Heere handelte er nun feindselig gegen die Sechs-Lande und Städte. Es verzog sich lange ehe ein königl. Heer ins Feld rückte. Als dieses aber Friedland erobert hatte, vermittelte der Herzog Primislav von Teschen und Glogau den Frieden. Dergleichen Kriege hatte er mehre, 1402 kaufte er die Herrschaft Triebel und erhielt 1420 die Herrschaft Sommerfeld pfandweise. Außer diesen Laufitzischen soll er auch die Schlösser und Städte Köpenik, Wriken, Liebenwalde, Oderberg mit der Heide, Stabenitz und Warthelin in der Mittelmark inne gehabt haben. Die schlesischen Güter waren ebenfalls sehr ansehnlich, waren aber an die von Promnitz zu Afterlehn gegeben, so wie er Reichwalde bei Lukkau den von Polenz gereicht hatte. Er starb 1424. Durch seine 3 Söhne, Johann, Ulrich und Wenzel entstanden drei Linien, die in Beskau-Storkau, die in Sorau mit Triebel und Sommerfeld und die von Forste mit Friedland und Muskau. Zur Zeit des Hussiten-Krieges waren sie auf Seiten der Katholiken, wodurch sie aber viel litten. Ihre Familie ging zwar nicht ganz unter, wie mehre andere in der Lausitz, sie wurde aber sehr geschwächt und erlangte den hohen Wohlstand nicht mehr, den sie unter Johann III. gehabt hatte. Wenzel II. gab sich 1441, da die Lausitzen keinen Schutz von Böhmen hatten, unter Brandenburgischen Schutz; daher fielen als 1490 sein Sohn Johann V. auf Sorau Beskau und Storkau starb, letztere beiden Herrschaften an Brandenburg und Sorau an die Herzoge Ernst und Albrecht von Sachsen. Sorau erkaufte Ulrich IV. auf Friedland wieder. Die neue Sorauische Linie, von der Hieronymus 1521 die Prinzessin Ursula von Münsterberg (die schon als Nonne im Kloster zu Freiburg war, aber daraus gerettet wurde) zur Gemalin hatte, und dem Kaiser Ferdinand II. 1537 ein Darlehn von 40,000 Dukaten auf das Fürstenthum Glogau machte, starb 1551 und die Forstische 1667 aus *). (*Worbs.*)

BIBERT (die), Flüßchen im Rezatkreis des Königr. Baiern, welches bei den Weilern Schmalnbühl und Hainklingen im Landgerichtsbezirk Ansbach entspringt, und bei Altenberg im Landgerichtsbezirk Nürnberg in die Rednitz fällt. (*Fenkohl.*)

Bibertaucher, s. Mergus Merganser.

BIBIANA, die heilige, Tochter des römischen Ritters Flavianus, der mit seiner ganzen Familie zum Christenthum übergetreten war. Als der von Julian um die Mitte des 4. Jahrh. zu Roms Präfekten ernante Apronianus, bei dem Verlust eines Auges auf den Verdacht gerathen war, daß Zauberei die Ursache davon sey (Amm. Marc. 26, 3.), und die Christen als Zauberer verfolgte, fiel auch des Flavianus Familie als ein Opfer dieses Verdachts, und namentlich Bibiana dadurch, daß sie an einen Pfeiler gebunden und mit Stöcken, worein man Blei gegossen, so lange geschlagen wurde, bis sie todt niedersank. Ein Priester, Namens Johannes, bemächtigte sich ihres Leichnams, und beerdigte ihn beim Palast des Licinius. Im 5. Jahrh. erbaute man bei der Porta S. Lorenzo Olympina daselbst eine Kirche, welche Papst Urban VIII (1625) nach Bernini's Angabe verschönern ließ, nachdem sie schon früher erweitert worden. Unter dem großen Altar stehen ihr, ihres Vaters, ihrer Mutter und Schwester Särge aus Alabaster. Der Bibiana Bildsäule wird von Vielen für Bernini's vorzüglichstes Werk gehalten. An der Kirchthüre steht die rothe Marmorsäule, woran sie ihren Tod fand, in dem Schiffe befinden sich 6 Gemälde auf nassem Kalk, ihre Geschichte darstellend, drei zur Rechten von Ciampelli, drei zur Linken von Pietro da Cartona, von denen die Calcographia Papale auch Kupferstiche hat. (Volkmanns Nachr. über Ital. II. 197. fg.). (*H.*)

BIBIANO, ein schöner Marktflecken am Pollice, beim Eingange des Thals Lucerna, mit altem Schlosse, 1 Pfarrk. und 1 Kl. Die Einw., 2500 an der Zahl, sind großentheils Waldenser. (*Röder.*)

Bibiena, s. Bibbiena.

BIBIG (bei Wansleben; Bijige bei Pococke), ein großes von Fium abhängiges Dorf, ½ St. südwestlich von Fium, bei demselben steht ein merkwürdiger, 43 Fuß hoher Obelisk, von rothem Granit, gewöhnlich von dem Dorfe benant *). In Rücksicht der Form weicht er nach der umständlichen Beschreibung, die der erste der genanten Reisenden von ihm gibt, sehr von den andern ab. Pococke gibt von ihm auf der 22. Kpft. eine Abbildung. (*Hartmann.*)

BIBIO. Dieser Name komt bei Isidor vor für eine kleine Fliege im Weine. Geoffroy (Hist. nat. des insect. des environs de Paris 1762.) gebrauchte denselben für die schwarzen zweiflügeligen Insekten aus der Tipularien-Familie, welche Fabricius später unter der Benennung Hirtea (Supplement. Entomologiae syst. 1798.) aufführte; wohingegen er den Namen Bibio für eine andere Fliegengattung gebrauchte, welche aber Latreille wieder schon früher Thereva genant hatte (Latr. Précis des Caracteres génériques 1796. und Hist. nat. des crustacés et des insect.). Mit Recht muß aber die Benennung Bibio vor Hirtea den Vorzug behalten und in der älteren Geoffroyschen Bedeutung gelten. So gebraucht sie nun auch Meigen in seinem neuesten klass. Werke (Systemat. Beschreib. der bekanten europäischen Zweiflügler 1818.). Die Gattungskennzeichen sind folgende: Fühler vorgestreckt, walzenförmig, durchblättert, neungliederige Taster vorstehend, eingekrümt, walzenförmig; fünfgliederig: erstes Glied sehr kurz. Punktaugen drei. Vorderschienen am Ende mit einem steifen Stachel. Fast alle sind von Farbe schwarz, nur bei Bibio hortulanus (Tipula hortulana Linn.) ist das Weibchen fast überall gelblichroth. Die Thierchen fliegen schwerfällig und erscheinen fast alle schon im Frühjahre.

*) Worbs Archiv für die Geschichte Schlesiens, der Lausitz und zum Theil für Meißen S. 150 ff. Heinsius historischer Entwurf von dem Rel.- und Kirchenwesen zu Forst in der Nieder-Lausitz, an mehren Stellen. Viele handschriftliche und diplomatische Nachrichten.

*) Arnud (Pfeiler, Obelisk), Bijige; Aiguille de Bibig.

Digitized by Google

Meigen führt 16 europ. Arten auf. Zu bemerken ist, daß Hirtea Chrysanthemi Fabr. gar nicht zur Gattung Bibio gehöre, von welcher auch Hirtea ruficollis, fulvicollis, collaris und funebris hinlänglich verschieden sind, um eine besondere Gattung Penthetria Meig. zu bilden (*Wiedemann* Diptera exotica I. p. 30.). Außereuropäische Bibionen sind drei bekant: Hirtea brunnipes Fabr. aus Neufundland — wenn diese nicht etwa zu einer verwandten Gattung gehört — B. melanogaster Wied. und B. femorata Wied. vom Cap und aus Nordamerika (Dipt. exot. I. p. 35.). (*Wiedemann.*)

BIBLIANDER, oder Buchmann (Theodor), geb. zu Bischofzell im Thurgau, nach Einigen 1509, doch wahrscheinlicher 1504. Er soll einen Theil seiner Jugend in Schlesien zugebracht haben. In der Theologie und im Sprachstudium erwarb er sich schon frühzeitig vorzügliche Kentnisse, und ist jetzt noch als gelehrter Orientalist bekant. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz kam er nach Zürich zu Oswald Mykonius, einem bekanten Schulmanne, wurde Provisor, und besorgte zu gleicher Zeit die Predigerstelle der, fünf Stunden weit, nahe bei Kaiserstuhl liegenden Gemeinde Weyach. Nach Zwingli's Tode erhielt er, 24. März 1532, die Professur des A. T. und der Theologie. Er begann seine Vorlesungen mit der Erklärung des Esajas, und behandelte der Reihe nach die sämtlichen Bücher des A. T. in wiederholten Cursen. Seine Vorlesungen wurden nicht nur von den Studenten, sondern von vielen, damals in Zürich sich aufhaltenden gelehrten Männern besucht. Noch jetzt werden auf der Stiftsbibliothek 45 große Fascikel aufbewahrt, welche der damalige, bekante Antistes der zürcherschen Kirche, Heinrich Bullinger, mit eigener Hand in seinen Vorlesungen nachschrieb. Bullinger äußert sich über Bibliander, er wisse nicht, ob ihm jemand an Gelehrsamkeit, Verstand und Freundlichkeit vorzuziehen sey. 1546 wurde er mit dem zürcherschen Bürgerrechte beschenkt. Später verlor er sein Ansehen. Der vorher gefällige Mann soll seine Unbefangenheit abgelegt haben, und sehr unverträglich geworden seyn. Man schrieb diese Veränderung seinen ununterbrochenen großen Anstrengungen und einer dadurch herbei geführten Erschöpfung bei. Man findet indeß zugleich, daß er auch in Absicht auf die Prädestination und auf die Lehre von dem freien Willen von dem damaligen Systeme, und namentlich von seinem Kollegen, Peter Martyr, abgewichen war, welcher mehr Beifall erhielt. Sein Verstand wurde am Ende so eingenommen, daß er den letztern ausfoderte, und an dem bestimten Orte wirklich mit einer Hellebarde auf ihn wartete. Er wurde hierauf, 8. Februar 1560, als Emeritus mit Beibehaltung seines Gehaltes von seinen Lehrstellen entlassen. Das Vorgegangene scheint diese Maßregel zu rechtfertigen, und die Vermuthung zu begründen, daß diese Entlassung nicht einzig die Folge der Mißbilligung seiner theologischen Ansichten und die Verminderung seiner Kräfte ein bloßer Vorwand gewesen sey; vielleicht mochte das Eine zu dem Andern beigetragen haben. Er st. 26. November 1564 an der damals herrschenden Pest. Unter seinen zahlreichen, gedruckten und ungedruckten Werken, wovon Theisler, Leu, Meister und die Biogr. univ. die wesentlichsten anführen, sind folgende vorzüglich bemerkenswerth. Machumetis Saracenorum principis ejusque successorum vitae, doctrina ac ipse Alcoran etc. Basil. 1543. fol. Dieses Werk besteht aus drei Abtheilungen, welche in einen Band vereinigt sind. Die erste enthält die lateinische Übersetzung des Koran's, welche Petrus Venerabilis, Abt von Cluni, während seines Aufenthaltes in Spanien nach dem Befehle des h. Bernhard's verfertigen ließ. Die zweite Abtheilung besteht aus mehren kleinern Schriften, welche den Zweck haben, die Lehre und die Irrthümer des Koran's zu bestreiten. Die dritte enthält verschiedene Abhandlungen des Paul Jovius und Anderer über die Geschichte und die Gebräuche der Türken. Meusel's Biblioth. historica, T. II. P. I. p. 226. etc. liefert eine vollständige Übersicht des Inhalts dieses Werks. Eine zweite, weniger seltene Auflage erschien zu Basel 1550. Fol. In dieser ist der griechische Text der zweiten Abtheilung weggelassen; und neun neue Abhandlungen und Aufsätze wurden der dritten Abtheilung beigefügt. — Von der apologia ad reverendissimos patres ac dominos, episcopos et doctores eccl. christ., in qua rationes reddantur edit. voluminis, quod continet Alcoranum et ejus confutationes, et vitas Mahum. atque successorum ipsius gab J. Fabricius 1638. 4. Rostock, eine neue Auflage apol. pro edit. Alc. etc. cum testamento Mahomedis heraus. Bibliander hatte den Text nach Handschriften verglichen und verbessert, auch Anmerkungen beigefügt, welche die Irrthümer des Korans anzeigen und wiederlegen sollen. Die spanische Inquisition sprach ihr Verdammungsurtheil über dieselben aus. Bayle dict., Art. Bibliander, gibt eine kurze Nachricht von den gelehrten Streitigkeiten über die Frage, ob dieses Verbot auch den Alcoran, oder nur Bibliander's gefährliche Noten betroffen habe. — De ratione communi omnium linguarum ac litterarum commentarius, etc. Tig. 1548. 4. Er sucht in demselben eine Analogie aller Sprachen und gebräuchlichen Buchstaben darzuthun (Seiten). — Quomodo legere oporteat sacras scripturas et compendium doctrinae christianae ex Augustino collectum, Basil. 1550. 8. — Amplior consideratio decreti synodalis Trident. de authentia doctrinae ecclesiae Dei, etc. Basil. 1551. 8. — Sermo divinae majest. voce pronuntiatus in monte Sinai et ipsius digito scriptus, etc. Basil. 1552. 8. — Concilium sacro-sanctum dom. nostri J. Chr., angelorum, apost., prophet., reg., episc., etc. in eccl. Dei cath., in quo demonstratur, quomodo possit ac debeat perenni populo christiano succurri per legitimam ecclesiae reformationem, etc. 1552. 8. Vita B. Marci evangelistae. Basil. 1552. — De ratione temp. christianis rebus et cognoscendis et explicandis accommodata, liber unus. Demonstrationum chronologicarum liber alius. Basil. 1551. 8. — Temporum a condito mundo etc. supputatio, partitioque exact., univers. quidem hist. div., ecclesiasticae et exteras Latinorum, Graec., Aegypt., Chald., Germ. etc. accommodata, etc. Bas. 1551. u. 58. fol. — Protevangelion, sive de natalibus Jesu Christi et ipsius matris Mariae, sermo historicus divi Jacobi minoris, con-

Digitized by Google

sobrini et fratris domini Jesu Apostoli; et evangelica historia, quam scripsit beatus Marcus, etc. Bas. 1552. 8. — De fatis monarch. rom., somnium, vatic. Esdrae, etc. Bas. 1553. 4. De restituenda pace quam turpare studet antichristus, Bas. 1553. 4. (Bibl. spricht in dieser Abhandlung von der Erfindung der Buchdruckerkunst). — Consideratio de Jud. et Christ. defectione etc. et conversione ad Christum, etc. Bas. 1553. Diese lestern behandeln aus prophetischen und sibyllinischen Büchern die Apostasie der römischen Kirche, die Bekehrung der Juden und Christen, u. s. f. — De summa trinitate etc. ac. de christianis cath., haeret et apostatis, etc. Bas. 1555. 4. — De mysteriis passionis, etc. Bas. 1555. 4. Die vier lestern sind selten. — Vereinigt mit Pellikan und Collin vollendete Bibliander die sogenante zürchersche Bibelübersetzung des Leo Judá, und besorgte die Herausgabe. Die spanischen Jesuiten ließen dieselbe nachher mit wenigen Veränderungen wieder abdrucken. Auf der carolin. oder Stiftsbiblioth. sind noch viele handschriftliche Arbeiten Biblianders vorhanden. Man bemerkt de aestimatione reip. helvet. — Epigrammata. Opusc. philos. u. s. w. (*Meyer v. Knonau.*)

Bibliognosie, s. folgenden Art.

BIBLIOGRAPHIE, im weitesten Umfange des Worts ist der neuere Name derjenigen Wissenschaft, welche sich mit der Kentniß der schriftstellerischen Erzeugnisse aller Zeiten und Völker sowol an sich als nach einzelen äußern Umständen beschäftigt. In älterer Zeit (so schon bei Dioscorides Lib. I.) wurde das Wort, der Etymologie gemäß, blos vom Bücherschreiben überhaupt gebraucht, so wie auch *βιβλιόγραφος* ursprünglich einen Abschreiber bedeutete (*Pollux* lib. VII. segm 211. *Lucianus* adversus indoctum cap. 24. *Montfaucon* palaeogr. graeca p. 351.), und später auch bisweilen auf Buchdrucker übergetragen wurde (z. B. in der Überschrift der zu Ende von *Fr. Petrarca* opere volgari. Ven., Soardo, 1511. 12. stehenden Verse). Weniger üblich sind die von einigen Schriftstellern gebrauchten Benennungen Bibliognosie und Bibliologie, und auch das sonst ziemlich gut bezeichnende teutsche Wort Bücherkunde scheint dem ausländischen Namen sein Bürgerrecht immer mehr abzutreten. Aus der obigen Definition ergibt es sich von selbst, daß die Bibliographie in zwei, bei dem Studium oder der Bearbeitung derselben freilich nicht füglich zu trennende, Theile zerfällt, welche wir mit dem Namen der reinen und der angewandten Bibliographie bezeichnen möchten. Die reine Bibliographie (der Name einer innern würde unangemessen seyn, da er sie auf die Ausmittelung des innern Werthes der Bücher beschränken könte, was blos eine einzele Behandlungsart der reinen Bibliographie ist) betrachtet die Bücher und das gesamte Schriftthum an sich, und ihre Aufgabe ist überhaupt zu zeigen, was da ist. So kann sie nun theils eine allgemeine aller Zeiten, Nationen und Wissenschaften, theils nach besondern Beziehungen bearbeitet seyn. In erster Ausdehnung ist sie, um der werthlosen Arbeiten von Lipenius und Georgi und einiger ganz kleinen Versuche nicht zu gedenken, außer Conrad Gesner noch von niemand besonders bearbeitet, sondern gewöhnlich blos der Schriftstellerkunde als Anhang beigegeben worden. Die bisherigen Leistungen in der reinen Bibliographie beschränkten sich gewöhnlich blos auf besondre Beziehungen nach Zeit (hieher gehören die großen Repertorien von Ersch), oder nach Ort (nationale Bibliographien, z. B. *Haym* biblioteca italiana), oder nach Inhalt (wissenschaftliche Literaturen). Auch können mehre dieser Beziehungen zu gleicher Zeit berücksichtigt und vereinigt seyn. So gibt es nationale Bibliographien einer gewissen Zeit (z. B. Ersch Handbuch der teutschen Literatur seit 1750, Heinsius Bücherlexikon seit 1700), wissenschaftliche Literaturen einer gewissen Periode (z. B. Usteri Repertorium der medizinischen Literatur von 1789 — 94.) u. s. w. Mit diesem Stoff und Inhalt der reinen Bibliographie ist die Form und Behandlungsart derselben nicht zu verwechseln, welche wieder eine mehrfache seyn kann, nämlich 1) entweder eine chronologische oder alphabetische (nach den Namen, wie Heinsius, nach den Sachen, wie Lipenius) oder systematische, 2) entweder bloße Nomenclatur oder zugleich kritisch und raisonnirend, 3) entweder absolut vollständige Verzeichnung oder wissenschaftliche Auswahl des Vorzüglichsten nach dem innern Werthe. Es liegt am Tage, daß in der Bearbeitung auch wieder mehre dieser Formen mit einander vereinigt werden können. — Der zweite Hauptheil der Bibliographie oder die angewandte, welche man auch die äußere, die beschreibende oder die historische im engern Sinne des Worts nennen könte, betrachtet die Bücher in Beziehung auf äußere Umstände und meist mit Anwendung auf die Neigungen und Bedürfnisse des Samlers. Sie entwickelte sich erst später durch die technische Ausbildung eines eigentlichen Bücherwesens. Als die Bücher sich mehrten und Lektüre und Bücherbesitz aufhörten, das ausschließende Eigenthum der gelehrten Kaste zu seyn, so galt es, selbst unter dem Vorzüglichen eine Auswahl zu treffen, und die technischen Vervollkommnungen der Buchdruckerkunst mußten nothwendig diese Auswahl auch auf Äußerlichkeiten lenken. Der Gelehrte begann auf correktere Drucke oder auf bequemere, vollständigere und unverstümmelte Ausgaben aufmerksam zu werden; der Laie fing an, nicht blos für sein Bedürfniß, sondern auch zu seinem Vergnügen, mitunter auch blos zum Prunk, zu sammeln, und aus diesem Grunde auf ein gefälliges und schönes Äußere und andre merkwürdige und interessante Zufälligkeiten sein oft hauptsächlichstes Augenmerk zu richten. Eben mit diesen Zufälligkeiten und Äußerlichkeiten, welche den Besitz eines Buches dem Samler wichtig machen, oder bestimter, mit den äußern Gründen, aus welchen, und mit den äußern Bedingungen, unter welchen ihm ein Buch schätzbar wird, hat es die angewandte Bibliographie zu thun. Diese Äußerlichkeiten beziehen sich aber theils auf Schicksale (seltene, verbotene, castrirte, Kentniß des Werths der verschiednen Ausgaben eines und desselben Buchs), theils auf Alter (Incunabeln, Erzeugnisse der Pressen einzeler Buchdrucker), theils auf äußere Beschaffenheit der Bücher. Die äußere Beschaffenheit läßt sich wieder betrachten theils nach dem Drucke und der Art desselben (correkt oder incorrekt, sauber oder unsauber, mit besondern Typenarten oder ungewöhnlichen Druckfarben gedruckt, ganz in Kupfer gesto-

Digitized by Google

and Sanskrit Languages. Collected in the East by James Fraeser. London 1742. Catalogus Codicum orientalium, qui in collectione Richiana Bagdadi existunt in den Fundgruben des Orients 3. Band. Catalogue d'une Collection de cinq cent Manuscripts orientaux. Paris 1817. Dann die zwölf noch ungedruckten Kataloge der Samlungen orientalischer Handschriften: des Grafen v. Rzewuski, dessen reiche Samlung aus der zusammengeschmolzenen der beiden Orientalisten Jenisch und Wallenburg besteht; der k. k. orientalischen Akademie; des Propsten Höck, Direktors derselben; die Samlung des Freiherrn von Stürmer, k. k. Inter-Nuntius zu Konstantinopel; die des Ritters v. Italinsky, kais. russischen Gesandten zu Rom; die des Schreibers dieser Zeilen, der aber nicht die folgenden sechs benützen konte, nämlich: die Kataloge der orientalischen Handschriftsamlungen von Kopenhagen, Upsala, Berlin, der Universitäts-Bibliothek zu Cambridge, der Samlung an King's Chapel ebendaselbst, und die sehr beträchtliche Samlung der Manuscripts non catalogués auf der königlichen Bibliothek zu Paris. Dafür standen ihm aber die 6 folgenden handschriftlichen Kataloge konstantinopolitanischer Bibliotheken zu Gebote, von denen blos der erste (in Toderini) gedruckt ist; nämlich: die Kataloge der Bibliothek des Serai, der Bibliothek Raghib-pascha's, der Bibliothek von Aja Sofia, der Bibliothek von Sultan Abdul-hamid, der Bibliothek von Sultan Osman und der Bibliothek von Mohammed II.

In Rücksicht der wissenschaftlichen Form führen orientalische Werke, je nachdem sie Text, Kommentar, Fortsetzung, Glosse oder Anhang sind, die folgenden Benennungen: Kitab heißt jedes ordentliche Buch, das aus mehren Heften Kerraris besteht, im Gegensatze einer bloßen Abhandlung Rissalet, zu der oft wenige Blätter Sahifa genügen. Der Text Meten wird durch den Kommentar, der gewöhnlich Scherh, beim Koran aber Tefssir heißt, erläutert. Auf dem Kommentar folgt die Randglosse Haschijet und der Anhang Taalik; der Auszug eines Werks heißt Telchiss, die Fortsetzung Seil und die Übersetzung Terdschumet. Erklärungen und Erläuterungen führen auch den Titel Tewsih und Tenkih; Einleitungen heißen Mokademinet, Ergänzungen Tetimmet, Streitfragen Messail und Schulternionen Amali. (*v. Hammer.*)

BIBLIOLITHEN, Papierpetrefacte, nent man eine Art Papiertorf, welchen die so lange unter Lavaschutt vergrabenen Herculanensischen Handschriften oder Papyrusrollen darstellen. Es gibt dergleichen gut verkohlte, die noch Schrift enthalten, sich abwickeln lassen, und die zuerst Sickler (1817), sodann H. Davy (1819), mit Hilfe chemischer Mittel, am glücklichsten mittelst Essigäthers theils in Dampf- theils in liquider Form entwickeln lehrte. Andre sind schlecht verkohlt, schriftlos, verdorben, sehen mehr Erd- oder Tuffmassen, als Papyrus ähnlich, und lassen sich nicht mehr aufrollen. Sickler vergleicht die Bibliolithen überhaupt mit versteinten Tannenwurzeln; Davy meint, daß sie nicht verbrant, sondern durch einen Gährungsprozeß in einen braunkohlen- oder torfartigen Zustand versetzt seyen. In vielen fand sich die kohlige Substanz verflüchtiget, und der Papyrus verroket †). (*Th. Schreger.*)

Bibliologie, s. Bibliographie.

BIBLIOMANIE, ein in griechischen Schriftstellern nicht vorkommendes und erst in neuern Zeiten gebildetes Wort, entspricht der Etymologie nach dem teutschen Worte Büchersucht, ohne doch durch dasselbe vollständig ausgedrückt zu werden. Man muß bei demselben eine ältere und eine neuere oder eine allgemeinere und eine speciellere Bedeutung unterscheiden. An sich ist allerdings Bibliomanie die Sucht, Bücher aller Art zusammen zu kaufen, nur um sie zu haben und ohne dabei den eignen oder einen fremden Gebrauch zu beabsichtigen. In diesem ältern und allgemeinern Sinne des Worts sammelte derjenige, welchen bereits Lucianus in einer besondern Schrift (*πρὸς ἀπαίδευτον καὶ πολλὰ βιβλία ὠνούμενον.* Operum ed. Reitz T. III.), der ältesten Rüge der Bibliomanie, witzig verspottete, und dieselbe Gattung der Bibliomanie ist es, gegen welche die wenig interessanten Schriften von Joh. Jac. Rohde *) und Joh. Friedr. Reitz **) gerichtet sind. Mit der seitdem erfolgten Verbreitung gewisser besonderer Samlerrücksichten und Grundsätze hat aber zugleich der Begriff der Bibliomanie allmälig eine speciellere Bestimmung erhalten. Der echte Biblioman im jetzt üblichen Sinne des Wortes kauft nämlich nicht mehr ohne Auswahl Alles zusammen, was ihm vor die Hand komt, sondern er sammelt allerdings nach gewissen Rücksichten, legt aber dabei auf außerwesentliche und zufällige Umstände und Beschaffenheit der Bücher einen vorzüglichen Werth, läßt sich bei dem Ankaufe mehr durch diese, als durch den wissenschaftlichen Gehalt, oder doch wenigstens in gleichem Grade mit letzterm bestimmen, und setzt dabei seinen Preisen weder Maß noch Ziel. Die jetzt gangbarsten Samlerrücksichten selbst werden wir im Artikel Bibliophilie kennen lernen; hier ist es genug, einige Beispiele derjenigen Steigerung derselben anzuführen, welche den Namen der Bibliomanie verdient. Das unerhörteste Beispiel dieser Art ist der Preis, mit welchem in der Roxburghischen Auction zu London 1812 die erste bei Valdarfer erschienene Ausgabe von Boccaccio's Decameron, um deren Besitz sich Lord Spencer und der Marquis von Blandford bewarben, und welche dem letztern für 2260 Pfund Sterling zu Theil wurde, bezahlt worden ist. Verhältnißmäßig noch unangemessener sind die Preise, mit welchen jetzt in England die meist werthlosen Produkte der ältern englischen Poesie bezahlt werden. Wenige Bogen werden daselbst oft um zwanzig, dreißig und mehre Guineen gekauft und

†) S. die Herkulanensischen Handschriften i. E., und deren 1817. versuchte Entwickelung, von Sickler. Lpz. 1819. 8. — H. Davys Versuche der Art, als Nachtrag zur obigen Schrift, herausgegeben von Sickler. Leipz. 1819. 8., verglich. Isis von Oken. 1821. 3. Heft. S. 205. ꝛc.

*) diss. de eruditorum nimio libros coemendi congerendique studio. Regiom. 1715. 4. **) oratio de bibliomania. Traj. ad Rhen. 1739. 4.

Digitized by Google

diesem Lande vorzüglich eigen geblieben und von andern Nationen seltner gebraucht worden; insbesondre sind die Franzosen keine Freunde des blauen Papiers. Die Italiäner unterscheiden zwischen carta turchina und azzurra, von welchen jenes wirklich blau, dieses nur bläulich ist, fast wie das holländische Papier. Rosenfarbenes Papier ist jetzt in Frankreich das beliebteste, wo man auch bisweilen auf gelbes Papier druckt, welches letztere auch schon von den Elzeviers und von einigen ältern teutschen Druckern gebraucht worden ist. Auf grünem Papier kennt man einen Elzevierschen Druck und mehre teutsche Drucke des 16. Jahrh., auf violettes Papier einen Druck des Robert Etienne von 1542, und selbst des vielfarbigen Papiers hat man sich bisweilen bedient. Doch sind diese drei letztern Arten, soviel wir wissen, in neuerer Zeit nicht mehr gebraucht worden. Auch Papier aus ungewöhnlichen Stoffen, z. B. aus Pflanzen, sind blos als Seltenheiten merkwürdig und haben sich noch nicht zum Range einer eigentlichen bibliomanischen Auszeichnung erhoben, wahrscheinlich weil sie sich gewöhnlich durch ihr Aeußeres nicht empfehlen. Desto geschätzter und allgemein gesuchter sind ältere und neuere Drucke auf Pergament. Es ist bekant, daß die ältesten Drucke entweder blos auf Pergament oder doch nur in geringerer Anzahl auf Papier abgezogen wurden (so sind z. B. von der lateinischen mainzer Bibel von 1462 die Papierexemplare seltner als die auf Pergament), indessen gibt es auch mehre ältere Drucker, welche sich nur selten des Pergaments bedienten, z. B. Schweinheim und Pannartz in Rom, welche nur Hieronymi Briefe von 1468, Apulejus, Cäsar, Gellius und Livius von 1469 und den Plinius von 1470, und zwar von jedem blos ein Exemplar, auf Pergament druckten, und deren Pergamentdrucke daher in so hohem Preise stehen, daß allein der Livius vor einigen Jahren in London mit 903 Pfund Sterling bezahlt worden ist. Andre Offizinen, welche nur wenige und daher im Handel desto theure Pergamentdrucke lieferten, waren die der Etienne's in Paris, der Giolito's in Venedig und der Elzeviers. Man zieht übrigens das italiänische Pergament vor, weil es nicht so leicht, als das anderwärts gefertigte, krumm läuft und ungleich wird; ihm zunächst an Güte steht das Augsburgische; am wenigsten gut ist das englische. Die Franzosen machen zwischen den Worten vélin und parchemin einen Unterschied. Ersteres wird aus Kalbshaut verfertigt, und hat den Vorzug, daß es feiner ist und sich besser bleichen und glätten läßt, letzteres ist aus Schafhaut. Wenig gesucht sind solche Exemplare, welche halb auf Pergament und halb auf Papier gedruckt sind, dergleichen von ältern Drucken häufig vorkommen, und vorzüglich muß man bei der Kollation von Pergamentdrucken auch darauf Acht haben, ob sie ganz vollständig sind. Man findet nämlich in ihnen bisweilen (was ich bei Drucken auf Papier noch nie gefunden zu haben mich erinnere), daß ganze Seiten unbedruckt und weiß geblieben und nachher handschriftlich ausgefüllt worden sind. Drucke auf Seide gehören zu den Seltenheiten und sind nie sehr gewöhnlich geworden. Im 16. Jahrh. brauchte man dieses Material bisweilen zu Landkarten, 1606 findet man zuerst ein in Frankreich ganz darauf gedrucktes Buch, und auch die spätern uns bekanten Drucke auf Seide sind blos in Frankreich gefertigt. Eine andre Auszeichnung besteht in dem Gebrauche ungewöhnlicher Druckfarben, von denen jedoch nur Golddrucke eigentlich gesucht werden. Der erste Versuch dieser Art war die Dedikation in einigen Exemplaren des von Ratdolt zu Venedig 1482 gedruckten Euclides, die neuesten und sehr ausgezeichneten Arbeiten dieser Art hat Whittaker zu London geliefert (z. B. die magna charta). Mehr ein Curiosum, als eigentlich gesucht, sind Drucke mit rother Farbe. Schon von den frühesten Zeiten der Buchdruckerei an brauchte man diese Farbe zu Schlußschriften (z. B. im Psalterium von 1457), und brachte es frühzeitig im Gebrauche derselben, da man bisweilen, z. B. in Missalen, ganze Seiten roth zu drukken hatte, zu einer jetzt nicht mehr vorhandenen Fertigkeit, wie denn unter andern das von Jenson zu Venedig 1478 in Folio gedruckte Breviarium, vorzüglich in den Pergamentexemplaren, einen rothen Druck von seltner Schönheit zeigt, mit dem sich nichts in neuern Zeiten mit dieser Farbe Gedrucktes messen darf. Auch die mit ungewöhnlichen Typenarten gedruckten Bücher sind selten ein ernstlicher Gegenstand des Samlereifers, weil sie in der Regel nicht schön sind. Doch werden die von J. Jannon zu Sedan seit 1625 in kleinstem Format und mit feinster Schrift (Sedanaise genant) gedruckten Bücher sehr gesucht, und seit kurzer Zeit zeichnen die englischen und französischen Samler auch die von Alessandro Paganino zu Toscolano gegen Anfang des 16. Jahrhunderts mit einer sehr sonderbaren halbgothischen und halbrömischen Type gelieferten Drucke bedeutend aus. Weniger gesucht sind die von Robert Granjon zu Lyon um 1558 und die von Pierre Moreau zu Paris von 1631—58 mit einer der Schreibschrift nachgeahmten Type (lettres de civilité genant) gedruckten Bücher. Auch Bücher, deren Text ganz in Kupfer gestochen ist (z. B. der Horatius von Pine, der Virgilius von Justice), gehören nicht zu den allgemein begehrten Seltenheiten. Von Büchern, welche mit guten Holzschnitten oder Kupferstichen versehen sind, zieht man jetzt unilluminirte Exemplare vor, ausgenommen bei solchen Kupferwerken, wo die Illumination wesentlich zur Erläuterung beiträgt, z. B. bei naturhistorischen oder sich auf das Costume beziehenden Werken. Uebrigens liebt man in Frankreich und England, den ausgeführten Kupfern, von welchen man entweder Abdrücke avant la lettre oder avec la lettre gravée au simple trait wählt, die radirten Blätter (eaux-forts) und Abdrücke auf chinesisches Papier beizufügen. Ein Exemplar aber, welches zugleich auch die Originalzeichnungen zu den Kupfern enthält, gilt daselbst für einen Schatz vom höchsten Werthe. Hieher gehören auch die sogenanten illustrirten Exemplare (illustrated copies), d. i. solche, zu welchen man Kupferstiche, welche zwar den Text des Buchs erläutern, übrigens aber nicht im mindesten zu demselben gehören, hinzugefügt hat. Diese Sitte herrscht vorzüglich in England, und wird daselbst bis zur Manie getrieben; mit größerer Mäßigung und bessern Geschmack haben in neuerer Zeit auch die französischen Samler diese Mode nachgeahmt. In Hinsicht der Einbände endlich, welche ebenfalls ein sehr bedeutender Gegenstand des Bücherluxus geworden sind, beschränken

Digitized by Google

wir uns hier nur auf die besondere Vorliebe, welche die neueren Samler für die französische Buchbinderarbeit des 16. Jahrh. zeigen, und aus welcher sie Exemplare aus den ehemaligen Samlungen von Grolier, de Thou, Maioli und Diane von Poitiers mit den ausschweifendsten Preisen bezahlen. In Frankreich werden auch noch die spätern Einbände von Deseuille, le Rome und Bozerian sehr geschätzt. Zu Ende verweisen wir noch über den Unterschied zwischen der jetzigen englischen und französischen Bibliophilie auf den Hermes B. V. S. 158 f. (*Ebert.*)

BIBLIOTHEK, in architektonischer Hinsicht, Bibliothekgebäude, Bibliothekſaal, Büchersaal, Bücherschrank, Büchergestelle, Repositorium, u. s. w. Zur architektonischen Behandlung dieses Gegenstandes sind dem Baumeister folgende Bedingungen als leitende Prinzipien gesetzt: 1) Muß das Gebäude oder der Saal im Ganzen und in seinen Theilen trocken und luftig seyn, um alle Ursachen der Vermoderns der Bücher, des Wurmstiches und Inſektenfraßes entfernt zu halten. 2) Muß ein helles und gleichförmig vertheiltes Licht die Benutzung der Bibliothek und die Arbeiten der Bibliothekare begünstigen. 3) Müſſen in diesem Lichte alle Aufschriften, Zahlen und sonstige Zeichen der Bücher und Bücherschränke leicht und schnell gesehen und übersehen werden können. 4) Müſſen bei diesem Lichte die den Büchern schädlichen Einwirkungen der Sonnenstrahlen verhindert oder von denselben abgehalten werden. 5) Muß man zu den Büchern selbst, um dieselben herauszunehmen, bequem und schnell gelangen. 6) Muß der Aufenthalt in dem Büchersaale im Winter wie im Sommer alle Bequemlichkeiten eines Studirzimmers, so weit als möglich, gewahren, oder doch wenigstens zu jeder Zeit möglichst angenehm und einladend, 7) alle Feuersgefahr durch die Bauanlage selbst entfernt; 8) alle Vorkehrung gegen das Ungeziefer, das Bücher und Papiere zernagt, getroffen seyn. 9) Sind zu berücksichtigen die Anstalten zur zweckmäßigen Anordnung und Benutzung der Bücher, und die zu ihrer Sicherheit nöthigen Seitenräume, 10) das mit dem Zwecke der Bibliothek, als der Niederlage wissenschaftlicher Hilfsquellen, ausgezeichneter Geistesprodukte und Vorarbeiten zur fortschreitenden Kultur des Menschengeschlechtes, übereinstimmende Ansehen von Innen und von Außen, d. i. architektonischer Styl und Verzierung. — Die architektonischen Mittel zur Erfüllung dieser Bedingungen sind: zu 1), Anlage des Gebäudes auf einer Höhe, des Saales auf einem über der Erde erhöhten Unterbaue. Unter dem Fußboden hohl, nämlich Gewölbe oder Luftzugskanäle, oder in einem obern Geschosse. Von allen Seiten freie Lage. An den Umfassungsmauern Fenster oder schließbare Luftzüge. Wenigstens um etwas von dem Mauerwerke entfernte Aufstellung der Bücher. Bei Ausmittlung des nöthigen Raumes Annahme einer nicht zu dichten oder nicht gepreßten Nebeneinanderstellung derselben. Zu 2): Zufluß des Lichtes von allen Seiten, am zweckmäßigsten aber aus der Mitte von Oben. Hienach Fensteröffnungen in den Seiten, den Bücherschränken gegenüber, und zwar sehr weite und hohe bei großer gegenseitiger Entfernung. Am besten aber Licht für südliche Gegenden aus einem gläsernen Dache oder aus der gläsernen Bedeckung des offenen Nabels einer Kuppel; für nördliche Gegenden aus einer großen Kuppellaterne, oder aus den Widerlagen eines runden oder aus den Seiten eines parallelepipedalischen Oberbaues. Große Aufschriften der Schränke sowol als der Bücher. Zu 3): Eine solche Aufstellung der Bücher und daraus erfolgende Höhe und Weite des Saales, daß wenigstens eine große Anzahl derselben auf ein Mal, und die zu höchst stehenden höchstens noch unter einem Winkel von 45° mit der horizontalen Augenare, besser unter einem noch spitzeren Winkel gesehen werden können. Das Fußmaß selbst aber der Höhe des Saales bis an den Kranz richtet sich nach der bequemsten Höhe der Büchergestelle (s. weiter unten). Zu 4): Für Seitenfester gegen die sonnige Himmelsgegend am vorzüglichsten Rollvorhänge von weißem nicht zu dichtem Zeuge, welche bei einfallenden Sonnenstrahlen herabgelassen werden. Am bequemsten und vorzüglichsten aber zur Erfüllung dieser 4ten Bedingung Licht von Oben nach der Vorschrift zu 2, wobei alle Vorhänge entbehrlich sind. Zu 5): Hiezu entweder auf 8 bis 10 Fuß erhöhte, 2½ bis 4 Fuß breite Gänge längs der Repositorien, mit Brustlehne aus leichtem metallenen Gitterwerke; oder für einstöckige Bibliothekſale hinlänglich hohe, am besten auf Rollen beweglich Steigen, und niedere Tritte von 2 bis 6 Stufen, die Steigung ungefähr 7 bis 8 Zoll hoch, der Auftritt 10 bis 8 Zoll breit. Zu 6): In Winterszeit gelinde Erwärmung durch Öfen, die auf eine solche Art anzubringen sind, daß sie, entfernt von den nachbarlichen Büchern, keine durch ihre Hitze schädliche Wirkung auf dieselben äußern, dabei auch alle Feuersgefahr entfernt werde. Zu 7): Zur Entfernung der Feuersgefahr überhaupt von allen Seiten freie Lage des Gebäudes, massive Aufführung der Umfassungsmauern des Saales, wo möglich steinerne Decken und Unterbau des Fußbodens von Stein. Alle Einheizungsräume zugänglich von Außen, keine Rauchröhren am allerwenigsten von dünnem Baustoffe durch die Bibliotheksräume, die im Nothfalle durchgeführten Rauchröhren von dickem, mit großer Vorsicht aufgeführtem Mauerwerke. In der Nähe ein Brunnen oder ein Fluß und eine Wasserspritze. Zu 8) werden dichte Vermauerung, Verkittung vorkommender Fugen, wohlpassende Thür- und Fensterflügel erfodert. Zu 9) sind ein kleinerer oder größrer Lesesaal oder mehre dgl. nach Verhältniß der Größe der Bibliothek und nach Maßgabe der Gesetze und Organisation der Anstalt erfoderlich, dabei eine, ihrer Größe nach, eben so berechnete oder, nach Foderung der Organisation der Bibliotheksaufsicht, mehre Schreib- u. Arbeitsstuben der Bibliothekare und ihrer Gehilfen, deren Raum nicht nur für Aufstellung der Tische und Sitze vor denselben, sondern auch für Schränke und Gestelle zur Aufbewahrung der Registratur der Bibliotheksaufsicht, zur Aufstellung der Kataloge, Repertorien, literarischen Handbücher u. dgl. zu berechnen ist. Auch sollen die Wohnungen der Bibliothekare diesen Räumen angränzend oder doch wenigstens nicht ferne von denselben sich befinden. Zu 10) müssen wir auf das durch Studium und Erfahrung gesicherte Kunstgefühl des Architekten verweisen, und bemerken nur, daß hohe Säulen, hohe Gesimse, kühne Bögen, starke Ausladungen, sinnreiche und bedeutungsvolle Sculpturen,

Digitized by Google

lichtvolle und heitere Farben hier ihre treffliche Wirkung, der 10. Bedingung entsprechend, nicht verfehlen.

Für die Einrichtung der Büchergestelle, Bücherschränke, Repositorien bemerke man, daß die zweckmäßigste Aufstellung der Bücher nach den wissenschaftl. Fächern, in jedem einzelen Fache aber nach der Größe und nach der Form der Bücher erfolgt, und zwar so, daß die größten zu unterst, die kleinsten zu oberst zu stehen kommen. Daher müssen die Büchergestelle einer Bibliothek eine Tiefe nach den größten Bänden geordnet, d. i. von 2 rheinl. Fuß, und ihre horizontale Abtheilungen, d. i. die Fächer der Büchergestelle, Höhen von unten nach oben zu abnehmend, nämlich von 2′ 4″ — 2′ — 1′ 8″ — 1′ 4″ — 1′ — 8″, oder von andern ähnlich geordneten Maßen erhalten, d. h. die horizontalen Abtheilungsbreter der Gestelle müssen die zuerst bezeichnete Tiefe zur Breite, die zuletzt bezeichneten Höhen zu ihrem gegenseitigen Abstande im Lichten bekommen; wozu für die Ausmittelung der zweckmäßigsten Höhe des Saales bis an den Kranz noch die Stärke der horizontalen Abtheilungsbreter gerechnet werden muß. Diese aber wird am zweckmäßigsten bei gleichweit entfernter Unterstützung der Breter, für die oberen ½ Zoll, für die mittlern ¾ bis 1″, für die untersten 1½ bis 1¾″ genommen. Die bequemste und zweckmäßigste Höhe der Repositorien aber ist 10 bis 12 Fuß, woraus die geringste Höhe der einstöckigen Bibliothekssäle bis an den Kranz oder das Gesimse 10 bis 12 Fuß, einschließlich des oben nach dem 10ten Hilfssatze von dem Geiste der Architektur gefoderten Gesimses aber ungefähr 12 bis 14 Fuß erfolgt, über welchem dann eine gerade Decke, oder eine Kuppel, oder dergl. sich erhebt. Die Höhe der zweistöckigen Bibliothekssäle, jener nämlich mit einem erhöhten Gange, ist $10 + 8 = 18$ Fuß, der dreistöckigen aber $10 + (2 \cdot 8) = 26$ Fuß bis an den Kranz, welcher aber in diesen Fällen in größeren Verhältnissen ausgeführt die ganze Höhe des Bibliothekssaales bis zum Anfange der Decke oder des Oberbaues ungefähr bis auf 28, 29 und 30 Fuß bestimt. Da ferner verlangt wird, daß die Rückschriften der Bücher, so viel wie möglich, in einer und derselben geraden Richtung nebeneinander fortlaufen; so müssen nach der oben zum Grunde gelegten zweckmäßigsten Aufstellung der Bücher, die horizontalen Abtheilungsbreter in einer und derselben horizontalen, und gerade auf einander treffenden Richtung durch den ganzen Bibliothekssaal fortlaufen. Übrigens ist es zur Erhaltung der Bücher, nämlich zur Vermehrung der durch die Repositorien an den Büchern hindurchstreichenden Luft, und hiedurch zu bewirkender Abhaltung schädlicher Insekten und Würmer vortheilhaft, wenn die Abtheilungsbreter nicht massiv, sondern durchlöchert, oder auch aus einzelen Bretleisten oder Latten angefertigt werden, die nicht dicht neben einander gelegt sind, sondern zwischen sich eine Weite von ungefähr ½ Zoll lassen. Auch kann man, um die eigentlichen Holzwürmer von den Büchern abzuhalten, die Oberseiten gedachter Abtheilungsbreter, so wie überhaupt alle Holzflächen, welche sonst von den Büchern gewöhnlich und unmittelbar berührt werden, mit Metallblechen, oder Glastafeln, oder dünnen Schieferplättchen, oder auch mit Platten von Porzelan, Steingut und dgl. bekleiden. Bewegliche, d. i. zum höher und niedrer Stellen eingerichtete Abtheilungsbreter sind für einzele Repositorien einer Handbibliothek bequem, für große Bibliotheken aber ohne Nutzen. Die beweglichen Büchergestelle kleiner Handbibliotheken, Büchermaschinen, Bücherräder u. dgl. suche man als bequeme Stubengeräthe im Art. Studirstube. (*Leger.*)

BIBLIOTHEKEN. Von den Bibliotheken der alten Welt ist viel gefabelt worden. Man hat von Bibliotheken vor der Sündfluth, von der Bibliothek des Königs Osymanduas zu Memphis und von der der alten persischen Könige zu Susa gesprochen, ohne bei den erstern den gesunden Menschenverstand und bei den letztern zuverlässige historische Zeugnisse auf seiner Seite zu haben. Finden sich doch selbst im jüdischen Reiche noch nicht deutliche Spuren von Büchersamlungen, wenn man nicht die von Nehemiah zusammengebrachte und von Judas dem Makkabäer wieder hergestellte Samlung (2. Macc. 2, 13) hieher ziehen will, welche aber wol auch nur ein Reichs- und Tempelarchiv gewesen seyn könte. Auch mögen wol bei den spätern jüdischen Synagogen Büchervorräthe vorhanden gewesen seyn, ohne daß von ihnen etwas Bestimteres bekant ist. Nicht viel mehr weiß man über die griechischen Bibliotheken. Die ersten, welche man genant findet, sind die des Polykrates von Samos und des Pisistratus zu Athen, beide ungefähr 600 Jahr vor C. G. [1]). Die des Pisistratus wurde 50 Jahr nach ihrer Stiftung von Xerxes nach Persien gebracht, aber später von Seleucus Nicanor den Athenienſern zurückgegeben [2]). Von den Privatsamlungen war die berühmteste die des Aristoteles [3]), welche nachher Apellicon von Teos an sich brachte. Nach dessen Tode gerieth sie in Sulla's Hände, der sie nach Rom bringen ließ (Plutarchus in Sulla). Eine besondre Samlung medizinischer Werke fand sich auf der Insel Knidos (Soranus in vita Hippocr.). Die berühmtesten und beträchtlichsten Bibliotheken jener Zeit waren aber die beiden zu Alexandrien, von welchen die in der Vorstadt Bruchium befindliche wahrscheinlich von Ptolemäus Lagides, die im Tempel des Serapis aufgestellte aber vielleicht von Ptolemäus Philadelphus gestiftet worden war. Beide sollen zusammen gegen 700,000 Rollen enthalten haben. Die in Bruchium befindliche wurde vernichtet, als der in Alexandrien belagerte Cäsar in die Schiffe am Hafen Feuer warf, welches einen großen Theil von Bruchium zugleich mit verzehrte. Marcus Antonius legte den Grund zur Wiederherstellung der Bibliothek, indem er der Königin Kleopatra die ganze pergamenische Samlung von 200,000 Bücherrollen verehrte, welche in dem Serapistempel aufgestellt wurden. Dieser Tempel wurde 391 nach C. G. von den über die fortdauernde Serapisfeier aufgebrachten Christen zerstört, und mit ihm ging ein großer Theil dieser Bibliothek zu Grunde, von welcher indessen noch Reste übrig geblieben zu

1) *Athenaeus* lib. I. c. 2. 2) *Gellius* VI, 17. 3) *Strabo* lib. XIII. p. 609. *Athenaeus* lib. V. p. 214, 215.

Digitized by Google

seyn scheinen, die durch neue Ankäufe vermehrt die Grundlage einer neuen Samlung bildeten. Denn als 641 die Araber Alexandrien eroberten, war bereits wieder eine neue beträchtliche Bibliothek vorhanden, welche von den rohen Siegern zur Heizung der öffentlichen Bäder verbraucht worden seyn soll; eine Erzählung, welche, wenn auch vielleicht nicht buchstäblich wahr, doch nicht ganz erdichtet zu seyn scheint [3]). Nebenbuhler der Ptolemäer im Sammeln waren die Attalischen Könige zu Pergamus. Das Schicksal ihrer von Eumenes gestifteten Bibliothek ist bereits erwähnt worden (Plutarchus in M. Antonio). Später legte Antiochus III. oder der Große eine Samlung an, deren Vorsteher Euphorion aus Chalcis war (Suidas unter Euphorion). Etwas vollständiger sind die über die Bibliotheken der Römer vorhandenen Nachrichten [4]). Die erste römische Bibliothek, welche erwähnt wird, ist die, welche Amilius Paulus bei Überwindung des macedonischen Königs Perseus im J. R. 586 (vor C. G. 168) eroberte und für sich behielt (Plutarchus in vita Aemilii). Daß indessen selbst noch einige Zeit später in Rom kein sonderlicher Sinn für dergleichen Samlungen herrschte, sieht man daraus, daß der römische Senat bei der Eroberung von Karthago im J. R. 608 (vor C. G. 146) die daselbst vorgefundenen Büchersamlungen, welche freilich schon wegen der fremden Sprache für Römer kein sonderliches Interesse haben mochten, den verschiedenen Beherrschern Afrikanischer Gebiete schenkte [5]). 60 Jahr später brachte Sulla zu Athen die ehemalige Bibliothek des Aristoteles, welche Apellicon aus Teos zuletzt besessen hatte, an sich und führte sie nach Rom [6]). Nach seinem Tode kam sie auf seinen Sohn Faustus, und sie war damals in dem Pompejanum bei Puteoli aufgestellt, wo sie Cicero benuste [7]). Ihre spätern Schicksale sind unbekant. Eine andere bedeutende und besonders an griechischen Werken reiche Bibliothek sammelte Lucullus, und verstattete jedermann ihren Gebrauch mit der größten Liberalität (Plutarch. in Lucullo). Nach seinem Tode besaß sie sein Sohn, zu dessen Zeit sich Cicero und M. Cato ihrer bedienten [8]). Auch M. Terentius Varro besaß eine Bibliothek [9]), welche ihren Untergang fand, als er im J. R. 710 von Antonius proscribirt wurde. Er war zugleich zum Vorsteher der öffentlichen Bibliothek bestimt, welche Cäsar zu errichten im Sinne hatte, die aber wegen des frühen Todes des letztern nicht zu Stande kam. Cicero's frühere Büchersamlung wurde bei seiner ersten Proscription im J. R. 695 zerstreut, doch sammelte er nach seiner Rückkehr aufs neue mit solchem Eifer und Glücke, daß er bereits 697 wieder im Besitz einer sehr beträchtlichen Bibliothek war, welche 708 einen neuen bedeutenden Verlust durch den Diebstahl seines Sclaven Dionysius erlitt [10]). Sein Bruder Quintus besaß ebenfalls schon 699 eine eigene Samlung [11]). Eine der beträchtlichsten Bibliotheken jener Zeit war aber die des Titus Pomponius Attikus, der zugleich durch seine Sclaven selbst viel Bücher auf Speculation abschreiben ließ, mit denen er ein einträgliches Geschäft trieb [12]). Sein und Cicero's Freund und Zeitgenosse, der Grammatiker Tyrannio besaß nach Suidas Zeugniß (unter Tyrannio) eine Samlung von mehr als 30,000 Büchern. Endlich erhielt Rom auch eine öffentliche Bibliothek, welche zwischen den J. R. 716 — 21 Asinius Pollio auf dem Aventinischen Berge anlegte [13]). Eine zweite öffentliche errichtete Augustus 721 im Porticus der Octavia, daher sie auch Octaviana genant wurde. Ihr stand C. Melissus, Augustus Freigelaßner, vor. Sie wurde bei dem Brande vernichtet, der unter Titus einen großen Theil von Rom verheerte, und scheint von Domitianus wieder hergestellt worden zu seyn [14]). Außer ihr errichtete Augustus im Jahre R. 726 noch eine öffentliche Bibliothek, Palatina genant, weil sie bei dem Tempel des palatinischen Apollo aufgestellt war [15]). Als ihren Aufseher bestellte er den Amilius Macer, welchem in diesem Amte C. Julius Hyginus, Ovidius Freund, folgte. Auch findet man besondre Aufseher über den griechischen und andere über den lateinischen Theil derselben erwähnt. Bei dem Brande unter dem Kaiser Commodus litt sie viel, doch waren noch unter Constantinus dem Großen Reste von ihr übrig. Ihre letzten Schicksale sind unbekant [16]). Übrigens scheinen diese drei öffentlichen Bibliotheken unter strenger Aufsicht der Regirung gestanden zu haben, und nichts in dieselben aufgenommen worden zu seyn, was dem Herrscher nur irgend mißfällig war [17]). Auf demselben Palatinischen Berge besaß Tiberius ein Haus, in welchem er auch eine Privatbibliothek anlegte [18]), die noch zur Zeit des Vopiscus [19]) vorhanden war. Unter Nero lebte zu Rom der Grammatiker Epaphroditus, der eine Samlung von 30,000 Büchern besessen haben soll (Suidas unter Epaphr.). Nicht minder bedeutend waren die Bibliotheken des Dichters Silius Italicus [20]) und des jüngern Plinius [21]). Auch Serenus Sammonicus hinterließ seinem Sohne gleiches Namens, welcher der Lehrer des jüngern Gordianus war, eine Bibliothek von 62,000 Büchern, welche letzterer bei seinem Tode seinem Zögling Gordianus vermachte [22]). Über-

3b) *Beauvy* sur la bibl. d'Alexandrie in den Mém. de l'ac. des inscr. IX, 397 sq. *Chr. D. Beck* specimen historiae bibliothecar. Alexandrinar. Lips. 1779. 4. C. Reinhard über die jüngsten Schicksale der Alexandrin. Bibl. Gotting. 1792. 8. Heeren Gesch. des Stud. der Hass. Litt. I, 27. 44. 72. Ersch und Gruber Encyklop. III, 49. 52. 54. 4) *Chr. Falsteri* quaestiones Romanae p. 113—132. *Erh. Reusch* diss. de bibliothecis Romanor. Helmst. 1734. 4. *Pt. Eckermann* diss. de bibl. Romanor. Ups. 1744. 4. *J. F. Eckhardt* progr. de bibl. Romanor. Isenaci 1790. 4. 5) *Plinii* hist. nat. XVIII, 3. 6) *Plut.* in Sulla, *Suidas* unter Sulla. *Strabo* lib. XIII. p. 419. 7) Ad Att. IV, 10. 8) *Cicero* de fin. III, 2. 9) *Cicero* ad divers. IX, 4.

10) Ad Att. II, 6. IV, 4, 5 u. 8. ad div. XIII, 77. vgl. *J. Alth. Unold* de Ciceronis bibliothecis. Jen. 1753. 4. *Ph. Venutus* de museo Ciceronis in Tusculano, s. bibliotheca et antiquitatum collectione in den Memorie della società Columbaria T. II. 11) *Cic.* ad Q. fratr. III, 4. 12) *Corn. Nepos* in Attico c. 13. *Cic.* ad Att. I, 4 u. 10. 13) *Plinii* hist. nat. XXXV, 2. *J. H. Velsii* oratio de Asinii Pollionis bibliotheca Romae publicata. Jen. 1753. 4. 14) *Dio Cass.* lib. 48. *Suetonius* de grammat. c. 21. *Xiphilinus* in Tito. 15) *Dio Cass.* lib. 53. *Sueton.* in Augusto c. 29. 16) *Sylv. Lürsen* de templo et bibliotheca Apollinis Palatini. Franeq. 1719. 8. 17) *Ovidii* trist. III, 1. 18) *Gellius* XIII, 19. 19) In *Probo* c. 2. 20) *Plinii* epp. III, 7. 21) Epp. I, 8. II, 17. 22) *Capitolinus* in Gordiano jun. c. 18.

Digitized by Google

haupt wurden unter den Kaisern auch Bibliotheken ein Gegenstand des Luxus, und Seneca [23]) beabsichtigte eben keinen Lobspruch, als er schrieb: Jam inter balnearia et thermas bibliotheca quoque, ut necessarium domus ornamentum, expetitur. Bei dem Tempel des Friedens errichtete Kaiser Vespasianus eine neue Bibliothek, welche bei dem Brande unter Commodus vernichtet wurde [24]). Auch auf dem Capitolium stand eine Bibliothek, deren Stiftung einige dem Domitianus, andere dem Hadrianus zuschreiben [25]). Auf des jüngern Plinius Anrathen stiftete der Kaiser Ulpius Trajanus eine Bibliothek, nach ihm Ulpia genant, welche zuerst vielleicht in dem Tempel des Trajanus aufbewahrt, nachher aber in die Diocletianischen Bäder gebracht wurde [26]), und Hadrianus legte in seiner Tiburtinischen Villa eine Privatbibliothek an, welche wahrscheinlich meist aus griechischen Werken bestand [27]). Seit dem 3. Jahrh. nach C. G. fingen auch unter den Christen die Bibliotheken an, sich zu mehren. Es war in diesem Jahrhunderte, wo die Kirche zu Jerusalem gestiftet und mit einer Bibliothek versehen wurde, und seit dieser Zeit wurde keine Kirche ohne einen kleinern oder größern Büchervorrath errichtet, welcher in dem Maße wuchs, als die christliche Literatur zunahm. Hieronymus erwähnt häufig die Bibliothek zu Cäsarea [28]), welche Julius Africanus errichtet und nachher der berühmte Kirchenhistoriker Eusebius bis auf 30,000 Rollen vermehrt hatte. Zu Konstantinopel legte Constantinus der Große eine Bibliothek an, welche im 5. Jahrhunderte von Theodosius dem jüngern, zu dessen Zeit sie gegen 100,000 Rollen enthielt, bedeutend vermehrt wurde. Im Codex Theodosianus [29]) ist die Rede von sieben Abschreibern, welche dem Bibliothekar untergeben waren. Als die Samlung unter dem Kaiser Zeno im J. 473 durch einen Brand vernichtet wurde, war sie bis auf 120,000 Bände angewachsen. Aus ihrer Asche erstand eine neue, welche aber im J. 726 von den Bilderstürmern aufs neue zerstört wurde. Ebenfalls im 5. Jahrh. legte der Papst Hilarius eine Bibliothek mit einem Archive bei der Basilica des heil. Johannes vom Lateran an, und Augustinus vermachte der Bibliothek der Kirche zu Hippo [30]) seine eigene Samlung, welche ungeachtet der kurz nach seinem Tode erfolgten Eroberung und Verheerung der Stadt durch die Vandalen glücklich erhalten wurde [31]). Andere Samlungen dieser Zeit waren weniger glücklich, und erlagen unter den Verheerungen, welche die Europa durchziehenden rohen Völkerschwarme überall verbreiteten.

Zu den Bibliotheken des Mittelalters übergehend wenden wir den Blick zuerst auf das fränkische Reich. Hier hatte Karl der Große auf Alcuins Antrieb eine Bibliothek angelegt, aus welcher noch in verschiedenen Bibliotheken Handschriften vorhanden sind [32]). Nach seinem Tode wurde sie seiner ausdrücklichen Verfügung gemäß verkauft, doch finden wir schon Ludwig den Frommen wieder im Besitz einer Samlung. Von demselben Karl wurde die Bibliothek des im J. 744 zu Fulda gestifteten Klosters wo nicht zuerst angelegt, doch bedeutend vermehrt, welche einen neuen Zuwachs durch die vom heil. Bonifacius und seinen Gehilfen aus England und Rom mitgebrachten Bücher erhielt. Sie stand das ganze Mittelalter hindurch in großem Ansehn, und enthielt noch im Jahre 1561 nicht weniger als 794 Handschriften. Seit 1573 wurde sie allmälig zerstreut, und verschwand endlich während des dreißigjährigen Krieges völlig [33]). Auch zu Tours wurde von Alcuinus eine Bibliothek angelegt, und im 9. Jahrhundert war der Abt Lupus zu Ferrière einer der eifrigsten Samler. Überhaupt wurden in diesem Zeitraume die Klöster die Hauptsitze wie überhaupt aller Gelehrsamkeit, so insbesondere der Bibliotheken, und mehre Ordensregeln, vorzüglich die der Benedictiner [34]), Cistercienser und Carthäuser, machten die Sorgfalt für Erhaltung und Vermehrung der Bücher zur ausdrücklichen Pflicht. Zu York in England hatte im 8. Jahrh. der Erzbischof Egbert eine Bibliothek angelegt, welche im 12. Jahrhundert durch einen Brand vernichtet wurde. Auch in Irland müssen bereits um diese Zeit gute Samlungen vorhanden gewesen seyn, da noch mehre, selbst griechische Manuscripte vorhanden sind, welche in sehr früher Zeit daselbst geschrieben worden, z. B. der sogenante Börnerische Codex der Paulinischen Briefe in der königl. Bibliothek zu Dresden, welcher, wo nicht dem 8., doch wenigstens dem 9. Jahrhundert angehört. Der gelehrte Papst Sylvester II. (Gerbert) benutzte seinen ganzen Einfluß, um aus ganz Italien, Teutschland und Holland Bücher zusammenzubringen [35]). Auch in Konstantinopel war wieder eine neue ungemein reiche Bibliothek gesammelt worden, mit deren Hilfe Constantinus Porphyrogenneta die vielen Auszüge und Encyclopädien arbeiten ließ, durch deren Schuld allmälig die Urschriften selbst vernachlässigt wurden nnd verloren gingen. In dieselbe Zeit fällt die Stiftung der berühmten Bibliothek des Klosters St. Gallen. Noch etwas älter sind die der Klöster zu Montecassino [36]) und zu Bobbio, von welcher letztern noch ein Katalog aus dem 10. Jahrhundert vorhanden ist [37]). Auf gleiche Weise besitzt man noch den Originalkatalog der Bibliothek des Benedictinerklosters S. Apri in Toul aus dem 11. Jahrhunderte [38]), und Lessing [39]) hat den alten Katalog der Bibliothek des Klosters Hirschau bekant gemacht. Im 12. Jahrhundert setzten die Klöster zu Chartres, Fleury und Vendome einen bedeutenden jährlichen Fonds für ihre Bibliotheken aus [40]). Die Kirche zu Regensburg besaß im J. 1251 eine Bibliothek von 500 Bänden. Je weiter wir in der Zeit herunterrücken, desto mehr nimt,

23) De tranq. animi c. 9. 24) *Gellius* XVI, 8. vgl. mit *Sueton.* Vespas. c. 8. und *Joseph.* de bello jud. VII, 24. 25) *Suetonius* in Domit. c. 20. 26) *Gellius* XI, 17. *Xiphilinus* in Trajano. *Vopiscus* in Probo c. 2. 27) *Gellius* IX, 14. 28) Opp. T. IV. P. II. p. 447. 29) Lib. 14 tit. 9. 30) *August.* de haeres. c. 89. 31) *J. Mt. Chladenius* de fortuna bibliothecae Augustini in excidio Hipponensi. Lips. 1742. 4. 32) *J. D. Koeler* de bibl. Caroli M. Altorf 1727. 4.

33) Katalog und Nachrichten von der ehemal. Bibl. in Fulda (von N. Kindlinger). Leipz. und Frankf. a. M., 1812. 8. 34) Codex regular. II, 193. 35) *Gerberti* ep. 44., vgl. ep. 7, 87 und 148. 36) Verzeichniß ihrer Handschriften in *Montfaucon* bibl. bibliothecar. I, 215. 37) *Muratori* antiq. ital. III, 817. 38) Neuer literar. Anzeiger 1807, S. 65 ff. 39) Zur Geschichte und Litt. II, 356. 40) *Petitradel* recherches sur les bibliothèques p. 116.

Digitized by Google

besonders seit dem 14. Jahrhunderte, die Zahl und Bedeutsamkeit der Bibliotheken in Klöstern, Stiftern und bei den höhern Unterrichtsanstalten, namentlich bei den Universitäten (schon 1292 enthielt die Bibliothek der Sorbonne 1000 Bände), zu. Auch an den Höfen der Fürsten entstanden kostbare Samlungen, und endlich sehen wir selbst gelehrte Privatpersonen mit einem Eifer sammeln, welcher desto höher anzuschlagen ist, je bedeutender damals der Preis der Bücher und je schwieriger ihr Erwerb war. Im 14. Jahrh. war es, wo in Frankreich Karl V. die Bibliothek im Louvre aufstellte, welche bereits 1373. 910 Bände zählte [41]), in England Richard Aungervyle von Buri zur Empfehlung des Büchersamlens sein Philobiblion schrieb [42]), und in Italien Petrarca mit einem Eifer sammelte, der keine Gränzen kante. Im 15. Jahrh. übertraf Italien fast alle übrigen Länder durch diesen Samlereifer, durch den Fall des byzantinischen Reichs und das Zuströmen gelehrter Griechen nicht wenig begünstigt. Die Samlungen wurden immer reicher an griechischen Handschriften, auch mehre Schriften lateinischer Klassiker wurden von Poggius und andern aus der gänzlichen Vergessenheit gerettet, in welcher sie bisher gelegen hatten. In den vorzüglichsten Städten Italiens standen besondere Manuscriptenhändler auf, welche eben so ausgebreitete als einträgliche Geschäfte machten. Diesen äußern Begünstigungen entsprach auch die Zahl und der Eifer der Samler. Es ist hinreichend, von den Privatsamlern nur die Namen des Philelphus, Poggius, Bessarion, Franciscus Barbarus und Nicolaus (Nicoli) Florentinus, und von den sammelnden Fürsten den König Alphonsus zu Neapel, die Mediceer zu Florenz und den Papst Nicolaus V., welcher um 1447 die Vaticanische Bibliothek mit 3000 Manuscripten bereicherte, zu nennen, um weitere Erinnerungen zurückzurufen, welche sich von selbst darbieten und das Gesagte hinlänglich bestätigen. Daß die italiänische Bücherliebe auch auf sehr entfernte Länder Einfluß hatte, zeigt das Beispiel des berühmten und gelehrten Königs von Ungern, Matthias Corvinus. An seinem durch wissenschaftliche Bildung ausgezeichneten Hofe lebten mehre italiänische Gelehrte (des Königs Bibliothekar, Bartholomäus Fontius, war selbst ein Italiäner, welche der Samlerlust des mit den Mediceern wetteifernden Fürsten die rechte Richtung gegeben zu haben scheinen. Seine Bibliothek war zu Ofen bei der Kapelle des heil. Johannes in einem sehr glänzenden Locale aufgestellt. Die Bücher selbst, meist der altklassischen Literatur angehörig, waren in kostbaren Einbänden, mit größter Kunst geschrieben und fast sämtlich mit den saubersten Gemälden verziert. Er hielt fortwährend 30 Schreiber, an deren Spitze Felix Ragusinus stand, und außerdem 4 Schreiber zu Florenz, welches damals der Hauptsitz der Kunst- und Schönschreiberei war. Nach seinem im J. 1490 erfolgten Tode wurde die Bibliothek nicht mehr mit derselben Sorgfalt gepflegt; im Gegentheil verschenkte sein Nachfolger Ladwig mehre Handschriften, bis im J. 1526 bei der Eroberung von Ofen durch die Türken die Samlung zerstreut wurde. Bei der Wiedereroberung dieser Stadt durch die teutschen Heere im J. 1686 fand sich nur noch ein sehr geringer Rest derselben vor [43]). Der Raum gestattet uns nicht, hier in ein größeres Detail über die Bibliotheken des Mittelalters einzugehen. Einzele treffliche und auf neue Forschungen gegründete Zusammenstellungen, welche sich jedoch mehr auf Frankreich beziehen, enthalten *L. Chart. Fr. Petitradel* **recherches sur les bibliothèques anciennes et modernes** (Par. 1819. 8.); eine besondere Geschichte des Bücherwesens des Mittelalters hat den Verfasser dieses Artikels seit längerer Zeit beschäftigt.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst führt uns nun zu den Bibliotheken der neuern Zeit über. Hier machen uns die Gränzen dieses Artikels noch größere Kürze zur Pflicht. Wir nennen die vorzüglicheren derselben nach der Ordnung der Länder, indem wir die eines jeden Landes in alphabetischer Ordnung aufführen.

I. Portugal. 1) Alcobaça, reiches Bernhardinerkloster mit einer beträchtlichen und auch an Manuscripten reichen Bibliothek [44]). — 2) Lissabon hat zwei öffentliche Bibliotheken, die von Alphonsus V. zu Ende des 15. Jahrh. gestiftete in einem großen Gebäude am Commerzplatze, und die des Benedictinerklosters de nossa senhora de Jesus, welche in der portugisischen Literatur ungemein vollständig ist. Nicht öffentlich ist die des Klosters de S. Vincente de fora [45]).

II. Spanien. 1) Alcala de Henares besitzt eine vom Kardinal Ximenez gestiftete Universitätsbibliothek. — 2) Escurialbibliothek, von Philipp II. 1585, zunächst durch die Handschriftensamlungen des Benedict Arias und des Diego Hurtado de Mendoza begründet, durch einen Brand am 7. Juni 1671 sehr verheert, und nach einer genauen Angabe im J. 1764 [46]) aus 17,800 Bänden gedruckter Bücher und 4300 Handschriften bestehend [47]). — 3) Madrid, königliche Bibliothek, von 100,000 Bänden und 2000 Msc. [48]). — 4) Salamanca, die an Msc. reiche Universitätsbibliothek enthält unter andern die Samlung griechischer Msc. von Ferdin. Nonius [49]). — 5) Toledo, Dombibliothek, reich an kostbaren alten Drucken und schätzbaren Msc.

41) *J. Boivin* sur la bibl. du Louvre sous Charles V. VI. et VII, in den Mém. de l'ac. des inscr. IV, 446 ff. 42) Zuerst gedruckt zu Cöln, 1473. 4., auch in *Mader* de bibliothecis, Access. I.

43) *Xisti Schier* diss. de bibliothecae Budensis Mthi. Corvini ortu, lapsu, interitu et reliquiis. Vindob. 1799. 8. Müller über den Untergang der Corvin. Bibl. zu Ofen, in Schedius Zeitschrift von und für Ungern III, 165—170. *Morelli* bibliotheca manuscripta T. I. p. 417 sq. 44) Index codicum bibl. Alcobatiae, Olyssipone 1775. 4. 45) *Murphy* view of the state of Portugal p. 241. Link Reise nach Portugal I, 243. 46) *And. Ximenes* description del real monasterio del Escorial p. 185—210., vgl. *Ponz* viage II, 199 ff. 47) *Mich. Casiri* bibl. arabico-hispana Escorialensis. Matr. 1760—70, II, f. *Alex. Barvetii* catalogus praecipuor. auctor. inedittor. msc. in bibl. Scorial., in *Mader* de bibl. p. 124 ff. 48) *J. Iriarte* regiae bibl. Matrit. codices graeci msc. T. I. Matr. 1769, f. 49) *J. Ortiz* bibl. Salmantina s. index libror. omnium, qui in publica Salmant. academiae bibl. asservantur, Salmant. 1777, III, 4.

Digitized by Google

dua, a) Universitätsbibl. [69]). b) Bibliothek des Kapitels zu S. Giustina, 52,000 Bd. (worunter die Bibliothek des Mathematikers Poleni) und 300 Msc. [70]). — 15) Palermo, a) öffentliche Bibliothek von 40,000 Bänden, gestiftet im J. 1760. b) Bibliothek im Kloster zu S. Martino delle Scale, gestiftet 1768, mit wenigen, aber guten Manuscripten und schätzbaren Incunabeln [71]). — 16) Parma, 1767 gestiftet, auserlesen und reich an Büchern in allen Fächern, an Msc., alten Drucken und Kupferstichen, in neuester Zeit durch den Ankauf der kostbaren Bibliothek des berühmten Orientalisten de' Rossi vermehrt [72]). — 17) Pavia, von der Kaiserin Maria Theresia 1771 gestiftet, hat ungefähr 30,000 Bände, aber weder Msc. noch seltene Drucke, und ist blos auf den Nutzen der Studirenden berechnet. — 18) Piacenza, ebenfalls 30,000 Bände, aber weder Msc. noch seltene Drucke. — 19) Pistoja hat jetzt zwei öffentliche Bibliotheken. Die der Sapienza ist nicht völlig 7000 Bände [74]). — 20) Reggio, 30,000 Bände, aber weder Msc. noch andere Seltenheiten. — 21) Rom, a) Vaticana. Den ersten Grund legte Papst Hilarius im 5. Jahrh., und schon zu Gregorius des Großen Zeit war sie so angewachsen, daß es nach seiner eigenen Nachricht schwer war, seine eigenen Schriften darin aufzusuchen. Clemens V. führte sie 1305 mit sich nach Avignon, von wo sie Martin V. 1417 nach Rom zurückbrachte und im Vatican aufstellte. Nicolaus V. vermehrte sie um 1447 mit 3000 Msc., Sixtus V. ließ ihr 1588 ein neues schönes Local bereiten. 1608 wurde sie mit dem größten Theile der Bibliothek der Herzoge von Urbino, 1634 mit der Heidelbergischen Bibliothek [75]), 1680 mit 1900 Msc. aus der Bibliothek der Königin Christina von Schweden [76]), 1715 von Clemens XI. mit 2000 orientalischen Msc., 1747 mit der blos der italiänischen Literatur gewidmeten Bibliothek des Marchese Capponi [76]), 1749 von Benedict XIV. mit 3300 Msc. (bibliotheca Ottoboniana genant, und von dem jetzigen Papst mit der Bibliothek des Kardinals Felada (biblioth. Chiaramonti) vermehrt. Die Totalsumme wird angegeben zu 30,000 Bänden gedruckter Bücher und 40,000 (im J. 1767 bestimt nur 30,940) Msc. Die Samlung der durch Clemens XI. zur Bibliothek gekommenen orientalischen Msc. ist beschrieben in *Jos Sim. Assemani* bibliotheca orientalis Clementino-Vaticana. Romae 1719—28, IV, f. Einen allgemeinen Katalog über sämtliche Msc. fing man später unter dem Titel an: Bibliothecae apostolicae Vaticanae codicum mss. catalogus, in tres partes distributus, in quarum prima orientales, in altera graeci, in tertia latini ceterique Europae codices. *St. Evod.* et *Jos. Assemani* recensuerunt. Romae 1756—59 f. 3 Bd. (oder Partis I. Tomus 1—3), welche blos die hebräischen und syrischen im obigen Katalog noch nicht beschriebenen Msc. enthalten. Aber am 30. Aug. 1768 verzehrte ein Brand fast die ganze Auflage, und die Fortsetzung unterblieb daher, obgleich bereits 40 Bogen vom 4. Bd., der die arabischen Msc. enthalten sollte, gedruckt waren. b) Barberinische Bibliothek, vom Kardinal Franz Barberini im 17. Jahrh. gestiftet, 25,000 (nach andern 60,000) Bände und 6000 Msc. [77]). c) Casanatische, im Dominikanerkloster Maria sopra Minerva, vom Kardinal Hieron. Casanata gesammelt und dem Kloster 1700 vermacht, eigentlich die brauchbarste und zugänglichste Bibliothek in Rom [78]). d) Angelica, bei den Augustinern, von Aug. Racha gestiftet, enthält unter andern die Bibliothek des Kardinals Passionei [79]). e) Das collegio Romano, von 70,000 Bänden. f) Des Kardinals Corsini alla Lungara, mit 1357 meist zur italiänischen Geschichte gehörigen Msc. Ihre Samlung von Incunabeln und Kupferwerken wurden 1786 durch die Bibliothek des Abbate de Rossi, Sekretär des Hauses Corsini, vermehrt [80]). g) Alla Sapienza oder Universitätsbibliothek, von 50,000 Bänden. Andere müssen hier übergangen werden. — 22) Turin, gegründet im 15. Jahrh., aber erst seit 1580 bedeutend vermehrt, enthält unter andern gegen 2500 Msc. [81]). In neuester Zeit erhielt sie ein sehr schätzbares Legat des gelehrten Valperga-Caluso an Msc. und gedruckten Büchern [82]). — 23) Venedig, a) Marcusbibliothek, nicht sowol durch das Geschenk einiger Msc., welche Petrarca im J. 1362 dem Senate verehrte und die über 200 Jahr lang vergessen lagen, als durch die Schenkung, welche 1468 Bessarion mit seiner ganzen Samlung von 800 Manuscripten machte, begründet, und 1589 durch die Bibliothek des Melch. Guilandinus, 1593 des Giov. Grimani, 1595 des Jak. Contarini, 1663 des Casp. Venturo, 1683 des Pietro Morosini, sowie 1734 durch die Manuscriptensamlung des Cavaliere Recanati vermehrt, um der verschiedenen kleinern Erwerbungen in neuester Zeit (zuletzt des Nachlasses des wackern Bibliothekars Morelli) nicht zu geden-

69) *Jac. Ph. Tomasini* bibliothecae Patavinae manuscriptae publicae et privatae. Utini 1639. 4. 70) *Fortun. Federico* della bibliotheca di S. Giustina. Padova 1815, 8. 71) Opuscoli di autori Siciliani XII, 1—214. XV, 45—82. XX, 345—418. 72) Mss. codd. hebraici bibliothecae J. Bt. de Rossi. Parmae 1803—5, III, 8. Libri stampati di letteratura sacra ebraica ed orientale del dottore Gi. Bt. de Rossi. Parma 1812. 8. vgl. *P. Mar. Paciaudi* discorso sulla bibl. di Parma, ib., 1815. 4. 73) *Fr. Ant. Zaccaria* ep. de mss. codd. in bibl. Sapientiae, in der raccolta d'opusc. XXX, 435—486. Vollständiges Msc.-Verzeichniß aller Samlungen der Stadt ist *Ejusd.* bibliotheca Pistoriensis, in duos libros distributa, quorum prior manuscriptos trium praecipuarumque Pistoriensium bibliothecarum codices... complectitur. Aug. Taurin. 1752, f. 74) Verzeichniß ihrer griechischen Msc. in *Mieg* monumenta pietatis et literar. viror. illustrium. T. I. p. 1 sq., die altteutschen wurden 1815 an Heidelberg zurückgegeben. 75) Nach Papst Alexander VIII., der den übrigen Theil der Samlung für sich behielt, Alexandrina genant; ihr Verzeichniß in *Montfaucon* bibl. biblioth. I, 14 sq. 76) Catalogo della libreria Capponiana. Roma 1747. 4.

77) Index bibliothecae Fr. Barberini. Romae 1681, II. f., ein dritter Band, der die Msc. verzeichnen sollte, ist nicht erschienen, doch gibt *Montfaucon* bibl. biblioth. I, 170 das Verzeichniß derselben. 78) Bibl. Casanatensis catalogus librorum typis impressorum (von J. Bt. Audiffredi). Rom. 1761—88, IV, f. Alphabetisch und geht blos bis zum Buchstaben J. 79) Bibliotheca Angelica. Romae 1608. 8. 80) Catalogus select. bibliothecae N. Rossii. Rom. 1786. 8. 81) Codd. msc. bibl. regiae Taurinensis athenaei, Taur. 1749, II, f. 82) *Amad. Peyron* notitia libror. manu typisve descriptor., qui donante Th. Valperga-Caluso illati sunt in regiam Taur. athenaei bibliothecam. Lips. 1820. 4.

Digitized by Google

ken [83]). b) Bibliothek des aufgehobenen Klosters S. Michele, im 14. Jahrh. gestiftet, enthielt schätzbare Mſc. und Incunabeln [84]). c) Bibliothek des ebenfalls aufgehobenen Dominikanerklosters zu S. Giovanni und Paolo mit guten Mſc., deren Verzeichniß in der nuova raccolta d'opuscoli scient. e filol. Th. 20 u. 32—36 gegeben ist. d) Die nicht bändereiche, aber durch desto höhern innern Werth, namentlich durch treffliche coptische, arab. und griech. Mſc. sich auszeichnende Samlung im Palast Nani [85]). e) Bibliothek des Bali Farsetti [86]). — 24) Vercelli, Bibliothek des Kapitels mit Mſc. von einem sehr hohen Alter [87]). — 25) Verona, die schon in sehr früher Zeit gestiftete, aber wegen der Pest 1603 an einen verborgenen Ort gebrachte und erst von Maffei wieder aufgefundene Stiftsbibliothek, mit 800 Mſc. von hohem Alter und Werth.

IV. Frankreich. 1) Aix, 72,670 Bände. — 2) Amiens, 40,000 Bände. — 3) Angers, 22,000 Bände. — 4) Arras, 22,000 Bände. — 5) Auxerre, 14,000 Bände mit bedeutenden Seltenheiten an Mſc. und Incunabeln. — 6a) Avignon, 26,500 Bände. — 6b) Besançon, 53,000 Bände. — 7) Bordeaux, 105,000 Bände. — 8) Caen, 20,000 Bände. — 9) Cambray, 27,000 Bände. — 10) Carpentras, erst im 18. Jahrh. gestiftet, 19,000 Bände mit mehr als 700 Mſc., wovon 180 aus des gelehrten Peiresc Nachlasse. — 11) Chartres, 28,579 Bände. — 12) Chaumont, 24,000 Bände. — 13) Colmar, 30,000 Bd. — 14) Dijon, aus der ehemaligen Jesuiterbibliothek entstanden, 35,000 Bände mit guten Incunabeln und einigen werthvollen Mſc. [88]). Eine zweite Bibliothek ist die der dasigen Akademie der Wissenschaften. — 15) Douay, 27,000 Bände. — 16) Grenoble, 42,000 Bände. — 17) La Flèche, 22,000 Bände. — 18) Le Mans, 41,000 Bände. — 19) Lyon, entstanden aus der ehemaligen Jesuiterbibliothek und aus der bibliothèque des avocats, vermehrt durch die von Pierre Adamoli und der aufgehobenen Klöster, jetzt 106,000 (nach andern 120,000) Bände mit kostbaren Mſc. und Incunabeln. Bei der Belagerung von 1793 wurde vieles vernichtet, und anderes für Paris requirirt [89]). — 20) Marseille, 31,500 (nach andern 90,000) Bände und über 2000 Mſc., unter welchen letztern ein griechischer Thucydides. — 21) Metz, 31,000 Bände. — 22) Mezières, 21,000 Bände. — 23) Nancy, 23,000 Bände. — 24) Nantes, 22,000 Bände. — 25) Nimes, welche des gelehrten J. Fr. Seguier Bibliothek und mit dieser schätzbare Mſc. von Peiresc erhielt, 30,000 Bände. — 26) Orléans, 25,000 Bände, worunter die Bibliothek des berühmten Heinr. Valesius, nebst guten Mſc. [90]). — 27) Paris, a) königliche. Die frühere Samlung des Königs Karl V., welche in einem Thurme des Louvre aufbewahrt wurde und 1373 sich bereits auf 910 Bände belief, kaufte 1429 während der englischen Invasion der Herzog von Bedford und führte sie nach England. Eine neue Bibliothek sammelte Ludwig XI. seit 1475, welche Karl IX. 1495 mit der zu Neapel eroberten vermehrte, Ludwig XII. aber aus dem Louvre nach Blois bringen ließ, wo er sie mit der daselbst von zwei Herzogen von Orleans angelegten vereinigte und mit der ehemals zu Pavia befindlichen der Visconti und Sforza, der eines Herrn von Gruthuse und einigen Büchern bereicherte, welche ehemals dem Petrarca angehört hatten. Franz I. ließ die Bibliothek, welche damals aus 1890 Bänden (worunter nur 109 gedruckte) bestand, 1544 nach Fontainebleau bringen, vereinigte sie mit der neuen, welche er daselbst angelegt und 1527 mit der Samlung der Prinzen von Bourbon vermehrt hatte, ließ im Auslande Manuscripte (meist griechische) aufkaufen, und bestellte im J. 1522 den berühmten Helleniſten Gu. Budé als ihren eigentlichen ersten Bibliothekar. Von Heinrich IV. wurde sie 1595 nach Paris gebracht und 1599 mit der Samlung der Catharine von Medicis, so wie 1622 von Ludwig XIII. mit den Mſc. des Bischofs Hurault von Chartres vermehrt. 1657 erhielt sie durch Legat die Bibliothek der Gebrüder Dupuy, und um dieselbe Zeit machte ihr Hippolyte, Graf zu Bethune, ein Geschenk mit 1923 Mſc. Ihre nachmaligen successiven größern Vermehrungen waren: 1662 die zur französischen Geschichte gehörigen Mſc. des Statssecretärs de Brienne, und in demselben Jahre die Bibliothek von Raph. Trichet Dufresne (gedruckter Katalog. Paris 1662. 4.), 1667 die Samlungen des Herzogs von Orléans und des Bibliothekars Carcavi, so wie ein Theil der Samlung des gestürzten Ministers Fouquet, 1668 die besten Mſc. und gedruckten Bücher der Mazarin'schen Bibliothek und die meist aus orientalischen Mſc. bestehende Bibliothek des Gilbert Gaulmin, 1670 die Bibliothek des Arztes Jac. Mentel, 1700 ein Geschenk des Erzbischofs von Rheims von 500 Mſc., 1706 die Bibliothek von Emeri Bigot [91]), 1712 die Mſc. des Melchisedech Thevenot [92]), 1719 die Mſc. von Baluze [93]), 1730 die Mſc. der Kirche des h. Martial zu Limoges [94]), 1732 die Mſc. des Ministers Colbert [95]), 1756 die Mſc. von Ducange und der Kirche Nôtre-

83) *Jac. Morelli* dissert. storica della libreria pubbl. di S. Marco. Ven. 1774. 8. Graeca d. Marci bibliotheca codicum mss. Ven. 1740, f., wozu Verbesserungen in *Villoison* anecdotis gr. II, 242 sq. Latina et italica d. Marci bibliotheca codicum mss. Ven. 1741, f. Ausführlichere Beschreibungen einzeler Mſc. enthalten *Jac. Morelli* bibliotheca manuscripta gr. et lat. T. I. Bassani 1802. 8. 84) *J. Bd. Mittarelli* bibliotheca cod. mss. monast. S. Mich., una cum append. libror. impressor. sec. XV. Ven. 1779, f. 85) *Sim. Assemani* catalogo de' codici mss. orientali. Padova 1787—92. II, 4. (J. Aloys. Mingarelli) aegyptior. codd. reliquiae. Bonon. 1785. 4. *Jac. Morelli* codd. mss. latini. Ven. 1776. 4. *Jac. Morelli* codici mss. volgari. Ven. 1776. 4. 86) S. unter Farsetti in Ebert's bibliogr. Lex. 87) Vgl. oben Novara und Millin Voy. en Savoie II, 354. 88) Bibliotheca Jaminiana s. Benigni Divionensis. Divione 1621. 4. vgl. *Menagiana* II, 97 ff. 89) *Ant. Fr. Delandine* manuscrits de la bibl. de Lyon. Lyon 1812, III, 8. (Dessen) Catalogue des livres imprimés, ib., 1816—18. III. 8. welche blos die belles lettres enthalten. Beide Kataloge sind sehr unbefriedigend und fehlerhaft.

90) Catalogue des livres de la bibl. publ. (par Fabre). Par. 1777. 4. *A. Septier* manuscrits de la bibl. d'Orleans. Orl. 1820. 8. 91) Biblioth. Bigotiana. Par. 1706. III, 8. 92) Bibl. Thevenotiana. Par. 1694. 12. 93) Bibl. Baluziana. Par. 1719. III, 8. 94) Bibl. ecclesiae S. Martialis Lemovicensis. Par. 1730. 8. 95) Bibl. Colbertina. Par. 1728, II, 8.

Digitized by Google

Dame zu Paris, 1762 der größte Theil (11,000 Bände) der Bibliothek des Arztes Falconet [96]), 1765 die Bibliothek des berühmten Bischofs von Avranches, Huet, 1766 die Bibliothek Statsraths Fontanieu, 1795 die ehemalige Bibliothek von S. Germain des Prez, in welcher sich Coislins [97]) Bibliothek befand, und welche aus 45,000 Bänden (die aber durch einen Brand im J. 1694 bis auf 12,000 vernichtet waren) und 8000 Msc. bestand. Der Requisitionen in den aufgehobenen Klöstern und der verschiedenen Bibliotheken einzeler französischer Städte (z. B. Lyon) können wir hier nicht ausführlicher gedenken. Die durch das Kriegsglück der französischen Heere in neuester Zeit gemachten Acquisitionen sind dem Pariser Frieden gemäß den frühern Besitzern zurückgestellt worden. Die Bändezahl der gedruckten Bücher beläuft sich jetzt wenigstens auf 350,000, und die der Msc. auf 70,000 [98]). b) Mazarin'sche Bibliothek, vom Kardinal Mazarin durch das Vermächtniß seiner zweiten Bibliothek (seine erste war auf Befehl des Parlaments 1652 verkauft worden), 1661 gestiftet und seit 1688 dem öffentlichen Gebrauche gewidmet, 90,000 Bände und 3437 Msc. [99]). c) Bibliothek zu St. Geneviève, eine Zeitlang bibliothèque du Panthéon genant, 110,000 Bände und 2000 Msc. Sie erhielt 1710 die Bibliothek des Erzbischofs von Rheims, Tellier [1]). d) Bibliothèque Monsieur à l'Arsenal, 150,000 Bände und 5000 Msc., gegründet vom Grafen von Artois durch den Ankauf der schönen Bibliothek des Marquis de Paulmy d'Argenson, des Käufers der zweiten Abtheilung der Vallière'schen Bibliothek. Vorzüglich reich in der französischen ältern (besonders dramatischen und romantischen), so wie in der italiänischen Literatur [2]). e) Bibliothek des Instituts, 50,000 Bände, wurde 1797 durch die ehemalige Stadtbibliothek von Paris gebildet, welche das directoire exécutif dem Institute gab. f) Jetzige Bibliothek des hôtel de la ville, 15,000 Bände, welche seit 1797 aus den Dépôts nationaux neu gebildet worden ist. g) Bibliothek der polytechnischen Schule, 24,000 Bände. h) Bibliothek der medizinischen Fakultät, 25,000 Bände. i) Bibliothek des Collége Louis le Grand, 30,000 Bände. k) Bibliothek des Cassationshofes, 30,000 Bände, enthält die ehemalige Bibliothek des avocats, welche 1704 gestiftet wurde. l) Bibliothek der Deputirtenkammer, 30,000 Bände. m) Bibliothek des Museums der Naturgeschichte oder des jardin du roi, 6000 Bände naturhistorischen Inhalts. Außerdem gibt es noch mehre andere, hier nicht aufzuführende, öffentliche Bibliotheken zu Paris. Sie alle zusammen enthalten, nach Petitradel's Berechnung, eine Masse von einer Million, 125,437 Bänden. — 28) Rheims, 24,000 Bände. — 29) Rouen, 23,000 Bände, wovon 330 Incunabeln, nebst guten Msc. [3]). — 30) Saintes, 23,830 Bände. — 31) Strasburg, gestiftet 1531, vermehrt 1692 mit der Bibliothek des Marcus Otto und 1772 mit der des gelehrten Schöpflin. Der ältere Theil der Bibliothek zeichnet sich durch treffliche Incunabeln aus. — 32) Toulouse, die Bibliothek des collége royal von 30,000, und die du Clergé von 20,000 Bänden. — 33) Tours, 30,000 Bände [4]). — 34) Troyes, 50,000 Bände [5]). — 35) Versailles, 40,000 Bde.

V. Teutschland [6]). 1) Altona, Gymnasiumsbibliothek, 1727 gestiftet, ungefähr 10,000 Bände mit mehren guten Incunabeln und bedeutenden Msc. [7]). — 2) Augsburg, Stadtbibliothek, begründet 1537 durch den Büchervorrath der Carmeliter zu S. Anna, vermehrt 1544 durch die griechischen Msc. des Anton Eparchus und später durch die Welser'sche Bibliothek. Sie enthält außer 338 Msc., worunter viele von dem höchsten Werthe, 8000 (nach Andern 24,000) Bände mit vortrefflichen Incunabeln. Aber die Msc. hat sie an die Münchner Hofbibliothek verloren, und die Hauptschätze an gedruckten Werken werden seit einiger Zeit aus freier Hand verkauft [8]). — 3) Bamberg, seit 1803 neu organisirt und mit den Bibliotheken der dortigen und benachbarten aufgehobenen Klöster, so wie mit einem Theile der ehemaligen Zweibrückischen Bibliothek vermehrt, enthält schöne Incunabeln und einen beträchtlichen Vorrath sehr alter und schätzbarer Msc. [9]). — 4) Bayreuth, die 1736 errichtete und seit 1798 sehr vermehrte Kanzleibibliothek von 25,000 Bänden [10]). — 5) Berlin, königl. Bibliothek, von 200,000 Bänden und 2000 Msc. Schon 1650 war eine Schloßbibliothek vorhanden, welche 1661 eine öffentliche und in demselben Jahre mit der Bibliothek des Obersten v. d. Gröben vermehrt wurde. Weitere Vermehrungen waren: 1663 die Bücher von J. Vorst, und 1665 die des Herrn v. Rusdorf, 1672 Niederstättens und etwas später Theod. Petraus orientalische Msc., so wie des Herzogs von Croy Bibliothek, 1702 Ezech. Spanheims Bibliothek, 1702 Menzel's chinesische Bibliothek, 1707 Ch. Rau orientalische Msc., 1722 des Frankfurter Professors Dithmar Msc. zur westphäl. Geschichte, 1775 die Bibliothek

96) Catalogus. Par. 1763, II, 8. 97) *Montfaucon* bibli Coisliniana. Par. 1715, f. 98) Essai historique sur la bibl. du roi (par Th. Nic. le Prince). Par. 1782. 12. Catalogus mss. bibl. reg. Par. 1739 — 44, IV, f. Catal. des livres imprimés. Par. 1739 — 50, VI, f. Notices et extraits des msc. de la bibl. du roi. Par. 1787 — 1818, X, 4. *Abel-Rémusat* mémoire sur les livres chinois de la bibl. du roi. Par. 1818. 8. *Alex. Hamilton* et *L. Langlès* catal. des msc. samskrits. Par. 1807. 8. 99) *L. Charl. Fr. Petitradel* recherches sur les bibl. anciennes et modernes, jusqu'à la fondation de la bibl. Mazarine. Par. 1819. 8.

1) Bibl. Telleriana. Par. 1693, f. 2) Catal. de la bibl. du duc de la Vallière. Seconde partie. Par. 1788, VI, 8. Mélanges tirés d'une grande bibl. (du marq. de Paulmy). Par. 1779 — 88, LXX, 8. 3) Notice des mss. de la bibl. de l'église metropolitaine de Rouen (par Sass.) Rouen, 1746. 12. 4) Bibliotheca ecclesiae Turonensis s. catalogus librorum mscrtorum, qui in eadem bibl. asservantur, studio et op. G. Jouan et Vict. d'Avenne. Caesarodumi-Turonum, 1706. 8. 5) Series librorum, quorum donatione Jac. Hennequin bibliothecam fratrum minorum Trecensium auxit. Trecis 1656. 4. 6) K. C. Gfo. Hirsching Versuch einer Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken Teutschlands. Erlangen, 1786 — 90, IV, 8. Die unbedeutendern und in neuerer Zeit aufgehobenen oder anderwärts einverleibten Bibliotheken lassen wir hier weg. 7) Hirsching II, 1 ff. 8) *Ant. Reiseri* index manuscriptor. bibl. Augustanae. AV. 1675. 4. *Eliae Ehingeri* catal. bibl. August. AV. 1633. f. Hirsching II, 26. ff. 9) Des sehr thätigen Bibliothekars Jäck Verzeichniß der letztern in der Isis 1819. B. 2. S. 1221. ff. 10) Verzeichniß derselben. Bayr. 1799, 8.

Digitized by Google

von Quintus Icilius, 1789 die von Roloff, 1796 ein Theil der von Möhsen, 1798 die der Akademie der Wissenschaften und die von Joh. Reinhold Forster, 1803 die des Prinz Heinrich von Preußen und 1818 die des Herrn von Dietz. Seit dem letztern Jahre erhält sie durch den jetzigen Oberbibliothekar, Hofrath Wilken, eine neue Organisation[11]). — 6) Bonn, Universitätsbibliothek, durch den Ankauf der Harlesischen Bibliothek aus Erlangen 1818 begründet, bereits 40,000 Bände. — 7) Bremen, a) Dombibliothek mit guten Msc. b) Bei dem Gymnasium, 1635 durch den Ankauf von Melch. Goldast's Samlung vermehrt[12]). — 8) Breslau, a) Universitätsbibliothek von 100,000 Bänden mit vielen Incunabeln und bedeutenden Msc., gegründet 1811 durch die Bibliothek der ehemaligen Universität Frankfurt an der Oder und die Samlungen der aufgehobenen schlesischen Stifte und Klöster[13]). b) Rhediger'sche Bibliothek, 1575 von Th. Rhediger gegründet, seit 1661 öffentlich, durch mehrfache Käufe und Schenkungen vermehrt, enthält 20,000 Bände (worunter sehr schätzbare Incunabeln) mit 800 Msc. und eine Kupferstichsamlung[14]). c) Marien Magdalenenbibliothek, seit 1694 öffentlich, mit einigen Msc. und Incunabeln. d) Bernhardinerbibliothek, 10,000 Bände[15]). — 9) Carlsruhe, Hofbibliothek, 70,000 Bände und bedeutende Msc., gestiftet durch die 1765 von Basel gebrachte Bibliothek der Durlachischen Markgrafen, vermehrt 1771 durch die fürstliche Bibliothek zu Rastatt und 1803 durch die der aufgehobenen Klöster. Sie enthält auch J. Reuchlin's Samlung[16]). — 10) Cassel, kurfürstliche Bibliothek von 60,000 Bänden mit vielen seltnen Büchern und bedeutenden Msc., gestiftet vom Landgraf Wilhelm dem Weisen, bedeutend seit 1700[17]). — 11) Coburg, a) herzogliche von 20,000 Bänden, mit einigen guten Incunabeln und Msc., 1702 eigentlich begründet durch die Bibliothek des Kanzler von Schertes-Zierotz. b) des Gymnasiums, 7000 Bände mit einigen Msc., gestiftet im 17. Jahrh., vermehrt 1699 durch die des Herzogs Albert[18]). — 12) Danzig, Rathsbibliothek, 30,000 Bände mit einigen Msc., gestiftet 1580, besonders vermehrt 1773 durch die Hanovische Bibliothek[19]). — 13) Darmstadt, Hofbibliothek, 30,000 Bände mit Incunabeln und einigen Msc., gestiftet 1670, 1811 vermehrt durch die Bibliothek des Prof. Baldinger in Marburg[20]). — 14) Dessau, herzogliche, 20,000 Bände, 1819 durch die Vereinigung mehrer früher vorhandenen Samlungen begründet. — 15) Dresden, königliche, 220,000 Bände (worunter 1600 Incunabeln und 63 Pergamentdrücke) und 2700 Msc. Gestiftet 1556 durch Kurfürst August, vermehrt durch die Bibliotheken des G. Fabricius, 1589 der Herren von Werther, 1651 Taubmann's, 1722 des Herzogs von Sachsen Zeitz, 1727 Besser's, 1734 Braun's, 1764 des Grafen Bünau, 1768 des Grafen Brühl, 1773 des Hrn. v. Leubnitz, 1792 Heineckens[21]). — 16) Erfurt, die Boineburgische oder Universitätsbibliothek, erst seit 1717 durch die Schenkung des Grafen Boineburg erheblich, und in neuerer Zeit durch die Samlungen der aufgehobenen Klöster vermehrt. Enthält einige gute Msc. — 17) Erlangen, Universitätsbibliothek, 50,000 Bände (worunter 900 Incunabeln) mit 600 Msc. Gestiftet 1743 durch die Bibliothek des Bayreuther Schlosses, der ehemaligen Ritterakademie zu Erlangen und des Klosters Heilbrunn, vermehrt durch die Samlungen des Leibarztes Superville, der Markgräfin Sophie Friederike, des Markgrafen Friedrich Christian, die Doubletten der Trew'schen Bibliothek in Altdorf, die Bibliothek des Prof. Masius, 1800 mit einem Theile der ehemaligen Ansbacher Schloßbibliothek und 1813 mit einem Theile der Schreberschen Bibliothek[22]). — 18) Frankfurt am Main, Stadtbibliothek, 40,000 Bände mit 300 Incunabeln und einigen Handschriften, gestiftet 1484 durch Ludwigs von Marburg Vermächtniß, vermehrt 1690 durch J. Max zum Jungen's, 1704 durch Hiob Ludolf's, 1708 Pistoris und 1721 Waldschmid's Samlungen[23]). — 19) Freiburg im Breisgau, Universitätsbibliothek, 70,000 Bände mit vielen Incunabeln, 1778 durch einen Theil der Bibliothek des Prof. von Riegger und später durch die Samlungen mehrer aufgehobener Klöster, namentlich von St. Blasien, beträchtlich vermehrt. — 20) Fulda, 12,000 Bände, gestiftet 1775. — 21) Gießen, Universitätsbibliothek, 24,000 Bände mit mehren Msc., vorzüglich vermehrt 1800 durch die von Senkenbergische Bibliothek[24]). — 22) Görlitz, a) Gymnasiumsbibliothek, welche aus der ältern von 2000 Bänden mit mehren Msc., deren Grundlage die schon vor 1372 angelegte Bibliothek im dasigen Franziskanerkloster war, und aus der 1727 legirten und 7000 Bände mit 200 Msc. enthaltenden Milich'schen Bibliothek besteht[25]). b) Bibliothek der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften, 18,000 Bände und 319 Msc.,

11) J. C. Fr. Ulrichs Entwurf einer Geschichte der kön. Bibl. zu Berlin. Berl. 1752. 8. *J. Diet. Winckleri* cimelia bibl. reg. Berol. aethiopica. Erl. 1752. 8. *And Mulleri* Catal. der sines. Bucher. Köln 1684, f. *J. C. W. Mühsen* diss. II. de msc. medicis bibl. reg. Berol. 1746 — 47. 4. 12) J. Reune Entwurf einer Geschichte der Brem. öffentlichen Bibliotheken. Brem. 1775. 4. *J. Ph. Cassel* de bibl. Bremensibus. Brem. 1776. 4. 13) *Unterholzner* notitia libror. msc. hist. Siles. spectantium, quos servat bibl. acad. Vratisl. 1821. 4. 14) *Gli Kranzii* memorabilia bibl. Rhed. Vratisl. 1699. 4. Paralipomena. ib. 1726. f. J. Ephr. Scheibel Nachr. von den Merkwürdigkeiten der Rhed. Bibl. St. 1. Bresl. 1794. 4. 15) *Fr. Passow* symbolae crit. in script. gr. et rom. e codd. msc. Vratisl. Vrat. 1820. 4. 16) *F. Molter* de bibl. Carolo-Fridericiana. Carlsr. 1771. 4. (Dessen) Beiträge zur Gesch. und Lit. aus einigen Handschr. der Badischen Bibl. Ffs. a. M. 1797. 8. 17) Hirsching II. 231. IV, 82. 222. 18) Hirsching I, 43. ff. 19) Hirsching I, 56. IV. 85, 234.

20) Helfr. Bh. Wenk von der Hofbibl. zu Darmstadt. Darmst. 1789. 4. 21) F. Adf. Ebert's Geschichte und Beschreibung der kön. Bibliothek. Leipz. 1822. 8. vgl. daselbst S. 225. f. die übrige Literatur über dieselbe. 22) *Gli. Cp. Harles* progr. de memorabilibus bibl. acad. Erlang. 1800. ff., fol. F. A. Pfeiffer's Beiträge zur Kentniß alter Bücher und Handschriften. Hof 1783 — 85. III. 8. 23) *J. Jac. Lucii* catal. Ff. a. M. 1728. 4. 24) *Cp. F. Ayrmann* specimen bibl. Gissensis acad. librorum rariorum. Giessae 1733. 4. *J. F. Wahl* biblioth. Giss. memorabilis. ib. 1743. 4. *And. Böhm* de libris rariorib. bibl. Giss. ib. 1771. 4. 25) *J. Gf. Geisleri* progr. 1 — 5. de bibl. Milich. Gorl. 1764 — 68. 4. *J. F. Neumanni* progr. 1 — 13. de bibl. Milich. Gorl. 1784 — 1802. 4. Ch. Knauth histor. Nachricht von den Bibl. in Görl. Görl. 1737. 4.

Digitized by Google

1779 gestiftet[26]). — 23) Göttingen, Universitätsbibliothek, 200,000 Bände mit guten Incunabeln und Mſc., 1736 gestiftet[27]). — 24) Gotha, herzogliche Bibliothek, 60,000 Bände mit 5000 Mſc., von Herzog Ernst dem Frommen gestiftet, 1814 durch die bisherige herzogliche Handbibliothek vermehrt[28]). — 25) Grätz in Steiermark, Bibliothek des Lyceum, 100,000 Bände, worunter 3500 Incunabeln, aus den Samlungen aufgehobener Klöster entstanden. — 29) Greifswald, Universitätsbibliothek, 30,000 Bände[29]). — 27) Halle, a) Universitätsbibl., gestiftet 1694, in neuerer Zeit vermehrt durch Bücher der Klosterbergischen und Wittenbergischen Bibliothek, insonderheit der Ponikauischen, bis auf 50,000 Bde. und eine Kupferstichsamlung. b) Bibliothek der Marienkirche, 20,000 Bde mit mehren Mſc., aus verschiedenen Klosterbibl. entstanden[30]). c) Bibliothek bei dem Waisenhause, 20,000 Bde. — 28) Hamburg, Stadtbibliothek, 50,000 Bde. mit 3000 Mſc., 1529 gestiftet, erhielt die vorzüglichste Vermehrung 1739 durch J. Cp. Wolf's Bibliothek. — 29) Hanover, königliche Bibliothek, 90,000 Bände mit schätzbaren Mſc., um 1660 gestiftet[31]). — 30) Heidelberg, Universitätsbibliothek, 45,000 Bände mit kostbaren altteutschen Manuscripten, welche letztere, der frühern Heidelberger Bibliothek angehörig, ihr 1816 aus der Vaticana restituirt wurden. Gestiftet 1703 durch den Ankauf der Gravius'schen Bibliothek, erst seit 1787 öffentlich, 1803 durch die Bibliothek der Statswirthschaftsschule und die Samlungen aufgehobener Klöster vermehrt[32]). — 31) Jena, Universitätsbibliothek, 50,000 Bände, mit schätzbaren Mſc. Begründet 1548 durch die vorher in Wittenberg befindliche kurfürstliche Bibliothek, vermehrt 1637 durch die Bibliothek des Prof. Arumäus, 1674 des Prof. Bose, 1694 des Prof. Sagittarius, 1728 des Prof. Danz, 1742 des Obergeleitsmann Birckner, 1763 des Prof. Buder und in neuester Zeit mit der großherzogl. Schloßbibliothek in Jena[33]). — 32) Inspruck, 40,000 Bände mit einigen Mſc. und 200 Incunabeln[34]). — 33) Kiel, Universitätsbibliothek, 60,000 Bände, gegründet 1566 durch die Bibliothek des Klosters Bordesholm, vermehrt 1779 durch die Schleswiger Dombibliothek und 1784 durch die des Ministers von Wolf[35]). — 34) Königsberg, Universitätsbibliothek, in neuester Zeit mit der dasigen Schloßbibliothek vereinigt. — 35) Landshut, 100,000 Bände mit guten Incunabeln und 300 Mſt., begründet 1800 durch die ehemalige Ingolstädter Bibliothek[36]), vermehrt 1803 durch Samlungen aufgehobner Klöster und Doubletten der Münchner Bibliothek. — 36) Leipzig, a) Universitäts- oder Paulinerbibliothek, 50,000 Bände (worunter über 1800 Incunabeln)[37]), mit 2000 Mſc., entstanden aus verschiedenen Samlungen der Universität und einzeler Corporationen derselben im 15. Jahrh., vermehrt 1545 durch die Samlungen der aufgehobenen Klöster des albertinischen Sachsens, 1547 durch die Bibliothek des Prof. Borner, 1584 des Prof. Steinmetz, 1662 des Prof. Hülsemann, 1726 des Prof. Lüder Menken, 1747 des Oberberghauptmanns von Tettau, 1780 des Prof. Böhme, 1791 des Prof. Püttmann, 1813 des Prof. Gehler und 1817 des Prof. Schäfer[38]). b) Rathsbibliothek, 40,000 Bände mit 2000 Mſc., begründet 1677 durch die Samlung des Advokat Große, vermehrt durch die Bibliotheken Schefers und Böschens, durch Kreyßig's Samlung über die sächsische Geschichte, durch die Wagenseilschen Mſc., 1777 durch Neuhaus Samlung von Ausgaben des Cicero, und 1782 durch Ernesti's Samlung von Ausgaben des Cicero[39]). — 37) Lübeck, Stadtbibliothek, 20,000 Bände mit guten Incunabeln und 100 Mſc., entstanden 1620 durch Vereinigung aller Kirchenbibliotheken[40]). — 38) Lüneburg, 12,000 Bände mit guten Incunabeln und 400 Mſc., entstanden aus der Bibliothek des Barfüßer St. Marienklosters, vermehrt 1695 durch Rickemans und 1713 des Herrn von Witzendorf Samlungen[41]). — 39) Magdeburg, Dombibliothek, 8000 Bände mit 265 Incunabeln und 400 Mſc.[42]). — 40) Mainz, neu organisirt 1800, enthält gute Incunabeln. — 41) Marburg, Universitätsbibliothek, 55,000 Bände mit guten Incunabeln und einigen Mſc., begründet 1527 durch vormalige Klosterbibliotheken, vermehrt 1603 durch die Bibliothek des Grafen von Diez, 1650 zwischen Gießen und Marburg getheilt, aufs neue vermehrt 1757 durch die Bibliothek des geh. Kriegsraths Senning, 1760 durch die Doubletten der Casseler Bibliothek, 1768 durch die Bibliothek des Kanzler Estor, 1771 durch die des Prof. Borell, 1781 durch die des Prof. Duysing, und in neuerer Zeit durch die Bibliothek der Commende Luclum und eines Theils der Bibliotheken zu Corvey und Helmstädt[43]). — 42) Meiningen, herzogliche Bibliothek, 24,000 Bände nebst guten Incunabeln und Mſc., gestiftet vom Her-

---

26) Katalog derselben von J. Gbelf Neumann. Görl. 1819, II, 8. 27) S. Pütter's Gesch. der Univ. Gott., nebst Saalfeld's Fortsetzung. 28) *E. Sal. Cypriani* catal. codd. msc. bibl. Goth. Lips. 1714. 4. H. Ebh. Gto. Paulus über einige Merkwürdigk. der herzogl. Bibl. zu Gotha. Jena 1788. 8. 29) *J. C. Dähnert* acad. Grypeswald. bibliotheca. Grypesw. 1775 — 76, III, 4. 30) *G. F. Neumanni* epistola de bibliotheca Halensi. Hal. 1710. 4. 31) *J. E. Hausmann* de bibliothecis Hanoveranis publicis. Hanov. 1725. 4. 32) F. Wilkens Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten heidelb. Büchersamlungen. Heidelb. 1817. 8. *F. Creuzeri* catal. codd. Palatinor. academiae Heidelb. restitutor. Heidelb. 1816. 4. 33) *J. Cp. Mylii* memorabilia bibl. acad. Jenens. Jen. et Weissenf. 1746. 8. Bcf. Ch. Bh. Wiedeburg's Nachrichten von einigen alten teutsch. poet. Mſc. Jena 1754. 4. 34) Catal. bibl. universit. Oenipontanae. Oenip. 1792. 8. 35) *Nh. Kortholt* de bibl. acad. Kilon. Kil. 1705 — 9. 4. C. F. Cramer über die Kieler Universitätsbibliothek. Kiel 1795. 8.

36) *Sb. Seemilleri* biblioth. acad. Ingolst. Incunabula. Ingolst. 1787 — 89, IV. 4. 37) Vgl. über diese Ebert's Geschichte der Dresdn. Bibliothek. S. 351. ff. 38) *Jo. Felleri* et *Ch. Gli. Joecheri* oratt. de bibl. acad. Lips. L. 1744. 4. *Jo. Felleri* catal. codd. msc. bibl. Paulinae. Lips. 1686. 12. *J. Ch. Gottsched* de rarioribus nonnullis bibl. Paul. codd. L. 1746. 4. 39) *Gf. Ch. Gütii* progr. de bibl. senat. Lips. L. 1711. 4. Ant. Welz Nachr. von des Raths zu Leipz. Bibl. L. 1702. 8. 40) J. G. Gesner's Verzeichniß der vor 1500 gedruckten auf der öffentl. Bibl. zu Lübeck befindlichen Schriften. Lüb. 1782. 4. Dessen Verzeichniß der von 1500 — 20 gedruckten .... Schriften. Lüb. 1783. 4. 41) Hirsching II. 395. ff. 42) Kinderling's Verzeichn. alter merkwürdiger Bücher derselben in Menfel's hist. litt. bibl. Magazin II, 148 — 194. 43) Hirsching II, 405. ff.

Digitized by Google

zog Bernhard, dem Stammvater des Sachsen-Meiningischen Hauses, beträchtlich vermehrt von seinem Sohne, dem Herzoge Anton Ulrich. — 43) Kloster Mölk, 16,000 Bde. mit schönen Incunabeln und 1500 Msc.[**]). — 44) München, Hofbibliothek, angeblich 300,000 Bände (worunter 12,000 Incunabeln und 121 Pergamentdrücke) und 9000 Msc., nach der neuesten Angabe eines Unparteiischen, Dibdins in seiner Tour, mit Inbegrif der Msc. und der sehr zahlreichen Doubletten, in Allem blos 300,000 Bände. Zu Anfang des 16. Jahrh. von Albert V. gegründet, vermehrt durch die Msc. des Pt. Victorius, durch einen Theil der Fuggerschen Bibliothek, durch die Samlung des Alb. Widmanstadt und im dreißigjährigen Kriege durch literarische Beuten in Tübingen und Ludwigsburg. Ihre jetzige Bedeutsamkeit erhielt sie aber erst seit 1803 durch die ehemalige Manheimer Bibliothek und durch die Requisitionen in den aufgehobenen Kloster- und einigen andern Bibliotheken, durch die Einverleibung der Msc. der Augsburgischen Stadtbibliothek, so wie durch den vorzüglichsten Theil der Bibliotheken von Cobres (1811) und Schreber (1813)[**]). — 45) Neustadt an der Aisch, Kirchenbibliothek, um 1525 aus Bibliotheken aufgehobener Klöster entstanden, mit guten Incunabeln und Msc. Auch die Schulbibliothek besitzt manche Seltenheiten[**]). — 46) Nürnberg, Stadtbibliothek, 30,000 Bde. (worunter eine große Anzahl kostbarer Incun.) und 800 Msc., zur Zeit der Reformation durch die Bibliotheken der aufgehobenen Klöster begründet, erhielt ihre Hauptvermehrung 1766 durch die Solgersche Bibliothek, und in neuester Zeit wurden die bisher besonders aufgestellten Will'sche Bibliotheca Norica[**]), die Marperger'sche und die Convertitenbibliothek in ihrem Lokale aufgestellt[**]). — 47) Oldenburg, herzogl. Bibliothek, 21,000 Bände, entstand 1792 aus dem Ankauf der Bibliothek des Hofraths Brandes in Hanover[**]). — 48) Regensburg, Stadtbibliothek, 20,000 Bände, gestiftet 1430, vermehrt durch die Einverleibung der Bibliothek des Gymnasiums (1782) und der Ministerialbibliothek (1783), die vorzüglichsten Schätze sind seitdem nach München gebracht worden[**]). — 49) Rostock, Universitätsbibliothek, 43,000 Bände, 1569 gestiftet, vermehrt 1789 durch die Bibliothek der ehemaligen Universität zu Bützow und 1816 durch die des Prof. Tychsen[**]). — 50) Salzburg, 20,000 Bände mit einigen Incunabeln und Msc., entstand seit 1810 aus der ehemaligen Universitätsbibliothek, einem Theile der ehemaligen Hofbibliothek, aus der Berchtesgadener Stiftsbibliothek und den Bibliotheken der aufgehobenen Klöster. — 51) Stuttgart, königl. Bibliothek, 130,000 Bände (wovon 8200 die Bibelsamlung) mit guten Incunabeln und Msc., gestiftet 1765 zu Ludwigsburg, 1775 nach Stuttgart versetzt, vermehrt durch die Lorkischen und Panzerschen Bibelsamlungen[**]), die Holzschuher'che Deductionssamlung, die Bibliotheken des Generals von Nicolai, des geh. Raths Frommann und einiger aufgehobenen Klöster. — 52) Tübingen, Universitätsbibliothek, 60,000 Bände mit einigen Incunabeln und Msc., gestiftet 1562, vermehrt 1583 durch die Bibliothek des D. Gremp, durch Doubletten der Stuttgarter und der Ludwigsburger Bibliothek, 1776 durch die Bibliothek der philosophischen Fakultät, und die des Martinianischen Stipendiums, 1805 durch die des geh. Raths Hoffmann, 1810 Spittler's, 1811 durch Doubletten der Stuttgarter Bibliothek und aufgehobener Klosterbibliotheken, 1817 durch die der bisherigen katholischen Universität in Ellwangen, 1818 durch die des vormaligen Collegii illustris und die des Professor Gatterer in Heidelberg, 1819 durch die des Fleck'schen Stipendiums, endlich durch Theile aus aufgehobenen Ritterstifts- und reichsritterschaftlichen Bibliotheken zu Comburg und Eßlingen[**]). — 53) Weimar, großherzogl. Bibliothek, 90,000 Bände mit Msc., gestiftet in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., vorzüglich vermehrt 1703 durch die Bibliothek des Freiherrn von Logau, 1722 durch die der Gebrüder Schurzfleisch, 1756 durch die herzogl. Handbibliothek und 1807 durch die Bibliothek der Herzogin Anna Amalia[**]). — 54) Wernigerode, gräfliche Bibliothek, 40,000 Bände mit einer Bibelsamlung, seit 1755 öffentlich[**]). — 55) Wien, a) kaiserliche Bibliothek, 300,000 Bände mit kostbaren Incunabeln und 12,000 Msc., gestiftet von Maximilian I., vermehrt mit den Samlungen des Conr. Celtes, J. Faber und J. Dernschwamm, durch Auger. von Busbeck Manuscriptenkäufe im Orient, durch die Bibliotheken des Wfg. Lazius, J. Sambucus, Freiherrn Strein, Sb. Tengnagel, der Fugger in Augsburg und des Pt. Lambecius, durch einen Theil der Ambraser Bibliothek, durch die Bibliotheken des Marchese Gabrega, des Baron Hohen-

---

44) *Mt. Kraſft* historia bibl. Mellicensis, vor seiner bibl. Mellicensis. Vindob. 1747. 4. p. 13 — 88. 45) Gerhoh Steigenberger's Versuch von Entstehung und Aufnahme der kurf. Bibl. in München. Münch. 1784. 4. J. Ep. v. Aretin's Beiträge zur Geschichte und Literatur. Münch. 1803 ff., IX. 8. Catal. graecor. msc. codd. qui asservantur in Bavariae ducis bibl. Ingolst. 1602. 4. *Ign. Hardt* catal. codd. mss. (graec.) bibl. reg. Bavar. Monach. 1806 — 12, V, 4. Othmar Frank über die morgenländ. Handschr. der kön. Bibl. Münch. 1814. 8. *Ant. Reisert* index msc. bibl. August. AV., 1675. 4. *Placidi Braun* notitia de codd. msc. in bibl. monast. ad SS. Udalr. et Afram Augustae extantibus. AV. 1791 — 95, VI, 4. Ejusd. notitia de libris ad a. 1500 impressis in ead. bibl. extantibus. AV., 1788 — 89, II, 4. 46a) G. Mthl. Schnitzer der Kirchenbibl. 1 — 6. Anzeige. Nrb. 1782 — 87. 4. *Cp. A. Oertel* catal. bibl schol. Particular. 1 — 7. Nrb. 1787 — 90. 4. 46b) Gedruckter Katalog, Nrnbg. 1772 — 1793. VIII. 8. 47) *Ch. Thph. de Murr* memorabilia bibliothecar. publicar. Norimbergens. Nrb. 1786 — 91, III, 8. Gf. Cp. Ranner's Beschreib. der Stadtbibl. Nrb. 1821. 8. *Ad. Itzf. Solgeri* bibliotheca. Nrb. 1760 — 62, III, 8. 48) L. W. Ch. v. Halem bibliogr. Unterhaltungen. B. 1. Bremen 795. 8.

49) C. Thdr. Gemeiner Nachr. von den in der Regensburger Stadtbibl. befindl. merkwürd. und seltenen Büchern aus dem 15. Jahrh. Regensb. 1785. 8. (Dessen) kurze Beschreibung der Handschr. in der Stadtb. zu Regensburg. Th. 1. Heft 1. (Regensb.), o. J., 4. 50) Ol. Gh. Tychsen Geschichte der Universitätsbibliothek und des Museums zu Rostock. Rost. 1790. 4. 51) Adler's Katalog der ersten, Altona 1787. 4. 52) Jer. Dav. Reuß Beschreibung merkwürd. Bücher aus der Universitätsbibl. zu Tübingen vom J. 1468 — 77. Tüb. 1780. 8. 53) Hirsching I, 198 sq. *J. Bt. Cap. d'Ansse de Villoison* epistolae Vinarienses. Tiguri 1783. 4. 54) Index biblior. in bibl. quae Wernigerodae est. Hal. 1766. 8.

Digitized by Google

dorf[54], durch die Cardonische aus Spanien, durch die des Prinzen Eugen von Savoyen, Heráus und Alexander Riccardi, durch die Privatbibliothek Kaiser Karl VI. und die in der kaiserl. Bibliothek noch fehlenden Bücher der Garellischen, durch die Samlung in der erzherzogl. Burg zu Grätz und die gräfl. Starhembergische Samlung ebendaher, durch die alte Universitätsbibliothek von Wien, die Handbibliothek Franz I., die Bibliothek des Baron van Swieten, die Wiener Stadtbibliothek[55]), die Privatbibliotheken Joseph II. und Leopold II., und durch reiche Zuflüsse aus den Samlungen aufgehobener Klöster[57]). b) die neue Universitätsbibliothek, 90,000 Bände, gestiftet 1777 durch die Bibliotheken der Jesuiten und einiger aufgehobenen Klöster, und vermehrt durch die gräfl. Windhagische[58]) und die damit verbundene Gschwindische[59a]) Bibliothek. — 56) Wolfenbüttel, herzogl. Bibliothek, 190,000 Bände und 4500 Msc., gestiftet 1604 vom Herzog August, vermehrt 1616 durch die Bibliotheken der Curionen und des Calius Augustinus, so wie durch einen Theil der Freherschen, 1636 durch die von Clutenius, 1689 durch die Msc. des Klosters Weissenburg (nicht aber Corvey, vgl. Allg. Litt.-Anz. 1801, S. 1621), 1710 durch die Msc. von Gudius[59b]), 1737 durch die Saml. des Biblioth. Hertel, später durch die herzogl. Handbibl. zu Blankenburg und durch die Bibelsaml. zu Braunschweig[60]). — 57) Würzburg, Universitätsbibliothek, besonders seit 1803 durch die Bibliotheken der aufgehobenen Stifte und Klöster im Würzburgischen Gebiete reich vermehrt, mit treflichen Incunabeln und wichtigen Msc.[61]). — 58) Zeitz, Stiftsbibliothek, 13,000 Bände mit guten Msc., gestiftet 1564 durch die Bibliothek des Bischofs Julius Pflug, vermehrt 1671 durch die von Reinesius und 1709 durch die des Rektors Mitke[62]). — 59) Zittau, Rathsbibliothek, 12,000 Bände mit einigen Msc., bereits vorhanden im Jahr 1564[63]). — 60) Zwickau, Schulbibliothek, 20,000 Bände mit guten Incunabeln und Msc., 1532 durch die Vorräthe aufgehobener Klöster gestiftet, und durch Steph. Roth's, so wie 1687 durch Ch. Daum's Bibliotheken vermehrt[64]).

VI. Schweiz. 1) Aarau, Kantonsbibliothek, 1803 durch die Samlungen des gelehrten Generals von Zurlauben beträchtlich vermehrt[65]). — 2) Basel, Universitätsbibliothek, durch gute Msc. und alte Drucke ausgezeichnet[66]). — 3) Bern, Stadtbibliothek, 30,000 Bände und 1200 Msc., entstanden aus den Vorräthen aufgehobener Klöster, 1629 vermehrt mit der Bibliothek des Jak. Bongarsius[67]). — 4) Genf, Stadtbibliothek, 50,000 Bände mit wichtigen Msc.[68]). — 5) Lausanne, Universitätsbibliothek, mit guten Manuscripten[69]). — 6) Lucern, Stadtbibliothek, 1810 vermehrt mit des Säckelmeisters von Balthasar Samlung von Büchern und Msc. zur vaterländischen Geschichte. — 7) Neufchatel, Bibliothek der Geistlichen[70]). — 8) Schafhausen, Bürgerbibliothek, 1809 mit Joh. von Müller's Bibliothek von 5000 Bänden vermehrt. — 9) St. Gallen, Stiftsbibliothek, aus dem Mittelalter stammend, mit 1000 zum Theil sehr alten Msc. und wichtigen Incunabeln. Weniger bedeutend ist die Stadtbibliothek[71a]). — 10) Zürich, Stadt- oder Bürgerbibliothek in der Wasserkirche, 40,000 Bände mit 700 Msc., 1628 gestiftet, vermehrt durch Schenkungen von Leu, durch Holmes Samlung über die Jesuiten, durch Bodmer's, Simler's, Hagenbuch's und Steinbrüchel's Bibliotheken[71b]).

VII. Königreich Holland. 1) Amsterdam, Bibliothek des Athenäum, 8000 Bände[72]). — 2) Antwerpen, 15,000 Bände, ohne besondere Merkwürdigkeiten. — 3) Brüssel, entstanden aus den Überresten der Samlung der alten Herzoge von Burgund, und vermehrt durch die Samlungen aufgehobener Klöster[73]). — 4) Delft, Bibliothek des Gymnasiums, unbedeutend[74]). — 5) Deventer, Bibliothek des Gymnasiums, gestiftet 1597, unbedeutend, aber mit einigen guten Msc.[75]). — 6) Fränecker, Universitätsbibliothek, um 1590 gestiftet und nicht unbedeutend[76]). — 7) Gouda, Stadtbibliothek, mit einigen guten Manuscripten[77]). — 8) Gröningen, Universitätsbibliothek,

55) Catal. Hag. Com. 1730. 8. 56) *Ph. Jac. Lambacher* bibl. antiqua Vindobonensis civica. P. I. Viennae 1750. 4. 57) *Pt. Lambecii* commentarior. de bibl. Caes. Vindob. libri VIII. Ed. II. op. et stud. Ad. Fr. Kollarii, Vindob. 1766—82, VIII, f. *Ad. Fr. Kollarii* analecta monumentor. omnis aevi Vindobonensia. ib. 1761, II, f. Ejusd. ad Lambecii comm. supplementor. liber I. ib. 1790, f. *Dn. de Nessel* catalogus s. recensio specialis omnium codd. msc. graecor. nec non linguar. oriental. bibl. Caes. Vindob. ib. 1690, II, f. *Mch. Denis* codd. msc. theol. bibl. Vindob. ib. 1795—1800, VI, f. *Jos. de Hammer* codd. arab., pers., turc. bibl. Caes. Vindob. ib. 1820, f. 58) Catal. Viennae. 1733. 4. 59a) Catal. Viennae. 1737. 8. 59b) Ihr Katalog. Kil. 1709. 8. 60) *Hm. Conringii* ep. de biblioth. Augusta. Helmst. 1684. 4. *Jac. Burckhardi* historia bibl. Augustae. Lips. 1744—46. III, 4. Ghold. Epdr. Lessing Beiträge zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel. Braunschweig 1773—81, VI, 8. 61) Gli. Hufeland Nachricht von den juristi. Schätzen der Würzb. Universitätsbibl. Bamb. 1805. 8. 62) Ch. Gf. Müller Geschichte und Merkwürdigkeiten der Stiftsbibl. zu Zeiz. Leipz. 1808. 8. Ejusd. notitia et recensio codd. msc. ejusd. bibl. L. 1806 ff., 8. 63) J. Gf. Kuschke Geschichte der Merkwürdigkeiten der Rathsbibl. in Zittau. L. 1811. 8.

64) *Ch. Clodii* progr. de origine et incrementis bibl. Zwicav. Zwic. 1751. 4. 65) Catal. libror. bibl. Aroviensis. S. 1. 1776. 8. 66) Catal. codd. mss. theolog. in Spizelii sacris bibliothecar. retectis p. 17-48. 67) *J. Rdf. Sinner* catal. codd. msc. bibl. Bernensis. Bern 1760—72, III, 8. Ejusd. catal. librorum impressor. bibl. Bern. Nova ed. ib 1812, III, 8. Verzeichniss aller geschriebenen Werke, welche die schweizer. Geschichte angehen, und auf der öffentlichen Bibliothek in Bern sich befinden. Ebendas. 1769, 8. 68) *Boulacre* lettre sur la bibl. de Genève, im Journal helvét. 1742, Mars, Avril, Mai. *J. Senebier* catalogue raisonné des msc. Genève 1779. 8. 69) Catal. libror. qui in bibl. acad. Lausann. asservantur (auct. Ph. Vicat.) s. l. 1764. 8. 70) Catal. de la bibl. de la compagnie des pasteurs de la souveraineté de Neuchâtel et Valangin. Neuch. 1780. 8. 71a) Haller Biblioth. der Schweizergesch. II, 23. 71b) Catal. libror. bibl. Tigurinae in inferiore aedium parte collocator. Tig. 1744—1809, VI, 8. 72) Catal. bibl. publ. Amstelaed. cum praef. Henr. Const. Cras. Amst. 1796, f. 73) De la Serna Santander mémoire histor. sur la bibl. dite de Bourgogne, présentement bibl. publique de Bruxelles. Brux. 1809. 8. 74) Catal. Delphis. 1721, f. 75) Uffenbach's Reisen II, 378. ff. 76) Catal. Franeq. 1713 f. Uffenbach II, 302 ff. 77) Bibliothecae Goudanae publicae catal. Goudae, 1766, f.

Digitized by Google

nicht zahlreich, hat aber verschiedene wichtige Werke, auch Msc.[78]). — 9) Haag, bedeutende Bibliothek, die ehemalige Samlung des Erbstatthalters und seit neuester Zeit auch den wichtigsten Theil der vormaligen Oranischen Bibliothek zu Dillenburg in sich haltend[79]). Auch soll die reiche Bibliothek des verstorbenen Meermann von Dalem im Haag dem öffentlichen Gebrauche gewidmet werden seyn. — 10) Harderwyk, Universitätsbibliothek, nicht zahlreich, aber gute orientalische Werke enthaltend[80]). — 11) Harlem, nicht bedeutend[81]). — 12) Leyden, Universitätsbibliothek, 40,000 Bände und 10,000 Msc. (worunter 2000 orientalische), gestiftet 1586, vermehrt durch Jos. Just. Scaliger's (208 meist orientalische), Isaac Vossius und Levin Warner's Msc., durch Vermächtnisse von J. Perizonius und Prosper Marchand, und 1798 durch Ruhnken's Bibliothek und handschriftliche Samlungen[82]). — 13) Löwen, gestiftet 1638, erhielt 1822 neue Vermehrungen, vorzüglich durch Ankäufe aus der Wyttenbachschen Auktion zu Leyden[83]). — 14) Utrecht, mit bedeutenden Incunabeln und Msc., entstanden aus den Samlungen aufgehobener Klöster, vermehrt durch die Bibliotheken von Buchelius und Pollio[84]).

VIII. Großbritannien. 1) Cambridge, Universitätsbibliothek, gegen 100,000 Bände mit kostbaren Incunabeln und 2000 Msc., erst seit dem Ankaufe der Bibliothek des Bischofs Moore von Ely durch Georg I. im J. 1715 beträchtlich. Seit 1815 besitzt sie auch eine zweite Bibliothek, durch das Vermächtniß des Grafen Fitzwilliam. Außerdem bedeutende Bibliotheken in folgenden einzelen Kollegien: Corpus Christi college, mit einer vom Erzbischof Parker von Conterbury gestifteten Bibliothek[85]); Catharinehall mit des Bischofs Scherlock von London Bibliothek; St. Johnscollege mit den Bibliotheken des Bischofs Gunning von Ely und des Dichters Prior; Trinitycollege, 40,000 Bände, mit einem prächtigen Bibliothekgebäude und Isaac Barrow's Bibliothek; Magdalencollege mit der Bibliothek des Sam. Pepys[86]). — 2) Dublin, Bibliothek des Trinitycollege mit guten Msc.[87]). — 3) Durham, Kathedralbibliothek, mit guten Incunabeln und Msc. — 4) Edinburg, a) Universitätsbibliothek, über 50,000 Bände, in welche des Prof. Reimarus in Hamburg Samlung medizinischer Dissertationen gekauft wurde[88]). b) Die noch weit bedeutendere advocates library, reich an Msc., vorzüglich zur ältern schottischen Geschichte und Dichtkunst[89]). c) Die Bibliothek der writers to the signet oder der Schreiber des königlichen Siegels, von 20,000 Bänden[90]). — 5) Eton, mit einer durch Henry Savile's und Storer's Samlungen vermehrten Bibliothek. — 6) Glasgow, a) Universitätsbibliothek von 30,000 Bänden. b) Museum des berühmten Arztes Will. Hunter († 1783), bei welchem sich eine an treflichen Incunabeln reiche Bibliothek von 13,000 Bänden befindet. — 7) Lincoln, Kathedralbibliothek, 1681 mit der des Mich. Honywood vermehrt. — 8) London, a) Bibliothek des britischen Museums. Der Grund dazu wurde im Jahre 1753 durch den Ankauf der sämtlichen Natur-, Kunst- und literarischen Samlungen des Ritters Hans Sloane gelegt. Dazu kamen nach und nach (denn hier kann nur von den literarischen Vermehrungen die Rede seyn) die bei dem Brande von 1731 übrig gebliebenen Reste der Cotton'schen Msc., die Msc. des Edw. Harley Earl of Oxford, die zu Anfang des 17. Jahrh. im Westminster gestiftete königliche Bibliothek mit bedeutenden Msc., die Bibliotheken des Major Edwards und des D. Birch, die Lansdownsche Msc.-Samlung, Garricks Samlung gedruckter und geschriebener englischer dramatischer Stücke älterer und neuerer Zeit, die Bibliotheken von Crachorode, Ginguené und D. Burney und vieles Andere, so daß die gedruckten Bücher sich über 200,000 und die Msc. über 30,000 Bände belaufen mögen[91]). b) Königl. Bibliothek, in welche die Samlung des Konsul Smith gekauft wurde[92]). c) Bibliothek des Sionkollegium, zunächst zum Gebrauche der Geistlichen bestimt, gestiftet 1629, durch Feuer verheert 1666, neu angelegt 1670[93]). d) Bibliothek der königl. Akademie der Wissenschaften, gestiftet durch die Bibliothek des Herzogs von Norfolk[94]), 1715 durch die von Aston, in neuester Zeit durch die des Ritters Banks[95]). Die Gesamtzahl mag sich auf 50,000 Bände und 1000 Msc. belaufen[96]). e) Bibliothek der royal institution[97]).

78) Catal. libror. bibl. universitatis Groningae et Omlandiae ordinum, secundum seriem literar. alphabeti digestus, notitiis libror. mstor. auctus cura et op. Ln. Offerhaus. Groning. 1758. f. 79) Catalogus van de boeken der nationale Bibliothek. Hage 1800. 8. 80) Uffenbach's Reisen II, 398. 81) Catal. libror. bibl. Harlemiensis novus. Harl. 1768. 4. 82) Catal. libror. tam impressor. quam msc. bibliothecae publicae Lugd. Bat. LB. 1716, f. cum supplemento ib. 1741. f. *H. Arentii Hamakeri* specimen catalogi codd. msc. orientalium bibl. acad. Lugd. Bat. LB. 1820. 4. 83) *Erycii Puteani* auspicia bibl. publ. Lovaniensis. Accedit catal. libror. primae collectionis. Lovan. 1639. 4. 84) Catal. Traj. ad Rh. 1754. f. 85) Catal. libror. msc. in bibl. collegii corporis Christi in Cantabrigia, quos legavit Mth. Parkerus. Lond. 1722. f. 86) Verzeichniß der in der Universitäts- und den verschiedenen Kollegienbibliotheken befindlichen Msc. in (*Ed. Bernardi*) catal. libror. msc. Angl. et Hibern. T. I. Part. III. p. 89. sq. 87) Ihr Verzeichniß s. ebendas. T. II. P. II. 88) Catal. libror. ad rem medicam spectantium in bibl. acad. Edinburgens. Edinb. 1773. 8. 89) Catalogue of the library of the faculty of advocates (by Th. Brown). Edinb. 1742—1807. III, f. 90) Catalogue of the libr. of the writers to the signet, by Macvey Napier. Edinb. 1805. 4. 91) Catal. libror. msc. bibl. Cottonianae. Lond. 1696. f. *Planta* catal. of the msc. in the Cottonian library. Lond. 1802. f. *D. Casley* catal. of the msc. of Kings library. Lond. 1734. 4. Catalogue of the Harlejan collection of msc. preserved in the british museum (compiled by Humphry Wanley, Casley and Hooker). Lond. 1759. II, f. A preface and index to the Harlejan collection of msc. Lond. 1763. f. *Nares* catalogue of the msc. of the Harlejan library in the brit. museum. Lond. 1808—15. IV, f. sm. *Ayscough* catalogue of the msc. preserved in the brit. museum. London 1782. II, 4. Catalogue of the Lansdowne msc. Lond. 1812—19, II, f. Catal. libror. impressor. qui in museo brit. adservantur. Lond. 1787. II, f. *H. Ellis* et *H. Harvey* Baber libror. impressor. qui in museo brit. adservantur, catalogus. Lond. 1813. V, 8. Catal. de la bibl. de Ginguéné. Par. 1817. 8. 92) Catal. bibl. Smithianae. Ven. 1755. 4. 93) *Gu. Reading* bibl. cleri Londinensis in collegio Sionensi catalogus. Lond. 1724. f. 94) Bibl. Norfolciana. Lond. 1681. 4. 95) *Jos. Dryandri* cat. bibl. historico-naturalis Jos. Banks. Lond. 1796—1800. V, 8. 96) *J. Dryander* account of the msc. in the library of the royal society, in Savage librarian I, 71. ff. 97) Katalog derselben

f) Bibliothek des medizinischen Kollegiums [98]). g) Bibliothek im Palaſt des Erzbiſchofs von Canterbury zu Lambeth, 20,000 Bände und 700 Mſc., 1610 vom Erzbiſchof Sancroft geſtiftet [99]). — 9) Manchester, Stadtbibliothek, 7000 Bände [1]). — 10) Oxford, a) Bodlejaniſche Bibliothek, 300,000 Bände und 25,000 Mſc., 1597 aus frühern Samlungen der Univerſität zuſammengeſetzt von Th. Bodley, welcher ſie zugleich mit ſeiner eigenen Samlung vermehrte. Spätere Hauptvermehrungen waren die vom Graf Pembrock 1629 geſchenkte Manuſcriptenſamlung von Barocci, 1634 die von Kenelm Diby geſammelten Mſc., 1639 des Erzbiſchofs Will. Laud Samlung von 1300 Mſc., 1659 J. Selden's Bibliothek, die oriental. Mſc. des Rich. Pococke, die von Fr. Junius geſchenkten Mſc., Edw. Bernard's Bibliothek, und in neuerer Zeit d'Orville's Mſc., Rich. Gough's Samlungen zur britiſchen Topographie, die von dem berühmten Reiſenden Clarke aufgekauften Mſc. u. ſ. w. [2]). b) Von den Bibliotheken der einzelen Kollegien [3]) ſind bemerkenswerth: Allsouls College, die wichtigſte, 50,000 Bände; Christchurch College, 30,000 Bände; Corpus Christi College, vom Biſchof Fox von Durham geſtiftet und durch Turner's Bibliothek vermehrt; St. Johnscollege mit guten Incunabeln. c) Radcliffe's Bibliothek, in einem ſchönen Lokal, meiſt der Medizin und Naturwiſſenſchaft gewidmet, aber nicht bedeutend. — 11) St. Andrews, Univerſitätsbibliothek von 12,000 Bänden, nicht bedeutend. — 12) York, Kathedralbibliothek, 1628 geſtiftet vom Erzbiſchof Mathew, 1686 vom Erzbiſchof Dolben und 1731 von Fothergill vermehrt. — Von Bibliotheken, welche ſich blos im Beſitze von Privatperſonen befinden, kann übrigens hier nicht die Rede ſeyn [4]).

IX. Dänemark. Kopenhagen, a) königliche Bibliothek, 200,000 Bände mit vielen und ſehr wichtigen Incunabeln und Mſc., von Friedrich III. (1648 — 70) geſtiftet, hauptſächlich vermehrt durch den Ankauf der Suhm'ſchen Bibliothek und durch des Grafen Thott Incunabelnſamlung [5]). b) die Univerſitätsbibliothek, nachdem eine frühere von 35,000 Bänden mit wichtigen Mſc. 1728 durch einen Brand vernichtet worden war, wurde vom König Chriſtian VI. geſtiftet, mit den Mſc. des Arnas Magnäus und des J. Alb. Fabricius und den Bibliotheken von Chriſtian Falſter, Otto Friedrich Müller und F. Roſtgaard vermehrt, und jetzt 60,000 Bände und 4000 Mſc. enthaltend [6]). c) Claſſenſche Bibliothek von 25,000 Bänden.

X. Schweden. 1) Chriſtiania, Univerſitätsbibliothek 50,000 Bände, 1811 geſtiftet durch die Doubletten der königl. Bibliothek und die Bibliothek des Eduard Colbiörnſen. — 2) Drottningholm, eine ziemlich anſehnliche Hofbibliothek. — 3) Linköping, Gymnaſiumsbibliothek, 10,000 Bände mit bedeutenden Mſc. [7]). — 4) Lund, Univerſitätsbibliothek, 30,000 Bände mit Mſc. und guten Incunabeln. — 5) Stockholm, a) königliche, 40,000 Bände mit Mſc. [8]). b) Bibliothek der königl. Akademie der Wiſſenſchaften [9]). — 6) Stregnäs, Kathedralbibliothek [10]). — 7) Upſal, Univerſitätsbibliothek, 80,000 Bände mit vielen guten Incunabeln und wichtigen Mſc. [11]). — 8) Weſterås, Gymnaſiumsbibliothek, über 10,000 Bände mit einigen hundert Mſc., 1803 vermehrt durch die Bibliothek des Biſchofs Muhrbeck.

XI. Rußland. 1) Åbo, Univerſitätsbibliothek, 20,000 Bände mit Mſcpt., geſtiftet 1640 [12]). — Dorpat, Univerſitätsbibliothek, 37,000 Bände mit 100 Mſc. — 3) Kaſan, Univerſitätsbibliothek, begründet 1804 durch den Ankauf der Bibliothek des Staterath Peter Frank. Eine andre Bibliothek daſelbſt beſitzt die ſogenante geiſtliche Akademie. — 4) Moskau, Bibliothek der Synode, vom Zaar Alexei (1645 — 76) geſtiftet, mit koſtbaren griechiſchen Mſc., im Brande dieſer Stadt wahrſcheinlich zum größten Theil vernichtet [13]). — 5)

---

den von W. Harris. Lond. 1821. 8. 98) Bibliotheca collegii regalis medicor. Londinensium. (Lond.) 1757. 8. 99) Catal. of mss. in the library of the archbishop of Canterbury at Lambeth. Lond. 1810. f. 1) Bibliotheca Chetamensis s. bibliothecae publ. Mancuniensis ab Humberto Chetam armigero fundatae catalogus. Mancunii 1791. 8. 2) Catal. impressor. libror. bibl. Bodlej. Ox. 1738. II, f. Bibl. Bodl. codicum mss. oriental. catalogus a J. Uri confectus. Pars I. Ox. 1787. f. Partis II. Vol. I. arabicos complectens. Confecit Alex. Nicoll. Ox. 1821. f. Notitia editionum, quae vel primariae vel sec. XV. impressae vel Aldinae in bibl. Bodl. adservantur. Ox. 1795. 8. Catalogue of the books relating to brit. topography and Saxon and Northern literature, bequeathed to the Bodlejan library in the year 1799 by Rch. Gough. Oxf. 1814. 4. Codd. mss. et impressi cum notis mss. olim d'Orvilliani, qui in bibl. Bodl. adservantur. Ox. 1806. 4. Catalogus s. notitia codicum mss. qui ab Ed. Dn. Clarke comparati in bibl. Bodlej. adservantur. Pars I. II. Ox. 1812 — 15. 4. Verzeichniß der früher vorhandenen Mſc. in Bernardi catal. libror. mss. Angliae. T. I. P. I. 3) Von ihren Mſc. ſ. Bernard l. c. T. I. Part. II. 4) Ein Verzeichniß der frühern Mſc. - Vorräthe ſämtlicher öffentlichen Bibliotheken in Großbritannien ſind (Ed. Bernardi, catalogi libror. mss. Angliae et Hiberniae. Ox. 1697. II, f. 5) J. Erichſen Udſigt over den gamle Manuſcriptſamling i det ſtore Kongelige Bibliothek. Kiöbnh. 1786. 8. *Ch. Chſ. Hensler* codd. graeci in bibl. reg. Havn. Havn. 1784. 8. Ejusd. codicum N. T. graecor. biblioth. reg. Havn. notitia. ib. 1782. 8. *Erasmi Nyerup* specimen bibliographicum ex bibl. regia Havn. Fasc. 1 — 3. ib. 1783. 8. Von der daſigen Bibelſamlung ſ. Lord's Bibelgeſchichte II, 1. ff. 6) Raſm. Nyerup om et gammelt ſvenſk Manuſcript paa Univerſitätsbiblietheket, im Skandinaviſt Muſeum I. 257 — 281. Ejusd. catal. libror. samscritanor. quos bibliothecae univ. Havn. vel dedit vel paravit Nathan. Wallich. Havn. 1821. 8. 7) Das Verzeichniß der letztern in *Linköpings* Bibliotheks Handlingar. Link. 1793 — 95. II. 8. 8) *Magni Celsii* bibl. regiae Stockholm. historia. Holm. 1751. 8. 9) Förteckning paa K. Vetenſk Akadem. Boksamling. Stockh. 1768. 4. Förteckning på en Samling af trycta Svenſka Böker af Reſenadler. Stb. 1780. 4. 10) Catalogus bibliothecae templi cathedralis Stregnesensis. Stregn. 1776. 4. 11) *Olavi Celsii* bibl. Upsal. historia. Ups. 1745. 8. Anonymi (i. e. And. Norelii) in bibl. Ups. historiam strictura. ib 1746. 8. (Pt. Fabiani Aurivillii) Catalogus libror. impressor. bibl. acad. Upsal. Ups. 1814. III. 4. *J. D. Flintenberg* catal. libror. sec. 15. impressor. in bibl. acad. Ups. ib. 1786. 4. *Pt. Fab. Aurivillii* notitia codd. mss. graec. bibl. Ups. ib. 1806. 4. Ejusd. notitia codd. mss. lat. ib. 1806. 4. 12) Bibliotheca regia acad. Aboensis. Abose, 1682. f. *H. Gbr. Porthan* diss. 1 — 23. historia biblioth. acad. Aboensis cum append. 1. 2. Abose. 1771 — 95. 4. 13) *Athan. Schiadae* arcana bibliothecae synodalis et typographicae Moscuensis. Lips. 1724. 8. *Ch. F. Matthaei* notitia codd. mss. graecor. bibliothecar. Mosquensium. Mosq. 1776. f. Ejusd. accurata codd. graecor. bibliothecar. Mos-

Digitized by Google

Petersburg, a) kaiserliche öffentliche Bibliothek, gegründet durch die ehemalige Zaluskische Bibliothek in Warschau [14]), und durch die Dubrowsky'sche Manuscriptensamlung [15]). b) Bibliothek in der Eremitage, 70,000 Bände, vorzüglich merkwürdig durch die hereingekauften Bibliotheken von Diderot und Voltaire. c) Bibliothek der Akademie der Wissenschaften, 35,000 Bände und 1500 Msc. [16]). d) Bibliothek im Alexander Newsky-kloster mit Msc. — 6) Riga, Stadtbibliothek, 17,000 Bände mit einigen Msc. [17]).

XII. Polen. 1) Krakau, Universitätsbibliothek, 12,000 Bände (worunter schöne Incunabeln) und 4300 Msc. [18]). — 2) Lemberg, Universitätsbibliothek, im Jahre 1786 durch die ehemalige Garellische Bibliothek in Wien und in neuester Zeit durch die Bibl. des Grafen Ossolinski vermehrt [19]). — 3) Warschau, Universitätsbibliothek, 70,000 Bände und 1500 Msc., erst seit 1796 gestiftet, und besonders durch mehre Klosterbibliotheken im J. 1817 vermehrt.

XIII. Böhmen und Mähren. 1) Bischofteinitz, Bibliothek des dasigen Kapuzinerklosters [20]). — 2) Brünn, Bibliothek der Hauptpfarrkirche zu St. Jakob, enthält 424 Msc. und außerdem an gedruckten Werken blos Incunabeln bis zum J. 1537. Sie ist überaus schätzbar [21]). — 3) Olmütz, a) Bibliothek des Lyzeum, über 50,000 Bände nebst vielen Msc. b) Bibliothek des Metropolitankapitels, meist Incunabeln und viele sehr alte Msc. — 4) Ossek, Bibliothek des dasigen Cisterzienserklosters, 10,000 Bände mit einigen schätzbaren Msc. — 5) Prag, a) Bibliothek des Domkapitels, besteht aus einer ältern, schon im 12. Jahrhundert vorhandnen Samlung, und aus der von Pontanus von Breitenberg gestifteten pröpstlichen und wurde 1732 durch die des Erzbischofs Mayer von Mayern vermehrt. Sie enthält zwar nur 4000 Bände gedruckte Bücher, aber sehr wichtige Msc. b) Universitäts- oder k. k. öffentliche Bibliothek, 150,000 Bände mit wichtigen Msc., gestiftet von Karl IV. 1370 durch Ankauf der Bibliothek des Dechants Wilhelm von Hasenburg, 1621 den Jesuiten übergeben, aufs neue gebildet 1777 durch die 1560 gestiftete prager Jesuiten- oder Clementische Bibliothek, mit welcher zugleich alle übrige böhmische Jesuiten-Bibliotheken, die gräfliche Kinsky'sche Familienbibliothek, 1778 die Steplingische, 1781 die Wrzesowitzische und Löwische und 1785 die Bibliotheken anderer aufgehobener böhmischer Klöster vereinigt wurden. c) Bibliothek der Prämonstratenser Chorherren des Stifts Strahof, 50,000 Bände mit schönen Incunabeln und mehr als 1000 Msc., gestiftet 1665, vermehrt 1775 durch die Klausersche und 1781 die Heydelsche, so wie später durch die von Rieggersche Samlung alter klassischer Autoren. d) Fürsterzbischöfliche Bibliothek auf dem Hradschin, gegen 6000 Bände.

XIV. Ungern. Pesth, a) Universitätsbibliothek, 50,000 Bände, 1772 gegründet [22]). b) Die Bibliothek des ungerschen Nationalmuseum, gegründet durch die des Grafen Szechenyi [23]).

Ueber die Bibliotheken anderer Länder und Welttheile begnügen wir uns hier theils wegen ihrer Unbedeutsamkeit, theils wegen ihres geringern Interesse für das europäische Bücherwesen nur mit einigen wenigen Nachweisungen. Von den zwanzig Bibliotheken zu Konstantinopel handelt von Hammer in seinem Werke über letztere Stadt Th. I. S. 518 — 526 [24]); über die meist unbedeutenden Samlungen in Griechenland finden sich gute Nachrichten von Rob. Walpole in *Edw. Dn.*

---

quensium S. Synodi notitia et recensio. Lips. 1804 — 5, III, 8. 14) *J. Dn. And. Janozki* specimen catalogi codd. mss. bibl. Zalusc. (Dresd.) 1752. 4. Dessen Nachrichten von den in der Zalusk. Bibl. sich befindenden raren polnischen Büchern. Dresd. 1747 — 49, II, 8. 15) Vgl. Storch's Rußland unter Alexander VI, 254. ff. VII, 383. VIII, 82. ff. 16) *J. Vollrath Baemeister* essai sur la bibl. et le cabinet de l'acad. des scienc. Petersb. 1776, 8. *Osip Bieliajew* kabinet Petra Velikago. Peterab. 1800. III, 4. T. II. p. 23—29. 17) Sonntag Beiträge zur Geschichte und Kentniß derselben 1792. 18) *J. Sm. Bandtke* history a biblioteki etc. Krakau 1822, 8., vgl. Wiener Lit. Zeit. 1814. Intell. Bl. Nr. 28 — 30. 19) Mch. Denis Merkwürdigkeiten der Garell. Bibl. Wien, 1780, 4. Catalogus bibliothecae Leopolensis. Leopoli, 1795. 8. 20) Dobrowsky böhm. Lit. B. 1. S. 290. ff. 21) Dobrowsky böhm. Lit. B. 1. S. 131. ff.

22) *G. Pray* index rarior. librar. bibliothecae univ. regiae Budensis. Pars I. II. Budae, 1780 — 81, 8. 23) Catal. bibl. Hungaricae Franc. com. Szechenyi. Sopronii, 1799, II, 8. Index alter secund. scientiar. ord. Pestini 1800, 8. Supplementum. ib. 1803, 8. Index alter supplementi. ib., 1803, 8. Catal. mator. bibl. nationalis Hungaricae Szechenyiano-Regnicolaris. Sopronii, 1815, III, 8.

24) Die bekantesten Bibliotheken zu Konstantinopel, deren Toderini nur 13 erwähnt, deren Zahl von Mouradjea d'Ohsson auf 35 angibt, sind: 1) die Bibliothek an der Moschee S. Mohammed II. von diesem Sultane angelegt, und neu gestiftet von Sultan Mustafa III. im J. d. H. 1179. (1765.). — 2) Die Bibliothek an der Moschee Aja Sofia ebenfalls von Mohammed II. angelegt und neu gebauet von Sultan Mahmud im J. d. H. 1159 (1746). 3) Die Bibliothek an der Moschee Sultan Suleimans und 4) die andre Moschee Schehsadegan beide von Suleiman dem großen gestiftet. 5 und 6) 2 Bibliotheken gestiftet vom Sultan Ahmed dem III. die erstere an der Moschee der Walide, die 2. im Serai, deren Katalog Toderini herausgegeben hat (s. Raschid III. Seite 32 und 42. und Tschelebisade Seite 62.), 7) eine zweite Bibliothek im Serai gestiftet von Mustafa III. an der Moschee Bostandschelar, 8) die Bibliothek im Serai zu Galata, gestiftet von Sultan Amud im J. d. H. 1167. (1753), 9) die Bibliothek an der Moschee Osmans III. gestiftet im Jahre der H. 1169. (1757). 10) Die Bibliothek Sultan Abdolhamid's gestiftet im J. d. H. 1194. (1779). Da die beiden ersten dieser 10 sultanischen Bibliotheken später wieder neu gestiftet worden sind, so hat Konstantinopel gerade ein Dutzend solcher von Sultanen gemachten Stiftungen aufzuweisen. Ihrem Beispiele folgten höhere Staatsbeamte; daher 11) die Bibliothek des Kapudan Pascha Seid Ali-Pascha gestiftet im J. d. H. 1126. (1715). 12) Die Bibliothek des Großvezirs Ibrahim Pascha gestiftet im J. d. H. 1132. (1719). 13) Die Bibliothek des Großvezirs Köbrili Ahmed Pascha, 14) die Bibliothek des Großvezirs Raghib Pascha gestiftet im J. d. H. 1176. (1762). 15) Die Bibliothek des Defterdar Atif Efendi gestiftet im J. d. H. 1148. (1735), 16) die Bibliothek des Mufti Belleddin an der Moschee Bajasid's II. gestiftet im J. d. H. 1186. (1772). 17) Die Bibliothek Ismail Efendis gestiftet im J. d. H. 1137. (1724). 18) Die Bibliothek an der Moschee Ejub. Die Anzahl der Bücher übersteigt in keiner dieser Bibliotheken ein paar Tausend. Die Eintheilung derselben, und sogar auch die Werke sind fast ganz die nämliche, wie in der Bibliothek des Serai, deren Katalog Toderini herausgegeben hat. (*v. Hammer.*)

Digitized by Google

Clarke travels T. 3. (Lond. 1814. 4.) p. 1—20., und über die Bibliotheken in der katholischen Kirche zu Ispahan, im Mausoleum des Scheik Sefi in Ardebyl und des armenischen Klosters zu Etchmiazin hat eben so Interessantes als Beglaubigtes *Jac. Morier* second voyage en Perse T. I. (Par. 1818. 8.) p. 107, 281 und 321. In Ostindien sind zu Calcutta und Batavia bedeutende Samlungen. Auch weiß Mich. Symes in seiner Reise nach Ava [24]) von der Bibliothek des Königs von Birman zu Ava mehres zu berichten, und in Marocco gibt es, wenn wir dem Oloff Agrell glauben dürfen, zwar keine Bibliothek, aber doch wenigstens zwei Bibliothekare. In Europa findet man im Gegensatze nicht selten zwei Bibliotheken und keinen Bibliothekar. Auch in Amerika finden sich bereits nicht unbedeutende Samlungen, von welchen wir hier nur die Bibliotheken zu Boston, Cambridge [25]) und Philadelphia (letztere von 32,000 Bänden) nennen. (*Ebert.*)

BIBLIOTHEKWISSENSCHAFT, ist uns hier der Inbegriff aller zur bibliothekarischen Geschäftsführung erfoderlichen Kentnisse und Fertigkeiten. Inwiefern diese Kentnisse und Fertigkeiten ein wohlverbundnes und zusammenhängendes Ganze bilden müssen, wenn der Bibliothekar in der praktischen Anwendung derselben mit Bewußtseyn und Konsequenz verfahren will, insofern gestehen wir, nicht einsehen zu können, warum man obigen unschuldigen und kurz und gut bezeichnenden Namen bisweilen wol gar etwas pedantisch und von teutscher Systematisirsucht zeugend hat finden wollen. Auch das Geschäftsleben hat seine Theorie, wenn sie gleich mit der Praxis überall so eng verbunden ist, daß sie von der letztern nirgends rein abgetrent und als etwas für sich Bestehendes dargestellt werden kann. Hier freilich, wo uns obliegt, einen allgemeinen Abriß der Bibliothekwissenschaft zu geben, werden wir uns mehr mit der Darlegung der einzelen Zweige derselben, als mit Nachweisung des innern Zusammenhangs und der gegenseitigen Wechselwirkung dieser Zweige unter einander beschäftigen müssen. Es würde ein wenig zu weit ausgeholt seyn, wenn wir, wie mehre ältre Schriftsteller über dieses Fach, unser Geschäft mit der Untersuchung beginnen wollten, was bei dem Sammeln und Anlegen einer Bibliothek zu beobachten sey. Wir lassen vielmehr den Bibliothekar gleich in eine bereits vorhandne Bibliothek eintreten. Hier wird ihn zunächst die Frage beschäftigen: hat die Bibliothek schon eine gewisse Ordnung und Einrichtung, so daß sie wenigstens nothdürftig eines wirklichen Gebrauchs fähig ist, und was läßt sich für die allmälige Verbesserung dieser Einrichtung thun? Erst wenn er sich darüber verständigt hat, kann er zu der zweiten Frage übergehen: Was habe ich für die Fortsetzung, Vermehrung und Erhaltung der Anstalt, für ihre immer vollkommenere Eignung zum allgemeinen Gebrauche, für die Technik des kurrenten Geschäftsganges und überhaupt für ihre gesamten innern Verhältnisse zu thun? Diese zwei Fragen führen uns auf ebensoviele Theile der Bibliothekwissenschaft, auf die Einrichtungs- und auf die Verwaltungskunde, von denen die erstere sich mit allen auf die Ordnung und Aufstellung der Bücher beziehenden Arbeiten, die letztere mit dem Ökonomischen und Disciplinarischen der Anstalt beschäftigt. In der Praxis selbst lassen sich freilich beide nicht so von einander trennen, wie wir es hier auf dem Papiere thun müssen.

I. Einrichtungskunde. Der Fall, daß eine Bibliothek noch ohne alle Ordnung sey und der Bibliothekar seine Arbeiten mit einer Organisirung der Anstalt beginnen müsse, ist freilich der seltnere; indessen müssen wir hier schon der guten Ordnung wegen den Anfang mit der Unordnung machen. Die bei Einrichtung einer Bibliothek vorfallenden Arbeiten lassen sich füglich auf 4 Arten zurückbringen: Anordnung, Aufstellung, Consignirung und Verfertigung der Kataloge, und einige kleinere subsidiarische Manipulationen und Vorrichtungen. Über den Proteus, Anordnung genant, hier etwas speciellers sagen zu wollen, kann uns nicht beikommen. Örtliche und individuelle Ansichten, Beschaffenheit des Lokals und hundert andre Rücksichten haben darauf einen Einfluß (in bei weitem den meisten Fällen freilich mehr als billig), welcher die teutschen Bibliothekare schwerlich je über allgemeine Grundsätze darüber einig werden lassen wird. Es mögen daher hier nur einige allgemeinere Wünsche und Ansichten, die bereits an einem andern Orte vorgetragen worden [1]), kurz wiederholt werden. Alles ist, soviel möglich, auf historische Eintheilungsgründe zu beziehen, weil diese dem Leben so nahe verwandt sind, daß sie, selbst veraltet, sich weit treuer und leichter im Gedächtnisse aufbewahren lassen, als veraltete encyklopädische und systematische Ansichten. Alle idealen, künstlichen und zu abstrakten Eintheilungen sind sorgfältig zu vermeiden, und im Gegentheil das Praktisch-Homogene so nahe zusammenzubringen, daß das im Leben und bei dem wirklichen Gebrauche Verbundne und vereinigt Wirkende möglichst beisammen bleibe, ob man sich gleich bei dieser Accommodation und Annäherung an das Leben nicht zu tief zu blos temporellen oder individuellen Ansichten herablassen darf. Auch darf man eben so wenig zu viel als zu wenig ordnen, und sich dabei nie von der Form, sondern lediglich von dem Inhalte leiten lassen. Endlich aber lasse man sich weder durch ein anscheinend ungünstiges Lokal oder andre Unbequemlichkeiten die Freiheit im Ordnen verkümmern und sich an standhafter Durchführung des einmal angenommenen Plans verhindern, noch durch Eigensinn oder Bequemlichkeit zu Willkürlichkeiten oder Inconsequenzen verleiten. Wo es aber gilt, eine bereits vorhandne Anordnung nur zu verbessern und weiter durchzuführen und auszubilden, da verfahre man frei von selbstgefälligen Vorurtheilen und stürmischer Hast mit schonender Behutsamkeit. Erst prüfe man sorgfältig das Ganze mit besondrer Aufmerksamkeit auf die guten Ideen des frühern Ordners, untersuche sodann, ob er in der einzeln Ausführung konsequent geblieben, und mache einen Versuch, ob und wie sich bessere Ideen der neuern Zeit mit den seinigen vereinigen und verschmelzen lassen. Widersteht nach einer solchen umsichtigen Prüfung die frühere

24) Bibliothek der Reisebeschr. Th. 4. S. 169. ff. 25) Harwardianae bibliothecae Cantabrigiae Nov-Anglorum catalogus. Boston, 1790, 8.

1) Die Bildung des Bibliothekars, von F. Adf. Ebert. 2. Aufl. Leipz. 1820, 8. S. 26. ff.

Digitized by Google

Ordnung wirklich allen Verbesserungsversuchen, dann erst ist man berechtigt, ja verpflichtet, die Bibliothek als eine noch völlig ungeordnete zu betrachten und neu zu organisiren. Dann aber entwerfe man sich vorher einen detaillirten und wohl überdachten Plan, nach welchem die Umarbeitung fachweise geschehen und der nicht unmittelbar in Arbeit genommene Theil vor der Hand immer noch gangbar bleiben kann, und man nehme bei der Arbeit vorzüglich darauf Rücksicht, daß stufenweise mit derselben auch die Kataloge, das wahre Palladium jeder Bibliothek, vorschreiten, und die ältern Kataloge nicht eher unbrauchbar oder überflüssig werden, als bis neue bessere wirklich schon an ihre Stelle getreten sind. Die Aufstellung der Bücher muß, soweit es die Verschiedenheiten der Formate und andre Zufälligkeiten nur immer zulassen, die Grundsätze der Anordnung repräsentiren, was desto leichter ist, jemehr die Anordnung selbst eine natürliche, von systematischem Zwange freie und dabei konsequente ist. Ohne eine auf einer guten innern Anordnung basirte Aufstellung gibt es kein wahres Lokalgedächtniß, welches doch eins der dringendsten Erfoderniße zu einer leichten und ergibigen bibliothekarischen Geschäftsführung ist, und durch eine blos in Katalogen vorhandne Ordnung nie ersetzt werden kann. Außerdem kann man dabei noch eine besondere Bequemlichkeit anbringen, wenn man die Bücher jeder Unterabtheilung, welche der Realkatalog nach chronologischer Ordnung aufzuführen hat, bei der Aufstellung nach alphabetischer Reihe entweder der Namen der Verfaßer oder der Materie ordnet. Die detaillirtere Ausführung dieses in der Kürze nicht wol zu entwickelnden Punktes müssen wir einem andern Orte überlassen. Wir erinnern nur noch, daß es bei der Ausscheidung der Formate vollkommen hinreicht und für die Anordnung bequemer ist, wenn man nur drei Größen, die des Folio, des Quart und des Oktav nebst den kleinern Formaten, annimt. Auch über die Consignirung der Bücher und Verfertigung der Kataloge läßt sich hier nur das Allgemeinere beibringen. Drei Arten von Katalogen sind unentbehrlich. Zuerst nennen wir den Lokalkatalog oder das Standortsrepertorium, weil dieser nach der natürlichen Aufeinanderfolge der verschiednen Manipulationen am ersten zu Stande komt. Dieser verzeichnet die Bücher in derselben Ordnung, in welcher sie in den Schränken stehen, und dient zunächst zum schnellen Inventiren. Er bemerkt bei jedem Buche zugleich auch die etwa angebundenen Schriften, am füglichsten auch die in den andern Katalogen nicht zu erwähnende Art des Einbands und Beschaffenheit des Exemplars, und die Titel können in demselben ganz kurz und nur soweit angegeben werden, daß sie hinreichend sind, um den vollständigen Titel im alphabetischen Kataloge aufzufinden. Der alphabetische Nominalkatalog führt die Bücher nach alphabetischer Ordnung der Namen ihrer Verfaßer oder (im Fall sie anonym erschienen sind) der Ordnungs- oder Stichwörter des Titels auf. Zur leichtern Übersicht einzeler starken Artikel, z. B. Augustinus oder Cicero, trägt es bei, wenn man die einzelen Titel dieser Artikel unter sich wieder nach den Hauptwörtern alphabetisch anordnet, so wie es sich aus der nächsten Bestimmung dieses Katalogs von selbst ergibt, daß der Name des Vfs. oder das Ordnungswort und die Angabe des Standorts in der Bibliothek durch eine besondre Stellung ausgezeichnet werden muß, um sogleich in die Augen zu fallen, wiewol wir deshalb nicht das ganz entbehrliche Linienwesen empfehlen wollen. Die bei Verfertigung eines Nominalkatalogs zu beobachtenden Regeln gehören nicht hieher. Der dritte Katalog ist der Realkatalog, welcher am besten in systematischer Form angelegt wird, und, mit vollständigen Sachregistern versehen, einem alphabetischen Realkataloge weit vorzuziehen ist. Im Ganzen liegt ihm dieselbe Anordnung zum Grunde, welche bei der Aufstellung der Bücher und bei dem Lokalkataloge befolgt wird, doch wird diese hier strenger und ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Formate oder angebundne Bücher (welche letztere an den ihnen zukommenden Stellen einzeln für sich verzeichnet werden) durchgeführt, und ähnliche Bücher einer und derselben Unterabtheilung unter sich chronologisch (nicht alphabetisch, wie bei der Aufstellung und im Lokalkatalog) geordnet. Übrigens muß auch hier jedem Titel die Angabe des Standorts beigefügt werden, und es ist eine Grille, wenn manche dies im Realkataloge unterlaßen zu müssen glaubten. Außer diesen drei Katalogen ist noch ein besondrer für die Manuscripte nöthig, falls diese nämlich zahlreich genug sind, um diese Mühe zu verlohnen. Auch sind besondre Verzeichnisse über Incunabeln (in chronologischer Ordnung), über Pergamentdrucke, besondre Collektionen (z. B. Aldinen) und andre Cimelien nützlich und selbst nothwendig, obgleich letztere Gegenstände zugleich auch in den übrigen Katalogen der gedruckten Bücher mit aufgeführt seyn müssen. In allen diesen Katalogen ist zugleich die größte Genauigkeit und zugleich die möglichste Simplicität zu beobachten. Die Titel müssen (im Lokalkataloge ausgenommen) vollständig und accurat, mit Beifügung des Orts, Jahrs, Verlegers oder Druckers und Formats, angegeben werden, auch ist die Angabe der Auflage, der Kupfer oder Holzschnitte, des bessern Papiers oder größern Formats nicht zu unterlassen. Biographische oder bibliographische Noten gehören dagegen in keinen Katalog, oder von letztern höchstens nur so viel um hier und da verschiedene Exemplare eines und desselben Buchs oder verschiedene außerdem leicht mit einander zu verwechselnde Ausgaben (z. B. mehre undatirte alte Bibeldrucke) von einander zu unterscheiden. Gegen das Liniren haben wir uns bereits oben erklärt, und auch von gegenseitigen Verweisungen eines Katalogs auf den andern können wir den reellen Nutzen nicht absehen. Inwiefern jeder Katalog, wenn er das ist, was er seyn soll, ein in sich rein abgeschloßnes Ganze darstellt, insofern wird ihm durch dergleichen Verweisungen auf andre Kataloge, welchen eine andre Idee und ein verschiedner Zweck zum Grunde liegt, offenbar etwas Fremdartiges beigemischt. Endlich kommen auch einige subsidiarische Manipulationen und Vorrichtungen in Betrachtung, welche zur Feststellung und Erhaltung der getroffenen Einrichtung dienen, und von welchen wir hier nur das Numeriren der geordneten Bücher (am besten innerlich und äußerlich, mit ununterbrochner und nicht bei jedem Formate wieder erneuerter Durchführung der Zahlenreihe durch jeden für sich bestehenden kleinern oder größern

Digitized by Google

Klassenabschnitt, und zwar so, daß jedes Werk, aus wievielen Bänden es auch bestehe, nur eine und dieselbe Ziffer erhalte) und die Einschaltungsbezeichnung der später dazukommenden Bücher (am heftigsten bestritten von Schrettinger in seinem Lehrbuche der Bibliothekwissenschaft I. 53. ff., mit Angabe eines neuen Verfahrens vertheidigt in Ebert's Bildung des Bibliothekars S. 36. ff.) nennen. Zum Beweise übrigens, wie eng die verschiednen bisher berührten Arbeiten mit einander verbunden sind und wie wenig sie in der Praxis von einander getrent und für sich betrachtet werden können, geben wir hier die natürliche Aufeinanderfolge der Manipulationen bei der neuen Einrichtung einer vorher noch ganz ungeordneten Bibliothek. Zuerst theilt man die gesamte Masse von Büchern aus freier Hand nur im Allgemeinen nach den Hauptfächern ab, denen sie angehören. Ist die Bibliothek stark, so unternimt man eine zweite Sortirung nach etwas speciellern Unterabtheilungen, ebenfalls nur aus freier Hand und ohne Rücksicht auf weitere Subdivisionen; doch kann man bei einer Bibliothek von nicht mehr als zwanzig bis dreißigtausend Bänden sich diese zweite Manipulation auch ersparen. Da man auf diese Art einen ungefähren Überblick der Stärke jedes Hauptfaches erhalten hat, so nimt man nun den Maßstab zur Hand, mißt das Lokal aus, und vertheilt die Schränke an die verschiednen Fächer, doch so, daß man überall zum Behuf abermaliger Umstellungen nach Vollendung der genauern Anordnung hinreichenden Raum läßt, wobei man namentlich auf die Verschiedenheit der Formate in den verschiedenen wissenschaftlichen Fächern [2]) Rücksicht zu nehmen hat. Die auf diese Art entweder durch eine einfache oder doppelte Sortirung im Allgemeinen zusammengebrachten Bücher eines Hauptfachs konsignirt man nunmehr auf einzelen Zetteln, und gibt jedem Buche eine provisorische Nummer, welche man sowol auf der Titelkopie bemerkt als auch auf einem Zettel geschrieben in das Buch selbst einlegt. Ist das ganze Hauptfach konsignirt, so ordnet man die einzelen Kopien definitiv und im Detail (denn hier würde das Anordnen aus freier Hand, bei welchem man weniger Überblick hat, sehr unsicher seyn) nach dem bei der Aufstellung wirklich zu befolgenden System, gibt ihnen die definitiven Numern der Klasse, sucht nach den auf denselben vorher bemerkten provisorischen Numern die nach der Reihe der letztern stehenden Bücher zusammen, und numerirt nunmehr auch diese definitiv. Ist man auf diese Weise mit einem ganzen Hauptfache zu Stande, so werden die so geordneten Titelkopien nach ihrer definitiven Numerreihe zusammenhängend abgeschrieben, der Plan, nach welchem die Aufstellung ausgeführt worden, vorgesetzt und der Lokalkatalog oder das Standortsrepertorium des Fachs ist fertig. Während man nach derselben Methode bei allen übrigen Fächern verfährt, läßt man unterdessen immer die bereits abgeschriebenen Kopien aus der Aufstellungsordnung in die alphabetische bringen, und so liegt kurze Zeit nach Vollendung der Lokalkatalogen auch bereits der alphabetische Katalog in den einzelen Zetteln fertig da, welche man vor dem Abschreiben nur noch einmal zu revidiren hat, um etwanige doppelte oder fehlerhafte Einordnungen zu beseitigen und die nöthigen Verweisungen beizufügen. Sowie ein Buchstabe des alphabetischen Katalogs abgeschrieben ist, kann man auf gleiche Weise die unter demselben liegenden Kopien wieder für den Realkatalog zu ordnen anfangen, und so auch diesen allmälig zu Stande bringen. Vielleicht wird man in der Reihe dieser Manipulationen das Geschäft des Extrahirens eingedruckter Abhandlungen vermißt haben. Wir haben es aber absichtlich bis zuletzt verschoben, weil längere Erfahrung uns überzeugt hat, daß diese Arbeit auch wirklich bis zuletzt aufgespart werden müsse, wenn nicht die Hauptarbeiten dadurch unnöthig verzögert werden sollen. Allerdings erhöht es den Gebrauch der Bibliothek um ein Großes, wenn Werke, welche Abhandlungen verschiedner Verfasser enthalten, für den Nominalkatalog, und solche, in welchen Abhandlungen verschiednen Inhalts (gleichviel ob von mehren oder von einem Vf.) für den Realkatalog extrahirt werden, und man so den Apparat der Bibliothek bis in seine kleinern Theile kennen lernt; aber diese Arbeit ist von zu großem Umfange, als daß sie (man erinnere sich nur an das blos über die Societätsschriften sich erstrekkende Repertorium von Reuß) mit der übrigen Katalogirung zugleich gefertigt und den andern Katalogen mit einverleibt werden könte. Nur die erste Grundlage dazu kann bei der Hauptkonsignirung gelegt werden, indem man bei der Abfassung einer jeden Kopie durch willkürlich zu wählende Zeichen bemerkt, ob das Buch künftige Extrahenda für den Nominal- oder Realkatalog oder für beide zugleich enthalte. Sind die obigen drei Kataloge vollendet und somit die Bibliothek in möglichst kurzer Zeit zum nächsten und dringendsten Gebrauche geeignet, so kann man es sein desto ungestörteres Geschäft seyn lassen, aus den vorhandenen einzelen Kopien diejenigen herauszusuchen, welche mit den gedachten Zeichen versehen sind, und nunmehr das Extrahiren entweder zuerst für einen der beiden Kataloge oder, wenn man Gehilfen dabei hat, für beide Kataloge zu gleicher Zeit beginnen. Aus diesen extrahirten Kopien bildet man dann am besten einen besondern Nominal- und einen besondern Realkatalog über die eingedruckten Abhandlungen. Den andern Hauptkatalogen einverleibt, würden sie dieselben übermäßig aufschwellen, und dann besonders bei dem weitern Fortführen derselben, wo es bald an Raum gebrechen würde, nicht geringe Schwierigkeiten und Verlegenheiten herbeiführen. Wieviel, was und wie extrahirt werden müsse, kann übrigens hier nicht ausgeführt werden.

II. Verwaltungskunde, der bei weitem schwierigste und bisher am wenigsten behandelte Theil der Bibliothekwissenschaft. Wer richtete nicht gern ein und organisirte, wäre es auch nur deshalb, weil es uns schmeichelt, eine neue Schöpfung hervorzubringen und dabei unsre individuellen Ansichten, Wünsche und Bedürfnisse zu realisiren und zu befriedigen. Auch ist diese kleine Eitelkeit dem Bibliothekar wol zu verzeihen, dessen größte Freuden leider gewöhnlich nur diejenigen sind, die er sich selbst macht. Aber man sollte nur auch bedenken, daß mit dem immerwährenden Schaffen die Anstalten selbst nicht weiter kommen, wenn niemand sich damit befassen will, die neuen Schöpfungen fortzusetzen und im

2) Ebert's Bildung des Bibliothekars S. 44.

Digitized by Google

Geiste ihres ersten Urhebers weiter durchzuführen. Daran fehlt es in Teutschland gewöhnlich. Entweder legt man die Hände lässig in den Schoos und läßt die Anstalt übel oder gut ihren Gang gehen, wie es der Himmel schickt, oder jeder neue Vorsteher stürmt, ohne sich um den frühern Arbeits- und Verwaltungsplan zu kümmern, auf sie hinein, reißt ein, was ihm gefällt, baut auf, wie's ihm beliebt, und entschlummert mit dem süßen Wahne, ein thätiger Bibliothekar gewesen zu seyn. Und man wundert sich noch, daß es mit mancher Bibliothek auch gar nicht fördern will? Thätigkeit ist eine schöne Tugend des Bibliothekars; aber sie kann beinahe ein Laster werden, wenn sie nicht mit fester und nöthigenfalls sich selbst verläugnender Konsequenz gepaart ist. Dies mit Anwendung auf die verschiedenen Zweige der bibliothekarischen Verwaltung durchzuführen, hoffen wir an einem andern Orte Gelegenheit zu finden; hier müssen wir uns mit der Angabe der Gegenstände begnügen, auf welche sich diese Verwaltung erstreckt. Zuvörderst gehört hieher die Erhaltung und Fortführung der innern Einrichtung im Geiste ihres frühern Urhebers, sofern solche die Anordnung, Aufstellung und Katalogirung der Bibliothek nebst den zunächst sich darauf beziehenden Arbeiten betrift. Irgend eine Anordnung ist doch immer besser, als gar keine, und — fast möchten wir hinzusetzen — eine weniger künstliche aber konsequente und ganz beendigte besser als eine inkonsequente und fragmentarische künstliche. Daß wir damit der Beibehaltung von Einrichtungen, welche gleich in der ersten Grundlage verfehlt sind, nicht das Wort reden wollen, brauchen wir wol kaum zu erinnern. Aber wenn z. B. einst jemand in Dresden die Gesetzgebungen einzeler Reiche aus der Geschichte dieser Reiche herausnehmen und in die Jurisprudenz bringen wollte, so würde er damit eine große Unkunde der Franckischen Ordnungsgrundsätze verrathen, und nicht nur eine die ganze Anstalt durchdringende Idee, sondern zugleich auch den äußern Zusammenhang der Bibliothek zerstören. Francke's erster Grundsatz war, alles soviel möglich auf historische und geographische Eintheilungsgründe zu beziehen und in dem Zusammenhange aufzustellen, in welchem es im Leben selbst und bei dem täglichen Gebrauche erscheint. Diesen Grundsatz hat er mit einer Konsequenz durchgeführt, welche nur durch eine gleiche Konsequenz wieder aufgehoben werden könte. Eine solche würde aber derjenige nicht verrathen, welcher sich mit Abtrennung des juristischen Theils begnügen wollte. Er müßte auch die naturhistorischen, archäologischen, statistischen und geographischen, kirchlichen u. a. Schriften aus den speciellen Landesgeschichten herausnehmen, wenn er seine reinwissenschaftliche Ansicht konsequent durchführen wollte. Und was würde er oder vielmehr die Bibliothek (um der bewährten Trefflichkeit des Franckischen Systems nicht zu gedenken) zuletzt damit gewonnen haben? Ein wenigstens zehnjähriges Umarbeiten beinahe der ganzen Bibliothek, eine Unschmelzung des größten Theils der Kataloge, eine gewaltige Störung des seit funfzig Jahren eingeübten Geschäftsganges, und freilich zugleich auch die Freude, nun doch endlich seine Ansichten durchgesetzt und realisirt zu haben. Ob er aber, wenn die Bibliothek nach der frühern, die ganze Anstalt durchdringenden, bis auf die einzelnsten Theile durchgeführten und seit einem halben Jahrhunderte eingeübten Einrichtung dem Publikum nicht weniger zugänglich und nützlich war, nicht besser that, sich alle diese Arbeiten zu ersparen und nur damit zu beschäftigen, sich mit Begebung seiner individuellen Ansichten in das ältere System hineinzuarbeiten und in konsequenter Fortführung desselben sich die nöthige Übung zu verschaffen, das ist eine andere Frage. Eben so würden wir es für Pflicht halten, nach der ehemals beliebten Linirmethode eingerichtete oder mit gegenseitigen Verweisungen der verschiednen Verzeichnisse auf einander versehene Kataloge, sobald sie übrigens nur gut und sorgfältig gearbeitet sind, mit gewissenhafter Treue nach ihrem ursprünglichen Plane fortzuführen, wenn wir diese Form auch sonst nicht billigen sollten. Freilich gibt es Fälle, wo auch der behutsamste und gewissenhafteste Bibliothekar zu theilweisen oder durchgreifenden Änderungen berechtigt, ja verbunden ist, aber dann verliere er doch ja die vorher bestandene Einrichtung so wenig aus dem Auge als möglich, lasse sich mehr durch die Beziehung auf den öffentlichen Gebrauch seiner Anstalt, als durch seine individuellen Ansichten leiten, und bleibe konsequent. Noch weniger können wir hier in ein Detail über den Ankauf neuer Bücher eingehen. Jede Bibliothek hat nach der Verschiedenheit ihres Publikums andere Bedürfnisse und nach der Verschiedenheit ihres Fonds verschiedene Rücksichten zu nehmen, über welche sich schlechterdings nichts allgemeineres sagen läßt, wenn man nicht einzele jener Fälle aufstellen und einzeln durchgehen kann. Läßt es sich doch nicht einmal als ein allgemein anwendbarer oder doch ausführbarer Grundsatz aufstellen, daß man bei dem neuen Ankaufe ebensowol ältere als neuere Werke beachten müsse. Wol aber kann man auch hier wieder fodern, falls nämlich die Bibliothek nicht eine durch bloßen Zufall zusammen gewürfelte ist, daß mit besonderer Rücksicht auf die früher besonders gepflegten Fächer, sobald diese den Bedürfnissen des Publikums eines gewissen Orts besonders entsprechen, fortgekauft werde. Keine Bibliothek kann Alles und viele brauchen nicht einmal von Allem zu besitzen. Wenn die Bibliothek eines Ortes, der außer einer Forstakademie keine andre höhere Bildungsanstalt besitzt, auch keine einzige Aldine aufweisen kann, so kann sie dessen ungeachtet noch immer eine für ihren Ort höchst brauchbare Anstalt seyn, wenn sie nur im Forstwesen, der Naturgeschichte und Mathematik gut besetzt ist. Andre Rücksichten sind bei solchen Bibliotheken zu nehmen, welche eine andre Tendenz haben. Wenn Monsignore Mai in die Vaticana aus der neuesten Literatur sehr wenig und lediglich nur voluminöse Werke kaufen und dabei alle spekulativen Wissenschaften ausschließen sollte, so, meinen wir, thut er sehr Recht daran, während sich ein teutscher Universitätsbibliothekar durch Annahme desselben Grundsatzes schwer versündigen würde. Die schwierigste Aufgabe haben in dieser Hinsicht die Vorsteher solcher Bibliotheken, welche in großen und stark besuchten Residenzstädten befindlich sind. Diese müssen Allen Alles seyn, dem Fremden wie dem Einheimischen. Der erste verlangt Seltenheiten und Prachtwerke zu sehen, welche den Blick auch des flüchtigen Beschauers fesseln, der letztre verlangt, bei der vielseitigen Bildung

Digitized by Google

solcher Städte, ebensowol die ältern und neuern Produkte der ernstern Wissenschaft, als die heitern Erzeugnisse der neuesten schönen aus- und inländischen Literatur, und überdies macht die Anstalt selbst wegen ihres Ranges noch besondere Ansprüche auf äußere Auszeichnung durch vorzügliche Exemplare, gute Einbände u. s. w. Je gerechter alle diese verschiednen Ansprüche sind, desto mehr ist in diesem Falle der Bibliothekar zu einer gleichmäßigen Berücksichtigung aller derselben, mit völliger Verzichtleistung auf seine eignen Ansichten und Neigungen, verpflichtet. Er muß sich in demselben Augenblicke um eine gute Incunabel wie um die Werke der Frau von Stael, um die epistolas obscurorum virorum wie um eine teutsche Ästhetik von der letzten Messe, um ein Prachtmanuscript oder einen Pergamentdruck oder Millin's Vasengemälde wie um eine Anleitung zur Holzsparkunst mit gleichem Eifer bemühen, wenn seine Bibliothek das leisten soll, was sein Publikum, und nicht mit Unrecht, von ihr verlangt. Daß übrigens der Bibliothekar mit dem ihm angewiesenen Fonds weder verschwenderisch noch ängstlich sparsam umgehen, daß er nicht blos für seine Lieblingsfächer kaufen, und daß er sich nicht aus Bequemlichkeit oder andern Rücksichten nur auf das Inländische oder auf das beschränken dürfe, was ihm gerade entgegen gebracht wird, das sind so natürliche und einleuchtende Foderungen, daß wir sie nicht erwähnen würden, wenn sie dessen ungeachtet nicht öfters unbeachtet blieben. An die bisher erwähnten Gegenstände schließt sich zunächst der Theil der Verwaltungskunde, welcher sich mit der Eignung der Anstalt für den öffentlichen Gebrauch beschäftigt. Durch das Geschäft der Anordnung und Katalogirung ist diese nur vorbereitet; ihre wahre Sanction wird erst durch die Verwaltung begründet, und zwar sowol durch eine wohl berechnete Vertheilung der Bureauarbeiten unter das Personal und Feststellung einer nicht pedantischen, aber klar gefaßten und bestimmten und das gegenseitige Ineinandergreifen der Geschäfte befördernden Form derselben, als auch durch besondere, die Benutzung der Bibliothek betreffende Gesetze. Bei diesen beiden Punkten hängt aber soviel von den besondern lokalen Verhältnissen und Einrichtungen jeder Bibliothek ab, daß wir darüber hier nichts Allgemeines sagen können. Über Bibliothekgesetze ist an einem andern Orte [3]) einiges gewünscht worden; in Hinsicht der Bureauarbeiten aber reducirt sich alles Allgemeinere darauf, daß diese, wenn die Geschäfte von mehren Personen geführt werden, nicht ungleich und auf solche Art vertheilt werden dürfen, daß eine und dieselbe Person Geschäfte erhält, welche sich gegenseitig einander stören. So ist es z. B. rathsam, die Fortführung der sämtlichen Kataloge einem und demselben Subjekte zu übertragen (wenigstens darf die Führung des Lokal- und Realkatalogs, welche beide zu einander in gegenseitiger naher Beziehung stehen, auf keine Weise unter mehre vertheilt werden), welches man aber dann billig von aller Besorgung der Leser, die eine unaufhörliche Unterbrechung verursacht, befreien muß. Auch kann diesem am besten noch die Besorgung des Ankaufs aus Auktionen und des Buchbindens übertragen werden. Den currenten Ankauf nebst dem Rechnungsführen muß dagegen ein besondres Subjekt besorgen, und daß das Besorgen der Leser nebst der Führung der Ausleihejournale ein besondres Geschäft anderer Subjekte seyn müsse, leuchtet von selbst ein. Wie diese verschiednen Geschäfte aber unter einander in solche Verbindung zu bringen seyen, daß durch die Journale des einen immer wieder die des andern kontrolirt werden können und ein in irgend einem dieser Geschäfte vorgefallner Irrthum leicht in seiner ersten Quelle zu entdecken sey, werden wir an einem andern Orte ausführen, wo wir auch den etwas zarten Punkt der disciplinarischen Verhältnisse bibliothekarischer Personale zu ihren Vorgesetzten und der Anstalt selbst, so wie ihrer kollegialischen und amtlichen unter einander berühren werden. Übrigens kann auch hier Einfachheit im Geschäftsgange nicht genug empfohlen und vor überflüssigen und lästigen Formen und zuvielen Schreibereien nicht dringend genug gewarnt werden, welche ohnehin desto entbehrlicher werden würden, wenn auf den Bibliotheken besondre wöchentliche oder wenigstens monatliche amtliche Konferenzen des gesamten Personals, die obersten Behörden nicht ausgeschlossen, gehalten würden. Man thut dies auf Schulen und Universitäten längst; sind denn die Bibliotheken nicht eben so gut öffentliche Bildungsanstalten, als jene?

Bei diesen allgemeinen Abrissen, zu denen uns die Gränzen dieses Artikels nöthigten, mußte vieles übergangen werden, was der Leser vielleicht hier erwarten konte. Und so müssen wir auch Verzicht auf die in einer besondern, bereits öfter angeführten Schrift gelieferte Darstellung der Foderungen leisten, welche an den Bibliothekar gemacht werden können und sollen. Möchten diese Foderungen sowol von denen, welche sich diesem Geschäftskreise widmen, als auch von den Oberbehörden immer mehr anerkant, und dadurch, nicht durch fremdartige und anderswoher entlehnte Titel und Auszeichnungen, dem Amte auch die äußere Würdigkeit verliehen werden, deren es jetzt in der Meinung des größern Theils des teutschen gelehrten Publikums entbehrt, welchem es noch nicht klar geworden zu seyn scheint, daß der tüchtige Bibliothekar nicht blos ein gründlicher und vielseitiger Gelehrter, sondern zugleich auch in demselben Grade ein erfahrner und geübter Geschäftsmann seyn müsse, und in dieser letztern Eigenschaft nöthigenfalls, wenn ihn nicht der Geist seines Amtes und Berufes gegen kleinliche Begehrungen verwahrte, selbst einen Vorrang vor denen begründen könte, welche sich nur in einem einzelen Fache dessen rühmen können, was man in Teutschland gewönlich gründliche Gelehrsamkeit zu nennen pflegt. (*Ebert.*)

BIBLIOTHEK, Bibliothekar, in diplomatischer Hinsicht nur in frühern Jahrhunderten gebräuchlich. — Der eigentliche Begriff, wonach unter diesen Worten eine Büchersamlung und ein Aufseher oder Bewahrer derselben verstanden wird, blieb dabei zum Grunde liegen, und ward nur ausgedehnt. Je seltener vor Erfindung der Druckerei Bücher waren, und je höher ihr Preis, wegen geringer Verbreitung der Schreibkunst, um so sorgfältiger war man auch in Aufbewahrung der aus denselben Ursachen nur kleinen Samlungen. Könige, reiche Für-

3) Ebert's Bildung des Bibliothekars S. 62. ff.

Digitized by Google

sten, der Papst, bemittelte oder mit gelehrten Mönchen besetzte Kathedralkirchen und Klöster konten nur dergleichen anlegen. Jene ließen sie in ihren Palästen, diese an einem abgeschlossenen Orte in den Kirchen aufstellen. Zu Aufsehern wurden vorzüglich geschickte, der Schriften kundige Männer gewählt. Ihnen vertraute man daher auch bald die Aufbewahrung der Urkunden und öffentlichen Akten an, weil sie erfoderlichen Falls am besten im Stande waren, solche zu lesen und ihren Inhalt vorzutragen. So wurden Bibliotheken, armaria – scrinia palatii, ecclesiae, auch Archive, Bibliothekare zugleich Archivare. — Ihre vorzügliche Brauchbarkeit verschaffte ihnen Achtung und Ansehen, veranlaßte auch, daß sie zugleich in den Kanzleien gebraucht wurden, um den Schreibern Briefe und wichtige Urkunden in die Feder zu diktiren. Sie vertraten also auch die Stelle der Kanzler, oder bekleideten deren Amt neben ihrem eigentlichen. Am längsten erhielt sich diese Einrichtung bei den Päpsten, bei welchen gewöhnlich ein Kardinal die Stelle eines Bibliothekars hatte. In päpstlichen Bullen bis zum 12. Jahrhundert findet sich daher häufig die Schluß- oder Recognitionsformel: datum — data — per manus N. *Bibliothecarii* — auch wol mit dem Zusatz: et *Cancellarii* — S. Rom. Ecclesiae — oder S. Apostolicae sedis etc. (*v. Arnoldi.*)

BIBLIS. Name einer Schmetterlings-Gattung in *Fabricii* Systema Glossatorum. Ein Bruchstück dieses im Druck nicht weiter erschienenen Systems, findet sich in Illiger's Magazin für Insektenkunde Bd. 6. S. 277. und ff., woselbst (S. 281.) folgende Merkmale dieser Gattung angegeben sind. „Taster lang, doppelt länger als der Kopf, dreigliedrig; drittes Glied kaum kürzer, nickend. Fühler nach außen dicker (Putzfüße)." Fabricius gibt 37 zu ihr gehörige Arten an, von welchen Biblis, Leucothoe, Nauplia, und Neaera Fabricii genant sind. Latreille (Genera Crustaceorum et Insectorum 4. S. 194.) zieht diese Gattung mit zu seiner Gattung Nymphula, indessen sind die Gattungsmerkmale, besonders an einigen Arten, als Papil. Biblis F. Hyperia Cram. und den gleichfalls hieher gehörigen Pap. *Hithuia* F., Polinice Cram. so hervortretend, daß diese Gattung, wenn auch mit Ausschluß einiger Arten, wol für sich bestehen möchte, obgleich der Name derselben nicht Statt finden kann, indem solcher schon früher für die oben genante Art von Fabricius verbraucht ist *). (*Zincken gen. Sommer.*)

Biblis und Biblos, in d. alten Geogr., s. Byblis, Byblos.

Biblistae, s. Scholastiker.

BIBLISCHE ARCHÄOLOGIE oder Alterthumskunde, heißt die Wissenschaft, welche uns mit dem Natur- und Gesellschaftszustande derjenigen Völker bekant macht, unter welchen die biblischen Schriften entstanden sind, und auf welche dieselben mittelbar oder unmittelbar Bezug nehmen. Sofern sie uns mit dem Schauplatze der Bibel, dem Geiste, den Sitten, der Denkweise, u. den Verfassungen des Morgenlandes vertraut macht, ist sie eine der wichtigsten Hilfswissenschaften des biblischen Exegeten, und steht zu der biblischen Exegese in demselben Verhältniß, wie die griechischen und römischen Alterthümer zu dem Studium der klassischen Schriftsteller. Die Gränzen derselben können enger und weiter gesteckt werden, je nachdem man den Begriff der Archäologie bestimt. Nimt man das Wort in dem Sinne, in welchem es Dionysius von Halicarnaß und Josephus bei den Titeln ihrer Werke genommen, so umfaßt es auch die Geschichte und Erdbeschreibung mit, und geht darauf aus, eine vollständige Einsicht in den alten Zustand jener Völker zu gewähren. In diesem Umfang hat z. B. Jahn (s. unten) die biblische Archäologie behandelt. Gewöhnlich schließt man die Geschichte aus, und unterscheidet die Archäologie so von derselben, daß jene die fortschreitende Entwickelung, diese den bleibenden Bestand der Völker beschreibt. Sie verhält sich dann zur alten Geschichte, wie die Statistik zur neuern. Von der engsten Bedeutung des Wortes Archäologie, wo es auf bloße Kunstdenkmäler bezogen wird, kann hier beim Schauplatz der Bibel, welcher fast gar keine dergleichen Denkmäler aufzuweisen hat, kaum die Rede seyn. Der Begriff der biblischen Archäologie ist aber ein weitrer, als der der hebräischen oder jüdischen, sofern erstere sich nicht blos auf die Hebräer in ihren verschiedenen Perioden, sondern auch auf die übrigen in der Bibel erwähnten Völker, soweit die Kentniß ihrer Alterthümer dem Bibelforscher ein Licht gewähren kann, bezieht. Dieses sind theils die mit den Hebräern stammverwandten, sogenanten semitischen Völker, Phönizier, Syrer, Babylonier, Mesopotamier, Araber, Äthiopier, Ammoniter, Moabiter, Idumäer, Philister; theils die ihnen in gewissen Zeiten politisch-verbundenen Ägypter, Assyrer, Meder, Perser, Griechen und Römer, aus deren Alterthümern aber lediglich das herausgehoben wird, was in einem Bezug auf die biblischen Schriften steht. Die hebräische Archäologie macht indessen begreiflich den bedeutendsten Theil derselben aus. Das über die fremden Völker Beizubringende kann dann entweder nach ethnographischer Methode besonders vorgetragen werden, was das beste ist, oder nur beiläufig an die hebräische Archäologie zur Vergleichung angeknüpft werden, wodurch man aber keine vollständige Übersicht von den Eigenthümlichkeiten jener Völker erhält. Bei Behandlung der hebräischen Alterthümer unterscheidet man gewöhnlich, wie bei den griechischen und römischen, den politischen, bürgerlich-gesetzlichen, häuslichen und kirchlich-religiösen Zustand des Volkes: eine andre Anordnung hat aber neulich de Wette (im Lehrb. der hebr. Archäologie) angewandt, bei welcher auch die physische Geographie hineingezogen wird. Er theilt nämlich das Ganze in den Natur- und Gesellschaftszustand. In jenem erscheint der Mensch in Verhältniß zur Natur, a) im passiven Verhältniß (dah. physische Geographie, Zoologie, Botanik, Anthropologie), b) im activen, wie er die Natur bezwingt, sich dienstbar macht und zur Erhaltung und Verschönerung seines physischen Lebens benutzt (dah. Jagd, Viehzucht, Landbau; Handwerke und Künste; Wohnung, Kleidung, Speisen). In diesem erscheint er in Verhält-

*) S. Cramer uitlandsche Kapellen Tab. 236. Fig. E. F. Pap. Hyperia u. Tab. 195. Fig. D. E. Pap. polynice.

Digitized by Google

niß zu seines Gleichen, und zwar a) im politischen, wozu auch das kirchlich-religiöse gehört, b) im geselligen c) im wissenschaftlich-ästhetischen Verhältnisse. Daß die Wissenschaft außerdem historisch, d. h. mit Unterscheidung der verschiednen Zeiten und Verhältnisse, behandelt werden muß, bedürfte kaum der Erinnerung, wenn es nicht von den frühern Archäologen sehr vernachlässigt worden wäre. Dieses ist um so nöthiger, da die Bibel einen sehr bedeutenden Zeitraum und sehr verschiedene Bildungszustände umfaßt. Unentbehrlich ist diese Wissenschaft zuvörderst dem Bibelleser, selbst dem ungelehrten [1]), weil ohne Kentniß der uns ziemlich fern liegenden Sitten und Denkweise des morgenländischen Alterthums an kein lebendiges und richtiges Verständniß der biblischen Urkunden zu denken ist, und diese Unkentniß schon häufig zu schiefen Beurtheilungen der Bibel veranlaßt hat (dah. selbst apologetisches Interesse); interessant ist sie aber auch an sich, weil sie uns mit den bürgerlichen, intellectuellen, religiösen Verhältnissen mehrer höchst wichtiger Völker des Alterthums bekant macht, und einen tiefen Blick thun läßt in die früheste Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts.

Die Quellen der biblischen Archäologie sind 1) die Bibel A. und N. T. selbst, aus welcher die Notizen theils entlehnt, und zusammengestellt, theils erläutert werden. 2) Die Schriften des Josephus und Philo, von ersterem namentlich die 20 Bücher der jüdischen Archäologie, 7 Bücher vom jüdischen Kriege, 2 Bücher gegen den Apion. Bei Benutzung dieser Schriften für archäologische Zwecke muß man aber nie vergessen, daß Josephus nur für seine Zeit ein vollgiltiger Zeuge ist, während ihm für die ältere blos der Rang eines späteren Interpreten angewiesen werden kann, der im Ganzen gut zu nennen ist, dem aber doch gründliche Sprachkentniß und historische Kritik abgeht, und auf welchen seine patriotisch-apologetische Tendenz und das Streben, alles zu gräcisiren und romanisiren, nachtheilig wirken mußte. Der Interpret des N. T. kann ihn daher sichrer gebrauchen, als der des A. T. Viel archäologische Gelehrsamkeit liegt in den Noten von Bernard zu den ersten Büchern der Archäologie, welche der Havercamp'schen Ausgabe einverleibt worden. Bei Philo sind die Nachrichten sparsamer; zuweilen widersprechen sich beide auf eine ziemlich befremdende Art, z. B. bei Beschreibung des hohenpriesterlichen Orakelschildes [2]), woraus man sieht, daß sie beide wohl nicht durch Autopsie unterrichtet waren. 3) Der Talmud und die Rabbinen. Da der Talmud die gegen die Zeit Christi hin unter der pharisäischen Partei geltenden Satzungen und näheren Bestimmungen des mosaischen Gesetzes enthält, so kann er für die frühere Zeit und die Sachauslegung des A. T. nur von geringem Interesse seyn (zumal die spätern Schriftgelehrten den Geist des mosaischen Gesetzes so häufig verkant haben), aber von desto größerem ist er für die spätere Zeit und das N. T., und die aus dem Talmud und den Rabbinen gesammelten Erläuterungen des N. T. von Lightfoot u. Wetstein enthalten auch zahlreiche Parallelen antiquarischer Art. Die älteren Archäologen haben dieser Quelle übrigens zuviel getraut, und einige abgeschmackte Fabeln derselben, z. B. daß in Jerusalem keine Hähne geduldet worden, weil sie häufig unreine Sachen aus der Erde kratzten [3]), widerlegen sich aus der h. Schrift selbst (Matth. 26, 35. Marc. 14, 30. 68. 72) und zeigen die Unzuverlässigkeit und Einseitigkeit dieser Quelle [4]). 4) Die griechischen und römischen Schriftsteller. Vergleicht man das, was uns die Klassiker über das jüdische Volk, dessen Geschichte und Alterthümer erzählen, mit dem, was wir aus den untrüglichen einheimischen Nachrichten der Bibel wissen, so gewährt uns dieses blos die traurige Gewißheit, wie über alle Vorstellung unzuverlässig und mit den gröbsten Irrthümern vermischt die Kentniß der Griechen und Römer von auswärtigen Völkern war, und wie verlassen der Geschichtsforscher da ist, wo er nicht durch einheimische Quellen, Denkmäler u. s. w. unterstützt wird. Namentlich in Ansehung der Juden scheinen die ernsthaftesten und sonst forschendsten Schriftsteller, wie Tacitus, bloßen über dieses schon in Rom verachtete und verspottete Volk umherlaufenden Pöbelgerüchten gefolgt zu seyn, und Josephus, ob er gleich zuletzt in Rom lebte, scheint seinen Zweck, den Griechen und Römern richtigere Vorstellungen von seinen Landsleuten beizubringen, nicht erreicht zu haben, im Gegentheil ungekant und unbeachtet geblieben zu seyn. Ein großer Theil dieser Mährchen mag auch wohl den Syrern aus der Zeit Antiochus IV., und den Ägyptern zur Last fallen, die alles anwendeten, die Religion der Juden dem Gelächter und der Verachtung preis zu geben, und dieses wirkte denn so, daß man, wie in dem Verhältniß gegen die Christen, kaum guten Willen genug hatte, sich besser zu unterrichten. Daher läßt noch Tacitus [5]) die Juden vom Berge Ida in Kreta abstammen, wegen des Aussatzes nach dem Rath des Orakels aus Ägypten vertrieben werden, und in ihrem Heiligthum das Bild eines Esels aufstellen, (nach Andern: anbeten, s. *Jos.* c. Apion. 2, 7. *Petron.* fragm. 34, nach Scaliger's Verbesserung: cilli) weil dieses Thier ihnen in der Wüste, als sie von Durst gemartert waren, den rechten Weg und eine Quelle angewiesen hatte. Daneben gibt er aber eine sehr schöne Beschreibung der Lage und Fruchtbarkeit des Landes. Ähnliche Fabeln erzählt Dio Cassius [6]). Plutarch [7]) läßt die Hebräer den Schweinen, von denen sie den Ackerbau gelernt, göttliche Ehre erweisen, auch Laubhüttenfest und Sabbath dem Bacchus zu Ehren feiern. Pausanias [8]) beweist die Sterblichkeit der Silenen aus dem im Lande der Hebräer befindlichen Monument des Sile-

1) Vgl. die für diese Klasse berechneten Schriften von Burder, Rosenmüller. 2) Joseph. Archäol. III, 9. Philo im Leben Moſis T. II. S. 152. ed. Mangey.

3) Gem. Cod. Baba Kama fol. 82. col. 2. l'Empereur zu d. St., *Spanheim* Geogr. s. S. 103. 4) Über die Glaubwürdigkeit des Talmud in antiquarischen Dingen s. *Seb. Rauii* Diss. phil. theol. de eo, quod fidei merentur monumenta Judaeorum Sacris in antiquitatibus et sensu eorum mystico, in *Oelrichs* Collect. opusce. hist. philol. theol. T. I. P. II. S. 162 ff. *Wolf* bibl. hebr. II, S. 1095 ff. *Fabricii* Bibliographia antiquaria cap. 1, 3. 4. *Brunsmann* Diss. de Judaica levitate sive de ea, qualem Judaei de rebus sacris patriis testantes mereantur fidem. Hafniae 1705. 5) Hist. V. 1. 2. 6) XXXVII, 17 ff. 7) Quaest. sympos. IV, 5. 8) VI, 4.

Digitized by Google

nus u. s. w. Etwas mehr mit der Bibel übereinstimmende Nachrichten gibt schon Justinus [9]), aber auch er macht Abraham und Israhel zu Königen von Damascus, Moses zu einem Sohn des Joseph, läßt die Juden am Sabbath fasten (welcher Tag gerade vom Fasten ganz ausgeschlossen ist): auch Strabo (B. 15). Selbst von physischen Erscheinungen in Palästina, z. B. dem todten Meere, geben Tacitus und Justin sehr übertriebene Beschreibungen. Wie bei den ähnlichen Pöbelgerüchten über die Christen, ist es auch hier interessant, der Entstehung derselben nachzuspüren, und meistens wird man finden, daß nur grobes Misverständniß irgend einer Thatsache zum Grunde liege. Die Nachricht, daß die Juden wegen des Aussatzes aus Ägypten getrieben worden, scheint von der üblen Nachrede der Ägyptier auszugehen, und ist wegen des audiatur et altera pars nicht uninteressant; die Abstammung vom Ida in Kreta beruht auf Combination der Namen Ida und Juda, wobei aber auch die Abstammung der Philister aus Kreta (1 Mos. 10, 14. Amos 9, 7) berücksichtigt seyn könte; die Anbetung des Esels im Heiligthum konte in den darin befindlichen Cherubs, welche vielleicht die römischen Soldaten bei der Zerstörung spottend so nanten, ihren Grund haben [10]). Einige ältere Schriftsteller, welche die jüdische Geschichte und Alterthümer in besondern Schriften behandelt, oder sonst viel über dieselben beigebracht hatten, als Alexander Polyhistor, Aristobulus, Hecatäus von Abdera (ein Freund der Juden) sind verloren gegangen, und nur noch aus den Auszügen bekant, welche Josephus contra Apionem und Eusebius de praeparatione evangelica geben, und auch unter diesen waren erklärte Feinde der Juden, z. B. Apion (s. diesen Art.) [11]). Wichtiger sind die Klassiker für die auswärtigen Völker, und hier sind besonders ergiebig: Herodot besonders im ersten und zweiten Buche für Ägypten, welches er selbst besuchte, und Babylonien, wo es aber zweifelhaft ist, ob er als Augenzeuge rede [12]). Ctesias für Persien; Xenophon, dessen Nachrichten über Babylonien und Medien in der Cyropädie oft mehr mit den biblischen übereinstimmen, als die des Herodot, und keinesweges in das Gebiet der Romantik verwiesen werden dürfen [13]); Diodor von Sicilien, besonders B. 1—3, vielleicht für diesen Zweck der reichhaltigste von allen; Strabo besonders im 15. bis 17. Buche; Plinius, dessen in seiner Naturgeschichte gelieferter Schatz alterthümlicher Notizen auch dem biblischen Antiquarier unentbehrlich ist. — 5) Orientalische Schriftsteller. Die arabischen Geographen und Naturhistoriker, sind allerdings am wichtigsten für die biblische Geographie (wovon unten). In antiquarischer Rücksicht verdienen aber besonders der Zend-Avesta und Koran genant zu werden, welche nicht wenige Berührungen mit sittlichen und volksthümlichen Vorstellungen der Bibel enthalten [14]). 6) Kunstdenkmäler. Für die hebräischen Alterthümer im engern Sinne finden sich wenige Kunstdenkmäler, da die bildende Kunst den Hebräern fremd, und selbst durch die Religion verboten war, und die Baudenkmäler aus älterer Zeit durch die beispiellosen Verheerungen, welche Palästina in den verschiedenen Zeiten erlitten hat, alle vernichtet sind. Zwar zeigen die mönchischen Ciceroni Palästina's leichtgläubigen Reisenden noch überall vorgebliche Überbleibsel aus der Zeit des N., selbst des A. T., und führen sie zu den Gräbern der Könige und Richter, zu dem Grabmale der Rahel, und der Säule Absalom's; allein es bedarf nur geringer Kritik, um darin Denkmäler aus der römischen, ja öfters aus der muhammedanischen Zeit zu finden. Aus der Gegend diesseit des Jordans sind die Spuren eines höhern Alterthums fast ganz verschwunden; etwas besser haben sie sich in den weniger betretenen Provinzen jenseit des Jordan erhalten, wiewol die dort vorhandenen Ruinen, z. B. von Gerasa, Ammân (oder Philadelphia) auch nicht über die Zeit der Römer, höchstens der Seleuciden hinausgehen. Das wenige noch vorhandene ist 1) der Triumphbogen des Titus zu Rom (durch den noch jetzt kein Jude geht), auf dessen innern Seite im Basrelief ein Theil des Triumphzuges abgebildet ist, namentlich einige Spolien aus dem Tempel zu Jerusalem, z. B. der siebenarmige Leuchter, der Schaubrottisch, die heiligen Trompeten. Auch hierauf scheint aber, wie einige Verzierungen zeigen, der römische Geschmack seinen Einfluß geübt zu haben [15]). 2) Die jüdischen Münzen aus der maccabäischen Zeit, gewöhnlich fälschlich samaritanische genant, weil der Typus ihrer Inschriften mit dem samaritanischen Ähnlichkeit hat. Um die Erläuterung derselben hat sich vor allen der Spanier Franz Perez Bayer, Archidiakonus zu Valencia, und früher Instruktor des spanischen Infanten, ein trefflicher Paläograph [16]), Verdienste erworben, und in späteren Schriften zugleich die zum Theil gesuchten und sonderbaren Einwürfe, welche unser Landsmann, O. G. Tychsen

9) XXXVI, 2. 3. 10) S. *Ph. Jac. Crophius* sacra in profanis s. res scripturae sacrae in scriptt. gent. obvias illustr. Jenae 1722. 4. *Carsten* Comment. de monumentorum Judaicorum ex scriptoribus exteris antiquis, cum Graecis tum Latinis, collectione. Hannov. 1747. 8. *Jo. Reiske* diss. de scriptorum Romanorum iudaicam circa historiam falsis narrationculis. *G. Casp. Kirchmaieri* exercit. ad Tac. hist. V. capita aliquot priora de rebus moribusque Judaeorum. *Jo. G. Artopoei* Elenchus errorum a Justino circa res Judaicas Lib. XXXVI. c. 2 admissorum. Alle drei in *Schlaegeri* fasc. de antiquitt. sacris et profanis. Helmstad. 1742. 4. *Worm* de corruptis antiquitatt. jud. apud Tacitum et Martialem vestigiis. Hafniae 1693. 94. 4., in *Ugolini* Thes. T. II. *E. A. Schultze* de Hebr. antiqua vestigiis in *Horatii* eclogis, in dessen Exercitatt. philol. fasc. II. Hag. Comitum 1774. 8. *Friemert* Orat. de gentilium et Christianorum quorundem conviciis in Judaeos ex ignoratione rerum orientalium maximam partem ortis. An s. Observatt. miscell. 11) Über Hecatäus Abderita s. *Hecataei* Abderitae Eclogae s. fragmenta integri olim libri de historia et sacris vett. Hebraeorum, c. not. *Jos. Scaligeri* et comment. perpetuo Zornii. Altonae 1730. 8. Eichhorn's Allgem. Bibl. der bibl. Literatur B. 5. S. 431 ff., dagegen *Gaab* Animadversa ad antiquiorem Judaeorum historiam. Tubingae 1811. §. 3. 12) S. I, 181. 183. 193, vgl Wesseling im Leben Herodot's vor Schweighäusers Ausgabe T. I. pag. XXI.

13) S. *Witring.* ad Jes. I, 417. Jahn's Archäol. II, S. 223 ff. Heerens Ideen I, S. 167 ff. Mein Kommentar zum Jes. I, 469. 14) S. *Chr. Ben. Michaëlis* Dissert. philol. Hebraeorum Antiquitates e Corano illustrans, Halae 1739. 4., in *Pott* Syllogo commentatt. theol. Vol. II. no. 4. 15) S. *Hadr. Reland* de Spoliis templi hierosolymitani in arcu Titiano Romae conspicuis. Traj. ad Rhenum. 1716. ed. II. curavit *Ern. Aug. Schulze.* Traj. ad Rhenum 1775. 16) De Nummis Hebraeo-Samaritanis. Valentiae Edetanorum 1781. gr. 4.

Digitized by Google

gegen die Echtheit dieser Münzen erhoben hat [17]), gründlich widerlegt [18]), worauf auch Chr. Th. Tychsen noch einige schöne Beiträge zu ihrer Erklärung geliefert hat [19]). — Weit ergiebiger ist diese Quelle bei den übrigen Völkern, die wir oben in das Gebiet der biblischen Alterthumskunde gezogen haben, und es sey erlaubt, hier wenigstens auf Einiges hinzudeuten. Vorzüglich interessant sind die Bildwerke an den Wänden der ägyptischen Tempel und Paläste, welche uns eine Menge von Gegenständen aus der ägyptischen, und mittelbar hebräischen Alterthumskunde versinnlichen. Da sehen wir die Pracht der Rosse und der Kriegswagen, die die ägyptischen Heere zur Zeit Mose's und Jesaia's so furchtbar machten (2Mos. 14, 6 ff. 15, 1 ff. Jes. 31, 1. 36, 9. Ezech. 17, 15) und deren die Klassiker nicht ohne Übertreibung erwähnen [20]), bald in Schlachten, bald in Triumphzügen [21]); die heilige Kiste (gleich der Bundeslade) in Prozession der Priester umhergetragen [22]); die Cherubim mit den ausgebreiteten Flügeln, die heiligen Leuchter und Schaubrote [23]); die buntgewirkten babylonischen Gewande der Asiaten [24]) u. s. w. In der Samlung des Herrn Belzoni zu London findet sich unter andern ein von einer Mumie genommenes Brustschild von einem grünen Halbedelstein mit symbolischen Figuren, welches für das Abzeichen des Oberrichters [25]) gehalten, und dann mit dem Brustschild des Hohenpriesters verglichen werden kann. Die phönizischen Inschriften und Münzen liefern manche Aufschlüsse, besonders über die Mythologie der Phönizier, welche auch bei den Hebräern lange Zeit Eingang gewonnen hatte. Häufig finden wir da die Götternamen Baal (בעל) und Astarte (עשתרת) theils als solche, theils in den Eigennamen; anderswo die Götter unter manchen Beinamen, welche den Charakter derselben bezeichnen [26]). Für die Geschichte der Ptolemäer und Seleuciden, welche tief in die Begebenheiten der Maccabäer eingreift, sind die zahlreichen Münzen dieser beiden Dynastien von großem Nutzen [27]). Die Bildwerke auf den Ruinen von Persepolis endlich haben sowol über Trachten, als über religiöse Vorstellungen und Symbole schon manches Licht verbreitet. — Ein wichtiges Hilfsmittel sind 7) neuere Reisebeschreibungen, sowol für die physische Geographie, als auch für Sittenschilderungen, sofern die Sitten des Orients sich im Ganzen weniger verändert haben. Viele dieser Reisenden haben geradezu den Zweck gehabt, Forschungen über biblische Gegenstände anzustellen, andere haben dieses wenigstens beiläufig gethan. Freilich sind aber leider nicht alle mit den sprachlichen, antiquarischen und naturwissenschaftlichen Kentnissen ausgerüstet gewesen, die eine solche Reise allein für die Wissenschaften ersprießlich machen können, und durch welche sich namentlich unsere zu früh verstorbenen Zeitgenossen U. F. Seetzen und J. L. Burckhardt so vortheilhaft auszeichneten. Es kann hier nicht der Ort seyn, eine vollständige Literatur dieser Reisebeschreiber zu geben, welche man für die frühere Zeit bei Meusel u. A. [28]) findet; nur die Namen der wichtigsten Reisenden nebst den Gegenden, die sie untersucht haben, sollen hier genant werden, und die Titel der neuesten Reisewerke, welche man dort nicht aufgezeichnet findet. Die ältesten Reisen von Breitenbach (1482), Radzivil (1582—1584) u. A. findet man in der „bewährten Reisebeschreibung des heiligen Landes." Nürnberg 1609. Fol. Im 16ten und 17. Jahrhundert durchreis'ten Palästina, Ägypten und Arabien, Pierre Belon (1537), d'Arvieux (1663 ff.) Fr. F. v. Troilo (1666 — 69), Maundrell (1697), Persien und und Ostindien der franz. Ritter J. Chardin (1664 ff.); aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gehören hieher Th. Shaw (1730), Richard Pococke, der Sohn von Ed. Pococke (1737 ff.), Korte (1738), der Schwede Hasselquist, ein Schüler von Linné (1749 — 52); in der zweiten Hälfte der Judenbekehrer Stephan Schulz (1754 ff.), Mariti (1760 — 68), Carsten Niebuhr (1762 ff.), Volney (1783 — 1785); im 19. Jahrhundert F. A. de Chateaubriand (1807 ff.), U. F. Seetzen (1803 — 1814, wo er in Arabien durch Gift starb) [29]); Ed. Dan. Clarke [30]) (1809), J. S. Buckingham (1816) [31]), Legh (1818. [32]), J. L. Burckhardt (1810 — 19) [33]), J.

17) O. G. Tychsen die Unechtheit der jüdischen Münzen bewiesen. Rostock 1779. 8. Dessen distribe de nummis hebr. 1791. 8. Dess. assertio epistolaris de peregrina nummorum Hasmonaeorum origine. Rostoch. 1794. 4. 18) *F. P. Bayer* vindiciae nummorum hebr. Sam. Valentiae 1790. 4. Dess. Legitimidad de las monedas hebr. Sam. Valencia 1793. 19) *S. Chr. Th. Tychsen* de nummis hebr. Sam. Paralipomena, Comment. soc. Gott. Vol. XI. 20) *Hom.* Il. 9, 383. *Diod.* 1. 45. 21) Description de l'Egypte, Antiquités, Vol. II. pl. 9. 12. 31. 32. *Denon* Voyage en Egypte, pl. 133. 22) Description de l'Egypte Vol. I. pl. 70, no 1. 23) Ebend. Vol. II, pl. 44. 24) Jos. 7, 21. *Belzoni* Recent Operations and Discoveries tab. 6—8. 25) *Aelian.* var. hist. XIV, 34. *Diod.* I, 75. 26) Nur einige Beispiele, welche von den gerade ganz kürzlich auf den Trümmern von Karthago durch Humbert entdeckten punischen Grabsteinen genommen sind (s. *H. A. Hamaker* distribe philol. critica aliquot monumentorum punicorum nuper in Africa repertorum interpretationem exhibens. Lugd. Bat. 1822. 4.). Zwei dieser Denksteine haben als Abzeichen eine ausgestreckte Hand, woraus wir nun erfahren, weshalb auch bei den Hebräern eine Denksäule den Namen Hand führte, z. B. die des Absalom die Hand Absalom's genant wurde. Sie sind der Göttin תנת (d. i. תרזת s. תנלת) und dem Gotte תלד בעל (בעל תולד), also dem Baal und dem ihm zur Seite stehenden weiblichen Prinzip (der Astarte) gewidmet, welche hier als Götter der Zeugung stehen, woraus sich der üppige Cultus des Baal-Peor, der Astarte, und Molitta, und beiläufig auch noch der Canaanitische Städtename תרזלד Jos. 15, 30 erklären.

27) S. *Vaillant* Seleucidarum imperium s. Historia regum Syriae, ad fid. Numismatum accommodata. Lutetiae Paris. 1681. 4. *Frölich* Annales regum Syriae nummis illustrati. Vindob. 1744. fol. 28) S. *Meusel* bibl. hist. Vol. I. P. II. S. 70 ff. Oedmann vern. Samlung aus der Naturkunde, Vorrede 1. Th. 1. 2. *Murray* Asia. London 1820. 4 Voll. 8. 29) In von Zach's monatlicher Korrespondenz zur Beförderung der Erd- u. Himmelskunde, B. 12 ff. und in den Fundgruben des Orients, vgl. auch a brief account of the countries adjoining the lake Tiberias, the Jordan, and the dead Sea. London 1810. 30) *Ed. Dan. Clarke* Travels in various countries of Europe, Asia and Afrika. 6 Vols. 8vo. 4. Ausg. 1818. 31) Travels in Palestina through the countries of Bassan and Gilead, including a visit to the cities of Geraza and Gamala in the Decapolis. London 1821. 4. Eine stark epitomirte Übers. Jena 1822. 32) Hinter *W. Macmichael* Journey from Moscou to Constantinople in the Years 1817. 1818. London 1819. 4. 33) *J. L. Burkhardt* Travels in Nubia. Ed. II. Lon-

M. A. Scholz [34]). Vorzüglich oder ausschließlich nach Persien gerichtet waren die Reisen von Jac. Morier, und zwar dessen zweite Reise (1810 — 1816), Sir Will. Ouseley; nach Ägypten die von Vivant Denon [35]), W. Hamilton [36]), Belzoni [37]), Cailliaud [38]); nach Äthiopien von Bruce, und Salt [39]). Mehre ältere Reisebeschreibungen, welche für den biblischen Exegeten und Orientalisten von Interesse seyn könten, sind in Übersetzungen und Auszügen, zum Theil mit Anmerkungen, in folgender Samlung vereinigt: Paulus Samlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient in Übersetzungen und Auszügen. Mit Kupfern und Karten u. s. w. Jen. 1792 ff. 7 Theile 8. Auch haben sich mehre Schriftsteller damit beschäftigt, unmittelbare Anwendungen von den Reisebeschreibungen auf Bibelerklärung und Archäologie zu machen und zwar theils nach der Reihe der Bücher und Stellen, wie Luft u. Eskuche [40]), Sam. Burder und Rosenmüller [41]); theils in systematischer Zusammenstellung, wie Th. Harmar [42]), zum Theil auch blos mit Anwendungen auf einzele Theile der biblischen Archäologie, wie z. B. Paulsen's Schriften über die Regirung der Morgenländer 1755. 4., und den Ackerbau der Morgenländer 1748. 4. Daß die teutschen Bibelforscher, denen es an Zeit, Mitteln und auch wol an Sinn zu solchen größern Reisen fehlt, die Herbeischaffung der Materialien in dieser Rücksicht ganz vorzüglich den Engländern verdanken, wird schon die obige Übersicht zur Gnüge gezeigt haben.

Was die Bearbeitung der biblischen Archäologie betrifft, so hat man sich erst spät zu einer umfassenden Behandlung derselben erhoben, und sich früher fast ausschließlich auf die kirchlichen Alterthümer der Juden beschränkt [43]). Die erste umfassendere Behandlung der hebräischen Alterthümer gab Thomas Goodwin, wozu Jo. Gottl. Carpzov einen gelehrten und brauchbaren Kommentar lieferte [44]). Alle diese frühern Schriftsteller, wie auch Iken und Wähner [45]), haben indessen noch blos von der Bibel, den Rabbinen, und höchstens hier und da von Klassikern Gebrauch gemacht, ohne zugleich Reisebeschreiber und orientalische Schriftsteller zu benuzen. Diese vielseitige, lebendigere Behandlung der biblischen Alterthümer datirt sich vorzüglich erst von der Mitte des 18. Jahrhunderts an, und findet sich mehr oder weniger in den Arbeiten von J. E. Faber [46]), von H. E. Warnekros, welcher jedoch scharfe Kritik fehlt [47]), von G. L. Bauer [48]), und besonders von W. M. L. de Wette [49]). Das umfassendste Werk aus neuerer Zeit ist die biblische Archäologie v. J. Jahn [50]), in welchem Archäologie im weitesten Sinne genommen und auch die Geschichte mit behandelt worden ist. Blos in Bezug auf Literatur- und Kunstgeschichte steht die Abhandlung der hebräischen Archäologie von Bellermann, im ersten Theil des Handbuchs f. biblische Literatur (2te Auflage Erfurt 1796). Außer diesen Behandlungen des ganzen Feldes haben mehre, besonders holländische, Gelehrte einzele Gegenstände in zum Theil vortreflichen Monographieen erörtert, und eine Zeitlang war dieses auf einigen teutschen Universitäten ein sehr beliebter Gegenstand akademischer Gelegenheitsschriften. Wir nennen hier die Schriften von Joh. Braun [51]), A. Bynäus [52]), Jo. Selden [53]), Camp. Vitringa [54]), besonders R. W. Schröder [55]), in welchen auch oft beiläufig noch manche andre Gegenstände gelehrt behandelt sind. Wie reich diese Literatur sey, zeigt das bändereiche Werk von Bl. Ugolino, welches die älteren Schriften über biblische Antiquitäten in sehr correkten und eleganten Drucken zusammenfaßt [56]). Behandlungen einzeler Gegenstände

---

don 1822. Deff. Travels in Syria and the holy Land. London 1822. 34) Reise in die Gegend zwischen Alexandrien und Parätonium, die libysche Wüste, Siwa, Ägypten, Palästina und Syrien in den Jahren 1820 und 1821. Leipzig 1822. 35) Voyage dans la basse et la haute Egypte. 2 Voll. 4. mit einem Atlas in Fol. 36) Aegyptiaca, or an Account of Ancient and Modern Egypt, 1809. mit einem groß-folio Bande voll Kupfer. 37) Narrative of the operations and recent discoveries in Egypt and Nubia. 4. 1820. mit einem Atlas von 40 Kupfern. 38) Voyage à l'Oasis de Thèbes redigé par Jomard 1822. 39) Voyage to Abyssinia, in the years 1809 — 10. 4. 40) Z. M. Luft, bibl. Erläuterungen aus den morgenländischen und andern Reisebeschreibungen. Nürnb. 1735. 8. B. L. Eskuche Erläuterungen der heiligen Schrift aus morgenländischen Reisebeschreibungen. 25 Versuche. Lemgo 1745 ff. 41) *Sam. Burder* Oriental customs, London 1802. Ed. V. 2 Vols. London 1816. 8. Hiervon eine teutsche Übersetzung mit Erweiterungen aus den Schriften von Ward, Morier u. A. und eigenen Bemerkungen v. E. F. C. Rosenmüller, unter dem Titel: das alte und neue Morgenland oder Erläuterungen der heiligen Schrift aus der natürlichen Beschaffenheit, den Sagen, Sitten und Gebräuchen des Morgenlandes. Leipzig 1818 — 20. 6 Bde. 8. 42) Observations on various Passages of scripture, edited by *A. Clarke*. 4 Vols. 1816. 8. Nach den frühern Ausgaben gibt es eine teutsche Übers. unter dem Titel: Beobachtungen über den Orient aus Reisebeschreibungen. Aus dem Englischen mit Anmerkungen von J. E. Faber; 3 Theile. Hamburg 1772 — 79. 43) Joh. Lund die alten jüdischen Heiligthümer. Hamburg 1695. 8. 1704. 1712. Fol. mit Anm. von J. Chr. Wolf. Hamb. 1738. Fol. mit Kupfern. — *Jo. Spencer* de legibus Hebraeorum ritualibus libb. IV. Cantabr. 1685. ed. *Matth. Pfaff*. Tubingae 1732. fol. *Hadri. Relandi* Antiqu. sacrae vett. Hebraeorum. Ultraj. 1708. cum not. Ravii 1743. cum comment. philol. Blas. Ugolini in dessen Thesaurus Vol. II. S. 329. ed. *Vogel*, Halae 1769. 8. 44) *Moses* et *Aaron* s. civiles et ecclesiastici ritus antiqq. Hebr. Zuerst Engl. Oxford 1616. Lat. von J. H. Reiz. Bremen 1679. 1685. und ed. *Hottinger*. 1716. 8. Apparatus hist. criticus antiquitatum s. codicis et gentis Hebr. Uberrimis annotationibus in *Th. Goodwini* M. et A. scbministravit *Jo. Gottl. Carpzov*. Francof. et Lipsiae 1748. 4. 45) *Corn. Iken* Antiqq. hebr. secundum triplicem statum, eccles. polit. et oeconom. breviter delineatae. Bremae 1730. 8. ed. 3. 1741. *J. Herm. Schachtii* animadv. ad *Henii* antiquitatt. ed. *G. Joann. Schacht*. Traj. ad Rhenum. 1810. gr. 8. *Andr. Georg Wähneri* Antiquitatt. Hebraeorum. Gottingae 1743. 2 Voll. 8. 46) Archäologie der Hebräer. Th. 1. Halle 1773. 8. unvollendet. 47) Entwurf der hebräischen Alterthümer, zum Gebrauch akademischer Vorlesungen Weimar 1782. 2. Aufl. 1796. 8. 48) Kurzes Lehrbuch der hebräischen Alterthümer des A. und N. T. Leipzig 1797. Deff. Beschreibung der gottesdienstlichen Verfassung der alten Hebräer. B. 1. 2. Leipzig 1805. 1806. 8. 49) Lehrb. der hebr. jüdischen Archäologie, nebst einem Grundriß der hebr. jüdischen Geschichte. Leipzig 1814. 8. 50) 3 Theile in 5 Bänden. Wien 1796 — 1805. 1 Thl. 2. Aufl. 1819. 51) בגדי כהונים i. e. Vestitus Sacerdotum Hebraeorum. Amstelod. 1701. 4. 52) De calceis Hebraeorum libb. II. Dordraci 1715. 4. 53) Uxor hebraica 1712. 4. De Dis Syris Syntagmata II. Lugd. 1629. u. a. m. 54) De Synagoga vetere. 1726. 4. 55) De vestitu mulierum hebraearum ad Jes. 3, 16 — 24. Lugd. Bat. 1735. 56) *Bl. Ugolini* Thesaurus Antiquitatt. Sacrarum Venet. 1744 — 69. 34 Tomi fol.

Digitized by Google

aus der neuern Zeit sind: Michaelis mosaisches Recht, A. Th. Hartmann: die Hebräerin, und besonders die treflichen Arbeiten von A. Hirt über architectonische Gegenstände: der Tempel Salomo's, Berlin 1811. 4. Über die Baue Herodes des Großen und den Tempelbau insbesondre, in den Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der Berliner Akademie vom J. 1816. S. 1 ff. — An die systematischen Arbeiten reihen sich endlich auch die alphabetischen Zusammenstellungen in sogenanten biblischen Realwörterbüchern, welche außer dem Antiquarischen auch das Historische, Geographische, und Naturhistorische umfassen. Eine weitschweifige und doch unvollständige Compilation ist die Biblische Encyclopädie, von einer Gesellschaft von Gelehrten. Gotha 1793. 4 Bde. 4., und größtentheils veraltet; Calmet's biblisches Wörterbuch. Aus dem Französischen. 4 Bde. 4. 1751—54; zu empfehlen aber, besonders für den Handgebrauch, G. B. Winer's biblisches Reallexicon. 2 Bde. 8. Leipzig 1819. 20. (*Gesenius.*)

BIBLISCHE DOGMATIK, heißt die wissenschaftl. Zusammenstellung der in der Bibel enthaltenen religiösen Dogmen und Vorstellungen, und es ist diese von der Dogmatik in weiterm Sinne so unterschieden, daß sie sich weder mit der philosophischen Begründung der Dogmen, noch mit den später hinzugekommenen kirchlichen und symbolischen Bestimmungen beschäftigt, sondern lediglich an das in der Bibel Gegebene hält, dieses durch kritische Vergleichung der Parallelstellen zu ermitteln sucht, und in einen wissenschaftlichen Zusammenhang bringt. Sie verlangt natürlich eine historische Behandlung, doch muß man in Zerstückelung der Perioden nicht allzuweit gehen, um nicht den organischen Zusammenhang zwischen den der Zeit nach wenigstens nahen Schriftstellern zu zerreißen, zumal sich nicht aus jedem Schriftsteller ein vollständiges System religiöser Vorstellungen schöpfen läßt. Am besten wird man blos 3 Hauptperioden der biblischen Dogmatik annehmen: 1) die Religion der Hebräer vor dem Exil (von de Wette: Hebraismus genant); 2) die Religion der Juden nach dem Exil bis zu den Zeiten des N. T. (Judenthum); 3) die des N. T. (Christenthum), in welchen allen aber wieder kleine Unterabtheilungen gemacht werden können. In der ersten Periode fand gewiß ein sehr wesentlicher Unterschied Statt zwischen der alten Stammsreligion der Patriarchen, dem theokratischen Monotheismus Mose's, und der idealen, geistigeren Religion der Dichter und Propheten, wo wiederum die von Naturanschauung und praktischer Philosophie ausgehende Ansicht vieler Psalmisten, des Buches Hiob und der Salomonischen Schriften abweicht von dem mehr positiven theocratischen Geiste der Propheten. Allein bei der vorliegenden Beschaffenheit der schriftstellerischen Dokumente ist es nicht wol möglich, diese einzelen Epochen und Momente streng zu scheiden, sofern z. B. wahrscheinlich ist, daß die spätern Referenten bei Darstellung der Patriarchengeschichte ihren eigenen religiösen Vorstellungen fast unbewußt einen Einfluß gestattet haben; und es kann daher zu keinen sicheren Resultaten führen, wenn man unter andern schon eine Theologie der Patriarchen zu geben versucht hat [1]), zumal sich der Mangel an geschichtlichen Thatsachen nicht durch willkürliche und unkritische Hypothesen ersetzen läßt [2]). Die religiösen Vorstellungen und Lehren dieser Periode haben im Ganzen etwas Erhabenes und Poetisches; sie sind häufig in sinnvolle Mythen (z. B. vom Sündenfalle), und in Symbole (z. B. von den Cherubs) eingekleidet; und wenn sie gleich noch nicht vollkommen rein und geistig, nicht frei sind von anthropomorphischen und anthropopathischen Vorstellungen, so ist doch auch hiervon vieles offenbar nicht grob sinnlich, sondern bildlich und dichterisch zu fassen. Der strenge Monotheismus mitten unter polytheistischen Religionen, die erhabenen Schilderungen der göttlichen Eigenschaften (Ps. 139), die Andacht und echte Resignation, welche aus den geschichtlichen Traditionen (1 Mos. 22), wie aus den heiligen Gesängen spricht, der streng sittliche Geist, der die Propheten durchdringt, sind gewiß religiöse Erscheinungen, die auch neben dem Christenthum stets ihren Werth behalten werden, und an denen sich die Gebildetsten aller Zeiten stärken und belehren können. Vollkommen verändert erscheint die alttestamentliche Religion in ihrer zweiten Periode als Judenthum. An die Stelle des freiern, selbständigen, poetischen Geistes, womit früher die weisen Individuen der Nation die mosaische Religion zu veredeln strebten, trat nach dem Exil ein ängstliches Festhalten am Buchstaben des Mosaismus. Da aber zugleich im Exil die persische Religion einen Einfluß auf ihre Theologie gewonnen hatte, später noch von Alexandrien her griechische Philosophie darauf zu influiren anfing, und neue in den ältern heiligen Schriften nicht vorkommende Dogmen (z. B. von der Auferstehung des Fleisches und den Dämonen) sich den Schriftgelehrten empfohlen hatten, so entstand nun die schwierige Aufgabe, diese mit dem Buchstaben der alten heiligen Bücher zu vereinen, welche man theils durch künstliche, grübelnde und unhistorische Deutung gewisser alttestamentl. Stellen, theils dadurch löste, daß man außer dem schriftlichen Gesetz noch eine mündliche Tradition annahm, durch welche alle jene neuen Lehren von den Zeiten des Gesetzgebers her überliefert seyn sollten. Da aber nicht alle diesen willkürlichen Ausweg billigen konten, so entstanden daraus die verschiedenen Sekten, namentlich aus den Anhängern jener neuen Dogmen und der Tradition die Pharisäer, aus ihren Gegnern die Sadduzäer. Den Geist dieses, zum Theil erst im Entstehen begriffnen, Pharisäismus erkennen wir aus den in Palästina verfaßten Apokryphen, Sirach, Judith, Tobiä, 1 Maccab., ferner aus dem Buche Daniel nebst apokryphischen Zusätzen, und dem Josephus, der selbst Pharisäer war [3]); eine Neigung zu dem skeptischen Geiste des Sadduzäismus zeigt sich deutlich im Buche Kohelet; die mit griechischer, besonders der damals in Alexandrien herrschenden, neuplatonischen oder

1) S. *Heideggeri* historia sacra Patriarcharum. Tig. 1729. 4., wo eine Religion der Patriarchen vor und nach der Sündfluth unterschieden ist. 2) S. Lazarus Ben David über die Religion der Hebräer vor Moses. Berlin 1812. 3) S. Bretschneider system. Darstellung der Dogmatik und Moral der apokryphischen Schriften des A. T. B. 1. Die Dogmatik enthaltend. Leipzig 1805. Dessen Capita theologiae Judaeorum dogmaticae e *Flavii Josephi* scriptis collecta Viteb. 1812.

Digitized by Google

Abfallens. Hebräisch sakkûth, auch mashkûth (Hiskias, Jes. 38, 17; Jona 2, 7; Ps. 16, 10; 30, 4; 49, 10; 103, 4; Hiob 33, 18. 22. 28. 30; Ps. 88, 4. 6. 12; Spr. 1, 12; 28, 17; Jes. 14, 19; 38, 17; Ez. 31, 14. 16; 32, 18. 23. 24. 25. 29. 30; Ps. 9, 18; 55, 24; Spr. 15, 24; 23, 14; Jes. 38, 18; Ez. 26, 20; 32, 27; Ps. 88, 12; Hiob 17, 16; 33, 24; Ps. 30, 10; Jes. 38, 17; Jona 2, 7; Ps. 103, 4; Hiob 33, 18. 22. 28. 30; Ps. 16, 10; 49, 16

Im weitern Sinne kann auch die biblische Sittenlehre hieher gerechnet werden, sofern der religiöse und der sittliche Geist der Bibel sich innig durchdringen, und nicht scharf getrennt werden können. Doch steht wirklich die Ethik des A. T. weit hinter der Theologie desselben zurück, und vorzüglich in dieser Rücksicht offenbart sich der hohe Vorzug des neuen Bundes vor dem alten. Das mosaische Gesetz, welches blos die Handlungen, nicht die Gesinnungen richtete, und oft auf Beobachtung kleinlicher Satzungen drang, war im Ganzen doch arm an reinsittlichen Elementen [14]), und beförderte einen sclavisch-positiven Geist unter dem Volke, dem schon die Propheten mit Eifer entgegen arbeiteten (Jes. 1, 11 ff. 66, 3. Hos. 6, 6. Amos 5, 21. 24. Ps. 40, 7 ff.). Die historischen Bücher liefern uns neben edlen Charakteren, wie David, auch nach unserem durch das Christenthum gebildeten sittlichen Gefühl sehr unvortheilhaft gezeichnete, wie Jakob, Simson, die nichts desto weniger als theokratisch-verherrlichte Helden erscheinen, und von der geringen ethischen Bildung der Nation und der Referenten Zeugniß geben. In den Psalmen finden wir neben den herrlichsten Aufschwüngen der Andacht und den rührendsten Äußerungen der Resignation, auch Ausbrüche roher Leidenschaftlichkeit, besonders der Rachsucht und Schadenfreude (Ps. 137, vgl. Jes. 13, 14. 63). Die sittlichen Vorschriften der salomonischen Sprüche erheben sich selten über die gemeine Klugheitslehre (daher Weisheit und Tugend durch dasselbe Wort: חָכְמָה ausgedrückt wird) und beruhen fast alle auf dem eudämonistischen Grunde, daß es dem tugendhaft Handelnden gut gehen werde. Am meisten echtsittliche Vorschriften finden sich in den Propheten (Jes. 58, 3 ff.), deren Stimmen aber bald verhallten, da nach dem Exil, besonders bei den palästinischen Juden, die pharisäische Werkheiligkeit vollkommen überhand nahm (Tob. 12, 8) und das Verderbniß der Moral vollendete. Noch manches andere Verderbniß kam gegen die Zeit Christi in die sittlichen Ansichten, besonders der palästinischen Juden, denen Gebet, Fasten und Almosen, als die Kardinaltugenden galten; und gerade hier erscheint das Christenthum in seiner höchsten Glorie, zumal sich die der christlichen Ethik von einigen Gegnern gemachten Vorwürfe der Anlage zur Mystik, der Passivität u. s. w. theils abweisen, theils in Vorzüge verwandeln lassen. In Rücksicht auf die zweckmäßigste, wissenschaftliche Behandlung der biblischen Sittenlehre gilt von derselben alles oben von der Dogmatik gesagte. Eine das Ganze umfassendere Behandlung derselben hat man von G. L. Bauer [15]), kürzere von Stäudlin [16]), de Wette [17]). Die Moral der Apokryphen ist besonders bearbeitet von L. D. Cramer [18]), die des N. T. in den zahlreichen Lehrbüchern der christlichen Moral. (*Gesenius.*)

14) S. darüber jedoch Stäudlin Gesch. der Sittenlehre Jesu Th. 1. S. 111 ff. 15) Bibl. Moral des A. T. 2 Th. Lpz. 1803. Biblische Moral des N. T. 2 Theile. 1804. 8. 16) Geschichte der Sittenlehre Jesu. Th. 1. 17) Christliche Sittenlehre. 3 Theile Berlin 1819 ff., woselbst sich die vorchristliche Sittenlehre Th. 2. S. 8 ff., die christliche Th. 1 findet. 18) In Keil und Tzschirners Analekten für das Studium der exeget. und system. Theologie Th. 2.

BIBLISCHE EINLEITUNG, oder Einleitung in die Bibel (Introductio s. Isagoge in scripturam sacram). Unter diesem Namen versteht man eine Wissenschaft, die sich im Grunde erst seit einem Jahrhundert und zwar vorzüglich unter den protestantischen Theologen Teutschlands in der heutigen Form gebildet hat, und welche sich damit beschäftigt, die geschichtlichen Verhältnisse der einzelen biblischen Bücher sowol, als der ganzen Samlung kritisch zu untersuchen und zu erörtern, daher auch häufig historisch-kritische Einleitung genant. Sie gibt hiernach bei den einzelen Büchern Untersuchungen über deren Verfasser und Abfassungszeit, Echtheit und Integrität, Inhalt, Geist und Plan, auch wohl (je nachdem es der Gegenstand erfodert) über Grundsprache, früheste Schicksale u. s. w., ferner im Allgemeinen über die Entstehung der Bibelsamlung (den Kanon), die Grundsprachen und Übersetzungen, die Geschichte des Originaltextes u. s. w., zerfällt also in einen allgemeinen und speziellen Theil. Mit Recht hat man bemerkt, daß es dieser Wissenschaft noch an einer sichern Begränzung fehle, daß sie namentlich häufig in die Gebiete der Kritik und Hermeneutik eingreife; und allerdings weichen noch die neuesten Bearbeiter besonders in der Aufnahme des Stoffs der allgemeinen Einleitung ab; ja die ältern (und noch neuere englische) Schriftsteller haben selbst die exegetischen Hilfswissenschaften, als biblische Geschichte, Archäologie, Geographie u. s. w. mit ihr zusammengefaßt. Es wird daher nicht unzweckmäßig seyn, diese Abgränzung hier wenigstens zu versuchen, und wir werden dabei vorzüglich die allgemeine Einleitung zu berücksichtigen haben, da die Gränzen der speziellen bestimter festgesetzt sind. Die Hauptrubriken sind beim A. und N. T. dieselben, und es kann selbst in manchen Stücken von Nutzen seyn, den allgemeinen Theil von beiden in Verbindung zu behandeln. Wir würden diesen in folgende 4 Abschnitte theilen: 1) Geschichte der Kultur und Literatur des hebräischen Volks im Allgemeinen, welchem Abschnitte die Lehren von der Sprache (den verschiedenen Grundsprachen: Hebräisch, Chaldäisch, Hellenistisch, ihrer Geschichte und Charakter) und Schrift (die frühesten Gestaltungen der hebräischen und griechischen Schrift) untergeordnet werden können. 2) Geschichte des Kanon, oder von der Samlung, Anordnung und dem kirchlichen Ansehen der Bücher. 3) Geschichte des Originaltextes, seiner Schicksale und Veränderungen, und von den Mitteln ihn zu verbessern (Kritik). Vorzüglich hier scheinen die Verfasser einleitender Werke schwankend gewesen zu seyn über das Wieviel? des Aufzunehmenden. Das richtige Princip der Scheidung möchte aber folgendes seyn. Die Kritik des A. und N. T. zerfällt in einen historischen und didactischen Theil, wovon der erste die Geschichte des Textes verfolgt, seine Veränderungen ausmittelt, die kritischen Bearbeitungen desselben und die Dokumente, in welchen der Text unmittelbar (Handschriften) und mittelbar (alte Übersetzungen) überliefert ist, angibt; der andre die Regeln mittheilt, nach welchen sich der Kritiker jener Hilfsmittel zu bedienen hat, um den ursprünglichen Text mit möglichster Wahrscheinlichkeit herzustellen. Den historischen Theil hievon muß nun nothwendig die Einleitungswissenschaft aufnehmen, aber der didactische, welcher

Digitized by Google

blos eine Anwendung der allgemeinen Regeln der Kritik auf den hier angegebenen Stoff enthält, sollte bei einer strengen Begränzung eigentlich wegbleiben (wie bei Eichhorn) und der Kritik als besonderer Wissenschaft aufbehalten, oder wenigstens sehr kurz abgehandelt werden (wie bei de Wette). Derselbe Fall ist 4) bei dem hermeneutischen Theil der allgemeinen Einleitung, welcher die Hilfsmittel zum Verständniß der Bibel, und die Anweisung zum Gebrauch derselben anzugeben hat, und welchen mehre Verfasser von einleitenden Werken, als Eichhorn und Bertholdt, ganz oder zum Theil weggelassen, Jahn aber sehr ausgedehnt, und mit Einschluß des didactischen Theils (wenigstens von Seiten der Sprachforschung) aufgenommen hat. Consequenter Weise wird letzterer der Hermeneutik aufbehalten werden müssen, so daß man sich auf den historischen Theil beschränkt, der aber nicht minder hieher gehört, als der historische Theil der Kritik. Die Hilfsmittel zum Verständniß gehen nun a) auf die Sprache b) auf die Sachen, und die Hermeneutik zerfällt daher in Sprach- und Sachforschung. Für die Sprachforschung, welche hier die Hauptsache, haben wir nun als Quellen: α) die aus dem Alterthum überlieferten Erklärungen der biblischen Bücher d. i. alte Übersetzungen, und Erklärungen des A. T. durch die Rabbinen, des N. T. durch die Kirchenväter, welche angegeben und beurtheilt werden müssen; β) unsere sonstige Kentniß der morgenländischen Sprachen, und des Profangriechischen, welche zur Bestätigung, Berichtigung und tieferen Begründung jener überlieferten Erklärungen angewandt werden muß. Die Sachforschung wird in den sogenanten exegetischen Hilfswissenschaften vorgetragen, welche in historische (bibl. Geographie, mit Einschluß der Naturkunde, biblische Geschichte mit Einschluß der Chronologie, Mythologie u. s. w.) und dogmatische (bibl. Dogmatik und Moral) zerfallen, und wovon in der Einleitung nur ein Begriff gegeben, welche aber nicht vollständig abgehandelt werden können. Nur in Ansehung der alten Versionen kann bei dieser Anordnung Zweifel entstehen, da sie nicht minder als kritische, denn als hermeneutische Hilfsmittel aufgeführt werden müssen. Daher ist es vielleicht am besten, daß die allgemeinen Notizen über dieselben schon bei der Kritik gegeben werden, die hermeneutische Charakteristik derselben aber bei der Hermeneutik. Übrigens muß bemerkt werden, daß gerade die letztere Rücksicht in neueren Werken dieses Inhalts sehr vernachlässigt ist, was um so weniger zu billigen, da der hermeneutische Werth der Versionen im Ganzen weit größer ist, als der kritische, sofern die größeren oder geringeren Abweichungen derselben von dem Texte doch höchst selten Verbesserungen des Textes enthalten, im Gegentheil sich größtentheils auf Irrthümer der Übersetzungen gründen. Bei der speciellen Einleitung in die einzelen Bücher findet nur die Differenz des Planes Statt, daß einige Schriftsteller in diesem Fache, als Jahn, eine erklärende Übersicht des Inhalts der Bücher geben, was von den meisten übrigen unterlassen wird, aber wenigstens beim akademischen Vortrage, zumal im A. T., gewiß geradehin nothwendig ist.

Außer der historisch-kritischen Einleitung, welche einen echt-wissenschaftlichen Charakter hat, hat man auch die Idee einer praktischen Einleitung aufgestellt und durchgeführt, d. i. eine solche, welche die historisch-kritischen Untersuchungen bei Seite lassend oder voraussetzend, blos die praktische Seite der biblischen Bücher auffaßt, und zur Benutzung derselben beim Jugend- und Volksunterricht Anweisung gibt [1]). Dieses kann von Nutzen seyn, wenn der Schriftsteller auf eine feste wissenschaftliche Grundlage gestützt, die religiösen und ethischen Momente in den einzelen biblischen Büchern, Abschnitten und Charakteren hervorhebt [2]), und wird dann dem Inhalte nach oft mit der biblischen Religions- und Sittenlehre zusammenfallen, nur in der freiern Anordnung derselben davon verschieden seyn.

Die bisher beschriebene Wissenschaft ist, wie bemerkt, ein Erzeugniß der letzten Jahrhunderte und besonders der von teutschen Protestanten über die Bibel angestellten Untersuchungen und der Name ist in dem jetzt gewöhnlichen Sinne zuerst von J. G. Carpzov gebraucht worden. Etwas einer bibl. Einleitung Ähnelndes gab zuerst wol Augustinus in seiner doctrina christiana [3]), welche jedoch mehr hermeneutische Anweisung zum Bibellesen ist, sodann im 6. Jahrhunderte Cassiodorus [4]), welcher seine Anweisung zum Studium der theologischen Wissenschaften mit einer Nachricht von den biblischen Büchern und ihren Auslegern anfängt. In neueren Zeiten stellte zuerst Sixtus von Siena die hierhin gehörigen Materialien in seiner Bibliotheca sancta zusammen [5]), welche ein allgemein geschätztes Handbuch blieb, bis sie, wenigstens bei den Protestanten, von Walther's officina biblica, einem ziemlich mageren Machwerk, verdrängt wurde [6]). Doch fand es selbst seine Nachahmer und Plagiarien, namentlich an Heidegger [7]). Alle diese Bücher waren höchstens fleißige Samlungen dessen, was Josephus, die Rabbinen, Kirchenväter und spätere christliche Dogmatiker über Entstehung, Authentie und Geschichte der biblischen Bücher einander nacherzählt, oder auch gemuthmaßt und erträumt hatten. Die ersten wichtigen Schritte für eine eindringendere, gelehrtere und kritischere Behandlung besonders der sogenanten allgemeinen Einleitung, geschahen nach dem Vorgange des orientalisch-gelehrten J. H. Hottinger [8]) und Leusden's [9]), eines Schülers und treuen Anhängers von Buxtorf, in der zweiten Hälfte des

1) S. Berger's prakt. Einleitung in das A. T., vom 3. Theile an fortgesetzt von August i. 4 Theile. Leipzig 1799—1804. 2) S. Niemeyer's Charakteristik der Bibel. 5 Theile. Halle 1775—1782. 3) *Augustinus* de doctrina christiana libri IV, ed. *J. G. Chr. Teegius*. Lips. 1769. 8. 4) *Marci Aurel. Cassiodori*, Senatoris, de institutione divinarum scripturarum liber, ed. Pamelius. Antwerp. 1566., und in des *Cassiodori* Opp. ed. Garet. 1679. 2 Voll. fol. 5) Bibliotheca sancta a F. (Ioatre) Sixto Senensi et praecipuis catholicae ecclesiae auctoribus collecta et in octo libros digesta. Venetiis 1566 fol. Am besten herausgegeben von Jo. Hay 1591. 4. und öfter. 6) *D. Michaëlis Waltheri* Officina biblica, noviter adaperta, in qua perspicue videre licet, quae scitu cognituque maxime sunt necessaria de s scriptura in genere et in specie, de libris eius canonicis, apocryphis, deperditis et spuriis est. Lips. 1630. 4. 2. Aueg. nach des Vfs. Tode 1668 zuletzt 1703. Fel aber voller Fehler. 7) *Jo. Henr. Heideggeri* Enchiridion biblicum ἀφορμητικόν. Tiguri 1681. 8. zuletzt Jena 1723. 8) Thesaurus philologicus s. clavis scripturae sacrae. Tig. 1649. ed. III. 1696 4. 9) Philologus hebraeus. Ultraj. 1656. ed. V. 1696. Ejusd. Philol. hebraeo-mixtus. Ultraj. 1663. ed. IV. Basel 1739. 4.

Digitized by Google

17. Jahrhunderts in England durch Brian Walton, in Frankreich durch Richard Simon. Ersterer lieferte in den Prolegomenen zur Londoner Polyglotte sehr gelehrte Untersuchungen über die biblische Sprache und Schrift, die Geschichte des Textes und die Versionen des A. und N. T. (zuerst bei der Londoner Polyglotte 1657. Dann besonders unter dem Titel: Briani Waltoni Angli apparatus biblicus, ed. Heidegger. Tiguri 1723. fol., auch: Br. Waltoni in Biblia Polyglotta Prolegomena, ed. J. A. Dathe. Lips. 1777. 8.), und letzterer behandelte dieselben Gegenstände zugleich mit einem Untersuchungsgeist, einer Schärfe der Kritik und des Urtheils, und einer Freimüthigkeit, welche seinem Zeitalter vorauseilte, so daß die Ergebnisse seiner Untersuchungen erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach ihrem Werthe geschätzt, und besonders durch Semler in Teutschland geltend gemacht worden sind [10]). In der Wort-Kritik des A. T. zeigte er die Schwächen der superstitiösen Ansicht von Buxtorf, und der entgegengesetzten von Cappellus: in der Auslegung kritisirte er mit ausgezeichneter Kentniß die vorhandenen Übersetzungen und Commentare, in der höheren Kritik über einzele Bücher behauptet er aber in neuerer Zeit zuerst, daß der Pentateuch in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht von Mose herrühren könne [11]). Natürlich fand er deshalb viele Gegner, und die hist. critique du Vieux Testament (die man jedoch mit Unrecht eine vollständige Einleitung im neueren Sinne des Worts genant hat, sofern sie blos die allgemeine, und einiges aus der speciellen enthält) wurde selbst auf Befehl des Bischofs Bossuet confiscirt und verboten. Mit mehren dieser Gegner wechselte er eine Reihe bitterer Streitschriften, namentlich mit Isaac Voß über die Auctorität der LXX, und mit le Clerc (Clericus), der übrigens weit entfernt, seine Kühnheit zu tadeln, in mehren Stücken viel weiter ging [12]), auch ihm mit Recht eine gewisse Rechthaberei im Streiten und allzustrenge Urtheile über die Arbeiten der Protestanten vorwirft. Nach diesen Vorgängern bearbeitete in Teutschland J. G. Carpzov die Einleitung ins A. T. im gegenwärtigen Sinne des Worts, und gab der Wissenschaft dem Äußern nach die Gestalt, auch den Namen, welchen sie nachher behalten hat; doch so, daß er selbst ihn blos von der Spezialeinleitung [13]) gebrauchte, und die allgemeine in einem besondern Werke behandelte [14]). Übrigens ist er den freimüthigen Ansichten des R. Simon und den noch kühneren Winken, welche indessen auch Spinoza [15]) gegeben hatte, von Herzen feind, macht sich ihre Abweisung und Widerlegung zur Pflicht, und bewegt sich lediglich in den Fesseln der lutherisch-kirchlichen Dogmatik. In R. Simons Fußtapfen trat zuerst wieder J. S. Semler [16]), und nachdem nunmehr (um nur zuvörderst vom A. T. zu reden) durch J. D. Michaelis eine gelehrtere, durch Lowth und Herder [17]) zugleich eine geschmackvollere Behandlung des A. T. in Teutschland einheimisch zu werden begann, bearbeitete Eichhorn die Einleitung in das A. T. auf eine für die Zeit so freimüthige und geschmackvolle, die Vorarbeiten (im allgem. Theile besonders Walton und Carpzov Crit. sacra) so geschickt benutzende Weise, daß mit ihm eine neue Epoche in der Wissenschaft begann [18]). Ein ähnliches von J. D. Michaelis begonnenes Werk [19]) schritt nicht über den ersten Band vor, und einige kleinere Compendien von Güte und Babor sind bloße Auszüge aus Eichhorn; bald aber traten andere forschende Männer, als Nachtigall (Ottmar), Hasse, E. F. C. Rosenmüller, Bertholdt, Vater, de Wette u. A. auf, durch deren Untersuchungen über einzele Gegenstände die von Eichhorn gegebenen Ansichten in vielen Stücken theils fortgebildet, theils berichtigt und aufgehoben wurden [20]). Die hier zur Sprache gebrachten Probleme der höhern Kritik waren: die mosaische oder nachmosaische Abkunft des Pentateuchs, die vormosaische oder spätere des Buchs Hiob, die Auctorität der Bücher der Chronik und ihr Verhältniß zu den BB. Samuels und der Könige, die spätere Abfassung des Buches Daniel u. s. w. Gegen die freiern Ansichten dieser protestantischen Schriftsteller erklärte sich aber ein gelehrter und für viele Glieder seiner Kirche schon viel zu freimüthiger [21]) Katholik, Johann Jahn [22])

10) Histoire critique du Vieux Testament, par le Père Richard Simon, Prêtre de la congregation de l'Oratoire. à Paris 1678. 4. ed. Elzevir., Amsterd. 1679. ist sehr fehlerhaft. Doch ist aus dieser die lateinische Übersetzung des N. Anbert de *Veral.* Paris 1681. 4. gemacht. Am correctesten und vollständigsten Rotterdam 1685. Histoire critique du texte du nouveau Testament, par R. Simon. Rotterdam 1689. 4. Desselben histoire critique des Versions du Nouveau Testament. Rotterdam 1690. 4. Nouvelles observations sur le texte et les versions du Nouveau Testament. Paris 1695. 4. Histoire critique des principaux commentateurs du Nouveau Testament. Rotterd. 1693. 4. — R. Simon's krit. Historie des Textes des N. T. Aus d. Franz. von H. M. A. Cramer, mit Vorrede und Anmerkungen von J. S. Semler. Halle 1776. 8. R. Simon's krit. Historie der Übersetzungen des N. T. u. s. w. Halle 1777. 1780. 2 Bde. 8. Beide Werke unter dem Titel: R. Simon's kritische Schriften über das N. T. 3 Bde. 11) Hist. crit. du vieux test. Chap. 5—7. 12) (*le Clerc*) Sentimens de quelques Theologiens de Hollande sur l'histoire critique du vieux test. composée par le P. Richard Simon. Amsterdam 1685. 12. ed. 2. 1711. 12. Briefe einiger holländischen Gottesgelehrten üb. P. Simon's kritische Geschichte des A. T. Aus dem Franz. (von Corrodi). Ohne Druckort (Zürich). 1779.

13) Introductio ad libros canonicos V. T. Lipsiae 1721. 4. 3. Ausg. 1741. 4. 14) Critica sacra V. T. Lips. 1728. 4. 15) Im Tractatus theologico-politicus. Hamburgi 1672. 16) Apparatus ad liberalem vet. Test. interpretationem. Halae 1773. 8. Apparatus ad liberalem N. T. interpretationem. Ibid. 1767. 8. 17) *Rob. Lowth*, de sacra poësi Hebraeorum praelectiones, ed. Michaelis. Gottingae 1758. Herder's Briefe, das Studium der Theologie betreffend. 1780. Deff. Geist der hebr. Poesie. 1782. 2 Theile. 18) J. G. Eichhorn's Einleit. in das A. T. 3 Theile. Leipzig 1780—83. 19) Einleitung in die göttlichen Schriften des A. B. 1 Thl. Hamburg 1787. 4. 20) S. Hasse Aussichten zu künftigen Aufklärungen über das A. T. Jena 1785. *Rosenmüller* Scholia in V. T. und daselbst die Einleitungen zu den einzelen BB., z. B. dem Buch Hiob, dem Pentateuch nach Ed. III. Vater's Comment. über den Pentateuch, bes. Theil 3. 1805. Bertholdt's Daniel. 1806—08. De Wette's Beiträge zur Einleit. in das A. T. 2 Bändchen. 1806. 1807. Vgl. auch des Vfs. Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift. Leipz. 1815. Comment. de Pent. Sam. Ibid. und Comment. üb. den Jesaias. Leipz. 1820. 21) S. De necessitate incautos praevenicndi adversus artes nonnullorum Professorum Hermeneutices cet. Romae 1818. Dagegen Vindiciae Joa. Jahn. Lipsiae 1822. 22) Einleitung in die göttlichen Bücher des alten Bundes. Wien 1793. 8. 2. Ausg. 1802. 1803. in 3 Bänden.

Digitized by Google

oder theilte sie höchstens da, wo sie nicht mit kirchlichen Ansichten in Widerspruch geriethen; worauf Bertholdt in seinem das A. u. N. T. zusammen umfassenden Werke vorzüglich eine Samlung der verschiedenen Ansichten und eine Vermittelung zwischen dem Alten und Neuen versucht hat [24]). Lehrbücher für Vorlesungen, in welchen schon die seit Eichhorn gemachten Fortschritte aufgenommen, lieferten Bauer [25]) und Augusti [26]), bei weitem das reichhaltigste und eigenthümlichste aber de Wette [28]).

Mehre dieser letzten Schriftsteller nehmen auch die Apokryphen des A. T. in ihren Plan auf, für deren höhere Kritik von Eichhorn [27]) die Bahn gebrochen worden war.

Für die Einleitung in das N. T. lieferte nach den sehr gelehrten Vorarbeiten von Richard Simon J. D. Michaelis das erste, aber noch sehr unvollkommene Handbuch, welches in den späteren Ausgaben sehr vervollständigt und von Herbert Marsh gelehrt ergänzt und berichtigt wurde [28]). Die ausgezeichneten Fortschritte, welche die biblische Kritik und Exegese gegen das Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts gemacht hat, offenbarten sich aber in den Handbüchern von Hänlein, welches sich besonders durch gefällige Zusammenstellung auszeichnet, von J. E. Chr. Schmidt, voll heller und freisinniger Blicke, und von J. L. Hug, welcher alle seine Vorgänger an Tiefe und Gründlichkeit der Forschung übertrift [29]). Auch Eichhorn hat seine Forschungen über die Einleitung ins N. T. ausgedehnt, bis jetzt aber blos die spezielle Einleitung geliefert [30]). Die Gegenstände, welche hier vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Forscher beschäftigt, viele Hypothesen und gelehrte Controversen veranlaßt haben, sind: die Anordnung der Handschriften nach Recensionen und Klassen (Griesbach's Recensionensystem); die Art und Weise, wie man sich die Übereinstimmung der 3 ersten Evangelien zu erklären habe; die Chronologie der paulinischen Briefe, und seit Schleiermacher's und Bretschneiders Schriften über diesen Gegenstand auch die Echtheit des Evangelii Johannis, und der Briefe an Timotheus. Das Ausland ist hinter den Fortschritten der Teutschen in dieser Hinsicht sehr zurückgeblieben, und Holland und England haben sich namentlich damit begnügt, sich einige Hauptschriften von Michaelis und Eichhorn durch Übersetzungen anzueignen. Der Grund davon liegt theils wol überhaupt in dem minder lebhaften Betrieb des Bibelstudiums, theils aber auch darin, daß die dogmatischen Ansichten der ausländischen Theologen an den Resultaten mancher Untersuchungen Anstoß nehmen. Nur die Schriften von Lanigan, einem italienischen Katholiken [31]), und Horne [32]) verdienen genant zu werden. Beide umfassen das A. und N. T. zusammen, und letzteres zugleich die exegetischen Hilfswissenschaften, als biblische Alterthümer, Geographie u. dgl. Der Vf. hat auch teutsche Schriftsteller, aber nicht über Michaelis und Eichhorns Zeitalter herab, benuzt. Zur Ergänzung der teutschen Literatur über diesen Gegenstand verdienen noch die mehrfachen Zeitschriften und Magazine einen Plaz, in welchen theils Beurtheilungen der Schriften dieses Faches, theils Abhandlungen über einzele Gegenstände niedergelegt sind, als: J. D. Michaelis exegetische und orientalische Bibliothek. 24 Bde. Göttingen 1771—83. 8. Dess. und Chr. Th. Tychsen's Neue exeget. und orientl. Bibliothek. 8 Bde. 1784—1789. Eichhorn's allgem. Bibliothek der biblischen Literatur. 10 Bde. Leipzig 1787—1801. (Desselben) Repertorium für biblische und morgenländische Literatur. 18 Theile. Leipzig 1777—1786. 8. (Corrodi) Beiträge zum vernünftigen Denken in der Religion. 18 Hefte. Winterthur 1781—94, fortgesetzt (von Keller) Heft 19. 20. 1801. 1802. Paulus N. Repertorium für bibl. und morgenl. Lit. 3 Thle. Jena 1790. 1791. Dess. Memorabilien. B. 1—8. Leipzig 1787—1796. Henke's Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte. 12 Bde. (die 6 letzten auch unter dem Titel: Neues Magazin Th. 1—6). Dess. Museum für Religionswissenschaft in ihrem ganzen Umfange. 3 Bde. Magdeburg 1804—09. J. E. Chr. Schmidt Bibliothek für Kritik und Exegese des N. T. Th. 1—3. Herborn 1796—1802. Gabler's theol. Journal u. a. m. E. F. C. Rosenmüller und G. H. Rosenmüller biblisch-exegetisches Repertorium. H. 1. Leipzig 1822. Paulus theologisch-exegetisches Conservatorium. H. 1. 2. Heidelberg 1821. 22. (*Gesenius.*)

BIBLISCHE GEOGRAPHIE oder Erdbeschreibung, ebenfalls eine wichtige Hilfswissenschaft der Bibelerklärung, welche besonders der biblischen Geschichte zur Seite steht. Bei den Hebräern selbst hatte sich die Geographie nicht zur besonderen Wissenschaft ausgeschieden, sondern, wie bei den ältern Griechen, sind die dahin einschlagenden Nachrichten in die Geschichte verflochten, und müssen aus derselben entnommen und geordnet werden. Besonders reich an dahin gehörigen Nachrichten sind der Pentateuch und das Buch Josua. Nach der mythisch-geographischen Beschreibung der Gegend Eden (1 Mos. 2, 10 ff.) liefert uns das 10. Ka-

Dess. Introductio in libros sacros vet. foederis in compendium redacta. Viennae 1805. 8. 23) D. L. Bertholdt historisch-kritische Einleitung in sämtliche kanonische und apokryphische Schriften des alten und neuen Testaments. 6 Theile. Erlangen 1812—19. Die Apokryphen des N. T. sind aber nicht eingeschlossen. 24) Entwurf einer hist. krit. Einleitung in die Schriften des A. T. 1794. Dritte Aufl. 1806. 25) J. Chr. W. Augusti Grundriß einer hist. krit. Einleitung in das A. T. Leipzig 1806. 8. 26) Lehrbuch der hist. kritischen Einleitung in das A. T. Berlin 1817. 2. Aufl. 1823. 27) Einleitung in die apokryphischen Bücher des A. T. Leipzig 1795. 8. 28) J. D. Michaelis Einleitung in die göttlichen Schriften des neuen Bundes. Göttingen 1750. Vierte Ausgabe 1788. Introduction to the New Testament by *John Dav. Michaelis*. Translated and considerably augmented with Notes explanatory and supplemental. By Herbert Marsh. Cambridge 1793. 8. Eine teutsche Übersetzung dieser Zusätze v. E. Fr. C. Rosenmüller. Göttingen 1795. 1803. 2 Bände. 4. 29) H. K. A. Hänlein Handbuch der Einleitung in die Schriften des N. T. 2te Auflage. 1802—09. 3 Thl. 8. J. E. Chr. Schmidt's hist. krit. Einleitung in das N. T. Gießen 1804. 1805. 2 Theile. 8. J. L. Hug's Einleitung in die Schriften des Neuen Testam. Tübingen 1808. 2te Aufl. 1821. 2 Bde. 8. 30) Einleitung ins N. T. Th. 1—3. 1804—14. Auch unter dem Titel: Kritische Schriften Th. 5—7.

31) Institutiones biblicae. T. I. Ticini 1793. 8. 32) An introduction to the critical study of the Holy scriptures. London 1816. 3 Vols. 8.

Digitized by Google

pitel der Genesis eine höchst merkwürdige genealogische Völkertafel, in welcher alle den Hebräern damals bekanten Völker der Erde in drei große Klassen gebracht, und auf die drei Söhne Noah's, Sem, Ham und Japhet zurückgeführt werden, so wie die griechischen Genealogen wenigstens die Stämme ihres Volkes von den drei Söhnen des Hellen, des Sohnes von Deucalion, abstammen ließen [33]). Diese wichtige Urkunde, welche uns den Umfang der damaligen Weltkunde der Hebräer beurtheilen läßt, und für die älteste Geographie des Morgenlandes ganz unschätzbar ist, verdient hier wol eine etwas nähere Aufmerksamkeit. Die Nachkommen der drei Söhne Noah's sollen sich nach derselben in die Länder der Erde so getheilt haben, daß die Hamiten den Süden, die Japhetiten die im Westen und Norden der Erde dunkel bekanten Länder, die Semiten, zu denen die Hebräer selbst gehörten, die Mitte der bekanten Erde, d. i. Vorderasien bevölkerten. Die Namen, womit sie die entfernteren Völker nent, haben häufig Analogie mit den Benennungen [34]) dieser Völker bei den spätern Morgenländern und sind wenigstens großentheils, besonders durch Bochart und J. D. Michaelis aufgehellt worden, deren Vorarbeiten und einigen eigenen Untersuchungen wir bei den folgenden in Parentheſe eingeschalteten Erklärungen folgen werden, die Beweise dafür besondern Artikeln aufbehaltend. Zu den Nachkommen Japhet's (V. 2—5) werden gerechnet: Gomer (Cimmerier), Magog (Arab. Jagug und Magog, mythisches Volk im Norden, wie die Scythen), Madai (Meder), Javan (Jonier, Griechen, arab. Javan), Thubal und Meschech (Tibarener und Moscher in Kleinasien) Thiras (Thrazier?). Von Gomer werden nebst einigen unbekanten abgeleitet: Thogarma (Armenier); von Javan: Elisa (Elis oder Hellas), Tarsis (Tartessus in Spanien), Chittim (Cyprier, von der Stadt *Kition*) und Dodanim (richtigere Lesart: Rodanim, Rhodier). Von Ham (V. 6—20) zuerst: Cusch (Äthiopier), Mizraim (Ägypter), Phut, und Canaan; von Cusch dann wiederum äthiopische und südarabische Völker, nebst Nimrod, dem Stifter des babylonischen Reichs; von Mizraim außer den ägyptischen Stämmen auch die Casluchim (Colchier) und Caphthorim (Cretenser); von Kanaan die verschiedenen kanaanitischen Stämme, unter denen die Sidonier die ältesten genant werden. Von Sem (V. 22—32) endlich, dem Erstgebornen, stammen unmittelbar: Elam (Elymaïs, Persien), Assur (Assyrer), Arpachschad (Chaldäer), Lud (Lydier), Aram (Aramäer). Von Arpachschad im 2ten Gliede Eber (Hebräer), im 3ten Gliede Joktan (arab. Kachtan قحطان) der Stammvater der Arabischen Stämme, unter denen auch Ophir (das berühmte Goldland), Saba (das Weihrauchland) namentlich aufgeführt werden. Hiebei ist nun die Einkleidung genommen, als ob jedes Land und Volk von einem gleichnamigen Stifter und Stammvater abstamme, z. B. Mizraim (Ägypten) von einem gewissen Mizraim, Jebusi (der Jebusiter) von Jebusi, welches bezeichnender Weise so wenig historisch genommen werden kann, als wenn etwa die Griechen und Römer Italia (eig. Weideland, von *ἰταλὸς* vitulus) von einer mythischen Person Italus, Graecia von Graecus u. s. w. ableiten. Ja dieses ist um so auffallender, da der Referent öfter den Völker-, Länder- oder Städtenamen, der offenbar appellativ ist, geradezu ohne Veränderung gelassen, aber doch zu einem Personnamen umgeprägt hat, z. B. Mizraim (ein sonderbarer Dual; Doppelgebiet, von der Theilung Ägyptens durch den Nil), Sidon (Fischfang), Eber (jenseitiges Land), wovon Ibri (Hebräer, d. i. aus dem jenseitigen Lande stammender). Schon hieraus wird man ersehen, daß wir es hier mit Ansichten eines hebräischen Völkergenealogen, nicht, wie es die älteren Historiker durchgehends angenommen haben, mit bestimten Nachrichten, denen überall objective Wahrheit zukäme, zu thun haben, und es wird nützlich seyn, das Verhältniß dieser Ansichten zu dem, was sonst historisch wahrscheinlich ist, noch etwas näher zu beleuchten. Nämlich 1) mehre der hier angegebenen Völkerverwandtschaften werden allerdings durch anderweite Beweise, unter denen die Sprachverwandtschaft der wichtigste ist, vollkommen bestätigt, wie z. B. die der südlichen Araber und Äthiopier; und anderswo ist wenigstens kein wesentlicher Grund für das Gegentheil vorhanden, z. B. bei dem, was von der Abstammung der Philister und Cretenser gesagt ist; allein einige derselben dürfte die historische Kritik kaum annehmen, und bei mehren läßt sich leicht ein Grund der (unhistorischen) Ansicht angeben, wenn z. B. die Kanaaniter von einem ganz anderen verschiedenen Hauptstamme abgeleitet werden, als die Hebräer, da doch die große Übereinstimmung, ja die Identität ihrer Sprache sie als nahe Stammverwandte bezeichnet. Hier scheint der Na-

33) Deucalion.
Hellen.

Aolus — Dorus — Xuthus

Jon — Achaeus.

34) Bei den meisten geographischen Namen des Morgenlandes stimt der altebräische Name mit dem arabischen mit geringer Veränderung überein, während derselbe Ort gewöhnlich dazwischen und in der Zeit des griechischen Einflusses einen ganz andern griechischen Namen geführt hat, und man sieht, daß sich der echtmorgenländische Name bei dem Volke selbst nie ganz verloren haben muß, so daß man ihn nach abgeschütteltem Joch der Griechen wieder wegwerfen und den alten einheimischen hervorsuchen konte, etwa so, wie die vielen Napoleonsplätze, -Brücken, -Höhen u. s. w. nach freilich kürzerer Dauer, wieder aus Deutschland geschwunden sind. Daher Acco, griech. Ptolemaïs, arab. wieder Acca; Hamath, חֲמָת, griech. Epiphania, arab. wieder Hamath, حماة; Rabbath-Ammon, griech. Philadelphia, arab. wieder Ammân. Selten ist im Arabischen der griechische Name geblieben, besonders wenn der Ort neueren Ursprungs war, als: Sichem, Neapolis, arab. Naplûs; Gerasa (was erst römischen Ursprungs ist), arab. جراش. 35) *Sam. Bocharti* Geographia sacra. P. I. Phaleg, de dispersione gentium (ein Commentar über Gen. 10.), P. II. Canaan (de colonüs et sermone Phoenicum. 1646. Fol. und öfter, als 1681. 1707. 1712, eine sehr gelehrte, aber mit kühnen Hypotheſen überfüllte Zusammenstellung. *J. D. Michaelis* Spicilegium Geogr. Hebraeorum externa post Bochartum. P. I. Gotting. 1768. P. II. 1780. 4. *J. R. Forster* epistolae ad *J. D. Michaelem*, hujus spicilegium jam confirm. jam explic. Gott. 1772. 4. Außerdem die dahin einschlagenden Artikel im hebr. Wörterbuches; auch: Schultheß: das Paradies, nebst einer kritischen Übersicht der allgem. bibl. Geographie. Zürch 1816. (wo nur die Belege nicht genau genug zitirt sind).

tionalhaß gegen die Kanaaniter, welcher die Mythen von Kanaans Verfluchung hervorbrachte, auch auf die genealogische Ansicht gewirkt zu haben. Eine entgegengesetzte Absicht hat es, wenn die Hebräer vom Erstgebornen des Stammvaters abgeleitet werden. 2) Von vielen dieser Völker wird in andern Genealogien der Genesis, bes. Kap. 25. 36, eine verschiedene Abstammung angegeben, und sie werden in eine ganz verschiedene genealogische Verbindung gesetzt. So wird Uz V. 23. unmittelbar von Aram, 1 Mos. 22, 21 von dem Aramäer Nahor, 36, 28 von Seir abgeleitet; über Dedan vgl. 10, 7 und 25, 3, über Scheba 10, 7. 28 und 25, 3. 3) Man hat selbst wahrscheinlich gefunden, daß die 3 Söhne Noah's selbst, die Stammväter der neu entstandenen Völker, lediglich mythische Personen seyn, deren Namen den Erdstrich bezeichnen, welchen ihre Nachkommen bewohnt haben sollen. Ziemlich deutlich ist dieses mit חָם (Hitze, Südland), und יֶפֶת (Weite, Ausbreitung, von פָּתָה 1 Mos. 9, 27); weniger mit שֵׁם, welches man durch Höhe, Hochland (von سما hoch seyn) erklärt [36]). — Nächstdem verdienen aus dem Pentateuch noch die arab. Völkergenealogien 1 Mos. 25 u. 36. und das Verzeichniß der Lagerstätten in der sinaitischen Wüste (4 Mos. 33) als geographische Urkunden genant zu werden. Das Buch Josua aber liefert seiner ganzen zweiten Hälfte nach (Kap. 15—21) ein statistisch-geographisches Bild Palästina's nach der Eintheilung der Stämme, welches nur etwas sehr Ideales hat, da es auch Gebiete und Städte mit zum Gebiete der Hebräer rechnet, welche nie in ihre Gewalt gekommen sind, z. B. die Landstriche der Philister und Sidonier (gleichsam partes infidelium). Ob Jos. 18, 9 von einer landchartenähnlichen Abzeichnung des Landes, oder einem Städteverzeichniß die Rede sey, ist aus dem Ausdrucke nicht sicher ersichtlich. Die übrigen historischen Bücher enthalten nur indirecte geographische Angaben, und die Dichter und Propheten sind vorzüglich für die mythisch-populäre Geographie (von welcher unten) fruchtbar. Seit Alexander dem Großen, wo so viele Juden sich in der damals bekanten Welt zerstreuten, sollte sich allerdings wol ihr Blick in geographischer Hinsicht erweitert haben, allein noch jetzt finden wir wenigstens die echtpalästinensischen Juden in derselben Unkunde über alles befangen, was über die Gränzen ihres Landes hinausliegt, welche allen Morgenländern eigen ist, und in deren Folge die heutigen Samariter in der „Stadt England" viele ihres Gleichen vermuthen, sowie die eingebornen Ostindier die Ostindian company für den mächtigsten Potentaten der Welt halten. Diese Stufe der geographischen Einsicht verräth wenigstens der Zug des Holophernes im Buche Judith, und die Angabe von 1 Maccab. 12, 21, daß die Spartaner Stammverwandte der Juden wären. Erst um die Zeit der Römer, wo der Verkehr mit dem Abendlande immer lebhafter wurde, scheint das Abendland weniger terra incognita für die Juden geworden zu seyn.

Wie bei allen alten Völkern, waren auch bei den Hebräern die Vorstellungen von der Erde und dem Weltgebäude Anfangs durchaus populär, und von der sinlichen Anschauung hergenommen, dabei aber zugleich mythisch, und zwar so, daß die mythisch-geographischen Vorstellungen derselben eine Verwandtschaft mit denen anderer morgenländischer Völker, namentlich der Perser, haben [37]). Folgendes möchten die Hauptzüge dieser dichterisch-mythischen Weltkunde seyn, welche die Dichter auch dann wol beibehielten, wenn sich nachher vollkommnere und richtigere Vorstellungen verbreitet hatten, und bei welchen man begreiflich keine vollkomne Konsequenz erwarten muß. — Die ganze bewohnte Erde (תֵּבֵל, οἰκουμένη) erschien den Hebräern als eine weitgedehnte Fläche, gleich einem Gebäude auf Pfeilern und Säulen (Sprichw. 8, 29. Ps. 104, 5, vgl. Hiob 38, 7) gegründet, nach Ps. 24, 2. 136, 6 über den Meeren, so daß man sich die Flüsse und Quellen als Ausströmungen des die Erde unten befruchtenden Meeres (1 Mos. 49, 15) gedacht hat. Von runder und scheibenförmiger Gestalt derselben komt keine bestimte Spur vor, aber eher scheint man sie sich (gleich Eratosthenes) wie einen ausgebreiteten viereckigen Mantel gedacht zu haben, weshalb von vier Säumen oder vier Zipfeln der Erde (אַרְבַּע כַּנְפוֹת הָאָרֶץ Jes. 11, 12, vgl. Hiob 37, 3. 38, 13. Ezech. 7, 2) die Rede ist. Ferne Gegenden heißen: Enden der Erde (Ps. 72, 8. Matth. 12, 42) und die Breite derselben wird unter den Geheimnissen der Schöpfung erwähnt (Hiob 38, 18). In den Osten der Erdfläche setzt der Psalmist (Ps. 19, 7) das Zelt der Sonne, von wo aus sie ihre Laufbahn beginnt [38]), und im Westen verliert sich das Licht in Finsterniß (Hiob 26, 10). Daß man den Süden und Osten helle, den Norden und Westen dunkler gedacht hat, erhellet selbst aus der Etymologie der Wörter für die Himmelsgegenden (דָּרוֹם Süden d. i. Glanz, glänzende, erhellte Gegend, und צָפוֹן Norden, d. h. verhüllte, dunkele Gegend), welche analog sind mit dem homerischen πρὸς ἠῶ ἠελίόν τε, und πρὸς ζόφον, sowie aus dem sonstigen morgenländischen Sprachgebrauche, in welchem der Norden das finstere Land genant wird (Ebn Batuta ed. Kosegarten S. 14.). Der Himmel erschien ihnen nach der sinlichen Anschauung als ein festes Gewölbe (רָקִיעַ, στερέωμα, firmamentum); aber nicht als eisern und ehern, wie den Griechen (Il. 5, 504. Od. 3, 2), sondern, gleich einem blauen Edelstein, durchsichtig (Ezech. 1, 22. 2 Mos. 24, 10. Dan. 12, 3); auf Säulen ruhend (2 Sam. 22, 8. Hiob 26, 11); mit einem Thore (1 Mos. 28, 12. 17, vgl. Herodot. 4, 158); über demselben der Himmelsocean (1 Mos. 1, 16), die Quelle des Regens, welcher durch Gitter (Luth. Fenster) des Himmelsgewölbes herabströmt 1 Mos. 7, 11. 8, 2. 2 Kön. 7, 19. Dort auch die Magazine des Schnees, Hagels u. s. w. (Hiob 38, 22 ff.) und über dem Himmelsmeere die Wohnung und das Thronen Jehova's (Ps. 27, 3. 10. 104, 3. 148, 41). So wenigstens die gewöhnliche Vorstellung; neben welcher auch der Himmel ein ausgespantes Zelttuch genant wird (Jes. 40, 21), und die richtige Ansicht von der Entstehung der Wolken und des Regens vorkomt, nämlich in der Jehovaurkunde

36) S. de Wette Kritik der israel. Gesch. S. 72. Buttmann vom Mythus der Sündfluth. S. 58.

37) S. m. Comment. z. Jes. Th. 2. S. 315 ff. 38) Vgl. Ossian Th. 3. S. 81 der Ahlwardt'schen Übersetzung: dein Sitz der Ruh ist im West.

Digitized by Google

der Genesis (1 Mos. 2, 6) und in den Reden des Elihu (Hiob 36, 27 ff.). Neu ist die Vorstellung von mehren Himmeln, z. B. dreien (2 Cor. 12, 2). Tief unterhalb der Erde und dem Meere (Hiob 26, 5) endlich das Schattenreich (שְׁאוֹל) mit Pforten (Jes. 38, 10), nicht aber Flüssen, wie man aus falscher Auslegung von Ps. 18, 5, und der Analogie des griechischen Orcus hat schließen wollen. In die Mitte der bewohnten Erde setzte der Hebräer sein eigenes Land, und Jerusalem als den Mittelpunkt derselben (Ezech. 5, 5), wie der Araber Mecca, wie die Mönche des Orients den Berg Sinai, der Grieche Delphi (Cic. de divin. 2, 56), die Perser und Indier den heiligen Götter-Berg Albordsch und Meru. Dieses Götterberges der mythischen Geographie Asiens erwähnt zwar auch die Bibel (Jes. 14, 13) unter dem Namen des Versamlungsberges nämlich der Götter (הַר מוֹעֵד); aber sie setzt ihn in den fernen Norden, und die Hochgebirge des Caucasus scheinen dazu die historische Veranlassung gegeben zu haben. Wie nun aber die Perser aus diesem Urberge die übrigen Berge, und aus einem Urflusse die übrigen Flüsse hervorgeben lassen [39]), so läßt die mythische Geographie der Hebräer in der im fernen Osten gelegenen paradisischen Gegend Eden, worin der Garten (παράδεισος) der ersten Menschen war, die 4 Hauptflüsse der bekanten Erde [40]) nämlich: Tiger, Euphrat, Gihon (wahrsch. Nil) und Pischon (wahrscheinlich Ganges) aus einer Hauptquelle hervorgehen, eine Vorstellung, welche in unvollkomner Kentniß von dem Umfange und Laufe dieser Flüsse ihren Grund hatte, und wozu sich außer den genanten Vorstellungen der Perser, auch bei den Griechen Parallelen finden, z. B. die Meinung daß Nil und Euphrat ein Fluß sey, und ersterer blos eine Fortsetzung des letztern (*Paus.* Corinth. 2) oder daß Rhenus und Rhodanus als Ein sich in mehre Arme ergießender Strom gedacht wurde [41]). Was die Völker der Erde betrift, so sind der biblischen Weltcharte zuerst im Osten die Indier (הֹדּוּ s. v. a. هِنْدُ, Hindu, Esth. 1, 1. 8. 9.) und die Sinesen (סִינִים Jes. 42, 12, aramäisch und arabisch صِينٌ, زِمٌ) bekant. In den Norden setzt sie das mythische Volk Gog und Magog, welches einst vor Ankunft des Messias das jüdische Volk durch eine Invasion plagen, und in Palästina eine Niederlage erleiden wird (Ezech. 38. 39, vgl. die Mythen des Koran Sur. XVIII, 94—99. XXI, 96). Aus dem Westen mit seinen Inseln und Küsten (אִי יָם Jes. 11, 11. 24, 15. Ps. 72, 10) kante man nur wenige Namen, als fernsten Punkt Tarsis (Tarteſſus) in Spanien, als Hauptziel des phönizischen Handels im Mittelmeere berühmt. Daß ziemlich rohe Vorstellungen vom Weltgebäude sich auch noch spät bei den Juden erhielten, zeigt übrigens das Buch Henoch, in welchem der Prophet in mehren Visionen von den Erzengeln durch den Himmel geführt wird, und dort die Geheimnisse der Welterscheinungen anschaut. Da sieht er im Osten 6 Thore, aus denen die Sonne in den verschiedenen Jahreszeiten hervorgeht, in Westen 6 Thore, in welche sie beim Untergehen einzieht; er wird zu den Schätzen des Regens, des Schnees und des Hagels geführt u. s. w. (Liber Henochi, Ms. Paris. Cap. 61, Fol. 33 recto).

Den bedeutendsten Theil der bibl. Geogr. bildet natürlich die Geographie von Palästina, welche in die physische und politische zerfällt. Die physische Geographie ist um so interessanter, da dieses sonst so kleine Ländchen wirklich manche merkwürdige Eigenthümlichkeiten darbietet z. B. das todte Meer, zu deren vollkommener Aufklärung noch immer erneuerte Forschungen an Ort und Stelle willkommen sind. So verdanken wir z. B. Burckhardt die Bemerkung, daß das Flußbett und Thal des Jordan (الغور) sich auch südlich vom todten Meere bis zum älanitischen Busen ganz nach Art eines Flußbetts fortzieht, woraus ein ursprüngliches Ergießen des Flusses in diesen Busen, welches durch die vulcanische Entstehung des todten Meeres gehemt wurde, wahrscheinlich wird [42]). Mit vorzüglicher Genauigkeit wird man die dahin einschlagenden alten und neuen Nachrichten gesammelt und beurtheilt finden in Ritters Erdkunde Th. 2; und allerdings mag selbst an der natürlichen Beschaffenheit die Zeit einiges geändert haben, wie z. B. alle Schriftsteller des Alterthums und des Mittelalters noch von schwefligen Gerüchen und Dünsten über dem todten Meere reden, welche kein neuerer gesehen haben will, während doch andere Erscheinungen (als heiße Quellen, das Naphta, der gediegene Schwefel) die vulkanische Beschaffenheit des Bodens und somit jene Entstehung bestätigen. Zur physischen Geographie im weiteren Sinne kann dann auch die Beschreibung der Thier- und Pflanzenwelt gerechnet werden, mit welcher sich die biblische Zoologie und Botanik beschäftigt. Für erstere besitzen wir ein höchst klassisches Werk von Sam. Bochart, einem der größesten orientalischen Philologen der neuern Zeit, worin alles aufgeboten ist, was die ausgebreitetste etymologische Kentniß der orientalischen Sprachen, was arabische Naturhistoriker, die alten Versionen und klassischen Schriftsteller zur Erklärung der vorkommenden Thiernamen und aller auf Zoologie irgend Bezug habenden Bibelstellen darbieten, und nur die etymologische Rücksicht vielleicht zu sehr vorherrscht [43]); für letztere ein ebenfalls schätzbares, aber jetzt selten gewordenes von Ol. Celsius [44]), neben welchen Werken die

39) S. Bundehesch 7, vgl. Wahl's altes und neues Vorder- und Mittelasien S. 752. 40) Von 4 Hauptflüssen reden auch die Araber, s. Ebn Batuta ed. Kosegarten S. 15., vgl. Achmed Effendi bei Wahl a. a. O. 41) S. Voß zu Virg. Landbau I, 480 ff. S. 197. Daß eine solche Gegend nicht in der wirklichen Geographie aufzusuchen sey, haben vorurtheilsfreie Kenner des Alterthums, z. B. Bellermann bibl. Geographie Theil 1. S. 149. längst gesehen; wiewol selbst unser Zeitalter wieder einige Versuche dieser Art hervorgebracht hat, die zwar minder lächerlich sind, als die von Rudbeck und Hasse, aber doch nicht wesentlicher zum Ziele treffen.

42) S. *Burckhardt* Travels in Syria and the holy Land S. 8.) 43) *Hierozoicon* s. de animalibus sacrae scripturae. London 1663. Fol. und öfter. Besonders ed. *Rosenmüller*, Lips. 1793—1795. 3 Voll. 4. Vgl. *Fr. Jac. Schoderi*, Hierozoici ex Sam. Bocharto, itinerariis variis aliisque doctorum virorum commentariis Spec. I—III. Tubingae 1784—1786. 44) Hierobotanicon s. de plantis scripturae sacrae. Upsal. 1745. 47.

Digitized by Google

Schriften von Scheuchzer, Schmidt, Hiller dem gelehrten Exegeten ziemlich entbehrlich sind [44]), welche aber selbst, besonders aus neuern Reisebeschreibern, viele Zusätze und Berichtigungen zulassen [45]). Außer den arabischen Botanikern Abulfadli, Ebn Beithar u. A. sind noch die Pflanzennamen des Talmud, besonders im Traktat כלאים, ferner die punischen Namen zu berücksichtigen, welche sich in den *Νόθοις* des Dioscorides finden, und öfter mit den hebräischen übereinstimmen, z. B. גד Koriander *γοῦδ*, אטד Dornstrauch, *ἀταδὶν* (f. אשדין). — Die politische Geographie von Palästina muß historisch behandelt werden, und man hat hier nothwendig wenigstens folgende Perioden zu unterscheiden: 1) Palästina im Besitz der Kanaaniter, vor der Invasion der Hebräer unter Josua; 2) P. nach der Eintheilung in 12 Stämme, welche auch zu den Zeiten der Könige und des getheilten Reiches fortdauerte; 3) um die Zeit Christi nach der Eintheilung in 4 Provinzen: Judäa, Samaria, Galiläa, Peräa. Manche dazwischen liegende Veränderungen z. B. in der Periode nach dem Exil bis zu den Römern möchten sich wenigstens nicht mit erwünschter Genauigkeit ausmitteln und in Charten darstellen lassen. Auch die Topographie z. B. von Jerusalem muß historisch behandelt, und es müssen dabei sorgfältig die Zeiten unterschieden werden; nur fehlt es auch hier bei den gewaltsamen Verwüstungen, die diese Stadt erlitten hat, und bei dem Mangel aller echten Spuren aus dem Alterthume selbst für Hauptsachen oft an einem sichern Anhaltungspunkte.

Von den übrigen Ländern nimt die biblische Geographie, in demselben Verhältniß, wie die biblische Alterthumskunde, dasjenige mit, was in der Bibel erwähnt wird, und zur Verdeutlichung des biblischen Schauplatzes dienen kann. Sie erstreckt sich für das N. T. also auch über Kleinasien, Griechenland und selbst nach Rom hin, besonders um Behuf der Missionsreisen der Apostel, aber der biblische Geograph hat für seinen Zweck nur nöthig, denjenigen Zeitpunkt des Landes zu berücksichtigen, in welchem dasselbe mit der biblischen Relation in Berührung kommt. Eine der schwierigern Partien war die Geographie von Ägypten, da die Bestimmung und Lage vieler in der Bibel erwähnten Städte und Gegenden ungewiß war. In Folge der ägyptischen Expedition und durch fleißiges Studium der koptischen Schriftsteller ist darüber aber von 2 gelehrten Franzosen, Et. Quatremère und Champollion manches Licht verbreitet worden [47]).

Als Quellen und Hilfsmittel der biblischen Geographie nennen wir, mit Bezug auf die oben (Art. bibl. Alterthumskunde) gegebenen Notizen: 1) von klassischen Schriftstellern und Kirchenvätern: Strabo, Josephus, Plinius, des Ptolemäus geographisches System (besonders wichtig durch die genauere Ortsbestimmung nach Graden); Stephanus von Byzanz; Eusebius, Bischof zu Cäsarea, welcher im vierten Jahrhundert ein alphabetisches Verzeichniß der Ortschaften von Palästina, mit Bezugnahme auf ihren spätern und damaligen Zustand gab (*περὶ τῶν τοπικῶν ὀνομάτων ἐν τῇ θείᾳ γραφῇ*) welches nachher von Hieronymus übersetzt und hier und da mit Zusätzen versehen, ein vortreffliches aber durch viele Corruptionen entstelltes Hilfsmittel ist, um dessen kritische Emendation sich besonders Bonfrere, Clericus, Jac. Rhenferd u. A. Verdienste erworben haben [48]); das Itinerarium Hierosolymitanum aus dem vierten Jahrhundert, enthaltend Meilenzeiger, Reiserouten, Abschriften von den römischen Meilensteinen (herausgegeben von Wesseling Amsterd. 1735. 4.) u. a. m. 2) von morgenländischen Schriftstellern (s. die denselben gewidmeten einzelen Artikel): die Araber Ebn Haukal, Edrisi, Jakut, und dessen Epitomator Abd el Chak [49]), Abulfeda, sowohl in den eigentlich geographischen als den historischen Werken [50]); auch die Excerpte aus syrischen und arabischen Schriftstellern bei Assemani [51]). 3) Ganz unbrauchbar sind in geographischen Dingen die Rabbinen, und nicht viel besser die alten Übersetzer, welche die lächerlichsten Anachronismen zu begehen, und in die Übersetzung und Erklärung alter Bücher oft ganz neue Völker und Gegenden hineinzutragen pflegen. Hiernach nehmen sie אשכנז 1 Mos. 10, 3 für Teutschland, צרפת (Obad. 20.) f. Frankreich, ספרד (ebend.) f. Spanien, und brauchen dann, wenn sie hebräisch schreiben, diese Namen so, z. B. ספר ספרדי ein spanischer Codex, ספר אשכנזי ein deutscher Codex. In den spätern Targums ist selbst häufig von den Türken, Lombarden, u. s. w. zu lesen. 4) Von neuern Schriftstellern: a) solche, welche die ganze biblische Geographie in Verbindung behandelt haben: J. J. Schmidts bibl. Geographus. Züllichau 1740. Ysbrand von Hamelsveld bibl. Geographie, aus dem Holl. mit Anmerkungen von Jänisch. Hamb. Th.

---

2 Tomi. 8. Eine neue Ausgabe dieses Buches, welche einst Lorsbach beabsichtigte, ist von Hrn. Prof. Middeldorpf in Breslau zu erwarten. 45) *J. J. Scheuchzeri* Physica sacra. Ulm 1731. seq. G. G. Donat's Auszug aus Scheuchzer's Physica sacra. Mit Anmerkungen und Erläuterungen der darin vorkommenden Sachen aus den neuern exegetischen, physischen und hist. Schriften. Leipz. 1777. gr. 4. 1 Th. 3 Bde. Schmidt's bibl. Physicus. Leipz. 1731. *Matth. Hilleri* Hierophyticon. Traj. ad Rhenum. 1725. 4. 46) S. Sam. Hedmann's vermischte Sammlungen aus der Naturkunde zur Erklärung der heiligen Schrift. Aus dem Schwed. übers. von Gröning. Rostock und Leipzig 1786—95. 6 Hefte. 8. m. Kupfern. Proben aus J. E. Faber's biblischer Pflanzenkunde, mitgetheilt von E. F. C. Rosenmüller, in den Analekten für das exeget. und system. Studium der Theologie, herausg. von Keil und Tzschirner. Bd. 1. St. 1. Nr. 1. Ganz kurz auch C. Sprengel's Geschichte der Botanik Th. 1. S. 6—26. Vgl. *P. Forskal* Flora aegyptiaco-arabica, s. descriptiones plantarum, quas per Aegyptum inferiorem et Arabiam felicem detexit P. F. Hauniae 1775. Ejusd. Fauna ibid.

47) Et. *Quatremère* Mémoires geographiques et historiques sur l'Egypte. T. 1. 11. Paris 1811. 12. *Champollion* le jeune l'Egypte sous les Pharaons. T. I. II. Description geographique. Paris 1814. 48) S. Onomasticon urbium et locorum sacrae scripturae s. liber de locis hebraicis, graece primum ab Eusebio Caesareensi, latine deinde scriptus ab Hieronymo, in commodiorem vero ordinem redactus, variis additamentis auctus notisque et tabula geogr. ludaeae illustratus a Bonfrerio. [Paris 1631. 1659. Fol.] Recensuit et animadverss. auxit Jo. Clericus Amstelod. 1707. Fol. Vgl. *Rhenferdi* Pericula critica IV. in loca depravata Eusebii Caesareensis et Hieronymi de situ et nominibus locorum hebr. in dessen opp. philol. S. 776 ff. 809 ff. *P. Wesselingii* Probabilia cap. 16. 25. 34. 49) S. *Alberti Schultensii* index geogr. in vitam Saladini, arab. et lat. Lugd. Bat. 1732. 50) Vgl. den Index geogr. an der Ausgabe von Reiske und Adler. 51) Bibl. Orientalis, und daselbst die Indices geogr. T. II. III.

Digitized by Google

1—3. 1793. ff. 8. J. J. Bellermann's bibl. Geographie. Th. 1—3. 2te Aufl. Erfurt 1804. 8. Auch unter dem Titel: Handbuch der bibl. Literatur Th. 2—4. Von allgemeinen geograph. Werken: Büsching's neue Erdbeschreibung Th. 5. Abth. 1. und Ritters Erdkunde Th. 2.; b) welche blos die Geographie von Palästina bearbeitet haben: *Hadriani Relandi* Palaestina ex veteribus monumentis illustrata. Ultraj. ed. 2. 1714 4. T. II; auch Norimbergae 1716. und in Ugolini. thes. T. VI. (das Hauptbuch, worin auch von Inschriften und Münzen Gebrauch gemacht ist, an welchen aber *Ekhel* doctr. numinorum T. III. reichhaltiger ist), vgl. übrigens *J. C. Harenberg* Supplemm. in H. Relandum, in den Miscellaneis Lips. novis Vol. IV—VI.; *Jo. Lightfooti* tractatus geographici, in dessen Opp. Ultraj. 1699. 2 Voll. Fol. (besonders aus dem Talmud geschöpft); *Jo. Math. Hasii* regni Davidici et Salomonaei descriptio geographica et historica. Norimb. 1739. Fol. W. A. Bachiene historische und geographische Beschreibung von Palästina. Aus dem Holländischen v. G. A. M(aas). 2 Theile in 7 Bändchen. Cleve 1766—75. Röhr's Palästina 1819. (besonders für die Zeit Christi). Kidden Landeskunde von Palästina. Berlin 1817. Unter den allgem. geographischen Werken *Cellarii* notitia orbis antiqui T. II. und Mannert Th. 6. Abthl. 1. — c) welche blos die auswärtige Geographie behandelt haben, s. oben Anm. 35.

Unter den höchst zahlreichen Charten für die biblische Geographie sind nicht gerade viele von bedeutend wissenschaftlichem Werthe und eine Menge auffallender Fehler haben sich Jahrhunderte lang fortgepflanzt, z. B. in der Topographie von Jerusalem der von Lightfoot, nach welchem der Berg Zion nördlich, statt südlich gesetzt, und die Gestalt der ganzen Stadt umgekehrt ist. Gänzlich aber fehlt es uns an einem biblischen Atlas, bei dessen Entwurf die Nachrichten der Alten, kritisch gesichtet, mit dem verbunden wären, was die neuesten Forschungen über jene Gegenden aussagen, und welcher unter andern eine mythische Welttafel über die älteste Zeit, einen orbis biblicus enthalten, sodann Palästina in seinen verschiedenen Perioden darstellen müßte u. s. w. Das Entwerfen kritischer Charten und überhaupt die genauern Ortsbestimmungen sind übrigens mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden. Bald lassen sich die verschiedenen Nachrichten über einen Ort nicht wohl vereinigen, und es entsteht die Frage, ob nicht zwei desselben Namens anzunehmen sind; bald sind Ortschaften oder Gegenden aus bloßem Mißverständniß gewisser Stellen geschaffen worden (z. B. der See Jaeser aus Jes. 16, 8. vergl. Jer. 48, 8; Ulam-Lus aus 1 Mos. 28, 19. für Lus, nach den LXX); bald setzen zweifelhafte Lesarten in den Quellen (z. B. dem Josua) oder Hilfsmitteln, und die so sehr abweichenden Bestimmungen der Entfernung bei Eusebius und Hieronymus, Josephus u. a. in Verlegenheit. Zu den genauesten und besten ältern Charten gehören die von Reland und Hase bei den oben genannten Werken; sodann die d'Anvilleschen, welche von J. E. Rhode (in dem kleinen von der Berliner Akademie herausgegebnen Atlas) und von Paulus (Charte von Palästina, bei dem ersten Theile der Samlung von Reisen in den Orient) theils zum Grunde gelegt, theils im Einzelen berichtigt sind. Fast blos nach d'Anville richtet sich auch die Charte von Paultre (Charte physique et politique de la Syrie, pour servir à l'histoire des conquêtes du General Bonaparte en Orient, fait au Caire l'an 8), bei welcher selbst die von der ägyptischen Gelehrtencommission herrührenden astronomischen Ortsbestimmungen von 4 Punkten in Palästina (Acre, Kloster auf dem Karmel, Jaffa und Gaza) noch nicht benutzt sind. Besonders irrig war auf allen diesen Charten die Gegend jenseit des Jordan, welche zuerst von Seetzen, (Decemberheft 1810, der monatlichen Correspondenz über Erd- und Himmelskunde durch v. Zach) nach an Ort und Stelle gemachten Zeichnungen dargestellt wurde, und nach welcher mit Zuziehung jener astronomischen Bestimmungen und nach Berichtigung der falschen Orientirung von Seetzens Charte die neue Kiddensche (bei dessen Landeskunde von Palästina) mit vieler Sorgfalt gearbeitet und von der Reichardischen nicht übertroffen worden ist. Die Gegend jenseit des Jordan, und gegen den Berg Sinai herab hat aber gerade jetzt durch Burckhardt's Untersuchungen jener Gegend noch weitere willkommene Aufklärungen erhalten, welche in die Charten eingetragen werden müssen, und weit zuverlässiger sind, als die nur etwas frühern von Buckingham. Für die auswärtige Geographie sind Bochart's Charten wegen der unzähligen auf bloße Vermuthung gestützten Namen kaum zu gebrauchen, und man muß sich daher an die allgemeinen Charten von d'Anville u. A. halten. (*Gesenius.*)

BIBLISCHE GESCHICHTE ist im Allgemeinen die erzählende Darstellung der in der Bibel gegebenen historischen Materialien. Sehr häufig hat man den Ausdruck blos von der für praktische und pädagogische Zwecke bestimten Darstellung dieser Begebenheiten gebraucht; wir fassen ihn hier aber mehr in dem wissenschaftlichen Sinne, und verstehen darunter eine mit historischer Kritik verbundene und auf diese gestützte auch durch andre gelehrte Hilfsmittel erläuterte Darstellung der in den biblischen Büchern enthaltenen Begebenheiten. Ihrem Umfange nach unterscheidet sich die biblische Geschichte von der Geschichte des hebräischen Volkes und enthält theils mehr theils weniger. Mehr, sofern sie die Urgeschichte der Menschheit, die Geschichte des Urchristenthums einschließt, und häufig auf die Geschichte anderer Völker, als der Assyrier, Babylonier, der Seleuciden und Ptolemäer eingehen muß: weniger, sofern die biblischen Relationen über manche Epoche der jüdischen Geschichte, z. B. kurz vor der Geschichte Jesu und nach derselben bis zur Zerstörung Jerusalems, schweigen. Es hat aber keinen Nutzen diese Trennung streng durchzuführen, und andre Schriftsteller haben beide Rücksichten zu verbinden gesucht.

An der Spitze der biblischen Relationen (1 Mos. 1, 1—11, 9) steht die allgemeine Urgeschichte der Welt und des Menschengeschlechtes nach den Sagen und Ansichten des alten Morgenlandes und der Hebräer, nämlich über Kosmogonie, Anthropogonie, den Ursprung des Übels durch die erste Sünde, (s. den Art. Adam) die Sündfluth, den babylonischen Thurmbau, (s. den Art. Babel) und die Zerstreuung der Menschen über die Erde

Digitized by Google

(ſ. Biblische Geographie). Nachdem schon in diesem Abschnitte die Erwählung der Hebräer vor allen andern Völken vorbereitet worden ist (9, 24 ff. 10, 24) folgt (1 Mos. 11, 10—50 zu Ende) die Familiengeschichte der hebräischen Patriarchen, und nachdem der 430jährige Aufenthalt des neuen Volkes in Ägypten fast ganz übersprungen ist, der Auszug desselben aus diesem Lande mit den ihn begleitenden Wundern, die Gesetzgebung, der 40jährige Zug durch die Wüste, und die endliche Ankunft an den Gränzen des verheißnen Landes, (2—5 Mos.) hierauf das Eindringen in dasselbe (Buch Josua) und die Geschichte seiner ersten Helden (B. der Richter). Besonders in dieser Periode hat die Erzählung einen mythisch-traditionellen Charakter, und bei dieser Beschaffenheit der Relationen ist es dann sehr schwer, oft unmöglich, hinter der mythischen Hülle die reingeschichtliche Thatsache zu erkennen und auszumitteln [52]); auch ist die neuere Zeit bei dem sonst löblichen Bestreben, dieses zu bewirken, auf mancherlei Abwege gerathen. Bald hat man das Wunderbare in diesen Relationen durch philologische Künstelei, Vocalveränderung und unzeitige Hilfe der Dialekte aus dem Texte wegzuschaffen gesucht, und sich dabei oft genug an den Gesetzen der Hermeneutik vergangen, ohne im Ganzen irgend etwas Wesentliches zu gewinnen [53]); bald hat man vermöge einer sogenanten pshchologischen Interpretation eine Menge Erzählungen, auf Einbildung, Visionen, Träume, Selbsttäuschung und frommen Betrug zurückgeführt [54]); und häufig sind die Verfasser biblischer oder hebräischer Geschichtswerke unkritisch genug gewesen, diese auf bloßer (unwahrscheinlicher) Vermuthung beruhenden Dinge als historische Thatsachen vorzutragen. Der vorsichtige Forscher wird die Mythen als solche auffassen und vortragen, wird allerdings öfter darin eine natürliche, durch das wenig gebildete, namentlich mit der Natur wenig bekante, Zeitalter für wunderbar gehaltene und durch die dichtende Sage vergrößerte Begebenheit erkennen [55]), aber sich häufig auf eine gewisse indirecte historische Benutzung beschränken, nämlich um aus der Erfindung und Darstellung der Mythen den Geist und Charakter der Dichter und der Zeit, woraus sie hervorgegangen, kennen zu lernen (Vortreflich darüber de Wette, in der Kritik der isr. Gesch. S. 398 ff.). Einige Proben solcher Behandlung der hebr. Traditionen haben wir in den Artt. Adam, Abraham, Aaron u.a. gegeben. Von Interesse ist dabei die Vergleichung der Mythen anderer alten Völker, welche entweder auf einer ähnlichen Stufe der Bildung stehen, als die Hebräer, wie z. B. die ältesten Griechen; oder zwischen deren und der Hebräer Mythen sich eine geschichtliche Verbindung denken läßt, wie z. B. bei den Persern. Nur muß man sich vor dem Abwege hüten, auf welchen schon früher Bochart, Huetius u. a. gerathen sind, und auf welchen sich in neuern Zeiten wiederum Rosenmüller (in mehrern Artikeln des alten und neuen Morgenlandes) zu neigen scheint; als ob nämlich die Sagen der heidnischen Völker überall nur verdorbene und entstellte biblische Nachrichten; Simson und Herkules, Iphigenie und Jephtha's Tochter im Grunde Eine Person seyn. Am wichtigsten ist diese Übereinstimmung da, wo sich eine biblische Sage, z. B. die von der Sündfluth, mit sehr ähnlichen Zügen bei einer Menge sehr fern wohnender Völker findet [56]). Von gar keinem historischen Werth ist für diese Zeiten Jose-

52) Treflich sagt Niebuhr (röm. Geschichte Th. 1. S. 148.) von der altrömischen Sage, was auch größtentheils von der hebräischen gilt: „allerdings gehört diese Sage nichts weniger als der Geschichte an; ihr Wesentliches ist Wunder; man kann diesem seine Eigenthümlichkeit rauben und so lange weglassen und ändern, bis es zu einem gewöhnlichen möglichen Vorfall wird, aber man muß auch fest überzeugt seyn, daß das übrig bleibende Caput mortuum nichts weniger als ein historisches Factum seyn wird. Mythische Erzählungen dieser Art sind Nebelgestalten, oder oft gar eine Fata Morgana, deren Urbild uns unsichtbar, das Gesetz ihrer Refraction unbekannt ist; und wäre es das auch nicht, so würde doch keine Reflexion so scharfsinnig und gelehrt verfahren können, daß es ihr gelänge, aus diesen wunderbar vermischten Formen das unbekante Urbild zu errathen. Aber solche Zauberbilder sind verschieden von den Träumen und nicht ohne einen verborgenen Grund realer Wahrheit. Träumen ähnlich sind die Dichtungen der spätern Griechen, als die Tradition erloschen war und der Einzele mit launenhafter Willkür an den Sagen änderte: verkennend, daß ihre Abweichung und Mannigfaltigkeit das Werk des ganzen Volkes gewesen, und nicht dem einzeln frei stand."

53) Z. B. 1 Mos. 19, 26. ותהי נציב מלח (sie ward eine Salzsäule), nach Clericus: sie blieb im Salze stecken, ſ. תהיצב במלח, nach Eichhorn: sie fiel in einen Salzpfuhl, (=הוה fallen, und נצבים=נצוב Teich, wobei ב hinzu gedacht wird). Und, um Beispiele aus den spätern Büchern zu nehmen, 1 Kön. 17, 4—6: und den Arabern (ערבים ſt. ערבים Araber) habe ich geboten, dich daselbst zu versorgen. Jes. 37, 36: da ging der Engel Jehova's aus, und erschlug im Lager der Assyrer hundert und funf und achtzig Anführer אלפים ſt. אלפים Tausende). Jon. 2. 1. nach Anton: und Gott sandte einen grossen Fisch, sich dem Jona zu nahern (בלע ſ. v. a. בלע ſt. ihn zu verschlingen, wie das hebräische Wort bedeutet): und Jona war *auf dem Bauche* des Fisches (ſt. im Bauche des Fisches) drei Tage und drei Nachte. Aus dem N. T. gehören dahin Erklärungen, wie: Jesus wandelte am See, schiffte auf dem See (Matth. 14, 25.) u. dgl. Auch angebliche Übersetzerfehler aus dem aramäischen Urtexte hat man zu Hilfe genommen, z. B. Matth. 17, 27: ἀνοίξας τὸ στόμα αὐτοῦ εὑρήσεις στατῆρα nach Eichhorn (Einleit. in das N. T. I. 486.) ſ. לפתחון פי תמצא (ſollte heißen את) „contra omnem calumniandi causam et occasionem invenies [ubi pasare poteris]"

54) So z. B. läßt man den Adam träumen, daß ihm die Hälfte hinweggenommen, und ein Weib daraus gebildet sey: läßt den Abraham die Versuchung zur Aufopferung Isaak's im Traumgesichte sehen: Moses soll die Erstgeburt Ägyptens durch seine Helfershelfer haben tödten, die Korachiten lebendig in eine Grube einscharren lassen u. ſ. w. S. Eichhorns Urgeschichte herausgegeben von Gabler; dessen Beurtheilung des Wolfenbüttl. Fragmentisten, in der allgem. Bibl. der bibl. Literatur Th. 1. A. 1.; Bauers Gesch. der hebräischen Nation Th. 1. 2. 1800. 1804. 8. Dagegen vorzüglich de Wette Kritik der israel. Gesch. Th. 1. Heidelberg 1807.

55) S. die Erzählungen vom bittern Wasser, welches Mose in süßes verwandelt 2 Mos. 25, 25; von dem Himmelsbrote oder Manna, daselbst 16, 14 ff.; von der Rauch- und Feuersäule 2 Mos. 13, 21. 22. vgl. Curt. V. 2. Harmer's Beobachtungen I, S. 436—38. J. E. Faber's Archäologie S. 232 ff.

56) S. Buttmann über den Mythus der Sündfluth Berlin 1812. Zweite Auflage 1819. Derſ. über die ersten Mythen der Genesis — über die mythischen Perioden von Kain bis zur Sündfluth — über den Mythus von Noah's Söhnen; Vorlesungen in der Berliner Academie der Wissenschaften gehalten, und abgedruckt in der Berliner Monatsschrift 1811, und den Abhandlungen der Akademie.

Digitized by Google

phus, der blos den spätern Erklärer und Staffierer des Pentateuchs macht, und obendrein spätere geschmacklose Traditionen, z. B. die über den Kriegszug Mose's nach Äthiopien einmischt. (Archäol. II. 9—11.) Besonders seit Samuel, wo man allererst angefangen zu haben scheint, die Geschichte gleichzeitig aufzuzeichnen, findet man sich mehr auf echt geschichtlichem Boden, und den Büchern Samuels und der Könige, welche die Geschichte bis zum Exil fortsetzen, sind nur noch einzele mythische Züge und durch Tradition übertriebene Darstellungen aufgetragen. Nicht minder, als im Pentateuch, herrscht aber in diesen Büchern die religiös-theokratische Tendenz, nach welcher alle Schicksale des Volkes von der unmittelbaren Leitung des höchsten Nationalkönigs abgeleitet werden. Die Relationen derselben, obgleich nicht vollkommen gleichzeitig, aber doch zum Theil aus gleichzeitigen Nachrichten geschöpft, sind nun auch die zuverlässigern Urkunden über diesen Theil der Geschichte, und die, längere Zeit nach dem Exil abgefaßten, Bücher der Chronik geben den Inhalt des 2 Buches Samuelis und der beiden BB. der Könige in einer Überarbeitung wieder, bei welcher die Parteilichkeit der spätern Priester und Hierarchen für Priesterthum und Levitismus, für den mosaischen Kultus und das Reich Juda, so wie eine Sucht zu übertreiben und ins Wunderbare zu arbeiten, selbst Mißverständnisse der ältern Relationen nicht zu verkennen sind, und sie also als die unzuverlässigern darstellen. Dieses Verhältniß beider Relationen muß man in dieser Periode der Geschichte und bei der historischen Vergleichung beider Geschichtswerke fest ins Auge fassen, um nicht in den Fehler vieler neuern Historiker zu verfallen, welche öfters blos verschiedene Relationen beider Werke über eine und dieselbe Begebenheit als zwei verschiedene Thatsachen betrachtet, und beide in die Geschichte aufgenommen haben; in der Voraussetzung, daß die BB. der Könige nur die eine, der Chronist nur die andre berichtet haben. In dieser Periode kann nun auch allererst von einer etwas genauern Chronologie die Rede seyn, da in den frühern Zeiten die Zahlen noch meistens rund (d. i. 7, 40 und mit diesen zusammengesetzte) und mythisch sind. Zur Vervollständigung der Geschichte in dieser Zeit sind die prophetischen Schriften von großer Wichtigkeit, welche, richtig benutzt, sowohl in die moralischen und religiösen, als in die politischen Verhältnisse der Nation viel tiefere Blicke thun lassen, als die oft magern geschichtlichen Berichte verstatten. Über die Geschichte des assyrischen Reiches, welches so großen Einfluß auf die beiden hebräischen hatte, enthält die Bibel fast die alleinigen Nachrichten (nur Sanherib wird noch außer der Bibel genannt); über das babylonische, in dessen Gebiet die Hebräer im Exil lebten, sind die Fragmente des Berosus, der Canon (ein Verzeichniß der Königsnamen) des Ptolemäus, und besonders über den Untergang desselben Herodot und Xenophon zu vergleichen. Nach dem Exil fangen die Berichte an sehr dürftig und fragmentarisch zu werden, wie in den BB. Esra und Nehemia, und obendrein zugleich legendenhaft, wie im Buche Esther; die Lücke, welche hier in der jüdischen Geschichte bis auf die Zeit der Maccabäer entsteht, füllt Josephus (Archäol. XII.), aber ebenfalls dürftig und unbefriedigend, aus. In den historischen Büchern unter den Apokryphen sinkt die Geschichtschreibung noch tiefer, nur das erste B. der Maccabäer kann auf das Lob eines für diese Zeiten guten Geschichtsbuches Ansprüche machen: weit weniger das zweite und dritte, welche obendrein in dem rhetorisch-declamatorischen Style der alexandrinischen Juden verfaßt sind. In dem Buche Judith ist die Geschichte schon völlig zur Legende, ja zum Mährchen geworden; indessen ist Geschichte oder Legende in diesem Buche, so wie im Buche Tobiä zugleich zu didactischem Zwecke bearbeitet, wie dieses schon unter den canonischen Büchern mit Hiob und Jonas der Fall war. Zur vollständigern Einsicht in die maccabäische Periode dient vorzüglich die Geschichte der Seleuciden und Ptolemäer, für welche Polybius, Appian, Justin, Livius u. A. die Gewährsmänner sind, und welche auch durch die Menge der, von diesen Dynastieen vorhandenen Münzen erläutert wird [57]). Die Geschichtschreiber des Urchristenthums schließen sich in ihrer schlichten und ungekünstelten historischen Manier dann wieder an die älteren Bücher des A. T. an, und selbst die Art, wie in diesen die älteren Quellen wörtlich benutzt sind, finden wir hier wieder; auch fehlt es nicht an mythischen Zügen, und selbst eine gewisse dogmatische Einheit zieht sich durch die einzelnen Werke hindurch (s. Biblische Dogmatik). Zur Erläuterung der geschichtlichen Verhältnisse ist nunmehr Josephus der Hauptschriftsteller, welcher auch die jüdische Geschichte bis zum Untergange des Volkes hinausführt: ganz ohne echtgeschichtlichen Gehalt aber sind die sogenanten Apokryphen des N. T., die sich zum Theil unter häretischen Parteyen der ersten Jahrhunderte gebildet haben, und ein desto größeres indirectes kirchengeschichtliches Interesse haben, da sie häufig die Vorstellungen ihrer Partei in die Geschichte hineintragen. (s. Apokryphen).

Von den ältern Bearbeitern der biblischen Geschichte sind häufig nur gewisse einseitige Gesichtspunkte hervorgehoben worden, und es gibt nicht leicht in einem historischen Fache so viele werthlose Kompositionen als hier; wozu noch komt, daß auch in den allgemeinern historischen Werken dieser Theil der Geschichte selten mit gründlicher Kentniß der Quellen verfaßt ist. Mehre ältere Schriftsteller in diesem Fache haben besonders die Religionsgeschichte des A. T. hervorgehoben, und unter dem Namen der Kirchengeschichte des A. T. als Einleitung zur Kirchengeschichte des N. T. vorgetragen [58]); andere nahmen einen mehr praktischen Gesichtspunkt, indem sie die biblischen Charaktere als Beispiele zur Nachahmung oder Warnung aufstellten [59]). Von denen, welche eine gelehrte Geschichtsforschung beabsichtigten, haben mehrere ihr Augenmerk darauf gerichtet, die Nachrichten der Profanschri-

57) S. *Vaillant* Seleucidarum imperium s. historia regum Syriae ad fid. numismatum accommodata. Lutetiae 1682. 4. (*Er. Frölich*) Annales compendiarii regum et rerum Syriae nummis veteribus illustrati. Viennae 1744. Fol. *Eckhel* doctr. nummor. vett. T. III. *Champollion Figeac* Annales des Lagides ou chronologie des rois d'Egypte, successeurs d'Alexandre le Grand. 2 Voll. 8. Paris 1819. 58) *Buddei* hist. eccles. V. T. 2 Bde. 4. 1726. 29. Vgl. Stolberg Geschichte der Religion Jesu, Th. 1—3. 59) J. J. Heß Geschichte der Israeliten vor den Zeiten Jesu. Zürich 1776—88. 12 Bände 8. deß. Geschichte Jesu. Zürich 1775. und vorzüglich Niemeyer's Charakteristik der Bibel, s. oben

Digitized by Google

benten zur Ergänzung und Bestätigung der heiligen Geschichten zu sammeln, als Prideaux, Shuckford, und für das N. T. Lardner [60]); andere haben sich besonders auf genaue chronologische Bestimmungen gelegt, wie Ussher, des Vignoles u. A. [61]). Diejenigen neuern, welche eine mehr kritische Darstellung der Begebenheiten beabsichtigt haben, wie G. L. Bauer (s. oben), haben sich noch zu vielen Hypothesen und besonders der oben gerügten Sucht, alles Wunderbare und Mythische aufzulösen, hingegeben, und es bleibt ein lebhafter Wunsch, daß, nachdem de Wette den Weg größtentheils gebahnt, ein dazu tüchtiger Forscher ihn weiter verfolgen, und ein Werk darüber ausarbeiten möge, wie es die jetzigen Fortschritte der Wissenschaft erfodern; welches aber allerdings, wenn es nicht blos negativ und scepticisch, sondern auch positiv verfahren will, bei dem Zustande der Quellen, des Beistandes der Hypothesen unmöglich wird entbehren können. Beinahe am dringendsten möchte das Bedürfniß einer solchen historisch-kritischen Zusammenstellung in Ansehung der neutestamentlichen Nachrichten, und besonders des Lebens Jesu seyn, bei dessen Darstellung bis jetzt großentheils die praktische Tendenz vorgeherrscht hat [62]), hie und da doch aber auch eine im hohen Grade ungründliche und frivole [63]).

Die bibl. Chronologie ist schon einige Mal in diesem Art. berühret worden, und sie gehört zu den mit vieler Sorgfalt angebauten Fächern der bibl. Lit. [64]). Nur liefern die Quellen zu wenig irgend hinlängliche Data, als daß es möglich wäre, etwas Zuverlässiges festzusetzen [65]). Denn 1) in der ältesten Zeit und im Zeitalter der Patriarchen sind die Zahlen gar nicht historisch, sondern mythisch zu nehmen (s. d. Art. Patriarchen) [66]), und der Streit der Chronologen, ob die Jahrzahlen des hebräischen, des griechischen oder samaritanischen Textes vorzuziehen seyen, ist zwar kritisch genommen zum Vortheile des hebräischen Textes zu entscheiden [67]), aber, wenn von historischer Wahrheit, von Berechnung des Entstehungsjahres der Welt, und einer davon zu datirenden Ära die Rede ist, dürfte auch letzterer nicht brauchbar seyn, da wir es eben nicht mit historischen, sondern mit mythischen Zahlen zu thun haben. 2) Noch späterhin sind die Zahlen auffallend rund, und deshalb schwerlich genau [68]). Mose ist 40 Jahr, als er nach Arabien entflieht, und bleibt dort 40 Jahr und führt dann das Volk 40 Jahre lang durch die Wüste: Saul, David, Salomo, jeder regierte 40 Jahr. 3) Es finden eben deshalb auffallende Widersprüche Statt. Rechnet man im B. der Richter die bestimten Zahlen zusammen, so erhält man, die unbestimten abgerechnet, 500 Jahr, wogegen im 1 Kön. 6, 1 die weit längere Zeit vom Auszuge aus Ägypten bis zum Tempelbau blos auf 480 Jahr angegeben wird. 4) Es fehlt ganz an einer festen Ära. Nur Esech. 1, 1 wird einer solchen, wahrscheinlich der nabonassarischen erwähnt, und in den Büchern der Macabäer wird nach der griechischen Zeitrechnung (מנין שטרות aera contractuum, gewöhnlich Aera Seleucidarum) gerechnet, welche mit dem Jahr 311 vor Christo ihren Anfang nimt. In der neutestamentlichen Chronologie ist besonders das Geburtsjahr Jesu Gegenstand vielfacher, auch mit Zuziehung astronomischer Kentnisse angestellter Untersuchungen geworden, die mit Sicherheit dahin geführt haben, zu zeigen, daß die dionysianische Zeitrechnung dasselbe um mehre (wahrscheinlich 4) Jahre zu spät angebe [69]). (*Gesenius.*)

Biblische Hermeneutik, s. Hermeneutik.

BIBLISCHE LITERATUR nent man die Gesamtheit aller der zur Wort- und Sacherklärung der Bibel gehörigen Wissenschaften, welche in den vorhergehenden Artikeln (Bibel, Bibelübersetzungen, bibl. Alterthumskunde u. s. w.) behandelt worden sind:

---

60) *Humphrey Prideaux* the old and new Testament connected in the history of the Jews and neighbouring nations. London 1716. 18. 2 Voll. 8. Deutsche Übers. Dresden 1721. 2 Th. 4. 2te Ausg. 1726. *Sam. Shuckford* the sacred and profan history connected — London 1728—38. 3 Vols. 8. teutsch Berlin 1731—38. 2 Bde. 4. Versuch einer Harmonie der heiligen und Profanscribenten in den Geschichten der Welt, von C. Gottl. Langen. Bayreuth. 1775—80. 3 Thle. 4. *Nath. Lardner* a large collection of ancient Jewish and heathen testimonies to the truth of the christian religion. Lond. 1764—67. 4 Voll. 4. Das Prideaux'sche Werk liegt vorzugsweise bei der Bearbeitung der biblischen Geschichte in Jahn's bibl. Archäologie Th. 2. zum Grunde. 61) *Jac. Usserii* Annales V. et N. T. Lond. 1650. Fol. *D-s Vignoles* chronologie de l'histoire sainte. 2 Voll. 4. Berlin, 1738. 62) Außer Heß a. a. O. (Vermehren) Jesus von Nazareth. Halle 1799. J. L. N. Hacker Jesus, der Weise von Nazareth u. s. w. Leipzig 1 B. 1800. Greiling das Leben Jesu von Nazareth. Halle 1813. 8. 63) S. natürliche Geschichte des großen Propheten von Nazareth u. s. w., die Werke des wolfenbüttelschen Fragmentisten u. A. 64) Außer den schon angeführten Werken von Usser und des Vignoles s. die allgemeinen chronologischen Werke von Scaliger, Petavius, Gatterer, auch: Beer Abhandlungen zur Erläuterung der alten Zeitrechnung und Geschichte. 3 Theile. Leipzig 1752—56. 8. Frank astron. Zeitrechnung der bibl. Gesch. und der alten Völker. Dessau und Leipz. 1783. 8. *Cappelli* Chronologia sacra. Paris 1655. 8. 65) J. D. Michaelis Schreiben an Hrn. Prof. Schlözer die Zeitrechnung von der Sündfluth bis Salomo betreffend, in dessen zerstreuten Schriften. S. 220 ff. 66) Bredow Untersuchungen über alte Geschichte, Geographie, Chronologie Thl. 1. S. 1. ff. Der einzige Zweifel, welcher sich dem forschenden Leser nach dieser Abhandlung noch aufdringen könte, besteht wol darin, daß den Patriarchen diese auffallend hohen Lebensjahre nicht im poetischen Style, sondern in der höchst dürren, detaillirenden Manier der Geschlechtsregister zugeschrieben werden. Wahrscheinlich hat man sich dieses, wie manche andre Erscheinungen in der biblischen Urgeschichte (1 Mos. 1—11) so zu erklären, daß wir nicht mehr die vollständige und ursprüngliche Relation, sondern nur Trümmern und Auszüge derselben besitzen, welche sich hier namentlich auf die den Hebräern so wichtige Genealogie beschränkten. 67) S. oben S. 10. Sp. 1. *Gesenius* Comment. de pent. Samarit. — S. *Is. Vossii* dissert. de vera aetate mundi, qua ostenditur natale mundi tempus annis minimum MCCCCXL vulgarem aeram anticip. Hag. Com. 1659. 4. Ejusd diss. de LXX interp. Hag. Com. 1661. 4. Simon Fr. Nucs Beweis, daß die Zeitrechnung der ersten Welt aus dem hebr. Texte H. S. müsse genommen werden. 1748. 4. *J. D. Michaelis* de chronolog. Mosis ante diluvium und de chronologia Mosis a diluvio ad Abrahamum, in dessen Comment. Bremen 1769. 4. 68) Vgl. Bruns über die Zahl Vierzig im A. T. in Paulus Memorabilien St. 7. 69) *Fabric.* Bibl. antiqu. c. 7. §. 9. *Bynaeus* de natali J. Chr. Amst. 1689. *Uhland* diss. qua Christum anno ante aeram vulgarem 4. exeunte natum esse probatur. Tub. 1775. Paulus Comm. üb. das N. T. Th. 1. S. 135 ff. Wurm astron. Beiträge zur genäherten Bestimmung des Geburts- und Todesjahres Jesu, in Bengel's Archiv f. die Theologie und ihre neueste Literatur. II, S. 1 ff.

Digitized by Google

zuweilen auch im engern Sinne blos die Bücherkentniß über diese Wissenschaften.

BIBLISCHE PHILOLOGIE nent man denjenigen Theil der alten Philologie, welcher sich mit dem bibl. Grundtext A. und N. T., und mit den alten Übersetzungen der Bibel beschäftigt. Dazu gehört also 1) das Studium der hebräischen Sprache (s. diesen Art.) in Verbindung mit dem der verwandten morgenländischen Dialekte, letztere theils zur Aufklärung des hebräischen Sprachgebrauchs, theils zum Verständniß der in diesen Sprachen geschriebenen alten Versionen. 2) Das Studium des bibl. Gräcismus, d. i. derjenigen Form der griechischen Sprache, welche sich in den Siebenzig Dolmetschern, den apokryphischen Büchern und dem N. T. findet, und an den Vulgärdialekt (διάλεκτος κοινή) der Griechen anschließt, zugleich aber mit Hebraismen gemischt ist; daher einerseits aus den spätern griechischen Prosaikern (Polybius, Herodian, Josephus), theils aus Vergleichung des hebräischen und überhaupt semitischen Sprachgebrauchs erläutert seyn will (s. Art. Bibel S. 3. ff.). Lexicalisch ist dieses Jüdisch-Griechische oder sogenannte Hellenistische behandelt in den Wörterbüchern über die LXX von Biel und Schleusner und über das N. T., von Schöttgen, Schleusner und Wahl; grammatisch vorzüglich und eigentlich zuerst von G. B. Winer[70]). (*Gesenius.*)

Biblische Theologie, s. Biblische Dogmatik.

BIBRA, Bebra, Stadt im preuß. Reg. Bezirk Merseburg, Kreis Eckartsberga, 2 M. von Naumburg und 30¼ M. von Berlin, am Saubach, mit 166 Häusern, 830 Einw. und Landwirthschaft, Flachsbau, Spinnerei, Leinweberei, 2 Jahrmärkten und einem Gesundbrunnen, der von einem Domherrn des ehemaligen hiesigen Kollegiatsstifts vor 200 Jahren entdeckt seyn soll, über 10 Ellen tief und kalt ist, in einer Minute 81 dresdner Kannen, in 24 Stunden also 1620 Eimer gibt, und in der strengsten Kälte nicht zufriert. (*Stein.*) Dies Mineralwasser, wovon schon 1782 Waitz eine mediz. Beschreibung lieferte, gehört zu den kalischerdigen Stahlwassern, und enthält, nach Hecker und Trommsdorff, in 1 Pfunde:

Kohlensäure	5,5	Gran.
Salzsaure Bittererde . .	0,791	—
Extraktivstoff	0,043	—
Gips	0,416	—
Bittersalz	0,125	—
Kohlens. Kalk	0,625	—
— Bittererde . .	0,333	—
Kieselerde	0,043	—
Eisenoxyd	0,333	—
An festen Bestandtheil	783	—
An flüchtigen	5,5	—

Man trinkt und badet zugleich, und das Wasser soll bei allgemeiner Schwäche, Gicht, Rheumatismus, Lähmungen, Augenkrankheiten, besonders bei Verdauungsschwäche, Verstopfungen der Eingeweide, Bleichsucht, Menstruationsfehler, und weißem Flusse der Weiber gute Dienste leisten (s. Trommsdorff's älteres Journ. d. Pharm. V. I. S. 135.). (*Th. Schreger.*)

BIBRA (in Urkunden Biberahu, auch Beberaha), ein vormals zur Reichsritterschaft gehöriges, nach Aufhebung derselben aber unter Würzburgische und nachher durch den Statsvertrag vom 20. Juni 1808 unter S. Meining. Hoheit gekommenes Pfarrkirchdorf im Amte Maßfeld, 1¼ M. südlich von Meiningen, am Bache Bibra, in einem angenehmen Thale an den Gränzen des Grabfeldes. Es hat außer einem Schlosse 87 Häuser, mit 444 Einwohnern, und eine nahe dabei liegende zum Dorfe gehörige Mahl- und Schneidemühle (Hainmühle genant). Unter den Einwohnern, die sich meistens von Ackerbau, Viehzucht, Kleinhandel und Handwerken nähren, befinden sich auch einige Katholiken und Mennoniten und 68 Israeliten, welche letztern fast alle in Häusern wohnen, die der Guts- und Gerichtsherrschaft gehören. Das beträchtliche Rittergut daselbst kam nach dem Tode des würzburgischen Kapitulars, Freiherrn Hartmann von Bibra auf den königl. wirtemberg. Kämmerer und vormaligen fürstl. Schönburg-Lichtensteinischen Kammerdirektor, Freiherrn C. F. von Bibra zu Höchheim. Der Ort hat die Mark- und die Gutsherrschaft auf der Flurmarkung die Zollgerechtigkeit. Außerdem besitzt die Gutsherrschaft noch manche andre Rechte, von denen man die Zeit des Aufkommens nicht angeben kann, die aber für die Unterthanen im hohen Grade drückend sind, wenn der Gutsherr nicht so edel denkt, wie der jetzige. Dahin gehört das, auch noch in andern freiherrl. von Bibraischen Ortschaften, übliche Herkommen, daß die Unterthanen ihre Gutsherrschaft in Kutschen fahren müssen, wohin sie nur wollen, auch nichts Eßbares verkaufen dürfen, ohne es vorher der Gutsherrschaft zum Kaufe anzubieten.

Dieses Bibra ist das uralte Stammhaus der berühmten freiherrlichen Familie von Bibra, die sehr bedeutende Güter in Franken besitzt und sich in mehre Linien theilt. Sie wurde 1357 mit der Anwartschaft auf das Unter-Erbmarschallamt des Hochstiftes Würzburg beliehen, gelangte indessen erst nach dem Aussterben der Familie von der Kehre im Mannstamm zum alleinigen Besitz desselben. Noch jetzt hat der jedesmalige Senior die Emolumente dieses Erbamtes zu genießen. Die Familie hat viele ums Vaterland verdiente Männer aufzuweisen. Zwei aus derselben waren Bischöfe von Würzburg, nämlich Lorenz von 1495 — 1519 und Conrad von 1540 bis 1544, von denen der erstere das große opus Missaticum corrigiren und durch M. Georg Keyßern drucken ließ, auch Luthern auf seiner Reise nach Worms sehr freundschaftlich bewirthete. Man findet überhaupt beinahe keine würzburgische und hennebergische Urkunde, in welcher nicht Herren von Bibra als Zeugen oder in einer andern Eigenschaft vorkämen. Das Stammschloß muß eine sehr stattliche, wohlbefestigte Burg gewesen seyn, wie der um dasselbe sich herumziehende sehr tiefe Graben und mehre Ruinen von Thürmen und Mauern beweisen. Es ward 1525 im Bauernkriege durch eine Abtheilung desjenigen fränkischen Bauerncorps, welches bei Mellrichstadt sein Lager hatte, mit Sturm erobert und zerstört. Zum größten Schaden der Familie wurden

70) Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms. Leipz. 1822. 8.

Digitized by Google

dabei viele uralte Documente und Briefschaften ein Raub der Flammen. Außer einem einzigen hohen Thurm, der zur Aufbewahrung des Familienarchivs benutzt wird, liegt die ganze Burg in Trümmern.

Die dasige Kirche, ehemals Mutterkirche von mehrern Filialen, ist viel größer, als es für das jetzige Bibraer Kirchspiel, zu welchem nur noch die einzige Filialkirche zu Bauerbach gehört, nöthig ist. Sie wurde 1492 erbaut und hat aus den Zeiten des Papstthums noch mehre Seitenaltäre. In der Sakristei befinden sich verschiedene seltene Drucke von Kirchenvätern, Missalien und in das kanonische Recht einschlagenden Büchern, die der Domherr und Doctor juris, Kilian von Bibra dahin gestiftet hat. Es waren meistens Prachtausgaben, die aber von unwissenden Personen aufs jämmerlichste zerfleischt sind. (*G. Emmrich.*)

BIBRA (Philipp Anton Sigmund v.), geb. zu Bamberg 1750, wurde als Edelknabe am fürstlichen Hofe zu Fuld erzogen, in das Domkapitel daselbst aufgenommen, und später Präsident der geistlichen und weltlichen Regirung — des Konsistoriums und der Hofkammer, infulirter Propst, kurmainzischer geh. Rath, und nach der Säcularisation erster geheimer Konferenzrath des Fürsten von Nassau-Oranien-Fuld. Er erlangte als Statsmann und Gelehrter großen Ruhm; seine Geschäftsgewandtheit verbunden mit seinem äußerst einnehmenden Aussehen und Betragen bahnte ihm den Weg zu mehren wichtigen Gesandtschaften, welche er alle zum Vortheile des fuldaischen Fürsten besorgte. Als Schriftsteller, machte er sich vorzüglich durch die Fortsetzung des v. Göckingk 1784 gestifteten Journal von und für Teutschland von 1785 bis 1792 verdient. Er starb zu Fuld am 3. März 1803.*) (*Jäck.*)

BIBRACTE, die angesehenste und volkreichste Stadt und Hauptfestung der Aduer in Gallia Celtica (*Caes.* B. G. 1, 23.), welche Mannert für einerlei mit Augustodunum (Autun) erklärt, welchen Namen sie von Augustus nachmals entlehnt habe. Strabo, sagte er, nent Augustodunum noch nicht, weil er dem Cäsar nachschreibt; aber schon Mela (3, 2.). Cellarius will aus einer Stelle in dem Paneg. des Eumenes beweisen, daß Bibr. und Aug. verschiedene Städte waren; aber eben diese Stelle beweist das Gegentheil, wie d'Anville richtig bemerkt. Andre erklären es für Beurect, Bevray, Bray, nordwestlich von Autun. — Die Söhne edler Gallier aus allen Theilen des Landes empfingen hier öffentlichen Unterricht in den Wissenschaften (*Tac.* Ann. 3, 43.). (*H.*).

BIBRAX, 1) dasselbe, was Bibracte. — 2) Stadt im belgischen Gallien (*Caes.* B. G. 2, 6.). (*H.*)

BIBROCI, altes Volk in Britannia, muthmaßlich im südöstlichen Theile von Berkshire, von dem Lodden westlich bis zur Themse östlich, ohne Zweifel aus dem Theile Galliens eingewandert, worin Bibracte lag, nicht lange vor Cäsars Invasion. Nach des Claudius Invasion werden sie nicht weiter genant. (*H.*)

BIBULUS. römischer Zuname. Merkwürdig ist Marcus Calpurnius Bibulus, Cato's Schwiegersohn, der mit Jul. Cäsar im J. R. 694 Consul war, als das projektirte erste Triumvirat, zu welchem Cäsar, Pompejus und Crassus gehörten, noch ein Geheimniß war. Wie sich Bibulus, Cato's Grundsätzen getreu, dem Vorschlag Cäsars zu einer Ackervertheilung im Kampanischen Lande aufs Äußerste widersetzte, und welche Folgen dies hatte, darüber s. Cäsar. Nachmals war Bibulus Proconsul in Syrien, und in dem Kriege zwischen Cäsar und Pompejus befehligte er die Flotte des Letzten, starb aber während des Kriegs an einer Krankheit auf dem Schiffe im J. R. 704. (*H.*)

BIBURG, 1) ein Kirchdorf, im Landgericht Greding des Rezatkr. des Königr. Baiern, mit 30 Feuerstellen, ist als vormaliges teutsches Reichsdorf merkwürdig. (*Fenkohl.*) — 2) Ein anderes B., Pfarrdorf bei Augsburg, im Baier. Oberdonaukr., ist außerdem, daß viele Augsburger dasselbe durch Landhäuser und Gärten verschönert haben durch ein wunderthätiges Marienbild ausgezeichnet. — 3) Ein unmittelbar dem Könige gehöriges, ehemal. Jesuitengut im Regenkr. LGer. Almsberg, mit einer ansehnlichen Brauerei, von welcher über 30 Orte ihr Bier nehmen. — 4) Vils-Biburg, ebenfalls im Baier. Isarkr. s. V. (*H.*)

BIC, ein Dorf in der Grafschaft Devon der brit. Prov. Untercanada; es liegt am Lorenz, und hat vor sich das waldige, aber bewohnte Eiland Bic, dem Kap Original gegenüber, und das Eiland Biquet. Bic, das Eiland, liegt unter 48° 30′ Br. und 309° 24′ L. und ist ½ Meilen lang, ½ breit. (*Hassel.*)

BICESTER auch BIRCESTER, Marktfl. in der brit. Grafschaft Oxford an einem Flüßchen, der bei Islip dem Charwell zugeht; er zählt in 402 Häus. 1921 Einwohner, die Pantoffeln verfertigen und Brantwein brennen. Man hält den Ort für sehr alt, und die Überreste, die sich bei demselben finden, für dänische. (*Hassel.*)

Bicêtre, s. Irrenanstalten in Paris.

BICHAS, ein südamerikanischer Fluß in Guyana, welcher unweit dem Katarakte von Atures dem Orinoko zufällt. (*Hassel.*)

BICHAT (Franz Xaver). In der Geschichte der Anatomie und Physiologie ein unsterblicher Name, dessen Andenken mit der Erinnerung an fruchtbare und eigenthümliche Ideen verbunden ist, und der als Überschrift einer neuen Epoche dienen kann. Zu Thoirette im Departement des Jura (der Provinz Bresse des ehemaligen Burgund,) 1771 geboren, studirte er in Lyon, und zeichnete sich hier so aus, daß sein Lehrer Marc. Anton Petit ihn schon in seinem zwanzigsten Jahr zum Gehilfen seiner Arbeiten machte. Aber die Schrecken des Bürgerkrieges und der Belagerung von Lyon verscheuchten ihn im Jahr 1793 von dort, und brachten ihn nach Paris, wo er sich an den berühmten Desault wandte, und sich in dessen Hörsaal bald als einen der fähigsten und denkendsten Jünglinge zeigte. Desault, der immer die guten Köpfe auszeichnete, nahm ihn sofort in sein Haus auf und ließ ihn an allen seinen Arbeiten Theil nehmen. Allein nicht lange dauerte diese glückliche Lage Bichat's. Schon nach zwei Jahren, 1795, entriß ihm der Tod seinen geliebten und verehrten Lehrer. Bichat zeigte sich als dankbarer Zögling durch die Herausgabe des vierten Ban-

*) S. Meusel's gel. Teutschland — die mainzer Monatschrift — und Jäcks Pantheon I. 11 86.

Digitized by Google

des von Desault's Tagebuch der Chirurgie, worin er dem Letztern ein Denkmal der Ehrerbietung und Dankbarkeit setzte. Zwei Jahre später gab er die sämtlichen Schriften Desault's heraus, worauf 1799 Desault's Abhandlung von den Krankheiten der Harnwerkzeuge folgte. Aber von dieser Zeit an wurden in Bichats Seele die großen Ideen lebendig, welche eine fruchtbare Aufklärung in der Theorie der Medizin veranlaßt haben. In den französischen Schulen seiner Zeit hatte man längst die frühere mechanische oder chemische Erklärungsart der Geschäfte des thierischen Körpers verlassen, und sich zur dynamischen Theorie gewandt. Welchen Eingang Stahls Vorstellungsart vom Einfluß der Seele auf den Körper gefunden, sah man nicht allein aus Sauvages und Carrère's Schriften, sondern le Cat und Bordeu hatten auf eigenthümliche Weise, das abgesonderte Leben der Nervenknoten, der Drüsen und des Zellgewebes, als Princip aufgestellt, und der gelehrteste aller französischen Ärzte, Barthez, hatte den Stahl'schen Ton als eigene Lebenskraft aufgeführt. Diese Ideen waren es, welche Bichat mit Eifer auffaßte und mit Geist ausführte und erweiterte, um zwei abgesonderte Formen des Lebens im thierischen Körper anzunehmen. Zahlreiche Versuche und Beobachtungen leiteten ihn hiebei mehr, als Gelehrsamkeit und Benutzung seiner Vorgänger. Im J. 1797 ward er Desault's Nachfolger beim Hotel-Dieu und hatte nun die reichlichste Gelegenheit, seine anatomischen und physiologischen Ideen zu erweitern und zu berichtigen. Mit großer Klarheit, anscheinender Gründlichkeit und mit siegender Beredsamkeit führte er 1800 zuerst seine Ideen über das Leben in seinen Recherches sur la vie et la mort aus. Die Trennung des organischen vom thierischen Leben suchte er durch alle Instanzen zu beweisen, wozu ihm Beobachtungen an Thieren und am kranken menschlichen Körper Data darbieten mußten. Das organische Gefühl in seiner Dunkelheit, ohne bestimten Mittelpunkt und ohne Bewußtseyn wird von ihm in dessen wichtigen Beziehungen auf Erscheinungen im gesunden und kranken Zustande erläutert. Er zeigt umständlich und in der rühmlichsten logischen Ordnung, wie sich die organische und thierische Empfindlichkeit entwickeln, und wie sie endlich aufhören, wo denn über die zwiefache Art des Todes, den organischen, oder den Tod des Herzens, und den thierischen, oder den Tod des Gehirns, sehr geistreiche und treffliche Aufschlüsse gegeben werden. Dies Buch hat eine bedeutende Umänderung in der Theorie der Medizin veranlaßt, und wird so lange genant werden, als das Verdienst anerkant wird. Zugleich mit diesem Werk erschien ein anderes, eben so eigenthümliches: Traité des membranes. Wahrscheinlich hatte Pinels 1798 erschienene Nosologie philosophique, worin die Krankheiten nach den Organen, in welchen sie ihren Sitz haben, unterschieden werden, Bichat veranlaßt, die thierischen Häute, bisher nur oberflächlich untersucht, zum Gegenstand seines genauern Studiums zu machen. Er theilt die Häute allgemein in drei Klassen, die Schleimhäute, die serösen und die fibrösen, deren Unterschiede, Verbreitung durch den Körper und Verrichtungen im gesunden und kranken Zustand auf das einleuchtendste und nützlichste dargethan werden. Doch fehlt diesem Buche hier und da der Geist der Ordnung und Klarheit, der die erste Schrift sehr rühmlich auszeichnet. Nicht blos durch diese beiden Werke ward sein schriftstellerischer Ruhm gegründet, sondern er erwarb sich auch als Lehrer durch eigenthümlichen, geistreichen Vortrag und durch neue Ansichten, die er überall in der Medizin und Chirurgie eröffnete, bald den größten Ruf unter den Lehrern der pariser Schule, und seinen Ruhm in der gelehrten Welt erhöhte er noch durch sein Lehrbuch der allgemeinen Anatomie, von Pfaff 1802 teutsch bearbeitet. Die Eintheilung des Körpers nach seinen verschiedenen Systemen, die Entwickelung und Eigenschaften eines jeden derselben sind eben so lehrreich aus einander gesetzt, und so offenbar aus eigener Ansicht der Natur hervorgegangen, als die fruchtbarsten Anwendungen von diesen Lehren auf die praktische Medizin und Chirurgie das Studium dieses Werks noch lehrreicher machen. Freilich bemerkt man hier und da, daß der Vf. noch nicht an der Aufklärung Theil genommen, welche die dynamische Theorie damals in Teutschland erhalten hatte, und daß die Kräfte der Arterien und Venen, wie die Theorie der thierischen Wärme noch etwas einseitig von ihm ausgeführt werden. Allein sein Werk ist ein solches Muster eigenthümlicher und geistvoller Darstellung und seine Behauptungen weiß er mit solcher Gewandtheit durch Thatsachen zu belegen, daß Bewunderung so großer Talente jeden Leser ergreift. So glänzende Verdienste, einen so unvergänglichen Nachruhm erwarb sich Bichat in dem kurzen Leben von 31 Jahren. Er starb nämlich schon im Jahr 1802 an einem Faulfieber, wozu die Anlage durch seinen beständigen Aufenthalt unter Leichen, und durch die ungewöhnlichen Anstrengungen seines Geistes herbeigeführt wurde, die nähere Ursache aber in einem Fall von der Treppe des Krankenhauses, wahrscheinlich auch in Ansteckung, zu suchen ist. (*Sprengel.*)

BICHI, BICCHI, der Name mehrer Kardinäle, aus Siena abstammend. **Alexander** wurde, nachdem er bereits Kardinal war, unter Ludwig XIII. als Nunzius nach Frankreich geschickt, und von Richelieu bei den wichtigsten Verhandlungen zu Rathe gezogen. Die Streitigkeiten zwischen den Barberini's, dem Herzog von Parma und der Republik Venedig wurden durch ihn beigelegt, und als Bischof von Carpentras sorgte er väterlich für das Wohl seiner Untergebenen. — **Anton**, zu Siena 1614 geb., war ein Schwestersohn Papst Alexanders VII. und einige Zeit Internunzius in Flandern, dann Bischof von Montalino, Osimo und Carpentras, und 1657 Kardinal und Protektor des Karthäuserordens. An Geschäften nahm er wenig Antheil, lebte meistens zu Osimo, und starb daselbst 1691. Sein Bruder **Karl**, ebenfalls Kardinal und Abt von Montmajour les Arles, war 1638 zu Siena geboren. Er hatte anfangs eine Bedienung im Malteserorden, und kommandirte als Generallieutenant die päpstlichen Galeren in Candia. Die Kardinalswürde erhielt er 1690 und starb 1718. Unter Klemens XI. hatte er vielen Einfluß, besonders bei den Verhandlungen über die spanische Succession. Sein Neffe, **Vincent**, geb. zu Siena 1668, kam 1702 als Nunzius in die Schweiz, und 1710 in derselben Eigenschaft nach Lissabon, wo er zu langwierigen, folgenreichen Streitigkeiten zwischen dem portugisischen und päpstlichen Hofe Ver-

Digitized by Google

anlassung gab. Er zog sich den Unwillen des Königes Johann V. zu, weil er die Gränzen seines Amtes überschritt, aus Geldsucht unbefugte Dispensationen ertheilte, die Mönche gegen den übrigen Clerus in Schutz nahm, und überhaupt durch sein ungeistliches Leben Aergerniß stiftete. Der König verlangte daher von Klemens XI. seine Abberufung, allein dieser ließ es bei einem Verweise bewenden, und Bichi selbst wußte sich in der Folge bei dem Könige so beliebt zu machen, daß er vom Papst den Purpur für ihn verlangte. Dieser weigerte sich aber, und erinnerte den König an die Klagen, die er selbst vormals gegen Bichi angebracht hätte. Aufgebracht über diese Weigerung, und wähnend, nicht schlechter zu seyn als der Kaiser und die Könige von Frankreich oder Spanien, welche nicht blos bittweise sondern hergebrachtem Rechte nach Männer, die ihr Vertrauen besaßen, zur Kardinalswürde vorschlugen, beharrte der König bei seinem Begehren, Innocenz und Benedict XIII. aber bei der Weigerung. Da kein Theil nachgab, so brach 1728 ein furchtbarer Sturm los. Der König hob alle Gemeinschaft zwischen seinem Reiche und dem Kirchenstate auf, berief alle seine Unterthanen, bei Strafe der Konfiskation ihrer Güter, aus demselben zurück, duldete keinen Römer in seinem Reiche, verbot alle Waren, die aus dem päpstlichen Gebiete kamen als Contrebande, und selbst das Heirathen im vierten Grade der Verwandtschaft ward gänzlich untersagt, damit niemand einer Erlaubniß dazu von Rom bedürfte. Dagegen wurde dem Patriarchen zu Lissabon die Besorgung der geistlichen Angelegenheiten übergeben, dem Nunzius Bichi aber verboten, nach Rom zurückzukehren. Da die portugisische Geistlichkeit über das alles in eine heftige Bewegung gerieth, und selbst der Patriarch von Lissabon das Ansehn des Papstes aufrecht zu erhalten suchte, so ließ ihn der König mit Gefängniß bedrohen. Die Dataria fühlte aber den Verlust zu empfindlich, den sie durch den gehemmten Zufluß der portugisischen Gelder, die jährlich auf 500,000 Scudi geschätzt wurden, erlitt, als daß sie nicht hätte nachgeben sollen. Klemens XII. ertheilte daher 1731 dem Nunzius Bichi den Purpur, und gestand dem Könige das Recht zu, gleich dem Kaiser und den Königen von Frankreich und Spanien, Kardinäle zu ernennen, und die Gewalt, geistliche Benefizien ohne päpstliche Einwilligung zu vergeben. Bichi kehrte nun nach Rom zurück, lebte daselbst still und eingezogen, und starb den 11. Februar 1750 *). (*Baur.*)

Bichier, s. **Abukir.**

Bichicus, s. **Polypterus.**

*) *Guarnacci* vitae et res gestae pontificum rom. et S. R. E. Cardinalium a Clemente X. ad Clementem XII. Romae 1751. Vol. II. fol. (Ranft's) Lebensgeschichte aller Kardinäle; das Register beim 4. Bde. — Von Vincent Bichi insbesondere, und der durch ihn veranlaßten Streitigkeiten s. die historische Vorstellung der Streitigkeiten, welche zwischen den Königen in Portugal und den römischen Päpsten sich zugetragen haben. Halle 1760. 8. S. 134. ff. Mémoires de Pöllnitz T. III. 70. sq. Gebauers portugis. Gesch. 2 Th. 185. Mosheim's Kirchengesch. fortgef. v. Schlegel 5 Bd. 648. Schröckh's Kirchengesch. seit der Reformation 6 Bd. 408. Henke's Geschichte der christlichen Kirche 5 Th. 98.

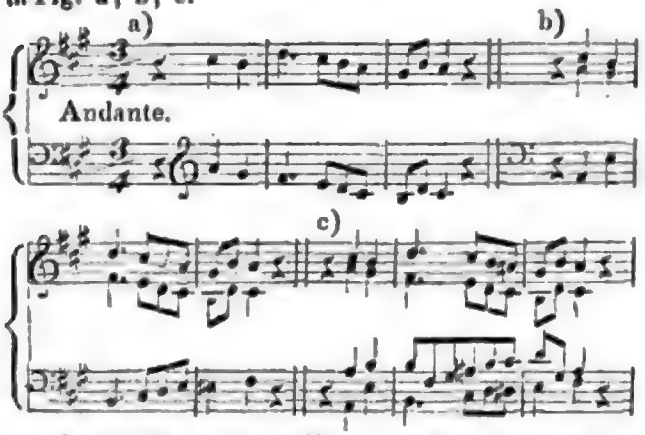
BICHO, el, **Bicho del Culo, Mal del Valle**, nennt man in Peru eine eigne Art von Gangrän, die in den sumpfigen, faulichten Ausdünstungen ausgesetzten und unreinlichen Städten, am häufigsten in Lima vorkommen soll, an welchem Ort zugleich auch der Mutterkrebs häufig, schnell verlaufend und ansteckend ist. Doch ist die Krankheit nicht auf diese Gegend allein eingeschränkt, auch in Brasilien und auf der Westküste von Afrika in Angola komt sie vor. Sie herrscht in derselben Jahreszeit mit den Faulfiebern, und ergreift besonders die Ankömlinge aus den höhern Gegenden. Die Kranken klagen im Anfang mehr allgemein über große Müdigkeit, Schwermuth und Kopfschmerzen, von örtlichen Zufällen zeigt sich höchstens Stuhlzwang und Beißen am After, aber bald entstehen Blutflüsse aus diesem Theil, und der Mastdarm tritt bleifarbig und klaffend unter einem unertraglichen Gestank hervor, dabei werden die Kranken ohnmächtig, schlagflüssig und sterben in kurzer Zeit. Manchmal entstehen dieselben Zufälle ohne daß der Mastdarm örtlich zu leiden scheint; in diesem Fall ist der Sitz des Übels weiter oben in den Gedärmen (bicho alto im Gegensatz von bicho baxo) und man kann sich nur dadurch von seinem Daseyn überzeugen, daß man dem Kranken einen Schlag auf den Hintern gibt, worauf der kranke Darm schnell hervortritt. Man sucht dieser Gangrän so schnell als möglich Gränzen zu setzen, indem man Limoniensaft, Tabaksblätter, Pfeffer und Schießpulver, welche Mittel heftige Schmerzen erregen müssen, wenn sie wirken sollen, örtlich anbringt. Als Vorbauungsmittel empfiehlt man häufige Halbbäder und Klystiere von Rosenwasser. Häufig geht die Ruhr, wenn sie schnell gestopft wird, in dieses Übel über, und eben so wechselt es auch nicht selten mit dem Berry berry ab. Der Benennung el Bicho, Insekt, nach muß man schließen, daß von dem Volke ein Insekt als Ursache der Krankheit angenommen werde, womit die holländische Benennung Worm auch übereinstimt *). (*Schnurrer.*)

BICINIUM heißt I) im **Allgemeinen** ein zweistimmiger musikalischer Satz, und in dieser Hinsicht gilt vorzüglich von Bicinium alles, was im Art. **Mehrstimmigkeit** über wenigstimmigen Satz überhaupt erwähnt wird, und namentlich, daß im Bicinium natürlicherweise sehr häufige Auslassungen von Intervallen der Grundharmonie, desto seltener aber Verdoppelungen vorkommen, daß das Bicinium eben darum minder reich und volltönend, dagegen aber der Gesang einer jeden der zwei Stimmen, selbst den minder geübten Hörer desto leichter überschaulich, die minderfließende Führung der einen oder andern aber auch desto fühlbarer ist, daß man ferner nur zwei Stimmen leichter, nach Belieben eng beisammen, oder weit von einander halten kann, indeß bei vielstimmigem Satze die Stimmen natürlich nicht anders als eng an einander gedrängt liegen können, und daß, wenn in diesem letztem der ungeübte Tonsetzer

*) J. Ant. Zuchelli, merkwürdige Missions- und Reisebeschreibung von Kongo a. d. J. 1715. 4. S. 97.. Ulloa, Reisen 5 Bd. 7. Kap. und *Leblond* Observations sur la fievre jaune etc. Par. 1805. p. 206.

sich oft in Verlegenheit sieht, so viele Stimmen zweckmäßig zu beschäftigen, im Gegentheil beim blos Zweistimmigen sich oft sehr fühlbar die entgegengesetzte Verlegenheit äußert, aus so wenigen Stimmen etwas Vollständiges zusammen zu setzen. Dieses letzten Umstandes ungeachtet ließen vornehmlich die alten Tonlehrer ihre Schüler mit dem Bicinium anfangen, weil sie solchen zweistimmigen Satz, als den einfacheren, und folglich leichteren ansahen, und gingen von diesem zum dreistimmigen, dann zum vier- und mehrstimmigen, als den mehr zusammengesetzten, und deshalb schwierigeren über. Auch manche Neuere befolgen diesen Gang. Andere aber lassen ihre Zöglinge mit vier Stimmen anfangen, und gehen, in umgekehrter Richtung, zu immer wenigeren Stimmen, bis zum nur zweistimmigen Satz über, den sie als einen concentrirten Extrakt ansehen, welchen zu machen, noch nichts für Anfänger sei; z. B. Vogler, Kirnberger I. Band. S. 174. Letztes ist wahr. Allerdings ist es schwer, mit nur zwei Stimmen, wo man also immer nur zwei Töne zugleich hören lassen kann, und folglich von jeder Dreiklangsharmonie wenigstens Ein Intervall, von jeder Vierklangs- oder Septimenharmonie aber zwei Intervalle auslassen muß, also nie eine vollständige Harmonie haben kann, doch Etwas zu machen, und die Stimmen so zu führen, daß keine Intervalle ausbleiben, welche nicht, oder nicht füglich ausbleiben dürfen; und darum möchte ich allerdings keinen Schüler mit dem zweistimmigen Satze anfangen lassen: allein auf der andern Seite ist auch die Führung von vier Stimmen, eine für einen Anfänger allerdings zu beschwerliche Aufgabe. Daß und in wiefern vielmehr der dreistimmige Satz den Vorzug in dieser Hinsicht verdiene, wird im Art. Tricinium erwähnt werden.

Das Bicinium ist übrigens auch in vielstimmigen Tonstücken, im Contrast und Wechsel mit mehrstimmigen Stellen, oft von vorzüglich schöner Wirkung, und insbesondere läßt sich bisweilen eine gar zweckgemäße Steigerung des Ausdruckes dadurch bewirken, daß man eine Stelle z. B. erst zweistimmig hören, dann aber dreistimmig, und demnächst vierstimmig wiederkehren läßt, wie in Fig. a, b, c.



In Ansehung des zweistimmigen Satzes findet man in den gemeinüblichen Theorieen als Regel aufgestellt: ein guter zweistimmiger Satz müsse so beschaffen seyn, daß sich keine weitere Stimme mehr dazu setzen ließe. Diese wunderliche Anfoderung liegt eben so wenig in der Natur der Sache, als sich ein Grund dafür anführen läßt: und doch findet man sie bei den gelehrtesten Autoren im vollen Ernste aufgestellt, (z. B. Kirnberger I. Bd. S. 176. u. a. m.) Es ist im Grunde kaum der Mühe werth, ein Beispiel zu Widerlegung einer solchen Regel anzuführen. Doch wird man z. B. den in obiger Fig. a vorgestellten Satz wol nicht für einen schlechten zweistimmigen Satz erkennen, obgleich sich, wie b und c zeigen, zwei Stimmen ganz wol dazusetzen lassen. Eben so erscheinen ja auch sogar in jeder Fuge anfangs Bicinien, welche hernach, mit einer und mehren Stimmen bereichert, wiederkehren, u. s. w. Jene Regel, so wie sie gegeben zu werden pflegt, hält also offenbar nicht die Probe. Wollten aber die Erfinder derselben nur so viel damit sagen: jeder zweistimmige Satz müsse so beschaffen seyn, daß er, um richtig zu seyn, nicht erst des Beitrittes einer dritten Stimme bedürfe, so sagt solche Regel wol nichts, was sich nicht auch von selbst verstanden haben würde, nämlich: daß ein zweistimmiger Satz als zweistimmiger Satz gut seyn müsse.

II) Im engeren Sinne pflegt man unter dem Namen Bicinien insbesondere kleine Tonstücke für zwei Stimmen, und zwar vorzüglich solche für zwei Hörner oder Trompeten, Jagdstückchen, u. dgl. zu verstehen.

III) In einem etwas erweiterten Sinne ist der Name Bicinium auch gleichbedeutend mit Duo oder Duett, womit auch die wörtliche Übersetzung, Zweisang, Zweigesang, übereinstimt. Vgl d. Art. Duett. (*Gtfr. Weber.*)

BICKEN, Pfarrdorf im Nassaudillenburgischen Amte Herborn, an der Aar und an der chaussirten Heerstraße von Herborn in das Hessische, die Leipziger Straße genant, gelegen, aus 106 Häusern bestehend, und mit dem ¼ St. davon entfernten dahin eingepfarrten Dorf Offenbach von 100 Häus., 990 Einw. enthaltend, die sich außer Ackerbau und Viehzucht auch vom Frachtfuhrwesen nähren. Merkwürdig in der ältern Landesgeschichte ist das Dorf noch als Stammort eines vormaligen angesehenen und reichen Adelsgeschlechts

von Bicken. Im Dillenburgischen gehörte das Gericht oder jetzige Amt Ebersbach, nebst einem Theil des Gerichts Dringenstein, außer vielen einzelen Gütern und Gefällen zu seinem Eigenthum. Ritter Philipp von Bikken der Alte machte sich im 15. Jahrh. berühmt, und erweiterte noch sehr, besonders im Siegenschen, die Besitzungen seines Geschlechts. Unter mehren Regirungen, führte er die Statthalterschaft über das Nassauische in Abwesenheit der Grafen, misbrauchte aber auch deren Zutrauen und Gunst zu seiner Bereicherung so sehr, daß dadurch langwieriger Streit zwischen den Landesherrn und der Familie entstand. Das Schloß Hainchen im Siegenschen ward unter Philipp der Hauptsitz der Familie. Später trat diese zur Mittelrheinischen Reichsritterschaft. Johann Adam von B. bestieg 1601 den Erzbischöflichen Stuhl zu Mainz. Mit Friedrich Wilhelm erlosch 1732 der Mannsstamm dieses Geschlechts, und die meisten Güter und Gefälle im Nassauischen kamen wieder an die Landesherrschaft. (*v. Arnoldi.*)

Digitized by Google

Bickelhaube, s. Rüstung.

BICKENBACH. Auf einer der Vorhöhen des Malchenberges (Melibocus), unweit des Dorfes Alsbach, an der alten Bergstraße, sieht man die sparsamen Reste einer alten Burg, welche man gemeiniglich von dem benachbarten Dorfe Alsbach an der neuen Bergstraße das Alsbacher Schloß nent, das aber eigentlich Bickenbach heißt. Von seiner Entstehung schweigt die Geschichte; nur so viel weiß man, daß das Schloß Bickenbach bereits im J. 1130 in Flore war, wo dessen von Konrad von Bickenbach neu gestiftete Kapelle feierlich eingeweiht wurde. Dieser Konrad ist der erste, welcher sich nach dem auch von ihm bewohnten Schlosse benante. Es war damals Lorscher Lehn, und jener Konrad von Bickenbach Vogt der Abtei Lorsch. Seine Nachkommen, die Herren von Bickenbach, gehörten zu jener Klasse von Geschlechtern, die zwischen dem hohen und niedern Adel auf der Gränze standen, und je nachdem das Glück ihnen günstig war, sich bald mit den alten Grafen und Dynasten in Verbindung setzten, bald aber wieder zum gemeinen Adel herabsanken. Inzwischen wurden doch in der Folge die Herren von Bickenbach reich und mächtig. Des obgedachten Konrads beide Enkel, Otto und Konrad, theilten die Familie in zwei Hauptlinien. Die erste endigte sich mit 2 Töchtern im 14. Jahrh., die Konradische Linie, welche mehrmals wieder getheilt wurde, starb erst mit dem blödsinnigen Konrad XII. 1497, in männlichen Gliedern aus. — Eine andere, früh ausgestorbene, daher wenig bekante Linie, die Tannenbergische, erbaute die Schlösser Tannenberg bei Seeheim und Daxberg bei Jugenheim [1]).

Nachdem die Abtei Lorsch an das Erzstift Mainz gekommen war (1232), wurde das Schloß B. mit Zubehör mainzisches Lehn und zwar Kunkellehn. Es hatte aber auch Kurmainz — zu welcher Zeit und durch welche Mittel, ist unbekant — einen wirklichen Antheil an dem Schlosse und der Herrschaft Bickenbach erworben, aber wieder an die Herren von Bickenbach verpfändet. Verschiedentlich wurde nun die Herrschaft zerstückelt [2]), und ein Theil auf mancherlei Art und an verschiedene Herren verkauft, bis endlich Landgraf Wilhelm von Hessen theils durch die baierische Fehde und Gewalt der Waffen, theils durch Käufe und Verträge — zuletzt auch 1714 Landgraf Ernst Ludwig von Hessendarmstadt — die ganze Herrschaft Bickenbach an das hessische Fürstenhaus brachten, welches dieselbe, so lange die teutsche Reichsverfassung noch bestand, von Kurmainz zu Lehn nehmen mußte. Die mehrfache Vertheilung und die verschiedenen Besitzer des Schlosses Bickenbach gestaltete eine Ganerbschaft, und wurde bereits im J. 1357 von den Ganerben ein Burgfrieden errichtet [3]). Im J. 1463 wurde das Schloß von den Frankfurtern erobert und verbrant; es wurde jedoch bald wieder wohnbar hergestellt. — Landgraf Philipp der Großmüthige hatte das Schloß in guten Stand gesetzt, und dem Herzog Ulrich von Wirtemberg, 1535, zum geheimen Aufenthalte angewiesen. Damals war es der Wohnsitz des Amtmanns über das heutige Amt Zwingenberg und Jägersburg, daher es den Namen des Amtes Bickenbach führte, zerfiel aber nach und nach, und der Amtmann nahm seinen Sitz zu Zwingenberg. Nur schwache Überreste sieht man gegenwärtig noch davon, worunter sich zwei mächtig dicke runde Thürme auszeichnen [4]).

Als Zugehör des Schlosses und der Herrschaft Bickenbach, so wie der Burgen Tannenberg und Daxberg haben wir zu betrachten: a) das heutige ganze Amt Seeheim, bestehend aus den Pfarrdörfern Seeheim, Bickenbach, Bedenkirchen, Jugenheim, und den Dörfern und Weilern Balthausen, Quadelbach, Staffel, Wurzelbach, Malchen, Oberbeerbach, Schmalbeerbach, Steigert und Stettbach, nebst noch mehren Höfen und Mühlen; sodann: b) das Dorf Alsbach, in dessen Gemarkung das Schloß Bickenbach gelegen ist, im heutigen Amte Zwingenberg. — Alles zusammen begreift gegenwärtig 559 Häuser mit 3564 Einw.

In der Pfarrkirche zu Bickenbach war das Erbbegräbniß der Herren von Bickenbach, jedoch hatte das Schloß auch seine eigne Kapelle, welche, so wie die Kapellen zu Seeheim und Alsbach, ehemals als Filiale

1) Die Herren von Bickenbach hatten sich nämlich seit dem 12. Jahrh. weit ausgebreitet. Dieses machte Theilungen nothwendig, und diese veranlaßten — vermuthlich im 13. Jahrh. — die Erbauung des Schlosses Tannenberg, bei Seeheim, kaum 1 St. vom Schloß Bickenbach. Zu der neuen Burg wurden auch gewisse Dörfer und Güter geschlagen, und diese in der Folge zu einem Amt gebildet, das jetzt einen Theil des Amtes Seeheim ausmacht, übrigens auch unter dem Namen der Herrschaft Tannenberg vorkomt. Konrad von Bickenbach, der auf bemeldetem Schlosse ums J. 1263 seinen Sitz nahm, nante sich davon einen Herrn von Tannenberg. Er starb ohne männliche Erben. Ein Herr von Jossa aus dem Jossgrund, bei Salmünster, erhielt durch die Ehe mit einer Tochter desselben, einen Antheil an der Burg Tannenberg; diese hatte aber schon bereits Schenk Eberhard v. Erbach, der ebenfalls eine Tannenbergische Erbtochter heirathete, in Besitz genommen. Die Söhne Jossa's erbauten sich daher eine eigene Burg auf einem Berge bei Jugenheim, die den Namen Daxberg erhielt, von gedachten Brüdern dem Erzbischof Peter v. Mainz, im J. 1312, zu Lehn aufgetragen, und als Lehn zurückgenommen wurde. Aber schon im J. 1346 hatten sie all ihr dortiges Eigenthum an die Schenken von Erbach verkauft, und verschwanden hierauf gänzlich aus der Bergstraße. Das Schloß Daxberg verfiel von dieser Zeit an, das Schloß Tannenberg erhielt sich länger. Es erhielt mehre Besitzer, und ward eine Ganerbschaft, doch blieben die Schenken von Erbach immer die Haupteigenthümer der Burg, und kleinen Herrschaft Tannenberg. Aber die Menge von Inhabern und der unruhige Geist des Zeitalters veranlaßte Unordnungen. Das Schloß artete in ein förmliches Raubnest aus, bis sich zuletzt (1399) mehre Reichsstände zu dessen Zerstörung vereinigten. Dadurch wurde die Burg ein Steinhaufen, und das Zugehör kam endlich durch Kauf (und vorher schon durch die Baiersche Fehde im J. 1714) an die Landgrafen von Hessendarmstadt.

2) Ulrich I. († 1336.) besaß außer dem Mainzischen Pfandtheil, ¼ am Schloß und der Herrschaft Bickenbach; das letzte Viertel hatte Konrad III. († 1357) im Besitze, Ulrichs Tochter Agnes brachte die Hälfte ihres väterlichen Antheils (⅛) an ihren Gemal, den Grafen Eberhard III. v. Katzenelnbogen. Mena, die andere Erbtochter, brachte die zweite Hälfte (⅛) dem Grafen Gerhard von Rhineck, ihrem Gemale, zu. Von ihrem Enkel, dem Grafen Johann v. Wertheim, kam durch Kauf, 1410, dieser Theil wieder an Konrad VII. v. Bickenbach. — Der obgedachten Agnes Tochter, die Katzenelnbogische Elisabeth († nach 1385) fiel der ganze mütterliche Antheil zu, den sie an ihren Gemal, den Schenk Eberhard v. Erbach vererbte. 3) Er findet sich in Schneider's Erbach. Historie, in den Beilagen S. 585. 4) Bildlich dargestellt findet man diese Ruinen in dem Darmstädter Hofkalender von 1812.

Digitized by Google

nach Bickenbach gehörten. Ein neueres Schloß in dem Dorfe Bickenbach selbst erbauete Landgraf Ernst Ludwig; selbiges wurde aber in den letzten Kriegszeiten zu einem Militärhospitale umgewandelt. Bei Jugenheim oder vielmehr bei Stettbach war vor Alters ein Jungfrauenkloster, auf dem heiligen Berge, oder vielmehr in monte S. Felicitatis, genant, welches der Abtei Lorsch untergeordnet war, im Jahr 1263 von Konrad, Herrn von Tannenberg, erbaut worden, und im J. 1480 noch bestand. Die Lage dieses Klosters ist eine der schönsten an der Bergstraße. (*Dahl.*)

BICKER (Andreas), eines der Häupter der Anti-Oranischen Partei in Holland, zur Zeit des Prinzen Wilhelm II., ward im J. 1627, den letzten Zeiten des Prinzen Moritz, Rath, und im J. 1627 zwei Jahre nach dem Regirungsantritt Friedrich Heinrichs, Bürgermeister von Amsterdam. Er hat kein geringes Verdienst um die Milderung des scharfen Edikts gegen die Remonstranten oder Arminianer, die seit der Revolution von 1618 als die unterliegende Partei, aller Religionsfreiheit beraubt waren. Die Amsterdamer Regirung, welche sich unter Moritz durch Abneigung gegen jene Religionsverwandten ausgezeichnet hatte, schützte sie nach Bickers Antritt aus weiser Politik, und gab ihnen bald völlige Freiheit der Ausübung ihres Kultus, ein schöner Beweis, daß Intoleranz bei den Protestanten eine vorübergehende Inconsequenz ist. B. bekleidete im J. 1627, 1635 und 1645 Gesandtschaften nach Polen und Schweden, um diese beiden Mächte mit einander, und nachher Schweden mit Dänemark zu befriedigen. Holland hatte nämlich das höchste Interesse in Schwedens Beistand zu einer Abwendung für die Spanisch-Östreichische Macht in Teutschland. Schon drei Jahre vor Gustav Adolphs Feldzug trachtete man ihm durch Frieden mit Polen freie Hände zu geben; dies mislang zwar damals, doch im J. 1635 bewirkten die Generalstaten die Erneuerung des Waffenstillstands zwischen Polen und Schweden, und 1645 den Frieden zwischen diesem Reich und Dänemark, wobei die Drohungen der Republik Schweden sehr vortheilhafte Bedingungen verschaften, und Dänemark von Erhöhung des Sundzolls zurück hielten. Bicker hielt sich bei den im J. 1650 ausgebrochenen Händeln zwischen dem Statthalter, Wilhelm II. und der Provinz Holland, wegen der Abdankung eines größern oder kleinern Theils der Armee, eifrig auf die Seite jener Männer, welche die Macht des Statthalters und das stehende Heer zu verringern, die Seemacht hingegen zu vermehren strebten. Es ist bekant, wie der leidenschaftliche Fürst einen Theil der holländischen Statenversamlung auf das Schloß Loevestein bringen ließ, und Amsterdam zu überfallen suchte, welches ihm nur durch einen Zufall mislang. Da aber seine Ehre hiebei auf dem Spiel stand, wollte er die Stadt nicht von den sie umgebenden Truppen befreien, bis Andreas Bicker, und sein Bruder Cornelius, der durch kräftige Maßregeln den Angriff vereitelt hatte, sich für immer ihrer Stellen begeben hätten (der erste war jetzt ruhender, der zweite regirender Bürgermeister). Beide Männer opferten ihrer Geburtsstadt und der Ruhe ihres Vaterlandes ihre Ehrenstellen auf, doch ward Cornelius, nach des Prinzen unerwartetem Tode, im Anfang des J. 1651 wieder angestellt. Andreas verbrachte seine übrigen Tage in Ruhe. Sein Todesjahr ist ungewiß *). (*v. Kampen.*)

BICKERTON, 1) ein Eiland im Australozeane unter 18° 47′ S. B., und 147° 48′ W. L. von Greenwich. Es wird von den Eingebornen Lattai genant, ist von dem spanischen Seefahrer Morello 1781 entdeckt, und steigt aus dem Meere als ein hoher konischer Berg, der noch sichtbare Spuren trägt, daß er einst ein Vulkan gewesen sey, auf. Die Seitenwände sind mit Hochwald und Fruchtbäumen besetzt, und überall zeigt sich eine üppige Fruchtbarkeit. 2) Ein Eiland im Australozeane an der östlichen Küste des Australkontinents im Busen von Carpentaria zwischen der Insel Büsching oder Groote Island und dem Westlande. (*Hassel.*)

Bickertoninsel, s. Freundschaft-Inseln.

Bickier, s. Abukir.

Bickling, s. Heringe.

Bicorniger, s. Dikerios.

Bicque, s. Krabbeneiland.

Bicsa (spr. Bitscha), s. Bittse.

BICSKE, Bitschke, gräfl. Batthyanische Herrschaft und Marktflecken in N.-Ungern, Kreis jens. der Donau, Stuhlweißenburger Gespansch., Bitschker Proceß oder Bezirk (der davon den Namen hat), mit kath. Pfarrkirche, einem Kastell, einer Mahlmühle, einer Brief-Collectur und Postenwechsel, einem fruchtbaren Boden und gutem Jagdrevier im Vertescher Walde. Der Weinbau ist mittelmäßig. Die Einwohner sind Magyaren, theils kath., theils reformirt. Die Lage ist angenehm. (*Rumy.*)

BIDACHE, Stadt an der Bidouze im franz. Dep. Niederpyrenäen, Bez. Bayonne, mit 1 festem Schlosse und 2242 Einw.; in der Nähe sind Steinbrüche. (*Hassel.*)

BIDAHAN (Bedahan), eine blühende Stadt in der iranischen Provinz Fars, Bez. Schapur; sie liegt am Dscherak, und treibt einen lebhaften Handel. (*Hassel.*)

BIDASSOA, ein Küstenfluß, welcher auf einem Striche die Gränze zwischen dem franz. Dep. Niederpyrenäen und der spanischen Prov. Bizcaya macht. Er entspringt an den Gebirgen, die das Thal von Baigorry umgeben, wendet sich nach N., betritt bei dem Berge Mandale die franz. Gränze, geht auf Irun und mündet sich bei der Spitze von Figuer in den Ocean. Vom Dorfe Biriaton oder von Irun an trägt er kleine Fahrzeuge. In demselben liegt unweit seiner Mündung die neutrale, aber unbewohnte Fasaneninsel, berühmt durch dem 1659 auf derselben geschlossenen Pyrenäenfrieden, in welchem die Spanier Roussillon und Artois an Frankreich abtraten, und die älteste Infantin Philipp IV. an Ludwig XIV. verlobt wurde. (*Hassel.*)

BIDBURG (Bedonisburgum), vormals zum Luxemburgischen, jetzt aber zum preuß. Regirungsbezirk von Trier gehörig, ist ein Kreisort. Das kleine Städtchen liegt in einer erhabenen und freien, aber auch rauhen, doch nicht unfruchtbaren Gegend, 7 St. von Trier. B. hat ungefähr 230 H. und gegen 1400 Einw. Hier und da sieht man noch kleine Überreste seiner alten Ring-

*) S. *Wagenaer* Vaderl. Historie XI. Th. S. 50. 61. 213. 382. XII. Th. S. 105. 127.

Digitized by Google

mauern. In den alten fränkischen Zeiten war hier der Hauptort des pagus Bodensis, Bedgau. Zu den Zeiten der Römer lief hier, wahrscheinlich von Trier aus, eine Straße durch und der Ort selbst war vermuthlich eine Statio militaris. Mehre Urkunden zeigen an, daß B. im Mittelalter ein haltbarer Ort war*). (*Wyttenbach.*)

BIDCZOW (Bidschow), Kreis in Böhmen, erst als solcher 1751 vom Königgrätzer Kreise abgesondert, daher auf allen ältern Karten diesem noch einverleibt. In Norden zieht sich ein Theil des Riesengebirges herein, das die Gränzen gegen Preußisch-Schlesien macht. In Osten begränzt ihn der Königgrätzer, in Westen der Bunzlauer, im Süden der Kauerzimer und Chrudiner Kreis. — Er zieht sich von Norden nach Süden in größter Ausdehnung gegen 8 Meilen herab, welche die entgegengesetzte fast ums Dreifache im Mittel übertrift. Da die Breite aber südlich immer zunimt, erreicht sie hier über 4 Meilen. Das Areal beträgt 45 geogr. □Meilen. Er ist daher einer von den kleinern Kreisen des Königreichs, dessen 21ten Theil er ausmacht, nur der Rakonitzer und Saazer Kreis sind noch kleiner. — Seine Abdachung geht vom Norden des Riesengebirges herab nach Süden; daher seine nördliche Hälfte gebirgiger und rauher als die südliche. Die Bewässerung ist schwach. Die Elbe entspringt im nördlichsten Theil aus 2 Hauptquellen moosiger Wiesen (auf der Herrschaft Starkenbach) auf einer das Prager Niveau um 640 Klafter übersteigenden Höhe. — Diese vereinigen sich, durch verschiedene Bäche verstärkt im Elbgrunde. Durch diesen zieht sie sich erst südöstlich, dann südlich nach Hohenelbe, von da wieder südöstlich, verläßt gleich hinter Arnau den Kreis und komt erst nach einem großen Bogen, womit sie ihn in den Nebenkreisen umflossen, wieder in seinen südwestlichen Theil herein und zieht sich über Podiebrad nordwestlich (ganz entgegengesetzt der ersten Richtung) in den Bunzlauer Kreis nach Nienburg, woraus schon seine höhere, gebirgige Lage erhellt. Die Iser scheidet vom nördlichsten Punkt aus, wo die Preußische, mit den Gränzen des Bunzlauer und Bidschower Kreises zusammen stößt, auf eine kurze Zeit die beiden letztern, wendet sich aber bald bei Semil westlich in den Bunzlauer Kreis. Die unbedeutende Ezidlina entspringt nördlich von Gitschin, am Fuß des Taborbergs, beim Dorfe Poklo, nahe an der Bunzlauer Gränze, fließt, südlich nach Gitschin, etwas südöstlich nach Neu-Bidschow, geht dann gerade in der Mitte nach Süden und wendet sich, nachdem sie zwei Drittheile des Kreises bewässert, bei Chlumez westlich zur Elbe. — In Süden und Südwesten sind mehre Teiche. — Seine fruchtbringende Ackerfläche beträgt über 400,000 Östreich. Joch oder $\frac{4}{9}$ des Ganzen; nur der Ellbogner, Klattauer und Saazer Kreis haben noch weniger Nutzland. Mehr als $\frac{1}{2}$ beträgt das Ackerland, mehr als $\frac{1}{7}$ der Waldboden, und bei weitem kein volles Viertel das Wiesenland. — Die südliche, ebenere Hälfte hat zum Theil sehr fruchtberen Boden, besonders die Gegend von Gitschin bei Neu-Bidschow, daher auch die goldne Strecke (Zlaty Prut) genant. Doch vereiteln oft die Einflüsse rauher Nord- und Schneelüfte vom nahen Riesengebirge die Segnungen des Bodens und Ackerfleißes. — Korn (Roggen) ist Hauptgetreide, etwa $\frac{4}{10}$ des Ganzen (über 500,000 Ried. Östr. M. 1789 angeschlagen zu 684,000 Fl.), Hafer $\frac{3}{10}$ (über 350,000 Metzen zu 217,000 Fl.), Gerste $\frac{2}{10}$ (über 270,000 Metzen zu 250,000 Fl.), Weizen $\frac{1}{10}$ (über 135,000 Metzen zu 267,000 Fl.). Heu wird 400,000 M. Östr. Centner (zu 193,000 Fl.) und an Grummet gegen 140,000 Centner gewonnen, im Werth zu 41,000 Fl. Holz 60,000 Klafter hartes zu 29,000 Fl., 20,000 weiches zu 45,000 Fl. [1]). — Flachs ist ein Hauptprodukt und die Basis der Gebirgs-Industrie. Obst wird, besonders in der Gitschiner Gegend, viel gebauet und Podiebrad hat dadurch Ruf erhalten. — Die Pferdezucht wird nach dem Chrudiner Kreise, hier und im Kauerzimer Kreise am stärksten getrieben, 1820 wurden 12,043 Pferde conscribirt, Ochsen nur 7696 (nur der Chrudiner und Königsgrätzer Kreis haben noch weniger); Kühe 41,651 (7 Kreise haben mehr, aber andere weniger). Schafe 41,420 (11 Kreise haben weit mehr, daher dieser Kreis in Rücksicht der Schafzucht zu den unwichtigern Böhmens gehört). Ein nicht unbedeutender Handel wird mit Käsen nach Prag und mit Butter in die Sächsische Gränzgegend des Leitmeritzer Kreises getrieben. — Die Fischerei ist bedeutend, für Forellen in den zahlreichen Gebirgsbächen des Nordens; für Karpfen (auch bis 30 Pfd. an Gewicht) in den vielen und zum Theil sehr großen Teichen des Südens, welche gegen 16,000 M. Östr. Joch (1½ □Meilen) betragen. Nur ein Kreis noch in Böhmen hat mehr Fischteiche, der Budweiser. Eben diese Teiche, die Ebnen in Süden, die Wälder in Norden, die Fasanen- und Thiergärten begünstigen mancherlei Wild und die Jagd darauf. — Ungeachtet sich die Urgebirge des Riesengebirges in diesen Kreis hereinziehen, woran sich dann Flöze anlegen, und im Westen noch Trappkegel des Böhmischen Mittelgebirgs erscheinen, so will doch der Mineralreichthum nichts sagen, Holzsteine im Sandboden bei Packau in ziemlich großen Massen und Carniole, Calcedone ꝛc. ausgenommen, die als Abkömlinge der westlichen Trappberge einzeln gefunden werden.

Die Bevölkerung betrug 1820. 215,895 Köpfe, darunter überwiegend 113,822 weibliche. Es kommen 4797 Menschen auf 1 □Meile, eine sehr starke Bevölkerung für diese zum Theil sehr rauhe und gebirgige Gegend, hauptsächlich aus der Flachsindustrie erklärbar [2]).

Sie war vertheilt in 9 Städten: Arnau *), Chlumetz *), Gitschin *), Hohenelbe *), Gorzitz *), Neu-Bidschow *), Neu-Packau *), Podiebrad und Sadska *)), 19 Marktflecken, 611 Dörfer, 33,938 Häuser, und in 51,258 Familien, darunter 70 adelige, 198 Geistliche, 470 Beamte und Honoratioren, 2882 Gewerbs- 9421 Bauern- und 176 Häuslerfamilien; 38,554 Knaben,

*) In einer Urkunde von 1439 stehen die Worte: die Statt und vestunge Biddburg.

1) Der gesamte Grundertrag ward geschätzt auf 1,727,000 Fl., davon Grundsteuer erlegt nach dem alten Rectificatorium 272,000 Fl.; nach der neuern Steuerregulirung 209,000 Fl.

2) Nur 5 Kreise Böhmens übertreffen ihn in der absoluten (nicht relativen im Verhältniß des Areals) Bevölkerung: der Bunzlauer, Leitmeritzer, Königgrätzer, Chrudiner und Prachiner. *) Die mit einem * bezeichneten haben regulirte Magistrate.

Digitized by Google

bis 14 Jahre; 5542 von 15 — 17 J.; vorgemerkte verheirathete und ledige zu den Regimentern 775, zum Fuhrwesen 120, zur Reserve 961, zur Landwehr 1380; minder zum Kriegsdienst anwendbare 13,497; ausgediente Kapitulanten 944. — Rural-Ansässigkeiten zählte man 3294 und 48 Dominien oder herrschaftl. Besitzungen. — In dem kleinsten nördlichen Theil Teutsche, in der bei weitem größern südlichen Hälfte Slaven (Czechen).

Die Leinwand-Industrie ist ein Hauptgeschäft in der nördlichen Hälfte des Kreises und war es sonst in noch weit höherm Grade. Noch zu Anfang der 1790ger Jahre wurden nur von dem einzigen Markt Starkenbach für 3 — 400,000 Fl. jährlich an Garn nach Amsterdam und Harlem und fast für eben so viel Leinwand von Arnau nach Augsburg, Ulm, Zürich, Venedig, Genua ꝛc. geschickt. Der zu dieser Produktion nöthige Flachsbau, nebst Spinnerei, Weberei und Bleicherei, wird im ganzen Kreise emsig betrieben. In Starkenbach, wo man viele halbbaumwollne und halbleinene Ware verfertigt, ward die feinste Leinwand zu Stande gebracht, die Böhmen jemals aufzuweisen hatte. — Auch die Herrschaften Arnau, Hohenelbe und Wildschütz sind Hauptsitze der Garn- und Leinwandindustrie mit Färbereien; Von den erstern beiden und von Herrmannseifen geht noch jetzt Leinwand ins Ausland. In Hohenelbe fertigt man Battiste, Schleier, Musseline und andre baumwollne und leinene Waren. Die hiesige Baumwollen- und Leinwanddruckfabrik vorzüglich in Blau ist die größte im Kreise, und eine der bedeutendsten Böhmens. Eine Baumwollenspinnerei wird vom Wasser getrieben. — Bedeutend sind auch die Bleichereien, so wie der Handel mit Garn, wovon ein großer Theil aus Mähren bezogen wird. — Berühmt ist das Dorf Neuwelt auf der gräfl. Harrachschen Herrschaft Starkenbach durch seine vortrefliche Glasprodukte, und bekant der viel und gut arbeitende Eisenhammer zu Ernstthal an der Iser. Mehre Potaschensiedereien und Papiermühlen, und darunter die ausgezeichnete der Gebrüder Kiesling befinden sich besonders auf der Herrschaft Hohenelbe. — Wolldecken verfertigt man zu Schlikowes auf der Herrschaft Gitschinowes. — Zur Erntezeit ziehen die Bewohner des Riesengebirges in ganzen Haufen mit Weib und Kind, herab in den südlichern, fruchtbarern Theil und verdingen sich als Schnitter. — Die neue schöne Commercialstraße verbindet den Bidschower Kreis mit dem Bunzlauer, Königgrätzer, und durch letztern mit Preußisch-Schlesien; sie geht durch Gitschin, dann nordöstlich nach Neu-Packau, bei Neuschloß über die Elbe, hinter Pilnckau, in den Königgrätzer Kreis nach Trautenau und von da zur schlesischen Gränze. — Bedeutende Wochenmärkte zu Gitschin, Horzitz und Starkenbach, befriedigen das Bedürfniß der Gebirgsbewohner an Getreide.

Das Kreisamt ist in Gitschin, wo sich auch ein Zoll-Inspektorat und Gymnasium befindet. Die 5 zum Königgrätzer Bisthume gehörigen Vicariate befinden sich zu Gitschin, Bidschow, Hohenelbe, Petrowitz und Podiebrad. In Hohenelbe ein (beschuhete) Augustiner-, in Arnau ein Franciskanerkloster, 5 Gemeinden reformirten, und 2 vom Augsburgischen Glaubensbekentniß; jene 5 zu Ebleb, Herpáten, Libitz, Welleinz, auf der Herrschaft Podiebrad und Liebstadt auf der Herrschaft Kumburg; diese 2 zu Herrmannseifen auf dem dermal von der Herrschaft Wildschütz abgetheilten Gut Herrmannseifen und zu Kruschlitz auf der Herrschaft Starkenbach. Außerdem sechs katholische Dechanteien zu Chlumetz, Gitschin, Neubidschow, Arnau, Hohenelbe, Podiebrad, 60 Pfarren und 31 Lokalien. — Das ehemalige Jesuiten-Kollegium und Seminarium in Gitschin ist aufgehoben, so wie das Karthäuser-Kloster Waldiz, in dessen Kirche die Leiche Albrechts von Waldstein, Herzogs von Friedland, lange beigesetzt war, bis sie vor einigen Jahren nach Münchengrätz gebracht wurde. Auch das Paulinerkloster zu Neu-Packau ist aufgehoben. (*André.*)

Bidczow (Neu-), (Nowy Bidczow, Bitziovia, Bidzovium), eine unter dem königl. Unterkammeramte stehende, königl. Leibgedingstadt, an der Cydlina mit 400 Häusern (mit Inbegriff von einigen 30 Judenhäusern) und 3200 Einw., unter einem Magistrat, der die Kriminalgerichtsbarkeit ausübt, 10 M. von Prag. Die Stadt hat ansehnliche Güter und gibt dem ganzen Kreise, worin sie liegt, ihren Namen. Sie ist der Geburtsort des gelehrten Mathematikers Markus Bydzowinus und Florentino. — Bidschow (Alt-) (Stary Bidczow), ist ein Dorf in der Nähe von Neu-Bidschow. (*André.*)

BIDDEFORD, auch BIDIFORD, 1) eine Stadt in der brit. Grafschaft Devon (51° 5′ Br. und 13° 20, L.), an beiden Ufern des Towridge, welcher, nachdem er den Taw aufgenommen, sich in die Barnstaplebai mündet, und worüber eine Brücke von 21 gothischen Bogen, die im 14. Jahrhundert aufgeführt ist, beide Stadttheile verbindet, ist ziemlich gut gebaut und besitzt eine Pfarrkirche, 2 Bethäuser der Dissenters, Zollhaus, 1 schönen Kai, woran die Schiffe anlegen können, 600 Häus. und 3244 Einw. Man verfertigt eine Menge irdene Waren, die ihren Absatz in Wales finden, wollne Zeuge und Strümpfe, bauet Schiffe und treibt einen lebhaften Handel mit Korn und andern Waren, die auf eignen Schiffen ausgeführt werden. Der Ort hebt sich seit neuern Zeiten in dem Maße, als Barnstaple verfällt, war aber im vorigen Jahrhunderte so herunter, daß er das Recht verlor, das Parlament zu beschicken. Er hat seinen eignen Magistrat. — 2) Eine Ortschaft in dem nordam. State Maine Grafsch. York am Saco mit 1563 Einw. (*Hassel.*)

BIDDLE. Bidellus (John), ein englischer Theolog und Urheber der englischen Unitarier, war von armen Ältern zu Wotton, einer kleinen Stadt in der Grafschaft Gloucester 1615 geboren. Seine erste Erziehung verdankte er größtentheils der Unterstützung des Lord Berkeley, und seine ungemeinen Fähigkeiten entwickelten sich so glücklich, daß er schon in seinem dreizehnten Jahre von Virgils Eklogen und Juvenals zwei ersten Satyren eine Übersetzung in englischen Versen verfertigte, die 1634 zu London in 8. gedruckt wurde. Er studirte zu Oxford, und wurde 1641 als Lehrer an der Freischule in der Stadt Gloucester angestellt. Hier erwarb er sich allgemeine Achtung, aber seine, von dem herrschenden Lehrbegriff abweichenden, theologischen Meinungen brachten ihn nach einiger Zeit in den Ruf der Ketzerei. Das fleißige Stu-

Digitized by Google

dium der Bibel leitete ihn, noch ehe er irgend eine socinianische Schrift gelesen hatte, auf wichtige Zweifel gegen die Richtigkeit des kirchlichen Lehrbegriffs von der Trinität, und er glaubte zu finden, daß die kirchliche Lehre von derselben in der Bibel nicht zu finden sey. Da er diese Meinung in einer besondern Schrift vortrug, welche er die zwölf Artikel betitelte (Twelve arguments against the Deity of the holy Spirit. 1647; wieder abgedruckt in den Unitarian Tracts 1691), so gerieth er darüber, daß er darin besonders die Gottheit, nicht die Persönlichkeit des heil. Geistes bestritt, in Inquisition. Er entzog sich derselben durch Abliegung eines dem Kirchenglauben gemäßen Bekenntnisses; allein bald erwachten neue Zweifel bei ihm, und er ließ 1648 seine Confession of faith touching the holy Trinity according to the Scripture drucken, worin er seine Ideen von einem Gott und einem Herrn und einem Geist noch weiter auseinander setzte. In demselben Jahre erschienen auch seine Testimonies aus den ältesten Kirchenvätern, zwei Schriften, die nicht allein seine Freiheit, sondern auch sein Leben in Gefahr setzten. Es war nämlich gerade damals das bischöfliche Kirchenregiment in England gestürzt, und ein geistlicher Gerichtshof von Presbyterianern in Westminster errichtet, der vom Parlament ein scharfes Edikt wider alle Gotteslästerungen und Ketzereien ausmittelte. Biddle ward vor diesen Gerichtshof gezogen, und mußte lange Zeit im Gefängniß schmachten. Nachdem er 1651 seine Freiheit wieder erlangt hatte, sammelte sich in London eine kleine Gesellschaft um ihn her, die jeden Sonntag zur Erklärung der Bibel und zum Gespräch über religiöse Gegenstände zusammen kam, und sich, wie durch andere socinianische Meinungen, insbesondere durch die Lehre auszeichnete, daß in Gott sowol Einheit der Person als der Natur Statt finde, und daß der heil. Geist zwar eine Person, aber nicht Gott sey. Die Mitglieder dieser kleinen Gesellschaft, Biddlianer genant, blieben nicht lange unangefochten; denn als Biddle durch die Herausgabe von zwei Katechismen (A twofold Scripture-Catechisme 1654 auch ins Lateinische übersetzt von Nathan Stuckey) seine Gegner von neuem reizte, so getraute sich selbst der Protektor Cromwel nicht, ihn ganz straflos und frei zu lassen. Den Katechismus ließen die puritanischen Zeloten durch den Scharfrichter verbrennen, den Verfasser desselben rettete aber Cromwel dadurch, daß er ihn 1655 nach einer langen Einkerkerung auf die Insel Scilly verwies. Die Veränderlichkeit der Grundsätze, nach welchen in jenen Zeiten Religionshändel von den Gerichtshöfen beurtheilt wurden, war Ursache, daß Biddle nach drei Jahren seines Exils entlassen wurde, und nach London zurück kommen durfte. Hier erneuerte er die religiösen Zusammenkünfte mit seinen Freunden, war Lehrer der ersten unitarischen Gemeinde in England, mußte aber nach Wiederherstellung der königl. Regirung 1662 abermals mit einigen seiner Freunde ins Gefängniß wandern, und starb noch in eben dem Jahre in demselben. Biddle besaß viel Gelehrsamkeit, eine seltne Gedächtnißkraft, einen sanften Charakter und lebte nach strengen sittlichen Grundsätzen. Sein System stimte mit dem Lehrbegriff der Socianer auf dem festen Lande bis auf das Dogma vom heil. Geiste völlig überein, denn diesen erklärte er nicht für eine göttliche Kraft, sondern betrachtete ihn als eine Person, welche aber nicht, wie der Athanasianismus annimt, eben des göttlichen Wesens theilhaftig sey, das dem Vater zukomt. Die Sekte der Unitarier, die sich seit Biddle in England sehr verbreitet hat, folgt in ihrer Lehrart größtentheils seinen Grundsätzen. Außer den genanten Schriften hat man von ihm auch Übersetzungen von Przypkowzi's Lebensbeschreibung des Faustus Socinus und von Joh. Stegmanns kurzer Untersuchung über die besten Mittel, die Päpstlichen zu widerlegen, und die Protestanten zur Gewißheit und Einigkeit in der Religion zu bringen. Alle seine Schriften sind selten *). (*Baur.*)

BIDENHART, eine Ortschaft im südlichen Baiern, nicht weit vom Chiemsee, mit einer 1806 errichteten Pfarre, zu welcher zwei Filiale gehören — merkwürdig durch die Abstammung aus der keltischen Mythologie, wie v. Pallhausen erklärt. Mehre in der Gegend aufgefundene röm. Inschriften waren mit Bedaio Augusto Sacrum bezeichnet. Die keltischen Einwohner verehrten unter dem Namen Bidaius eine Gottheit großer Seen, nach dem phrygischen *Beδo* — Wasser; das Wort hart, Wald, ist fränkischen Ursprungs, und stimt noch heute mit der Beschaffenheit der Gegend überein. Übrigens wird der Ort auch Bittenhart geschrieben. (*v. Koch-Sternfeld.*)

BIDENS, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Compositae und der ersten Ordnung der neunzehnten Linné'schen Klasse. Der Charakter besteht in einem doppelten Kelch, wo der innere gefärbt und angedrückt, der äußere abstehend ist, beide aber nicht geschuppt, sondern gleichmäßig getheilt sind; in dem mit Spreublättchen versehenen Fruchtboden, und einigen Grannen auf den Samen, welche mit Widerhäkchen versehen sind. Die Zungenblümchen des Strahls schlagen gewöhnlich fehl. Am nächsten steht ihr die Gattung Coreopsis, da sie fast alle Charaktere von Bidens hat, nur daß die Zungenblümchen des Strahls nicht fehlschlagen und die Samen blos mit zwei Hörnchen gekrönt sind. Arten sind: 1) B. *tripartita*, mit keinem Strahl, größern Kelchen als die Blüthe und dreitheiligen lanzetförmigen gezähnten Blättern. Diese Art wächst durch ganz Europa an Gräben und feuchten Stellen (Engl. bot. 1113.). 2) B. *cernua*, mit nickenden Blumen ohne Strahl und lanzetförmigen verwachsenen gezähnten Blättern. Eben so gemein als die vorige, mit der sie zusammen im August und September blüht (Schk. T. 238.). Bisweilen haben die Blumen einen Strahl, wo dann Linné die Pflanze Coreopsis Bidens nante. Aber es

*) *J. Toulmina* review of the life, character and writings of J. Biddle. London 1789. 8., teutsch von Ziegenbein in Henke's Magazin für Religionsphilosophie 1 Bd. 2. St. 235 f. Alberti's Briefe betr. den Zustand der Religion in Großbrit. 3 Th. 654—691. *Wood* Athen. Oxon. Vol. II. 299. *Chaufepié* Dict. und Biogr. univ. Lebensbeschr. aus der brit. Biographie 5 Bd. 754. *Clement* Bibl. cur. T. IV. 212. *Pfaff* introd. in hist. theol. lit. P. II. 328. *Boek* hist. Antitrinit. T. I. P. II. 949.

Digitized by Google

ist bloße Spielart. 3) B. *nodiflora* mit gestielten Blumen ohne Strahl, längerm Kelche, als die Blumen, eiförmigen, wenig gezähnten Blättern und gabelförmig getheiltem behaarten Stamm. Wächst in Bengalen (*Dill.* elth. t. 44. f. 52.). 3) B. *tenella* L., mit vierblättrigen Kelchen, die wenige Blüthchen enthalten, haarförmigen Blüthenstielen und linienförmigen Blättern. Vom Kap. 4) B. *chrysanthemoides* Mx., mit strahligen nickenden Blumen und lanzetförmig gezähnten, an der Basis verwachsenen Blättern. In den vereinigten Staaten von Nordamerika (*B. helianthoides Humb.* n. gen. 4. p. 230. ist nicht unterschieden. *B. arguta* desselben scheint nur Abart zu seyn). 5) B. *frondosa* L., mit Blumen ohne Strahl, die von den sehr langen blattartigen Kelchen ganz eingeschlossen sind, und gefiederten lanzetförmigen gesägten Blättern. In Nordamerika. 6) B. *connata* Willd., mit Blumen ohne Strahl, die viel kleiner als der blattartige Kelch sind, und gedritten lanzetförmigen gesägten Blättern. Eben dort. 7) B. *pilosa* L., mit Blumen ohne Strahl, und gefiederten, oben gedritten ablangen gesägten Blättern. Eben dort. 8) B. *chinensis* Willd. mit strahligen Blumen und gefiederten oben gedritten Blättern, deren Blättchen ungleich herzförmig und gesägt sind. In Ostindien. 9) B. *leucantha* Willd., der vorigen sehr ähnlich, nur ist der Strahl weiß, und die eiförmigen Blätter sind an der Basis gleich. In Südamerika. 10) B. *Beckii* Torr., mit strahligen Blumen, die länger als der Kelch sind, und Blättern, die unter dem Wasser vielfach getheilt und haarförmig, über dem Wasser lanzetförmig und gesägt sind. In einem Teich in Neu-Jersey (N. Entd. 2. 135.). 11) B. *augustissima* Humb., mit strahligen aufrechten Blumen, die größer als der Kelch sind, und doppelt halb gefiederten Blättern, deren Fetzen glattrandig sind und in eine feine Spitze auslaufen. Die Samen sind an der Spitze sehr verlängert. In Mexico und Portoricco. 12) B. *bipinnata* L., mit Blumen ohne Strahl, die etwas länger als der Kelch sind, viereckten Stamm und doppelt halb gefiederten Blättern, deren Fetzen eingeschnitten und an der Spitze verdünnt sind (*Herm.* parad. t. 123.). In Pensylvanien. 13) B. *heterophylla* W., mit strahligen aufrechten Blumen und ungleich gesägten Blättern, wo die untern halb gefiedert und eingeschnitten, die obern aber ablang sind. In Mexico. 14) B. *grandiflora* Balb. mit strahligen Blumen, und doppelt gefiederten Blättern, deren Blättchen abstehen, eilanzetförmig, eingeschnitten und gesägt sind. In Mexico. 15) B. *parviflora* W., mit Blumen ohne Strahl und gedritten Blättern, deren Blättchen dreifach eingeschnitten und ungleich gezähnt sind. In Sibirien. 16) B. *cynapifolia* Humb., mit Blumen ohne Strahl, und gefiederten Blättern, deren Blättchen eiförmig ablang, an der Basis keilförmig verdünnt, nach der Spitze zu eingeschnitten und mit länglichen Drüsen durchzogen sind. Auf Cuba, Portoricco und Guadeloupe. 17) B. *bullata* L., mit Blumen ohne Strahl, die kürzer als der blattartige Kelch sind, mit eiförmigen scharfen gezähnten Blättern, deren obere gedritt sind. In Nordamerika. 18) B. *scandens* L., mit kletterndem strauchartigen Stamm, eiförmigen zugespitzten gesägten Blättern und Blüthen, die in einer Rispe stehen. Auf Jamaica. 19) B. *hirsuta* Sw., mit kletterndem strauchartigen Stamm, eilanzetförmigen glattrandigen filzigen Blättern und vielblüthigen sparrigen Blumenstielen. Auf Jamaica. 20) B. *verticillata* L. mit Blüthen, die in Wirbeln stehn, und glattrandigen ablangen Blättern. In Mexico. 21) B. *odorata* Cav., mit weißen strahligen Blumen, und doppelt gefiederten Blättern, deren Blättchen keilförmig und dreizähnig sind. In Mexico. 22) B. *sambucifolia* Cav., mit scharlachrothen, strahligen Blumen, und einem viel kürzern innern als äußern Kelch, mit herablaufend gefiederten gesägten Blättern. In Mexico. 23) B. *nodiflora* L., mit Blumen ohne Strahl, deren äußerer Kelch viel länger als der innere ist, mit eiförmigen, stumpf gezähnten Blättern und gabelförmig getheiltem behaarten Stamm. In Ostindien. 24) B. *triplinervia* Humb., mit strahligen aufrechten Blumen, ablangen, grob gesägten dreinervigen Blättern und rauhhaarigem Stamm. In Mexico (*B.* procumbens desselben scheint wenig unterschieden). 25) B. *hirtella* Humb., mit strahligen aufrechten Blumen, lanzetförmigen gesägten netzförmig geaderten Blättern und rauhhaarigem Stamm. In Mexico. 26) B. *decolorata* Humb., mit weißstrahligen Blumen, lanzetförmigen gesägten Blättern und glattem Stamm. Eben dort. 27) B. *crithmifolia* Humb., mit strahligen Blumen, gefiederten glatten Blättern, deren Blättchen linienförmig sind, und behaartem Stamm. In Quito. 28) B. *delphinifolia* Humb., mit strahligen Blumen, unregelmäßig doppelt halbgefiederten Blättern, linienförmigen Fetzen und glattem Stamm. Eben dort. (*B.* humilis desselben scheint wenig verschieden). 29) B. *alausensis* Humb., mit strahligen Blumen, behaarten Blüthenstielen, gefiederten behaarten Blättern, deren Blättchen ablang, eingeschnitten und gesägt sind und glattem Stamm. In Quito. 30) B *scandicina* Humb., mit weißstrahligen Blumen, gefiederten unten rauhhaarigen Blättern, deren untere Blättchen dreitheilig sind. In Quito. 31) B. *riparia* Humb., mit strahligen Blumen, einem längern äußern als innern Kelch, doppelt dreitheiligen, oben behaarten Blättern, deren Fetzen eiförmig, eingeschnitten gesägt und am Rande gewimpert sind, mit glattem Stamm. Bei St. Martha in Südamerika. 32) B. *hispida* Humb., mit strahligen Blumen, und dreifach getheilten oder halbgefiederten Blättern, deren Blättchen paarweise stehen, ungestielt, rauh behaart, an der Basis keilförmig verdünnt und gekerbt sind. In Venezuela. 33) B. *andicola* Humb., mit strahligen Blumen, einem längern innern als äußern Kelch, tief dreitheiligen behaarten Blättern, deren Fetzen ablang, gesägt und an der Basis verdünnt sind. Auf dem Chimborazo. 34) B. *squarrosa* Humb., mit strahligen Blumen, die in einer Doldentraube stehen, sparrigen Kelchfetzen, und tief dreitheiligen Blättern, die stark behaart und deren Fetzen eiförmig und gesägt sind. In Caraccas. 35) B. *floribunda* Humb., der vorigen ähnlich, nur daß sie ganz glatt ist, und ihre Blüthen in einer Rispe stehen. — *B. nivea. L., B. crocata Cav.* und *rubifolia Humb.* gehören wegen des geschuppten Kelches nicht hieher, sondern zur Gattung Melananthera *Mx.* (*Sprengel.*)

Digitized by Google

BIDENTAL, der Platz, wo etwas vom Blitze getroffen war. Nach einer Sitte, die von den Etruskern zu den Römern gekommen war, wurden solche Plätze mit besonderer Ehrfurcht behandelt, und es gab eigne Blitzbücher (libri fulgurales), worin die dabei zu beobachtenden Zeremonien aufgezeichnet waren (*Salmasii* Exercit. Plin. p. 1142). Man brachte da feierliche Opfer, namentlich von zweijährigen Schafen, bidentes, daher der Name. Wer einen solchen Ort berührte oder dessen Schranken verrückte, wurde für unheilig (incestus) gehalten. Niemand durfte ihn betreten, und der da getödtete Körper selbst wurde nicht beerdigt, sondern blieb liegen. (*H.*)

BIDERMANN (Johann Gottlieb), ein redlich fleißiger Schulmann, dessen Andenken erhalten zu werden verdient. Er wurde am 5. April 1705. zu Naumburg geboren und erhielt auch dort seine erste Bildung. Nach Vollendung seiner Studien in Wittenberg und als Hauslehrer, berief ihn das Domkapitel seiner Vaterstadt an die Schule, wo er selbst gezogen worden war, als Konrektor 1732 und beförderte ihn 1741 zur Rektorstelle. Später nahm er die Aufforderung zum Rektorat an der Schule zu Freiberg an, 1747, in dessen treuer Verwaltung er auch am 3. Aug. 1772 starb. Seine vielen Schriften, meist durch Schulfeierlichkeiten veranlaßt, sind des gemischtesten Inhalts; viele betreffen die hebräische Sprache, zu deren Pflege er eine eigne hebräische Gesellschaft stiften wollte, die aber wegen Mangel an Theilnehmenden nicht zu Stande kam. Bei vielen andern muß man die mannigfaltige Gelehrsamkeit des Mannes ehren. Er selbst hat später angefangen, einen Theil dieser gern gelesenen Programme unter dem Titel: Otia literaria varii argumenti; c. praefat. viri cel. Joh. Laur. de Mosheim. Lips. 1751. 8. zu sammeln, doch blieb es beim ersten Theile. Wesentlich verdient machte er sich durch die Acta scholastica. Lips. et Isenaci 1741 — 48. 8. VIII B., eine Samlung vereinzelter und ihrer Natur nach schwer zu vereinigender Schulschriften, die für die Geschichte der Didaktik, weniger für die Pädagogik, von mannigfaltigem Interesse bleiben. Auch fanden sie soviel Beifall, daß Nova acta scholastica. Lips. et Is. 1744 — 46. II. 8. folgen konten. Zu der Reihe seiner pädagogischen Schriften, gehören noch: Altes und Neues von Schulsachen. 8 Theile. Halle 1752—55. 8. ziemlich leicht gearbeitete Beurtheilungen und Anzeigen von Schriften des Fachs, die mancherlei Ausstellungen veranlaßten. Auch die Selecta scholastica. Lips. et Is. 1744 — 46. II. 8. traf dieser Vorwurf. Der vielbeschäftigte Mann reichte nicht aus. Eine Erholung war ihm, der sich für so vieles interessirte, Münzstudium. Unter der Menge seiner kleinen Schriften gibt es: Sechs Abhandlungen von Bergwerksmünzen, Freib. 1753—59. 4. eine De numis rei monetariae reformatae testibus. Ibid. 1764 und eine unter dem Titel: Eine Samlung von Churf. Sächs. Begräbniß- und Gedächtnißmünzen. Ebend. 1764 die noch jetzt mit Nutzen gelesen werden. Viele fleißig und gelehrt zusammengetragne Nachrichten geben den gewählten Gegenständen allgemeineres Interesse. (*Hase.*)

BIDET NEUF, eine französische Silbermünze aus Ludwig XV. Zeit. Der Bidet neuf ist durch ein Lilienkreuz und acht mit den Rücken an einander gestellte, in Kreuzform vereinigte L (immer ⅃L) unter vier Kronen kentlich. Die Umschrift heißt Sit nomen Domini benedictum. 1723. Von dem Münzzeichen, einem kleinen laufenden Pferde unter dem Kopfe des Königs angebracht, haben diese Münzen, die mit allen damals gewöhnlichen Abstufungen vorhanden sind, ihren Volksnamen. Der Bidet neuf war so gerechnet, daß 10½ auf die rauhe Mark gingen. (*Hase.*)

BIDIS, b. Steph. Byz. Bidos, Stadt in Sicilien, etwa 3 Meilen südwestlich von Syrakus, jetzt Giovanni de' Bidini. (*H.*)

BIDLOO (Gottfr.), ein bekanter Anatom zu Ende des 17. Jahrh. Er war zu Amsterdam 1649 geboren, Prof. in Leiden und starb 1713. Am bekantesten sind seine anatomischen Tafeln geworden: Anatomia corporis humani 105 tabulis demonstrata. Amst. 1685. fol. und zum dritten Mal aufgelegt Ultrai. 1750. fol. Der Künstler Laireſſe wird aber vielfältig wegen Unrichtigkeit der Darstellung getadelt. Die Muskeln sind leidlich abgebildet, aber Gefäße, Nerven und Knochen schlecht. Dieser Tadel fiel auch natürlich auf den Verfasser, und Ruysch, allerdings ein größerer Anatom als Bidloo, handelte wenigstens nicht edel, wenn er durch seine Schüler Bidloo's oder des Künstlers Fehler aufdecken ließ. Einen andern Streit führte Bidloo mit Cowper, dessen Anatomy of the human body. 1697. fol. die Bidlooschen Tafeln enthielt, die er vom holländischen Buchdrukker erhandelt hatte, und ihnen seinen Namen vorsetzte. Wenigstens konte er diese Thatsache nicht läugnen. Zu den Streitschriften Bidloo's gehören: Vindiciae quarundam delineationum anatomicarum contra animadversiones *Tr. Ruysch* 1697. 4. und *Gul. Cowperus* criminis literarii citatus coram tribunali societatis anglicae. 1700. 4. Auch haben wir noch von ihm Opuscola anatomico-chirurgica. LB. 1725. 4. (*Sprengel.*)

BIDOUSE, ein kleiner Fluß im franz. Dep. Niederpyrenäen, welcher auf dem Gebirge Appanitas entsteht, nach N. strömt, bei dem Marktflecken Came kleine Schiffe trägt und bei Guiche dem Adour zufällt. Er ist wohl von dem Bidassoa zu unterscheiden. (*Hassel.*)

Bidpai, s. Pilpai.

BIDSCHANAGUR (Bijanagur, in ältern Erdbeschreibungen Bisnagar, und bei den Hindus Annagundy, oder Vidinaschar), die Hauptstadt des Distrikts Annagundy in dem State des Nizam, der seinen eignen Raja hat. Sie liegt unter 15° 14′ N. Br. und 94° 11′ L., auf der Nordseite der Tumbudra, eigentlich nur noch die Überreste jener alten Metropole Dekans, die der Sitz eines mächtigen Reichs und der Hinduschen Wissenschaften war. Ihre Mauern schließen noch einen großen Raum ein, worin man den Palast des Raja und viele auf Felsen erbauete Pagoden erblickt, aber die Straßen sind verödet, die Paläste liegen im Schutte, und einzeln sieht man nur noch elende Hütten, deren Bewohner einige Gewerbe, Baumwollenzeugweberei und einen kleinen Handel betreiben. — Die Stadt hat ihre Entstehung den beiden Brüdern Aka Hurryhur und Bucca Hurryhur zu danken, die zwischen 1336 bis 1343 den Grund dazu legten; sie wurde anfangs Vidyanaschara, die Stadt

Digitized by Google

der Wissenschaft, benant, welchen Namen sie in der Folge mit Vidschanaga, die Stadt des Sieges, vertauschte. Hier herrschten nach und nach die Dynastien Chola, Chera und Pandiani; zwischen 1490 bis 1565 war sie die Residenz der mächtigen Könige von Bidschanagur oder Narsinga, die hier den Koran einführten und eine Moskee erbaueten. Aber nach dem Siege bei Telikota, den 1564 die 4 verbündeten moslemimschen Könige von Dekan über ihre Beherrscher erfochten, wurde die Stadt verwüstet und ausgeplündert; seitdem ist sie in Verfall gerathen, und hat sich nie wieder erholen können (nach Hamilton, Wilks und Rennel). (*Hassel.*)

BIDSCHAUR, Batschaur, britisch Bijore, ein weites Thal in Afghanistan, das sich in der Provinz Laghman zwischen dem Hindukusch und Othman-Khall ausbreitet, 5 Meilen lang, aber nur ½ breit und ungemein fruchtbar ist, besonders in dem Theile, der Beruwal heißt. Die Bergwände tragen Cedern, Eichen und eine Art von rother Fichte, die man Billandsei nent und herrliche Masten liefert. Das Thal selbst bewohnen 10,000 bis 12,000 Familien von Turkolanen, die zu dem Afghanenstamme Berduran gehören, und die Rodhbar, ein Gemisch von verschiedenen Stämmen, das untere Gebirge Hindker und das obere Kaffern, zusammen mehr als 90,000 Menschen, die unter einem Oberhaupte stehen, der den Namen Bas führt und etwa 100,000 Rupien Einkünfte hat; er unterhält ein Korps Fußvolk und etwa 100 Reiter, stellt auch ein Kontingent von 500 Mann zum Heere des Schahs von Afghanistan. Seine Hauptstadt und Residenz Bitschaur unter 34° 37′ N. Br. und 88° 45′ L. zählt etwa 1000 Häuser (nach Elphinstone und Lenden). Nach Abul Fazel ist es 25 Coß lang und 10 breit; durch dasselbe führten 1582 drei große Landstraßen, die Kabul mit Hindustan in Verbindung setzten, und wovon die von Danischkut die besuchteste war. Zu seiner Zeit wurde es vorzüglich von Jusofzeis bewohnt, er nent aber auch noch die Stämme Turkolan, Mohmand, Sahi und Schimwar. (*Hassel.*)

Bidschow, s. Bidczow.

Bidschuja-Inseln, s. Bissagos.

Bidsju, s. Fisiu.

Biducasses (Viducasses), Bajocasses, s. Boyeux.

BIE (de), ist der Name mehrer Künstler, über welche die Nachrichten nicht recht im Klaren sind. Zur Unterscheidung folgen sie hier nach den Vornamen:

I. Bie (Adrian), ein Maler, der 1594 zu Lierre in Brabant geboren ward. Er lernte bei Walter Abts, kam 18 Jahr alt nach Paris und setzte seine Studien unter Rudolph Schoof, dem Hofmaler Ludwig XIII. fort. Nach 2 Jahren ging er nach Rom, wo er während eines 8jährigen Aufenthalts sowol mit Kopien nach den großen Meistern, als auch mit eignen Arbeiten für fürstliche Besteller sehr beschäftigt war. Einigen Kardinälen mußte er auf Gold- und Silberplatten und auf edle Steine Gemälde ausführen. Die Sauberkeit und der Fleis dieser kleinen Bilder wird sehr gepriesen. 1623 kehrte er nach Lierre zurück und erhielt Aufträge zu mehren historischen Bildern. Das beste ist ein S. Eloy, ein Votivbild der Schlosser und Hufschmide, für die Kirche des h. Gomarus zu Lierre. Sein Todesjahr ist unbekant. Er war der Vater von

II. Bie (Cornelius de), der nach Basan's nicht sehr zuverlässiger Angabe, welcher das Dict. universel T. II. p. 559. gefolgt ist, zu Antwerpen 1620 geboren wurde (nach Heineken's handschriftl. Bemerkungen in der Dresdner Bibliothek, 1627 zu Lierre). Er scheint Kunstfreund und nebenher Kupferstecher gewesen zu seyn. Von ihm stammt das Gulden Cabinet van de Schilderconst, inhoudende de Lof van de vermaersde Schilders, Architecten, Beldthowers ende Plaetsnyders van dese Eeuw. Antwerpen 1661 oder richtiger 1662. 4. mit guten Kupfern. Jetzt gehört dies Werk zu den Seltenheiten. Außerdem werden ihm einige artistische Schriften über Malerei zugesprochen. Sein Grabmal soll sich in der S. Gomarkirche zu Lierre finden. Er hatte dort die Stelle eines notaire procureur und Sekretär beim Kriegsgericht inne gehabt.

III. Bie (Jakob de), mag mit den vorhergehenden verwandt gewesen seyn, doch weiß man nicht wie. Er war zu Antwerpen 1581 geb. Als Kupferstecher und Kunsthändler hat er sich bekanter gemacht. Wahrscheinlich war er Collaert's Schüler, wenigstens hatte er sich dessen Manier ganz zu eigen gemacht. Nebenher legte er sich auf das Studium und den weit einträglicheren Handel mit Münzen. Namentlich versorgte er die reiche Samlung des Herz. Karl von Croy und Arschot, der damals eins der reichsten Kabinette besaß. Aus dieser Samlung waren die Münzen genommen, die de Bie in Kupfer stach und unter folgendem Titel herausgab: Imperatorum roman. a Julio Caes. ad Heraclium numismata aurea Caroli Ducis Croyi et Archotani, explicata a Joann. Hemelario. Antw 1615. 4. Das Werk war dem Herz. Alexander von Croy, Neffen jenes Samlers, gewidmet. Eine zweite Ausgabe davon erschien Ibid. 1627 vermehrt durch Münzen aus der Samlung des Ritters Nic. Rocox, der in den Besitz eines Münzfundes gekommen war, den ein Bauer zu Piaspelard bei Tirlemont gemacht hatte. Die daher stammenden Münzen sind mit einem Sterne bezeichnet. Joh. Andr. Rüdiger ließ die Platten, die er durch Begern erhalten hatte, wieder aufstechen, und gab das Werk 1705 zu Berlin aufs Neue heraus. Diese Ausgabe hatte indeß keine Verbesserungen erhalten. Ein Amsterdamer Buchhändler erhielt endlich die Platten und bestimte Sigeb. Haverkamp, sie neu zu ediren. Aber selbst diese von Haverkamp wirklich verbesserte Ausgabe (Amstelod. 1738. 4. mit 46 Kpf.) ist jetzt unbrauchbar. Überall sind nur die Münzreverse gestochen; unechte stehen neben echten; alle haben einerlei willkürliche Größe; dann ist auch die Zeichnung untreu. Haverkamp bezeichnete die Bronzen, die sich eingeschlichen hatten, mit zwei Sternen und gab einige recht brauchbare Noten. Späterhin ging de Bie nach Frankreich. Für seine fortgesetzte Beschäftigung mit Münzen zeugen die: Vrais portraits des Rois de France, Paris 1635. Fol. denen aber die andre Folioausgabe von 1636 vorgezogen wird. Man muß damit die Franco metallique contenantes actions célèbres des rois et reines remarquées en

Digitized by Google

kann ausführlich Fem. Riemerin und Reimerin. (C. Hilt. Ms. und Ins. d. Bibl. d. Univ. Freiburg.)

RIEDER, Joh. Nep., Bildhauer, geb. 1. Juli 1817 zu Lana, † 1. Juli 1880 zu Meran. Er besuchte die Akademie der bildenden Künste in München, wo er namentlich unter Schwanthaler's Leitung sich ausbildete. Nachdem er sich in München niedergelassen hatte, wurde er 1850 zum Professor an der Akademie ernannt. Er arbeitete für die Kirchen und Privatgebäude in München und Umgebung, wie auch für Tirol. Seine Hauptwerke sind: Die Statuen der Evangelisten Matthäus und Johannes, sowie die Statue des Erlösers, Reliefs und Ornamente an der Kirche Maria Hilf in Au bei München; die Statuen der Apostel Petrus und Paulus, sowie die Statue des Erlösers an der Pfarrkirche zu Lana; die Statue des Erlösers an der Pfarrkirche zu Meran; die Statue des Apostels Jakobus d. Ä. an der Pfarrkirche zu Kaltern; die Statue des Apostels Andreas an der Pfarrkirche zu Tramin; die Statue des Apostels Bartholomäus an der Pfarrkirche zu Eppan; die Statue des Apostels Thomas an der Pfarrkirche zu Kurtatsch; die Statue des Apostels Jakobus d. J. an der Pfarrkirche zu Montan; die Statue des Apostels Philippus an der Pfarrkirche zu Margreid; die Statue des Apostels Simon an der Pfarrkirche zu Kurtinig; die Statue des Apostels Judas Thaddäus an der Pfarrkirche zu Neumarkt; die Statue des Apostels Matthias an der Pfarrkirche zu Auer; die Statue des Apostels Johannes d. T. an der Pfarrkirche zu Deutschnofen; die Statue des Apostels Matthäus an der Pfarrkirche zu Welschnofen; die Statue des Apostels Andreas an der Pfarrkirche zu Karneid; die Statue des Apostels Jakobus d. J. an der Pfarrkirche zu Proveis; die Statue des Apostels Johannes d. T. an der Pfarrkirche zu Deutschmetz; die Statue des Apostels Thomas an der Pfarrkirche zu Proveis; die Statue des Apostels Philippus an der Pfarrkirche zu Deutschmetz; die Statue des Apostels Simon an der Pfarrkirche zu Proveis; die Statue des Apostels Judas Thaddäus an der Pfarrkirche zu Deutschmetz; die Statue des Apostels Matthias an der Pfarrkirche zu Proveis; die Statue des Apostels Andreas an der Pfarrkirche zu Deutschmetz; die Statue des Apostels Jakobus d. J. an der Pfarrkirche zu Proveis; die Statue des Apostels Johannes d. T. an der Pfarrkirche zu Deutschmetz; die Statue des Apostels Matthäus

Das Werk erlebte 1737 eine neue vermehrte Auflage. Für das S. Meiningische Haus hat er mehre Deductionen geliefert. Durch Erwerbung der Rittergüter Jöchsen und Hutsberg ward er S. Meiningischer Landstand. Er starb zu Meiningen den 12. Sept. 1758 und hinterließ keinen männlichen Erben, wiewol er zweimal verheirathet war. (*G. Emmrich.*)

Biecz, s. Bietsch.

BIEDENKOPF, Stadt in der Provinz Oberhessen des Großherzogthums Hessen, mit 3300 Einw. Sitz des Landrichters und in dem Landgerichtsbezirk Battenberg, und bedeutend durch ihre Tuch- und Zeuchfabrikation, Strumpf- und Leinewebereien, Eisenhütten, Schmelzöfen, Stabhämmer und Eisenbergwerke in der Nähe. (*Wagner.*)

BIEHL (Charlotte Dorothea), eine von den nicht sehr zahlreichen dänischen Schriftstellerinnen, ist zu Kopenhagen im Jahr 1731 geboren und daselbst 1788 gestorben. Die Natur selbst scheint sie zu literarischen Beschäftigungen bestimt zu haben; denn schon in einem Alter von fünf Jahren las und verstand sie fast jedes dänische und teutsche Buch, lernte in der Folge ohne fremde Anleitung die meisten andern europäischen Sprachen, und, machte sich mit den Werken der besten Schriftsteller einer jeden derselben bekant. Auch liebte sie die Tonkunst und hatte im Clavierspielen eine seltene Fertigkeit. So groß war ihr Trieb zur Kunst und Wissenschaft, daß sie am späten Abende und frühen Morgen in feuchter Stube und bei bitterer Kälte, während ihre Ältern, die keinen besondern Gefallen an ihren vielen wissenschaftlichen Beschäftigungen hatten, noch schliefen, sich dem Schlafe entzog und ihre Lernbegierde befriedigte. Das Schätzbarste an ihr war jedoch, daß sie sich dadurch von ihrer weiblichen Bestimmung nicht entfernen ließ; sie nähete, strickte und stickte eben so gern, als sie las und schrieb; sie verrichtete, besonders nach dem Tode ihrer Mutter, alle Haushaltungsgeschäfte, pflegte ihres alten Vaters mit recht kindlicher Sorgfalt und Treue, und lehnte, wahrscheinlich um dies letzte desto ungestörter thun zu können, alle an sie geschehenen Heirathsanträge ab. Unter den vielen Schriften, welche sie hat drucken lassen, zeichnen sich folgende am vortheilhaftesten aus: Die liebevolle Tochter, ein Schauspiel; Freiheit und Eigenthum, ein Preisgedicht; moralische Erzählungen, in 4 Theilen; Briefwechsel zwischen vertrauten Freunden, in 3 Theilen. Aus dem Italiänischen übersetzte sie: des Abts Bianchi Betrachtungen über Glückseligkeit, und aus dem Spanischen: Don Quixottes Leben und Thaten*). (*v. Gehren.*)

BIEL, französisch Bienne, Stadt 6 St. von Bern, im bernischen OAmte Nidau, in dem durch den Wiener-Kongreß erworbenen nördlichen Theile des Cantons Bern, in der Schweiz, nahe beim Bieler-See, am südlichen Fuße des Jura; die 2987 Einw. (in 304 H.) sprechen teutsch und sind reformirt, sie nähren sich von Obst-, Wein- und Gartenbau in der fruchtbaren, wasserreichen Gegend, und von Fabriken; eine öffentliche Bibliothek, und ein neuerrichtetes Gymnasium befördern die Bildung. Das Hospital ist sehenswerth. Die Vereinigung mit dem Kanton Bern gewährt auch dieser Stadt verschiedene Vortheile. — Der Bieler-See 1332 Fuß über dem Meere, ist 3 St. lang, 1 St. breit, sehr fischreich; er nimt die Thieler oder Ziel, den Ausfluß des nahen Neuchateller-Sees, auf; diese vereinigt sich später mit der Aar. Am merkwürdigsten wird er durch die Peters-Insel (la Motte), auf welcher sich J. J. Rousseau i. J. 1765 2 Monate lang aufhielt, bis ihm die Berner Regirung auf Begehren des beleidigten Rathes zu Genf befahl, sie zu verlassen, worauf er nach England ging. Sie hat eine Viertelstunde im Umfange, war bis 1485 durch die Mönche eines Klosters bewohnt, das von Papst Innocentius aufgehoben ward, der die Einkünfte dem Stift zu Bern überließ; jetzt gehört sie dem dasigen Krankenhause, sie ist fruchtbar, ein unvergleichlich lieblicher Aufenthalt, und bietet mannigfaltige Aussichten dar. Rousseaus Zimmer hat man unverändert gelassen. (*Wirz.*)

BIEL. So unbedeutend dieser ehemalige Freistaat im Verhältnisse zu vielen weit größern Staaten scheinen mag, welche aus der Reihe der selbständigen verschwanden, so zieht er dennoch die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich, und liefert einen merkwürdigen Beitrag für das Studium des praktischen Statsrechts. —

Einem Fürsten unterworfen, wußte er nicht nur die in dem Mittelalter den Städten vorbehaltenen Befugnisse zu behaupten, sondern durch Benutzung der Umstände, durch eingegangene Verbindungen, durch Fehler und Schwächen des Landesherren selbst, welche zum Theil aus der Art, wie er diese Landschaft erworben hatte, hervorgingen, brachte es die kleine Republik dahin, daß, ungeachtet der Fürst dem Namen nach die Oberherrlichkeit beibehielt, Biel dennoch einer beinahe vollständigen Unabhängigkeit genoß, die wesentlichen Souveränitäts-Rechte mit geringen Beschränkungen ausübte, während die Befugnisse des Fürsten auf Ehrenberechtigungen und wenige bestimte Einkünfte beschränkt blieben. —

Man sieht das kleine Biel einen teutschen Fürsten als Landesherrn erkennen, dennoch an Kriegen gegen die größten Fürsten dieser Nation Theil nehmen, und mit Frankreich als selbständige Macht Bündnisse und Kapitulationen schließen. Nichts desto weniger zeigte schon vor zwei Jahrhunderten Biels Geschichte, wie leicht ein kleiner Staat, über welchen Mächtigere noch Befugnisse ausüben, Gefahr laufen kann, seine mühsam errungenen oder lange behaupteten Befreiungen wieder einzubüßen, insbesondere wenn innere Zwietracht sie erschüttert oder ungetreue und unkluge Vorsteher an ihrer Spitze stehen; und mehr als Einmal gaben die Anmaßungen der Gewalthaber, bisweilen auch der Eigensinn der Bürger dem Fürsten die Mittel an die Hand, zum Nachtheil der Verblendeten seine Herrschaft wieder auszudehnen.

In der Periode der Fränkischen Übermacht wird dieser Bestandtheil des geschlossenen Schweizerischen Statskörpers, um seines Verhältnisses willen zu jenem Landesherrn, der wenig oder nichts zu gebieten hatte, dennoch von der Schweiz abgerissen, und von dem übermächtigen Nachbar verschlungen. In der neuesten Zeit wird dieses vormalige Glied des Schweizer-Bundes der Untergebene eines Schweizerischen Mitstandes, seines eng-

*) Quelle: *Munthe de vigtigste indenlandske Tildragelser.* S. 330. (nebst Privatnachrichten.)

Digitized by Google

sten Verbündeten, nicht sowol nach dem Wunsche dieses letztern, als durch den Drang höherer Umstände.

Einige Alterthumsforscher, selbst d'Anville, finden den Ursprung Biels, weil einige Römische Alterthümer, Münzen der ersten Kaiser u. s. f. in der dortigen Gegend, vornehmlich beim Dorfe Mett, entdeckt wurden, in dem alten Petenisca. Allein dieser Ort lag an der Römischen Straße von Aventicum nach Salodurum, (itin. Anton. et tab. Theodos.) deren Überreste und nothwendige Richtung beweisen, daß sie die Stelle des jetzigen Biels nicht berührte, sondern mehr ostwärts sich hinzog. — Auch der Name beschäftigte die Geschichtsforscher. Die Einen fanden seinen Grund in den zwei kreuzweise über einandergelegten Beilen, (von den Schweizern Biel ausgesprochen,) welche die Stadt im Wapen führt, als wäre dieses Zeichen vor der Stadt da gewesen, und nicht vielmehr ein sogenanntes sprechendes Wapen. Andere glauben ihn in der Gestalt der Stadt zu entdecken, deren rechtwinkliche Anlage einem Beile ähnlich sehe. So können auch gründliche Geschichtskenner aus Mangel richtiger Kritik sich verirren.

Die allmälige Entstehung der Stadt wird durch keine Urkunden oder andere Denkmäler beleuchtet. Ein Bestätigungsbrief der Rechte des Stiftes Münster in Granfelden von Karl dem Großen 814 erwähnt des Zolles zu Biel als eines Gefälles desselben. Die Gegend war ein Bestandtheil von Klein-Burgund, und die Grafen von Neuenburg hatten durch kaiserliche Belehnung die Erbvogtei über Biel und seinen Bezirk inne. Die Archive des Hochstiftes Basel setzen der Neuenburgischen Oberherrschaft einigen Widerspruch entgegen. Basel behauptete nämlich durch zwei Bekentnisse des Grafen Berchthold aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh., theils die Neuenburgische Herrschaft über Biel sey Lehen von Basel gewesen, theils durch Verpfändungen wieder an das letztere gekommen. Als nach des Grafen Ulrichs Tod der jüngste seiner vier Söhne, Heinrich, Domherr zu Basel, mit seinem ältesten Bruder, Berchthold, in Feindschaft gerieth, gelang es ihm, Biel an sich zu bringen, und nachdem er Bischof zu Basel geworden war, vereinigte er es mit diesem Hochstifte. Kaiser Rudolf unterstützte den letztern gegen Neuenburg. Dennoch erhielt Biel von ihm 1275 einen Freiheitsbrief, der ihr die Gerechtsamen der größern Stadt Basel zusichert, und durch spätere Freiheitsbriefe folgender Kaiser bestätigt wird *). Eine Einung des Bischofs Peter mit Biel von 1296 ist das erste ausführlichere Document, welches dem Bischof oberherrliche Befugnisse über die Stadt beilegt. Doch bleiben die Strafgelder der Stadt. Später noch schloß sie Bündnisse mit Neuenburg. 1316 schlugen die Bieler einen Angriff des Grafen Eberhard von Kyburg-Burgdorf, der mit dem Bischofe in Fehde stand, zurück, und verfolgten ihn bis Solothurn, schlossen auch 1318 ein Bündniß mit Bern, Freiburg und Solothurn wider die Landesverderber und Friedensstörer. In einem solchen von 1336 mit dem Grafen Rudolf von Neuenburg wird der Bielischen Banner-Angehörigen ausdrückliche Erwähnung gethan. 1352 wurden die frühern Verbindungen mit Bern in ein ewiges Bündniß verwandelt, auch mit Solothurn schloß Biel 1382, und mit Freiburg 1496 ewige Bündnisse. Vornehmlich hielt es sich aber immer an Bern, und leistete demselben beinahe in allen seinen Kriegen thätige Hülfe. Nur 1447 verweigerte es dieselbe gegen Freiburg. In wie weit diese Anhänglichkeit an Bern die ausschließende Ursache der harten Behandlung des Bischofs Johann von Vienne gewesen sey, ist nicht ganz erwiesen. Biel hatte damals noch einen zahlreichen und angesehenen Adel. Seine Einwohner belebte ein kriegerischer hochstrebender Sinn. Die Gemeinschaft mit dem ringsumher die Macht der Herren zurückdrängenden Bern, konte dem jungen herrschsüchtigen Johann gefährlich scheinen, und den unruhigen Geist des Zeitalters beweiset die Einung seines Vorgängers und des Rathes von Biel von 1352 **). Am Tage vor Allerheiligen 1367 überfiel der Bischof mit einem starken Heereshaufen den Ort. Wer Widerstand leistete, büßte sein Leben ein. Die Angesehensten wurden in die Burg gefangen gelegt, die Stadt der Plünderung preis gegeben, und bis auf geringe Überreste abgebrant. Auch die Archive wurden ein Raub der Flammen. Die zur Hilfe aufgemahnten Berner eilten herbei. Der Bischof zog sich zurück; sie erstürmten die Burg, zerstörten dieselbe größtentheils, befreiten die Gefangenen, und schwer büßten die innern Lande des Bischofs und das Erguel die rasche Unthat ihres Herrn. Mehr als sieben Jahre lang sollen die übriggebliebenen Bieler in schlechten Hütten gewohnt haben. Johann schwächte Biel auch dadurch, daß er Neustadt und den Tessenberg, welche bisher zum Banner von Biel gehört hatten, das neben der Stadt und ihren Dörfern über die sämtlichen bischöflichen Lande diesseits des Felsenthores sich ausdehnte, das Recht der Heeresfolge, der Kriegsgebote und Verbote umfaßte, von demselben trente, und ihnen ein besonderes Banner ertheilte. Fruchtlos wollte sein Nachfolger, Immer von Ramstein, 1388 sie wieder mit dem alten Banner vereinigen; sie behaupteten nun selbst die erhaltene Befugniß.

Die Bieler hatten ihre Stadt wieder aufgebaut, und Bischof Immer ertheilte dieser am 12. März 1388 eine Urkunde, in welcher zuerst von den großen Diensten und der Treue gesprochen wird, welche die Bieler dem Hochstift bewiesen haben. Hierauf wird, obgleich die Urkunde dem Landesherrn hohe und niedere Gerichtsbarkeit

*) Das Dokument enthält die bemerkenswerthen Ausdrücke: Vos et castrum in Biello, quod vulgari consuetudine Civitas vocatur; und der Kaiser spricht, als ertheilte er diese Befreiung aus Gefälligkeit gegen den Bischof Heinrich und auf Verwendung desselben, vielleicht um Biel diesem neuen Herrn geneigter zu machen. — In dem Bündnisse Biels mit Bern von 1279 wird der Bischof keineswegs mit Stillschweigen übergangen, wie einige Schriftsteller behaupten, sondern er wird von Biel vorbehalten. Dieser Vorbehalt wurde vermuthlich darum übersehen, weil er nicht wie gewöhnlich hinterher, sondern gleich im Anfange des Bundesbriefes enthalten ist.

**) Hier wird verboten, den Meyer im Rathe zu beschimpfen, unbefugter Weise durch die Glocken den Rath zusammen zu berufen, die innere Sicherheit der Häuser zu stören; wer sich bei der Erneuerung des Rathes nicht wieder wählen läßt, bleibt vom Rathe ausgeschlossen, und wird um 10 Pfund gestraft. Daß der Freunde zweifach gestraft werde, galt nicht nur bei den Bielern, sondern findet auch Seitenstücke bei den Völkern des Alterthums.

Digitized by Google

beilegt, in der Form einer Begnadigung der Stadt eine gänzliche Befreiung von jeden Erpressungen und allem Joch der Knechtschaft mit einigem Vorbehalt der hergebrachten Leistungen, die Fähigkeit zu adeligen Lehen, der Genuß aller Rechte der größern Stadt Basel, welche damals bereits sehr ausgedehnt waren, das Recht vor keiner Behörde, als vor dem Meyer zu Biel belangt werden zu können, zugestanden. Umsonst suchte der XII Art., doch ohne Neustadt zu benennen, alles Baselsche Volk diesseit des Felsens wieder mit dem Banner von Biel zu vereinigen. Das neu errichtete Banner von Neuenstadt behauptete sich, sey es daß der Bischof seinen Ausspruch nicht zu behaupten wußte, oder die Trennung selbst begünstigte. Aber klug, und so, wie kleinere Staten, von mächtigern umgeben und bedroht, zugefügte Kränkungen gegenseitig vergessen sollen, verbanden schon 1395 Biel und Neuenstadt sich durch Bündniß und Bürgerecht. — 1468 übergab Bischof Johann VI. der Stadt die Malesiz- und Kriminal-Gerichtsbarkeit mit andern Regalien, welche er von dem Reiche zu Lehen hatte. — Die Bieler halfen Bern das Argau und das Waadtland erobern. Immer flatterte ihr Banner unter denjenigen der Eidgenossen. Mit ansehnlichen Siegeszeichen, welche ihr Zeughaus bis auf die neuesten Zeiten schmückten, kehrten sie aus den Burgundischen Kriegen zurück. An den Bündnissen der Schweizer mit Frankreich nahmen sie Antheil, und werden in denselben genant. Sie wurden daher als ein zugewandter Ort der Eidsgenossenschaft betrachtet, und von der zweiten Hälfte des XVII. Jahrh. an besuchten sie alle Eidgenossischen allgemeinen Tagsatzungen. — Mit den Bischöfen befand sich die Stadt in den verschiedensten Verhältnissen ***). Auf ihre Banner-Gerechtsamen war die Stadt sehr wachsam, so daß sie 1551 zu Ausgleichung einiger Mißhelligkeiten mit dem verbündeten Bern denselben zwar die Hälfte einer gemeinschaftlichen Gerichtsbarkeit gegen einen Zehenten abtrat, doch aber sich das Mannschaftsrecht in dem abgetretenen Bezirke vorbehielt. — 1554 verpfändete ihr Bischof, Melchior, alle Rechte und Gefälle des Hochstiftes zu Biel und im Erguel für 7000 Sonnenkronen. Nun wurde statt des Meyers der Bürgermeister, vorher nur Verwalter des Stadtvermögens, zum Haupt der Regierung bestellt. Als indeß Biel vom Erguel sich wollte die Huldigung leisten lassen, diese Landschaft aber sich verschiedene Befreiungen vorbehielt, Biel hingegen diese nicht zugeben wollte, zerschlug sich der Vertrag; das Erguel ging Verbindungen mit Solothurn ein. Basel legte sich dazwischen, und schoß dem Bischof sogar das Geld zur Wiedereinlösung der Pfandschaft vor, welche 1556 erfolgte †).

Eine lange Reihe mannigfaltiger Mißhelligkeiten und Störungen folgten nun auf jene Unterhandlung. Der Bischof hatte sich mit der Stadt über die Kriegsgebote und Verbote im Erguel, über finanzielle Gegenstände, u. s. f. einverstanden, ihr die Hälfte der Strafgelder, so wie auch gewisse Zehenten verpfändet. Als er nun auf die Vermittelung Solothurns dem Erguel die sogenanten Franchises ertheilte, hielt sich Biel durch dieselben in seinen Rechten gekränkt; sie verweigerte dem Bischof die jährliche Huldigung, bis ihr ein Revers zugestellt wurde, daß jene Befreiung des Erguels ihren Rechten nicht nachtheilig seyn soll. Später bewirkte sie die Wiederaufhebung des zwischen Solothurn und dieser Landschaft geschlossenen Bürgerrechts, und 1589 schwuren die Herrschaftsleute im Erguel wieder zum Banner von Biel. Nachher versuchte es Bischof Jakob Christoph, nicht nur Biel seiner Gerechtsamen im Erguel zu berauben, sondern auch im Innern der Stadt seine Befugnisse auszudehnen. Die Mißhelligkeiten wurden an die eidsgenössischen Stände gebracht, welche 1594 einen Ausspruch thaten, der von Biel angenommen, von dem Bischofe aber nach langen Zögerungen verworfen wurde. Mit einemmal erhielten nun die Angelegenheiten eine ganz andere Wendung. Zwischen Bern und dem Bischofe wurde eine Unterhandlung eingeleitet, durch welche Bern das Bürgerrecht mit dem Münsterthal aufgeben, und dem Bischof einige Zehenten abtreten, dieser hingegen seine Rechte über Biel an Bern überlassen sollte. Unter sich getheilt und von verschiedenen Einflüssen bewegt, wankten die Bieler zwischen Nachgiebigkeit und Widerstand von der einen zum andern hinüber. Bald änderte Bern und bald der Bischof seine Foderung. Auch die Eidsgenossen waren nicht immer gleich gesinnt. Der Tausch war 1698 geschlossen worden. Der Rath zu Biel hatte zuerst seine Zustimmung ertheilt, nachdem Bern ihm Versicherungen zur Wiederlösung gegeben hatte. Doch zu Biel nahm das Mistrauen über die Folgen des Tausches immer zu. Man besorgte seine Selbständigkeit zu verlieren und Bern unterthänig zu werden. Hans Hugi, Bürgermeister zu Biel seit 1587, der an diesem Geschäfte wesentlichen Antheil hatte, legte 1600, als die Gährung zunahm, seine Stelle nieder, und begab sich nach Bern, wo er nach langer Zeit das Bürgerrecht erhielt. — Auch unter den eidsgenössischen Ständen, insbesondere bei Freiburg und Solothurn, entstand Mistrauen über Berns zunehmende Macht. Man besorgte, dieser Stand möchte nun zwei Stimmen auf den eidsgenössischen Tagsatzungen geltend machen, u. s. f. 1602 brachten die übrigen 10 Kantone einen Vertrag zu Stande, durch welchen der Tausch bestätigt wurde, die Rechte und Freiheiten der Stadt aber gesichert werden sollten. Doch der neue Vertrag und das Tauschlibell widersprachen sich. Biel glaubte, seine Bannerrechte über das Erguel seyen nicht gesichert. 1606 hob die Mehrheit der eidsgenössischen Tagsatzung zu Baden, nach An-

***) Im Jahr 1481 erschien Kaspar zu Rhin, welcher von einem Rathsgliede zu Biel, Benedikt Reppel, war beschimpft worden, persönlich mit einer Injurien-Klage gegen denselben vor der Rathsversamlung. Als der Beklagte um 200 Gulden gestraft wurde, legte der Bischof selbst ein Verwort ein, und die Strafe wurde um die Hälfte vermindert. †) So büßte Biel dadurch, daß es sich nicht mit einer beschränkten Untersuchung befriedigen wollte, nicht nur den Anlaß ein, ganz unabhängig zu werden, sich durch eine wichtige Erwerbung zu stärken, sondern vielleicht träte Biel ohne jenen Fehltritt jetzt wieder mit Neuenburg, Genf und Wallis in der Reihe der Eidsgenossen auf, denn die Verbindung mit dem Bisthum mußte der französischen Besitzergreifung über das Erguel, und später über die Stadt Biel selbst zum Vorwande dienen. Entweder wäre der selbständige Freistat von der rechtlosen Übermacht nicht verschlungen worden, oder aber nach dem Sturze des Kaiserreiches als nicht ganz unbedeutender Bestandtheil des alten Schweizerbundes gleich andern wieder aus dem Abgrunde hervorgegangen.

Digitized by Google

hörung der Bernerischen, Bischöflichen und Bielischen Gesandten, den Tausch als ein verworrenes mit unauflöslichen Schwierigkeiten verbundenes Geschäft wieder auf. Bern war nicht zufrieden mit dem Ausspruch. Biel, welches unter Solothurnischer und Freiburgischer Vermittelung mit dem Bischofe einen neuen Vertrag eingegangen hatte, glaubte sich durch denselben benachtheiligt, bezeugte gegen Bern Reue, und näherte sich diesem State wieder. Von 1593 bis 1606 führte Biel seine Regirung ohne einen bischöflichen Meyer. Auch dem neuen Bischofe Wilhelm verweigerte sie 1608 die Huldigung. Endlich erfolgte dieselbe, jedoch unter Verwahrung. Der Bischof wollte nicht von dem letzten, ihm vortheilhaften Vertrage abgehen. So kam die Sache noch einmal an die Eidsgenossen; der Pruntrutische Vertrag wurde durch dieselben für die Bieler gemildert, und am 14. Juni 1610 ein neuer Vertrag zwischen dem Bischof und der Stadt zu Baden im Argau zu Stande gebracht, welcher die gegenseitigen Verhältnisse und seither das Bielische Statsrecht bestimte. Über die Bannergerechtsamen im Erguel, welche dieser Vertrag nicht deutlich genug bestimt hatte, vertrugen sich endlich noch die Bieler und die Bannergenossen durch die Dazwischenkunft des Bischofs Wilhelm selbst zu Delsberg am 29. Dec. 1610.

Zufolge jenes Badischen Vertrages und ältern Herkommens, erkante Biel in dem Bischof von Basel seinen Landesfürsten, und leistete ihm Huldigung. Dieser hingegen bestätigte ihre Befreiungen durch einen Reversalakt. Würde der Bischof angegriffen, so sollten die Bieler und ihre Bannerleute ihm zu Hilfe ziehen. Eben dies waren sie ihren Verbündeten, den Eidsgenossen, schuldig. Doch waren sie, wenn der Fürst und die Schweizer zugleich angegriffen wurden, zuerst dem Fürsten zu Hilfe zu ziehen verpflichtet. Die Kriminal-Justiz übten der Meier und Rath ohne Weiterziehung und Begnadigung aus. Zwei Drittheile der Strafgelder gehörten dem Fürsten; er trug aber auch zwei Drittheile an den Kosten. Bei geringern Straffällen wurden die Strafgelder und die Kosten gleich getheilt, und noch ein anderes Verhältniß galt bei den Kriegsbußen. Der Meier konte den kleinen, nicht aber den großen Rath zusammen berufen. In den Räthen und im Gerichte übte er den Vorsitz, aber ohne Stimmrecht aus. Nur in Abwesenheit des Großwaibels kam ihm die Entscheidung der Stimmen zu. Er konte niemanden verhaften. Über eigene Angelegenheiten und solche, welche den Bischof betrafen, versammelte der Rath sich ohne den Meier. Die gesetzgebende Gewalt, das Recht, Krieg zu führen, Frieden und mit einigen Beschränkungen Bündnisse zu schließen, stand der Stadt zu. Obgleich vorher in Biel keine Appellation Statt hatte, so wurde nun eine solche an den kleinen und großen Rath eröffnet. Den Bielern wurde die Jagd im Erguel zugestanden.

Über die Regirung und Verwaltung der Stadt, erhoben sich im Innern derselben oft Mishelligkeiten. Immer war eine aristokratische Form vorherrschend; in ältern Zeiten lag die Regirung beinahe ausschließend in der Hand des kleinen Rathes, die er allmälig mit dem großen Rathe theilen mußte, dessen Mitglieder aber immer von dem erstern gewählt wurden. Dieser große Rath wählte den Bürgermeister, und bestellte verschiedene Behörden, nahm neue Bürger und Einsassen an; er übte die gesetzgebende Gewalt aus, ernante die Gesandten; ließ sich von der Finanzverwaltung Rechnung geben. Dadurch, daß Vater und Sohn oder zwei Brüder im kleinen und großen Rathe nicht beisammen sitzen konten, wurde nach der geringen Zahl der Bürger die Familiengewalt sehr gemildert. Während des dreißigjährigen Krieges, insbesondere gegen das Ende desselben, sicherte Biel durch kräftige Bewachung der Gränzen, durch kluge Vermittelungen und Verwendung und geschickte Benuzung seiner eidsgenössischen Stellung die Sicherheit und die Neutralität seiner Bannergenossen, und gewährte selbst den nächstgelegenen Theilen des Bisthums Schuz, während daß der größte Theil desselben sehr bedrängt und verwüstet wurde. — In den J. 1670 u. 1676 legten die Bieler eine Besatzung in das Schloß Pruntrut. Als 1717 das Kanzlei-Gebäude zu Biel abbrante, wurden wichtige Akten-Samlungen von den Flammen verzehrt. Schon in den frühern Jahrhunderten hatten Mishelligkeiten und Gährungen die innere Ruhe der Stadt gestört, und wurden durch Bern und den Bischof vermittelt, noch mehr aber durch eigenes Einverständniß beigelegt, wie z. B. 1531 und 1533, wo die Bieler die sie nicht befriedigende Wahlform, welche Bern und der Bischof eingeführt hatten, aus eigener Macht aufhoben und sich selbst darüber einverstanden. — 1718 hatte die Entsezzung des Stadtschreibers Spaltung zur Folge. In der Stadt entstanden unruhige Auftritte. Der Bischof mischte sich in diese Angelegenheit. Aber der Vermittelung Berns gelang es endlich 1721, die Unruhen zu stillen. Durch einen zu Büren 1. Aug. 1731 geschlossenen Vertrag vermittelte Bern eine andere Streitigkeit zwischen dem Bischof und der Stadt, indem diese lezztere sich über Eingriffe in ihre Bannerrechte und Gerichtsbarkeit beschwerte; von 1753 bis 1757 herrschten Entzweiungen wegen Bestellung öffentlicher Ämter, welche endlich der Bischof und Bern ausglichen. Von dieser Zeit an genoß Biel einer glücklichen Ruhe und eines zunehmenden Wohlstandes. Ein wohl ausgerüstetes Zeughaus, die Erfüllung der Bundespflichten durch Stellung der Kontingente zu den eidgenössischen Gränzbesetzungen bewiesen die Regelmäßigkeit der innern Verwaltung. Aber die Wegnahme des Bisthums durch die Franzosen 1792 bedrohte schon das nahe Biel, doch behauptete dasselbe noch mehr Jahre hindurch seine Stellung im eidsgenössischen Statenverbande. — Als nach dem Friedensschlusse von Campo formio die Schweiz der Macht Frankreichs bloß gestellt war, das Vollziehungs-Directorium den Plan, auch dieselbe umzugestalten und sein politisches System über dieses Land auszudehnen, in Ausführung zu bringen begann, dabei aber nur stufenweise vorschritt, um die Bundesglieder über den Umfang seiner Absichten irre zu machen, und die entferntern so lange, wie möglich, nicht aufzuschrecken, entwickelte sich auch auf dieser Seite der Französische Plan nur Schritt für Schritt. Im December 1797 wurde zugleich mit dem Münsterthale, welches unter dem Schutze Berns stand, auch das zum Banner von Biel gehörende und bisher unberührt gebliebene Er-

Digitized by Google

guel, als Bestandtheil der bischöflich-baselschen Besitzungen, ohne auf die eingelegten Gegenvorstellungen zu achten, mit der französischen Republik vereinigt. Diese berührte hiedurch das unmittelbare Gebiet der Stadt und beinahe ihre Thore. Zumuthungen erfolgten. Im Innern wurden Mistrauen und Gährungen angefacht, und als bereits der Zusammenhang des eidsgenössischen Bundes erschüttert war, schloß das vereinzelte Biel sich durch eine Uebereinkunft an die französische Republik an, und benachrichtigte unterm 8. Febr. 1786 den eidsgenössischen Vorort, die dortige Bürgerschaft habe sich entschlossen, um der obwaltenden Umstände und der Lage des dortigen Stadtwesens willen mit der französischen Republik sich zu vereinigen. — Nach der Auflösung des Kaiserreiches wurden zwar von Biel her einige, doch unzusammenhängende Versuche gemacht, seine Selbständigkeit wieder herzustellen. Doch die Stadt, ihr vormaliges kleines Gebiet und das Bielische Banner wurden mit dem größten Theile des vormaligen Bisthums dem Kantone Bern durch den Wiener Kongreß als eine Vergütung für die größern Abtretungen, welche derselbe gemacht hatte, überlassen. — Die Kirchen-Reformation begann zu Biel schon um 1522, und wurde vornämlich durch Thomas Wytenbach, einen dortigen Bürger und Zwingli's Lehrer, bis 1528, und bald nachher auch über den ganzen Umfang des Bielischen Banners zu Stande gebracht. (*Meyer von Knonau.*)

BIEL (Gabriel), war nach seiner eignen und seines Schülers Wendelin Steinbachs Aussage, zu Speyer geboren *). Von seinem Geburtsjahre, seinen Altern und ersten Studien sind keine Nachrichten zu finden. Er wurde in Heidelberg Magister, und begab sich darauf nach Erfurt, wo er 1442 bei der philosophischen Fakultät recipirt wurde. Er scheint hier nicht nur den Unterricht der damaligen Lehrer benutzt zu haben, sondern auch selbst als Lehrer aufgetreten, und unter andern in die Bekantschaft des M. Eggelingus von Braunschweig gekommen zu seyn; wie lange er sich aber in Erfurt aufgehalten, und ob er hier oder an einem andern Orte die Würde eines Licentiaten der Theologie angenommen hat, die ihm in seinen Schriften beigelegt wird, kann ich nicht angeben. Er wurde nachher Prediger an der Hauptkirche des Heil. Martinus zu Mainz, und in der Folge Propst des Kollegiatstifts zu Aurach im Wirtembergischen. In dieser Eigenschaft bediente sich der Graf (und nachherige erste Herzog) Eberhard von Wirtemberg vorzüglich seiner Dienste 1477 bei der Gründung der Universität Tübingen. Im folgenden Jahre (1478) mußte er nebst Naucleruß und Reuchlin den Grafen auf seiner Reise nach Rom begleiten, und wurde nach seiner Zurückkunft (1484) von ihm zum Professor der Theologie und Philosophie in Tübingen ernant. Wegen einiger Stellen in seinen Schriften, worin er von der herrschenden Meinung abweicht, oder über das eingerißne Sittenverderbniß seiner Zeit klagt, haben ihm einige unter die Gegner des Papstthums vor der Reformation setzen wollen, doch mit Unrecht. Vielmehr zeigen ihn seine Schriften im Ganzen als einen sehr eifrigen Papisten, und einen der strengsten Scholastiker; besonders hielt er es mit dem sogenanten Sententiariis, unter denen er daher auch zu seiner Zeit einen sehr großen Namen hatte. Vom Aristoteles war er so sehr eingenommen, daß er, wie man sagt, seine Ethik sogar auf der Kanzel erklärte. In seinen letzten Lebensjahren, trat er in den Orden der Fratrum de communi vita, und erhielt noch 1492 vom Herzog Eberhard ein Kanonikat in dem neugestifteten Kloster des H. Petrus im Schönauer Walde, wo er auch, nach seinem 1495 in ziemlich hohem Alter erfolgten Tode, begraben wurde. Seine Schriften, die vormals sehr berühmt waren, daher zum Theil oft aufgelegt wurden, jetzt aber alle ziemlich selten vorkommen, sind folgende: 1) Sacri canonis missae expositio resolutissima litteralis et mystica. — Dieses Werk ist nach Biels eigner Erklärung, größtentheils aus den Vorlesungen des obengedachten M. Eggelingus genommen, der nicht nur zu seiner Zeit in Erfurt, sondern auch nachher gleichzeitig mit ihm Prediger in Mainz ward **). 2) Epitome expositionis canonis missae. Tubing. ap. Meynberger. s. a. (nach der Vorrede Wend. Steinbachs, 1499.) 4. — Spirae per Conr. Hyest. s. a 4. Ss. canonis missae expositio pia et catholica, a *M. Gabr. Biel* in epitomen contracta. Antverp. 1565. 12. 3) Epitome et collectarium super quatuor sententiarum libros, cum inventario generali contentorum. Tubing. 1495. Fol. 2. Voll. nach Biels Tode von Wend. Steinbach herausgegeben. — Basil. ap. Iac. Pforzensem. 1508. Fol. 2 Voll. u. m. A. 4) Sermones in passionem Domini. Reutling. 1489. Fol. — cur. Flor. Diel. Mogunt. 1509. 4. u. m. A. 5) Sermones dominicales de tempore et sanctis per totum annum. 1499. 4. — Basil. 1519. 4. 6) Sermones de festivitatibus Christi. s. l. e. a. 4. 7) Sermones de festis s. Mariae. s. l. e. a. 4. 8) Sermones medicinales tempore pestis contra pestilentiam et mortis timorem. Basil. 1519. 4. — Seine sämtlichen Predigten sind nachher zusammen erschienen. Colon. Agripp. 1619. 4. u. m. A. — 9) Tractatus artis grammaticae. s. l. e. a. 4. 10) De potestate et utilitate monetarum. Reutling. s. a. 4. u. m. A. Auch in Thomanni act. publ. monetar. Aug. Vind. 1692. T. I. pag. 271. 11) Defensorium contra aemulos suos de obedientia sedis apostolicae; bei der Ausgabe seiner Sermon. de tempore et sanctis, Basil. 1519 ***). (*H. A. Erhard.*)

*) Einige Schriftsteller machen unrichtig Tübingen, Constanz oder einen andern Ort in der Schweiz zu seinem Geburtsorte.

**) Es ist mehrmals unter etwas verschiedenem Titel aufgelegt worden, als: Lectura super canone missae in alma univ. Tubing. ordinarie lecta. — Impensis Jo. Otmar civis Reutlingensis. 1488. fol. — Sacri canonis missae expositio in univ. Tubing. ordinarie lecta. Cur. Wendel. Steinbach. Tubing. per Frid. Meyenberger. 1499. fol. Diese Ausgabe, an deren Daseyn *Clement* (Bibl. hist. et crit. p. 235.) zweifelte, befindet sich, so wie die vorige und alle bei diesem und den beiden folgenden Werken anzuführenden Ausgaben, auf der Bolneburgischen Bibliothek zu Erfurt; aber die Angabe einer früheren (Reutling. 1483.) bei Bauer (Verzeichniß rarer Bücher, 1 Suppl. B. S. 220.) scheint auf einem Druckfehler zu beruhen. Basil. ap. Jac. Pforzensem. 1510. fol. — Lugduni imp. Joh. Cleyn. 1514. fol. — Paris. sumt. Jo. Parvi. 1516. fol. u. m. A.

***) *Hieron. Wigand Biel* (praes.

Digitized by Google

BIEL (Johann Christian), ein durch seinen novus thesaurus philol. s. Lex. in LXX. et al. Interpr. et scriptt. apocr. V. T. *) rühmlichst bekannter Theolog, wurde im J. 1687 zu Braunschweig geboren, und auch dort, nachdem er in Leipzig, Rostock und Helmstädt studirt, auch mehre Reisen in Teutschland gemacht hatte, 1719 Adjunct. des Ministeriums, und 1623 Pastor zu St. Ulrich und Johannis. Er starb am 18. Oct. 1745. Von seinen philologischen und archäologischen Kentnissen zeugen außer jenem thesaurus mehre in der Bibl. bremensi abgedruckte Abhandlungen **) so wie eine in den Suppl. Act. Erud. T. 6. bekant gemachte epistola de Etymologico inedito quod Photio vulgo adscribitur, und die in J. Alberti's Ausgaben des Hesychius aufgenommenen Anmerkungen zu diesem Schriftsteller. — Außerdem übersetzte er einige Predigten aus dem Englischen ***). (*H.*)

BIELA (Bilau), diesen Namen führen 18 Dörfer in Böhmen (2 im Bidschower, 3 im Czaslauer, 6 im Chrudimer, 2 im Bunzlauer, 1 im Leutmeritzer, 2 im Taborer, und 2 im Pilsner Kreise) und 4 in Mähren (3 im Prerauer, und 1 im Brünner Kreise). (*André.*)

Bielabach, s. Bielergrund.

BIELANY, ein Camaldulenser Kloster in einer sehr schönen Gegend, westlich von Krakau 2 Stunden von dieser Stadt auf einem waldigen Berge an dem linken Ufer der Weichsel. Am Fuße dieses Berges ist eine Feuerstein-Hauerei. (*Schultes.*)

Bielau, s. Langenbielau.

Bielberg, s. Pöhlberg.

BIELBRIEF. So nent man in nordischen Gegenden dasjenige Document, welches über den Bau eines Schiffes aufgestellt wird, und welches mit dem Schiffe fahrt, zum Beweise, daß keine Schulden der Zimmerung wegen auf demselben haften und zum Beweise über den Hafen oder die Gegend, woselbst es gebaut ist. In dem Dänischen Seerechte werden dagegen uneigentlich die Schuld- oder Bodmereibriefe, welche über Verzimmerungen ausgestellt werden, Bielbriefe genant *), und sie haben das Eigene, daß der ältere dem jüngeren in der Concurrenz vorgeht, da sonst nach dem allgemeinen Seerechte der jüngere Bodmereibrief dem älteren aus dem einfachen Grunde vorgezogen wird, weil wenn der jüngste nicht den Vorzug hätte, Niemand zur Fortsetzung einer Reise Geld vorstrecken würde. Die Bielbriefe sind im eigentlichsten Sinne die Geburtsbriefe der Schiffe. Sie enthalten die Beschreibung des Schiffes, eine Quitung über die Berichtigung der Baukosten und die Verpflichtung zur Gewährleistung, Falls der Verzimmerung wegen dennoch Ansprüche gemacht werden sollten. Oft wenn Schiffe als Wracks verkauft und von neuem aufgezimmert werden, pflegt man die alten Biel- und Kaufbriefe bei Seite zu legen, und einen neuen Bielbrief auszustellen, in welchem gesagt wird, daß das Schiff aus altem und neuem Holze von Grund auf neu verzimmert sey. Die Engländer, Amerikaner, Franzosen und andere Nationen haben statt der Bielbriefe eine Acte am Bord, welche nicht blos den Ursprung des Schiffes nachweiset, und eine Beschreibung desselben enthält, sondern auch auf dem Rücken der Acte die Geschichte aller Eigenthumsveränderungen, indem die Kaufbriefe nicht; wie im Norden, mit dem Schiffe fahren. Oft haben die Schiffe nichts als diese Acte, Register genant, am Bord. Es war daher ein Fehler, daß die nordischen Kaper-Reglements früherer Zeiten die Captoren von Kostenersatz in Auftringungsfällen freisprachen, sobald die Schiffe nicht Biel- und Kaufbriefe am Bord hatten. (*F. J. Jacobsen.*)

BIELEFELD, 1) ein Kreis des Regirungsbezirks Minden der Preuß. Prov. Westphalen. Er macht einen Theil der vormaligen Grafschaft Ravensberg aus, gränzt in N. W. an Halle, in N. O. an Herforden, im O. an Lippe Detmold, im S. an Wiedenbruck, im W. an den Bezirk Münster, und ist nach den Hofmannschen Beiträgen von 1821 5^{12} □ Meilen oder 110,063 Preuß. Morgen groß, worauf 1820 in einer Stadt 1 Marktflecken und 16 Bauerschaften, 4048 Häus. und 31,084 Menschen sich befanden. Der Kreis wird von einer Hügelkette durchschnitten, die sich aus Lippe herauf schwingt und durch den Kreis Halle nach Osnabrück fortsetzt; ihre Abhänge sind eben, im S. magere Sandhaide, im N. fetter Klei, und werden von der Lutter und Aa bewässert, beides unbedeutende Flüßchen, deren weiches Wasser indeß für die Linnenbleichen höchst günstig ist. Der Ackerbau ist höchst mühselig und liefert doch den Bedarf an Korn und Kartoffeln nicht; dafür wird eine Menge Flachs und etwas Hanf gezogen. Gute Rindviehzucht, besonders im Sandlande, wo eine auf dem Stalle gefütterte Kuh im Sommer und Herbste wöchentlich 8 Pfund Butter und eine frischmeltene täglich 10 bis 12 Maß Milch gibt. 1820 belief sich der Stapel des Rindviehs auf 7306, der Pferde auf 1471 und der Schafe, welches bloße Haidschnucken mit grober Wolle sind, auf 3016 Stück. Die Schweinezucht ist beträchtlich, und

---

Gottl. Wernsdorff.) Diss. de Gabr. Biel celebri Papista Antipapista. Wittenb. 1719. 4. ist nicht von großer Bedeutung. Außerdem gedenken seiner Trithemius de script. eccles., *Jo. Jac. Moser* vit. Professorum Tubing. ord. Theol. Dec. I. pag. 24. *Fabricius* Bibliotheca latina med. et inf. aetatis, Lib. VII. (Tom. III.) pag. 1. Hamberger, Element, u. a. m. und die Erfurter Universitäts-Urkunden.

*) Diesen Thesaurus gab der damalige lutherische Prediger zu Amsterdam und nachherige Gen. Superint. zu Oldenburg, Era. Jf. Mutzenbecher in Haag 1779 u. 80, aus der Handschrift des Verf. heraus; er war die Grundlage der neuen Arbeiten von Schleusner, Bretschneider, Kreyssig und Böckel. **) Die eine derselben de purpura Lydia ad illustr. loc. Act. XVI. 14. ist in Ugolini Thes. T. XIII. abgedr. ***) Vgl. Adelung zum Jöcher.

*) Im königl. schwedischen Seerechte, publicirt den 12. Junius 1667, teutsch gedruckt Wismar 1670 abgedruckt in Dähnert's pomm. Landesurkunden B. III. S. 476. heißt es 4. Tbl. IX. Cap.: „Leihet man einem Geld, daß er damit ein Schiff bauet oder ausleget, oder bezahlet und unterhält das Schiffsvolk, oder daß es sich von der Schuld, welche wegen vorberührter Ursachen könten zuvor gemachet seyn, befreiet und nimt darauf einen Brief mit Zweier aus dem Gerichte, oder des Stadtschreibers Zeugniß und Unterschrift, so daß es ohne einige Gefährde ist; solchen Brief nent man einen Biel-Brief, und gebühret demselben, den Vorzug zu haben vor alle andere Schuld, ja vor die Bodmerei-Briefe selbst, sie seyen jünger oder älter denn diese. Jedoch sollen diese Biel-Briefe unter sich der jüngere vor dem älteren gültig seyn. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

Schicksale anfangs wohl von Hause aus Waldenser? Sie, seine Schwester Elisabeth, die Gattin seines Bruders Johann Jakob, Frau Johannetta di Gualtieri, Frau Anna Maria Zwingli, Frau Anna Maria Gwalther, Frau Regula Simler, Frau Anna Maria Bullinger, Frau Anna Maria Wolf, Frau Anna Maria Gessner, Frau Anna Maria Breitinger, Frau Anna Maria Lavater, Frau Anna Maria Escher, Frau Anna Maria Meyer von Knonau, Frau Anna Maria Hirzel, Frau Anna Maria Ziegler, Frau Anna Maria Orelli, Frau Anna Maria Schulthess, Frau Anna Maria Usteri, Frau Anna Maria Hess, Frau Anna Maria Pestalozzi, Frau Anna Maria Schinz

ernante ihn 1745 zum zweiten Hofmeister seines jüngsten Bruders, des Prinzen Ferdinand, und 1747 an Jordan's Stelle zum Oberaufseher aller preußischen Universitäten und zum Director des Hospitals zu Berlin. 1748 wurde er vom Könige in den Freiherrnstand erhoben und heirathete ein Fräulein von Reich zu Halle, durch welche Heirath er 1750 die Güter Treben und Hasselbach im Herzogthum Altenburg erhielt. Einige Jahre darauf verließ er den preußischen Hof und begab sich auf seine Güter, von wo er 1757 des Krieges wegen nach Hamburg flüchtete. Nach geschlossenem Frieden lebte er wieder zu Treben, und genoß fortwährend die Gunst des Königs bis zu seinem am 5. April 1770 erfolgten Tode. Sein moralischer Charakter wird sehr gelobt. Auch fehlte es ihm nicht an Talent und Gelehrsamkeit, mit Weltkentniß verbunden, wiewol er sich, durch schriftstellerische Eitelkeit verleitet, zum Theil an Gegenstände wagte, denen er nicht gewachsen war. Das Aufsehn, welches seine Schriften zu ihrer Zeit machten, muß daher größtentheils aus der damals von Berlin neu hervorgegangenen Gallomanie erklärt werden, denn Bielfeld schrieb fast alle seine Werke in französischer Sprache, wie seine Bildung überhaupt mehr französisch als teutsch war. Auch kann man ihm das Verdienst nicht absprechen, der frühern gänzlichen Unbekantschaft der Franzosen mit teutscher Literatur und Wissenschaft einigermaßen abgeholfen zu haben. Sein erstes Werk: **Progrès des Allemands dans les Sciences, les belles Lettres et les Arts, particulièrement dans la Poesie et l'Eloquence** Berlin 1752 12. genügte seinem Zwecke freilich schlecht, denn Bielfeld kante selbst den Gegenstand, den er behandelte, nur sehr mangelhaft, und war besonders in der neuesten Literatur seines Vaterlandes fremd. Noch im J. 1767, wo zu Leiden eine **troisième édition revue et considérablement augmentée** dieser Progrès in zwei Oktav Bänden erschien, wußte er von Wieland und Ramler, von Abbt und Winkelmann, ja sogar von Klopstock nichts, und pries dagegen Neukirch, Pietsch, Richey und Triller als Heroen der teutschen Literatur [1]). Auch seine encyclopädische Schrift: **les premiers Traits de l'erudition universelle ou analyse abregée de toutes les sciences, des beaux arts et des belles Lettres** Leiden 1767. 3 Vols gr. 8. [2]), ist ziemlich mangelhaft und oberflächlich [3]). Eben so sind seine dramatischen Arbeiten (**Comédies nouvelles.** 1753. **Amusemens dramatiques** Leiden 1768. 2 Bde. 8.) nur mittelmäßig, doch wurden die **Amusemens** unter dem Titel: dramatische Belustigungen, Danzig 1768 ins Teutsche übersetzt. Interessant durch manche Nachrichten, besonders zur Geschichte der Höfe seiner Zeit, sind seine **Lettres familières et autres.** Haag 1763 8. ebend. 1767. 8. **seconde édition, revue, augmentée et corrigée** Leiden 1767. 2 Vols gr. 8. letztere Ausgabe erklärte der Verf. für die allein echte. Eine schlechte teutsche Übersetzung erschien Danzig 1765, zweite Auflage 1770, 2 Theile 8. Das bekanteste und wichtigste Werk Bielfeld's sind seine **Institutions politiques,** Haag 1760. 2 Bde. 4. **Nouvelle édition, revue, corrigée et augmentée, à Leide** 1767 2 Vols gr. 8. auch in 4. wozu nach dem Tode des Verfassers 1772 ein dritter Theil kam, der die eigentliche Statistik enthält und den ein Ungenanter aus Bielfeld's Handschrift mit Verbesserungen herausgab. Der berühmte Philosoph und Jurist Darjes schrieb zu diesem Werke Bielfeld's eine Einleitung. (Jena 1764. 8.) [4]). In den letzten Jahren seines Lebens schrieb Bielfeld eine teutsche Wochenschrift: der Eremit. Leipzig 1767—69. 12 Theile kl. 8. der er die möglichste Mannigfaltigkeit zu geben suchte, die aber einen Beweis lieferte, daß er in der Kentniß seiner Zeit und ihres Geschmacks um ein Menschenalter zurückgeblieben war. Sie fand indessen doch ihr Publikum und wurde, wenigstens den ersten Bänden nach, ins Französische übersetzt. (Leipzig 1768. 8.) [5]). (*Rese.*)

BIELGOROD, die weiße Stadt, die letzte südliche Kreisstadt des russischen Gouvernements Kursk, in einem Thale auf der Rechten des Severnoi Donez, bis 1779 die Hauptstadt des nach ihr genanten Gouvernements †). B. von Wladimir dem Großen 980 oder 990 erbaut auf einem Kreideberg (daher ihr Name), wurde 1239 von den Mogolen verwüstet, 1321 von dem Littauischen Fürsten Godimin verbrant, und endlich 1597 unter Iwan Wasiliewitsch an einer andern Stelle unter dem Kreideberg wieder aufgebaut. Die 4000 Einwohner dieser Stadt, die zwei Klöster und drei Kirchen hat, leben vom Handel mit Honig, Wachs, Talg, Stricken, Leder, Farben und Schweinsborsten ††). (*Rommel.*)

Bielgorodsche Linie, ist ein Graben, der zur Errichtung südrussischer Festungen westlich von der ukränisch polnischen Gränze bis zum Fluß Don im Osten über 300 Werste lang unter dem Zaar Michael Federowitsch im 17. Jahrh. gezogen wurde. Acht Städte dieser Linie Wolnoe, Chotmüschk, Karpow, Bielgorod, Steschegolsk, Korotscha, Jablonow, Stowoi, Oskol gehörten zum ehemaligen Gouvernement Bielgorod, vier andere dieser Linie zum Gouvernement Woronesch. (*Rommel.*)

1) Die allgemeine teutsche Bibliothek wies ihn gründlich zurecht, Bd. VIII. St. 2. S. 45 — 58. 2) Sie erschien gleich in einer teutschen Übersetzung: Erste Grundlinien der allgemeinen Gelehrsamkeit, mit Zusätzen und Erläuterungen (von Ch. A. Wichmann) Breslau 1767. 3 Bde. gr. 8. 3) S. allgemeine teutsche Bibl. Anhang zum ersten bis zwölften Bande S. 883.

4) Die beiden ersten Bände wurden ins Italiänische (1764) und in das Russische (Moskau 1768. 1775. 4.) übersetzt, und die letzte Übersetzung soll von der Kaiserin Katharine mit Anmerkungen begleitet seyn. Eine schlechte teutsche Übersetzung der beiden ersten Bände von J. J. Schwabe, unter Gottsched's Aufsicht, erschien Breslau 1761. N. A. 1768. gr. 8. wozu 1773 der dritte Theil kam. Eine bessere, wobei jene frühere zum Grunde lag, lieferte Meusel von den zwei ersten Bänden, Breslau, 1777. gr. 8. 5) Nachrichten von seinen Lebensumständen hat er selbst in seinen Lettres familières mitgetheilt. Vgl. seine Eloge in den nouv. Mémoires de l'Academie royale des Sciences de Berlin. 1770. Adelungs Fortsetzung des Jöcher, erster Band. S. 1843. Allgem. teutsche Biblioth. Bd. IV. St. 1. S. 82. u. a. m. Orten. Meusel's Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller 1r Bd. S. 399—401. (wo irrig nur 8 Theile des Eremiten angegeben werden und von den Progrès sqq. blos die erste Ausgabe erwähnt wird.

†) Sie ist nicht Bielowies, die alte Hauptstadt der Chasaren, welche Swätoslaw im J. 965 eroberte. Diese lag in der Nähe des Ausflusses des Dons (Lehrberg in Klaproths Reise Th. 1. S. 113.) ††) Heyns geogr. Wörterbuch und Klaproth a. a. O. S. 113. und 127.

Digitized by Google

BIELITZ, Fürstenthum im Teschner Kreise, des östr. Schlesiens, liegt zwischen dem Fürstenthum Teschen (im Süden und Westen) der preußischen Standesherrschaft Pleß (in Norden) und Galizien in Süden und Osten. Die Weichsel scheidet es vom Plessischen und die Biala von Galizien. Es ist 14 Meilen lang und breit, begreift nebst den Herrschaften Ernsdorf und Czechowitz 1 Stadt, 19 Dörfer, 2 Colonien, 2560 Häuser und nahe an 10,000 Einwohner; die Hälfte Protestanten, die andre Hälfte Katholiken. Es war sonst eine Zubehörde des Herzogthums Teschen. Als aber Herzog Friedrich Kasimir von Teschen, noch zu Lebzeiten seines Vaters 1563 die Herzogin Katharina von Liegnitz heirathete, schenkte ihm sein Vater die Herrschaften: Freistadt, Bielitz, Skotschau, Schwarzwasser, und Friedeck. So wurden diese alle vom Herzogthume getrent. Bielitz kam durch Kauf in verschiedene Hände, und 1752 an den Polnischen Fürsten Sulkowsky um 630,000 fl. Rhein. Ihn zu begünstigen erhob der Kaiser Franz I. in demselben Jahre diese bisherige Minderherrschaft zum Fürstenthume, das aber dermalen sehr verschuldet und von welchem Vieles veräußert worden. — Die Katholiken haben 6 Kirchen, 2 Pfarreien, 2 Lokalkaplaneien und 7 Schulen. — Ackerbau, Viehzucht, Flachsbau und Spinnerei sind die Hauptnahrungszweige. (*André.*)

Bielitz, (Bilsko) Hauptort des vorgenanten Fürstenthums am nordwestlichen Fuße der Karpathen nahe der ungrischen, galizischen und preußischen Gränze, in einer angenehmen Gegend, 4 M. von Teschen, 12 von Krakau, ist die Residenz des Fürsten Sulkowsky und steht unter dessen Schutz. Ein größtentheils, nach Feuersbrünsten neu gebautes, offenes, sehr industriöses Städtchen mit 550 Häusern und 5000 Einwohnern, wovon die allermeisten (500 Meister) sich mit der Tuchmacherei, nicht weniger auch mit der Färberei und Druckerei besonders der Leinwand beschäftigen. Die hiesigen 4 Schönfärbereien machen große Geschäfte und stehen in besonderm Rufe, so daß aus Mähren jährlich mehre Tausend Stück hieher zum Färben gesendet werden. Auch ein Paar Tuchfabriken bestehen. 20—24,000 Centner Mittelwolle dürften jährlich hier und in der Nähe verarbeitet werden. Daher hier starker Wolle-, Tuch- und außerdem noch Handel*) mit ungrischen Weinen nach Preußisch-Schlesien und Galizien, zu welchen beiden Provinzen hier die Hauptstraße von Wien nach Lemberg durchführt. Es ist die Haupt-Niederlage des galizischen Steinsalzes für den Bedarf von Mähren und Schlesien, von 4—500,000 Centner. Alle diese Umstände begünstigen ein starkes Fuhrwesen, wovon sich viele Menschen der Gegend nähren. — Sie kann als Gränzstadt des Östreichisch-Schlesiens gegen Galizien betrachtet werden, von welchem sie nur durch den Biala-Bach getrent wird. Eine Brücke über denselben verbindet sie mit dem ihr ganz ähnlichen, offenen galizischen Gränzstädtchen Biala so, daß beide einen Ort auszumachen scheinen. — Das alte fürstliche Schloß ist keineswegs prächtig, wie es noch die neuesten Handbücher beschreiben. Die Stadt hat 2 katholische Kirchen und 1 protestantische. Hier ist der Sitz des protestantischen Superintendenten für Mähren und Schlesien. Auch ist hier eine katholische und eine protestantische Schule, und eine öffentliche Bibliothek. — Schon vor der Einführung der Toleranz im Östreichischen war Bielitz ein Asyl der Protestanten, deren Industrie sie ihr Hauptaufkommen zu danken hat. — Die herrschende Sprache ist die Teutsche; doch wird jede dritte Predigt polnisch für die gehalten, welche nur diese Sprache verstehen. Ein eignes Landrecht (Gericht) hat hier seinen Sitz für das Fürstenthum; für die Stadt aber besorgt die Justiz und alle öffentliche Verwaltung der Magistrat. Das ökonomische Rechnungswesen leitet, nach der schlesischen Landesverfassung, eine Etats-Commission unter dem Vorsitz des Teschner Kreishauptmanns. Die Stadt macht wegen ihrer Besitzungen einen Stand des Fürstenthums aus. (*André.*)

*) Der Handel mit Tuch geht directe bis nach Konstantinopel.

BIELITZ, Bilitz, Belitz, Dorf der Neutraer Gespanschaft in N. Ungarn, disseit der Donau, Bajmoczer Bezirk, theils wegen seiner warmen Heilquellen, theils als Wohnsitz des geistreichen Grafen Aloys von Batthyani, eines der aufgeklärtesten Männer, und gründlichsten politischen Schriftsteller der Nation †), bemerkenswerth. Das hart an den Ufern des Neutraflusses gelegene warme Bad hat nicht jenen Grad der Wärme, den die beiden andern warmen Quellen dieser Gespanschaft zu Baimocz und zu Pöstény besitzen, sondern ist blos lauwarm und wenig schwefelhaltig. Es wird daher blos von Gästen aus der Nachbarschaft, mehr zum Vergnügen als aus Gesundheitsrücksichten besucht, daher es denn auch an den nöthigen Gebäuden zur Unterkunft der Badegäste mangelt. Im Sommer dient es jedoch dem benachbarten Adel als Vereinigungspunkt zu mancherlei Unterhaltungen. (*Baron Mednyanszky.*)

BIELKE, ein altes schwedisches Geschlecht, das seit dem Anfange des 14. Jahrh. blühte, und viele Männer zählt, die als Reichsräthe, auf Gesandtschaften und auch im Kriege, mit Einsicht und Patriotismus für des Vaterslandes Gemeinwohl thätig war. Turo Herr in Saalstadh, der ums J. 1570 Reichsrath war, nahm zuerst den Namen Bielke an. Von seinen beiden Söhnen war Suanto Reichsrath und Reichskanzler, und Nicolaus, geb. 1567, Gouverneur von Finnland. Der letzte hinterließ drei Söhne: 1) Steno, Freiherr in Korpo, seit 1657 Reichsrath, 1672 Reichsschatzmeister, gestorben 1684. 2) Gustav, Freiherr zu Kospa, Reichsrath und Präsident im Hofgericht. Die Königin Christina und der König Karl Gustav übertrugen ihm Gesandtschaften in den Niederlanden und in Moskau. Er st. am 29. Sept. 1661. 3) Turo, Baron von Saalstadh, war Oberhofmarschall, königl. Rath und Generalgouverneur in Pommern, und seit 1681 schwedischer Gesandter in Paris. Er wurde 1686 in den Grafenstand erhoben, im Anfange der Regirung Karls XII. aller seiner Würden entsetzt und verhaftet, und starb 1716. Seine Söhne sind: Karl Gustav, geb. 1683, seit 1719 Gesandter in Frankreich, gest. 1754 als Präsident im Statscomptoir, und Turo Gabriel, geb. 1685, seit

†) Verf. der Briefe aus Konstantinopel 1810 und über das ungrische Küstenland (1805).

Digitized by Google

(Fels-Aschanty- und Schwefelsäure) in Wasser, mit 0,01 Bleiacetat und 0,01 Jodkalium, bei Zusatz von Stärke und 0,01 Natr. thiosulf. gelb, 0,02 Natr. thiosulf. farblos, 0,03 Natr. thiosulf. blau, 0,04 Natr. thiosulf. violett, 0,05 Natr. thiosulf. rot, 0,06 Natr. thiosulf. grün, 0,07 Natr. thiosulf. wieder farblos. Ist die Lösung gut haltbar, klar, und setzt sich, bis sie farblos ist, kein Niederschlag ab, so ist sie gut. Sie ist nicht gut, wenn sie sich trübt, wenn sich ein Niederschlag absetzt, wenn sie nicht haltbar ist, wenn sie nicht farblos wird, wenn sie bei Zusatz von Natr. thiosulf. nicht die Farbenreihenfolge gelb, farblos, blau, violett, rot, grün, farblos durchläuft

Gewinn davon ungeschmälert zu genießen, und daher schreibt sich denn der Unterschied, den man unter der Wald- und Garten-Bienenzucht macht.

Die Wald-Bienenzucht wird wegen ihrer großen Nachtheile für die Holzungen gegenwärtig in Teutschland — einige Gegenden in der Ober-Lausitz ausgenommen — gar nicht mehr, sondern nur noch in Polen und Rußland betrieben. Sie besteht darin, daß man einen starken Baumstamm nahe unter der Krone aushöhlt, diese Höhlung mit einigen Kreuzhölzern versieht (ausspillt) und mit einem Brete, in welches eine kleine Öfnung zum Ein- und Ausflug der Bienen angebracht wird, verschließt. Solche ausgehöhlte Baumstämme (Beuten) werden hernach entweder von den schwärmenden Bienen selbst aufgesucht und bezogen, oder von den Bienenwirthen (Imkern) mit jungen Schwärmen angefüllt, und im Herbst, wenn die Tracht ein Ende hat, gezeidelt, d. h. ihres Honigvorraths beraubt.

Die Garten-Bienenzucht hingegen wurde und wird noch jetzt auf eigenen Ständen (Bienenlaiden, Bienenschauern) in Gärten oder nahe an Häusern betrieben. Vormals verfuhr man dabei ganz einfach und bediente sich dazu blos der Klotzbeuten oder der Bretstöcke und Strohkörbe. Die Wissenschaft davon pflanzte sich lediglich durch mündlichen Unterricht fort, bis Nicol Jacob 1568 zuerst seinen Bericht von den Bienen drucken ließ. Diesem folgten M. Andreas Picus, Colerus, Höfler, Martin John und andere, welche die Liebe zur Bienenzucht immer mehr verbreiteten. Aber erst in der Mitte des vorigen Jahrh. begann eine neue wichtige Epoche für die Bienenzucht, als Schirach die Kunst Ableger zu machen, öffentlich bekant machte. Nun entstand in ganz Teutschland ein so thätiger Eifer für die Bienenzucht, daß man überall neue Anlagen machte, wobei die vorgeschlagenen Verbesserungen in Anwendung gebracht und eine ganz andere Methode eingeführt wurde, welche von der bis dahin gewöhnlichen merklich abwich. Dieses ruhmvolle Bestreben wurde durch die in verschiedenen Gegenden Teutschlands errichteten Bienengesellschaften immer mehr genährt, indem sie ihre Entdeckungen, Beobachtungen und Erfahrungen öffentlich bekant machten und eine Menge wissenschaftlicher Kentnisse in Umlauf brachten, ohne welche die Bienenzucht nicht mit Nutzen betrieben und in Aufnahme gebracht werden kann.

Seit der Zeit theilt man nun die Bienenzucht in die natürliche und künstliche. Die natürliche ist diejenige, welche in untheilbaren hölzernen oder strohernen Wohnungen getrieben und durch freiwilliges Schwärmen vermehrt wird. Die künstliche hingegen wird in theilbaren hölzernen oder strohernen Wohnungen betrieben und durch erzwungene Schwärme (Ableger) vermehrt. Da man diesen theilbaren Wohnungen den Namen Magazine gab, so pflegte man die künstliche Bienenzucht auch die Magazin-Bienenzucht zu nennen.

Obgleich in der Naturgeschichte der Bienen noch große Dunkelheit herrscht, so haben doch Swammerdam, Maraldi, Reaumur, Schirach und Huber manches darin aufgeklärt, wovon man in ältern Zeiten sehr abenteuerliche Meinungen hegte. Die dreierlei Bienen — Königin, Arbeitsbienen und Drohnen — welche man in jedem Bienenstocke gewahr wird, waren nach der Meinung der Alten männliche, weibliche und geschlechtslose. Von den erstern, sagten sie, sey nur ein Individuum — der Weisel — vorhanden, dieser befruchte die Arbeitsbienen, welche hernach Eier von jeder Art legten und diese würden von den geschlechtslosen Drohnen ausgebrütet, weswegen diese auch Brutbienen genant wurden. Genauere Beobachtungen eines Swammerdam, Maraldi und Reaumur aber zeigten bald, daß der sogenante Weisel keinesweges männlichen, sondern weiblichen Geschlechts wäre, und nun hielt man die Arbeitsbienen entweder für geschlechtslose oder für lauter Männchen. Schirach aber, welcher die Kunst Ableger zu machen, zuerst durch seine Schriften verbreitete, fand, durch Nachdenken und Beobachtungen geleitet, daß die Arbeitsbienen allerdings zu einem Geschlechte gehören müßten. Er nahm also auch dreierlei Arten von Bienen in einem Bienenstocke an: 1) weibliche, wovon nur ein Individuum, die Königin (Weiser oder Weisel) vorhanden seyn dürfe; 2) männliche, die Drohnen und endlich 3) ein Mittelgeschlecht — die Arbeitsbienen — das mehr zum weiblichen als männlichen sich hinneige, aber ganz und gar nicht zeugen, oder sich nicht fortpflanzen könne. Auf häufige Beobachtungen gestützt, stellte er nun folgende Hypothese auf: daß aus jedem Ei, daraus sonst eine Arbeitsbiene erzeugt würde, wenn es zur Ausbildung in der kleinen Zelle bliebe und mit gewöhnlichem Futterbrei ernährt würde, allemal eine Königin entstünde, wenn die Bienen diesem Ei eine größere Zelle baueten, wo sich der Wurm und die Nymphe besser ausdehnen könten, wann sie ihr ganz ungewöhnliche Speise, nämlich ihre eigene Materie und Wesen und dann in größerer Quantität einspritzten. Denn es bliebe nach der Geburt einer Königin immer noch etwas von diesem Vorrathe an dem Boden einer königlichen Zelle übrig. Er glaube, daß in dem flüssigen Wesen eines Eies die Theile in unmerklicher Kleinheit verborgen liegen müßten, die zur Bienen-Königin gehören. Sobald sie Raum zur Ausdehnung erhielten, so würden sie größer, entwickelten sich und erhielten ihre Schönheit. Es müßten in dem Leibe jeder Arbeitsbiene die Samengefäße nur in erstaunlicher Kleinheit verborgen liegen, die, wenn sie gehörigen Raum zur Entwickelung und eine homogene Materie zum Wachsthum erhalten hätten, eben das geworden wären, was ihre Bienenkönigin wäre. Kurz er erklärte die Arbeitsbienen für Jungfern, die zu einer ewigen Keuschheit bestimt wären. Sein System hatte demnach folgende Gestalt.

Digitized by Google

Diese Theorie fand jedoch großen Widerspruch und es wurden darüber zum Theil mit großer Bitterkeit Schriften gewechselt. Schirachs Gegner behaupteten: daß die Arbeitsbienen allerdings das Fortpflanzungsvermögen besäßen und beriefen sich auf die Erfahrung, daß weiselose Stöcke das Zeugungsgeschäft fortsetzten und Drohnenbrut, zu gewissen Zeiten im Jahre auch Nothweiser setzten. Schirach verwarf aber diese Erfahrung ganz und leitete die Drohnen- und Buckelbrut von einer verdorbenen Eierlage der Königin her.

Herold[2]), einer von Schirachs Gegnern, stellte dagegen folgendes System auf:

1.

a) Arbeitsbienen — b) Mutterbiene

2.

Arbeitsbienen

a) Männliche — b) Weibliche

3.

Drohnen.

Diesemnach behauptete er: die Königin als die große Bienenmutter begatte sich mit den Männchen, und diese suchte er unter den Arbeitsbienen. Aus den Eiern, welche die Königin lege, erwüchsen männl. und weibl. Arbeitsbienen. Die männlichen verrichteten die Arbeit 1) außerhalb des Stockes, d. h. sie sammelten Wachs und Honig ein, 2) begatteten sich mit der Königin und den weiblichen Arbeitsbienen. Diese letztern verarbeiteten das, was die männlichen Arbeitsbienen eingetragen hätten, baueten Zellen, besorgten die Brut und dickten das Honig ein ꝛc. Würden diese weiblichen Eier in größern Zellen erbrütet, so gäbe dies große Bienenmütter oder Königinnen. Die weiblichen Arbeitsbienen begatteten sich mit den männlichen und zeugten nichts anders als Drohnen. Diese wären wahre Misgeburten und völlig geschlechtslos. Dieser letztern Behauptung stand jedoch der Augenschein bei Zergliederungen entgegen, und daher wandelten viele die Bienenrepublik in einen Amazonenstat um, worin die Drohnen, die man bisher für geschlechtslos hielt, den Rang als Männer behaupteten.

Bald darauf stellte Steinmetz ein neues System auf[3]), das seiner Künstlichkeit ungeachtet, dennoch von vielen darum angenommen wurde, weil es eine Menge Dunkelheiten aufzuhellen schien. Er entwarf nämlich einen doppelten Stammbaum vom Bienenvolke:

I.) Die Königin, oder die große Bienenmutter, sagte er, begattet sich mit Arbeitsbienenmännern, als ihren rechtmäßigen und von Gott und der Natur bestimten Ehemännern und legt alsdann

1) männliche Eier, die den Vätern ähnlich seyn müssen.

a) Kommen diese Eier in größere Zellen, so könten wol große Bienenmänner daraus erwachsen, wenn der Stoff, der Keim und die Anlage zu einem großen Bienenmanne in dem Ei vorhanden.

b) Aber weil nur kleine Arbeitsbienenmänner zum Vorschein kommen, wenn sie gleich in großen Zellen ausgebrütet werden, so müssen wir schließen, daß bei diesen männlichen Eiern nur der Keim zu kleinen Arbeitsbienen männlichen Geschlechts vorhanden gewesen, und durchaus keine große Arbeitsbienenmänner gebe.

2) weibliche Eier, die den Müttern gleich seyn müssen.

a) Kommen diese Eier in große ihrer Natur angemessene Zellen und werden da gehörig erbrütet, so müssen nothwendig große Bienenmütter, oder Königinnen hervorsprossen.

b) Werden aber diese Eier in unschicklichen Zellen erbrütet, so müssen nothwendig kleinere Bienenweibchen zum Vorscheine kommen, und dies sind die sogenanten Drohnenmütter.

Diesem Stammbaum zufolge wären also die Arbeitsbienen zum Theil männlichen, zum Theil weiblichen Geschlechts und verdankten ihr Daseyn der Königin. Die Drohnen hingegen würden von den Drohnenmüttern nach folgendem Stammbaum erzeuget.

II.) Die Drohnenmütter begatten sich mit Drohnenmännchen und zeugen und legen blos Drohneneier. Diese Drohneneier bleiben

1) entweder wegen Ermangelung vorräthiger größerer Zellen, oder aus einem uns verborgenen Instinkte der Natur, oder aus einer geordneten weisen Absicht des Schöpfers in engen und kleinen Bienenzellen liegen und können sich nicht völlig so entwickeln, als ihre erste Anlage es erfodert, müssen aber gleichwol, weil einmal der Keim zu einem großen Drohnenvogel in dem Ei vorhanden, bei ihrem Aufwuchse einige Erhöhungen an ihren engen und kleinen Zellen, wie es uns die Erfahrung lehret, erhalten, und folglich doch als natürliche Drohnenvögel, wie ihre Väter zum Vorschein kommen; nur daß sie der Gestalt und Figur nach kleiner und unansehnli-

2) oder sie werden in gehörigen ihrer Natur und ersten Anlage nach schicklichen sogenanten ordentlichen Drohnenzellen erbrütet, und da entstehen denn die größern Drohnenvögel, die man für wahre Männchen erklären muß, weil man selbst mit dem bloßen Auge, bei einem sanften Drucke des Hintertheils des Leibes, zwischen den 2 hervorragenden Hörnchen, die männlichen Zeugungsglieder deutlich wahrnehmen kann.

2) In den fränkischen Bienensamlungen vom Jahre 1773—1774: Von der Bestimmung der Drohnen und deren Entstehungsort.

3) S. physikalische Untersuchungen der verschiedenen Geschlechtsarten der Bienen nach physischen Grund- und Erfahrungssätzen ꝛc. von Joh. Fried. Steinmetz, Archidiakonus und Senior des Ministeriums zu Culmbach im Baireuthischen. Breslau 1776. 8.

Digitized by Google

cher ausfallen, als ihre Väter, die in größern, ordentlich gebauten Drohnenzellen erwachsen sind.

Man kann leicht denken, daß dieses System von mehren Seiten angegriffen wurde, so wie es im Gegentheil auch wieder seine Vertheidiger fand. Aus demselben und dem Heroldischen setzten nun Herr Hofrath Voigt in Schwarzach bei Culmbach und Herr Cantor Lucas in Nischwitz bei Wurzen ein neues Lehrgebäude zusammen. Diesem zufolge ist der Weisel oder die Königin die wahre Stammmutter aller Bienen. Diese legt an 8 Monate lang in jedem Jahre eine fast zahllose Menge befruchteter Eier, aus welchen nach 20 bis 24 Tagen die sogenanten Werk- oder Arbeitsbienen, oder die gemeinen Bienen mit einem Stachel versehen, erbrütet werden. Diese Arbeitsbienen sind sowol männlichen als weiblichen Geschlechts. Die Männchen davon befruchten, mittelst der Schnäbelung durch den Mund, sowol den Weisel oder die Königin, als auch ihre Schwestern, die gemeinen Bienenweibchen, oder Drohnenmütter, und aus den von diesen letzten gelegten Eiern werden im Monat Mai und Junius die Drohnen ohne Stachel als die wahren Enkel der Königin gezeugt. Die Befruchtung oder Belebung so vieler tausend Eier wird in dem Leibe der Bienenmutter durch das Lebensprincip, oder durch die in dem Speichel als einem Vehickel verborgenliegende und belebende schöpferische geistige Kraft — die sogenante aura seminalis — mittelst der so sichtbar öftern Schnäbelung der gemeinen Bienenmänner mit der Königin ganz allein bewerkstelliget und verrichtet. — Dieses System hatte also folgende Gestalt

a) Arbeitsbienen Produktionskraft Produkt	b) Mutterbiene u. Zeugungskraft Arbeitsbienen		1. Produktionssphäre
1. Absolute Natur	a) Männl. Reproduktionskraft	b) Weibl. Zeugungskraft	2. Reproduktionssphäre.
2. Relative Natur	Produkt	Drohnen	

Zu Begründung dieses Systems berief man sich auf die Erfahrung, welche lehre, daß Arbeitsbienen mit einer Mutterbiene einen vollkomnen Bienenstock ausmachen könten, ohne daß man ihnen eine Drohne zuzugeben nöthig hätte. Denn wer einen jungen Bienenstock zeugen wolle, der strebe jedesmal nach Arbeitsbienen und einer Mutterbiene: um Drohnen bekümmere er sich nicht; und doch könten sie, nachdem sie eine Produktionssphäre mit einander geschlossen hätten, produciren und zeugen. Auch bestätige die Erfahrung, daß Arbeitsbienen in der Reproduktionssphäre Drohnen zeugen und das Reproduktions- und Zeugungsgeschäft durch sie, obgleich unter dem Einfluß einer absoluten Ordnung, verrichtet werde. Ersteres falle nur weg, wenn durch Mutterlosigkeit die Produktionssphäre aufgehoben und die relative Natur ihrer Reproduktionssphäre, welche dann in ihrer Kraft sinken müsse, isolirt worden sey.

Aber auch dieses System fand vielen Widerspruch, und nun glaubte Heumann [4]) alle Dunkelheiten aufzuhellen, indem er folgendes System aufstellte:

Diesemnach ist die Königin die einzige rechte Mutter ihres Gleichen, Mutter der Bienen und der Drohnen; sie legt viele tausend Eier, in welchen männliche und weibliche Keime liegen. Die Bienen sind die Pflegemütter, welche die Mitzeugung bewirken müssen. Ohne ihren Beistand sind diese Eier nichts. Sie können aber das weibliche Ei auf dreierlei Art entwickeln. In der engen Bienenzelle verliert sich die Geschlechtsanlage und es wird zur Biene; in der königlichen Zelle wird es zur Königin oder zur fruchtbarsten Mutter, und in der Drohnenzelle zur falschen Drohnenmutter. Das männliche Ei wird in der Bienenzelle zur geschlechtslosen Biene und in der Drohnenzelle zur Drohne als dem einzigen Vater des Bienengeschlechts.

Ob nun gleich diese Theorie vielen Beifall fand, so ließen sich doch nicht alle Beobachtungen völlig daraus erklären, und daher unternahm Strube [5]) abermals die Aufführung eines neuen Lehrgebäudes, welches sich auf folgende Art darstellen läßt:

Der Weisel — weiblichen Geschlechts, und daher vollkomne Weiselin mit zweiästigem Eierstocke — legt diesem System zufolge männliche und weibliche Eier. Die männlichen werden in die kleinen Bienenzellen versetzt und zu dem ersten Theile Arbeitsbienen erzogen; die weiblichen aber werden, sobald die Bienen davon einige in eichelförmigen Zellen erbrüten, zu Königinnen, welche hinwieder beide Geschlechter zeugen können, entwickelt, und diese geben also das vorzüglichste Geschlecht ab, d. i. die Hauptmutterbiene. Aber von eben diesen weiblichen Eiern werden die mehrsten in kleine Zellen versetzt und zu heruntergesetzten oder degradirten Weiselinnen erzogen. Das ist denn der andere Theil von Arbeitsbienen, die in der

4) S. dessen physikalisch-ökonomische Anleitung zu einer richtigen Kenntniß der Bienen. Erlangen 1797. 8. 5) Praktische Anweisung zur Bienenzucht, besonders in Niedersachsen, entworfen von C. F. Strube, nebst einer Abhandlung vom Eingraben der Bienenstöcke im Winter. Zelle. 1789. 8.

Digitized by Google

Jahr ein Drama zu schreiben versuchen. — Ein Dra-
matiker, der sich nicht mit Leib und Seele dem Theater
widmet, der nicht Tag und Nacht darüber nachsinnt,
wie es diese oder jene Situation, diesen oder jenen
Charakter auf der Bühne am wirksamsten darstellen
könne, der nicht jeden Abend im Theater sitzt, um
die Wirkung seiner Stücke zu studieren, der nicht
jede Aufführung seiner Stücke mit Aufmerksamkeit
verfolgt, um jeden Fehler, der sich dabei ergibt, sofort
zu verbessern, der nicht die Schauspieler, die seine
Stücke darstellen, mit Rat und That unterstützt, der
nicht mit ihnen Tag für Tag probiert, der nicht
selbst Regie führt, der nicht selbst Hand anlegt, um
die Dekorationen, die Kostüme, die Requisiten, die
Beleuchtung, die Musik, die Tänze, die Gruppierungen
der Statisten, die Arrangements der Massenszenen
nach seinem Willen einrichten zu können, der nicht
mit Ausdauer, Geduld und Energie alle Hindernisse
überwindet, die sich ihm entgegenstellen

keine zwei vollkommene Weibchen in einem Stocke dulden — entstehet, und so das Schwärmen veranlaßt wird.

Mit diesem Lehrgebäude stimmen die neuesten Beobachtungen Huber's am vollkommensten überein, daher es auch so lange seine Giltigkeit behalten wird, als nicht durch entgegengesetzte Beobachtungen seine Haltbarkeit umgestoßen werden kann.

Entstehung der Bienen. Die Bienen entstehen aus Eiern, welche von den Mutterbienen in die Zellen gelegt werden. Sobald dies geschehen ist, setzen die Bienen Futterbrei hinzu und legen sich darüber um sie zu bebrüten. Aus den Eiern entwickeln sich nun Maden, die in gekrümter Lage auf dem Boden der Zellen liegen, und täglich wachsen und größer werden bis sie am 7ten oder 8ten Tage einen völligen Zirkel bilden, und den Boden der Zelle ganz bedecken. Nun werden die Zellen mit einem Deckel verschlossen, die Maden strecken sich aus, spinnen sich in Puppen ein und entwickeln sich in diesen Hüllen zu vollkommenen Bienen bis zum 21sten Tage. Sie öffnen hierauf die Deckel der Zellen, entfalten ihre Flügel, lernen am 2ten oder 3ten Tage den Flug und nehmen dann an allen Arbeiten der übrigen Theil. Die Entwickelung und Ausbildung der Mutterbienen aber, welche in eichelförmigen Zellen erbrütet werden, geht beim Ablegen etwas schneller von Statten, indem sie schon am 13ten oder 14ten Tage nach dem Ablegen als vollkommene Königinnen aus ihren Zellen hervorgehen.

Die Arbeiten der Bienen bestehen in dem Verkütten der Stöcke, in dem Bau der Zellen, in der Besorgung der Brut und in der Einsamlung des Honigs. Alle Ritzen und unnützen Öfnungen ihrer Stöcke werden sorgfältig mit Kitt von ihnen verkleistert. Diesen Kitt (Vorwachs) holen sie auf Pappeln, wilden Kastanien und andern Harz ausschwitzenden Bäumen. Bei ihrem Ausfluge nehmen sie auf alle ihre Bedürfnisse Rücksicht. Sie verbreiten sich über alle Pflanzen und Gewächse, die ihnen etwas Brauchbares liefern können. Sie durchsuchen vom ersten Frühjahre bis in den spätesten Herbst alle Blumen, die ihnen zugänglich sind und deren Staub und Honig sie nützen können. Das Vorwachs und den Blumenstaub tragen sie an den Schaufeln ihrer Hinterfüße (Höschen) ein, den Honig aber nehmen sie aus den Nectarien oder Honigbehältern der Blumen mit ihrem Rüssel auf und verschlucken ihn in ihren Honigmagen, aus welchem sie ihn hernach wieder durch eine Art Erbrechen in die Zellen gießen. Bei guter Tracht geben sie den Honig unverändert von sich, welcher daher auch so flüssig wie Wasser ist, in der Nacht aber und bei Regenwetter, wenn sie am Ausfluge verhindert sind, nehmen sie ihn wieder zu sich, um ihn einzudicken. Bei dieser Art Verdauung scheidet sich ein Theil davon und wird in dem zweiten Magen zu Wachs zubereitet, welches ihnen in ganz feinen Blättchen durch die Ringe des Hinterleibes schwitzt. Aus diesen Wachsblättchen, welche sie sich einander gegenseitig ablösen, erbauen sie ihre Zellen sowol zur Aufnahme der Brut als des Honigs. Bei diesem Geschäft sitzen sie dick über einander und formiren Ketten. So vielerlei Bienen es gibt, so vielerlei gibt es auch Zellen, die sich durch ihre Größe unterscheiden. Die Honig-Arbeitsbienen- und Drohnenzellen haben eine fast horizontale Richtung, die eichelförmigen Königinzellen aber hängen perpendiculär herab. Die Scheiben, welche aus lauter solchen an einander gebauten Zellen bestehen, werden Rosen, Raas, auch Waben, und wenn sie mit Eiern, Maden und überdeckelten Puppen (Brut) angefüllt sind, Bruttafeln genant. Diese Brut wird von ihnen mit der äußersten Sorgfalt gepflegt. Sie versorgen sie mit Futterbrei, den sie aus Honig, Blumenstaub, Wasser und Mistlache bereiten, überdeckeln sie wenn sich die Zeit ihrer Verwandlung nähert — und bebrüten sie mit ihrer natürlichen Wärme. — Zu ihren Arbeiten gehöret auch die Reinigung ihrer Stöcke von Unrath und todten Bienen, die sie mit vieler Geschicklichkeit hinausschaffen, und das Bewachen der Eingänge ihrer Wohnungen, damit sich kein Feind — Fliegen, Wespen und Raubbienen — einschleichen und ihnen ihren eingetragenen Vorrath rauben möge.

Schwärmen der Bienen. Die Bienen vermehren sich, wie alle Insekten, ausnehmend stark. Die Königin fängt bei milder Witterung schon im Februar ihre Eierlage an und fährt damit bis im September fort. Man rechnet, daß sie während dieser Zeit 40 bis 50,000 Eier lege. In dieser starken Vermehrung haben einige den Grund des Schwärmens gesucht, was aber wol mehr einem besondern Naturtriebe zugeschrieben werden muß. Dieses Schwärmen ereignet sich bei guter Tracht in den warmen Tagen des Mai, Junius und Julius. Je nachdem nun in einem Stocke mehre Königinnen erbrütet worden sind, je nachdem pflegt auch ein Stock mehremale zu schwärmen. Der erste Schwarm eines Stockes, mit welchem die alte Königin abzieht, heißt der Vorschwarm, die übrigen, deren 2, 3 und mehre folgen können, werden Nachschwärme genant. Es ist nicht rathsam, einen Stock mehr als ein-, höchstens zweimal schwärmen zu lassen, man muß es daher durchs Ausschneiden der Königinzellen, Zerstörung der Drohnenbrut und Vergrößerung der Bienenstöcke zu verhindern suchen. Ganz sichere Merkmale und Anzeigen des Schwärmens gibt es wenigstens bei Vorschwärmen nicht; bei Nachschwärmen aber verräth das Tüten der Königin, welches man besonders des Abends gleich einer Trompete sehr vernehmlich hören kann, den Abzug des Schwarms 1, 2 und 3 Tage vorher. Zuweilen geschieht es, daß frühzeitige Schwärme noch in dem nämlichen Jahre wieder einen Schwarm abstoßen. Solche Schwärme nent man Jungfernschwärme. Sie sind aber der Bienenzucht gar nicht ersprießlich. Die ausgezogenen Schwärme hängen sich in Klumpen an den Ast eines Baums, an niedrige Sträucher, in Hecken oder an andere Gegenstände, von welchen sie mit Vorsicht in eine Wohnung eingefaßt werden müssen.

Drohnenschlacht. Bald nach dem Schwärmen und mit Abnahme der Tracht werden die Drohnen als unnütze Fresser von den Arbeitsbienen abgetrieben, oder zu den Stöcken hinausgejagt. Diese Drohnenschlacht dauert mehre Tage hinter einander und ist als ein gutes Zeichen der Vollkommenheit eines Stockes anzusehen. Stöcke, die ihre Drohnen bis in den späten Herbst be-

Digitized by Google

halten, sind weisellos und gehen zuverlässig im Winter oder dem nächstfolgenden Frühlinge zu Grunde.

Lebensdauer und Krankheiten der Bienen. Das Leben der Bienen dauert höchstens ein Jahr, von den Königinnen aber hat man behauptet, daß sie ihre Lebenszeit auf 2 Jahre und darüber bringen könnten. — Die Bienen sind wie andere Thiere einigen Krankheiten unterworfen, doch sind ihrer bei weitem nicht so viele, als man in den meisten Bienenschriften angegeben findet. Im Grunde sind ihrer nur zwei, der Durchfall oder die Ruhr, und die Faulbrut oder die Bienenpest. Denn was die Hörnerkrankheit und Tollsucht betrifft, so besteht jene blos in dem Anhängen des klebrigen Blumenstaubes an den Fühlhörnern der Bienen, und die damit verbundene Trägheit der Bienen rührt von der dürftigen Tracht her, die Tollsucht oder Wuth aber scheint ihren Grund in dem Genuß schädlicher Dinge z. B. des Brantweins und anderer geistiger Säfte zu haben, die ihnen von boshaften Händen gereicht worden sind, und ist schnell vorübergehend. Die Ruhr hingegen stellt sich zu Anfange des Frühjahrs ein, und wird durch anhaltende Winter, strenge Kälte und langes Innesitzen veranlaßt. Die Bienen lassen dann ihren Unrath innerhalb des Stockes von sich, besudeln damit die Rosen und verursachen dadurch einen häßlichen Gestank, welcher das Uebel nur noch vermehrt. — Die Faulbrut, welche einige auch die Bienenpest nennen, äußert sich durch einen faulichten Geruch, die Brut stirbt ab und geht in Fäulniß über, der Stock wird schnell entvölkert und geht ganz zu Grunde. Die Ursache dieser Krankheit ist noch nicht mit Gewißheit entdeckt; es scheint aber der Genuß schädlicher Nahrung, verdorbenen, gesäuerten, auch wol mit Bierhefen vergifteten Honigs, den ersten Grund zu diesem äußerst gefährlichen Übel zu legen. Die Heilung derselben ist selten radical zu bewirken; denn selbst das Austreiben der Bienen in ganz neue Wohnungen hat nicht immer den gewünschten Erfolg gehabt. Alles, was der Bienenvater in Krankheitsfällen seiner Bienen thun kann, ist, daß er alles Schädliche entferne, die Stöcke mit Sorgfalt reinige, reinen, geseimten, mit ein wenig Muskatnuß und Sternanisthee versetzten Honig füttere, und die Stöcke gegen allzugroße Kälte schütze, bei allzugroßer Hitze aber luftig halte.

Ertrag der Bienenzucht. Man hat die Bienenzucht mit Recht die unerkante Goldgrube eines Stats genant; denn wenn sie mit Einsicht betrieben wird, übertrifft sie an Ertrag jeden andern Zweig der Landwirthschaft. Man rechnet nicht zu viel, wenn man behauptet, daß von einem guten Bienenstocke in einem mittelmäßig guten Bienenjahre 4, in einem recht guten aber 8 fl. gewonnen werden können. Hr. Ritter von Ehrenfels — Besitzer von 1000 Bienenstöcken — rechnet von 150 Bienenstöcken 1000 fl. reinen Gewinn. Wenn indessen andere den Ertrag nicht so hoch anschlagen, so sind doch alle Kenner derselben darin einig, daß die Bienenzucht mehr producire, als jeder andere Theil des ländlichen Gewerbes. In den ältesten Zeiten war sie daher auch vorzüglich geschätzt. In Baiern, Wirtemberg, Franken, Sachsen, Westphalen und Braunschweig wurde jährlich durch die Bienenzucht unglaublich viel gewonnen. Man bereitete aus dem Honig den Meth, der an Fürstenhöfen als das vorzüglichste Getränk an hohen Festtagen genossen ward, und das Wachs wurde — in Kerzen verwandelt — in Klöstern und Kirchen jährlich in Menge verbraucht. Und dennoch gewann Teutschland durch die Ausfuhr dieser Produkte jährlich noch eine bedeutende Summe baaren Geldes. In den neuern Zeiten ist aber dieser Zweig der Landwirthschaft sehr vernachlässigt worden. Baiern schickt jährlich mehr als 1 Million fl. für Honig und Wachs ins Ausland. Nur in Westphalen, den königl. hannöverschen Landen und der Ober-Lausitz kann die Bienenzucht noch bedeutend genant werden. In den hannöverschen Landen wird ihr jährlicher Ertrag zu 300,000 Thalern angeschlagen, in andern Ländern aber, wenn man allenfalls das Königreich Wirtemberg noch ausnimt, ist er unbedeutend.

Bienenstand. Wer die Gartenbienenzucht mit gedeihlichem Erfolge treiben will, muß sich dazu einen freien, trockenen Platz aussuchen, in dessen Nähe sich weder sehr befahrne Straßen, welche viel Staub erregen, noch Töpfer- oder Ziegel- und Backöfen, Brauhäuser und dergleichen Gebäude, welche viel Rauch verbreiten, befinden. Eben so wenig dürfen Getreide- Loh- und andere Mühlen, Eisenhämmer, Scheuern und andere Anstalten, welche den Boden erschüttern, in der Nähe seyn. Der Platz muß gegen Sturmwinde und Zugluft geschützt seyn, denn die Erfahrung lehrt, daß dadurch das Schwärmen oft verhindert wird. Große Flüsse, Teiche, Moräste in der Nachbarschaft, über welche die Bienen den Flug nehmen müssen, sind einem Bienenstande sehr nachtheilig, indem eine Menge Bienen in denselben umkommen, wenn sie bei ihrem Heimzuge von einem Winde überfallen werden. Dagegen begünstigen nahegelegene Wiesen, Gärten, Rübsenfelder, Lindenalleen ꝛc. die Anlage eines Bienenstandes ungemein. Hohe Bäume in der Nähe, sind gerade nicht vortheilhaft, weil sie das Einfassen der Schwärme beschwerlich und gefährlich machen, dagegen aber sind niedrige Bäume und Sträucher zu Anlegung der Schwärme sehr nützlich.

Bienenhaus. In Gegenden, wo man von Dieben nichts zu besorgen hat, ist ein großer Aufwand auf einen Bienenschauer oder ein Bienenhaus eben nicht nöthig, es ist genug, wenn die Stöcke vor dem Regen geschützt sind. In Niedersachsen und Westphalen setzt man die Stöcke auf ein Lager von Steinen, das man blos mit einer Rückwand und einem Obdach versiehet. In andern Gegenden aber muß man auf die größte Sicherheit bedacht seyn. Es ist daher die Errichtung eines Bienenhauses zur sicheren und bequemen Bienenzucht höchst nöthig. Bei Errichtung desselben hat man zuvörderst auf die Lage, und dann auf die innere Einrichtung zu sehen. Insgemein wird die Lage oder die Richtung der Vorderseite des Bienenhauses gegen Süd-Ost für die vortheilhafteste gehalten, weil da die Bienen frühzeitig zur Arbeit geweckt würden. Aus eben diesem Grunde haben andere die Fronte desselben gerade gegen Osten gerichtet, und behauptet, diese Lage gewähre noch den Vortheil, daß die Sonne nicht zu heftig auf die Stöcke wirke, und den Honiggeruch in den heißen Tagen des Sommers verbreite, wodurch Näscher und Raubbienen herbei-

Digitized by Google

gelockt würden. Dagegen haben wieder andere diese Lage darum verworfen, weil die, auf die Bienenstöcke streichenden Ostwinde nicht nur im Frühjahre beim Ausfluge der Bienen eine Menge derselben zu Grunde richteten, welche beladen zurückkämen und vor dem Bienenhause niedersänken und erstarrten, sondern auch das Schwärmen verhinderten. Sie gaben daher ihrem Bienenhause die Richtung gerade gegen Süden, und glaubten bei dieser Lage frühere und häufigere Schwärme zu bekommen. So wahr dieses letztere seyn mag, so ist doch nicht zu läugnen, daß das Anprallen der Mittagssonne die Hitze in den Stöcken dergestalt vermehrt, daß die Bienen nicht allein an der Arbeit gehindert werden, und Tage lang müßig vorliegen, sondern daß auch häufig der Bau in den Stöcken schmilzt und zusammenstürzt, welches hernach den völligen Untergang der Stöcke herbei führt. Endlich haben noch andere die Lage gegen Norden als die vorzüglichste empfohlen, weil da die Bienen nichts von der Sonnenhitze litten, nicht vor der Zeit zum Ausfluge gereizt würden, im Winter weniger zehrten und gesicherter vor den Raubbienen wären. Indessen haben Versuche gelehret, daß die Nordlage eben nicht vorzüglicher als die Ostlage sey und die erfahrensten Bienenwirthe haben immer noch am meisten ihre Rechnung bei der südöstlichen Lage gefunden. Gleichwol hat man sich vornämlich nach der örtlichen Beschaffenheit des Bienengartens zu richten, ohne bei der Wahl eine zu große Aengstlichkeit zu beweisen. Nur die Richtung gegen Westen ist ganz zu verwerfen, indem Winde und Schlagregen, welche so häufig aus dieser Gegend kommen, dem Bienenstande durchaus nachtheilig sind.

Die innere Einrichtung eines solchen Bienenhauses ist ganz einfach, und besteht in der Stellung einiger Säulen und Riegel, auf welche die Bienenstöcke gelegt werden. Es ist gleichgiltig, ob die Bienenstöcke in 2, 3 oder 4 Reihen über einander liegen, nur müssen sie in der gehörigen Entfernung, — bei Lagerstöcken 2½ Fuß, bei Magazinstöcken aber 5 Fuß von einander, und die untersten nicht weniger als 2 Fuß über dem Boden angebracht werden. Eine Hauptsache dabei ist die Tiefe, damit man sich mit Bequemlichkeit in denselben drehen und wenden, und alle Geschäfte ohne irgendwo anzustoßen, verrichten könne. Selten gewährt bei Lagerstöcken eine Tiefe von weniger als 14 rheinländischen Fuß hinreichende Bequemlichkeit. In Ansehung der Sicherheit ist es wolgethan, wenn man die innern Wände mit Bretern, welche durch Spunte oder Federn verbunden sind, mittelst langer Nägel verschlagen, die äußern Felder aber ausmauern läßt. Das Dach muß aus Ziegeln bestehen, welche in Kalk gelegt werden. Ein Vorsprung des Daches an der Fronte zu Abhaltung des Tropfenfalles, so wie einige Zuglöcher innerhalb des Hauses zu Erhaltung reiner kühler Luft in den heißen Sommertagen sind von wesentlichem Nutzen.

Bienenwohnungen. Die Wohnungen, in welche man die Bienen einquartiert, werden **Bienenstöcke**, und wenn sie aus Stroh und Weiden verfertiget worden, **Bienenkörbe** genant. Sie sind entweder liegend (Lager) oder stehend (Ständer) aus Holz oder aus Stroh verfertigt, einfach d. h. im Ganzen fortlaufend, oder zusammengesetzt.

1) **Stehende.** a) Die älteste Art der Bienenstöcke sind ohne Zweifel die **Klotzbeuten**. Sie sind aus einem Klotze gehauen, welcher ausgehöhlt, inwendig mit ein paar Kreuzstäben, in der Mitte aber mit einem Fluglloch, versehen, und hinten mit dem Zeidelbrete verschlossen wird. Sie sind äußerst unbequem, indem sie immer auf einer Stelle liegen bleiben müssen, und schwer zu transportiren sind. Man hat sie zwar in den neuern Zeiten zu verbessern gesucht, sie behalten aber immer etwas unbequemes, denn sie befördern, wie alle hölzerne Bienenwohnungen den Schimmel, die Rankmade und die Motten, b) die stehenden Bretterstöcke sind zwar etwas leichter, haben aber sonst alle übrigen Fehler mit jenen gemein. c) Die stehenden **Magazinkästen** bestehen aus kleinen breternen Kästen 1 Fuß rheinl. im Lichten und 6 Zoll Höhe; sie werden über einander gesetzt, so daß jedesmal, wenn die Bienen den untersten erfüllt haben, ein frischer untergesetzt wird; einige versehen sie hinten mit einer verdeckten Glasscheibe, um nachsehen zu können, wie weit die Bienen mit ihrem Bau gekommen sind. Sie sind bequemer als die Beuten, haben aber ebenfalls den Fehler, daß sie im Winter den Schimmel und Moder befördern. d) Die stehenden **Strohkörbe**, auch **Glocken** oder **Stülpstöcke** genant, werden aus Strohringen und Weidenruthen geflochten, 2 Fuß hoch und 1½ Fuß weit, insgemein oben gewölbt, oder aber auch mit einem flachen Deckel versehen. Die Bienenzucht, in solchen Körben betrieben, wird die eigentliche **Korbbienenzucht** genant. Diese Körbe sind leicht und lassen sich bequem behandeln, auch pflegen die Bienen in solchen Wohnungen gern zu schwärmen. e) Die theilbaren Strohkörbe, (Magazinkörbe) bestehen aus Strohkränzen, welche man wie die Magazinkästen über einander setzen kann. Die schicklichste Höhe ist 6 Zoll, und die Weite derselben 1 Fuß im Lichten oder mit den Strohringen 14 Zoll im Durchmesser.

2) **Liegende.** Die liegenden Stöcke oder Lager sind eben so verschieden, denn man hat a) breterne Lagerstöcke; sie kommen in allen mit den breternen Ständern überein. b) die breternen Lagermagazine bestehen aus einzelen Kästen, welche aneinander geschoben werden; sie lassen sich viel leichter behandeln, als die stehenden Magazinkästen. c) Die strohernen Lagerkörbe sind sehr zu empfehlen, man hat sie 1) walzenförmig von gleicher Weite, 2) kegelförmig, d. h. vorn am Flugloche enge, etwa 10 bis 12 Zoll im Lichten, hinten aber 1½ Fuß und darüber. Die Bienen halten sich in solchen Strohkörben ungemein gut, und sind außerordentlich fleißig. Man kann diese Stöcke nach Maßgabe der Umstände durch eingesetzte Blenden vergrößern und verkleinern. d) Die theilbaren Lagerkörbe sind in allem den theilbaren Ständermagazinen gleich. Alle Strohkränze müssen von gleicher Weite seyn, damit sie sich leicht an einander befestigen lassen. Sie lassen sich ungemein leicht behandeln; die Bienen gedeihen auch darin weit besser als in den breternen Magazinen, daher verdienen sie alle Empfehlung.

In Ansehung der Form finden noch eine Menge

Digitized by Google

Verschiedenheiten Statt, allein so sehr auch oft eine künstliche Bauart angerühmt wird, so gewährt sie doch selten die Vortheile, die man sich von ihr verspricht. Unstreitig sind die kegelförmigen strohernen Lager für den Honiggewinn, und die walzenförmigen Lagermagazine für die Vermehrung die besten, indem man sie nicht allein nach der Größe des Volkes einrichten, sondern auch mit Bequemlichkeit Schwärme darin fassen und Ableger davon machen kann. Überhaupt sind die Strohkörbe der Bienenzucht am meisten förderlich. Es erzeugt sich in ihnen weit seltener als in bretternen Stöcken Moder und Schimmel, und die Bienen wohnen darin weit gesunder.

Die Fluglöcher in den Bienenstöcken müssen übrigens so eingerichtet werden, daß man sie nach Beschaffenheit der Umstände erweitern und verengern, auch wo ganz verschließen kann.

Ankauf der Bienen. Zum Besitz der Bienen gelangt man insgemein durch den Ankauf. Dabei aber ist ungemein viel Vorsicht nöthig, wenn die erste Anlage nicht mißglücken soll. Viele machen den Anfang der Bienenzucht mit erkauften Schwärmen. Allein, da gute und zeitige Schwärme selten verkauft werden, und schwache die meiste Pflege und Sorgfalt erfodern, die ein Anfänger aus Mangel an Erfahrung nicht darauf verwenden kann; so ist es natürlich, daß die erste Anlage so häufig mißglückt. Es ist daher jedem Anfänger der Bienenzucht der Ankauf eines Schwarms gänzlich zu widerrathen. Am besten macht man den Anfang mit einigen alten Stöcken, deren Wohlstand aufs sorgfältigste beim Ankauf geprüft werden muß. Die Hauptsache, worauf hiebei alles ankomt, ist diese: die Stöcke müssen schwer, volkreich, mit einer Königin versehen und von reinlichem Baue seyn. Bei der Schwere ist hauptsächlich auf den innern Gehalt zu sehen. — Ein alter Korb darf im Herbste nicht unter 40 und im Frühjahre nicht unter 30 Pfund Schwere halten. Man muß sich hier freilich oft auf das Augenmaß verlassen, oder mit einem Honigvisir das Gewirke untersuchen. — Nächst der Schwere hat man auf die Volksmenge zu sehen, die sich durch einen starken, lebhaften Flug verräth. Bei kalter rauher Witterung erforscht man sie durchs Anklopfen oder Lufteinblasen in die Fluglöcher, worauf ein starkes, anhaltendes Brummen und ein Hervordringen des Volks erfolgt. Das Daseyn der Königin wird an dem raschen Fluge, und an der eingeschlagenen Brut erkant, worauf man die Stöcke untersuchen muß. Endlich verräth ein reinlicher Bau ein thätiges Volk von guter Art. — Die Zeit des Ankaufs richtet sich zwar nach der Gelegenheit, die beste aber bleibt immer das Frühjahr, denn da haben die Stöcke die Gefahren des Winters überstanden und sind in Absicht auf ihren Wohlstand leichter zu untersuchen, auch gehen beim Transport und Versetzen der Stöcke wenig oder gar keine Bienen verloren. — Unter einer Stunde Entfernung aber darf man keine Stöcke kaufen, weil sonst die Bienen alle auf ihren alten Standort zurückfliegen.

Transport der Bienen. Der Transport der Bienenstöcke kann nur im Herbst und zeitig im Frühjahre geschehen. Im Sommer lassen sich nur Schwärme ein oder etliche Tage nach dem Einfassen transportiren, bestandene Stöcke hingegen, welche in voller Arbeit und Vermehrung stehen, dürfen um diese Zeit nicht von ihrem Stande kommen, wenigstens ist dabei die äußerste Vorsicht nöthig, damit der Wabenbau, der von Brut und Honig schwer und zugleich zart und weich ist, nicht zusammenstürze, höchstens lassen sich da nur Glockenstöcke auf bessere Trachten transportiren, die man deswegen auf die Krone stellt. Im Herbst hingegen, wo der Rosenbau bereits Konsistenz erlangt hat, und die Brut ausgelaufen ist, wie auch im Frühjahre lassen sich die Stöcke ohne große Schwierigkeit transportiren. Man kann sich dazu einer Trage oder eines Reffs bedienen. Glockenstöcke und stehende Magazine werden verkehrt auf die Krone gesetzt und die Zwischenräume mit Stroh ausgefüllt, die obere Oeffnung aber mit einem Tuche von grober Leinwand verbunden. Lagerstöcken muß man das Flugloch mit einem durchlöcherten Bleche sorgfältig verwahren, denn Luft müssen die Bienen im Stocke haben, weil sie sonst ersticken, indem sie sich während des Transports erhitzen. Es gehören übrigens verständige Leute dazu, die vorsichtig bei diesem Geschäfte verfahren. Am besten geschieht der Transport in der Nacht, oder an einem trüben und rauhen Tage.

Frühlingsrevision. Die Geschäfte der Bienenzucht nehmen mit dem Eintritte, oder der Annäherung des Frühlings ihren Anfang. Sobald die Bienen ihren ersten Ausflug gehalten und sich gereiniget d. h. ihres während des Winters verhaltenen Unraths entlediget haben, und die Witterung milde und freundlich ist, so daß die Bienen nicht erstarren, muß man die Stöcke in den warmen Mittagsstunden öffnen, und alle todte Bienen, Schimmel, Moder und andern Unrath, der sich während des Winters angehäuft hat und Gestank verursacht, ausräumen und sich von dem Wohlstande oder den Gebrechen seiner Stöcke zu unterrichten suchen. Diese Gebrechen bestehen hauptsächlich in Volksschwäche, Mangel des Honigs und in der Weisellosigkeit. Da die Bienen schon im Februar, wenn anders keine strenge Kälte herrschet, Brut einsetzen, so kann man sich, wenn die Reinigung der Stöcke zu Anfang des März vorgenommen wird, vom Daseyn einer Königin durch die vorhandene Brut, von der Weisellosigkeit aber durch den Mangel derselben genügend überzeugen. Dieser letztern muß man sogleich abzuhelfen suchen. Ist Volksschwäche vorhanden, so läßt sich solcher in den ersten Tagen des Frühlings freilich nicht helfen, sondern man muß warten, bis sich einige Stöcke hinlänglich verstärkt haben, daß man sie mit den Volksschwachen versetzen oder verwechseln kann.

Füttern. Dem Nahrungsmangel wird durch Füttern abgeholfen. Zu dem Ende setzt man am Abend in flachen Tellerchen reinen geseimten Honig, den man mit ein wenig Wasser flüssig macht, und gut damit vermischt, unter, belegt ihn mit Holzspänen, Strohhalmen oder einem Stückchen Siebesboden, der enge genug gegittert ist, damit keine Biene ertrinke, und nimt die Geschirre am Morgen wieder weg. Ein guter Bienenwirth darf eigentlich nie Stöcke aufstellen, die der Nahrung wegen in Verlegenheit kommen und gefüttert werden müssen; Anfänger hingegen, welche Schwärme kaufen und gern zur Vermehrung kommen wollen, kann es wohl do-

Digitized by Google

gegnen, daß sie ihre Stöcke im Frühjahre füttern müssen. Wer gern zeitige Schwärme erzeugen will, thut wohl, seine Stöcke im Frühjahre, zur Zeit wenn die Eiche ihre Knospen entfaltet, alle Abende mit ein wenig Honig zu füttern. Die Volksmenge der Stöcke nimt dadurch zusehends zu, auch reizt das Füttern die Bienen zum Fleiße; nur muß man vorsichtig dabei seyn, damit nicht etwa Raubbienen angelockt werden. Das beste Futter ist reiner geseimter Honig, im Nothfalle kann man sich aber auch des Zuckers bedienen, den man in Wasser aufgelöst, untersetzt. Einige bedienen sich auch des Malzsyrups, allein wenn man reinen Honig haben kann, so sind alle Nothfütterungen zu verwerfen. Glockenstöcke und Ständermagazine, welche oben Öffnungen haben, daß man ein umgekehrtes Bierglas darauf stürzen kann, lassen sich so am leichtesten füttern, wenn man das Glas mit Honig füllt, solches mit einer dünnen Leinwand zubindet und umgestürzt auf die Öffnung stellet.

Die Weisellosigkeit entsteht entweder im Winter, wenn die Königin vor Altersschwäche stirbt, oder im Frühlinge und Sommer, wenn sie bei ihrem Ausfluge von Vögeln weggefangen wird, oder gegen den Herbst, wenn sich die Stöcke weisellos geschwärmt haben, oder die Königin durch allzustarke Eierlage entkräftet worden ist. Ein weiselloser Stock ist in der Arbeit verdrossen, setzt Drohnenbrut in Menge, und wehrt sich nicht gegen die Räuber. Wird die Weisellosigkeit zeitig entdeckt, so läßt sie sich durch ein Stückchen eingestiftete Brut, die man einem volkreichen Stocke nimt, leicht heilen; hat sie aber schon mehre Wochen gedauert, so ist dieses Mittel selten von Wirkung, und man thut besser, solche weisellose Stöcke mit andern zu vereinigen. Sobald sich die Bienen eine Königin angesetzt haben, fangen sie wieder an Muth zu bekommen und zu arbeiten, und am 13. oder 14ten Tage nach eingestifteter Brut ist die Königin fertig. Man kann sich aber auch, um die Weisellosigkeit zu heilen, Reservekönginnen in kleinen Kästchen, in welche man eine Brut- und Honigtafel einstiftet und eine verhältnißmäßige Menge Bienen dazu thut und einsperrt, in der Stube erziehen. Dieses leichte Mittel ist jedem Bienenwirth zu empfehlen.

Zeideln. Einige verbinden mit der Reinigung der Stöcke im Frühjahre auch das Beschneiden derselben, oder das Zeideln. Allein so lange darf man die Revision und Reinigung seiner Stöcke niemals anstehen lassen, indem das Zeideln weder zu früh noch zu spät geschehen darf; denn zeidelt man zu frühe, so macht man die Stöcke hohl und folglich kalt, da sie doch jetzt bei dem Einsetzen der Brut der Wärme gar sehr bedürfen, zeidelt man aber zu spät, so ist des frisch eingetragenen Honigs halber, welcher wie Wasser umherfließt, das Geschäft nicht nur weit mühsamer, sondern verursacht auch Verlust und die eingeschlagene Brut hindert solches. Die eigentliche Zeit dazu ist die Stachelbeer- oder Saalweidenblüthe. Bei Lagerstöcken ist diese Arbeit gar nicht mühsam, noch leichter ist sie bei Magazinen. In jenen treibt man die Bienen mit Rauch zurück und nimt das überflüssige leere Raas mit dem Bienenmesser hinweg, von den Honigtafeln schneidet man aber nur so viele heraus, als die Stöcke ohne ihren Schaden entbehren können, welches ein erfahrner Bienenvater zu beurtheilen wissen muß. Es ist besser, den Stöcken zu viel, als zu wenig Honig zu lassen, damit die Bienen bei späterhin eintretender rauher Witterung nicht etwa in Nahrungsmangel gerathen. Endlich verstutzt man auch unten das Gewürke und kehrt die Stöcke reinlich aus. — Ständermagazinen nimt man die mit leerem Raas erfüllten Untersätze und eben so viel Vorrath, als sie ohne Schaden entbehren können, Lagermagazinen aber werden die Ansätze vorn und hinten weggenommen und solchergestalt die Bienen, welche um diese Zeit der Brut halber Wärme bedürfen, enger zusammengebracht. Klotzbeuten und Ständer machen die meiste Mühe, so wie auch die Glokkenstöcke, die man umlegen und auf die Krone stellen muß. Bei diesem Geschäfte hat man zuvörderst darauf zu sehen, daß das innere Gebäude von Jahr zu Jahr erneuert werde, weshalb wechselsweise, die eine und die andere Hälfte und vornämlich das alte Raas herausgeschnitten werden muß, wenn es anders die eingeschlagene Brut erlaubt. Diese muß mit aller Sorgfalt geschont, und weder Eier noch Maden oder zugespündete Zellen dürfen hinweggenommen werden. Der Rauch leistet hiebei sehr gute Dienste, die hervordringenden Bienen zurück zu halten, welcher mittelst eines Blasebalgs, in welchem eine Rauchkapsel befindlich ist, bequem zwischen die Rosen geblasen wird. In Stöcken von kaltem Bau, d. h. solchen, in welchen die Rosen mit dem Flugloche in perpendikulärer Richtung angesetzt sind, lassen sich die Bienen am leichtesten zurückscheuchen, in Stöcken von warmen Bau aber, d. h. wo die Rosen mit dem Flugloche parallel laufen, sind sie hartnäckiger, weil sie sich da hinter jeder Tafel verbergen können.

Einige pflegen eine doppelte Ernte, im Herbst und Frühjahre, zu halten. Wenn man im Herbst blos die den Stöcken, wegen reicher Honigtracht, angehefteten Kästen hinwegnimt, so verdient dies keinen Tadel, denn die Bienen sitzen alsdenn im Winter wärmer, wer aber selbst in die Stöcke hineinschneidet und dadurch eine Leere in denselben macht, der thut den Stöcken Schaden, indem sie dadurch für den Winter kälter werden.

In einigen Gegenden, wo noch Korbbienenzucht getrieben wird, pflegt man im Herbst zu zeideln und zugleich die Bienen zu tödten. Man wählt hiezu die schwersten und leichtesten Stöcke, und setzt blos diejenigen zur Zucht zurück, welche gerade ihren Ausstand haben. Diese nent man Leibimmen. Sie müssen von 30—35 Pfund inneres Gut haben. Alle Stöcke, welche leichter oder schwerer sind, werden mit Schwefeldampf erstickt und ihr Vorrath zu Gute gemacht. Diese Grausamkeit läßt sich durchaus mit nichts rechtfertigen. Schwache Stöcke und solche, die ihren Ausstand nicht haben, können mit andern reichen Stöcken vereinigt werden. Auf solche Art gewint man ihr Gebäude und verstärkt mit ihrem Volke jene Stöcke, die hernach zeitige Schwärme liefern. Wer aber gute Stöcke tödtet, bringt sich zugleich um das Capital. Wenn man einen Stock gezeidelt hat, muß man ihn gleich wieder gegen Näscher und Raubbienen verwahren und sein Flugloch verengern.

Erhaltung des Bienenstandes. Nach dem Zeideln hat der Bienenwirth sein vorzüglichstes Augenmerk

Digitized by Google

darauf zu richten, daß die Stöcke in gutem Stande bleiben. Zu dem Ende muß er alles entfernen, was die Vermehrung des Volks hindern kann. Die Vögel, welche die Bienen im Fluge wegfangen z. B. Meisen, Rothschwänze, Sperlinge ꝛc. müssen aus der Gegend des Bienenstandes vertilgt oder verscheucht, alles Spinnengewebe in dem Bienenhause und in der Nähe desselben fleißig abgekehret, die Stöcke gegen Raubbienen verwahret und ihre Fluglöcher nur mit der Zunahme des Volks erweitert, den Glockenstöcken und Ständermagazinen die Standbreter oft verwechselt und die Lagerstöcke fleißig mit einem Gänseflügel ausgekehret und von Gemülle gereiniget werden, damit sich keine Maden darin erzeugen können. Vorzüglich muß man schwachen Stöcken aufzuhelfen suchen, welches im May durchs Verlegen mit volkreichen Stöcken sehr leicht geschehen kann. Der schwache Stock wird dann auf die Stelle des volkreichen und dieser auf die Stelle des Schwachen gelegt. In diesem Falle geht, wenn beide Abends vorher mit einerlei Witterung ausgeschminkt worden, alles ohne Kampf ab. Der reiche Stock verliert zwar etwas an Volke, welches der schwache bekomt, doch wird der Verlust nach einigen Tagen durch die auslaufende Brut wieder ersetzt, und er arbeitet wieder so fleißig wie vorher. Stöcke, welche weisellos gewesen sind, und eine noch unbefruchtete Königin haben, lassen sich nicht verlegen, es entsteht Kampf und die junge Königin wird gemeiniglich umgebracht. Diesen Fall muß man also vermeiden, daher man auch niemals Nachschwärme verlegen darf.

Künstliche Schwärme. Ableger. Ist der Frühling warm, und die Witterung während der Baumblüthe günstig; so nimt die Volksmenge zusehends zu, und man kann schon gegen den Ausgang des Aprils, oder wenigstens im dem Mai an die Vermehrung durch Ableger oder künstliche Schwärme denken. Die Hauptsache dieser nützlichen Kunst beruht darauf, daß man eine mit dreierlei Brut (Eier, Maden und zugespündete Nymphen) versehene Tafel mit einigen Honigtafeln in einen leeren Korb befestiget, welchen man mit einer hinreichenden Menge Bienen anfüllt. Diese erbrüten sich aus der ihnen zugegebenen Brut innerhalb 14 Tagen eine Königin. — Es ist leicht einzusehen, daß sich dieses Geschäft auf mancherlei Weise verändern läßt. Man kann sich nämlich zuvor Königinnen in eigenen Brutkästchen von einer mäßigen Quantität Bienen erbrüten lassen und diese hernach in Stöcke translociren, denen man durchs Versetzen Volk verschaft; oder man kann starke Stöcke — besonders Glokkenstöcke — austrommeln, so daß der größte Theil des Volks mit der Königin in einen leeren Stock einzieht, welchen man hernach auf einen neuen Platz stellt. Der alte Stock, auf welchen eine Menge Bienen zurückkehren, erbrütet sich aus der vorhandenen Brut eine neue Königin; oder man kann Ständer- und Lagermagazine theilen, und so den der Königin beraubten Theil nöthigen, sich eine neue Königin zu erbrüten. Diese letztern Ableger sind am leichtesten zu machen, und mislathen fast nie. Am geschwindesten gehet dieses Geschäft mit Ständermagazinen von Statten. Man gibt nämlich diesen einen leeren Aufsatz, treibt hernach die Bienen nebst der Königin von unten durch Rauch in die Höhe und schneidet den unmittelbar unter dem aufgesetzten leeren Aufsatze befindlichen Kasten oder Kranz, welcher gemeiniglich ganz mit Honig angefüllt ist, ab, und diese beiden Aufsätze bilden nun einen Stock; die andere Hälfte des Magazins aber, welche alle Brut behält und sich eine neue Königin erbrüten muß, bildet einen zweiten Stock. Dieser behält seinen alten Platz und bleibt der stärkste, jener aber wird auf einen andern Platz gestellt, und pflegt daher, weil er wieder viel von seinem mitgenommenen Volke verliert, welches auf seinen alten Platz zurückkehrt, einige Tage gar nicht zu fliegen. Sollte er indessen zu viel Volk verloren haben, so kann man ihn leicht durchs Versetzen wieder verstärken. Auf eben diese Art lassen sich auch die Ableger von Lagermagazinen machen. — Solche Ableger sind weit höher zu schätzen als natürliche Schwärme; denn da sie zeitig gemacht werden können, so werden sie weit stärker und tragen nicht allein ihren Ausstand ein, sondern sind auch im Frühlinge zu zeideln; nur muß man zu verhüten suchen, daß sie nicht schwärmen, welches nicht selten geschieht; in diesem Falle aber ihnen den Schwarm, nach ausgefangener Königin zurückgeben. Überhaupt aber darf man die Ableger nicht früher machen, als bis sich die Stöcke recht verstärkt haben und volle Nahrung auf dem Felde ist, und eben so wenig darf man dieses Geschäft über den 10ten Junius hinaus verschieben. Es versteht sich übrigens von selbst, daß es nur an heitern und warmen Tagen vorgenommen werden darf.

Einfassen natürlicher Schwärme. Die Zeit des natürlichen Schwärmens tritt — wenn anders die Witterung günstig ist — zu Ende des Maimonats ein. Der Bienenwirth muß daher das Schwarmgeräthe, leer gereinigte Stöcke, eine Handspritze, wollene Handschuhe, eine Leiter, die Rauchkapsel mit dem Blasebalge, eine kleine Bank, einige Stricke, einen Gänsefittig und einen Sprengwedel in Bereitschaft setzen, und seinen Bienenstand von früh 11 bis Nachmittags 3 Uhr in steter Aufsicht halten. Sobald nun das Schwärmen seinen Anfang nimt, beobachte man den schwarmenden Stock mit aller Aufmerksamkeit, um zu sehen ob die Königin auch abzieht, und nicht etwa vor dem Bienenhause niederfällt, in welchem Falle man sie gleich aufheben und zu den herumschwärmenden Bienen tragen muß, und lasse indessen die Bienen sich in der Luft herumtummeln. Hat diese Bewegung einige Zeit gedauert und befindet sich die Königin unter ihnen, so werden sie sich bald anlegen, weil sie müde werden, denn das mitgenommene Honig macht sie schwer. Sollte indessen der Tumult zu lang anhalten, oder sollten sie sogar Miene machen durchzugehen, so thut man wol, wenn man mit der Handspritze einigemal kräftig über sie spritzt, so daß das Wasser gleich einem Regen von oben über sie herabfällt. Wenn sie sich nun angelegt haben, so suche man ihnen, im Fall sie von der Sonne beschienen werden, Schatten zu machen, und nehme sich zu dem Einfassen Zeit. An niedrigen Sträuchern und Bäumen macht dies Geschäft wenig Mühe: entweder man schüttelt sie in den mit ein wenig Honig ausgeschminkten Stock, oder hängt diesen geöffnet über den angelegten Schwarm, oder bringt diesen dem Stock ganz nahe, und schöpft einige Löffel voll

Digitized by Google

Bienen hinein, da denn die übrigen gemeiniglich von elbſt nachfolgen und ſich in den Stock ziehen, oder man ſchneidet den Aſt, woran der Schwarm hängt, ab und legt ſolchen in den Stock. Die Fälle ſind freilich außerordentlich verſchieden. Man muß ſich daher beim Einfaſſen nach den Umſtänden richten und überlegen, ob man die Bienen mit einem naſſen Gänſefittig in den Korb kehren, oder darein ſchütteln, oder gar Rauch anwenden müſſe. Dies Letztere macht ſich nöthig, wenn ſich der Schwarm in eine Hecke oder einen Zaun gelegt hat. Man ſtürzt ſodann den geöffneten Korb darüber und treibt die Bienen gemach mit Rauch hinein. Eben dies iſt auch der Fall, wenn ſie ſich in hohle Bäume gezogen haben, aus denen ſie ungemein ſchwer zu bringen ſind. Hat ſich ein Schwarm an ſehr hohe Bäume gelegt, ſo thut man beſſer ihn abzuſchütteln und zu nöthigen ſich anderswo anzulegen, als daß man ſich der Gefahr ausſetzt den Hals oder ein Glied zu brechen, nur muß man dann tüchtig unter ſie ſpritzen, damit ſie nicht etwa durchgehen.

Sobald der Schwarm gefaßt iſt, macht man den Stock zu — oder legt, wenn es eine Glocke iſt, das Standbret darüber, kehrt ihn behutſam um — ſetzt ihn auf eine Bank, öffnet das Flugloch und läßt die umherſchwärmenden Bienen ſich dazu ſammeln. Haben ſich nun alle Bienen in den Stock gezogen, ſo ſetzt man dieſen ſogleich an ſeinen Standort. Oft ſchwärmen 2 Stöcke auf einmal und die Schwärme ziehen ſich zuſammen. Ein ſolches Ereigniß iſt keineswegs für einen Unfall zu achten, denn ſolche vereinigte Schwärme, wenn ſie zuſammen eingefaßt worden ſind und beiſammen bleiben, haben einen großen Werth. Man kann ſie aber auch beim Einfaſſen trennen, denn gemeiniglich hängen ſie in 2 traubenförmigen Klumpen, deren jeden man in einen eigenen Korb faßt. Allein nicht immer bleiben zuſammengezogene und zuſammengefaßte Schwärme beiſammen, ſondern ziehen gern am folgenden Tage wieder aus. Dies pflegen inſonderheit auch Nachſchwärme zu thun, bei welchen ſich gemeiniglich mehr als eine Königin befindet, und ergreifen dann häufig die Flucht. Im Fall ſich nun dieſes ereignet, ſo muß man — um das fernere Ausziehen zu wehren, — die Bienen unter häufigem Beſprengen mit Waſſer in ein Sieb ſchlagen, die Königinnen herausſuchen, und eine davon, in einem Weiſelgefängniß (Weiſelkloben) geſperrt, dem Schwarme zuſetzen. Nach einigen Tagen gibt man ihr die Freiheit wieder.

Auf die eingefaßten Schwärme muß der Bienenvater ein ſorgſames Auge richten, denn nicht ſelten werden ſie — hauptſächlich die Nachſchwärme, weil die Königinnen, welche der Befruchtung halber ausfliegen, von einem Vogel weggefangen werden, oder ſich bei ihrer Rückkehr in einen fremden Stock verirren — weiſellos. Mit Reſervekönigginnen, die man ſolchen verwaiſten Stöcken in einem Weiſelgefängniſſe zuſetzt, kann jedoch der Mangel, wenn man ihn gleich entdeckt, leicht abgeholfen werden.

Die Schwarmzeit iſt ohne Zweifel diejenige, die dem Bienenwirth am meiſten zu ſchaffen macht, indeſſen dauert ſie doch nur bis zu Ende des Junius. Im Julius darf man eigentlich gar keine Schwärme mehr annehmen, weil ſie ſelten ihren Ausſtand bringen.

Erweiterung der Bienenwohnungen. Vor, während und nach der Schwarmzeit muß man bei guter Tracht diejenigen Stöcke, welche ihren Raum erfüllt haben, durch An- oder Unterſätze erweitern, um das ſchädliche Vorliegen und Drohnenzeugen zu verhüten. Man darf dies jedoch nicht zu früh thun, weil die Erweiterung der Stöcke gern das Schwärmen hindert, wiewol ſich nicht alle daran kehren.

Nach der Schwarmzeit hat der Bienenvater ſorgfältigſt zu beobachten, ob auch ſeine Stöcke alle die Drohnen abtreiben; denn Stöcke, welche im October und noch ſpäter ihre Drohnen behalten, haben irgend einen Fehler, ſie ſind weiſellos, oder haben eine unfruchtbare Königin. So wie die Trachten nun abnehmen und der Herbſt ſich nähert, muß man die Fluglöcher der Bienenſtöcke verengern, damit keine Raubbienen eindringen können.

Raubbienen. Vom Frühjahre bis zum Spätherbſt finden ſich bei den Stöcken fremde Bienen ein, welche einen ſchwirrenden Ton von ſich geben, und ſich vom fremden Gute zu nähren ſuchen. So lange ſie nur einzeln kommen, pflegt man ſie Näſcher zu nennen, vermehrt ſich aber ihre Zahl, ſo gibt man ihnen mit Recht den Namen Raubbienen. Sie zeichnen ſich insgemein durch eine ſchwarze Farbe aus, und werden von geſunden Stöcken abgebiſſen. Es entſteht dann ein Kampf, wobei viele erwürgt werden. Zuerſt machen ſie ſich an die reichſten Stöcke, weil ſie durch den Honiggeruch angelockt werden; finden ſie aber hier hartnäckigen Widerſtand, dann fallen ſie die ſchwächern und weiſelloſen an, die ſie bald überwältigen, ihnen ihren ganzen Vorrath rauben und das Volk nöthigen, mit ihnen davon zu ziehen. Jede Biene kann zur Raubbiene werden, wenn ſie Gelegenheit dazu findet, und immer iſt der Bienenvater, deſſen Stöcke beraubt werden, ſelbſt an dem Raube Schuld. Wer ſeine Stöcke nicht gehörig verwahrt, ihre Fluglöcher nicht verkleinert, wenn die Trachten mager und das Volk ſchwach ſind, am Tage füttert, Honig auf dem Bienenſtande verzettelt und hauptſächlich weiſelloſe Stöcke ſtehen läßt; der darf ſich gar nicht wundern, wenn ſein Bienenſtand von Raubbienen heimgeſucht wird. — Im Fall nun ein Stock von Raubbienen angefallen wird, muß man alle Öffnungen deſſelben verſchmieren, ihm das Flugloch ſo ſehr als möglich verengern und eine Blende darüber anbringen, damit die Räuber das Flugloch nicht ſehen können. Dieſes Mittel iſt im Anfange des Raubes, wenn anders der Stock nicht gar zu ſchwach an Volke iſt, ſchon hinreichend, der Räuberei zu ſteuern. Sollte es indeſſen ſeine Wirkung verſagen, ſo muß man den beraubten Stock mit einem Luftbleche ganz und gar verſchließen und ihn einige Tage nicht fliegen laſſen, oder gar von dem Stande wegnehmen und ſich mit dem Beſitzer des Räubers vereinigen, daß dieſer denſelben entweder ebenfalls wechſelsweis einige Tage verſchließe, oder — welches noch wirkſamer iſt — den Räuber mit dem Beraubten verwechsle. Wäre er aber unbillig, ſo bleibt weiter nichts übrig, als daß man ihm die Räuber abfängt. Zu dem Ende ſetzt man einen leeren Stock an die Stelle des beraubten, in deſſen Flugloch eine Röhre an-

Digitized by Google

gebracht wird, welche gekrümt innerhalb des Stockes aufwärts geht, und so enge zuläuft, daß nur eine Biene in den Stock kommen kann. Die Räuber finden nun zwar den Eingang, aber den Ausgang nicht wieder, und müssen in dem Stocke bleiben. Man kann sie dann — wenn die Räuberei im Frühjahre geschiehet — zu einem Ableger benutzen. Stöcke, die das Rauben gelernt haben, sind gewöhnlich sehr stark, man kann sie daher vom Raube nicht besser entwöhnen, als wenn man sie mit volkschwachen Stöcken verwechselt, oder Ableger von ihnen macht.

Weiden der Bienen. In einigen Gegenden, besonders solchen, wo die Korbbienenzucht getrieben wird, pflegt man die Bienen auf reichere Triften zu verführen, z. B. im Frühjahre auf die Heidelbeere, Rübsen und Buchweizenblüthe, und im Herbst auf die Haide. Die Erfahrung bezeuget auch den großen Nutzen dieser Sitte. Wer daher in mäßiger Entfernung von seinem Wohnorte Gelegenheit hat, seine Bienen zu weiden, der lasse sich die Mühe und wenige Kosten nicht verdrießen, diesen Vortheil zu benutzen. Lagerstöcke eignen sich freilich weniger zum Verführen, man muß sich daher nach seiner Gegend richten und die Bienenzucht nicht nach einerlei Form treiben. Der Transport der Glockenstöcke geschiehet auf Wagen, auf welchen man sie verkehrt auf die Krone stellet, die Öffnung mit dünner Leinwand zubindet und sie mit vielem Stroh umlegt, damit sie keine heftige Erschütterung erleiden. Es versteht sich von selbst, daß der Wagen mit aller Vorsicht gefahren werden muß. Auf der Weidestelle werden sie einem Aufseher gegen einen gesetzten Zins übergeben.

Herbstrevision. Mit dem Eintritt des Herbstes muß der Bienenwirth eine abermalige Revision seiner Stöcke vornehmen, um zu erfahren, welche ihren Ausstand haben und in den Winter genommen werden können, welche eine Aussteuer bedürfen, und welche abgestoßen werden müssen. Die Wage entscheidet hier freilich am sichersten. Ein Ausständer muß nicht unter 30 bis 40 Pfund inneres Gut haben. Dies gibt den Maßstab für diejenigen, welche man aussteuern muß. Diese Aussteuer geschihet entweder durch Füttern mit reinem geseimten Honig, oder durch Einsetzung einiger Honigtafeln, oder durch unter- und angesetzte Honigkränze. Diese letztere Methode ist unstreitig die leichteste und bequemste. Alle weisellosen und dürftigen Stöcke, welche nicht 24 Pf. inneres Gut haben, werden abgestoßen, d. h. man vereinigt das Volk mit reichen Stöcken und bemächtigt sich seines Gebäudes.

Vereinigung (Copulation.) Die Vereinigung zweier Bienenvölker muß am Abend, entweder mittelst des Austrommelns oder mit Rauch geschehen. Man setzt nämlich den Korb, aus welchem man die Bienen treiben will, verkehrt, öffnet ihn und stellt den andern mit seiner Oeffnung darüber; hierauf trommelt man mit den Fingern oder mit Weidenruthen etwa ½ Stunde lang an dem untern Korbe, oder bläst von unten Rauch hinein, da sich denn das Volk sämtlich in den obern Korb begibt, mit dem andern Volk vereinigt und eine von beiden Königinnen abstößt. Am Morgen setzt man den Stock mit dem vereinigten Volke wieder an seine Stelle. Im Frühjahre geschieht diese Vereinigung auf dieselbe Art. Auch Schwärme lassen sich so vereinigen, und dies ist besonders nöthig, wenn die Schwärme schwach sind. Nur lassen sich Schwärme, die an einem Tage gefallen sind, niemals mit einander vereinigen, vielmehr muß der Schwarm, mit welchem ein anderer vereinigt werden soll, schon ein paar Tage alt seyn, und sich angebauet haben. Es kann solches aber folgendermaßen geschehen: der zu vereinigende Schwarm wird in einen leeren, unbespilten Korb gefaßt, am Abend setzt man ihn neben den, mit welchem er vereinigt werden soll auf ein Tuch, legt ein Paar Stücken Holz darunter, damit er hohl stehe, und thut mit der Faust ein Paar tüchtige Schläge auf die Krone desselben. Hievon stürzt der ganze Schwarm aufs Tuch herab. Nun hebt man den Korb schnell auf, und setzt den andern über die Bienen auf die Hölzer, da sich denn das ganze Volk mit Brausen in den Korb ziehet. Solche kopulirte Schwärme bringen gemeiniglich ihren Ausstand.

Einwinterung. Jemehr sich der Winter nähert, desto mehr muß der Bienenwirth dafür sorgen, daß die Stöcke auf ihrem Stande vor Kälte und Schaden hinreichend gesichert sind. Er muß daher die Stöcke rings umher sorgfältig verwahren und die Fluglöcher mit Blechen verschließen, die mit so engen Öffnungen versehen sind, daß sie wol Bienen aus- und eingehen, aber durchaus keine Maus eindringen lassen. In dem Bienenhause muß er Fallen zum Wegfangen dieses Ungeziefers stellen und überhaupt alles entfernen, was Unruhe erregen könte. Einige pflegen ihre Stöcke während des Winters in Gewölbe oder dunkle Kammern zu stellen, oder in Siede, Spreu oder Getreide zu vergraben; es ist dies aber schlechterdings zu widerrathen. Gute volkreiche Stöcke überstehen auch strenge Winter im Bienenhause und halten sich da besser als an dumpfigen Orten, welche nur Gelegenheit zur Entstehung des Schimmels geben. Wäre indessen die Kälte zu enorm, so kann man allenfalls die Stöcke mit Säcken oder Heu belegen. Außerdem aber muß man fleißig nachsehen, daß die Fluglöcher nicht vom Schnee oder dem hervordringenden Brodem, welcher zu Eis gefriert, verschlossen werden, damit die Bienen nicht aus Mangel der Luft ersticken *). (*D. Putsche.*)

Biene, Bienenzucht. Die Bienen, deren Zucht (Zeideln genant) schon früh in Teutschland betrieben und durch harte Strafgesetze geschützt war [1]), wurden schon im alten Rechte ein Gegenstand von Rechtsstreitigkeiten, insofern es darauf ankam, wie weit der Eigenthümer eines Bienenschwarms ihn verfolgen könne; von den älteren Gesetzen enthalten die ausführlichsten Bestimmungen die baiuwarischen [2]). Der Versuch des Wiedereinfangens war dem Eigenthümer erlaubt; was der Zufall dem Nachbar gab, bei dem Versuche, wurde ihm gelassen. Im Mittelalter war die Rechtsansicht nicht gleichförmig; während das magdeburgische Weichbild [3]) (welchem noch

*) Vergl. Honig und Wachs.

1) Leges Sal. tit. 9. leg. Saxon. tit. IV. §. 2, 3. leg. Wisigothor lib. VIII. tit. 6. §. 1—3. 2) Leg. Baiowar. tit. XXI. §. 8. Den Versuch einer Erklärung in Anton's Geschichte der Landwirthschaft. 1. Thl. S. 166. 3) Art. 119. 120.

Digitized by Google

das geltende sächsische Recht folgt [4]) die Biene als wilden Wurm betrachtet, daher das Eigenthum demjenigen zuspricht, auf dessen Grund und Boden der Schwarm sich gelagert hat, haben die südteutschen Rechte [5]) die entgegengesetzte, mehr dem baiuvarischen Gesetze sich nähernde Ansicht, welche das Verfolgungsrecht dem Eigenthümer gestattet, während altnordische Gesetze [6]) dem Finder eines Bienenschwarms wenigstens immer einen Theil zusprechen, andere Gesetze [7]) dagegen Rücksicht nehmen, ob sich der Schwarm im Unterholze oder in den höheren Waldbäumen gelagert hat, und westphälische Gesetze das Verfolgungsrecht dem Eigenthümer [8]) nur so weit geben, als sein Hammerwurf geht. Außer dem Verfolgungsrechte können noch im Bienenrechte Streitigkeiten vorkommen, 1) über das Recht einer Person eine Bienenstelle anzulegen. Ungeachtet diese Anlegung als res meraе facultatis jedem zustehen muß, wenn nur nicht polizeiliche Rücksichten dagegen sind (z. B. wenn jemand in einer volkreichen besuchten Straße Bienenstellen anlegen wollte) [9]) so enthalten doch alte Rechtsbücher und Gewohnheitssamlungen darüber, z. B. das Vitzemühlenrecht [10]), merkwürdige Beschränkungen, so daß z. B. keine neue Bienenstelle anders als in der Entfernung von 2440 Schritten von der alten angelegt werden darf; in den Amtsvogteien Bedenbostel und Bergen besteht die interessante Observanz (gewiß mit der Bedeutung, daß nicht Willkür der Menschen, sondern das Schicksal, auf dessen Einwirkung man rechnete, entscheiden sollte), daß der Imker neben die alte Bienenstelle trete, mit der linken Hand sein rechtes Ohr ergreife, mit der rechten rücklings unter dem linken Arm weg seinen Honiglöffel werfe, worauf die Immenstelle da angelegt werden darf, wo der Löffel nach 3maligem Werfen von einem Ort des Niederfallens zum andern niedergefallen ist [11]). 2) Auf fremden Grund und Boden kann der Eigenthümer des Bodens Erlaubniß zur Anlegung der Bienenstelle geben, ohne daß die Hütungsberechtigten oder andere Imker, welche schon Bienenstellen haben, ein Verbietungsrecht ausüben können, wenn sie nicht ein solches Recht speciell erworben haben [12]). 3) Bestritten ist, ob gegen den Herrn der Heer- oder Raubbienen der Eigenthümer der beraubten Bienen auf Schadenersatz klagen kann, was am richtigsten geläugnet werden muß [13]), weil nach Erfahrungen und Beobachtungen der Bienenkenner immer der letztere selbst Schuld an der Beraubung seiner Bienen trägt, so daß ihm vom Beklagten die exceptio propriae culpae entgegengesetzt werden kann [14]). (*Mittermaier.*)

4) Haubold das sächs. Privatr. §. 407. 5) Schwabenspiegel Kap. 374. Rechtbuch Ruprechts v. Freisingen. Art. 122—123. 6) Leges terrae Scaniae bei *Westphalen* monum. Vol. IV. p. 2075. Jutisch Lowbuch III. 40. 7) Neumünsterische Kirchspielsgebräuche bei Dreyer Abh. II. Thl. §. 1100. 8) S. Westphäl. Beitr. zum Nutzen und Vergnügen 1773. St. 34. 42. 9) S. auch Hagemann pralt. Erörterungen VI. Thl. §. 53. 10) S. abgedruckt in Hinbder zum br. lüneburg. Staats- und Privatr. 1. Th. Art. 3. und *Maseov* notit. jur. et judic. Luneb. im Anhang. 11) S. vaterländisches Archiv oder Beitr. zur allseitigen Kentniß v. Hannover, herausg. von Spiel. 3. Bd. 1. Heft. §. 113. 12) Hagemann Landwirthschafter. §. 542. 13) S. Kaiser Korbbienenzucht §. 24. Runde teutsches Privatr. §. 254. 14) S. die Schriften über Bienenrecht in Mittermaiers Lehrbuch des teutschen Privatrechts §. 216.

Biene, die (in der Astronomie), südlich vom Kreuz, daselbst an einem kleinen Trapezium von 4 Sternen 4ter Gr. kentlich. Sie gehört schon zu den ältern Sternbildern des südlichen Himmels, und begreift einen Raum zwischen dem 180ten und 210ten Grade der ger. Aufst. und zwischen dem 63ten und 75ten Gr. der südl. Abweichung; Bode's Catalog hat in diesem Sternbilde 34 Sterne. (*Fritsch.*)

BIENEN, ein clevisches Dorf am rechten Ufer des Niederrheins bei Rees und 2 St. von Emmerich, soll seinen Namen haben von den, daselbst gefundenen Beinen (Gebeinen) oder Knochen der Römer, die in der Varus-Schlacht blieben. Teschenmacher in seinen clevischen Annalen führt zwar die Meinung an, daß zur Zeit des 8. bis 10. Jahrh. in diesen sumpfigen Gegenden Mörder und Diebe sich aufgehalten und alle Reisende ermordet hätten, und dies scheint noch bestätigt zu werden durch folgende, in einen Stein an der Bienenschen Kirche eingegrabene Knittelverse:

Olim sunt ossa Beenhorst occisaque fossa:
Nam tunc pravorum fuerat spelunca latronum.
Sic sumpsit nomen ex ossibus his sibi Beenen.
Anno nongento Beenen dedicasse memento
Ecclesiam festo Lamberti, Rex memor esto.

Allein die Zahl der Knochen ist zu groß und die dabei gefundenen römischen Denkmäler, z. B. Sarkophagen, Waffen, Münzen, Vasen, Trinkgeschirre u. s., sind für die Meinung, daß diese Knochen durch die Niederlage dahin gekommen, die Quintilius Varus im 762 J. nach Erb. Roms, und im ersten Jahr nach Christi Geburt erlitt. — Der röm. Feldherr und Consul war unter Augustus Statthalter dieser Provinz, wohnte zu Xanten, zog mit 3 Legionen und zahllosen Hilfstruppen über den Rhein, und lagerte sich bei Duisburg, wo ihn der teutsche Fürst Herman angriff. Varus, vor dem noch zuvor ganz Syrien gezittert hatte, wurde gänzlich geschlagen. Die Teutschen eroberten zwei Adler, den dritten verbarg der Fähnrich zerrissen im Morast; die Teutschen machten alles nieder, hieben einigen Hände und Füße ab, und warfen sie in die Moräste. Die Römer wurden so niedergeschlagen, daß kein Soldat mehr nach dem Rhein ziehen wollte. August mußte Zwang gebrauchen, um eine Armee gegen die Teutschen zu sammeln. Über die Lage des Schlachtfeldes hat man lange gestritten und streitet noch. Einige finden sie bei Detmold, andere bei Paderborn, andere bei Lippstadt, andere bei Duisburg am Rhein. Sie haben alle Recht, denn die Schlacht dehnte sich aus von der Weser bis an den Rhein, gerade wie die Schlacht von Austerlitz, Jena, Waterloo u. s. w. Überall Blutbad. Tacitus, der zu Xanten wohnte, sagt: die Schlacht sey vorgefallen bei der Lippe, nicht weit vom Duisburger Wald. Stadius setzt sie zwischen der Lippe und dem Rhein und der Ruhr. Daß dieses Blutbad im Clevischen Statt gehabt, beweist ein bei Xanten gefundenes Monument, das jetzt in das Alterthumskabinet nach Bonn gebracht ist. Teschenmacher hat es abgebildet in der Ausgabe von 1721 p. 59. Es stellt einen mit Lorbeeren gekrönten Helden vor, der in der

Digitized by Google

rechten Hand einen Kommandostab hat; neben ihm stehen zwei Brustbilder, wovon das eine an der rechten Seite die Aufschrift führt:

M. CAELIVS
M. L.
PRIVATUS.

Das andere an der linken Seite hat folgende Unterschrift:

M. CAELIUS
M. L.
THIMIANVS.

Wassenbach, nach Dithmar, hält Privatus und Thimianus für Freigelassene, die mit ihren Herren in der varischen Niederlage blieben.

Unter dem großen Brustbilde steht folgende Inschrift:

M. CAELIO T. F. LEM. BoNo... LEG. XIIX. ANN. LIII... CIDIT. BELLO VARIANO OSSA... INFERRE. LICEBIT. P. CAELIVS. T. F. LEM. FRATER. FECIT.

Menso Alting und andere Paläographen lesen diese Grabschrift also: Marco Caelio Titi filio Lemonia (tribus) bono nomine primo et legato legionis duodevigesimae annorum quinquaginta trium: cecidit bello Variano. Ossa inferre licebit. Publius Caelius Titi filius lemonia (tribus) frater fecit. Der Jurist Wassenbach behauptet in seiner 1698 herausgegebenen Dissertation ganz richtig: Teschenmacher habe das Wort BoNo irrig als Epitheton zu dem Centurio gezogen, indem auf keinem einzigen öffentlichen Monument den Centurionen das Prädicat Bonus beigelegt werde; es erhelle vielmehr aus dem Caesar Malvasia, der die Marmora Felsinea oder Bononiensia beschrieben, daß die Familie der Caelius zu Bononien sehr berühmt gewesen sey. Caelius war also auch nicht Legat der 18ten Legion wie die rheinischen Blätter behaupten, sondern er war Centurio, Hauptmann der 18ten Legion.

Als Varus der Gewalt der Feinde nicht widerstehen konte, flüchtete er des Nachts mit der Reiterei, nicht, wie Hopp meint, nach Paderborn, sondern wie Dio Kassius L. 56 sagt, längs des Rheins herunter. Vellejus Paterculus, ein fast gleichzeitiger Geschichtschreiber, sagt bestimt: Volumnius, Adjutant des Varus, habe die Infanterie im Stich gelassen, und sey mit der Kavallerie längs des Rheins geflüchtet, in der Absicht, um die Brücke, die zwischen Rees und Emmerich über den Rhein lag, zu erreichen. Hier wurden sie durch Asprenas, der an der linken Rheinseite ein kleines Korps commandirte und jetzt zu Hilfe eilte, verstärkt. Dies geschah an dem Orte, wo jetzt Bienen, Millingen, Praast und Bresselt liegt. Der Kampf begann nun aufs neue; die Teutschen erhielten ebenfalls Verstärkung. Der Vortrab der Römer, 1000 Mann stark, wurde gänzlich geschlagen und niedergemacht. Das Dorf Millingen soll seinen Namen davon haben, a Millenis ibi occisis.

Das Haupttreffen hatte zu Bienen Statt. Hier würden die Teutschen zurückgeschlagen seyn, wenn nicht Deutorix, einer der sicambrischen Fürsten, den Römern in den Rücken gefallen wäre. Die Römer waren jetzt eingeschlossen, und um nicht lebendig in die Hände der Feinde zu fallen, nahmen sie sich selbst das Leben, Cladus Coelius brachte man gefangen an den Ort, wo jetzt das Dorf Praast liegt; hier schlug er sich mit den Ketten, die er trug, das Gehirn ein, daher der Name Palus Cladi. Der stark verwundete Varus wurde auf der Flucht eingeholt und erstach sich. Die Soldaten verbargen seinen Leichnam in der Erde; aber die Teutschen fanden und zerhakten ihn. Der Kopf wurde abgehauen und an den teutschen Fürsten Marobodius gesandt (*Vellej.* c. 119.). Der Platz, wo dieser tragische Auftritt vorfiel, soll Varusfeld oder Varsefeld und nach und nach Varsfeld und Brasselt genant seyn. (*Van Alpen.*)

BIENENBÜTTEL, Pfarrdorf in der handv. Prov. Lüneburg: Amts Winsen an der Lühe; es liegt an der Ilmenau, ist der Sitz einer Amtsvogtei, und zählt 22 Häus. mit 314 Einw. (*Hassel.*)

Bienenfrass, Bienenfresser, und dessen Arten, s. Merops. (doch gehören einige dahin gebrachte Arten zu Nectarinia.) (*Merrem.*)

Bienenkörbchen, eine Schnecke, Turbo Uva L. (*Nitzsch.*)

Bienenwald, s. Bienwald.

Bienewitz, s. Apian.

Bienne, s. Biel.

BIEN SON, ein Eiland an der Küste von Nordannam, welches auf Arrowsmiths Charte von Asia unter dem Namen Buon Sima einzeln belegen ist. Es ist nach Bissachère im S. der Mündung des Songkoi belegen, hat etwa 4 Meilen im Umfange, gutes Trinkwasser und eine noch bessere Rhede, wo gewöhnlich die kaiserlichen Schiffe stationirt sind. Auf demselben befindet sich ein Dorf mit 700 bis 800 Einw. (Bissachère). (*Hassel.*)

BIENTINA, großer Flecken am See Bientina, im Großherz. Toskana. Gebiet von Pisa in einer morastigen, aber doch fruchtbaren Gegend. Ehemals hieß der Flecken Blentina, Curtis Valentina. Der See Bientina hat 30 ital. Meilen im Umfang, ist in der Mitte tief, außen sumpfig, hat Fische und Wasservögel. Im See liegt eine Insel, die einen zerstörten Ort enthält. Die Gegend umher hat Reisbau. (*Roeder.*)

BIENVENU, (Jacob, oder nach andern Angaben Johann), lebte um die Mitte und gegen das Ende des 16. Jahrh. zu Genf, wo schon 1531 einer seiner Familiengenossen, Namens Peter, die Syndik-Würde bekleidet hatte. Jener ist als Übersetzer und durch einige satyrische Schriften im Geschmacke seines Zeitalters bekant. Er übersetzte das apokalyptische Schauspiel des Engländers Johann Fox „der Triumph Christi" aus dem Lateinischen in französische Verse. Der Übersetzer ließ diesem seltenen Werke noch von seiner eignen Arbeit einen „discours sur la maladie de la messe" nachfolgen. Von ihm erschien auch 1568. 8. ein Schauspiel „du monde malade et mal pansé, cet. Es wurde in demselben Jahre bei der Erneuerung des Bündnisses zwischen den Bernern und Genfern vorgetragen, und besteht in einer Satyre gegen die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft, insbesondere gegen die Ärzte, welche zahlreiche und heftige Feinde gegen ihn aufweckte.

Digitized by Google

Man kann den hierüber in Reimen verfaßten Angriff auf ihn nachsehen, welcher hinter dem Schauspiel vom „Pape malade“ abgedruckt ist*). (*Meyer v. Knonau.*)

BIENWALD, (auch Bienonwald, Silva apiatica), ein ansehnlicher Wald im Landkommissariate Langenkandel des Bezirks Landau im baierischen Rheinkreise, zwischen dem Rhein, der Lauter (Wieslauter) und dem Otterbache, 10,800 Toisen lang, 5000 T. breit und im ganzen Umfange 32,000 franz. Morgen groß. Seine vorherrschenden Holzarten sind Eichen und Buchen. Vormals war dieser Wald eine Domäne des Bisthums Speier. (*Eisenmann.*)

BIER, (cerevisia), ein angeblich von den Ägyptern 1212 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung erfundenes weinartiges Kunstgetränk [1]), das sie pelusischen Trank nanten, weil man es in der Stadt Pelusium an dem östlichen Nilufer brauete. Es läßt sich aus dem Schleimzucker mehlhaltiger Pflanzentheile darstellen, wird aber insgemein aus Gerste oder Weizen ꝛc. bereitet (s. Bierbrauen). Gerste taugt so vorzüglich zum Biere, daß man, wenn sie gut ist, andere Getreidearten ganz entbehren kann. Indessen gibt auch Weizen ein vortreffliches, ja bei gleicher Quantität und Bereitung ein stärkeres und berauschenderes Bier, als die Gerste, und wird daher mit und ohne diese besonders zu geistigern weinähnlichen Bieren hier und da angewendet. — Beide zusammen benutzen die Chinesen zu ihrem Tarasum. Aus Reis brauen die Japanesen ihr sehr geistiges Sali, aus Mais die Mexicaner das ihrige, und die Nubier aus ägyptischer Hirse (Dhourra) ihr Beuza, die Abyssinier aber aus mehren Getreidearten ihr Safoir.

In England hatte man vormals dreierlei Malzgetränke, (Maltliquors), welche Aehl (Ale), Bier und Zweipfennigbier hießen. Gewöhnlich wurden diese an Güte und Stärke verschiedene Arten vermischt getrunken, bis 1730 der Brauer Howard auf den Einfall gerieth, eine Brauart zu versuchen, die an Geschmack und Kraft jenem gemischten Getränke gleich käme. Es gelang ihm, und weil das neue Bier, sonst aus lauter Darrmalz, jetzt aus diesem und Luftmalz gebraut, seiner nährenden und stärkenden Kräfte wegen sich vornehmlich für Leute eignete, welche schwere Arbeit verrichten, so nante man es nach ihnen Porter, in Engl. bald Pförtner, bald Lastträger. Seine jetzt dunkle Farbe erhält es von zugesetztem braunem Zucker, und seine Bitterkeit von Quassia und Wermuth, wie manches teutsche Bier. — Stärker noch ist das bekante englische Weizenbier: Ale, leichter das gewöhnliche Tischbier (Tablebeer) [2]). Außer diesen braut man in London noch zwei andere, viel stärkere Malzgetränke: das erstere, Sprossenbier (Spruce Beer) genant, und auch in Canada eingeführt, schmeckt widrig herb und harzig, ist sehr dunkel von Farbe, und stößt die Korke ab, wie schäumender Champagner; Extract von Fichten- oder Tannensprossen gehört zu seinen Hauptbestandtheilen. Das andere von gleicher Farbe (Ginger Beer) ist wegen des zugesetzten Ingwers noch erhitzender, und brent im Munde wie Pfeffer. Beide können nur abgestumpfte Gaumen kitzeln, und sollen, nach Clarke, J. Mease, Accum u. A., wie jedes englische Bier, und nach Collenbusch, wie dergleichen in Teutschland fabrizirtes, mit Süßholz oder mit Aloe verfälscht, ja sogar mit Tabak, Capsicum, Nux vomica, Cocculus indicus, Opium, oder einem Cordial aus Alcohol, Opium und wesentlichem Öle wahrhaft vergiftet seyn. Um es schäumender zu machen, gebrauchen die engl. Bierwirthe ein Gemenge aus schwefelsaurem Eisen, Alaun und Salz, das sich verräth, wenn man den Rückstand des bis zur Trockne abgedampften Biers in einem Tiegel mit chlorinsaurem Kali glüht, so daß der Eisenvitriol zurückbleibt, dessen Eisenantheil in der wäßrigen Auflösung durch Gallustinctur, Ammonium oder blausaures Kali, die Schwefelsäure aber durch salzsauren Baryt weiter ausgemittelt wird.

Hafer ist in Ermangelung der Gerste wol nicht durchaus verwerflich, nur gibt der gemeine ein zu schleimiges, aber vollkörniger Weißhafer, vorzüglich englischer, ein besseres Bier, wenn es gleich weniger nährt und belebt, als Gerstenbier [3]). Das Maisbier [4]) in Nordamerika komt dem Gerstenbier gleich. Spelzbier [5]) ähnelt dem Weizenbier. Auch läßt sich aus Möhren [6]), Runkelrüben [7]), Tannen- und Fichtensprossen [8]), Quelkenwurzeln [9]), aus Birkensaft und Birkenknospen, u. a. m. mit einem Zusatz von Gerstenmalz eine Art Bier bereiten. Nicht weniger verdient Bayrhammer's Vorschlag, die isländische Flechte als Zusatz zum Biere zu benutzen, für die Gebirgsländer alle Aufmerksamkeit. Um arzneiliche Kräuterbiere zu bereiten, setzt man dem gewöhnlichen Biere während seiner Gährung die unter gewissen Umständen angezeigten Arzneistoffen zu, z. B. Wacholderbeeren, Alantwurzel, Quassia ꝛc.

Die meisten Biere enthalten verhältnißmäßig weit weniger Weingeist, als der Wein; aber die sogenanten stärkern beträchtlich viel, 7, 8 und mehre Procente, wie die gute engl. Ale; im schottischen sind, nach Accum, 6,20 im Porter 4,00, im starken Braunbier 5—6,80, im Smalbier 0,75—1,28 Weingeist. Im Durchschnitt ist das Verhältniß der Menge Alcohols in dem bei Wir-

*) Vgl. Biograph. univ. In den Fragm. biograph. et hist., extraits des registres du conseil d'état de la Republ. de Genève, cet. S. 30. wird bei Erwähnung der Bewilligung, dieses Schauspiel aufzuführen, der Name des Verfassers *In.* B. geschrieben, da dingegen mehre neue Schriftsteller ihn Jakob nennen.

1) Mehre Beiträge zur Geschichte des Bieres enthält *Pr. Zosimi Panapolitani* de zythorum confectione fragmentum ed. a C. G. Grunero. Sulzb. 1814. 8. I—XI. 2) S. Anweis. z. Brauen mit Reidham, Rawlins und Co's Patent-Familien-Braumaschine. 8. Aufl. Lond. 1814. 8. i. Kastner's Gewerbsfreund II. — Beiträge zur Kentn. der englischen Malzbereitung, Bierbrauerei ꝛc. Ebendas. IV. 6.

3) S. Breslauer Samlungen. 1718. Febr. — Schwed. ökon. Wochenblatt. Greifsw. 1765. IV. Nr. 115. — Anzeiger der Teutschen. 1802. Nr. 103. S. 1268. 4) Braunschweig. Lüneb. Nachr. z. Verb. der Landwirthsch. II. 4. Stelle 1772. 5) Nachr. der Braunschweig. Lüneburg. Landw. Gesellschaft. II. 4. S. 461. 6) S. Annal. der Mecklenb. Landw. Gesellschaft. II. S. 56. — 7) Ebendas. III. S. 102. — Scherer i. Intell. Bl. d. Allg. Lit. Zeit. 1800. Nr. 69. — Busch Almanach V. S. 518 ꝛc. 8) S. schwed. ökon. Wochenbl. Greifsw. 1765. II. Nr. 63. — Schlözers Briefwechsel III. 18. Nr. 42. — Neue schwed. Akad. Abh. 1780. I. S. 199. — Crell's chem. Entdeck. VIII. S. 153. 9) Berl. Saml. V. S. 90. — Hanöv. Magaz. 1790. 12 St. S. 173.

Digitized by Google

then vorkommenden Porter 4,50 v. Ct.; die festen Bestandtheile betragen 21—23 Pfd. in 36 Gallonen. Bei vorzüglichen engl. Bieren fand man 2,25 v. Ct. Alcohol von 0,873 specif. Schwere; die des starken Braunbiers (stout) steigt in London auf 1,022, und des Porters auf 1,018. Außerdem geht bei der Destillation des Biers mehr oder weniger Wasser mit über, und im Rückstande krystallisirt sich durch fortgesetztes Abdampfen und Abkühlen kein Weinstein, wie beim Weine, sondern die davon abgegossene, bis zur Syrupsdicklichkeit eingekochte Mutterlauge liefert Zucker, und mehr Gummi, als der Wein. Der Zucker läßt sich vom Gummi durch Alcohol trennen, welcher erstern auflöst, und letztern liegen läßt. Außer Kohlensäure, dergleichen auch das ausgegohrne fertige, klare Bier noch in sich hat, enthält es keine Säure.

Weißbier aus Gersten-Luftmalz, mit mehr oder weniger Zusatz von Weizenmalz, muß hellgelblich von Farbe, geistig von Geruch, auf der Zunge prickelnd, und mild weinsäuerlich von Geschmack seyn. Es hält bei übrigens gleicher Behandlung mehr Kohlensäure, weil das Luftmalz diese durch Erhitzung nicht verloren hat. Es schmeckt lieblicher, ist mehr durstlöschend und erquickend, aber für Einige zu kühlend und zu blähend, hält sich nicht lange, und verliert durch zugesetzten Hopfen, der diese Eigenschaft verbessert, seinen Wohlgeschmack. Die berühmtesten Weißbiere sind: die goslarische Gose, der hannöversche Broyhan, erfunden von Lord Broyhan 1526. ꝛc. Zur Darstellung farbloser Weißbiere kann man den Malzauszug mittelst Thierkohlenpulvers entfärben. Braunbier aus Darrmalz hält bei gleicher Behandlung weniger Kohlensäure, und schmeckt ungehopft zwar nicht so lieblich, wie Weißbier, aber gehopft, den meisten Menschen angenehmer, bekomt ihnen besser, und wird, zumal mit genug Hopfenzusatze, nicht so leicht sauer. Die große Verschiedenheit desselben hängt:

1) Von dem dazu genommenen Wasser ab, ob dieses reich an Kohlensäure, und kohlensaurem Kalke ist, weshalb der Dukstein, ein aus dergleichen Wasser zu Königslutter bei Helmstädt gebrautes Bier, so scharf schmeckt und stark schäumt, oder ob das Wasser zu weiches Flußwasser ist, wovon das Bier, z. B. das Braunschweigische Tischbier u. a. so weichlich schmeckt, und wenig oder nicht schäumt;

2) kommen dabei die Güte und Menge des Malzes, Hopfens, der Stellhefe,

3) die Art, wie der Hopfen zugesetzt wird,

4) Klima, Jahreszeit, Lufttemperatur, die besondere Bereitungs- Gährungs- und Aufbewahrungsart ꝛc. des Bieres in Betracht. — Die dunklere oder lichtere Farbe desselben hängt von dem mehr oder weniger scharf gerösteten Malz mit ab.

Vorzüglicher ist das Lagerbier (Märzbier), als die gemeinen Sommerbiere. Nur Darrmalzbier taugt dazu und solches, das hinlänglich gekocht und gehopft ist. Mit genug gutem Malz kann es so stark werden, wie alter Wein. Das Mehr oder Weniger des Malzzusatzes macht es zu Tripel- Doppel- und einfachem Lagerbier.

Das einfache Lagerbier soll sich Jahr und Tag halten, ist stärker, kräftiger, aber unverdünnt, zu erhitzend, und stürmisch berauschend zum täglichen Tischtrunk. Dergleichen echtes Tripel- und Doppelbier sollte nur wie Wein getrunken werden. Wird das Lagerbier vor ganz vollendeter Gährung auf Flaschen gezogen, so verhält es sich wie die mousirenden Weine.

Jedes einfache Flaschenbier wird, aus dem Keller in mäßige Wärme gebracht, schäumender und pikanter von Geschmack, aber durch Entweichen aller Kohlensäure in größerer Wärme matt und schaal, wogegen das Lagerbier, dem Weine mehr ähnelnd, nicht sowol durch Austritt von Kohlensäure, als durch Einsaugen des atmosphärischen Sauerstoffgases in Essig übergeht und verdirbt.

Die braunschweiger Mumme, welche Christ. Mumme 1492 erfunden hat, wird durch weitgetriebenes Abdampfen der Bierwürze gewonnen, ist fast so dicklich, auch so süß, wie Zuckersyrup, und dem Vino fecco ähnlich. Nach Verhältniß seiner Stärke an Zuckerstoff, und Gummischleim hat es wenig Geist.

Nachbier, (Dünnbier, Covent, Klappit) ist ein nach dem ersten Bier durch nochmaliges Wasser-Aufgießen aus dem rückständigen Malzschrot gezogenes schwächeres Bier.

Ein gutes, gesundes, mehr oder weniger braunes Hopfenbier muß, gehörig gegohren und abgelegen, im Glase ganz hell seyn, keine Hefe mehr niederwerfen, sondern einen feinen, milchweißen, dichten, in der Mitte lange stehenbleibenden Schaum (die Spinne) setzen, zwischen den Fingern etwas kleben, reingeistig riechen, Nase und Zunge sanft prickeln, weder sauer, noch schaal, weder nach Trebern ꝛc., noch nach dem Fasse, sondern lieblich, kräftig, rein hopfenbitter, und, liegt es auf Pech, nicht stark nach diesem schmecken, durstlöschend und belebend seyn, mäßig getrunken, Kopf und Magen wohlthun, und leicht und schnell mit dem Harne wieder abgehen. Zur Prüfung der Güte eines Biers ist die hydrostatische Probe durch sogen. Bierwagen nicht sicher genug, indem ein gutes Bier nicht blos hinlänglich viel ausziehbaren Stoff des Malzes und Hopfens, welcher das Bier specif. schwerer macht, sondern auch genug Alkohol enthalten soll, welcher dasselbe specif. leichter macht. Die beste Probe ist der Geschmack, dessen Organ aber, so wie das Geruchsorgan, nicht etwa durch zuvor genossene Speisen und Getränke, oder wie das letztere durch Tabakschnupfen ꝛc. verstimt seyn darf. Man muß das Bier, so wie den Wein, stets in den Morgenstunden kosten, wenn der Geist noch frei und heiter ist, da bekantlich die Gemüthsstimmung einen sehr großen Einfluß auf das Geschmacksorgan hat, ferner nachdem zuvor der Mund blos mit Wasser gereinigt, die Zunge noch rein und weich, nicht durch Speisen, Tabakrauchen ꝛc. abgestumpft oder verschleimt ist, insbesondere wenn man noch kein Obst genossen hat. Eine noch genauere Untersuchung gibt die Destillation des Biers, die man fortsetzt, bis das übergehende bloßes Wasser ist. Man wägt nun das Destillat, prüft mit dem Aräometer wie viel dasselbe Alcohol enthalte, dampft dann den Rückstand bis zu einer gewissen Consistenz ab, und wägt ihn in dieser. So läßt sich der Gehalt verschiedener Biere an Alcohol und an

Digitized by Google

vielfältigen Druck mit Anmerkungen veröffentlicht und Bücher, die nicht in den Kanon aufgenommen wurden, als Apokryphen (s. d.) bezeichnet. Die Ausgaben der Bibel sind unzählig. Die Bibelgesellschaften (s. d.) haben sich die Verbreitung der Bibel zur Aufgabe gemacht. Die Bibel wurde zuerst durch Johannes Gutenberg (s. d.), in Mainz, 1450—55, gedruckt. Die Bibel ist in 1100 Sprachen übersetzt.

Bibelgesellschaften, Vereine, welche sich die Verbreitung der Bibel zur Aufgabe gemacht haben. Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft (British and Foreign Bible Society) wurde 1804 in London gegründet und hat seitdem über 100 Millionen Bibeln und Bibelteile in 400 Sprachen verbreitet. Ihr Vorbild wirkte auf die Gründung ähnlicher Gesellschaften in allen Ländern. Die Amerikanische Bibelgesellschaft (American Bible Society) wurde 1816 in New York gegründet. Sie hat seitdem über 50 Millionen Bibeln und Bibelteile in 150 Sprachen verbreitet. Die Deutsche Bibelgesellschaft wurde 1814 in Stuttgart gegründet. Sie hat seitdem über 30 Millionen Bibeln und Bibelteile in 100 Sprachen verbreitet. Ihr Vorbild wirkte auf die Gründung ähnlicher Gesellschaften in allen deutschen Ländern. Die Württembergische Bibelanstalt in Stuttgart, die Basler Bibelgesellschaft, die Berliner Bibelgesellschaft, die Bibelgesellschaft in Leipzig, die Bibelgesellschaft in Dresden, die Bibelgesellschaft in Hannover, die Bibelgesellschaft in Kassel, die Bibelgesellschaft in Nassau, die Bibelgesellschaft in Frankfurt a. M., die Bibelgesellschaft in Hamburg, die Bibelgesellschaft in Bremen, die Bibelgesellschaft in Lübeck, die Bibelgesellschaft in Oldenburg, die Bibelgesellschaft in Braunschweig, die Bibelgesellschaft in Gotha, die Bibelgesellschaft in Meiningen, die Bibelgesellschaft in Rudolstadt, die Bibelgesellschaft in Sondershausen, die Bibelgesellschaft in Detmold, die Bibelgesellschaft in Bückeburg, die Bibelgesellschaft in Arolsen, die Bibelgesellschaft in Homburg v. d. H., die Bibelgesellschaft in Darmstadt, die Bibelgesellschaft in Mainz, die Bibelgesellschaft in Offenbach, die Bibelgesellschaft in Wiesbaden, die Bibelgesellschaft in Schwerin, die Bibelgesellschaft in Neustrelitz, die Bibelgesellschaft in Oldenburg, die Bibelgesellschaft in Eutin, die Bibelgesellschaft in Lübeck, die Bibelgesellschaft in Bremen, die Bibelgesellschaft in Hamburg

wenn man ihm salpetersauern oder schwefels. Baryt zusetzt, auf Ätzkali Alaunerde, und auf kohlensäuerliches Natron kohlensäuerliche Alaunerde fallen. Die h) dem sauern Biere zur Abstumpfung seiner Säure zugesetzten absorbirenden Stoffe machen es mehr oder weniger unkräftig, übelschmeckend, laxirend und magenschwächend; ein wenig reiner Weingeist wird dergleichen schaalgewordenes Bier besser wiederherstellen. Den dazu gebrauchten Kalk schlägt kohlensaures Kali unter Aufbrausen, als ein lockeres, schmutzig weißes Pulver daraus nieder; die Kreide sinkt, als Gyps, zu Boden, wenn man das Bier bis zum 4ten Theil seines Gewichts abdünsten, und erkalten läßt, und Schwefelsäure zutröpfelt. i) Bei Zusatz von Pottasche, wodurch es schäumender werden soll, darf man nur den honigdicken Rückstand des abgedampften Bieres mit absolutem Alcohol übergießen und in der Wärme eintrocknen lassen; wenn der harzigsalzige Überrest an der Luft zerfließt, so war Pottasche im Biere; oder man vermische es, bei etwa zugesetztem weinstein- oder essigsaurem Kali, mit einer salpetersauren Bleiauflösung, und deren Salpetersäure wird sich mit dem Kali zu salpetersaurem Kali, das freigewordene Bleioxyd aber mit der Weinsteinsäure zu unauflöslichem, weißlichem weinsteinsaurem Bleioxyd, und mit der Essigsäure zu leicht auflöslichem Bleizucker verbinden. — Bei zugesetzter Pottasche entwickelt sich auch schon aus dergleichen getrunkenem Bier im Magen ein Gas, das, nach oben ausgestoßen, wie Fauleier riecht. Das k) mit Kochsalz übersetzte Bier schmeckt grell salzig, und verstärkt den Durst, jemehr man davon trinkt. Einige Tropfen salpetersaurer Silberlösung zersetzen das Kochsalz, so, daß mit dessen Säure das Silberoxyd zu Hornsilber, dessen Natron aber mit der Salpetersäure zu Würfelsalpeter wird. Das l) auf Schwefel zu lange gelegene, oder überschwefelte Bier riecht und schmeckt brenzlich unangenehm, trocknet den Mund aus, macht Blutwallungen und Kopfweh; blankes Silber und Wismuth läuft darin schwarz an. m) Das zu lange auf Pech gelagerte Bier löst allmälig etwas davon auf, und nimt einen zu auffallenden Harzgeschmack an. n) Wird das trübe Bier durch Abklären und Hellmachen mit Eiweiß, oder einer Abkochung von Hausenblase, von Kalbsfüßen, oder einer andern thier. Gallerte fade, klebrig, und geräth bald in Fäulniß. Häutige, sehnige Überreste von den letztern findet man dann oft im Bodensatze der Fässer. o) Zu stark gehopftes Bier schmeckt widrig bitter, erhitzt, und berauscht mehr, als kunstmäßig gehopftes; p) die zugesetzten Citronschalen, Koriandersamen, Muskaten, Zimmet ꝛc. verräth schon Geruch und Geschmack. q) Alles mittelst eines eigens bereiteten braunen Malzes, namentlich in England, gefärbte Bier schlägt leichter um; das Färbemalz enthält keinen Zuckerstoff; die gummiartige Materie darin gibt zuviel Ferment, und Geneigtheit zu saurer Gährung.

Überhaupt sollten alle Biere durch Gegenversuche mit einem entschieden reinen und echten Probebiere von demselben Gebräu, am besten unmittelbar an und aus dem Fasse, physisch und chemisch verglichen werden [13]).

Diätetisch und pharmacologisch bleibt ein notorisch reines, gutes, helles, zumal Hopfenbier, für geschwächte Verdauungsorgane, sowie zur Stärkung und Ernährung säugender Mütter, schwächlicher Kinder und Erwachsener ein kräftiges Restaurationsmittel, ein wahrer Labetrunk für Alle, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verdienen müssen. Die schicklichsten Tageszeiten bei uns, Bier zu trinken, sind im Allgemeinen die Nachmittagsstunden von 3 oder 4 Uhr an, wann die Verdauung des Mittagsmahls im Magen vorüber, und der Körper mehr in Bewegung ist. Ferner gehört solches Bier, das viel Kohlensäure entwickelt, gehopft und leicht genug ist, nicht nur für Jene, die zur Harnsteinerzeugung geneigt sind, sondern auch überhaupt, gleich dem Weißbiere, unter die mildern harntreibenden und reinigenden Arzneien. Für diesen Zweck läßt es sich verstärken mit 2—4 Unzen Meerrettigsaftes, die man mit 3 Pfd. Bier infundirt, und zu 2 u. m. Unzen reicht. Oder man läßt es mit ein paar Unzen grob gestoßener Wachholderbeeren abkochen, und Kelchgläserweise trinken. Gleich dem Wachholder- Alant- und Meerrettigbier, ist das Sprossenbier ein treffliches Präservativ und Heilmittel des Land- und Seescorbuts. Den arzneilichen Gebrauch der übrigen Kräuterbiere bestimt die jedesmal angezeigte Wirkung der vegetabilischen Zusätze. Das Porterbier in Bouteillen (bottled Porter), zu 2 Pfund täglich haben neuerlich englische Ärzte in verzweifelten Fällen typhöser Fieber mit Nutzen angewandt. Für übelschmeckende Salze, z. B. kohlens. Kali ꝛc. ist Bier ein treffliches Vehikel, dient auch zum Nachtrinken. Biersuppe oder Warmbier aus Weiß- oder Braunbier, mit oder ohne Milch, und Eigelb, mehr oder weniger gezuckert und gewürzt, war das Frühgetränk unserer gesunden, kraftvollen Vorfahren, und dürfte auch für uns der beste Stellvertreter des Morgenkaffee's bleiben, wobei selbst Friedrich II. auferzogen wurde. Noch nährender ist ein Bierbrei. Auch gibt Bier mit Kümmel gewürzt, eine gute Kranken- und Reconvalescentensuppe bei u. nach Leidweh von Verkältung ꝛc. und wirkt, gleich dem Warmbier, auf den Schweis. Gleich dem Broyhan, stellt das Braunbier, mit geriebenem Brot, Zucker und Citronscheibchen ꝛc. ein wohlschmeckendes und erquickliches Sommergetränk dar. — Biermolke ist ein in England sehr gewöhnlicher Kühltrank in Fieberkrankheiten.

Technisch benutzt man das Bier auf Essig, hie und da auch auf Brantwein. Es dient ferner mit zum Schwehlen des Juftenleders, Nachbier mit Kochsalz zum Reinigen des rohen Messingblechs ꝛc., saures oder verdorbenes Bier zur Bleiweißfabrikation statt des Essigs, mit Hammerschlag, Eisenrostschlamm ꝛc. angerührt zur Schusterschwärze des lohgaren Leders, zur Schwarzbeize des Holzes, zu schwarzer Schreibtinte; hefiges Bier überhaupt zum Düngen unsrer Blumengewächse ꝛc. [14]). (*Th. Schreger.*)

Bierbrauen (cerevisiae coctio), ein chemischer Prozeß, der weit mehr Kunst erfodert, als die Bereitung eines reinen Weines. Gewöhnlich wird das Bier

13) Über Bierverfälschung vgl. F. Accum in Dingler's polytechn. Journ. III. 4. S. 466. 14) Vgl. C. J. Rödrich üb. d. Bier, in Beziehung auf den Brauer, den Trinker u. d. Polizei. Wien 1817. 8.

Digitized by Google

aus dem Schleimzucker mehliger Getreidesamen gebrauet. Es ist, oder soll ein weinartiges Getränk seyn, ein Getreidewein. — Auch hängt seine Bereitung, gleich der des Weins, von der Gährung ab, so daß sich die noch ungegohrne Bierwürze dem Weinmost vergleichen, und Most des Bieres nennen läßt.

Zuckerhaltiger und daher tauglicher zum Biere ist das auf einem leichten, sandigen, oder noch besser kalkigen Boden, als jenes auf einem fetten und thonigen gewachsene, mehr Kleber- und Stärkmehlhaltige Getreide. Am wenigsten taugt dergleichen von einem frisch, besonders mit Schafmist gedüngten Acker; das Bier nimt davon einen sehr widrigen Geschmack an.

Das Braugetreide muß vollkommen reif, weder ausgewachsen, noch sonst verdorben, dünnhülsig, und nicht leicht über ein Jahr alt seyn. Ausgewachsenes gibt, gleich dem nicht ganz reifen, oder unvollkommenen, ein schwaches, übelschmeckendes Bier; zu sehr ausgetrocknetes malzt nicht gut. Will man ein gleich starkes und kräftiges Bier haben, so ist es weit sicherer, das Getreide nach dem Körnergewichte, als nach dem Maßgehalte zu nehmen, weil das Getreide zwar gleich großkörnig, keineswegs aber gleich schwerkörnig seyn kann. Je leichter das Getreide, desto geringer das Bier! —

Allein das Getreide, wie die Natur es liefert, enthält, um gutes Bier daraus zu fabriciren, zuviel Kleber (Colla), wovon sein Aufguß oder Absud trübe und übelschmeckend, auch sein an sich weniger Zucker so umhüllt wird, daß dieser im Samen ebensowenig sich ausziehen, als in der Auflösung in weinige Gährung bringen läßt. Deshalb sucht man das Getreide durch anfangende Keimung so zu verwandeln, daß sein Kleber vermindert, mithin sein Zucker relativ, auch wol absolut vermehrt wird.

Das so verwandelte Getreide heißt **Malz**. Damit solches gleichmäßig malze, muß man es nicht nur von einerlei Jahrgang und Boden nehmen, sondern auch mittelst einer besondern Roll- oder Siebmaschine die größern Körner von den kleinern gehörig sondern.

Zum Malzen wird nun das groß- und schwer-körnige bei kühler Witterung im Früh- und Spätjahre in kaltem Wasser von 10—15° R. eingeweicht, so daß dieses nur einige Zolle hoch darüber steht. Sobald das Weichwasser zum Theil eingesogen ist, gießt man wieder frisches nach, damit das Malzgetreide nicht ungleich quelle.

Der **Weich- oder Quellbottich** muß zum Wasserablassen einige Zoll über dem untern Boden einen obern haben, der mit oben engen, nach unten konisch sich erweiternden feinen Löchern durchbohrt ist. Das Einwässern geschieht so lange, bis das abgelassene Wasser keinen Schmuz weiter in dem Malze anzeigt, mithin rein abfließt, und bis die Körner sich weich anfühlen, die Spizzen nicht mehr stechen, sondern sich etwas öfnen, und über den Nagel biegen lassen. Läßt man die Körner zu lange quellen, so gerathen sie in die saure Gährung, und geben ein unlagerhaftes, bald säuerndes Getränke.

Das behutsam ausgequellte Getreide wird nun wohl abgetrocknet, nämlich in einer kühlen, nicht allzuluftigen Kammer, deren Boden (Wachsplatz) mit dichten Steinen belegt, zum Ablaufen der Feuchtigkeit etwas abhängig ist, und jedesmal wohl gereinigt wird, bei 12—15° erst dünn ausgebreitet, damit es nur wenig feucht bleibe, dann in 8—16 Zoll hohe, bei kühler Witterung höhere, bei warmer niedrigere Haufen (Scheiben, Beete) zusammengeschüttet, damit es zu keimen (zu wachsen) anfange[1]). Es darf aber während des Malzens nicht zu warm werden, um seine Entmischung zu verhüten, weil es sonst ein schlechtes säuerliches, oder doch bald säuerndes Bier gibt. Mit der anfangenden Keimung schießt der Kleber großentheils als Wurzelkeim (Blüthe) heraus, wodurch er in dem Korne vermindert, der Zucker also relativ vermehrt, auch freier und zur Auflösung geschickter gemacht wird. Um aber nicht die ganze Mischung des Samenkorns zu zerstören, und ein wenig Kleber darin zurückzuhalten, der den zur Weingährung nöthigen Gegensatz des Zuckers bilde, muß der zu großen Selbsterhitzung des Malzgetreides durch fleisiges Umwenden oder Umschüppen desselben vorgebeugt, und die Keimung durch dessen schnelles Austrocknen entweder an der Luft, oder durch Kunstwärme gehemt werden, sobald der Keim etwa ¾ des Kornes in der Länge erreicht, ehe er noch anfängt, ins Blatt oder in den Stengelkeim zu schießen. — Denn bei zu weit getriebener Keimung wird das Malz kraftlos und säuerlich, bei zu bald unterdrückter gibt es ein trübes, schleimiges Bier von unangenehmen Geschmack. — Der Weizen darf nicht in so lange Keime schießen, als die Gerste. Man thut daher wohl, und erreicht die Absicht, dem zu längen Keimausschlagen des Weizens zu wehren, wenn man das Weizenmalz oft durcharbeitet.

Um das Malz durch bloßen Luftzug zu trocknen, breitet man es auf sehr luftigen Boden flach aus. Aus dem so bereiteten Gersten-Luftmalz wird mit mehr oder weniger Weizenmalz das hellfarbige, gelbliche Weißbier gebraut (s. oben Bier).

Da aber das Weißbier für Manche zu kühlend und blähend ist, auch leicht sauer wird, und mit dem Zusatze von Hopfen, der diese Eigenschaften verbessert, nicht angenehm schmeckt, da ferner gutes Luftmalz schwieriger zu machen ist, und sich nicht lange hält, so macht man mehr Darrmalz durch Kunstwärme, woraus unser Braunbier bereitet wird (s. oben Bier). Die Darrung läßt sich zu sehr verschiedenen Graden treiben, so daß das Malz bernsteinfarbig, bräunlich, braun, dunkelbraun, ja schwärzlich wird. Im ersten Grade nähert sich das daraus gebraute Bier noch dem Luftmalzbiere. Soll das Braunbier lagerhaft genug seyn, so muß man das Malz bis zum Bräunlichwerden darren. Es bis zum völligen Branzigwerden, oder gar bis zur anfangenden Verkohlung zu rösten, ist nicht nur unnöthig, sondern zersetzt auch die Mischung des Malzes, so daß es im erstern

1) Die Haltbarkeit und der Wohlgeschmack des englischen Bieres ist besonders dem sorgsamen Malzen zuzuschreiben, wozu auch gehört, daß man das Malzgetreide nach gehörigem Aufquellen, bevor es auf die Darre kommt, erst noch in großen Haufen 10—12 Stunden, oder nach Beschaffenheit der Witterung, kürzer oder länger liegen läßt, damit die Körner mürbe genug werden, und der Geist durch die Luft an Stärke gewinnt. Dabei darf aber kein Halmkeim zum Ausbruch kommen.

Digitized by Google

Falle ein zu brenzlich schmeckendes und erhitzendes, im letztern ein schwächeres, und nicht mehr durstlöschendes Getränke gibt.

Am sichersten ist es, das an der Luft einigermaßen abgetrocknete, nicht mehr feuchte Malz in einer Darrstube allmälig zu darren, welche durch einen Ofen, oder durch Röhren geheizt wird, die aus einem andern Ofen durch dieselbe geführt werden, so daß das Malz nur die allgemeine Stubenhitze empfängt. Es liegt dabei auf mehren über einander gestellten, von Eisendraht geflochtenen Horden oder Lagern, steht so von oben und unten mit der heißen Luft in Berührung, und kann von allen Seiten ausdünsten. Stärker und geschwinder wird es in Darröfen gedarret (s. Ofen).

Bei Rauchmalzdarren, z. B. der Neuenhahnschen [2]) u. A., oder bei Malztrockenöfen [3]), dergleichen auch in England und Holland eingeführt sind, läßt sich die Wärme des Rauchs sehr vortheilhaft zum Malztrocknen anwenden, nur müssen hier die Fugen so verstrichen seyn, daß kein Rauch durchgeht, wovon Malz und Bier leicht einen rauchigen Geschmack annehmen. Deshalb lasse man das Darrfeuer auch eher anzünden, als das Malz auf die Darre komt, so daß vor dem Aufschütten sich aller Rauch aus der Malzdarre verzogen hat. Das frische Malz muß an den weniger heißen Stellen der Darranstalt nur etwa volldick aufgehäuft liegen, oft gewandt werden, um gleichmäßig zu trocknen, auch eine hier so leicht mögliche Selbstentzündung desselben zu verhüten, — und allmälig nach den heißern Stellen fortrücken, zugleich aber muß der davon austretende Dunst Abzug genug haben. — Man kann auch zum Malzdarren die entweichende Hitze des Ofens der Brantweinblase in der Art benutzen, daß man sie in Kanälen höher führt, diese schleift, und darauf Darren anlegt, 2—3 übereinander. Auf der obersten, am wenigsten heißen, fängt man an das Malz zu trocknen (welken), dann bringt man es auf die zweite, und endlich um es ganz zu bräunen, auf die unterste Darre.

Von dem jetzt fertigen Malze müssen die Keime, weil sie das Bier übelschmeckend machen, durch Drahtsiebe sorgfältig abgesondert werden. Dann läßt man es, etwas angefeuchtet, in der Mühle grob schroten, damit der Zucker allein, vom Kleber und Stärkmehl aber nur sehr wenig ausgezogen werde. Fein geschrotenes Malz gibt ein trübes, und zu Treibersäuerung geneigtes Bier. — Zum Brauen muß das Malz wenigstens ein Vierteljahr alt seyn, allzufrisches und junges macht das Bier trübe.

Aus dem groben Malzschrote wird nun mit heißem Wasser eine Auflösung der mit Wasser ausziehbaren Stoffe desselben, als Aufguß oder Absud bereitet, die Bierwürze (Wert). Hiezu dient im Großen:

1) Der Maischbottich von länglich-runder Form, und nach Verhältniß der Länge wenig hoch, damit das Wasser leichter gleichmäßig auf die Malztheile wirke. Zum Ablassen der Würze muß er an einem Ende dicht über dem Boden ein Zapfenloch, und der Boden nach diesem hin etwas Fall haben. Daß mit der Würze keine Maltheile durch das Zapfenloch abfließen, hindert entweder ein Doppelboden, wie beim Malzbottich, oder besser ein Seiher hinter und über dem Zapfenloche. Übrigens muß der Maischbottich nahe an der Braupfanne stehen, damit das Wasser durch eine kurze Rinne sich überleiten lasse.

2) Gehört hieher der Brukessel oder die Braupfanne, am besten von Eisen; jener ist schmaler und höher, diese breiter und tiefer, auch überhaupt größer. Beide müssen, wie der Ofen, der zu ihrer Heizung dient, möglichst holzsparend eingerichtet seyn. Auf dem hintern schwächer heizenden Ofentheile kann eine kleinere Wärmpfanne liegen, worin vorräthiges Wasser gewärmt wird zur Wiederanfüllung der ausgeleerten Braupfanne.

Alles zum Malzen und zum Brauen bestimte Wasser muß entweder an sich rein genug, oder durch ruhiges Stehenlassen und Abseihung, oder durch Quarzsand, ausgeglühte Kohlen u. s. w. gehörig gereinigt seyn. Im Allgemeinen ist ein weicheres Flußwasser besser, wenigstens zu Nichtlagerbieren, als zu hartes Quell- oder Brunnenwasser, welches sich indeß durch ruhiges Ausstellen in einem offenen Bottich an der Luft, und vorsichtiges Abschöpfen von dem erdigen Bodensatz, oder dadurch verbessern läßt, daß man es zuvor abkocht, oder, wohlfeiler, eine Partie glühend heiß gemachter Kieselsteine in dasselbe wirft. Indeß wenn gleich hartes Wasser die Gährung verzögert, so begünstiget es doch weniger die Fäulniß, als weiches, und eignet sich deswegen mehr für Lagerbiere.

Mit dergleichen erst lauem (26° R.), und, weil bei gleich Anfangs angewandtem siedendheißem Wasser das Malzschrot verdähet wird, d. h. Kleber und Stärkmehl sich zusammenballen, und das Ausziehen des Zuckerstoffs verhindern, nur nach und nach wärmern (30—40° R.) Wasser übergieße man mittelst einer Rinne das im Maischbottich liegende Malz, so, daß jenes einen Zoll hoch darüber steht, rühre dieses mit Krücken immerfort hin und her, damit es sich nicht zusammenballe, sondern gehörig durchwässert werde, und gieße dann das noch übrige nöthige Wasser siedendheiß, unter fortwährendem Umrühren, hinzu. Je kälter das Malz und der Malzbottich sind, desto wärmer darf schon das erste Wasser seyn. Je trockner das Malz war, um so mehr erwärmt sich damit das Anfangs darauf gegossene Wasser, weil es durch Auflösung des ausziehbaren Stoffes verdichtet wird. Die so entstehende Würze muß wenigstens ½ Stunde lang auf dem Malze stehen bleiben. Damit sie so kräftig wie möglich werde, erhält man das Wasser schon durch Zudecken des Bottichs mit einem Deckel, noch mehr durch Wasserdämpfe, die, in blechernen Röhren eingeschlossen, durch den Maischbottich streichen, hinreichend heiß. Durch das übliche Ablassen der Würze samt dem Malze aus dem Maischbottich in die Braupfanne, um beides darin zu sieden, läßt sich zwar gewisser alles Ausziehbare ausziehen, aber es löst sich auch sehr viel Stärkmehl und Kleber mit auf, wodurch das Bier an Geschmack und Güte überhaupt verliert. Je größer für eine gewisse Quantität Würze die Quantität des Malzes ist, die man am zuverlässigsten nach Gewicht berechnet, weil

2) S. Neuenhahn üb. d. Helme der Brantweinblasen. Erf. 1795. 8. S. 817. 3) S. J. H. Westrumb Beschreibung einer Malzdarre und eines Malztrockenofens. Hannover 1818. 8.

Digitized by Google

das Malz, der geschehenen Anschwellung wegen, dem Maße nach immer mehr beträgt, als das dazu genommene Getreide, im Verhältnisse wie 1 : 1,2 bis 1,3., desto stärker wird das daraus bereitete Bier. Gewöhnlich nimt man aber dazu eine kleinere Quantität, die dann nach Verschiedenheit der Biersorten (einfaches Bier, Doppelbier ꝛc.) verschieden, und z. B. nach dem Getreidepreise ꝛc. veränderlich ist. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß 1 Theil Malz dem Gewichte nach 4—5 gutes Bier, und noch 1—2 Nachbier gebe. Durch nochmaliges Aufgießen von Wasser auf das schon einmal ausgezogene, aber noch würzreiche Malz erhält man eine zweite schwächere Bierwürze, die entweder der erstern sogleich zugemischt, oder allein zu Nachbier ꝛc. verwendet werden kann. Der Rückstand des Malzes (Treber, Seihe) läßt sich als Futter für Kühe und Schweine benutzen.

Die davon abgelassene Würze wird entweder sogleich, als bloßer Aufguß in Gährung gebracht, und gibt ein zwar geistigeres, wohlschmeckenderes, schäumenderes, aber nicht so lagerhaftes, und, wenigstens ungehopft, schwer verdaulicheres und blähenderes Bier, oder sie wird erst in der Braupfanne eine kürzere oder längere Weile noch gesotten, wovon jene große Verschiedenheit der Biere mit abhängt. Jedoch ist es genug, daß die Würze nur einmal völlig aufsiede, oder höchstens eine halbe Stunde koche; von zu langem Sieden wird das Bier daraus weniger geistig, geruchlos und unschmackhafter.

Die größere oder geringere Stärke des Bieres hängt entweder vom Aufgießen wenigern oder mehren Wassers, oder von dem längern oder kürzern Abdampfen der Würze ab, und läßt sich durch darauf eingerichtete sogen. Bierwagen (Aräometer, Saccharometer) möglichst bestimmen. Je specifisch schwerer die Würze, desto stärker auch das Bier daraus. Durch zu lange fortgesetztes Abdampfen der Würze bekomt man ein Bier, das nach Verhältniß seiner Stärke an Zuckerstoff und Schleim wenig Geist hat, weil aus Mangel an Wasser nicht aller Zucker sich zersetzt; von dieser Art ist die Braunschweiger Mumme (s. oben Bier). Allein ein Gemisch von nur einem Theil so weit entwässerter Würze mit einem andern roher oder wenig gesottener gibt ein zucker- und schleimreiches, zugleich aber geistigeres, dem Malagawein ähnliches Bier.

Um nicht nur das Sauerwerden des Biers zu hindern, sondern es auch pikanter, magenstärkender, geistiger und harntreibender zu machen, setzt man der Bierwürze schon seit mehren Jahrhunderten den Hopfen zu, entweder, wie gewöhnlich, im Absud, wodurch er aber sein Arom verliert, oder, was zweckmäßiger ist, im wäßrigen Aufguß, den man genug mit aufsieden läßt, weder zu viel noch zu wenig, weil im letztern Falle das Bier einen rohhopfigen Geschmack bekomt, und stürmischer berauschend wirkt. — Das Anbrennen des Hopfens beim Mitkochen in der Würze verhüte man durch fleißiges Umrühren, sonst nimt das Bier einen brandigen Geschmack an. Indeß bleibt es immer besser, auf den Hopfen bloßes Wasser, als einen Theil der heißen Würze zu gießen, oder ihn mit der ganzen Würze zu kochen, weil das mit den Malzstoffen begabte Wasser nicht soviel von den Hopfentheilen ausziehen kann. Für das dem Biere bestimte Wasser lasse man von dem zur Würze soviel fehlen, als der Hopfen bedarf.

Der Hopfen muß gehörig reif, doch nicht überreif, gut getrocknet und vor der Luft bewahrt, von Blättern, Ranken und Stielen ganz rein, staubfrei, angenehm und stark riechend, gelbbräunlich und etwas klebrig anzufühlen seyn. Am vorzüglichsten ist der Böhmische und Fränkische Hopfen, diesen folgt der Sächsische ꝛc. Man hüte sich vor Verfälschungen, besonders des Böhmischen! — Von dem gewöhnlichen ein- oder zweijährigen braucht man mehr, als von dem bessern gepreßten. Statt des Hopfens kann man sich auch des in guten Hopfenjahren bereiteten Hopfenextrakts und ätherischen Hopfenöls mit Nutzen bedienen (s. Hopfen), und zwar so, daß man einer Quantität Würze das Extrakt und das Öl, letzteres mit jenem und etwas Zucker zusammengerieben, von soviel Hopfen zusetzt, als zu der Würze würde genommen worden seyn. Oder man setzt zu 2 Faß Bier statt der sonst gewöhnlichen 5 Pfd. Hopfen 9 Unzen von dessen wirksamen Princip, dem Lupulin (s. Lupulin). — Trotz aller Versuche hat man bis jetzt noch keinen Stellvertreter des Hopfens für das Bier gefunden, denn keiner kann diesem das dem Hopfen eigene Arom geben. —

Die fertige Würze darf der leichten Säuerung wegen nicht lange auf den Trebern stehen, sondern muß bald bei wärmerer Witterung Nachts gegen Morgen abgelassen, und in den Kühlstock, oder das Schiff, einen viele Fuß langen und breiten, aber niedrigen Behälter, oder in mehre dergleichen kleinere geleitet werden, damit sie, darin 1—4 Zoll, bei kälterer Witterung mehr, bei wärmerer weniger hoch stehend, schnell abkühle. Doch darf die Abkühlung derselben nur so weit gehen, daß sie nachher im Gährbottich die Temperatur von 12—15° R. erhalte, weil eine zu kalte Würze gar nicht oder zu langsam gährt. Im Kühlschiffe muß sie stark umgerührt werden, damit sich dadurch der fein zertheilte Kleber absetze, oder das sogenante Geläger entstehe, und die Würze klar und gut zur Gährung werde, sonst bekomt man ein staubiges Bier, das bald sauer wird.

Jetzt wird die Würze entweder in den Gähr- oder Stellbottich geleitet, der mehr tief, als weit ist, um der die saure Gährung befördernden Luft keine große Oberfläche zu bieten, und einen gut schließenden Deckel hat, oder auf Fässern in Gährung gesetzt, deren Spundloch offen ist. Das nie ganz aufzufüllende Gährungsgefäß muß oben genug Spielraum für den Schaum haben.

Dann wird als Ferment frische, kräftige, unverdorbene Bieroberhefe, am besten Bottichhefe, von einem wohlgerathenen Biere eines großen Gebräues derselben Art, in hinlänglicher Menge, etwa der sechzigste oder funfzigste Theil der Würze, von Bodenhefe viermal soviel, mit der Würze vermengt, oder diese, wie man sagt: gestellt. Bei Misverhältniß der Hefe und der Würze bleibt das Bier sitzen, wodurch es fad, süßlich, unangenehm und trübe wird. Säuerliche Hefe versäuert das Bier.

Digitized by Google

Um die Gährung zu beschleunigen, setze man der Hefe etwa doppelt soviel Bier derselben Art zu, mache dieses Gemenge bei kaltem Wetter etwas warm, stürze es einige Fuß hoch in die Würze hinab, rühre Alles unter einander, und decke dann den Bottich mit seinem Deckel zu [4]).

Während der nun beginnenden geistigen Gährung der Würze [5]) (Ober- und Untergahr), durch welche sie zu Bier wird, und die unter ähnlichen Erscheinungen, wie beim Weine, erfolgt, nur daß der Schaum reichlicher, auch wegen des Gummischleims in ihm zäher ausfällt, und die Hefe keinen Weinstein enthält, muß man die Oberhefe zuweilen mit einer Scharre niederstoßen, damit sie ferner auf die ganze Masse wirke, und die Gährung derselben befördere. Bei Lagerbier muß man diese ganz enden lassen, also warten, bis der gestiegene Schaum wieder niedersinkt, und die Flüssigkeit ganz klar ist, dann das Bier sogleich auf Fässer füllen, welche sorgfältig mit heißem Wasser gereinigt, und dann entweder, wie beim Weine, zuvor mit reinem Stangenschwefel, oder dergleichen sogen. Einschlag gehörig ausgeschwefelt, oder mit gutem, ausgekochtem, in der Kälte recht spröden, und beim Gießen nicht verkohlten und brandig gewordenen Faßpeche ausgegossen sind, durch dessen Überzug nicht nur das Eindringen der säuernden Biertheilchen in das Holz, sondern auch die Verdunstung des Biers gehindert wird [6]). Liegt jedoch das Bier zu lange auf Pech, so nimt es einen brenzlich bittern Harzgeschmack an.

Da das Luftmalzbier wohlschmeckender und durstlöschender ist, wenn es noch viele Kohlensäure bei sich führt, so läßt man es nicht ganz ausgähren, sondern schöpft es, indem der Schaum aufs höchste gestiegen ist, in luftdichte Flaschen, welche nur noch eine Weile offen gelassen werden, daß die schon freie Kohlensäure zur Mündung herausgehe, und dann mit gut schließenden gesunden Korkstöpseln so verstopft werden, daß zur Verhütung des Zersprengens ein kleiner Raum zwischen Stöpsel und Bier bleibt.

Auch die mit Lagerbier gefüllten Fässer müssen sehr dicht zugespundet, und, gleich dem Bouteillenbiere in hinlänglich kühlen, doch auch vor Frost geschützten Kellern, am besten Felsenkellern von der beständigen Temperatur 6—8° R. aufbewahrt werden, damit ersteres nicht sauer werde, und die aus letzterm sich entwickelnde Kohlensäure die Stöpsel nicht abwerfe, oder die Flaschen zersprenge. Die Kellerlöcher verwahre man, weil bei Erwärmung Kohlensäure aus den Biertonnen heraus, und bei Erkältung schädliche Luft von außen wieder hineintritt, von innen gut mit wollenen Teppichen, nicht mit Mist, dessen Ausdünstung dem Biere schaden würde, und bringe überhaupt nichts in einen Bierkeller, was durch seine austretenden Gase oder Dünste das Bier verderben könte [7]).

Damit das Gebräu, z. B. während eines nahen Gewitters ꝛc. nicht umschlage, werfen manche Brauer verkohlte Holzscheite ꝛc. in das siedende Bier der Braupfanne [8]). Wenigstens läßt sich, nach Döbereiner durch hydrogenirte Kohle, deren Anwendungsart man bei ihm selbst erfährt, das Sauer- und Kahnigwerden des Biers auf lange Zeit verhindern.

Zur Bierbrauerei im Kleinen hat Romershausen die Luft- oder Auflösungspresse eingerichtet, außer welcher blos ein gewöhnlicher eingemauerter Kessel erfoderlich, und jedes Brunnen- oder Flußwasser gleich brauchbar zum Brauen ist. Man soll in einer Stunde 2—3 Anker Jahrelang haltbaren, und mit der Zeit immer mehr sich veredelnden Bieres erzielen können [9]).

Als Brauereien im größten Style zeichnen sich die englischen Porter- und Alebrauereien vor allen andern aus. Zu London gibt es jetzt von jenen zwölf, von diesen sechs. Im untern Raume des Hauptgebäudes, das alle zur Fabrikation des Biers erfoderlichen Geräthe nebst der ganzen Maschinerie enthält, sieht man zuerst die steinerne Cisterne, welche mehr als 3500 Oxhoft faßt, die ungeheuern kupfernen Braukessel; in der Höhe die Kühlschiffe, welche bei geringer Tiefe einen Umfang von mehren engl. Morgen haben; die colossalen Bottiche und Tonnen von verschiedener Größe, deren eine einzige 2500 Oxhoft faßt, daher auch der kleinste Bottich, wenn er gefüllt ist, für 3000 Pfd. Sterling oder 18000 Thaler Getränk enthält. Die Sele der ganzen Fabrik, worin nur wenige Menschen beschäftigt sind, ist eine Dampfmaschine, welche nach einer Berechnung die Arbeit von 70 Tag und Nacht arbeitenden Pferden verrichtet. Sie pumpt das Wasser in die Kessel; durch Hebemaschinen werden täglich an 2500 Berl. Scheffel des auf dem obern Boden lagernden Malzes, durch verschiedene Kanäle an den Ort seiner Bestimmung vertheilt. Große Rechen steigen auf und nieder, und vermischen Hopfen und Malz in den siedenden Kesseln. Auf gleiche Weise wird die Würze in die Kühlbehälter, aus diesen in die Tonnen, von hier durch unterirdische Kanäle in ein anderes Gebäude, wo es auf Fässer gefüllt wird, geleitet. Diese werden dann ohne Handanlegung weiter gebracht. Das ganze Dampfwerk regirt ein einziger Arbeiter mittelst eines Drucks, oder Rucks. Um das gewonnene Porterbier, davon nach einer sichern Angabe allein in der größten Barclay'schen Brauerei im J. 1818 nicht weniger als 340,560 Barrels, oder 242,170 Oxhoft, und in der kleinsten von

4) Eigene Gährungsmesser, z. B. von Coffigny u. A. s. in d. neuesten und nützlichsten Erfind. Nürnb. 1806. 5) Das dabei sich entwickelnde kohlens. Gas kann auf die Arbeiter nur dann nachtheilig wirken, wenn es in zu großer Menge angesammelt, die atm. Luft ganz verdrängt, welches aber nie leicht der Fall ist. 6) Nach und vor jedesmaligem Brauen, das, wie überhaupt jeder chemische Prozeß, die höchste Reinlichkeit in Allem, und den möglichsten Ausschluß aller theils zufälligen theils absichtlichen Beeinträchtigungen zumal des Biergährungsprozesses erheischt, muß das Braugeräthe und Faßwerk auf das sorgfältigste untersucht, gewaschen, und zuletzt mit Wachholderwasser ausgebrüht werden. Das Lager der leeren Biertonnen darf weder an einem sonnigen noch an einem feuchten Orte seyn, damit diese dort nicht ganz vertrocknen, und auseinander fallen, hier nicht modern oder schimmeln.

7) Keller, wo viel junges Bier fortgährt, und eine irrespirable Kohlensäureatmosphäre (den sogen. Schwaden) bildet, müssen zu Zeiten gelüftet werden, bevor man mit einer weit vor sich hingetragenen angezündeten Kerze hineingeht, die nur bei Nichtgefahr ungestört fortbrennt. 8) Andere angebliche Präservative gegen das Biermisrathen s. im Anz. der Teutsch. von 1820. 21 St. 9) Vollständige Apparate zur Haus-Bierbrauerei auf 2—3 Anker sind für 5—8 Thlr. Preuß. bei dem Prediger Romershausen selbst zu Alten im Magdeburgischen a. d. Saale zu bekommen. vgl. Dingler's polyt. Journ. IV. 4. S. 420 ꝛc.

Digitized by Google

den 11 bedeutendsten, doch 35,702 Barrels geliefert wurden, und wovon Simond die jährliche Trankſteuer der Barcley'ſchen auf 400,000 Pfund Sterling oder 2,400,000 Thlr. angibt, nach allen Theilen der Stadt und des Landes, ſowie an die Ufer der Themſe zum weiteren Einſchiffen zu ſchaffen, müſſen über hundert Roſſe von ungewöhnlicher Größe täglich an 15 Stunden arbeiten. Die Höfe gleichen einer Wagenburg von Fuhrwerken aller Art, nach dem Verhältniß der Laſten [11]). (*Th. Schreger.*)

Bieressig, ſ. Essig.

Bierhefe (Bärme), faeces cerevisiae, ein zuſammengeſetzter Körper, welcher eigentlich als Gährungsmittel wirkt, und nicht blos, wie man ſonſt annahm, aus Kleber beſteht, der vermöge des Schleimzuckers im Waſſer der Bierwürze aufgelöſt war, aber bei der Entſtehung des Weingeiſtes ſich abſetzte. Kirchhoff's neuere Verſuche dürften vielmehr ſchließen laſſen, daß die Wirkung der Hefe auf einer wechſelſeitigen Einwirkung des Klebers und der Stärke beruht, und daß dieſe beiden Stoffe in derſelben wahrſcheinlich in irgend einem beſondern Zuſtande vorhanden ſeyn müſſen, ehe ſie Gährung erzeugen kann. Reiner Kleber allein wirkt bekantlich nicht als Ferment, er bildet aber einen ſehr bedeutenden Theil in den gemeinen Porter- u. a. Bierhefen. Friſch enthalten dieſe noch viel Bier in ihren Zwiſchenräumen. Die obere, mittelſt der ihr anhängenden Kohlenſäurebläschen leichtere Hefe heißt feuchte Spund- oder Oberhefe, die untere ſchwerere feuchte Boden- oder Unterhefe. Die Braunbierhefe hat vom Zuſatz des Hopfens zur Würze einen widrigbittern Geſchmack. Durch Auswaſchen der Oberhefe mit kaltem Waſſer, durch Auspreſſen und Trocknen derſelben erhält man eine größtentheils aus Ferment oder Gährungsſtoff beſtehende Subſtanz. Dieſe bräunlichweiße, durchſcheinende, harte, brüchige Maſſe iſt die trockne Hefe (Pfundbärme)*); dergl. Porterhefe verführt man von England aus nach Weſtindien und nach andern Plätzen, wo man ſie, in Waſſer gelöſt, als Gährungsmittel anwendet. Wenn Hefe getrocknet wird, ſo bekomt ſie den Geruch, und zum Theil auch den Geſchmack wie Käſe. Da nun der Kleber durch fortſchreitende Gährung zu Käſe wird, ſo leuchtet es von ſelbſt ein, daß Hefe, ſofern ſie dieſe Veränderung erleidet, eine Menge Kleber enthalten müſſe.

Die trockne Hefe bildet, wenn gleich im Waſſer unauflöslich, damit in der friſchen Hefe eine Art gelblichweißen, klebrigen, mehlartigen, geſchmackloſen Hydrats, das, nach Thenard und Döbereiner, unter dem Mikroſcop nicht aus Infuſorien, ſondern aus kleinen durchſichtigen Körnern zuſammengeſetzt erſcheint, und ⅓—½ Waſſer enthält. Mit kryſtalliſirtem gemeinen Zucker bildet ſie eine Art Honig; ausgepreßte Spundhefe zerfließt mit 2 Zucker zu einem durchſichtigen Syrup, der Monate lang unverändert bleibt, ſich abdampfen läßt, erſt durch mehr als ½ Waſſer milchig wird, und in die weinige Gährung übergeht, worein auch die filtrirte Flüſſigkeit geräth. — Von der Hefe löſt ſich, nach Fourcroy und Vauquelin, im Milchzuckerwaſſer etwas mehr auf, als in reinem Waſſer. — Salpeterſäure gibt mit dem Ferment unter Entwickelung von Stick-kohlenſaurem und zuletzt ſalpeterhalbſaurem Gas, nach Thenard, eine talgartige Materie; Kali löſt es unter Ausſcheidung von vielem Ammonium, auf. — Bei der trocknen Deſtillation geben 100 Ferment, nach Thenard, 4,1 Gas, und zwar 4 Maße brenbares gegen 0,1 kohlenſaures, 20,1 Waſſer, 13,3 kohlenſaur. Ammonium, 16,2 brenzliches Öl, und 35,4 Kohle. — In Berührung mit Waſſer fault das Ferment bei 15—20° C. in wenigen Tagen, gleich einem Thierſtoffe, und entwickelt dabei ½ ſoviel kohlenſ. Gas, als es SStG. abſorbirt. Die wichtigſte Zerſetzung erleidet es; 1) mit verſchiedenen Zuckerarten, wobei ſich Kohlenſäure und Weingeiſt erzeugen, d. i. die geiſtige oder die Weingährung; 2) mit Weingeiſt, bei welcher Kohlen- und Eſſigſäure ſich bilden, d. i. die Eſſig- oder ſaure Gährung. — Die gemeine und gereinigte Bierhefe, 10 Minuten lang bis zu 100° erhizt, bleibt, nach Bertholle t, mit Zuckerwaſſer mehre Tage ruhig, bringt aber dann lebhafte Gährung hervor. Mit Weingeiſt beſpülte Hefe verliert, nach Döbereiner, ihre Gährungskraft, ohne daß ſie der Weingeiſt erhalten hätte (vgl. die Artikel Ferment und Gährung). — Weſtrumb fand in 15,000 Theilen friſcher Hefe des Hamelnſchen Bieres 13,595 Waſſer, 480 Kleber, 315 Zucker, 240 Gummi, 120 Extractivſtoff, 240 Alcohol, 45 Äpfelſäure, 10 Eſſigſäure und 15 Kohlenſäure. Jetzt nimt man an, daß die Bierhefe größtentheils aus einem durch Kleber neutraliſirten Satzmehle beſteht, welche durch gegenſeitige elektriſche Erregung und Mitwirkung des Waſſers, ſo wie durch Abſtammung aus lebenden Weſen ſich in einen Zuſtand verſetzt befinden, der in Bezug auf Lebenserſcheinungen und beſonders je-

11) Vgl. die Kunſt des Bierbrauens, beſchrieben von J. C. Simon. Dresd. 1771. 8. — Verſuch der Kunſt alle Arten Bier nach engl. Grundſätzen zu brauen, von J. W. Heun. Leipzig 1777. 8. — J. Richardſon's Vorſchläge zu neuen Vortheilen beim Bierbrauen ꝛc. a. d. E. v. L. v. Crell. Berl. 1788. 8. — J. W. Waſer gründl. Anleit. z. Bierbrauen. Berl. 1793. 8. — Die Kunſt des Bierbrauens ꝛc. v. F. A. Paupie. I. II. Prag. 1794. III. 1821. 8. — M. Combrune Kunſt des Bierbrauens ꝛc., a. d. E. v. C. H. Reichel. Lpz. 1796. 8. — Prakt. Anl. z. d. ph. chem. Kunſt d. Malz u. d. Bier zu verfertigen, v. O. Staab. Frkf. a. M. 1802. 8. — J. C. Jordan Anweiſ. z. Brauen des Weißbieres. Hann. 1799. 8. — S. F. Hermbſtädt's Saml. pr. Erfahr. f. d. Bierbrauer. Berl. 1802. 8. — C. C. Müller's Anweiſ. z. d. Kunſt Bier zu brauen. Gieſ. 1807. 8. — Die Kunſt des Bierbrauens, v. J. C. Gotthard. Hamb. ohne Jahrz. — W. B. Herrmann's Schriften üb. d. Brauweſen. Münch. 1812. 8. — Chemiſche Grundſ. der Kunſt Bier zu brauen, v. S. F. Hermbſtädt. Berl. 1814. 8. — Kleiner Katechismus der Bierbrauerei, v. S. F. Hermbſtädt. Berl. 1817. 12. — Vom Brauen ꝛc. od. pr. Anw. landwirthſch. Gewerbe zu treiben, vom ſchwarzen Becker. Frkf. a. M. 1818. 8. — C. F. Dorn's pr. Anleit. z. Kentn. u. Beurtheil. der wichtigſten Operationen i. d. Bierbrauerei ꝛc., 2te Aufl. m. Kpfr. Berl. 1820. 8. — Der teutſche Porterbrauer. Berl. 1820. 8. — Volt in Dingler's polytechn. Journ. III. 2. S. 120. — C. W. Schmidt's die Bierbrauerei in ihrem ganzen Umfange. Münchau 1820. 8. — S. P. C. Munz, das Bierbrauen in ſein. zwei Hauptzwecken, m. K. Lpz. 1820. 8. — Der prakt. Bierbrauer v. H. Enslin. Berl. 1821. 8. — Die Bierbrauerei ꝛc. v. W. Mönch. Sondersh. 1821. 8. — F. Accum üb. d. Kunſt Bier zu brauen, m. K. a. d. E. Hanov. 1821. 8.

*) Seetzen's u. A. Vorſchriften dazu ſ. in Kaſtner's teutſch. Gewerbsſtr. II. S. 67. 141 ꝛc.; vgl. die enthüllte Fabrikation der Pfund-Bärme. Berl. 1820. 8.

Digitized by Google

ner der Infusionsthiere zum wirklichen Belebtseyn sich verhält, wie das Lebensgleichgewicht im unbebrüteten Eie, und vermöge dieses Zustandes theils zur Erzeugung wirklich belebter Wesen, theils — bei Übermaß nur chemischer Einwirkung — zum Entstehen schnell und mannigfaltig wirkender Galvanischer Ketten, die vorzüglichsten Mittel darbietet. Sie kann daher auch durch zu heftige Austrocknung oder durch Behandlung mit (Elektric. isolirendem, Infusorien tödtendem) Wasser entziehendem Weingeiste, zur Gährungserregung ganz untauglich werden, dagegen, nach Döbereiner, durch Abreiben mit weißem Zucker in eine flüssige, gegen Verderbniß geschüste Masse übergehen. Auch Proust fand, daß die Gerstenbierhefe aus durch Keimen löslich gewordener Stärke und Hordeine (s. d. Artikel) bestehe, die sich zum Theil durch Vermischen mit Wasser schichtenweise sondern; daß ferner auch die gewaschene und getrocknete Hefe einen besondern Geruch behalte (wie auch der Biergeruch des mit Bierhefe angesetzten Zuckerweins zeigt), und die Fähigkeit nicht verloren hat, Zuckerwasser in weinige Gährung zu bringen.

Westrumb's künstliche Hefe hat Hermbstädt sehr vervollkomnet (s. Dessen chem. Grundsf. der Kunst, Bier zu brauen ꝛc. §. 500.). Einige Vorschriften zu künstl. Bierhefe s. in Kastner's teutsch. Gewerbsfreund. II. 1. S. 63. ꝛc. III. S. 62 ꝛc.

Gute feuchte Bierhefe muß übrigens frisch und unverdorben, rein, leicht, dicklich genug, mild, nicht im mindesten sauer von Geschmack, und von kräftigem Geruche seyn, in kaltem Wasser wie Fettgerinsel obenauf schwimmen, genug Zuckerstoff und Kohlensäure enthalten, und mit Brantwein, Zucker und Weizenmehl in der Wärme gut gähren. Faßhefe, d. i. solche, die sich erst aus dem Biere auf dem Fasse ausgeschieden hat, ist unwirksamer, als Bottichhefe oder solche, die sich schon im Gährbottiche getrent hat, aber von jener die Bodenhefe insgemein die schlechteste. Durch zu langes Stehen in unreinen Metallgeschirren kann sie leicht kupfer- und bleihaltig werden. Arzneilich räth man die Bierhefe, mit Quittenschleim vermischt, innerlich zu 1—2 Eßlöffel bei Verdauungsbeschwerden von Magenschwäche, und zugleich äußerlich in den Unterleib einzureiben; innerlich mit Baldrianwurzelaufguß in Wurmkrankheiten; bei Faulfiebern in Klystieren und durch den Mund, sowie im bösartigen Rothlauf mit Bitterbier; mit Malzmehl dieselbe versetzt, während der Gährung, zu Aftereinspritzungen in schmelzenden Durchfällen; mit Bohnenmehl zu Überschlägen auf durchgelegene wunde Hautstellen in Faulfiebern ꝛc., auch bei übeln Geschwüren (Carbunculus) und chronischen asthenischen Hauteranthemen, überhaupt vermöge der daraus sich entbindenden Kohlensäure, die auch in den aus Malzaufguß mit Hefe in Gährung gestellten Gährbädern wirkt, dergleichen man während der stärksten Gährperiode bei Schlaflosigkeit von mancherlei Nervenleiden mit Nutzen gebraucht haben will. — Im Anthrax wird die Bierhefe mit China empfohlen ꝛc. Technisch benutzt man am liebsten die Spund- oder Oberhefe vom Gährbottich, als Ferment, beim Bierbrauen, Brantweinbrennen; die nicht bittere und viel kräftigere Weißbierhefe vorzugsweise zu mancherlei Hefenbackwerk, nur muß sie feinen weißen Schaum setzen, keine großen Blasen aufwerfen, damit die Gährung nicht zu heftig werde. Weißbierhefe taugt auch besser zum Braunbier ꝛc., als Braunbierhefe zum Weißbier. In Schweden wird die Bierhefe auf Brantwein geradezu benutzt, in England zum Düngen der Wiesen; auch ist sie überhaupt ein gutes Düngmittel jeglichen Bodens. — Die Weizenbierhefe dient insbesondere noch bei der Carminbereitung ꝛc. (*Th. Schreger.*)

Bierpolizei, s. Braupolizei.

Bierprobe u. Bierwage, s. Aräometer.

Bierwürze (Wort) heißt die durch Aufgießen oder Absieden mit heißem Wasser bereitete Auflösung des geschrotenen Malzes, und ist für das Bier eben das, was der Most für den Wein ist. Sie enthält alle mit Wasser ausziehbaren Stoffe des Malzschrotes: mehr Gummi und Zucker, weniger Kleber und Stärkmehl ꝛc., und hat einen eigenen brenzlich-süßlichen Geruch und Geschmack. Mit oder ohne Hopfenzusatz, und durch Bierhefe in geistige Gährung gesetzt, bildet sie das Bier (*vgl.* **Bier, Bierbrauen**). Durch den ersten Malzaufguß erhält man eine stärkere, durch den zweiten eine schwächere Würze, welche entweder der erstern zum Bier sogleich zugemischt, oder allein zu einem schwächern Nachbier bereitet werden kann. Dünne, laue Bierwürze ist ein zweckmäßiges Getränk für künstlich aufgefütterte Kinder nach dem ersten Lebensjahre. Außerdem benutzt man sie in der Haushaltung zu Suppen ꝛc.; arzneilich, mit Hefen bei gehöriger Temperatur in Gährung gebracht, zu ganzen und partiellen Gährbädern, vermöge ihres reichen Kohlensäuregehalts, jene bei Schlaflosigkeit von mancherlei Nervenzufällen, diese bei schlaffen Geschwüren, und asthenischen Hautkrankheiten (s. Gährbad); technisch aber auf Essig, und hie und da auf Brantwein; ein concentrirter Malzauszug, mit etwas Zucker versetzt, taugt auch vorzüglich zur Darstellung von Kohlensäure zu künstlichen Sauerbrunnen ꝛc. (*Th. Schreger.*)

BJERKANDER (Clas), Präpositus und Prediger zu Gresbäck in Westgothland und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Stockholm, geb. 1735, gest. 1795, war ein guter Naturforscher, welches er durch viele, zum Theil wichtige Aufsätze in den Abhandlungen der Akademie bewies. Außer speciellen entomologischen Aufsätzen nennen wir hier seinen Insekten-Kalender (Stockh. Acad. Handl. 1782, 1784, 1790.), seine Bienenflor (dieselben Abhandl. 1774.) seine Abhandlungen über die Insekten, die dem Getreide schaden (dieselben 1777, 1778, 1779, 1781, 1789, 1790, 1793): dann vorzüglich seine Aufsätze über die Ausdünstung der Gewächse (dieselben 1773) und über den Brand im Weizen (dieselben 1775.) und endlich seinen Blumen-Kalender (dieselben 1780, 1786, 1789.) (*Sprengel.*)

BIERLING, ein Geschlecht, das in den damals spanischen Niederlanden seinen Ursprung nahm. Kaspar Bierling, ein begüterter Kaufmann in Antwerpen, wegen des Protestantismus verfolgt, etablirte sich in Leipzig, und hinterließ drei Söhne: Hartmann, Prediger in Leipzig, gest. 1637; Hieronymus, praktischer Arzt in Danzig, gest. 1649; und Kaspar, Stadtrichter in Leipzig, gest. 1646. Der letztere ist Vater des

Digitized by Google

gelehrten Arztes Kaſpar Gottlieb oder Theophilus, der am 1. Jul. 1692 zu Magdeburg ſtarb, wo er ſeine Kunſt mit ungemeinem Beifall übte. Er war zuerſt Leibarzt des Herzogs Adolph von Sachſen-Weiſſenfels, begleitete denſelben auf ſeiner Reiſe durch Teutſchland, hielt ſich dann eine Zeitlang in Italien auf, und wurde 1665 zu Strasburg Doktor der Arzneikunſt. Von Weiſſenfels ging er 1674 nach Magdeburg, und machte ſich durch mehre Schriften vortheilhaft bekant: Adversariorum curiosorum centuria prima. Jenae 1679. 4. Thesaurus theoretico-practicus. Magdeb. 1693. 4. mit einer Vorrede von J. Wolff. Jena 1697. 4; eine Fortſetzung des vorigen Werks. Consilium pestifugum Magd. 1680. 8. Teutſch Helmſtädt. 1680. 8. u. m. a. Er war auch ein Mitglied der kaiſerl. Akademie der Naturforſcher in deren Schriften man viele Abhandlungen von ihm findet, und hinterließ einen Sohn, Friedrich Wilhelm, geb. zu Magdeburg den 22ſten März 1676. Dieſer, der einzige Sohn und Erbe ſeiner Eltern, wurde mit vieler Sorgfalt erzogen, und war ſchon im 14. Jahre fähig, die akademiſchen Hörſäle in Leipzig zu beſuchen. Nach Vollendung des theologiſchen Lehrcurſus fing er 1694 an hebräiſche und philologiſche Lehrſtunden zu geben. Nachdem er dieſe beinahe 2 Jahre lang mit nicht geringem Beifalle fortgeſetzt hatte, ging er als Hofmeiſter eines jungen Edelmannes nach Rinteln, wurde hier 1700 außerordentlicher, 1705 aber ordentlicher Profeſſor der Philoſophie, und erhielt bald darauf das Lehramt der Geſchichte, Beredſamkeit und Politik. Eine veränderte Richtung erhielten ſeine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, als er 1712 in Rinteln Prediger, 1714 Superintendent der Grafſchaft Schaumburg, und 1716 ordentlicher Profeſſor der Theologie wurde. Dieſe Ämter verwaltete er, bis ihn am 25. Jul. 1728 der Tod abrief. Die Zeitgenoſſen rühmten ſeine ungemeinen Gaben für den mündlichen Vortrag auf dem Katheder und der Kanzel, die Ordnung und Deutlichkeit ſeiner Vorträge, ſeinen großen Fleiß, ſeine gründliche Gelehrſamkeit und ſeine ſeltene Beleſenheit in alten und neuen Schriften. Alles, was er drucken ließ, beſtätigt die Richtigkeit dieſes Urtheils, und bezeichnete ihn als einen hell- und ſelbſtdenkenden, vielwiſſenden Gelehrten. Werke von größerm Umfange hat er nicht hinterlaſſen, aber ſeine zahlreichen Diſſertationen und Programme ſind noch immer leſenswerth, vornämlich ſeine Hauptſchrift: De Pyrrhonismo historico. Rint. 1703. 4.; accedit propter adfinitatem argumenti de judicio historico dissertatio. Lips. 1724. 8. worin er viele Vorurtheile in der gewöhnlichen Behandlung der Geſchichte ſtürzen half, und die, mit mannigfaltigen Beiſpielen verdeutlichten wichtigen Grundſätze der unbefangenen hiſtoriſchen Forſchung aufſtellte *). Von ſeinen übrigen Schriften bemerken wir: De familia comitum Holsato-Schaumburgicorum hoc saeculo extincta. Rint. 1699. 4. u. a. Kuchenbeckers Annal. Hass. Coll. VIII. p. 393 sq. De eo, quod divinum est in historia civili. Ib. 1700. 4. De causis, cur nonnulli eruditi nihil in lucem emiserint. Ib. 1702. 4. De eruditione politica oder wie man cavalierement ſtudiren ſolle. Ib. 1708; Halae 1744. 4. Lineamenta method. Studiorum. Rint. 1711. 8. Historia et monumenta primi festi saecularis Academiae. Rint. Ib. 1722. Fol. Spec. I—VI observationum in Genesin. Ib. 1722—1728. 4. De incertitudine historica, in den Observatt. sel. Halens. p. 148 sq. Sein Briefwechſel war ſehr ausgebreitet, und die Briefe, welche Leibnitz an ihn ſchrieb, ſind abgedruckt in dem IV Vol. epistolar. G. W. Leibnitzii **). — Rühmlich trat in des Vaters Fußtapfen ſein Sohn Konrad Friedrich Ernſt, geb. zu Rinteln d. 15. Sept. 1709. Er ſtudirte unter den Augen und unter der Leitung ſeines Vaters an ſeinem Geburtsorte die theologiſchen Wiſſenſchaften, hielt daſelbſt ſeit 1729 philoſophiſche und hiſtoriſche Lehrſtunden, wurde 1731 ordentlicher Profeſſor der Logik und Metaphyſik, 1749 der Theologie, und ſtarb den 14. Jan. 1755 im eheloſen Stande. Eine ſeltene Gedächtnißkraft und ein gründliches umfaſſendes, hiſtoriſches Wiſſen zeichnen ihn aus, und machen ſeine akademiſchen Schriften ſchätzbar: De Carolo I. imperatore virtutibus ac naevis magno. Rint. 1738. 4. auch in F. F. Schroetleri collect. Dissertat. hist. T. II. De eruditis, qui magnis praemiis affecti sunt. Rint. 1738. 4. Fasciculus dissertatt. logicarum. Ib. 1744. 4. (zuſammen 11 Diſſertt.). De legione fulminea Christianorum sub. M. Antonino Pio. Ib. 1746. 4. De Ferdinandi I. Imper. ad Lutherum epistola. Ib. 1753. 4. De religione Caroli V. Ib. 1754. 4. u. m. a. Nachricht von gelehrten Schaumburgern in Dolles Beiträgen zur Geſch. der Grafſchaft Schaumburg. 1 St. 60 ff. ***). (*Baur.*)

BJÈRNO, ein Fluß und ein Paſtorat im eigentlichen Finnland (Åbo und Björneborgs Län) mit alter ſteinerner Mutter-Kirche und Hüttenwerken. (*v. Schubert.*)

BIERVLIET, Stadt in der niederländiſchen Provinz Zeeland Bez. Middelburg auf einer von der Weſterſchelde gebildeten Inſel unter 51° 19′ 47″ Br. und 21° 21′ 17″ L. Sie gehörte ſonſt zu Staatsflandern, und war eine Feſtung, die 1688 geſchleift wurde: jetzt iſt der Ort offen, und hat 1 Kirche, 212 Häuſer und 1050 Einw. die ſich meiſtens vom Landbau und der Fiſcherei nähren. Hier lebte Beukels, der ſeinen Landsleuten die Kunſt lehrte, die Heringe einzuſalzen: er ſtarb 1397 und Karl V. ließ ihm hier ein einfaches Denkmal ſetzen. Der Ort iſt häufig Überſchwemmungen ausgeſetzt. (*Hassel.*)

*) Man ſ. die Beurtheilungen in den Act. Erud. Lips. 1724. p. 488. Bibl. germ. T. X. p. I. Hist. lit. de l'Europe T. IV. p. 68. und im teutſchen Pavillon der Muſen 1ſte Samlung. S. 53.

) Dolles Lebensbeſchr. Bierlings. Hanov. 1749. 8. Hiſt. der Gelahrtheit in Heſſen 1728. S. 428. Leipz. gel. Zeit. 1728. S. 751. *Fabricii* Histor. Biblioth. P. VI. 104. Striedrs heſſ. Gel. Geſch. 1. Th. 433. Wachlers Geſch. d. hiſt. Forſch. 1. Bd. 1. Abth. 268. *) Rathloffs Geſch. jetztleb. Gel. 3 Th. 23—37. Strodtmanns neues gel. Europa 1 Th. 278. 8. Th. 1071. Schmerſahls Geſch. jetztleb. Gottesgel. 7 St. 839—888. Ebend. neue Nachr. v. verſt. Gel. 2 Bd. 458—472, Tübing. gel. Zeitung 1755. S. 94. Strieder a. a. O. 4. Meuſels Lex. d. verſt. Schriftſt. 1 Bd.

Digitized by Google

BIESBOSCH, Binnensee im Umfange der niederländischen Provinz Südholland und zwischen Dortrecht und Gertruidenberg belegen. Er wird von der Maas durchflossen, und war vormals fester Boden, der 72 Dörfer trug; aber am 19. Novmbr. 1421 durchbrach die Maas ihre Deiche, und verschlang den ganzen Distrikt, wobei über 100,000 Menschen ihr Grab fanden. Seitdem hat sich dieser See gebildet, wovon indeß nach und nach manche Strecken von neuem eingepoldert sind, auch enthält er noch verschiedene geringe Inseln, die zu Viehweiden dienen. (*Hassel.*)

BJESCHEZK, Beshezk, Kreisstadt im russischen Gouv. Twer, am Wologa mit 530 Häusern und 3000 Einw. die Schmiedearbeit liefern und Handel mit Korn und Leinwand treiben. Die Stadt hat 13 Kirchen und 2 Klöster. (*H.*)

Bieschnagapatnam s. Vizagapatnam.

BIESENTHAL, Stadt in preuß. Regirungsbez. Potsdam, oberbarnimscher Kreis an der Finow, die hier aus Sümpfen und Seen entsteht, mit 129 Häus., 1171 Einw. Schloß und Pfarrkirche. (*Stein.*)

BIESLES, gewerbsames Dorf im franz. Dep. der obern Marne Bez. Chaumont mit 122 Häus. und 565 Einw., wovon ein Theil in den nahbelegenen Steinbrüchen arbeitet. Bekant ist die dasige Bratpfannenfabrik, die jährlich 3000 Stück liefert und 300 Arbeiter beschäftigt. (*Hassel.*)

BIESTER (Johann Erich), erster Bibliothekar bei der königl. Bibliothek in Berlin, und Mitglied de Akademie der Wissenschaften daselbst, der Sohn eines wohlhabenden Seidenkrämers in Lübeck, wo er am 17. Nov. 1749 geboren war. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, und unter der Leitung des gelehrten Rektors Joh. Dan. Overbeck, wurde jener Geschmack zum klassischen Alterthum bei ihm gepflanzt, der ihn durchs ganze Leben begleitete; auch fing er schon damals an, die besten Schriftsteller der Franzosen, Italiäner und Engländer in der Ursprache zu lesen. Aber die Rechtsgelehrsamkeit, die er 1767 in Göttingen zu studiren anfing, gefiel ihm so wenig, daß er seine meiste Zeit dem Studium alter und neuer Sprachen, der Literatur-Historie, Kritik und Geschichte widmete, worin ihm besonders Schlözer Lehrer und Muster war. Nach der Rückkehr in die Vaterstadt 1772 beschäftigte ihn nur kurze Zeit die juristische Praxis, denn schon im folgenden Jahre ging er als Lehrer am Pädagogium und Privatdocent an der Hochschule nach Bützow, wo er die juristische Doktorwürde erhielt, und durch die Verbindung mit Tetens, Toze, Karsten, Müller, Trendelenburg und Quistorp an eigener Ausbildung gewann. Eine Reise nach Berlin, der er 1775 machte, war die Veranlassung, daß ihn nach einiger Zeit der verdienstvolle preußische Statsminister von Zedlitz als Sekretär im literarischen und pädagogischen Fache in seine Dienste nahm. Seiner Neigung entsprechend, erhielt er 1783 eine Stelle bei der königl. Bibliothek, und 1784 ernante ihn König Friedrich der II., nach einer ehrenvollen Unterredung mit ihm, zum Bibliothekar. Seit 1798, da die Bibliothek mit der Akademie der Wissenschaften in Verbindung gesetzt wurde, ernante ihn der König zum Mitgliede derselben. Er starb den 20. Febr. 1816. Biester gehörte zu den seltenen Männern, welche große Gelehrsamkeit mit eben so großer Humanität verbinden, und durch beides in einem sehr weiten Kreise nützlich werden. Als Bibliothekar war er ganz an seiner Stelle, um Vermehrung, Anordnung und erleichterten Gebrauch der ihm anvertrauten Samlung sehr verdient, gleichsam selbst eine lebendige Bibliothek, und immer bereit mit seinem ausgebreiteten Wissen den Gelehrten zu dienen und ihre literarischen Unternehmungen zu befördern. Diese uneigennützige Dienstfertigkeit machte ihn zum Orakel der Gelehrten und Künstler nicht nur in der preußischen Hauptstadt, sondern auch in entfernten Gegenden, raubte ihm aber zugleich die Zeit, durch eigene, größere schriftstellerische Unternehmungen sich bekant zu machen. Was er aber schrieb, zeugt nicht nur von dem großen Umfange seiner Kentnisse, sondern auch von seinem Scharfsinne, echten Witz und gediegener Schreibart. Am bekantesten wurde er durch die seit 1783 mit Gedicke, seit 1791 aber allein herausgegebene Berlinische Monatsschrift, von der bis 1796 vierzehn Jahrgänge erschienen, an welche sich 1797—98 die Berlinischen Blätter in 4 Bänden, und von 1799—1811 die neue berlinische Monatsschrift anreihten; ein vielgelesenes wissenschaftliches Journal mannigfaltigen Inhalts, das eine beträchtliche Anzahl freimüthiger, und die Bedürfnisse der Zeit berücksichtigender gehaltvoller Aufsätze von berühmten Gelehrten enthält. Biester selbst trat in dieser Zeitschrift oft siegreich gegen Trug, Wahn und Schwärmerei in die Schranken, und suchte besonders dem damals im Dunkeln umherschleichenden Jesuitismus einen starken Damm entgegen zu stellen, wiewol er in späterer Zeit einsah und selbst öffentlich bekante, daß er in seinen Vermuthungen zu weit gegangen sey. Er selbst, der eifrigste Bekämpfer der Proselytenmacherei mußte noch erleben, daß sein Sohn in Wien den katholischen Glauben annahm. Unter den Abhandlungen und Denkreden, die er als Mitglied der Berliner Akademie schrieb, zu deren arbeitsamsten Genossen er gehörte, ist besonders diejenige, worin er (gegen Thunmann) beweist: daß alles, was man von frühern Anwohnern der Ostsee in den brandenburgisch-preußischen Ländern *vor den Slaven* behauptet, auf sehr unsichern Gründen ruhe, (abgedruckt in den hist. philos. Abhandl. der Akad. der Wissenschaften. Berlin 1816. 8. S. 100—130) ein Muster historischer Kritik, wie er sie in Schlözers Schule gelernt hatte. Viele Jahre lang war er ein fleißiger Mitarbeiter an der alten und neuen allgem. teutschen Bibliothek, und lieferte auch zu andern recensirenden Journalen, unter andern zu der Jenaischen allgem. Literaturzeitung, gehaltvolle Beiträge. Unter den Schriften über die Kaiserin Katharina II. ist sein Abriß des Lebens und der Regirung derselben. Berlin, 1797; 1805. 8. als Lesebuch nicht ohne Werth, und unter seinen Übersetzungen aus fremden Sprachen, verdient vorzüglich die von der Reise des jungen Anacharsis durch Griechenland (Berlin und Libau 1789—1793. n. Aufl. 1792—1804. 7 Bd. gr. 8. mit Karten und Kupfern) bemerkt zu werden. Er hat bei Übertragung dieses Meisterwerks Barthelemys nicht allein die französische Form in die teutsche umgegossen, ohne dadurch der Treue Eintrag zu thun,

Digitized by Google

Zeiten und auch öffnet sich gelegentlich Gesellschaften und seinen Morgen für Gäste. Beethoven's Freunde sind Wegeler, Wild, Bürger und Breuning aus Wien, Simrock, Schaaffhausen, Fischenich, Lorsch, Ries, Gleichauf, Zmeskall, Stumpff, Gerhard und Nikolaus Wegeler, Haslinger, Steiner, Tobias Haslinger, Graf Browne, Graf Waldstein und Graf Fries, von denen der Letztgenannte Beethoven's Gönner und Mäcen ist. Ferner sind Beethoven's Freunde Graf Brunswick, Baron Pasqualati, Baron Gleichenstein, Baron Ertmann, Baron Stutterheim, Baron Uexkull, Baron Dorotheum, Baron Drosdick, Baron Zmeskall, Baron Lannoy, Baron Pronay, Baron Krufft, Baron Tuscher, Baron Schweiger, Baron Pasqualati

neu angebauten Stück Landes als wesentlich mit dem Worte Bifang verknüpft zu halten, und Novale, Neuland, Neubruch, damit für gleichbedeutend. Jenes soll Sächsisch, die letzten Ausdrücke sollen im Oberteutschen üblich gewesen seyn.

Indessen gehet 1) fast aus jeder Urkundensamlung hervor, daß der Gebrauch des Worts Bifang sich nicht auf das alte Sachsenland beschränkt habe. Auch im südlicheren Teutschland bediente man sich häufig dieses Ausdrucks. Selbst die Urk. Karls des Gr. *) worauf sich zur Behauptung des sächsischen Ursprungs des Worts berufen wird, beweiset, wenn auch ihre Echtheit außer allem Zweifel wäre, wol nicht, was sie beweisen soll. Das Grundstück, wovon in der Urk. die Rede ist, lag nicht im alten Sachsen, sondern war ein Stück des Buchonischen Walds, und nur der Besitzer war ein ausgewanderter Sachse. Wenn nun der Schreiber dem Worte „*proprisum*" die Erklärung beifügt: „quod in eorum lingua *bivanc* vocatur", so hat er sich damit in der gemeinen Landessprache jener Gegend verständlicher machen wollen, und sein: in eorum lingua ist nichts anderes, als das sonst gewöhnlichere vulgo. — Dieses bestätigt sich auch 2) aus der ganz unbestrittenen Ableitung des Worts Bifang von dem in ganz Teutschland von jeher üblichen Stammwort: fangen, aus dem zusammengesetzten: Bifangen, welches aber, wenn man es der heutigen Mundart anpassen will, nicht durch beifangen, sondern durch befangen oder das üblichere umfangen, umgeben, auszudrücken ist. Daß bifangen in dieser Bedeutung von den ältesten Zeiten her gebraucht worden, ergeben die auch schon im Schilterschen Glossar angeführten Stellen aus Ottfrid und Tatian. Dagegen möchten sich für die Erklärung dieses Wortes durch beifangen, beifügen, sein früheres Grundeigenthum durch neues Anrotten vergrößeren, wol keine Beweise aus Urkunden oder anderen alten Schriften beibringen lassen.

So ist denn auch unter Bifang ursprünglich ein mit einer Umzäunung, Mauer oder Graben umgebener, und dadurch von der angränzenden Länderei abgesonderter Platz verstanden worden. Der Begriff erweiterte sich aber nach und nach, so daß überhaupt jeder in bestimte Gränzen eingeschlossene Bezirk Bifang genant ward, wenn er gleich nicht innerhalb einer gänzlichen Umgebung mit Zaun, Mauer u. s. w. lag, und der Umfang allenfalls nur durch Steine, Malbäume, oder andere Merkmale bezeichnet war. Das Wort würde daher auch, wenn es in die heutige Sprache wieder eingeführt werden sollte, nicht Beifang, sondern Befang lauten müssen, wie es auch schon bei den Alten vorkomt, z. B. in einem Spruch des Grafen Gerlach von Nassau, als Obmanns in einem Streit zwischen der Abtei Arnstein und Ritter Heinrich von Aldendorf 1333 am Sonntage Oculi: „Vort me han wir si geschcidin bit einer Minne und bit ir beider Wizzin umbe den Medeme der da ligit in dem Bevange des Dorfis zu Gudinackir."

Mit dieser Herleitung und Erklärung der Worts Bifang fällt dann auch 3) die behauptete Synonymität desselben mit Neubruch, so wie die Angabe weg, daß Bifänge nur bei alten, an gemeine Marken angränzenden Bauerhöfen anzutreffen und ein Pertinenzstück solcher Höfe gewesen. Auch lassen sich Bifänge nicht als eine besondere Gattung liegender Güter klassifiziren, und eben so wenig kann von einem besonderen Bifangsrecht die Rede seyn. — Zwar ist es der Natur der Sache angemessen, daß in dem Zeitalter, als angefangen ward, die großen germanischen Wälder theilweise auszurotten und in Bauland zu verwandeln, das angebaute Land aber durch Umzäunungen gegen Menschen und Vieh zu schützen, die meisten Bifänge auch Neuland waren. Der Begriff eines Neubruchs liegt aber darum nicht wesentlich in dem Worte Bifang, indem ein umzäuntes Grundstück doch schon seit Jahren angebauet, und umgekehrt, ein Neuland ohne Umzäunung, seyn konte. Eben so konte zwar ein Bifang zu einem schon vorhandenen Hof gezogen, oder wie Bodmann sagt, dessen Beifug werden, eben so gut aber auch die Grundlage eines neuen Hofs seyn. Auf das eine und andere hat die Benennung Bifang keine Beziehung, sondern nur auf eine Umzäunung. Wie hätten auch neue Bauerhöfe aus diesen Bauerschaften oder Gemeinden, und so endlich Städte entstehen können, wenn nur ein alter oder bereits vorhandener Hof neue Bifänge zu machen befugt gewesen. — So ists auch eine irrige Meinung, daß Bifänge nur auf der Gränze gemeiner Marken oder Wüstungen vorhanden gewesen. Aus dem Vorhergehenden läßt sich dieses schon folgern, aber auch aus Urkunden beweisen. Ein Stift Bleidenstädter Schenkungsbrief von 878 redet von einem Bifang „in pago Wettereiba in Leistater marca, cui ex una parte subiungitur res Regis et ex altera res S. Bonifacii", der also zwischen einem königlichen Kammergut und einer fuldischen Besitzung lag. Eine andere von Leibnitz in Scr. R. Brunsv. I. p. 114 mitgetheilte Urkunde vom Jahr 837 nent: „unum Bivang in saltu Waneswalde inter duo flumina etc." dessen Gränzen also auch nicht eine gemeine Mark, sondern das Wasser bildete.

Zum Beweis endlich, daß Bifang im weiteren Sinn auch jeden zwar nicht eigentlich eingezäunten, aber doch durch seine gewissen Gränzen abgesonderten und ein Ganzes bildenden Bezirk oder Landstrich bezeichnete, mag noch folgender Auszug eines Vertrags zwischen Erzbischof Walrarte von Cölln und den Grafen Heinrich und Otto von Nassau 1343 die nat. Joh. Bapt. hinreichen, zu dessen Verständniß nur zum Voraus bemerkt wird, daß Nassau im 13ten Jahrh. mit dem Erzstift in eine Gemeinschaft an Schloß, Stadt und einem Theil des Landes oder jetzigen Preuß. Kreises, Siegen gekommen war, worüber oft, wie gewöhnlich, Streit entstand, der nun wieder einmal verglichen, und wobei unter andern festgesetzt ward: „Vort so sulen wire Ertzbuschof van Colne ind unse Gesichte, ind wir Greven van Nassowe und unse Erven dy Stat zu Sygen mit allen irm Rechte samenlichen ind gemeyn ind ungedeylet haven ind behalden, ind ouch den Byvangh umme dy Stat as verre (so weit) der Hayn wendet bussenwendich zu den Girsberge wert ind nyder bis up dy Syge (den Siegfluß). Ind up andersyt nyder bis up dy Weiste (den

*) In *Folke* Cod. trad. Corb. p. 378.

Digitized by Google

Weißfluß bei Siegen) ind tuſchen den tzwen Waſſeren nyder bis uf dy Bruggen (Brücke). Behelsniſſe doch manlich ſins Erves dat binnen deme Byvange gelegen is. Vort en binnen dem Byvange ſal unſer geyn buwen, (eine Feſte errichten) noch wir en ſulen do in bynnen nyman layſſen buwen, wir en deden dat ſamenlichen ind eyndrechtich. Ind wat bynnen dem Byvange geſchiet, dat ſulen wir ſamenlichen richten. — Vort ſo ſulen wir up beyder ſyt eynen gantzen ſteden Burchfreden halden ind ſweren — in der Burch, ind in der Stat, ind bynnen dem Byvange. — Vort ſo en ſulen noch wir E. B. von Colne — noch wir Greven von Naſſowe — unſer geyn ſich behelphen weder den anderen von der Burch, noch uff der Stat zu Sygen, noch von dem Byvange — doch ſo mach ſich unſer ychlich behelpen von der Burg ind von der Stat ind von dem Bivange und mit den Burgeren weder ander ſin Viande wa im deß Noyt is." — So ſoll auch in den Niederlanden an einigen Orten das Wort Bivane zur Bezeichnung eines Kirchſprengels noch üblich ſeyn.

In der Urkundenſprache komt das Wort Biſang auch noch in einer anderen, doch wahrſcheinlich ſinnverwandten Bedeutung vor. So in einem Sühnebrief der Grafen Johann, Dietrich und Heinrich von Solms für Gr. Otto zu Naſſau 1350: „Des zu merer Eindrechteit und Veſtenonge — han wir und unſe Erbin zu dem — Grefin Otten — gentzlichen an allen Byſang verbunden nimmer wider in und ſin Erben zu duen." Daß damit jede Ausnahme, jeder Rückhalt, ausgeſchloſſen werden ſoll, iſt klar, und dem figürlichen Gebrauch des Worts Biſang liegt, wie kaum zu zweifeln iſt, der Begriff einer Beſchränkung zum Grund, welcher mit jedem Biſang im eigentlichen Sinne weſentlich verknüpft iſt. (*v. Arnoldi.*)

BIFECHE, ein großes Eiland in Senegambien, welches von zwei Armen des Senegal gebildet wird, äußerſt fruchtbar iſt und eine Menge Dörfer enthält, in deren einem, Maka, ein Negerfürſt, der kleine Brack, Hof hält. Die Neger gehören zu dem großen Stamme der Jalof. (Auf Molliens Charte iſt der Name der Inſel nicht angegeben, indeß kam dieſer Reiſende auch nicht dahin). (*Hassel.*)

Biferno, Fluß, ſ. Moliſe.

BIFORA Hoffm. oder Biforis, iſt eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Umbellaten, und der zweiten Ordnung der fünften Linnéeſchen Klaſſe. Sie wurde ſonſt mit Coriandrum verbunden, von welchem ſie ſich aber durch die Bildung der Frucht unterſcheidet. Es iſt nämlich ſtatt der allgemeinen Hülle ein Stammblatt: die Blüthen ſind ſtrahlig oder gleichförmig. Die Früchte ſind kugelig, etwas höckerig, nicht geſtreift; am obern Theil der Fuge ſind zwei Löcher. Dies iſt Coriandrum testiculatum L., woraus Marſchall von Bieberſtein (suppl. fl. taur. p. 233.) zwei Arten macht: 1. B. *radians* M. B., mit ſtrahligen Blüthen und beim Reifen verlängerten Piſtillen. Die ganze Pflanze ſtinkt gar ſehr nach Wanzen, und wächſt in Taurien. 2. B. *flosculosa* M. B., mit gleichförmigen Blüthen und ganz kurzen Piſtillen. Die Pflanze riecht gar nicht, und wächſt im ſüdlichen Frankreich. (*Sprengel.*)

Biformis, *δίμορφος* ſ. Dionysos.

BIG, wird im Engl., wo es groß, dick, ſtark, voll, geſchwollen ꝛc. bedeutet, mit mehren Eigennamen in der Erdbeſchreibung zuſammengeſetzt. So iſt u. a. Big Bone Creek, ein Nebenfluß des Ohio in Kentuky mit 3 Armen, in deſſen Nähe ſich ſalziges Erdreich und große foſſile Knochen finden; Big Sandy River (oder Totterpy) ein an der Quelle des Cumberland entſpringender Fluß, der Kentuky von Virginien trent, und ſich in den Ohio mündet, auch mit dem vorigen das ſalzige Erdreich gemein hat, ſo genant im Gegenſatz von Little Sandy River, der ebenfalls in Kentuky in den Ohio fällt. Big Rock Brama iſt ein Fluß, der nach ſeiner Vereinigung mit dem Big Hole Town, den Alleghany, einen Quellenfluß des Ohio, bildet. Big Rock ein großer Felſen in S. O. des Auvaze, ungefähr 3 engliſche Meilen N. O. von deſſen Mündung in den Miſſiſippi. (*R.*)

BIGA, ein Eiland, zu der ſkotiſchen Inſelgruppe der Shetlands gehörig, (60° 47′ Br. und 19° 4′ L.) zwiſchen Shetland und Yell, enthält nur 4 Familien, die ſich von Viehzucht und Fiſcherei nähren. (*Hassel.*)

Biga in Natolien, ſ. Bigha.

Bigamie, ſ. Ehe.

BIGATI, (nämlich numi) war der gewöhnliche Name für eine Art von Silbermünzen, welche auf der Rückſeite ein Zweigeſpann zeigen. Sie wurden nach Plinius (H. N. XXXIII, 12.) erſt ſeit dem erſten puniſchen Kriege gebräuchlich. Der Name war folglich dem Typus entnommen, wie der Name Käuzchen (*γλαῦκες λαυρεωτικαὶ* Aristoph. Av. 1166) für attiſche Drachmen. Die biga, vielleicht Erinnerung an die Feſte des Triumphs und an die von den Karthagern erlernte Fertigkeit, ſie zum Kampfſpiele zu lenken, war nicht ausſchließliche Bezeichnung einer Münzſorte, ſondern Silbermünzen aller Sorten haben ſie aufgeprägt. Das Wort bigati findet ſich häufig bei Livius, als allgemeiner Typus der Denare (XXXIII, 23 und 37 und XXXVI, 21. zu vergl. mit XXIII, 15.). Tacitus (Germ. 5.) verſichert, daß die alten Germanen dieſe Münzen als beſſern Gehalts dem ſchlechten Gelde der ſpätern Zeit vorgezogen hätten. (*Hase.*)

BIGELEBEN, eine ſehr geachtete, nun adelige, Familie des Herzogthums Weſtfalen, welche dem Stat fortdauernd ſehr ausgezeichnete Diener, zu den wichtigſten Poſten geliefert hat *). Wir nennen von den verſtorbenen 1) Gerhard Caſpar Bigeleben auf Scheidingen, geboren zu Menden 1701, geſtorben zu Weel den 26ſten October 1780, als kurcölniſcher Geheimerath und Official des geiſtlichen Hofgerichts zu Weel, Scholaſter der Collegiatkirche zu St. Moritz bei Münſter und Capitular der Stiftskirche zu Meſchede. Er ſchrieb: De successione feudali. (Moguntiae. 1730. Fol.). 2) Engelbert Caſpar B. auf Scheidingen, Brudersſohn des vorigen, geboren zu Arnsberg 1732, geſtorben daſelbſt am 1ſten Dez. 1799; nachdem er nacheinander Ad-

*) ſ. J. S. Seibertz weſtph. Beiträge zur teutſchen Geſch. B. 1. S. 55 u. f.

Digitized by Google

vokat, westfälischer gelehrter Rath, kurfürstlicher Hofrath, landständischer Deputatus, Archivar, Oberappellationsgerichtsrath zu Bonn und endlich Geheimerrath geworden war. Ein Mann von seltenen Vorzügen des Kopfes wie des Herzens, der seinen Verdiensten als Statsdiener und Familienvater dadurch über sein Leben hinaus Dauer gab, daß er Söhne hinterließ, welche gleich ihm in hohen Statsämtern mit Ehre und Glück dienen. Von seinen vielen Deductionen, welche sich durch eine fast mathematische Schärfe und Consequenz auszeichnen, sind nur zwei gedruckt, a) in Sachen der Familie von Hörde gegen den Kurfürsten Maximilian Friedrich. Arnsberg. 1776. Fol. und b) in Sachen von Landsberg gegen v. Schmising. Daf. 1781. Fol. (*J. S. Seibertz.*)

BIGELOVIA, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Rhamneen und der 23sten Linée'schen Klasse. Ich habe sie so zu Ehren des Engl. Jacob Bigelow zu Boston in Nordamerika genant. (N Entd. 2. S. 150.) Der Charakter besteht in einem kissenartigen Fruchtboden, wo aus röhrigen Schuppen die fadenförmigen Blüthenstiele und abgestutzte, fehlschlagende Fäden hervor kommen. Die hängende Blüthe besteht in einem fünftheiligen corollinischen Kelch. Zehn Staubfaden ragen über denselben hervor. Dreitheiliges Stigma und sechswinkliger Eierstock. Einige Blüthen sind blos weiblich. Die einzige Art: Bigelovia brasiliensis, aus Brasilien, ist an dem angeführten Ort (Taf. 2. F. 1—6.) abgebildet. (*Sprengel.*)

BIGGAR, Marktflecken in der brit. Grafschaft Lanark in Scotland mit 1 Kirche und 1376 Einw. die sich von der Twistspinnerei nähren, und 3 Jahrmärkte halten. (*Hassel.*)

BIGGARIES, in Ostindien Lastträger der Gepäcke; Personen, die zum öffentlichen Dienste gepreßt sind; auch Kriegerfuhren, welche die Dörfer zum Fortbringen des Feldgeräths stellen müssen. (*Wedekind.*)

BIGGE, 1) Fluß zweiter Größe unter denen des Herzogth. Westfalen, der an der Nordseite des hohen Gebirgsrückens, welcher das Herzogthum Westfalen im Süden begränzt, entspringt und nachdem er die freundlichen Wiesenthäler der Ämter Bilstein und Attendorn benetzt hat, sich in die Lenne ergießt; 2) ein bedeutendes, sehr freundliches und gewerbsames Dorf im A. Brilon Herzogth. Westfalen, an der Ruhr, mit 46 Häusern und 463 Einw. einst der Sitz einer eigenen Freigrafschaft, jetzt Hauptort einer großen, sehr alten Pfarrei, welche gleich Assinghausen (s. B. 6. S. 120.) einen, von dem verstorbenen Schöffen Jonas Körfler 1807 gestifteten Studien- und Armenfonds von 12,000 Rthl. besitzt. Nicht weit vom Orte liegt ein schöner Rittersitz: Schellenstein, der gräflichen Familie Brabeck zugehörig; ferner eine beträchtliche Eisenhütte im Knicke nebst mehren Eisenhämmern und Schmieden. (*J. S. Seibertz.*)

BIGGLESWADE, Marktflecken in der brit. Grafschaft Bedford am Ivel, der von hier an schiffbar wird, (17° 19′ L. und 52° 6′ Br.) Er hat 1 Kirche, und mit den beiden eingepfarrten Weilern Home und Stratton 330 Häus. und 1895 Einw. die wöchentlich einen der besuchtesten Kornmärkte halten. (*Hassel.*)

BIGHA, ein ehemals zu dem Eialet des Kapudan Pascha, jetzt zu dem Paschalik Anatoli gehöriges Sandschak, welches geg. O. von dem Meer von Marmora, g. W. von dem Archipel, g. N. von dem Hellespont und g. S. von den Sandsch. Karassi und Chudawendkiar begränzt wird. Es begreift nicht nur das alte Troas, sondern auch die benachbarte Küste der Dardanellenstraße und des Marmormeers bis zur Halbinsel Kaputaghi und die Eilande Kalolymnia, Marmara, Kutali, Assia, Aleni, Bogdscha (Tenedos), Tauschan, Mawronisi, Prasonisi und Gavri, enthält 6 Siamets und 146 Timare, und zahlt an Chaß 213,000 Asper. Es wird vom Bighasur, Mindere (Simois), Rhodius und Tuschtschoi bewässert, ist größtentheils gebirgig, worunter das Gebirge Gargara 4650′ hoch, und der Ida mit seinem hohen Gipfel Kasdagh emporsteigt, hat die Vorgebirge Baba (Lectum) und Jenischeer (Sigeum), und wird größtentheils von Griechen bewohnt, auf welchen der ganze Druck der osmanischen Herrschaft lastet, und die sich daher in dem armseligsten Zustande befinden. Osmanen und Juden nehmen die Städte ein, worunter Bigha, die Residenz des Sandschak, im Innern belegen, aber fast ganz unbekant ist. Mehr bekant sind die Küsten, wo man überall klassischen Boden betritt: hieher verlegte Homer den Gegenstand seines unsterblichen Gesangs, hier war es, wo Xerxes Heer den Hellespont überschritt, und von hier aus entwarf Suleiman Pascha, Orchans Sohn, den Plan zur Verbreitung der osmanischen Herrschaft über Europa *). (*v. Hammer u. Hassel.*)

BIGHADIDSCH, der Name einer Gerichtsbarkeit und eines großen Flecken in Sandschake Karassi in der Landschaft Natolien †). (*v. Hammer.*)

BIGLIA, Bilius, de Biliis (Andrea), ein Augustinermönch aus Mailand, von adeliger Abkunft, machte sich in den Jahren 1420—1435 durch einige Schriften und durch seine tiefen Einsichten in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache bekant. Auf dem allgemeinen Kapitel seines Ordens zu Bologna 1425 zeichnete er sich als Redner aus. Im J. 1435 starb er zu Siena. Von seinen zahlreichen, Theologie und Kirchenwesen, Philosophie, Grammatik und Geschichte betreffenden Schriften, die in mehren italiänischen Bibliotheken handschriftlich verwahrt werden, sind nur folgende zwei gedruckt: De ordinis eremitarum propagatione. Parm. 1601. 4. und Historiae Mediolanensis lib. IX. in dem von P. Burmann herausgegebenen Thesaur. antiquitatum ital. Tom. IX. P. VI. und in Muratori's großer Samlung der Scriptor. rerum ital. Tom. XIX pag. 3. sq. Diese reichhaltige, den Zeitraum von 1402—1431 umfassende Geschichte, schildert den Geist der Zeit mit sprechenden Zügen, enthält manche neue Nachrichten, berichtigt irrige Erzählungen, und ist überhaupt für die Geschichte dieser Zeit bedeutend. Der Vortrag hat viel Anziehendes, und die Schreibart nähert sich den bessern Mustern [1]). (*Baur.*)

*) Dschihannüma 667.

†) Dschihannuma 661.

1) *Gundulphus* de 200 scriptoribus augustinianis. *Argelati* Biblioth. scriptor. Mediolanens. T. I. P. II. 159. Wachlers Gesch. der hist. Forsch. 1 Bd. 57.

Digitized by Google

BIGNE, de la, oder **la Bigne**, ist der Name einer der ältesten Familien in der Normandie. Aus ihr stamt: 1) Gace de la Bigne, geb. gegen 1428, Kapellan Philipps von Valois, und dann des Königs Johann, dem er nach England folgte, wo er 1456 mit in Gefangenschaft gerieth. Während dieser fing er nach des Königs Wunsche zum Unterricht seines Sohnes, des Herzogs von Burgund, den allegorischen Roman von den Vögeln an, *le Roman des Oyseaulx*, den er aber erst nach seiner Rückkunft in Frankreich unter Karl V. beendigte. Die Handschriften davon sind selten und kostbar, die meisten Bücherkenner wissen aber nicht, daß er gedruckt ist. Man findet ihn, jedoch mit Auslassungen, hinter des Gaston de Foix **Deduits de la chasse des bêtes sauvages et des oiseaux de proye**. Par. b. Trepperel o. J. fol. und b. Michel le Noir 1520. 4. Aus einigen Stellen seines Romans geht hervor, daß er 1473 noch lebte. — — 2) Marguerin de la Bigne, Priester, Kanonikus zu Bayeux, und nachmals Dechant an der Kirche zu Mans, geb. 1546 zu Bernieres-le-Patry, und gest. gegen 1590 zu Paris. Er begann seine Studien zu Caen und beendigte sie im Kollegium der Sorbonne zu Paris, wo er Doctor wurde, und schon den Entschluß faßte, eine Samlung der Schriften der Kirchenväter zum Behuf der Widerlegung protestantischer Schriftsteller herauszugeben. Unter dem Titel **Bibliotheca veterum Patrum et antiquorum Scriptorum ecclesiasticorum latine** erschienen die ersten Bände zu Paris 1575 Fol., die letzten 1578. Das Ganze besteht aus 8 Bänden, welchen folgte: **Appendix, sive Tomus nonus** 1579. Die nachfolgenden Ausgaben sind besorgt von Cotelier Despont, Nourry und Sirmond. Außer andern gab er auch heraus: **S. Isidori Hispalensis opera.** Par. 1580. Fol. (*H.*) — — 3) Adrian Aemilian de la Bigne, Benedictiner von St. Maur, geb. 1622, gest. 1662, hat die Geschichte einiger Abteien seines Ordens in Frankreich, nämlich der von St Vincent in Laon, (**Historia S. Vincentii Laudunensis etc.**) und der zu St. Thierry les Reims, nach Tassin's Gelehrtengeschichte der Congreg von St. Maur d. Übers. B. 1. S. 94, handschriftlich hinterlassen. (*Mohnike*)

BIGNON, ein angesehenes Geschlecht in Frankreich, aus Anjou abstammend. Roland Bignon, geboren den 1. März 1559 zu St. Denys in Anjou, studirte zu Angers und Toulouse die Rechte, und starb im Anfange des 17. Jahrh. als Parlementsadvokat zu Paris. Er hinterließ einen Sohn, Jérome, geb. zu Paris den 24. August 1589, der unter der Leitung seines gelehrten Vaters so schnelle Fortschritte in den Wissenschaften machte, daß er schon im 10. Jahre eine **Chorographie, ou description de la terre-sainte.** Par. 1600. 12. und wenige Jahre nachher einen **Discours de la ville de Rome, principales antiquités et singularités d'icelle.** Ib. 1604. 8. und einen **Traité sommaire de l'élection du Pape; plus le plan du conclave.** Ib. 1605. 8. drucken lassen konte; Schriften, die mehr eigenthümliche gründliche Forschungen bekunden, als man von einem so frühen Alter erwarten konte. Die berühmtesten Gelehrten jener Zeit, ein Scaliger, Casaubon, Grotius, Pithou, de Thou, du Perron, Sirmond u. a. ehrten den jungen Forscher, und König Heinrich IV. zog ihn an seinen Hof, als Gesellschafter und Pagen des Dauphins, nachmaligen Königs Ludwigs XIII. Hier schrieb er sein Buch **De l'excellence des rois et du royaume de France.** Par. 1610. 8. zur Widerlegung des Spaniers Valdes, der in seiner Schrift **De dignitate regum regnorumque Hispaniae.** Granatae 1602. fol. den Vorzug der Könige von Spanien behaupten wollte. Nach der Ermordung Heinrichs IV. verließ Bignon den Hof, unternahm 1614 eine gelehrte Reise durch Italien, lebte zu Venedig mit dem berühmten Fra Paolo Sarpi in enger Verbindung, und widmete sich nach seiner Rückkunft der Advokatur mit so viel Talent, daß ihn der König zum Statsrath und 1625 zum General-Prokurator des Pariser Parlements ernante. Als patriotischer Statsmann und als Gelehrter hochgeachtet, öfter bei den wichtigsten Verhandlungen zu Rathe gezogen, und selbst von Richelieu, der ihm sonst nicht sehr gewogen war, 1642 nach de Thou's Tod, zum Aufseher der königl. Bibliothek ernant, starb er den 7. April 1656. Außer den angeführten Schriften edirte er mit gelehrten Anmerkungen **Marculfi, monachi, Formulae etc.** 1613. 8. **Argentor.** 1655. 4. Par. 1666. 4. und die **Voyage de Franç. Pyrard de Laval, contenant sa navigation aux Indes orientales, Maldives, Moluques et au Bresil.** Par. 1615. Vol. II. 8. Ib. 1679. Part. III. 4. Bignon referirte aus seinen Unterredungen mit Pyrard*). Er hinterließ einen Sohn, ebenfalls Jérome, der 1627 geboren war, wie sein Vater die Stelle eines Statsraths, General-Prokurators beim Pariser Parlement und Aufsehers der königl. Bibliothek mit Ehren bekleidete, und den 15. Jan. 1697 starb. Unter seinen Söhnen ist der bekannteste Jean Paul Bignon, geboren zu Paris im September 1662. Er trat in den geistlichen Stand, und ward 1691 zum Priester geweihet. Nicht lange nachher erschien er als Abgeordneter der Geistlichkeit bei der Versamlung zu St. Germain, und wußte sich in ein solches Ansehen zu setzen, daß er 1693 die Abtei zu St. Quentin erhielt. In der Folge wurde er königl. ordentlicher Statsrath, ältester Dechant von St. Germain l'Auxerrois, Präsident der königl. Akademie der Wissenschaften und der Inschriften, Mitglied der französischen Akademie, königl. Bibliothekar und Intendant des königl. Medaillen- und Antiquitäten-Kabinets. Sein Schloß zu Isle-Belle war der Sammelplatz aller Gelehrten und Künstler, in deren Umgang er die angenehmste Erholung fand, und die königl. Bibliothek wurde durch ihn mit mehr als 50,000 gedruckten und geschriebenen Büchern vermehrt. Er selbst besaß eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, und war ein vortrefflicher Kanzelredner, geehrt am Hofe und in der Stadt bis an seinen Tod, der den 14. Mai 1743 zu Isle-Belle

*) Elogium, seu breviarium vitae *Hieron. Bignonii.* Paris 1657. 4. *Vie de Jérome Bignon* par l'Abbé Pérau. Par. 1757. Vol. II. 12. *Perrault* les hommes illustres de France. T. I. p. 40. Eloge hist. par Cl. *Gros de Boze* in der Hist. de l'acad. des Inscript. T. IV. 569. Lambert's Gesch. der Regirung Ludwigs XIV. S. 352. Niceron 21 Th. 179. *Du Pin* Bibl. des auteurs ecclesiast. T. II. 385. *Clement* Bibl. hist. T. IV. 237. *Moreri* Dict.

Digitized by Google

erfolgte. In Verbindung mit mehren Gelehrten hat er die Médailles sur les principaux événemens du règne de Louis le Grand. Par. 1702. fol.; 1723. 4. herausgegeben, auch schrieb er Vie de Franç. Lévesque, prêtre de l'Oratoire. 1684. 12. und (unter dem Namen Sandisson) einen oft gedruckten Roman: Les aventures d'Abdalla, fils d'Hanif. 1713. Vol. II. 12., den Colson 1773 neu herausgab und weiter fortsetzte, da ihn Bignon unvollendet gelassen hatte. Die Aufsicht über die königl. Bibliothek ist bis gegen das Ende der königl. Regirung in der Familie Bignon gleichsam erblich geblieben, und mehre Glieder derselben haben auch im 18. Jahrh. die Achtung, welche ihren Vorfahren gebührte, als Gelehrte und Statsmänner zu bewahren gewußt **). (*Baur.*)

BIGNONIA, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Bignonieen, und der zweiten Ordnung der 14ten Linnée'schen Klasse. Tournefort nante zuerst diese Gattung nach seinem Freunde, dem Abbé Bignon (instit. p. 164.). Er sowol als Linné begriffen unter dieser Gattung mehre, welche in neuern Zeiten davon getrent sind. Sonst begriff man unter dieser Benennung alle die Pflanzen, die, gewöhnlich kletternde Sträucher, einen fünftheiligen Kelch, eine glockenförmige Corolle mit fünflappigem Saum, vier didynamische Staubfäden, eine zweifächerige Schote und auf beiden Seiten geflügelte Samen haben. Allein jetzt unterscheidet man, nach Jussieu's Vorgang die Gattung genauer durch einen glokkenförmigen Kelch mit fünf kleinen Zähnen, oft auch ohne alle Zähne, durch den Ansatz des fünften Staubfadens und durch die zweifächerige Schote, deren Scheidewand den Klappen parallel ist. Die Gattung Tecoma dagegen hat einen fünftheiligen Kelch und die Scheidewand steht senkrecht auf den Klappen. Catalpa *Juss.* ist unterschieden durch zweitheiligen Kelch, und drei fehlschlagende Staubfäden: ferner auch Jacaranda *Juss.* durch eine runde holzige Kapsel: dann Spathodea *Pal. Beauv.* durch scheidenartig gespaltenen Kelch und scheinbar vierklappige Kapsel: Amphilophium *Humb.* durch doppelten Kelch, wo der äußere einen wellenförmig gebogenen krausen Saum hat, der innere, wie die lederartige Corolle, zweilippig ist, ferner durch eine hölzerne eiförmige Kapsel: Eccremocarpus *R.* et *P.* durch den großen, gefärbten fünftheiligen Kelch, und die vierkantige, einfächerige Kapsel: endlich Salpiglossis *R.* et *P.* durch zungenförmiges, an beiden Seiten gezähntes Pistill. Dergestalt schließen wir mehre frühere Bignonien aus, und rechnen folgende nur zu dieser Gattung:

I. Mit einfachen Blättern.

1. *Bignonia undulata* Smith., mit lanzetförmigen glattrandigen gerollten Blättern und den Blumen an der Spitze der Triebe. In Ostindien (*Smith.* exot. bot. t. 19.). 2. B. *tenuisiliqua* Vahl., mit lanzetförmigen glatten glattrandigen Blättern, den Blumen in Rispen und linienförmigen ellenlangen Schoten. In Südamerika. 3. B. *obtusifolia* Lam., mit abwechselnd stehenden ablangen stumpfen an der Basis verdünten fast lederartigen glatten Blättern und den Blüthen in einer Doldentraube. In Brasilien. 4. B. *viminalis* Humb., mit linienförmigen glatten netzförmig geaderten Blättern, den Blüthen in einer Rispe, den Kelchen mit Bracteen versehen.

II. Mit gezweiten Blättern.

5. B. *Unguis* L., mit eilanzetförmigen glänzenden zugespitzten glattrandigen, mit Gabeln versehnen Blättern, einfachen Blüthenstielen, ausgeschweiften Kelchen und gelben Blumen (*Plum.* amer. t. 94.). In Westindien und Südamerika. 6. B. *staminea* Lam., mit ablangen, glatten, an der Spitze verdünten Blättern, einfachen Gabeln an den Blattstielen, einzelen Blüthenstielen und sehr langen Staubfäden (*Plum.* ic. t. 56. f. 2.). In Domingo und Brasilien. 7. B. *aequinoctialis* L., mit eilanzetförmigen glatten Blättern, deren Stiel in eine Gabel ausläuft, mit zweiblüthigen Blumenstielen, behaarten Antheren und lang gestreckten Schoten. In Cayenne (*Plum.* ic. t. 55. f. 1.). 8. B. *alliacea* Aubl., mit ablangen, an beiden Enden zugespitzten Blättern, fünfblüthigen Blumenstielen und fast glattrandigen Kelchen. In Südamerika. 9. B. *spectabilis* Vahl., mit ablangen, an der Spitze verdünten stumpfen glänzenden Blättern, deren Blattstiel in eine Gabel ausläuft, Blumen in Trauben, glattrandigem Kelche und glatten Antheren. Auf S. Croix und Portoricco. B. hondensis *Humb.* scheint Abart zu seyn. 10. B. *laurifolia* Vahl., mit ablangen lederartigen glatten Blättern ohne Gabel, den Ästen der Blüthentrauben gabelförmig getheilt und weich behaarte Corolle. In Cayenne. 11. B. *rigescens* Jacqu., mit eiförmigen stumpflichen glatten netzförmig geaderten Blättern, deren Stiel in eine Gabel ausläuft, Blüthen in Trauben und dreiblüthigen Stielchen, der Kelch mit fünf kurzen Zähnchen (*Jacqu.* hort. schönbr. 2, t. 210.). Auf Domingo und in Caraccas. 12. B. *lactiflora* Vahl., mit herz-eiförmigen glatten Blättern, den Blüthen in blattreichen Trauben, glattrandigen Kelchen und weich behaarten Corollen (*Vahl.* symb. 3. t. 66.). Auf S. Croix. B. corymbifera *Vahl.* ist wahrscheinlich nur Abart. 13. B. *elongata* Vahl., mit ovalen glattrandigen unten gelb filzigen Blättern, deren Stiele in Gabeln auslaufen, einer langen Blüthentraube, deren Stiele gabelförmig getheilt sind, behaarten Kelchen und Corollen. In Südamerika. 14. B. *crucigera* L., mit gezweiten und gedritten ablangen an der Basis zugerundeten glatten glattrandigen Blättern, krautartig gestachel tem Stamm und schwarzgelben Blüthen in Trauben. (*Plum.* ic. t. 58.) In Südamerika. 15. B. *grandifolia* Jacqu., mit ablangen an beiden Enden verdünten glatten Blättern, dreitheiliger Blüthentraube, deren Stiele, wie die jungen Zweige rauh sind (*Jacqu.* hort. schönbr. 3. t. 287.). In Caraccas. 16. B. *capreolata* L., mit herzlanzetförmigen glatten zugespitzten Blättern, deren Stiele in Gabeln auslaufen, einfachen, gedrängten Blüthenstielen und glattrandigen Kelchen (*Breyn.* ic. t. 25.). In Nordamerika. 17. B. *pubescens* L. (villosa *Vahl.*),

**) Assemblée publique de la societé roy. de Montpellier. Montp. 1745. 4. enthält eine Lobrede auf J. P. Bignon von de Ratte; ausgezogen in der Leipz. gel. Zeit. 1746. S. 236. Eloge par *Freret* in der Hist. de l'acad. des bell. lett. T. XVI. p. 367. Lambert a. a. O. S. 323. Nouv. dict. hist. Biogr. univ. T. IV.

Digitized by Google

mit rundlichen unten zottigen Blättern, von denen die ältern fast herzförmig, die jüngern an der Basis verdünt sind, faltigen Blüthenrispen mit behaarten Zweigen und purpurrothen Blumen. In Südamerika und Westindien. 18. B. *mollissima* Humb., mit herz-eiförmigen, oben rauhhaarigen, unten braunfilzigen Blättern, gestreiften behaarten Zweigen und Blüthenrispen, deren Zweige, wie die purpurfarbene Corolle, behaart sind. In Caraccas. 19. B. *salicifolia* Humb., mit lanzetförmigen glatten netzförmig geaderten Blättern, gefurchten Zweigen, die in der Jugend rauh behaart sind und drei- bis sechsblüthigen behaarten Blumenstielen. Am Orinocco in Südamerika. 20. B. *diversifolia* Humb., mit herzeiförmigen glatten, zum Theil einzeln stehenden Blättern, vierkantigen glatten Zweigen, glatten Blumen in Rispen. Bei Campeche. 21. B. *floribunda* Humb., mit ablangen an beiden Enden verdünten glatten fast glänzenden Blättern, vierkantigen warzigen Zweigen, Blüthenrispen aus den Blattachseln und zart behaarten Corollen. Eben dort. 22. B. *chrysoleuca* Humb., mit ablangen, an der Spitze verdünten, an der Basis zugerundeten, glatten netzförmig geaderten Blättern, vierkantigen glatten Zweigen, drei- bis fünfblüthigen Blumenstielen und glatten Corollen. Am Magdalenenfluß. 23. B. *obliqua* Humb., mit schief herzförmigen stumpf ausgerandeten lederartigen glatten Blättern, gabelförmig getheilten Blüthenstielen und glatten Corollen. In Caraccas. 24. B. *glabrata* Humb., mit rundlichen stumpfen glattrandigen lederartigen glatten Blättern, runden warzigen Zweigen, deren Blüthen nicht bekant sind. In Cumana. 25. B. *picta* Humb., mit ablangen, an beiden Enden stumpfen glatten lederartigen Blättern, zusammengedrückten glatten Zweigen, wenig Blüthen in den Rispen am Ende der Triebe und glatten Blumen. In Gujana. 26. B. *magnolifolia* Humb., mit ablangen lederartigen, an der Basis zugerundeten glatten Blättern und glatten Blüthenrispen am Ende der Triebe. Am Orinocco. 27. B. *liliaefolia* Humb., mit herzförmigen rundlichen etwas zugespitzten Blättern, deren Venen auf der Unterfläche nur etwas behaart sind, und behaarten Blüthentrauben. Am Orinocco. 28. B. *tenuisiliqua* Brot., mit herzfast schildförmigen zugespitzten glatten gefleckten glattrandigen Blättern, deren Stiele in Gabeln ausgehen und einer glatten Blüthentraube. Bei S. Martha in Südamerika.

III. Mit gedritten Blättern.

29. B. *Herere* Aubl. (*B. heterophylla W.*), mit eiförmigen zugespitzten glatten Blättern und Doldentrauben in den Blattachseln: der Kelch ist ganz glattrandig (*Aubl.* guian. 2. t. 260.). In Gujana *) und Brasilien. 30. B. *triphylla* L., mit lanzetförmigen, an beiden Enden stumpflich verdünten lederartigen glattrandigen, unten bleichen Blättern, ohne Gabeln, der Stamm baumartig, nicht schlingend oder kletternd. In Mexico. B. carichanensis *Humb.* ist Abart. 31. B. *mollis* Vahl., mit herzförmigen zugespitzten, fünfnervigen, unten gelblich zottigen Blättern und einer Blüthenrispe am Ende der Triebe (*Vahl.* ic. pl. amer. t. 10.). In Cayenne. 32. B. *verrucosa* Humb., mit ablangen stumpfen netzförmig geaderten glatten Blättern, warzigen Zweigen, Blüthenrispen am Ende der Triebe und glatten Corollen. Am Orinocco. 33. B. *apurensis* Humb., mit ablangen an der Basis verdünten, unten an den Venen behaarten Blättern, glatten Zweigen und ährenartigen Blüthentrauben. Am Apure, der sich in den Amazonen-Fluß ergießt. 34. B. *umbrosa* Humb., mit großen herzförmigen an der Spitze verdünten sehr schwach behaarten Blättern und seitlichen sehr schwach behaarten Blüthenrispen. In Neu-Andalusien und bei S. Martha. B. riparia *Humb.* und litoralis desselben sind schwerlich unterschieden. 35. B. *haemantha* Brot., mit fast rundlichen etwas herzförmigen ganz stumpfen lederartigen auf beiden Seiten glatten Blättern ohne Gabel, aufrechtem Stamm, glatten Blüthentrauben in den Blattachseln und glatten bluthrothen Corollen. Auf Portoricco. 36. B. *incarnata* Lam., mit herzförmig ablangen ganz glatten an der Spitze verdünten Blättern, deren einige nur gezweit sind, mehrblüthigen glatten Blumenstielen in den Blattachseln und vierkantigen glatten Zweigen (*Aubl.* guian. 2. t. 261.). In Gujana und auf Guadeloupe.

IV. Mit gefingerten Blättern.

37. B. *hirsuta* Lam., mit umgekehrt eiförmigen ausgerandeten glattrandigen unten behaarten Blättern und röthlich behaarter Corolle. In Ostindien. 38. B. *chrysantha* Jacqu., mit eiförmigen zugespitzten glattrandigen filzigen Blättern und gedrängten Blumen an der Spitze der Triebe (*Jacqu.* hort. schönbr. 2. t. 211.). In Caraccas. 39. B. *fluviatilis* Aubl., mit ablangen zugespitzten glatten Blättern, aufrechtem baumartigen Stamm und vielblüthigen Stielen am Ende der Triebe (*Aubl.* 2. t. 267.). 40. B. *Leucoxylon* L., mit lanzetförmigen zugespitzten glattrandigen glatten Blättern und einzeln Blumen am Ende der Triebe (*Andr.* repos. t. 43.). In Jamaica. 41. B. *serratifolia* Vahl., mit eiförmigen zugespitzten gesägten glatten Blättern und gedrängten einblüthigen filzigen Blumenstielen am Ende der Triebe. Auf Trinidad und in Brasilien. 42. B. *radiata* L., mit halbgefiederten und eingeschnittenen glatten Blättern, krautartigem Stamm, knolliger Wurzel und gelben Blumen (*Feuill.* journ. 1. t. 22.). Das Vaterland läßt sich nach Feuillée's Angabe zwischen Sta. Cruz de la Sierra und Potosi in Peru bestimmen. 43. B. *lepidota* Humb., mit ablangen stumpfen an der Basis verdünten lederartigen glatten, unten mit Schüppchen bedeckten, am Rande umgebogenen Blättern und dreiblüthigen Blumenstielen in den Blattachseln. Auf Cuba. 44. B. *aesculifolia* Humb., mit umgekehrt-eiförmig-ablangen an beiden Enden zugespitzten gesägten oben behaarten unten filzigen Blättern und behaarten Blüthen in Doldentrauben. In Mexico bei Acapulco.

*) Hieher gehört auch Bignon. ophthalmica *Anders* ein südamerikanischer Strauch auf Guiana, den die Indianer Akuferuni und Wacanni, die Kolonisten aber Augenwurzel nennen, weil ein einziger Tropfen des ausgepreßten Wurzelmarkfaftes, mittelst Baumwolle zwischen die Augenlieder ausgedrückt, in der dort heimischen äußern Augenhautentzündung augenblicklich Erleichterung verschaffen, und 4 Tropfen zur Cur gewöhnlich hinreichen sollen. Die Pflanze wächst seit 1792 auch in englischen botan. Gärten (s. *Stockholm* l. Med. Comment. of Edinb. 1794. Dec. II. Vol. X. p. 207. — Römer's Annal. II. 1. S. 116. 151 ꝛc. — Die Blätter werden von den Negern zu einer Art Indigo benutzt. (*Th. Schreger.*)

Digitized by Google

V. Mit gefiederten Blättern.

45. B. *africana* Lam., mit baumartigem Stamm, umgekehrt eiförmigen grob gesägten oben scharfen Blättern und den Blumen in Trauben. Am Senegal. 46. B. *biiuga* Vahl., mit gepaarten abgebrochen gefiederten Blättern, und ovalen glattrandigen lederartigen Blättchen, den Blumen in Trauben. In Madagascar. 47. B. *racemosa* Lam., mit ungepaart gefiederten Blättern, geflügeltem Blattstiel, eiförmigen zugespitzten glattrandigen Blättchen, den Blumen in Trauben. In Madagascar. 48. B. *compressa* Lam., mit ungepaart gefiederten Blättern, ablangen stumpfen glattrandigen lederartigen Blättern, geändertem gemeinschaftlichen Blattstiel und zusammengedrückten Zweigen. Die Blumen sitzen fast ungestielt am Ende der Trauben. In Ostindien. 49. B. *chelonoides* L., mit ungepaart gefiederten Blättern, eiförmigen glattrandigen auf beiden Seiten schwach behaarten Blättchen, die Blumen in einer gabelförmig getheilten Rispe. In Ostindien. 15. B. *Chica* Humb., mit gepaarten eiförmigen zugespitzten glatten glattrandigen Blättchen, rundem Blattstiel und hangenden Blüthenrispen in den Blattachseln. Am Orinocco (*Humb.* pl. aequin. 1. t. 31.).

VI. Mit doppelt gefiederten oder mehrfach zusammengesetzten Blättern.

51. B. *variabilis* Jacqu., mit zweimal gedritten, oberwärts gepaart gedritten Blättern, deren Stiel in eine Gabel ausläuft, mit eiförmigen glattrandigen Blättchen, vierkantigen Zweigen und Blüthentrauben am Ende der Traube (*Jacqu.* hort. schönbr. 2. t. 212.). In Caraccas. 52. B. *peruviana* L., mit doppelt zusammengesetzten Blättern, eingeschnittenen Blattchen und Gabeln in den Gelenken. In Peru. 53. B. *indica* L., mit doppelt gefiederten Blättern, herzeiförmigem glattrandigen Blättchen ohne Gabel, baumartigem Stamm und Blumen in Büscheln am Ende der Traube (*Rheed.* mal. 1. t. 43. 45.). In Ostindien. 54. B. *longifolia* W., mit doppelt gefiederten Blättern, ablang lanzetförmigen zugespitzten Blättchen und Blumen in Trauben am Ende der Triebe (*Rheed.* mal. 1. t. 44.). In Ostindien. 55. B. *hortensis* (*Millingtonia* hortensis L. 5.), mit doppelt gefiederten Blättern, ablangen zugespitzten glatten glattrandigen Blättchen und großen Blüthenrispen am Ende der Triebe. In Ostindien. Roxburgh (fl. ind. 1. p. 102.) erklärt bestimt die Millingtonia für eine Bignonia. 56. B. *Clematis* Humb., mit gepaart gefiederten Blättern, gezweiten herzeiförmigen glatten stumpflichen Blättchen, kletterndem Stamm mit Gabeln versehn und Rispen aus den Achseln, deren Zweige filzig und gabelförmig getheilt sind. In Caraccas. 57. B. *iasminifolia* Humb., mit gepaarten doppelt gefiederten Blättern, rundlichen stumpfen glattrandigen Blättchen, deren äußerste lanzetförmig sind. Die Blüthe ist unbekant. Am Orinocco.

Zur Gattung Catalpa *Juss.* gehören Bignonia Catalpa *L.*, Quercus *Lam.*, cassinoides *Vahl.* und microphylla *Lam.* Zur Gattung Jacaranda *Juss.* gehören Bignonia echinata *Aubl.*, orbiculata *Jacqu.*, alba *Aubl.*, coerulea *L.* und brasiliana *Lam.* Zur Gattung Tecoma *Juss.*, B. pentaphylla *L.*, radicans *L.* *) und stans *L.* Zur Gattung Amphilophium *Humb.* gehört B. paniculata *L.* Noch ist B. sempervirens *L.* zu trennen und macht die Gattung Gelsemium *Mx.* B. tomentosa und grandiflora *Thunb.* gehören wahrscheinlich zur Gattung Jacarvillea *Juss.* B. spathacea *L.*, endlich macht die Gattung Spathodea *Juss.* (*Sprengel.*)

BIGORRE, eine Grafschaft des alten Frankreichs, die seit der Revolution einen Theil des Dep. Oberpyrenäen ausmacht. Sie lag fast ganz in den Pyrenäen, deren Kamm sie von Aragon trente, und hatte den Namen von den Bigerrionen, die hier zu Hause gehört haben. Im Mittelalter besaß sie ihre eignen Grafen, deren Besitzungen 1292 an die Grafen von Bearn fielen, seit welcher Zeit das Land mit Bearn vereinigt blieb, und mit demselben an Navarra und Frankreich fiel. Doch behielt es bis zur Revolution seine Vorrechte und seine Provinzialstände, die sich unter dem Vorsitze der Bischöfe von Tarbes versammelten. Die Volkssprache ist im ganzen Umfange des Landes ein Patois der romanischen Sprache mit vielen französischen, italiänischen, spanischen, selbst englischen Wörtern vermischt. Auch hier gibt es Cagots. (*Hassel.*) Hier sind 1) die berühmten Bäder zu Bagneres de Bigorre, mit 29 warmen Quellen: die Quelle l'Hospital hat nach Secondat specif. Wärme 86° F., die von Salut petit bain 87° F., Artigue longue bain frais 88° F. Salut grand bain 88¼° F., Le pré source temp. 90¼ F., La Serre bain doux 92¼ F., Foulon 93¼ F., Artigue longue vieille source 94¼ F., Bain des pauvres à l'Hopital 94¼ F., Le pré source chaude 96¼ F., L'Eguillere bain tempéré 97¼ F., La Serre bain neuf 77¼ F., Du Mouret tempéré 99¼ F., Du Mouret bain chaud 103¼ F., Fontaine nouv. du bain des pauvres 108¼ F., Roi des Lanes second tuyau 108¼ F., L'Eguillere bain chaud 108¼ F., Roi des Lanes prem. tuyau 109¼ F., De l'Hopital des Capucins 110¼° F., St. Roche 110¼ F., Bain chaud des pauvr. à l'Hopital 111¼ F., La Reine 112¼ F., Bain de Théas 112¼ F., La Serre bain chaud 115¼ F., des Pauvres 117¼ F., Bain chaud de Lavedan 118¼ F., Salles 122 ¼ F.

Die ausgezeichnetsten und beständigsten Bestandtheile dieser Quellen sind Schwefelwasserstoffgas, Kalien, Alaun, Eisen und mehre Mittelsalze ꝛc.

2) Cauterets mit 11 warmen Quellen (s. Cauterets).

3) Bareges mit 7 warmen Quellen von 26°—36° Reaum., die bei weitem ärmer an Schwefelwasserstoffgas sind, als die vorigen, aber reicher an Salzgehalt, besonders an kohlens. Natron. —

---

*) *Bignonia radicans* L. die gefiederte oder scharlachfarbige Trompetenblume mit wurzelnden Stengeln aus Virginien und Canada. Sie dauert auch bei uns aus, und ihre trocknen Blätter geben eine braune Brühe, die von der Salzsäure gelb opalisirend wird, und alaunirtes Tuch citrongelb färbt. (*Th. Schreger.*)

Digitized by Google

Bagneres, Bareges u. a. gehören zu den wirksamsten Schwefelbädern Frankreichs, und werden in Rheumatismen, Gicht und chronischen Hautausschlägen, Bareges aber vorzüglich in der Wassersucht gerühmt. Das Wasser von einigen Quellen Bareges wirkt, innerlich, und in Klystiren genommen, purgirend*). (*Th. Schreger.*)

BIGOT 1) Guillaume, Philosoph und Arzt, ein Mann von großer Gelehrsamkeit, unter der Regirung Franz I. von Frankreich, wurde geboren zu Laval 1502. Sein Leben ist eine Reihe von Unglücksfällen. Seine Amme starb an der Pest, man setzte ihn aus, und nur zufällig fand ihn sein Vater wieder. Seine Erziehung war ganz verwahrloset, und er lebte zu Angers, wo er Philosophie studirte, dieser gemäß, bis er entfliehen mußte. Auf dem Lande, wohin er sich begeben, widmete er sich aber mit Eifer den Wissenschaften, und machte die schnellsten Fortschritte. Als Bellay de Langey in geheimer Sendung nach Teutschland ging, begleitete er ihn dahin, und wurde 1535 Profess. der Philos. zu Tübingen. Da er hier aber als Gegner von dem System Melanthons in Streit gerieth, gab er seine Stelle auf, begab sich 1536 nach Basel, und kehrte dann nach Frankreich zurück, wo er jedoch ebenfalls Viele fand, die ihm übel wollten. Endlich wurde er als Professor an der neugestifteten Universität zu Nismes angestellt, hatte aber auch hier mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, die ihn zu öfteren Reisen nach Paris nöthigten. Seine Gattin, die er zu Toulouse während der Zeit zurückgelassen, hatte ihm die Treue gebrochen, und weil ihr Buhle durch einen Diener Bigots — Abaillards Schicksal erfuhr, so wurde er angeklagt, Urheber des Verbrechens zu seyn, und mußte lange im Gefängniß schmachten. Endlich daraus befreit, zog er sich nach Metz zurück, man weiß aber nicht, wann er gestorben. Er hat sich als lateinischer und französischer Dichter bekant gemacht durch sein zu Basel 1536 herausgegebenes Gedicht: Catoptron (der Spiegel), in dessen verbesserter Ausgabe Toulouse 1549 angehängt sind Christianae philosophiae praeludium; ad Jesum Christum carmen supplex, worin er sein Schicksal beklagt. Ein anderes lateinisches Gedicht von ihm erschien zu Paris 1537: Somnium, in quo imperat. Caroli describitur ab regno Galliae expulsio. Nach Monnoye hat er nur ein einziges französisches Gedicht herausgegeben, welches unter den Gedichten von Charles de St. Marthe steht, Lyon 1540. — (Vgl. übrigens diesen Art. b. Bayle).

2) Emery, geb. zu Rouen 1626 und gest. das. 1689, erhielt von seinem Vater eine sehr ansehnliche Bibliothek, die er nicht nur selbst bedeutend vermehrte, sondern auch benutzte und benutzen ließ. Allwöchentlich war in ihr eine Versamlung von Gelehrten, die er zugleich in Verbindung mit Gelehrten des Auslands brachte, denn die vorzüglichsten hatte er auf seinen Reisen durch Holland, Teutschland, England und Italien kennen gelernt, und stand im Briefwechsel mit ihnen. Seinen Anregungen verdankt die klassische Literatur viel Ersprießliches, wie denn z. B. du Cange auf sein und Cotteliers Anrathen das Glossarium ad scriptores mediae ac infimae Graecitatis unternahm. Er selbst gab heraus die in der Großherz. Bibliothek zu Florenz von ihm entdeckte Handschrift: Palladii Episcopi Helenopolitani de Vita S. Chrysostomi Dialogus (wovon man nur eine latein. Übersetzung Ambrosius des Kamaldulensers kante). Accedunt Homilia S. Joan. Chrysostomi in laudem Diodori Tarsensis Episcopi, Acta Tarachi, Proti et Andronici etc. cura et studio Emerici Bigotii. Par. 1680. 4. In dieser Samlung befand sich auch der berühmte Brief des Chrysostomus an Cäsarius, welchen zuerst Peter Martyr aus Italien in die Bibliothek des Erzbischofs Cramner gebracht, der hier aber sich verloren hatte. Aus Furcht, er könne der Lehre von der Verwandlung im Abendmahl gefährlich werden, gestattete die Sorbonne den Abdruck nicht, Allix jedoch hatte sich ein Exemplar, worin er bereits abgedruckt war, verschafft, und ließ ihn zu London 1686 mit der unterdrückten Stelle aus Bigots Vorrede abdrucken. Nachher ist er zu verschiedenen Malen abgedruckt. (S. Bayle und Niceron VIII. 125.) Bigot wünschte, daß auch nach seinem Tode seine Bibliothek beisammen bleiben möchte, und setzte zu ihrer jährlichen Vermehrung ein ansehnliches Kapital aus; dennoch wurde sie im J. 1706 verkauft. Der Katalog derselben wird sehr gesucht. (*H.*)

Bigott, s. Frömmelei.

Bigson, s. Bisju.

BIHACH, Bihacz, Wihatsch, Wibitz (33° 43′ 15″ L. 43° 48′ 57″ B.), Stadt in der türkischen Landschaft Bosnien, Sandschak Banjaluka, an der Gränze von Dalmatien, auf einer Insel in der Unna, die hier einen See bildet, früher eine der ersten Festungen des Landes, mit 3000 Einw. (*Stein.*)

Bihai ist der arab. Name der Helicornia L. (*Spr.*)

BIHAIN, Kirchdorf im niederländischen Großherzogthum Luxemburg bei Neufchateau mit 518 Einw., wobei einer der ansehnlichsten Torfmoore in der Provinz, der jährlich 3000 Karren liefert. (*Hassel.*)

BIHAR, Biharer Gespanschaft, (Comitat), ungrisch Bihár Vármegye, slawisch Byharská Stolice, latein. Comitatus Bihariensis, in Oberungern, im Kreise jenseit der Theiß, zwischen 46° 28′ und 47° 34′ nördl. Br., gränzt gegen Osten an Siebenbürgen, gegen S. an die Arader, gegen W. an die Bekeschcr und Szaboltscher, und gegen N. an die Szatmarer Gespanschaft. Von ihrer westlichen Grenze aus läuft sie von einem Winkel der mittleren Szolnoker Gespanschaft gegen O. mit hohen Bergen neben fünf siebenbürgischen Gespanschaften, (der mittleren Szolnoker, der Kraßnaer, Koloscher, Albenser u. Zarander) gegen S. bis zum Berge Moma; von hier, theils gegen W. theils gegen N., an der Gränze der Arader Gespansch. anfangs neben Bergen, dann an den Ufern der Töz, und endlich der schwarzen Körös (Körösch) bis Fekete Gyarmath; hier stößt sie mit der Bekeschcr Gränze zusammen, und läuft dann neben ihr, theils westnördlich, theils gerade nordwärts nach

*) Vgl. Liguière Nachricht von Bagnères de Bigorre i. Journ. complement. du Diction. des sc. medical. T. VIII. à Par. 1820. 8. und die wichtigsten Bäder Europa's ꝛc. S. 196 ꝛc.

Digitized by Google

Sárrétje; von hier läuft sie mit großen Krümmungen gegen O. bis zur siebenbürgischen Gränze, und läßt gegen N. zurück die Szaboltscher Gespanschaft mit den Haydukenstädten und die Szatmarer. Der Flächeninhalt dieser volkreichen Gespanschaft beträgt nach Lipszky 200 QM. Die Länge beträgt 16, die Breite 14 QM. [1]). Ihren Namen erhielt sie nach Bonfin, Bethlen und Bel, von dem hohen Berge Bihar, nach Windisch und andern von dem alten festen Schlosse Bihar, dessen Schanzen man noch heutzutage wahrnimt. Ehemals war die Gespanschaft ein Herzogthum. — Die Gespanschaft ist theils gebirgig, theils (an der Gränze der Gesp. Zaránd, Békes, Szaboles und Szatmár) eben, hin und wieder von Waldungen und Morästen durchschnitten. An der siebenbürgischen Gränze wird sie von dem karpatischen Gebirge umgeben [2]). Überdies trifft man in der Biharer Gespansch. sehr häufig 6 bis 10 Klafter hohe runde Hügel an, die man gewöhnlich für natürliche Hügel hält, die aber, wie Andreas Skolka [3]) sehr wahrscheinlich gemacht, einst durch Kunst angelegte Wach-Hügel (Ör-halom), Warten sind [4]). Jene Berge bedecken den östlichen Theil der Biharer Gespansch., der westliche ist eine weite Ebene [5]). Diese wird oft überschwemt durch den Fluß Berettyó und die schnelle und schwarze Körös. So wird der große Morast Sárrétje (d. i. wörtlich: Kothwiese) gebildet, mit vielen andern Morästen, die viele Quadratmeilen zum Feldbau ganz unbrauchbar machen. Die schnelle Körös allein hat seit 55 Jahren 76,000 Erdjoche überschwemt (also mehr, als manche kleinere ungrische Gespanschaft zum Ackerbau besist, denn die Ugotscher baut nur 60,800, die Torner 35,418, die Thuroczer 62,442 Erdjoche an [6]). — Die vorzüglichsten Flüsse der Biharer Gespansch. sind die schnelle und schwarze Körös (siebenbürgisch-sächsisch Kreisch, latein. Chrysius, weil er Gold, χρυσος, mit sich führt), der Fluß Berettyó und Ér. Die schwarze Körös (Fekete Körös) entspringt in dem Belényescher Bezirk, nahe am Berge Bihar, aus einer Seite des Berges Krischor. Ihre Quelle ist nicht groß, aber stets sehr wasserreich. Sie läuft durch mehre Thäler, vergrößert sich am Fuß der Berge, führt mit sich Goldsand, und wird, je weiter sie fließt, desto reicher daran. Bei dem walachischen Dorfe Tojana ist sie bereits so reich an Goldsand, daß auch die einfältigsten Walachen auf eine sehr einfache Weise das Gold vom Sande zu scheiden verstehen. Von hier fließt sie durch ein Thal bis zum Dorfe Szülelte, dann quer durch die Belenyescher Ebene, und vereinigt sich endlich mit der schnellen Körös. Die schnelle oder reissende Körös (sebes Körös, Chrysius rapidus) entspringt oberhalb Sebesvár in Siebenbürgen, läuft zwischen hohen und rauhen Alpen bei Telegd vorbei nach

---

1) Windisch in seiner Geographie des Königreichs Ungern (Preßburg 1780) sagt (II. Th. S. 178) irrig: „Sie begreift 12 bis 13 Meilen in der Länge und bis 10 Meilen in der Breite." Die größte Länge ist von Debreczin und dem Berge Bihar, die größte Breite zwischen Sarkad und Piskod. 2) Dies Gebirge, welches von der Sarospcher Gespanschaft im nördlichen Ungern bis an den östlichen Winkel der Marmaroscher Gespansch. ostsüdlich fortläuft, kehrt sich von da gerade gegen Süden, und läuft so in Siebenbürgen fort bis zum Berge Dalbidan zwischen der Dobokaer und Torder (Thorenburger) Gespanschaft, und von hier zieht es sich westlich mit einer kleinen Krümmung nach Süden bis zum Berge Batrina, mit welchem es sich bis zur östlichen Gränze der Biharer Gespansch. erstreckt. Aus dieser langen karpatischen Gebirgsreihe (die man, nach Magda's Vorgang, zu Unterscheidung von andern, die Kolosher nennen kann, weil sie größtentheils quer durch die Kolosher Gespansch. oder doch an ihrer Gränze fortläuft), entspringen jene Berge, welche die östlichen Theile der Biharer und Arader Gespansch. durchlaufen, namentlich: a. aus dem Berge Batrina laufen zwei Zweige hervor, von welchen der untere Rézbánya und Vaskó umgibt, die Gränze zwischen den Gespanschaften Bihar, Torda, Zaránda und Arad macht, und mit seinem untersten Ende das Thal der schwarzen Körös (Fekete Körös) bildet, deren Quellen sich auch darin befinden. Dieser vom Berge Moma ostwestwärts sich wendende Zweig erreicht sein Ende bei Fekete Gnóros und Kocsuba. Seine Hauptheile sind: Goalu Ripi Kalinasza, der sehr hohe Berg Bihar mit seinem kahlen Scheitel (der höchste der Biharer Berge), gegen Rezbánya herab, wo er die siebenbürgische Grenze verläßt, Moma bei Béla, Magura, und Pleszhegy gegen Westen. Alle diese Berge sind zwischen der weißen und schwarzen Körös, reich an Erzen und mit großen Waldungen bedeckt. b. der obere Zweig des Bergs Batrina, Kumuneczel, scheidet sich in vier Theile, von welchen der eine nach Siebenbürgen läuft, der zweite die Grenze zwischen der Biharer und Kolosher Gespansch. bilden, der dritte nord- und westwärts und endlich südwärts geht, und auf seinem Wege zwischen Süden und Westen einen vielfältig gewundenen, bis Kápolna sich erstreckenden Zweig ausläßt. Diese Berge erstrecken sich mit ihren bald längern bald kürzeren Verzweigungen zwischen der schwarzen und schnellen (sebes) Körös und sinken bei Kárad, Vizes Gnán, Jánesda und Körbed zu niedrigen Hügeln herab. Der vierte Zweig des Kumuneczel erstreckt sich gegen Westen bis Belényes. c. Jener Zweig des Kumuneczel, der nach Siebenbürgen läuft, und in der Kolosher Gespansch. die Quellen der schnellen Körös umgibt, kehrt wieder an die Grenze der Biharer Gespansch. zurück und heißt dann Oszoly. An dieser Grenze, die der Biharer und Kraßnaer Gesp. gemeinschaftlich ist, läuft der Berg Oszoly bis nahe zu Rézhegy; von da läßt er nach allen Seiten Zweige auslaufen, und breitet sich zwischen den Flüssen Körös und Berettyó aus; die längsten Zweige erstrecken sich bis Várad, Bihar und Szalárd, und ein Hauptzweig endigt sich bei Kiralyai und Terebes. d. Die aus Siebenbürgen kommenden kleineren Berge zwischen den Flüssen Berettyó und Ér entspringen aus einem andern Zweige des Berges Oszoly, der das Thal bildet, in welchem der Fluß Berettyó entsteht. 3) in der Zeitschrift von und für Ungern IV. Band, 1. Heft S. 42 f. 4) Von den Höhlen der Biharer Gespansch. sind zwei merkwürdig, die Eskülöer bei dem Dorfe Eskülö, und vorzüglich die Funatze bei dem Dorfe Funatza, deren senkrechte Höhe sich auf 50 Klafter erstreckt, die sich in vier besondere Höhlen theilt, und worin man Trevfsteine, Eis und versteinerte Thiergerippe (nach einigen auch versteinerte Menschengerippe findet. S. die Artik. Eskülö und Funatza. Vergl. über die Funatzer Höhle: Sartori's Naturwunder 1. Th. S. 30 ff. und Csaplovics topographisch-statistisches Archiv des Königreichs Ungern. 1. Th. S. 87—89. 5) Auf dieser weiten Ebene nimt man nicht selten Luftspiegelungen (Fata morgana der Italiäner) wahr. Eine solche beobachtete ich hier im J. 1800. 6) Zur Ableitung des Überschwemmungs-Wassers der schnellen Körös wurde im J. 1817 der einsichtvolle Baron Nicolaus von Vay zum königl. Commissär ernant. Er zeigte die Nothwendigkeit und den Nutzen dieser Ableitung durch folgende Berechnung. Der auszugrabende Grund beträgt 898,554 Kubikklafter. Diese Ausgrabung zur Ableitung kann in 3 Jahren beendigt werden. Dadurch werden 41 Ortschaften der Biharer Gespansch. von der Überschwemmung ihrer Feldgründe befreit, und 70,000 Erdjoche urbar werden. Schlägt man den Nutzen eines Erdjochs im Durchschnitt jährlich nur auf 10 Gulden an, so wird aus der Ableitung ein jährlicher reiner Nutzen von 700,000 Gulden entstehen. Möge das herrliche Unternehmen bald ausgeführt werden. S. Magda's Magyar Országnak leirása. S. 455. 456.

Digitized by Google

Großwardein (in der Biharer Gespansch.), und stürzt sich endlich, nachdem sie die schwarze und weiße Körös aufgenommen hat, bei Csongrad in die Theiß (s. Körös). Durch die schnelle Körös wird das Körösscher Thal, einer der schönsten Theile der Biharer Gespansch. (8 Meilen lang und 3 bis 4 Meilen breit) in den nördlichen und südlichen Theil getheilt. Dieses sehr gesunde und fruchtbare Thal erzeugt gute Feldfrüchte, besonders Weizen und Mais, guten Wein, Obst, Brenn- und Bauholz, hat 56 Ortschaften und über 15000 Einwohner (Walachen, Magyaren, Juden und Griechen), die sich vom Feldbau, von der Viehzucht, vom Brantweinbrennen, von der Potaschensiederei, von der Verfertigung von Bretern und Balken, vom Ziegelbrennen, vom Handel mit Obst, Wein, Kalk, Geschirr, Bretern u. s. w. nähren [7]). Der morastige Fluß Berettyó, der am Kegy (Kupfer-Berg) entspringt, geht, nachdem er sich mit dem Er vereinigt hat, in die Körös (s. Berettyó). Die kleineren Flüsse Gyepes und Kölcsér entspringen aus der Körös, und fließen in sie wieder zurück. Der erste fließt zwischen der schnellen und schwarzen Körös, und vereinigt sich endlich mit der letzten. Der Kölcsér (oder Kölcs-Er) entspringt eigentlich unmittelbar aus dem Gyepes, und verliert sich in den Moräſten der schnellen Körös. — Das Klima ist durch Sümpfe und Moräſte ungesund. Die häufigen Wechsel- und Nervenfieber sind eine Folge der schädlichen Ausdünstungen der Sümpfe. Zwischen den Bergen ist eine reinere und gesundere Luft. Auch das Körösscher Thal hat ein gesundes Klima. Im Sommer ist die Hitze meistens groß (dagegen die Nächte nicht selten kalt), im Winter schadet oft die Kälte sehr dem auf freiem Felde befindlichen Vieh. — Die Biharer Gespansch. gehört zu den fruchtbarsten in Ungern, ungeachtet sie viel Sandboden hat, besonders auf den Debrecziner Haiden. Der fetteste und fruchtbarste Boden ist bei Er, Berettyó, Sárrétje, Ermellyéke. Die Ebenen sind zum Getreidebau, die Berge und Hügel zum Weinbau vorzüglich geeignet. Doch wird auch auf den Ebenen Landwein zum Tischtrunk erzeugt. — In dieser von der Natur gesegneten Gespanschaft †) wächst a. Getreide in Menge, besonders schöner Weizen (auch der Bauer ißt hier Weizenbrod) und Mais (Kukurutz). Die Walachen machen sich aus Maismehl eine Art Brei, die sie in ihrer Sprache Mamaliga nennen, und die mit der Polenta der Italiäner übereinkomt. Dieser Brei ist ihre gewöhnlichste Nahrung. b. An Hülsenfrüchten und Küchengewächsen ist kein Mangel. Unter den letzten zeichnen sich aus die Zucker- und Wassermelonen, die vorzüglich bei Nyir, Sárrét, Ermellyék, Inánd und Nagy Szalonta gedeihen. c. Obst, wovon besonders zwei eigene Apfel-Sorten, die sich lange halten und weit verführen lassen, angeführt zu werden verdienen: búzás alma, (der Weizen-Apfel); und Kormos alma (der rußige oder rauchgraue Apfel). d. Wein, im Überfluß, zum Theil von Güte. Man erzeugt Wein von der Verestezer Gränze bis hinauf zu den Szatmarer Bergen. Die besten Weine sind die von Vajda, Diósjeg, Telegd, Vásárhely, dann die von Székelyhid, Kerek, Asszony vásár, Ottovány, Nagy Várad (Groß-Wardein), die theils nach der verschiedenen Lage der Weinberge gegen die Sonne, theils nach dem verschiedenen Klima und der Verschiedenheit der Bestandtheile des Bodens (z. B. die Großwardeiner Weingärten sind auf Kalkbergen), einen Wein von verschiedener Qualität erzeugen. Die Weine sind größtentheils weiß, einige (z. B. die Großwardeiner) aber auch roth. Die meisten Biharer Weine halten sich nur 2 bis 3 Jahre, einige aber in guten Kellern weit länger. e. Viel Tabak. Die besten Gattungen werden bei Székelyhid, Diosjeg, Félegyház und Debrecsin erzeugt. f. Holz ist auf den Bergen genug, sowohl Brenn- als Bauholz, allein in den Ebenen keins (man sollte billig Waldungen anlegen, wie bei Kecskemét geschehen ist), weswegen man daselbst (z. B. in Debrecsin) Stroh und Rindermist (nach tatarischer Sitte) brennt. — Der nutzbare Boden der Biharer Gespanschaft beträgt [8]) 1,512,584 Joch, wovon (im J. 1790) 766,548 [9]) Joch Saatfelder, 80,093 Joch Wiesen, 133,840 Joch Weiden und 29,755 [10]) Joch Weingärten waren. — g. Treffliche Viehzucht. Auf den weiten ebenen Debrecziner Weiden weidet zahlreiches Rindvieh, in den Wäldern bei Szalonta sind die größten Schweine-Heerden [11]). Auch halbwilde Gestütte (ménes im Ungrischen) findet man auf der Debrecziner Ebene und auf andern Pußten (großen Weideplätzen). Auch die Schafzucht wird in mehren Gegenden fleißig betrieben. h. Wildpret ist in den Waldungen häufig, namentlich Rebhühner und Haselhühner. Auch Fasanen findet man bei Félegyház und Székelyhid auf den Ebenen, und hin und wieder in Weinbergen. Wildes Geflügel ist häufig an den Flüssen und Moräſten. i. Fische, Krebse und Schildkröten. Die besten Fische sind in der schwarzen und schnellen Körös. Die Moräſte des Berettyó haben einen Überfluß an Krebsen und Schildkröten. k. Auch an Mineralien ist diese Gespanschaft reich. Gold wurde im J. 1795 in den Ponorer Bergen gefunden. Goldsand liefert die schwarze Körös besonders bei Vaskoh (man findet auch Goldkörner von Erbsen- und Haselnuß-Größe). An Silber gewinnt man bei Rézbánya [12]) (ein Centner Kupfererz gibt 2 Mark Silber) jährlich mehr als tausend Mark (5 Centner). Eben daselbst an Ku-

7) Eine interessante Beschreibung des Körösscher Thals steht in *Kultsár's* Hazai Tudósitások 1806. S. 108 ff. †) Weil in dieser Gespanschaft Brod, Fleisch, Käse, Speck und Wein in Menge erzeugt werden, und um billige Preise auch für den gemeinen Mann zu haben sind, so nennen die ungrischen Bauern die Biharer Gespanschaft das ungrische Kanaan.

8) nach Liechtenstern, Handbuch der neuesten Geographie des österreich. Kaiserstats, III. Th. S. 1436, und nach Magda, Magyar Országnak leirása S. 457.) 9) Bei Magda irrig (durch einen Druckfehler?) 766,584. 10) Bei Magda irrig (durch einen Druckfehler!) 49,755. 11) Daher sagt der gemeine Magyar im Sprüchworte: „Debreczen okornek, Szalonta sertésnek, Várad embernek" d. i. Debrecsin für Ochsen, Szalonta für Schweine, Wardein für Menschen. 12) Schon in den alten Zeiten wurde bei Rezbanya der Bergbau stark betrieben. Man sieht noch die Überreste eines alten Bergwerks. Im Jahre 1726 ließ hier der Großwardeiner katholische Bischof Graf Csáky einige neue Stollen und Gänge anlegen. Derselbe ließ zuerst Eisen in den Hämmern bei Vaskoh verarbeiten. Nach Gold wurde in der Biharer Gespansch. ehemals häufig gegraben, wie Kölcséri erzählt. In den neuern Zeiten thaten

Digitized by Google

pfer jährlich 840 Centner, fernet Berggrün und Bergblau. Eben daselbst und bei Kornitzel findet man gelben Kupferkies. An Blei gewint man bei Rézbánya jährlich 500 Centner: es findet sich auch bei Belényes, Baród und Meziad. Bei Vaskoh und Szelestye wird viel Eisenerz gewonnen, und hier gibt es auch Eisenhämmer. Den schönsten ungrischen Marmor findet man in der Biharer Gespanschaft bei Belényes, Baród, Rézbánya, Vaskóh und Großwardein, von einfachen und gemischten Farben (schwarzen, rothen, blauen, grauen, bunten). Bei Kollest findet man Alabaster. Den gemeinen Granat findet man bei Rézbánya. Gemeiner Kalk ist bei Großwardein, Belényes, Kornitzel, Elesd, Zaránd u. s. w., Tuffstein in den Panorer Bergen und in der berühmten Funaczer Höhle, Kreide bei Hollód und Uslak. Töpferthon von guter Qualität findet sich bei Debrecsin (daraus werden hier jährlich mehre Millionen thönerne Pfeifenköpfe verfertigt), Großwardein, Telegd und Rév; Porzellanerde (die aber nicht benutzt wird) bei Rebegány. Feuerstein (oder vielmehr nur Hornstein, der eben so benutzt wird) findet sich bei Csernaháza, Dubricsek, Kornitzel und auf der Ecseder Herrschaft. Versteinertes Holz findet man bei Pocsaj, Rézbánya; bei Berettyó petrificirtes Moos und Rohr. Steinkohlen sind bei Dema und Verzár. Steinöl (petroleum) findet man zwischen Czigánypalva und Kubalás-Patak, und die Walachen brauchen es zur Wagen-Schmiere. Mineralisches Kali (székso, natrum, soda) findet man an verschiedenen Orten, besonders um Debrecsin, Szalonta, Konyár und Esztár herum, und man braucht es zur Verfertigung der schönen weißen, leichten Debrecsiner Seife, und zur Salzlecke für das Vieh. Salpeter wird um Ér, Semjén und Debrecsin in ausgetrockneten Sümpfen gewonnen. Mineral-Wasser gibt es um Großwardein herum. Die warmen Bischofs- und Felix-Bäder bei Großwardein, die Kalk-, Eisen- und Schwefel-Theile enthalten, sind bei rheumatischen Schmerzen, in der Gicht, bei Lähmungen und Schlagflüssen heilsam[13]). — Die Einwohner-Zahl beträgt nach Magda: 385,080 (nach der Conscription von 1805: 346,903 Nichtadelige — in der Josephinischen Conscription von 1787 fand man 5572 männliche Adelige, seit dem Tode Josephs II. aber werden die Edelleute in Ungern nicht conscribirt), welcher Angabe zufolge auf eine QM. nur 1922 Selen kommen, was für eine so fruchtbare Gespansch. sehr wenig ist, da in der kalten, gebirgigen, unfruchtbaren Arver Gespanschaft auf eine QM. 2265 berechnet werden [14]). Ihre Wohnorte sind: 1 königl. Freistadt (Debrecsin mit 38,100 Einw.), 1 bischöfl. Stadt (Großwardein oder Nagy Várad mit 17,511 Einw.), 20 Marktflecken, 460 Dörfer und 55 Prädien. Die Mehrzahl der Einwohner machen die Walachen aus, dann folgen die Magyaren, hierauf Ruthenier, (Rußniaken) und wenige Teutsche und Slaven, nebst Juden. Nach Liechtenstern [15]) wohnen Walachen in 237 Ortschaften, Magyaren in 134 (diese magyarer Ortschaften sind jedoch weit größer als die walachischen) vorherrschend, Ruthenier in 2 Ortschaften. Teutsche findet man zwischen Magyaren und Walachen ziemlich zahlreich in Großwardein, und zwischen den Magyaren in Debrecsin einige hundert Teutsche. Slaven sind hin und wieder in geringer Anzahl, z. B. in Großwardein. Männliche Juden fand man im J. 1816: 1476, mit Weibern 2952 (im J. 1805: 2343). Die Magyaren bewohnen auch in dieser Gespansch. (wie anderswo in Ungern) die Ebenen, die Walachen die gebirgigen Gegenden. Die Magyaren sind größtentheils Reformirte und Katholiken, die Walachen bekennen sich theils zur nicht unirten, theils zur unirten orientalischen (griechischen) Kirche, die Ruthenier zur unirten [16]). Der Haupterwerbszweig der Einwohner ist die Landwirthschaft. An Bauernschaften zählte man im J. 1805: 36,678 gegen 2837 Gewerbsinhaber, wovon aber 2797 in Debrecsin allein ansäßig waren. Die Hauptfabrication zu Debrecsin besteht in der Verfertigung von thönernen Tabakspfeifen, (jährlich werden 11 Millionen von 140 Meistern und ihren Gesellen und Lehrlingen gebrant), beinerne Pfeifen-Mundstücke (csutora) jährlich 15 bis 16000 Dutzend, die von 43 Mundstück-Drechslern oder Csutorásock gemacht werden, schöner Seife (wovon 78 Seifensieder jährlich 7000 Centner verfertigen), und Pelzen (womit sich 209 Pelzweber oder Gubacsapók beschäftigen). Der Haupthandel ist zu Debrecsin, besonders auf den stark besuchten Jahrmärkten, theils mit jenen Kunstproducten, theils mit Rindvieh, Schweinen, Speck, Schmalz u. s. w., die besonders in das nördliche Ungern verführt werden. — Die Wissenschaften werden vorzüglich zu Debrecsin (wo ein reformirtes Collegium mit einer ansehnlichen Bibliothek und ein königl. Gymnasium) und zu Großwardein, wo eine kö-

es die Pojanabélier. 13) Einige speciellere Notizen über die Mineralien der Biharer Gespansch. und ihre charakteristischen Eigenschaften findet man in dem Werke: Ungerns Mineralreich, oryktognostisch dargestellt von Joseph Jonas, (Pesth 1820) und in dem „Versuch eines topographisch-mineralogischen Handbuchs von Ungern, von Christ. Andr. Zipser, (Oedenburg 1817. 14) Magda's Angabe gründet sich vorzüglich auf die Conscription der Unadeligen von 1805, welcher er noch die Adeligen (deren er aber nur 10,700 annimt, was zu wenig ist) beifügte. Der Wahrheit näher komt die Angabe von Fejér: 396,037, wobei spätere Conscriptionen, auch der geistlichen Behörden, benutzt sind. In der Josephinischen Conscription von 1785 wurden nur 317,955 Einwohner (worunter 5149 männliche Adelige) gezählt, in der Conscription von 1787 aber 347,108 (worunter 169,118 weiblichen Geschlechts, und unter den männlichen 708 Geistliche, und 5572 Adelige). Im J. 1794 wurden nur 336,725 Einwohner gezählt (die Kriege und Auswanderungen wegen Mißjahren und Theurung waren Schuld an der Verminderung. 15) Geographie des österr. Kaiserstates III. Th. S. 1435 und Csaplovics Hesperus XXX. B. 1. H. 16) Magda gibt nach dem verschiedenen Glaubensbekentniß an: 159,500 Reformirte, 35,650 Katholiken, 880 Evangelische A. C. (größtentheils Teutsche und Slaven), 178,560 nicht unirte Wlachen (die unirten Wlachen und Ruthenier sind unter den Katholiken mitbegriffen), 2340 Juden. Nach dem Großwardeiner katholischen bischöflichen Diöcesan-Kalender von 1817 waren damals in der Biharer Gespansch. 129,669 Protestanten, 90,396 nicht unirte Griechen, 24,404 unirte Griechen, 19,357 Katholiken, 2702 Juden (so käme nur eine Gesamtzahl von 266,528 Selen heraus, was zu wenig ist, und nur dadurch erklärt werden kann, daß in den Ortschaften, wo sich keine Katholiken befinden, keine geistliche Conscription vorgenommen wurde). Die richtigste Angabe von Fejér steht im Tudományos Gyüjtemény 1817, V. Heft S. 92: 21,650 Römisch-Katholische, 26,459 Unirte, 114,029 Nichtunirte, 166,154 Protestanten (Reformirte und Lutheraner), 2355 Juden.

Digitized by Google

nigl. Akademie und ein königl. Archi-Gymnasium ist, betrieben. Die wenigste Kultur findet man, mit einigen Ausnahmen (z. B. zu Großwardein), unter den bisher vernachlässigten Walachen, bei welchen aber viele Talente schlummern. — Das contribuirende Volk zahlt 167,531 fl. 14½ kr. [17]), die nach 214 Porten *) vertheilt sind, wovon Debrezin allein nach dem Anschlag von 45 Porten 35,228 fl. zahlt. [18]) — Die Gespansch. wird jetzt in 5 (vormals in 4) Prozesse oder Bezirke (Járások, Processus) eingetheilt: in den Sárréter (Schárréter) westnordwärts, Szalontaer westsüdwärts, Belényescher ostsüdwärts, Wardeiner oberhalb des vorigen, und Ermellyéker ostnordwärts. In dem Sárréter Bezirk liegt die königl. Freistadt Debrezin und die Marktflecken Derecske, Berettyó-Ujfalu, Bereg, Bözsörmény, Komádi: in dem Ermellyéker Bezirk die Marktflecken: Diószeg, Székelyhid, Margita, Micske; in dem Wardeiner die bischöfl. Stadt Großwardein, und die Marktfl. Bihar, Kis, Marja, Csatár, Mező Telegd, Elesd, Fekete Tó; im Belényescher Bez. die Marktfl. Belényes Vasko und Rézbánya; im Szalontaer Bez. die Marktfl. Nagy Szalonta, Sartad, Csessa und Beel. In der Biharer Gespansch. sind (nach Magda's Angabe) 5054 ganze Bauernhöfe (egesz házhely) und darin 17,222 sogenante ganze Bauern. — Die Obergespanswürde war ehemals, seit den Zeiten des Bischofs von Großwardein, Johann Vitéz, erblich, welches Vorrecht dieser vom König Matthias für alle seine Nachfolger im Bisthume erhielt. Allein in der Folge hörte diese Erblichkeit auf. Gegenwärtig administrirt diese Würde der Graf Ludwig Rhedei von Kis Rhéde (reformirt) [19]). (*Rumy*).

BIHAR, ehemals auch Bihor, Bohor, walach. Biharo, magyar. Marktflecken in der Biharer Gespansch. in O.Ungern jens. der Theiß, im Großwardeiner Bezirk, dem kathol. Bisthum zu Großwardein gehörig, mit einer reformirten Pfarre und reform. und römisch-kathol. magyarischen Einw. Hat einen an Getreide und Wein fruchtbaren Boden. Früher war der Flecken eine Festung. Man sieht noch die Ruinen der ehemaligen Burg *) und den großen Wall, der zur Schutzwehr diente. Hier fielen in den Zeiten der bürgerlichen Kriege viele Ungern und Teutsche. Als namentlich einst der Thordaer Anführer, der hier commandirte, von der Großwardeiner Garnison und andern teutschen Truppen überfallen und geschlagen wurde, rückten die Teutschen in die Festung, und hieben jeden Einwohner nieder, der sich nicht durch die Flucht rettete **). Die mit dem Leben davon gekommenen Flüchtlinge irrten lange umher, bis sie sich wieder vereinigten, ihre zerstörten Wohnsitze aufs Neue zu beziehen ***). (*Rumy.*)

BIHERON (Marie Katharine), Tochter eines Apothekers zu Paris, geb. 1719, legte sich anfänglich auf die Zeichnenkunst, dann aber auf die Verfertigung künstlicher anatomischer Präparate aus Wachs, zu welchem Behuf sie auch nach London reiste. Sie verfertigte den ersten weiblichen Körper aus Wachs, den man zur Betrachtung der innern Theile öffnen konnte. Die Hauptstücke ihres Kabinets, welches nachmals die Kaiserin Katharina kaufte, beziehen sich auf Geburtshilfe. Von Pinson und Laumonier wurde sie übertroffen. (*H.*)

BIHISCHTI, d. i. der paradiesische, sonst Suleiman Ogli, d. i. der Sohn Salomons und Sinan, d. i. Joseph, genant ein türkischer Dichter, der unter der Regirung Mohammed II., eines Vergehens willen nach Persien flüchten mußte, von wo er mit den Empfehlungsschreiben der großen Dichter Dschami und Mir Ali Schir zurückkehrend von Sultan Bajasid II. dem Sohne Mohammed's II. wieder gütig aufgenommen ward. Er verfaßte einen Fünfer d. i. eine Samlung von fünf romantischen Gedichten. — Ein anderer Bihischti, ein Gesetzgelehrter und Dichter zugleich, lebte unter der Regirung Soleiman's des Großen zu Tschorli (das Τζορουλος der Byzantiner), berühmt als Prediger, und durch einen Kommentar über Dogmatik. (Nach Aali.) (*v. Hammer.*)

BIHUDA, ist nach Poncet der Name der großen Wüste oberhalb Korti im Königreiche Sennaar, die man auch bei der größten Anstrengung unter fünf Tagen nicht durchgehen kann. Sie ist indeß nicht so fürchterlich als die libysche, denn man findet zuweilen Kräuter und Bäume. — Wie Bruce (III. 650) berichtet, so schließt der Nil die große Wüste von Bahjouda von 3 Seiten ein, die vierte Seite, welche dieses Viereck begränzt, war sonst der Weg durch solche, von Derreira nach Korti, ehe die Araber solchen abschnitten, wie sie noch thun und auf welchem Poncet und der unglückliche du Roule nach Abyssinien gingen. Nach ebendemselben (IV. 460) führt bei Gerri *) eine Fähre über den Nil nach dieser Wüste,

17) Magda gibt, wahrscheinlich durch einen Druckfehler, 161,531 fl. an. *) Liechtenstern gibt irrig 259 an. 18) Die nur 57 Q.M. große Gespanschaft Oedenburg oder Soprony zahlt 239,160 fl., also um 364,00 fl. mehr, allein sie ist volkreicher und die Einwohner industriöser. 19) Comitats-Karten von der Biharer Gespansch. findet man in Görög's Magyar Atlas, eine vom Feldmesser Lorenz Gaßner, in Korabinsky's Atlas Hungariae portatilis, und in Lipszky's Mappa Regni Hungariae. Geographische und statistische Notizen über die Biharer Gespansch. haben mitgetheilt: Windisch in seiner (bereits veralteten) Geographie von Ungern (Preßburg 1780), Vályi in Magyar Országnak leirása, 1. Bd. (Ofen 1796), Fejér in seinem magyar. historisch-geograph. Lexikon (Pesth 1816). Liechtenstern im dritten Theil seiner Geographie von Österreich (Wien 1818), und Magda in Magyar Országnak leirása. Pesth 1817. Sie wurden oben benutzt.

*) Wenn gleich nicht bewiesen werden kann, daß diese Burg bereits von den Hunnen angelegt wurde, wie manche behaupten, so ist sie dennoch uralt, denn die Magyaren fanden sie bereits unter ihrem Herzog Arpad, als sie nach Ungern kamen. Vgl. Engels Geschichte von Ungern, 1. Thl. S. 72. und Feßler's Geschichte der Ungern und ihrer Landsassen, 1. Thl.

) Solche Grausamkeiten der teutschen und spanischen Truppen in Ungern während der bürgerlichen Kriege unter den Königen aus dem österreich. Hause bis auf Joseph I., erzählt die ungrische Geschichte unzählige, z. B. der Notar Isaac Budocsay in der magyarisch geschriebenen Chronik seiner Zeit, die Rumy in dem ersten Bande seiner Monumenta Hungariae zuerst bekant gemacht hat, und daher, nicht aus Nationalismus, schreibt sich der, bei den gemeinen Magyaren noch tief eingewurzelte Haß gegen die Teutschen, namentlich österreich. Teutschen her, der durch die Milde der österreich. Regirung und die fortschreitende Kultur nur allmälig ausgerottet wird. *) Vgl. Vályi Magyar Országnak leirása. 1. Th. S. 211. 212.

*) Nach Bd. IV. S. 531. ist zu Wed Baal a Nagga eine Fähre (doch eine andere, und von der obigen, verschiedene?) für diejenigen, welche nach Dongola durch die Wüste von B. reisen.

Digitized by Google

und der Straße nach Dongola ꝛc. Zu Bruce's Zeiten (IV. 518) war der arabische Statthalter zu Herbagi auch Befehlshaber über diese Wüste. Den Weg, welchen Poncet nahm, war damals (Bruce IV. 523. 532.) wegen drei mächtiger arabischer Stämme, welche aus Westen nahe bei Kordofan herkamen und sich aller Brunnen bemächtigt hatten, nicht zu passiren. (*J. M. Hartmann.*)

BIJA, auch Bi, d. h. Herr, Fürst, ein Fluß an der kolüwanschen Linie im asiatischen Rußland, welcher aus dem an der mongolischen Gränze liegenden See Telezkoe komt, sich nach einem Laufe von 31 teutschen Meilen bei der Stadt Biisk mit der Katuna, d. h. Frau, Fürstin, vereiniget und von nun an den Namen Ob erhält. Er hat mehre Wasserfälle und zum Theil Felsenufer. Längs demselben liegen einige Sloboden, Dörfer und Redouten. Die davon genante Stadt Biisk (Br. 52° 20′ L. 102° 30′), ist eine Kreisstadt und Festung im Gouv. Tomsk, mit 312 Häus. und 2250 Einw. (*J. C. Petri.*)

Bijige, s. Bibig.

BIJNI oder Bisni, ein kleiner Stat zwischen Bengalen, den Garrows, Assam und Butan, vom Barally und Bramaputra bewässert, der recht gut angebauet ist, und Reis, Tabak, Zuckerrohr, Betelnüsse, Senf, Hülsenfrüchte und Seide liefert. Die Einw. sind Hindus mit bengalischem Dialekte, ein fleißiges Völkchen, dessen Zahl sich auf 350,000 Köpf. beläuft, und unter einem eigenen Raja aus dem Geblüte der Hindu-Dynastie Cutsch steht, der an den Raja von Butan einen Tribut zahlen muß, der meistens in trocknen Fischen besteht, auch geht die Berufung von seinen Aussprüchen an die höchsten Gerichtshöfe von Butan. Übrigens zerfällt das Land in 2 Theile: Bijni oder Khantaghat im N. und Howeraghat im S. des Bramaputra. In jenem liegt die Hauptstadt Bijni oder Bisni unter 26° 29′ N. Br. und 107° 21′ L. an einem kleinen Flusse, der dem Banasch zuströmt. Sie besteht aus dem stark befestigten Schlosse, das ein Parallelogramm bildet, und einer Vorstadt von 100 Häus. Hamilton hat uns zuerst mit diesem State, der bisher zu Assam gezogen wurde, näher bekant gemacht, obgleich wir sein Daseyn bereits durch Turner und Wade erfahren hatten. (*Hassel.*)

Bijouterie, s. Geschmeide.

Biisk, s. Bija.

Bijucai, s. Philippinen.

BIKANIR, (Bicanere), eine Rajaschaft in der Prov. Aschmir und auf den Gränzen von Afghanistan. Eine wahre Oase, rundum von Wüsten umgeben, ohne einen Fluß und andres Trinkwasser, als das der Regen gewährt, oder 100 bis 200 Fuß tief aus dem Schoße der Erde heraufgeholt wird; der Boden ein hellbrauner Sand, den nur der periodische Regen für Badschari, Sorgo, Hirse und dergleichen Früchte, welche die lange Dürre aushalten können, fruchtbar macht. Doch hat sie Weiden für Kamele und Schafe zur Nothdurft, und die Einw., meistens Dschaten, nähren sich daher hauptsächlich von der Viehzucht. Ihr Oberhaupt, das sich Raja nent, ist ein Rhator Radsbude, und steht seit 1818 unter dem Schutze der Briten, welchen er jedoch keinen Tribut zahlt: er unterhält 8000 Mann Fußvolk, 2000 Mann Reiterei, 35 Kanonen, und hat nach Elphinstone 50,000 Pf. Sterl. Einkünfte. Seine Hauptstadt Bikanir liegt fast in der Mitte der Oase unter 27° 57′ N. Br. und 90° 36′ L., ist mit einer schönen Mauer und vielen runden Thürmen umgeben, hat auf der Südseite ein hohes und prächtiges Fort, worin der Raja residirt, und im Innern einige hohe Hauser und Tempel. Von weiten gewährt sie den Anblick einer großen Stadt, aber der größte Theil der Häuser besteht aus roth angestrichenen Hütten, und nirgends sieht man einen Fruchtbaum oder die schönen Alleen, die die Städte am Ufer des Ganges verschönern. Der schönste Anblick bei Bikanir war ein Brunnen von schönem Trinkwasser dicht unter dem Fort, dessen Tiefe 304 Fuß und der Durchmesser 15 bis 20 Fuß betrug. Die Einw., die sich wie die Hindus tragen, und sich blos durch die Radsbudenmützen unterscheiden, verfertigen baumwollene Zeuge, Musseline und Turbane, und treiben damit einen lebhaften Handel (Elphinstone, Hamilton). Der Raja hat verschiedene Europäer in Diensten; Nach Abul Fazel stellt diese Rajaschaft 1200 Mann Reiterei und 50,000 M. Infanterie, und warf 4,750,000 Dams ab. (*Hassel.*)

Bikir, s. Abukir.

BIKURDIUM, ein Ort im alten Germanien (34,30. 51,15), da, wo später Erfurt stand, oder doch in der Nähe; der einzige Ort, dessen Ptolemäus (2, 11) aus Thüringen und Obersachsen gedenkt. (*Rickleſs.*)

BILANZ (Bilancia, balance), ist der Rechnungsabschluß, Bilanzrechnung (bilan) der Abschluß mit Aufführung der Einnahmen und Ausgaben, woraus er sich bildet. Eine solche Rechnung muß der Kaufmann von seinem verfallenen Vermögen den Gläubigern vorlegen, und wenn er sie sich selbst jährlich vorlegt, so kann er sich dadurch vor dem Vermögensverfall verwahren. Ihre Aufstellung ist nicht leicht *), sie setzt den Abschluß aller Handelsbücher zur Übertragung ihres Ergebnisses (Saldo) und die Werthverzeichnisse von der liegenden und fahrenden Habe voraus; sie besteht in Rücksicht dieser Abschätzungswerthe ꝛc. und der schlechten oder streitigen Foderungen in Ansätzen nach Wahrscheinlichkeit, und sie kann den Betrag des versilberten Vermögens nicht im Voraus vergewissern, aber doch sicher und zuverlässig dadurch werden, daß sie die Schulden zu dem vollen Betrage, die Foderungen und Schätzungswerthe zu dem niedrigsten Betrage ansetzt. Das letztere darf indeß in der Rechnung selbst nicht geschehen, ohne vor der Linie die vollen Werthe nach den Büchern zu bemerken, weil sonst die Bilanzrechnung mit den Büchern nicht stimt. Wenn die Bilanzrechnung einmal gemacht ist, so pflegt man die Ansätze derselben aus den Werthverzeichnissen in den folgenden Jahresabschlüssen wieder aufzunehmen, oder sich blos auf die Handelsbilanz:

Derreira ist der Ort, wo man auf der andern Seite landet. Bruce vermuthet, es geschieht, um die Jabeleen (Dschabelin) zu vermeiden, welche die Karavanen zu Gerri übersetzen und nicht so weit bis Wed Baal a Ragga herunter kommen. — Auch Bruce's Charte zur Hand habend, ist mir diese Stelle nicht ganz deutlich.

*) Büsch Darstellung der Handlung. I. 411 ff.

auf den Hauptabschluß der Bücher und die Nachsicht der Kasse zu beschränken. Dieses genügt auch bei der Ständigkeit des übrigen Vermögens, weil es ergibt, ob der Kaufmann mit Schaden oder Vortheil gearbeitet hat, und wie er steht. Es ist ein nothwendiges Erforderniß für jede Handlung, und kann für jede Vermögensverwaltung nicht genug empfohlen werden. Die erste bekante Übersicht des Statsvermögens ist von August eigenhändig geschrieben, und nach seinem Tode dem Senat vorgelegt **).

Die Statswirthschaftslehre hat den Begriff der Handelsbilanz von den Kaufleuten sich angeeignet, um mittelst derselben (der Handelsabgleiche nach Rau) ebenso zu wissen, was bei dem Handel eines Landes am Jahresschluß herausgekommen, wie die Kaufleute von ihrem Geschäftsbetrieb es nachweisen. Das Land wird als ein Handelshaus, die Einfuhr als die Schuld, die Ausfuhr als die Foderung betrachtet, und der Werth gesucht, der zwischen beiden auszugleichen bleibt. Die Frage nach solchen Handelsabgleichen ist neueren Ursprungs, durch den Vertrieb der amerikanischen Baarschaften in dem europäischen Verkehr veranlaßt, und seit Colbert und durch die Folgen des errungenen oder verlornen auswärtigen Handels an die Tagsordnung gekommen. Die Antwort auf diese Frage hielt sich zunächst an ihre Veranlassung, und entschied für das Nehmen und wider das Geben von Gold und Silber. Der Handelsabgleich ward zu Gunsten des Landes gestellt, welches Waren gab und Geld empfing, und umgekehrt, dem Lande zur Last gesetzt, welches Geld gab, und Waren nahm. Der Rechnungsfehler ist zu offenbar, daß ein Land weder 1000 Rthlr. gewinnt, wenn es diese für ausgeführtes, gleichvielwerthes Getreide bekomt, noch 1000 Rthlr. verliert, wenn es diese für gleichvielwerthes Getreide bezahlt, als daß ein solcher Fehler so geradezu von wissenschaftlich gebildeten Männern begangen werden könte. Sie sahen, daß die Sachwerthe sich dort erhöhten, wohin die amerikanischen Baarschaften (der europäische Eroberungszins) durch den Warenhandel gelangten, und sie sahen, daß die Warenlieferung sich vermehrte, wo sich die Baarschaften durch den Warenabsatz vermehrten. Sie schlossen also, wenn für 1000 Rthlr. Getreide verkauft wird, so steigt das bleibende Getreide zu gleichem Betrage im Werth, weil sich ihm derselbe Werth baar entgegenstellt, und nun wird überdem mehr Getreide als zuvor gebaut, also das Land auch durch die Getreideausfuhr nicht ärmer, und folglich in der That um die empfangenen baaren 1000 Rthlr. reicher wegen ihrer Doppelwirkung als Ware und als Geld. Alles das ist umgekehrt, wenn 1000 Rthlr. für gekauftes Korn außer Landes gehen, weil das einheimische Korn um eben so viel im Werth verliert u. s. w. Diese Ansicht ging aus der Erfahrung hervor, wie sie damals war, hielt sich daran, und hat bis zu veränderten Umständen und mehr verbreiteten statswirthschaftlichen Erkentnissen in Frankreich, England und Preußen gute Dienste gethan, aber zugleich der Habsucht und Genußgier in ihren Zerstörungen Vorwand und Schutz gegeben. Der eben angeführten Meinung ist entgegengesetzt, daß die Kaufleute des einen Landes denen des andern, und also das eine Land dem andern im Handel keine Geschenke machen, sondern den empfangenen Werth durch gleichen Werth decken. Wenn ein Land eben so viel Waren ausführt als einführt, so kann sein Vortheil oder Nachtheil bei diesem Handel nicht von Geldforderungen abhängen, weil diese dabei gegen einander aufgehen. Wenn mehr Waren ausgeführt als eingeführt werden, so wird das Land für den Mehrbetrag der Ausfuhr der Gläubiger des einführenden Landes, und wenn es weniger ausführt als einführt, so wird es für den Mehrbetrag der Einfuhr der Schuldner des andern. In beiden Fällen muß der Mehrbetrag entweder sofort durch Baarzahlung ausgeglichen werden, oder es bildet sich daraus eine stehende Schuldforderung. Baarzahlungen können aber die Ausgleichung nicht zu Stande bringen; denn das Bedürfniß von Gold und Silber ist noch weit schärfer begränzt, als bei andern Waren. Insofern Gold und Silber Verbrauchsgegenstand sind, richtet sich ihre Ein- und Ausfuhr nach dem Verbrauch, und insofern sie Geld sind, muß jedes Volk davon genug haben, um zeitig mit Hilfe des Umlaufs vermittelnd bei dem Warenumsatz gegenwärtig seyn zu können. Wenn nun ein Land die Mehrausfuhr baar bezahlt empfängt, so hat es nur auf einen Augenblick einen Überfluß an Baarschaft, weil es nicht mehr davon behält, als es zur Verarbeitung und Verprägung bedarf. Das Übrige wird es eilig wieder ausführen, und es wird also für seine Mehrausfuhr von Waaren der Gläubiger des Auslandes bleiben, und durch die Ausfuhr der Baarschaft den Schuldner wechseln. Wenn dagegen ein Land seine Mehreinfuhr baar bezahlt, so geschieht dieses entweder durch den Ertrag seiner Bergwerke, und eine solche Baarzahlung ist für dasselbe der Deckung mit eigenen Waren gleich; oder es geschieht durch Abbruch seines Geldstocks. Da dieser jedoch nothwendig wieder hergestellt werden muß, so muß das fehlende Geld alsobald wieder durch Warenverkauf oder Anleihen herbeigezogen werden. Hiemit stimt die Erfahrung überein; nirgend hat sich das Geld erschöpft, so ungünstig man auch den Handelsabschluß des Landes machte, nirgend hat sich die Baarschaft eines Landes dem Überschuß gleichgestellt, womit man über seinen Handel abschloß. Nordamerika und Rußland führen meistens mehr ein als aus, ihre Kaufleute fodern langen Borg, sie sind immer den wohlhabenderen Völkern schuldig, mit denen sie handeln. Ungeachtet dieser Zeichen des Verfalls heben sich beide Länder, ihre Handelsschulden führen zum Erwerb, ihre Geldverlegenheiten zum Wohlstand. Die endliche Bezahlung an das Ausland muß in Waren geschehen, da das Geld, wie oben gezeigt, nur eine Schuld abträgt, die nicht stehen bleiben kann, und da die Warenschuld zwar als solche durch Verwandlung in Geldschuld ausgeglichen wird, aber als Geldschuld ihre Deckung fodert. Bezieht sich diese Schuld auf den Erwerb, so vermehrt sich durch die Hervorbringung der Vorrath der ausführbaren Waren, und durch die Erweiterung des auswärtigen Handels der Absatz: so gelangt man

**) *Tacitii* Ann. II. Opes publicae continebantur: quantum civium, sociorum in armis, quot classes, regna, provinciae, tributa aut vectigalia, et necessimtes ac largitionem.

zur Deckung der alten Schuld. — Ein Volk kann zwar die Ausgleichung mit einigen andern fortwährend durch Geldempfang vornehmen; aber dazu ist erfoderlich, daß es sie auch anhaltend mit andern durch Geldsendungen berichtige, sonst würde es mit dem eingenommenen Gelde nichts anzufangen wissen. Nur ausnahmsweise bei einem Lande mit reichen Bergwerken kann der Fall vorkommen, daß beständig Geld ins Ausland gesendet wird, und keines zurückkomt. Dann erscheint zwar sein Handelsabschluß in einem fort ungünstig, er ist es aber nicht, denn Gold und Silber sind seine vorzüglichste Ware, und es wird nur der Überfluß gegenseitig vertauscht, welches beiden Theilen vortheilhaft ist. So war bisher Spaniens und Portugals Hauptware Geld und Silber, welche durch Frankreich und England weiter vertheilt wurde. Rußland bezieht aus Europa viele Baarschaft, um sie zum asiatischen Handel zu verwenden, und es würde sie nicht weiter beziehen, wenn dieser Handel aufhörte.

Bewiesen ist hiedurch allerdings, daß der Handelsabschluß eines Landes nicht auf empfangene oder geleistete Baarzahlung gestellt werden muß, wenn er nicht täuschen soll; indeß ist erinnert, daß der Geldbedarf sich nicht so gebieterisch feststelle, um Überfluß oder Mangel an Geld zu verhindern, da die zugegebene Ausnahme der Verwendung des Überflusses zur fortschreitenden Betriebsamkeit ins Unbestimte ausläuft, und da das zugegebene Vertreiben der Baarschaft durch schlechtes Papiergeld auch andere Vertreibungsarten zuläßt, wovon hier nur die fortdauernde Schwächung des Geldstocks erwähnt werden soll, wenn z. B. die Landleute mit der Kornausfuhr einen Theil ihres Einkommens verlieren und die Zinsen und Steuern nach wie vor bezahlen, von denen in letzter Hand die Weineinfuhr berichtigt wird, welche bisher durch die Kornausfuhr gedeckt ward. Ferner scheint die Rückwirkung der Mehrausfuhr auf Vermehrung der Einfuhr zu sehr beschränkt zu seyn, weil die Mehrausfuhr die Mittel zum vermehrten Verbrauch ausländischer Waren gibt, und dieser Verbrauch nicht zu fehlen pflegt, wenn die Mittel vorhanden sind. Auch scheint eine Mehrausfuhr nach allen Seiten und selbst ein Geldempfang von allen Seiten wol denkbar, und so lange damit vorlieb zu nehmen seyn, bis man mit dem Gelde nichts mehr anzufangen weiß. Dagegen hat die Mehreinfuhr zwar kein Land völlig an Geld erschöpft, aber blutarm hat sie manches gemacht, so recht im eigentlichen Sinn, daß es das Blut seiner Söhne verkauft hat.

Der Schluß wird nun vorbereitet seyn, daß in dem Handelsabschluß die Baarzahlung an sich allein weder Gewinn noch Verlust ausdrückt, und daß überhaupt der Geldwerth, womit der auswärtige Handel als Gewinn oder Verlust abschließt, erst durch seine Beziehung auf Wertherzeugung und Werthvernichtung, oder durch seine Stelle in der Einnahme oder Ausgabe des Volkshaushaltsabschlusses als Zuwachs oder Abgang des Vermögens erscheint. Wenn man z. B. folgenden einfachen Abschluß nimt:

Nehmen:		Geben:	
Wein . .	2 Mill. Rthlr.	Weizen . .	1000000 Rthlr.
		Wolle . .	500000 —
		Ausgleichend	500000 —
			2 Mill. Thal.

so verwandelt sich der anscheinende Verlust von 500,000 Rthlr. in Gewinn, wenn durch den Weinankauf der Weizenbau, die Schafzucht, und der Bergbau befördert ist. Da sich solche innere Haushaltsverhältnisse recht gut einsehen lassen, ohne sie zu verrechnen, da sich ein allgemeiner Handelsabschluß auch nicht aus den Kaufmannsbüchern aufstellen läßt, weil es an Vertrauen zu ihrer Mittheilung fehlt, da ferner die Auszüge aus ihnen sich durch Zollauszüge nicht vertreten lassen, weil nicht alle Waren zollpflichtig sind, und die zollpflichtigen gutentheils verschleift werden, da der Wechselstand auch nicht beweist, daß der Handelsabschluß dem günstig oder ungünstig ist, der den Wechselstand für oder wider sich hat, weil darauf die guten oder schlechten Geldanstalten des Landes, das Geben oder Nehmen von Hilfsgeldern u. s. w. einwirken; so haben sich mehre Stimmen gegen die Aufstellung von Handelsabschlüssen erklärt. Ihnen ist erwiedert, daß es unwissenschaftlich sey, das Unvollkomne zu verwerfen, weil man das Vollkomne nicht haben könne, daß die jetzige Unvollkommenheit der Handelsabschlüsse nicht unheilbar sey, und daß sie deren guten Nutzen auch jetzt schon nicht verhindere. Die Zollrechnungen der großen Staten sind bereits so angelegt, daß sie die sämtlichen ein- aus- und durchgegangenen Waren bei den Zollstätten nachweisen. Sie gewähren daher eine feste Grundlage für den Handelsabschluß in Absicht auf den Warenbetrag. Denn der Schleichhandel vergrößert ihn nur, verändert aber mit unbedeutenden Ausnahmen seine Verhältnisse nicht. Die Werthberechnung der Waren macht auch keine Schwierigkeit, da man sie zwar nicht aus den Handelsbüchern, aber fast mit gleicher Gewißheit aus Preisanzeigen durchschnittsweise entnehmen kann. Hat man den Warenbetrag der Einfuhr und Ausfuhr, und den Geldwerth von Beiden, so hat man auch den Unterschied, welcher mit Baarschaft zu decken ist. Diese Deckung bleibt allerdings das Geheimniß der Kaufleute, weil sie größtentheils mittelbar geschieht, und weil selbst ihre freiste und unmittelbarste Sendung durch Fracht und Post keine zuverlässige Berechnung ergibt. Hier hilft indeß der Preisstand der Wechsel und noch mehr des Geldes von dem einen Lande in dem andern. Sind in dem einen, ohne fremdartige Zahlungen, als Kriegsteuern, Hilfsgelder u. s. w. die Wechsel des andern theuer, ist sein Geld in dem andern ungewöhnlich wohlfeil, so hat es den Handelsabschluß gegen sich, und lautet er auf Überschuß, so ist er fehlerhaft aufgestellt. Aufgestellt wäre der Handelsabschluß nun, aber um ihn zu Handelsverträgen, zur Gesetzgebung und Verwaltung der Handelsangelegenheiten zu gebrauchen, muß jeder seiner Ansätze noch zuvor eine statswirthschaftliche Untersuchung über sein Verhalten zur innern Haushaltsordnung, zum Erwerb und Verbrauch bestehen. Diese wird ergeben, daß jeder Handel sich vortheilhaft abschließt,

Digitized by Google

der Überfluß gegen Überfluß umtauscht. So meint man zwar, englische Eisenwaren gegen französische Putzsachen geben, sey für England ein schlechter Tausch; Lauderdale fragte aber, ob sich England schlecht dabei stehe, wenn die französischen Putzmacher englischen Stahlarbeitern Brod geben? Der Gegensatz davon, der Handelsabschluß mit wahrem Verlust wäre, wenn der vornehme Stand fremden Arbeitern das Brod gibt, welches er den eigenen Arbeitern entzieht, oder gar nimt ***). (*v. Bosse.*)

BILBAER, einer der vornehmsten Stämme der Kiurden, welcher im osmanischen Asien das Gebirge Zagros oder Ritschau auf der Gränze von Iran bewohnt, und zwar zu den Vasallen des Paschalik's Bagdad gerechnet wird, in der That aber völlig unabhängig ist, Niemanden Tribut zahlt, und auf seinen steilen Felsen sowol Osmanen als Iranen trotzt: er schlägt sich bald zu diesen, bald zu jenen, je nachdem sie seine Dienste bezahlen. Im Winter steigt die Horde von den Gebirgen herab, und läßt ihre Heerden auf der weiten Steppe von Arbil weiden: im Sommer, wo diese auf den Bergen ihr Futter finden, verbreiten sie sich in den benachbarten Ländern, plündern und schleppen alles mit sich fort, was sie habhaft werden können. Der Stamm bekent sich zu den Dogmen Alis, steht unter erblichen Häuptlingen, und wohnt wie alle Kiurden unter Zelten. (Nach Silvestre de Sacy.) (*Hassel.*)

BILBAO, (14° 57′ 45″ L. 43° 16′ 13″ Br.) lat. Bilbaum, auch Bellum Vadum, bei den Römern Flaviobriga, — ein berühmter Fabrik-Handels- und Seeplatz, mit 1000 Häusern und 15000 Einwohnern — ist eine Villa und die Hauptstadt der spanischen Provinz Biscaya. Bilbao liegt in einer von hohen Bergen und der See begränzten Ebene, zwei Stunden vom Meere, seitwärts der Straße von Bayonne nach Madrid, 45¼ Meilen von letzterer Stadt, am Ibaichalval (d. i. enger Strom), über den zwei Brücken führen; eine derselben, von Holz, hat nur einen Bogen, unter dem die größten dasigen Flußfahrzeuge durchfahren. Dieser Strom, an dessen Barre, 1½ Meilen von Bilbao, die Villa und der Fischerhafen Portugalete liegt, ist, wenn die Meerfluth eintritt, der Hafen von Bilbao; es können aber nur kleine Fahrzeuge bis an die Kaien kommen, die großen legen gewöhnlich bei Olaveaga an; jährlich 7—900. Im J. 1822 wurde Bilbao durch die Cortes zu einem der Niederlags-Häfen des Reichs erklärt; sonach können hier alle in Spanien verbotene Waren, mit Ausnahme des fremden Cacaos, Kaffees und Zukkers, in den Magazinen des Hafens bis zur Wiederausfuhr deponirt werden. Man zählt in Bilbao, nach dem **Almanac mercantil**, gegen 180 Handelshäuser, darunter mehre irländische, teutsche und böhmische, letztere vorzüglich für Glas und Leinwand. Außerdem treiben hier Franzosen, Engländer, Amerikaner und Niederländer einen wichtigen Umsatzhandel mit ihren Fabrikaten, mit Stockfisch, Thran u. s. w. gegen spanische Erzeugnisse, vorzüglich: Wolle, Eisen, Holz, Wein, Öl u. a. Artikel. — Der obere Theil der Stadt ist alt und schlecht gebaut, der untere, neu und regelmäßig angelegte, hat eine Menge schöner massiver Gebäude. Unter diesen bemerkt man fünf Pfarrkirchen, das Arsenal, eine Wasserleitung und den Damm; unter den öffentlichen Anstalten: eine gut eingerichtete Zeichnen- und Lootsen-Schule; unter den Fabriken mehre Eisen- und Kupferhämmer, Segeltuchfabriken, Taudrehereien, Ankerschmieden und Brauereien. Die Gerbereien sind im Verfall, seit die Einfuhr von Häuten aus dem spanischen Amerika aufgehört hat. Außer den gewöhnlichen Stadtbehörden ist hier auch ein Consulat. (*Hasse.*)

BILBEIS (koptisch: Phelbes, Phlabes, auch Pholbas, bei neuern Reisenden auch Belbeys, Bilbez, Belbes). Die arabischen Schriftsteller geben uns folgende Notizen von dieser ägyptischen Stadt. Abulfeda nent sie die Metropolis des Gouvernements Hauf, und die Residenz des Präfecten desselben. Sie ist reich an Palmen und andern Bäumen. Sie durchfließt ein Kanal, welcher zur Zeit des Wachsthums des Nils aus ihm ausfließt und Bahr ibn Mendscha *) heißt. Er versieht die Einwohner des ganzen Distrikts mit Trinkwasser. Nach Ibn Said erstreckt sich die Jurisdiction des hier wohnenden Gouverneurs bis nach Waradeh, an der Gränze Ägyptens. Bis hieher wird im Handel und Wandel mit Silber bezahlt, aber von jetzt an bis El-Arisch die erste syrische oder leute ägyptische Stadt mit Kupferstücken. Nach Makrizi war diese Stadt sehr bevölkert; die Einwohner waren wohlhabend und reich, und wie sich dort einige arabische Stämme niederließen, wird von ihm umständlich erzählt. So blieb Bilb. eine der wichtigsten Städte Ägyptens, bis Marv (Amaury), König der Franken, sie nach einer langen Belagerung, in welcher viele tausend Einwohner umkamen, durch List einnahm. Seit der Zeit ist sie wüste. — Sie muß sich aber wieder erholt haben. Helfrich nent sie zwar eine arme, elende, von Mohren und Arabern bewohnte — Wormser, aber eine ziemlich große und lustig am Wasser liegende Stadt. Nach die-

***) Hauptschrift für die Geschichte des Handelsabschlusses, insbesondere für Colbert's Verfahren ist Arnauld: de la balance du commerce etc. à la fin du regne de Louis XIV et au commencement de la revolution. Paris 1791. Für das baare Geld als Hauptrücksicht spricht am ausführlichsten Stewart: Inquires into the principles of political oeconomy. London 1765. Dawider Adam Smith in seinem bekanten Werke, und nach demselben Kraus: Staatswirthschaft. 4. 27 ff. Die Lehre, daß die Mehreinfuhr und Minderausfuhr sich nicht durch Baarschaft, sondern erst durch Schulden und zuletzt durch Waren ausgleichen, ist von Storch: cours d'économie polit. 3. 289. Bemerkungen dazu gibt Rau: Handbuch der Nationalwirthschaftslehre 3. 414. Der bekanteste und noch immer beachtenswerthe Aufstellungsversuch eines Handelsschlusses ist von Necker: de l'administration des finances 2. 81. aus amtlichen Papieren gemacht; und gleichfalls aus öffentlichen Berichten ist mit dem Handelsabschluß die Aufstellung eines Volkshaushaltsabschlusses dort versucht, wo die amtlichen Nachrichten darüber allein, bis vor kurzem, offenkundig, aber auch noch nicht in guter Ordnung waren, in England. Die mühsamste und umständlichste Berechnung enthält a treatise of the wealth, power and resources of the british empire etc. by Colquboun. London 1814. Fehlen die amtlichen Angaben zu den Grundzahlen, also die gewissen Ansätze, so kann man keine Abschlüsse, sondern nur Überschläge machen, welche von allen Ländern reichlich vorhanden, aber häufig den Dichtungen näher als den Rechnungen verwandt sind.

*) In den Mém. sur l'Egypte I, 215, heißt er: Zemkelouah, und fließt in den Tanitischen Nilarm.

Digitized by Google

verkleinert darstellt. (S. Auge und Sehen). Dadurch wird uns die Außenwelt zu einer Welt von Erscheinungen, d. h. die Gegenstände stellen sich dem Sehorgan dar wie auf einer Fläche, mit allen den Eigenschaften und Verhältnissen, welche sich allein durch das Licht offenbaren, als erleuchtete und gefärbte Flächen. Ob die Fläche ein wirklicher Körper ist, von welcher Beschaffenheit, von welcher Begränzung im Raume, d. i. von welcher äußeren Form, dies alles bleibt hiebei eben so unbestimt als Entfernung und Maß, und hierüber erhalten wir nur Auskunft von dem Tastungssinne, welcher der Sinn der eigentlichen Wahrnehmung ist, denn er versichert uns von der Realität der Erscheinung, daß sie kein bloßer Schein sey, weshalb wir ihn auch allezeit zu Hilfe nehmen, wenn wir eine Täuschung des Auges besorgen. Bei dem Blinden muß der Tastungssinn das Auge ganz vertreten, aber auch bei dem Sehenden müssen sich beide wechselseitig unterstützen, und der Tastungssinn muß dem Auge vorarbeiten. Durch wiederholte Erfahrung sichert sich das Urtheil, und dieses tritt vermittelnd zwischen die Thätigkeiten der beiden Sinne, so instinktmäßig, daß es sich dem Bewußtseyn entzieht, und lange zuvor, ehe das Bewußtseyn selbst noch mit voller Kraft in uns wirkt. Weil nun in dem Augenblicke, wo dem Auge sich eine Erscheinung darbietet, sich zugleich alles durch die Wahrnehmung entstandene Urtheil einfindet, ohne daß wir uns desselben bestimt bewußt würden, so entsteht uns die Täuschung, als ob durch das Auge allein auch alles dasjenige sogleich dargestellt würde, was doch nur durch den Tastungssinn ermittelt wurde. Das Auge wird in der That, uns selbst unbewußt, der Stellvertreter des Tastungssinnes, und so fallen allerdings das Bewußtwerden der Gestalt und der Eigenschaften, die an ihr das Licht offenbart, so in einander, daß es nicht zu verwundern ist, wenn auch die Wortschöpfung beides ununterscheidbar in einander verschmilzt.

Das Bild auf des Auges Netzhaut entsteht unter denselben Bedingungen wie jedes objektive Bild, und das Auge eines eben Verstorbenen ist nur ein Spiegel wie jeder andere. Der lebende Organismus aber empfängt nicht blos leidend, sondern das physiologische Bild wird in ihm die Ursache einer ganzen Reihe von Wirkungen, die mit der Erzeugung eines Bildes ganz anderer Art anhebt.

Wir treten hiemit an das große Geheimniß des Zusammenhanges unserer physischen Natur mit unserer psychischen. Der Philosophie ist bisher in Beziehung auf dasselbe nichts gelungen, als die Wechselwirkung beider darzuthun, die verschiedenen Akte der Thätigkeit des Geistes und einen Theil der Gesetze, nach denen er wirkt, auszumitteln, aber sie weiß nichts weder über sein Wesen noch über das Wie seines Wirkens. Um sich dies Letzte so deutlich als möglich zu machen, hat sie zur Analogie ihre Zuflucht nehmen müssen, denn führt das innere Leben gleich seine unmittelbare Gewißheit mit sich, so wird es uns doch nur dadurch deutlich, daß wir es mit äußeren Wahrnehmungen vergleichen, von welcher Vergleichung die Bezeichnung der Seelenthätigkeiten durch Worte die unzweideutigsten Beweise liefert, weshalb denn die etymologische Forschung hiebei nie vergessen werden sollte, sie, die uns einerseits einen neuen Blick in die Philosophie der Sprache eröfnet, und andererseits am besten dienen würde, der Willkür mancher Philosophen Gränzen zu setzen. Auch das Wenige, was wir bei Gelegenheit des vorliegenden Gegenstandes mitzutheilen haben, wird dies bestätigen.

Wir nennen das mit Empfindung verbundne Innewerden des physiologischen Bildes — Sehen, und schon hieraus läßt sich abnehmen, daß es nicht das Auge seyn kann, welches sieht, sondern daß dieses blos das Mittel zum Sehen ist. Dazu ist eine innere Kraft nöthig, die mit dem nach der Außenwelt gerichteten Organ in Verbindung steht. Diese innere Kraft nennen wir Sele, und deren Verbindung mit dem Nerven- und Hirnsystem zum Behuf auch des Sehens wird anderwärts nachgewiesen werden; hier haben wir mehr auf das Ergebniß aus dieser Wechselwirkung zu achten, als auf sie selbst. Dieses Ergebniß ist eins von den großen Wundern unsrer Doppelnatur: es wird Etwas außer uns zu Etwas in uns, etwas Objektives zu etwas Subjektivem. Wie man sich dies zu verdeutlichen gesucht habe, zeigt uns jedes Wort, welches man erfunden hat zur Bezeichnung dieses ganzen Aktes.

Das Äußere nennen wir Gegenstand, d. i. etwas unserm Ich gegenüber Stehendes. Dieses nehmen wir wahr, d. h. wir nehmen es als ein Etwas, welches gewiß außer uns da ist, weil es uns gegenüber steht. Hiebei werden zwei gegenüber Stehende unterschieden, der Wahrnehmende und das Wahrgenommene, zwischen welchen beiden aber nothwendig eine gewisse Korrespondenz Statt finden muß. Die Sprache sagt: der Gegenstand mache auf die Sele einen Eindruck; und hiebei mußte man die Sele denken als eine weiche Masse, in welche durch den Druck allerlei Formen äußerer Dinge abgeprägt werden können. Die Wirkung solcher Eindrücke nante man Empfindung, d. h. Einfindung, womit man also bezeichnete, daß sich ein Äußeres, der Gegenstand, in der Sele, worin er vorher nicht vorhanden war, eingefunden habe, so daß sie dessen nun inne wurde, d. h. etwas vorher außen Gewesenes nun in sich hatte; das Äußere kam als ein Inneres zum Bewußtseyn. Bis hieher veranlaßt die Sprache noch nicht, an eine besondere Selbstthätigkeit der Sele zu denken; von nun aber zeigt sie Spuren derselben, und diese müssen sich wol finden, da die Sele unleugbar aus dem, was sich einfand, etwas Eigenthümliches schafft. Es erfolgt jetzt Vorstellung, weil die Sele das, was sie aus den Gegenständen sich gebildet hat, statt derselben, in sich selbst vor sich hin stellt; sie braucht sie nicht mehr von außen zu sehen um sie in sich selbst anzuschauen.

Was ist denn nun aber eine solche Vorstellung? Diese Frage muß uns aufmerksam machen auf eine Verwandlung, die mit der Bedeutung des Wortes Vorstellung vorgegangen ist. Vorstellung kann dem Sprachgebrauche gemäß nichts anders bedeuten, als einen Akt des Vorstellens, und dadurch wird eben so wenig bestimt, was, als wie vorgestellt wird. Der Akt des Vorstellens in der Sele besteht nun darin, daß ir-

gend etwas durch irgend Eins vor das Bewußtseyn gebracht wird, welches wir gleichsam als den Monarchen in dem Gebiete der Sele denken, um welchen alle Kräfte derselben in Bewegung sind. Nun aber: was ist jenes irgend etwas, welches vorgestellt wird, und was ist jenes irgend eins, welches vorstellt? So viele Kräfte es in der Sele gibt, die, eben weil sie Kräfte sind, nach Äußerung streben, eben so viele bringen eigenthümliche Produkte der ihnen eigenen Selbstthätigkeit zum Bewußtseyn. Da man nun diese Produkte der Selbstthätigkeit einer jeden Selenkraft Vorstellungen genant hat; so hat man natürlicher Weise Vorstellungen sehr verschiedener Art aufzählen müssen. Von diesen im Allgemeinen zu handeln, ist hier nicht der Ort; wir beschränken uns auf diejenigen, auf die es uns zunächst ankomt.

Diejenige Selenkraft, welche zuerst, sobald die Sele mittelst der Sinne ihre Korrespondenz mit der Außenwelt begonnen hat, ihre eigenthümliche Wirksamkeit äußert, hat in unserer Sprache den höchst bezeichnenden Namen der Einbildungskraft erhalten, denn ihr erstes Geschäft ist, die Gegenstände der Außenwelt als Bilder in die Sele zu bringen. Diese ihre Bilder, die wir zum Unterschied von den physiologischen, die der Sinn empfängt, psychologische nennen, sind mithin die ersten Vorstellungen, die wir haben, sinnliche Vorstellungen, oder vielmehr Vorstellungen von den Gegenständen der Sinnenwelt. Daß wir von diesen Gegenständen solche Bilder in uns aufbewahren, oder bei jeder Veranlassung neu zu erzeugen fähig sind, ist eine unleugbare Thatsache, denn die tägliche Erfahrung überzeugt jeden, daß er den einmal gesehenen Gegenstand auch in Abwesenheit desselben in sich anschauen kann. Diese erste Thätigkeit der Einbildungskraft ist jedoch nur ihre niedrigste, und man kent sie sehr wenig, wenn man nicht ihre Einwirkung auf das ganze System unserer geistigen Thätigkeiten beobachtet hat, wobei sich findet, daß es kein Selenvermögen gibt, mit dem sie nicht gemeinschaftlich wirkte. In Beziehung auf das Bild läßt es keinen Zweifel zu, daß sie dreierlei Arten derselben hervorbringt, je nachdem sie mit einem verschiedenen Selenvermögen gemeinschaftlich wirkt. Hat sie im Bunde mit der Sinnlichkeit, oder vielmehr mit dem Gesichtsorgan, ein Bild überhaupt hervorgebracht, — wir können es das individuelle Bild nennen, — so erzeugt sie im Bunde mit dem Verstande, entsprechend dessen eigenthümlichem Produkte, dem Begriffe, ein Gemeinbild, Gattungsbild, von Kant Schema oder Normalbild genant, und gemeinschaftlich mit der Vernunft, deren eigenthümliches Produkt die Idee ist, das Ideal oder Vor- und Musterbild, welches, sobald es als (ästhetisches) Urbild angenommen ward, seit Platon bis auf unsere Zeit den Köpfen der Metaphysiker und Ästhetiker wunderlich viel zu schaffen gemacht hat.

Wir finden hier eine fortwährende Steigerung der inneren Bildungskraft, aber abhängig von der Entwickelung anderer Selenvermögen. Daß hierauf die Möglichkeit des Entstehens und die periodische Vervollkomnung aller bildenden Kunst beruhe, leidet keinen Zweifel; es soll jedoch, damit der Zusammenhang nicht unterbrochen werde, hievon anderwärts, und von dem artistischen Bilde in dem Artikel Bildnerei gehandelt werden.

Betrachten wir die fortschreitende Entwickelung unserer Sele von dem Augenblick an, wo die merkwürdigste aller Bilder-Galerien in ihr angelegt und ein Vorstellen möglich geworden ist; so finden wir, daß immer neue Vermögen mit neuen Thätigkeiten hervortreten, daß eins immer das andere erregt und gleichsam ins Leben hervorruft, und daß alle zusammen wirken zu dem Zwecke, dem Menschen Erkennen und Denken möglich zu machen. Die nächste Thätigkeit zeigt sich im Vergleichen und Unterscheiden, die man der Urtheilskraft, die hierauf folgende im Absondern (Abstrahiren) und neuem Verknüpfen des Abgesonderten, Kombiniren, die man dem Verstande zuschreibt. Die Thätigkeiten beider werden in dem Menschen nur dadurch möglich, daß sowol der Urtheilskraft als dem Verstande die Bilder der Einbildungskraft, sey es unmittelbar durch den Gegenstand oder mittelbar in der bloßen Vorstellung, gegenwärtig sind. Durch eben diese Thätigkeiten entstehen nun aber Vorstellungen neuer Art, deren wir drei besonders namhaft machen müssen, 1) abstrakte Vorstellungen (eigentlich abstrahirte), die nichts anders sind, als Theilvorstellungen, abgesondert von dem Ganzen, um als Merkmale desselben und jedes ähnlichen Gegenstandes zu dienen, 2) Begriffe, Vorstellungen aller einem Gleichartigen gemeinsamen Merkmale, verknüpft zu einer Kollektiv-Einheit, durch welche alles Individuelle repräsentirt wird; 3) abstrakte Begriffe oder Allgemeinbegriffe, durch eine neue Kombination entstandene Kollektiv-Einheiten, worin nur das Gemeinsame aller Arten aufgefaßt, das Unterscheidende hingegen, wodurch jede Art eben eine besondere ist, durch den Akt der Absonderung fallen gelassen wird. Bei allen diesen geistigen Erzeugungen leistet die Einbildungskraft treulich ihre Dienste, ja durch ihre Mithilfe können sie erst zu Vorstellungen werden. Die Einbildungskraft gibt uns hier aber auch nichts als Vorstellungen im eigentlichen Sinne des Wortes, Bilder der Gegenstände und ihrer Merkmale, so weit sie sichtbar sind oder doch seyn könnten, und dies reicht zwar zum Kennen lernen derselben hin, aber nicht zum Erkennen, wozu vorerst erfoderlich ist, daß wir uns aller Merkmale, die ein jeder Sinn an ihnen wahrnimt, bewußt worden sind.

Unter den Sinnen selbst, so wie unter den Merkmalen, die sie von den Gegenständen zum Bewußtseyn bringen, findet nun aber ein merkwürdiger Unterschied statt, den wir hier wenigstens andeuten müssen, wenn die Untersuchung nicht lückenhaft werden soll. Man nent den allgemeinen Vital-, den Geschmacks- und Geruchs-Sinn, niedere und subjektive, den Gesichts-, Gehörs- und Tastungs-Sinn, höhere und objektive; niedere, wegen ihres hauptsächlichen Zusammenhangs mit dem physischen, höhere, wegen ihres hauptsächlichen Zusammenhangs mit dem psychischen Organismus; subjektive, weil sie zu keiner Kentniß der Gegenstände, sondern nur zu einer Kentniß von ihren Eindrücken auf unsern Organismus; objektive, weil sie zu wirklicher Kentniß der Gegenstände ver-

Digitized by Google

helfen. Wir können sagen, daß die ersten nur Empfindungs-Merkmale, die zweiten aber Vorstellungs-Merkmale zur Erkentniß liefern. Wie fängt es nun die Sele an, sich das Riechbare, Schmeckbare, Fühlbare — vorzustellen? Bewußt werden kann sie sich desselben; wie aber wird sie das, dessen sie sich hievon bewußt worden, fest halten und in sich wieder hervorbringen zur innern Anschauung?

Eben diese, wo nicht noch größere, Schwierigkeit hat es mit allem, was wir als innere Affektion wahrnehmen und was in den Kreis der inneren Selbstbeobachtung und des sogenanten inneren Sinnes fällt, so wie mit allem dem, was wir als eigenthümliches Produkt der Denkkraft betrachten müssen, gleichviel, auf welche Weise wir die Erzeugung desselben uns erklären. Auch das Denken gehört zum Erkennen, insofern es dabei nicht blos um ein Wissen von der Real-Existenz, sondern auch von dem Kausal-Zusammenhange der Dinge zu thun ist. — Kann nun die Sele diese inneren Wahrnehmungen und Thätigkeiten, deren sie sich bewußt wird, und die ihr eigentlich von Allem das Gewisseste sind, sich auch — vorstellen? Insofern Vorstellen überhaupt so viel heißen soll als irgend etwas zum Gegenstande der Betrachtung machen, allerdings; und in diesem Sinne werden denn auch nichtsinnliche, ja übersinnliche Vorstellungen von den sinnlichen unterschieden; jene sind dann solche, die in den Kreis der Gemüthswelt oder des reinen Denkens fallen. Die Sele macht bei der inneren Selbstbeobachtung sich selbst zu ihrem Gegenstande, ist das Beobachtende und das Beobachtete zugleich, oder, wie Fichte sagt, das Subjekt macht sich selbst zum Objekt, welchen Akt manche Philosophen intellektuelle Anschauung und die Theosophen Beschaulichkeit genant haben. Es wird aber gar viel fehlen, daß diese Anschauung die Klarheit und Deutlichkeit der äußeren hätte: und wo ist das, was von der äußeren Anschauung zurückbleibt, jenes Produkt der Einbildungskraft, das psychologische Bild, das sie beliebig zu jeder Zeit der Sele vorstellen kann? Man könte sagen, eben weil hier die Rede von einem Inneren selbst sey, bedürfe es desselben nicht; allein es steht sehr zu fürchten, daß wir ohne ein solches alle diese Selbstbeobachtungen, so wenig als die Empfindungs-Merkmale der subjektiven Sinne, fest halten, und in unserm Erkennen und Denken es nicht sonderlich weit bringen würden, wenn nicht eine andere Eigenthümlichkeit unserer Natur hiebei zu Hilfe käme.

Hier müssen wir nochmals des Gehörsinnes gedenken, der aus einem andern Grunde, als weil wir Objekte durch ihn kennen lernen, ein objektiver Sinn heißen muß, denn eigentlich ist alles, was wir durch ihn kennen lernen, bloße Modifikation aus dem Luftreich, und zwar nur eine von vielen: Laut, Schall, Klang, Ton. Aber die durch ihn möglichen Wahrnehmungen von der Außenwelt dienen auf eine höchst merkwürdige Weise, die eigentlichen Vorstellungen fest zu halten, und auch die Wahrnehmungen aller übrigen Sinne, seines eigenen einbegriffen, so wie alle innern Wahrnehmungen, gewissermaßen in Vorstellungen, und alle Empfindungs-Merkmale in Vorstellungs-Merkmale zu verwandeln. Sein Zusammenhang mit dem ganzen Respirationssystem und den Stimmorganen insbesondere, bewirkt das Wunder der Sprache, durch welche das Wort, das Tonzeichen für einen Gegenstand, das Bild desselben ersetzen kann und soll.

Beobachten wir die Verfahrungsweise des menschlichen Geistes bei Bildung der Worte, so finden wir, daß keinesweges eine bloße Willkür bei Erfindung der Sprachzeichen für Gedanken geherrscht hat. Alles ist nach Analogie gebildet. Nur mit dem Hörbaren aber konten die Sprachzeichen eine unmittelbare Ähnlichkeit haben; was dagegen durch andre Sinne oder als Affektion des Gemüths wahrgenommen wurde, das mußte durch mittelbare Ähnlichkeiten bezeichnet werden. Hiebei ist nun besonders bemerkenswerth, wie alle Bezeichnung des Innern, der Gemüths- und Gedankenwelt zurückgeführt wird auf Bezeichnung des Äußeren der Sinnenwelt (die Bezeichnung des nur in der Zeit Wahrnehmbaren, auf Bezeichnung des im Raume Wahrnehmbaren). Durch einen fortgesetzten Akt des Vergleichens bereicherte sich die Sprache; ein großer Theil ihres Reichthums bestand in Metapher, d. h. in Übertragung, aus der einen Sphäre unserer Erkenbarkeit in die andere, aus der unbekanteren in die bekantere, und eben darum aus der nicht- und übersinnlichen in die sinnliche. Man beabsichtigte damit größere Klarheit und Deutlichkeit, und wo man den höchsten Grad derselben zu bezeichnen hatte, da entlehnte man die Ähnlichkeit von dem Gesichtssinn, um auf diese Weise das blos Empfindbare oder blos Denkbare, so weit es möglich war, zu einem Vorstellbaren zu machen. Alle metaphorische Bezeichnung hat keinen andern Zweck; dieser Zweck aber wird am sichersten erreicht durch Beziehung auf den Gesichtssinn, wenn das Empfundene und Gedachte anschaulich, bildlich wird. Nachher hat man freilich das Anschauliche und Bildliche so weit ausgedehnt, daß alles von außen her Wahrnehmbare darunter befaßt wurde.

Wegen dieser Eigenschaften der Worte ist jede Sprache in ihrem Ursprunge poëtisch, was aber erst dann erkant werden konte, als es ein diesem Poetischen Entgegengesetztes gab. Dieses Entgegengesetzte ist das Prosaische. Wenn wir bei diesem absehen von dem musikalischen Element der Sprache und allem Metrischen, was bleibt uns dann wol in dem Prosaischen als Gegensatz des Poetischen übrig? Nichts anderes als ein Aufgeben der Analogie bei Bildung der Worte. Dieß geschah aus doppeltem Grund und zu doppeltem Zweck. Entweder war es nur überhaupt um Mittheilung zu thun, und man schuf für die Gegenstände blos willkürliche, konventionelle Sprachzeichen, oder es war um genau bestimte Erkentniß zu thun, und man bemühte sich, an die Stelle der uneigentlichen (bildlichen) Bezeichnungen eigentliche zu setzen. Auf die erste Weise entstand die Sprache des gemeinen Lebens, die Geschäftssprache, auf die zweite die Sprache der Wissenschaft.

Der Charakter der poetischen Sprache ist Bildlichkeit, denn Poesie ist eine Darstellung durch die Einbildungskraft und für die Einbildungskraft. Sie ist daher mit der Wahl ihrer Worte auf die Sphäre der Anschau-

lichkeit angewiesen, und muß, wenn sie das Unsinnliche darzustellen hat, dieses durch die Metapher in jene Sphäre herüberziehen. Nicht aber allein durch die einzelen Worte wird der Zweck erreicht, sondern auch durch die Verbindung derselben zu einem Ganzen. Hier sind es Beiwörter, Vergleichungen, Gleichnisse, sogenante Redefiguren und Tropen, wodurch der Zweck erreicht wird. Etwas anderes als den Gebrauch dieser Mittel zu einer vollkommern poetischen Diktion oder einer Poesie des Stils (die etwas anderes ist als Stil der Poesie) können die nicht gemeint haben, welche behaupteten, in der Poesie müsse alles Bild seyn, die Poesie müsse alles in Bild verwandeln, wobei jedoch zuweilen an schöne Gestaltung des Ganzen gedacht seyn mag. Besser wäre wol, man sagte, die poetische Sprache müsse durchaus Bildlichkeit haben, denn man spricht auch außerdem von poetischen Bildern und Gemälden, als von einer besondern Art dessen, was die Poesie darstellen kann. Über alles dieses sehe man die Artikel Bildersprache und Beschreibung.

Die Sprache der Poesie und der Wissenschaft haben sich zwar im Verlaufe der Zeit sehr weit von einander entfernt, allein eine gänzliche Trennung ist nie erfolgt und kann nicht erfolgen. Dies aber ist, vorzüglich für alle metaphysische Spekulation, von höchst wichtigen Folgen gewesen. Der Mensch kann sich zwar das Übersinnliche denken und dessen in sich selbst sich bewußt werden, allein es sich nie eigentlich vorstellen, wonach jedoch die Einbildungskraft unaufhörlich strebt. Auch auf der höchsten Höhe, wohin die Denkkraft sich erhebt, gibt sie ihr bildendes Geschäft nicht auf, und trägt alles, was sie im Gebiete der Zeit vorfindet, herüber in das Gebiet des Raums, das dem Gesichtssinn eignet, wie jenes dem Hörsinn: oder, was dasselbe ist, sie trägt alles Geistige herüber in die Sphäre des Sinnlichen, denn alles Geistige gehört der Sphäre der Zeit, und alles Sinnliche der des Raumes an. Sie thut es, um Anschaulichkeit, Beschaulichkeit, wol gar Begreiflichkeit zu verschaffen, und hieraus entspringt ihre ideale Symbolik. Was diese für die Kunst ist, und welchen Einfluß sie auf die Religion gehabt hat, selbst da, wo das Gebot war: Du sollst dir von Gott kein Bild machen, ist bekant: aber auch die Psychologie, die Metaphysik, und somit die ganze Philosophie haben den Einfluß derselben erfahren; und wer wüßte nicht, wie stark in unserer Zeit! Dieser Gegenstand verdient daher wol eine sorgfältige Untersuchung, und diese soll in dem Artikel Einbildungskraft mitgetheilt werden, auf welchen hier nur vorbereitet ist. (*Gruber.*)

BILDE, auch BILLE genant, mit dem Vornamen, Ove, ist Einer von den verdienten Dänen, welchen der Erbprinz Friedrich von Dänemark, König Christians VII. Stiefbruder, auf seinem Gute Jägerspriis in Seeland Denksteine aufrichten ließ, um die Namen der Männer zu verewigen, die sich zu des States Ehre und Segen vorzüglich hervorgethan haben, und Bilde war dieser Auszeichnung in mehrem Betrachte werth. Er diente theils als Kanzler des Reichs, theils als Bischof von Aarhuus, nach und nach unter den vier Königen Johannes, Christian II., Friedrich I. und Christian III. Der K. Johannes hatte ein so großes Zutrauen zu Bildes Treue und Dienstfähigkeit, daß er seinem Sohn und Nachfolger Christian II. noch auf dem Sterbebette nachdrücklich empfahl, ihn um seine fortgesetzte Dienste als Kanzler zu bitten, und die Worte hinzufügte: „Will er Dir zu Gefallen nicht noch eine Zeitlang bleiben, so bitte ihn, daß er es mir zu Liebe thue". Zwar gehörte Bilde zu den Geistlichen, welche sich der Reformation in Dänemark am längsten und eifrigsten widersetzten; und hierin lag auch der Grund, warum er im J. 1523 dem Könige Christian II. den Gehorsam förmlich aufkündigte. Aber schon unter Friedrich I. genoß er wieder sein volles Ansehen, hatte Sitz und Stimme in dem Reichsrathe und einen bedeutenden Einfluß auf alle öffentliche Geschäfte im Reiche. Aus warmen Eifer für die römisch-katholische Religion foderte er den bekanten Paul Eliae dazu auf, dieselbe durch Schriften zu vertheidigen, legte, nach Friedrichs I. Tode, der Ausbreitung von Luthers Lehre viele Hindernisse in den Weg, und widersetzte sich selbst der Thronfolge Christians III., der sich bereits öffentlich zu dieser Lehre bekant hatte. Doch lenkte er in letzter Hinsicht bald ein, und trug, da er einsah, daß Christian der Einzige sey, der das Reich unter den damaligen bedenklichen Umständen vom Untergange retten könne, alles dazu bei, seinen Thron zu befestigen. Auch gab ihm dieser mehre Beweise des unumschränkten Vertrauens; und dieses wußte Bilde so dankbar zu erkennen, daß er einst bei der Belagerung von Roeskilde, als es dem Könige an Geld gebrach, sein ganzes Silbergeräthe in die Münze schickte, und den König dadurch in den Stand setzte, sein Kriegsheer zu bezahlen. Dieser schöne Zug ist es hauptsächlich, welcher ihm die obenerwähnte ehrenvolle Auszeichnung zu Jägerspriis verschaffte. — Als der König zuletzt durch die Einnahme von Kopenhagen die Oberhand über alle seine dem Katholicism noch ergebene Unterthanen erhalten hatte, so erfoderten es die Umstände, daß, gleich den übrigen katholischen Bischöfen, auch Bilde seine Gewalt verlor, und in sichere Verwahrung gebracht wurde; um so viel mehr, da dieser, nicht ohne Grund, als das Haupt der katholischen Religion in Dänemark betrachtet wurde. Anfangs widersetzte er sich dieser Verfügung hartnäckig, und war weder zu vermögen, seine bischöfliche Würde niederzulegen, noch das Schloß Silkeborg, wo er seinen bischöflichen Sitz hatte, abzutreten. Nachdem man aber angefangen hatte, dasselbe förmlich zu belagern, so übergab er das Schloß, und fügte sich dem Willen seines Königes. Er wurde nun erst auf Drarholm, und dann zu Nyborg, in einer, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, milden Gefangenschaft gehalten, bekam aber schon nach einigen Monaten seine volle Freiheit wieder, und zugleich zum Zeichen der erneuerten Gewogenheit des Königes, das Gut Skov-Kloster, jetzt Herlufsholm, zum Geschenk. Hier lebte er noch 18 Jahre in Ruhe, genoß das volle Vertrauen des Königs, bekante sich zuletzt selbst zu Luthers Lehre, und starb in hohem Alter im J. 1555. Sein Leichnam wurde zu Artvortskov begraben, und der König, zum Beweise,

Digitized by Google

[illegible] [illegible] [illegible] [

Received April 25.

1 Bernal, J. D., and Crowfoot, D., *Trans. Faraday Soc.*, **29**, 1035 (1933).
2 Bernal, J. D., and Crowfoot, D., *Nature*, **133**, 794 (1934).
3 Bernal, J. D., and Crowfoot, D., *Trans. Faraday Soc.*, **30**, 1071 (1934).
4 Bernal, J. D., and Crowfoot, D., *Nature*, **137**, 845 (1936).
5 Bernal, J. D., and Crowfoot, D., *Nature*, **138**, 1101 (1936).
6 Bernal, J. D., and Crowfoot, D., *Nature*, **139**, 758 (1937).
7 Bernal, J. D., and Crowfoot, D., *Nature*, **140**, 1008 (1937).
8 Bernal, J. D., and Crowfoot, D., *Nature*, **141**, 523 (1938).
9 Bernal, J. D., and Crowfoot, D., *Nature*, **141**, 713 (1938).
10 Bernal, J. D., and Crowfoot, D., *Nature*, **141**, 865 (1938).
11 Bernal, J. D., and Crowfoot, D., *Nature*, **141**, 915 (1938).

werden, wenn nach den Gesetzen der innern Harmonie, die das erste Element des Schönen ist, Gefühl und Phantasie zusammenwirken, einem Gegenstande, oder einem Begriffe, ein Bild zu schaffen, oder auch, wenn ein Gegenstand das Gefühl und die Phantasie auf eine solche Art aufregt, daß es dadurch in der Vorstellung zum Bilde eines andern Gegenstandes, eines wirklichen, oder eines blos gedachten, wird.

Wenden wir diese vorangeschickten Bemerkungen auf die gewöhnlich sogenante Bildersprache als einen Theil der Wörtersprache an, so zeigt sich sogleich, daß nicht alles, was Bildersprache heißen sollte, im gemeinen Leben so wenig, als in der Poetik und Rhetorik, so genant wird. Denn im Grunde reden wir überall eine Bildersprache, wo man, um die Bedeutung eines Worts zu verstehen, diese Bedeutung in der Verbindung anderer Wörter wieder erkennen muß. Jede Definition ist ein Bild des Definitums. Um z. B. zu verstehen, was ein Amphibium ist, nämlich ein Thier, das im Wasser und in der atmosphärischen Luft athmen und leben kann, muß ich in der vereinigten Bedeutung dieser Wörter dasselbe erkennen, was im allgemeinen Begriffe von einem Amphibium liegt. Eben so verhält es sich mit den Beispielen. Indem wir von dem Allgemeinen auf das Einzele reflectiren, erkennen wir das Allgemeine in dem Einzelen in so fern, als das Einzele dem Allgemeinen entspricht, und dieses in jenem sich spiegelt. Aber das Interesse des Beispiels ist blos logisch. Es verliert sich auch in denselben Verhältnissen, als allgemeine Sätze, um verstanden, oder um für Wahrheiten erkant zu werden, keiner Erläuterung und keiner Bestätigung mehr bedürfen. Tritt aber das Beispiel an die Stelle des allgemeinen Satzes in der Form einer äsopischen Fabel, so wird es schon als ein Theil der Bildersprache betrachtet, und gewöhnlich zu den Gedichten gezählt, ob es gleich, für sich allein, auch in dieser Form ein blos logisches Interesse hat, wenn es sich nicht durch den Styl der Erzählung den Dichtungsarten anschließt. Eben so wenig ästhetischen Gehalt haben die gewöhnlichen Metaphern und andere Tropen, die niemand mehr zur Bildersprache zählt, weil sie längst in die Sprache des gemeinen Lebens und der Wissenschaften übergegangen sind, wo sie auch dem kalten Verstande dienen, z. B. Einsehen, Begreifen, der Fuß eines Berges, die Krone anstatt eines Wirthshauses, auf dessen Schilde eine Krone gemahlt ist.

Aber auch diese gemeine Bildersprache hängt durch ihren logischen Ursprung mit der ästhetischen zusammen. Mag der Antheil, den Gefühl und Phantasie an der Erfindung, oder an der Stellung eines Wortbildes haben, noch so groß seyn; immer hat der Verstand bei der Entstehung des Wortbildes mitgewirkt, und das logische Wohlgefallen, das der denkende Geist an jeder treffenden Vergleichung findet, komt auch der ästhetischen Wirkung der Bildersprache zu Statten.

Logisch sowol, als ästhetisch betrachtet, theilen sich die Bilder, die zur Wörtersprache gehören, in zwei Hauptklassen. Entweder tritt das Bild neben den Gegenstand, oder es nimt in der Begeisterung durch Worte die Stelle des Gegenstandes selbst ein. Im ersten Falle nent man den bildlichen Ausdruck gewöhnlich eine Vergleichung, zuweilen auch Gleichniß; im zweiten einen Tropen oder auch, abermals bildlich, eine Blume. Die Vergleichung, in welcher das Bild neben den Gegenstand tritt, kann eine hohe ästhetische Wirkung thun, aber auch von allem ästhetischen Interesse entblößt seyn. Wer uns einen uns noch unbekanten Gegenstand beschreiben will, damit wir ihn kennen lernen, ohne alle ästhetische Zwecke, vergleicht ihn mit einem andern, den wir schon kennen. Diese Art von Vergleichung wird zur Parallele, wenn das Interesse auf beiden mit einander verglichenen Gegenständen ruht, also jeder von beiden als Bild und als Gegenbild erscheint, z. B. in den Biographien Plutarch's, wo immer ein griechischer Held, oder Statsmann, einem ihm ähnlichen römischen zur Seite gestellt ist. Auch hier ist der Zweck der Zusammenstellung nicht sowol ästhetisch, als logisch in praktischer Hinsicht. Aber schon im gemeinen Leben greift auch die Sprache des Gefühls nach Vergleichungen, wo die Beschreibung des Gegenstandes selbst zu umständlich und doch nicht hinreichend seyn würde, die Stärke des Gefühls auszudrücken. Ohne alle Beziehung auf Poesie, oder auf eigentliche Beredsamkeit, sagt man von tapfern Kriegern emphatisch: „Sie fochten wie Löwen", oder: „Sie standen wie Mauern". Solche Vergleichungen behalten ihre Kraft, auch wenn sie längst in die gewöhnliche Sprache übergegangen sind und allen Reiz der Neuheit verloren haben. Ganz anders verhält es sich mit dieser Art von Vergleichungen, wenn sie aus einem poetischen Bedürfnisse hervorgehen. Dann sucht die Phantasie ein neues Bild, das den Gegenstand in ein poetisches Licht stellt. Dergleichen Bilder beschränken sich entweder auf ein einiges Hauptwort und einige Beiwörter, oder die Vergleichung wird mahlerisch, wenn das Bild in einer poetischen Beschreibung hervortritt. Beispiele der ersten Art poetischer Vergleichungen finden sich besonders in den ossianischen Gedichten. „Dein Haar wallt wie der Nebel von Cromla", läßt der caledonische Barde einen Helden von den Locken seiner Geliebten sagen. „Sein Schild glich dem aufgehenden Monde; sein Speer einer verwitterten Tanne", heißt es von einem andern Helden in den ossianischen Gedichten. Auch in den homerischen Gedichten haben einige solche kurze Vergleichungen eine ausgezeichnete poetische Kraft, z. B. schon zu Anfange der Ilias die Stelle, wo der zürnende Apoll dahin schreitet „wie die Nacht" (ὁ δ' ἴϰελος νυϰτὶ ἐοιϰώς. Iliad. I. v. 47.). Noch reicher sind die homerischen Gedichte an unübertreflichen umständlichern oder malerischen Vergleichungen, aus denen man zugleich lernen kann, wie sehr ein poetisches Bild in mehren Zügen sich von einem prosaischen unterscheidet, weil die lebendige Ausmalung des Bildes Manches mit sich bringt, das nicht unmittelbar zur Ähnlichkeit zwischen dem Bilde und seinem Gegenstande gehört, z. B. in der Vergleichung des anrückenden Heers mit einer mächtigen Meereswelle, die „am Ufer gekrümmt überhängt und erdonnernd und zersplatzend den Salzschaum hinspeiet" (Iliad. IV. v. 422.). Einige dieser homerischen Vergleichungen geben auch bestimtere Veranlassung zu Bemerkungen über das Relative

in der Schicklichkeit des poetischen Bildes, z. B. die Vergleichung des tapfern Ajax mit einem Esel (Iliad. XI. v. 558.) und des Ulysses mit einem Bocke (Iliad. III. v. 197.). Übrigens ist die malerische Vergleichung ein ausschließliches Eigenthum der Poesie, und unverträglich mit dem Geiste der wahren Prosa, weil in ihr das Bestreben, ästhetisch zu interessiren, viel zu stark für den Zweck der Prosa sich ausspricht. Beispiele von poetischen Parallelen finden sich auch in den homerischen Gedichten (unter andern Iliad. III. v. 210.).

Über die Tropen oder Bilder, die an die Stelle des Gegenstandes selbst treten, muß unter besondern Artikeln mehr gesagt werden. Die Sprache in Tropen heißt Bildersprache im vorzüglichen Sinne. Auch die äsopische Fabel ist ursprünglich nur ein Trope, in welchem ein Beispiel die Stelle des allgemeinen Satzes vertritt. Eine richtige Ansicht der übrigen Tropen, besonders der Metapher, der Allegorie und der Parabel (S. diese Artikel) ist von vielbedeutendem Einflusse auf die Kritik. Auch hier komt vieles darauf an, daß man das logische Interesse von dem ästhetischen unterscheide, um der Bildersprache den Platz, der ihr auch in der Prosa zukomt, nicht zu nahe neben der Poesie anzuweisen. Der bilderreiche oder blumige Styl in der Prosa ist nicht immer zugleich schwülstig, aber doch gewöhnlich geziert, und der edeln Einfalt widerstreitend, die keines Schmuckes bedarf, um den gebildeten Geist anzuziehen. Bekantlich hat die morgenländische Prosa immer in Bildern geschwelgt, und sich dadurch auffallend von der griechischen unterschieden. Wenn die Prosa witzig wird, muß ihr auch eine witzige Bildersprache gestattet werden; aber wo der Verstand ernste und ruhige Belehrung sucht, darf ein treffendes Bild nur von Zeit zu Zeit den eigentlichen Ausdruck beleben. Wo alle Bilder fehlen, heißt der Styl trocken. Aber man vergesse nicht, daß auch ein trockener Styl durch Klarheit, Kürze, Bestimtheit, und Leichtigkeit sehr anziehend werden kann, und daß alle eigentlich wissenschaftlichen Werke im Ganzen sich auf diese Art des Styls beschränken sollten, damit das Verstandesinteresse in ihnen verherrsche. Wenn der Gelehrte kein bloßer Verstandesmann ist, werden sich immer einige Bilder, die dem Gefühle und der Phantasie angehören, auch in der Verstandessprache von selbst einstellen, ohne dem Denker die Miene des Dichters zu geben. (*Bouterwek.*)

Bilderston, s. Bilston.

BILDHAUER. Der Bildhauer stellt seine Werke dar, entweder als selbständiger Künstler (s. Bildhauerei), oder als untergeordnet den Zwecken der Baukunst). In Bezug auf das Bauwesen wird er zu den großen Bauhandwerken gezählt, darf aber darum nicht aufhören, sich als freier Künstler zu bewähren. Als solcher bearbeitet er die vom Steinmetzen vorbereiteten Hauptmassen der Gebäude entweder ganz, wenn die höchste Pracht und der größte Reichthum der Verzierung gefodert wird, oder in einzelen Theilen. Seine vorzüglichsten einzelen eigenthümlichen, der Baukunst dienenden, Werke sind: Verzierungen aus der Pflanzenwelt, Thierwelt und inneren Welt der Phantasie, in Grotesken, Arabesken, Abbildungen von Menschen und Thieren, Darstellung von Scenen u. s. w. in wenig erhabener, halberhabener und hocherhabener Arbeit, Gruppen, Statuen, Vasen, in gewöhnlicher und kolossaler Größe, kurz, Alles, was nicht mehr als Resultat des Zirkels und Lineals aus der Phantasie des Baumeisters, sondern durch freie Handzeichnung aus seiner oder des Architekten Schöpfungskraft hervorgeht, und zwar in allen Arten von Baustoffen, Steinarten, Metallen, Thon, Gyps und Holz. Auch muß er bereit seyn, die unverzierten Bauglieder, deren Bearbeitung eigentlich dem Steinmetzen angehört, und alle ihre Zusammensetzungen auszuführen. Er steht darum dem Architekten am nächsten, und ist in alten Zeiten selbst Architekt, so wie der Architekt auch Bildhauer gewesen. Die ihm nothwendigen Kentnisse, mag er als selbständiger oder der Baukunst dienender Künstler arbeiten, sind: 1) Arithmetik und Geometrie, in so weit sie zur Berechnung und Ausmessung ihm vorkommender Massen und seiner Arbeiten nöthig sind; 2) architektonische Zeichnung in ihrem ganzen Umfange; doch vorzüglich freie Handzeichnung und Perspektive, weniger die konstruktiv- und deskriptiv-geometrische Zeichnung, die er nur zu einzelen Entwürfen und zum Verstehen der Bauriße nöthig hat; 3) Kentniß und Übung im Modelliren; 4) Studium der antiken Sculpturen; 5) Kentniß der Geschichte, Mythologie und Alterthümer; 6) Kentniß aller Eigenschaften der Stoffe, die ihm zur Bearbeitung vorkommen können; 7) Kentniß und Übung in Selbstbereitung zur Bearbeitung vorzüglich tauglicher Stoffe. Seine vorzüglichsten Werkzeuge sind: 1) Anstalten, Geräthe und Werkzeuge zum Modelliren, (s. Modellirkunst); 2) Das Spitzeisen, ein Meißel, dessen vier Seiten keilförmig in eine Spitze zusammenlaufen, womit die Kanten eines Steinblockes und aller merklicher Abgang ins Grobe abgeschlagen werden. Auch bedient man sich desselben zum poussiren, d. h. zur Anlegung der Theile ins Grobe. 3) Das Zahneisen, ein Meißel, der statt der Schneide, fünf bis sieben kleine Zähne hat, und nur kleine Stücke von dem Steinblocke abnimt. Hiemit poussirt der Bildhauer die einzelen kleinen Theile seiner Bildungen, arbeitet sie weiter aus: poussirt sie rein, und sucht sie mit demselben Eisen, soviel es möglich ist, zur Vollkommenheit zu bringen, er zahnt sie. 4) Das doppelte Zahneisen, ein Stab von Stahl, der an einem Ende eine doppelte Reihe von Zähnen oder Kerben hat, womit ebene Flächen bearbeitet werden. 5) Der Pickhammer, ein Hammer, der auf seiner Bahn mit Kerben oder Zähnen versehen ist, und zu demselben eben genanten Zwecke gebraucht wird. 6) Das Breiteisen, ein gewöhnlicher Meißel mit gerader Schneide, um die Bearbeitung gerader Flächen rein zu machen, d. i. zu vollenden. 7) Das Rundeisen, ein Meißel mit kreisbogenförmig abgerundeter Schneide, zur Ausarbeitung und Vollendung runder Vertiefungen. 8) Die Zwergeisen unterscheiden sich von Breit- und Rundeisen nur dadurch, daß sie hinter den Schneiden in Gestalt eines Schwalbenschwanzes enger zusammenlaufen, um bei der Arbeit einem im Wege stehenden kleinen Theile der Sculptur, der

leicht abbrechen könte, mit größerer Sicherheit auszuweichen, welches mit gewöhnlichen Breit- und Rundeisen ihrer breiteren Schäfte wegen schwieriger wäre. 9) Die Knieeisen sind alle Arten bisher gedachte Eisen, wenn sie in einen Winkel eingebogen sind, um in einer Vertiefung zu arbeiten, der man mit einem geraden Eisen nicht wohl beikommen kann. Diese werden nicht, wie die vorher beschriebenen, getrieben, sondern mit unbewaffneter Hand bewegt.

Alle diese Eisen müssen zur Bearbeitung des Marmors und anderer dergl. Steine ganz von dem dauerhaftesten Stahle geschmiedet, und oben an ihrem anderen, der Schneide gegenüberstehenden Ende in stark länglich runder Form zugerundet seyn, damit bei dem Treiben derselben der Hammer desto sicherer auf ihre Axenmitte treffe, weil sonst das Eisen leicht ausgleiten, und im Marmor eine zerquetschte Stelle, einen sogenanten Mord- oder Prellschlag erzeugen würde. Zur Bearbeitung des Sandsteins und dgl. sind sie nur verstählt, und haben oben einen breiten Kopf, weil bei dieser Art Steine keine Prellschläge zu befürchten sind.

10) Der Hammer, vier bis zehn Pfund schwer von weichem Eisen mit zwei breiten Bahnen, zum Treiben der Eisen für harte Steine. 11) Der Klöppel, ein Hammer von Holz, zum Treiben der Eisen für weiche Steine. 12) Der Drillbohrer, der vermittelst einer Schnur, die an einem, um den Schaft des Bohrers beweglichen Querholze und oben am Schafte befestigt ist, und vermittelst des Schwunges einer um eben diesen Schaft befestigten metallenen Kugel oder Scheibe getrieben wird. Ihn braucht der Bildhauer, um Löcher neben dünnen hervorstehenden Theilen, die beim Gebrauche des Meissels leicht abgesprengt werden könten, senkrecht oder wagerecht in den Stein zu bohren. Auch um die beim akademischen Kopiren eines Modells durch die Mensur beiläufig bestimten Stellen seiner Theile an dem zu bearbeitenden Blocke vorzubohren, und endlich nach mehren wiederholten Versuchen des Messers bis aufs-Leben, d. h. bis auf die genau bestimten Stellen selbst hineinzubohren. Auch arbeitet er damit, um diejenigen kleinen Theile vorzubohren, welche er hierauf mit zweckmäßig gewählten Raspeln weiter ausführt und vollendet [1]).

13) Der Fiedelbohrer, von dem Metallarbeiter Rennspindel genant, dessen Spitze, so wie die des vorigen, aus gutem Stahle geschmiedet und gehärtet wird, ist mit seinem Schaftende in einer walzenförmig länglichen Rolle befestigt, und wird mittelst des Brustbretes und eines hölzernen Bogens, dessen Schnur um die Rolle gewickelt ist, bewegt, um Arbeiten wie die vorhin bezeichneten von unten oder in schiefer Richtung vorzunehmen [2]). 14) Stein- und Holz-Raspeln und Feilen von verschiedener Größe, Dicke und Gestalt, um kleine runde Theile rein zu machen, d. h. ihnen ihre endliche Vollkommenheit in Stein oder Holz zu geben. 15) Die Poussirstühle, starke und niedere Bänke mit einem beweglichen Lager auf vier Füßen, um auf einem Stuhle das Modell, auf dem andern den zu bearbeitenden Block aufzustellen, und ihn mittelst Bewegung des Lagers nach Belieben zu drehen und zu richten. 16) Die Mensuren oder Winkelmaße, viereckige hölzerne Rahmen, deren jedesmal zwei von gleicher Größe wagerecht der eine über dem andern unter dem Modelle, und andere zwei von derselben Größe, oder nach einem bestimten Verhältnisse größer oder kleiner, wenn Büste oder Bildsäule größer oder kleiner, als das Modell ausgeführt werden soll, eben so über und unter dem zu bearbeitenden Blocke, und zwar also angebracht werden, daß sie jedesmal in senkrechter Richtung sich deckend über einander zu liegen kommen. Die Seiten der gleichen Mensuren müssen allenthalben um etwas, und zwar in gleicher Weite von dem Blocke oder dem Modelle vorspringen, und mit gleichen Abtheilungen versehen seyn, um beiderseits in gleichnamigen Theilen Bleilothe aufzuhängen, und mittelst dieser und eines Zirkels die Abstände der Theile des Modells von den Bleilothen, und hiedurch alle Glieder desselben auf dem zu bearbeitenden Blocke zu bestimmen [3]). 17) Das Richtscheit, ein großes, mit einem willkürlich eingetheilten Maßstabe versehenes hölzernes Lineal. 18) Das Stichmaß, ein kleiner ebenfalls willkürlich eingetheilter Maßstab, der unten mit einer Spitze, Nadel oder Stachel versehen ist, um die durch das Kopiren eines Modells bezeichneten, und bereits an dem zu bearbeitenden Blocke vorgebohrten Stellen genauer abzumessen und zu bestimmen. 19) Der Taster, ein großer Zirkel mit einwärts stehenden Spitzen, um aus den an einer Seite eines auszubildenden Blockes durch das Kopiren eines Modells gefundenen Stellen, die Stellen der Glieder oder Theile einer andern Seite des Blockes abzumessen und zu bestimmen. 20) Die Steinsäge von weichem Eisen oder Kupfer ohne Zähne, um Stücke von Steinblöcken abzusägen. 21) Werkzeuge und Geräthe zum Aufschärfen, Härten und Schleifen der Eisen. 22) Werkzeuge und Geräthe zum Poliren der Bildungen. 23) Das Balleisen ein gewöhnlicher Meißel mit gerader doch schiefanlaufender Schneide, die durch einen Ballen gebildet wird. Zum Ausschlagen d. h. zum Abhauen der gröbsten Theile eines auszubildenden Holzes. 24) Das Flacheisen, ein Meißel mit ganz unmerklicher Krümmung oder Aushöhlung zum Auspoussiren der in Holz angeschlagenen Theile. 25) Das Flachhohleisen, stärker ausgehöhlt als das Flacheisen zu eben diesem Gebrauche, wenn es die Form der Theile verlangt. 26) Das ganze Flachhohleisen, mit einer Aushöhlung fast einer halben Röhre ähnlich, zu gleichem Gebrauche nach Maßgabe der Form der auszupoussirenden Theile. 27) Das ganze Hohleisen, völlig wie eine halbe Röhre ausgehöhlt, zu gleichem Gebrauche nach der Form der auszupoussirenden Theile. 28) Der Hohlbohrer, dessen Aushöhlung größer ist als eine halbe Röhre, um kleine Theile mit großer Genauigkeit in Holz auszuschneiden. 29) Aufgeworfene Eisen heißen

1) Der Drillbohrer ist deutlich abgebildet bei *Virloys* im Dictionnaire d'architecture. Planche LXVII. fig. 20. auch bei Sprengel in d. Handwerk. und Künste 9ten Saml. Tab. II. fig. XXIII. 2) Abbildung bei Sprengel a. a. O. fig. XXIII, XXIV, und XXV; bei *Virloys* a. a. O. (fig. 25).

3) Abbildung bei Sprengel a. a. O. Fig. XXVIII, 6.

alle bisher beschriebene Holzmeißel, die ungefähr einen Zoll hinter der Schneide in einem Knie umgebogen sind, um mit denselben in Vertiefungen arbeiten zu können [4]). 30) Die Poussireisen, alle die vorherbeschriebenen Eisen, wenn sie groß sind, um mit ihnen große Werke zu bearbeiten, und die Hauptheile derselben anzulegen. 31) Die Stecheisen, dieselben Eisen, wenn sie von kleinerer Art sind, um kleine Kunstwerke in Holz auszuführen. 32) Das Streichholz, ein nach der Form der Eisen gebildetes und glattes Stück Lindenholz, um dieselben, wenn sie zuerst auf einem Sandsteine, hernach auf einem Abziehsteine geschliffen sind, endlich noch einmal fein vermittelst Zinnasche und Lichtschnuppe abzuziehen. — Alle Eisen der Bildhauer in Holz sind in hölzernen Heften befestigt, und werden beim Auspoussiren mit einem hölzernen Klöppel getrieben, beim Reinschneiden aber mit der Hand gleich einem Messer geführt. Endlich 33) das Kopirbret, ein Bret, welches in eine Anzahl sehr kleiner Quadrate eingetheilt und vor das nachzubildende Modell gestellt wird, um mittelst dieser Abtheilungen die Zeichnung des ganzen Modells auf eine Seite des zu bearbeitenden Stein- oder Holzblockes, der zu einer Statüe, Büste, zu einem Basrelief oder zu Ornamenten bestimt ist, zu bringen, und also auf die sogenante praktische Weise alle Theile des Modells an dem auszuarbeitenden Blocke zu bestimmen [5]). (*Leger.*)

BILDHAUEREI gebraucht man bald in weiterem, bald in engerem Sinne, und versteht darunter entweder plastische Kunst, Plastik überhaupt, oder nur diejenige bildende Kunst, die ihre Werke aus einem harten Material mit harten Werkzeugen, vorzüglich Meißel und Schlägel, arbeitet, worauf im Teutschen wenigstens auch der Name hindeutet. Je nachdem man dabei an jenes oder dieses denkt, sind die Ansprüche, die man an eine Erklärung darüber macht, verschieden, denn im ersten Falle muß sie aus dem Gesichtspunkte der schönen Kunst betrachtet werden, im zweiten erscheint sie blos als des Künstlers Handwerk, als eine besondere Technik, deren die bildende Kunst zu ihrem ästhetischen Zwecke, neben verschiedenen andern, sich auch bedient. Die bildende Kunst hat, wie jede andre schöne Kunst, ihren ästhetischen und ihren technischen Theil; in ihren Werken erscheinen beide als Eins; die Beurtheilung, wenn sie nicht in Kunstgeschwätz ausarten soll, muß aber unterscheiden, und nur der darf als Kunstkenner gelten, der eben sowol über das Ästhetische als das Technische der Kunstwerke Rechenschaft zu geben vermag. Die Berücksichtigung des Einen und des Andern ist gleich nothwendig, und dies, so wie die Nebenrücksicht, Wiederholungen zu vermeiden, bestimt uns, hier nur von dem zu handeln, worauf der Name selbst zunächst hinweist. Indem wir also wegen des Verhältnisses, worin diese bildende Kunst zu den übrigen bildenden Künsten steht, auf Bildnerei, und wegen des Ästhetischen in ihr auf Formkunst (Plastik) verweisen, nehmen wir hier lediglich auf Bildhauerei als Technik Rücksicht, und zwar auf Bildhauerei im engsten Sinne, denn auch nicht alles harte Material wird von ihr bearbeitet. Holz und Elfenbein werden von der Schnitz- und Drehkunst, Metalle von der Gießkunst bearbeitet; für die eigentliche Bildhauerei bleiben nur Steinarten übrig, welche Hirt in drei Klassen abtheilt: weiche (weißliche Kalktuffe, Kalkstein, Sandstein, Alabaster, Bernstein) mittelharte (die Marmorarten) und harte (Granit, Porphyr, Basanit, Bröckelstein, Smaragdmutter) [1]). Die zur Bearbeitung nöthigen Werkzeuge hat der vorige Artikel im Allgemeinen angegeben: es bleibt also nur das übrig, was die Ausarbeitung (Behandlung) betrifft.

Was den Künstler bei seiner technischen Arbeit leitet, ist das Modell, Vorbild, geformt aus weicher Masse, welche es erleichtert, die der Phantasie vorschwebende Idee auszudrücken. Bis das Modell seine Vollkommenheit erlangt hat, läßt der Künstler wol manche Skizze vorhergehen, die er erst als Zeichnung entwirft. Die Skizze enthält im Kleinen, was das Modell im Großen, und ein sehr geübter Künstler darf es wol wagen, nach der bloßen Skizze zu arbeiten; in der Regel geschieht es nicht. Das fertige Modell wird auf einem Poussirstuhl aufgestellt; auf einem andern, stärkeren, der zu bearbeitende Block, welcher mittelst eines Hebebaums nach Erfodern kann umgedreht werden; und nun komt es darauf an, alles das, was das Modell zeigt, auf den Block überzutragen. Hiezu haben die Künstler eine doppelte Methode, die praktische und die akademische. Nach der ersten wird sowol Modell als Block in gleichen Verhältnissen mit Horizontal- und Perpendikular-Linien überzogen, die einander durchschneiden und Quadrate bilden, nach denen der Künstler sich richtet. Er verfährt wie bei einem Gemälde, das durch Gitter verjüngt oder vergrößert wird. Da hiebei aber nicht der körperliche Inhalt, folglich auch weder der rechte Grad der Erhöhung noch der Vertiefung bestimt werden kann, diese Methode auch übrigens das Unbequeme und Unsichere hat, daß die Linien unaufhörlich weggehauen und neu gezogen werden müssen; so hat man die zweite Methode vorgezogen, die den Namen der akademischen erhielt, weil die Künstler der französischen Akademie in Rom beim Kopiren der Antiken derselben sich zuerst bedienten. Nach dieser wird über dem Modell die Mensur angebracht, ein viereckiger Rahmen, von welchem, nach gleich eingetheilten Graden, Bleifaden herunter fallen. Hiedurch werden nun zwar die äußersten Punkte der Figur deutlicher bezeichnet, und der Künstler erhält ein sinnlicheres Maß von einigen der stärksten Erhöhungen und Vertiefungen. „Da aber, sagt Winkelmann, der Schwung einer krummen Linie durch eine einzige gerade Linie nicht genau zu bestimmen ist, so werden ebenfalls die Umrisse der Figur durch diesen Weg sehr zwei-

4) Beispiele hievon bei Sprengel a. a. O. Fig. XXXVI.
5) Über Kostenberechnung, Veranschlagung, Bestimmung des Preises verschiedener Bildhauerarbeiten für das Bauwesen, findet man lehrreiche Bemerkungen bei Triest in Grundsätzen zur Anfertigung richtiger Bauanschläge II. Bd. II. Abschn. S. 99 u. f. auch Seite 15 u. f.

1) Über das Material, die Technik und den Ursprung der verschiedenen Zweige der Bildkunst bei den griechischen und den damit verwandten italischen Völkern, in Böttigers Amalthea. Bd. 1. 1820. S. 207 fgg.

Digitized by Google

felhaft für den Künstler angedeutet, und in geringen Abweichungen von ihrer Hauptfläche wird sich derselbe alle Augenblicke ohne Leitfaden und ohne Hilfe sehen. Es ist sehr begreiflich, daß in dieser Manier auch das wahre Verhältniß der Figuren schwer zu finden ist: man suchet dieselben durch Horizontallinien, welche die Bleifaden durchschneiden. Die Lichtstrahlen aber aus den Vierecken, die diese von der Figur abstehenden Linien machen, werden unter einem desto größern Winkel ins Auge fallen, folglich größer erscheinen, je höher oder tiefer sie unserm Sehepunkte sind". Die von Michel Angelo erfundene, von Vasari [2]) nur unvollkommen, genauer aber von Winkelmann beschriebene Methode, die Messungen an dem Blocke zu bestimmen, mittelst eines, inwendig mit gewissen Abtheilungen versehenen und in der Höhe nach Graden gemessenen, Gefäßes nach der Form des Modells, über das er bis an die äußersten Punkte der erhabenen Theile Wasser goß, welches dann allmälig abgelassen wurde, verdient, auch nach Winkelmanns Urtheil, den Vorzug, den jedoch Andre bestreiten.

Hat der Künstler die ihm zur Richtschnur dienende Messung an dem Blocke vollbracht, oder sein Werk angelegt, so beginnt seine eigentliche Handarbeit damit, daß er mit Bohrer oder Eisen die überflüssige Masse des Blockes wegnimt, immer nur wenig auf einmal, damit nicht zu viel Stein abspringe. Lieber läßt er etwas mehr stehen, damit es ihm bei der Ausarbeitung nicht fehle. Hat hiedurch der Block ungefähr die Gestalt erhalten, die er bekommen soll, dann beginnt das Auspoussiren, das weitere Ausbilden mit den Zahneisen, und die Anlage zu den feinsten und zartesten Theilen. Eine der mühsamsten Arbeiten hiebei ist, die Masse da wegzunehmen, wo freistehende Glieder oder feinere Vertiefungen gebildet werden sollen, wie bei dem Haupthaar, den Augen, Nasenlöchern, Falten der Gewänder. Dies geschieht, aus Behutsamkeit, mittelst des Bohrers und der Raspel. Ist dies geschehen, so beginnt das Zahnen; alle bisher noch eckig angelegten Theile erhalten mittelst des Zahneisens Rundung und Feinheit; und damit es an Richtigkeit nicht fehle, bedient der Künstler sich hiebei des Tasterzirkels, um die Stärke jedes Gliedes genau nach dem Modell zu bestimmen. Steht hierauf das Werk kentlich da, so wird es rein gemacht, mit dem Breit-, Rund- und Zwerg-Eisen rein und sauber ausgearbeitet. Das erste ebnet das Nackte und alle ebenen Flächen, das zweite die Vertiefungen, und das dritte die kleinen frei stehenden Theile. Die Raspel, durch welche die feinsten Theile, Augenlieder, Nägel u. s. w. ausgebildet werden, wird bei jenem Geschäft, wo es nöthig ist, zu Hilfe genommen, und nach Beschaffenheit der Flächen bedient man sich dazu verschiedenartiger Raspeln. Das Rauhe, welches nach dieser Arbeit noch zurückbleibt, wird mit feinem Sandstein abgeschliffen, und der Marmor erhält Politur, entweder mit gepülvertem Bimsstein und einem feuchten Tuche, oder mit Zinnasche, oder mit Schmergel, oder (am häufigsten bei gefärbten Marmorarten) mit gebranten und gepülverten Schafbeinen.

2) Vite de' Pittori, Scult. ed Archit. ed. 1568. P. III. p. 776.

Über die Verfahrungsweise bei erhobener Arbeit s. Relief. Am vorzüglichsten ist darüber Tölken's Schrift: über das Basrelief und den Unterschied der plastischen und malerischen Composition. Berlin 1815.

Der Ursprung der Bildhauerei liegt wie der Ursprung fast aller Wissenschaften und Künste in einem Dunkel, welches zu erhellen vielleicht niemals gelingen wird. Daß sie älter als die Malerei, aus der eigentlichen Plastik entsprungen, auf die Holzschnitzkunst gefolgt, und anfangs nur Kunst der Priester, zu religiösen Zwecken angewendet, gewesen sey, dies unterliegt wol so wenig einem Zweifel, als daß sie nirgend vor der Schmiedekunst vorhanden seyn konte. Ob sie indeß bei verschiedenen Völkern von Verschiedenen gleichmäßig erfunden, oder ob sie, erfunden von einem frühern Kulturvolke, den andern sey zugebracht worden, darüber sind allerdings noch nicht alle Bedenklichkeiten gehoben. Wie dem aber sey, so ist gewiß, daß Griechenland nicht ihr Geburtsland ist, sondern daß vor griechischer Kunst manche andre vorhanden war. Asien zeigt uns überall Werke, die eine hohe technische Kunstfertigkeit voraussetzen. Der unbekante Verfasser der Lettere sull' Indie orientali [3]) rechnete die Kunstwerke der Indier, welche nach deren Aussage von den Göttern (der Priesterkaste) verfertigt wurden, zu den ältesten, die es gibt, und setzt deren Entstehung weit über die mosaische Zeitrechnung hinaus. Man kent den bewundernswürdigen Bau jener Grotten-Tempel, die aus Granitfelsen ausgehöhlt wurden. „Gewiß, sagt Fra Paolino [4]), wurde ein Zeitraum von mehr als vierhundert Jahren dazu erfodert, ehe man einen Berg, der aus dichtem Gesteine besteht, und durchgehends mit Meißel und Schlägel bearbeitet werden mußte, so aushöhlen konte, daß darin so viele Zimmer, Grotten, Wölbungen, Treppen, Wasserbehälter, Statüen und Säulen zu Stande kamen, wie man in den beiden Tempeln zu Salsette und auf der Insel Elephantis antrifft." Pflanzen und Bäume, Thier- und Menschengestalten, zum Theil kolossal, einzeln und in Gruppen, rund und als Relief gearbeitet, findet man hier in Menge. Wie verschieden auch über deren ästhetischen Werth geurtheilt wird, so leugnet doch keiner, daß das Ebenmaß der Theile an diesen Bildern mit vieler Sorgfalt berücksichtigt sey. Was jedoch die Bewunderung am meisten erregt, ist, daß alles dies aus dem Ganzen jener Felsenmassen gearbeitet worden. Gemelli Carreri sagt, daß er weder an den Statuen, noch sonst irgendwo, die geringste Fuge oder Zusammensetzung habe wahrnehmen können. Die Reliefs und Verzierungen sind mit einer unendlichen Geduld und einer in das kleinste Detail sich erstreckenden Genauigkeit ausgeführt.

An den Ruinen von Persepolis, zerstört von Alexander dem Großen, rechnete le Bruyn die Anzahl der noch dort sich vorfindenden Figuren auf 1300. Niebuhr [5]) erklärt, man sehe daraus, daß die Perser die Bau- und Bildhauerkunst schon lange vor den Griechen auf einen hohen Grad gebracht hatten. Herder dagegen: „Ägyptisch-griechisch ist der Styl der Kunst

3) Pisa 1803. in Ehrmanns Bibl. d. Reisen Bd. XI. S. 424. 4) Reise nach Ostindien, übers. von Forster S. 584. 5) Reisebeschr. II. 14 8.

Digitized by Google

in Persepolis, jedoch in persisch-medischer Weise, nicht indisch, nicht babylonisch. So zeigt er sich in Säulen, Bildwerken, Verzierungen und Anordnungen der Figuren; dies Argument entscheidet. Nicht in der Fabelzeit der Pischdadier, Persepolis muß in einer Zeit gebaut seyn, da ägyptische Künstler hier bauen konten, und griechische Kunst auf der Welt war, die dunkle Manier der Ägypter zu lichten und zu ordnen" [6]). Gesetzt, Herder habe Recht, so bleibt noch immer viel andre vorgriechische Kunst übrig.

Wenig indeß finden wir in dem großen Babylonisch-Assyrischen Reiche, denn von den, jedoch gewiß nicht blos erdichteten, Werken der Semiramis, wissen wir zu wenig, die Statuen in dem astronomischen Belustempel aber [7]) waren von getriebenem Gold (inwendig wol mit Lehmguß, s. vom Bel zu Babel V. 6.), und die Kolossal-Statue, welche Nebukadnezar im Thale Dura aufrichten ließ (Daniel 3.), entweder nur von Holz und vergoldet [8]), oder mit dem Hammer getriebenes Werk. Daß die Babylonier in Schnitzarbeit geschickt waren, ist auch sonst bekant [9]). Götterbilder von Stein werden bei Daniel genant (5, 4.).

Bei den Syrern können Baalbek und Palmyra, als Werke griechischer Kunst aus dem römischen Zeitalter, nichts beweisen; von den Kunstwerken der unternehmenden, gewerbfleißigen und kunstreichen Phönizier wissen wir leider nichts, daß sie aber Künstler in Holz waren, zeigt ihr Schiffbau, von ihrer Kunst in Erz zu arbeiten Salomons Tempel und die Odyssee (15, 115.), womit man Ezechiel vergleichen kann (26. fgg.). Es muß aber hier auch jener Bilder einer Göttin gedacht werden, die, wenn gleich unter verschiedenen Namen (Mitra, Alitta, Abilath, Mylitta, Derketo, Astarte, Astaroth), doch überall unter demselben Charakter, als orientalische Venus oder Juno (Urania), in Persien, Assyrien, Babylonien, Syrien und Phönizien vorkomt. Der Tempel, den sie zu Hierapolis (Bambyke, Mabog) in Syrien hatte, und welchen Luzian beschreibt, war zwar ein Werk späterer Zeit, aus der Periode der Seleukiden, allein ohne Zweifel waren die Bildwerke der übrigen aus sehr alter Zeit, wie wahrscheinlich das sogenante Semeion in dem genanten Tempel selbst. Man war zweifelhaft über die Urheber, und nante bald Assyrier, — denen die vielerlei Baalsbilder jener Gegenden gehören mögen, — bald die Ägypter, von denen wenigstens die Hebräer, denen es verboten war, ein Bild von Gott, Menschen, Thier u. s. w. zu verfertigen, (denen aber doch Moses eine eherne Schlange, und die sich selbst einen Apis, das güldene Kalb, bilden ließen) das Wenige hatten, was sich von bildender Kunst bei ihnen findet, was aber blos in Gußwerk oder getriebener Arbeit bestanden zu haben scheint.

Auf jeden Fall zeichneten sich, neben den Indiern, die Ägypter am meisten aus, bei denen man zwei Kunstepochen unterscheidet, die altägyptische selbständige, die man von den Sesostriden an bis auf Psammetich rechnet (524 v. Chr.), vor welcher aber schon Kunst hier war, und die neuere, durch persische, griechische und römische Oberherrschaft modifizirte. Jene ersten Perioden setzen uns in Erstaunen durch die Menge, die Größe und die mechanische Bearbeitung — wozu das Lokale den härtesten Stein darbot [10]) — sowol runder Menschen- und Thiergestalten (die in den Göttergestalten symbolisch in einander flossen), als jener eingegrabenen und erhobenen Arbeiten auf Obelisken so wie an und in den Tempeln (Hieroglyphik). Von dem Styl dieser Kunstwerke ist hier noch nicht die Rede, sondern blos von der mechanischen Behandlung, die den Stoff dem Willen unterwirft, bei dem ein Kanon vorausgesetzt werden muß, der natürlich in den verschiedenen Epochen verschieden ausgefallen seyn wird.

Über diese mechanisch-technische Behandlung sind wir bei allen vorgenanten Völkern völlig im Dunkeln [11]), und bei den Ägyptern reizte wol zunächst auch nur das Kolossale ihrer steinernen Gestalten zu der Frage, wie man es angefangen habe, solche Kolossen zu Stande zu bringen, denn eigentlich gibt Diodor (1, 98) doch nur hierüber Aufschluß. Er sagt, die Griechen hätten die Verhältnisse ihrer Bildsäulen nach dem Augenmaße beurtheilt, die Ägypter hingegen, sobald der Stein aus dem Groben behauen war, die Verhältnisse aufs allergenaueste auf denselben aufgetragen, und danach gearbeitet; den ganzen Körper hätten sie in 21¼ Theile abgetheilt, und wenn nun bei einer Kolossalstatue die Größe bestimt gewesen, haben verschiedene Künstler verschiedene Theile übernommen, die dann zusammengesetzt aufs Vollkommenste mit einander übereingestimt hätten. Hier ist blos von zusammengesetzten Kolossalstatuen die Rede, deren es zwar sehr viele, neben denen es aber doch auch Bildsäulen aus Einem Steine (Monolithen) gab. Wie man mit diesen verfuhr, läßt sich aus Diodors Beschreibung muthmaßen; wie man aber die einzelen Stücke zu einem Koloß ausarbeitete, so daß es keiner Nachhilfe bedurfte, um ein Ganzes daraus zusammen zu setzen, darüber ist er keineswegs bestimt genug. Goguet [12]) stellte sich vor, man habe den Anfang mit einem Modell von Gyps oder Erde gemacht, und dieses dann in Stücke zerschnitten, so daß nun jeder Künstler seinen Theil danach habe ausarbeiten können, eine Vorstellung, die allerdings die Wahrscheinlichkeit für sich hat [13]). Dies ist nun aber

6) Sämtl. Werke zur Phil. u. Gesch. I. 189 fg. 7) *Diod.* 2, 9. vgl. mit *Herodot.* 1. 181 fgg. 8) Bellermann Handb. d. Bibl. Lit. I. 191 fg. 9) *Herod.* 1, 188.

10) *Greg. Wod* Fossilia Aegyptia Musei Borgiani Velitris, Vol. 1793 v. Beltheims Kleine Schriften. 11) Betrachten wir, sagt Hirt, das technische Verfahren in Bearbeitung der verschiedenen Steinarten; so begegnen wir auch hier manchem, was unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimt. Nicht nur die Bearbeitung des Marmors, sondern auch der harten Steinarten stellt sich unsern Augen in höchster Vollendung dar. Die geschicktesten Arbeiter in harten Steinen, in Granit, Porphyr u. s. w., mit denen ich mich oft unterhielt, wußten über manche Erscheinung keine Auskunft zu geben. Jene Schärfe, Bestimtheit, Vollendung und Nettigkeit in den Monumenten, besonders den ägyptischen, war ihnen ein Räthsel, und sie glaubten: die Alten müßten sich auf eine Härtung der Werkzeuge verstanden haben, die wir jezt nicht kennen. Amalthea Bd. 1. S. 232 fg. 12) III. S. 68 in Hamberger's Übers. 13) Thiersch S. 11 und S. 26. Anm. 42. ist hierüber vorzüglich zu vergleichen; er hebt historisch, so weit dies möglich war, die Unwahrscheinlichkeit der Behauptung, jenes Werk sey aus Erz gegossen gewesen. Über die Epochen der bild. Kunst b. d. Griechen. Münch. 1816.

Digitized by Google

alles, was wir auch in Ansehung Ägyptens erfahren; über die Werkzeuge und deren Gebrauch kein Wort, und dies würde doch, wie sich gleich zeigen wird, nicht unwichtig gewesen seyn.

Man hat öfters behauptet, Griechenland habe auch seine Kunst der Bildhauerei von Ägypten erhalten; Andere leiten sie von den Indiern ab; noch Andere behaupten, die griechische Kunst sey in Griechenland einheimisch. Man hat hiebei bisher fast nur nach dem Style geurtheilt: wie nun aber, wenn gerade die abgesonderte Betrachtung des Technischen bei dieser Kunst zu einigem Aufschluß verhelfen könnte? Wenigstens wird es der Mühe nicht unwerth seyn, durch einen Versuch zu weiterem Nachdenken zu reizen.

Auf jeden Fall muß zum Mittelpunkte dieser Untersuchung jene Kunstschule gemacht werden, die man unter dem Namen des Dädalos befaßt, und man wird dann eine Vor-Dädalische, eine Dädalische, und eine Nach-Dädalische Periode berücksichtigen müssen. Der Hauptpunkt aber, der ins Auge gefaßt werden muß, ist die Sage, Dädalos habe Säge, Art, Bleiloth, Bohrer, Leim und Kitt erfunden[14]). Deuten alle diese Werkzeuge wol auf etwas anderes hin, als auf Arbeit in — Holz? Was Thiersch[15]) sehr richtig muthmaßte: entweder war es der Künstler in Holz, Dädalos, oder der Arbeiter in Erz, Hephästos, dem die ältesten Bilder zugeschrieben wurden; das würde auch hiedurch bestätigt. Es komt nun aber darauf an, was hieraus folgt.

Wenden wir den Blick in die Vordädalische Periode, so müssen wir unausbleiblich auf Kleinasien hiebei Rücksicht nehmen, über welches doch wol Griechenland, über Thrakien her, seine ältesten Bewohner erhalten hat, sowol seine Wilden, die pelasgischen Autochthonen, als seine Entwilderer, die unter dem Charakter von Priesterkönigen auftreten. Abgesehen aber von allem, was sich hieraus folgern ließe, fragen wir jetzt nur nach den Kunstwerken, die wir aus den kleinasiatischen Reichen namhaft gemacht finden. So viele deren Homer nent, alle sind von Metall, und man kann diese Werke des Hephästos für nichts anders erklären, als für gehämmerte Werke, die uns erinnern an die Epoche, welche die Chalybes, Daktyli, Telchinen, Kureten und Kyklopen gemacht hatten. Homer nent nur solche Werke, obgleich er den Dädalos gekannt zu haben scheint, denn er gedenkt seiner Ilias 18, 591., auf welche Stelle wir wieder zurückkommen werden. Sollte man nun nicht schließen, der Vor-Dädalischen Periode gehörten nur die Werke des Hephästos an? Aber auch diese sind nicht griechische Arbeit[16]). Über diese Nachrichten Homers muß man sich in der That um so mehr verwundern, wenn man bedenkt, daß das Zeitalter des Dädalos wenigstens drei Jahrhunderte vor dem Homerischen angesetzt wird. Sehr natürlich kam daher Hirt auf die Vermuthung, daß die alten hölzernen Bildwerke, welche Pausanias da und dort noch sah, und die er bald dem Dädalos, bald den alten Kolonieführern Danaos und Kadmos zuschreibt, meistens Werke der nachhomerischen Zeit waren.

In der Zeit des Dädalos nun aber, wenn wir auch der gewöhnlichen Meinung folgen, treten zwei Punkte als vorzüglich merkwürdige hervor, zuerst der Zusammenhang, worein die Sage den Dädalos mit Athen, Kreta, Ägypten und Sicilien stellt, und dann die Erfindungen, deren aus dieser Zeit gedacht wird. Die den ersten Punkt betreffenden Stellen findet man zusammen bei Thiersch S. 5. Anm. 12. Wenn aber hier aus dem, was über Dädalos in Ägypten gesagt ist (*Diod.* 1, 97,) gefolgert wird „hier thue sich der Sitz des Mythus auf, und man nehme wahr, daß mit dem Feuergott (Phthas) auch die Werkfertigkeit aus den ägyptischen Heiligthümern in Griechenland angekommen sey"; so kann ich dies nicht finden. Hätte Dädalos eine schon ausgebildete ägyptische Kunst nach Griechenland gebracht; so hätte er gewiß nicht nöthig gehabt, seinen Neffen Talos, wegen der zu Athen gemachten Erfindungen, aus Neid und Eifersucht, zu ermorden, und deshalb nach Kreta zu flüchten (*Diod.* 4, 76.). Talos aber soll (außer der Säge, die auch dem Dädalos zugeschrieben wird) erfunden haben die Töpferscheibe und das Dreheisen, nebst andern Dingen, die nicht genant werden, aber wahrscheinlich sich doch auch auf das werden bezogen haben, worauf diese Werkzeuge hindeuten, auf — Plastik (vielleicht auf Vasenbildung?). Plinius (7, 57.) hat zwar ganz andere Angaben, denn er nent als Erfinder der Töpferarbeit Chorödus von Athen, der Töpferscheibe Hyperbius von Korinth (oder Anacharsis den Scythen) und als Erfinder der Setzwage, des Winkelbakens, des Dreheisens und Nagels Theodor von Samos, schreibt aber hiemit offenbar die Plastik und Bildhauerei andern als dem Dädalos, und Späteren, zu. Welches man nun annehmen wolle; so folgt offenbar, daß Dädalos die Bildhauerei nicht aus Ägypten nach Griechenland gebracht hat; denn sonst würde er ja auch die Werkzeuge und Mittel dazu aus Ägypten mitgebracht haben, da man schon länast in Oberägypten Steine bearbeitet hatte, und es doch unbegreiflich bleibt, wie der ägyptische Steinarbeiter hier nun auf einmal ein Holzarbeiter geworden wäre. Die Ähnlichkeit, welche die ältesten griechischen Figuren mit den ägyptischen gehabt haben sollen, kann eben so wenig dafür beweisen, vielmehr möchte man, die Wahrheit jener Aussage vorausgesetzt, auf die Vermuthung kommen, daß es dann, außer der Hephästischen, vor Dädalos schon eine dem Homer freilich noch unbekante Kunst in Griechenland gegeben hätte. Dies ließe sich mit Wahrscheinlichkeit aus dem Umstande schließen, daß Dädalos ausdrücklich als Verbesserer einer älteren Kunst genant wird, denn er soll ja den Statuen, deren Arme früher an dem Leibe angeschlossen waren, und deren ungetrente Füße eigentlich nur eine Säule oder eine Herme gebildet hatten, — und dies war ja doch die Haupt-Ähnlichkeit mit den ägyptischen, — durch Trennung dieser Gliedmaßen freie Bewegung gegeben haben. Dann müßte hier jene ägyptische Kunst, von deren Kanon Dädalos abgewichen wäre, die ältere Vor-Dädalische, und nicht die Dädalische selbst, gewesen seyn. War nun aber das Material dieser älteren Kunst etwa

14) *Plin.* H. N. 7, 57. 15) A. a. O. S. 6. 16) Vgl. Hirt's Abh.: die Nachrichten von Kunstwerken, welche bei Homer vorkommen, erweisen keine Kunstkultur bei den Griechen. In der Amalthea Bd. 2. S. 52 fgd.

wenn sie selbst die Kunst der Holzarbeit vom Ausland erhalten hätten? Jene Osirisbilder entstanden doch offenbar erst nach einer Reform der alten Landesreligion, auf welche Ausländer einwirkten. Ohne jedoch diesen Gedanken hier weiter zu verfolgen, bemerke ich nur, daß von allen jenen Holzbildern, welche nach Pausanias durch Argonauten, Vor- und Nach-Homerische Helden, Amazonen, nach Griechenland gebracht werden, auch nicht ein einziges ist, welches aus Ägypten käme, sondern alle kommen aus Asien. Soll nun also Griechenland seine Kunst vom Ausland erhalten haben, so ist, nach den vorliegenden Umständen, doch wahrscheinlicher, daß es dieselbe aus Asien, als daß es sie aus Ägypten, erhalten habe. Woher, lasse ich unentschieden.

Man hat bereits einen ältesten und älteren griechischen Styl unterschieden; genau genommen aber würde man unterscheiden müssen, sofern man von den gehämmerten Werken ganz absieht, 1) eine älteste Periode vor Dädalos [18]), 2) die dädalische Periode selbst, so weit ihre Holzarbeit geht, und 3) die Periode der ältesten Marmorbildner, die sich alle drei nicht blos durch das Material, sondern auch durch den Styl unterscheiden. Schwierigkeit macht hier die altattische Schule, an deren Spitze Schorn des Dädalos sogenanten Schüler Endöos zu setzen geneigt ist [19]), ihn gegen den Anfang der Olympiaden herabrückend; und so könte er allerdings den Übergang zur dritten Periode bezeichnen. Gibt man nun zu, daß sich hier ägyptischer Einfluß auf die attische Kunst zeige; so widerlegt gerade dies einen früheren Einfluß Ägyptens, und zwar namentlich durch die Berufung auf die Münzen, denn Homer kent auch noch keine Münzen, und man muß daher bei dieser Untersuchung auf das Rücksicht nehmen, was Payne Knight [20]) hierüber beigebracht hat. Diesemnach würde erst der sogenante ältere Styl, der altattische, Ägyptisches verrathen, dieser aber würde dann in die Periode der Marmorarbeiten und der, in Rhökos und Telekles aus Samos mit jenen ziemlich gleichzeitig auftretenden, Erzgußkünstler gesetzt werden müssen. Von diesen gab es bald, zu Ägina, Samos u. a. O. Kunstschulen, die es zeitig zu höherer Vollkommenheit brachten; langsamer scheinen die Fortschritte der Marmorarbeiter gewesen zu seyn, es gilt aber vorzugsweise von ihnen, was Meyer sagt: „daß mit beharrlicher Mühe, Unverdrossenheit und Anstrengung, Schwierigkeiten von ihnen überwunden, Versuche angestellt und Entdeckungen gemacht werden mußten, bis man das Vermögen erwarb, die Formen der Natur nachzuahmen, auf Begriffe zu bringen und zuletzt ihren Geist zu ergreifen. Allein die Künstler wurden noch immer von dem Gewicht der Materie niedergezogen, und die Schwierigkeiten der Ausführung beschäftigten sie noch viel zu sehr, als daß sie sich zu Gedanken erheben und dem Fluge ihrer Einbildungskraft frei überlässen konten. Nachdem sie aber endlich Raum und Freiheit gewonnen, sich von der Kleinlichkeit und Gebundenheit des alten Styls loszumachen, da erhuben sich ihre entfesselten Kräfte mit einem kühneren Schwung, und der hohe Styl nahm seinen Anfang: die herrlichste Kraftäußerung des menschlichen Geistes, durch die er sich ein unvergängliches Denkmal errichtete" [21]). In diese Periode des älteren Styls fallen nun auch die historischen Spuren, daß griechische Künstler den ägyptischen in Ansehung des Mechanischen und Technischen manches abzulernen gesucht [22]), und man kann wol hinzufügen, auch des Wissenschaftlichen, denn die ägyptischen Künstler hatten ein System, und von diesem gingen jetzt die griechischen aus.

Die Periode der griechischen Kunstvollendung theilt man ein in die Epoche des großen und erhabenen Styls, Zeitalter des Perikles und Phidias; die Epoche der Ideale des zweiten Ranges, worin das Meiste in Bronze ausgeführt wurde; die Epoche des schönen Styls, worin die Marmorbilder den größten Theil ausmachen; Epoche des Styls der Grazie, Alexanders Zeitalter, nach welchem bis zur Eroberung Griechenlands durch die Römer der Verfall der Kunst gerechnet wird.

Neben dem Bilden in Marmor hörte das Bilden in Holz, mit Hinzuziehung des Elfenbeins, das auch schon seit Alters in Gebrauch war, und des Goldes, nicht auf, und die Gießkunst ging mit der Bildhauerei einen wahren Wettkampf ein. Beider gibt es eine bedeutende Anzahl von Meistern und Schulen, deren aber erst anderwärts gedacht werden kann. Vorläufig verweisen wir deshalb auf die unten angezeigten Schriften [23]).

Die Thonbildnerei beförderte die Bildhauerei, zu der

---

18) Ich sehe nicht, was für diese Vordädalische Periode anders übrig bleiben könte als Thonbildnerei, und man könte vielleicht in dem Keramikos eine Fabrik von Götterbildern aus Thon und Mennig annehmen, so daß es in Athen eben so gegangen wäre wie zu Rom, wovon Properz El. IV. 1, 5. sagt:

Fictilibus crevere Dis haec aurea templa,
Nec fuit opprobrio facta sine arte casa.

Ähnliche Thonfabriken für kleine Osirisbilder hatte man auch in Ägypten: allein dies bewegt mich nicht, hier ägyptische Arbeit anzunehmen. Wenn man, wie es wahrscheinlich ist, jene Bilder blos mit den Händen formte und mit einem Stück Holz ausarbeitete, so mußten sie Ähnlichkeit mit den ägyptischen erhalten. Nun begreift sich ebensowol des Holzbildners Verbesserung als sein Neid gegen Tales den Thonbildner, durch dessen Kunst auch in der That, jene, wenn auch nicht verdrängt, doch in Schatten gestellt wurde, denn sie führte zum Modelliren, zur eigentlichen Plastik. Wäre ägyptische Kunst hier gewesen, so müßte sich weit mehr finden. Reitemeier (Gesch. d. Bergbaus b. d. alt. Völk. S. 75.) sagt: „In den spätern Zeiten, da die Griechen bereits ein kunstreiches Volk waren, brauchte man zur Bezwingung des Gesteins Schlägel und Meißel, und außer diesen vielleicht auch den Hammer der Steinbrecher, ingleichen das Brecheisen." Man vergleiche übrigens noch Hirt üb. d. Ägineticschen Bildwerke in Wolf's liter. Anal. Bd. 3. S. 187 fgg. 19) A. a. O. S. 129 fgg. *Paus.* 7, 5. Heyne a. a. O. S. 342 fg. 20) Prolog in Hom. p. 28 sqq.

21) Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst, in den Horen 1795. Band 1. Seite 39. 22) Vgl. Hirt: Haben die Griechen die Kunst aus sich selbst geschöpft, ohne von andern Völkern erlernt? In Böttiger's Amalthea Band 2. 1822. besonders Seite 42 fgg. 23) *Heyne antiquior artium inter Graecos Historia ad tempora sua probabiliter revocata* in den opusc. acad. V. 338 fgg. — Böttiger's Andeutungen zu 24 Vorträgen über die Archäologie. Dresden 1806. — Ch. D. Beck Grundriß der Archäologie. Lpz. 1816. — Thiersch Epochen der griech. bild. Kunst. — Fr. Jacobs üb. den Reichthum d. Griechen an Werken d. bild. Kunst. München 1815. — Schorn üb. die Studien der griech. Künstler. Heidelb. 1818. — Des Katalogs von Junius und der Kunstgeschichte von Winkelmann ist hier kaum besonders zu gedenken.

dem Betrachter solcher Werke, über den Grund aber haben die verschiedensten Meinungen geherrscht und herrschen noch. Lanzi, Micali, Niebuhr, A. W. v. Schlegel haben zu neuer Untersuchung aufgeregt, die Akten aber können noch nicht als geschlossen betrachtet werden [33]). Absichtlich ist jedoch vermieden worden, bei den oben aufgestellten zweifelhaften Puntten hierauf Rücksicht zu nehmen, und auch hier geschieht Etruriens nur Erwähnung, um dabei zu bemerken, daß die älteste Kunst in Rom eine Etruriſche oder Pelasgische (Demaratos, der Ol. 30. i. J. 660 v. Chr. aus Korinth nach Etrurien wandert, macht Epoche), so wie die spätere eine hellenische war. Auch hier finden wir in derselben Ordnung Erzbilder, Holzbilder, Thonbilder, Steinbilder, zuerst aus dem schlechtesten Stein, Peperino; Marmor ward erst durch die Kunstplünderungen beim Untergange Griechenlands bekant; worauf in der Kaiserperiode griechische Kunst in Rom blühte. An ein neue Technik ist daher hier nicht zu denken. Die griechische Technik erhielt sich auch in den stürmischen Zeiten nach der Trennung in ein oſt- und west-römisches Reich, selbst nach Einführung des Christenthums und dem der Kunst so nachtheiligen Edikte des Theodosius, so daß man zwar in den nachfolgenden Zeiten einen Byzantinischen und vielleicht auch Gothischen Geschmack findet, allein die alte Technik durch alle diese Zeiten sich forterbend annehmen muß [34]). Wenn daher die moderne Bildhauerei von Donatello (1338—1466) oder Nikolaus von Pisa (1233—1270) an gerechnet wird, so bezieht sich dies nicht auf die Technik, sondern auf den Kunstgeschmack, wie denn auch die Italiäner den letztgenanten als Ritrovatore del buon gusto nella scultura rühmen. Daß jedoch in Ansehung der mechanischen Bearbeitung und des technischen Verfahrens manches in Vergessenheit gekommen seyn möge, beweist das, was Vasari von der neuen Erfindung unter Kosmus von Medicis, den Porphyr vollkommen zu bearbeiten, sagt [35]), und Michel Angelo's Verfahren hinsichtlich des Modells [36]). Am meisten war man überhaupt zurück in dem Technischen, insofern es auf Anordnung Beziehung hat; und daß man in der Politur so weit gegangen sey, materiellen Reiz zu erstreben, wird wenigstens an Canova gerügt. „Nicht zufrieden, der Oberfläche des Marmors durch Feile und Bimsstein die zarteste Bestimtheit, und jene milde, matte Politur gegeben zu haben, mit welcher der Stoff auch bei der größten Vollendung für sich selbst keinen Anspruch macht, sucht er vielmehr diese schätzbare Eigenschaft des Marmors zu vertilgen und ihm den Schein eines weicheren Stoffes zu geben. Zu diesem Zweck erhält die vollendete Statue nach der letzten, bis ans Glänzende getriebenen Politur einen Anstrich mit einer ins Gelbliche spielenden Beize aus Ofenruß, um das blendende Weiß des Marmors zu brechen, und demselben für das Auge eine wächserne Mürbigkeit zu geben, die auf jedes Auge, das an Bildwerken den reinen Genuß der Form sucht, eine misfällige Wirkung macht. Aber dieser Anstrich ist für das mehr nach Reiz als nach Schönheit lüsterne Auge der Liebhaber berechnet, das sich um so stärker angezogen und geschmeichelt fühlt, je weicher und mürber der Stoff, je verschmolzener und verblasener die Form erscheint [37])." (*Gruber.*)

BILDHAUERWERKSTATT, die — ein Sternbild des südlichen Himmels, zwischen dem Phönix und Wallfisch, mithin zwischen dem 28. und 42. Gr. südl. Abw. und zwischen dem 34. und 14. Gr. der ger. Aufst. — Sie macht sich an 5 Sternen 5. Gr. kentlich, wovon die obern 4 ein Trapezium, zwei davon aber mit dem untern ein flaches fast gleichschenkliches Dreieck bilden. Bode zählt in diesem Bilde, welches le Caille, die herrliche Bildhauerkunst zu ehren, in den südlichen Himmel eingeführt hat, 72 Sterne. (*Fritsch.*)

BILDNEREI, Bildkunst. Das Wort Bildnerei komt in verschiedenen Bedeutungen vor, bald blos als Inbegrif der zeichnenden Künste, bald als gleichbedeutend mit Plastik, bald als Inbegrif aller bildenden Künste. Der Etymologie zufolge bezeichnet es allerdings nur die erste Art, wie man denn bei Bild im artistischen Sinne zunächst und hauptsächlich an die Darstellung von Gegenständen nach ihrer Erscheinung für den Gesichtssinn, also in Licht und Farbe, zu denken pflegt, und Bild ganz besonders mit Malerei und Gemälde für gleichbedeutend nimt. Da jedoch die Form, als dasjenige, was eigentlich der Tastungssinn dabei wahrnimt, nicht ausgeschlossen werden kann, diese Form aber die Grundlage ist von allem Spiel des Lichtes und der Farben an Gegenständen; so war es sehr natürlich, daß die Reflexion darauf eine vorzügliche Rücksicht nahm und den Begrif des Bildes auch auf die Darstellung der Gegenstände nach ihrer bloßen Form ausdehnte. Da nun keine andere Darstellungen möglich sind als die beiden genanten Arten, entweder blos für den Tastungssinn oder zugleich für den Gesichtssinn; so konte man Bildnerei als gleichbedeutend gebrauchen für Bildkunst, d. i. für den Inbegrif aller bildenden Künste: und in diesem Sinne ist hier das Wort genommen, welches auf das selbstthätige Bilden des Menschen weit bestimter hindeutet, als der Ausdruck bildende Kunst.

Alle Bildnerei ist Darstellung von Gestalten, d. h. von Gegenständen nach ihrer Bestimbarkeit durch die Begränzung und die Verhältnisse des Raumes. Nach dieser Begränzung des Raumes verzweigt sie sich in zwei Arten; nach dem Material, den angewendeten Darstellungsmitteln und dem technischen Verfahren verzweigt sich aber jede Art wieder in mehre Unterarten.

33) Vgl. Thiersch Abh. 2. S. 48. Anm. 65. 34) *Heyne* priscae artis opera, quae Constantinopoli extitisse memorantur, u. de interitu operum artis Constantin. in den Comm. S. R. G. cl. phil. XI. XII. v. Wiebeking's Bürgerliche Baukunde. Bd. 1. Münch. 1821. Jagemann: Ob Cimabue der erste Wiederhersteller der Malerkunst in Italien sey? in Wieland's Merkur 1779. Jun. S. 250 fgg. 35) Winkelmann Gesch. d. Kst Bd. 3. S. 113. u. Meyer's Anm. 523. 36) Von dem Instrument, welches John Bacon (geb. zu Southwark 1740. gest. 1790) erfunden hat, um die Form des Modells auf den Marmor überzutragen, und welches als genauer und bequemer gerühmt wird, s. Memoirs of John Bacon by Rich. Cecil. Lond. 1801.

37) Fernow üb. Canova u. dessen Werke S. 99.

und flach erhobne Werke (Haut-Demi-Bas-Relief, Alto, Mezzo, Basso Rilievo) eingetheilt werden. Diesen Werken, welche auf der Gränzscheide zwischen Plastik und Zeichnung stehen und denen man alles anschließen kann, was die Plastik im Dienste der Architektur leistet, wobei sie untergeordnet als Verzierungskunst erscheint, muß man auch eine ganze Klasse von Künsten an die Seite stellen, nämlich

III. Reliefskünste, wie ich sie in Ermangelung eines Namens für sie nennen will. Zu ihnen gehören 1) die Bildgraberei oder Steinschneidekunst (Daktylioglyptik, Daktyliographik, Gravure), welche Gestalten mittelst des Stahls und anderer Instrumente in edlere Steine arbeitet (Gemmen), entweder erhoben (*Cameo*) oder vertieft (*Intaglio*), und 2) die Stempelschneidekunst, welche Gestalten in harte Metalle vertieft arbeitet, die dann durch das Prägen in andern Metallen erhoben erscheinen. Durch jene ist die Gemmenkunde, durch diese die Numismatik bedingt.

Abgesehen von allem, was beide Hauptklassen der Bildnerei als bloße Verzierungskünste leisten, und wobei sie, was sie an Selbständigkeit verlieren, an einer Willkür, die bis zum Phantastischen gehen kann, wieder gewinnen, — ich rechne hiezu alles, was man unter Anticaglie begreift, Geräthschaften aller Art, Vasen, Urnen, alle Arabesken und Grotesken, Lambris u. s. w., — abgesehen von diesem allen theilen sich die beiden Hauptklassen der Bildnerei so in die Welt der Gestalten, daß die plastische Kunst sie darstellt, so weit sie durch den Tastungssinn (als den Sinn für das Solide der Außenwelt), die zeichnende Kunst aber, so weit Gegenstände nach Licht und Farbe in räumlichen Verhältnissen durch den Gesichtssinn wahrnehmbar sind. Die plastische Kunst kann daher an ihrer Masse nur die Form darstellen, die zeichnende stellt auf ihrer Fläche auch die Beleuchtungsverhältnisse und die Farben an den Gestalten mit dar, ja, während jene nur im Raume darzustellen vermag, stellt diese den Raum selbst mit dar — Hintergrund, Vorgrund, Luft. — Zu dem nöthigen Sinnenscheine dienen ihr hiezu die Linear- und Luft-Perspektive, so wie zu dem, worin sie sonst, wegen Mangels der dritten Dimension, der plastischen Kunst nachstehen würde, Rundung, Beleuchtung, Haltung und Helldunkel, und in dem Kolorit die Beobachtung der Lokaltöne und Tinten.

Um den Kreis des für jede dieser Hauptklassen Darstellbaren zu ermessen, mag eine Eintheilung der Malerei nach ihren Gegenständen zum Grunde gelegt werden. Wir finden hier 1) das sogenante Stillleben, eine Darstellung von allerhand unbelebten Gegenständen, Hausrath u. dgl. 2) Blumen- und Fruchtstücke, 3) Landschaft, wozu auch die Seestücke gerechnet werden können, so wie die Prospekte u. architektonische Malerei überhaupt, 4) Thiermalerei mit Inbegrif der Jagdstücke, 5) Historienmalerei in dem gewöhnlichen weiteren Sinne. Wenn wir statt deren, wie es seyn muß, Darstellung des Menschlichen annehmen, so gehören hiezu a) das Bildniß, Portrait, b) das Charakterbild, c) das symbolische Bild, und bei Vereinigung mehrer Figuren zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, d. i. bei Scenen, welche das Menschenleben darstellen, d) Darstellungen nach den Lebensaltern, e) nach den rein menschlichen Verhältnissen überhaupt, z. B. eheliche, häusliche Scenen, f) nach den Beschäftigungen; ländliche und städtische Scenen, Bauern-, Hirten-, Fischer-, Schiffer-, Handwerksscenen, g) nach den bürgerlichen Verhältnissen, Konversationsstücke, Aufzüge, Versamlungen; kriegerische Scenen, Märsche, Lager, Schlachten, Volksscenen, Bamboccíaden, h) Religiöse Darstellungen, Cäremonien, Opfer u. s. w., i) Historische Gemälde im engeren Sinne, und k) Symbolische Darstellungen.

Vergleichen wir nun hiemit das, was die plastische Kunst darstellen kann; so finden wir ihren Kreis um vieles beschränkter. Sie kann keine Naturscenen darstellen, ja nicht einmal alle Naturgegenstände, wie ihr denn, wegen der Ungeschmeidigkeit ihres Materials, Bäume, Laubwerk, Blumen u. dgl. nicht gelingen, und ihre Festons immer ein etwas schwerfälliges Ansehn behalten. Hier kann sie mehr andeuten als ausführen. Man muß indeß nun unterscheiden ihre runden und ihre halbrunden Werke. Für die runden bleibt ihr nichts übrig als Darstellung von Thieren und Menschen. Ohne Zweifel weil an diesen letzten der Kopf der wichtigste Theil ist, an diesem aber wieder das Antlitz, hat sie von diesem geliefert 1) bloße Antlitze ohne Hinterhaupt, Maskeren, *προσωπα*, 2) bloße Köpfe, Büsten (Hermen, Termen, Hals-, Brust-, Kniestücke), und 3) ganze Gestalten, Standbilder, Statuen. In diesen dreierlei Arten kann sie ebensowol Bildnisse darstellen — Ikonologie — als Charakter- und symbolische Figuren. Bei Darstellung von Scenen aber zeigt sich ihre Beschränkung wieder, denn während die Malerei eine Mehrheit von Gruppen zu Einem Ganzen vereinigen kann, bleibt sie auf Eine Gruppe beschränkt, die nicht allzureich seyn darf, wenn sie als ein Ganzes soll aufgefaßt werden. Selbst in ihren Reliefs kann sie nie so reich seyn als die Malerei, denn im Stillleben geht ihr alles ab, was den Stoff bezeichnen könte, und um z. B. Jagdstücke oder Scenen aus dem Menschenleben darzustellen, die ein großes Personal erfodern, gebricht ihr der Hintergrund. Auch ihres Materials wegen kann sie mehr blos Neben- als Hinter- und Nach-einander stellen, und daher Schlachten, Volksscenen und ähnliches auch nur mehr andeuten als wirklich darstellen. Im Allgemeinen scheint sie zu Darstellung des Dramatischen weit weniger geeignet als zu Schilderung, wo Zustände die Hauptsache sind, und nur so viel Handlung hinzukomt als nöthig ist, den Zustand desto erkenbarer zu machen.

Beide Hauptklassen von Künsten haben aber mit einander gemeinschaftlich das, was beide zu schönen Künsten macht, worüber freilich, wie über die Schönheit und ihr Wesen überhaupt, sehr verschieden geurtheilt wird. Indeß machen doch Alle an ein Bildwerk, welches der Klasse der schönen Kunstwerke zugezählt werden soll, die Ansprüche 1) einer reinen, vollkommenen Form, 2) der Idealität, 3) des Charakters und Ausdrucks, und 4)

Zweckmäßigkeit, Organismus, Totalität, oder welche Worte man sonst für dieselbe Sache gewählt hat; und man macht diesemnach an den Künstler die Anforderungen der Komposition, der Anordnung, der Idealität, der Objektivität, des Styls und des Motivirens. Zuverlässig hat man hierin nicht Unrecht, und es scheint, daß es blos darauf ankomme, sich zu verständigen, wozu ein Versuch um so nöthiger ist, je verschiedener der Sinn, den man mit jenen Ausdrükken verbindet. Zu diesem Behufe wird es aber rathsam seyn, zwei verschiedene Arten von Darstellungen ganz abgesondert von einander zu betrachten; nämlich einzele Figuren und Vereinigung mehrer zu Einem Ganzen.

Wird bei der einzelen Figur reine, vollkommene Form verlangt, so ist dies nichts anders als sinnliche oder formale Schönheit, schöne Gestalt. Von dieser soll zuvörderst alles abgesondert seyn, was dem Sinne unangenehm, anstößig und widrig ist: das Ekelhafte, das Häßliche, das Abscheuliche soll dabei niemals vorkommen, sondern nur das Angenehme, das Erfreuliche. Da dieses die Wirklichkeit nicht allzuoft ohne irgend eine Störung darbietet, so soll ferner der Künstler durch Hinweglassung der zufälligen Unvollkommenheiten, welche die Natur nicht verhindern konte, die Gestalten reiner darstellen als jene selbst, oder er soll das einzeln Zerstreute, Vortrefliche in der Natur zu einem neuen Ganzen vereinigen (Wahl der Formen), und so ein Vollkomneres darstellen als die Wirklichkeit aufzuweisen hat. Um uns einen gereinigten und eben dadurch erhöhten, Genuß zu verschaffen, soll er also verfahren entweder wie der Bildnißmaler, der kein bloßer Kopist der Wirklichkeit ist, oder wie von Zeuxis erzählt wird, als er zu Kroton seine Helena malte. Hiebei fragt sich nur, wie es der erste anzufangen habe, um nicht etwas darzustellen, was niemand für das erkent, was es seyn soll, und der Andre, um nicht aus lauter einzelen schönen Formen am Ende doch ein Ungeheuer zusammenzusetzen? Es leuchtet ein, daß in beiden Fällen eine Idee hinzutreten müsse, die den Künstler bei Entwerfung seiner Gestalt leitet, und daß er dieser gemäß alle Theile anordnen muß zu einem harmonischen Ganzen (symmetrische und eumetrische Komposition). Wenn nun aber seine Gestalt durchaus abhängig ist von dieser Idee, so folgt, daß gar keine vollkommene Form Statt findet, die nicht zugleich eine ideale, einer Idee angemessene, ist. Nun ist aber unmöglich, daß ein Ideal anders Statt finde als unter charakteristischen Bedingungen, denn ein allgemeines Ideal gibt es nicht, sondern blos ein nach Geschlecht, Alter und Selenausdruck modifizirtes. Es gibt selbst nur ein Ideal männlicher und weiblicher Schönheit, kein Ideal schöner Menschengestalt überhaupt, und am allerwenigsten ein allgemeines Ideal der Schönheit oder des Schönen, wenigstens nicht ein solches, welches sich sichtbar aufstellen ließe, denn im Gebiete des Sichtbaren ist jedes nur schön und ideal in seiner Art. Damit nun der Künstler nicht der Natur seine Vorstellungen von den Gegenständen unterschiebe, muß er mit treuem Fleiße diese Gegenstände in ihrer natürlichen Eigenthümlichkeit — ihrer Objectivität — studirt (Thiere und Menschen selbst anatomisch), und mit Nachbildung derselben lange sich geübt haben, ehe er es unternimt, sie nach der Idee darzustellen. Nur aus diesem Festhalten an dem objektiven Charakter entsteht der Styl, da hingegen der, welcher die Gegenstände nach seiner Idee, die er vielleicht aus nur flüchtiger Beobachtung schöpfte, modelt, ins Nebeln und Schwebeln verfällt und manierirt. Nicht selten ist dies Manierirte für das Schöne gehalten worden; Andre dagegen haben nichts als das Charakteristische wollen gelten lassen, während noch Andre das Ideale über das Charakteristische erhoben, behauptend, daß dieses erst das Charakteristische zum Schönen umwandle. Was soll nun dieses seyn, wenn es nicht das Manierirte ist? Wie es scheint, muß hier etwas ganz anderes noch als die bloße sinnliche Form in Betrachtung kommen, der Geist nämlich und die Sele, die sich in der Form aussprechen; der psychologische und moralische Charakter, der sich darin ausprägt, und Geist und Herz des Menschen anspricht. Auf die eigentlich anthropologische Charakteristik würde es also ankommen, auf die Darstellung der Harmonie zwischen dem Psychischen und dem Physischen, worauf aller mimische und pathognomische Ausdruck beruht. Hiebei verlangt der Charakteristiker strenge Naturwahrheit, der Idealistiker Schönheit; es ist aber eigentlich zweierlei, was er hier auf einmal sodert. Er will erst, daß diese Harmonie in ihrer völligen Reinheit dargestellt werde mit Hinweglassung alles dessen, was in der Wirklichkeit an Individuen zufällig Ungehöriges damit verbunden ist, und damit komt es auf den vorigen Akt des Idealisirens zurück, dann aber auch, daß aus dem Kreise dieses Charakteristischen alles ausgeschlossen werde, was auf das Gefühl nicht anders als unangenehm wirken kann. Man denke an die Wahnsinnigen, an die Dummen, Rohen, an die, aus deren Gesichtern widrige Leidenschaften sprechen, Wuth, Haß, Neid u. s. w. Hier ist überall Harmonie zwischen dem Physischen und Psychischen, aber sie stößt uns mehr oder weniger ab, oder läßt uns wenigstens höchst gleichgiltig, kann uns zwar interessiren, aber nicht darum, weil sie uns gefiele. Wenn nun der Idealistiker alle Gegenstände solcher Art aus dem Kreise der Kunst ausschließt, so liegt am Tage, daß er nur das rein Menschliche, das Humane, so weit es sich in der Gestalt kann zu erkennen geben, für würdig hält, von der Kunst dargestellt zu werden. Manche haben dieses ideal-Schöne für ein Übergewicht des Sittlichen, für das Edle gehalten, Andre erklären es für eine Darstellung des Göttlichen. Wenn dabei an keine Metaphysik und Dogmatik gedacht wird, sondern blos an das Göttliche des Hellenismus, so läßt sich dagegen nichts sagen, denn dieses Göttliche ist eben das rein Menschliche selbst, aber von weiterem Umfang als das Edle.

„An griechischen Göttern, sagt Herder, wurde das Ideal der menschlichen Natur in Formen erfunden und festgestellt, denn das Gottähnliche und Göttliche war den Griechen die reinere Menschheit. In Göttern wurde diese mit höchstem Fleis ausgebildet, und was Menschen zu Göttern macht, sagen diese Formen." „Lebensalter, Geschlechter, Charaktere unterscheiden, wie die Menschen, so die Bildwerke. Jedes derselben hat in sich sein Reinstes, sein Höchstes. In jedem Alter ist ein Punkt, wo

Digitized by Google

es am schönsten ist. Diesen Punkt zu finden, konte einer Kunst nicht gleichgiltig seyn, die den günstigsten Augenblick jeder Lebensperiode verewigen wollte". „Immer erfand Ein Künstler das Höchste, Reinste, Sprechendste in jeder Art, treu folgten ihm nun alle übrigen". „Die Harmonie der Theile ist hier nicht eine Zahlenproportion ihrer Länge und Breite, sondern ein im Geist empfangenes, untheilbares Ganzes, das sich mit jedem Gott, jeder Göttin, nach Alter und Geschlecht modificirte, und sich mithin in jeder Gestalt andre Verhältnisse schuf". „Dieser mythische Cyklus ist daher ein heller Zodiakus der sichtbar gewordenen, bedeutenden Menschheit. Als eine zweite Schöpferin ruft uns die Kunst zu: Blick' in diesen Spiegel, o Mensch; das soll und kann dein Geschlecht seyn! So hat die Natur in ihm sich mit Würde und Einfalt, mit Sinn und Liebe geoffenbart. Also erscheint das Göttliche in deinem Gebilde; anders kann es nicht erscheinen". Es bedarf nun übrigens nichts als eines Blickes auf den Kreis dieser symbolischen Gestalten, von Amor bis zu Zeus, von der Charis bis zu Hera, um sich zu überzeugen, daß von Darstellung des Schönen hier nur im weiteren Sinne die Rede seyn kann. Das Asthetische überhaupt ist hier dargestellt nach seinen mannigfaltigen Modifikationen der Würde, der Anmuth, der Stärke, der Lieblichkeit u. s. w., in edlen Formen, insofern das Edle dem Gemeinen entgegengesetzt ist, also immer, wenn auch nicht auf sittliche Gesinnung, doch auf ein Übergewicht des Geistes und der Sele, auf höhere Intellektualität, Willenskraft oder feinere Empfindung hinweiset.

Die einzele Gestalt muß durch sich selbst bedeuten, und kann also, wenn sie nicht ein Individuum darstellt, — konische Statue, Büste, Bildniß — nichts anders seyn, als Charakterbild oder symbolische Figur, die ja aber, wenn sie nicht bedeutungslos seyn soll, selbst wieder zum Charakterbild werden muß. Nur in Ruhe kann sie dargestellt werden, d. h. nur in einer Attitude, die als Gebärdung wieder charakteristisch ist, und mit blos physiognomischem Charakter, denn den pathognomischen Ausdruck würde man nicht verstehen, und nach der Ursache desselben fragen, die nur durch Hinzufügung von anderem außer ihr verständlich werden kann. Dies führt uns an die andere Art von Darstellungen, wo mehre Figuren zu Einem Ganzen vereinigt sind. Hiebei findet, zwar bald mehr, bald weniger, bald als Hauptsache, bald blos untergeordnet (bei dem Charakterbild im Großen, s. Propyläen I. 35.), aber allezeit, Handlung Statt, und so können denn die Figuren nicht mehr in Ruhe, sondern müssen in Bewegung dargestellt werden, und, wie sich von selbst ergibt, zwar immer noch mit dem allgemeinen Charakter, aber in einer besondern Lebensäußerung, und eben daher mit allen den Abwandlungen des mimischen und pathognomischen Gebärdenspieles, welche der Augenblick erheischt, welche im Gegensatz von den bleibenden Charakterzügen, nur vorübergehend sich zeigen, und gewöhnlich als Ausdruck, bezeichnet werden, im Gegensatz vom Charakter.

Hier, wo die Komposition reicher, die Anordnung mannigfaltiger wird, gedenken wir besonders der Ansprüche der Zweckmäßigkeit, des Organismus, der Totalität und der zu diesem Behuf gemachten Anforderung des Motivirens; nicht, als ob dies bei den einzelen Figuren unnöthig wäre, sondern nur, weil die Nothwendigkeit davon hier noch weit fühlbarer wird. Die bildende Kunst soll eine Handlung darstellen. So lange diese blos in einer menschlichen Situation besteht, hat dies keine Schwierigkeit: wie aber, wenn sie ein historisches Faktum (im weitesten Sinne des Wortes) darstellen soll? Von der Kunst, welcher nur die stumme Sprache der Mimik zu Gebote steht, wird verlangt, daß jedes ihrer Werke sich selbst ausspreche; von der Kunst des Raumes, die nichts, was in der Zeit auf einander folgt, sondern nur, was in einem gegebenen Raume gleichzeitig beisammen ist, darstellen kann, wird verlangt, daß sie etwas Historisches darstelle, etwas also, was nur in der Zeitfolge sich ereignen konte, und demnach in der Darstellung die drei Dimensionen der Zeit erfodert: wie wird sie es anfangen, daß auch eine solche Darstellung, wozu ihr Personen, Zeit und Ort vorgeschrieben sind, sich selbst ausspreche? Um die letzte Schwierigkeit zu beseitigen, steht dem Künstler allerdings Gebrauch der Bildnisse, National-Physiognomie, Costüme, Andeutung der Örtlichkeit und sinnreiche Benutzung des Beiwerks zu noch genauerer Bestimmung zu Gebote; was die erste betrifft, so kann er, was sich nicht auf einmal zur Anschauung bringen läßt, in einem Cyklus darstellen. Dies ist richtig, hebt aber die Schwierigkeit nicht. Der Cyklus macht die Bildwerke nicht zum Drama, sondern macht jedes einzelne nur dramatisch, indem es die Begebenheit in Handlung darstellt, als gegenwärtig vor unsern Augen sich ereignend; jedes einzele ist eine Scene, zu deren Darstellung nur Eine Dimension der Zeit erfoderlich ist, die Gegenwart; den Zusammenhang aller Scenen muß man hinzu denken oder dichten. Soll nun solch eine Scene sich selbst aussprechen, so kann damit nicht gemeint seyn, daß sie verständlich sey durch die historische Erklärung dessen, was daran historisch, antiquarisch u. s. w. ist, denn dies setzt gelehrte Kentniß voraus, die übrigens in ihrem ganzen Werthe bleibt, wie alles, was der Künstler zur Bezeichnung des Historischen als Gelehrter sich erwerben muß, — sondern daß sie es sey durch die dargestellten Thätigkeiten und Zustände selbst, aus denen sich ohne Weiteres die Idee des Künstlers ergibt. Dieses kann nun aber blos dadurch erreicht werden, daß das dargestellte ein in sich abgeschlossenes Ganzes ausmacht, worin jedes Einzele mit dem Übrigen in einem ursachlichen Zusammenhange steht, also durch eine Hauptursache, die natürlicher Weise hervorstechend seyn muß, bedingt ist, — motivirt, — und daß jedes Einzelne, wie viel Mannigfaltigkeit dabei auch Statt finden möge, Zweck habe, und zu dem Endzweck beitrage. Hierauf beruhen alle Gesetze der Komposition für diese Bildwerke, sowol was die geistige als was die sinnliche Anordnung betrifft, von denen jene es mit dem Ausdruck nach seinem Hauptgrade und seinen Abstufungen, diese es mit der Gruppirung und Stellung der Figuren nach Maßgabe ihrer Bedeutung und zum

Zwecke der leichteren Übersicht des Ganzen zu thun hat. Ein Bildwerk von so zweckmäßiger Totalität hat man nun ein organisches genant, ohne Zweifel in Beziehung darauf, daß darin alles wohl gegliedert ist, und kein Glied gefunden wird, welches überflüssig oder müßig an dem Zwecke des Ganzen nicht Theil hätte oder nähme.

Man erkent leicht, daß der Ausdruck hier die Hauptsache ist, denn nicht nur ist er die einzige Sprache, wodurch diese Kunst zu uns reden kann, damit der Verstand die Scene verstehe, (das Kunstwerk sich selbst ausspreche), sondern er ist auch das einzige Mittel, uns anzusprechen, d. h. das Gemüth in eine ästhetische Stimmung zu versetzen, ohne welche das Kunstwerk ja doch nicht als ein schönes Kunstwerk anerkant wird. Hiemit stoßen wir aber in Beziehung auf den Ausdruck auf dieselben Schwierigkeiten, die wir vorhin in Beziehung auf die Gestalt überhaupt fanden; denn wer hätte nicht davon gehört, daß auch der Ausdruck idealisirt, daß er unter das Gesetz der Schönheit treten solle? Dies verdient um so mehr Aufmerksamkeit, da man hienach nicht blos über ganze Klassen bildlicher Kunstwerke — z. B. über alle Darstellungen aus dem gemeinen Leben, und noch weit mehr über die Karikaturen —, sondern auch über ganze Künstlerschulen — z. B. die Niederländische Malerschule — häufig den Stab gebrochen hat. Von der andern Seite fragt man auch hier bedenklich, ob denn nur Ideale handelnd dargestellt werden sollen, und was denn am Ende übrig bleibe, wenn auch die Naturwahrheit des Ausdrucks der sinnlichen Schönheit aufgeopfert werden solle? Wenn diese Gegenpartei die andere eines allzueklen und verzärtelten Geschmacks beschuldigt, so hat sie wenigstens die Erfahrung auf ihrer Seite, welche zeigt, daß ganze Nationen und ganze Kunstschulen ihr Wohlgefallen nicht durch jene Geschmacksfoderungen haben bestimmen lassen. Wie es aber scheint, hat man von beiden Seiten den Streitpunkt nicht hinlänglich bestimt, und davon trägt allein die Mehrdeutigkeit der Ausdrücke Schön und Ideal die Schuld. Setzen wir auch hier statt des Schönen das Ästhetische überhaupt, so hebt sich vielleicht der ganze Streit, und wahrscheinlich am leichtesten durch Vergleichung mit der dramatischen Poesie, die sich bei der dramatischen Bildnerei von selbst darbietet.

Wir haben verschiedene Arten von Dramen, nicht aus Zufall, sondern weil die Thätigkeiten und Zustände der Menschen verschieden sind, und jede derselben einen eigenthümlichen ästhetischen Charakter an sich trägt. Die griechischen Dramatiker waren hierin sehr genaue Gränzscheider, erhielten der Tragödie rein das Pathetische, Große und Edle, den hohen, würdigen Ernst, verwiesen aber dagegen den Scherz, die Lust, den Spott, den Muthwillen, alles, wozu die Sinnlichkeit treibt, alles Gelüsten und Genießen der gemeinen Wirklichkeit in die Komödie, die oft zur Parodie der Tragödie wurde, sie indeß durch den Kontrast nur erhob. Von dem komischen Drama hatten sie zwei Arten, das Satyrspiel und die eigentliche Komödie. In jenem machten Satyrs den Hauptbestandtheil aus, diese verwandelte durch ihre Masken wirkliche Personen und Charaktere in Karikaturen, und war eigentliche Groteske. Die bildende Kunst der Griechen benutzte diesen Gegensatz für ihre Zwecke auf eine solche Weise, daß die Idealität — wenn nicht objektiv, doch subjektiv, — vollkommen dabei bestand. Sie rückte die gemeine Wirklichkeit aus dem Kreise der Menschheit, je nach dem Grade seiner Gemeinheit, mehr oder weniger heraus und hinüber in den Kreis der Thierheit. Die naive Sinnlichkeit, worin das Gelüsten nur eben erst hervorbrechen will, steht an der Gränze der reinen Menschheit, die noch schöne Jünglingsgestalt des Fauns, aber mit einer der thierischen sich annähernden Physiognomie, und die tanzende Mänas. Einen Schritt weiter, und der Künstler gibt der Menschenfigur ein Abzeichen der Thierheit, ein Horn, einen kleinen Schweif, bis noch weiterhin die Menschenform gar in die Thierform übergeht, in den ziegenfüßigen Panen und Satyrs, in Centauren u. a., wie man sie im Gefolge des Bakchus findet. In solchen Fällen aber, wo ein Gott aus seinem idealen Charakter heraustritt, was bekantlich den griechischen Göttern wie vielen Erdengöttern öfters begegnet ist, da tritt er entweder in wirklicher Verwandlung in ein Thier auf, wie Zeus als Stier der Europa oder Schwan der Leda, oder er muß sich die komische Maske gefallen lassen, und in Karikatur übergehen, wie man am meisten an Silen sieht. Solche Behelfe hat die moderne Kunst nun nicht mehr, ist jedoch nicht ohne Ersatz geblieben, denn sie kann Scenen, wo sich das Thierische in der Menschheit zeigt, doch auch in den Kreis des Ästhetischen aufnehmen, wenn sie entweder komisch in Karikatur übergehen, oder satyrische Motive dabei sattsam hervorgehoben sind.

Bei den Griechen ging aus dem Drama, durch den Mimus, das Idyll hervor, dessen Darstellungen der Zustände und Lebensarten auch der gemeinsten und niedrigsten Stände ein gewiß nicht geringes ästhetisches Vergnügen gewährt, indem kaum irgend etwas anderes die Harmonie in der Menschennatur reiner darstellt, als solche Personen, welche sie bewußtlos in sich haben, und in ergötzlicher Selbstzufriedenheit äußern. Sollten sie in der bildenden Kunst nicht dieselbe Wirkung haben? Hier sind menschliche Situationen, und wer es nicht an sich selbst erfahren hat, daß bildliche Darstellungen derselben auf den Betrachter aus höheren Ständen völlig die Wirkung des Idylls haben, daß er unvermerkt die Wirklichkeit in einem verschönernden Lichte sieht, der mag die Erfahrung benutzen, die Göthe darüber im zweiten Bande seiner Biographie mitgetheilt hat.

Man entwöhne sich doch aber ja von dem Wahne, als ob hier irgend etwas an Stand und Rang gebunden sey. Wie man das Gemeine komisch und satyrisch bis zu dem höchsten Range hinauf verfolgen kann, so zeigt sich das Edle von dem Throne herab bis zur Hütte. Den ästhetischen Rang bestimt nicht der bürgerliche Stand, sondern allein der Ausdruck des rein Menschlichen, und darum lasse uns eine Menge von Darstellungen aus der vornehmen Welt, Konversationsstücke, Aufzüge, Mahlzeiten, Statsversamlungen und dergl., ungleich kälter und gleichgiltiger als Bauernstücke und Handwerksstuben, wofern nicht etwa jene eine Art Galerie von Charakterbildern darstellen, oder die einzelen Gruppen eben so viele Scenen bilden, aus denen das rein Menschliche uns anspricht.

Digitized by Google

Der Mensch kann dargestellt werden genießend, thätig oder leidend, und zwar jedes edel oder gemein, je nachdem in seiner aus Geistigkeit und Thierheit zusammengesetzten Natur jene oder diese vorwaltet, deren jede einer Steigerung fähig ist, die Geistigkeit bis zu dem Göttlichen, die Thierheit bis zu roher Brutalität und Bestialität, also bis zu dem umgekehrten Idealen. Von dem Mittelpunkt, einer bewußtlosen Einigkeit beider Naturen, der Naivetät, bis zu beiden Äußersten, gibt es natürlich mancherlei Stufen. Darf nun die Kunst, ohne dem ästhetischen Zweck Eintrag zu thun, diese Stufen abwärts steigen, — und wir haben gesehen, daß sie es bedingungsweise darf, so folgt, daß, je näher dem umgekehrten Idealen, der Ausdruck desto unschöner werden müsse. Dieser karikirte, nach abwärts zu idealisirte, Ausdruck tritt also keineswegs unter das Gesetz der Schönheit, ohne daß deßhalb dem Künstler ein Vorwurf gemacht werden könte, den er nur dann verdienen würde, wenn er denselben in einer Darstellung anbrächte, worin man rein Ideales zu finden berechtigt ist. Außerdem komt es auf die von dem Künstler gewählte ästhetische Sphäre an, wie er seinen Ausdruck zu bestimmen hat. Die Harmonie zwischen dem Psychischen und Physischen darf er nie aufheben, und der gute Rath, den man ihm oft ertheilt, einen allzuheftigen, allzustarken Ausdruck zu mildern, und die Wahrheit der Schönheit aufzuopfern, um nicht mißfällig zu werden, kann nur für besondre Fälle gelten, die aber genau betrachtet von der Art sind, daß es dieses Rathes bei ihnen nicht bedürfte. Solch eine Milderung findet nämlich nur Statt in Darstellungen des Pathetischen und Sentimentalen, aber aus keinem andern Grunde, als weil der Geist des Leidenden entweder so stark ist, den Schmerz, wenn nicht zu besiegen, doch zu bekämpfen, oder weil der Schmerz durch Hoffnung, Liebe und Glauben gemildert wird, und also nur ein mit Würde und Adel getragener Schmerz auszudrücken ist. Jenes ist z. B. der Fall bei Laokoon, dieses bei einer reuigen Magdalena. Die Milderung erfolgt also durch das Hervortreten des Höheren in der Menschennatur, und dieses macht das menschliche Leiden ästhetisch rührend. Mehr männlich zeigt es sich im Pathetischen, mehr weiblich im Elegischen, dort gemildert durch einen Ausdruck von Würde, hier von einer stillen Anmuth. Wie diese allein auch bei der Thätigkeit das Gemüth ansprechen, können vornehmlich die Schlachten zeigen, wo Leidenschaften in Handlung dargestellt werden. Nur der würdige Ernst, das Pathetische und Elegische, was wir darin finden, also die erhabnen und edlen Motiven machen einen wahrhaft ästhetischen Eindruck. Das Gräßliche empört uns, wol ziemlich aus demselben Grunde, aus welchem uns selbst in Thierstücken das eigentlich Viehische zuwider ist, wie denn schon Potters pissende Kuh allgemeinen Anstoß gefunden hat. Hienach würden sich denn die Gränzen dieser Kunst, jenseit deren sie aufhört ästhetisch zu seyn, bestimmen lassen. Was jenseit dieser Gränzen liegt, kann sie zwar darstellen, und hat es auch gethan, aber ohne ästhetische Wirkung. Hierin ist denn auch Göthe's Eintheilung der Gegenstände für diese Kunst in widerstrebende, gleichgiltige und vortheilhafte begründet, und es verdient Bemerkung, daß zu den widerstrebenden auch die gerechnet werden, bei denen eine moralische Motive vorausgesetzt wird, die nicht mit dargestellt werden kann, und ohne deren Kentniß doch die Darstellung nicht blos dem Misverständniß ausgesetzt ist, sondern sogar einen, dem beabsichtigten ganz entgegengesetzten, Eindruck machen kann. In solchen Fällen hilft allerdings ein Cyklus öfters aus.

Ungeachtet nun dies das Gemeinschaftliche beider Hauptklassen der Bildnerei ist, so hat jede derselben, ja jede Unterart wieder, doch auch ihre ästhetischen Gränzen, welche zu überschreiten sie nur zu ihrem Nachtheil wagt. Ohne das zu berühren, was bei den einzelen Unterarten und namentlich bei Relief hierüber gesagt werden muß, bemerken wir nur das Allgemeine. Beide dürfen nicht vergessen, daß sie ihre Ideen und Ideale nur in körperlichen Gestalten, das Übersinnliche nur so weit als es sich in diesen offenbart, darstellen können, und daß sie für Handlung nur Eine Dimension der Zeit haben. Dieses gehörig erwägend, werden sie sich nicht einfallen lassen, weder mit der Musik noch mit der Poesie einen Wettstreit einzugehen. Hat die Musik etwas Mystisches, was das Gefühl über die Wolken erhebt, so ist dies ihr eigen; in der bildenden Kunst sollen wir nicht verschweben, sondern auf festem Grund und Boden stehen; ihre Ideale sind geistig nur insofern, als der Leib ein Spiegel der Sele ist. Kann die Poesie bei der Allgemeinheit ihres Darstellungsmittels sich an alles wagen, besonders da sie ihre Motiven entwickeln und Eindruck durch Eindruck verwischen kann, so vergesse die bildende Kunst nicht, daß ihre Sprache, wie ausdrucksvoll sie sey, doch viel beschränkter ist, daß sie viel zu rathen übrig läßt, aber keine Räthsel soll zu lösen geben, und daß sie, beschränkt auf Einen Moment, nur Einen Eindruck erregen kann, der ewig nur sich selbst wiederholt. Darum messe sich aber auch die plastische Kunst nicht mit der Malerei. Die plastische Kunst kann nur darstellen, was, ohne Farbe, seinen inwohnenden Geist in der bloßen Form ausdrückt, sie ist besonders auf Form und Charakter und auf eine gewisse Ruhe selbst in der Bewegung angewiesen; ihr Ideal ist das Schöne der Gestalten unter der Bedingung des Charakteristischen, und vorübergehender Ausdruck verträgt sich weit weniger mit ihr als der bleibende. Jener Ausdruck ist geeigneter für die Malerei, welche Handlungen in weit größerem Umfang, mehr Raum, mehr Bewegung, mehr Leben darstellen, und durch den Reiz der Farbe vielerlei vermitteln kann. Die Malerei hat dabei zu bedenken, daß Nachahmung von plastischen Bildwerken sie leicht frostig, kalt, steinern macht, und darüber ihr Eigenthum, Leben, Ausdruck und Reiz, verloren geht. Wie es scheint, schwankt aber gegenwärtig die Malerei zwischen den Extremen der Versteinerung und eines nebelnden Mystizismus umher. (*Gruber.*)

BILDNISS, Portrait. Diese Produkte der bildenden Kunst haben gewöhnlich bloße Wirklichkeitsfoderungen zu befriedigen, und sollen zur Erinnerung, nicht aber zu ästhetischem Genusse dienen. Zwar kann zufällig durch Schönheit oder Charakter des abgebildeten Originals auch

Digitized by Google

9.); in der Anlage und Composition des Ganzen liegt eine Art von Klimax von Bileams Weigern bis zum höchsten Ausbruch seiner prophetischen Begeisterung. Der Zweck der Relation liegt offenbar in den segnenden Orakeln, und geht auf Verherrlichung des Israelitischen Volkes. Die Tradition wußte von einem Seher Bileam, der von Balak zum Fluche über die Israeliten gedungen war, weil das Alterthum den Segnungen oder Verwünschungen heiliger Männer und Propheten eine unfehlbare Kraft zuschrieb (1 Mos. 27, 37. 38). Dieser Seher muß statt zu fluchen, das Volk Gottes segnen; was konte aber für dasselbe glorreicher seyn, als wenn schon ein alter, nicht hebräischer Prophet gegen den Wunsch Balaks ihm nichts anders, als Gutes prophezeihen konte. Für den Zweck passend wird Bileam als Diener Jehovahs gedacht, was nicht historisch zu nehmen seyn möchte *).

Die Rabbinen erzählen von Bileam viele Fabeln [7]); er soll anfangs einer von Pharao's Räthen gewesen seyn, dann in Äthiopien eine Empörung angestellt und eine berühmte Stadt zum Aufruhr bewogen haben, ohne sie jedoch, was er beabsichtigt hatte, durch Zauberei unüberwindlich machen zu können. Einige identifiziren ihn mit Laban, Jacobs Schwiegervater, andre mit Elihu, Hiobs Freunde, noch andre halten die ägyptischen Zauberer Jannes und Mambres für seine Söhne; auch soll er übersichtig und lahm gewesen seyn. Man legt ihm die in der Relation 4 Mos. 22 ff. enthaltenen Orakel bei, welche Moses aus seinen Werken übersetzt habe; mehre Kirchenväter sind auch der Meinung, daß die Matth. 2. erwähnten Weisen aus dem Morgenlande Schüler und Nachkommen des Bileam gewesen, und in seinen Büchern die Notiz über den Aufgang eines wunderbaren Sternes gefunden hätten *). Auch bei den Moslemen finden sich ähnliche Sagen von Bileam. Man hält ihn für einen Nachkommen der Enaks oder Riesen in Palästina, welcher aus Abrahams Schriften den unaussprechlichen Namen Gottes kennen gelernt, und vermöge desselben zukünftige Dinge vorhergesagt habe. Deshalb hätten die Riesen beim Anzuge der Hebräer aus Ägypten zu ihm ihre Zuflucht genommen; zwar habe er sich Anfangs geweigert, den Hebräern zu fluchen, aber seine durch Geschenke bestochene Frau habe ihn endlich dahin gebracht, in die Wünsche der palästinischen Völker einzugehen. Zur Strafe aber, daß er auf die Warnungen nicht hörte, entzog ihm Gott seine Gnade, so daß er in Unglauben stürzte. Die meisten Commentatoren beziehen deshalb Kor. 7, 176 ff. (ed. Maracc.) auf den Bileam, wo mit einem sehr starken Bilde auf die Geschichte eines Menschen hingedeutet wird, der durch eigene Schuld den wahren Glauben verloren hat [9]).

Bileam, auch Jibleam יִבְלְעָם ist eine Stadt im Stamme Manasse, jenseit des Jordans (Jos. 17, 11. Richt. 1, 27. 2 Kön. 9, 27.), welche den Leviten abgetreten wurde (1 Chron. 6, 55.). (*A. G. Hoffmann.*)

6) de Wette Kritik der Israel. Gesch. I. S. 367 ff. 7) *Fabricii* Cod. Apocryph. V. T. I. p. 807 sq. 8) *Origenes* contra Celsum Lib. I. §. 59. T. I. p. 374. ed. *de la Rue.* 9) Vgl. die Erklärer zur angeführten Stelle des Koran und d'Herbelot in Orient. Bibl. z. d. W. Balaam.

BILEDSCHIK, großer Distrikt in dem Sandschak von Brussa, zwischen denen von Brussa Jenischehr, Leske, Isnik, Jailakabad und Gemlik gelegen, mit einem gleichnamigen Schlosse. Dieser Ort ist sowol in der Geschichte der türkischen Eroberungen, als wegen seiner Manufakturen merkwürdig, denn hier herum werden die Stoffe von Brussa, nämlich der geschnittene Samt zu Polstern (Katife), das grobe Tuch zu Überkleidern (Aaba), und das Dünntuch zu Frauenhemden (Boeründschik) verfertiget. In der osmanischen Geschichte ist Biledschik als die erste Eroberung des Emirs Osman von den Bisantinern höchst merkwürdig. Dieselbe hatte im J. d. H. 699 (1299) d. i. im letzten Jahre des 7. Jahrh. der Hedschra, und des 13ten der christlichen Zeitrechnung Statt, so daß vom ersten Jahre des achten Jahrh. der Hedsch. und des 14ten der christlichen Zeitrechnung die Gründung des osmanischen Reiches datirt. — Bei Gelegenheit der vom griechischen Befehlshaber auf Biledschik angestellten Hochzeit bemächtigte sich Osman der Braut (der Tochter des Befehlshabers von Jarhissar, der berühmten Nilufer), der beiden Schlösser des Bräutigams und des Brautvaters, und des nahe gelegenen Ainegöl (Dschihannuma S. 643 und 678.) (*v. Hammer.*)

Biledulgerid, s. Belad el Dscherid.

BILFINGER (Georg Bernhard), ein durch Scharfsinn und selbständiges Forschen ausgezeichneter Philosoph aus der Leibnitz-Wolfischen Schule, geboren *) zu Kannstadt im Herzogthum Wirtemberg, am 23. Jan. 1693. Nachdem er die Seminarien zu Blaubeuern und Bebenhausen durchlaufen hatte, trat er 1710 in das theologische Stift zu Tübingen, wo er sich mit großem Eifer den mathematischen Wissenschaften widmete. Wolfs Schriften, die er dabei zu Grunde legte, leiteten ihn zu den philosophischen Werken dieses Denkers, die ihn so sehr anzogen, daß er — der indeß die Stelle eines Repetenten in dem theologischen Stift erlangt hatte, — Tübingen verließ, um in Halle, durch den Meister selbst, in den Geist seiner Weisheit eingeweiht zu werden. Während eines dreijährigen Zusammenlebens bildete sich ein inniges Verhältniß zwischen dem Lehrer und dem Schüler, und jener bezeugte selbst, wie viel er in Bestimmung und Berichtigung seiner Ideen diesem verdanke. 1721 ward Bilfinger als außerordentlicher Professor der Philosophie in Tübingen angestellt, mit welchem Amte er 1724 auch noch das eines Lehrers der Mathematik in dem Collegium illustre vereinigte. In diese Zeit fiel die Erscheinung seiner Commentation: **De harmonia animi et corporis humani maxime praestabilita** (8. Frankf. a. M. 1723), worin er die Unhaltbarkeit der frühern Theorieen von der Harmonie des Leibes und der Sele nachwies, die Leibnitzische Theorie entwickelte, und die von Foucher, Bayle, Newton, Clarke und andern dagegen erhobenen Zweifel widerlegte. Dieser Schrift folgte die **De origine et permissione mali, praecipue moralis** (8. Frankf. a. M. 1724), eine neue Erörterung der Leibnitzischen Theodicee, nach; in dem fol-

*) Mit zwölf Fingern, wie in der Familie gewöhnlich war, woher auch ihr Name.

genden Jahre aber erschien sein wichtigstes Werk: Dilucidationes de deo, anima humana, mundo et generalioribus rerum affectionibus; (Letzte Ausgabe c. praef. A. F. Böckii. 4. Tub. 1768), worin er, nach dem Plane früher von ihm gehaltener Vorlesungen die Leibnitz-Wolfische Metaphysik, in vier Abtheilungen, der ontologischen, kosmologischen, psychologischen und theologischen, umständlich darstellte, und gegen ihre Widersacher vertheidigte. So viel Ruhm er sich durch diese schriftstellerische Thätigkeit erwarb, so schützte ihn derselbe doch nicht gegen den Haß seiner hyperorthodoxen Kollegen, die ihn mit so gutem Erfolge als einen Atheisten verschrieen, daß sich jedermann von ihm zurück zog und selbst sein Hörsaal leer stand. Sehr willkommen war es ihm deshalb, als ihn Peter der Große auf die Vermittelung seines Freundes Wolf, als Professor der Philosophie und Physik und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, nach Petersburg berief, wohin er 1725 mit Kraft und Gmelin abging. Mehre Abhandlungen, die er in die Kommentarien der Akademie einrückte, besonders aber eine von der Akademie in Paris gekrönte Preisschrift, über das Gesetz der Schwere, vermehrten seinen Ruhm, und zogen zufälliger Weise die Aufmerksamkeit des Herzogs Eberhard Ludwig von Wirtemberg auf ihn, was denn die Folge hatte, daß er 1731 als Professor der Theologie und Superattendent des Stifts wieder nach Tübingen zurückging, wobei er seinen Charakter und einen Jahrsgehalt von 400 Gulden von dem russischen Hofe beibehielt. In einen höhern Wirkungskreis ward er aber von dem folgenden Herzoge Karl Alexander versetzt, der als wissenschaftlich gebildeter Militär, noch vor seiner Thronbesteigung, Bilfingern wegen seiner tiefen Kentnisse in der Mathematik und Fortifikation schätzen gelernt, und in freundschaftlicher Verbindung mit ihm gestanden hatte. Er ernante ihn 1735 zum wirklichen Geheimen Rathe, mit welcher Stelle er nachher noch die eines Konsistorialpräsidenten vereinigte. Der Anfang dieser Laufbahn war aber sehr peinlich für ihn. Da er keinen Theil an der verbrecherischen Verwaltung nahm, durch welche damals der Jude Süß und seine Genossen das Land zu Grunde richteten, verlor er die Gnade des Herzogs, und mit ihr allen Einfluß auf die Geschäfte. Seine Pflichttreue fand aber ihre Belohnung unter der Vormundschaft und Regirung des Herzogs Karl, indem er wieder in seine volle amtliche Wirksamkeit eintrat, in welcher er sich durch Einsicht, Thätigkeit und strenge Rechtlichkeit die allgemeine Achtung und einen ehrenvollen Namen in der Statsgeschichte von Wirtemberg erworben hat. Wesentliche Verbesserungen in den höhern und niedern Lehranstalten des Landes, die durch ihn bewirkte folgenreiche Verbindung des Stuttgarter Hofes mit dem preußischen, das Residenzbauwesen, die in Beziehung auf die Pietisten und Separatisten im J. 1743 ergangene Verordnung, die durch sein Beispiel veranlaßte Verbesserung des Weinbau's, und mehre zweckmäßige polizeiliche Anstalten und Gesetze sind unter den Verdiensten, die er sich in diesem Kreise erworben hat, besonders ausgezeichnet, und die er zu vermehren fortfuhr, bis er am 18. Febr. 1750 starb. — Er hat in dem Gebiete der philosophischen Spekulation weder als Erfinder noch als Reformator geglänzt, denn während es ihm nicht an Tüchtigkeit mangelte, der Schöpfer eines neuen Systems zu seyn, fand er in den Grundsätzen der Leibnitz-Wolfischen Philosophie die Resultate und Normen seines Denkens. Dagegen erscheint er in der Geschichte der Letztern als einer ihrer geistvollsten Bearbeiter, wie er sie sich denn auf dem Wege selbständiger und gründlicher Forschung aneignete, ihren Inhalt lichtvoll aufklärte und darstellte, die gegebenen Begriffe mit Schärfe bestimte, und sie durch die Fassung eigenthümlicher Gesichtspunkte und durch neue Gründe befestigte, so wie er sich auch durch das Studium älterer Philosophen der Einseitigkeit entschlug, von der die meisten Anhänger der Wolfischen Schule befangen waren. Mit gleicher Tiefe und Konsequenz studirte und lehrte er die mathematischen Wissenschaften, unter denen er, ermuntert durch den Herzog Karl Alexander, seinen Fleis besonders der Befestigungskunst widmete. Mit welchem Erfolg er dies Studium betrieben, beweist nicht nur sein Nouveau Systeme de Fortification, (4. Stuttg. 1733.) und sein Supplement aux maximes ordinaires touchant la Fortification, (4. Tüb. 1733, teutsch, in A. Böhms Magazin für Ingenieure, I. Nr. 1. 1777), sondern auch eine dem Publikum nicht bekant gemachte Erfindung in der Befestigungskunst, welche er dem Petersburger Hofe mitgetheilt, und wofür er von demselben eine Verehrung von 2000 Gulden erhalten hat. — Bilfinger war ein christlich-religiöser, gewissenhafter, rastlos thätiger, patriotischer Mann, und nie verheirathet. Garten- und Weinbau, so wie überhaupt der Genuß der Natur war seine Erholung. Auf seiner ministeriellen Laufbahn hat er sich nur den einen Vorwurf zugezogen, daß er sich von dem Erbübel der meisten höhern Statsdiener seines Vaterlands, der Begünstigung seiner Verwandten bei Dienstanstellungen, nicht rein erhalten habe **). *(Pahl.)*

BILGORAY, Flecken im ehemaligen Josefower, dann im Lubliner Kreise, nordwestlich von Josefow, südlich von Lublin, im ehemaligen Westgalizien, jetzt in der poln. Woiwodsch. Lublin, mit 1700 Einw. Man macht hier viele und gute Haarsiebe. *(v. Schultes.)*

BILGUER, (Johann Ulrich), königl. Preuß. General-Chirurgus, wurde geboren zu Chur den 1. Mai 1720. Er studirte mit dem Zeugnisse der Aufmerksamkeit und des Fleißes die Wundarzneikunst, und insbesondere Anatomie zu Basel, Strasburg und Paris. 1741 wurde er als erster Chirurgus zu einem neu errichteten Reiterregiment in Wirtembergische Dienste berufen. Er bestand zu diesem Ende zu Tübingen die gewöhnlichen Prüfungen. Als dieses Regiment an Preußen überlassen wurde, kam er mit demselben nach Berlin, machte den zweiten Schlesischen Krieg mit, und nach dem Treffen bei Keffelsdorf wurde ihm die Besorgung der Verwundeten, welche nach dem bald hernach geschlossenen Frieden zu Dresden zurückgelassen worden, anvertraut. Nachher wurde er mit Vermehrung seines Gehaltes zum Geßlerischen Kürassier-

**) S. W. G. Tafingers Leichenrede auf Bilfingern ꝛc. Fol. Tüb. 1750. Beitrag zu Bilfingers Geistes- und Lebensgeschichte (von Abel) in Mosers patriot. Archiv ꝛc. IX. S. 359—402.

Digitized by Google

Regiment versetzt, bei welchem er 1757 den Krieg in Böhmen, Sachsen und Schlesien mitmachte. Nach den Schlachten von Prag und Roßbach wurde ihm die Besorgung des großen Lazarethes übertragen; nach der Schlacht von Leuthen besorgte er die Verwundeten in Breslau mit solcher Auszeichnung und Beifall, daß ihm dabei die Stelle eines königl. General-Chirurgen ertheilt wurde. 1758 war er wieder bei der Armee in Schlesien beschäftigt, und nach dem Treffen bei Kunnersdorf 1759 wurden ihm die Lazarethe zu Stettin und Küstrin übertragen. In dieser Zeit fing er vornehmlich an, seine Methode, die Verwundeten ohne Abnehmung der Theile zu heilen, in allgemeine Ausübung zu bringen, und zeichnete sich dadurch aus. — 1761 den 21. März erhielt er zu Halle den medizinischen und chirurgischen Doctorgrad. Seine Dissert.: **de membrorum amputatione rarissime administranda aut quasi abroganda**, welche zugleich eine Beantwortung einer Preis-Frage über den Nutzen öfterer Anwendung der Amputation bei Schußwunden und nach Feldschlachten war *), fand zwar vielen Widerspruch, insbesondere von Seite Französischer Wundärzte, zog aber dennoch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und wurde ins Teutsche, Englische, und von Tissot mit Anmerkungen begleitet ins Französische übersetzt. Ganz zugegeben, daß die zu weit ausgedehnte Anwendung dieses Systemes sehr gefährlich werden kann, und daß das Leben mancher Verwundeten nur durch die Amputation zu retten ist, so machte es doch der Beflissenheit und den menschlichen Gesinnungen des Mannes Ehre **). Im folgenden Winter hielt er zu Torgau und Leipzig den Wundärzten unentgeldliche Vorlesungen. Im Septemb. desselben Jahres nahm ihn die Göttingische Societät der Wissenschaften zum Mitgliede auf; dies geschah nachher auch von der Kurmainzischen und der königl. Großbritannischen. Schon 1762 nahm ihn die kaiserl. Akademie der Naturforscher als correspondirendes Mitglied an; und in eben diesem Jahre erhielt er auch zu Wittenberg das Doctorat der Philosophie. Zu der Stelle eines zweiten Preußischen General-Chirurgen erhielt er noch diejenige eines Leibwundarztes der Königin. 1794 erhob ihn der Kaiser in den Reichsadelstand, wovon er aber keinen Gebrauch machte. Er starb 1796 ***). Unter seinen Schriften zogen vornehmlich die „Anweisung zur ausübenden Wundarzneikunde in Feldlazarethen, Leipzig und Glogau 1763; — Nachrichten in Absicht auf die Hypochondrie, Kopenhagen 1767; — Chirurgische Wahrnehmungen in den königl. Preußischen Feldlazarethen von 1756—1763, Berlin 1763" — die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Außerdem erschienen noch von ihm: Medizinisch-chirurgische Fragen, die Verletzung der Hirnschale betreffend, Berlin 1771. Versuche und Erfahrungen über die Faulfieber und Ruhren, dem häufigen Sterben bei den Armeen und in den Feldlazarethen künftig Gränzen zu setzen. Berlin 1782. Practische Anweisung für die Feldwundärzte; Berlin 1783. (*Meyer v. Knonau.*)

BILJARSK, Landstädtchen unweit des kleinen Tscheremschan am Flüßchen Biljárka, im Russ. Gouvern. Simbirsk und Samaraschen Kreise, 150 W. von der Gouv. Stadt entfernt. Während der Regirung des Czars Alexei Michail wurden hier abgedankte Strelitzen angesiedelt, und seitdem hat sich dieser Ort als Soldatenkolonie erhalten, zählt 480 Wohnhöfe mit 1 hölzernen Kirche, einige Buden, und hat gegen 1300 Einw., welche Ackerbau treiben, und ihre Produkte in die nächsten Städte versenden. Der Ort steht auf den zum Theil noch wahrzunehmenden Ruinen einer alten bulgarischen Stadt, die nach Rytschkow *), Bulumer, nach Fráhn **), Búlar geheissen hat. (*v. Wichmann.*)

BILIN, eine Fürstl. Lobkowitzische Majorats-Herrschaft im westlichen Theile des Leitmeritzer Kreises in Böhmen, an und zwischen dem Erz- und Mittelgebirge, von 2 □ Meilen mit 8000 Selen in 32 Ortschaften und (1784) einem Werth von 927000 fl. Conv. ohne die bedeutende Mineralien-Industrie, wodurch diese Herrschaft berühmt ist. Diese begreift 1) den Biliner Sauerbrunnen, 2) das Saidschützer Bitterwasser, 3) die daraus bereiteten Salze und Magnesia, 4) die Granaten-Schleiferei, 5) die Braunkohlen-Bergwerke, 6) etwas Silber. — Diese Gewerbe sind so bedeutend, daß eine eigne Direction zu ihrer Leitung angestellt ist, welche die Gewinnung, Samlung, Bereitung der chemischen Produkte und die Versendung an die vielerlei Niederlagen, in- und außerhalb der österreichischen Monarchie und durch ganz Europa besorgt. — Durch die dazu erfoderlichen Laboratorien und Fabriken von steinernen Flaschen und übrigen Geschäfte werden viele Menschen in Nahrung gesetzt. — Die beiden Hauptquellen des Biliner Sauerbrunnens entspringen am Ganghofe, einem Berge dicht an der Westseite der Stadt. Die Hauptquelle liefert in jeder Stunde 2381 Pfund Wasser. Nach Reuß enthält ein Pfund der viererlei Quellen bei 59° Fahr. Kohlenstoffsaures Natron 22—70 Gran. Schwefelsaures Natron 3—14 Gran, als Hauptbestandtheile und Kohlenstoffsaures Gas 2—30 Kub. Zoll. Über 60,000 Flaschen werden jährlich versandt. — Bei dem Dorfe Saidschütz befinden sich die 24 Bitterwasserbrunnen, welches weit und breit versendet wird. Nahe dabei das Laboratorium zum Sieden des Bittersalzes. — Die reichen Braunkohlen-Werke befinden sich beim Dorfe Kutterschütz. Das eigentliche Steinkohlenflöz ist über 60 Schuh mächtig, und eins der vorzüglichsten Teutschlands. — Der seltene Polir- und Saugschiefer, nebst Trippel bricht bei dem Dorfe

*) Sie stellt den Grundsatz auf, daß die Kugel auf dem Schlachtfelde ein Glied glücklicher ablöse als das Messer des Wundarztes; denn jene wirke bei einem gesunden, dieses aber im Lazareth bei einem geschwächten Körper. **) Übrigens muß man der Billigkeit gemäß auch gestehen, daß mehre Franzosen, besonders le Dran, Bagier, Boucher und Faure ihm vorgearbeitet und das Absetzen größerer Gliedmaßen einzuschränken gesucht hatten. ***) Mit dem Ruhme, durch strenge Ordnung im Dienste, Reinlichkeit in den Lazarethen, und durch Unterricht der Feldwundärzte sich um die preußischen Krieger und die Ausbildung der Militär-Chirurgie unvergeßliche Verdienste erworben zu haben; großen Antheil an diesem Ruhme hatte übrigens auch sein ehrwürdiger Kollege Schmucker. (*Sprengel.*)

*) Tagebuch seiner Reise S. 12 ff. **) Fundgruben des Orients Bd. 5. Heft 2. S. 205 ff.

Kutschlin; schöner Marmor bei Sellnitz, und feine Porcellanerde bei Prohn, etwas Silberbergbau ist bei Niklasberg. (*André.*)

Bilin, Bylin (Belina), Stadt und Hauptort der Herrschaft gleiches Namens, in einem Kessel-Thale an der Bila, 9 M. von Prag und 1 von Töplitz (von wo die Poststraße hier durch nach Laun führt, und 3 von Leitmeritz, ist nebst den 3 Vorstädten von 300 Familien mit 1400 Köpfen bewohnt, zählt 340 Häus. und hat einen regulirten Magistrat, 3 Kirchen und ein Hospital. — Das neuere (1680) erbauete Schloß steht auf einem Felsen und enthält die treffliche Mineraliensamlung des berühmten Reuß. Im alten ist die Niederlage des Biliner Sauer- und Saidschützer Bitterwassers, das Laboratorium, worin das Bittersalz und die Magnesia bereitet wird, und die Granaten-, Schleif- und Bohr-Fabrik. Es sind diese die Böhmen eignen, höchst edlen und geschätzten, (Pyrope), die in den Gruben zu Meronitz und Trzibliz der nahen Herrschaft Liebshausen, theils auf der Oberfläche gefunden, theils nicht tief unter derselben gegraben werden. (*André.*)

Biliner Stein oder Borczen, ein berühmter auf Gneis aufgesetzter Porphyrschieferfelsen, im Süden der Stadt Bilin, etwa 600 Klafter hoch über der Bila. — Seine Kuppe besteht aus unregelmäßigen, aber sehr hohen und ungeheuer dicken, meist vierseitigen Basalt-Säulen. Eine einzige und zugleich die schönste ist sechsseitig, vollkommen regelmäßig, von ungeheurer Höhe und 8—10 Schuh im Durchmesser. Ihr oberer Theil ragt mehre Ellen ganz isolirt über die ehemaligen um sie hergestandenen, aber dann hinab gestürzten Säulen empor. — Man hat von seiner Spitze eine herrliche Aussicht über einen beträchtlichen Theil des Böhmischen Mittel- und Erz-Gebirges vom Fichtelberge an bis zum Sandsteingebirge der Elbe. (*André.*)

Biliran, s. Leyte und Philippinen.

BILISCHTE, Gerichtsbarkeit in Rumili zum Sandschake des Kapudan Pascha gehörig, von Bulgaren und Arnauten bewohnt, in der Mitte der Gerichtsbarkeiten von Kesrije, Goridschè, Persepe und Horpischta gelegen *). (*v. Hammer.*)

BILITIO *), eine Feste in Rhätien am Einfluß des Ticinus in den Lacus Verbanus. Die umliegende Gegend hieß Campi canini **). (*Ricklefs.*)

Bill, s. Parlement.

BILLAEOS, ein Fluß in Bithynien, der sich nach *Arr.* Peripl. 20 Stadien östlich von Tium in den Pontos Eux. ergießt, von den früheren Geographen bald zu Paphlagonien, bald zu Phrygien (Großphrygien) gerechnet *). Er entspringt an der Gränze von Galatien. (*Ricklefs.*)

BILLARD, (von dem französ. Bille, Ball, Kugel), ein allgemein bekantes, durch Anschauung leichter als durch Beschreibung zu erlernendes Spiel, dessen Erklärung daher hier überflüssig scheint — ist wahrscheinlich erst im 17. Jahrhundert in Frankreich erfunden, und von dort aus, vorzüglich durch die Vorliebe Ludwigs XIV. in andere Länder, vorzüglich nach Holland, England, Teutschland und Italien verbreitet worden, hier und da mit einigen Abänderungen. In Teutschland belehren darüber angeheftete Billard-Regeln, und das seit 1800 (zu Leipzig bei Sommer) nochmals aufgelegte Taschenbuch für Billardspieler. (*H.*)

BILLARD ist der Name zweier französischer Schriftsteller, die eine kurze Erwähnung verdienen. *Claude Billard* (geb. um 1550, gest. um 1618), früher Militär, später Rath und Secretär der Königin Margarethe von Valois, war einer der ersten französ. Schauspieldichter, die ihren Stoff aus der National-Geschichte schöpften. Sein Trauerspiel: Henri le Grand mit Chören (Paris 1612); wurde auf Anlaß von Legouvés Trauersp. über denselben Gegenstand im J. 1808 von neuem aufgelegt. Seine übrigen Trauerspiele, wurden 1610 gesammelt; sie fanden aber wenig Beifall. — *Pierre Billard* (geb. 1653, gest. 1726), Mitglied der Congregation des Oratoriums, wurde wegen einer gegen die Jesuiten gerichteten Spottschrift: la bête à sept têtes 1693 gefangen gesetzt, und erhielt seine Freiheit erst im J. 1699 wieder *). (*H.*)

BILLARDERIA Smith (Labillarderia Röm. et Schult.), eine Pflanzen-Gattung, nach dem berühmten Reisenden, Labillardière genant, zur natürlichen Familie der Rhamneen und zur fünften Linné'schen Klasse gehörig. Char. fünftheiliger gefärbter unterer Kelch, mit fünf Corollenblättern abwechselnd zweilappiges Stigma. Zweifächerige vielsamige Beere. Arten:

1. B. *scandens* Sm., mit eiförmigen behaarten Blättern und einzelen einblüthigen Blumenstielen. (Smith. nov. holl. I. t. 1.). In Neu-Holland, wo dieser Baum das einzige Beispiel eßbarer Früchte in dem ganzen Lande gibt. 2. B. *mutabilis* Salisb., mit lanzetlinienförmigen schwach behaarten Blättern, schlingendem Stamm und einblüthigen einzelen Blumenstielen. (Salisb. t. 48.) Ebendaselbst. 3. B. *fusiformis* Labill., mit ablangen schwach behaarten Blättern, kletterndem Stamm, den Blumen in hängenden Rispen und zusammen stehenden Antheren (Labill. nov. holl. 1. t. 90). In Diemens Land. 4. B. *longiflora* Labill., mit lanzetförmigen glatten Blättern, einzeln hängenden Blumen, deren Korollenblättchen sehr lang und am Rande eingebogen sind. (*Sprengel.*)

BILLAUD (Adam), bekant unter dem Namen *Maître* (Meister) *Adam*, ein Tischler zu Nevers, (gest. daselbst den 19. Mai 1662), gehört zu den sogenanten Naturdichtern. Schon zu Nevers von den Prinzen von Gonzaga, die ihre Herrschaft Nevers zuweilen besuchten, als Dichter beschenkt, richtete er, als ein Prozeß ihn nach Paris führte, eine Ode an den Kardinal Richelieu, der ihm eine Pension gab. Von jetzt an fand er Gönner unter den Großen und den Schriftstellern; der große Condé gehörte zu seinen Mäcenen, Corneille zu seinen Lobrednern. Man nante ihn den Virgil mit dem Hobel, und seine Gedichte selbst erschienen (1644. 1654) unter dem Titel der *Chevilles* (Pflöcke)

*) Hadschi Chalfa Rumili S. 98.
*) nach *Greg. Tur.* X, 3. **) *Amm. Marc.* XV, 6.
*) Schol. ad Apoll. Rh. II. 793.

*) Über beide vgl. Biogr. univ. T. IV.

Digitized by Google

und *Vilebrequin* (Bohrer); letztere herausgeg. von dem Prior Bertier 1662—63. Im J. 1806 besorgte Tissot eine Auswahl derselben. — Bei allen Mängeln in Hinsicht auf Correctheit und Geschmack verrathen sie doch oft eine Art von Begeisterung und selbst zuweilen Adel in Gedanken und Ausdruck. — Zwei Zeitgenossen seines Standes, der Schlosser Réault, und der Pastetenbäcker Raguenéau richteten Sonette an; die Pointe des letztern ist: Billaud arbeitet mit mehr Lärmen, er (R.) mit mehr Feuer. — Nach der Gewohnheit der neuern Zeit wurde Meister Adam von 2 Dichtern, Francis und Moreau, im J. 1805 in einem Vaudeville, *Chevilles de Maître Adam* aufs Theater gebracht *). (*H.*)

BILLE, kleiner Fluß, der auf einem Moore in dem Lauenburgischen Amte Steinhorst entspringt, einen Theil des Sachsenwaldes berührt, Trittau und Reinbeck vorbei durch das Städtchen Bergedorf geht, wo er vermittelst eines Grabens durch die Korslaker Schleuse in die Elbe geleitet wird. Er scheidet Holstein gegen Süden von Lauenburg, ist fischreich und fahrbar für Ewer. (Vgl. Billwerder.) (*Dörfer.*)

BILLENIAY, auch BILLERICAY, Stadt in der brit. Grafsch. Essex, liegt auf einem Hügel, an sich unbedeutend, hält aber doch besuchte Wochenmärkte, und ist dadurch bekant, daß hier Richard II. die Insurgenten geschlagen hat. (*Hassel.*)

BILLERBECK, 1) rheingräfliches Salmisches Städtchen an der Arkel, im preuß. Regir. Bez. Münster, bei Koesfeld, mit 50 Häus. und 1200 Einw., die sich mit Leinweberei und Bleicherei beschäftigen. 2) Dorf im Regir. Bez. Köslin (s. Friedrichshuld.) (*H.*)

BILLERBECK von. Mehre Mitglieder dieses alten pommerschen Adelsgeschlechts gelangten im preußischen Heer zu höhern Befehlshaberstellen. Während des siebenjährigen Kriegs gab es drei Anführer von Grenadierbataillonen dieses Namens, deren einer, Karl Gottfried, sein Leben in österreich. Gefangenschaft endigte, ein anderer, Johann Christoph, als Generallieutenant, im 57. Jahre seiner Dienste, 1777 starb. Ein vierter dieses Namens, Constantin, aus der Neumark gebürtig, wohnte allen Feldzügen der Preußen von 1744 bis 1779 bei, und starb als Generallieutenant und Ritter des schwarzen Adlerordens zu Köslin am 27. Novemb. 1785 nach 54 Dienstjahren. Friedrich II. war ihm besonders gewogen †). (*Rese.*)

BILLESDON, Stadt in der brit. Grafsch. Leicester, nur mit 534 Einw., aber sehr alt; in der Umgegend bemerkt man mehre Überreste von römischen Befestigungen. (*Hassel.*)

BILLIGKEIT. Lessing sagt: „die ganze Stadt kent Sie als einen Mann von Billigkeit. Was würde man aber sagen, wenn es auskäme, daß Sie eben dieselben Eigenschaften an der einen Person hoch geschätzt, und an der andern verkleinert hätten?" Und an einem andern Orte: „ich habe Sie ausreden lassen. Ich glaube, Sie werden so billig seyn, und mich nunmehr auch hören." Aus diesen beiden Stellen läßt sich der Begriff von Billigkeit unmittelbar entnehmen. Nach der letzten soll der Billige sich selbst und Andre nach gleichen Grundsätzen behandeln, was er von Andern für sich verlangt, das soll er, von seiner Seite, auch ihnen gewähren. Nach der ersten Stelle soll er alle Andern unter einander selbst nach gleichen Grundsätzen behandeln; was er dem Einen thut, das soll er, unter eben denselben Bedingungen, auch dem Andern nicht versagen. — Billigkeit ist hienach also: die Gesinnung, Alle, sich selbst mit einbegriffen, nach gleichen Grundsätzen zu behandeln. Ihr eigenthümlicher Wahlspruch ist: was du willst, das dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen, (und zwar, unter gleichen Bedingungen, dem Einen, wie dem Andern)! Nach der, so häufigen, Vertauschung des Grundes mit dem Gegründeten, wird dann auch das äußere, aus jener Gesinnung entspringende Betragen Billigkeit, das ihr widersprechende Unbilligkeit genant. Nach Lessings Ausspruch ist es Unbilligkeit, wenn wir an dem Einen das Nämliche tadeln, was wir an dem Andern loben. Eigentlich aber ist dies nur eine Äußerung der Unbilligkeit. Sie selbst ist die dabei zum Grunde liegende Gesinnung.

Daß dies der wahre Begriff von Billigkeit sey, erhellet daraus, daß dieses Wort, gerade wie das, dafür gebräuchliche, lateinische Aequitas, eigentlich Gleichheit bedeutet. Denn es komt her von dem veralteten Biliden oder Bilethen, welches zuerst: gleich machen, und dann: nachahmen, ausdruckte. Hievon wurden Bilithlih und Bilethlich gebildet, und in der Folge in Billih und Billich zusammen gezogen. (S. meine Schrift über sinnverwandte Wörter, unter Billig.) Das Nämliche läßt sich daraus schließen, daß noch früher für Billig und Billigkeit die Ausdrücke Eben und Ebenheit gebräuchlich waren. Die Stelle: judicabit orbem terrae *in aequitate* hat Notker so gegeben: irteilet uber di werlt *in ebeni*. (Ebendas.)

Aus dem gegebenen Begriff ist klar, daß Billigkeit zur sittlich guten Gesinnung gehört. Denn sie hat das untrügliche und unterscheidende Kenzeichen der sittlichen Güte, daß die Regel, deren Befolgung ihr Vorsatz ist, zu einem allgemeinen Gesetze sich eignet. Nur muß man nicht, wie Einige gethan haben, den Wahlspruch der Billigkeit zum allgemeinen, höchsten Sittengesetze erheben wollen. Denn eben darum, weil er, als Gesetz betrachtet, erst eine Folge aus dem Gesetze ist, daß die Regeln, deren Befolgung man sich vorsetzt, zu allgemeinen Gesetzen geeignet seyn sollen, ist dieses letzte ein höheres und folglich auch allgemeineres Gesetz. Was also wahrhaft der Gesinnung nach billig ist, das ist alle Mal auch sittlich gut. Aber nicht umgekehrt das sittlich Gute, ob es gleich niemals etwas Unbilliges seyn kann, ist nicht jedes Mal gerade ein Werk der Billigkeit. Ein frommes Gebet um Erlösung von harten Leiden kann sittlich gut seyn; aber eine Handlung der Billigkeit ist es nicht. Und so gibt es, außer den Handlungen der Billigkeit noch viele andere, welche auch sittlich gut sind.

*) Vgl. Biogr. univ. T. IV.

†) Vgl. das biograph. Lexikon aller preuß. Helden und Militärpersonen (von Anton Balthasar König). Erster Bd. S. 133—137. Berliner militärischer Taschenkalender auf das Jahr 1786. (enthält das Leben Constantin's von Billerbeck.)

Vergleicht man den Begriff des Billigen mit dem Begriffe von Recht; so offenbart sich ein ähnliches Verhältniß. Wie dem Begriffe des sittlich Guten ist derselbe auch dem Begriffe des Rechtmäßigen untergeordnet. Dem zuvörderst muß alles Billige auch rechtmäßig seyn; indem Niemand, der das Recht eines Andern verletzt, wollen kann, daß gegen ihn auf gleiche Art verfahren werde. Aber nicht umgekehrt. Das Rechtmäßige ist nicht nothwendiger Weise auch billig. Der Mensch kann vielmehr durch Ausübung eines Rechtes, also durch rechtmäßige Handlungen, sogar unbillig sich zeigen; indem es Fälle geben kann, wo die Billigkeit fodert, daß er von seinem Rechte nachlasse, oder es gar nicht ausübe. Wer einen Andern, dem er sein ganzes Glück zu danken hat, durch Betreibung einer rechtmäßigen Schuldforderung an ihn, aufs empfindlichste drückt, der handelt unbillig, ob er gleich nur ein Recht ausübt. Denn die Billigkeit fodert hier, daß er von diesem Rechte nachlasse, oder es gar nicht ausübe; indem er wollen muß, daß in einem gleichen Falle so gegen ihn verfahren werde.

Es hat sogar Denker gegeben, welche, wie z. B. Eberhard in seiner Synonymik, das Wesen der Billigkeit darein setzen, daß wir den Gebrauch unserer Rechte durch unsere Pflichten, insonderheit durch die Pflichten der Menschenliebe, mäßigen und einschränken. Indessen ist freilich die Mäßigung des Gebrauchs unserer Rechte nur erst Wirkung der Billigkeit, nicht das Wesen der Billigkeit selbst. Ja, sie ist nur Eine Wirkung derselben, und es kann Billigkeit auch durch andere Handlungen sich offenbaren. — Wenn ein Arbeiter fleißiger und länger, als er zugesagt, mir gearbeitet hat; so ist es billig, daß ich ihm auch mehr Lohn bezahle, als ich versprochen hatte. Wenn ich dies nun thue, so ist das kein bloßes Nachlassen von meinem Rechte, sondern ein Thun über meine (vertragsmäßige) Pflicht. Denn es ist offenbar kein bloßes Unterlassen — (der Ausübung eines Rechts) — sondern ein wirkliches — (über meine Rechtspflicht hinaus gehendes) — Thun.

Kant hat die Billigkeit mit dem sogenanten Nothrechte zusammen gestellt, und dieses durch Zwang ohne Recht, jene durch Recht ohne Zwang erklären wollen. Unmöglich aber kann man diesen Erklärungen beistimmen; der einen so wenig als der andern. Denn 1) was ohne Recht ist, das ist ohne Zweifel überhaupt gar kein Recht, und also auch kein Nothrecht, und 2) ein Recht ohne Zwang müßte ein solches seyn, dem keine Zwangsverbindlichkeit entspräche, d. i. es würde gar kein Recht seyn.*) (*Maass.*)

BILLINGEN, eine etwa 2 schwedische (3 deutsche) Meilen lange Landhöhe in der schwedischen Landschaft Westgothland, in Gleichheit mit der, den Grundlagen nach, damit zusammenhängenden Höhe der Fahlbygd und dem Kinnekulle, aus 5 wagrechten Lagern, und zwar unter dem Granit zunächst, Sandstein, über dem Sandstein Alaun-Brandschiefer, mit Kugeln und Schichten von Stinkstein, dann Kalchstein; ferner wechselnden Lagern von Thon- und Mergel-Schiefer, endlich ganz oben Grünstein, bestehend. Die Höhe ist meist bewaldet und theilweise bebauet; Bäche rieseln herab, zum Theil kleine Wasserfälle bildend. Auf mehren Punkten der Höhe hat man meilenweite reizende Aussichten über die westliche Ebene, insbesondere den mit seinen fast zahllosen Seen, und, seinen lieblichen Hainen, Wiesen und fruchtbaren Feldern malerisch gelegenen Walla-Härad (Kreis) bis zum Kinnekulle und dem Wener-See; gegen Osten raubt der dichte Wald die Aussicht. Der Wald auf dem Billing besteht aus Gränen, Birken, Espen, Erlen; keine Buchen und Fichten findet man. — Am Fuße des Berges hat man Alaunwerke angelegt. Im Berge kommen auch Petrefacten. und Alterthümer vor, von denen der durch seinen reinen Eifer für Naturwissenschaft überhaupt und durch seine entomologischen Werke insbesondere, so wie durch seine sehr bedeutende in- und ausländische Insectensamlung auch im Auslande vortheilhaft bekante Kommerzienrath Schönherr auf Sparsätter, unweit des Billing, ein merkwürdiges Kabinet besitzt. — Über den Billing führt die Straße vom Kloster Warnhem nach der Stadt Skösde. (*v. Schubert.*)

BILLINGER, Billingische Fürsten. So heißt eine Dynastie, welche in dem Zeitraum von 961 bis 1106, in ununterbrochener Erbfolge das Herzogthum Sachsen besaß. Ihre Reihenfolge ist*) folgendermaßen constatirt: I) Graf Billing † 26. Mai 967. II) Hermann, erster Herzog † 27. März 973. III) Bernhard I. † 9. Februar 1011. IV) Bernhard II. † 29. Juni 1059. V) Ordulf oder Otto † 28. März 1071. VI) Magnus † 23. August 1106. Das Herzogthum kam nun auf Lothar, Grafen von Süpplingenburg, den nachherigen Kaiser; die Erbländer blieben den beiden Töchtern des letzten Herzogs. Wulfhild brachte ihren Antheil dem Gwelfen, Herzog Heinrich dem Schwarzen, zu; Eilika den ihrigen dem Askanier Otto. (*Wedekind.*)

BILLINGFORS, ein Eisenfabrikwerk in der schwedischen Landschaft Dalsland, mit eigner Kirche, 3½ M. von der einzigen Stadt des kleinen Dalslandes Amal; es werden hier Stahl, Platten, Schlösser, Nägel, Feuerschaufeln ꝛc. verfertiget. (*v. Schubert.*)

BILLINGTON, Mistriß, eine der größten Sängerinnen, welche im Rufe mit einer Mara und Catalani wetteiferte. Sie war die Tochter eines reisenden teutschen Musikers mit Namen Weichsel, und kam mit ihrem Vater sehr jung nach England, wo sie schon im 7ten Jahre als Clavierspielerin auftrat. James Billington, Musiker am Drurylanetheater gab ihr späterhin Unterricht, heirathete sie, nahm sie 1782 mit nach Irland, und bildete sie als Sängerin aus. 1786 wurde sie im Coventgardentheater angestellt, gefiel aber ungeachtet ihrer Jugend nicht außerordentlich. Sie reiste darauf nach Paris, wo sie in Concerten viel Beifall einerntete, und sich unter Sacchinis Leitung noch weiter ausbildete. Nach ihrer Zurückkunft nach London trat sie mit außerordentlichem Beifall in dem letztgenanten Theater auf, der sich mit jedem Tage mehrte. Im J. 1794 reiste sie nach Italien, wo sie ebenfalls große Triumphe feierte, und ihre musikalische Ausbildung vollendete. Uebrigens war die Sän-

*) Vgl. den Art. Gerechtigkeit.

*) Hermann, Herzog von Sachsen, erste Vorarbeit, S. 59 — 69.

Digitized by Google

gerin in ihren Ausschweifungen ebenso Virtuosin wie in ihrer Kunst. Durch dieselben vergiftete sie das Leben ihres Mannes, der, wie man sagt, an Gift, in Neapel 1796 starb. Sie heirathete darauf 1797 einen Herrn Florissent aus Lyon, kaufte sich von ihrem angesammelten Vermögen ein Landgut bei Venedig, und schien da bleiben zu wollen. Aber 1801 erschien sie wieder in London, und man erzählte sich damals, daß sie durch einen geliebten Betrüger um ihr ganzes Vermögen gebracht worden war. Sie stand in ihrer Blüthe, und sang in beiden Haupttheatern mit glänzendem Erfolg. Übrigens lebte sie fortdauernd in ausschweifenden Verhältnissen. Endlich, deren überdrüssig, wie man sagt, reiste sie zu ihrem Mann nach Italien und starb am 26. August 1818.

Man ergötzte sich nicht nur an ihrer überaus lieblichen, und in allen Gebieten durchaus gleichen Stimme, an einer nie verletzten Intonation, welche sie durch eine fleißige Übung ihres Organs gewonnen hatte, sondern bewunderte auch die Vollendung, die sie ihrem Vortrage zu geben wußte und die zugleich auf gründliche Musikkentniß gestützte Beherrschung ihrer umfassenden Stimme. In ihrem Vortrage herrschte der italianische Styl, der durch Wohllaut der Töne, affectvollen Ausdruck und Anmuth der Verzierungen sich einschmeichelt. Sie war dessen in solchem Grade Meisterin, daß es keinen auch noch so schwierigen Tonlauf gab, den sie nicht ligato oder staccato mit Nettigkeit ausführen konte, allein ihr Geschmack hielt sie ab, den Gegenstand dadurch zu beeinträchtigen, dagegen sich in ihren reichen und ausgearbeiteten Passagen ihre seltene Kentniß der Musik bekundete, und in der feinsten Ausbildung der Verzierungen alle ihre Nebenbuhlerinnen übertraf. Daher glänzte sie auch in der italiänischen Oper, und erreichte ihren höchsten Triumph in Winters Proserpina, wo sie neben der Grassini auftrat, obgleich ihre beleibte und groteske Gestalt (nach Göthe's Schilderung), und ihr elendes, ungeschicktes und bewegungsloses Spiel das Auge des Zuschauers eben so sehr beleidigten, als ihre Stimme seinem Ohr schmeichelte. — An Majestät und begeistertem Ausdruck stand sie nach allen Schilderungen der Mara, an hinreissender Kraft und Mannigfaltigkeit der Catalani nach; im Umfang der Stimme, Lieblichkeit des Tons, gediegner Fertigkeit, Feinheit in den Verzierungen und musikalischer Wissenschaft aber soll sie beide weit übertroffen haben *). (*Wendt.*)

Billion, s. Million.

BILLITON, ein ziemlich großes Eiland im indischen Oceane zwischen 124° 48′ bis 125° 28′ östl. L. und 2° 17′ bis 2° 46′ s. Br., welches durch die Straßen Kaspar und Klement von Banka, durch die von Korematа von Borneo geschieden ist. Es hat einen Flächeninhalt von 54 Q. Meilen, ist gebirgig, wenig fruchtbar, und wird von gutmüthigen Einw. bewohnt, die Eisenminen unterhalten und das meiste Eisen und Pamur (eine Art von Stahl oder Komposition) im ganzen indischen Archipel liefern, auch Nägel davon verfertigen, die besonders nach Pontianak gehen (Crawfurd). Sonst ist Billiton fast gar nicht bekant, obgleich die Schinafahrer die Straße Kaspar und Klement passiren. Es war sonst eine Pertinenz des Reichs Palembang auf Sumatra, und wurde 1812 von dem Sultane dieses Reichs den Briten abgetreten, von diesen aber mit Batavia den Niederländern übergeben. Ob dieselben nach dem Falle des Reichs Palambang auch Billiton in Besitz genommen haben, darüber fehlen Nachrichten. (*Hassel.*)

BILLOM, Stadt im Franz. Dep. Puy de Dôme Bez. Clermont, (45° 36′ Br. und 21° L.) an einem Flüßchen, der dem Allier zugeht, ist ziemlich gut gebauet, hat 1 Schloß Tarturom, welches vormals dem Bischofe von Clermont zuständig war, 6 Kirchen und Kapellen, 1 Hospital, 786 Häus., 5307 Einw. und ein Handelsgericht. Die Einw. unterhalten Zwirnbleichen, Hanfbau und Nußölbereitung, und treiben Handel und Marktverkehr. (*Hassel.*)

BILLON, versteht man gewöhnlich von silberner Scheidemünze, aber es bedeutet auch im Französischen nicht bloß Scheidemünze überhaupt, sondern sogenantes Ausschußgeld, d. h. zu leichte, zu geringhaltige Geldstücke, gleichviel von Gold oder Silber; und selbst die Schmelze, welche von solchem Ausschußgeld bei der Münzstätte gemacht wird. In der gewöhnlichen Bedeutung, als silberne Scheidemünze, bestimt man den Begriff Billon durch den Mehrgehalt des Kupfers in einer Münze gegen ihren Silbergehalt, also, nach der üblichen Markrechnung, durch einen Kupfergehalt von mehr als 8 Loth in der rohen Mark, oder durch die Verprägung eines nicht 8 lothhaltigen Silbers. Es wird indeß jezt in Teutschland solches geringhaltiges Silber zu 4 Gutegroschenstükken Conventionsgeld verprägt, welche wagerecht geseilt (justirt) zu 80 Stück auf die Mark fein, also nach dem 20 fl. Fuß gemacht werden. Die einzelen 2 Gutegroschenstücke gehen zwar nicht durch Wage und Feile, und schon um deswillen nicht genau 160 St. auf die Mark fein; auch leiden sie sonst noch wol Abbruch. Da sie sich aber doch nur um einen Bruch vom 20 fl. Fuß entfernen, so werden sie zum groben Gelde und nicht zur Scheidemünze bei kaufmännischen Zahlungen gerechnet, und nur ausgeschossen, wenn sie sich in den 21 fl. Fuß verlieren. Lassen sich nun diese und ähnliche Geldarten nicht als Billon betrachten, so darf sein Begriff nicht nach dem Mehrgehalt des Kupfers gegen das Silber in einer Münze bestimt werden, sondern es muß zu jenem Mehrgehalte noch hinzukommen, daß von dem bestehenden Münzfuß für das grobe Geld abgewichen, und der Silbergehalt überhaupt vermindert wird, um der Münzstätte einen reinen Gewinn zu verschaffen, und daß diese Abweichung sich auf Scheidemünze beschränkt, welche ihrer eigentlichen Bestimmung nach nur zur Ausgleichung der Brüche des Handelsgeldes und zum kleinsten Verkehr da ist. Ein Zwittergeld ist die sogenante Landmünze, welche die oben erklärte Abweichung des Billon von dem bestehenden Münzfuß auf die groben Geldarten ausdehnt, ihren wahren Werth nicht angibt, ihnen einen höheren Nennwerth beilegt, und durch die Benennung: Landmünze erklärt, daß die Bestimmung des Nennwerthes nur für das Inland und nicht für das Ausland gelten solle. Diese Erklärung beschränkt die wesentlichste Eigenschaft des Gel-

*) S. the quarterly musical magazine and Review T. II. p. 175 etc., und Lebensskizze der berühmten Sängerin M. Billington, aus engl. Blättern, Abendzeitung 1818, 303 u. f.

des: seine Giltigkeit; es komt hinzu, daß gerade das verborgen bleibt, was offenkundig seyn soll: der Silbergehalt. Um sich vor dem Schaden durch die Landmünze zu sichern, muß man folgenden Schluß machen: da der Silbergehalt oder der wahre Werth nicht angegeben ist, so — ist er geringer als der angegebene Nennwerth, und die Benennung Landmünze gilt einer Warnung gleich, sich vor Schaden zu hüten. Ist der Schluß richtig, so ist er der Ehre und dem Treuglauben in den Münzen nachtheilig. Und schon Moser hält die Landmünze für ordnungswidrig [1]).

Die Ausprägung von Billon rechtfertigt sich dagegen: aus dem Bedürfniß an Scheidemünze, welches zu groß und dringend ist, um sie wegen ihrer Geringhaltigkeit zurückweisen zu lassen, wenn sie dem Bedarf einigermaßen gleich bleibt, ferner aus der Bequemlichkeit des kleinen Silbergeldes vor dem Kupfergelde wegen seiner geringern Schwere, und wiederum aus der Zweckmäßigkeit des überwiegenden Kupferzusatzes in dem kleinen Silbergelde, weil das feinere Geld sich leichter abnutzt und unscheinbar wird, weil es sich alsdann in 4, 6, 8, 12 Pfennigstükken schwerer unterscheidet; weil alle diese Nachtheile im Billon vermieden werden, und weil sein geringer Silbergehalt den großen Verlust an Silber verringert, welcher durch das Abreiben des umlaufenden Geldes und durch das Verlieren des kleinen Geldes aus sorglosen Händen und in der Kinderwelt entsteht. Es kommt hiezu, daß die Verprägung des kleinen Silbergeldes die Mühe gar nicht verlohnen würde, wenn sie dem Münzfuß des groben Geldes gemäß seyn sollte, und daß der Nennwerth von dem wahren Werth abweichen muß, wenn die Kosten der Prägung des kleinen Silbergeldes gedeckt werden sollen. Diese Kosten lassen sich wieder entweder nicht genau berechnen, oder sie führen zu Brüchen, und dadurch zu Ungewißheiten. Es ist also vorzuziehen, für das kleine Silbergeld einen geringeren Fuß und dadurch einen Münzgewinn anzunehmen, der sich von selbst anbietet.

Ist der Nutzen des Billon erwiesen, und lassen sich die Einwendungen [2]) beseitigen: daß die silberne Scheidemünze die Nachtheile des Kupfergeldes, ohne die Vortheile des Silbergeldes habe, weil sie die Unbeholfenheit des Kupfergeldes nicht hat; denn angenommen das Pfund Kupfer werde zu 12 ggr. und 3 löthiges Silber zu 30 fl. die Mark fein ausgeprägt, so wiegt ein Gulden in Kupfergelde 1¼ Pfund, und in Billon noch nicht volle 3 Loth; der Kupferpreis ist sehr veränderlich und er wirkt also auf das Kupfergeld ein; der Silberpreis ist wenig veränderlich, und da in dem Billon nur das Silber und nicht das Kupfer zählt, welches eine Zugabe darin wie bei dem groben Silbergelde ist, so hat der Billon einen ständigeren Werth als das Kupfergeld. Der zweite Einwand, daß in dem Billon das Silber zu einem außerordentlich hohen Preise ausgeprägt werde, hat nur bedingte Wahrheit, und trift nur den Misbrauch mit Ausprägung der silbernen Scheidemünze. Daß ferner der größere Gewinn zur Nachprägung mehr als bei dem Kupfergelde reize, läßt sich gleichfalls nicht unbedingt zugeben, weil diese Nachprägung auch mehr Vorrichtungen erfordert, also leichter in Gefahr bringt; auch gibt es Mittel sie wenigstens sehr zu beschränken.

Aus dem Zweck der silbernen Scheidemünze ergibt sich schon, daß sie sich streng von dem eigentlichen Silbergelde absondern und ihren Dienst allein auf den kleinen Verkehr und dessen Erleichterung beschränken muß. Jene Absonderung wird in wissenschaftlicher Strenge dadurch erreicht, daß alles grobe Silbergeld Stück für Stück durch Wage und Feile zugerichtet wird, und daß es keine Geldart gibt, welche nicht so zugerichtet, und doch keine Scheidemünze ist (wie bisher die Zweigutegroschenstücke), daß aber die Scheidemünze sich nur zur Ausgleichung seiner Brüche, und zur Hilfsleistung für den kleinen Verkehr anschließt. Dieser Grundsatz ist in der Preuß. Münzverordnung vom 30. Sept. 1821 ausgeführt: das grobe wagerechte Silbergeld schließt mit den Vierguteschenstücken, das kleinere ist Scheidemünze. Soll die Scheidemünze die Brüche des groben Geldes ausgleichen, so muß sie gleichen Rechnungsfuß mit ihm haben, und die Grundeinheit desselben in bestimte Theile auflösen. Hat man freie Hand, die Grundeinheit und seine Theile zu bestimmen, so ist bei jener die kleinere der größeren, und bei diesen das Zehnteln dem Zwölfteln vorzuziehen; z. B. der Franke dem Pfund Sterling, die 5, 10, 20 Centimen oder Kopeken den 6, 12 und 24 Pfennigen. Aber selbst in großen abgeschlossenen Staten ändert sich die übliche Volksrechnung nicht ohne viele Beschwerden, und eine solche Änderung ist für Staten sehr bedenklich, welche mit andern verschlungene Gränzen und Volksgemeinschaft haben. Ist die Rechnungsmünze im groben Gelde klein, wie der Franke, oder Polnische Gulden, so kann sich die Scheidemünze demselben gleich anschließen, ist sie größer, z. B. ein deutscher Gulden oder Thaler, so darf sie sich demselben nicht unmittelbar anschließen, weil sie bei Zahlungen unter Gulden und Thalerwerth die Nehmer in Verlust bringen würde; denn diese Zahlungen sind die meisten, erfodern also die größte Menge Silbergeld, und würden folglich die Scheidemünze demselben überwiegend machen, wenn sie nur darin geleistet werden könten. Die Scheidemünze würde aus dem kleinen Verkehr in den Handel dringen, von Bäckern, Fleischern u. s. w. an Korn- und Viehhändler und dgl. abgegeben werden müssen, und nicht ohne Verlust angenommen werden können. Es ist schon oben bemerkt, an welche Geldart sich die Scheidemünze zunächst am vortheilhaftesten anschließt, nämlich an die letzte, welche durch die Feile sich wagerecht machen läßt, also an eine Geldart wie unsere 4 Gutegroschenstücke. Auf diese Weise gleicht die Scheidemünze nur die Brüche unter ¼ Gulden aus, oder vermittelt die Zahlungen unter diesem Betrag. Diese Zahlungen umfassen noch die sämtlichen Ausgaben der gemeinen Arbeiter, sie sind bedeutend und erfodern also eine bedeutende Menge von Scheidemünze; aber wenn die Scheidemünze auch 20% schlechter als das grobe Silbergeld ist, so kann doch der Nichtsatz des Verlustes in den einzelen Zahlungen für die Nehmer nicht volle 5% seyn, und dieser Verlust gleicht sich aus. Die Scheidemünze hat ihren geräumigen Abfluß in dem täglichen Be-

1) Von den teutschen Reichstagsgeschäften S. 1429. Von der Landeshoheit in Polizeisachen. S. 421. 2) *Storch* cours de l'économie politique III. 142.

Digitized by Google

darf des kleinen Verkehrs, wenn sie sich irgendwo sammlen sollte, und dieses kann nicht in der Menge geschehen, daß sie sich in den Grosshandel drängen müßte, der ihr zufälliges Verlaufen zu ihm unbeachtet läßt. Ist der Umlauf der Scheidemünze in guter Ordnung, so verweigert niemand bei größeren Zahlungen etwas Scheidemünze anzunehmen. Wie viel soll man davon ausprägen, um nicht durch den Mangel der einheimischen Scheidemünze fremde herbei zu locken, und um nicht den Verkehr mit einheimischer Scheidemünze zu überladen? die Antwort kann dafür keine bestimte Größe angeben, weil die Nichtgröße dazu: der kleine Verkehr und der Geldumlauf in ihm unbestimt ist, und sein Gang und Stand sich nicht im Voraus ermessen läßt. Wenn aber der Vertrieb der Scheidemünze von dem kleinen Verkehr abhängt, so ist auch ihr Absatz Handelssache, und er stellt sich unter die Grundsätze von Nachfrage und Anschaffung. Es muß also die Prägung und Ausgabe der Scheidemünze sich nach der Nachfrage im Verkehr richten. Hieraus folgt: daß die Münzstätte dem Scheidemünze gibt, welcher sie verlangt, und in grobem Silbergelde bezahlt, und daß sie dieselbe eben deswegen einzig und allein aus und nach dem Bedarf des Verkehrs absetzt; also daß sie dieselbe auf keine Weise in Zwangsumlauf bringt, entweder indem die Scheidemünze denen gegeben wird, welche sie nicht verlangen, z. B. die Besoldeten, oder indem verordnet wird, daß eine bestimte Menge Scheidemünze in allen Zahlungen angenommen werden muß, oder indem zugleich die großen Lieferer in Scheidemünze bezahlt und Anleihen darin eröfnet werden. Hat die Scheidemünze ihren geordneten Umlauf, so scheint die Erfahrung in Teutschland zu ergeben, daß man die jährliche Prägung zum Ersatz des Abgangs auf 10,000 Thlr. für je 100,000 Einwohner annehmen kann. Nach welchem Fuß soll die Scheidemünze ausgeprägt werden? In der silbernen Scheidemünze zählt das Kupfer nicht; setzt man ihr zu viel Kupfer zu, so verliert man in dem Kupfer den Gewinn an dem Billon; so wiegt z. B. der Gulden von einlöthigem Silber mehr als 8 Loth und über 7½ Loth Kupfer geben verloren. Auch vermag keine Kunst so weniges Silber noch auf die Außenseite der Münze zu treiben [3]), es verbirgt sich in dem Kupfer, und die Münze erscheint als Kupfergeld, und hat nur dessen Werth in den Augen des Volkes. Besser ist es also, man schlägt statt solchen Billons reine Kupfermünze, wie in England. Es würde aber selbst in diesem theuren Lande noch vortheilhafter seyn, zwischen dem halben Schilling und dem kupfernen Halfpence silberne Scheidemünze von gutem Anschn und etwa von 50 Schilling auf die Mark fein zu haben. Es wird dieses genügen, um den Grundsatz zu erklären, daß der Billon nicht mehr Feingehalt zu haben braucht, aber wenigstens so viel haben muß, womit ihm die Prägekunst ein silbernes Ansehn zu geben und zu sichern vermag, bis in dem Umlauf sein Gepräge völlig abgerieben, und er abgängig geworden ist. Es läßt sich dieses mit fünflöthigem Silber vollkommen erreichen [4]). Dieser Weg führt zu dem Grundsatz über den Münzfuß für die Scheidemünze. Ueberschätzt man diese zu sehr, prägt man sie z. B. zu 40 fl. auf die Mark aus, so wird sie zu auffallend klein gegen das grobe Geld, wenn man diesem auch nur eine Feine von 8 Loth gibt, und sie reizt durch den großen Gewinn von 100% zum Nachprägen. Nähert man sie dem Münzfuß des groben Geldes um weniger als 20% so muß man zwischen dem kleinsten wagerechten Silberstück und der größten Scheidemünze einen zu großen Spielraum lassen, oder beide werden sich zu gleich, und lassen sich leicht verwechseln. Ein Abstand von 20% zwischen beiden Füßen scheint also der Richtsatz zu seyn, und dafür läßt eine Erfahrung sich anführen, welche sich aus und nach vielen unglücklichen Versuchen ergeben und bewährt hat: die Verbindung des 24 fl. Fußes für die Scheidemünze mit dem 20 fl. Fuße für das grobe Silbergeld in Teutschland. Es hat diese Verbindung alle schon erwähnte Vortheile, und sie erleichtert den Münzstätten die Verwendung alles Silbers, von welchem Feingehalt es seyn möge. Da dem grobhaltigsten, welches der Handel (z. B. in den alten Preuß. Sechsern) anbietet, noch ohne Schwierigkeit durch Zusatz des gangbarsten feineren von 7½ Loth (wie in den türkischen Piastern) der Gehalt der Scheidemünze gegeben, das Grubensilber aber zu grobem Gelde möglichst fein, d. i. zu 15 Loth 15 Gr. verprägt werden kann. Wie zweckmäßig das Letztere ist, und von Hannover in den feinen Gulden nach dem Conventionsfuß geschieht, wird an einem andern Orte ausgeführt werden. Da sich Preußen nun auch dem 24 fl. Fuß in seiner Scheidemünze genähert hat, so scheint eine Ausgleichung zwischen den teutschen Staaten über ihre Scheidemünze leichter zu seyn, wenn auch die Preußischen Groschen von mehren Nachbarn zurückgewiesen worden. Die Vereinigung über den 24 fl. Fuß für die Scheidemünze würde diesen Fuß als Rechnungsfuß in nicht langer Zeit allgemein machen, die Thaler und Guldenrechnung in die Zehntelrechnung auflösen, wenn der Thaler in 30, der Gulden in 20 gl. sich theilte, würde den Schaden aufheben, den jetzt die unvermeidliche Vermischung der schlechtern und der bessern Scheidemünze für alle Theile hat, würde das fremde Silber, welches noch am wohlfeilsten ist, die Türkischen Piaster in die Münzstätten ziehen, und gewinnreich verwenden, während das teutsche Grubensilber in seiner Feine ausgeprägt, und zu dem höchsten Preise ausgebracht würde, wenn es auch noch ferner ins Ausland ginge, und würde dem Vertrieb der auswärts nachgeprägten Scheidemünze steuern. Die silberne Scheidemünze muß in ihrem größten Stück wenigstens um die Hälfte des Nennwerthes von dem kleinsten Stück des wagerechten Silbergeldes sich entfernt halten, um diesem nicht zu sehr zu gleichen; aber es wird vortheilhaft zum Theil in größeren Stücken verprägt, weil es leichter darin zu handhaben ist. Es kann ferner in einzelen Stücken den kleinsten Zahlwerth nicht darstellen, weil es zu klein und unbequem seyn würde, wenigstens wird es ihn dreifach: drei Heller oder Pfennig enthalten müssen, und es vortheil-

3) Die Siedung vernichtet das Kupfer auf der Oberfläche der Münze, und läßt nur das Silber zurück, ist dessen nun zu wenig da, so wird die Münze unsauber, unrein.

4) Die Preußischen alten Sechser hielten 2 Loth 9½ Gr.; die Hess. Albus 5 Loth 9 Gr. die Sächsischen Groschen 5 Lth. 16 Gr.

lassen, weil der Stat in der herabgesetzten Scheidemünze das Silber zu der neuen erhält, und darin doch wieder über seinen Werth ausgeprägt, weil er seinen Münzstätten also einen Gewin auf Kosten der letzten Besitzer der herabgesetzten Scheidemünze verschaft, weil er diese aber in größerer Menge nach dem Auslande treibt, da sie doch immer einen höhern Handelspreis haben wird, und weil er durch höhere Annahme ohne seinen Schaden den durch ihn entstandenen Verlust ihrer letzten Besitzer vermindern kann. Das statswirthschaftliche Heilmittel würde seyn, die alte Scheidemünze zu dem höchsten Werthe anzunehmen, wozu daraus die neue geprägt werden kann, wenn sich nicht mehr thun läßt. (*v. Bosse.*)

BILLOT, eigentlich FAYL-BILLOT, Marktfl. im Franz. Dep. der obern Marne, Bez. Langres, am Saulon mit 480 Häus. und 2101 Einw. Es werden hier viele Korbwagen, Wiegen und andere Korbarbeiten verfertigt und damit 40,000 Franken verdient. (*Hassel.*)

BILLUNDSCHA, BILLOUNJA, ein Distrikt in der britischen Provinz Gundwana der Halbinsel Dekan auf dem Süduser der Sona und an Bahar gränzend. Er ist gebirgig und waldig und steht unter mehren geringen Häuptlingen, die den Briten zinsbar sind. (*Hassel.*)

BILLWERDER, eine eingedeichte Marschinsel, zum Gebiet der Stadt Hamburg gehörig, zwischen der Bille und einem Elbarme, der anfangs Billwerder-, nachher Gosselbe genant wird. Dadurch entsteht auch die Eintheilung in Billwerder an der Elbe (die Kirchspiele Moorfleht und Allermöhe) und Billwerder an der Bille (1 Kirchspiel), die durch einen langen Graben von einander geschieden werden. Zusammen 4126 Morgen Landes von ausgezeichneter Kultur, mit 3000 Einw. die treffliches Gemüse, Erdbeeren, Butter und Kälber nach Hamburg liefern. (*Dörfer.*)

DE BILLY (Jac.), geb. 1535 zu Guise, wo sein Vater Gouverneur war, machte sich, nachdem er die juristischen Studien nach dem Tode seines Vaters aufgegeben hatte und in den geistl. Stand getreten war, der ihm zu mehren Abteien verhalf, seit 1569 durch lateinische Übersetzungen der Kirchenlehrer Gregorius Naz., Isidorus Peluf., Joh. Damasc. und einiger Werke des Joh. Chrysostomus sehr verdient *). (*H.*)

BILMAH, Tibbo von Bilmah, eine Sandwüste, die sich zwischen der Oase von Fezzan und dem Reiche Bornu in Sudan hinzieht, und die die Kierwanen von Tripolis durchreisen müssen. Sie besteht aus klarem Sande, und enthält nur ein paar Stellen, wo man Brunnen antrift und wo die Kierwanen stationiren können. In derselben soll sich der bekante Salisee von Dombu befinden, der einen großen Theil von Afrika mit Salze versieht. (*Hassel.*)

BILOWIZ, ein erzbischöfl. Lehngut in Mähren im Hradischen Kreise, mit einem Dorfe von 103 Häus. und 400 Einw. Denselben Namen führen noch 2 Dörfer im Brünner Kreis und 1 im Ollmützer Kreis. (*André.*)

Bilpai (Bidpai), s. Wischnu.

BILS (Ludwig de), ein holländischer Edelmann, Erbherr auf Coppensdam, in der Folge Statthalter der Landschaft Ardenburg, lebte gewöhnlich zu Rotterdam, später zu Löwen und Hertogenbosch. Er machte in den Jahren 1660—1668 durch seine vorgebliche Kunst, Leichen vor der Verwesung zu schützen, und zu einer sehr langwierigen Zergliederung vorzubereiten, außerordentliches Aufsehn und setzte durch seine mit Pralerei verkündigten Entdeckungen im Saugadersystem die Federn der Anatomen in große Thätigkeit. Er selbst war kein Gelehrter, und war viel lieber der mündliche Herold seiner vorgeblichen Erfindungen, als daß er sich auf schriftliche Ausarbeitungen eingelassen hätte. Was wir unter seinem Namen besitzen: **Bilsii inventa anatomica antiquo-nova, edente Buenio. Amst. 1692. 4.**, soll nach sichern Zeugnissen [1]) einen Arzt Nicolaus Jas in Rotterdam zum Verfasser haben. Schon im Jahr 1658 kam eine Schrift: **Kopye van zekere ampele acten van L. de Bils, rakende de wetenschap van oprechte anatomie des menschlyken lighaams**, zu Rotterdam heraus, worin die Bils'sche Methode zu seciren und die Leichen und Präparate vor der Verwesung zu schützen als die erste Erfindung neuerer Zeiten gepriesen, und das Geheimniß derselben zu einem Preise von 120,000 fl. angeboten wird, weil Bils eine gleiche Summe auf das Balsamiren von vierzig Leichen verwandt habe. Zeigen und Demonstriren wollte er seine Präparate, wenn von einer Anzahl Theilnehmer jeder 25 fl. bezahlen wolle [2]). Die Kunst, die er **anatomia incruenta** nante, bestand in der Zergliederung des Körpers, ohne nur einen Tropfen Blut zu vergießen. Bartholinus versichert, auf die Aussage der Schüler des adeligen Marktschreiers gestützt, daß dieser den Blutverlust durch Zusammenschnürung der großen Gefäßstämme am Herzen zu verhindern gesucht habe [3]). Er muß wirklich eine große Geschicklichkeit im Zergliedern besessen haben: denn selbst seine heftigsten Widersacher rühmen dieselbe [4]). Auch das erregte allgemeine Verwunderung, daß er, ohne die Eingeweide, selbst ohne den Unrath aus den Gedärmen zu nehmen, die Leichen mit der natürlichen Biegsamkeit ihrer Gliedmaßen so zu erhalten wußte, daß man sie acht Wochen lang zergliedern konte. Nur allein das Gehirn nahm er heraus, um den Kopf balsamiren zu können [5]). Wie er das angefangen, suchte er so sehr zu verheimlichen, daß Niemand, weder sein Sohn, noch sein Gesinde, in sein Arbeitszimmer einen Fuß setzen durfte, und daß ihm Jemand 240 Thlr. bot, um diese Erlaubniß zu erhalten, wozu Bils sich nur dann verstand, als er das Geld in Händen hatte. Die Stände von Brabant ließen sich mit ihm in Unterhandlungen ein, und kauften ihm fünf seiner balsamirten Leichen für 2000 fl. ab [6]). Die Universität Löwen erhielt auf ihr Ansuchen diese Schätze; aber die Leichen fingen schon in einigen Wochen an zu verwesen, und Bils wußte diese Schande nicht anders von sich abzuwälzen, als daß er die Professoren in Löwen beschuldigte, seine Präparate absichtlich in ein feuchtes Zimmer gestellt zu

*) Näheres über ihn und seine 6 Brüder gibt Niceron im 22. B. s. Memoiren, und im Auszuge die Biogr. univers. T. IV.

1) *Ol. Borrich.* in Bartholin. epist. cent. 3. 85. 2) *Bartholin.* orat. p. 328. 3) Ibid. p. 342. 4) *Bartholin.* epist. cent. 3, 85. *van Hoorne's* waarschouwinge aan alle liefhebbers der anatomie, p. 14. 31. 5) *Andreae* bilanx exacte Bilsiana et Claudiana balsamationis; p. 29. 46 6) *Andreae* p. 91.

haben, damit sie sich nicht halten könten [7]). In Hertogenbosch soll er mitten in den Hundstagen 1669 acht Wochen lang eine Leiche präparirt haben, ohne daß der geringste Geruch entstanden. Endlich aber sey er doch von den faulen Dünsten, die er beständig eingeathmet, in eine schwere Krankheit verfallen, an der er auch gestorben, nachdem er sein ganzes Vermögen an seine Präparate gewendet [8]).

Mit dieser Kunst verband Bils eine vorgebliche Entdeckung über das Saugadersystem, welche allen bis dahin gemachten Entdeckungen schnurgerade widersprach. In der zweiten Schrift, die mit seinem Namen unter dem Titel: Waaragtig gebruyk der Gylhuys. Rotterd. 1658. 4. herauskam, wird seine Entdeckung folgendergestalt angegeben. Der Chylus geht größtentheils durch die Gefäße des Gekröses in die Leber über, und diese ist und bleibt das Organ, worin das Blut bereitet wird. Nur Lymphe ist es, die in Gestalt des Thaues sich im Pecquet'schen Behältniß und im sogenanten Brustkanal ansamlet, um aus demselben in den ganzen Körper vertheilt zu werden. Der wahre Sammelplatz dieses thierischen Thaues ist ein Labyrinth oder ein Knäuel von Lymphgefäßen an der Drossel- und Achsel-Vene, von wo aus sich die Lymphe in den ganzen Körper verbreitet, indem sie aus den Stämmen in die Zweige übergeht. Am gründlichsten ward diese durchaus unwahre Darstellung von Thom. Bartholinus in seinen spicileg. II. ex vasis lymphaticis. Hafn. 1660. 4. widerlegt. Er zeigte das Daseyn der Klappen in den Lymphgefäßen, welche nur bei gänzlicher Erschlaffung gestatten, mit Gewalt die Einspritzung aus den Stämmen in die Zweige zu treiben. Hoorne und Sylvius, die von Bils aufgefordert wurden, nach Rotterdam zu kommen, wo er ihnen das Wrong oder Labyrinth der Lymphe an den Drosseladern zeigen wollte, konten sich wegen der Stunde der Zusammenkunft nicht vereinigen, und schrieben gegen ihn [9]). Bils aber, wenigstens sein Gehilfe Zas, ruhete nicht, sondern gab eine Abbildung des chimärischen Labyrinths [10]). In beiden Schriften war versprochen, daß Bils nach Kopenhagen kommen, und dem Bartholinus seine Entdeckungen demonstriren wollte. Der letztere glaubte ihn beim Worte nehmen zu müssen und schickte den Ol. Borrich an Bils, um wegen der Reisekosten mit ihm zu unterhandeln. Allein Bils leugnete, durch Zas Versprechungen gebunden zu seyn. Er zergliederte indeß in Borrich's Gegenwart einen Hund, zeigte ein sogenantes Milchgefäß an der Leber, welches aber Borrich für eine Saugader erkante. Übrigens verlor das Thier bei dieser vorgeblich unblutigen Section doch über ein Pfund Blut. Nach mehren Streitschriften, die Ant. Everard, Arzt in Middelburg [11]), und Ant. Deusing, Prof. in Gröningen, als Anhänger des Bils gegen Bartholinus zur Vertheidigung der Blutbereitung in der Leber und der Bewegung der Lymphe von den Stämmen in die Zweige herausgaben, wurde diese ganze Lehre von Bartholinus [12]), Joh. Henr. Pauli [13]) und Fr. Ruysch [14]) gründlich widerlegt. (*Sprengel.*)

BILSAH, eine gut gebaute Stadt in der Provinz Malwah, dem Maha Raja Sindiah gehörig. Sie liegt unweit der Betwa, ist mit Mauern und Thürmen umgeben, hat geräumige Straßen und steinerne Häuser, und bauet den besten Tabak in Hindostan, womit ein starker Handel getrieben wird. In der Nähe sieht man auf einem niedrigen Hügel eine Durgah zum Andenken eines berühmten moham. Heiligen (Hamilton, Hunter). (*Hassel.*)

BILSEN, Stadt in der niederländ. Prov. Limburg Bez. Mastricht, unter 50° 53′ 36″ Br. und 23° 11′ 9″ L. an der Demer, ist ummauert, hat 2 Kirchen, 530 Häus. und 2790 Einw., die sich meistens vom Landbau und Handwerken nähren und Märkte halten; nahe dabei ist ein Gesundbrunnen. Das in der Vorzeit berühmte Frauenstift Münsterbilsen, welches vom Hochstifte Lüttich abhing, ist unter der französischen Herrschaft aufgehoben. (*Hassel.*)

Bilsenbase und Bilsenkraut, s. Hyosciamin und Hyosciamus.

BILSHAUSEN, ein Pfarrdorf in der Hannöv. Prov. Göttingen A. Giboldehausen, (im ehemal. untern Eichsfelde) 1½ Meil. von Duderstadt an der Ruhme, hat 182 Häus. und 1082 kath. Einw., 2 Vorwerke, und treibt bedeutende Viehzucht, Flachsbau und Garnspinnerei, zählt auch verschiedene Professionisten. (*Hassel.*)

BILSON (Thomas), ein unter der Königin Elisabeth und dem Könige Jakob I. in England wichtig gewordener Theolog. Zu Oxford gebildet, ward er anfangs zu Wincheſter, seiner Vaterstadt, Lehrer und Aufseher der Schule wie auch Canonicus: dann, nachdem er in zwei Werken *) die Regirung der Königin Elisabeth und das Episcopat vertheidigt hatte, im J. 1596 zum Bischof von Worceſter, im folgenden Jahre aber zum Bischof von Wincheſter und geheimen Rathe befördert. Ein Werk über die Genugthuungslehre, das er 1599 drucken ließ, veranlaßte eine Gegenschrift der Puritaner, die er, auf ausdrücklichen Befehl der Königin Elisabeth (1604), widerlegte **). — Bei der Thronbesteigung Jakobs I. hielt er eine besonders gedruckte Predigt. — Ihm und Miles Smith, nachherigem Bischof von Glouceſter, wurde die Durchsicht und Vollendung der unter diesem Könige angefertigten englischen Bibelübersetzung, die in England King James Bible heißt, anvertraut. — Bei der Hamptoncourtschen Conferenz 1604 zeigte er sich als der eifrigste Vertheidiger der englischen Kirche. Er starb i. J. 1616 und wurde in der Weſtminster-Abtei begraben. —

7) *Bartholin.* orat. p. 343. 8) *Andreae* bilanx, p. 28. 9) *Hoorne's* waarschouwinge. p. 24. 56. *Sylvii* diss. de vasis lymphaticis. Leid. 1660. 4. 10) *Bils* kort berigt van de waarschouwinge. Rotterd. 1660. 4. *Zas* den douuw der dieren, ende de wellen des waters. Rotterd. 1660. 4. 11) Novus hominis exortus. Mediol. 1661.

12) Opusc. nov. anat. de lacteis thoracicis et lymphaticis vasis. Havn. 1670. 8. 13) Anatomiae Bilsianae anatome Argentor. 1665. 14) Dilucidatio valvularum vas. lymphat. in Opp. p. 3.

*) the true difference between christian subjection and unchristian rebellion (der Königin Elisabeth gewidmet) 1588. und perpetual government of Christ's church 1593. **) In dieser Gegenschrift behauptete er auch die Lehre von der Höllenfahrt Christi, die damals für orthodox galt, später aber von den Erklärern der 39 Art. der englischen Kirche verworfen wurde.

Digitized by Google

Im schriftstellerischen Vortrage übertraf er die meisten Theologen seiner Zeit an Leichtigkeit und Eleganz ***). (*H.*)

BILSTEIN, eine Freiheit im Herzogthum Westfalen; ehemals der Sitz einer eigenen Herrschaft, welche unter dem Namen des Landes Bilstein von einer alten, in der westfälischen Geschichte ausgezeichneten Dynastenfamilie, nach eigenen Rechten regirt wurde. Als im J. 1444 der letzte Ritter dieses Stammes: Johann von Bilstein, in der berühmten Soester Fehde blieb, nahm der Erzbischof Dietrich von Mörs, Kraft einer Disposition desselben, die ganze Herrschaft in Besitz, vereinigte sie mit dem Herzogthum Westfalen und bildete daraus ein eigenes noch bestehendes Justiz- und Domänenamt, welches auf dem äußerst romantisch gelegenen Schlosse seinen Sitz hat. Dieses Amt enthält außer der Freiheit Bilstein, ungefähr 56 Ortschaften und 8 Rittersitze, welche in 10 Pfarreien und 20 Schultheißenbezirke getheilt sind. Hierin befinden sich in 448 Häusern, welche zu 321,460 Thlr. in der Brandkasse versichert sind, 1439 Familien mit 7124 Seelen; ferner 487 Pferde, 147 Ochsen, 3453 Kühe und Rinder, 267 Schweine, 67 Ziegen, 2 Esel, 5510 Schafe Hämmel; das reine Grundsteuer-Kapital beträgt 33,360 Thlr. Ein Hauptnahrungszweig dieses Amts besteht in Frachtfuhren, welche die Einwohner fast durch ganz Teutschland verrichten. Die Freiheit Bilstein liegt im Thale am Fuße des Schloßberges und hat in 36 Häusern 377 Einw. Dieselbe war nicht landtagsfähig; so wie mit ihr das ganze Amt eigentlich ganz ohne Vertretung, obgleich der Kurfürst die alten Rechte der freien Einwohner redlich schirmte. — Im Amte Bilstein ist noch merkwürdig die Rüspe, einer der größten Wälder des Landes, welcher alle Arten teutschen Wildprets enthält und den Freiherren von Fürstenberg als Erbvögten der Herrschaft gehört. (*Joh. Suibert Seibertz.*)

Bilstein, eine Burgruine auf einem hohen Felsen am Kupferbache in dem Kreise und Amte der Kurhess. Prov. Niederhessen. Sie war einst der Sitz der an dem linken Werraufer begüterten Dynasten von Bilstein, deren Güter 1372 an Landgrafen Hermann zurückfielen. Das daraus gebildete Amt wurde zur Rotheburger Quart geschlagen; es enthielt 1819. 1320 Häuser und 7388 Einw. in 16 Dörfern und 4 Weilern, und ist seit 1821 bei der neuen Territorialeintheilung dem Amte Eschwege einverleibt. (*Hassel.*)

BILSTON, 1) Stadt in der brit. Grafsch. Stafford, an der großen Heerstraße von London nach Holy Head. Sie wird vom Birmingham- und Staffordshire-Canale durchschnitten, und besitzt mehre Kirchen und Bethäuser, 1 Asyl für Wahnsinnige, 1540 Häus. und 1810. 9646 Einw., die Fabriken von lackirten Blechwaren, Emaille, Schnallenbügeln und kurzen Eisenwaren unterhalten. Die nahen Eisenminen versorgen 15 Öfen und eine Menge Hammer, und liefern zugleich die Feuerung an Steinkohlen; sie sind schon 40 bis 400 Fuß tief abgebauet. Auch gibt es große Steinbrüche mit schönen Quadern, und einem orangefarbigen geschätzten Sand, den man auf verschiedene Weise benutzt. Überhaupt ist die Stadt sehr gewerbsam und treibt einen lebhaften Handel. — 2) eine kleine Stadt in der brit. Grafsch. Suffolk, die auch Bilderston heißt. Sie hat 1 Kirche, 762 Einw., Manufakturen von blauen und weißen Tüchern, starke Garnspinnerei und 1 Wochen- und 1 Jahrmarkt. (*Hassel.*)

BILUBIUM, ein Küstenort Dalmatiens, nach Itin. Ant. und der Tab. Peut. 13 Mill. von Tronum, also beym Dorfe Tschernogorsk, an der Südseite des See's Prologatz. Ueberbleibsel einer alten Straße führen dahin. (*Ricklefs.*)

Bilur, s. Dankala.

BILZINGSLEBEN, BILSINGSLEBEN, Pfarrdorf im preuß. Reg. Bez. Merseburg, Kr. Eckartsberga, an der großen Wipper, 2 St. nördlich von Weißensee, mit 150 Häusern, 816 Einwohnern und starkem Flachsbau. (*Stein.*)

BIMA, 1) ein kleines Reich auf der Sundainsel Sumbawa, welches den östlichen Theil derselben einnimt und über 80,000 Einw. zählt. Diese sind Malaien, die einen Dialekt reden, der mit dem von Makassar Ähnlichkeit, aber mit dem eigentlichen Malabia vermischt seyn soll. Ob sie Moslemim oder Buddhisten sind, ist zweifelhaft, doch jenes zu vermuthen, da ihr Beherrscher den Titel eines Sultans führt. Dieser ist ein Verbündeter der Niederländer, aber der Verkehr, den die Einw. mit den Niederländern führen, ist gegenwärtig von weniger Bedeutung, und die Faktorei in der Hauptstadt, wo sie Sapanholz, Sklaven und Zimmet einkauften, aufgegeben. Diese Hauptstadt heißt gleichfalls Bima, liegt unter 8° 24′ s. Br. u. 136° 25′ östl. L. an einer weiten bequemen Bai, die mit Gebirgen umkränzt ist und einen sehr sichern Hafen darbietet, zu welchem mitten durch hohe Felsen ein 120 bis 180 Ellen breiter Kanal führt. Die Stadt ist ziemlich bevölkert. Der vornehmste Artikel, den sie in den Handel bringt, ist Sapanholz, jährlich 580,000 Pfd. (Thorn, Stavorinus, Elmore). — 2) Bima, Beema, ein Fluß auf der Halbinsel Dekan, welcher auf den Gebirgen im N. von Punah den Ursprung nimt und bei Firozeghur die Kistna oder Kristna erreicht, nachdem er 80 Meilen lang ein höchst fruchtbares Land bewässert hat. Bei den Hindus gilt er für einen heiligen Fluß. Die an seinem Gestade fallenden Pferde werden bei den Maharatten sehr geschätzt. (*Hassel.*)

BIMILIPATAM, eine Stadt in den nördlichen Cirkars und ein Eigenthum der Briten, die sie den Holländern abgenommen haben. Sie liegt unter 17° 53′ N. Br. und 101° 8′ L. am bengalischen Busen, hat einen kleinen Hafen oder vielmehr eine gute Rhede, wo vom Decbr. bis zum Septbr. Schiffe sicher vor Anker gehen können, und treibt mit den in der Umgegend verfertigten baumwollnen Zeugen, mit Reiß und andern Waren einen lebhaften Verkehr. Vom 1. Mai 1811 bis 30. April 1812 klarirten hier und zu Bizagapatam 233 Fahrzeuge mit 25,740 Tonnen ein, und 305 mit 33,847 Tonnen aus. Der Werth der Einfuhr betrug 53,037, der der Ausfuhr 1, 348,872 Rupien. (Nach Hamilton. (*Hassel.*)

BIMINI, eine der Bahamainseln unter 25° N. Br. und 303° 30′ L. auf dem nordwestlichen Ende der Ba-

***) Vgl. die Biogr. univers. T. IV. wobei die Biogr. brit. um Grunde liegt.

hamabank und im O. von Kap Florida. Sie ist etwa 1½ Meilen lang und eben so breit, mit dichten Wäldern bedeckt und soll noch von einigen Ueberbleibseln von Caraiben bewohnt seyn. Umgeben von einer unendlichen Zahl von Felsenrissen und Klippen hält jede Annäherung an dies Eiland ungemein schwer. (*Hassel.*)

Bimowsk, s. Perm.

BIMSSTEIN (Pumex, Mineral.). In mehren mineralogischen Systemen wird der Bimsstein als besondere Gattung des Kiesel-Geschlechts aufgeführt, und Werner nimt 3 Arten desselben an: den glasigen, gemeinen und porphyrartigen. Andere Mineralogen betrachten ihn nicht als eine Gattung, und Hauy führt ihn als Lave vitreuse pumicée auf. Das Wesen des Bimssteins besteht in der fein langgezognen blasigen Form, wodurch feine glasartigen Fäden entstehn. Es ist nicht zu verkennen, wie diese Form mehr oder weniger stark und deutlich hervor tritt, und wie sie sich in dichte, porphyrartige Gesteine verläuft; letztere Modification ist Werners porphyrartige, erstere dessen glasige Modification. Man kann den Bimsstein nicht sowol ein bestimtes einfaches Fossil, als vielmehr eine fibröse, haarförmige Form nennen, worin sich verschiedene Gesteine, besonders obsidiantrachit- selbst basaltartige darstellen; auch können wir leicht Eisenschlacken denselben Charakter geben. Der Bimsstein hat daher bei weiten mehr eine geognostische als oryktognostische Bedeutung.

Wir haben mehre Analysen desselben, die alle bedeutend von einander abweichen, wol eben deshalb, weil es kein oryktognostisch einfaches Fossil ist; nach der neuesten Analyse von Brandes enthält der Bimsstein:

69,250	Kieselerde	
12,750	Alaunerde	
3,500	Bittererde	
0,875	Natron	
4,500	Manganoxyd	
7,000	Wasser	
0,125	Schwefelsf.	adhärirend
0,375	Salzsäure	adhärirend
10,000 *).		

Man streitet sich seit langer Zeit darüber, ob der Bimsstein neptunischen oder vulkanischen Ursprungs sey; nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft, kann man nicht wohl zweifeln, daß, wo nicht aller, doch wenigstens der meiste Bimsstein Produkt der Vulkane sey; doch mögen auch neptunische Gebilde diesen Zustand hervorbringen, worüber die geognostischen Untersuchungen noch nicht geschlossen sind. Schon Theophrastus, der älteste Mineralog, von dem Schriften auf uns gekommen sind, hat diese Ansicht **). — Daß der Bimsstein nicht, wie Bertrand meinte, ein verschlackter Kies, oder nach Wallerius eine verschlackte Steinkohle, oder nach Pott und Bergmann ein gebranter Asbest sey, leidet gar keinen Zweifel; gewiß aber gibt es verschiedene Gesteine, aus denen er entsteht; theils ist er ein aufgebläheter Obsidian, (wie besonders auf Teneriffa) theils ein veränderter Trachit, (wie der ungrische) theils entstand er aus Klingstein (wie am Rhein) oder aus Laven von ähnlicher Basis, wie im Neapolitanischen; selten scheint er sich aus Basalt zu bilden, der sich mehr zur groben Schlacke, als zum feinern Bimsstein bildet. Alle diese Gesteine reihen sich an den Feldstein, und oryktognostisch wird daher auch der Bimsstein in die Gattung des Feldspathes zu setzen seyn, wofür auch die chemische Analyse spricht. — Den meisten Bimsstein erhalten wir von der Insel Lipari, wo er in großer Quantität gewonnen wird. In vulkanischen Gegenden findet er sich überhaupt häufig.

Man braucht denselben höchst fein gepulvert mit zu manchem scharf eingreifenden Zahnpulver, muß ihn aber dann zuvor, wegen seines, wenn gleich geringen Säure-Antheils, mit Wasser auskochen, zum Poliren von Holz, Metall, z. B. von gefirnißtem Kupfer und Eisen, verzinntem und verzinktem Eisenblech ꝛc., von Stein, Glas u. s. w. zum Abreiben mehrer Körper, wie Pergament, als Radirpulver, und, besonders im Orient, zum Wegnehmen der Haare. Mit Kalk dient er zu einem dauerhaften Mörtel und Cement (vergl. unten).

Im Alterthume war er sehr wohl bekant, wie schon aus der oben erwähnten Stelle des Theophrast erhellt; die Römer nanten ihn pumex und brauchten ihn zu denselben Zwecken, wozu wir ihn anwenden, besonders zum Glätten der Haut; die Anwendung in medizinischer Hinsicht war wenig bedeutend. (*Keferstein.*)

Bimsstein (als Baumaterial) muß besonders wegen seiner Dauer an der freien Luft und im Wasser, und wegen seiner ungemeinen Leichtigkeit geschätzt werden. In ersterer verändert er nur seine Farbe, wird von Säuren schwer angegriffen, und widersteht im Wasser aller Zersetzung. Seine Leichtigkeit aber ist so groß, daß man ihn fast zu den schwimmenden Körpern zählen muß: denn das eigenthümliche Gewicht des lockeren ist nach Born und Eytelwein 0,914; nach Brisson 0,9145; nach Karsten 0,926; des festeren nach Kopp 1,647. Daher wird er auch zu leichten Gewölben, die keine großen Lasten zu tragen haben, zum Ausmauern der Fachwerkswände, und überhaupt zu allem Mauerwerke, durch welches man Grund, Unterlagen, Unterstützung nicht sehr beschweren will, besonders an freier Luft mit großer Zweckmäßigkeit verwendet. Die alten Römer schon haben ihn zum Mauerwerke gebraucht, wie die Ruinen der Stadt Pompeji beweisen. Nur darf man ihn weder zu Feuermauern, noch zum Mauerwerke in gewaltigen Strömen,

*) S. Brandes in Buchner's Repert. für die Pharm. V. S. 155. u. i. Alman. od. Taschenb. für Scheidekünstl. u. Apoth. Weim. 1819. No. 4. — Da Klaproth's Untersuchungen (in Dessen Beitr. z. Kentn. d. M. K. III. S. 265.) davon abweichen, und dieser namentlich den Bittererdegehalt des Bimssteins leugnet, wiewol auch mancher Liparische nach Spallanzani talkhaltig ist, so mag es wol dergleichen mit und ohne Bittererde geben. (*Th. Schreger.*)

**) Er sagt in seinem Werke περὶ λίθων: der Bimsstein (σπογγίτης) scheint überhaupt durch gewisse Verbrennungen zu entstehn, ausgenommen die Art, welche sich aus dem Schaume des Meeres erzeugt; der Grund davon ist augenscheinlich, denn er entstand aus dem Krater der feuerspeienden Berge und aus dem verbranten Obsidian (liparischen Stein) der hiedurch zu Bimsstein wird, und dieses bestätigen die Orte, wo man ihn findet, da man ihn häufig am Aetna trift. Aber vielleicht ist mancher auf diese, mancher auf andere Art entstanden, denn die Natur bringt gar oft einerlei auf verschiedenen Wegen hervor.

Digitized by Google

noch zu solchem, das große Lasten zu tragen hat, oder gewaltigen Erschütterungen ausgesetzt ist, verwenden: denn im Feuer wird er locker und zerreibbar, und schmilzt bei größerer Hitze zu Glase. Seine Festigkeit aber ist so gering, daß er zu den spröden, leicht zersprengbaren Steinarten gezählt wird. Noch muß der Baumeister bemerken, daß ihm meistens andere Fossilien beigemengt sind, wodurch er eine Art von Porphyr zusammensetzt, dessen Grundfarbe die Farbe des Bimssteins, nämlich grau in verschiedenen Abstufungen, weißgelblich, röthlich, braun und oft ziegelroth, ist. Wegen seiner Beständigkeit im Wasser wird er da, wo keine Puzzolanerde gefunden wird, auf besonderen Mühlen gemahlen, und wie Puzzolanerde mit Kalk vermischt zu einem dauerhaften Mörtel und Cemente benutzt. Von den Specereykrämern wird der Bimsstein pfundweise verkauft. (*Leger.*)

BINÁJI, بِنَائِي, einer der späteren Neupersischen Dichter, lebte unter der Regirung des Sultan Hossein mirsa von Chorassan, im 9. und 10. Jahrh. der Hedschra. Er war zu Herat geboren, und Sohn eines Baumeisters, wovon er den Namen Binaji, d. i. Baumeister, führt. Hossein mirsa's berühmter Wesir Ali schir unterstützte Gelehrte und Dichter auf das thätigste; dem Binaji aber zürnte er, wegen einiger beißenden Scherze, die sich dieser gegen ihn erlaubt hatte. Binaji verließ daher Chorassan und begab sich zu dem Sultan Jakub beg von Irak, dem er seine historische Dichtung: Behram und Behrus widmete. Als dieser Fürst, und auch dessen Bruder Jussuf beg gestorben waren, kehrte Binaji nach Chorassan zurück. Er dichtete eine Ode auf den Ali schir; da ihn aber dieser nicht seiner Erwartung gemäß belohnte, so widmete er das Gedicht dem Sultan Achmed mirsa, indem er einen neuen Eingang zu demselben verfertigte, und sandte dem Ali schir aufs neue beleidigende Verse, in denen er diesen des Unvermögens zieh. Er mußte nun abermals flüchten, und begab sich zu Achmed mirsa's Sohne, dem Sultan Ali mirsa in Mawarannahar, welcher ihn gütig aufnahm. Hier machte Binaji das Gedicht: Medschma el gharâïb, oder: Samlung der Wunder. Als etwas später der Chan Mohammed scheibani Chorassan eroberte, schenkte er dem Binaji seine besondre Gnade, und verlieh ihm das Amt des Dichterkönigs, dann aber beschuldigte man ihn, daß er die für die Belohnung der Dichter bestimten Gelder nur zu seinem eigenen Besten verwende. Er fand seinen Tod in Mawarannahar im J. d. H. 918. J. Ch. 1512, als Schah ismail dieses Land eroberte, und durch seinen Wesir Mir munedschim sani daselbst ein großes Blutbad anrichten ließ. Von Binajis Dichtungen hat sich auch ein Diwan, oder eine Samlung, erhalten, in der er sich Ali nent. Wahrscheinlich ist dies sein eigentlicher Name, und Binaji ein unterscheidender Beiname. Er führt auch den Titel: Mewlana, oder Herr *). (*H. G. L. Kosegarten.*)

Binarische Arithmetik, s. Dyadik.

*) Sam mirsa Geschichte der Pers. Dichter Tochfei Sâm. manuscr. Biogr. univers. wo dieser Dichter Benai heißt. Hammer's Geschichte der schönen Redekünste Persiens. S. 361.

BINASCO, Städtchen mit Schloß im lombardischen venet. Reiche, Prov. Mailand, mit 4300 Einw., die Handel mit Parmesankäse treiben; im J. 1796 wurde es von den Franzosen wegen eines Aufstandes niedergebrant, nachher aber wieder hergestellt. (*Röder.*)

Bindaxt s. Zimmermann.

BINBROOK, Stadt in der brit. Grafschaft Lincoln, am Anklam, hat 2 Kirchen St. Gabriel und Sta. Maria und 655 Einw., die Wochen- und Jahrmärkte halten. (*Hassel.*)

BINCHE, Stadt in der niederländ. Prov. Hennegau, Bez. Charleroi, 50° 22′ 30″ Br. und 21° 50′ L. an einem der Haine zufallenden Flüßchen, besitzt 1 Pfarr-, 1 Kollegiat- und 4 Klosterkirchen, gegen 600 Häus. und 3916 Einw., hält besuchte Märkte und hat Messerschmieden, Fayancefabriken und Papiermühlen. Auch werden hier viele Spitzenfiguren (figures pour dentelles) verfertigt, die nach Brüssel gehen, wo sie in den Spitzengrund eingearbeitet werden. *) (*Hassel.*)

Binde als Schmuck s. Diadem; und in der Wundarzneik. s. Verband.

BINDER (Friedrich, Freiherr von), Edler von Kriegelstein, kaiserl. kön. wirklicher geheimer Rath und Kommandeur des Stephansordens. Er war 1708 zu Wetzlar geboren, widmete sich in Gießen dem Rechtsstudium, und reiste dann, zur Erlernung des Reichshofrathsprozesses, nach Wien. Dies gab Gelegenheit, daß er in kais. Dienste trat und zuerst Legationssecretär bei der Gesandtschaft des Grafen Plettenberg in Rom ward. In der Folge, da ihn der nachmalige Hof- und Statskanzler, Fürst Kaunitz, kennen lernte, begleitete er diesen, ebenfalls als Legationssecretär, auf allen seinen wichtigen Gesandtschaften, und erwarb sich dessen unumschränktes Zutrauen. Er arbeitete daher auch, nach der Rückkehr in die Kaiserstadt, beständig unter diesem großen Statsmann, wurde 1753 Hofrath und Referent bei der geheimen Statskanzlei, 1769 Statsrath, 1772 wirklicher geheimer Rath, und wirkte mit Einsicht und Patriotismus für das Gemeinwohl, bis ihn 1782 der Tod abrief. Österreich verlor an ihm einen seiner treuesten und geschicktesten Statsdiener, der mit gründlichen publizistischen und politischen Kentnissen eine edle Wahrheitsliebe und aufgeklärte Denkungsart verband. Die Wissenschaften waren seine angenehmste Erholung und die Beförderung derselben lag ihm am Herzen; daher unterstützte er auch dahin abzweckende Unternehmungen mit Eifer und Einsicht. Unter andern veranlaßte er die neue Ausgabe von *Fr. Meninski a Mesguien* **Lexicon arabico-persico-turcicum**, die zu Wien 1782—84 in 4 Bd. gr. fol. herauskam, und wie ernsthaft er bei seiner ausgebreiteten politischen Wirksamkeit fortgefahren habe, über wichtige Gegenstände nachzudenken, beweisen seine: Hinterlassene philosophische Schriften, herausgeg. von A. V. von Schittlersberg. 2 Th. Wien 1783. 8. Sie handeln von den wichtigsten Wahrheiten der Religion, vom Daseyn Gottes, seinen Eigenschaften, Werken u. s. w., von

*) Remnich's Originalbeiträge I. S. 71.

der menschlichen Sele, ihrer Einfachheit und Unsterblichkeit*). (*Baur.*)

BINDER (Johann), Rector des evang. Gymnasiums zu Hermanstadt in Siebenbürgen und Korrespondent der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, geboren zu Schäsburg in Siebenbürgen den 12. Febr. 1767, gestorben den 12. Novemb. 1805. Er studirte zu Göttingen, wo er im J. 1791 von der philosophischen Facultät das Accessit des ausgesetzten Preises erhielt über die Frage: de politia veteris urbis Romae. Gottingae, 1791. 8. Die Preisschrift erschien mit einer Vorrede von Heyne im Druck. Die übrigen Schriften sind: Methodus inveniendi sinus arcuum. Cibinii (Hermannstadt), 1791. 8. Über Troas, aus dem Franz. des Grafen Choiseul-Gouffier. (In dem Lenzischen Werke über die Ebene von Troja. Neustrelitz 1798. 8.) Über die Sprache der Sachsen in Siebenbürgen. (In der siebenbürg. Quartalschrift, IV. Jahrg.) Vergleichung der siebenbürgischen mit den Pariser Maßen. (Ebendas.) Reise auf den Surul. (In den siebenbürg. Provinzialblättern.) Imperium Austriacum. Eine lateinische Ode auf die Entstehung der österreichischen erblichen Kaiserwürde. Auch lieferte er mehre Recensionen zu den göttingischen gelehrten Anzeigen, zu der siebenbürgischen Quartalschrift und zu den siebenbürg. Provinzialblättern, wie auch Beiträge zum Magyar-Hirmondó und Magyar-Merkur. (*Rumy.*)

BINDEWORT, Copula. (Logik.) Das Wort, welches in einem Urtheile oder in einem Satze, dem durch Worte ausgedrückten Urtheile, dem Subjecte das Prädicat zueignet und beide verbindet. Jedes Urtheil, jeder Satz besteht aus drei Theilen: 1) dem Subjecte, Grund-Hauptworte, dem Gegenstande, von welchem etwas ausgesagt, dem etwas beigelegt oder abgesprochen wird; — 2) dem Prädicate, Beilegeworte, dem Merkmale, das von jenem ausgesagt, ihm beigelegt oder abgesprochen wird, und eben 3) der Copula, Verbindung, dem Verbindungszeichen, Bindeworte, welches das Ausgesagte auf das Hauptwort bezieht. Das Bindewort ist immer eine Form des Zeitworts seyn (esse), das hier gar keine weitere Bedeutung hat, als die vereinzelten Subjects- und Prädicatsbegriffe mit einander zu verbinden. Nur bezeichnet es immer noch zugleich, wie nicht anders möglich, 1) eine der 3 Weisen: die wirkliche, oder mögliche, oder nothwendige; 2) eine der 3 Zeiten: die vergangene, oder gegenwärtige, oder zukünftige; 3) eine der 3 Personen; und 4) eine der 2 Zahlen, Einheit oder Mehrheit. An und für sich sagt das Zeitwort seyn hier nichts vom Subjecte aus, nicht etwa das Daseyn oder die Existenz, denn es könte einem Subjecte ein Prädicat zuschreiben, ohne daß eigentlich das Daseyn des Subjects behauptet werden sollte. Auch erhellt dieses daraus, daß in den eigentlichen Aussagern (verbis, Zeitwörtern) das Bindewort mit dem Beilegewort zusammenschmilzt und also vom Subjecte nicht noch etwas für sich besonderes aussagen kann. „Der Mann schreibt" lautet in die 3 nothwendigen Theile jedes Satzes aufgelöst: „der Mann ist schreibend," wie in manchen Fällen auch manche Sprachen sich ausdrücken*). (*de Marées.*)

BINDEWORT, Conjunctio (Grammatik). Ein Redetheil, der in die Klasse der Partikeln gehört, welche nur durch ihre Verbindung mit andern Wörtern Bedeutung erhalten. Sie dienen, ganze Sätze, die zusammen gehören, mit einander zu verbinden, — einzele Wörter nur dann, wenn diese ganze Sätze vorstellen — und durch verschiedene Nebenbedeutungen, außer der allgemeinen verbindenden, bezeichnen sie zugleich die verschiedenen Verhältnisse der Sätze und der darin befindlichen Begriffe. Sie sind also für die Sätze, was die Verhältnißwörter für die Nennwörter sind. Eigentlich entstehen sie aus den Erweiterungen und Ausbildungen des nackten Satzes; werden diese so groß, daß sie ohne Gefahr der Verständlichkeit nicht mehr dem Subjecte und Prädicate unmittelbar angehängt werden können: so lösen sie sich gleichsam von beiden als einzele für sich bestehende Sätze ab. Blieben diese aber unverbunden, so würde wieder die Deutlichkeit gefährdet, es sind also kleine Wörter nöthig, welche diese Verbindung wieder herstellen, und zugleich die Verhältnisse der Sätze gegen einander herstellen. (Bernhardi a. a. O. Buch 3. S. 322 u. f.) Ein durchaus nothwendiger Redetheil sind sie also nicht, sie können fehlen: aber in jeder über das erste Verhältniß hinaus sich bildenden Sprache entstehen sie von selbst; sie befördern Deutlichkeit, machen die Rede fließend, erhöhen ihren Wohlklang. Durch Bindewörter sind allein zusammengesetzte Sätze, Perioden und ein eigentlicher Styl möglich. Der sogenonte zerhackte Styl, der in viele kleine unverbundene Sätze zerfällt, ist im Grunde keiner, ist fehlerhaft, dem Leser wie dem Hörer beschwerlich und unangenehm. Etwas anderes ist es, wenn man die Bindewörter nur an einzelen Stellen vorsätzlich fehlen läßt; dann entsteht eine Redefigur, das Asyndeton, welche, wie ihr Gegensatz, das Polysyndeton, die vorsätzliche ungewöhnliche Häufung der Bindewörter, der Rede Kraft und Nachdruck gibt. Je roher und ungebildeter eine Sprache ist, desto weniger Bindewörter hat sie, eine desto größere Menge von Bedeutungen haben die wenigen, die freilich unentwickelt darin liegen. Ein Beispiel und Beweis ist die hebräische Sprache, die kaum zwei hat, aber eben daher auch keine Periode bilden kann. Auf der andern Seite sind die Menge der Bindewörter, die genau bestimte Bedeutung und der überall festgesetzte Gebrauch aller einzelen, sichere Merkmale einer sehr gebildeten Sprache. Keine kann sich hierin der griechischen vergleichen, andere Sprachen sind nicht fähig, viele ihrer Bindewörter zu übersetzen. Alle Feinheiten und Eigenthümlichkeiten einer gebildeten Sprache, und wäre es auch die Muttersprache, zu ergründen, wird ein ernstes und tiefes Studium erfordert. Über die griechischen und lateinischen Bindewörter hat man gründliche Untersuchungen in den bekanten Werken über die Partikeln von Hoogeveen, Turselinus und ihren neuen Herausgebern; für die teutsche Sprache ist hierin, wie fast überall, seit Adelung, bis auf einzeles Unbedeutendes, nichts geschehen. —

*) Nicolai Reisen 3r Bd. 288. Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgez. Teutschen 744. Allg. t. Bibl. 59r Bd. 438. Hennicke Beiträge zum Jöcher u. Meusel 1. St. 46.

*) Vergl. Bernhardi allgem. Sprachlehre (Berlin 1801 u. 3.) Th. I. B. 2. S. 212 u. ff. B. 3. S. 307 u. ff.

Digitized by Google

Da die Bindewörter verschiedene Verhältnisse bezeichnen, so gibt es allerdings verschiedene Arten und Klassen, die man gewöhnlich nach ihren Bedeutungen geordnet und benant hat. Sie finden sich in allen Sprachlehren, und sind daher bekant; doch sind sie nur für Anfänger, da sie gehöriger Theilungsgründe ermangeln, nicht erschöpfen, und nicht tief eindringen. Eine bessere Eintheilung entlehnen wir aus A. W. Zacharia's Gedächtnißtafel (Leipzig 1818. 8.), S. 71—91. Die Bindewörter verbinden Sätze. Diese sind

I. theils von einander abhängige Sätze, von denen einer die Ursach, der andere die Wirkung bezeichnet; beide (U. und W.) sind
   1. entweder im Einklang, und hier kann das Bindewort sich befinden
      a. entweder am Ursachbegriff, und dann ist es: weil mit seiner Sippschaft:
      b. oder am Wirkungsbegriff: das Bindewort darum m. s. S.
   2. oder im Widerspruch; hier kann das Bindewort auch wieder sich befinden
      a. entweder am Ursachbegriff: obgleich m. s. S.
      b. oder am Wirkungsbegriff: dennoch m. s. S.

II. theils von einander unabhängige Sätze; diese enthalten
   1. entweder eine Vergleichung zweier Vorstellungen, und zwar so, daß Statt findet
      a. entweder eine Gleichheit derselben: wie m. s. S.
      b. oder eine Ungleichheit: als.
   2. oder keine Vergleichung, und dann sollen die Bindewörter die Sätze
      a. entweder zusammenstellen: und m. s. S.
      b. oder von einander sondern: oder m. s. S.

In diese 8 Klassen lassen sich alle Bindewörter einreihen, und es leuchtet ein, daß es nicht mehre Abtheilungen geben könne. — Eigentlich sollten die Bindewörter immer am Anfang des Satzes stehen, aber sowol alte als neue Sprachen stellen manche Bindewörter willkürlich bald zuerst, bald nach einigen Wörtern, manche immer erst nach einigen Wörtern. Wenn in mehren Sprachen besonders die entgegensetzenden (adversativen) Bindewörter nachgesetzt werden, so scheint sich dafür wol ein Grund auffinden zu lassen; wie bei andern der Gebrauch entstanden, läßt sich schwer entscheiden. Die lateinische Sprache hat sogar einige Paare Bindewörter, von denen je eines immer vorn, das andre immer nachsteht, in völlig gleicher Bedeutung, wie nam und enim, etiam und quoque; der Idee nach eigentlich ein Überfluß, für den Gebrauch jedoch in vieler Hinsicht angenehm. Aber dem Begriff des Bindeworts ganz zuwider scheint es, wenn der Lateiner sein noch dazu einfach verbindendes que dem zweiten Worte anhängt. — Die Bindewörter, in der Sprache der Grammatiker zu reden, regiren Weisen (modos), aus demselben Grunde, warum Verhältnißwörter Fälle regiren; bei einigen Bindewörtern steht entweder immer oder unter gewissen Umständen ein Modus, weil jedes Bindewort eine Modalität in sich schließt. Man sollte freilich denken, es müßten in allen Sprachen dieselben Bindewörter den Konjunctiv regiren; doch ist dieses nicht durchaus so; entweder weil überhaupt manche Sprachen die Weise der Möglichkeit, die bedingte, seltener gebrauchen, und weniger von der unbedingten, der Weise der Wirklichkeit unterscheiden; oder weil ein nicht zu ergründender Gebrauch hier, wie in so vielen Fällen, Verschiedenheiten eingeführt hat. Die alten Sprachen mit ihren bestimteren Formen setzen den Konjunctiv weit häufiger, als die neuern. — Betrachtet man die Bindewörter an sich als Zusammensetzungen von Lauten und Buchstaben, so sind sie ursprünglich, wie die Verhältnißwörter, gewiß Adverbien, Umstandswörter. Die meisten Sprachen haben auch Wörter, die sowol Umstandswörter als Bindewörter sind, in verschiedenen Bedeutungen, wie cum, tum; als, wie u. s. w.; ja über manche streiten die Grammatiker noch, ob sie zu diesen oder jenen zu zählen sind, z. B. primum, deinde; erstens, ferner u. s. w. Viele sind Wurzelwörter, z. B. so, andere abgeleitete, z. B. sondern, andere zusammengesetzte, z. B. obgleich, oft aus einzelen Wörtern bestehende, z. B. wenn auch, sowol als auch; ja zuweilen wächst ein Bindewort zu einem ganzen Satze an. Das teutsche: „doch dem sey wie ihm wolle" = dessen ungeachtet = dennoch, findet sich freilich selten, häufiger Ähnliches in der italiänischen Sprache, die sich überhaupt mit ihren Bindewörtern etwas breit macht (acciochè, ancorachè, contuttochè, finattantochè, imperciochè etc.), da diese billig als weniger bedeutende Wörter kurz seyn sollten. Hierin hat die griechische Sprache auch einen großen Vorzug, der besonders dem Dichter sehr wichtig ist, indem Wörter, wie „dessen ungeachtet", freilich in keinen Vers zu zwingen sind, oder ihn völlig lahm machen würden. (*de Marées*)

BINDRABUND, eine Stadt in dem Distr. und der britischen Provinz Agra, unter 27° 37′ n. B. und 95° 12′ L., auf dem westlichen Ufer der Junma, ist gut gebaut und treibt lebhaften Handel und Verkehr. In der Mythe der Hindus heißt sie Vrindavana: sie ist berühmt wegen einer der Verwandlungen des Krischna, weshalb sie auch von frommen Hindus häufig bewallfahrtet wird. (Nach Hamilton.) (*Hassel.*)

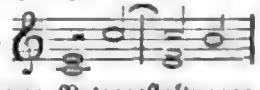
BINDUNG, (Ligatur, ital. Legatura, lat. Ligatura) heißt in der Tonkunst 1. überhaupt das unmittelbare Aneinanderhängen zweier oder mehrer nach einander erklingenden Töne, so daß nicht nur zwischen beiden kein Zwischenraum bleibt, vielmehr der erstere so lange fortgehalten wird, bis der zweite zu erklingen anfängt, sondern auch beide, wo möglich in Einem Zuge, angegeben, z. B. beim Gesang auf eine und dieselbe Sylbe gesungen, auf Blasinstrumenten mit einem und demselben Athem- oder Zungenstoße, auf Bogeninstrumenten mit einem und demselben Bogenstrich und auch wol auf einer und derselben Saite angegeben werden.

Man bemerkt leicht, daß ein solcher gebundener Vortrag, ein solches Ineinanderschleifen der Töne, im vollen Sinne des Worts, auf mancher Gattung von Instrumenten gar nicht Statt finden kann, z. B. nicht auf unsern gewöhnlichen Tasten-Instrumenten, Orgel, Piano

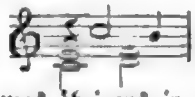
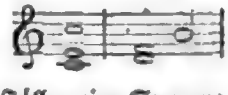
forte u. dgl., woselbst allemal zu jedem andern Tone ein anderer Tonkörper angeregt werden muß, so daß man zwar großentheils bis zum Anschlage des folgenden fortklingen lassen, nie aber zwei Töne nach einander in Einem Zuge angeben kann. — Noch weniger ist auf Harfen und harfenartigen Instrumenten einiges Ineinanderschleifen möglich.

In der Notenschrift wird das Aneinanderbinden zweier oder mehrer Töne bekantlich durch einen, von der ersten zur zweiten Note, oder über oder unter den mehren zusammen zu schleifenden Noten, gezogenen Bogen, Bindungsbogen genant, ⌒ oder ⌣, angedeutet. Zuweilen wird auch das Wort **Legato** oder abgekürzt **Leg.** beigeschrieben.

II. In einem **engern Sinne** versteht man unter Bindung das gebundene Eintreten der sogenanten Dissonanzen, nämlich der Septimen der Grundharmonie, und harmoniefremder Töne, und in dieser Hinsicht macht die Bindung die Wesenheit des sogenanten gebundenen d. h. desjenigen Styles aus, in welchem man es sich zur Regel macht, alle Dissonanzen gebunden aufzuführen. Die Vorbereitung (s. d. Art.) einer Dissonanz äußert nämlich ihre lindernde Wirkung erst dann in vollem Maße, wenn der dissonirende Ton in dem Augenblicke, wo er dissonirend wird, nicht selber erst von neuem, und somit nicht zugleich mit den Intervallen der neu auftretenden Harmonie, mit angeschlagen, sondern vielmehr nur fortgehalten, an den vorbereitenden Ton geschleift wird, welches bald durch Aneinanderbinden zweier gleichlautenden Noten mittelst eines Bindungsbogens, wie bei Fig. 1.

Fig. 1. 

bald auch unter anderen Notengestaltungen geschieht, wie Fig. 2. 3.

Fig. 2.  Fig. 3. 

u. dgl., was übrigens in den meisten Fällen eine Syncope (s. d. Art.) bildet, indem die Vorbereitung der Regel nach auf leichterem Zeittheil geschiehet, als der Anschlag. (Vergl. d. Art. Bewegung.)

Ein solchergestalt gebunden eingeführter dissonirender Ton erscheint dem Gehör gleichsam nur als von der vorhergehenden Harmonie her verspätet und noch fortklingend, indeß die andern Intervallen derselben schon verschwunden sind, um dem folgenden Zusammenklange Platz zu machen, — gleichsam wie ein Nachzügler, der noch liegen geblieben, indeß das Corps der Töne, mit welchem er aufgetreten war, schon abgezogen, und das Feld bereits von einer andern Macht besetzt ist. Eben darum werden solche gebunden aufgeführte Dissonanzen häufig auch kurzweg **Bindungen** oder Ligaturen genant. Und da durch die Bindung die Dissonanz gleichsam mit dem vorhergehenden Tone in Eins zusammengezogen, und gleichsam verkettet wird, so heißen solche Bindungen, und vorzüglich ganze Reihen solcher gebunden aufgeführter Dissonanzen auch oft **Verkettungen, concatenazioni.**

Wie sehr die Bindung die lindernde Wirkung der Vorbereitung erhöhet, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man z. B. den Satz Fig. 4.

Fig. 4.

so vorträgt, als ob die Bindebogen nicht vorhanden wären, und also das $\bar{g}$ zweimal anschlägt, wodurch dieser Ton viel härter gegen das G♯ anstößt, als wenn es an das als Quinte der C-Harmonie vorhergehende $\bar{g}$ gebunden vorgetragen wird.

Man findet indessen häufig auch Vorbereitungen, welche ohne Bindung geschehen, z. B. Fig. 5. und Fig. 6. a.)

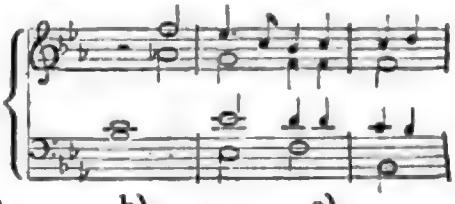
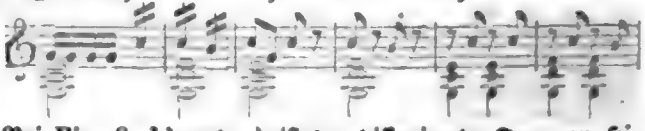
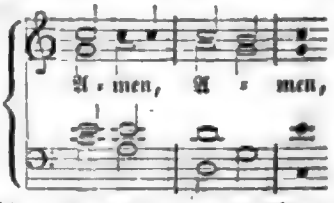
Fig. 5. 

Fig. 6. a) b) c)



Bei Fig. 6. b) und c) ist der dissonirende Ton von seiner Vorbereitung sogar durch Pausen getrent.

Auch in Singstimmen geschehen Vorbereitungen nicht selten ohne Bindung, zumal wenn es nöthig wird, auf dem Anschlage eine neue Sylbe aussprechen zu lassen, z. B. in Fig. 7.

Fig. 7. 

Man pflegt übrigens gebunden aufgeführte Vorhaltstöne, eben weil sie, wie oben erwähnt, gleichsam blos als zögernde Überbleibsel eines vorhergegangenen Zusammenklanges erscheinen, auch **Zögerungen, Aufhaltungen,** oder **Ritardationen,** zu nennen, (doch ist dieses Ritardiren nicht zu verwechseln mit dem **Ritardando der rhytmischen Bewegung.**) Auch der Name **Vorhalt** selber scheint ungefähr gleichbedeutend mit **Aufhalt** gemeint zu seyn, indem der Vorhalt eigentlich weniger ein **Vor-** als ein **Zurückhalten** ist.

III. Wieder in einem andern Sinne spricht man in der Musik vom Binden besaiteter Instrumente. Siehe davon den Art. **Bund.** (*Gottfr. Weber.*)

Bingaro s. **Lakediven.**

Bingazi s. **Bengasi.**

Bingelkraut s. **Mercurialis.**

Digitized by Google

BINGEN. Da wo die Nahe durch die Bogen der Drususbrücke in den Rhein sich ergießt (6 St. von Mainz,) und eine Landspitze bildet, auf welcher die mystisch-romantischen Trümmer des Klosters Rupertsburg dem Auge sich zeigen, wo die Seherin Hildegarde im 12. Jahrh. ihr Wesen trieb, lehnt sich die Stadt Bingen mit den kärglichen Resten des unüberwindlichen Hauses Klopp an den ehrwürdigen Rochusberg, auf dessen Haupt eine neue Kapelle steht. Der Meinung der Gelehrten zufolge wurde Bingen von dem bekanten römischen Feldherrn Drusus, als Kastell zur Deckung des Rheins, ums Jahr 13 vor Christi Geburt erbauet [1]). Für Drusus, als wahrscheinlichen Erbauer dieses Kastells, zeugen die noch zu Bingen üblichen Namen der Drususbrücke, des Drususthores, des Drauß- oder Drususbrunnens u. s. w. Zu Ausons Zeiten (im 4. Jahrh.) hatte Bingen neue Mauern zu mehrer Befestigung erhalten; man sieht hieraus, daß das Römerkastell Bingium der Stadt Bingen Entstehung und Namen gegeben hat. Bei dem Zuge gegen die Alemannen besetzte Julian diesen Ort, der damals ausdrücklich eine Stadt genant wird, und stellte seine Festungswerke wieder her. Bingen lag aber damals nicht an der Stelle, wo es jetzt steht, sondern näher gegen die Brücke zu, an der Nahe. Doch lag es nicht über der Nahe, wie die h. Hildegard angibt [2]). Um welche Zeit das Kastell zerstört worden, ob durch die Normänner, Alanen oder Hunnen, ist unbekant; sicher jedoch, daß auf den Trümmern oder in der Nähe desselben eine feste Burg sich erhob, welche den Namen Clopp oder Klopp erhielt. Erbauet war sie allerdings wieder im 12. Jahrh., wie aus Hildegards Schriften bekant ist; unter dem Namen Clopp komt sie aber erst im J. 1282 vor. Die Ritter von Rüdesheim erscheinen damals als Burgmänner derselben. Wie sehr im 14. Jahrh. bereits das Ansehen dieser Feste gestiegen war, beweisen die vielen vornehmen Burg- und Dienstmänner derselben, worunter man selbst die Grafen von Sponheim und die Wildgrafen bemerkt [3]). Als König Albrecht im J. 1301, aller angewendeten Mühe ungeachtet, nur die Stadt Bingen, nicht aber das Schloß Klopp in seine Gewalt bekommen konte, erhielt letztes den ehrenvollen Namen des unüberwindlichen Hauses Klopp. Im 30jährigen Kriege wurde es jedoch mehrmalen belagert und eingenommen; endlich aber von den Franzosen im J. 1689 gesprengt, so wie auch ein Theil der Nahebrücke, und die Stadt Bingen fast völlig eingeäschert. Sichtbar ist es gegenwärtig nur in sparsamen Ruinen.

Die Stadt Bingen selbst wurde frühzeitig ein Eigenthum der fränkischen Könige, welche sie samt Zubehör dem Erzstifte Mainz schenkten. Bestätigt wurde diese Schenkung dem Erzbischofe Willigis vom Kaiser Otto II. im J. 983, [4]) und seitdem war Bingen stets ein köstliches Kleinod in der erzbischöflichen Inful und eine Vorrathskammer für alle kurf. Einkünfte diesseit und jenseit des Rheins. Sprechend ist daher das alte Stadtsiegel von Bingen mit der Umschrift: Pingnia Moguntinae sedis specialis camera. Merkwürdig machte sich diese Stadt vorzüglich dadurch, daß sie zu allererst mit der Stadt Mainz dem großen Städtebunde beitrat, welcher ums J. 1254 durch den braven Henrich Walpoden in Mainz entstand [5]). — Dem Domkapitel von Mainz, welches im 12. Jahrh. bereits einen Theil an Bingen hatte, wurde diese Stadt, samt einigen Dörfern in der Nähe, völlig überlassen, und komt im J. 1392 der Ritter Johann Marschalk von Waldeck als Domkapitelscher Amtmann in Bingen vor, woselbst in der Folge ein Vicedomamt gebildet wurde, welches jederzeit ein Domherr von Mainz bekleidete. — Durch den Frieden von Campo Formio kam die Stadt im J. 1797 mit dem übrigen linken Rheinufer an die Franzosen, bis im J. 1814 die verbündeten Heere die teutschen Rheinlande ihnen entrissen. Vermöge des 47. Art. der teutschen Bundesacte vom J. 1815 kam sie mit anderem Gebiete an den Großherzog von Hessen.

Die Stadt Bingen enthält in 474 zum Theil großen und schönen Häusern 3749 Bewohner, welche größtentheils katholisch sind. Die größte Zierde der Stadt ist die alte, sehr ansehnliche Pfarrkirche zum h. Martinus. In derselben befand sich ehemals ein Kollegiatstift [6]). Außerdem bestand auch vormals ein Kapuzinerkloster daselbst, welches im J. 1640 zu bauen angefangen, aber 1689 von den Flammen aufgezehrt wurde. Wieder aufgebaut wurde es im J. 1697, von den Franzosen aber in ganz neueren Zeiten aufgehoben und verkauft. — Auch ein Gymnasium ist in Bingen, welches aber jetzt nicht sehr bedeutend ist. — Für die Armen und Kranken hat B. schöne Anstalten und mehre Häuser, Weinberge, Kapitalien u. s. w. Auch ein Haus zur Pflege kranker Mägde und Knechte [7]). — Der wöchentliche Markt wird besonders we-

1) Sehr schön hat Hr. Prof. Lehne in Mainz die Regelmäßigkeit und Vorsicht bewiesen, mit welcher die Römer ihre Vertheidigungslinie am Rheine, vom Ausfluß der Queich bis zur Mündung der Nahe, angelegt hatten. (Rhein. Archiv 1810. 5s Heft, II.) Unter diesen Kastellen war Bingium das letzte. Auch spricht von diesem Kastell, so wie von der Brücke über die Nava, schon Tacitus, indem er uns (Hist. L. IV. c. 70.) erzählt: Tuter, der Feldherr der Trierer, habe sich derselben bedient, um seinen Rückzug nach Trier zu decken. Dies geschah im J. 70. n. Chr. Geb. Aus den Itinerarien von Peutinger und Antonin sehen wir, daß an der Nahebrücke zu Bingen die Straßen nach Köln und Trier sich theilten, und die Notitiae Imperii Occid. bezeichnen das Kastell, dessen Vertheidiger den Namen Milites Bingenses führten. 2) Überzeugend hat Lehne (l. c.) uns darüber belehret. 3) Bei Gudenus und Würdtwein.

4) *Guden.* C. d. I. 12. 5) *Schunck* C. d. p. 19. 6) Der Ursprung desselben ist nicht genau bekant; es bestand jedoch schon im 11. und 12. Jahrh. und komt dessen Propst Heinrich im J. 1127 ausdrücklich vor. (*Guden.* I. 66.) Bei demselben war der durch seine Visionen und die Auslegung der Apokalypse sehr bekante und berühmte Bartholomäus Holzhauser als Dechant angestellt; er starb daselbst im J. 1658 und ward in bemeldeter Stiftskirche begraben. Aufgehoben wurde dieses Stift im J. 1672, und dessen Einkünfte erhielt das erzbischöfl. Seminarium zu Mainz. 7) Vor Alters war auch in Bingen eine Münze oder Münzhaus, worin schon im 14. Jahrh. Geld geprägt worden. Im J. 1354 kommen Binger Häller vor. Das Münzhaus daselbst, worin Goldgulden geschlagen wurden, findet man in einer Urkunde vom J. 1382, und einen Freiheitsbrief für den Münzmeister, Johannes von Rychens im J. 1387. Im J. 1455 ward Johann Bolze zum kurf. Münzmeister in Bingen gesetzt. Nach 1464 finde ich nichts mehr von der Münze in Bingen; doch waren die Binger Häller noch lange nachher im Umlaufe.

Digitized by Google

gen des Fruchthandels stark besucht. Auch findet man in der Stadt eine bedeutende Barchentfabrik und mehre vortreffliche Lohgerbereien. Ihre Gemarkung enthält nur 274 Morgen Acker und gar keine Wiesen, dagegen aber 701 Morgen Weinberge, worunter der Scharlachberg ein vortrefflichen Wein liefert, und 3000 Morgen Wald. In der Nähe befindet sich der durch seine Wallfahrten und seine schöne Aussicht berühmte Rochusberg, mit einer neuen und schönen Kirche [8]).

Der Domkapitelsche Wasserzoll zu Bingen, der aber eigentlich auf dem jenseitigen Schlosse Ehrenfels (unterhalb Rüdesheim) haftete, war sehr beträchtlich und trug im Durchschnitt über 30,000 Gulden ein. Zum Domkapitelschen Vicedomamte Bingen gehörten vormals, nebst der Stadt Bingen, nur 4 Dörfer: Kempten, Weiler, Trechtingshausen oder Dreieckshausen (Trajani castrum) und Niederheimbach. Zum hessischen Kanton Bingen gehören dermalen, nebst der Stadt, noch 5 Burgemeistereien mit 9 Ortschaften und 8 Mühlen. Alle zusammen werden von 8496 Menschen bewohnt [9]).

Wir verbinden damit sogleich den von Bingen benanten Felsenstrudel im Rhein unterhalb der Stadt, oder das

Bingerloch. „Mehre Jahrtausende gehörten dazu (schreibt Ockhard), ehe der Rhein sein Bett gehörig vertieft und seinen durch Ufer beschränkten Lauf nach und nach ausgebildet hatte. Wild und ungebaut war zu jener Zeit der Boden; zügellos strömten die Gewässer in ungemessenen Richtungen. Seen und Moräste überdeckten die Fläche; undurchdringliche Wälder wurden zur Zeit der Überschwemmungen blos von Fluthen durchschnitten. Mehre Spuren beweisen es, daß in jenen ältesten Zeiten die Gewässer des Rheinstroms in ihrem Laufe durch entgegen strebende Felsenmassen aufgehalten wurden, und durch ihr Anschwellen beträchtliche Strecken Landes unter Wasser setzten. Als späterhin nach dem Durchbruch des Rheins bei Bingen, wo derselbe einen der größten Wasserfälle gebildet zu haben scheint, durch Anhäufung der zerstörten Vegetabilien, so wie mittelst der Überschwemmungen, durch die Menge der abgerissenen Erde und des herbeigeführten Sandes sich dessen Ufer immer mehr bildeten, auch durch so mancherlei Revolutionen die übrigen, seinen Lauf hemmenden Felsen gesprengt und so die Seen abgeleitet, auch die Moräste ins Trockne gelegt worden waren, durchströmte sein wenig eingeengter Lauf in mehren Richtungen meist öde, wüste Haiden oder furchtbare Wildnisse u. s. w." [1]). Durch eine stufenweise Erhöhung seines Bettes und durch gewaltsame Revolutionen hatte allerdings der Rhein schon vieles über die Macht der Felsen gewonnen; aber sie zur Durchfahrt der Schiffe zu sprengen, waren Eis und tobende Fluthen zu schwach; die Kunst mußte zu Hilfe kommen. Zu welcher Zeit aber die erste Sprengung dieser Art bei dem Binger Wasserfalle versucht worden, ob von Römern oder Teutschen? ist eine andere Frage. Gewiß ist es, daß die Römer auf dem Rheine die ersten eigentlichen Schiffe erbauten, mit diesen den Rhein auf und ab fuhren, viele Kastelle an demselben, und selbst zu Bingen eins, anlegten, und eine Brücke daselbst erbauten. Wenn es gegründet ist, daß die Römer auch bei Rüdesheim einen Brückenkopf anlegten, den man noch in der alten Burg am Rheine finden will, so ist hieraus schon zu schließen, daß der Rhein damals fast die nämliche Höhe und Breite hatte, wie jetzt. Die Natur hatte also zu jener Zeit dem Wasserfalle seine Felsenstirn gebrochen, der Rhein fand einen freieren Durchgang; nur für Schiffe war der Weg noch nicht gebahnt. Die Römer brachen zuerst, im eigentlichen Sinne des Wortes, die felsige Bahn, und sie waren, nach aller Vermuthung, die ersten, welche mit kleinen Schiffen dieselbe befuhren, und zwar auf der Binger-, nicht Rüdesheimer Seite [2]). Irrig ist also die Meinung, daß K. Karl der Große die Fahrt durch das Bingerloch zuerst geöffnet habe. Aus der Lebensbeschreibung des h. Bonifacius wissen wir, daß dieser Apostel Teutschlands, nebst seinen Gehilfen, in einem Schiffe von Mainz den Rhein hinab nach Friesland fuhr, wo er bekantlich bei Dokkum im J. 755 den Tod fand, und dessen Leichnam, so wie jene des h. Adelarius und h. Eobanus bald nachher zu Schiffe den Rhein herauf bis nach Mainz gebracht wurden [3]), und dies geschah noch vor Karl dem Großen. Vom Kaiser Ludwig dem Frommen lesen wir, daß er im J. 819 von Bingen nach Koblenz zu Schiffe auf dem Rheine gefahren sey. Nicht minder machte diese Fahrt auch Ludwig der Teutsche, und zwar im J. 852 von Mainz nach Köln, im J. 873 von Mainz nach Achen, und im J. 874 von Biberich (Biburg) eben dahin [4]). Aus diesem allen folgt zugleich, daß auch nicht dem Erzbischofe Hatto von Mainz die Öffnung des Bingerloches zuzuschreiben sey, wiewol mehre Erzbischöfe von Mainz sich die Sprengung der Felsen angelegen seyn ließen. — Das größte Verdienst um die allmälige Erweiterung des Rheinkanals erwarben sich jedoch die alten Rheingrafen (Comites Rheni oder Rinckgangie, vel de Rinegowe), welche sich dieses Geschäft ungefähr in der Mitte des 11. Jahrh. so angelegen seyn ließen, daß mittelmäßige Transportschiffe, mit etwas beträchtlichen Frachten, auf der linken Seite des Rheins ohne große Gefahr durchsteuern konten. Daher hatten die oberländischen Städte, Strasburg, Speier, Worms, Mainz, und selbst auch Bingen und Lorch, schon damals eine beträchtliche Handlung, Spedition und Schifffahrt auf dem Rheine. Kaiser Heinrich IV. bestimte bereits im J. 1104 die Zollabgaben von jeder Schiffsladung zu Koblenz. Namentlich ausgedrückt waren die Schiffe von Mainz, Bingen und Lorch [5]). Sogar das Kloster

8) Herrlich und herzergreifend ist, was Göthe über diesen Rochusberg und dessen Wallfahrten in seinem zweiten Hefte: Über Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden (1817) sagt. 9) Ansichten der Stadt Bingen, des Schlosses Klopp, der Drususbrücke und des Rochusberges findet man von Merian in Zeilers Topographia Elect. Mogunt., in Vogts Ansichten des Rheins und mehren andern Werken.

1) S. Rheinisches Archiv 1814 X. Heft. V.

2) Ihre Schiffe hießen naves lusoriae, und waren leichte Fahrzeuge, womit sie gleichsam spielend durch die Felsen des Bingerlochs lavirten. 3) V. Scripta *Willibaldi, Othloni* et aliorum ad vitam S. Bonifacii. 4) Annal. Fuld. et Regum Francor. 5) *Hontheim* hist. Trev. T. I, p. 462. — *Senckenb.* Sel. Tom. VI. in praef. p. 47.

Digitized by Google

Eberbach, im Rheingau, erwarb sich schon im J. 1162 ein Wohnhaus samt einem Lagerhause für seine Weine in Köln, welche es in eigenen Schiffen mit klösterlichen Schiffern dahin verführte. Diese Schifffahrt wurde in der Folge so stark, daß in dem einzigen J. 1337 über 253 Fuder Wein auf zwei Mal in Kloster Erbachischen Schiffen abwärts nach Köln gingen [6]). Das Geleit- und Steuerrecht auf den wilden Bannwässern des Rheinstroms, so wie den Pfefferzoll zu Geisenheim, trugen die Rheingrafen von Kaiser und Reich zu Lehn; sie waren, so zu sagen, die Herren auf dem Rheine, besonders durch das Rheingau und das Bingerloch bis nach Lorch. Um jenes Recht, so wie ihre davon zu erhebenden Gefälle, mehr in Aufnahme zu bringen, mußten sie zur Verbesserung der Rheinschifffahrt alles Mögliche beitragen. Niemand bekümmerte sich auch weiter darum. Als aber im 13. Jahrh. die Kurfürsten die Rheinzölle, und folglich an der Handlung und Schifffahrt des Rheinstroms mehr Interesse gewannen, fingen sie an, ihre Macht über den Rhein mehr auszubreiten. Namentlich war der neue Rheinzoll bei Bingen die Ursach, daß zwischen 1208 und 1219 das Schloß Ehrenfels und der Mausethurm, unterhalb Rüdesheim, erbauet wurden. Bei jenem Schlosse mußte nun der Zoll extrichtet werden. Als Barriere (gerade wie die Pfalz bei Kaub), und dann auch zur Sicherheit der Durchfahrt, wurde der bewaffnete, und bei der Nacht wahrscheinlich erleuchtete, Thurm (der Mause- oder Muserthurm) auf einer Felseninsel, dicht am Bingerloche, erbauet. Da die Schiffe nunmehr, des Zolles halber, durch diesen Kanal zu fahren gleichsam gebant waren, wie vormals durch den Kanal auf der linken Rheinseite, so mußte natürlicherweise auch für die Fahrbarkeit dieses Kanals gesorgt werden. Erzbischof Sifrid trug vieles dazu bei, ließ sich aber die Kosten durch hohen Zoll und Geleit gut bezahlen. Die Erzbischöfe des 14. Jahrh. thaten noch mehr, brachten es aber noch immer nicht so weit, daß die größeren Schiffe den Schlund passiren konten. Diese mußten daher in der Bergfahrt zu Bacharach oder Lorch und in der Thalfahrt zu Bingen oder Rüdesheim, ihre Waren in kleinere Schiffe überladen, oder zu Land weiter verführen. Als im 15. Jahrh. durch den Rheinischen Kurverein die Zollkapitel üblich wurden, ward — nach den Kapiteltags-Protokollen — gar oft über die gemeinschaftliche Ausbrechung dieser Felsenwand, als ein Hauptmittel zur Verbesserung der Rheinschiffahrt, berathschlagt und vieles beschlossen, aber — wegen der ungeheuern Kosten — nichts ausgeführt. In der Folge ging es jedoch besser; da im J. 1517 die vier rheinischen Kurfürsten — Mainz, Trier, Köln und Pfalz — durch eine feierliche Urkunde den Kauf- und Schiffleuten auf dem Rheinstrom und den Leinpfäden, von Mainz bis Köln, Schutz und Sicherheit versprechen; dagegen aber jene von diesem Schutze ausschließen, welche ihre Waren auf der Achse weiter transportiren, und damit (wie die Urkunde sich ausdrückt) den Ryn, sein Strohm und Leynpfad fliehen; der beste Beweiß, daß es damals keine absolute Nothwendigkeit mehr war, die Güter oberhalb oder unterhalb des Bingerlochs auszuladen, und zu Lande weiter zu verführen, um den Gefahren des Bingerlochs zu entgehen. — Den Franzosen (am Ende des 16 Jahrh.) und darauf den Schweden, welche im 30jährigen Kriege Mainz, Bingen und Ehrenfels im Besitz hatten, verdankt man eine kräftige Erweiterung jener Durchfahrt mittelst förmlicher Sprengung der Felsen durch Pulver. Große Schiffe konten seit dieser Zeit ungehindert und ohne Gefahr das Bingerloch passiren, nicht so aber die großen und breiten Holzflöße. Nur zerlegt und in kleineren Partien durften sich diese dem Felsenstrudel anvertrauen. Abgeholfen wurde endlich diesem Übel (mit Erlaubniß der Landesherrschaft) von den berühmten Kaufleuten und Holzhändlern zu Frankfurt, den Herren von Stockheim, welche am Ende des 17. Jahrh. mit unermüdetem Fleiß und ungeheueren Kosten (unterstützt jedoch durch die Holländer,) es in kurzer Zeit dahin brachten, daß nunmehr die größten Holzflöße ohne Gefahr das Bingerloch passiren können, welches jedoch geschickte Steuerleute [7]), große Vorsichtigkeit und mächtiges Anstrengen aller Arbeiter auf dem Flosse voraussetzt.

Nun war die Felsenwand in so weit gebrochen, daß, wenn vorsichtig zu Werke gegangen wird, große Schiffe und Flöße ohne Gefahr das Bingerloch befahren können. Es sind noch durch das ganze Rheinbett Felsen vorhanden und sichtbar; nur niedriger sind sie als ehemals. Die Bahn, welche die Schiffe befahren müssen, ist gerade nur so breit, daß Flöße und Schiffe, ohne an die Felsen rechts und links anzustoßen, durchfahren können. Aber auch da sind die Felsen im Wasser verborgen, und verursachen, daß die gegen sie anprellenden Fluthen sich etwas erheben und sich darüber wegarbeiten müssen. Dadurch entsteht ein furchtbares Rauschen, das man besonders bei Nachtzeit weit hört, und ein, jedoch nicht sehr merkbarer, Wasserfall, welchen man von der Höhe des Niederwaldes (vorzüglich bei kleinem Wasser) am besten beobachten kann. Ungegründet ist jedoch die Meinung, daß in dem Bingerloche ein Schlund sey, welcher das Wasser zum Theil verschlinge, und bei St. Goar in der Bank wieder ausspeie, wozu der Name des Loches die erste Idee gegeben haben mag. (*Dahl.*)

BINGENHEIM, hessendarmstädtischer Marktfl. im Fürstenth. Oberhessen, mit 500 Einw. und Sitz eines Amts mit 4900 Einw., die starke Strumpfstrickerei treiben. Die Gegend wird auch die fuldische Mark genant. (*H.*)

BINGHAM, Stadt in der brit. Grafsch. Nottingham, nur aus 2 Straßen bestehend, hat 1 gothische Kirche mit 120 Fuß hohem Thurme, 1326 Einw. und hält Wochen- und 3 Jahrmärkte. (*Hassel.*)

BINGHAM (Joseph), Prediger zu Havart bei Portsmouth, geboren im September 1668 zu Wakefield in Yorkshire, studirte zu Oxford, und wurde daselbst 1687 Baccalaureus und Collegiat, 1690 aber Magister. Wegen einer Predigt über die Dreieinigkeit verketzert, verließ er nicht lange hernach die Hochschule, wurde Prediger zu Headbourn-Worthy unfern Winchester, kam

6) S. Bärs Beitr. zur Mainz. Gesch. II. 151, 152.

7) Die geschicktesten Steuerleute dazu findet man in Rüdesheim, wo diese Kunst bei einer Familie lange Zeit erblich und einzig war.

1712 nach Havart, und starb daselbst den 17. August 1723. Als gelehrter Forscher und Bearbeiter der christlichen Alterthümer ist er rühmlich bekant, und die Resultate eines vieljährigen Quellenstudiums, und eines mühsamen Samlerfleißes, enthalten seine Origines ecclesiasticae or the antiquities of the christian church. Lond. 1708—1722. Vol. X. 8. Ib. 1726. Vol. II. fol. *). Binghams Werk enthält die beste und vollständigste Samlung von Materialien zu den christlichen Alterthümern während der ersten 6 Jahrhunderte der Kirche, bedarf aber vieler Verbesserungen und Zusätze, um für unsere Zeiten recht brauchbar zu seyn. Unverkenbar ist eine einseitige Vorliebe für das Alterthum und Ansehen der bischöflichen Kirche, zu welcher sich Bingham bekante, auch vernachlässigt er nicht selten die Chronologie, und versetzt Gebräuche späterer Zeiten, oder aus jüngern Schriftstellern erwiesene, in das christliche Alterthum. Den Römischkatholischen empfiehlt sich das Werk nicht allein darum, weil es im Geiste der Episkopalen geschrieben ist, sondern auch, weil es die umständlichste Erörterung des Ursprungs und Fortgangs aller kirchlichen und gottesdienstlichen Einrichtungen enthält, die bei ihnen beliebter geworden sind, als bei den Protestanten **).

George Bingham zu Melcomb-Bingham 1715 aus einer adeligen Familie geboren, war Rector zu Pimperne bei Bristol, und starb 1800. Er schrieb Vindication of the doctrine and liturgy of the church of England 1774. 8. und andere theologische Abhandlungen, in eine Samlung gebracht, und mit seinem Leben herausgegeben von seinem Sohne Peregrine in 2 Octavbänden 1804. Er war ein gelehrter Theolog, aber nicht frei von schwärmerischen Meinungen ***). (*Baur.*)

Bingium, s. Bingen.

BINGLEY, Stadt im Westriding der brit. Grafsch. York am Aire und in der Nähe des Liverpool-Leeds- und Bradford-Kanals. Sie hat mit Micklewaite 4782 Einw., die Twistspinnerei und Baumwollweberei unterhalten. (*Hassel.*)

BINGÖL *), das heißt: die 1000 Seen, ist der Name einer sehr hohen Alpe an der persischen und türkischen Gränze gelegen, so daß die Westseite an die Berge Keisa stößt, die Ostseite von dem am Fuße der Festung Eriwan vorbeifließenden Fluß Sengi begränzt wird, und die ganze Länge zwischen Keisa und Eriwan 16 Tagreisen gerechnet wird. Nördlich von diesem Gebirge liegt die Ebene von Erserum, und südlich die von Musch. Das Gebirge liegt zwischen den beiden Quellen des Euphrats, der westlichen, Frat, und der östlichen, Murat. Sieben Monate des Jahrs wird es von Kurdischen Stämmen, als den Sasuli, Jesuli, Jesidi, Haleti, Tschekwani, Schikaki, Keiki, Madiki und anderen, welche hier ihre Heerden weiden, bewohnt. Fruchtbar an treflichen Kräutern und Wurzeln, worunter auch die Rhabarbara und Mandragora, an Quellen und Seen, von deren Überfluß diese schöne Alpe eine der schönsten des ganzen Orients ihren Namen erhalten hat *). (*v. Hammer.*)

Nicht weit von dieser Hochebene fanden die 10,000 Griechen ihren Furth durch den Frath, verirrten sich aber auf dem Wege zum Pontus, indem sie zu weit östlich zum nördlichen Zustrom des Araxes kamen *): denn das Nordgefälle geht hier zum Araxes, das Südgefälle zum Euphrat. Auf Bin-Gheul wählte Timur mehr als einmal seine monatlichen Stationen, der Grasungen wegen und zur Erholung seiner Reiterschaaren, die von hier weiter gegen Westen zogen **). (*Rommel.*)

Bingo, s. Fisjir.

BINGUM, Kirchdorf im Fürstenthum Ostfriesland, Amts Jemgum, nahe an dem linken Ufer der Ems, ein wohlhabender und ansehnlicher Ort; zu der Parochie desselben, die etwa 670 lutherische Einwohner, und 2 Prediger hat, gehört noch die Ortschaft Bingumergast. Der Boden besteht aus einem sehr guten und fruchtbaren Klei, zum Kornbau und zum Graswuchs vorzüglich geeignet, daher auch die Rindvieh- und Pferdezucht bedeutend sind. Der Untergrund liefert eine gute Ziegelerde, daher sich in der dortigen Gegend mehre Ziegelbrennereien befinden. (*J. Ch. H. Gittermann.*)

---

*) Einen dürftigen Auszug aus den ersten 8 Bänden verfertigten Blackmore und Ley, der 1722 zu London in 2 Octavbänden gedruckt wurde. Eine lateinische, meistens gut gerathene Übersetzung des ganzen Werks von Joh. Heinr. Grischow (Inspektor der Canstheinschen Bibelanstalt zu Halle) erschien unter dem Titel: J. B. Opera, quae exstant voluminibus undecim comprehensa. Edit. II. Halae 1751—1761. 4., die aus zehn Bänden von Binghams Origines, und aus seinen Quatuor dissertationibus (zur Erläuterung einzeler Gegenstände des Hauptwerks) in einem besondern Bande, bestehen. Die erste Ausgabe erschien 1724—1738. 4. und die Quatuor dissert. auch besonders, Halae 1738; 1781. 4. Ein neuer Abdruck der Grischowschen Übersetzung cum notis criticis literati anonymi. Viennae 1786. 8. wurde nicht fortgesetzt. Ein teutscher Auszug nach der englischen Ausgabe (für Katholiken, mit Bemerkungen über Binghams Abweichungen vom Katholicismus, und Erklärungen derselben nach den Grundsätzen der katholischen Kirche) erschien zu Augsburg in 4 Octavbänden 1768—1796. **) Biogr. Britan. *Walachii* Biblioth. theol. T. III, 670 sq. *Saxii* Onomast. T. VI. 1615. 652. Biogr univ. T. IV. ***) Reuß gel. Engl. Biogr. univ.

*) Andere schreiben Bin-gheul, tausend Quellen nach Chardin, Reinegge und Wahl. (*Rommel.*)

**) *Ewlia*, der große türkische Reisende, welcher die meisten derselben bereiste, gibt den Alpen von Bingöl den Vorzug vor denen von Ramasanogli zu Adna, von Dilendjaila in Karamanien, von Katsch Dawid gegen über von Alage, von Istinasjaila bei Adalia, von Murjaila bei Selefke, von Arbeschischjaila (Argaeus) bei Kaißarje (Cäsarea), von Göksujaila bei Meraasch, von Jebusjaila bei Malatia, von Karatagjaila bei Diarbekr, von Werekjaila bei Wan, von Sindschantaghjailaj an dem Ufer des Sees von Wan, von Aghrijaila bei Eriwan, von Muschoglanjaila bei Baiburt, von Kankaljaila bei Siwas, von Jildisjaila bei Tokat, von Hunkarjaila bei Magnesia, von Baldinarljaila d. i. die Königsquell-Alpe bei Tire, von Bustagjaila d. i. die Eisbergalpe bei Bergi (am Cheliden. Taurus; von Scholkaljaila bei Paijas) am Fuße des Amanus, von Bakrasjaila in der Nähe der vorigen von Rubbantaghjaila d. i. die Mönchsbergalpe (der Olympus bei Brussa); endlich die Alpen von Sindscharjaila, Dschefirjaila, Erdilanjaila in Kurdistan. Von diesen Alpen des osmanischen Reiches in Asien ist nach dem Urtheile Ewlia's die von Bingöl oder 1000 Seen die schönste, anmuthigste und wasserreichste.

*) *Rennel* illustrations of the Exped. of Cyrus nach Xenophon. **) *Scherif* Eddin, III. 212.

Digitized by Google

BINH TUAM, eine Landschaft Hinterindiens, welzu idem Reiche Anam gehört. Die ältern Geographen nennen sie Tsiampa, ohne daß man weiß, woher dieser Name entsteht. Sie breitet sich zwischen 124° 35′ bis 126° 35′ östl. L. und 10° 18′ bis 12° 5′ N. Br. aus, ist stark gebirgig, aber doch fruchtbar, und soll nach Bissachère 600,000 bis 700,000 Menschen zählen, die Loyes heißen, und mit den Anamesen und Khomen von einerlei Abstammung sind, aber einen verschiedenen Dialekt reden, und auf einer niedrigen Stufe der Kultur stehen. Ihr Hauptnahrungsmittel ist Reis, der überall angebauet wird; die Religion der Buddhaismus. Aber in den Gebirgen hausen Völker, die man noch den Namen nach nicht kent. Die Anamesen rechnen Binh Tuam zu Südanam unter dem Namen Nha-Hang, und lassen es durch 2 Mandarinen regiren (Bissachère). (*Hassel.*)

Binion, s. Combination.

BINK (Jacob), wird von einigen für einen Nürnberger, von andern für einen Kölner von Geburt gehalten *). Eben so unbestimt ist das Jahr seiner Geburt, das entweder ins Jahr 1490, oder 1504 fällt. Er war ein Schüler Albrecht Dürers, und soll in der Folge zu Rom mit Mark Anton gemeinschaftlich an den Stichen nach Raphael gearbeitet haben, und daselbst 1560 gestorben seyn. Doch nach neuern Nachrichten **) war er ums Jahr 1546 als Porträtmaler in Diensten des Königs Christian III. von Dänemark; hielt sich dann eine geraume Zeit am Hofe des Königs von Preußen zu Königsberg auf, und wurde dann von diesem Fürsten im J. 1549 nach den Niederlanden gesendet, um dort zum Andenken der Gemalin Albrechts ein Grabmahl errichten zu lassen. Im J. 1550 übernahm er wieder auf Befehl des Königs von Dänemark in Holstein die Aufsicht über den Bau einer Festung, ging aber im folgenden Jahre völlig in die Dienste des Königs von Preußen, und soll zu Königsberg 1560 gestorben seyn. Nach Bartsch***) sollen seine Kupferstiche verschieden bezeichnet seyn: einmal mit ausgeschriebenen Namen, dann mit den Anfangsbuchstaben I.B. und endlich mit diesem Monogramm IcB (*Weise.*)

BINNENLAND, das westliche. So nent man gewöhnlich den unermeßlichen Landstrich, der sich im Innern von Nordamerika von etwa 240 bis 296° östl. L. und 49 bis 72° N. Br. ausdehnt, und im O. das britische Canada und die Hudsonsbai, im S. die vereinigten Staten, im W. die Nordwestküste, im N. den Polarozean zu Gränzen hat; doch ist seine Gränze im hohen Norden noch nicht völlig ausgezogen, obgleich Parry, Mackenzie, Hearne und Franklin es fast zur Evidenz bewiesen haben, daß der Polarozean es hier überall umflute, und kein Zusammenhang mit den Polarländern Statt finde. Dies bis jetzt namenlose Land kann gegen 48,000 □ Meilen umfassen. Es bildet ein Hochplateau, das 1000 bis 1500 Fuß über dem Niveau des Meers sich erhebt, hat im W. das Felsengebirge, die letztere Fortsetzung der Anden, im O. einen Landstrich, der es von Neuwales scheidet, und wird von einer Menge von Flüssen und Strömen durchbrochen, wovon der große Mackenzie dem Polarozean zugeht, die übrigen bedeutendern Ströme aber sich sämtlich nach O. wenden, und das Hudsonsmeer oder das atlantische Meer vergrößern. Dahin gehören vor allen der Churchill und Nelson. Aber noch reicher ist die Hochebene an Seen, worunter der Sklavensee über 1400, der Winipeg 1200 □ Meilen im Spiegel hält. Überhaupt drängen sich die Seen in manchen Strichen in solcher Menge zusammen, wie fast in keiner Gegend der Erde; die meisten hängen unter einander durch Ströme und Abflüsse zusammen; es findet in diesem Lande, ohne die Kunst zu Hilfe gerufen zu haben, eine nur auf kurze Strecken unterbrochne Wasserverbindung vom Ontario bis zum Sklavensee Statt, und Quebeck kann sich dadurch auf die leichteste Art mit dem Sklavensee in Verbindung setzen, selbst, wenn die winterliche Natur keine Hindernisse in den Weg legte, auf dem Mackenzie den Polarozean erreichen. Das Klima in den südlichen Theilen des Landes ist ziemlich milde, bei weiten milder als an den östlichen Küsten des Erdtheils: bis 60° herauf ist der Baumwuchs vortreflich, aber jenseit dieses Grades fangen die Wälder an dünner zu werden, und über 64° hinaus herrscht völlig arktisches Klima. Die Produkte des Pflanzenreichs sind noch wenig untersucht: eine große Mannigfaltigkeit ist nicht vorhanden, und außer den Bäumen des Waldes werden fast allein die Ginseng und Wisepakuka als nutzbare Vegetabilien aufgeführt. Desto ergiebiger ist das Thierreich, das auch das Einzige darbietet, was die Einwohner dieses Landes ernährt, und die Europäer in diese Gegenden gezogen hat. Die Einwohner des Landes sind sämtlich Jäger-Völker. Der Indianer zieht seine Subsistenz aus der Jagd der Elenne, der Moschusochsen, der Bisone, Büffel, Moosethiere und der verschiedenen Arten von Rothwild und Fischen, und für die Pelze der Biber, Muskasch, Bären, Luchse, Minze, Wolferenen und Mustelen handelt er seine mannigfachen europäischen Bedürfnisse ein. Der Eskimo nährt sich vom Robbenschlage und von der Fischerei; seine Wallfischbarten, seine Robbenfelle und der Speck der Cetaceen und Phoken bilden seine Handlungsartikel. Die Europäer nehmen beiden diese geschätzten Waren ab, und geben dafür Pulver, Blei, Waffen, geistige Getränke, wollne Zeuge, Hausgeräthe und allerlei Schmuckwaren. Bis jetzt sind es die beiden Handelsgesellschaften der Hudsonsbai und zu Montreal, die sich in diesen Handel getheilt haben, doch ist erstre von letztrer weit überflügelt, und fast allein um die Umgegend des Hudsonsmeers beschränkt, wogegen diese ihre Geschäfte über das ganze Binnenland bis an das Gestade des Australozeans ausdehnt: sie erhandelt jährlich an Fellen 106,000 Biber, 2100 Bären, 5500 Füchse, 4600 Ottern, 17000 Muskasch, 32,000 Marder, 1800 Minze, 6000 Luchse, 600 Wolferenen, 1650 Fischerwiesel, 100 Rakuhas, 3800 Wölfe, 700 Elenne, 1950 Rehe, 500 Büffel, und versendet sie nach den britischen Inseln und den vereinigten Staten. Zur Betreibung dieses Handels hat sie überall Forts und Fak-

*) Auf einem seiner Kupferstiche nent er sich Coloniensis.
**) Meusel, neue Miscellaneen St. VIII. S. 1021—1039.
***) T. 8. p. 250.

toreien an den gelegensten Örtern errichtet, und eine Handelsstraße aus dem Obernsee bis zum Sklavensee angelegt, ja in den neuesten Zeiten ein Fort auf die Nordwestküste vorgeschoben. — Die Einwohner, die das westliche Binnenland bewohnen, sind theils Indianer, theils Eskimos: letztre, schwächlicher als erstere, versetzte wahrscheinlich Gewalt aus bessern Gegenden in den arktischen Raum des Polaroceans und des Hudsonsmeers, wo sie völlige Ichthyophagen geworden sind, und Robbenschlag und Fischerei zu ihren einzigen Beschäftigungen machen; der stärkere muthigere Indianer hat sich dagegen im Binnenlande behauptet, wo er hauptsächlich sich von der Jagd nährt, und nur nebenbei den Fischfang betreibt; es sind die verschiednen Stämme der Schepewyans und der Knistinoer, die sich noch jetzt über das ganze Innere verbreiten, aber doch so schwach sind, daß sie mit Inbegriffe der Eskimos wol nicht über 150,000 Individuen zählen mögen. Und dies ist die ganze einheimische Bevölkerung, die einen Raum von 48,000 □ Meilen einnimt, und bei ihrer Lebensart auch mit keiner geringern Strecke ausreichen kann. Wahrscheinlich hatte das Land auch nie eine zahlreichere Bevölkerung, wenn sie sich auch durch den zugeführten Brantewein und Kinderblattern seit der Ankunft der Europäer um etwas vermindert haben sollte. Diese sind in ihren Faktoreien und Forts eingeschlossen, und mögen überhaupt nur 500 bis 800 Köpfe zählen, die sich aber blos mit dem Handel beschäftigen, von Zeit zu Zeit durch andere abgelöst werden, und daher nur als temporäre Bewohner anzusehen sind. Das Hauptfort der Montrealer oder nordwestlichen Gesellschaft ist Schepewyan unter 58° 42′ N. Br. am Athapescowsee, das der Hudsonsbaigesellschaft Hudsonshouse unter 53° 0′ 32″ N. Br. und 271° 7′ L. am Saskatschawan. (Nach Mackenzie, Hearne und Long. (*Hassel.*)

BINNEN-PORTO, bedeutet jedes dem Hauptporto, für Weiterbeförderung innerhalb (binnen) gewisser Post-Bezirks-Gränzen, hinzutretende Nebenporto. So begreift fast jedes Preußische Post-Amt unter sich noch einen Bezirk kleinerer Post-Anstalten (Postwärtereien), auf welche die Korrespondenz von den übrigen Post-Ämtern nicht unmittelbar, sondern mittelbar durch erstieres, vorgesetzte, Post-Amt besorgt wird; das dem Hauptporto von jenen Post-Ämtern bis zu diesem, hiernächst vom letzteren bis zur betreffenden Postwärterei hinzutretende fernere Porto heißt Binnenporto. So ist das Städtchen Triebel z. B. eine Postwärterei meines Post-Amtes Sorau; und das Hof-Post-Amt Berlin schickt daher seine Triebeler Briefe auf Sorau, wo dem Hauptporto zwischen Berlin und Sorau, von 3 Gr. für den einfachen Brief, noch ¼ Gr. Binnenporto von Sorau bis Triebel hinzugeschlagen wird. Schreibt dagegen Jemand von Sorau unmittelbar nach Triebel, um bei diesem Beispiele stehen zu bleiben, so hat er, und dies ist besonders zu beachten, statt jenes halben, einen ganzen Groschen Porto zu zahlen, weil das Postwesen in diesem Falle nicht durch schon genossenes, anderweites Hauptporto entschädigt wird. — In einem weitern Sinne, muß man, der etymologischen Bedeutung gemäß, hieher auch dasjenige Porto rechnen, welches, auf eine ähnliche Art, für Weiterbeförderung von einem Gränz-Post-Amte zum gegenüberliegenden ausländischen Gränz-Post-Amte, erhoben wird. Sorau schickt z. B. seine Leipziger Korrespondenz auf das Preußische Gränz-Post-Amt Eilenburg, wo, für die Weiterbeförderung bis zum gegenüberliegenden Sächsischen Gränz-Post-Amte Leipzig, dem schon aufgelaufenen Hauptporto ein Weiterporto hinzutritt, welches, in Bezug auf Eilenburg, allerdings auch jenen Namen verdient, sonst aber auch wol ganz oder theilweise, Post-Aus genant wird. (*Nürnberger.*)

BINNER (Joseph), geboren zu Glurigen im Zehenten Gombs des Schweiz. Kant. Wallis 1697, trat in den Jesuiten-Orden, bekleidete Lehrstellen zu Dillingen, Inspruck, und zuletzt zu Freiburg in der Schweiz das Rectorat des Kollegiums. Er starb daselbst 1776. Neben einigen Abhandlungen über das kanonische Recht gab er viele Schriften polemischen Inhalts, vornehmlich gegen die Züricherschen Theologen heraus, die auch in ihren Titeln meistens das Gepräge der damaligen wechselseitigen Controversen an sich tragen; z. B. Beschreibung des unglücklichen Anlaufs der Prädicanten zu Zürich in ihrem angestellten Mücken- (Mücken-) Tanz um das Licht katholischer Wahrheit; 3 Th. Augsburg 1742. 8. In vielen seiner Schriften dringt er auf die Bestrafung der reformirten Ketzer. (*Meyer v. Knonau.*)

Binoculus, s. Argulus.

BINOM, Binomium, eine zweitheilige Größe, wie $a+b$ oder $\sqrt{a}+\sqrt{b}$, im Gegensatz gegen Größen, die nur aus einem Gliede bestehen und Mononomen heißen, oder die aus mehren Theilen bestehen, und daher Trinomen oder Polynomen heißen. Schon Euclides nent Größen, die aus einem rationalen und aus einem irrationalen Theile bestehen, wie $a+\sqrt{b}$ ex binis nominibus, (Lib. X. Propos. 37.)

Binomial-Coefficient, s. d. folg. Art.

BINOMISCHER LEHRSATZ. Der Satz, welcher die Entwickelung irgend einer Potenz einer binomischen Größe angibt; er zeigt nämlich, daß ganz allgemein $(a+b)^n = a^n + n.a^{n-1}.b + \frac{n.(n-1)}{1.2}a^{n-2}b^2 + \frac{n.(n-1).(n-2)}{1.2.3}a^{n-3}b^3 + \frac{n.(n-1).(n-2).(n-3)}{1.2.3.4}a^{n-4}b^4 + + + + +$ sey.

Der Beweis hiefür ist leicht zu führen, wenn n irgend eine ganze positive Zahl ist. Da nämlich überzeugt man sich leicht, daß jedes einzele durch Multiplication der Größe $(a+b)$ in sich selbst entstehende Glied nur die Factoren a, b, jeden vielleicht mehrmals als Factor enthalten kann; jedes Glied von $(a+b)^n$ enthält aber so viel Factoren, als die Zahl n angibt, und folglich wenn a^r vorkömt, oder a die Anzahl von r Plätzen einnimt, so wird b^{n-r} vorkommen, damit die Anzahl aller Factoren in dem Gliede $a^r.b^{n-r}$ so wie es erfoderlich ist, $=n$ sey. Aber ein Glied dieser Art kann in der entwickelten Potenz mehrmals vorkommen, und die Zahl, welche angibt, wie oft es vorkömt, heißt der diesem Gliede zukommende Binomial-Coefficient. Um diese

Coefficienten zu bestimmen, wollen wir die ersten Potenzen von $a+b$ ausführlich berechnen, und uns dabei zum Gesetz machen, die Produkte, die irgend ein Glied enthält, so zu ordnen, daß der aus dem Multiplicator genommene Factor immer vorangesetzt werde, so daß wir $b.a$ schreiben, wenn im Multiplicator b vorkam, und $a.b$ wenn im Multiplicator a vorkam. So ergibt sich folgendes:

$$\begin{array}{r} a+b \\ a+b \\ \hline a.a+ab \\ +ba+bb \end{array}$$

dieses, Glied für Glied multiplicirt mit

$$\begin{array}{r} a+b \\ \hline a.a.a+a.a.b \\ +a.b.a+a.b.b \\ +b.a.a+b.a.b \\ +b.b.a+b.b.b. \end{array}$$

gibt:

Was sich hier beim ersten Blicke zeigt, daß nämlich jedes Produkt, z. B. a^2b, so oft vorkömt, als die drei Größen a, a, b versetzt oder permutirt werden können, läßt sich leicht als allgemein nothwendig nachweisen, und damit ist die Regel für die Bestimmung der Binomial-Coefficienten, wenn n eine ganze positive Zahl ist, leicht gefunden. Es ist nämlich aus der Lehre von den Permutationen bekant, daß n Größen, wenn alle ungleich sind, so oft permutirt werden können, als das Produkt $n.(n-1).(n-2).(n-3)\ldots\ldots 2.1.$ angibt, welches alle ganze Zahlen von n bis 1 als Factoren enthält; aber wenn diese n Größen nur von zweierlei Art sind, und die eine r mal, die andre $(n-r)$ mal vorkömt, so muß, um die Anzahl der Versetzungen anzugeben, jenes Product mit den Producten $r.(r-1).(r-2)\ldots.1$; und $(n-r).(n-r-1)\ (n-r-2)\ldots\ldots 2.1$ dividirt werden; die Permutationszahl für die n Größen $a^r.b^{n-r}$ ist also $=$

$$\frac{n.(n-1).(n-2)\ (n-3)\ (n-4)\ \ldots.3.2.1}{1.2.3.\ldots.(r-1).r.(n-r)(n-r-1)\ldots.2.1};$$

das ist $=\frac{n.(n-1)\ (n-2)\ \ldots\ldots\ (n-(r-1))}{1.2.3.\ldots.r}$;

und dies ist folglich der Coefficient desjenigen Gliedes, worin $a^r.b^{n-r}$ oder $a^{(n-r)}.b^r$ vorkömt.

Die Reihe der Factoren im Coefficienten nimt, wenn man die Glieder a^n; $a^{n-1}.b$; $a^{n-2}.b$, nach der Ordnung nimt, anfangs von Glied zu Glied zu; aber wenn r mehr als $\frac{1}{2}n$ beträgt, so heben einige Factoren im Nenner die im Zähler auf; so wird z. B. für $(a+b)^7$, die Reihe der Coefficienten folgende: $\frac{7}{1}$; $\frac{7.6.}{1.2}$; $\frac{7.6.5}{1.2.3}$; $\frac{7.6.5.4}{1.2.3.4}$; $\frac{7.6}{1.2}$; $\frac{7.}{1}$. Die Darstellung der entwickelten Potenzen von $(a+b)$ ist also nun leicht, z. B.

$(a+b)^2 = a^2 + 2ab + b^2$;
$(a+b)^3 = a^3 + 3a^2b + 3ab^2 + b^3$;
$(a+b)^4 = a^4 + 4a^3b + 6a^2b^2 + 4ab^3 + b^4$;
$(a+b)^5 = a^4 + 5a^4b + 10a^3b^2 + 10a^2b^3 + 5ab^4 + b^4$.

Schwieriger, als für n gleich einer positiven ganzen Zahl, ist der Beweis zu führen, daß die angegebene Entwickelung auch noch gelte, wenn n eine ganze negative Zahl oder ein positiver oder negativer Bruch ist. Indeß, wenn n eine negative ganze Zahl ist, so ergibt sich, weil $(a+b)^{-n} = \frac{1}{(a+b)^n}$

$$\text{also} = \frac{1}{a^n + na^{n-1}.b + \frac{n.(n-2)}{1.2}a^{n-2}.b^2 + \ldots + b^n}$$

ist, daß man eben jene Entwickelung anwenden kann. Setzt man nämlich: $(a+b)^{-n}$ werde $= A + Bb + Cb^2 + Db^3 + \text{etc.}$, wo A, B, C, D, etc. unbestimte, erst zu findende Coefficienten sind, so gibt die Gleichsetzung jener Ausdrücke an, daß

$$1 = (a^n + n.a^{n-1}.b + \frac{n.(n-1)}{1.2}.a^{n-2}b^2 + \ldots + b^n) \times (A + Bb + Cb^2 + Db^3 + \text{etc.}),$$

also, da die Coefficienten bei jeder Potenz von b oder in jedem zusammen gehörenden Gliede sich unter einander aufheben müssen, daß $1 = A.a^n$; $A.n.a^{n-1} + B.a^n = 0$;
$A.\frac{n(n-1)}{1.2}a^{n-2} + B.na^{n-1} + C.a^n = 0$ u. s. w.
seyn muß, woraus $A = a^{-n}$; $B = -n.a^{-n-1}$;
$C = \frac{-n.(-n-1)}{1.2}a^{-n-2}$ und so ferner.

Der Beweis, daß eben auch für n gleich einem Bruche die Entwickelung gelte, wird durch folgende Betrachtungen hinreichend angedeutet werden.

Wenn wir die Quadratwurzel aus $(a+b)$ suchen oder $(a+b)^{\frac{1}{2}}$ bestimmen wollen, so werden wir hier es nicht befremdend finden, diese Potenz in einer nie abbrechenden, also unendlichen Reihe ausgedrückt zu sehen; denn dieses kennen wir ja schon bei den Wurzelausziehungen für solche Zahlen, deren Wurzeln sich nur näherungsweise darstellen lassen. Gäbe nun jemand an, daß $(a+b)^{\frac{1}{2}}$ durch die Reihe:

$$a^{\frac{1}{2}} + \tfrac{1}{2}.a^{-\frac{1}{2}}.b + \frac{\frac{1}{2}.(\frac{1}{2}-1)}{1.2}a^{-\frac{3}{2}}.b^2 + \frac{\frac{1}{2}.(\frac{1}{2}-1).(\frac{1}{2}-2)}{1.2.3}a^{-\frac{5}{2}}.b^3 + \text{etc.}$$

deren Gesetz klar vor Augen liegt, ausgedrückt werde, so würden wir es als einen Beweis für die Richtigkeit dieser Entwickelung ansehen, wenn sich zeigen ließe, daß diese Reihe mit sich selbst multiplicirt, $a+b$ gäbe und alle andern Glieder sich aufhöben. Dieses läßt sich aber, nicht blos durch wirkliche Darstellung der ersten Glieder, sondern allgemein für alle Glieder zeigen, und jene Entwickelung ist also die richtige.

Der hier angedeutete Beweis gilt für jeden Werth, den n haben kann. Es läßt sich nämlich zeigen*), daß wenn man die Reihen

*) Euler hat dies schon gezeigt, in den nov. Comment. Petropolit. T. XIX.

$$a^m + m a^{m-1} b + \frac{m.(m-1)}{1.\ 2}\ a^{m-2}\ b^2$$

$$+ \frac{m.(m-1)\ (m-2)}{1.\ 2.\ 3}\ a^{m-3}\ b^3 + \text{etc.}$$

und

$$a^{n-m} + (n-m)\, a^{n-m-1}\, b + \frac{(n-m)\ n-m-1)}{1.\ 2}\ a^{n-m-2} b^2$$

$$+ \frac{(n-m)\ (n-m-1)\ (n-m-2)}{1.\ 2.\ 3}\ a^{n-m-3}\ b^3 + \text{etc.}$$

in einander multiplicirt, nichts anders heraus komt, als

$$a^n + n a^{n-1} b + \frac{n.(n-1)}{1.\ 2}\ a^{n-2}\ b^2$$

$$+ \frac{n.(n-1)\ (n-2)}{1.\ 2.\ 3}\ a^{n-3}\ b^3 + \text{etc.}$$

und daß folglich die Reihe $(a+b)^{\frac{1}{3}}$ nach Anleitung des binomischen Lehrsatzes entwickelt und mit sich selbst multiplicirt, genau die Reihe gibt, die der binomische Lehrsatz für $(a+b)^{\frac{2}{3}}$ angibt, und diese wieder mit der Reihe, die er für $(a+b)^{\frac{1}{3}}$ angibt, multiplicirt, gibt $(a+b)^1$; da nun $(a+b)^{\frac{1}{3}} \cdot (a+b)^{\frac{1}{3}} \cdot (a+b)^{\frac{1}{3}} = a+b$ seyn muß, so ist es ein strenger Beweis für die Richtigkeit jener Reihe, wenn das ebengenannte Product wirklich nichts anders als $a+b$ gibt. Und so läßt sich der Beweis für $(a+b)^{\frac{1}{m}}$ und daraus für $(a+b)^{\frac{n}{m}}$ führen. — Die Rechnung umständlicher mitzutheilen, würde hier zu weitläufig seyn *).

Von den Anwendungen, die man von diesem Satze machen kann, mag hier nur folgende stehen. Man soll die 7te Wurzel aus 200 finden: da $2^7 = 128$, so setze ich $200 = 128 + 72$, also $(128+72)^{\frac{1}{7}} = 128^{\frac{1}{7}} + \frac{1}{7} \cdot \frac{72}{(128)^{\frac{6}{7}}} - \frac{\frac{1}{7}\cdot\frac{6}{7}}{1.2} \cdot \frac{72^2}{(128)^{\frac{13}{7}}}$ u. s. w. das ist

$$= 2 + \tfrac{1}{7} \cdot \frac{72}{2^6} - \frac{\frac{1}{7}\cdot\frac{6}{7}}{1.2} \cdot \frac{72^2}{2^{13}} + \text{etc.}$$

Hieraus ergibt sich $\sqrt[7]{200} = 2{,}1$, u. da $2{,}1^7 = 180{,}1088541$, also $200 = (2{,}1)^7 + 19{,}8911459$ ist, so läßt sich jetzt $\sqrt[7]{200} = (2{,}1^7 + 19{,}8911459)^{\frac{1}{7}}$ durch eine sehr bequeme Reihe finden. Es ist nämlich, wenn ich $2{,}1 = a$ und $19{,}8911459 = b$ setze $(a^7+b)^{\frac{1}{7}} = a + \frac{1}{7}\frac{b}{a^6} + \frac{\frac{1}{7}\cdot(-\frac{6}{7})}{1.7}\frac{b^2}{a^6.a^7} + \frac{\frac{1}{7}(-\frac{6}{7})(-\frac{13}{7})}{1.2.3}\frac{b^3}{a^6.a^7.a^7} + \text{etc.}$

und hier $a = 2{,}1000000$;

$$+ \tfrac{1}{7}\frac{b}{a^6} = +0{,}0331319;$$

$$- \frac{\frac{1}{7}\cdot\frac{6}{7}}{1.2} \cdot \frac{b^2}{a^6.a^7} = -0{,}0015682;$$

$$+ \frac{\frac{1}{7}\cdot\frac{6}{7}\cdot\frac{13}{7}\cdot b^3}{1.2.3.\ a^6.a^7.a^7} = +0{,}0001072;$$

$$- \frac{\frac{1}{7}\cdot\frac{6}{7}\cdot\frac{13}{7}\cdot\frac{20}{7}\cdot b^4}{1.2.3.4.a^6.a^7.a^7.a^7} = -0{,}0000085;$$

$$+ \frac{\frac{1}{7}\cdot\frac{6}{7}\cdot\frac{13}{7}\cdot\frac{20}{7}\cdot\frac{27}{7}\cdot b^5}{1.2.3.4.5.a^6.a^7.a^7.a^7.a^7} = +0{,}0000007;$$

die Summe ist $= 2{,}1316631$;

also $\sqrt[7]{200} = 2{,}1316631$.

Ueber die Binomial-Coefficienten ist noch Folgendes bemerkenswerth:

Wenn man denjenigen Coefficienten den *ersten* nennt, der bei der ersten Potenz von b steht, denjenigen den *nten* der bei der nten Potenz von b steht, so ist der

erste $= n$;

zweite $= \frac{n.n-1}{1.\ 2}$;

dritte $= \frac{n.\ n-1.\ n-2}{1.\ 2.\ 3}$;

rte $= \frac{n.n-1.\ n-2.\ n-3\ \ldots\ldots\ n-(r-1)}{1.\ 2.\ 3.\ 4\ \ldots\ldots\ r}$;

der $(r+1)$te wird also aus dem rten gefunden, wenn man diesen mit $\frac{(n-r)}{r+1}$ multiplicirt.

Ferner: da der rte Coefficient der nten Potenz $= \frac{n.n-1\ \ldots\ldots\ (n-(r-1))}{1.\ 2\ \ldots\ldots\ r}$ ist, und der $(r-1)$te Coefficient der nten Potenz $= \frac{n.n-1\ \ldots\ldots\ (n-(r-2))}{1.\ 2\ \ldots\ldots\ r-1}$

oder $= \frac{n.\ n-1\ \ldots\ldots\ (n-(r-2))\ .\ r}{1.\ 2\ \ldots\ldots\ r-1.\ r}$ ist, so gibt die Summe beider $\frac{n.n-1.n-2\ \ldots\ldots\ (n-(r-2))\ .\ (n-r+1+r)}{1.2.\ 3.\ldots\ldots\ r-1.\ r}$

oder $\frac{n+1.\ n.n-1.\ n-2\ \ldots\ldots\ n-(r-2)}{1.\ 2.\ 3.\ 4\ \ldots\ldots\ r}$,

oder $\frac{n+1.\ n.n-1.\ n-2.\ \ldots\ldots\ ((n-1)\ -\ (r-1))}{1.\ 2.\ 3.\ 4\ \ldots\ \ r}$.

welches der rte Coefficient der $(n+1)$ten Potenz ist; dieser ist also jener Summe gleich.

Wenn man nach dem binomischen Lehrsatz $(1+1)^n$ entwickelt, so erhält man

$$2^n = 1 + n + \frac{n.n-1}{1.\ 2} + \frac{n.n-1.n-2}{1.\ 2.\ 3} + + + n + 1;$$

die Summe aller Binomial-Coefficienten ist also, wenn man die erste und letzte 1 mit einschließt $= 2^n$, z. B. für $n = 7$.

$2^7 = 128 = 1 + 7 + \frac{7.6.}{1.2} + \frac{7.6.5}{1.2.3} + \frac{7.6.5}{1.2.3} + \frac{7.6}{1.2.} + 7 + 1$; dagegen wenn man $(1-1)^n$ nach dem binomischen Lehrsatz entwickelt, so wird (nach der Formel $(a-b)^n = a^n - n\,.\,a^{n-1}b + \frac{n.n-1}{1.2}\,a^{n-2}b^2 - \text{etc.}$

$$0 = 1 - n + \frac{n.n-1}{1.\ 2} - \frac{n.n-1.n-2}{1.\ 2.\ 3} + - + - \text{etc.}$$

$$\overline{+}\ n\ \underline{+}\ 1;$$

Zum Beispiel $(1-1)^8$ gibt

*) Man kann sie nachsehen in Brandes Vorbereitungen zur höhern Analysis, Leipzig 1820. wo sie §. 114. vorkömt; auch in Thibaut Allgem. Arithm. S. 172. Andre Beweise führt Klügels Wörterbuch in dem Artikel: Binom. Lehrsatz, an.

Digitized by Google

$$0 = 1 - 8 + \frac{8.7}{1.2} - \frac{8.7.6}{1.2.3} + \frac{8.7.6.5}{1.2.3.4} - \frac{8.7.6}{1.2.3} + \frac{8.7}{1.2} - 8 + 1.$$

Mehre merkwürdige Eigenschaften der Binomial-Coefficienten muß man in Büchern, die diesen Gegenstand umständlich behandeln, nachsehen; hier konten nur solche angegeben werden, die sich ohne sehr weitläufige Rechnung beweisen lassen. Vgl. Klügels Wörterbuch.

Nur über die Zeichen für diese Coefficienten muß ich noch etwas sagen.

Da es unbequem ist immer umständlich den rten Coefficienten der nten Potenz zu benennen, so ist es allerdings angenehm, dies durch ein Zeichen anzudeuten, und da scheinen mir Thibauts Zeichen am passendsten. Er bezeichnet mit $^{n}\mathfrak{B}^{r}$ den rten Coefficienten der nten Potenz und es ist also $^{n}\mathfrak{B} = n$; $^{n}\mathfrak{B} = \frac{n.n-1}{1.2}$, u. s. w. So also würde für eine Potenz mit einem ganzen Exponenten, der eine gerade Zahl $= 2n$ ist, der letzte Satz heißen:

$$0 = 1 - {}^{2n}\mathfrak{B} + {}^{2n}\mathfrak{B} - {}^{2n}\mathfrak{B} + {}^{2n}\mathfrak{B} - \text{etc.}$$

Die Bezeichnungen von Hindenburg, Klügel und andern binden sich zu sehr an die Ordnung des Alphabets und werden unbequem bei allgemeinen Gliedern. Heißt z. B. für die nte Potenz der erste Coeffic. $^{n}\mathfrak{A}$;

der zweite Coeffic. $^{n}\mathfrak{B}$;

der dritte Coeffic. $^{n}\mathfrak{C}$;

so muß man sich schon eines andern Druckes bedienen, um anzuzeigen, daß

$^{n}\mathfrak{M}$ nicht den zwölften Coefficienten $= {}^{n}\mathfrak{M}$ sondern den mten unbestimten Coefficienten der nten Potenz bedeutet,

und die Bezeichnung $^{n}\mathfrak{M}^{+1}$ um den $(n+1)$ten anzugeben, ist noch minder bequem.

Da noch keine Bezeichnung allgemein eingeführt ist, so mag dieses hinreichen, um bei dem Blick in Bücher über diesen Gegenstand das Verständniß zu erleichtern. (*Brandes.*)

BINSDORF, ehemals Binzdorf, Städtchen im Schwarzwalde, im wirtembergischen Ob. A. Bahlingen, im Schwarzwald-Kreise, hat 785 kathol. Einw. Ehedem gehörte es zur österreich. Grafsch. Hohenberg; 1806 kam es an Wirtemberg. (*Röder.*)

Binse, s. Juncus.

Binsen-Nachtigall, B. — Sänger, s. Sylvia Schoenobaenus.

BINSFÖRTH, Pfarrdorf an der Fulda, im Kreise und Amte Melsungen der Kurhess. Prov. Niederhessen; es zählt 66 Häus. und 433 reform. Einw., und war vormals ein Castrum, wo ein gleichnam. edles Geschlecht hauste, dessen Güter nach seinem Aussterben an die von Baumbach gefallen sind. (*Hassel.*)

BINT AISCHAH, die Tochter Achmeds, war eine arabische Dichterin, zu Kordova in Spanien, im 4ten Jahrh. der Hedschra. Auch ihr Vater war als Dichter bekant. Sowol durch ihre Lieder und ihre Reden, als durch ihre Tugend erwarb sie sich hohen Ruhm. Sie soll als Jungfrau gestorben seyn J. d. H. 400. J. Chr. 1009, und eine große Büchersamlung hinterlassen haben. (*H. G. C. Kosegarten.*)

BINTANG, ein großes Eiland in der Straße Malaka und an dem südöstlichen Ende der gleichn. Halbinsel unter 1° N. Br. Es ist 7 Meilen lang, 3½ breit, und von einer zahllosen Menge von Felsenriffen und Inselchen umgeben, welche die Schiffahrt um dasselbe äußerst gefährlich machen. Die Produkte sind wol die nämlichen wie auf Sumatra; die Einw. moslemische Malaien und gefürchtete Seeräuber, die unter einem, jedoch von dem Reiche Siak auf Sumatra abhängigen Sultane stehen. Seine Residenz Rehio oder Rio besitzt einen guten Hafen und treibt beträchtlichen Handel. (Hamilton, Marsden). (*Hassel.*)

BINZEN, schöner Marktfl. im Bezirksamt Lörrach des Großherz. Baden, an der Landstraße von Conden nach Basel, mit 730 Einw. *). (*H.*)

BINZWANG, Marktfl. mit Pfarrkirche im Land-Gerichts-Bezirk Leutershausen, des Königl. Baierischen Rezatkreises von 43 Häus. und 46 Familien = 214 Selen. (*Fenkohl.*)

BIOBBIO, Biobio, schiffbarer Fluß, auf der Cordillere im Reiche Chile in Südamerika entspringend, der nahe bei la Concepcion in den Austral-Ozean sich mündet, und die Gränze zwischen den europäischen Besitzungen und den südlichen, von freien Indianern bewohnten Strichen macht. An seinem nördlichen Ufer sind gegen die Einfälle der Indianer mehre kleine Festungen angelegt. (*Stein.*)

BIOCOVO, ein hoher Berg in Dalmatien an der Narenta, welcher den Anwohnern zum Wetteranzeiger dient. Am Fuße desselben liegt die Stadt Makarska mit einem Hafen. (*Rumy.*)

BJÖRKÖ, 1) eine Insel im Mälar-See, 3 Meilen von Stockholm. Hier soll die alte berühmte Hauptstadt der heidnischen Schweden gelegen haben, wo einst Ansgar das Christenthum um 816 verkündigte, und der Statthalter Hergeir die erste christliche Kirche bauete. Die Alten erzählen viel von der Größe dieser Stadt; im J. 829 soll sie 14000 Mann ins Feld gestellt haben *). Der Norwegische König Olof der Heilige im 11. Jahrh. soll sie zerstört haben. Man findet noch einige Ruinen, in deren Nähe jetzt ein Bauerdorf liegt. Einige halten dafür, Björkö oder Birka sey nur Außenhafen und Vorstadt der eigentl. Hauptstadt Sigtuna, und nicht auf jener Insel, sondern in der Stadt Sigtuna an der gegenüber liegenden Küste des Mälar habe Ansgar das Christenthum verkündet. 2) eine Insel mit gutem Hafen, an der Nordsee, in der Meerenge Kalsfund, dem Einlauf nach Kongelf, an der Küste von Bohus. 3) eine kleine

*) So Demian in d. Geogr. u. Stat. d. Großherz. Baden — ohne der Cattundr. zu erwähnen, die andere Topogr. aufführen.

*) Graf Dahlberg in seiner Suecia antiqua et hodierna, hat den Grundriß der alten Stadt geliefert.

er überdies in hohem Grade leichtgläubig *) war, so müssen seine Reisenachrichten mit Umsicht und Prüfung benutzt werden. Sie enthalten indessen doch auch viele gute Bemerkungen über den Zustand der Literatur in den bereisten Ländern, Nachrichten von Münzen, Manuscripten, seltenen Büchern, Gelehrten, die der Verfasser kennen lernte, und dergl. Am schätzbarsten sind seine Nachrichten von Konstantinopel und dem türkischen Reiche. Seit dem Antritte seiner Reisen hatte Biörnstahl, in einer ziemlich fortgehenden Folge, seine Bemerkungen in Briefen seinem Freunde, dem Bibliothekar Gjörwell in Stockholm, mitgetheilt. Aus diesen Briefen, von denen mehre zuerst in schwedischen Zeitschriften abgedruckt wurden, und aus des Verstorbenen Tagebüchern, entstand die Resa til Frankrycke, Italien, Sweitz, Tyskland, Holland, Ängland, Turki et och Greckeland; ed. C. Ch. Gjörwell. Stockh. 1780—84. Vol. V. 8., teutsch, mit Anmerk. von Just. Ern. (u. Christ. Heinr.) Groskurd. Stralsund 1777—84. 6 Bde. 8. Holländ. Utrecht und Amsterd. 1778—84. 6 Bde. 8. Auszüge in französischen Journalen **). (*Baur.*)

BIOGLIO, im Alterth. Bedolium, großer Marktfl. in Piemont, am Flusse Cervo, in der Provinz Biella, in einer sumpfigen Gegend; es gehören dazu 6 Pfarrdörfer mit 10,000 Einw., die Wollen- und Strumpfweberei unterhalten. (*Röder.*)

BIOGRAD, Beligrad (d. i. Weißenburg) 1) Stadt in türkisch Kroatien, beim Einfluß der Bliva in die Verbaß; 2) Biograd, See-Belgrad, Alba maritima, italiänisch Zara vecchia (das alte Zara, ungeachtet es nicht die alte Stadt Zara ist), das Blandona der Alten, heutzutage ein schlechter Flecken am mittelländischen Meere, aber mit einem geräumigen und sichern Hafen. In alten Zeiten wohnten hier die Könige von Kroatien, und wurden hier gekrönt, z. B. Crescimir, der hier im J. 1059 ein Kloster stiftete. Die Ortschaft erhielt ihren slavischen Namen Biograd (Weißenburg) daher, weil die Slaven die Residenzen ihrer Fürsten, welche gemauert und geweißt waren, von ihren Holzhütten gewöhnlich durch den Namen Biograd oder Belograd, das ist Weißenburg, unterschieden. Hier war einst ein Bisthum, welches nach Scardona verlegt wurde, als der venetianische Doge Ordelafo Falieri während den Kriegen mit den Ungern Biograd zerstören ließ *). Aus der Asche dieser Stadt entstand ein von räuberischem Gesindel angelegtes Dorf, welches im XVII. Jahrh. auf Befehl der Regirung von Grund aus zerstört wurde. In der Folge entstand hier ein kleiner Flecken, der aber von wenigen und zwar armen Einwohnern bewohnt wird. Der Hafen wird noch nicht benutzt. (*Rumy.*)

Biographie und Biologie, s. Leben.

Biolco, s. Ruzzante.

BION (Βίων). Unter den alten Philosophen werden nicht weniger als zehn dieses Namens aufgeführt, der älteste als Zeitgenosse des Pherekydes, also um 560 v. Chr. Da wir jedoch von den Wenigsten etwas wissen, so zeichnen wir nur die aus, von denen sich etwas Bedeutenderes findet. 1) Bion, aus den griechischen Kolonien am Borysthenes, (Dneper), daher zum Unterschiede von den gleichnamigen *Borysthenita* genant, war ein Anhänger der Kyrenäischen Schule, und besonders des Theodorus, um die 120 Olympiade, nachdem er bei dem Akademiker Krates und einem Kyniker den Theophrast gehört hatte, und vereinigte das Ungebundene der Kynischen und die Freigeisterei in Sitten und Religion der Kyrenäischen Schule. Cicero, Plutarch und Diogenes berichten uns viele witzige Gedanken und Urtheile, in welchen sich bald eine helle Ansicht des Lebens und ein heiterer Spott über die Thorheiten, bald eine einseitige und schiefe Denkart und leichtfertiger Sinn offenbaret, der eben so gut über den Aberglauben als über den religiösen Glauben spotten kann. Nach Diogenes (II. 47.) war er ein Gotteslängner, belehrte sich aber am Ende seines Lebens auf dem Krankenlager, ja suchte aus Lebenslust bei dem Aberglauben Hilfe. Doch sind die Nachrichten zu mangelhaft, um über seine religiöse Denkart ein bestimtes Urtheil zu fällen. Sonst war er ein Liebling des Makedonischen Königs Antigonos, und durch seinen beißenden Spott bekant †). (*Tennemann*). 2) Der Mathematiker von Abdera, aus der Familie des Demokritos. Er soll im attischen und jonischen Dialekte geschrieben haben, und Diogenes von Laërte führt von ihm an, er habe zuerst die Behauptung aufgestellt, daß es auf der Erde Stellen gebe, wo im Jahre nur Ein Tag und Eine Nacht sey, wovon jener und diese sechs Monate dauere. Hat er dieses, was wenigstens die Elementarkentniß von der sphärischen Gestalt der Erde und der Schiefe der Ekliptik voraussetzt, behauptet, so muß er vor Kleomedes gelebt haben, der diese Theorie sehr bestimt aussprach, und mithin älter seyn als Eratosthenes. (*H.*)

BION, gewöhnlich der Smyrnäer genant, war nach dem Zeugniß des Suidas 1), dem ältesten, das wir

*) Ein Gelehrter, der ihn in Holland kennen lernte, sagte in dieser Beziehung von ihm: C'étoit un des plus rares originaux qu'il soit possible d'imaginer, un savant, au demeurant, profond comme un puits farci d'Arabe et d'Hébreu, mais couvert aussi de tous les ridicules d'un pédant du siècle passé. Il a été la fable publique pendant son sejour à la Haïe, et il n'y a sorte de balourdises et d'incongruités qu'il n'ait commises. Sa grande marotte étoit de tout voir, et de tout savoir. Il lui falloit des anecdotes, vraies ou fausses; et il les goboit en depit de la probabilité et du bon sens. Quelques mauvais plaisans ont profité de ses heureuses dispositions pour lui faire accroire tout ce qu'ils vouloient, et sa collection rhapsodique s'en ressent. S. Allg. teutsch. Biblioth. 54 Bd. S. 603. Wendeborn, der seine Bekantschaft in England machte, sagt in derselben Beziehung von ihm: „Seine Fragen waren, um wenig zu sagen, oft sehr sonderbar, und die Leichtgläubigkeit, mit der er jede Antwort, jede Erzählung oder Anekdote für wahr aufnahm, verursachte, daß manche ihm Dinge aufbanden, die scharfsinnige Leute bald würden bezweifelt haben". S. Wendeborns Erinnerungen, aus s. Leben. 1 Th. 232.

**) Sein Leben bei seinen Reisen. Büschings wöchentl. Nachr. 1777. S. 364; 1780, 153; 1781, 83. *Meusel* Bibl. hist. Vol. II. P. I. 272. *Saxii* Onomast. Vol. VII. 243. Bouginé (der ihn persönlich kante) Handb. der Literargeschichte. 3 Bd. 645.

*) Engel's Geschichte der ungrischen Nebenländer, II. Band. S. 214.

†) Horaz 2. Brief 1. B. V. 59.

1) *Suidas* unter Θέόφραστος. Daß er in den Handschriften und Ausgaben in der Regel der Smyrnäer heißt, beweist auf

über das Vaterland dieses Dichters besitzen, nicht in der Stadt selbst, sondern auf einem Landgute, Phlossa, wahrscheinlich unweit derselben und am Flusse Meles gelegen, von uns unbekannten Eltern geboren. Über seine Lebenszeit gibt das Gedicht Aufschluß, in welchem sein Schüler Moschos seinen Tod betrauert: aus diesem erhellet, daß Bion Zeitgenosse des Philetas von Kos, des Asklepiades von Samos, des Lykidas von Kydon und des Theokritos, aber etwas älter als Moschos und dieses Bukolikers Lehrer war [2]), so daß also die drei bekanntesten ländlichen Dichter der Griechen neben einander geblüht haben, und die Regierung des zweiten Ptolemäos, 284—246 vor Chr. als die Vollendungszeit der durch den Philetas zuerst angeregten neuen Dichtungsart zu betrachten ist [3]). Ob Bion übrigens des Moschos Lehrer in der Grammatik war, wie Philetas und Asklepiades des Theokritos, müssen wir dahingestellt seyn lassen: bei der großen Ähnlichkeit, die zwischen den uns erhaltnen Werken beider Bukoliker sich nicht verkennen läßt, kann man aus Moschos Versicherung, des Bion Schüler gewesen zu seyn, eben so schicklich auf das rein poetische Verhältniß des Nachahmers zum bewunderten Vorbilde schließen. Daß Bion aber seine Heimath verlassen, und wenigstens den letzten Theil seines Lebens in Sicilien zugebracht habe, ist zwar vom Moschos nicht bestimt ausgesprochen, aber doch auf eine solche Weise angedeutet worden, daß wir uns zu sehr gezwungnen Erklarungsversuchen bequemen müssen, wenn wir diesen Sinn seiner Worte nicht anerkennen wollen [4]). Daß zwischen Bion und den übrigen genanten Dichtern dieses Zeitalters ein Band persönlicher Freundschaft geknüpft gewesen sey, bleibt ganz ungewiß; so wie wir denn überhaupt von seinen Lebensumständen nichts weiteres wissen, als daß er seinen Tod durch Gift fand, daß mehre sich zu diesem Frevel verbunden hatten, aber gesetzliche Strafe über alle Theilnehmer verhängt ward [5]).

Auch über den Geist und Styl seiner Dichtungen steht uns nur ein sehr bedingtes Urtheil zu. Denn sowol der fragmentarische Zustand, in dem mehre seiner Gedichte auf uns gekommen sind, als die Anerkennung, die er schon im Alterthume fand, und die ehrende Zusammenstellung seines Namens mit dem des Theokritos, sind sichere Beweise, daß ein ziemlicher Theil seiner Werke für uns untergegangen ist. Unter dem Erhaltenen ist das Klagelied um Adonis wenigstens dem Umfange nach das bedeutendste: in allem übrigen kann es wol das schwächste und geringfügigste genant werden: denn wo man vor allem Wahrheit des Gefühls und dem gemäße leidenschaftliche Tiefe des Ausdrucks erwartet, findet man sich durch weichliche Fülle und sentimentales Spiel mit dem Schmerz wenig befriedigt. Gelungener sind die fünf folgenden kleinern Idyllien, die sich in sinnreichem Spiel um den Eros bewegen, und in eine epigrammatische Spitze auslaufen: ihnen durchaus verwandt ist das achte, neunte und zehnte Gedicht: in diesen artigen Tändeleien, die das Wesen und die Erscheinungen der Liebe bald in mythischen Bildern, bald in gefühlvoller Betrachtung darstellen, leistete Bion vielleicht das Vortrefflichste, und auch Moschos scheint das anzuerkennen [6]). Gefällig spricht das Hirtengespräch über die Vorzüge der Jahreszeiten an: von großer Zartheit zeugt das Brautlied auf Achill und Deidameia, obgleich durch den fehlenden Schluß der Genuß des Ganzen sehr gestört ist: unter den sieben kleinern Bruchstücken zeichnen sich die aus, die Sittensprüche enthalten. Allen Gedichten des Bion ist Reichthum in den Schilderungen, Feinheit im Ausdruck, zarter Witz und großer Wohlklang des Versbaues eigen. An sinnreicher Eigenthümlichkeit der Erfindung übertrifft er den Moschos: aber dem Theokritos steht er fast in allem, besonders in Kraft und Wahrheit der Darstellung nach.

Obgleich das Alterthum den Bion ausschließlich als bukolischen Dichter betrachtet zu haben scheint, so ist doch unter den von ihm vorhandenen Idyllien, wie seine Werke jetzt gewöhnlich überschrieben werden, im engern Sinne des Wortes nur Eines bukolisch, das Gespräch über die Jahreszeiten. Aber auch die übrigen zu diesem Gebiete zu ziehn, erlaubt die weitere Bedeutung, in der das Wort gerade in diesem Zeitraum gebraucht ward, so daß man eigentlich alle die Dichtungen bukolisch nante, die Götter- und Heldensagen nicht heroisch, sondern erotisch behandelten, und sich dabei eines poetischen, mit vielen Jonismen, ja Atticismen untermischten Dorismus bedienten. Dieser entsprach solchen Darstellungen, die mehr nach naiver Anmuth, als nach reiner und strenger Schönheit strebten. Beim Bion sind der seltnern dorischen Formen bei weitem weniger als beim Theokritos, die Gesetze für den Bau des Hexameters aber, dessen er sich ausschließlich bedient, durchgängig dieselben.

Nicht unwichtig für uns sind die Worte, durch die Moschos die Werke seines Meisters zu charakterisiren versucht, da diese als das Ergebniß genauer Kentniß von seinen sämtlichen Werken zu betrachten sind: sie lauten so:

— nicht Krieg, nicht Thränen, den Pan nur rönete dieser,
Flur und Hirten besang er, und weidete singend die Heerde,
Feldsprungen erschuf er, und melkte die liebliche Stärke:
Knaben auch lehrt' er küssen und Mägdelein: immer den Eros
Hegt' er am Busen geschmiegt, und erregte die Huld Aphrodita's.
Moschos 3, 82 fg. nach Voß.

In den älteren Ausgaben sind in den Handschriften Bions Gedichte unter die des Theokrit gemischt: zuerst gesondert gab sie mit denen des Moschos, von denen sie seitdem als unzertrennlich betrachtet sind, Adolph Mekerch, Brügge 1565. 4. heraus:

keinen Fall gegen dieses Zeugniß, ja läßt sich damit vereinigen: denn es ist gar kein seltener Fall, daß die Alten einen Mann nicht nach dem Orte seiner Geburt, sondern nach demjenigen nennen, wo er sich längere Zeit aufhielt, besonders wo er Bürgerrechte erlangt hatte, s. meine Anm. b. Bekker zum Theognis, 773. Heindorf zu Plat. Protag. p. 489. und Welcker zum Alkman, p. 5. 85. Wenn ihn aber ein Paar Italiäner zum Syrakusier machen, so ist das blos eine Verwechselung mit dem Moschos. 2) *Mosch.* 3, 96—100. 3) Saxe im Onomast. I. p. 132., dem A. Matthiä Grundr. d. Gesch. der Griech. und Röm. Lit. p. 78. unbegreiflicher Weise gefolgt ist, irrt gänzlich, wenn er den Bion und Moschos als Zeitgenossen des Panaitios, also um volle hundert Jahre jünger ansetzt, s. Mansos Einleitung, p. 26. 4) *Mosch.* 3, 59 fg. 126 fg. und Manso p. 24. 25. 5) *Mosch.* 3, 116. 121.

6) *Mosch.* 3, 65 fg.

doch wurden sie auch nachher häufig wieder dem Theokrit angehängt, wie bei Winterton, Valkenaer, Brunck, Gaisford und Schäfer. Der herrschende Text war lange der des Heinr. Stephanus aus den Poet. Graec. Heroici carm. bis Valkenaer und Brunck ihm eine neue und bessere Gestalt gaben, worauf die Ausgabe von Jo. Heskin, Oxford 1748. und öfter, und von Jo. Ad. Schier, Leipzig 1752. die den Theokrit ausschließen, wenig Einfluß gehabt hatten. Von neuern besondern Ausgaben des Bion und Moschos haben wir nur zwei zu nennen, die von Friedr. Jacobs, Gotha 1795. und von Gilb. Wakefield, Lond. 1795. die beide fast ausschließlich der Kritik dieser im Einzelnen allerdings ziemlich verdorbenen Dichter gewidmet sind: Jo. Casp. Friedr. Maaß gab den Text mit einer poetischen Übersetzung und nützlichen Einleitungen, Gotha, 1784., neu umgearbeitet, Leipz. 1807. heraus. Die von Jo. Heinr. Voß, Heidelb. 1806. enthält zugleich den Theokrit, und nimt unter den Übersetzungen dieses Meisters unstreitig einen der ersten Plätze ein*). (*Passow.*)

BION (Nicolas), ein französischer Ingenieur, der 1733 zu Paris in einem Alter von 81 Jahren starb; als Schriftsteller durch zwei, im Original und in Übersetzungen oft gedruckte, Werke bekant, die um so schätzbarer sind, da der Verfasser mit einer gelehrten Theorie eine vieljährige Praxis verband. Diese Werke sind: **Usage des globes célestes et terrestres et des sphères suivant les différens systemes du monde.** Paris 1699. 12. mit Kupf., sehr oft, die neueste Ausgabe Ib. 1751. gr. 8. und 1752. 4. teutsch, verm. von E. P. Berger. Lemgo 1736. gr. 8. mit Kupf. Wichtiger als dieses Werk, und lange Zeit das einzige in seiner Art, ist sein **Traité de la construction et des principaux usages des instrumens de Mathematiques.** Par. 1709. 8. sehr oft, zuletzt ib. 1752. 4. mit Kpf. teutsch. Frankf. und Leipz. 1712. 4. Die zweite Auflage dieser teutschen Übersetzung wurde von J. G. Doppelmayr mit einer „weitern Eröffnung der mathematischen Werkschule von Nic. Bion" vermehrt. Nürnb. 1717. 4. und von Demselben folgte die „dritte Eröffnung" oder zweite Fortsetzung, ebend. 1721. 4., beide mit Kupf.; die neueste Aufl. erschien ebend. 1765. in 3 Th. mit Kpf.*). (*Baur.*)

BIONDI (Giovanni Francesco), ein Dalmatier, zu Liesena oder Lesimana am Golfo di Venezia 1572 geboren. Die Republik Venedig, in deren Statsdienste er trat, sandte ihn als Gesandtschaftssekretär nach Frankreich, und gebrauchte ihn bei andern politischen Verhandlungen. Unzufrieden mit seinen Verhältnissen, begab er sich nach England, und fand am Hofe Jakobs I. eine günstige Aufnahme. Der König sandte ihn mit geheimen Aufträgen an den Herzog von Savoyen, und ernante ihn zum Kammerherrn und Ritter. Den öffentlichen Geschäften entsagend, verließ er England und begab sich nach Frankreich, wo ihm durch seine Ehe mit der Tochter des Leibarztes Jakobs I., Tarquet, Güter zugefallen waren, und starb 1644 zu Aubonne im Kanton Bern. Während seines Aufenthalts in England schrieb er eine, durch treue Darstellung und elegante Diktion sich empfehlende, aber in den Eigennamen öfters fehlerhafte **Historia delle guerre civili d'Inghilterra tra le due Case di Lancastro e Jorc etc. Venez. 1637; Bologna 1647. Vol. III. 4.**; sie geht von 1377 bis 1509, und wurde von Heinr. Carey, Grafen von Montmouth (London 1724. fol.) ins Englische übersetzt. Biondi schrieb auch einige Romane, unter dem Titel **l'Eromena, la Donzella de *Florada*** und **il Coralbo**; der erste wurde von Audiguier (1633. Vol. III. 8.) ins Französische übersetzt †). (*Baur.*)

BIONDO (Flavio), auch **Biondo Flavio**, lat. **Flavius Blondus** und **Blondus Flavius***). Vermuthlich aus der angesehenen Familie der Rapaldini zu Forli abstammend, war daselbst 1388 geboren, und erhielt zu Cremona und Venedig seine wissenschaftliche Ausbildung. Kaum dem jugendlichen Alter entwachsen, wurde er von seinen Mitbürgern in öffentlichen Angelegenheiten nach Mailand gesandt. — Hier entdeckte er die einzige Handschrift von Cicero's Dialog **de claris oratoribus**, schrieb ihn eigenhändig ab, und verbreitete ihn durch ganz Italien. Unter dem Pontifikat Eugens IV., nach 1430, begab er sich nach Rom, und wurde als dessen Sekretär öfters bei Gesandtschaften gebraucht. Die folgenden Päpste, Nicolaus V., Calixt III. und Pius II. bestätigten ihn in seinem Amte, das er ehrenvoll bis an seinen Tod verwaltete, welcher zu Rom am 4. Jun. 1463 erfolgte. Das römische Alterthum und die aus demselben stammenden Denkmäler beschäftigten seinen regen Forschungsgeist, und er war der erste, der sich durch eine umfassende Untersuchung und Beschreibung der Alterthümer Roms und Italiens, so weit es ohne griechische Sprachkentniß möglich war, verdient machte **). Sein lateinischer Styl ist trocken und nicht rein, und die Begierde, recht viel zu sammeln, schadete der Genauigkeit, und hatte viele Fehler zur Folge; allein es gebürt dem unermüdeten Samler das unbestrittene Verdienst, mit umfassender Gelehrsamkeit seinen Nachfolgern die Bahn gebrochen zu haben. Von geringerm Werth ist seine Geschichte vom Untergange des weströmischen Reichs bis auf seine Zeit (412—1440), sie übertrifft aber doch frühere

*) *Fabric.* Bibl. Graec. T. 3. p. 764. Harl. Vgl. Bukolisches Gedicht der Griechen.

*) Nouv. Dict. hist. (In der Biogr. univ. ist er nicht zu finden). Adelungs Zusätze zum Jöcher. Hirschings Handb. 1. Bd. 289. — Bions Bildniß wurde in Kupf. gestochen, mit dem Verse aus Ovid: **Admovet ille oculis distantia sidera nostris.**

*) Mém. de *Niceron*, Tom. XXXVII. 391. Biogr. univ. T. IV.

*) So verschieden wird dieser Gelehrte von den Literatoren aufgeführt, und sie haben sich nicht darüber vereinigen können, ob Flavio oder Biondo der Familienname sey. Wahrscheinlich ist es aber der letzte. Dafür spricht unter andern dies, daß nicht nur der Bruder dieses Gelehrten Marco Biondo hieß, sondern auch, daß des Flavio fünf Söhne den Familiennamen Biondo führten. Magnam spem, sagt er selbst, Dei munere constitutam videmus in quinque *Blondis* natis nostris qui literis omnes pro aetate sunt pleni. S. Itsl. illustr. Region. VI. p. 348. und Ginguené im 15. Bd. der Biogr. univ. p. 29. seq. **) Seine dahin gehörigen seltenen, und nach den drei ersten Ausgaben höchst seltenen Werke, die sämtlich erst nach seinem Tode gedruckt wurden, sind: *Blondi Flavii* **Roma triumphans. s. l. e. a.** (vor 1474) **fol. 180** Blätter mit 41 Zeilen; **Brixiae, per Bartolomaeum Vercellensem, bibliopolam 1482. fol. Ed. II. De Roma triumphante libri X., diligentissime castigati, et ita suo nitori restituti. Brixiae 1503.**

ähnliche Compilationen bei weitem, und bekundet des Verfassers vertraute Bekantschaft mit den römischen Geschichtschreibern ***). Seine Schrift de origine ac gestis Venetorum. Veron. 1481. fol. ist ein bloßer Entwurf. Er ist der erste Schriftsteller, welcher der Kapelle der heil. Jungfrau zu Loretto und des kräftigen Gebets erwähnte, das dort verrichtet wurde †). (*Baur.*)

BIONDO oder Blondus (Michel Angelo), ein Venediger, geb. 1497, gest. 1570. Er war Arzt in Rom, und ist deswegen in der Geschichte der Chirurgie von großer Wichtigkeit, weil er das kalte Wasser ausschließlich als das vortrefflichste Heilmittel in allen Verwundungen, die Nerven- und gequetschten Wunden ausgenommen, erklärte *). Indessen fand er wenig Beifall, woran vielleicht sein schlechter und verworrener Styl Schuld hat. Weniger wichtig ist sein Buch de diebus decretoriis et crisi. Rom. 1544. 4., worin er die Astrologie gegen Fracastori in Schutz nahm und selbst die kritischen Tage vom Einfluß der Gestirne herleitete **). (*Sprengel.*)

fol. Ed. III. De Roma triumphante libri X., diligentissime castigati, et ita suo nitori restituti, ut in iis plus quam duo mille errores corrigantur. Am Ende heißt es: Venetiis a Philippo Pincio Mantuano. Anno dni MCCCCCXI die VII. Maii. fol. Ed. IV. De Roma triumphante libri X., priscorum scriptorum lectoribus utilissimi, ad totiusque romanae antiquitatis cognitionem pernecessarii. Romae instauratae libri III. Italia illustrata. Historiarum ab inclinato rom. imperio Decades III. Omnia multo quam ante castigatiora. Basileae in officina Frobeniana, mense Martio Anno MDXXXI. fol. Ed. V. De Roma triumphante lib. X. Paris. 1533, 8. Ed. VI. De Roma triumphante lib. X.; Romae instauratae lib. III.; De origine et gestis Venetorum liber; Italia illustrata; Historiarum ab inclinato rom. imperio Decades III. Basil. 1559. fol. (Diese Ausgabe stimt mit der früher angeführten von 1531 von Seite zu Seite überein, ist aber doch ein neuer Druck.) Italiänisch von Lucio Fauno. Venet. 1544; 1558. 8. Von Roma instaurata gibt es eine höchst seltene Ausgabe s. l. et a. (um 1471) fol. auf 62 Blättern mit 46 Zeilen, ohne Signatur, Custos und Seitenzahl; und von Italiae illustratae lib. VIII. erschien die erste Ausgabe Romae, ap. J. Ph. de Lignamine 1474. fol. 172 Bl. mit 34 Zeilen. ***) Sie erschien zuerst unter dem Titel: Historiarum ab inclinatione romani imperii Decades III. lib. XXXI. Venet. 1483. fol. Biondo starb, als er das erste Buch der vierten Dekade vollendet hatte; der Papst Pius II. (Aeneas Sylvius) fing an, einen Auszug daraus zu machen, welcher der zweiten Ausgabe angehängt wurde (cum abbreviatione Pii II. papae. Venet. 1448. fol.); dieser Auszug geht aber nur bis zum Schluß der zweiten Dekade. †) Ital. illustr. p. 339. Vgl. *Casaubon.* ad Baron. exercitat. VII. *Matth. Berneggeri* hypoboli musea D. Mariae camera. Argent. 1619. Köhlers Münzbelust. 19. Th. 129. — Von Biondo und seinen Werken s. *Vossius* de hist. lat. lib. III. p. 585; *Paul. Jovius* in Elogiis p. 38. *Magiri* Eponymolog. crit. voc. Blondus. *Hanckius* de script. rer. rom. p. 201. 341. *Fabric.* bibl. lat. med. T. I. 679. *Bayle* Dict. *Freytag* apparat. liter. T. I. 333. Dissertazioni Vossiane di Apostolo Zeno T. I. 229. *Clement* Bibl. cur. T. IV. 310. *Niceron* Mém. T. XVI. 274. u. T. XX. 99. Hambergers zuv. Nachr. Auszug, 2. Abth. 1833. *Meusel* bibl. hist. Vol. IV. P. II. p. 105. Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. Bd. 1. S. 98.

*) De partibus ictu sectis in Uffenbach. thesaur. p. 970.

**) Bemerkung verdienen noch folgende Werke: *Physiognomia*, sive de cognitione hominis per aspectum, ex Aristotele, Hippocrate et Galeno. Rom 1544. 4. *De memoria* libellus. Venet. 1545. 8. Seine ital. Übersetzung der drei ersten Bücher von Theophrasts Geschichte der Pflanzen. Ven. 1549. 8. Er beschränkte sich übrigens nicht auf Medizin, Psychologie und Naturkunde, wie seine Satyre gegen die Weiber (Angoscia, Caglia e pena, le tre furie del mondo) und folgendes Werk beweisen: De ventis et navigatione, cum

Bipennis s. Streitaxt.

BIPES, Erdschleicher. Der Name einer Gattung von Reptilien, zu welchen nach meiner Ansicht nur Linné's Anguis bipes gehört, und welcher ich den teutschen Namen nur deshalb gab, weil sie am Vorgebirge der guten Hoffnung Eerdslange, d. i. Erdschlange, heißt. Warum ich diese Art als für sich bestehende Gattung betrachte, warum ich gerade ihr, und nicht auch den andern, die man auch so benante, den Namen Bipes lasse, darüber bin ich eine kurze Rechenschaft zu geben schuldig.

Die acht zweifüßigen Reptilien, welche bis jetzt genant, wenigstens so genant sind, daß ein Grund des Urtheils über dieselben Statt findet, denn sonst mögen derselben vielleicht zehn seyn, sind folgende:

1. Die von Seba zuerst und dann von Linné abgebildete und beschriebene, von dem Letztern sogenante Anguis bipes, von welcher ich selbst ein am Vorgebirge der guten Hoffnung gesammeltes Exemplar besitze. Linné zählte dieselbe, nach Schneiders sehr wahrscheinlicher Vermuthung, deswegen zu den Blindschleichen, weil er bei ihr kein Trommelfell wahrnahm; sie hat es aber, nur ist es so klein, daß ich erst vermittelst eines Suchglases ihre äußere Gehöröffnung entdeckte; übrigens handelte Linné bei der Trennung der Anguis quadrupes und bipes von den Eidechsen nicht konsequent, weil seine Lacerta Chamaeleon und scutata kein äußerliches Trommelfell oder Gehöröffnung besitzen, und man diese dagegen bei seiner Anguis ventralis antrifft. Ich will gleich die äußern Eigenschaften angeben, wodurch sich dies Reptil von den andern auszeichnet. Der Kopf ist klein, vom Rumpfe gar nicht unterschieden, rundlich-spitz, und oben mit Schildchen bedeckt. Die Mundesöffnung ist klein, und am Mundeswinkel liegen die sehr kleinen Öhröffnungen, wie ein feines Löchelchen, ohne ein von außen sichtbares Trommelfell. Die Zunge ist dick, angewachsen und vorn kaum merklich gespalten. Der walzenförmige Rumpf und kegelförmige Schwanz sind mit glatten Schuppen ziegelförmig bedeckt. Neben dem After liegt auf jeder Seite ein Beinchen hinten ausgestreckt, an welchem man den kurzen Schenkel, das längere Schienbein, einen längern äußern und kürzern innern Zehen mit ihren kegelförmigen, kaum gekrümmten Krallen erkennen kann. Der Erdschleicher ist also keine Schlange, die zur Begattungszeit mit hervorgetretenen Zeugungstheilen gefangen ist, wie Lacepede glaubt. Eine solche aber ist unleugbar

2. die unbekante Schlangenart, von welcher Sander (Naturf. XVII. S. 246.) Nachricht ertheilt, so wie

3. das Reptil, welches Schneider im Lampischen Kabinette fand, bei Gelegenheit der Anguis bipes, welche er Chamaesaura bipes nent, beschreibt, und woraus Daudin seinen Seps Schneideri bildete, nichts anders ist, als eine Anguis mit abgerissener Nabelschnur, wie beides der scharfsichtige Oken sehr richtig bemerkt.

4) Der nächste, welcher nach Seba und Linné ein zweifüßiges Reptil beschrieb, war Gronov. Er nante dasselbe: Scincus pedibus brevissimis subulatis, mo-

accurata descriptione distantiae locorum interni maris et oceani a Gadibus ad novum orbem. Ven. 1546. 4. (*H.*)

Digitized by Google

nodactylis, anticis nullis, cauda apice nudo. Ein ähnliches Reptil fand Daudin im Pariser Museum. Gleichwol hielt er es, vielleicht von Schneider verleitet, für Linné's Anguis bipes. Die Vergleichung seiner eigenen Abbildung mit der sehr guten Linnéischen und Sebaischen hätte ihn aber schon vom Gegentheil überzeugen müssen. Unmöglich kann ein einzehiges Thier mit einem zweizehigen von gleicher Art seyn; mir ist es selbst wahrscheinlich, daß man beide als Gattungen, eben dieser Verschiedenheit wegen, trennen müsse, und ich betrachte daher dieses Reptil als eine eigene Gattung, welcher ich den Namen Pygodactylus gebe, in der Voraussetzung, daß Gronovs und Daudins Beschreibungen der Natur entsprechen.

5. die Sirene (Siren lacertina) nenne ich hier blos, da es jetzt ausgemacht ist, daß sie weder Molch noch Aal sey, noch auch zu den Sauriern, sondern zu den Batrachiern gehöre.

6. Pallas entdeckte in der Sandwüste Naryn ein vollkommen einer Schlange ähnliches Reptil, welches dort Sheltopusik heißt, und er Lacerta apoda nante, welches er aber, weil er eine Spur von Hinterfüßen entdeckte, und überdem eine ähnliche Bildung des Kopfes, der Zunge, der Ohren, des Beckens, des Brustbeins, wie bei den Sauriern fand, zu diesen, und zwar mit Recht, zählte. Die mehrsten, welche Linné's Anguis bipes als eine eigenthümliche Gattung betrachten, vereinigen ihn mit dieser, er muß aber von ihr getrent werden, weil seine Zunge gespalten und beweglich ist, weil man, wie es nach Pallas Beschreibung scheint, bei ihm Schenkel, Schienbein und Fuß nicht unterscheiden kann, obgleich man zwei Zehen bemerkt, und weil seine Schuppen den Körper umgebende Ringe bilden. Es sey mir daher erlaubt, dies Reptil vorläufig als eine eigene Gattung zu betrachten, und da der Name Sheltopusik, den ihm mehre Franzosen gaben, doch gar zu unlateinisch klingt, Psendopus zu nennen, im Teutschen aber jenen russischen, wenn gleich harten Namen beizubehalten.

7. Lacepede sahe alle zweifüßige Reptilien entweder für Schlangen in der Begattung oder für verstümmelte Seps und Chalciden an; und wol durch ihn verleitet, warfen sie Schneider mit ihren Chamaesaurae, Daudin mit ihren Chalcides und Seps zusammen. Gleichwol trente er sie von den übrigen Reptilien, unter der Benennung Reptiles bipèdes, Bipes, und machte unter ihnen zwei Abtheilungen, solche mit Hinterfüßen, Sheltopusik, und solche mit Vorderfüßen; denn er hatte zuerst ein Reptil entdeckt, welches nur zwei Vorderfüße, keine Hinterfüße hat, und seiner ganzen Bildung nach den Amphisbänen so nahe verwandt ist, daß es eher zu den Schlangen als zu den Saurien zu gehören scheint, und welches man in der Folge unter dem Namen Bipes, Bimanus oder Chirotes als eigene Gattung aufstellte; unter dem lestern Namen werde ich auch von diesem merkwürdigen Thiere reden, welches in der That zu beweisen scheint, daß man Eidechsen und Schlangen nicht trennen dürfe.

8) Neuholland, welches uns, so wie ehemals Afrika den Römern, stets etwas Neues liefert, lieferte uns auch ein neues zweifüßiges Reptil, welches Lacepede unter dem Namen Bipes lepidopodus beschrieb, und auch Cuvier mit dem Erdschleicher und Sheltopusik zu Einer Gattung Bipes vereinigte, Oppel aber unter dem freilich unschicklichen Namen Sheltopusik, wie es mir scheint, mit Recht, davon trente, weil es zwar Schenkel, Schienbeine und Mittelfußknochen, aber keine Fingerknochen hat, und seine Zunge wie beim Erdschleicher angewachsen, aber ganz ungespalten ist. Ich gebe ihm den Namen Pygopus, Afterfuß.

So bilden also alle zweifüßige Reptilien so viele Gattungen wie Arten. Doch will ich gar nicht leugnen, daß genauere Kentniß der Pholidoten unter ihnen (denn von den Sirenen müssen wir hier ganz absehen,) vielleicht zeigen könte, daß Linné's Anguis bipes, Gronov's vorhin angeführter Scincus und Lacepede's Bipes lepidopus vereinigt werden müßten. Von Pallas Lacerta apoda ist es mir minder wahrscheinlich; doch das zergliedernde Messer kann hier allein entscheiden. Ich füge in Rücksicht der einzigen Art, welche ich zu der Gattung Bipes zähle, nur folgendes bei:

Bipes anguinus, Anguis bipes *Linn.*, Lacerta bipes *Gmel.*, Chamaesaura bipes *Schneid.*, Blindschleichartiger Erdschleicher. Dieses artige Reptil gleicht im äußern Ansehn ungemein der gemeinen Blindschleiche, selbst in seiner Farbe und Glätte. Da es wenig bekant zu seyn scheint, und daher mit dem Gronovischen Bodenkriecher (Pygodactylus Gronovii) für einerlei gehalten wurde, und vielleicht noch mit einer andern von diesem verschiedenen Art, welche Cuvier für Anguis bipes hielt, deren Füße nicht, wie er von seinem Reptil angibt, „terminés en rond et sans division" sind, so theile ich hier die vergrößerte Abbildung eines Fußes unsers Erdschleichers und eine etwas ausführlichere Ausmessung, wie gewöhnlich, mit, und bemerke, daß die Abbildung in Seba Thes. I. tab. 86. fig. 3. die beste und sehr gut sey; die ebendas. tab. 53. fig. 8. und die Linnéische (Mus. Ad. Fr. tab. 28. fig. 3.) unstreitig von Exemplaren gemacht seyen, die einmal den Schwanz zum Theil verloren und hernach ergänzt hatten, weder denn auch in Linné's Beschreibung die Stelle: caudae media pars posterior quasi excoriata, denudata rührt. Die Länge des ganzen Thierchens ist beinahe 6 Zoll, wovon auf Kopf und Rumpf 2″ 10‴, auf den Schwanz 2″ 2‴ kommen. Das kleine Köpfchen ist nur 3½‴, die Beine sind bis zur Spitze der äußern Zehen 2‴, 5, bis zur Spitze des innern 2‴, 2 lang, die äußern Zehen mit der 0‴, 2 langen Kralle 0‴, 8, der innere 0‴, 4. Unter dem Bauche zählte ich, wie Linné, 100, unter dem Schwanze aber, der sich in eine ziemlich scharfe Spitze endigt, 74 Schuppen. Die Farbe ist an den in Weingeist aufbewahrten Exemplaren oben weißlich braun, an den Seiten und unten weißlich stahlgrau, bei Einem Exemplar unten gelblich weiß, ohne Punkte; die des Rükens und der Seiten an der Basis der Schuppen mit vielen kleinen schwarzen Punkten, welche, mit bloßem Auge betrachtet, freilich wie ein einziger Punkt erscheinen, und an den Seiten weit ausgezeichneter wie auf dem Rücken sind. Der sel. Hauptmann Rieß hatte einige Exemplare am Vorgebirge der guten Hoffnung gesammelt, von welchen ich eins durch seine Güte besitze. (*Merrem.*)

Digitized by Google

BIPOREIA nante Aubert du Petit-Thouars (gen. nov. madagasc. N. 46.) eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Malpighien und der achten Linnéischen Klasse, welche früher schon von Lamarck (illustr. 299.) Niota genant war. Sie mag also auch unter dem letztern Namen aufgeführt werden. (*Sprengel.*)

BIPP, ehemaliges Schloß, Sitz eines Bernischen Landvogts, im Schweiz. Kanton Bern, im Buchsgau, zwischen Solothurn und Olten. Der fränkische Majordom Pipin soll das alte Castellum Pipini, wie das Bergschloß ehemals hieß, gebaut und als nachheriger König zum Jagdschloß gebraucht haben. Die Gegend umher heißt in alten Dokumenten Comitatus Pipinensis; die Burg kam in die Hände verschiedner Edelleute der Umgegend, und endlich 1463 an Bern. Zwei Pfarren, Ober- und Nieder-Bipp, (zur ersten gehört das Städtchen Windlisbach, das keine Kirche hat,) tragen von jenem Schlosse den Namen; erstere hat 2573 Selen, letztere 2208; Getreidebau, Vieh- und Obstzucht nähren die Einw. (*Wirz.*)

Biquadrat s. Quadrat.

BIR (oder Bier, Ber, Beer) ein den semitischen Dialekten zugehöriges Wort, welches in unsrer Sprache einen Wasserplatz, eine Cisterne oder Brunnen bedeutet. Es wird öfters und namentlich solchen Örtern, Lagerplätzen ꝛc. vorangesetzt, an welchen Reisende Wasser zu finden hoffen dürfen. So z. E. treffen die von Kahira nach Sues Reisenden auf Bir-Hammer, wo zu Pococke's Zeit ein neuer Brunnen gegraben wurde, weil der alte verschüttet war; ferner auf Bir-Sues, eine Stunde von der Stadt Sues, wo ein schöner und großer Brunnen ist, dessen Wasser aber, wenn auch noch für die Kamele brauchbar, doch für Menschen gar zu salzig ist. Nach Niebuhr's Bericht sind daselbst zwei tiefe Brunnen. Um sie her ist eine hohe und starke Mauer mit einer stark mit Eisen beschlagenen Thür, die man, wenn sich feindliche Araber zeigen, inwendig abschließt. Eben so treffen die, welche von Gaza nach Kahira reisen, auf mehre solche Lagerplätze, welche mit Wasser versehen sind, wie z. E. Birlab, nach Berthier's Bericht ans Direktorium, eine Tagereise von Katieh auf Bir-Mesfudiat, nach ebendemselben eine Tagereise von Birlab und eben so weit von Elarisch — auf Bierdodare nach Helffrich und Löwenstein eine halbe Tagereise von Katieh, wo böses Wasser ist. — Sollten auch einige solche Plätze jetzt ohne Wasser seyn, wie dies z. E. Thevenot von Biracat und Helffrich von Bierlehali, zwei auf demselben Wege liegenden Lagerplätzen, bemerken: so darf wol geradezu behauptet werden, daß ein einst hier vorhanden gewesener Brunnen in der Folge — durch irgend einen Zufall — verschüttet worden. (*Hartmann.*)

BIR, Elbir (Brunnen), ein von Arabern bewohnter Flecken zwischen Jerusalem und Bethel, mit vielen Trümmern einer ehemaligen Stadt und einem großen Karavanserai. Am Fuße des Hügels, worauf der Ort liegt, ist eine ergiebige Quelle und neben derselben zwei große, mit Quadersteinen ausgemauerte Teiche. Früher war es eine Besitzung der Tempelherrn. Hier soll Maria gewahr geworden seyn, daß Jesus dem Zuge der Reisenden nicht gefolgt sey (Luc. 2, 44. 45); und an dem Orte, wo die Sage sie über diesen traurigen Vorfall weinen läßt, hat die Kaiserin Helena, zum Andenken dieser Begebenheit, eine Kirche erbauet. Mit diesem Orte hat schon Bachiene (hist. und geogr. Beschr. von Palästina. 2. Th. 1. Bd. §. 256.) die Stadt Beer בְּאֵר (Richt. 9. 21.) kombinirt; andere haben es für das alte Michmas gehalten, wogegen theils die Lage des Orts, theils die Beschaffenheit des Bodens ist *). (*A. G. Hoffmann.*)

BIR oder Biredschik, Stadt und Hauptort eines Sandschaks im osmanisch-asiatischen Ejalet Rakka. Sie breitet sich unter 26° 27′ nördl. Br. und 56° 2′ L. am 400 Fuß breiten Frat und am Abhange eines Kalkhügels aus, auf welchem am Ende der Stadt ein altes Kastell steht. Olivier gibt ihr 500 Häus. und 3000 bis 4000 Einw. Da hier die Karavane von Haleb über den Frat geht, so macht die Stadt einen ihrer vornehmsten Haltplätze aus, und es findet dabei ein lebhafter Handel und Warenumsatz Statt. Der Karawanserai befindet sich mit mehren Grotten, die zur Aufnahme der Kaufleute und Reisenden eingerichtet sind, vor der Stadt, die übrigens in einer sehr fruchtbaren und angenehmen Gegend belegen ist. Es ist das alte Birtho, aber wohl zu unterscheiden von dem gleichnamigen Orte, den Alexander am Tigris erbaute. (Nach Olivier.) (*Hassel.*)

BIR, von den Baschkiren und Tataren Biur-Su, d. i. Wolfswasser, genant, ein überaus tiefer Fluß in dem russ. Gouvernem. Orenburg, der 1¼ Meile unterhalb der Stadt Birsk in die Belaja fällt. Bei seiner Mündung hat er viele Felsen und starke Wasserfälle, die an einigen Stellen durch Öffnungen stürzen. Er friert daher nie zu, und Schwäne, Enten und andere Vögel überwintern an demselben. Auch gibt es hier eine Art Vögel, von den Einwohnern Wassersperlinge genant, die unter dem Wasser in Höhlen leben sollen. Nicht weit von der Kreisstadt Birsk sieht man auf Anhöhen die Ruinen von ehemaligen Plätzen, welche, nach der Erzählung der Einwohner, von den Tschuden sollen bewohnt gewesen seyn. Der erste derselben ist ¼ Stunde oberhalb der Stadt, und heißt Teufelsplatz; der zweite auf einer steilen Anhöhe, 6 Meil. von der Stadt, heißt Ufbasch (Weißkopf). Der dritte am Fl. Belaja, 4¼ Meil. von der Stadt, heißt Sokolja. Bei allen dreien siehet man noch viele Reste von Tempeln, Gräbern, Bädern, Graben und Kirchhöfen, welche meistens mit Gebüsch und hohem Grase bewachsen sind †). (*J. Ch. Petri.*)

BIRAGO (Franz), geb. 1562, gest. ...., ein zu seiner Zeit klassischer Schriftsteller Italiens über das Ritterwesen, das er von 1616 bis 1637 in mehren Schriften bearbeitete, die später unter dem Titel: Opere cavelleresche, distinte in 4 libri, cioè in discorsi, consigli l. 1. 2. e decisioni. (Bologna 1656. 4.) erschienen. In mehren derselben wird Tasso erläutert. Sein Trattato cynegetico (Milan. 1626. 8.) behandelt die Jagd nur

*) *Reland.* Palaest. pag. 663. ed. Norimb. (Vgl. Maundrell's Reise S. 83.)

†) S. Pallas Reisen und Prosstraunoje Semleopissanie Rossiiskago Gossudarstwo etc. d. h. ausführl. Erdbeschreib. des russ. Reichs. St. Petersb. 1787.)

von Seiten des Rechts *). — Birago Avogadro (Joh. Bapt.), Doctor der Rechte zu Genua, lieferte mehre historische Werke, so wie eine Fortsetzung von Zilioli's Revolutions-Geschichte, die Jahre 1626 — 52 begreifend, (Venedig 1653) u. a. In seinem Mercurio veridico (Venedig 1648. 4.) zeigte er sich als Gegner von Vitt. Siri, mit dem er mehre Streitschriften wechselte.

Denselben Namen führen einige Italiäner, die denselben nach ihrer Niederlassung in Frankreich in Biragne umänderten. Der merkwürdigste ist der eben nicht rühmlichst bekante Kardinal und Kanzler René de Biragne, geb. zu Mailand am 3. Febr. 1507, der, um der Rache des damaligen Herzogs Ludwig Sforza zu entgehen, an den Hof Franz I. flüchtete, der ihn zuerst zum Parlementsrath und dann zum Befehlshaber in Lyonnois ernante, auch auf das Concilium zu Trient sandte. Höher noch stieg er, durch die Gunst der Katharina von Medicis, unter Karl IX. Dieser ernante ihn zum Siegelbewahrer, und später, wegen seiner Mitwirkung bei der scheußlichen Bartholomäusnacht, zum Kanzler. Auch erhielt er 1578, wiewol er verheirathet gewesen, die Kardinalswürde. Als Minister befolgte er die Grundsätze Machiavell's, und nur zu sehr war er der Geneigtheit zur Giftmischerei gegen alle Gegner der königl. Autorität und der katholischen Religion verdächtig. — Mit Heinrich III. zog er als Geisselbruder in einer Prozession am 25. März 1583 auf, begleitet von dem Grafen Chiverny, dem er die Siegel überlassen hatte, mit Vorbehalt des Kanzlertitels. — Wol verweigerte er die Besiegelung der Rückgabe von Pignerol und andern Städten an Savoyen, dagegen unterzeichnete er höfisch die drückendsten Abgaben. — Bei allen dem nent de Thou ihn einen großmüthigen, klugen, liberalen und aufrichtigen Mann. — Mehre Glieder seiner Familie erhielten bedeutende Posten in Frankreich; als Dichter zeichnete sich sein Neffe, Flaminio de Biragne, aus durch **premières oeuvres poëtiques** (Paris 1581. 16. 1585. 12.), eine dem obgedachten Kardinal gewidmete Samlung von Sonetten, Gesängen und Stanzen, und eine Satyre: **l'Enfer de la mère Iardine** (Paris 1583. 1597. 8.), die Didot im J. 1793 einer neuen prächtigen Oktav-Ausgabe zu hundert Exempl. auf Velinpapier und zu 8 Exempl. auf Pergament würdigte.

Außerdem gab es noch einen Steinschneider, Clem. Biragne aus Mailand, der sich um die Mitte des 16. Jahrh. in Spanien unter andern durch die Benutzung des Diamants zur Steinschneidekunst auszeichnete. Er schnitt unter andern das Bildniß des unglücklichen Don Carlos und das spanische Wapen als Siegel für Philipp II. **) (*H.*)

BIRBIR, ein mächtiges kroatisches Geschlecht. Unter Bela IV. erhielt Stephan, aus dem Hause Subich, die Zupanien Birbir und Lika als Grafschaften erblich, und das Banat von Slavonien auf Lebenszeit. Seine Macht wuchs durch die Freundschaft der dalmatischen Seestädte, wie durch Anhänglichkeit der kroatischen Edlen. Drei seiner Söhne folgten ihm als Erben in dem Banate, von denen Paul die Grafschaften und Zupanien Clissa und Ostrowicza, und die Erbfolge im dalmatischen Seebanate an sich zog. Zuletzt gerieth beinahe ganz Dalmatien in die Gewalt dieses Geschlechts. Es äußerte großen Einfluß auf Ungerns Krone, und König Karl Robert vergrößerte seine Macht, als er dem Ban Paul das zweite Bosnische Banat, und nach dessen Tode 1312 seinem ältesten Sohne Mladin das kroatische, mit dem Seebanate vereinte, unter dem Titel eines Fürstenthums von Dalmatien verlieh. Die Tyrannei des neuen Despoten veranlaßte einen Aufstand und seine Vertreibung. Als er sich in das königl. Lager flüchtete, ward er verhaftet und zu ewigem Gefängniß verurtheilt. Sein Bruder Gregor hatte kein besseres Schicksal, und seine Witwe Lelka begab sich in den Schutz des serwischen Königs Stephan, der sich eines großen Theils des südlichen Bosniens bemächtigte *). (*Joh. Genersich.*)

BIRBUM (Birboom), in der Sanskrit Virabhumi, das Land der Heroen, ein Distrikt in der brit. Prov. Bengalen. Es ist von Bogeipur, Rajschahi, Burdwan und Pachete umgeben, und enthält 179¼ □M., die von 700,000 Menschen bewohnt werden, wovon höchstens ⅛ Moslemim, die übrigen Bramanen sind. Das Land wird vom Atschi und der Dwanta bewässert, und hat Überfluß an Reis und Zucker, auch Eisen, das auf mehren Hütten bearbeitet wird, und Steinkohlen, ist aber schlechter kultivirt, als die östlichen Theile von Bengalen. Die Hauptmanufaktur ist die der Garras-Musseline. Die Einkünfte werden auf 611,321 Rupien berechnet. Der Hauptort heißt Sury. (Hamilton, Grant.) (*Hassel.*)

BIRCH (Thomas), aus Clerkenwell, geb. 1705, gest. den 9. Jan. 1766, wurde in Quäkerschulen gebildet und durch baldige Theilnahme am Unterrichtsgeschäft zur geistigen Selbstthätigkeit angeregt. Mit angestrengtem Fleiße, der ihm bei aller Heiterkeit im geselligen Leben immer eigenthümlich blieb, erwarb er sich, ohne eine Universität zu besuchen, so viel Kentnisse, daß er im 23. Jahre auf ein geistliches Amt in der englischen Kirche wohlbegründete Ansprüche machen konte, und die Pfarre zu Ulting in der Grafschaft Esser erhielt. Er bekleidete mehre Pfarrstellen, zuletzt die zu Depden in der Grafsch. Esser. Die königl. Societät der Wissenschaften, deren Mitglied er 1735 geworden war, in welchem Jahre ihn auch die Alterthumsgesellschaft aufgenommen hatte, ernante ihn 1752 zum Sekretär; zugleich wurde er zum Mitaufseher des britischen Museums bestellt; beide Ämter hat er gewissenhaft treu verwaltet und erst 1765, bei zunehmender körperlicher Schwachheit, niedergelegt. Sein Hauptverdienst besteht im sorgfältigen Sammeln urkundlichen Stoffes zur vaterländischen Geschichte und zur genaueren Kentniß merkwürdiger Menschen in verschiednen Zeitaltern; er war rastlos thätig im Aufsuchen geschichtlicher Aktenstücke und gleichzeitiger Zeugnisse und Notizen; die Staats- und Gelehrtengeschichte des 16. u. 17. Jahrh. verdankt ihm viele beachtenswerthe Bereicherungen und

*) Neben ihm wird als Ritterthumskenner gegen die Mitte des 17. Jahrh. der Vicentiner Peter Paul Bissaro (Bissari) genant, ein Dichter, der 1647 Präsident der Olimpici seiner Vaterstadt wurde, Vf. mehrer dramatischen Stücke. S. *Ginguené* in der Biogr. univ. T. IV. **) Vgl. *Ginguené* u. a. in der Biogr. univ. T. IV.

*) S. Gebhard's Geschichte des Reichs Hungern und der damit verbundenen Staten. 3. Th. S. 472 ff.

Digitized by Google

Aufschlüsse. Kann ihm auch weder tiefeindringender Forschungsblick, noch Ueberlegenheit in Kombination und Kunstdarstellung zugestanden werden, so hat er doch wegen der anerkanten Reichhaltigkeit seiner Mittheilungen aus handschriftlichen Vorräthen, durch die Genauigkeit, womit er sie benutzte und zum allgemeineren Gebrauche bereitete, durch die überall sich bewährende Achtung für Wahrheit und durch die seltene Vielseitigkeit in seiner liter. Thätigkeit vollgiltigen Anspruch auf den Dank der Nachwelt. Seine Darstellung ist einfach und kalt, dem Stoffe ganz untergeordnet; die Sprache hell und richtig, ohne belebende Eigenthümlichkeit.

Von seinen zahlreichen Schriften ist ein großer Theil biographischen Inhalts; er bearbeitete, in Verbindung mit J. B. Bernard, J. Lofmann und G. Sale, Bayle's kritisches Wörterbuch für England 1734 ꝛc. 10 Bde. fol.; die schätzbaren Zusätze, mit welchen diese engl. Ausgabe ausgestattet ist, sind von Chaufepié benutzt worden. Er schrieb den ziemlich dürftigen Text zu der von Howbraken und Vertue veranstalteten Samlung von Bildnissen berühmter Personen, Lond. 1743. ꝛc. 2 Fol. Seine Lebensbeschreibungen R. Boyle's, 1744, Tillotson's, 1752, verm. 1753. 8., des Prinzen Heinrich, Sohns K. Jakob's I., aus dessen Papieren, 1760. 8., Dr. Ward's, 1766. 8., zeichnen sich durch Treue und Reichthum an brauchbaren Notizen aus. Vielen von ihm besorgten Ausgaben vaterländischer Schriften fügte er fleißig gearbeitete biographische Einleitungen bei; so den Schr. W. Greaves 1737. 2. 8., W. Raleigh's 1751. 2. 8., der Cath. Cockburn 1751. 2. 8., Spencer's Feenkönigin 1751. 3. 4. und Milton's prosaischen Schr. 1753. 2. 4.

Bedeutender an innerem und bleibenden Werthe ist, was er für die britische Geschichte durch Bekantmachung handschriftlicher Überlieferungen, besonders aus der Lambethschen Bibliothek, geleistet hat. Dahin gehören: Inquiry into the share, which King Charles I. had in the transactions of the Earl of Glamorgan 1645. fg. 1747. 1756. 8. — An historical view of the negociations between the courts of England, France and Brussels from 1592 and 1617 extracted from ms. State-Papers. 1749. 8. — Memoirs of the reign of Q. Elizabeth from 1581 till his death, from the original Papers of A. Bacon and other Ms. 1754. 2. 4.; sein wichtigstes Werk, in welchem viele Einzelheiten berichtigt, erörtert und vervollständigt, die Kabinetsverhandlungen aufgeklärt und die Eigenthümlichkeiten der wirksamsten Statsmänner, Cecil's, Bacon's, Esser u. A. durch Thatsachen veranschaulicht werden; die aus gleichzeitigen Quellen geschöpften Nachrichten sind nach der Zeitfolge geordnet und leisten dem Geschichtsforscher nicht geringe Dienste. — Auch wurden von ihm Thurloe's sehr ergiebige Statspapiere 1638 bis 1660 (London 1742. fg. 7 Fol.) und Fr. Bacon's Briefe und Reden (L. 1763. 8.) herausgegeben. Hochverdienstlich für die Zeit ihrer Erscheinung war die von ihm unternommene ausführliche History of the R. Society. L. 1756. f. 4. 4.; sie reichet bis zum J. 1687, und umfaßt die äußeren Schicksale und das innere Leben der für Mathematik und Naturwissenschaft fruchtbarsten gelehrten Gesellschaft in Europa; durch Th. Thomson's klassisches Werk (Hist. of the R. Society from its institution to the end of the XVIII. Century. L. 1812. 4.) ist sie jetzt entbehrlich geworden.

Mehre Abhandlungen stehen in den Philos. Transactions, Gedichte und Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften. Sein handschriftlicher Nachlaß, darunter 24 Quartanten, Abschriften aus der Lambethschen Bibliothek enthaltend, und seine Büchersamlung werden im brit. Museum aufbewahrt *). (*Wachler.*)

Birchington s. Dover und Thanet.

BIRCKNER (Michael Gottlieb), ist der Sohn eines Maurermeisters zu Kopenhagen, wo er den 21. Aug. 1756 geboren wurde und den 1. Dec. 1798 starb. Kaum 3 Jahr alt verlor er beide Ältern, und wurde nun von einem Menschenfreunde, Adolph Reevslew, der mit dem hilflosen Waisen in keiner verwandtschaftlichen Verbindung stand, aus reiner Menschenliebe erzogen und auf dessen Kosten bis 1773 in Schulen und auf der Universität der Vaterstadt unterhalten. Der gute Same fiel in kein schlechtes Land. Birckner hatte sich dem theologischen Studium gewidmet und seine Zeit so gut angewendet, daß ihm von 1790 an mehre Predigerstellen anvertraut wurden, die er mit musterhafter Amtstreue bekleidete. Zuletzt erhielt er noch die Hauptpredigerstelle zu Wemmelöw und Hemmerstöy auf Seeland, wo aber seine Wirksamkeit bald unterbrochen wurde, indem anhaltende Kränklichkeit ihn nöthigte, seine Zuflucht zu dem Friedrichs-Hospital in Kopenhagen zu nehmen. Ein früher Tod machte bald aller seiner Wirksamkeit ein Ende. — Unter mehren von ihm verfaßten Schriften erwarben ihm seine Beantwortung der Frage: soll man den Adel unterdrücken? (1790), und seine Untersuchung über die Druckfreiheit und ihre Gesetze (1791. 1797. und 1798) vorzüglichen Ruhm. Beide Abhandlungen sind wiederholt ins Teutsche übersetzt worden und verrathen einen vorurtheilsfreien, einsichtsvollen und dabei bescheidnen Mann. Durch die letzte zeichnete er sich um so viel mehr zu seinem Vortheile aus, da dieselbe zu eben derselben Zeit erschien, wo man sehr damit umging, die unter Bernstorf so glücklich bestandene Druckfreiheit in enge Gränzen einzuschränken, welches denn auch bald nach Bernstorf's und Birckner's Tod durch die bekante Verordnung vom 27. Sept. 1799 wirklich geschah. Birckner hatte zu seiner Zeit den Namen, und wird ihn bis in die späte Zukunft behalten: „der dänischen Druckgerechtigkeit und Schreibfreiheit aufgeklärter, freimüthiger und würdiger Vertheidiger" †). (*v. Gehren.*)

BIRD-ISLAND (Vogelinsel). 1. ein kleines Eiland auf der S. W. Küste von Irland, vor dem Eingange der Dunmannuobai unter 51° 28′ Br. und 7° 54′ L. 2. Ein Eiland im Lough von Strangford an der Küste von Ireland, unter 54° 28′ Br. und 12° 6′ L. 3. Ein Eiland im nördl. Theile des Australeceans und zu der Gruppe der Sandwichinseln gehörig. Es liegt un-

*) Vgl. Adelung Fortsetz. u. Ergänzung des Jöcherschen Gel. Lex.

†) S. Ladds's und Nyrup's Samlung von Bildnissen verdienter Dänen ꝛc. Th. 1. und Kiöbenhavnske laerde Efterretninger for Aar 1798.

Section 1. The Legislature shall provide for the organization of cities and incorporated towns, and restrict their power of taxation, assessment, borrowing money, contracting debts and loaning their credit, so as to prevent abuses in assessments and taxation, and avoid unnecessary burdens upon the people.

Sec. 2. No city or incorporated town shall become a subscriber to the capital stock of any railroad or private corporation, or make donation to or loan its credit in aid of such railroad or corporation, unless two-thirds of the qualified voters of such city or incorporated town, at a regular election or at a special election called for that purpose, shall vote therefor.

Sec. 3. No city or incorporated town shall be released or discharged from the payment of any tax levied or assessed for the payment of any railroad debt, unless in the case of a railroad which shall be sold under foreclosure, and the road-bed and property be purchased by the people, or by a company composed of the people residing along the line of the road.

Sec. 4. No city or incorporated town shall hereafter become indebted in any manner or for any purpose to an amount, including existing indebtedness, in the aggregate exceeding five per centum on the value of the taxable property within such city or incorporated town, to be ascertained by the last assessment for State and county taxes previous to the incurring of such indebtedness; and all bonds or obligations in excess of such amount given by or on behalf of such city or incorporated town shall be void: *Provided*, that the Legislature may authorize such city or incorporated town to issue bonds or become indebted to a greater amount than five per centum on the value of the taxable property within such city or incorporated town, for the purpose of supplying such city or incorporated town with water, and for the construction of sewers, when such city or incorporated town may own the water works and sewers, after the property shall have been assessed for the purpose next preceding the issuing of such bonds or the becoming of such indebtedness.

Sec. 5. No city or incorporated town shall hereafter become indebted for any purpose to an amount exceeding in any year the income and revenue provided for such year, without the assent of two-thirds of the qualified voters of such city or incorporated town voting at an election to be held for that purpose, nor unless before or at the time of incurring such indebtedness provision shall be made for the collection of an annual tax sufficient to pay the interest on such indebtedness as it falls due, and also to constitute a sinking fund for the payment of the principal thereof within twenty years from the time of contracting the same.

Sec. 6. No county, city, town, township, or other municipal corporation shall hereafter become indebted for any purpose to an amount, including existing indebtedness, exceeding two per centum on the value of the taxable property therein, to be ascertained by the last assessment for State and county taxes previous to the incurring of such indebtedness; and all bonds or obligations in excess of such amount given by or on behalf of such county, city, town, township, or other municipal corporation shall be void: *Provided*, that the Legislature may authorize such county, city, town, township, or other municipal corporation to issue bonds or become indebted to a greater amount than two per centum on the value of the taxable property therein, for the purpose of supplying such county, city, town, township, or other municipal corporation with water, and for the construction of sewers, when such county, city, town, township, or other municipal corporation may own the water works and sewers, after the property shall have been assessed for the purpose next preceding the issuing of such bonds or the becoming of such indebtedness.

Sec. 7. No county, city, town, township, or other municipal corporation shall hereafter become indebted for any purpose to an amount exceeding in any year the income and revenue provided for such year, without the assent of two-thirds of the qualified voters of such county, city, town, township, or other municipal corporation voting at an election to be held for that purpose, nor unless before or at the time of incurring such indebtedness provision shall be made for the collection of an annual tax sufficient to pay the interest on such indebtedness as it falls due, and also to constitute a sinking fund for the payment of the principal thereof within twenty years from the time of contracting the same.

Sec. 8. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 9. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 10. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 11. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 12. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 13. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 14. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 15. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 16. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 17. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 18. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 19. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 20. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 21. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 22. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 23. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 24. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 25. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 26. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 27. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 28. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 29. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 30. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 31. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 32. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 33. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 34. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 35. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 36. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 37. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 38. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 39. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 40. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 41. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 42. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 43. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 44. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 45. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 46. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 47. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 48. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 49. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 50. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 51. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 52. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 53. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 54. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 55. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 56. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 57. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 58. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 59. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 60. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 61. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 62. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 63. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 64. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 65. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 66. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 67. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 68. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 69. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 70. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 71. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 72. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 73. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 74. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 75. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 76. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 77. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 78. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 79. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 80. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 81. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 82. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 83. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 84. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 85. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 86. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 87. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 88. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 89. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 90. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 91. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 92. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 93. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 94. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 95. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 96. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 97. The Legislature shall not authorize any county, city, town, township, or other municipal corporation to become indebted for any purpose, or in any manner, to an amount exceeding the constitutional limitation, except for the purpose of erecting suitable buildings for the accommodation of the county, city, town, township, or other municipal corporation, or to fund or refund an existing indebtedness, with the consent of two-thirds of the qualified voters thereof, voting at an election to be held for that purpose.

Sec. 98. The

liegenden Herrewads-Brücke in Westgothland im J. 1252. Erreichte Birger auch dadurch seine Absicht, seine Feinde zu zerstreuen und den Aufstand zu stillen: so verlor er doch auch vieles von seinem Zutrauen und Ansehn bei Freunden und Feinden. — Ein ehrenwertheres Andenken erwarb er sich durch den 1254 ausgeführten Entschluß, um der unsichern Nachbarschaft willen, welche er an den russischen Tataren hatte, eine feste Stadt am Ausflusse des Mälarsees anzulegen, aus welcher dann späterhin die Residenz der Könige von Schweden, Stockholm, geworden ist [1]). Auch die Festung Kastelholm auf Aaland verdankt ohne Zweifel dem Jarl Birger ihre Entstehung. Dabei ließ er sich die Verbesserung der Landesgesetze mit Eifer angelegen seyn, und traf unter andern in dem unbilligen Gesetze, nach welchem in einer Familie, so lange noch ein Sohn vorhanden war, keine Tochter erben konte, die billige Veränderung, daß die Tochter mit dem Sohne zum dritten Theil erben sollte. Die aus den Zeiten des Heidenthums in die des Papstthums übergegangene, unvernünftige Eisenprobe, Járnbyrd oder Járntekn genant, welche darin bestand, daß in Fällen, wo ein Angeklagter seine Unschuld nicht beweisen konte, derselbe ein glühendes Eisen 9 Schritte weit in seinen bloßen Händen tragen, oder solches 9 Mal mit seinen bloßen Füßen betreten mußte und nur dann, wenn dadurch seine Haut nicht verletzt wurde, für unschuldig galt, war schon 1248 bei Gelegenheit der Kirchenversamlung zu Skenninga, durch eine päpstliche Bulle untersagt worden. Birger bestätigte dieses Verbot. Doch verlor sich der Gebrauch auch jetzt noch nicht allgemein, sondern war, zufolge einer Beschwerde des Erzbischofs Olof in Upsala, noch im J. 1320 in Helsingaland üblich. — Überdies wurden durch Birger Landstraßen durch das ganze Reich angelegt, zweckmäßige Anstalten zur Aufnahme für Reisende getroffen, und sowol das Gesetz des allgemeinen Landfriedens, als des Kirchen-, Gerichts- und Hausfriedens nachdrücklich erneuert. Ferner erbaute Birger Köpingahuus in Wästmannland, gründete das Schloß Örebroe in Nerike, und befestigte Altelfsborg bei Lödesa, als Gränzort gegen Norwegen. Die vielen Johanniterklöster, z. B. zu Eskilstuna, Stockholm, Söderköping, Lund u. s. w., die ihre erste Gründung Birgern zu verdanken hatten, wurden nicht zur Pflege müßiger Mönche, sondern zu Zufluchtsörtern für Kranke und Nothleidende, eingerichtet. Um das Kirchenwesen machte er sich vielfältig verdient, indem er verschiedene neue Kirchen erbaute, der älteren Einkünfte verbesserte, auf gute Ordnung und Lebensart der Geistlichen ein wachsames Auge hatte, bei allen Vortheilen aber, die er ihnen und manchen Klöstern zuwendete, gleichwol der Geistlichkeit nicht mehr Gewalt einräumte, als mit der Sorge für des States Wohl verträglich war. Von seiner Liebe zum Frieden zeugte sein gutes Vernehmen mit den Königen von Norwegen und Dänemark; selbst die Absichten seiner zweiten Gemalin Mechthilde, mit welcher er sich nach dem 1254 erfolgten Ableben seiner ersten Gattin Ingeborg verheirathet hatte, und die, als des Königs von Dänemark Abel Witwe, gern einen ihrer Söhne aus der ersten Ehe auf den dänischen Thron gebracht hätte, vereitelte er, und unterstützte vielmehr den König Christopher gegen ihre und anderer feindliche Plane wider Dänemark so lange, bis dieser als ein Opfer des Priesterhasses fiel. Die Künste und Wissenschaften wurden von ihm begünstigt; durch Statsklugheit, Erfahrung und Tapferkeit erhielt er dem Reiche Ruhe und Sicherheit im Innern, Ansehn und Frieden von außen. Den Titel eines Herzogs hatte er sich von seinem Sohne Waldemar, mit Einwilligung des Reichsraths und der Stände, erst bei Gelegenheit seiner zweiten Verheirathung, beilegen lassen. So hatte Birger zwar nicht den Namen eines Königs, aber der Sache nach war er solches in einem schönen Sinne des Worts: nur daß er durch Beschenkung seiner Söhne mit Herzogthümern den Stat schwächte und eben dadurch der Kirchengewalt Vorschub that, macht man ihm zum Vorwurf. Seine letzten Lebensjahre brachte er in großer Eingezogenheit und Stille zu, und beschloß sein Leben im J. 1266 zu Hialmbolund.

2. Birger, Sohn des Königs von Schweden Magnus Ladulås, wurde 1282 von seinem Vater im dritten Lebensjahre zum Ritter geschlagen, im vierten zu dessen künftigem Nachfolger ernant, und im neunten, mit Bewilligung der Reichsstände, mit der königl. Würde bekleidet. Nach des Vaters Tode verwaltete, vom J. 1290 an, sein Vormund, der Reichsvorsteher Torkel Knutson, in seinem Namen die Regirung. Die Verbesserung der Upländischen und anderer Gesetze, die Vernichtung des heidnischen Gebrauchs, einen Handel mit Leibeigenen zu treiben und sich selbst zur Leibeigenschaft anderer hinzugeben, die Einschränkung der Macht der Geistlichen und die Aufhebung mancher ihrer unter dem Ansehn der päpstlichen Bullen angemaßten Gerechtsamen, die durch Klugheit und Tapferkeit im J. 1298 bewirkte gänzliche Vertreibung der Russen aus Finland, die fortgesetzten Bemühungen, die er anwendete, um den schon früher sich äußernden Zwistigkeiten zwischen den 3 Söhnen des verstorbenen Königs Einhalt zu thun und einen öffentlichen Ausbruch derselben zu verhüten: alles dieses bezeichnete Torkel Knutson als einen Mann, der dem wichtigen Posten der Regirungsverwaltung und der Vormundschaft über den Prinzen völlig gewachsen war. Aber nur zu kurze Zeit bekleidete er denselben. Denn sobald König Birger seinen Sohn Magnus in dessen drittem Lebensjahre zu seinem Nachfolger ernant und sich selbst, nebst seiner Gemalin Martha, einer dänischen Prinzessin, zu Söderköping feierlich hatte krönen lassen: so legte Torkel die Vormundschaft über ihn und die beiden Brüder Erich und Waldemar nieder, und behielt sich nur vor, so weit seine Alterschwäche es ihm verstatte, sich ihnen

1) Der Platz hiezu konte, um den Seeräubereien der östlichen Völker Einhalt zu thun, nicht zweckmäßiger gewählt werden. Es war derselbe, wo schon zu Olof Skotkonnungs Zeiten eine alte Schanze und eine hölzerne Festung gestanden hatte, und der hievon so benante Stock-Holm wird auf der einen Seite von dem Mälarsee, der sich über viele Provinzen Schwedens verbreitet, auf der andern aber von dem Meere selbst bespület, so, daß in- und ausländische Schiffe von jeder Größe und aus den entferntesten Gegenden hier ankern können. Zur wirklichen Stadt erhob sich die Anlage erst gegen das J. 1260 und mit ihrem durch Schiffahrt und Handlung allmälig zunehmenden Flor nahm die alte, an der entgegengesetzten Seite des Mälars liegende Stadt Sigtuna an Wohlstand und Größe ab.

auch künftig noch durch Rath und That nützlich machen zu dürfen. Von Stunde an brach das Feuer der Zwietracht zwischen dem Könige und den Brüdern in hellen Flammen aus, und die Königin Martha that das Ihrige, dasselbe zu unterhalten. Die öffentliche Trennung der Herzöge von dem Könige, welche Torkel stets zu verhindern gewußt hatte, erfolgte sofort; sie gingen erst nach Dänemark, dann nach Norwegen, von woher sie die schwedische Gränze unaufhörlich beunruhigten und in ihren Unternehmungen ein desto leichteres Spiel hatten, da es viele in Schweden mit ihnen hielten, und der König, nebst Torkel, an der Geistlichkeit einen gefährlichen Feind mitten im Lande hatte. Nach einer im J. 1304 gegen die Brüder verlornen Schlacht kam es zu einem Vergleiche, der für sie sehr vortheilhaft war und dem der Friede zu Nyköping 1305 folgte. Die Geistlichkeit, die damals mit den Herzögen in dem besten Einverständnisse war, erhielt durch diesen Frieden so viele Gewalt über den schwachen König, daß sie ihn nicht nur zur Zurückgabe ihrer vorher genossenen Vorrechte, z. B. des Armenzehenten u. s. w., welche unter Torkels vormundschaftlicher Regirung eingeschränkt worden waren, nöthigte, sondern daß sie selbst diesen ehrwürdigen und um das Vaterland hoch verdienten Greis, gleichsam unter den Augen des Königs, gefangen nehmen und als ein Opfer ihres Hasses und ihrer Rachgier öffentlich enthaupten ließ. Der Eine der Herzöge, obgleich Torkels Schwiegersohn, bot selbst, nachdem er die Ehe mit des Unglücklichen Tochter unter nichtigem Vorwande hatte aufheben lassen, die Hand zu dieser Ausübung der schändlichsten Priestergewalt. König Birger war von dieser Zeit an nicht viel mehr, als ein bloßes Spielwerk der Geistlichen und seiner beiden Brüder. Gegenseitig erlaubte man sich niedrige Nachstellungen, und es gelang den Herzögen bei einer solchen im J. 1306, den König mit seiner Gemalin und den Kindern gefangen zu nehmen und nach Stockholm führen zu lassen. Zwar nahm sich der König von Dänemark, Erich Menved, des gefangenen Königs, seines Schwagers, an, und er fiel mit einer Armee in Schweden ein; aber ein sehr strenger Winter verhinderte diese, etwas auszurichten. Doch fanden es die Herzöge, gegen welche sich jetzt auch die Geistlichkeit, ein großer Theil von Schweden und ganz Norwegen erklärte, im J. 1308 gerathen, einen Vergleich mit König Birger einzugehen, in welchem dieser furchtsam genug war, ihnen fast zwei Drittel von Schweden abzutreten, und andere, einem Könige schimpfliche, Bedingungen sich gefallen zu lassen. So heilig aber auch die Betheurungen waren, unter denen er sich hiezu anheischig gemacht hatte, so wenig war es sein Ernst, die Bedingungen zu erfüllen. Bald nach wiedererlangter Freiheit ging er nach Dänemark, und fand auch dieses Mal den König Erich willig, mit ihm gemeinschaftliche Sache wider die Herzöge zu machen. Beide Könige fielen 1309 mit einem starken Heere in Schweden ein, bemächtigten sich auch Anfangs des Schlosses Jönköping, fanden aber bald einen so starken Widerstand, daß sie, da ihre Armee ohnehin durch Hunger, Krankheit und die Unzuverlässigkeit der dänischen Anführer einen unermeßlichen Schaden litt, zuletzt ihrem Geschick noch danken mußten, den Rückweg nach Dänemark zu finden. Der Erfolg war ein abermaliger Vergleich der Herzöge mit Birger, der 1310 zu Helsingborg abgeschlossen wurde, und für den Schwedenkönig um wenig oder nichts besser war, als der Vergleich von 1308. — Sieben Jahre verflossen nun unter manchen schweren Drangsalen, denen Schweden theils durch innere Unruhen, theils durch Mißwachs, Theurung, ansteckende Krankheiten und eine Sterblichkeit, die dem Reich in Kurzem fast ein Drittel seiner Einwohner kostete, ausgesetzt war. Auch die Herzöge Erich und Waldemar, gegen welche sich das Volk, gereizt durch die mißvergnügten Geistlichen, zum öftern empörte, genossen nichts weniger, als einer ungestörten Ruhe. Sie hatten sich nämlich der Geistlichkeit Feindschaft durch Entziehung der Vorrechte und Schmälerung mancher Freiheiten, welche ihr der Friede von 1305 zusicherte, zugezogen; und diese sann nur auf Mittel, sie ihre Rache empfinden zu lassen. Außer dem Volke bemühete sie sich, auch den König Birger gegen die Herzöge aufzuhetzen, indem sie diesen charakterlosen Mann glauben machte: er thue Gott einen Dienst damit, wenn er, welcher Mittel er sich auch dazu bediene, die Herzöge als Feinde der Kirche und der Religion stürze. Und Birger war hiezu nur allzu willfährig. Unter dem Scheine, als ob seine alte brüderliche Liebe zu ihnen erwacht und alle zwischen ihm und den Herzögen vorher Statt gehabten Mißhelligkeiten vergessen seyen, lockte er im Dec. 1317 erst Waldemar, und gleich nachher auch den vorsichtigeren Erich zu sich auf das Schloß Nyköping, und mißbrauchte das gute Zutrauen derselben auf eine so schändliche Weise, daß er sie, nachdem er ihnen ein köstliches Gastmahl gegeben hatte, in der Mitternacht und im Zustande der Trunkenheit überfallen, in den unterirdischen, zehn Ellen tiefen, Keller eines Gefängnißthurms werfen, in Ketten legen, anschmieden, durch Prügel und auf andere Art unmenschlich mißhandeln, und zuletzt sogar — wenn man anders mehren unverdächtigen Zeugnissen [2]) trauen darf — den furchtbaren Hungertod sterben ließ. Zur Ehre der Menschheit fühlt man sich indessen geneigter, den letztern Umstand, als durch die Geschichte nicht völlig ausgemacht, zu bezweifeln, und nach andern, eben so wenig verwerflichen, Nachrichten [3]) die Art und Weise ihres Todes dahin gestellt seyn zu lassen. Gewiß ist's, daß sie erst einen vollen Monat später, als sie in jenen Kerker kamen, als „an Leib und Sele Gesunde, obgleich Gefangene" ihren letzten Willen aufsetzten, und daß ihre Leichname erst im Sommer 1318 von den Leuten des Königs an die Freunde der Herzöge von Nyköping ausgeliefert wurden. Wie ihm immerhin sey: so zeigt man noch heutiges Tages die Ruinen des Hungerthurms zu Nyköping [4]), und nie wird es die Geschichte unterlassen, Birgers Unthat zu den Beispielen zu zählen, wie grausam und unmenschlich in dem Zeitalter der Finsterniß ein König, von Priestern verleitet, an königlichen Prinzen, die seine leiblichen Brüder waren, handeln konte! — Aber des Schicksals rächendem Arme entging Birger nicht. Die Herzöge

2) welche Dalin in seiner schwed. Reichsgesch. Th. 2. S. 309 anführt. 3) von Lagerbring in Svenska Rik. Histor. Deel 3. S. 116. ff. mitgetheilt. 4) S. Moldech Breve fra Sverrige i Aaret 1812. Tredie Deel. S. 48.

Digitized by Google

hinterließen einen bedeutenden Anhang; selbst viele von ihren vorigen Gegnern fühlten Mitleiden mit den Gattinnen und Kindern derselben, und die hinterlistige Art, wie Birger sich ihrer bemächtigt und sie aus der Welt geschickt hatte, erregte den Unwillen und Abscheu von ganz Schweden. Ein allgemeiner Aufstand gegen ihn war davon die Folge. Zu schwach, mit seinem unbedeutenden Anhange Widerstand leisten zu können, flüchtete er nach Gothland, und mußte es geschehen lassen, daß des Herzogs Erich zweijähriger Sohn Magnus, genant Smek, im J. 1318 unter der Vormundschaft des Reichsvorstehers Matthias Kettilmundson zum Könige erwählt wurde; welche Wahl auch bald nachher die einhellige Bestätigung der Reichsstände erhielt. Um Birger vollends zu stürzen, schickte man eine Flotte nach Gothland, welcher er jedoch, zeitig gewarnt, durch seine Flucht nach Dänemark entging. Noch hatte er das harte Schicksal, seinen hoffnungsvollen Sohn Magnus zu überleben: durch dessen Enthauptung der schwedische Reichsrath auf die ungerechteste Weise das grausame Verfahren des Vaters an dessen unschuldigem Sohn zu rächen, zugleich aber auch dem Magnus Smek den ungestörten Besitz des Thrones zu sichern suchte. Dem Gram und Schmerz unterliegend, starb Birger am 31. Mai 1321 zu Spikaborg in Seeland. — Daß dem unverträglichen Sinne der Herzöge, ihrem rastlosen Streben nach einer Regirung, wozu sie nicht berechtigt waren, dem gänzlichen Mangel an der ihrem Bruder, als König, schuldigen Ehrerbietung — vieles von den damaligen Unruhen in Schweden, die zuletzt ein so unglückliches Ende für sie zur Folge hatten, zuzuschreiben war, ist nur zu gewiß; aber das hindert nicht, daß das gelindeste Urtheil, welches die Geschichte über Birger zu fällen gestattet, darin besteht: er war schwach und tückisch, ohne Selbständigkeit des Charakters, vielmehr, als Regent betrachtet, fast nur ein Werkzeug in den Händen Anderer. Denn, so wie das Gute, welches den Anfang seiner Regirungszeit bezeichnete, nicht sein Werk, sondern das Werk seines Vormundes Torkel war: so fallen auch die Misgriffe und Übelthaten, deren er sich als König schuldig machte, weniger auf seine Rechnung, als auf Rechnung des Stolzes seiner ihn beherrschenden Gemahlin Martha, und der Arglist und Rachgier der Geistlichkeit, deren Einfluß und Leitung er sich hingegeben hatte [5]). (*v. Gehren.*)

Birgitten, s. Brigitten.

BIRGSTEIN, Birkstein, Gräfl. Kinskyſche Herrschaft in Böhmen, im Leitmeritzer Kr., mit 1 Marktfl. und 23 Dörfern mit starker Industrie und mehren Fabriken in Baumwolle, Leinewand, Glas, Spiegel, dabei große Bleichereien und beträchtlicher Glashandel, besonders zu Hayda.

Birgstein, ein ausgezeichneter, isolirter, cylinderförmiger, 209 Schuh hoher Sandsteinfelsen, auf der Herrschaft gleiches Namens*), durch zwei Felsentreppen von innen und außen zugänglich. Im Innern findet man in den Felsen ausgehauene Gemächer, Kirche und Kapelle; auf dem Gipfel ein Häuschen mit Fremdenbuch. Ruhesitze im Gebüsch und Lauben gewähren eine schöne Aussicht. (*André.*)

Birgus, s. Pagurus.

Biri, s. Sena.

BIRINGUCCIO (Vanuccio), ein gegen das Ende des 15. Jahrh. geborner und gegen die Mitte des 16. Jahrh. verstorbener Schriftsteller über die Geschützkunst, mit welcher er sich, nachdem er den Herzogen von Parma und Ferrara, so wie der Republik Venedig gedient hatte, unter den Italiänern zuerst beschäftigte. Seine im J. 1540 zuerst erschienene, seitdem öfters aufgelegte, auch ins Lateinische und Französische übersetzte Pyrotecnia, die von dem Gießen der Metalle und der Pulverfabrication handelt, ist jetzt, seit den Fortschritten der verwüstenden Kunst freilich kein praktisches Werk mehr, wol aber brauchbar in historischer Hinsicht. (*H.*)

BIRJUSSEN (die), ein ehemals in der Irkutzkischen Statthalterschaft in Sibirien herumziehendes tatarisches Nomadenvolk, das von dem Flusse Birjussa, wo ihr Hauptwohnsitz war, den Namen führt. Jetzt ziehen sie neben den Katschinzen am Fl. Abakan, unweit des Altaigebirges, herum. Sie sind nicht reich und machen etwa 190 Bogen (kleine Stämme, Familien) aus, welche ihren Tribut nach Kusnezk liefern. Sie wohnen in Jurten, sind der Schamanischen Abgötterei zugethan, und leben hauptsächlich von der Jagd; doch halten auch mehre unter ihnen Pferde und Rinder, und einige säen auch, der Grütze wegen, etwas Sommerkorn auf Gartenbeeten †). (*J. Chr. Petri.*)

BIRJUTSCH, neue Kreisstadt in dem Russ. Gouv. Woronesch, an der Soßna, mit 123 Häus. und 515 Einw. die sich meistens von der Landwirthschaft nähren. Der Ort hat ein neues schönes Gerichtshaus und eine Kreisschule. (*J. Ch. Petri.*)

Birkarlar, s. Björkö.

Birkaugen, s. Falkenaugen.

BIRKE, 1) botanisch, pharmakol. und technisch, s. Betula. 2) in der Forstwirthschaft. Die Birke ist ein Forstbaum zweiter Größe, wovon in Teutschland zwei Hauptarten bekant sind und noch mehre minder wichtige Arten vorkommen. Außerdem wachsen noch drei nordamerikanische Arten in Teutschland sehr gut. Die vorzüglichsten sind folgende:

1) die Weißbirke (Betula alba), dieser schnellwachsende Baum hat die kalten Länder des nördlichen Europa und Asiens zum Vaterland. Es ist der letzte Baum, den man nach dem Nordpol zu findet und in Grönland der einzige. In Teutschland komt er in Ebenen, mittlern und hohen Gebirgen gleich gut fort. Er wird nicht so allgemein geschätzt, als er es seines schnellen Wuchses und seiner übrigen Eigenschaften wegen ver-

5) Außer den angeführten Schriften vergl. auch *H. Fr J. Estrup* Idea hierarchiae Rom., qualis Sec. XIII. in Scandinavia praesertim exstiterit etc. S. 107 ff. und Münters Magazin f. Kirchenrecht und Kirchengeschichte des Nordens B. 1. S. 185. ff.

*) Ueber Ursprung, Geschichte und Räthselhaftes des Birgsteins s. Hesperus 1821. Nro. 10. Bd. XXIX.

†) Pallas Reisen, Georgi Beschreib. aller Nationen des Russ. Reichs, und *Makinowitz*. Slovar geogr. Rossiiskago Gossudarstwo. oder geogr. Wörterb. des russ. Reichs unter diesem Worte.

dient. Man behandelt ihn oft sehr verächtlich nnd belegt ihn zuweilen mit der Benennung: Forstunkraut. Am besten gedeihet die Birke in einem aus Sand mit Lehm vermischten Erdboden, und vorzüglicher ist der Wuchs, wenn er mit Dammerde vermischt ist. Außerdem komt sie in allerlei Boden fort, wenn er nur nicht fliegend und nicht ganz sumpfig ist. Jede Lage, selbst die ganz freie, verträgt sie. Nach Verhältniß des Bodens erreicht die Birke in 40 bis 60 Jahren ihre Vollkommenheit, wo sie dann eine Höhe von 50 bis 60 Fuß und eine Stärke von 1½ bis 2 Fuß erhält. Die natürliche Fortpflanzung der Birke geschieht um so leichter, da der sehr leichte Same derselben vom Mutterbaume durch den geringsten Wind weit weggetrieben wird, und weil er in einem nur etwas wunden Boden und ganz freien Standort aufgeht. Aus diesen Gründen fliegt die Birke oft da an, wo sich keine Samenbäume vorfinden. Diese Umstände befördern die natürliche Fortpflanzung der vorhandenen Birkenwälder sehr, indem durch wenige Samenbaume eine vollkommene Besamung bewirkt werden kann. Zum Aufgeben des Samens ist es aber erfoderlich, daß der Boden von Gras und Haide gereinigt und etwas wund gemacht wird, damit die im Anfang äußerst kleinen Pflanzen nicht erstickt werden. Die künstliche Saat der Birke findet unter gehöriger Vorbereitung des Bodens mit eben so gutem Erfolge Statt. Man säet den Samen entweder im Herbst bei einem gelinden Regen, oder im Frühjahr auf dem Schnee aus; beides ist unter Umständen gleich gut, doch wird die Frühjahrssaat meistens vorgezogen. Die Kultur dieses Baums durch das Verpflanzen junger Stämmchen geräth eben so gut als die Saat, nur ist die Vorsicht dabei zu beobachten, daß die Pflanzen nicht älter als 4 bis 6 Jahr sind, indem, wenn die Rinde anfängt weiß zu werden, die Pflanzen selten mehr anschlagen. Am besten und sichersten versetzt man sie im 3. Jahre ihres Alters. — Zu den Unfällen, denen diese Holzart ausgesetzt ist, gehört insbesondere der **Birkenrüsselkäfer** (Curculio betulae), dessen Larve unter der Rinde wohnt, der als Käfer die Blätter zusammenzieht und frißt, wodurch oft die Bäume ohne Rettung verderben. An dem Samen thut zuweilen ein kleines rothes Käferchen, das sein Ei darin legt, Schaden. Nach Vollendung ihres Wachsthums, also nach dem 60. Jahre, sind die Birken der Gipfeldürre und Kernfäule ausgesetzt. Die forstwirthschaftliche Behandlung der Birke als Hochwald ist selten, doch kann und wird sie zuweilen als Stammholz in Niederwaldungen im 60. Jahre gehauen. Mehr und vorzüglich geschieht ihre Bewirthschaftung als Niederwald in einem 20 — 25jährigen Umtrieb. — Der Nutzen des Holzes der Birke ist mannigfaltig. Es kann in Ermangelung von bessern Holzsorten als Bauholz zum innern Hausbau verwendet, es muß aber dann im Safte gehauen, ausgelaugt und geräuchert werden. Wegen der Härte und Zähigkeit des Holzes wird es vorzüglich vom Wagner, sodann aber auch von dem Drechsler, Schnitzer und Schreiner und von diesen besonders das Maserige des Baums benutzt. Die Böttcher benutzen die Stangen zu Faßreifen. Das Holz muß aber sogleich nach dem Fällen, damit es nicht stockig werde, fleckenweise von der Rinde entblößt werden. Die dünnen Zweige der Bäume, besonders aber die jungen Samen- nnd Stocklohden werden zu Besenreißig sehr gesucht. Das Brennholz von den Birken wird zu dem bessern gerechnet; es brent hell und hitzt stark. Das Holz darf aber nicht lange im Wetter liegen, sondern muß gleich gespalten und in Schuppen gebracht werden, indem es sonst verstockt. Als Brennholz verhält sich das Birken- zum Rothbuchenholze, wie 855:1000. Auch die Kohle gibt ein starkes, beständiges, gleiches, lebhaftes und wenig dampfendes Feuer. Die vorzüglichsten Nebennutzungen der Birke bestehen, in dem Ruß des verbranten Holzes zur Kupfer- und Buchdruckerschwärze und schwarzen Mahlerfarbe; in der fast unverweslichen **Rinde** zum Unterlegen der feucht liegenden Schwellen und Balken in Gebäuden, so wie der Rasendächer, zu Gefäßen, Kleidungen und Schuhen in den nördlichen Ländern und endlich zum Rußöl oder Birkentheer zur Bereitung des Juftenleders. Das zuckerhaltige Birkenwasser, im März von alten Stämmen abgezapft, wird als blutreinigendes Mittel, am meisten aber als Wein benutzt, der dem Champagnerwein gleichkomt *).

2) **die wohlriechende Birke oder Mave**, (Betula odorata) macht einen stärkern und größern Baum als die vorhergehende Birke, zeigt aber einen gröbern sperrigern Wuchs. Das Holz ist sehr weiß und zähe, aber grobjähriger und weicher als am vorhergehenden Baum. In einem Alter von 50—60 Jahren erlangt sie auf einem frischen Sandboden eine Höhe von 80, und eine Stärke von 2 Fuß. Die jungen klebrigen, ungemein stark und angenehm balsamisch riechenden Blätter unterscheiden sie vorzüglich von der Weißbirke. Sie findet sich fast allenthalben in Teutschland unter der Weißbirke vermischt vor, jedoch immer nur auf Sandboden in Ebenen und an den Oft- und Nordseiten der Berge, weil sie einen geschützten Stand verlangt, daher bei ihrem Anbau darauf Rücksicht genommen werden muß. — In forstwirthschaftlicher Hinsicht ist sie zum Niederwaldbetrieb vorzüglicher als die Weißbirke, weil der Stockausschlag mehre Hiebe ausdauert und schneller wächst. Das Holz wird wegen seiner größern Zähigkeit vorzüglich von Müllern und Wagnern gesucht. Das Brenn- und Kohlholz ist etwas schlechter als von der Weißbirke, dagegen wächst der Baum schneller und liefert in kürzerer Zeit eine größere Holzmasse. — Als merkwürdige Varietäten der beiden Haupt-Birkenarten verdienen unter andern angeführt zu werden: a) die **Hangelbirke** (Betula pendula). Sie ist eine Abart der Weißbirke und zeichnet sich durch ihre lang herab hängenden dünnen Zweige aus. Dieses ist dann bei einigen Bäumen der Fall, wenn sie mehrmal Früchte getragen haben, meistens nach dem 30jährigen Alter, welches mit zunehmendem Alter immer mehr zunimt. b) Die **Brockenbirke**, (Betula pumila brocembergensis) als Abart der wohlriechenden Birke, zeichnet sich durch ihren strauchartigen, nur 2 Fuß hohen Wuchs, durch ihre kleineren Blätter und schwärzliche Rinde aus. Sie wächst auf der Spitze des Brockens am Harz in Torfgrund. c) Die **Sommer-** und die **Winterbirke**, wovon erstere früher blühet, der Same früher

*) Vgl. oben Betula, u. unten Theerbrennen.

Digitized by Google

reifet, größere Kätzgen und Zäpfchen auch einen kleinern Stamm hat als letztere. Diese bildet aber vorzüglich die großen, hohen und starken Hangelbirken. Mehre andere Birkenarten, als: die Goldbirke (Betula aurata), die handblättrige Birke (Betula palmata), die dauriſche Birke (Betula daurica). die Zwergbirke (Betula nana), die Strauchbirke (Betula fruticosa), und die cirunde Birke (Betula ovata), von denen es zum Theil noch ungewiß iſt, ob ſie beſondere Arten oder Abarten ſind, weichen in wenigen, zum Theil jedoch in ihrem ſtrauchartigen Wuchs von den beiden Hauptarten ab und verdienen daher nur blos ihrem Namen nach angeführt zu werden.

Von den nordamerikaniſchen Birkenarten, welche in Teutſchland gut fortkommen, ſind folgende die vorzüglichſten: 3) die zähe Birke (Betula lenta), das Vaterland derſelben iſt Virginien, Penſylvanien und Canada. Sie ſoll unter allen Birkenarten den Vorzug haben. Sie wächſt ſehr ſchnell und erlangt in 30 Jahren eine Höhe von 40—60 und eine Stärke von 2 Fuß. Sie liebt kalte, hochliegende bergige Gegenden und einen lehmigen mit Sand vermiſchten friſchen Boden; in einem zu dürren, trocknen und der Sonne ſtets ausgeſetzten Boden komt ſie nicht fort. 4) die hohe Birke (Betula excelsa), dieſe wird in ihrem Vaterlande Nordamerika, vorzüglich in Canada und Virginien, ein 60—70 Fuß hoher und verhältnißmäßig ſtarker Baum. In Teutſchland wird ſie in 30 Jahren 40 Fuß hoch und 1½ Fuß ſtark. Sie gedeihet in einer bergigen Lage ſo gut als in Ebenen und komt vorzüglich in einem ſandigen Boden fort. Man lobt ihr Holz noch mehr als von unſern einheimiſchen Arten. Aus dem Safte dieſer und der vorhergehenden Art wird in Amerika ein Zucker bereitet, der aber weniger ſüß als vom Ahornſaft iſt. 5) die Pappelbirke (Betula populifolia), wächſt in den kältern Theilen von Nordamerika. Wenn ſie eine kalte Lage, einen ſandigen mit etwas Dammerde gemiſchten Boden hat, ſo wächſt ſie ſehr geſchwind zu einem 40—50 Fuß hohen und 2 Fuß ſtarken Baum heran. In einer warmen Lage und in fettem Erdreich wächſt ſie langſam. In Teutſchland hat ſie in 40 Jahren eine Höhe von 40 Fuß und eine Dicke von 6 Zoll erreicht. —

Dieſe und die beiden vorhergehenden Birkenarten haben mit der Weißbirke gleiche Fortpflanzung und gleichen Nutzen. Da ſie auch in hohen und kalten Lagen wachſen, in einem kurzen Zeitraume ſo anſehnliche Stämme bilden und dabei mit einem ſehr mittelmäßigen Boden vorlieb nehmen; ſo verdienen ſie alle Aufmerkſamkeit des teutſchen Forſtmannes. (*Laurop.*)

Birkenholz (Technol.), wird an manchen Orten zu Baulichkeiten verwendet. Da es jedoch in allen ſeinen Arten von ſehr geringer Dauer, und im Waſſer baldiger Fäulniß unterworfen iſt, muß man es zu dieſem Gebrauche ſelbſt dem Eſchen- und Weidenholze nachſetzen. Im Trockenen wird es vom Wurme zerfreſſen, und an freyer Luft ſchnell durch den Wechſel des Wetters zerſtört. Seine wäßrigen Theile dünſten ſchwer und langſam aus, und wenn es ſchon ausgetrocknet war, zieht es wieder neue Feuchtigkeiten aus der Luft an ſich. Nur durch Auslaugen und Räuchern wird es etwas gegen den Wurmfraß geſchützt, und durch einen Überzug, der das Eindringen der Feuchtigkeiten des Luftkreiſes hindert, einigermaßen dauerhafter gemacht. Zu allem techniſchen Gebrauche muß es bald nach dem Hiebe ſtellenweiſe von der Rinde entblößt werden; denn wenn es in ſeiner Rinde liegen bleibt, ſo fängt es in kurzer Zeit an zu ſtocken; wird es aber ganz von derſelben befreiet, ſo äußern Luft und Sonne eine ſo ſtarke Wirkung auf das Holz, daß ſie ſeine Maſſe allenthalben aufreißen. Allein die Rinde des Birkenholzes iſt von ſo großer Dauer, daß andere Hölzer mit Birkenrinde überzogen auf eine lange Zeit hinaus gegen alle Verweſung geſchützt werden. Uebrigens iſt das Birkenholz in allen ſeinen Arten hart, am Stammende ungewöhnlich härter und ſchwerer als am Zopfende und dabei feſt, zähe und leicht. Nach Hartig wiegt der Rheinl. Kubikfuß friſchen 60jährigen Stammholzes 59 Pfd. 15 Lth., der Kubikfuß vollkommen dürren Stammholzes 41 Pfd. 13 Lth. Das eigenthümliche Gewicht friſchen Stammholzes im Verhältniſſe zu den übrigen Körpern iſt nach Evelwein 0,702, des trockenen Stammholzes nach Ebendemſ. 0,580. Das Holz der wohlriechenden Birke (betula odorata *Bechstein.*), iſt weicher, doch zäher als das Holz der gemeinen, das Holz aber der zähen Birke, (betula lenta *Linn.* betula carpinifolia *Erhardt.*), und anderer (betula nigra *Wangenheim.*), iſt noch feſter und zäher als jenes. Im Allgemeinen bemerkt man, daß das Holz von Birken, die in niedrigen und magern Gegenden, ſo wie jenes, das in nördlichen Ländern auf hocherhabenen, kalten und rauhen Strecken gewachſen ſind, gewöhnlich härter, zäher, feſter, aber auch windſchief und folglich ſchwerer zu ſpalten iſt, dahingegen das Birkenholz auf hohen und fetten Stellen gebildet, ſpröder und viel leichter zu ſpalten iſt. Überhaupt läßt ſich das Birkenholz vom Zopfende leicht ſpalten und bearbeiten; jenes vom Stammende iſt etwas ſchwieriger und mühſam zu behandeln. Wegen dieſer trefflichen Eigenſchaften ſeiner Feſtigkeit wird nun das Birkenholz ungeachtet ſeiner ſchlechten Dauer zu allen Arten gemeinen Hausrathes, zu landwirthſchaftlichen und zu Küchengeräthen geſucht und in holzarmen Gegenden ſogar zum Zimmerholze verwendet, wo die Landleute ihre Schuppen und andre landwirthſchaftliche Gebäude daraus erbauen. Ja man triſt in ſolchen Gegenden ſogar Brücken von Birkenholze an, die oft, wie z. B. in Rußland, die Ufer bedeutender Ströme verbinden. Allein alle dieſe Baulichkeiten haben unausgeſetzt Ausbeſſerungen nöthig. Etwas zweckmäßiger bedient man ſich des Birkenholzes in Ermanglung anderer noch beſſer geeigneter Hölzer zu Maſchinenſtücken an trockenen Werken, beſonders zu Radzähnen und Trillingen; doch pflegt man dieſelben um ihren Widerſtand gegen die Reibung zu vermehren, vor ihrer Einſetzung, nachdem man ſie zuvor auch noch erwärmt hat, mit heißem Talge zu tränken. Die breitern Stammenden aber werden zu Bohlenſparren für leichte Dachwerke und gewölbte Decken mit Vortheil benutzt. Das maſerige Birkenholz wird wegen ſeiner äußerſt großen Härte und Feſtigkeit, die bei dem Austrocknen des Holzes immer noch bedeutender wird, zu allen Maſchinenſtücken bei Mühlen und Hammerwerken mit dem größten Vortheile gebraucht. Der Birkenmaſer ſelbſt

wird in drei Arten unterschieden: der von dem Stamme ist der stärkste und festeste, der von den Wurzeln als der gröbste bekannt: der von den Ästen wird für den schönsten gehalten, wie er auch der seltenste ist, und zur Einlegung und Belegung kostbaren Hausrathes, so wie von den Drechslern zu mannigfaltigen Arbeiten benutzt wird. Die Birkenrinde wird ihren oben gerühmten Eigenschaften der Dauer und Festigkeit entsprechend zur Bedeckung an die freie Luft hervortretender Balkenköpfe, zur Ausfüllung der Balkenfächer bei Brücken und zur Bekleidung der äußeren Wände von Häusern, die aus leicht an der Witterung zerstörbarem Holze gebaut sind, mit großem Vortheile gebraucht. Auch pflegt man Pfosten und andere Holzstücke, die in die Erde gebracht werden sollen, und aus keinem hiezu geeigneten Holze bestehen, so weit mit Birkenrinde zu überziehen, als dieselben in die Erde zu stecken kommen, und in nördlichen Gegenden Europa's werden die hölzernen Bedeckungen der Dächer mit Birkenrinde belegt; ja selbst mit Birkenreisig pflegt man in nördlichen Gegenden, wie in Rußland, die äußern Wände der Wirthschaftsgebäude zu überflechten. (*Leger.*)

BIRKE, برك, heißen im südlichen Arabien die großen und schön gemauerten Behältnisse, worin man in den bergigen Gegenden Wasser samlet, um die darunter liegenden Felder nach und nach zu wässern. In Oman heißen sie Bade باذه. Außerdem werden gewöhnlich Dämme um die Äcker gemacht, um mit dem stillstehenden Wasser derselben das Land zu düngen. Zu diesem Behuf sind die Felder an den Bergen, wie die Stufen in den Kaffégärten, mit Mauern unterstützt. Jemen ist arm an Wasser und hat daher Mangel an dem anderwärts in Asien so nützlichen Reisbau *). (*Rommel.*)

BIRKEN, von, oder Betulius [1]) (Siegmund), einer der bekantesten und fruchtbarsten teutschen Dichter des 17. Jahrh., wurde am 25. April 1626 zu Wildenstein, einem böhmischen Marktfl. nahe bei Eger geboren. Sein Vater, Daniel Betulius, war lutherischer Pfarrer daselbst; seine Mutter, Veronica Kobelt, die Tochter eines Bürgers zu Nürnberg. Dorthin begab sich sein Vater, als er im J. 1629 der Religion wegen aus Böhmen entfliehen mußte, und der junge Siegmund wurde daselbst, nach manchen überstandenen Stürmen der Zeit, mit Sorgfalt zur Universität vorbereitet. Noch ehe er diese bezog, verlor er im J. 1642 seinen Vater, der ihn noch auf dem Todbette vergebens für das Studium der Theologie zu gewinnen suchte. Er entschied sich unwiderruflich für die Jurisprudenz, welche sein Vater haßte, bereute aber in der Folge seinen Ungehorsam, und schrieb den geringen Erfolg seiner juristischen Studien dem Mangel des väterlichen Segens zu. Im Sommer 1643 bezog er die Universität Jena, wo er in der Jurisprudenz den D. Krause hörte, und sich zugleich unter Daniel Stahl und Johann Musäus auf die Philosophie und Geschichte legte. Er mußte aber wegen Mangel an Vermögen die Universität, wo er nicht ohne Händel und Unglücksfälle geblieben war, schon im Oct. 1644 wieder verlassen, und ging anfangs in seine zweite Vaterstadt Nürnberg zurück. Hier wurde er von Georg Philipp Harsdörfer und dem jüngern Johann Klai in den eben damals (1644) von beiden gestifteten Orden der Pegnitzschäfer oder die sogenante Blumengesellschaft, unter dem Namen Floridan, aufgenommen, ein Umstand, der seine ohnehin große Neigung für die Poesie noch mehr belebte. Bald darauf wurde er von dem Herzog August von Braunschweig-Lüneburg als Lehrer seiner beiden Söhne, Anton Ulrichs, des späterhin berühmten Dichters der Octavia [2]), und Ferdinand Albrechts zu Wolfenbüttel angestellt. Da ihm aber das Hofleben nicht zusagte, so erhielt er nach einiger Zeit unter vielen Gnadenbezeugungen seine Entlassung, durchreiste Niedersachsen und wurde als Lehrer einer Mecklenburgischen Prinzessin nach Dannenberg berufen. Auf die Nachricht, daß zu Nürnberg ein Congreß zur Vollziehung des Westphälischen Friedensschlusses gehalten werde, (1649) begab er sich dahin zurück, um sein Glück weiter zu suchen. Dies gelang ihm auch, da ihm der Ruf des Talents und der Gelehrsamkeit voranging. Mehre angesehene Personen vertrauten ihm den Unterricht ihrer Söhne in der Politik und Poesie; er empfahl sich durch eine vor den Gesandten und dem Nürnberger Rath gehaltene Rede über den teutschen Frieden, und führte bei einem Freudenfeste, welches auf Veranlassung des endlich bestätigten Friedens gegeben wurde, mit jungen Edelleuten ein Schauspiel auf. Da die Zahl seiner vornehmen Gönner immer zunahm und er sich besonders auch dem kaiserlichen Gesandten, Grafen Ottavio Piccolomini, empfohlen hatte, so ernante ihn Kaiser Ferdinand III zum Hof- und Pfalzgrafen und erhob ihn in den Adelstand.

In der Folge erhielt er von demselben auch eine goldene Kette mit des Kaisers Brustbilde, und Kaiser Leopold I. Ferdinands Nachfolger, ehrte ihn durch ein gleiches Geschenk. Hiezu gesellten sich noch andere Ehrenbezeugungen. 1658 wurde er vom Herzog Wilhelm zu Weimar in die fruchtbringende Gesellschaft oder den Palmenorden unter dem Namen des Erwachsenen aufgenommen, 1662 nach Harsdörfer's Tode zum zweiten Präsidenten des Pegnitzschäferordens erwählt und 1679 von der Gesellschaft der Ricovrati (lat. recuperati) zu Padua in Italien zum Mitgliede ernant. Auch der von Philipp Zesen gestifteten teutschgesinnten Genossenschaft gehörte er unter dem Namen des Riechenden an. Ein öffentliches Amt außer jenen Ehrenämtern bekleidete er, so viel man weiß, nicht, bewies sich aber als Schriftsteller sehr thätig. Er litt von Jugend auf an mancherlei körperlichen Schwächen, und starb in nicht sehr hohem Alter an einem Schlagflusse zu Nürnberg den 12. Juni 1681, nachdem er 2 Jahre vorher durch den Tod seiner zweiten Gattin tief gebeugt worden war. Seine beiden Ehen waren kinderlos geblieben. An seinem Charakter wird Gottesfurcht und teutsche Biederkeit besonders gerühmt. Außer der Poesie arbeitete er auch im Fach der Geschichte, der Erd- und Reisebeschreibung, der Päda-

*) Niebuhr, Beschr. von Arabien S. 156.

1) Betulius war sein väterlicher Name, den er ins Teutsche übersetzte, als er den Adel erhielt. Seine Vorfahren hatten schon den Namen Birckner geführt, auch wird er zuweilen Betulejus genant.

2) S. den Artikel Anton Ulrich.

gogik und Ästhetik. Zu seinen prosaischen Schriften gehören: Comenii orbis pictus oder sichtbare Welt, verteutscht, vermehrt und mit Figuren versehen. Nürnberg, 1658. 8. Spiegel der Ehren des Erzhauses Oestreich. Nürnberg, 1668. Fol. 3 Theile mit vielen Kupf. (eigentl. ein älteres Werk von Hans Jacob Fugger, welches er auf Befehl des Kaisers Leopold I. verbesserte und weiter führte); Hochfürstlicher Brandenburgischer Ulysses, Nürnberg, 1667 4. 1678. 12. auch Bayreuth, 1669 4. 1676 8. (eine Beschreibung der Jugendreisen des Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth). Chur- und Fürstlich Sächsischer Heldensaal, Nürnberg 1677. 12. mit Kupf. (die Biographien der sächs. Regenten enthaltend). Teutsche Rede- Bind- und Dichtkunst, oder kurze Anweisung zur teutschen Poesie, mit geistlichen Exempeln u. s. f. Nürnberg 1679, 12. worin er das Wesen der Poesie oder nach seinem Ausdruck die Sele der Gebändrede in den schönen und sonderbaren Ausfund, (die Erfindung) setzt, und noch mehre andere. Im Fach der Poesie lieferte er besonders geistliche Gedichte, Schau- und Singspiele (die teutsche Schaubühne, Nürnberg 1655, 12); Psyche, ein Schauspiel in Versen, 1652 zu Nürnberg in lateinischer Sprache aufgeführt, später ins Teutsche übersetzt und hinter der Rede- Bind- und Dichtkunst abgedruckt; die verliebte, betrübte und wieder erfreute Margenis, 1650 12. u. a.) Schäfergedichte (Pegnesis, oder der Pegnitz Blumgenoß-Schäferey Feldgedichte, meist verfasset und hervor gegeben durch Floridan. Nürnberg 1673, 1679. 2 Theile 12. wovon der erste neun, der zweite acht Hirtengedichte enthält) und vermischte lyrische oder Gelegenheitsgedichte. Daß er zu seiner Zeit als Dichter in großem Ansehn stand, beweisen die ihm widerfahrnen Ehrenbezeugungen und andre Zeugnisse; so lobt z. B. Schottel in seiner ausführlichen Arbeit von der teutschen Hauptsprache S. 1176 an ihm eine „sonderbare, nachdenklich wolsteigende Schreibart, voll Feuer und Kern." Aber schon Neumeister [3]) und Morhof [4]) beschränken dies Lob und der erste tadelt mit Recht, daß er sich in Bildung neuer Wörter zu viel erlaubt habe, so wie man überhaupt bei ihm viel übertrieben Geziertes, Geschraubtes und Geschmackloses findet. So sagt er z. B. in der Vorrede zu der oben erwähnten Reisebeschreibung von Ulysses: „der cyclopische Hochmuth wollte ihn verschlucken, aber blendete ihn und grube ihm das plumpe Stirnfenster des Eigensinns aus dem Kopfe, entkame auch aus dessen Höl-Hölle" u. s. f. und in seiner selbstgemachten Grabschrift kommen die Worte: morimur, orientes morientes orimur u. dgl. vor. Manche neue Wörter sind jedoch von ihm glücklich gebildet und als Bereicherungen der Sprache anzusehen. Seine Schäfergedichte erklärt Blankenburg in den lit. Zusätzen zu Sulzer's allgem. Theorie der schönen Künste, Art. Hirtengedicht, geradezu für kahl, läppisch und geziert. Von seinen ebenfalls nichts weniger als gediegenen geistlichen Liedern findet man ein Verzeichniß in Wetzel's Hymnopoeographia; mehre davon sind in die ältern Gesangbücher aufgenommen worden, vornehmlich zwei, welche mit den Worten „Schöpfer aller Menschenkinder," und „Fahr nur hin, du schnöde Welt" beginnen [5]). (*Rese.*)

BIRKENAU, Fl. und Amtssitz im Großherzogth. Hessen und Fürstenth. Starkenburg an der Weschnitz, unfern von Weinheim an der Bergstraße, in dem von der Weschnitz benanten romantischen Thale. Schon in der Mitte des 9. Jahrh. kam es, vertragsmäßig, nach dem Ableben des Gaugrafen Wernher mit Weinheim an die berühmte Abtei Lorsch, und später mit dieser an das Erzstift Mainz, das damit unter Vorbehalt einiger Gerechtsame adelige Familien belehnte. Es machte ein Amt des Oberamtes Starkenburg aus. Mit diesem kam es durch die neuern Ereignisse der Souveränetät nach an das Großhz. Hessen. Gegenwärtig ist es ein Patrimonialamt des damit früher von Kurmainz belehnten Freiherrn von Warnbold, und besteht aus dem Fl. Birkenau und den kleinen Dörfern Kalstadt und Norbach. Der Flecken hat 1 luth. und 1 kathol. Pfarrkirche, ein adeliges Schloß mit Lustgarten, 135 Häus. mit ungefähr 1000 Einw., die beiden Dörfchen enthalten nur 100 Bewohner. (*Dahl.*)

BIRKENFELD, ein dem Herzog von Oldenburg vermöge eines dem 49. Art. der Wiener Congreßakte v. 9. Jun. 1815 gemäß mit dem Könige von Preußen geschlossenen Vertrags gehöriges und den 16. Apr. 1817 in wirklichen Besitz genommenes Fürstenthum auf dem Hundsrücken, worin der Hauptort gleiches Namens mit einem in Ruinen liegenden ehemaligen Residenzschlosse und einer Kirche, worin Protestanten und Katholiken, deren Gesamtzahl etwa 1500 in 230 Häus. ausmacht, ihren wechselnden Gottesdienst halten. Das Land ist gebirgig und die Berge starren hin und wieder als furchtbare Felsenmassen empor, sind aber sonst mehrentheils reich an Waldungen und ihre Abhänge werden wie die Thäler als Ackerland und Wiesen benutzt. Wild gibt es hier verhältnißmäßig nicht viel, aber Fische und Krebse liefern die steinigen Bäche in Ueberfluß. Viehzucht ist eine vorzügliche Erwerbsquelle für die eben nicht wohlhabenden Einwohner, so wie die Verarbeitung und Schleifung der in den dortigen Steinbrüchen sich findenden Achate und anderer Steine zu Tabaksdosen, Petschaften, Ringen und andern Kleinigkeiten, ohne Hilfe bedeutender Maschinen. Außer zwei Eisenhütten, davon eine etwa 100 Menschen be-

3) In s. Specimen Dissertationis historico-criticae de poetis germanicis p. 15. 4) Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie (Lübeck 1702) S. 394.

5) Nachrichten von seinem Leben liefern: die betrübte Pegnesis, den Lebens- Kunst- und Tugendwandel des selig edeln Floridans, Herrn Sigm. von Birken, Com. Pal. Caes. durch 24 Sinnbilder in Kupfern zur schuldigen Nachehre fürstellend und mit Gespräch- und Reimgedichten erklärend durch ihre Blumenhirten. Nürnberg 1683, 8. und Amarante's (Herdegens) historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang u. s. f. S. 79—158. Einen kurzen biographischen Aufsatz über ihn findet man in Fried. Casp. Hagen's Memoriis Philosophorum, Oratorum, Poetarum etc. (Bayreuth 1710) S. 191—208. Ein ziemlich genaues Verzeichniß seiner gedruckten Schriften, an der Zahl 20, hat er selbst vor seiner Rede- Bind- und Dichtkunst gegeben. Vgl. Witten's Diarium biogr. ad Diem 12. Jun. 1681. Wetzel's Hymnopoeographia Th. I. S. 112—116. Will's Nürnbergisches Gel. Lexicon Th. I. S. 115—117. Jördens Lexicon teutscher Dichter und Prosaisten Bd. I. 5 und 6. Heerwagen's lit. Geschichte der evangel. Kirchenlieder Th. I. S. 64 fg. Richter's allg. biogr. Lexicon alter und neuer geistl. Liederdichter, S. 19 fg. u. a. m.

Digitized by Google

schäftigt, findet man hier keine namhaften Fabriken. Die isolirte Lage des Landes, welches nur einen kleinen nicht einmal flößbaren Fluß, die Nahe, hat, und durch welches keine gebahnte Straßen bisher gingen, erschwert den Absatz der Landesprodukte, besonders des überflüssigen Holzes, das hier der Faden für 1 Thaler feil ist. Vieles erwartet man auch in dieser Rücksicht von der neuen Regirung, die schon dafür gesorgt hat, daß nach einem darüber geschlossenen Vertrag die Thurn-Taxische Post ihren Weg in zwei Richtungen durch das Fürstenthum nimt. Dieses ist jetzt in drei Aemter, Birkenfeld, Oberstein und Nohfelden, davon jedes einen Amtmann, Amtsverwalter, Amtsschreiber und Amtseinnehmer, dann in drei unter denselben begriffenen Ortschaften drei Bürgermeister hat, so wie jede besondre Gemeine einen Schöffen und einen aus diesem und zweien bis sechs von der Gemeine alle drei Jahre neu gewählten Vorstand hat. Das Ganze leitet ein Regirungscollegium, welches in zwei Senate getheilt, davon der eine die Rechtssachen in zweiter Instanz, der andre die Administrativgeschäfte und Consistorialsachen mit Zuziehung eines Geistlichen von den drei Confessionen betreibt, da hingegen die allgemeinen Regirungsangelegenheiten in pleno verhandelt werden. Die vorherrschende Religion ist die Evangelische und es sind dort 16 luth. 2 reform. und 6 kathol. Geistliche. — Vor etwa 400 J. war B. ein Theil der Grafsch. Sponheim. 1437 fiel die vordere Grafsch. an Kurpfalz und Baden, die hintere an P. Zweibrücken und Baden. Von P. Zweibr. kam durch Karl (geb. 1560 † 1600) den Sohn des Pf. Gr. Wolfgang, welcher den väterlichen Antheil als Apanage erhielt und zu Birkenf. residirte, die Pfalz-Birkenfeldische Linie auf. Der letzte hier residirende war Christian III. Großvater des jetzigen K. v. Bayern, welcher 1733 in den Zweibrückischen Landen succedirte. 1776 theilten Zweibr. und Baden sich in das Land, wovon der größeste Theil v. B. an Baden kam. 1792 ward es dem Franz. Reiche einverleibt und zum Saardepart. geschlagen, da denn Birkenfeld ein eignes Arrondissement ausmachte. (*Hollmann.*)

BIRKENHEAD (John), war der Sohn eines Sattlers zu Northwich in Cheshire *). Von hier ging er nach Oxford und wurde Servitor **) in Oriel-College, unter der Aufsicht des Humphrey Lloyd, nachmaligen Bischofs von Bangor. In diesem College blieb er, bis er zum Baccalaureus creirt wurde, worauf er als Amanuensis bei dem Dr. Laud, nachmaligen Erzbischof von Canterbury, lebte. Dieser fand Gefallen an der witzigen Freimüthigkeit des Jünglings und machte ihn im J. 1639 zum Magister artium, und durch die Empfehlungen desselben Gönners wurde B. bald darauf zum Fellow des All-Souls-College erwählt. Als nach dem Ausbruche der Revolution König Karl I. seinen Hof nach Oxford verlegte, bekam B. den Auftrag, den Mercurius aulicus zu schreiben, in welchem er die königliche Partei mit eben so viel Eifer als Geist vertheidigte, und sich dadurch die Gunst Karls in hohem Grade gewann. Der König selbst empfahl ihn den Wahlherren der Universität, und so bekam er bald einen Lehrstuhl der Moralphilosophie, den er bis 1648, jedoch ohne sonderlichen Gewinn besetzt hielt. In diesem Jahre vertrieben ihn die Presbyterianer aus seinem Lehramte und von der Universität, und er sah sich nun gezwungen nach London zu gehen, wo er durch Übersetzen, Verfertigen von Gelegenheitsgedichten und dergleichen sich ein erträgliches Auskommen zu verschaffen wußte.

Nach der Wiedereinsetzung der Stuarts begann eine glänzendere Periode in seinem Leben und die Gunst, welche Karl I. ihm geschenkt hatte, lebte in Karl II. wie ein Vermächtniß fort. B. wurde auf königliche Empfehlung zum Doktor des Civilrechts creirt und lehrte wieder zu Oxford. Im J. 1661 kam er als Abgeordneter für Wilton ins Parlament, das am 8. May d. J. zu Westminster eröfnet wurde. Ein Jahr darauf schlug ihn der König zum Ritter, und 1663 finden wir ihn als Master of requests und Mitglied der Royal Society. So hielt sich B. bis an seinen 1679 erfolgten Tod in Ehren und Ansehen bei Hofe, nicht ohne Neider und Feinde, die ihm oft vorwarfen, er habe sich aus seinem niedrigen Stande durch Schmeichelei und Possenreisserei empor gearbeitet und undankbar derer vergessen, die seine ersten Schritte auf der Bahn der Ehre unterstützt hätten.

Als Schriftsteller galt Birkenhead als einer der gelehrtesten, geistreichsten und witzigsten Pamphletisten seiner Zeit. Freilich aber haben die meisten seiner Schriften, da sie die Früchte der Parteisucht und der politischen Stürme des Jahrhunderts sind, jetzt einen großen Theil ihres Interesse für den ruhigen Leser verloren. Sie bestehen außer der schon genanten Hofzeitung: Mercurius Aulicus. die B. von 1642—1645 herausgab in folgenden Werken: News from Pembroke and Montgomery, or Oxford Manchestered. 1648 in 4. Eine erdichtete Rede aus dem Munde des Grafen Philipp von Pembroke, der 1648 die Universität Oxford visitirte. *Paul's* Churchyard; Libri Theologici, Politici, Historici, nundinis Paulinis una cum Templo prostant venales. Drei Quartbändchen vom J. 1649. Erdichtete Inschriften und Büchertitel, Parlamentsakten in Bezug auf die Reformers ꝛc. The Four Legged Quaker, a Ballad etc. London 1659. A New Ballad of a Famous German Prince. s. d. The Assembly Man. 1663 zu London gedruckt, aber schon 1647, in Bezug auf damalige Begebenheiten geschrieben. — Einige anonyme Pamphlets werden ihm, jedoch ohne Gewißheit, zugeschrieben, und andere unbedeutendere fliegende Blätter übergehen wir. Seine große handschriftliche Hinterlassenschaft ist dem Publikum nicht bekant geworden ***). (*Wilh. Müller.*)

BIRKENSTOCK, von (Joh. Melchior), ein um das Studienwesen in Oestreich sehr verdienter Mann, geb.

*) Sein Geburtsjahr finden wir nicht angegeben. Wahrscheinlich fällt es in die J. 1615 bis 1620. **) Servitor oder Taverdar heißt ein Mitglied der untersten Klasse von Studenten auf den englischen Universitäten, welche den übrigen bei Tische aufwarten und andre Dienste leisten müssen. Dafür werden sie unentgeldlich genährt und unterrichtet: bis sie den Grad der Baccalaureen erreichen. Sie tragen einen besondern Mantel, von dem sie den Namen Taverdar führen.

***) *Wood* Athenae Oxonienses. *Winstanley* Account of the life etc. *Cibber* Lives of the Poets etc. Vol. II. pag. 178 seq.

Digitized by Google

zu Heiligenstadt im Eichsfelde den 11. Mai 1738, gest. zu Wien am 30. Oct. 1809. Nach Vollendung seiner Studien begab er sich nach Wien, wo er 1792 in der böhmisch-östreichischen Hofcanzlei als Referent im Studiensache und später als Beisitzer der Büchercensurcommission ernant wurde. Für beide Fächer leistete er, als aufgeklärter Mann, ungemein viel, unter der Regirung Josephs II. Später wurde er, bei veränderten Grundsätzen, in Ruhestand versetzt. Als Schriftsteller zeichnete er sich aus durch seine Lapidarschrift auf den König Friedrich II. von Preußen (D. M. Fridorici II. 1786. 4.) aus, in dessen Verteutschung mehre gewandte Stylisten wetteiferten, und eine andere: ad Ungaros Ungarus 1796. 4. aus, die er selbst übersetzte, um andern die Arbeit zu erleichtern *). (*H.*)

BIRKET EL HADSCHI, (d. i. See der Pilgrimme). An dem Pilgrimmssee pflegen sich die Pilger, welche jährlich nach Mekka wallfahrten, zu versammeln und ihre Zelte daselbst aufzuschlagen. Er ist, wie Niebuhr sagt, ziemlich groß, nach Pococke 7 — 8 (englische) Meilen lang und 4 breit, und erhält sein Wasser vermittelst des Canals, der durch Kahira fließt, aus dem Nil. Von Kahira ist er 4 Stunden entfernt. Bei dem Araber Edrisi heißt er Birket el Dschab. An demselben und in der Nachbarschaft liegen einige schlechte Dörfer, verschiedene große, aber schon zu Niebuhrs Zeit meist verfallene Landhäuser, und einige Gärten mit Dattelbäumen bepflanzt. In einem dieser Landhäuser ist, wie Tourtechot bemerkt, in der Mitte ein schöner Brunnen, welcher süßes Wasser hat, das in eine Tränke läuft, die um dieses Haus angelegt ist.

Birket Karun, Kern, Querron, s. Möris; Birket Mariut, s. Mareotis. (*Hartmann.*)

Birkhahn u. Birkhuhn, s. Tetrao Tetrix; Birkkäfer, s. Coracias garrula.

BIRMA, Bhurma, ein Reich in Hinterindien, das gegenwärtig auf der westlichen Hälfte dieser Halbinsel das herrschende ist. I) Geschichte. Die zweite der großen Halbinseln, die aus dem Kontinente Asiens in den indischen Ozean vorspringt, wird von ganz andern Völkern bewohnt, als die erste, die vordere. Sobald man über den kleinen Gränzfluß Nauf aus Bengalen tritt, verändert sich nicht Boden, Klima und Produkte, wol aber hat eine andre Menschenraße die Gefilde eingenommen, die an den friedlichen Hindu gränzen: ein starkes kriegerisches Geschlecht, das von seinen Nachbarn in Farbe, Form, Sitten, Religion und Sprache fast so sehr verschieden ist, als der Europäer von dem Neger. Hier ist die Gränze des kaukasischen Stammes, der vielsylbigen Sprache; hier beginnt das Reich der Mongolen, das Reich der einsylbigen Laute. Allein diese Mongolen scheinen doch wol nicht hier immer einheimisch gewesen zu seyn. Gewiß waren jene kleinen Völker, wovon sich noch Reste in den Gebirgen und Wildnissen des Landes finden, die Ureinwohner, zu welchen später jene Mongolen einwanderten, den Urstamm nach und nach unterjochten, und sich zu Herrschern der Halbinsel machten. Wann dies geschehen, davon schweigt die Geschichte, und selbst die Chroniken von Birma und Siam, die sich ganz in den Schleier der Mythe hüllen, dürften uns über jenen Zeitraum doch ganz unvollkomne Aufschlüsse gewähren. — Als die Portugisen in der Mitte des 16ten Jahrh. die indischen Gewässer und Länder erfundeten, fanden sie auf der hinterindischen Halbinsel außer den Malaien, die deren untere Spitze bewohnten, 4 größere Reiche vor: 1) Siam, das mächtigste davon in dem großen Menamthale; 2) Pegu und 3) Birma, dessen Hauptstadt Ava hieß, deren Namen sie auf das Land übertrugen, beide im Thale des Irawaddy, und 4) Arakan längs dem Golfe von Bengalen, alle 4 von kriegerischen Völkern eingenommen, die sich in ihrem Habitus mehr den Schinesen als den Hindus näherten, aber alle feindselig einander gegenüber standen. Es gelang ihnen, sowol in Siam als in Pegu Handelsverbindungen anzuknüpfen, und seit dieser Zeit sind sie in die Geschichte eingeführt. Pegu und Birma, beide im Thal des Irawaddy belegen, kämpften um die Herrschaft desselben, und vom Anfange dieses Zeitraumes an bis in die Mitte des 18. Jahrh. war Birma Pegu überlegen, und dieses genöthigt, an erstres Tribut zu zahlen. Aber im J. 1750 verloren die Birmanen eine große Schlacht, die den Peguern besonders einige fremde Europäer erkämpften. Beinga Dalla, König von Pegu, eroberte 1752 die Hauptstadt Ava, und bekam die ganze königliche Familie mit Ausnahme zweier Prinzen, die in Siam eine Zuflucht fanden, gefangen. Die Peguer behandelten nun die Birmanen mit aller der Härte und dem Stolze, womit gewöhnlich unbesonnene Eroberer Überwundene zu reizen pflegen. Ein so kriegerisches Volk als die Birmanen vermochte nicht lange diesen Übermuth zu ertragen; und die Unzufriedenheit brach laut aus, als die Peguer den gefangenen König und dessen Familie auf das grausamste hinrichten ließen. Alompra, ein Birmane aus der niedrigsten Klasse des Volks, war Vorsteher eines kleinen Orts Mantschebu geworden: es gelang ihm die Peguer zu hintergehen, und sich dieser Festung zu bemeistern, worauf er sich 1752 an die Spitze der Unzufriedenen stellte, und einen großen Haufen Birmanen unter seine Fahnen sammelte, womit er die Peguer schlug, sich bald der Hauptstadt Ava bemeisterte, und durch mehre glückliche Gefechte sein Vaterland befreite. Er faßte nun dessen Scepter, der von Rechtswegen den in Siam lebenden Sprößlingen der letzten Königsdynastie gebührt hätte, aber er wurde ein großer, ein weiser und ein glücklicher Regent, der dem Reiche Birma viele gute Einrichtungen gab, der sein Gesetzgeber wurde, und der den Grund zu der mächtigen Überlegenheit legte, worin wir es jetzt erblicken. Alompra war dabei ein großer Eroberer; nachdem er die Peguer in ihre Gränzen zurückgetrieben hatte, unterwarf er sich 1754 die Kassaier, 1755 die im N. O. belegene Provinz Lowashan, nahm 1756 Syriam, die Hauptgränzfeste der Peguer, und in dem nämlichen Jahre Pegu selbst, woraus doch sein Statthalter bald wieder durch einen allgemeinen Aufstand der Peguer vertrieben wurde. Da die Siamesen dabei

*) Vgl. außer Meusel's gelehrten Teutschl., wo er früher zu voreilig schon als 1802 verstorben angegeben war, die dort angeführten Nachrichten von Retzer in Wielands N. D. Merkur 1810. St. 2. und die (Wiener) Annalen d. Lit. u. Kunst 1810. Jan.

die Peguer unterstüst hatten, so wandte er seine Waffen gegen dieses Reich, schlug die Siamesen in mehren Schlachten, und drang 1760 selbst in Siam vor, wurde aber auf seinem Zuge dahin von einer Krankheit befallen, deren Opfer der seltne Mann am 12. Mai in seiner Residenz Mantschebu wurde. Seiner Dynastie blieb der Thron von Birma. Sein ältester Sohn Namdoje Prah regirte nur 4 Jahre, und hinterließ einen unmündigen Prinzen Momien, für den sein Oheim, der zweite Sohn Alompras, Schembuam Vormund wurde. Dieser ehrgeizige Prinz aber setzte sich selbst die Krone auf, und trat sogleich als Eroberer auf: er griff Pegu und Siam an, überwand beide verbundene Völker in mehren Schlachten, zwang die Schinesen nach dem verlornen Treffen bei Schibu 1767 zum Rückzuge, überwand 1774 die aufgestandnen Kassaier, und nahm 1776 Rangun und Pegu ein, worauf er den gefangenen König von Pegu Beinga Dallah hinrichten ließ, und Pegu in eine Provinz seines Reichs verwandelte. Er hinterließ 1776 die Krone seinem Prinzen Dschenguza, aber dieser wurde von seinem Oheime Mindaraje Prah, dem vierten Sohne Alompras, 1777 vom Throne gestoßen, und mit seinem Vetter, dem unglücklichen Momien, ersäuft. Auch dieser Monarch hat Birma vergrößert: er unterwarf sich 1783 das Reich Arakan, und zwang nach einem blutigen Kriege, worin er nicht immer Sieger war, die Siamesen im Frieden von 1793 Mergui, Setanga, Tavay und die ganze Seeküste der malaischen Halbinsel bis an die Gränze der Malaien, mithin alle Seeplätze am Golfe von Bengalen abzutreten. Seit dieser Zeit hat er zwar keine auswärtigen Unternehmungen weiter ausgeführt, und sein Reich im Frieden regirt; indeß scheint er mit Unruhe die Briten am Ganges zu beobachten, und hat desbalb ein Militärsystem angenommen, das seinen Unterthanen äußerst lästig fällt. — II) Geographisch-statistische Übersicht. Das Reich Birma hat den Namen von dem Herrschervolke, den Birmanen, die sich selbst Birma, ihr Land aber Biraghma oder Buraghma nennen: Buchanan behauptet dagegen, ihr eigentlicher Name sey Myammam, und das Reich heiße in ihrer Sprache Myamma. Es nimt den ganzen westlichen Theil der hinterindischen Halbinsel zwischen 109° 30′ bis 118° 40′ östl. L. und zwischen 7° 30′ bis 27° 5′ nördl. Br. ein, gränzt im N. W. mit Ossam, im N. mit Tibet, im N. O. mit Schiam, im O. mit Anam, im S. O. mit Siam, im S. mit der Halbinsel Malaka, im S. W. mit dem Golfe von Bengalen, im W., wo der Nauk es scheidet, mit der britischen Prov. Bengalen, und umfaßt nach der Arrowsmittschen Karte ein Areal von 14,750 □ Meilen. Es bildet ein ungeheures Tiefthal, das von dem mächtigen Irawaddy durchströmt wird; hohe Gebirge, die eine Fortsetzung der Gebirgsreihen ausmachen, die das östliche Hochplateau von Asien umgeben, begleiten es zu beiden Seiten; im W. die Bergkette Mugg, die sich unter den Golf von Bengalen vergräbt, im O. ein hohes Gebirge, von dem nicht einmal der Name bekant ist, es entwickelt sich aus Tibet, bedeckt das Ostufer des Irawaddy, und zieht sich bis in die Halbinsel Malaka, wo es an der Sincapurstraße mit Kap Romania unter das Meer sinkt. Diese Gebirge, die wahrscheinlich eine ziemliche Höhe erreichen, da sie noch im Sommer an manchen Stellen Schnee hatten, streichen indeß nicht in eine, sondern in mehren parallelen Ketten zum indischen Ozeane herab, und senken auch einige Abläufer in das weite Thal des Irawaddy herab. Dieser Fluß, der in Tibet unter 23° 30′ Br. und 108° 30′ L. aus einem Binnensee zum Vorschein komt, zieht die meisten Flüsse des Landes an sich, und stürzt, ein weites Delta umschließend, durch mehre Mündungen in das Meer; er hat, wie der Nil, seine periodischen Überschwemmungen, von welchen das Land Segen und Fruchtbarkeit empfängt. Der Kin Duam und Pegu sind seine vornehmsten Nebenflüsse; der Arakas, der Sittang, der Thalnaya Tavay und Tenasserim nur als Küstenflüsse zu betrachten: der Menam findet hier seine Quelle, der Boden ist meistens leicht, sandig, im Delta des Irawaddy morastig, an den Gebirgen steinig, aber doch, wo er Wasser findet, und soweit die Überschwemmungen des Stroms reichen, von starker Fruchtbarkeit; das Klima ist heiß mit 2 Jahrszeiten, der trocknen und nassen, auch hier hängt das Gedeihen der Feldfrüchte allein von dem regelmäßigen Eintritte der letztern ab. Ohne selbst einen Vulkan zu besitzen, ist das Land häufigen Erderschütterungen ausgesetzt, doch scheint es gesund zu seyn. Unter den Produkten findet man fast alle, die Ostindien eigen sind. Die großen, wie die reißenden, die nuzbaren, wie die schädlichen Quadrupeden Hindustans, der Elephant erscheint hier in seiner ganzen Stärke und Schönheit, und ist so geachtet, daß um den Titel: König des weißen Elephanten, nicht selten blutige Fehden die Schwestervölker Hinterindiens entzweieten, auch ernährt es den Rhinozeros, den Königstiger, aber was merkwürdig ist, kein Schaf und keine Schakal, es hat das bunte indische Gefieder, alle Arten von indischen Fischen, den Seidenwurm und die Biene, alle Cerealien Indiens, Zuckerrohr, Taback, Indigo, Baumwolle, die Gewürze der Molucken, auch Thee, die schönsten Tropenfrüchte, die härtesten und dauerhaftesten Forstbäume, auch den Ibidbaum, und aus dem Mineralreiche Gold, Silber, Kupfer, alle übrigen Arten von Metallen, herrliche farbige Edelsteine und Ambra. Die Zahl der Einwohner beläuft sich sicher auf 10 Mill., obgleich Canning nur 400,000 Häus. und 3 Mill. Bewohner annehmen will; ein Gemisch von verschiednen Arten von Völkern. Darunter 1) Birmanen, ein wohlgestalteter Menschenschlag, mehr groß als klein, dessen ganzer Habitus den Ursprung vom mongolischen Hauptstamme beurkundet. Eine Schilderung dieses merkwürdigen Volks, das jetzt die Herrschaft über alle westliche Völker Hinterindiens behauptet, haben uns Syme und Cox überliefert: in die Details einzugehen, erlauben uns die vorgesteckten Gränzen unseres Aufsatzes nicht, und müssen wir daher auf diese Werke selbst verweisen. Nur soviel im Allgemeinen: ihre Hautfarbe ist gelbbraun, das Gesicht breit und platt, Mund und Ohren groß, die Backenknochen hoch, die Nase klein und platt, der Bart schwach, das Haar glänzend schwarz. Unter den Männern sind athletische Formen, unter den Frauen anziehende Gestalten bei Jugendfrische nicht selten; bewundrungswürdig ist die Biegsamkeit ihrer Glieder. Der Birmane ist lebhaft, reizbar,

Digitized by Google

muthig, ungeduldig und frohen Sinnes, dabei arbeitsam, gegen Fremde leutselig und redlich, er zeigt Wißbegierde, Fassungskraft und Geistesgegenwart, ehrt das Alter, erbarmt sich der leidenden Menschheit, und geht duldend jedem Andersglaubenden entgegen, doch liegt ein Zug von Grausamkeit in seinem Charakter, der sich nicht allein in seinen Kriegen, sondern bei allen Vorfallenheiten des Lebens ausspricht. Er liebt Geselligkeit; die Frauen genießen einer Freiheit, die im Oriente fast unerhört ist. Die Kleidung des gemeinen Mannes ist höchst einfach: er trägt wenig mehr als eine Pagne um den Mitteltheil des Körpers, aber das Frauenzimmer hüllt sich züchtig in ein baumwollnes Gewand, das doch so gefaltet ist, daß bei dem Gehen das nackte Bein zum Vorschein kommen muß. Der vornehme Mann dagegen ist so luxuriös und so kostbar gekleidet, als möglich. Die Wohnungen sind fast alle einstöckig, und ruhen der Überschwemmungen wegen auf Pfählen; die Tempel zeigen die größte Pracht, sind mit Zierathen, Schmuck und Golde überladen, und in einem Geschmacke, der sich dem schinesischen nähert. Die Nahrung des gemeinen Mannes ist höchst elend, Reis zwar die Hauptkost, aber sonst wird alles genossen, was Leben hat oder zu verdauen steht, selbst Schlangen, Gewürme und Fleisch von verrecktem Vieh, obgleich die Religion den Genuß alles Fleisches verbietet. Wasser trinkt der Geringe, Thee der Vornehme. Ihre Sprache ist eine Ursprache, und gehört unter die Klasse der einsylbigen, ob sie es gleich so wenig, als die schinesische im Grunde ist: die heilige Sprache heißt Bali, die des Volks Karian, und auch die Schrift theilt sich in die Magata oder heilige, und in die gemeine; sie gleicht der Balischrift, und wird von der Linken zur Rechten geschrieben. Die Sprache besitzt 30 Buchstaben, doch haben die Wörter mehre Bedeutungen, die man durch Betonung unterscheidet; sie hat verschiedene Idiome *). Die Sitten und Gebräuche sind sämtlich national und werden mit großer Festigkeit beibehalten. Die Birmanen beobachten ein strenges Zeremoniell, und einen sehr genauen Rangunterschied, den sie auch auf ihre Gebäude und auf alles, was sie an und um sich haben, übertragen: das Wort Scho oder Gold gehört allein der Herrscherfamilie zu. Sie haben keine Kasten unter sich, wol aber theilt sich das Volk in 3 Klassen: Herrscher, Adel und Volk. Sie besitzen ihre Nationalschauspiele, ihre eigenthümliche Musik und Tanz. 2) Die Peguaner, das Schwestervolk der Birmanen, ihnen in Lebensart und Sitten ähnlich, doch scheint in ihrem Charakter sich schon mancher malaiische Zug wiederzuspiegeln; 3) die Muggs oder die Bewohner von Arakan, die sich den Hindu's nähern; 4) die Malaien auf der Halbinsel und auch auf Salanga; 5) die Tanaynthari in Martaban und Tenasserim, die einen Dialekt des Hindustani reden; 6) die Karianer; 7) die Kassaier; 8) die Yo; 9) die Kains oder Kolans; 10) die Dhanu; 11) die Daway; 12) die Pali und Palaungs, so wie noch einige geringere Stämme, die auf den Gebirgen im Innern wohnen, und wahrscheinlich Herren des Landes waren, ehe die Mongolen in das Thal des Irawaddy herabstiegen: sie sind uns indeß nur sehr wenig bekant. Die Landwirthschaft, die die Bewohner betreiben, ähnelt der, die auf Dekan seit uralten Zeiten im Gebrauche ist: Reis ist das Hauptkorn, und wird am Irawaddy, so weit die Überschwemmungen gehen, in größter Menge gebauet; auf den höhern Gegenden sieht man auch Weizen und Baschary, daneben Zuckerrohr, Indigo, Pfeffer, Taback und Baumwolle als vornehmste Stapelwaren. Überhaupt wendet man auf den Anbau der Vegetabilien sehr viele Sorgfalt, verabsäumt aber die Viehzucht, weil die Religion den Genuß des Fleisches von zahmen Thieren, mit Ausnahme des Geflügels, verbietet, und begünstigt die Fischerei, weil diese nach dem Reise den Einwohnern den Hauptgenuß verschafft. Ausgebreitet ist der Seidenbau, da sich alles nur in Seide und Baumwolle kleidet, und mit Vorliebe bearbeitet wird, der Bergbau, der eine bedeutende Menge Gold, Silber und Zinn liefert, auch ist Birma wegen seines Reichthums an Rubinen und Steinöle berühmt. Der Birmane steht auf einer gewissen Höhe von Bildung: er hat mithin sich schon mit den Bequemlichkeiten des Lebens vertraut gemacht, und ist nicht unerfahren in denjenigen Arten des Kunstfleißes, die in sein Haus gehören: er arbeitet in Seide und Baumwolle, zwar nicht so elegant, wie sein bengalischer Nachbar, aber für seinen Geschmack ausreichend, in Papieren, Lacken, Ölen, Pulver, irdenen Geschirren, Leder, Gold, Silber- und Metallwaren; seine besten Waffen und sein Pferdegeschirr kömt aus Kassai, aber der Schiffbau, worin der Birmane sich so sehr auszeichnet, wird vorzüglich zu Paai Mew und Rangun getrieben, wo Cox und Symes Schiffe von 300 bis 1000 Tonnen aufgezimmert fanden. Es gibt ganze Ortschaften, die sich blos von der Verfertigung ihrer Idole nähren, die zwar nur von Thon, aber auf das zierlichste vergoldet sind. Die Ausfuhrartikel Birma's sind Baumwolle, Elfenbein, farbige Edelsteine, Ambra, Betelnüsse und Salanganennester, welche meistens über Bamu nach Schina gehen, und Thickholz, welches die Briten aus dem Hafen von Rangun jährlich für 2 Mill. Gold abholen; die Schinesen geben dafür Thee, Porzelan, seidne und Stahlwaren, die Briten baumwollne Zeuge, breite Tücher, Glas und Stahl zurück. Rangun ist der Haupthafen, doch machten auch Negrais und die Insel Salanga (Junkseilan), so wie Martaban und Mergui wichtige Geschäfte. Beengt wird der Außenhandel vorzüglich dadurch, daß die Regirung fast alle Stapelwaren an sich gerissen und zum Monopol gemacht hat, so daß man allein mit ihrem Shawbunder handeln darf. Außer den Briten handelt jetzt keine europäische Nation mit Birma: die Versuche der Nordamerikaner, die 1814 einen direkten Handel mit diesem Reiche eröffnen wollten, sind fehlgeschlagen, und ob die maskarenischen Inseln ihren vorigen Verkehr wieder eröffnet haben, ist nicht bekant. Überhaupt scheint die Regirung dem Verkehre ihrer Unterthanen mit den Europäern, die sie fürchtet, nicht sehr geneigt zu seyn. Der Binnenhandel ist außerordentlich lebhaft, und wird vor allen auf dem Irawaddy geführt,

*) Vgl. Vater's literarische Nachweisungen in seiner Lit. d. Gram., Lex. u. Wörtersaml. aller Sprachen der Erde unter Arrakan u. Barma. (*H.*)

der den Norden des Reichs mit dem Süden verbindet, und nach allen Seiten hin durch seine Nebenflüsse eine leichte Wasserfahrt öffnet: ein großer Theil der Birmanen lebt auch fast beständig auf diesem Strome, der zu jeder Jahreszeit mit Fahrzeugen aller Art bedeckt ist. Die Einkünfte des Reichs mögen sehr beträchtlich seyn, sind aber nach einem europäischen Maßstabe gar nicht zu bestimmen; sie bestehen in dem Zehnten von allem, was das Land erzeugt, und in dem Zehnten von allem, was ein- und ausgeführt wird, dabei sind sehr viele der wichtigsten Stapelwaren, wie das Thickholz, die edlen Steine und das Steinöl Regalien, womit die Regirung monopolisirt. Die verschiedenen Provinzen, Städte und Dörfer werden den Prinzen und Großen des Reichs zur Verwaltung eingeräumt, woraus sie die Einkünfte beziehen, und diese saugen das Land äußerst aus. Überhaupt soll nach Cox in Birma das methodischste Erpressungssystem eingeführt, und die Abgaben so unerschwinglich seyn, daß viele Einwohner ihr Vaterland verlassen, entweder sich in den Gebirgen verstecken oder bei den Briten Schutz suchen. Vor allem werden die eroberten Länder Pegu und Arakan ausgesogen. Noch drückender soll das angenommene Militärsystem seyn: der Herrscher hält ein starkes stehendes Heer, das zum Theil auf europäischen Fuß geübt und bewaffnet ist, und nach Canning die Kräfte des Reichs weit übersteigt. Die Truppenstellung richtet sich nach der Bevölkerung: gewöhnlich stellen 3 oder 4 Häuser 1 Krieger, oder bezahlen dafür 300 Takals (der Takal etwa 20 Sgr.), und dabei ist die Familie, woraus der Krieger genommen ist, verpflichtet, für dessen oder seines Stellvertreters gute Aufführung einzustehen. Ihre Reiterei, die meistens aus Kassaiern besteht, soll gut beritten und eingeübt seyn, weniger das Fußvolk, doch rühmt man den Muth des Einzelen. Die Hauptstärke der bewaffneten Macht beruhete bis jetzt auf den Kriegsbooten, die den Irawaddy bedecken, wovon die größern 80 bis 100 Fuß lang, aber nur 8 breit sind, und 50 bis 60 Ruder, 1 Kanone und mehre Drehbassen führen. Da indeß alle an dem Strome belegene Provinzen unterjocht sind, und diese Boote sich nicht in das offne Meer wagen, so kann man sich ihrer jetzt nur bei Empörungen bedienen. Übrigens sind die Birmanen ungemein geschickt im Manövriren dieser Fahrzeuge, worauf sie von ihrer Jugend an eingewöhnt werden. Das Reich zerfällt gegenwärtig in 8 Provinzen: 1) Birma mit der Haupt- und Residenzstadt Ummerapura, die nach Cox 90,000 Einw. zählt; 2) Pegu mit der gleichn. Hauptstadt; 3) Arakan; 4) Kassai mit der Hauptst. Munipur; 5) Lowashan; 6) Yunshan; 7) Martaban; 8) Tenasserim, wozu auch noch die Insel Salanga oder Junkseilan kömt. — III. Religion. Alle Völker von mongolischer Abstammung, die in Birma wohnen, bekennen sich zum Buddhaismus: blos die Kassaier sind Hindus, die Malaien, Moslemim, und einige der kleinen Bergvölker haben ihren besondern Kultus; so die Kains u. a. Der Gaudma der Birmanen ist mit dem Buddha der Singalesen, dem Schigamuni der Tibetaner und dem Fo der Schinesen eine und dieselbe bildliche Vorstellung der Gottheit (s. den Artikel Buddha). Außer dem Gaudma verehren sie aber noch eine Menge andrer Götter, worunter der Rakus oder ihr Teufel keine der geringsten ist. Ihre Priester sind in 2 Klassen getheilt: Rhahaans, die vornehmere, die gelb gekleidet geht, in Klöstern oder Einsideleien wohnt, im Cölibate lebt, und unter Oberpriestern steht, die Sereda heißen, und Talapoins, die eine Art von Bettelmönchen ausmachen. Das berühmte Bild des Gaudma, das sonst in Arakan stand, ist jetzt nach Birma geschleppt, und zu Ummerapura aufgestellt. — IV. Wissenschaftliche Kultur. Die Birmanen machen mit den Peguanern schon ein civilisirtes Volk aus; sie stehen in Hinsicht ihrer wissenschaftlichen Bildung so ziemlich mit den Hindus auf gleicher Stufe, hatten mit diesen ein goldnes Zeitalter, und sind auf der Stufe, die sie einst erreicht hatten, stehen geblieben. Einer höhern Kultur steht vor allen ihre wortarme Sprache entgegen, die für viele selbst gemeine Dinge keinen Ausdruck hat, und sich überall durch Tropen oder Umschreibungen helfen muß. Sie haben viele und feurige Dichter, gute Geschichtschreiber, und in der Geschichte ihres Vaterlandes und dessen Erdkunde sind sie nicht unbewandert: Buchanan fand zu Ummerapura sogar eine Generalcharte von Birma. Recht und Politik werden bei ihnen kultivirt, aber in der Mathematik sind sie nicht weiter gekommen, als die Hindus: Die Astrologie verbietet ihnen die Religion. In ihrem Gesetzbuche soll eine sehr gesunde Moral herrschen, und dieses alle Gesetzbücher Vorder- und Hinterindiens an Bestimtheit und Deutlichkeit hinter sich lassen. Die Arzneikunde wird von ihnen ausgeübt, aber die Ärzte sind meistens Empiriker, ihre Heilmittel bis auf das Quecksilber und die Mumie, aus dem Pflanzenreiche genommen. Die Einimpfung der Kinderblattern und die Vaccine verdanken sie den Europäern. Die ganze Gelehrsamkeit in Birma ist meistens den Rhahaans überlassen, die sich auch allein dem Unterrichte der Jugend widmen, und in ihren Schulen nicht allein die Kinder der Vornehmern, sondern auch der Gemeinen und Armen gleich unterrichten, daher es denn in Birma nicht leicht einen Mann gibt, der nicht lesen und meistens auch schreiben kann. Ihre Schrift ist deutlich und schön: sie wird, wie bei den Hindus, mit einem Griffel auf Palmblätter geätzt. Aber ihre Bücher sind besser geordnet, wie die der Hindus, und jedes Kium oder Kloster besitzt eine kaiserl. Bibliothek, die gewöhnlich in lackirten Kasten aufbewahrt wird. Symes fand zu Ummerapura in der kaiserl. Bibliothek mehr als 50 von dergleichen Kasten. Ihr Jahr ist ein Mondenjahr, wovon jeder Monat theils 29, theils 30, das ganze Jahr 354 Tage hat, und den Mangel ein alle 3 Jahre eingeschalteter Monat ersetzt. Der Tag wird vom Mittage angerechnet, und zerfällt in 4 Játs, jeder von 3 Stunden. Ebenso die Nacht. Man hat eine Uhr für diese Zeiteintheilung, die unsern Stundengläsern gleicht. Glocken besitzen sie nicht, aber die Zeit wird in ihren Städten und Dörfern regelmäßig durch das Schlagen einer Trommel angedeutet. — V. Statsverfassung und Statsverwaltung. Die Regirungsform ist völlig despotisch. An der Spitze steht ein Kaiser, der sich seit 1800 Boa nent, und mit völliger Willkür über Gut und Blut seiner Unterthanen herrscht. Er vererbt das Reich auf seine Söhne; doch

Digitized by Google

geht die Thronfolge nicht immer auf den ältesten Sohn über, sondern diese scheint sich nach der Bestimmung des Vaters zu richten, der dem Thronfolger schon bei Lebzeiten huldigen läßt. Doch hat die Erfahrung gelehrt, daß gewöhnlich der schlaueste und bei den Truppen beliebteste Prinz den Thron für sich zu gewinnen weiß, und seit Alompras Tode hat noch jedesmal der Tod des Herrschers blutige Auftritte im Reiche herbeigeführt. Der Kaiser hat gewöhnlich 2 Gemalinnen, wovon Eine den obersten Rang behauptet, außerdem aber noch viele Beischläferinnen, deren Söhne nur dann zum Throne gelangen sollen, wenn von jener keine Thronfolger weiter vorhanden sind. Jede der kaiserlichen Gemalinnen hat ihren Hofstat, so auch der Kronprinz und die übrigen Prinzen vom Geblüte, die dabei den Titel von Provinzen führen. Der Titel des Boa ist ganz im orientalischen Style: Herr der Luft und Erde, aller kostbaren Edelsteine, der weißen, rothen und gefleckten Elephanten und s. w.; der Hof glänzend, aber nicht zahlreich; es gibt im Reiche einen Orden, dessen Stufen sich durch die Zahl der Ketten auszeichnen, die jeder tragen darf. Dem Herrscher wird von den Beherrschten die tiefste Ehrfurcht bezeigt: sein Name ist so heilig, daß ihn niemand auszusprechen wagt; man sagt nur, unsre Bitte hat das goldne Ohr, die goldne Nase erreicht; denn Scho oder Gold ist ein Wort, das allein dem Monarchen gebührt.— Den Monarchen unterstützen in der Regirung die 4 Wungis oder Statsminister (eigentlich Lastträger), die alle Geschäfte unter sich getheilt, und jeder 1 Minister-Kollegen oder Wundok neben sich haben, welche letztre doch nur Gutachten ertheilen können. Alle diese bilden den Lotu oder Statsrath, die höchste Centralbehörde des Reichs, neben welchem aber auch noch der Kabinetsrath des Monarchen, den die 4 Attowuns bilden, bedeutend einwirkt, und selbst Beschlüsse des Statsraths annullirt. Das Reich ist in Provinzen getheilt, deren jeder ein Maiwun oder Vicekönig, der häufig ein Prinz vom Geblüte ist, vorsteht: diesen ist eine große Gewalt in die Hände gelegt, doch sind sie dem Lotu für ihre Geschäftsführung verantwortlich. Die Prooinzen zerfallen wieder in Distrikte, Städte und Gemeinden, die sämtlich ihre besondern von dem Maiwun abhängigen Vorsteher haben. Die Gesetze sind indischen Ursprungs, heißen Dherma Sastra, und sind Kommentare über den indischen Lykurg Menu: das peinliche Recht ist in einigen Fällen sehr gelinde, in andern sehr strenge; die gemeinste Todesstrafe ist das Enthaupten, geringe Verbrechen werden durch den Verlust eines Arms oder sonst eines Gliedes bestraft, ein Mitglied der kaiserlichen Familie wird in einem Sacke ersäuft, da bei seinem Tode kein Blut vergossen werden darf. Das höchste Appellationsgericht im Reiche ist der Lotu; die Untergerichte bilden die Maiwuns, der Unterstatthalter und die Dorfrichter in den verschiednen Instanzen. Bei allen Gerichten werden die streitenden Theile durch Anwälte vertreten. Die Polizei ist äußerst aktiv. — Übrigens hat jetzt Birma gegen seine Nachbarn eine militärische Stellung angenommen, die es denselben furchtbar macht, obgleich der Wohlstand der Unterthanen dabei nicht gewinnt: es ist jetzt neben Anam der herrschende Stat auf der hinterindischen Halbinsel, und wird selbst von den Briten mit großer Vorsicht behandelt und beobachtet. Die Schinesen suchen seine Freundschaft, doch wird es von diesem Reiche durch hohe Gebirge und undurchdringliche Wüsteneien getrent **). (*Hassel.*)

BIRMINGHAM 1) eine der größesten Fabrikstädte Englands in der brit. Grafsch. Stafford. Sie breitet sich auf einer kleinen Anhöhe am Flusse Rea, welcher der Tame zugeht, in einer an Eisen und Steinkohlen reichen Gegend aus, ist ganz offen, hat enge krumme und winklige Straßen, und neben einigen im bessern Style, meistentheils schlechte, von dunkelrothen Backsteinen aufgeführte Häuser, deren Zahl sich 1810 auf 16,653 belief, doch sind darunter, wie in der Bevölkerung, auch die beiden nahen Weiler Bordesley und Deritend begriffen. An öffentlichen Gebäuden findet man 3 Kirchen: St. Martin, St. Philipp und Christus, wovon die letztre im römischen Geschmacke aufgeführt ist, 5 Kapellen, wovon St. Maria ein nettes Oktogon darstellt, und St. Paul durch Egintons schöne Glasmalerei merkwürdig ist; 14 Bethäuser, nämlich 2 für die Unitarier, 3 für die Independenten, 4 für die Baptisten, 3 für Methodisten, und 2 für Katholiken, 2 Synagogen, 1 Zuchthaus, 1 allgemeines Krankenhaus mit 100 Betten, 1 Theater, dessen Bau 140,000 Gulden gekostet hat, und worin sich der Gesellschaftssaal (assembly room) befindet, 1 stattliches Rathhaus, 1 Gefängniß, und Duddestons Garten, das Vauxhall der Birminghamer. Auf dem Marktplatze ist dem britischen Seehelden Nelson ein Denkmal errichtet. Die Stadt besitzt 5 Freischulen, worunter die König Edwards VI. die älteste, die blaue Stockschule aber 150 Knaben und 40 Mädchen, die Dissenterschule 35 Mädchen erzieht und unterrichtet, und 2 Schulen nach Lancasters und Bells Methode lehren; außerdem gibt es mehre Sonntagsschulen, und 2 kleine öffentliche Bibliotheken. Die verschiedenen wohlthätigen Gesellschaften unterhalten mehre Institute: so eine Schule, worin 30 Kinder erzogen und unterrichtet werden, so ein Asyl für schwache unvermögende Fabritarbeiter, eine Schule für deren Kinder u. a. Die Zahl der Einw. belief sich 1820 auf 101,440 Köpfe; 1811 wurden erst 85,753 in 18,165 Familien registrirt; nach einem Durchschnitte von 10 Jahren von 1801 bis 1811 waren jährlich 2352 Kinder geboren, 2441 Personen beerdigt, und 965 Ehen geschlossen; doch hält Dr. Priestley Birmingham für einen der gesundesten Örter im britischen Reiche. Es hat seinen Flor vorzüglich den umher belegnen Eisen- und Steinkohlenminen zu danken: vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts war Birmingham noch sehr unbedeutend, und die einzige Manufaktur, die sich daselbst fixirt hatte, war die Ledergerberei. Aber seitdem fing man an, den großen Vorrath von einländischem Eisen und Kupfer zu benutzen: mehre unternehmende Männer von Talenten und Vermögen errichteten

**) Größtentheils nach *Michel Symes* account of an embassy to the Kingdom of Ava in the year 1796. Lond. 1800. 4., nach *Hiram Cox* journal of a residence in the Burmhan empire etc. Lond. 1821. 8., und nach *James Hamilton* description of Hindostan etc, Lond, 1820. 4. Vol. II. p. 768—805.

Fabriken von Kupfer- und Eisenwaren, die bald zu einer hohen Vollkommenheit gediehen, und dem Auslande den Rang abliefen. Die Anwendung der Dampfmaschinen, erzeugt im Schoße dieser Fabrikgegend und bald durch steigende Verbesserungen hoch ausgebildet, setzte jenen Unternehmungen die Krone auf, und befruchtete das Erfindungsvermögen in unendlichen Zweigen, sowol der Maschinerie, als der Fabrikation; Birmingham erhob sich zu einer blühenden Stadt, zu einem der ersten Fabrikörter Englands, und 1810 nährten sich von der damaligen Volksmenge Birminghams 81,642 von der Fabrikatur. Die vornehmsten Fabriken bestehen: in Knöpfen, worunter die von John Taylor erfundenen vergoldeten Metallknöpfe (gild buttons) noch immer ihren Ruf behaupten, in Schnallen und Schnallenbügeln, die indeß durch die Veränderlichkeit der Mode unendlich gelitten haben, in Messingwaren, theils gegossen, theils gestampft, und entweder lakirt oder unlakirt, wovon noch 70 bis 80 Fabriken bestehen, in Kompositionswaren, in Faßhahnen, in platirten Arbeiten, in lakirten Blechwaren und Papiermaschee, in Bijouterie, wovon der Absatz aber verloren hat, in Gewehren, wovon Gills Gun Byvonet and Sword Manufactory für die Erste in Europa gehalten wird, dann macht man Pferde- und Kutschengeschirr, Sattlerwaren, Blasebälge, stählerne Mühlen, Bürsten, Stecknadeln, mathematische Instrumente, Glas, Draht und Drahtwaren, Kupfergeschirr, Peitschen, römischen Vitriol und Leder, wovon ein großer Theil nach Nordamerika, Rußland, das besonders Werkzeuge und Handwerksgeräthe nimt, Portugal und andre Länder Europens geht. Zwischen 1790 bis 1800, wo Birmingham in hoher Blüte stand, zählte man in Knöpfen 150 Fabriken mit 20,000 bis 30,000 Arbeitern, in Schnallen 24 Fabriken, in platirten Waren 90 Fabr., in lakirtem Blech 20 Fabr., in Bijouterie 102 Fabr., in Gewehren 30 Fabr., in Stecknadeln 3 Fabr., im Glase 3 Hütten, in Gelbgießerwaren 75 Fabriken, in Blasebälgen 10 Fabr., in Bürsten 14 Fabr., in Leuchtern 10 Fabr., in Fingerhüten 16 Fabr., in Feilen 10 Fabr., in Messern 6 Fabr., in Messingwaren 70 Fabr., und der Werth der Fabrikation betrug gegen 38 Mill. Gulden. Den Umsatz besorgen 175 Merchants und Faktors: jene befassen sich vorzüglich mit dem ausländischen, diese mit dem inländischen Handel, einige mit beiden zugleich. Obgleich an keinem schiffbaren Flusse gelegen, gewähren ihm doch die beiden Kanäle der Wansik- und Birmingham- und der Worcester- und Birmingham-Kanal, nicht allein eine leichte Verbindung mit Liverpool und Hull, wohin es Barken mit 20 Tonnen Ladung absenden kann, sondern liefern ihm auch die nöthigen Materialien aus den Gruben von Stafford. Sie hält 3 Wochen- und 2 Jahrmärkte. — Birmingham, obgleich eine der ersten Städte in England, gilt doch nicht für eine geschlossene Stadt, und hat noch keine Vertretung im Parlamente; sie hat einen Magistrat, der aus 2 Bailiffs und 2 Konstabeln besteht, und einen Gerichtshof, der nur über Sachen unter 5 Pfund entscheiden darf. Die Umgegend besteht aus röthlichem Sande, und ist nichts weniger, als fruchtbar. — 2) Ortschaft im nordamerikanischen Freistate Pensylvania, Grafschaft Delaware; sie liegt am Brandewyne und zählt 586 Einw. 3) Ortschaft im nordamerikan. Freistate Pensylvania, Grafsch. Chester mit 290 Einw. (*Hassel.*)

BIRNAM, ein Hügel in der scotischen Grafschaft Perth, der sich 1580 Fuß über dem Spiegel des Meers erhebt. Er soll einst bewaldet gewesen seyn, und zu den königl. Domänen gehört haben: König Dunkan hielt auf demselben Gericht. Auch komt er häufig in den scotischen Annalen vor, und ist besonders durch Shakespears Macbeth verewigt. (*Hassel.*)

BIRNBAUM, der Holzbirnbaum, der gemeine wilde Birnbaum (Pyrus communis). Er kann ein Alter von 100 bis 150 Jahren erreichen. In 100 Jahren, wo er gewöhnlich ausgewachsen ist, erlangt er, in einem günstigen Standorte, eine Höhe von 80—100 Fuß, und einen Durchmesser von 2—3 Fuß. Nach dem 80jährigen Alter wird der Stamm gewöhnlich kernfaul, setzt sein Wachsthum aber dennoch frisch fort. Dieser ist in den ersten 40 Jahren am schnellsten, und am schönsten wächst der Stamm in einem freien isolirten Stande, mit einem runden hohen Schaft und einer kegelförmigen Krone. Der angemessenste Standort des Birnbaums sind die Vor- und Mittelberge, besonders wenn sie kalkigen Boden haben, auch in Feldhölzern und auf bergigen Feldrainen komt er häufig vor. Im Sandboden, wenn solcher mit Thon- und Dammerde vermischt ist, gedeihet er auch gut. Da er eine freie, offene, sonnige Lage liebt, so gedeihet er an den Rändern der Wälder ꝛc. am besten. — In Wäldern und Gebüschen pflanzt er sich sehr leicht, besonders durch Eichhörner, Mäuse, Vögel, welche die Früchte wegtragen, oder die Kerne fallen lassen, natürlich fort. Künstlich wird der Birnbaum oft vom Forstmann angezogen, um ihn in Wildbahnen zu verpflanzen, und durch die Früchte dem Wilde eine gute Äsung zu verschaffen, auch wegen der Nutzbarkeit des Holzes selbst, und um die jungen Stämme zum Veredeln zu gebrauchen. In den Forst-Samenschulen werden zu dem Ende die Kerne im April, nachdem sie 48 Stunden vorher eingeweicht und wieder abgelüftet worden, in Rinnen ½ Zoll tief gelegt. Die sehr bald aufgehenden Pflänzchen werden im zweiten Frühjahr, einen Fuß weit, in der Baumschule versetzt, nach einiger Zeit auf 3 Fuß auseinander verpflanzt, und endlich in der Höhe und Stärke, wie man sie im Walde zum Anpflanzen braucht, ausgesetzt. — Der Birnbaum hat von Insekten viel zu leiden, Blüthen und Blätter werden von Raupen gefressen, und mehre Bockkäferarten zernagen das Holz, machen es zu technischen Zwecken unbrauchbar, und beschleunigen das Absterben der Bäume. Die Kernfäule befällt die Bäume, wenn sie auf nicht angemessenem Boden stehen. — Der Birnbaum komt nicht in ganzen Waldbeständen, sondern nur einzeln im Hochwalde, mehr aber in dem Niederwalde vor. In ersterm wird er gewöhnlich mit dem Hauptbestand abgeholzt, in letzterm aber theils mit dem Unterholze gehauen, theils als Oberholz so lange übergehalten, bis er sein nutzbares Alter erreicht hat. — Das ausgewachsene gesunde, sehr harte Holz, welches sich glatt und schön bearbeiten läßt, wird vom Schreiner zu allerhand schönem Hausgeräthe, und vom Drechsler zu mancherlei

Digitized by Google

Drechseleien benutzt *); auch werden mechanische und mathematische Instrumente, Druckerformen, Modelle, Stampfen in Mühlen und Pochwerke, Radkämme ꝛc. daraus verfertigt. Nur das abständige zu bessern Zwekken unbrauchbare, so wie das in den Niederwaldungen vorkommende Stangenholz, wird zu Brennholz verwendet. Es ist hiezu sehr brauchbar, und verhält sich in Hinsicht seiner Hitzkraft zu dem Buchenholz, wie 837 : 1000. An Nebennutzungen geben die Früchte des Birnbaums eine gute Mast für die zahmen Schweine, und eine Lieblings-Äsung für das Roth- und Schwarzwild. Essig, Brantwein und Birnmost wird daraus bereitet, und aus den Kernen wird ein gutes Öl gemacht. (*Laurop.*)

Birnbaum (veredelter und Birn-Sorten). Der Birnbaum ist durch die Kultur außerordentlich veredelt, und durch die Vermischung des Samenstaubes von andern Geschlechtern sehr vervielfältigt worden. Noch jetzt kann man neue Abänderungen durch Kerne von den besten Birnen gewinnen, und die vielen verschiedenen Arten, die wir bis jetzt besitzen, sind daher wol ursprünglich aus Kernen erzeugt, so wie die Verschiedenheit des Erdreichs, das Klima, die Witterung und andere einwirkende Ursachen es bestimten.

Erziehung des Birnbaums und Birn-Sorten. Man erzieht den Birnbaum lediglich seiner Früchte wegen, die ihn zu einem höchst wichtigen Gegenstande der Landwirthschaft machen. Er komt in jedem gemäßigten, frischen und guten Boden fort, der nicht naß und kalt, sondern warm, trocken und tief genug ist, um die tiefgehenden Wurzeln durchzulassen und zu nähren. Er nimt zwar alle Lagen an; auch sogar die gegen Mitternacht kann mit Sorten besetzt werden, deren Frucht leicht reift und wenig Farbe bekomt, doch ist die beste für ihn gegen Mittag, wo er von allen Seiten her freie Luft und Sonne genießen kann. Am besten wird der Birnbaum aus Kernen erzogen, welche man entweder von guten Sorten sammelt, oder von der Kelter nimt, und damit sie im Frühjahr alle aufgehen, noch vor dem Winter in den frisch gegrabenen Boden bringt. Im zweiten Jahre werden die Stämchen in die Edelschule versetzt, und hier nach Beschaffenheit ihrer Stärke durch Kopuliren, Pfropfen, Okuliren ꝛc. veredelt, indem man nie mit Sicherheit auf seine Sorten von unveredelten Kernstämchen rechnen kann. Es ist aber sehr zu widerrathen, Wurzelausläufer von Birnen zur Veredelung zu gebrauchen, denn diese Ausläufer pflegen eben so wie der Mutterstamm unaufhörlich Ausläufer zu machen, und diese entkräften den Baum so sehr, daß er selten viele und taugliche Früchte trägt.

Der Birnbaum läßt sich eben so wie der Apfelbaum zwergartig in Scherben, oder Bouquet-, Kessel- oder Pyramidenform ziehen; man muß sie aber für diesen Fall auf die gemeine oder portugisische Quitte pfropfen, denn diese treiben keine Pfahlwurzeln, sondern ihr Wurzelvermögen bestehet aus wenigen, nur 8—10 Zoll unter der Erde weglaufenden, sich etwas abwärts biegenden Haftwurzeln und vielen Thau- oder Haarwurzeln, wodurch die Säfte dem Baume nur mäßig zugeführt werden, so daß er nicht üppig emporschießen, aber doch lustig fortwachsen kann. Gleichwol gibt es auch Birnsorten, welche zur Unterlage den Kernwildling verlangen, z. B. Verte longue panaché, und mehre andere, welche zum Brand geneigt sind, und bald tragbar werden. Auf Kernwildlinge gesetzt, bleiben sie gesunder, und tragen auch reichlicher. Diese Zwergbäume müssen durch den jährlichen Schnitt in Ordnung gehalten, und zur Fruchtbarkeit geleitet werden (s. Zwergbaumschnitt).

Der Birnbaum ist wie jeder andere Obstbaum den Krankheiten unterworfen, die sie alle unter einander gemein haben, und wird von ihnen durch eben die Mittel geheilt, welche man bei den übrigen anwendet. Diese Krankheiten rühren 1) entweder von vermehrter, oder 2) von verminderter Lebenskraft, entweder in dem ganzen Baume oder nur in einem Theile desselben her, oder sie werden 3) von Schmarotzerpflanzen, Witterung, und Beschädigungen gewisser Thiere hervorgebracht. Zu der ersten Klasse gehört die Saftfülle, Bleichsucht, Entzündung, der Brand und Krebs, zur zweiten die Auszehrung, der Honig- und Mehlthau, und zu der dritten Auszehrung, Eiskluft, Kernfäule ꝛc. Außer diesen Krankheiten ist er aber auch noch einigen besondern Zufällen unterworfen. Dahin gehöret z. B. die alte Rinde, welche zuweilen so dick wird, daß sie alle Ausdünstungen des Schafts hemt, und dem Ungeziefer einen schädlichen Aufenthalt gewähret, wovon er bleichsüchtig, mager und ausgezehrt wird. Diesem Übel begegnet man durch das Abkratzen der Rinde mit der Baumscharre so lange, bis die zarte, grüne unterliegende Haut zum Vorschein komt, welche auch unverletzt bleiben muß, worauf der Stamm mit einer Salbe, welche aus gleichen Theilen Kuhmist und Lehm bereitet, und mit Mistjauche so weit verdünnet wird, daß sie sich mit einem Pinsel auftragen läßt, überstrichen werden muß. Auch das Übertünchen der Birnbaumstämme mit Kalk ist ein herrliches Mittel, diese Bäume vor Schmarotzerpflanzen und andern schädlichen Einwirkungen zu verwahren.

Das Holz des Birnbaums wird seiner Festigkeit wegen sowol zum Brennen und Heitzen von jedem Hauswirth, als auch zum Verarbeiten von Schreinern, Drechslern und Ebenisten gesucht. Es nimt eine feine Politur an, und liefert daher die zierlichsten Möbeln **). Noch größern Nutzen gewährt aber der Birnbaum durch seine Früchte, die von den edeln Sorten auf mancherlei Art bereitet und verspeiset, und von dem wilden Birnbaum theils zu Wein und Essig verwendet werden, theils auch dem Wildpret eine vortrefliche Mastung geben. — Das Abnehmen der Winterbirnen darf nicht eher geschehen, als bis sie ihre vollkommene Reife haben, weil sie sonst weder einen angenehmen Geschmack erlangen, noch sich auch lange aufbewahren lassen, sondern zusammenschrumpfen. Die Sommer- und Herbstbirnen aber dürfen ihre vollkommene Reife nicht am Baume erlangen, weil sie sonst mehlig werden. Es komt jedoch alles auf die Sorten an, denn einige sind schmack-

*) Vgl. unten Birnbaumholz.

**) S. nachher Birnbaumholz.

haster, wenn sie selbst vom Baume fallen; z. B. Rousselet de Rheims.

Die Birnfrucht ist nach ihrer Gestalt, Farbe und Geschmack außerordentlich verschieden. Es gibt der Sorten ungleich mehr als der Apfelsorten, denn einige Pomologen zählen deren 2321: allein oft wird ein und dieselbe Sorte unter verschiedenen Namen mehrmals aufgeführt, so daß — wenn man sie gehörig sondert — ihre Zahl sich bedeutend vermindert. Verschiedene Pomologen, als Diel, Manger und Sickler haben sich bemühet, sie systematisch zu ordnen, aber jeder ist dabei seinen eigenen Weg gegangen, daher ihre Systeme sehr von einander abweichen. Das natürlichste scheint das Sicklersche zu seyn. Er ordnet sie nach der Form der Frucht in 5 Klassen. Die Gestalt der Birnen, sagt er, ist ihrer Hauptform nach entweder rund oder länglich. Beide Formen verändern sich hauptsächlich an der Blume oder gegen den Styl zu; denn in der Mitte der Frucht gibt es keine merkliche Veränderung an den Birnen, sie sind da rund, welches die Pomologen bauchig nennen. Sie sind also 1) an der Blume rund, spitzig oder platt. Klasse I. 2) gegen den Stiel zu verschiedentlich ausgeschweift spitzig. Klasse II. 3) oder laufen gegen den Stiel gerade spitzig zu. Klasse III. 4) oder laufen gegen den Stiel ausgeschweift stumpfspitzig zu. Klasse IV. 5) oder laufen gegen den Stiel geradeaus stumpfspitzig zu. Klasse V. — In ökonomischer Hinsicht werden die Birnen nach der Zeit ihrer Reife A) in Sommerbirn, B) in Herbstbirn, und C) in Winterbirn, und zwar nach dem ersten, zweiten und dritten Range eingetheilt. Es würde uns aber zu weit führen, wenn wir sie alle aufzählen wollten. Es sey daher genug, nur die vorzüglichsten jeder Gattung zu nennen.

I. Sommerbirnen.

Diese Gattung begreift diejenigen in sich, welche auf dem Baume zeitigen und sich nicht auf dem Lager halten lassen.

1. vom ersten Range.

1) Die kleine Muskatellerbirn; Le petite Muscat, ist etwas größer als eine Herzkirsche, auf der Sonnenseite schön roth, auf der Schattenseite grüngelblich. Sie hat eine zarte Schale und ein großes Kernhaus. Ihr Fleisch ist voll Saft, süß und von Bisamgeschmack. Sie reift gleich nach Johannis, daher sie auch die Johannisbirn genant wird (Poire St. Jean). 2) die Magdalenenbirn, große Margarethenbirn, Poire de Madeleine; eine ziemlich große Frucht von grüngelber, nicht sehr dünner Schale. Sie hat ein weißes festes Fleisch, und einen süßen, nicht überflüssigen Saft. Reift in der ersten Hälfte des Augusts. 3) Frauenschenkel, Cuisse Madame, eine große sehr schöne Birn, die in ihrer Länge 3¼ Zoll, und in ihrer Breite 3 Zoll 2 Linien mißt. Ihre Grundfarbe ist hellgelb, auf der Sonnenseite dunkelroth mit Karmoisinstreifen, die sanft in einanderfließen, überzogen. Sie hat ein brüchiges, aber mildes Fleisch, und vielen zuckersüßen Saft von angenehmen Geschmack. Reift in der Mitte des Augusts. 4) die große Weißbirn, Le gros blanquet, die größte und schönste frühzeitige Sommerbirn von länglicher Form, welche 4 Zoll in der Länge und 3 Zoll in der Dicke mißt. Sie hat eine glatte weißgelbe Schale mit vielen feinen Punkten, ein halbbrüchiges Fleisch, und vielen süßen Saft von sehr angenehmen Geschmack; man darf sie aber am Baum nicht zu reif werden lassen. Reift zu Anfange des Augusts. 5) die beste Birn, Sommereyerbirn, schönste Sommerbirn, Bellissime d'été ou Suprême, ist mehr breit als lang, weißgelb, auf der Sonnenseite geröthet, und mit vielen feinen Punkten besetzt. Die Schale ist nicht sehr stark, das Fleisch halbschmelzend, saftig und von einem äußerst angenehmen Geschmack. Sie ist eine köstliche Tafelbirn, läßt sich aber auch zum Trocknen gebrauchen, reift in der Mitte des Augusts, und hält sich 3—4 Wochen, darf aber nicht ganz reif am Baum werden. 6) die Sommer-Ambrette, Ambrette d'été, eine herrliche Frucht, von angenehmen, süßen mit Weinsäure vermischten Geschmack, brüchigem aber schmelzenden Fleische, das sich ganz in Saft auflöset. Die Schale ist sehr dünn, grasgrün, mit vielen starken Punkten besetzt, die auf der Sonnenseite graulich, auf der Schattenseite aber dunkelgrün aussehen. Ihre Gestalt ist stumpfkegelförmig. Sie mißt 2 Zoll 2 Linien in der Länge, und 1 Zoll 8 Linien in der Breite, reift gegen das Ende des Augusts, und muß vom Baume genommen werden, ehe sie ganz reif ist. 7) die Perlbirn, Poire de Perle, hat eine glatte gelbliche Schale, welche bisweilen auf der Sonnenseite, besonders um die Blume braunröthlich ist. Ihr Fleisch ist körnig, doch milde, hat wenig Saft, aber einen lieblichen Geschmack. Sie ist etwa 1¼ Zoll dick und eben so lang, und reift im August. 8) die Cassolette, Theilenbirn, La Cassolette, ebenfalls eine schöne Birn von dem herrlichsten Geschmacke. Sie ist etwa 2 Zoll lang und 1¼ Zoll breit, hat eine gelblich grüne Schale, die mit vielen weißgrauen und grünlichen Punkten besetzt ist. Das Fleisch ist brüchig, voll Saft und von einem zuckersüßen Geschmack, reift in der Mitte des Augusts. 9) die große Muskatellerbirn, Muscat Robert, hat viele Ähnlichkeit mit der kleinen Muskatellerbirn, ist aber 1¼ Zoll lang und 1 Zoll dick. Sie hat eine gelbe zarte Schale, ein festes, aber schmelzendes Fleisch von dem lieblichsten Muskatellergeschmack, und reift zu Anfange des Augusts. 10) die Sommerbergamotte, Bergamotte d'été; unter diesem Namen hat man mehre, die graue, lange, rothe, runde, Strasburger ꝛc.; die erste, Bergamotte gris d'été, die in manchen Gegenden auch unter die Honigbirn gezählt wird, behauptet unter ihnen den Vorzug. Sie ist 2 Zoll dick und eben so hoch, hat eine grüngelbe, auf der Sonnenseite braun und rothpunktirte Schale und ein saftiges Fleisch von sehr angenehmen Geschmack. Ihre Reife fällt in den September. Die lange Sommerbergamotte, Bergamotte longue d'été, ist ½ Zoll länger als die vorige, und reift in der Mitte des Augusts. Die rothe gehört unter die Herbstbirnen, denn sie zeitiget erst zu Anfange des October; die runde Sommerbergamotte, welche auf der Sonnenseite dunkelroth und auf der Schattenseite gelb ist, wird zu Ende des Augusts reif, eben so, wie die Strasburger, Bergamotte d'été de Strasbourg. 11) Die Sommer-Rousseleten. Es gibt eine Menge Birnen, die diesen Namen führen, und alle haben einen

Digitized by Google

höchst angenehmen Geschmack. Die grüne Sommer-Russelet, le Rousselet musque hatif, reift zu Ende des Augusts. Die langstielige Sommer-Russelet, Rousselet d'été à longue queue, im ersten Drittel des Septembers; die große braunrothe Sommer-Russelet, R. le gros, zeitiget in der Mitte des Augusts; die gelbe Sommer-Russelet, R. musque d'été, gegen das Ende des Septembers; die Russelet von Rheims, R. d. Rheims, eine der schönsten von Geschmack, zeitiget in der Mitte des Septembers; und die kleine Russelet, R. petit, zu Ende des Septembers und Anfang des Oktobers. 12) Die gute Graue, la Grise bonne, ist eine der vortrefflichsten Sommerbirnen. Sie mißt 2 Zoll 7 Linien in der Länge, und 2 Zoll 2 Linien in der Breite; die Farbe ist gelbgrün, und bisweilen an manchen Stellen nur ein klein wenig röthlich angelaufen. Ihre Schale ist sehr dünne, das Fleisch zart und enthält eine Menge des angenehmsten, zuckersüßesten Saftes. Sie zeitiget zu Ende des Augusts. 13) Die Sommer-Trinkbirn, Monille bouche d'été, reift zu Ende des Augusts. 14) Die Sommer-Dechantsbirn, la Doyenne d'été, reift zu Ende des Augusts. 15) Die Brester Schmalzbirn, la Fontande de Brest, reift in der Mitte des Augusts.

2. Vom zweiten Range.

1) Die Erzherzogsbirn, Timpling, Archiduc d'été, eine große, schöne Birn von hellgelber Schale, welche an der Sonnenseite braunröthlich getuscht und mit einer Menge feiner graulicher Punkte und feinen gelbgrauen Roststecken versehen ist. Ihr Fleisch ist weiß, grobkörnig und von einem reinen Zuckergeschmack. Sie zeitigt in der Mitte des Augusts. 2) Die musquirte Pomeranzenbirn, Orange musque d'été. Ihre Farbe ist unansehnlich grüngelb, mit braunen Flecken, ihr Stiel ziemlich lang, und ihr brüchiges Fleisch sehr saftig und von einem starken, gewürzhaften Geschmack. Ihre Größe ist mittelmäßig 2 Zoll hoch und dick. Sie reift im August und zu Anfang des Septembers. 3) Die geflammte Pomeranzenbirn, Orange tulipée, eben so schätzbar, wie die vorige. Sie ist 1¼ Zoll dick und gegen 3 Zoll lang. Auf der Sonnenseite ist die Schale rothbraun und gestreift, auf der Schattenseite aber grün und über und über grau getüpft und marmorirt. Ihr halbbrüchiges Fleisch ist sehr fein, und hat einen ziemlich süßen Saft von sehr angenehmen Geschmack. Sie reift zu Anfange des Septembers. 4) Die gute Sommer-Christbirn, Zuckeradenbirn, bon Chrétien d'été, eine ziemlich große Frucht von 3¼ Zoll Länge und 3 Zoll Breite. Sie hat eine gelbe, zarte Schale, ein körniges Fleisch und eine Fülle von zuckersüßem Saft. Sie reift im Anfange des Septembers. 5) Die graue Sommer-Russelet, Rousselet gris, reift in der Mitte des Septembers.

3. Vom dritten Range (bloße Wirthschaftsbirn.)

1) Die Weinbirn, Weißbartsbirn gibt außerordentlich viel Saft, und eignet sich ganz besonders für die Kelter. Sie ist rundlich, von mittelmäßiger Größe, und hat eine gelbe Schale; reift im September. 2) Die graue Speckbirn, alte Weiberbirn, eine große, lange, kegelförmige Frucht, 3¼ Zoll lang und 2¼ Zoll breit. Die Schale ist matt hellgelb, etwas rauh anzufühlen, mit vielen grauen, kleinen Flecken besetzt, so daß sie ein rostartiges Ansehn bekomt. Das Fleisch ist weiß, körnig, etwas schmierig, schmelzend, ziemlich saftreich, und von einem zuckerartigen, feinen, gewürzhaften Geschmack. Vortreflich zum Trocknen. Reift in der Mitte des Septembers. 3) Die gelbe Lorenzbirn reift im August. 4) Die graue Sommer-Waldbirn reift im September.

II. Herbstbirnen.

Diese reifen später und werden erst eßbar, wenn sie einige Zeit auf dem Lager gelegen haben.

1. Vom ersten Range.

1) Die weiße Herbst-Butterbirne, le Beurré blanc, Doyenne blanche, ist allgemein unter dem Namen Birne blank bekant. Sie reift im Oktober und hält sich am besten, wenn man sie etwas frühe abnimt. 2) Die graue Butterbirne, Beurré gris d'automne, eine herrliche Birn von eiförmiger Gestalt. Die Schale ist anfänglich hellgrün, bei völliger Reife gelblich grün, mit einem grauen Roste überzogen, das Fleisch mattweiß, schmelzend und von einem hohen gewürzhaften Geschmack. Sie wird am schönsten am Spalier, und reift zu Anfange des Oktobers. 3) Die englische Herbst-Butterbirn, Beurré d'Angleterre d'automne. Die Schale ist graugrün und an der Sonnenseite dunkelroth, das Fleisch zart, halbschmelzend, saftig, von äußerst angenehmen Geschmack. Reift in der Mitte des Septembers, fault aber gern am Baume. 4) Die rothe Butterbirne, Beurré rouge, von gelber und auf der Sonnenseite hellrother Farbe, mit vielen Punkten besetzt. Sie mißt 2 Zoll 8 Linien in der Länge und 2 Zoll 4 Linien in der Breite, hat ein zartes, saftiges Fleisch von köstlichem Geschmack. Reift in der Mitte des Oktobers. 5) Die graue Dechantsbirn, la Doyenne grise, wird oft mit der grauen Butterbirn verwechselt, ist aber sehr unterschieden von ihr. Auf der Sonnenseite hat die Schale nur öfters eine etwas rothschillernde Goldfarbe, sonst aber ist sie mit einem dünnen, zimmetfarbigen Überzug bekleidet. Sie ist voller Saft, von einem hohen köstlichen Geschmack, und reift zu Ausgang des Oktobers. 6) Die rothe Dechantsbirn, Doyenne rouge. 7) Die Herbst-Bergamotte, Bergamotte d'automne. Die Schale ist grün, mit vielen grauen Punkten besetzt, wird aber in der Reife gelb und auf der Sonnenseite roth; das Fleisch schmelzend, voll zuckersüßen Safts, von gewürzhaftem, lieblichen Geschmack; reift im November. 8) Die Schweizer-Bergamotte, la Bergamotte suisse. Diese mittelmäßig große, plattrunde Birn hat eine gelbgrüne, grau punktirte Schale mit schwefelgelben Streifen, die auf der Sonnenseite ins Goldgelbe fallen. Das Fleisch ist weiß, feinkörnig, sehr saftvoll, butterhaft, schmelzend im Munde, und von einem hohen süßen Geschmack. Sie reift im September und hält sich über einen Monat. 9) Die lange grüne Herbstbirn, Schmalzbirn, la Verte longue, eine herrliche Frucht von so feinem rosenartigen, gewürzhaften Geschmack und Parfüm, daß ihr fast keine andere gleichkomt. Sie ist 3¼ Zoll lang und 2¼ Zoll breit, die Schale grasgrün, doch wird sie bei völliger Zeitigung ein wenig gelblich, überall mit feinen Punkten übersäet, das Fleisch mattweiß, feinkörnig, im Munde schmelzend; reift in der Mitte des Oktobers. 10) Die Crassan-Bergamotte, la Bergamotte crassane. Eine ziemlich große, mehr runde als längliche Frucht von

3—3½ Zoll Breite und eben so viel Höhe, deren Schale mit der Zeitigung unansehnlich gelblich, über und über mit vielen grauen Punkten bestreuet und auf der Sonnenseite etwas röthlich ist. Das weiße, schmelzende Fleisch ist voll Saft, von dem lieblichsten erfrischenden Wohlgeschmack. Sie zeitiget im November und dauert 4—6 Wochen. 11) Die Eifersuchtsbirn, Jalousie, ist 3 Zoll lang und fast eben so dick. Sie hat eine bräunliche Schale, die auf der Sonnenseite etwas ins Röthliche fällt und mit einer Menge kleiner runder Wärzchen besetzt ist. Man darf sie nicht ganz reif am Baume werden lassen. Sie ist voll zuckersüßen Saftes, von herrlichem Geschmack, und reift im halben Oktober. 12) Die Vortreffliche, Passa tutti, eine mittelmäßig große Frucht von 1½ Zoll Breite und Höhe, hat eine gelbe Schale mit einem goldartigen, feinen Überzug bekleidet. Auf der Sonnenseite wird diese Goldfarbe röthlich und bei voller Zeitigung wol gar karmoisinroth. Das Fleisch ist weiß, körnig, äußerst saftig, und von lieblichem, zuckerartigen Geschmack. Reift im November. 13) Großer Isembart, reift im Anfange Oktobers. 14) Die schönste Herbstbirn, Bellissime d'automne, reift zu Ende des Oktobers. 15) Die Forellenbirn, reift in der Mitte des Novembers. 16) Die Schweizerhose, Verte longue suisse, reift in der Mitte des Oktobers. 17) Die grüne Herbst-Zuckerbirn, le Sucre verd, reift im November. 18) Der Wildling von Motte, Bezi de la Motte, reift zu Ende des Oktobers und im November. 19) Der Wildling von Montigny, reift im Anfange des Oktobers. 20) Die Markgräfin, la Marquise, reift im November und Dezember. 21) Die Schöne und Gute, la Belle et Bonne, reift in der Hälfte des Oktobers. 22) Die gelbe Krachbirn, la poire cassante, reift in der Mitte des Oktobers.

2. Vom zweiten Range.

1) Die Calbasbirn, le Calbas musque, eine lange Frucht von 4½ Zoll Länge und 2½ Zoll Breite. Die Schale ist grünlichgelb, fühlt sich rauh an, und die ganze Frucht ist mit einem gelblichgrauen Rost überzogen, auf der Sonnenseite mit einem leichten, goldartigen Roth angelaufen, in welchem man viele graue Punkte bemerkt, die nach der Schattenseite hin ganz verschwinden. Das Fleisch ist etwas körnig, weiß, ins Gelbliche spielend, äußerst saftig, von einem angenehmen Muskatellergeschmack. Sie reift im November und Dezember. 2) Die Jungfernbirn, Poire de vigne, reift im November. 3) Die Russeline, la Rousseline. Die Schale ist anfänglich hellgrün, im Liegen wird sie zitrongelb und bekomt grüne Punkte; die Sonnenseite ist glänzend roth getuscht, und darin bemerkt man graue Punkte. Das Fleisch ist gelblich weiß, äußerst saftig und schmelzend, und von zuckersüßem Muskatellergeschmack. Sie reift in der Hälfte des Novembers.

3. Vom dritten Range.

1) Die graue Junker Hansenbirn, Messire Jean gris. Eine große Frucht von 3 Zoll Länge und Breite, von gelblicher Farbe, die rauchfarbig überzogen und mit vielen bräunlichen Punkten besetzt ist. Das Fleisch ist weiß, feinkörnig und im Kauen rauschend, voll zuckersüßen Saftes. Sie reift im November. 2) Die gelbe Junker Hansenbirn, Messire Jean doré, hat eine hellbraune Schale, durch welche das Gelbe hindurchschimmert. Sie reift im November. 3) Das Ochsenherz, le coeur de boeuf, eine äußerst schätzbare Frucht von 4½ Zoll Länge und 3½ Zoll Breite. Die Schale ist zitrongelb, mit einem hellen Roth leicht verwaschen, welches bei völliger Zeitigung hell karmoisinroth wird, mit vielen Punkten bestreuet, welche im Roth gelbgrau, im Gelben grünlich sind, etliche sind auch rostfarbig. Das Fleisch ist ziemlich feinkörnig, mattweiß, aber nicht sehr saftig, weich und von bisamartigem Geschmack. Sie reift zu Ende des Oktobers und im Anfange des Novembers. 4) Die Herbst-Christbirn, bon Chrétien d'automne, reift in der Mitte des Oktobers.

III. Winterbirnen, die noch später — oft erst im Frühjahre — auf dem Lager zeitigen, und sich zum Theil bis in den Sommer halten.

1. Vom ersten Range.

1) Der Winterdorn, Epine d'hiver, eine schöne Frucht von 2½ Zoll Länge und 2½ Zoll Breite. Die Schale ist schön grün und bei völliger Reife etwas gelblich, mit vielen feinen Punkten übersäet. Das Fleisch ist mattweiß, butterig, äußerst saftig und von einem hohen zuckersüßen Geschmack. Sie reift im November und Dezember, und dauert bis im März. 2) Die Winter-Ambrette, Ambrette d'hiver, bleibt sich in der Gestalt nicht gleich. Sie hat eine dunkelgrüne, rauhe Schale, die mit vielen starken Punkten besäet ist, welche ins Röthliche fallen. Das Fleisch ist grünlich, schmelzend und von äußerst delikatem Geschmack. Sie zeitigt im Dezember und Januar. 3) Die Virgulöse, la Virgouleuse. Eine ansehnliche Frucht von 3½ Zoll Länge und 2 Zoll 3 Linien Breite. Die dicke Schale ist grün, wird aber im Liegen gelb, und ist mit vielen schwarzbräunlichen Punkten besäet, das Fleisch weiß, gelb, butterhaft und voller Saft von einem süßsäuerlichen, erhabnen, nachdrücklichen Geschmack, zeitigt im Dezember und dauert bis ins Frühjahr. 4) Die Jagdbirn, die Winter beste Birn, Bezi de la chasserie, eine 2½ Zoll breite und 3 Zoll hohe Frucht von weißgrüner Schale, die sich aber ins Zitrongelbe verwandelt, mit kleinen Erhöhungen, wie eine Pomeranze. Das weiße Fleisch ist butterig, voller Saft, von hohem, gewürzhaften Geschmack. Sie reift im Dezember und dauert bis im März. 5) Die Bergamotte von Bugi, la Bergamotte de Bugi. Die Schale ist grün mit kleinen grauen Punkten bestreuet und wird bei völliger Zeitigung gelblich; auch hat sie kleine Erhöhungen. Ihr Fleisch ist zart, saftig und von etwas säuerlichem, höchst angenehmen Geschmacke. 6) Die Oster-Bergamotte, Bergamotte de Pâques, ist eine ziemlich große Birn von 3 Zoll im Durchmesser. Die grüne Schale ist mit grauen Punkten besäet, wird aber bei der Reife gelb, und ist auf der Sonnenseite roth angelaufen. Das Fleisch ist halb butterig und halb brüchig, voller Saft, von hohem, süßsäuerlichen Geschmack. Sie reift im Februar und März. 7) Die Bergamotte von Soulers, Bergamotte de Soulers, ebenfalls eine herrliche Frucht von 2 Zoll 5 Linien Höhe und 2 Zoll 2 Linien Breite. Die grüne Schale ist mit vielen Punkten überstreuet, die noch grüner als die Grundfarbe sind, aber auf dem Lager bläs-

Digitized by Google

ser werden und wol gar verschwinden. Das Fleisch ist zart, gelblich, butterhaft, voll Saft, von einem erhabenen süßen und gewürzhaften Geschmack. Sie zeitigt im Februar und März. 8) Die Hermannsbirne, St. Germain, von unregelmäßiger Form, 3¼ Zoll lang, und noch länger, und 3 Zoll breit. Die dicke Schale ist hellgrün, mit vielen feinen und starken Punkten bestreuet, hie und da auch mit einem bräunlichen Anfluge von Rost versehen. Das grobkörnige Fleisch ist mattweiß und voll Saft, schmelzend, und von einem hohen erquickenden und oft erdbeerartigen Geschmack. Sie zeitigt im Dezember, erhält sich aber bis zum Frühjahr. 9) Die Colmar, Mannabirn, le Colmar. Es gibt mehre Varietäten davon. Die echte hat eine matthellgrüne, mit vielen feinen grauen und dunkelgrünen Punkten bestreute Schale, die bei der Zeitigung fast ganz hellgelb wird. Das gelblich weiße Fleisch ist butterhaft, schmelzend, außerordentlich saftreich und vom angenehmsten Zuckergeschmack. Sie reift vom Januar bis im März. 10) Die Winterbutterbirn, der Wildling von Chaumontel, Bezi de Chaumontel, eine große, herrliche Frucht. Die Schale ist anfänglich grüngrau, oder grün mit grau überzogen, und auf der Sonnenseite bräunlich; bei der Lagerreife aber wird das Grüne rothgelb und das Graue wie mattes Gold, und auf der Sonnenseite roth durchscheinend. Das Fleisch ist schmelzend, butterhaft, voll süßen, zuckerigen Saftes von hohem Geschmack. Sie reift im Dezember und dauert bis im Februar. 11) Die Priesterbirn, poire de prêtres, 2¼ Zoll hoch und dick, etwas plattgedrückt. Die Schale ist gelblich, rauchfarbig überzogen, mit weißgrauen Punkten versehen, das Fleisch weiß, halbbrüchig, etwas säuerlich, doch sehr angenehm. Sie reift im Dezember. 12) Die Lansakbirn, Dauphine, le Lansac, ist 2¼ Zoll lang und 2 Zoll dick. Die Schale grünlichgelb, glatt und mit kleinen, grauen Punkten überstreut, auf der Sonnenseite roth getuscht, zuweilen auch mit Rostflecken versehen. Das Fleisch ist schmelzend, voll zuckerigen Saftes, von hohem, etwas muskirten Geschmack. Sie reift im Dezember und dauert bis im Februar. 13) Die gute Luise, la Louise bonne, reift im Dezember. 14) Die Winter-Muskatellerbirn, le Muscat d'hiver, reift im Februar. 15) Die Kaiserin mit Eichenlaub, Impérial à feuilles de chêne, reift im April und dauert bis im September. 16) Die rothe Winterbutterbirn, Beurré rouge d'hiver, reift im Dezember und Januar. 17) Die vergoldete Winterbutterbirn, Beurré d'hiver doré, reift im Januar.

2. Vom zweiten Range.

1) Die Dagobertsbirn, le Dagobert, bleibt sich in der Form nicht gleich. Sie ist 3¼ Zoll hoch und 2¼ Zoll breit. Die Schale ist bei voller Zeitigung grüngelblich, auf der Sonnenseite nie roth, aber, wie bei der grauen Herbstbutterbirn, mit einem röthlichbraunen, feinen Rost dergestalt überzogen, daß die Grundfarbe nur stellenweis rein erscheint. Das gelbliche Fleisch ist körnig, schmelzend, voller Saft, und von einem angenehmen, zuckerartigen, fein muskirten Geschmack. Sie reift im Dezember, Januar und Februar. 2) Die Winter-Königsbirn, la Royale d'hiver, ist 3 Zoll hoch und 3¼ Zoll breit. Die Schale ist bei voller Zeitigung zitrongelb, auf der Sonnenseite karmoisinroth getuscht, mit vielen starken bräunlichen Punkten besetzt, und mit einem feinen, zimmetfarbigen Anfluge von Rost versehen, der erst bei der Zeitigung recht sichtbar wird. Das Fleisch ist weiß, sehr fein, wohlriechend, voller Saft und von einem zuckerartigen Muskatellergeschmack. Sie reift im Dezember, Januar und Februar. 3) Die lange grüne Winterbirn, Verte longue d'hiver, ist 3 Zoll lang und 2¼ Zoll dick. Die dicke Schale ist ganz grün und nur bisweilen an der Sonnenseite grüngelblich, mit kleinen grünen Punkten bestreut. Das Fleisch ist schmelzend, weiß und voll süßen Safts. Sie reift im Februar. 4) Die Königsbirn von Neapel, Présent royal de Naples, reift im Februar. Eine wahre Zierde der Gärten. Die schönen Früchte wiegen oft 1—1½ Pfd. Nur als Spalier gegen Süden, oder als Pyramide; an Hochstämmen wirft der Wind die Früchte ab. 5) Die Sarasin, Sarasin, reift im April und hält sich fast ein ganzes Jahr. 6) Die gute Winter-Christbirn, bon Chrétien d'hiver, reift im Januar. 7) Die große Winter-Russelet, le gros Rousselet d'hiver, reift im März. Wenn diese Birn im November abgenommen und kühl aufbewahrt wird, so kann sie auf jede Tafel gesetzt werden. Sie hat einen eigenen Parfüm und süßen Saft. Mit Wein und etwas Citronat gedämpft, gibt sie einen der köstlichsten Compots. 8) Die Winter-Eierbirn, Poire d'oeuf d'hiver, reift im Januar.

3. Vom dritten Range.

1) Die schönste Winterbirn, Bellissime d'hiver, eine große Frucht von 3¼ Zoll Länge und 4 Zoll Dicke. Die Schale ist goldgelb, über und über mit feinen grauen Punkten besäet, auf der Sonnenseite mit zinnoberrothen Streifen sanft bemalt. Das Fleisch ist weiß und brüchig. Sie reift im Januar und dauert bis im Mai. Ist vortreflich zum Kochen und Trocknen. 2) Die verbrannte Katze, Chat brulé, ist 3¼ Zoll lang und 2 Zoll dick, reift im Dezember. 3) Die Faßbirn, le tonneau, reift im Januar. 4) Die Catillac, Catillac, reift im Dezember und hält sich das ganze Frühjahr. 5) Der graue trockne Martin, Martin sec, reift im März. 6) Die Kronbirn reift im März. 7) Die Winter-Pomeranzenbirn reift im Februar. 8) Die gesegnete Birn, Haberbirn, Poire bénite, reift im Januar.

Benutzung der Birnen. Die Birnen lassen sich auf gar mancherlei Weise benutzen; denn außer dem frischen Genusse können sie zu Wein, Essig, Muß und Syrup verarbeitet werden.

1) Zum frischen Genusse dauern die Sommer- und Herbstbirnen nicht lange; länger halten sich zwar die Winterbirnen, aber dennoch kommen sie — einige wenige Sorten ausgenommen — an Haltbarkeit den Äpfeln bei weitem nicht gleich, indem sich ihr süßer Saft viel eher zur Gährung hinneigt. Gleichwol gewähren sie im Winter, wenn sie mit Vorsicht aufbewahrt werden, einen höchst angenehmen Genuß. Die Aufbewahrung geschieht am besten auf Horden, welche man in einem trocknen Keller oder einer frostfreien Kammer über einander stellt. Diese Horden müssen ringsherum einen so hohen Rand haben, daß die darauf liegenden Birnen nicht von der darüber stehenden Horde gedrückt werden können. Man bestreuet sie zur Unterlage für die Birnen mit recht trocknem Laube,

weil dieses weniger als Stroh zur Fäulniß geneigt ist, und auch nicht so leicht einen moderigen Geruch annimt. Es muß aber oft nachgesehen, und die anbrüchigen Birnen müssen ausgelesen werden, weil sie sonst die gesunden anstecken würden.

2) Am längsten lassen sich die Birnen getrocknet oder gebacken aufbewahren. In diesem Zustande werden sie im gemeinen Leben Hotzeln genant. Man trocknet sie ganz oder gespalten (Birnschnitzen) in Backöfen, oder in eigens dazu eingerichteten Darren. In der Sonne lassen sie sich darum nicht wohl trocknen, weil die Hornissen und Wespen so begierig darnach gehen. Sie trocknen wegen ihres häufigen Saftes weit mehr ein, wie die Äpfel.

3) Man pflegt in einigen Gegenden die Birnen auch einzumachen, und sie in diesem Zustande auch Sülzebirnen zu nennen. Insgemein nimt man solche Herbstbirnen dazu, die sich nicht lange halten und bald teigig werden. Um sich also ihren Genuß bis zum Frühjahre zu sichern, und ihnen überdies noch einen angenehmen und gewürzhaften Geschmack mitzutheilen, legt man sie, fast eben so wie die Gurken, in Fässer ein. Sie werden zu dem Ende bei trocknem Wetter vom Baume gebrochen und in eine luftige Kammer so lange auf Stroh gelegt, bis sie ihre völlige Zeitigung erlangt haben, welches man an der Veränderung der Schale leicht abnehmen kann, doch dürfen sie nicht teigig werden. Nun liest man die besten, vollkommensten und tadellosesten aus, legt sie in ein reines Weinfaß, von welchem der Wein so eben abgezogen worden, oder in ein anderes, das aber vollkommen rein seyn und keinen Geruch haben muß, schichtweis so ein, daß man zuerst den Boden des Fasses 1 Zoll hoch mit geschnittenem grünen Dill oder Fenchel bestreuet, hernach die Birnen, eine an die andre, auf die Blume legt, sodann wieder eine Schicht Dill oder Fenchel darauf streuet, und nun die zweite Schicht Birnen so einlegt, daß die Stiele unterwärts zu stehen kommen. So fährt man mit dem Einlegen der Birnen und des Dills und Fenchels schichtweis fort, bis das Faß voll ist. Nach jeder sechsten Schicht Birnen kann man auch einige Körner Anis dazwischen streuen, indem dadurch die Birnen einen überaus lieblichen Geschmack bekommen. Auf die oberste Schicht Birnen wird abermals 1 Zoll hoch Fenchel, Dill und Anis gestreuet, und darauf entweder ein genau passender hölzerner Deckel gelegt, welchen man mit rein abgewaschenen Steinen beschwert, oder das Faß zugeschlagen und mit reinem Brunnenwasser angefüllt, damit keine Luft eindringen kann. Nach etlichen Tagen zeigt sich ein Abgang des Wassers, indem sich dieses in das Fenchelstroh zieht, und diesen Abgang muß man sogleich wieder ersetzen, und dafür sorgen, daß das Wasser immer einen Zoll über dem Deckel stehe, oder das Faß, wenn es zugeschlagen ist, stets mit Wasser erfüllt sey, weshalb man zuweilen den Zapfen abnehmen und frisches Wasser zufüllen muß. Kurz, man verfährt damit ganz so, wie mit den eingemachten Gurken. Die Birnen halten sich auf diese Art bis ins kommende Frühjahr, und gewähren einen überaus angenehmen Genuß. Wird ein solches Faß aufgethan, so hat man darauf zu sehen, daß das Wasser 1 Zoll hoch über dem beschwerten Deckel stehe, damit keine Luft eindringen und die saure Gährung verursachen kann. So wie die Birnen im Faß abnehmen, muß man auch das Wasser abschöpfen, damit jene nicht von diesem emporgehoben werden.

4) Es läßt sich aus den Birnen auch ein vortreflicher Syrup bereiten, welcher, statt des Honigs, zu allen Confituren, Einmachen der Früchte, kalten Schalen, Suppen, Backwerk und dergleichen gebraucht werden kann. Man bedient sich dazu solcher Birnen, die recht süß sind und sich nicht lange halten, z. B. der guten Christbirn. Diese werden auf der Quetschmaschine zerkleinert, oder auf einer Reibemaschine zerrieben, der Saft auf einer Handkelter ausgepreßt, und dieser in einem Kessel so weit eingedickt, daß von 30 Maß Saft nur noch 8 bis 9 Maß übrig bleiben. Den Syrup füllt man nachher, wenn er verkühlt ist, in gläserne Flaschen oder steinerne Krüge, und hebt sie wohlverstopft an einem kühlen Orte auf.

5) Eben so läßt sich aus Birnen ein haltbares Muß kochen. Man nimt dazu ebenfalls süße Sorten, die sich nicht halten und trocknen lassen, z. B. die rothe Kappesbirn. Ein Theil wird zerrieben und ausgepreßt, ein anderer Theil aber geschält, zerschnitten und vom Kernhause befreiet. Der ausgepreßte Birnsaft wird hierauf in einen geräumigen Kessel gethan, etwas eingekocht und abgeschäumt. Sodann werden die Birnschnitzen hinzugefügt, und zwar in dem Maße, daß zu einem Theile Saft zwei Theile Birnschnitzen kommen. Auf die Unterhaltung des Feuers komt dabei alles an; es muß solches unter dem Kessel immer in die Mitte gerichtet werden, damit die Birnschnitzen stets im Kochen erhalten werden und sich nicht zu Boden setzen und anbrennen können. So wie aber das Muß dicker wird, muß es beständig mit einem hölzernen Rührscheite umgerührt werden; denn wenn sich die Birnschnitzen setzen und anbrennen, bekomt das Muß einen brenzlichen Geschmack. So fährt man unter stetem Umrühren mit Kochen fort, bis das Muß die erfoderliche Dicke hat, denn je steifer es ist, desto länger hält es sich. Um den Geschmack desselben zu erhöhen und es haltbarer zu machen, kann man, noch ehe es gahr ist, etwas Gewürz, Ingwer, Näglein und Zimmet hinzuthun. Es hält sich mehre Jahre.

6) Am vortheilhaftesten aber werden die Birnen zu Wein benutzt. Man verfährt dabei im Ganzen eben so, wie mit dem Apfelwein (s. Apfel). Zwar bekomt er bei weitem die Stärke des Apfelweins nicht, gibt aber doch ein angenehmes und mildes Getränk. Den besten Birnwein bekomt man von den wilden Birnen. Nimt man davon einen oder zwei Theile unter die edlen Birnen, so bekomt der Wein von diesen mehr Geist und Stärke.

7) Eben so wird auch aus den Birnen ein guter Essig bereitet, daher sie auch in den Essigfabriken einen guten Absatz finden. Es lassen sich dazu alle Sorten von Sommer-, Herbst- und Winterbirnen gebrauchen. Ihrer Süßigkeit wegen geht der Wein viel schneller in Säure über, als der Apfelwein; doch steht er dem Apfelessig, wegen seiner geringern Haltbarkeit, und weil er das Kochen weniger verträgt, weit nach. (*Putsche.*)

BIRNBAUMHOLZ ist in seinen wilden Arten ein in dem Bauwesen sehr brauchbares Material. Wenn es nicht gehörig ausgetrocknet ist, ist es zwar von geringer Dauer, wirft sich leicht, wird sehr bald vom Wurme zer-

Digitized by Google

stört, und ist in diesen Rücksichten selbst dem Buchenholze nachzusetzen. Allein vorzüglich sind die Eigenschaften seiner Festigkeit. Es ist ausnehmend hart und zähe, nimt eine überaus glänzende Politur an, ist feinfaserig und von großer Dichtigkeit. Das eigenthümliche Gewicht des trocknen Birnbaumholzes vom Stamme ist nach Entelwein 0,661. — Diese Eigenschaften des Birnbaumholzes sowol, als auch seine schöne röthliche Farbe, und noch überdies die Leichtigkeit, mit der es sich, ungeachtet seiner großen Festigkeit, bearbeiten läßt, bestimmen es am zweckmäßigsten zu allerlei Hausrath, der stets im Innern der Gebäude an trocknen Stellen zu stehen komt, vor allem aber zu besserem Hausrathe, zu eingelegter, belegter und geschliffener Arbeit, und weil es noch zu allem dem die schwarze Farbe in einem hohen Grade leicht annimt, so ist es fast das vorzüglichste Holz, das künstliche Ebenholz zu verfertigen, das man von dem natürlichen beinahe gar nicht zu unterscheiden im Stande ist. Hat man dem Birnbaumholze durch geeignete Mittel seine Säfte entzogen, so kann es dann auch, in Ermanglung eines anderen beständigeren Holzes, an Orten, die von aller Feuchtigkeit frei und aller Witterung entrückt sind, zu Baustücken, die Erschütterungen und Reibungen auszuhalten haben, gebraucht werden, und folglich auch in den obern Geschossen zum Austäfeln der Fußböden und der Sockel, zur Bekleidung der Thürpfosten und Stürzen, d. i. zu hölzernen Gewänden, zu Thürpfosten selbst, zu Treppen, zu Brustlehnen, Geländern und Gitterwerk. So nützlich nun das wilde Birnbaumholz, wenn es für die angedeuteten Gegenstände mit gehöriger Vorsicht gebraucht wird, allgemein im Bauwesen werden kann, so wenig ist dieses von den zahmen Arten desselben und von allem Apfelbaumholze zu erwarten. Weit steht ihm letzteres in allen aufgezählten Eigenschaften nach, und das Holz aller zahmen Baumarten hat durch die Kultur seine Dauer verloren, ist überdies weich und schwammig, und für die Baukunst unbrauchbar geworden, weil es, seiner Natur nach, dem ersten großen Zwecke des Bauens, dem Zwecke der Dauerhaftigkeit, nicht entspricht. (*Leger.*)

BIRNBAUM (Miedzychod), Stadt in dem Reg.-Bez. Posen, in der gleichnamigen Provinz, an der Warthe, mit Schloß, Pfarrkirche und Waisenhaus, 250 Häus. mit fast 2000 Einw., unter welchen sich über 500 Juden befinden. Die Einw. liefern Tuch- und andere Wollenwaren, Leinwand und Lederarbeiten. (*H.*)

BIRNBAUMER-WALD in Illyrien, ein Theil der Julischen Alpen, der sich von der Save nach Kroatien erstreckt, seinen Namen übrigens nicht von den darin vorherrschenden Birnbäumen, sondern von dem alten Worte Pyrn (Berg) führt. (*H.*)

Birnkaefer s. Apion.

BIRO (Martin), Bischof von Weßprim in Ungern von 1744—1762, berühmt durch sein Enchiridion de fide, haeresiarchis ac eorum asseclis, in genere de apostatis, deque constitutionibus atque decretis Imperatorum et Regum, contra dissipatores Ecclesiae editis, Diotrephis seu Acatholicis in Hungaria commorantibus ad Sacrat. Imperatriciam ac Reginalem Majestatem *Mariam Theresiam*, in negotio religionis a. 1749, sub communi Aug. et Helv. Confessioni addictorum nomine recurrentibus, responsionis loco, christiana charitate exhibitum (Raab, 1750. 280 S. 4., rec. in der Leipz. gel. Zeit. 1751. 12.). Die Veranlassung zu diesem Buche erhellt aus dem Titel desselben; unter Diotrephes ist derjenige gemeint, von welchem Joh. 3, 9. die Rede ist. Biro leistete damit den Protestanten Ungerns den großen Dienst, daß er ihre Bittschrift an die Kaiserin, Wort für Wort, abdrucken ließ, und dadurch die unparteiische Welt in den Stand setzte, einzusehen, wie man mit den armen Leuten in Ungern umgehe. Wirklich wurde dadurch, so wie durch die Aufforderung des Bischofs selbst, alle Ketzer aus dem Lande zu jagen oder zu verbrennen, Friedrich II., König von Preußen, zu seinem Briefe an den Fürst Schafgotsch, Bischof von Breslau (1751, 16. Febr.), veranlaßt. Maria Theresia ließ den Verkauf des Buches, in welchem man auch die angebliche Protestation der katholischen Geistlichkeit gegen die Bestätigung des Wiener Friedens durch die Landtagsartikel (1608) findet, bald verbieten; aber Papst Benedikt XIV. belobte dafür den Verf. in einem sehr schmeichelhaften Schreiben (1750, 14. Nov.) — Biro wurde zu Padany, einem Dorfe in der Insel Csallóköz (Schütt) geboren (1696, 15. April) und ward zuerst Pfarrer zu Bicske im Stuhlweissenburger Comitate, hernach Domherr des Weßprimer Capitels. Als Abgeordneter desselben zeichnete er sich auf dem Landtage des J. 1741 so vortheilhaft aus, daß ihn Maria Theresia, nach Acsádys Ableben (1744, 11. Oktbr.), zum Nachfolger desselben im Weßprimer Bisthume ernante. Er starb in Weßprim 1762, 10. Aug. im 67. J. s. Alters *). (*Gamauf.*)

BIRON (Baron und Herzog von). Unter diesem Titel sind besonders folgende Mitglieder des Hauses Gontaut, welches von der gleichnamigen Herrschaft in Agenois den Namen führt und sich zu den ältesten und edelsten Geschlechtern Frankreichs rechnet [1]), berühmt geworden.

1. Armand de Gontaut, Baron von Biron, ein Sohn Johann's von Gontaut, Herrn von Biron, der Gesandter am kaiserlichen und portugisischen Hofe, und später Gouverneur von St. Quentin war, 1557 in der Schlacht bei diesem Orte in spanische Gefangenschaft gerieth und bald darauf zu Tournay an seinen Wunden starb. Armand war ums Jahr 1524, nach andern später, geboren [2]), begann seine öffentliche Laufbahn als Page bei der Königin Margaretha von Navarra, diente dann unter dem Marschall Brissac und in Piemont, wo er durch eine Wunde in der Hüfte gelähmt wurde [3]) und schwang sich durch seltene kriegerische Verdienste zu den höchsten Würden im State empor. Ob er gleich, der Vorliebe für die reformirte Religion verdächtig, von der

*) S. *Rola* vitae Vesprimiensium Praesulum (Preßburg 1779. 8.), wo sich auch sein Bildniß findet. — Biro's theol. Schriften in magyarischer Sprache hat Frangi in s. Mem. Hungar. T. I. p. 300—302 verzeichnet.

1) Ausführliche Nachrichten von diesem Geschlecht liefert *Anselme* Hist. généal. T. VII. p. 296 ff. und nach ihm das große histor. Lexikon von Buddus u. d. Art. Gontaut. 2) Nach Mezeray u. a. war er 1592 bei seinem Tode 68, nach Davila und Aubigné erst 65 Jahr alt. 3) Er führte davon den Beinamen des Lahmen.

Königin Katharina von Medicis und ihren Anhängern eine Zeitlang zurückgesetzt und später, bei der Pariser Bluthochzeit, sogar zum Tode bestimt war, wo ihn nur Muth und Entschlossenheit retteten [4]), so stand er doch während der bürgerlichen Kriege unerschütterlich auf der Seite des Hofes, und focht mit Auszeichnung für denselben in den Schlachten von Dreux, St. Denis, Moncontour und mehren Belagerungen. König Karl IX. gab ihm im Novemb. 1569 den Oberbefehl über die gesamte Artillerie, und Heinrich III. konte, ungeachtet einer frühern persönlichen Abneigung gegen ihn, seinen Verdiensten die Marschallswürde nicht versagen (1577). Er erhielt als General-Lieutenant den Oberbefehl in Guienne, wo er die Hugenotten mit Glück bekämpfte, und, obwol erst spät im J. 1581, den heiligen Geistorden. König Heinrich IV. verdankte ihm ungemein viel. Er befand sich, als Heinrich III. am 1. Aug. 1589 durch Jakob Clement ermordet wurde, bei der Armee vor Paris, und trug durch das große Ansehn, welches er im Heere genoß, und die Bereitwilligkeit, womit er sich für Heinrich von Bourbon erklärte, das Meiste dazu bei, diesem Könige die Krone zu verschaffen. Anfangs hatte er doch, als Preis seines Gehorsams, die Souveränität über Perigord verlangt; bald aber stand er von dieser Bedingung ab, und widersetzte sich jeder Theilung des Reichs. Als der König durch den Herzog von Mayenne nach Dieppe zurückgedrängt und unschlüssig war, ob er zu Schiffe auswärts Hilfe suchen solle, brachte Biron ihn durch die stärksten Vorstellungen von diesem unglückdrohenden Schritte zurück [5]), und erhielt ihm dadurch das Reich zum zweiten Mal. Er focht auch für Heinrichs Sache in mehren Schlachten; an der Hauptschlacht bei Ivri aber nahm er nur beobachtend Theil. Als er am 26. Juli 1592 das belagerte Epernai in Champagne recognoscirte, riß ihm eine Kanonenkugel den Kopf weg. Man fand, obwol er nur eine Stunde nach der Mahlzeit gestorben war, seinen Magen leer, zum Beweis, daß Alter, Beschwerden und Wunden seinen Körper zwar verkrüppelt, aber nicht die innere Lebenskraft geschwächt hatten. Er hatte in sieben Schlachten befehligt und siebenmal Wunden empfangen. In ihm war ein Verein seltner Vorzüge. Er besaß einen lebhaften und feurigen Geist, eine natürliche und kräftige Beredsamkeit, ungemeine Kühnheit, Thätigkeit, Wißbegierde und Trieb zu Geschäften, war auf alles aufmerksam, überall einzugreifen geneigt, und setzte einen Ruhm darin, mannigfachen Verrichtungen gewachsen zu seyn. Ein treflicher Krieger und Feldherr, ein gewandter Statsmann, ein Freund der Wissenschaften und selbst wohl unterrichtet. Von Jugend auf liebte er die Lektüre, und war gewohnt, alles Merkwürdige aufzuzeichnen. Er entwarf Risse und Charten, und hat Kommentare über die Geschichte seiner Zeit und ein Buch von den Pflichten eines Feldmarschalls geschrieben, die jedoch verloren gegangen sind. Er war im Umgang höflich, aufgeweckt, freimüthig und ein Feind höfischer Schmeichelei, aber auch jähzornig, listig, unmäßig im Trunk, und gegen die katholische Religion, zu welcher er sich äußerlich bekante, wo nicht gegen alle Religion, gleichgiltig. Er folgte der tadelnswerthen Maxime, den Krieg zu nähren, um nicht durch den Frieden entbehrlich zu werden. In frühern Jahren spottete er über die am Hofe der Königin Katharina üblichen Wahrsagungen, im Alter aber ward er selbst dem Aberglauben zugänglich; denn nachdem ihm ein Astrolog geweissagt hatte, daß er von einer Kanonenkugel sterben werde, fuhr er bei jedem Schusse zusammen, und begegnete der Kugel, welche ihn tödtete, indem er ihr ausweichen wollte. Mit seiner Frau, Johanna von Ornezan, erzeugte er fünf Töchter und vier Söhne, deren ältester, Karl, hier sogleich zu erwähnen ist [6]).

2. **Karl von Gontaut, Herzog von Biron**, der älteste Sohn des vorigen, geboren ums J. 1565, erbte den kriegerischen Geist, aber nicht alle übrigen Vorzüge, seines Vaters. Er wurde anfangs von seiner Base, Madame de Brisambourg, in der reformirten Religion erzogen, die er nach dem Willen seines Vaters mit der katholischen vertauschte. Unter der Leitung desselben betrat er die kriegerische Laufbahn mit solchem Erfolg, daß er schon in einem Alter von funfzehn Jahren, als sein Vater einen gefährlichen Sturz mit dem Pferde gethan hatte, statt seiner eine Zeitlang das Kommando führen konte. Ein Zweikampf, worin er seinen Nebenbuhler bei der Madame de Caumont tödtete, machte ihn als Fechter berühmt. Im J. 1589 verschaffte ihm sein Vater bereits die Generalswürde, und versah, bis er sich ganz zu derselben geschickt machte, eine Zeitlang den Dienst für ihn. In den Schlachten bei Arques (1589), Ivri (1590), Aumale (1592), bei den Belagerungen von Paris und Rouen zeichnete er sich fortwährend so aus, daß man ihn Fulmen Galliae nante und Heinrich IV. ihn als eine Hauptstütze betrachten mußte. Er wurde 1592, nach dem Tode seines Vaters, zum Admiral von Frankreich erhoben, und als er diese Würde 1594 wieder abtreten mußte, weil der Vertheidiger von Rouen, Villars Brancas, der denselben Rang von der Ligue erhalten hatte, zu Heinrich IV. überging, wurde er durch den Marschallsstab und 420,000 Livres baar entschädigt. Indeß scheint doch dieser Wechsel seine Unzufriedenheit genährt zu haben, mehr noch der Umstand, daß er das Gouvernement von Laon nicht erhielt, zu dessen Eroberung er durch die Vernichtung der spanischen Hilfsvölker das Meiste beigetragen hatte. Da er, von gränzenlosem Ehrgeiz getrieben, seine eignen Thaten mit Anmaßung pries, fremden Ruhm beneidete, und selbst von dem Könige mit verkleinernder Eifersucht redete, so mußte das gute Verhältniß zwischen beiden nach und nach erschüttert werden, hauptsächlich durch Birons eigne Schuld, wenn auch der König seinerseits ebenfalls einige Eifersucht fühlte. In dem durch Eitelkeit erzeugten Wahn, für seine Dienste nicht genug belohnt worden zu seyn, trat Biron

4) Er ließ vor dem Zeughause, welches er, als Oberbefehlshaber der Artillerie, bewohnte, Geschütz aufführen, und schreckte dadurch die Mordlustigen zurück, so daß er noch einigen andern Verfolgten das Leben rettete. 5) Man findet Birons kräftige Worte bei *Mezeray*. „Er sagte unter andern: Unter den obwaltenden Umständen Frankreich nur auf 24 Stunden verlassen, heiße so viel, als sich auf ewig daraus verbannen.

6) S. *Duvigneau* Eloge hist. de Biron etc. 1786. 2 Tom. 8. *Mémoires de Brantome*. Tom. III. *Thuanus* Lib. 103. *Mezeray* Hist. de France. Tom. III. *Davila*. *Montluc*. *Duplcix* Hist. de Henri III. Bayle Art. Gontault.

Digitized by Google

in nähere Verbindung mit dem Herzog von Epernon und dem Grafen von Auvergne, den Feinden des Königs, und scheint bereits in dem Feldzuge gegen die Spanier in der Picardie (1596), so weit es ohne Verantwortung geschehen konte, die Plane des Königs, zum Nachtheil Frankreichs, gehemt zu haben. Seinem bekanten Charakter gemäß suchte Heinrich IV. ihn durch Auszeichnungen und Schonung seines Ehrgeizes zu gewinnen. So erhielt er im J. 1597 den Oberbefehl bei der Belagerung von Amiens, obgleich Prinzen von Geblüt und der Connetabel selbst zugegen waren. Er wurde zum Statthalter von Burgund und 1598 zum Herzog und Pair von Frankreich erhoben, auch in eben diesem Jahre mit dem Auftrage beehrt, zu Brüssel von dem Erzherzog Albrecht von Östreich die feierliche Beschwörung des Friedens von Vervins anzunehmen. Hier war es, wo die Plane seines unzufriedenen Geistes eine bestimtere Richtung erhielten. Ein gewisser Picoté, ein aus Frankreich vertriebener Liguist und einst Birons Gefangener, besuchte ihn und eröffnete, nach vielen Schmeicheleien, ihm die Aussicht, sich durch Spaniens Hilfe zu einem ihm sonst unzugänglichen Glück emporzuschwingen. Da Biron den Vorschlag nicht verwarf, so begannen zwischen ihm und den spanischen Ministern, im Einverständniß mit dem Herzog von Savoyen, Unterhandlungen, wobei diese die Schwächung, wo nicht den gänzlichen Sturz der französischen Macht durch Birons Abfall, er selbst aber einen unabhängigen Länderbesitz, gesichert durch die Heirath mit einer östreichischen oder savoyischen Prinzessin, beabsichtigte. Die Unterhandlungen gedieben weiter, als der Herzog von Savoyen im Anfang des J. 1600 selbst in Frankreich erschien, um die von ihm gefoderte Zurückgabe des Marquisats von Saluzzo abzuwenden. Schon wurde das geheime Einverständniß beider von Manchem geahnet; dennoch übertrug Heinrich IV. bei dem nun ausbrechenden Kriege mit Savoyen dem Herzog von Biron den Oberbefehl in Bresse, wo seine Truppen den Krieg mit einem Erfolg führten, der dem Anführer gewiß sehr lästig und unangenehm war. Denn um diese Zeit schloß Biron durch seinen Vertrauten, den Edelmann la Fin, mit dem spanischen Statthalter zu Mailand, Grafen Fuentes, einen Vertrag, wonach er sich mit der dritten Prinzessin des Herzogs von Savoyen vermählen sollte, welcher der König von Spanien seine Oberhoheitsrechte auf das Herzogthum Burgund, Birons bisherige Statthalterschaft, abzutreten versprach. Überdies sollte Biron die mit Burgund verknüpfte Franche Comté und eine baare Aussteuer von 500,000 Thalern erhalten. Das übrige Frankreich sollte unter den König von Spanien, den Erzherzog Albrecht von Östreich und den Herzog von Savoyen vertheilt werden, nachdem man sich der Person des Königs bemächtigt haben würde. Bald nach diesem Vertrage wurde der Friede zwischen Frankreich und Savoyen geschlossen (1601). Biron sah sich durch denselben nicht allein in seinen Anschlägen gehemt, sondern auch durch verschiedne nicht genau bekante Umstände so weit gebracht, daß er dem Könige zu Lyon, anscheinend reuevoll, alles offen eingestand. Heinrich IV. sicherte ihm völlige Verzeihung zu, mehr seinem großmüthigen Herzen, als der Stimme der Statsklugheit folgend. Er übertrug ihm noch in demselben Jahre 1601 eine Gesandtschaft an den Hof der Königin Elisabeth von England, so wie zu Anfang des folgenden Jahres 1602 eine Gesandtschaft nach der Schweiz, wo Biron in seinen Verrichtungen sehr glücklich war und sich zum letztenmal in seinem Glanze zeigte; denn kurz darauf ereilte ihn das Verderben, das er durch unglaubliche Verblendung herbeigerufen hatte. Das Ärgste war geschehen; er hatte neuen Verrath angesponnen; sey es, daß seine Reue nie aufrichtig gewesen, oder daß er nach erlangter Verzeihung sein Verhältniß zu dem Könige nicht ertragen und den Lockungen des Ehrgeizes nicht widerstehen konte. Er zog jetzt den Herzog von Bouillon und den Grafen von Auvergne in seinen Bund, der Anstiftung von Empörung im Innern und Zerstückelung Frankreichs bezweckte, und schickte, mit Uebergehung la Fin's, einen gewissen Baron von Lux in dieser Angelegenheit nach Mailand. Dieser letztere Umstand bewirkte zunächst seinen Untergang: denn la Fin fühlte sich durch die Zurücksetzung beleidigt, und da Heinrich IV. durch drohende Gerüchte erschreckt, von ihm Aufklärung zu erhalten suchte und ihm durch einen Verwandten völlige Verzeihung zusichern ließ, so wurde er an seinem Herrn zum Verräther. Um ihn sicher zu verderben, beredete er ihn, den von Birons eigner Hand geschriebenen Vertrag mit den Spaniern abschreiben zu lassen und das Original der Sicherheit wegen zu vernichten, schob aber, als Biron durch Podagra bettlägerig war, beim Verbrennen andere Schriften unter, und brachte so die entscheidenden Papiere in seine Gewalt. Dann begab er sich nach Mailand zum Statthalter Fuentes, um noch mehre Umstände zu erfahren; als aber der scharfblickende Spanier den Verrath merkte, entfloh er auf abgelegenen Wegen und gelangte mit den Handschriften Birons glücklich an den Hof Heinrichs IV. Des Königs nächste Sorge war jetzt, den Herzog, der sich in seinem Gouvernement zu Dijon befand, an seinen Hof zu bringen, welches ihm, nach mehren vergeblichen Einladungen, zuletzt durch den Präsidenten Jeannin gelang. Von seinen Freunden vergebens gewarnt, erschien Biron am 13. Juni 1602 zu Fontainebleau, als der König eben im Begrif war, ihn mit Gewalt holen zu lassen. Nach einem anscheinend sehr freundschaftlichen Empfange machte Heinrich IV. mehre Versuche, ihn zum Geständniß seines neuen Verraths zu bewegen, wobei er ihm vollkommene Verzeihung zusicherte. Biron, der von dem Betruge la Fin's nichts ahnte und nicht zum zweitenmal Vergebung erbitten wollte, läugnete hartnäckig, stieß sogar Drohungen aus, und vereitelte alle Bemühungen, welche der König und einige seiner Vertrauten anwendeten, so daß Heinrich endlich ihn und den Grafen von Auvergne, (der Herzog von Bouillon hatte sich klüglich vom Hofe entfernt), verhaften, ihn in die Bastille abführen und ihm den Prozeß machen ließ. Seine Verwandten legten jetzt bei dem Könige Vorbitten für ihn ein, aber vergebens. Die Richter fanden die Beweise gegen ihn sehr stark und überzeugend, seine Vertheidigung aber sehr schwach, und verurtheilten ihn einstimmig, als des Hochverraths schuldig, zum Verlust seiner Güter und Würden und zur Hinrichtung durchs Schwert. Sowol aus Rücksicht auf seine Geburt, Familie und ehemalige Verdienste, als um einen Auflauf unter den Soldaten, die ihn sehr liebten, zu vermeiden, wurde seine Hinrich-

tung, statt auf dem Greveplatz, im Innern der Bastille am Nachmittage des 31. Jul. 1602 in Gegenwart einiger hundert Menschen vollzogen. Während seines Gefängnisses und bei den Verhören hatte er sich größtentheils sehr leidenschaftlich, anmaßend und launenhaft bewiesen, und bis zum letzten Augenblick blieb ruhige Fassung und Ergebung seinem Gemüth fern; er betrat das Schaffot unter Drohungen und heftigen Ausbrüchen des Unmuths und gekränkten Ehrgeizes. Sein Leichnam wurde in der Paulskirche zu Paris begraben. Der König begnadigte den Graf von Auvergne, (einen Halbbruder der Marquise von Verneuil, Geliebten des Königs), und den Baron von Lux, auch überließ er die durch das Gesetz dem State zugefallenen Güter Birons dessen Bruder, ungeachtet der Gegenvorstellungen der Rechnungskammer. — Biron war von mittler Größe und starkem Knochenbau, zu kriegerischen Verrichtungen und zur Ertragung großer Beschwerden von der Natur geeignet. Eine große schöngewölbte Stirn, tiefliegende Augen voll trüben Feuers, eine morgenländische Nase, ein kleiner festverschlossener Mund und ein längliches Kinn mit schwachem Bart, zeichneten seine Gesichtsbildung aus. Er besaß eine glänzende Tapferkeit und zählte 35 empfangene Wunden. An Liebe zu den Wissenschaften war er seinem Vater nicht gleich, übertraf ihn aber noch durch Kaltsinn gegen die Religion, wider welche er häufige Spöttereien richtete. Dennoch gab es in den letzten Jahren seines Lebens eine Zeit, wo er aus Politik die Rolle eines eifrigen Katholiken spielte. Sein Ehrgeiz war ohne Gränzen: er glaubte Niemand seines Gleichen zu haben und durch keine Auszeichnung nach Würden belohnt zu seyn. Durch einen solchen Verein von Eigenschaften wurde er zuletzt der gefährlichste Feind seines Königs. Dem Spiel war er leidenschaftlich ergeben und opferte ihm große Summen auf; gleichgiltiger bezeugte er sich gegen andere Vergnügungen [7]).

3) Karl Armand von Gontaut, Herzog von Biron, geb. 1663, diente in den Feldzügen Ludwigs XIV., wurde 1702 Marechal de Camp, dann Generallieutenant, Gouverneur von Landau, königl. Kriegsrath, oberster Stallmeister des Herzogs von Orleans und 1735 Marschall von Frankreich. Er starb 1756. Von seiner Gemahlin, einer Tochter des Grafen von Nogent, hatte er 26 Kinder. Ihm zu Ehren erhob Ludwig XV. im J. 1723 die Baronie Biron von neuem zum Herzogthum und zur Pairie [8]).

4) Ludwig Anton von Gontaut, Herzog von Biron, ein Sohn des vorigen, geb. am 2. Febr. 1701, diente unter dem Marschall von Sachsen in Flandern, erhielt auf dem Schlachtfelde von Fontenoy (1745) das Regiment der Gardes françoises, welches er 43 Jahr lang, enthusiastisch von demselben geliebt, kommandirte, und wurde 1757 Marschall von Frankreich. Er starb im ersten Beginn der franz. Revolution am 29. Okt. 1788, und mit ihm erlosch die Anhänglichkeit der Garden an die Person des Königs. Der Titel eines Herzogs von Biron ging von ihm auf seinen Neffen Armand Ludwig von Gontaut über, der unter dem Namen des Herzogs von Lauzun bekant ist. S. den Artikel **Lauzun**. (*Rese.*)

BIRON, Bieren, Büren, der Familienname der beiden letzten Herzoge von Curland und Semgallen. Der Großvater des ersten Herzogs dieses *Namens*, hieß Büren und war erster Stallknecht des Herzogs Jacob *III.* von Curland. Zur Belohnung seiner Dienste schenkte ihm der Herzog eine kleine Meierei. Einer von seinen beiden Söhnen, Carl Bieren, geb. 1653, begleitete als Stallmeister mit Lieutenantscharakter den Prinzen Alexander von Curland im J. 1686 nach Ungern. Als dieser an seinen vor Ofen empfangenen Wunden gestorben war, brachte Bieren dessen Equipage zurück, und erhielt die Stelle eines Jägerhauptmanns. Er besaß das Gut Kalenzeem, auf welches er eine Summe Geldes geliehen hatte, die der Empfänger ihm zu erstatten nicht im Stande war. Sein zweiter Sohn

Ernst Johann, nachmaliger Herzog von Curland, geb. den 1. Dec. 1690, hatte von der Natur eine vortheilhafte Gestalt, viel Verstand und einen kühnen Geist empfangen. Seine Erziehung wurde nicht vernachlässigt. Er studirte einige Jahre in Königsberg, mußte sich aber Händel wegen von dort flüchten. Im J. 1714 suchte er sein Glück in Petersburg. Hier soll er um die Stelle eines Kammerjunkers am Hofe der Gemalin des Czarewiz Alexis angehalten haben, aber mit dem Rathe, sich eiligst zu entfernen, abgewiesen worden seyn [1]). Nach seiner Rückkunft in Mitau verschafte ihm Herr von Bestuschew die Stelle eines Kammerjunkers am Hofe der verwitweten Herzogin Anna Iwanowna. Er wußte bald die Zuneigung dieser Fürstin sich zu erwerben und soll die Entfernung des Herrn Bestuschew vom curländischen Hofe bewirkt haben, worauf er das volle Vertrauen der Herzogin gewann. Um sich mit einer alten Familie des Landes zu verbinden, vermälte er sich im J. 1722 mit dem Fräulein Begnine Gottliebe Trotta, genant Treyden, (geb. 15. Oct. 1703, gest. 5. Nov. 1782) einer Hofdame der Herzogin, ehe er noch die Einwilligung ihrer Anverwandten erhalten hatte. Allein vergebens suchte er um die Aufnahme in den Adel des Landes nach. Im J. 1726 begleitete Bieren die Herzogin nach Petersburg an den Hof Katharinens I., wo er durch seinen Rath vorzüglich mit beitrug, daß Anna ihre Privatangelegenheiten nach Wunsch ordnete. Doch ihrem Günstling war das russische Ministerium wegen Bestuschew's Sache eben so abgeneigt, als der curische Adel. Denn wie Anna Iwanowna, nach Peters II. Tode, (19. Jan. 1730) auf den russischen Thron gerufen wurde, verlangten die

7) S. Mémoires de Sully Tom. 1—3. *Thuanus* lib. 128. Mémoires de Villegomblain Tom. 2. *Siri* Memorie recondite Tom. 1. *Mezeray* Abregé chronol. Tom. VI. Mémoires de Bassompierre Tom. I. *d'Aubigny* Hist. univ. Tom. 3. *Hardouin de Perefixe* Hist. du roi Henri le grand, pag. 358 sqq. *Sleidan.* contin. P. III. *Cayet* chronol. septen. Journal de Henri IV. T. III. Bayle Art. Gontaut. Allgem. Weltdistorie 39r Bd. S. 83—87. Biographieen hinger. Pers. 2r Th. (Nürnberg 1791.) S. 1—25. Woltmann's Gesch. u. Politik 1805. 9s Stück. S. 82—115. 8) S. Allgem. hist. Lex. Art. Gontaut. Nouveau Dict. histor.

1) So erzählt Schmidt-Phiseldeck in seinen Materialien zu der russ. Geschichte. Riga 1784. II. S. 38 fgg. und beruft sich auf Manstein, indem er mehren in der Geschichte Ernst Johannes von Biron (Frkft. und Leipz. 1764.) angeführten Umständen widerspricht.

Digitized by Google

Abgeordneten des russischen Adels, welche ihr in Mitau die Bedingungen ihrer Ernennung zur Unterzeichnung vorlegten, von ihr ausdrücklich, daß sie den Kammerjunker Bieren nicht mit nach Moskau nehmen möchte. Anna unterzeichnete und versprach Alles; doch kaum war sie in Moskau angelangt, so traf auch Bieren ein. Die Wahlacte wurde vernichtet, und Anna regirte mit unumschränkter Gewalt. Sie ernante sogleich den Kammerjunker Bieren zu ihrem Kammerherrn, und nach der Krönung (28. Apr. a. St.) zum russischen Reichsgrafen und zum Oberkammerherrn. Außerdem begnadigte sie ihn mit den russischen Orden und mit beträchtlichen Gütern. Er nahm jetzt, nebst seinem Vater und seinen beiden Brüdern, den Namen und das Wapen von der Familie der Herzoge von Biron in Frankreich an [2]). Auch bezog er mit seiner Familie den kaiserlichen Palast, und bewohnte ihn so lange die Kaiserin lebte, welche gewöhnlich in ihrem Zimmer mit der Bironschen Familie speiste. Nun erst nahm ihn die curländische Ritterschaft nebst seinen Brüdern zu ihren Mitgliedern auf, aus Dankbarkeit dafür, daß Graf Biron seine Monarchin bewogen hatte, sich der von Polen beabsichtigten Einverleibung des Herzogthums Curland in die Reihe der polnischen Woiwodschaften zu widersetzen. Noch in demselben Jahre 1730 erhob ihn der teutsche Kaiser in den teutschen Reichsgrafenstand, und bald folgten die Ordenszeichen verschiedener Höfe nach [3]).

Biron, der Vertraute der Kaiserin, wurde in kurzer Zeit der mächtigste Mann im Reiche. Er besaß weder die Kentnisse noch die Formen eines Statsmannes. Sein Umgang war nicht angenehm; er sprach nicht einmal französisch. Doch in wenig Jahren erlangte er so viel Kentnisse, Erfahrung und Takt, daß er Alles regirte, und zwar nicht ohne Fähigkeit und Glück. Wenigstens wurde die Regirung der Kaiserin Anna für eine der ruhmwürdigsten ihres Jahrhunderts gehalten. Ihn selbst beherrschten Stolz und Ehrsucht; dabei war er rauh, eigennützig, unversöhnlich und grausam. In der Kunst sich zu verstellen übertraf ihn jedoch bei weitem der Graf Ostermann. Auf seinen und Ostermann's Rath wurden bald nach Anna's Thronbesteigung die Fürsten Dolgorucky, welche durch ihre Herrschsucht viel verschuldet hatten, verbant. Dann hintertrieb Biron die Ankunft des Grafen Moritz von Sachsen in Moskau, und vereitelte die Bewerbungen des Infanten Emanuel von Portugal um die Hand der Kaiserin. Auch verhinderte er, daß die Prinzessin Elisabeth Petrowna nicht, wie es die Kaiserin wollte, gewungen wurde, in ein Kloster zu gehen. In der innern Verwaltung, wo Männer wie Münnich, Ostermann, Golowkin, Jaguschinski, Golizin, Trubetzkoi und Löwenwolk an der Spitze standen, fehlte es nicht an zweckmäßigen Einrichtungen; aber die Regirung im Ganzen war hart und despotisch. Es sollen überhaupt an 11,000 Menschen hingerichtet und zweimal so viel verbant worden seyn. Nur mit solcher Härte, pflegte Biron zu sagen, lasse sich das russische Volk in Ordnung halten. Anna selbst hatte mildere Gesinnungen; doch vergeblich suchte sie oft durch Thränen und Bitten die wilde Strenge ihres Günstlings zu mäßigen [4]). Indeß belebte und kräftigte die Energie seines Charakters alle Theile der Reichsverwaltung.

Sein Reichthum wuchs, wie seine Macht, durch die Großmuth und das hingebende Vertrauen der Kaiserin mit jedem Jahre. In Schlesien erwarb er sich 1734 durch Kauf die Herrschaft Wartenberg [5]). Als bald nachher im J. 1737 durch den Tod des Herzogs Ferdinand von Curland die männliche Linie des Kettlerschen Hauses erloschen war, ließ die Kaiserin durch den Kammerherrn von Buttlar, den Grafen Biron als Nachfolger auf das nachdrücklichste empfehlen; dasselbe that der russische Minister in Mitau, Herr von Kayserling, und Graf Biron selbst ertheilte den curischen Großen durch seinen Schwager, den General von Bismark, der mit einem Truppencorps zur Unterstützung der Wahl des neuen Herzogs in Curland eingerückt war, die besten Versicherungen. Also wählte der zu Mitau versammelte Adel am 13. Junius den Grafen Ernst Johann von Biron, für sich und seine männlichen Erben, einstimmig zum Herzog von Curland; doch erfolgte die Lehnsreichung des Königs von Polen an die Abgeordneten des Herzogs erst am 20. März 1739 [6]), worauf auch der teutsche Kaiser aus eigner Bewegung dem Herzog ein Diplom schickte, in welchem er ihm den Titel Durchlauchtig ertheilte.

Der Herzog blieb am Hofe der Kaiserin, legte aber seine Stelle als Oberkammerherr nieder. Er wurde wie ein Prinz vom kaiserlichen Geblüte behandelt, und seine Neigung zur Pracht machte Anna's Hof zum glänzendsten in Europa, ob es gleich dem Prunke des Reichthums an Geschmack und Einheit noch fehlte. Um Curland machte er sich dadurch verdient, daß er den curischen Seehandel wirksam beförderte. So ließ er den Hafen von Libau erweitern und befestigen. Allein die bisherige Freiheit des Adels wurde durch gewaltsame Maßregeln, besonders in den ersten drei Jahren durch plötzliche Verhaftungen eini-

2) Nach der Geschichte Biron's S. 28. wäre dies eine „offenbare Erdichtung seiner Feinde;" doch wird daselbst zugegeben, daß er seinen Namen Büren (Bieren) in Biron verwandelt habe. Obiges versichert Schmidt-Phiseldeck a. a. O. S. 43. in Rußland selbst gehört zu haben. Der Verf. des Buchs: Russische Günstlinge (Tübing. 1809.) Herr von Helbig, erzählt S. 155, der Chef des französischen Hauses, Duc de Biron, habe damals bei dem Grafen Biron schriftlich angefragt, auf welche Art er die Ehre hätte mit ihm verwandt zu seyn; der russische Biron habe aber nicht geantwortet. In der Folge jedoch, als Ernst Johann Herzog von Curland geworden war, habe der Duc de Biron einen Kavalier nach Rußland geschickt, um seinem Herrn Vetter Glück wünschen zu lassen. 3) König August II. von Polen ertheilte Birons Vater, aus Gefälligkeit für die Kaiserin, den Rang eines polnischen Generallieutenants; doch hatte dieser die Bescheidenheit, nicht am Hofe erscheinen zu wollen, sondern lebte auf seinen Gütern in Curland, die er der Freigebigkeit der Kaiserin zu danken hatte, und starb daselbst im J. 1734.

4) Levesque (Hist. de Russie, IV. Edit. Par. 1812; T. V. p. 205 seq.) behauptet dies, und gibt die Zahl der unter Birons Verwaltung Verbanten auf mehr als 20,000 an. 5) Er bezahlte dem Grafen Dohna dafür 370,000 Thlr., wozu Graf Biron mehr als die Hälfte von der Million Thlr. bekommen hatte, welche die von Münnich 1734 eroberte Stadt Danzig als Kriegsbuße bezahlen mußte. — Biron bediente sich in Geldsachen des Hofjuden Liepmann und theilte mit diesem den Wucher von Handelsmonopolien, die demselben ertheilt wurden. Liepmann war daher eine Haupturfache des Hasses gegen Biren. 6) Instrumenta collationis ducatuum Curlandiae et Semgalliae in Familiam Bironianam stehen in *Hencelii* Cod. jur. gent. I, 238–265. Vgl. Schmidt-Phiseldeck a. a. O. S. 197 fgg.

Digitized by Google

ger Edelleute, die zu frei gesprochen hatten, gefesselt [7]). Des Herzogs ganze Thätigkeit war auf die Erweiterung seiner Macht in Rußland gerichtet. In dieser Absicht arbeitete er Jahre lang dem Plane entgegen, den Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig mit der Prinzessin Anna von Mecklenburg, der Nichte der Kaiserin, zu vermählen; denn er selbst soll die Hand dieser Prinzessin für seinen Sohn, den Erbprinzen von Curland, zu erlangen sich bestrebt haben [8]). Endlich mußte er dennoch jene Vermählung zugeben. Um diese Zeit äußerte sich der Haß der Russen immer allgemeiner gegen den stolzen Günstling, doch traf derselbe Haß auch den Grafen Ostermann, so wie alle in Macht und Ansehen stehende Ausländer; vorzüglich konten die Dolgorucky die früher erlittene Demüthigung nicht vergessen, und sie entwarfen im J. 1739 Plane zu einer gänzlichen Umschaffung des russischen Hofes und Stats. Wenigstens gestanden sie dies auf der Folter, und vier Dolgorucky's büßten ihre Schuld mit dem Leben [9]). Bald darauf (im April 1740) unternahm es der Cabinetsminister Wolinsky, nebst mehren Andern, durch eine wider den Herzog von Curland und den Grafen Ostermann der Kaiserin übergebene Beschwerdeschrift, den mächtigen Biron zu stürzen, den man beschuldigte, daß er die Güte der Kaiserin mißbrauche und in ihrem Namen, aber ohne ihr Wissen widerrechtlich und willkürlich regire; allein die Kaiserin zeigte diese Schrift, welche manche Wahrheiten enthielt, ihrem Günstling, und nach geendigter Untersuchung traf Tod oder Verbannung, und Confiscation sämtliche Theilnehmer an jener Schrift. Aber eben das allgemeine Mißvergnügen bestimte den Herzog seine Zukunft sicher zu stellen. Als daher die Kaiserin bei ihrer zunehmenden Kränklichkeit den am 24. Aug. 1740 gebornen Prinzen Iwan, den Sohn ihrer Nichte, auf Ostermanns Rath, zu ihrem Thronfolger zu ernennen gesonnen war, überredete der Feldmarschall Münnich, welcher mit Biron die Macht zu theilen hofte, die Großen und die Minister, daß sie nicht nur den Herzog gemeinschaftlich baten, was Münnich selbst auf die dringendste Weise that, die Regentschaft zu übernehmen, sondern auch eine Schrift unterzeichneten, wodurch auf den Fall, daß die Kaiserin ohne Verordnung wegen der Reichsverwaltung stürbe, dem Herzoge von Curland die Regentschaft bis zum siebzehnten Jahre des Kaisers übertragen wurde. Nach geschehener Ernennung des Prinzen Iwan zum Thronfolger wandten sie sich mit jener Bitte an die Kaiserin; allein erst nach wiederholten Vorstellungen unterzeichnete Anna die Ernennung des Herzogs Ernst Johann zum Reichsregenten. Bald darauf starb sie (d. 28. Oct. 1740 [10]). Nach empfangener Huldigung verlangte der Regent, obwol vergeblich, die Aufsicht über die Erziehung des jungen Kaisers. Die Altern bezogen mit demselben den Winterpalast, der Herzog behielt seine Wohnung im Sommerpalaste. Zwischen beiden äußerte sich bald der gegenseitige Widerwille; indeß benahm sich der Regent mit vieler Umsicht und Mäßigung. Er bewies dem unter der vorigen Regirung durch die Errichtung des Kabinets etwas erniedrigten Senate mehr Achtung, welcher dann aus Dankbarkeit ihm für seine Hofhaltung jährlich eine halbe Million Rubel anwies, und das Prädikat Kaiserliche Hoheit beilegte, das jedoch der Regent nicht eher annahm, als nachdem der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, Iwans Vater, dasselbe Prädikat erhalten hatte. Nun gaben auch der Herzog von Braunschweig und seine Gemahlin dem Regenten die Versicherung ihrer treuen Ergebenheit, und man versprach einander von beiden Seiten, in Gegenwart vieler Standespersonen, in gutem Vernehmen zu leben, und alle, die dasselbe stören würden, einander redlich anzuzeigen. Der Regent setzte der Prinzessin und ihrem Gemahl, auf ihr Verlangen, ein jährliches Einkommen von 200,000 Rubeln, und der Prinzessin Elisabeth 50,000 Rubeln aus. Den Unterthanen erließ er vier Monate von der gewöhnlichen Kopfsteuer. Mit dem Könige von Polen schloß er einen Traktat, in welchem der König dem Herzog und seinen Erben den Besitz von Curland garantirte, und Rußland versprach dem Könige in seinen Ansprüchen auf die östreichische Erbschaft nicht hinderlich zu seyn. Aber bald reizten geheime Umtriebe den Argwohn des Herzogs. Ein naher Verwandter des kaiserlichen Hauses, der Senator Graf Michael Golowkin hatte nämlich sein Mißvergnügen über Birons Erhebung, und das der Mutter Iwans hiedurch wiederfahrne Unrecht gegen vertraute Offiziere geäußert, und diese hatten sich gegen ihn erklärt, daß sie und die meisten Offiziere der Garderegimenter bereit wären, für die Prinzessin Alles zu wagen, wenn sich ein Anführer zeigte. Golowkin

7) Schmidt-Phiseldeck S. 199 fg. u. Manstein erzählen Folgendes: Ein gewisser Herr von Sacken, nach A. Hr. von Fock, wurde eines Abends, als er vor der Thüre seines Landhauses stand, von Vermummten ergriffen, in ein zugemachtes Fuhrwerk geworfen und zwei Jahre lang, ohne daß er Jemand außer seinen maskirten Führern zu sehen bekam, aus einer Provinz in die andre gefahren. Endlich ließ man den Wagen stehen und er befand sich wieder vor seinem Landhause. Auf seine bei dem Herzog angebrachte Klage erhielt er von Petersburg den Bescheid, daß wenn die Thäter angezeigt würden, diese scharf bestraft werden sollten. 8) Ausführlich erzählt die Geschichte dieser Verhandlungen Schmidt-Phiseldeck a. a. O. S. 237—249. Der Erbprinz liebte die Prinzessin und diese soll auch Neigung zu dem Erbprinzen gehabt haben. 9) S. Schmidt-Phiseldeck a. a. O. S. 264 fgg. Der Fürst Iwan wurde im Nov. 1739 lebendig gerädert, drei andre enthauptet und zwei auf Lebenszeit verhaftet. Levesque a. a. O. V. 204. behauptet: ein geheimer Feind habe die Dolgorucky's durch erdichtete, wenigstens übertriebene Beschuldigungen in den Prozeß verwickelt, und Biron habe grausame Rache an seinen alten, ihm immer noch furchtbaren Feinden gesucht. Nach von Helbig aber (s. russ. Günstl. S. 156.) war die Empörung 1739 dem Ausbruche nahe. Man hatte förmliche Klagpunkte gegen Biron aufgesetzt, die allerdings gegründet waren. Unerwiesen ist wol das Vorgeben, der Herzog sey gewohnt gewesen, wenn er wo Schriften und Dokumente las, sie zu zerkauen und zu verschlucken — eine bittere Satyre auf die Unverletzlichkeit derselben; — auf diese Weise habe er das Original eines Friedenstraktats verschluckt, daher man ihm nachher keine Originale wichtiger Staatsschriften, sondern nur die Kopien im russischen geheimen Rathe vorgelegt habe.

10) Nach Levesque S. 213. hat Biron die Ernennung Iwans zum Thronfolger durchgesetzt. Die Kaiserin war in den letzten Tagen ihres Lebens von der Familie und den Anhängern Birons stets umlagert, so daß ihre Nichte keinen Zutritt erhielt. Anna soll die Akte, welche Biron zum Regenten ernante, ohne sie zu lesen unterzeichnet, nach Andern aber dabei ausgerufen haben: „O Biron, Biron, du machst dich unglücklich!" (Ebend. S. 214.) Vgl. Schmidt-Phiseldeck a. a. O. S. 282 fg.

Digitized by Google

wies sie an den Kabinetsminister Fürsten Tscherkaskoi, der ihr Vorhaben billigte, davon aber sogleich dem Regenten Anzeige machte. Die Offiziere wurden verhaftet, und auf der Folter gestanden einige Personen im Dienste des Herzogs von Braunschweig, daß sie einen Aufstand um den Regenten zu stürzen, unter den Garden hätten anstiften sollen. Der Regent sprach über die Sache mit dem Herzog Anton Ulrich, der sich unbestimt erklärte, aber ohne Rückhalt über das Testament der verstorbenen Kaiserin sich beschwerte und die Unterzeichnung desselben ableugnete. Es kam zu einem Wortwechsel und der Regent berief die Großen des Reichs zusammen, vor welchen die Prinzessin Anna ihr Nichtwissen betheuerte, der Herzog Anton Ulrich aber, von den Vorwürfen der Anwesenden geängstigt [11]), um Vergebung bat. Er gelobte feierlich, sich keinen Schritt zu erlauben, der Besorgnisse erregen könte. Bald nachher legte er seine Stelle als Generallieutenant bei der Armee und als Oberstlieutenant von der Garde nieder, und erschien nicht mehr öffentlich. Man schloß sogar aus einigen Äußerungen des Regenten, daß der Herzog Anton Ulrich und seine Gemahlin, die Großfürstin, nach Teutschland verwiesen werden könten, indem der Regent die Absicht habe, seinen ältesten Sohn Peter mit der Prinzessin Elisabeth Petrowna, und seine Tochter mit dem Herzoge von Holstein, dem die eventuale Succession in Rußland zukam, zu vermählen. Jene Beschuldigung aber erscheint als ganz ungegründet, indem Prinz Peter damals erst 16 Jahr, Elisabeth aber 31 Jahr alt war.

Aber plötzlich stürzte Münnich den Regenten. Der Feldmarschall sah sich nämlich in seiner Erwartung, Generalissimus zu werden, getäuscht, und fürchtete die möglichen Folgen seines dem Regenten gegebenen, von diesem aber gemisbilligten Raths, die Prinzessin Elisabeth in ein Kloster zu sperren. Da er öfter unangenehme Aufträge des Regenten an die Prinzessin Anna und ihren Gemahl zu überbringen hatte, und die Großfürstin sich gegen ihn über die Kränkungen beklagte, die sie von dem Regenten erdulden müsse, so erbot er sich, den Regenten in Verhaft zu nehmen, und sie an seine Stelle zu setzen; doch sollte sie das Vorhaben ihrem Gemahle nicht mittheilen. In dieser Absicht täuschte er den Herzog Biron durch den Schein der treuesten Anhänglichkeit, und noch am Abend vor der Vollziehung seines Plans unterhielt er durch muntres Gespräch den Regenten, der tiefsinnig und zerstreut war, bis um 11 Uhr Abends; doch wäre er beinahe durch die unerwartete Frage desselben, ob er in seinen Feldzügen niemals des Nachts etwas Wichtiges unternommen habe? außer Fassung gebracht worden [12]).

Am 20. Nov. 1740 n. St. um 3 Uhr des Morgens fuhr Münnich mit seinem Generaladjutanten, dem Oberstlieutenant von Manstein nach dem Winterpalaste, um die Befehle der Prinzessin Anna zu empfangen. Er stellte ihr die Offiziere der Schloßwache vor, und sie gewann durch ihre Thränen und Klagen, daß diese Alles zu thun versprachen, was sie dem Feldmarschall befehlen würde. Eben so erklärten sich die Gemeinen; doch hatte die Fürstin nicht den Muth, sich selbst an die Spitze des Unternehmens zu stellen. Hierauf ging der Feldmarschall mit 40 Mann nach dem kaiserlichen Sommerpalast, wo er den Offizieren des Preobraschenskischen Regiments, das unter seinen Befehlen stand und eben die Wache hatte, den Beschluß der Mutter des Kaisers bekant machte. Sie erboten sich einmüthig zu gehorchen. Nun befahl er seinem Generaladjutanten Manstein, mit 1 Offizier und 12 Mann in den Palast zu gehen, und den Herzog gefangen zu nehmen, im Widersetzungsfalle aber umzubringen. Der Regent ward im Bette überfallen, übermannt und geknebelt, dann unbekleidet fortgerissen, mit einem Soldatenmantel bedeckt und in Münnichs Kutsche nach dem Winterpalaste abgeführt, von wo man ihn, nachdem Anna zur Großfürstin und Regentin erklärt war und die Huldigung empfangen hatte, nebst seiner Familie und seinem jüngern Bruder Gustav Biron nach Schlüsselburg brachte, wo er vor eine außerordentliche Commission gestellt wurde. Hier sollte der ebenfalls verhaftete Kabinetsminister Bestuschew gegen ihn aussagen; allein kaum hatte er bei der Confrontation den Herzog erblickt, so rief er aus: „Ich habe übel gethan, daß ich vom Herzog nachtheilig gesprochen. Alles, was ich gegen ihn vorgebracht habe, ist falsch. Ich kann ihn nichts Bösen beschuldigen, ich weiß nichts als Gutes von ihm zu sagen und bitte, daß diese Aussage zum Protocoll genommen werde. Ich sage es gerade heraus, ich bin von dem Feldmarschall Münnich aufgehetzt worden; er versprach mir meine Loslassung, wenn ich den Herzog beschuldigte. Die Grausamkeit, mit welcher man mir begegnet ist und die Furcht vor den Drohungen, haben wir jene Anklagen abgepreßt." — Da man endlich den gewesenen Regenten doch nicht in dem Grade strafbar finden konte [13]), als man wol wünschte, und er standhaft alle Entwürfe einer Thronveränderung zu Gunsten seiner Familie, wie man ihm Schuld gab, abgeläugnet hatte, so wurde das im Mai 1741 über ihn gesprochene Todesurtheil von der Regentin in ewige Gefangenschaft verwandelt und man führte ihn am 13. Jun. 1741 mit seiner Familie nach Pelim in Sibirien (600 Werst hinter Tobolsk) ab, wo er am 5. Nov. a. St. anlangte, und ein nach dem Entwurfe des Grafen Münnich gebautes kleines hölzernes, mit hohen Palisaden umgebenes Haus als Gefangener bewohnte. Auch sein älterer Bruder und der Generallieut. Bismark, dessen Gemahlin eine Schwester der Herzogin war, wurden verhaftet und verbant. Das ganze Vermögen des Herzogs wurde eingezogen [14]).

11) Der Herzog Anton Ulrich, heißt es in dem glaubwürdigen Berichte, den Schmidt-Phiseldeck S. 297—321, über diese Vorfälle gibt, fing an zu weinen." 12) Münnich faßte sich schnell und antwortete: er erinnere sich nicht des Nachts etwas Außerordentliches unternommen zu haben; sein Grundsatz aber sei, sich aller guten Gelegenheiten zu bedienen. S. Schmidt-Phiseldeck a. a. O. S. 315.

13) Manstein's Bericht liegt dieser Erzählung zum Grunde. In dem Faustkampfe mit dem Regenten bei dessen Verhaftung verlor Manstein ein Auge. — Übrigens hält auch H. v. Helbig (S. russ. Günstl. S. 162.) Mansteins Bericht in seinem Urtheile über Biron für parteiisch. Er findet die eigentliche Ursache dieser Revolution nur darin, daß Anna (und Münnich) gern regiren wollte. Sie selbst war dazu keineswegs fähig. Am glaubwürdigsten hat Schmidt-Phiseldeck den ganzen Hergang erzählt. (S. Anm. 11. Vgl. die Vertheidigungsschrift des Herzogs, s. Anm. 16). 14) Der Werth der Kostbarkeiten, die man in seinem Palais fand, (unter andern eine ganz goldene Toilette mit Edelsteinen besetzt) belief sich auf vierzehn Millionen Rubel. Bei dem allen hatte Biron dennoch 300,000 Rubel Schulden. Auch die herzoglichen Effekten in Mitau, Liebau und Win-

Digitized by Google

Der Feldmarschall Münnich bekam für seine Dienste die dem Herzoge von Curland zuständig gewesene Standesherrschaft Wartenberg in Schlesien [15]) geschenkt, und zum neuen Herzoge von Curland wurde Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Regentin Schwager, von den Ständen am 27. Jun. 1741 gewählt; allein er gelangte nicht zum Besitz des Landes.

Der Herzog ertrug sein Schicksal mit großer Standhaftigkeit, und hoffte stets, die Prinzessin Elisabeth würde ihn noch aus der Gefangenschaft befreien. Dies geschah unerwartet schon am 20. Dec. a. St. 1741; und Münnich kam jetzt, an Birons Stelle, in dasselbe Gefängniß. Denn kaum hatte sich Elisabeth am 6. Dec. 1740 auf den Thron geschwungen, so gedachte sie des Verbannten, und einer ihrer ersten Befehle betraf die Befreiung der Familie Biron. Allein es gab Leute an dem Hofe, die den Herzog nicht zurück zu wünschen Ursache hatten. Elisabeth, die leicht zu lenken war, widerrief ihren Befehl und ließ die Familie Biron, die schon von Pelim abgereist war, nach Jaroslaw an der Wolga bringen, der Hauptstadt eines Gouvernements, die ihren damaligen Flor unter der Statsverwaltung des Herzogs erlangt hatte [16]). Als Biron aus Sibirien zurückkam und Münnich hingebracht wurde, begegneten sich die Schlitten der beiden Verbannten zu Casan und mußten beim Fahren über eine Brücke anhalten. Biron und Münnich sahen einander starr an, und fuhren vorüber, ohne ein Wort zu sprechen. Bald darauf begegnete die Familie Biron der Großfürstin Anna, die ebenfalls an einen andern Ort der Verbannung gebracht wurde. Die Herzogin erkante Iwans Mutter und machte ihr mit der geballten Faust eine sprechende Pantomine der Verachtung und des Hasses.

Auch jetzt blieb des Königs von Polen Verwendung für den Herzog fruchtlos, und auf eigene Veranlassung der Elisabeth wurde im J. 1758 der Prinz Karl von Sachsen und Polen zum Herzoge von Curland gewählt. Unterdessen lebte die Familie Biron in Jaroslaw mit großer Freiheit und sogar im Wohlstande, weil die Kaiserin ihnen ansehnliche Summen bewilligte. Erst nach 22jähriger Verbannung rief Peter III. im J. 1762 den Herzog und Münnich zurück. Mit dem alten Haß im Herzen erschienen beide am Hofe. Als Peter sie erblickte rief er ihnen entgegen: „Ah, da sind ja zwei alte gute Freunde, diese müssen zusammen trinken.“ Er ließ Wein geben und reichte jedem ein Glas; allein er ward in dem Augenblicke abgerufen, und mit Einer Bewegung setzten jene, stolz und verächtlich sich anblickend die Gläser auf den Tisch und wendeten sich den Rücken zu.

Peter hatte nicht die Absicht, Biron, der jetzt in Petersburg bei seinem Schwiegersohne dem Baron von Tscherkassow lebte, in das Herzogthum Curland wieder einzusetzen; eben so wenig wollte er, aus persönlicher Abneigung, den Herzog Karl anerkennen, sondern einer von seinen Holsteinischen Vettern sollte Herzog von Curland werden. Diesen Plan gab Katharina II. nach ihrer Thronbesteigung auf; da sie aber ebenfalls das Haus Sachsen haßte, so schrieb sie an den König August III. von Polen, den Vater des Herzogs Karl: „sie eile der so oft geschehenen großmüthigen Verwendung des Königs für den Herzog Biron von Curland Genüge zu leisten, und erwarte nur die Genehmigung des Lehnsherrn, um ihn in sein Land zurückkehren zu lassen.“ — Die vereinigten Vorstellungen des Königs und der curischen Stände richteten dagegen nichts aus. Der russische Minister zu Warschau, Graf von Kaiserling erwiederte, da der Herzog sich keine Felonie schuldig gemacht, so könne ihm auch das Lehn nicht entzogen werden. Endlich hielt der Herzog Ernst Johann am 22. Jan. 1763 seinen Einzug in Mitau, während Herzog Karl fortwährend daselbst blieb. Es gab nunmehr in Curland zwei Regirungen, die des alten und die des neuen Herzogs. An jenen schlossen sich jetzt die ältern curischen Edelleute wieder an, welche ihm gehuldigt und es stets vermieden hatten, dem Prinzen von Sachsen und Polen den Eid der Treue zu leisten, weil Ernst Johann des Lehns nicht verlustig erklärt worden war. Dagegen hatten dem neuen Herzog die jüngern Edelleute gehuldigt und mit treuer Anhänglichkeit unterhielten sie jetzt aus eigenen Mitteln den Hofstat und Haushalt desselben, weil Curland nebst den herzoglichen Domanialgütern von 15,000 M. Russen besetzt war. Endlich verließ Herzog Karl Mitau und Curland. Bald darauf starb sein Vater, der König August III. und der Nachfolger desselben, Stanislaus Poniatowski bestätigte im J. 1764 die Wiedereinsetzung des Herzogs Biron.

Ernst Johann regirte nunmehr sein Land unmittelbar eben so gerecht als mild, bis er die Regirung am 24. Nov. 1769 seinem Erbprinzen Peter übertrug. Er starb in Mitau den 28. Dec. 1772 in einem Alter von 82 Jahren [17]). Sein ältester Sohn und Nachfolger

---

dau wurden unter Siegel gelegt, und der König von Polen August II. bewilligte die russ. Sequestration der herzogl. Allodialgüter in Curland, ob er sich gleich als Oberlehnsherr für die Freilassung des Herzogs verwandte. Der Herzog selbst wurde sowol in Schlüsselburg als in Pelim sehr gut gehalten. Man gab ihm einen teutschen evangelischen Prediger und einen Wundarzt. 15) Während Münnichs bald darauf erfolgter Verbannung, nahm der König von Preußen die Herrschaft Wartenberg in Sequestration, und nach der Rückkehr Birons und Münnichs aus dem Exil im J. 1763 überließ Graf Münnich die Herrschaft gegen eine Geldsumme wieder an den Herzog von Curland. 16) In Jaroslaw ließ der Herzog eine Vertheidigungsschrift in seinem Namen abfassen: Motifs de la disgrace d' Ernest-Jean de Biron, Duc de Courlande; auf welche einer der nächsten Verwandten des Feldmarschalls Grafen von Münnich eine Antwort schrieb. Beide Aufsätze sind abgedruckt in Büsching's Magazin IX. S. 383—414. In der Antwort wird geleugnet, daß Münnich zuerst und hauptsächlich den Plan betrieben, dem Herzog von Curland die Regentschaft zu übertragen. Schmidt-Phiseldeck hat in dem genanten Werke einige Umstände in den Motifs etc. berichtigt, im Ganzen aber diese Darstellung für glaubwürdig gehalten.

17) Außer den genanten Schriften zur Geschichte des Herzogs Ernst Johann, nennen wir noch Hirsching's hist. liter. Handb. I. S. 295 fgg. (Lpz. 1794), wo Schmidt-Phiseldeck's Materialien zu Grunde gelegt sind, und das „Merkwürd. Leben des unter dem Namen eines Grafen von Biron weltbekanten Ernst Johann x. 2. Aufl. Bremen, 1742. Seine Tochter Hedwig trat, um aus der Verbannung befreit zu werden, im J. 1749 zur griechischen Kirche über und wurde kaiserl. Statsdame. Von den Brüdern des Herzogs Ernst Johann ist nur so viel zu bemerken: Der ältere Karl Bühren wurde russ. General und endlich Kommandant von Moskau. Nach dem Falle seines Bruders wurde er ebenfalls an einen Verbannungsort gebracht, erhielt aber schon im J. 1742

Digitized by Google

Ashton, Thomas Gair, Jr., Ashton, Pa.
Ashton, Thomas Gair, Ashton, Pa.

nem Landgute in Preußen, am 16. Okt. 1801. Mit seiner Gemahlin, aus dem alten polnischen Geschlechte Poninski, erzeugte er zwei Söhne. Den ältesten, Prinz Gustav Calixt von Biron, geb. 1780, wollte Katharina II. an ihrem Hofe zum Herzoge von Curland erziehen, und behandelte ihn mit großer Auszeichnung. Als sie aber Curland ihrem Reiche einverleibt hatte, ernante sie den Prinzen zum Gardeoffizier und Kammerherrn. Auch sein jüngerer Bruder, Peter Alexius, war mit seiner Mutter nach Petersburg gekommen, und der Herzog, ihr Oheim, mußte eine beträchtliche Summe, (jährlich 40,000 Dukat. Alb.) zu der Erziehung seiner Neffen beitragen. Prinz Gustav trat späterhin in preußische Kriegsdienste. In Folge eines Prozesses mit der Vormundschaft seiner Cousinen erhielt er im J. 1802 die schlesische Standesherrschaft Wartenberg als Mannlehn. Im J. 1804 wies ihm Kaiser Alexander, als Entschädigung wegen seiner etwanigen Ansprüche auf Curland, eine jährliche Rente von 36,000 Thlr. Alb. an, und seitdem nante er sich Fürst Biron. Nachdem er an den letzten Feldzügen Theil genommen, war er zuletzt kön. preuß. Generallieutenant und Gouverneur zu Glatz. Er starb im Jahr 1821. Von seiner Gemahlin Franziska, des Grafen von Maltzahn Tochter, hat er 3 Söhne hinterlassen. Sein Bruder Peter Alexius, Prinz von Biron, geb. 1781, starb d. 29. Apr. 1809 als kais. russ. Kammerherr und Gardelieutenant. Er hinterließ eine Tochter. (*Hasse.*)

BIROSLAF, Stadt auf dem Wege nach der Krim, und nach Eberson auf dem westlichen Ufer des untern Dnepr, angelegt von der Kaiserin Katharina II. Dieser Ort, der breite Straßen, aber nur hölzerne Hütten hat, und dessen Einwohner sich polnisch kleiden, ist wasserarm, und verdankt seine elende Existenz fast nur den aus der Krim nördlich heraufziehenden Salzkarawanen *). (*Rommel.*)

BIRR, Stadt in der brit. Grafsch. King in Irland, an den Gränzen von Tipperary an einem Flusse, der dem Shannon zugeht, und worüber 2 Brücken führen, hat 3200 Einw., die eine starke Leinenweberei unterhalten, und hieß vor Alters Parsons Town von der Familie Parson, die hier bis auf die Zeiten des K. Karl I. ein Schloß besaßen. Auf dem Marktplatze erhebt sich eine 25 Fuß hohe Säule, worauf der vorletzte Herzog von Cumberland im Bildnisse steht. (*Hassel.*)

BIRR, reform. Dorf im Schweiz. Kanton Aargau, 1 Stunde von Brugg, mit 435 Einw. und 64 Gebäuden; die Pfarre, zu welcher auch das Schloß Braunegg, das dem berüchtigten österreichischen Landvogt Geßler in der Schweiz gehörte, eingepfarrt ist, hat 1990 Selen. Merkwürdig wird dieselbe durch den ebenfalls dahin gehörenden Neuhof, ein Gut, das Heinrich Pestalozzi vor 50 Jahren kaufte, und wo er mit Erbauung einer Armenschule seine menschenfreundlichen Unternehmungen begann; sein Plan scheiterte zwar; doch blieb unter allen Stürmen seines Lebens jenes Grundstück immer noch in seiner Hand, und nicht ohne Rührung vernimt man, daß jetzt jener Ur-Plan seines Lebens, in jenem Hause dennoch zu Stande kommen wird, indem der Besitz auf seinen wackern Enkel übergeht. — Das in der Nähe sich ausdehnende Birrfeld, enthält eine römische Wasserleitung, die nach dem nahen Vindonissa ging; ob auf diesem Felde Cinna die Helvetier geschlagen (71 n. Chr.), ist ungewiß; der Hügel, auf welchem Habsburg liegt, umschließt es westlich. (*Wirz.*)

BIRR (Anton). Auch er war einer derjenigen Männer, welche durch die Ungewißheit, ob, wann oder in welchem gelehrten Fache das Loos den Bewerber um eine Professorstelle an der Universität Basel begünstigen werde, bewogen wurden, mehre sehr ungleichartige Theile der Gelehrsamkeit zu bearbeiten. Er war geboren den 20. April 1693. Mit besonderm Fleiße legte er sich auf das Studium der alten Sprachen, und zeichnete sich frühzeitig in denselben aus. Dann legte er sich auf Naturwissenschaft, und studirte die Arzneikunde. Als ihn bei mehren Bewerbungen das Loos immer zurück wies, versuchte er sich der Reihe nach auch in andern gelehrten Materien. So erschienen von ihm 1722: Adumbrat. hist. rationalis philosophiae. 1727: Theses de natural. scient. universa materia. In demselben Jahre: Specimen hypomnem. ad Grotium de jure B. et P. 1732: Dissertationes II. de requisitis in demonstrat. anatomica. 1733: Animadvers. Rhetoricae. 1734: Theses ex morali philosophia. 1737: excurs. in hist. helv. cet. Diese bemerkenswerthe Abhandlung ist auch in Tempe helvet. T. VI. P. II. 557 — 580 abgedruckt. 1743: Animadvers. Horatianae. 1741 hatte er den thesaur. ling. Lat. Rob. Stephani auct. atque castigat. IV Tom. fol. herausgegeben. Daß er aber kein blos oberflächlicher Vielwisser gewesen sey, ergibt sich daraus, daß er zugleich als gesuchter und beliebter Privat-Docent viele Jünglinge in die gründliche Bekantschaft der alten Sprachen einführete, und als Arzt mit eben so viel Vertrauen ans Krankenbett berufen wurde, obgleich es in Basel an Philologen und Ärzten nicht gebrach. Endlich beschied ihm das Loos am 15. Januar 1745 das Professorat der griechischen Sprache, welches er mit einer Rede de causis neglecti a multis Graecae linguae studii antrat. Nun nahm der 55jährige Mann den 20. Mai 1748 noch den medizinischen Doctor-Grad an, und starb als geachteter Lehrer den 29. März 1762. 1749 hatte er noch mit Benedict Bernoully und Joh. Georg Erpberger eine correkte Ausgabe des griech. Testamentes. Basel 1749. 8. veranstaltet, und derselben eine Vorrede beigefügt. (*Meyer v. Knonau.*)

BIRS, Fluß in der Schweiz, er entspringt im nördlichen Theile des Kantons Bern, nahe bei dem Felsenthore Pierre-pertuis, durchfließt das Münsterthal und einen Theil des Salzgaus, nimt links die Sorne und die Tüzel, und rechts die Tüfel auf, und fällt eine Viertelstunde oberhalb Basel in den Rhein; berühmt ist er wegen des Fangs der Nasen, der ungemein reichlich ausfällt. Sein Lauf ist, so weit er durch Baselsches Gebiet geht, abgeändert worden, um besser für die Stadt Basel zum Flößen des Brennholzes benutzt zu werden. Der Fluß soll oft Versteinerungen aus den

*) Clarke's Reise in Bertuchs Biblioth. Band 13. S. 640. 641.

Digitized by Google

Bergen, wo er entspringt, mit sich führen. Mit demselben ist nicht zu verwechseln die Birsig, ein kleiner Fluß, der aus dem (französischen) Suntgau nach dem Kanton Basel fließt, und sich in der Stadt Basel selbst, wo er oft bedeutende Beschädigungen und Überschwemmungen verursachte, in den Rhein ergießt. (*Wirz.*)

Birse, s. Birzi.

BIRSECK. Schloß im Schweiz. Kanton Basel, ehemals der Sitz des Bischöflich-Baselschen Landvogts über die Vogtei gleichen Namens; er ward in der Revolution durch Brand beschädigt, aber neuerlich durch seinen Besitzer, Freiherrn von Andlau, mit seinem berühmten englischen Garten zu Arlesheim, dem dabei liegenden Flecken, zweckmäßig verbunden. Jene ehemalige Vogtei bildet nun, mit dem unter gleichem Herrn gestandenen Amte Pfeffingen, den Baselschen Kantons-Bezirk Birseck, der 1815 durch die Wiener Kongreß-Acte mit demselben vereinigt ward; er hat 5699 kathol. Einw., und 1084 Häus., und ist sehr fruchtbar an Wein, Obst, Getreide und Wiesengelände. Eine besondre Beschreibung desselben hat Lutz herausgegeben. Basel 1816. 8. (*Wirz.*)

Birsig, s. Birs.

BIRSK (55° 18′ N. Br.), neue Kreisstadt in der russischen Statthalterschaft Orenburg, sonst Ufa, an der Belaja, mit 410 Wohnhäusern, 3 Kirchen und 1800 Einw., welche meistens noch Landwirthschaft treiben. Seit 1804 ist eine neue Kreisschule eingerichtet. In dem Bezirke der Stadt sind 2 Salzteiche. (*J. Ch. Petri.*)

BIRSTEIN. 1) ein Kurhess. Hoheitsamt in dem Kreise Saalmünster, der Prov. Hanau. Es gehört dem Fürsten von Isenburg-Birstein, und zählt in 1 Marktfl. 15 Dörfern, wovon aber einige Landesherrlich sind, und einigen Höfen, 712 Häus. und 4,371 Einw. 2) Marktfl., der Hauptort des vorgedachten Amts, und die Residenz des Fürsten von Isenburg-Birstein: er liegt an der Bracht, hat 1 schönes Schloß, 100 Häus. und 658 Einw., theils Handwerker, theils Ackerbauer. Hier werden besuchte Märkte gehalten, und in der Nähe auf Eisen gebauet. Vgl. Isenburg. (*Hassel.*)

Birtha, s. Zeugma.

BIRTHELMEN, ungrisch BERETHALOM, walachisch Gyertàn, im Großfürstenthum Siebenbürgen, Mediascher Stuhl, unter 46° 6′ 31″ nördl. Br.. Ein großer sächsischer Marktfl. in einem Thale zwischen hohen Weinbergen, dessen wohlhabende Einwohner sich größtentheils vom Weinbau nähren. Der Birthelmerwein, besonders von dem, die Herrenkatze genanten Weingebirge, wird sehr gesucht. Die hiesige Pfarre ist eine der einträglichsten und seit dem Jahre 1572, da der hiesige Pfarrer Lukas Ungleich (Unglerus) zum Superintendenten gewählt wurde, ist Birthelmen immer der Sitz der Superintendenten Augsburg. Konfession in Siebenbürgen geblieben, der aus sechs Kandidaten von der sächsischen Synode gewählt, und vom Landesfürsten bestätigt wird. (*Benigni.*)

Biruma, s. Bramah.

Biruni, s. Abu Rihan.

BIRZI, Birze, oder Birse, kleine Stadt in der Russischen Statthalterschaft Wilna, mit 380 Häus. und fast 2000 Einw., 2 protestant. und einer kathol. Kirche. In der Umgegend sind viele von Erdfällen entstandene Gruben. (*J. Ch. Petri.*)

BIS (Zweimal). Dies lateinische Wort wird I. in Musikalien zuweilen beigeschrieben, um anzuzeigen, daß eine also bezeichnete Stelle zweimal gespielt oder gesungen werden solle. II. Zuweilen hört man auch bei Musikaufführungen Bis oder Ancora, (Noch einmal!) oder auch Da capo! (von Vorne an!) rufen, als Ausdruck des Verlangens, ein gelungenes Stück noch einmal zu hören. (*Gottfr. Weber.*)

Bis unca, s. Unca.

BISACCIA, Stadt mit 4900 Einw., in der Neapelschen Provinz Principato Oltra. Das ehemals für sich bestandene Bisthum ist mit dem von St. Angelo de Lombardi vereinigt, und steht unter dem Erzbischof von Conza. (*Röder.*)

BISACCIONI (Graf Majolino), ein eben so sehr durch Schicksale, als durch fruchtbare Schriftstellerei ausgezeichneter Mann, geboren zu Ferrara im J. 1582, genoß er den Unterricht seines Vaters, der dort Professor der Rhetorik und Poetik war, und ein versificirtes Lustspiel (i falsi Pastori. Verona 1605. 12.) hinterließ. In Bologna wurde er Doctor der Rechte, und, nachdem er einige Zeit Kriegsdienste geleistet, und sich im J. 1609 im Ungrischen Feldzuge ausgezeichnet hatte, wurde er Anwalt zu Modena, erhielt bald darauf eine geringe Podestaterie, und nachdem er sich gegen die falsche Anklage eines Schusters auf einen Privatmann gerechtfertigt hatte, eine höhere. Bald darauf vertraute ihm der Fürst von Correggio die Militär- und Civil-Verwaltung seines States an; und eben diesen Posten erhielt er nachher von dem Kardinalbischof von Trient. Später wurde er Generallieutenant des Fürsten der Moldau, und vertheidigte im J. 1618 mit einigen andern Generalen Wien. Im J. 1622 findet man ihn am päpstlichen Hofe als Unterhändler für mehre Fürsten; dann als Statthalter von Avellino, und wiederum als Unterhändler für den Herzog von Savoyen, wie auch bei dessen Armee. Früher und später bestand er Ehrensachen mit Glück. Des unruhigen Lebens endlich müde, suchte er Ruhe zu Venedig, wo er jedoch noch für Frankreich thätig gewesen zu seyn scheint, da er den Titel eines Kammerherrn und Marquis, wie auch den St. Michael-Orden erhielt, doch wie es scheint, ohne Pension, denn er starb mehr arm als reich, am 8. Juni 1663. Hier schrieb er die meisten seiner Schriften. Abgerechnet eine Vertheidigung gegen Fulvio Testi auf wenigen Quartblättern und die zu Trient 1624. 4. erschienenen Statuti e privilegi della sacra religione Constantiniana, so wie eine Schrift über die Chiffersprache (Genua 1636. 8.), lieferte er hier mehre Schriften über die teutschen Kriege von 1633 bis 1642, eine Fortsetzung von Filioli's Zeitgeschichte von 1636 bis 1650., eine Geschichte der damaligen Bürgerkriege (1653—55. 4.), eine Schrift über die Heerführer-Kunst, mit Betrachtungen über die Taktik des Kaisers Leo (Ven. 1642. 4. Messina 1660. 4.), mehre Opern (1645—51. 12.), und ein dramaturgisches Werk über die auf dem neuen Theater zu Venedig aufgeführten Theaterstücke (1644. Fol. m. K.),

mehre Romane und Novellen, wie auch Übersetzungen französischer Romane von Calprenese, der Dem. Scudery u. a. *). (*H.*)

BISALTAE, die Bewohner der makedonischen Landschaft Bisaltia vom thrakischen Stamm. Die Landschaft reichte vom Strymon und der Stadt Argilos am strymonischen Meerbusen westlich bis an Thessalonich **), und behielt ihren Namen auch nach der makedonischen Eroberung. Ptolemäos III, 13 nent darin die Städte Arrolos (Argilos), Euporia, Kallilerae, Ossa und Berta. (*Rickleſs.*)

BISALTES (*Βισαλτης*), ein Sohn des Helios und der Gäa (Steph. Byz. *Βισαλτια*). Vater der Theophane, mit welcher Poseidon als Bock den Chrysomallos oder goldfelligen Widder erzeugte †). (*Rickleſs.*)

Bisaltia, s. Bisaltae.

BISAM, Moschus: 1) natürlicher, (chem. und pharmacol.), wird nur vom erwachsenen, männlichen Bisamthiere (Moschus moschifer L.) in einem ovalen, zwischen dem After und den Geschlechtstheilen liegenden, 2—3 Zoll langen, 1½—2 Zoll breiten, behaarten Beutel bereitet; diese Sekretion steht mit den Geschlechtsverrichtungen, und der Absonderung der Samenfeuchtigkeit dieser Thiere in genauer Beziehung. Noch frisch ist der Bisam eine dunkelbraune, schmierige, durchdringend stark, specifisch riechende Materie. Der tunkinische (thibetanische, orientalische) Moschus, als die beste Sorte, komt in Tauben-Ei großen, ganz damit angefüllten, dünnen, runden, an einem Ende nabelförmig erhabenen, sparsam-, kurz-strahlenförmig-, steif-weißgrau- oder lichtbraun-behaarten, gut geschlossenen, aus dem Ganzen bestehenden, höchstens 3 Drachmen schweren, innen noch mit einem dünnen, braunen Häutchen ausgekleideten festen oder steifen Beuteln zu uns, und bildet, getrocknet, meist kleine, rostfarbene, oder dunkelbraunröthliche, körnerartige, mit größern, schwärzlichen und zähern Stückchen vermengte Klümpchen, die zwar krümlich trokken, aber doch wie fettig anzufühlen sind, und beim Kauen, oder Streichen mit einem Messer auf Papier nicht knirschen, sondern hier glatt, glänzend und gelblich von Farbe erscheinen müssen. Sein Geruch ist noch sehr stark, ungemein verbreitsam, und haftend, sein Geschmack etwas scharf bitterlich. Unterm Brennglase oder auf einem heißen Bleche verdampft und verbrent er, mit seinem reinen Geruche bis auf sehr wenige graue Asche.

Der russische, oder sibirische (kabardinische) Moschus ist eine geringere Sorte von weniger durchdringendem Geruch, in dicht, lang und weißbehaarten Beuteln. Die größte Menge davon geht nach China, und ein Theil wird wieder über Canton, als thibetanischer Moschus, nach Europa gebracht. Der im Handel außer den Beuteln vorkommende bleibt immer verdächtig. Überhaupt verräth sich dieser, so wie der in natürliche Beutel gefüllte Kunstmoschus, gewöhnlich aus gehackten Hoden des Moschusthiers, anderm gehackten Fleisch, getrockpetem Blut, und Vogelmist ꝛc., durch seine größern, festern, braungrauen oder fast ganz schwärzlichen, im Bruche glänzenden, oder durch eine schmierige Materie zusammenhängenden Klümpchen, theils auch durch seinen schwächern Geruch und fremdartigen Geschmack, theils riecht er, auf Glühkohlen gestreut, nach verbrantem Haar, oder entwickelt, mit dem doppelten Gewichte Ätzkali zusammengerieben, Ammonium. — Der mit Asphalt, Benzoe, Storax und Wachs ꝛc. verfälschte ist härter und im Bruche glänzend, schmilzt und verbrent ohne reinen Moschusgeruch. Eingemengte Haare, Sand oder fein zerriebenes Blei ꝛc. darunter, entdecken schon Gesicht und Gefühl. Die Abnormitäten der Beutel lassen sich nach deren oben bezeichneten Normalität beurtheilen. — Allgemein ist jetzt die Klage über die Verfälschung des Moschus. — Wasser nimt aus 1 Drachme reinen Moschus etwa 24, Alcohol 20 Grane auf. Beim Abziehen mit Wasser theilt er diesem seinen Geruch mit, und gibt auch ein wenig abscheidbares Atheröl. Alcohol bildet damit eine gelblich-röthliche Tinctur von schwachem Geruch und Geschmack, ohne bei der Destillation den Riechstoff desselben mit aufzunehmen. Im Äther ist er ganz auflöslich. Ammonium-Äther- oder Kampherhaltiger Weingeist lösen gegen ¼ davon auf. Äther- und Fettöle ziehen die riechbaren Theile desselben aus, doch wird er von keinem Auflösungsmittel völlig aufgelöst. Mittelst Mimosengummi läßt er sich mit Wasser mischen. Thiemann erhielt aus dem Tunkinischen etwa 0,10 kohlens. Ammonium, 0,09 reinen Wachses, 0,60 Thierleims, 0,30 Eiweißstoffs und thierischer Häute, 0,01 Kali, 0,03 Kochsalzes, und 0,04 kohlens. Kalks, aber kein äther. Öl; aus dem sibirischen etwa 0,05 Ammonium, 0,05 einer schmierigen Wachssubstanz, 0,05 weichen Harzes, 0,50 Thierleims, 0,36 thier. Häute, 0,02 kohlens. Kalks, aber weder Eiweißstoff, noch Atheröl. Blondeau und Guibourt erhielten aus 100 Theilen angeblich echten Moschus durchs Austrocknen, 46,925 Wasser, und 0,325 Ammonium; durch Behandlung mit Äther 13,000 Stearine, Elaine, Cholesterine, sauren Öls mit Ammonium verbunden, und flüchtigen Öls; durch Behandlung mit Weingeist 6,000 Cholesterine, saur. Öls mit Ammonium verbunden, flüchtigen Öls, salzs. Ammon., Kali und Kalks ꝛc.; durch Behandlung mit Wasser 19,000 salz. Ammon. Kali und kalks. Gallerte, kohliger, im Wasser leicht, im Weingeist nicht löslicher Materie, auflöslichen Kalksalzes mit verbrennlicher Säure, und phosphorsauren Kalks; durch Behandlung mit Ammonium 12,000 Eiweißstoff und phosphors. Kalk. Der Rückstand war 2,750 Faser, kohlens. Kalk, phosphors. Kalk, eingemengte Haare, Sand. — Und doch liegt der vorwaltende wirksame Bestandtheil des Moschus in dessen äußerst flüchtigem und diffusibeln Riechstoff, vermöge dessen er in der Arzneikunde einer der durchdringendsten Erregungsmittel für die gesunkene Thätigkeit der besonders höhern Nerven- und Gefäßgebilde, zugleich aber der Hautorgane wird, und Ausdünstung bewirkt, ohne doch blos die Sensibilität zu potenziren. Ungemein heilsam ist er zu rechter Zeit und in nicht zu ängstlich kleinen, noch zu selten wiederholten Gaben, beim Typhus mit und ohne Exanthem, mit innern Entzündungen, im kalten Brande, beim Rothlauf neugeborner

*) Vgl. *Ginguené* in der Biogr. univ. T. IV.
**) *Herod.* VII, 115.
†) *Hyg.* F. 188.

Digitized by Google

Kinder, und in andern fieberhaft, asthenischen Krankheitsformen, sowie bei fieberlosen, chronischen, sowol Local- als Allgemeinleiden des Nervensystems, daher bei heftigen Krampfzufällen aller Art, in der Hydrophobie, im Tetanus ꝛc., ferner bei asthenischen Schlagflüssen und Lähmungen, bei dergleichen heftigen Rheumatismen und Gichtzufällen, zumal der sogenanten zurückgetretenen Gicht ꝛc. Am schicklichsten verordnet man ihn in Pulver, mit Zuker abgerieben, Kindern zu ½—1 ja 4, Erwachsenen zu 5—20 Granen alle Stunden, selbst halbe Stunden unter Umständen, mit Mohnsaft, Stinkasant, Bilsenkraut, Schwefeläther, Bernsteinsäure, Kampher, durch welchen er noch wirksamer wird, u. mit a. starken Reizmitteln. In den üblichen Tincturen läßt er sich nicht gehörig beibringen.

Übrigens wird der natürliche Moschus zu mancherlei Parfümereien gebraucht.

2) Künstlicher Bisam, moschus artificialis, eine chemische Verbindung des Bernsteinöls mit rauchendem Salpetergeiste, deren Resultat eine harzige, schmierige Substanz ist mit etwas Bisamgeruch, die sich eben so übel mischen, als nehmen läßt, und nicht leicht den echten Naturmoschus ersetzt *). (*Th. Schreger.*)

Bisam. Die damit im Teutschen zusammengesetzten zoologischen Namen s. unter ihren systematischen, wie Bisambock unter Cerambyx moschatus etc. (*H.*)

Bisam, Sitz der Gallas, s. Gallas.

BISAN, (Bizau, Bizen), ein Kloster der Mönche vom heiligen Eustathius, liegt auf den an Massuah stoßenden Bergen von Habab. Es ist das vornehmste von sechs andern, welche in einem Umfange von 26 (engl.) Meilen umher liegen. Jedes steht auf der Spitze eines besondern Felsen. Der untere Bisan ist sehr hoch und beinahe senkrecht, und von diesem erhebt sich ein noch höherer, welcher blos für seine Bewohner, sonst aber völlig unzugänglich ist. Er ist auf allen Seiten mit Gehölze umgeben, auch mit Fruchtbäumen, als Pomeranzen, Citronen, Limonen in großer Menge, wilde Pfirschen und kleine Feigen, die nicht sonderlich sind. Schwarze Weintrauben belasten die Zweige, und hängen von dem wilden Holze, woran sie sich hinauf winden, herab, und versorgen Menschen und Vieh reichlich. Die Felder sind mit Myrthen und allerlei Arten von Jasmin bedeckt, welche zwar verschiedene Farben, aber keinen Geruch haben, außer die Kaaga, (eine weiße Art, mit einzelen Blumen). Aus der Ähnlichkeit des Tons haben Poncet u. a. es das Kloster der Vision genant, aber sein wahrer Name ist Bisan (Ludolf hat Bizen, male Vision) d. i. Wasser, es ist auch in der That reichlich damit versorgt. In den Ebenen umher gibt es eine Menge Flüsse und Seen, und auf jeder Felsenspitze entspringen nie versiegende Quellen, deren Bäche gegen die rauhen Erhebungen der untern Felsen anrauschen. Ehemals soll sich die Anzahl der Mönche in diesem Kloster auf 1000 belaufen haben. Sie besitzen ansehnliche Ländereien, und entrichten an den Baharnagasch ihren Tribut in Kühen und Pferden. Die letztern werden für sehr gut gehalten; Bruce aber, von dem diese ganze Notiz herrühret (II. 147 f.) fand dies nicht also. Salt's Nachrichten zu Folge ist das Kloster Bisan (seine Charte hat: Bisari, das durch ganz Habessinien seines Reichthums, der Zahl und der Heiligkeit der darin wohnenden Mönche wegen so berühmt war, jetzt verlassen und in Trümmern. (*Hartmann.*)

Bisano, s. Celebes.

BISANTHE, ein thrakisches Kastell mit einem Hafen an der Propontis, den Skylax noch nicht kent, nach Mela *), eine Kolonie der Sämier, dem Xenophon zu Folge **), der trefflichste der 3 dortigen Seeplätze. Ptolemäus ***), der ihm schon den Namen Rhädistos beilegt, setzt es 54, 40:42. Plinius ****) nent es Resistus, führt es aber auch, ohne es zu wissen, unter seinem alten Namen Bisanthe auf. Auch die Itinerarien nennen es Resistus, und geben die Entfernung von Heraklea ungefähr auf 26 Mill. an; nur das Itin. Hieros. schreibt Registus, und die Tab. Peut. setzt da, wo dieser Ort stehen sollte, Rocafura. Jetzt liegt an der Stelle die kleine Hafenstadt Rodosto oder Tekirdag. (*Ricklefs.*)

Bisanz, s. Besançon.

Bisayer, s. Bissayer.

BISCAINO (Bartolomeo) aus Genua, geb. 1632, gest. an der Pest 1657, der Sohn des Landschaftsmalers Joh. Andreas Biscaino. Obgleich der Vater sich minder auszeichnete, so war er doch fähig, den Sohn auf die Bahn zu höherer Auszeichnung zu bringen. Dieser wurde nachmals Valerio Castelli's, und zwar bester, Schüler, der wegen Richtigkeit der Zeichnung, geistreicher Anordnung und Feinheit der Behandlung sehr hochgeschätzt wurde. Die Dresdner Galerie besitzt drei Stücke von ihm (s. Abrégé de la vie des Peintres dont les tableaux composent la Galerie etc. Dresden 1782. S. 201.) Über seine gleichfalls sehr hoch geachteten Handzeichnungen und radirten Blätter s. den Katalog von Mariette. (*H.*)

BISCARA, Stadt in der Prov. Konstantina des Stats Algier. Sie ist alt, verfallen, und hat ein auf den Trümmern römischen Mauerwerks erbautes Kastell, das durch einige Kanonen geschützt wird. Dieser Ort liegt im Lande Zaab, dessen Bewohner frei sind, und keinen Tribut entrichten. Sie werden Biscaris genant, leben in der größesten Dürftigkeit, und nähren sich fast allein von Datteln, das Einzige, was dies arme Land hinreichend produzirt; außerdem können sie blos Straußenfedern in den Handel bringen. Von diesen Biscaris wand er jährlich kleine Haufen der Ärmsten nach Algier und in die andern großen Städte des Stats, wo sie die Stelle der Savoyarden vertreten, und nach einigen Jahren mit dem, was sie erspart haben, in ihre

*) Vgl. über Moschus Neumann medic. Chem. III. S. 242. — Bourguet in s. chem. Wörterb. 1802. S. 202. — Thiemann in N. Berl. Jahrb. f. d. Pharm. 1803. I. S. 100. — Buchholz in s. Taschenb. f. Scheidek. 1805. S. 169 ꝛc. — Die Heilkraft des Moschus; a. d. Lat. des Tralles, das Resultat u. Erfahrung. von M. H. Mendel. Bresl. 1804. 8. — Blondeau u. Guibourt in Trommsdorf's n. Journ. der Pharm. IV. 2., u. i. Buchner's Repert. der Pharm. XI. 2.

*) II, 2. **) Anab. VII, 5. ***) III, 11. ****) IV, 17.

Heimath zurückkehren. Zu Algier machen sie gleich den Gallegos in Lisboa ein eignes Korps aus, haben ihre gemeinschaftliche Kasse, und werden ihrer großen Treue und Ehrlichkeit wegen gesucht (nach Rehbinder). (*Hassel.*)

BISCARI, kleine Bergstadt in Sizilien, im Valle di Noto, nicht weit vom Meere, auf das man von hier eine weite Aussicht hat. Sie ist Stammort und Eigenthum der fürstlichen Familie Biscari, die in Catania wohnt, und ein schönes Museum der Alterthümer besitzt. (*Röder.*)

BISCAYA, im weitern Sinne, ist ein Theil des Landes der Basken (S. Bd. VIII.), die Navarra, die französische Landschaft Les Basques und das alte Cantabrien bewohnen. Letzteres begreift jetzt die drei baskischen Provinzen, Provincias Vascoñas: Biscaya, Guipuscoa und Alava. Sie liegen auf der nordöstlichen Küste Spaniens (14° 25′ bis 15° 55′ L. und 42° 35′ bis 43° 28′ Br.), und enthalten auf 147¼ Quadr. Meil. 288,300 Einw. Seit dem 13. und 14. Jahrh. mit der Krone Castilien vereinigt, hatten die baskischen Provinzen ihre Rechte und Freiheiten, unter einer Art von demokratisch-repräsentativer Regierungsform behauptet [1]), bis diese durch die königl. Verordnung vom 25. Mai 1805 aufgehoben wurden; doch behielten sie noch ihre eigenen Gesetze und Provinzialversamlungen, welche aber ebenfalls im Jahre 1815 aufhören mußten. Seit der letzten Organisation des Königreichs im Jahre 1820 fgg. sind die baskischen Provinzen mit den übrigen Theilen der Monarchie auf einen und denselben Fuß gesetzt worden, und bilden jetzt die drei Landeshauptmannschaften: Bilbao (Biscaya), San Sebastian (Guipuscoa) und Vitoria (Alava). Mit Pampeluna machen sie seit 1822 zusammen die fünfte Militärdivision aus.

Das cantabrische Gebirge, welches sich durch die baskischen Provinzen bis in die Ebene von Vitoria verzweigt, durch seinen Rücken Guipuscoa von Alava scheidet, und nordwärts nach dem Meere, südwärts nach dem Ebro sich abdacht, besteht aus Kalkstein, der aber oft schwarz und schieferig ist, auch mit Thonschiefer wechselt; daher sieht man wenig Felsen in Masse, wohl aber ist das Gestein auf den Gipfeln der Berge entblößt und zertrümmert. Die Höhen sind nackt und unfruchtbar; doch sieht man einzelne, unter dem Steingewölbe, am steilen Abhange der Berge, mit außerordentlicher Mühe angebaute Stellen. Die tiefer liegenden Abhänge sind mit Kastanienbäumen und niedrigen Eichen besetzt; vortrefflich angebaut sind die Thäler, vorzüglich mit Obstbäumen, Mais, Weizen, Rüben und Hülsenfrüchten. Die frische Vegetation und das schöne Labyrinth der Thäler gibt den biscayischen Gebirgen einen romantischen Charakter, wodurch sie sich von den Bergen in Kastilien unterscheiden. Man trift hier, wie in Portugal, eine der schönsten Heidearten des südlichen Europa, die Erica arborea, und viel wildwachsende wohlriechende Sträucher, z. B. die Lavendel, an. Die Waldungen sind beträchtlich; die Viehzucht nur in einigen Zweigen bedeutend, wie das Gewerbe überhaupt. Am ergiebigsten ist noch jetzt der schon zu den Zeiten der Römer schwunghaft betriebene Bergbau auf Eisen und Kupfer, wovon viele weitläufige Stollengänge zeugen [2]). Der reichhaltige Rotheisenstein wird in einer Menge Eisenhütten verschmolzen [3]). Das Küstenland ist von kühnen und erfahrnen Fischern und Schiffern, das Innere von fleißigen Land-, Berg- und Hüttenleuten bewohnt.

Die Heerstraßen von Biscaya gehören zu den schönsten in Europa. Die Hauptstraße von Bayonne nach Burgos und Madrid, welche sich durch Guipuscoa und Alava, mit den schönsten steinernen Brücken, Ruhebänken, Brunnen u. s. w. versehen, über schroffe Abhänge, um Abgründe und Felsen im Zickzack herumzieht, ist ein Meisterstück der Wegbaukunst, und das gemeinschaftliche Werk der drei Provinzen. Der sichtbare Wohlstand dieser Landschaften rührt davon her, daß sie vier Jahrh. lang die Freistätte des Kunstfleißes und der Freiheit gewesen sind [4]): eine Folge der sie begünstigenden Natur, die ihnen das Gebirge und das Meer gab. Insbesondre wichtig für den Wohlstand von ganz Biscaya sind der Handel von Bilbao (S. d. A.), die Fruchtbarkeit von Alava, und der Hafen von Passage (Los Passages in Guipuscoa), einer der größten, und vielleicht der sicherste von Europa. — In ganz Biscaya berechnet man den Real zu 34 Maravedis. Das Bilbaoer Pfund Handelsgewicht enthält 17 castilianische Unzen; das castil. Pf. 16 Unzen. Der bisc. Zentner hat 146 Bilb. Pf. oder 155⅓ castil. Pf. 100 Bilb. Pf. = 106⅓ castil. Pf., und 100 castil. Pf. = 94¼ Bilb. Pf. Die Bilb. Fanega enthält 12 Celemines oder 48 Quartillos, und 100 Bilb. Fanegas = 106 castil. Fan.'s, oder 100 castil. Fan.'s = 94½ Bilb. Fan.'s. Das Maß für flüssige Dinge und Zeuge stimt mit dem in Madrid überein [5]).

Die Provinz, oder Landschaft, ehemals *Señorio*, Biscaya oder Vizcaya, (Hauptst. Bilbao), gränzt nördlich an das biscayische (aquitanische) Meer, westlich an Burgos (Altcastilien), südlich an Alava, und östlich an Guipuscoa. Sie enthält auf 64½ Q.M. oder 106 span. Q.M. (20=1°), 113,000 Einw. in 1 Ciudad. (Orduña) und 20 Villas, mit 125 Pueblos. Eigentliche Dörfer gibt es nicht, da die Landbewohner in einzelne Höfe vertheilt sind, die 70 Anteiglesias und 19 Thäler ausmachen. Das Land wird von den Küstenflüssen Cadagun, Nerva und Ybaichalval und vielen Waldbächen bewässert. Das Klima ist feucht und nebelig, doch gemäßigt und gesund. Der gesamte Ertrag an Natur-Erzeugnissen wird auf 45½ Mill. Reales, der an Kunsterzeugnissen auf 22 Mill. Real. geschätzt [6]). Jene folgen, nach der Menge des Ertrags

1) S. Bourgoing's Reise durch Spanien, übers. mit Anm. von Chr. Aug. Fischer. I, 7. III, 10 fgg.

2) Über diesen von Thalacker, einem teutschen Bergmann in Spanien, entdeckten Grubenbau der alten Römer, s. die Variedades de Ciencias, Literatura y Artes. N. 22. 23. 24. Madrid 1804. „Noticia y descripcion de las grandes explotaciones de unas antiguas minas situadas al pie de los Pirineos en la provincia de Guipuzcoa"; por D. Juan Guillermo *Thalacker*.

3) S. Link's Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal. I. S. 80 fgg. 4) S. Bourgoing a. a. O. I. 4 fgg. und III, 25. 5) S. Almanak mercantil. Madrid 1806. S. 290. 6) S. den Censo de la Riqueza territorial e industrial de España en el año de 1799. Madrid 1803. fol. S. 90 fgg.

so auf einander: Weizen, Wein und Cider, Mais, Gerste, Hafer, Rocken, Bohnen u. a. Hülsenfrüchte; Äpfel (vorzüglich gut sind die Reinetten von Durango) und Kastanien. Der Getreidebedarf wird jedoch nicht erbaut, weil ⅔ des Bodens dazu nicht tauglich sind, die Einfuhr des fehlenden Getreides steigt jährlich auf 268,000 Fanegas. Außerdem erbaut man Pomeranzen, Citronen, Nüsse, Hanf u. s. w. Wichtiger als die Rindviehzucht ist die Schaf- und Ziegenzucht. Fischerei, Holzcultur und Eisengewerbe sind Hauptbeschäftigungen. Der Bergbau liefert Eisen, Stahl, Blei, Alaun, Schwefel; das Gebirge Somorrostro enthält den meisten und besten Eisenstein; eine Grube liefert jährlich 800,000 Centner. Noch wird viel Seesalz gewonnen. Holz ist hinreichend vorhanden für den Betrieb der Fabriken, von denen die meisten Eisenhütten und Schmieden sind, (vorzüglich in Durango), welche jährlich über 620,000 Arroben (zu 25 Pf.) Stabeisen liefern und verarbeiten; dann folgen die Fabrikate an Tauwerk, wollenen Waren, Leder und Kupfer. Ausgeführt werden blos von Naturprodukten: Cider, Kastanien; außerdem vorzüglich Eisen und eiserne Waren, s. Bilbao). (*Hasse.*)

BISCAYA (Neu-), Durango, Provinz in Mexico in Nordamerika, in der bisherigen Audienz Guadalajara, mit 159,700 Einw., wichtigen Silberbergwerken und der Hauptstadt Durango. (*Stein.*)

BISCEGLIA, Stadt am Meer, in Neapel, Provinz Bari, in einer schönen Lage und fruchtbaren Gegend, zeigt sich in der Entfernung schöner, als man im Innern findet. Die Stadt hat einen für große Schiffe nicht brauchbaren Hafen, und ist eine königl. Domäne, zu welcher 10,600 Einw. gehören. 1810 landeten hier die Engländer, und plünderten die Stadt. (*Röder.*)

BISCHAREIN, Bischarye, ein großer Beduinenstamm im Innern von Nubien, der sich wieder in mehre Zweige abtheilt, worunter die Hammadab und Nesidschab die stärksten sind. Nach Burkhard, der die Hauptstadt der Hammadab, Atbara, besuchte, bilden sie eine schöne kühne Menschenrasse, die stets bewaffnet geht. Ihren Charakter schildert er nicht vortheilhaft: sie sollen betrügerisch, grausam und rachsüchtig, dabei schlaue Diebe und der Trunkenheit ergeben seyn. Ihre Weiber waren ausgezeichnet hübsch, Augen und Zähne regelmäßig, die Farbe dunkelbraun, der Wuchs schlank und edel; doch waren die Männer nicht eifersüchtig, und erlaubten ihnen freien Umgang mit den Reisenden, welchen sie ihre Durra und Milch zum Verkaufe brachten. Das Arabische verstanden sie nicht. Sie treiben, ob sie gleich Beduinen sind, Ackerbau: sobald die Überschwemmung der Atbara (Takazze) aufhört, eilen sie an das Ufer, um Durra und Loubye (eine Art Bitsbohnen) zu säen, und verweilen daselbst bis zum Ende der Ernte, wo sie dann in ihre Gebirge zurückkehren. Auch in der heißen Jahrszeit, wo alles Gras auf den Oasen verbrant ist, besuchen sie mit ihren Heerden den Strom. Ihr Hornvieh und Kameele sind schön: sie halten große Heerden von Schafen und Ziegen, ihre Häuptlinge haben Pferde und tragen Panzer; zu jedem Zelte gehören 2 Esel. Ihre Religion ist die moslemimsche. Die Weiber schneiden bei dem Tode ihrer nächsten Verwandten die Haare ab. Die verschiedenen Stämme liegen unter sich beständig im Kriege; auch hier ist Blutrache und das Recht der Wiedervergeltung national. Durch ihr Land zieht die Kierwanenstraße von Suakem nach Damer *). (*Hassel.*)

BISCHBES, eine Ortschaft in der ägyptischen Prov. Bahri unter 30° 33′ N. Br. und 49° 26′ L. Sie liegt an dem Kanale Mötz, der in den See Menzaleh geht, und mit dem pelusischen Mündungsarme des Nil in Verbindung steht. Es scheint, daß dieser Ort das alte Bubaste sey, wofür auch einige die Stadt Belbeis halten, indeß erwähnt Mulus, der uns in den Mémoires sur l'Egypte eine Beschreibung der Trümmern von Bubaste gegeben, keiner Ortschaft, die auf denselben erbauet sey, wol aber des blühenden Städtchen Heiheh und der Dorfschaft Guenich, die in ihrer Nähe liegen. (*Hassel.*)

BISCHDORF, (nach einer fehlerhaften Aussprache Püschdorf), ungrisch Püspöki, Marktfl. in Nieder-Ungern, diesseit der Donau, Unter-Insulaner-Bezirk, in der Insel Schütt (Csallóköz), dem Graner Erzbisthum gehörig, mit einer kathol. Pfarre und magyar. Einw., hatte im J. 1820 (nach dem Graner erzbisch. Schematismus) 1161 kathol., 3 evangel., 1 reform. und 4 jüd. Einw. Hier ist ein schönes erzbischöfl. Schloß samt einem Lustgarten, und eine große alte Kirche. In dem dichten Walde werden oft bedeutende Jagden angestellt. Im J. 1704 fiel hier ein Treffen zwischen den kais. kön. und den Rákózischen Truppen vor. Der Boden ist fruchtbar, und die Einwohner, die ihre Produkte leicht absetzen können, leben unter dem Krummstab im Wohlstande. (*Rumy.*)

BISCHHAUSEN, 1) ein Amt in der kurhess. Prov. Niederhessen, Kreis Eschwege. Es liegt an der Wohra und Sontra, und besteht aus tiefen, zum Theil fruchtbaren Thälern, die reich an Korne, Obste, Flachs und Holze sind, und hinlängliches Futter für die zahlreichen Rindvieh- und Schafheerden darbieten. 1821 waren hier in 1 Stadt, 1 Marktfl., 16 Dörfern und 3 Höfen, 935 Häus. und 5692 meistens reform. Einw. 2) ein Marktfl. und Sitz des gleichnam. Amts in der kurhess. Provinz Niederhessen, Kreis Eschwege, er liegt an der Wohra, 1½ Meile von Eschwege, hat 1 Landgut der Familie von Boyneburgk, 124 Häus. und 373 Einw., worunter viele Handwerker. Der Ort hält Jahrmärkte. 3) ein Pfarrdorf im Amte Jesberg, des Kreises Frislar, der kurhess. Prov. Niederhessen, am linken Ufer der Schwalm, mit 41 Häus. und 230 Einw. 4) ein Pfarrdorf an einem Hügel, im Gerichte Garte der Hannöv. Prov. Göttingen, mit 75 Häus. und 378 Einw., die starke Garnspinnerei unterhalten. (*Hassel.*)

BISCHOF (Karl August Leberecht), Rector der Schule zu Fürth, geb. 1762 zu Neuhausen im kursächsischen Erzgebirge, studirte zu Wittenberg die Rechte, und zu Leipzig Philosophie und Philologie, kam dann nach Nienburg, und wurde 1796 Rector an der gemeindlichen Armen- und Waisenschule zu Fürth. Seit 1813 arbeitete er in München im Statsschuldentilgungs-Bureau als

*) Vgl. Burkhards Reisen, wie auch Bruce und Salt.

Digitized by Google

Diurnist, und sah einer höhern Bestimmung entgegen, als er den 23. Jan. 1814 starb. Er war ein Mann von nicht gemeinen Gaben, und ein gemeinnütziger Schriftsteller im Fache der Technologie, Physik und Astronomie. Mit Beifall aufgenommen wurde sein Kurzer Lehrbegriff in kosmologisch- und anthropologischen Wissenschaften für erwachsene Kinder. Frankf. und Leipz. 1791; n. Aufl. 1796. 8., m. Kpf. Lehrreiche Unterhaltungen aus der Naturgeschichte. Fürth 1791; 3te Ausg. 1808. Querfol. Physikalisch-technologisches Handbuch, oder Nachrichten und Beschreibungen aller Naturprodukte und ihrer Zubereitung. Nürnb. 1791. 2 Th. 8. Vorlesungen über die mathematische und physikalische Erdbeschreibung. Fürth u. Lauf. 1796. 2 Bde.; n. Aufl. 1814. 8. Anleitung zur Erlernung der bürgerlichen Mechanik. Nürnb. u. Sulzb. 1806. 8. Anleitung zur Einführung der Decimalbruchrechnung. Ebend. 1806. 8. Ohne sich zu nennen, schrieb er den Versuch über den freiwilligen Tod. Nürnb. 1797. 8., ein Handbuch für Feldmesser u. a. m. *). (*Baur.*)

Bischof, in kirchlicher Hinsicht **), s. am Ende des Bandes oder Episcopat.

BISCHOF, ein wohlschmeckendes und magenstärkendes Kunstgetränk, das entweder, und zwar vorzugsweise, aus rothem Burgunder- oder Ungarwein, gerösteten reifen und unreifen bittern Pomeranzen, Zucker und Gewürz, oder aus Rothwein und der verkäuflichen Pomeranzen- oder Bischofsessenz bereitet wird. Vgl. Citrus. (*Th. Schreger.*)

BISCHOF. Zusammensetzungen mit diesem Worte gibt es mehre 1) in der Zoologie, wie Bischofsmerle, s. Tangara Episcopus, Bischofsmütze, eine Schnecke, Voluta episcopalis L., und demnächst 2) in der Topographie. Von diesen bemerken wir:

Bischofsberg, s. Johannisberg.

Bischofsburg, auch Bischburg genant, Stadt im Rößler Kreise, Regir. Bez. von Königsberg in Ostpreußen, am Flüßchen Dümmer 1395 erbaut, enthält 576 Gebäude, und darunter 265 Wohnhäuser und 2 Kirchen, mit 2000 Einw., die Garn- und Leinwandhandel treiben. (*v. Baczko*).

Bischofsgottern, Grossengottern, Marktfl. im preuß. Regir. Bez. Erfurt, Kr. Langensalze, unweit der Unstrut, 2 Stund. nordwestlich von Langensalze, mit 345 Häus., 1650 Einw., 2 Kirchen, Knaben- und Mädchenschulen, Anis- und Küchengartenbau, Jahrmarkt. (*Stein.*) — Bischofsgrün, Pfarrd. am Ursprunge des weißen Main, im Landger. Wunsiedel des Obermainkr. im Königr. Baiern, mit 700 Einw., einer großen Glashütte, die vorzüglich gefärbte Glasknöpfe u. dgl. fertigen, und einer Eisenhütte. (*H.*) — Bischofsheim, (Gau). Ein fälschlich in die Geographie des Mittelalters eingetragener Bezirk; denn das wenigstens verfälschte Diplom König Dagoberts für das Bisthum Strasburg *), welches die einzige Veranlassung dazu gewesen ist, hat ganz offenbar den Ausdruck pagus statt locus und nicht als Bezeichnung einer Reichsabtheilung gebraucht, weil sonst die erwähnten Güter ganz und gar nicht näher bezeichnet, noch der Ort, wo sie lagen, angegeben seyn würde. Dieser Gau muß also ausfallen, gleich den ebenfalls aus dem ähnlichen Anführen der nämlichen Urkunde dazu erhobnen Rubiaca (Ruffach) und Speries (Berscheim bei Rosheim), was auch Schöpflin *) sagen mag, der Bezirke dieses Namens auf seiner Karte des Elsaß im Mittelalter mit beliebiger Ausdehnung eingetragen hat. (*Delius.*) — Bischofsheim, vor der Rhön, Städtchen am Flüßchen Brand, im baierischen Untermainkreise, 3 Meil. von Fuld und 10 Meil. von Würzburg, mit 1566 Einw., gutem Flachsbaue, vielen Leinwebern, Tuchmachern (69 Tuchmacher verarbeiten jährlich etwa 700 Centn. Wolle), Verfertigung verschiedener hölzerner Waren (Teller, Löffel, Schuhe, Geiselstecken u. s. w.), beträchtlicher Schaf- und Gänsezucht. — Schon im J. 1270 war Bischofsheim mit Mauern umgeben. Im J. 1280 trat Bischof Mangold von Würzburg dieses Städtchen an Konrad IV. von Trimberg ab, weil dieser auf das Schloß Trimberg und die dazu gehörigen Güter Verzicht that; nach Aussterben der Trimbergischen Familie im J. 1376 fiel es wieder an Würzburg zurück. Zur Zeit des Schwedenkrieges wurden die Stadt und das Amt Bischofsheim vom Könige Gustav Adolph im J. 1632 der Witwe des im Kriege gebliebenen schwedischen Obersten, Baron von Effern, und ihren Leibeserben geschenkt; allein bald, (gleich nach dem Abzuge der Schweden) fielen diese Besitzungen wieder an Würzburg zurück. Im 14. Jahrh. waren hier eine Eisenschmelze und ein Eisenhammer, die aber schon längst wieder eingegangen sind. Im J. 1795 hat das Städtchen durch die Wuth eines fürchterlichen Brandes beinahe die Hälfte seiner Häuser verloren; dafür sind schon wieder neue erbauet worden, ohne daß dadurch das Städtchen an innerer oder äußerer Schönheit merklich gewonnen hätte. Hier sind auch die Sitze eines Rentamts und Landgerichts, welches in 1 Stadt, 2 Marktflecken, 18 Dörfern und 4 Weilern 8870 Einwohner enthält. (*Eisenmann.*) — Bischofsheim, drei Orte des Namens im Großh. Baden. 1) Neckarbischofsheim; ein Städtchen 1¼ teut. M. vom Neckar, und 1 M. nordöstlich von der Stadt Sinzheim entfernt, hat alte Ringmauern, 192 Häus., 2 Schlösser, 2 Pfarreien, 1 Pulvermühle, 1496 Einw., worunter 45 Leinenweber, die den vielen und vorzüglichen Hanf dieser Gegend verarbeiten, und 140 Juden. Es war unter dem Namen Biscovesheim schon im J. 985 in dem ehemal. Elsenzgau bekant, und gehörte später zum Rittercanton Kraichgau. Eine altadelige Familie, die im 13. Jahrh. daselbst begütert war, führte von dem Orte den Namen, und seit dem Anf. des 14. Jahrh. trägt es die Familie von Helmstatt von dem Hochstifte Worms zu Lehen. Nach Aufhebung

*) Meusels gel. Teutschl. Nopitsch Forts. von Will's nürnb. Gel. Lex. Bd. 5 u. 8.
**) Durch einen Zufall verspätet.

*) Schöpflin Alsat. dipl. I. 25. *Grandidier* hist. de Strasbourg I. XXVI. **) Alsat. illustr. I. 643, 641, 636.

Digitized by Google

des Hochstifts Worms kam die Lehenherrschaft an Baden, und Helmstatt ist Grundherr von Bischofsheim. — 2) Rheinbischofsheim, gemeinhin Bischen am Steg genant, von einem ehemals über den durchfließenden Bach erbauten hölzernen Steg, an dessen Stelle jetzt eine Brücke ist; Marktfl. und Amtssitz im Großherz. Baden, ¼ Meil. vom Rhein und 2 M. von Strasburg, an der Landstraße nach Frankfurt gelegen, mit 190 H., 1354 Einw., 19 Judenfamilien, und Handel mit Hanf ins Ausland. Es gehörte sonst zu der Grafsch. Hanau-Lichtenberg, und war im 17. und Anf. des 18. Jahrh. die Residenz dieser Grafen. Johann Reinhard der letzte war daselbst geboren. Ein noch stehender Theil des Hauses seiner Geburt ist jetzt die Wohnung eines Hufschmiedes, und das von ihm erbaute, bis jetzt aber noch unbeendigte Schloß der Sitz des zeitigen Beamten. — 3) Tauberbischofsheim, von seiner Lage an der Tauber genant; Stadt mit einem Amtssitze im Großherzogth. Baden, zum standesherrl. Fürstenthum Leiningen gehörig, an der Poststraße nach Würzburg, 3 teut. M. von letzterm entfernt, mit 411 Häus. und 1861 Einw. Ehemals gehörte dieses Biscovesheim zum ostfränk. Gaue Tubergowe, und hat seinen Namen von einem bischöflichen Gute oder Hofe (curtis episcopalis) erhalten, welchen der heil. Bonifacius der Lioba und andern aus England gekommenen frommen Frauen zur Wohnung und zum Lebensunterhalte anwies. Lioba stiftete nun daselbst im J. 725 ein Frauenkloster, welches Utta, die Mutter Königs Ludwig III. von Teutschland nach dessen Tode im J. 911 vom Erzbischofe Hatto I. von Mainz zum lebenslänglichen Genusse erhielt. Nach Utta's Tode blieb das Kloster im Besitze der Könige, bis Kaiser Otto I. dasselbe dem Erzstifte Mainz wieder zustellte. Im 13. Jahrh. ward es in ein Hospital verwandelt, welches beträchtliche Einkünfte hat, und Alte und Gebrechliche verpfleget; auf einem Theile aber der alten Klosterstelle ward vom J. 1630 bis 1636 ein Franciscaner-Kloster und Kirche erbaut, und der heil. Lioba geweihet. (*Leger.*) — Bischofsheim, ein Pfarrdorf im Amte Bergen, des Kreises und der kurhess. Prov. Hanau, es hat 100 Häus. und 509 Einw., die Obst- und Weinbau treiben: auf der Feldmark findet sich gute Fajanzeerde. (*Hassel.*)

Bischofshori, (Gau). Wol kein eigentlicher Gau, als Reichskreis, sondern eine geschlossene Besitzung der Bischöfe von Konstanz, daher auch der Name, vom Kaiser Friedrich I. deshalb auch pagellus genant, während in der nämlichen Urkunde auch Gaue im eigentlichen Sinne erwähnt werden *). Wenn wir nicht auf falscher Spur irren, so lag er im Süden der Stadt Konstanz zwischen Münsterlingen am Bodensee, und Triboltingen am Untersee, während alle nähern mittäglichen Gränzzeichen jetzt verwischt sind. Der Bezirk war auf jeden Fall nur klein, da Weinfelden, Langenzichenbach, Altnau, ausdrücklich als thurgauisch vorkommen, und wenn er auch zur Zeit Friedrich I. ein selbständiges Reichsgebiet bildete, so war er doch sicher früher und vor der Erwerbung des Bischofs, eine Angehörung des Thurgau. (Karte von Alemannien). (*Delius.*) — Bischoflak, Bischoflaak, auch nur Laak genant. Städtchen unweit der Sau (Save) im Herzogth. Krain, Laibacher Kr., mit einem alten Schlosse und 1800 Einw., die Zwirnbleicherei, Leinweberei und Leinwandhandel treiben. (*Röder.*) — Bischofsstein, 1) Stadt im Rößeler Kr., Regir. Bez. von Königsberg in Ostpreußen, 1325 erbauet, enthält 570 Gebäude, hierunter 3 kathol. Kirchen und 367 Wohnhäuser, mit 2120 Einwohnern, die außer andern Gewerben Tuch- und Strumpfweberei, Weißgerberei, Garn- und Leinwandhandel treiben. (*v. Baczko.*) — 2) Königl. Preuß. Domäne im Eichsfelde, ehemals Sitz des Amtmanns und Gerichts gleiches Namens bei dem Dorfe Lengefeld. (*Lingemann.*)

Bischofswerda, an der Wesenitz, Stadt im Meisnischen Amte Stolpen, im Königreich Sachsen, hat 330 Häus. mit 1600 Einw., die meist vom Ackerbau und Viehzucht, Brauerei, Leinwand- und Tuchmanufaktur, Strumpfwürken, Posamentirarbeiten, Gerberei ꝛc. sich nähren. Auch die Fischerei ist kein unbedeutender Erwerbzweig, denn die Stadt besitzt 17 Teiche, unter welchen der Bischofteich der größte ist. Außer den Jahrmärkten werden auch Garn-, Vieh- und Federmärkte hier gehalten. Die Stadt hat 2 Kirchen, und ist Sitz eines Superintendenten. Nachdem sie seit mehr als 200 Jahren keinen Hauptbrand erlitten, und seit 100 Jahren auch nicht ein Haus durch Brand verloren hatte, traf sie den 12. Mai 1813 das Unglück, daß sie von den Franzosen nach vorher gegangener Plünderung, an mehren Orten in Brand gesteckt, und binnen wenig Stunden in einen Aschenhaufen verwandelt ward. Nächst Kirche und Rathhaus, branten 318 Häuser nieder, und nur 3 bezeugten noch die vormalige Existenz des Ortes. Doch ist jetzt Alles schöner, als vorher, wieder aufgebaut. Den Markt ziert jetzt eine durch eine Basaltgruppe verschönerte neue Einrichtung der öffentlichen Wasserleitung. Historisch denkwürdig ist die Stadt, weil hier den 14. Septemb. 1706 die Sächsisch. Gesandten, Imhof und Pfingsten mit dem Schwedischen Statsminister Graf Piper die Einleitung zum Altranstädter Frieden trafen. Auch war Bischofswerda die erste Stadt Sachsens, welche 1813 Freiwillige zum Kampfe gegen Frankreich stellte. (*Engelhardt.*)

Bischofswerder, 1) Stadt im Rosenbergischen Kr. des Marienwerder Reg. Bez. in Westpreußen, in einer niedrigen und sumpfigen Gegend an der Ossa, 1325 erbaut, hat unter 173 Gebäuden 121 Wohnhäus. mit 1030 Einw., unter welchen sich einige 30 Tuchmacher befinden. (*v. Baczko.*) — 2) Königl. Landgestüt bei Liebenwalde im N.-Barnimschen Kr. des Reg. Bez. von Potsdam. (*Stein.*)

Bischofzell, Stadt im Schweiz. Kant. Thurgau, Hauptort eines Oberamtes und Kreises, an der Thur, wo sie die Sitter aufnimt. Sie hat 1306 reformirte und 885 kathol. Einwohner, worunter Eingepfarrte außer der Stadt, die 282 Häuser umfaßt. Die uralte Collegiatkirche zu St. Pelagius, dient beiden Confessionen, daneben sind das Rathhaus und das ehemals bischöflich-konstanzische Schloß beachtenswerth; so wie die 1820 er-

*) *Neugart* Cod. dipl. Alem. II. 87.

Digitized by Google

richtete evangelische Knabenlehranstalt. Die Einwohner nähren sich größtentheils vom Landbau; angenehme Landsitze sind mehre in der Nähe. — Salomon III. von Ramschwag, Bischof von Konstanz, stiftete 891 hier ein Benedittinerkloster, das seinen Namen von dem öfteren Aufenthalte des Bischofs bekam; nach und nach bildete sich der Ort umher. Im J. 1529 nahmen die Chorherren alle bis auf Einen, unter Ambros. Blaarer's Einwirkung die Reformation an, aber 1535 wurde das katholische Stift wieder hergestellt, das aus einem Propste und 9 Chorherren besteht. (*Wirz.*)

BISCHOFF (Melchior), oder Episcopus, geb. 1547 zu Pösneck, der Sohn eines Schuhmachers. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, wurde er 1568 Schullehrer in Rudolstadt, dann Kantor in Altenburg, und 1570 Diakonus in seiner Vaterstadt. Weil er aber bei den damaligen theologischen Streitigkeiten, nebst seinem Pfarrer, M. Alexander Ulinger, die vorgelegten Artikel der Wittenbergischen Theologen nicht unterschreiben wollte, so wurden beide 1573 von den Kurfürstl. Sächs. Visitatoren abgesetzt. Bischoff begab sich nach Franken und wurde daselbst 1574 Pfarrer zu Geckenheim, 1579 zu Thundorf, und endlich 1585 wieder in Pösneck, von wo er 1590 als Hofprediger nach Koburg, 1597 als Superintendent nach Eisfeld, aber schon 1599 wieder als Generalsuperintendent nach Koburg zurückberufen wurde. Während der Zeit seiner dortigen Amtsführung hielt er unter andern zu Römhild, wo am 7. Sept. 1609 die ganze Stadt abgebrant war, auf diese Veranlassung eine merkwürdige Brandpredigt. Gegen das Ende seines Lebens wurde er so schwach, daß er sich zu allen seinen Amtsverrichtungen mußte fahren oder tragen lassen. Er starb 1614. Seine Schriften sind äußerst selten geworden, aber auch meist vergessen; nicht so sind es seine Lieder, die in verschiedenen alten Gesangbüchern stehen, und worunter besonders das hymnenartige Passionslied: Das Leben für uns in den Tod gegeben ꝛc. merkwürdig ist *). (*H. A. Erhard.*)

BISCHOFFBERGER (Bartholomäus), Verfasser einer Chronik des Schweizerischen Kant. Appenzell, ward 1622 am Kurzenberg in den äußern Rhoden oder dem reformirten Theile dieses Landes geboren. Er studirte zu Zürich Theologie, erhielt 1643 die Pfarrstelle zu Trogen, und wurde 1654 Dekan der Geistlichkeit seines Landes. Von Gemüthskrankheit und Geistesschwäche befallen, legte er 1668 seine Pfarrstelle nieder, erhielt dieselbe aber nach seiner Wiederherstellung 1669 aufs neue, und bekleidete sie bis an seinen Tod, welcher den 12. Jul. 1698 erfolgte. Er war dreimal verheirathet gewesen, aber kinderlos geblieben. Seine Appenzeller Chronik, oder Beschreibung des löbl Lands und Eidgenössischen Orts Appenzell der innern u. äußern Rooden," erschien St. Gallen 1662. 8. Sie hat das Verdienst, das erste einheimische Geschichtsbuch der Appenzeller zu seyn, ist aber nicht ganz zuverlässig, übergeht wesentliche Gegenstände und ist bisweilen zu weitläufig bei weniger erheblichen Materien. Sie geht bis auf die Zeit ihrer Erscheinung. Ein handschriftliches Zeitbuch, an welchem er sein ganzes Leben hindurch arbeitete, wurde von ihm noch bis 1697 fortgesetzt. Schon 1655 besorgte er eine Revision der Matrimonial-Gesetze seines Landes. Er ist auch Verfasser einiger theologischen Schriften und einer „Kirchenordnung u. s. f. der ussern Roden deß Landts Appenzell; Schaffhausen, 1659. 4." Für das Studium des Faches enthält sie wenig bekante Eigenthümlichkeiten, geht aber ins Kleinliche, wurde nicht allgemein anerkant, und veranlaßte deswegen Streitigkeiten. — Den „treugemeinten Aufseher u. s. f., über die damaligen Gefahren der Eidsgenossenschaft, 1689. von Ernst Warmund v. Freyenthal," für dessen Verfasser man ihn lange hielt, schreibt Haller Bibl. der Schw. Gesch. 5 Th. S. 1364., gestützt auf einen Brief des kais. Ministers von Landsel, dem Joh. Grob zu. (*Meyer v. Knonau.*)

BISCHOFFWERDER (Joh. Rudolph von, — unrichtig Bischofswerder), königl. Preuß. Generalmajor. Sein Vater war Oberst in holländischen Diensten, seine Mutter Henriette Wilhelmine von Bünau. Der junge Bischoffwerder studirte in Halle 1756, der siebenjährige Krieg entführte ihn den Musen, er ward 1760 Kornet in dem k. Preuß. Leibcarabiniercregiment. Nach dem Frieden nahm er 1763 seinen Abschied, ging nach Dresden, wurde Kammerherr am kursächsischen Hofe und Stallmeister des Herzogs Karl von Kurland; hier vermälte er sich mit der Tochter des sächs. Kammerherrn von Wilke. Er verließ den Hof 1778 und errichtete ein Jägercorps bei der Armee des Prinzen Heinrich von Preussen; er erhielt von Friedrich dem Großen und von dem Könige und Kurfürsten August zugleich das Patent als Major; doch folgte er diesmal dem Könige nach Potsdam. Schon damals schloß er sich an die Partei des Kronprinzen an und Friedrich Wilhelm II. ernante ihn 1786 zum Oberstlieutenant und Flügeladjutanten, das Jahr darauf zum Oberst der Kavallerie und wählte ihn zu seinem beständigen Begleiter. Größern Einfluß gewann er, als ihn der König mit diplomatischen Geschäften beauftragte, alle Verhandlungen des auswärtigen Departements gelangten durch ihn an den König, der ihn 1789 zu seinem Generaladjutanten der Kavallerie ernante und mit großen Vollmachten nach Sistowe abordnete. Er wußte sich dem Kaiser Leopold so gefällig zu erweisen, daß er ihn sehr gnädig entließ und ihm eine reichbesetzte Dose mit seinem Bildniß schenkte. Nach seiner Zurückkunft von Wien 1791 ernante ihn der König zum Generalmajor. Auf der Zusammenkunft zu Pillnitz nahm er leidenschaftlich das Wort gegen die Umkehr der alten Ordnung in Frankreich, und überzeugte den Kaiser und den König, daß sie berufen wären den Thron der Bourbons wieder aufzurichten. Er folgte dem Könige nach dem Rhein 1792, und blieb dann einige Zeit als Preuß. Bevollmächtigter in Frankfurt. — Bei der Besitznahme von dem Theile Polens, der seit 1793 Südpreußen genant wurde, hatte Bischoffw. es erlangt, daß viele geistliche Güter und Starosteien eingezogen wurden, nicht aber um dort einen freien Bauernstand zu begünstigen, sondern um

*) Nachrichten von seinem Leben findet man besonders in der von J. Gerhard, Sup. zu Heldburg, ihm gehaltenen Leichenpredigt; in Kriegers histor. Lebensbeschreibung vornehmer Personen, S. 200. Wetzels histor. Lebensbeschreibung der berühmtesten Liederdichter, 1. Th. S. 116. und Analecta hymnica, 3. St. S. f., dem Zedler'schen Universal-Lexicon, u. a. m.

Digitized by Google

sich zu bereichern. Er verkaufte die erhaltenen Schenkungen für 50,000 St. Friedrichsd'or an einen Reichsgrafen von Lüttichau aus Kopenhagen. Nach dem Tode des Königs überbrachte er dem neuen Herrscher die königlichen Insignien, erhielt aber seinen Abschied und starb 1804 auf seinem Landgute bei Berlin. — An den Mystificationen und Geisterbannungen, die an dem Hofe Friedr. Wilh. II. vorgenommen wurden, nahm Bischoffwerder nicht unmittelbaren Antheil; er hatte es nicht nöthig, da ihm der König schon ohnedieß sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte; doch unterließ er nicht ihn in seinem Wahne noch mehr zu befestigen, indem er selbst den Zweifler spielte. Bischoffw. hatte sich schon frühzeitig in den Orden der Rosenkreuzer aufnehmen lassen und ward, da er damals noch arm war, von dem Gen. Frankenberg in Grünberg unterstützt; auch hatte der berüchtigte Schröpfer in Leipzig ihn in das dritte Geheimniß einzuweihen versprochen, er war gegenwärtig, als dieser Abenteurer sich in Leipzig erschoß. Wöllner (s. dies. Art.) war nur ein dienstbares Werkzeug Bischoffwerders, der ihn gut zu brauchen wußte, zumal in der Zeit, wo er auf der einen Seite gutgesinte Minister wie Schulenburg, Herzberg, Voß, auf der andern die Gräfin Lichtenau, gegen sich hatte. Gegen beide Parteien wußte sich Bischoffw. zu halten; klagte die Gräfin, so war der König stolz genug zu sagen: nicht Bischoffw., ich habe befohlen; klagten die Minister, so war die Antwort des Günstlings auf die bedenklichen Äußerungen des Königs: Ew. Maj. sind König und Herr, wollen Sie sich unter diese Minister stellen? — Er besaß das Vertrauen des Königs in so hohem Grade, daß er ihm die wichtigsten Gesuche mit den Worten übergab: machen Sie die Sache ab. Bischoffwerder war ein gewöhnlicher Hofmann, der nichts Bleibendes hinterlassen hat, als seinen übeln Nachruf. — (*F. Förster.*)

BISCHOP, 1) Nikolaus, (Episcopius), geb. zu Weißenburg im Elsaß gegen Ende des 15. Jahrh., ausgezeichnet als Beförderer der Buchdruckerkunst, s. Frobenius. — 2) Johann (Episcopius), geb. zu Haag 1664 *), gest. zu Amsterdam 1686. Dieser berühmte Advokat am holländischen Hofe wußte bei seinen vielen Beschäftigungen seine Zeit doch so haushälterisch zu benutzen, daß er auch einen Theil derselben der Kunst widmen konte, und sich, ungeachtet er seine Ausbildung nur sich selbst verdankte, in der Reihe ausgezeichneter Künstler einen Platz erwarb. Seine Malereien in Wasserfarbe, in denen er berühmte Maler geschickt nachzuahmen verstand, sind in einem vortreflichen Geschmack ausgeführt; aber einen noch größern Werth haben seine radirten Blätter, in denen er unstreitig alles leistete, was die freie und leichte Führung der Radirnadel hervorbringen kann. In allen herrscht eine geistreiche und gefällige Manier; hier und da wußte er die malerische Wirkung durch den Grabstichel zu bewirken, oder die Härten durch die kalte Nadel zu mildern. Sein Hauptwerk nach mehren großen Meistern, auch Abbildungen von Statuen enthaltend, erschien unter dem Titel: Paradigmata graphices variorum artificum, tabulis aeneis. Pars. I et II. Hagae 1671. in Fol. Von diesem Werke kamen in einem Jahre zwei Ausgaben heraus; die eine vom Künstler selbst mit 102 Blättern, die andere von Nic. Visscher mit 113 Blättern; beide werden von Kennern sehr geschätzt **). Außerdem sind von ihm 3 große Blätter mit allen Reizen der Nadel und der Korrektheit der Zeichnung vorhanden: 1) Joseph verkauft Getreide in Ägypten, 2) die Marter des heiligen Laurentius, 3) die Samariterin. Sein Zeichen ist . (*Weise.*)

*) Nach Descamps T. 3. p. 185. oeber. 1646.

**) von Murr führt von diesem Meister folgende Werke an: 1) Livre des desseins de Mr. Bischop. 2) Episcopii paradigmata Graphices, 57 feuilles in fol. 3) *Joh. de Bischop* quinquaginta statuas aeri incisas, Hagae Comit. fol.

BISCHWEILER, BISCHWILLER, eine Stadt im franz. Dep. Niederrhein Bez. Strasburg an der Modder, einem Nebenflusse der Zorn, in einer fruchtbaren Gegend, ist ummauert, ziemlich gut gebauet, und zählt 1 Konsistorialkirche der Lutheraner, 1 Kirche für die Reformirten, 576 Häus. und 3320 Einw. Das Schloß Tiefenthal, worauf einst die Pfalzgrafen von Birkenfeld residirten und das mit der Stadt und der Herrschaft bis zur Revolution den Herzogen von Zweibrücken gehörte, ist jetzt dem Verfall überlassen. Die meistens protestantischen Einw. unterhalten Tuchmanufakturen, die jährlich 60,000 Ellen liefern, Strumpf- und Handschuhweberei mit 100 Meistern, die 100 Entr. Wolle verarbeiten, 7 Färbereien, Leinwandbleichen, 6 Tabakfabriken, 4 Hanfmühlen, 1 Hanfleinwandfabrik mit 200 Arbeitern, 1 Krappmühle, 27 Bierbrauereien, 9 Töpfereien, 3 Eisen- und 3 Kupfergeschirrfabriken. Auf der sandigen, aber fruchtbaren Feldmark wird vieler Hanf und Färberröthe gebauet. (*Hassel.*)

BISCIONI (Anton Maria), berühmter Literator und insonderheit Bibliograph zu Florenz, (wo er am 14. Aug. 1674 geboren wurde und am 4. Mai 1756 starb), begann seine Laufbahn mit dem Unterrichte junger Leute, trat dann in den geistlichen Stand, und wurde Prediger bei der St. Laurentiuskirche, deren Kapitel ihn 1703 zum Aufseher der Mediceisch-Laurentinischen Bibliothek ernante und diese Ernennung später erneuerte, ohne daß er sich durch Bewerbungen und selbst satirische Schriften gegen seine Gegner den Titel auf immer erwerben konnte. Doch fand er an dem reichen Patricier Pancialichi einen Gönner, in dessen Hause er eilf Jahre als Hofmeister seines Sohnes, Bibliothekar und Archivar, Secretär und Historiograph sehr wohl lebte; und später wurde er auch zum apostolischen Protonotar, Synodal-Examinator zu Florenz und Fiesole und zum Revisor der Gewissensräthe in diesen Diöcesen, und endlich auch, aus eigner Bewegung des Großherzogs im J. 1741 zum königl. Bibliothekar und überdies im J. 1745 zum Canonicus der St. Laurentiuskirche ernant. Als Bibliothekar wurde er den Gelehrten sehr nützlich und begann eifrig mehre Arbeiten, die sein Tod unterbrach. Seine an seltnen Ausgaben und an Handschriften reiche Bibliothek kaufte der Großherzog und vertheilte sie an die Laurentianische und Magliabechische Bibliothek. Sein bibliographisches Hauptwerk ist: *Bibliothecae Medicео-Laurent. Catalogus* T. I. Codd. orient. Flor. 1752. T. II. Codd. graeci 1757 fol. ein prächtig gedrucktes Werk,

Digitized by Google

das, dem letzten Theile nach, vom Cav. Giulianelli herrührt, und von Bandini fortgesetzt wurde*). Außerdem lieferte er mit Vorrede und Anmerkung: Prose di Dante Alighieri e di Giov. Bocaccio (Florenz 1713 und 1728. 4.) Anmerkungen zu Manzini's Satiren u. (nebst Vorrede) zu Raph. Borghini's Riposo (Flor. 1730. 4.) u. a. Einzeln erschien von ihm eine Apologie der Originalausgabe der Carnevals-Gesänge von Lasca (zu dessen Gedichten er eine Lebensbeschreibung L's lieferte) gegen einen Nachdruck derselben (Flor. 1750. 8.) Handschriftlich hat man von ihm eine Geschichte der obgedachten Familie Pancialichi und Denkwürdigkeiten seiner eignen Familie, wie auch die obgedachten satirischen Schriften. (*H.*)

BISCROMA, mit diesem italiänischen Worte bezeichnet man in der Notenschreibung die dreigeschwänzten Noten oder 32-Theile. (*H.*)

BISCUIT, heißt 1) das gebrante Fayance u. Porcellan, welches noch keine Glasur hat †); 2) der Zwieback, d. i. ein härteres Brod, welches durch zweimaliges Backen stärker ausgetrocknet worden ist, wodurch es sich länger hält, und im Kriege, auf Seereisen ꝛc. um so brauchbarer wird. Zugleich ist solches Brod und ähnliches Backwerk, bei übrigens gleicher Beschaffenheit, leicht verdaulicher, und zum Eintunken in Getränke beliebt. Es dient daher auch, mit heißem Wasser und Milch ꝛc. angebrüht, mit zur ersten Nahrung künstlich aufzufütternder Kinder. Um es zu bereiten, wird es erst in gewöhnlicher Brodform, doch kleiner, schwach gebacken; dann wird jedes Brod nach der Dicke in zwei Scheiben gespalten, die endlich vollends ausgebacken werden; 3) nent man auch manches leichte Torten- und Zuckerbackwerk Biscuit. (*Th. Schreger.*)

BISCUTELLA, *L.*, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Cruciferen und der funfzehnten Linnéschen Klasse, deren Charakter in zwei zusammengedrückten runden einsamigen Früchten besteht, die durch das fortgesetzte Pistill unterschieden werden. Das Würzelchen steigt herab und ist gegen die Ritze der Kotyledonen gerichtet.

I. Die Kelche an der Basis sackförmig. 1) B. *auriculata L.*, mit stumpfen Kelchsäcken, glatten am Rande scharfen Früchten, rauh behaartem Stengel und ablangen eingeschnittenen Blättern. (Schk. T. 182.) Auf Äckern im mittlern und südlichen Europa. 2) B. *erigerifolia* Cand. ist durch schmale fast linienförmige Blätter unterschieden. In Spanien unter Getreide. 3) B. *hispida* Cand., mit zugespitzten Kelchsäcken, glatten Früchten, die nicht in das Pistill zusammen laufen und rauh haarigem Stamm. (*Columna* ecphr. 2. t. 61.) Im südlichen Frankreich und Italien. 4) B. *cichoriifolia* Lois. mit zugespitzten Kelchsäcken, glatten Früchten, die nicht in das Pistill zusammenlaufen, weich zottigem Stengel und schrotsägeförmigen Blättern. Am Fuß der Pyrenäen.

II. Die Kelche an der Basis gleich.

(I) Sommer-Gewächse. 5) B. *lyrata* L., mit hackerigen Früchten, leierförmigen Wurzelblättern und schwach behaartem Stamm (*Bocc.* sic. t. 23.) Im südl. Europa. B. raphanifolia. *Poir.* ist hievon Abart; denn nach und nach verliert sich die Behaarung und dann heißt sie so. (*Bivona* manip. 4. p. 37.) B. maritina *Tenor.* ist die Mittelform zwischen beiden; die Früchte sind gewimpert. 6) B. *ciliata* Cand. (coronopifolia *Willd.*), mit glatten gewimperten Früchten, rauh haarigem Stamm, der mit ablangen ungestielten, entfernt gezähnten Blättern besetzt ist. B. depressa *W.* ist Abart. 7) B. *microcarpa* Cand., mit hackerigen gewimperten Früchten, einem sehr ästigen blattlosen Stamm und ablangen buchtig gezähnten Wurzelblättern. Bei Gibraltar. 8) B. *eriocarpa* Cand., mit rauhhaarigen Früchten, einfachem Stamm und keilförmigen ablangen rauh behaarten Blättern. (*Cand.* in ann. du mus. 18. t. 9. f. 2.) 9) B. *Columnae* Tenor, mit fein behaarten Früchten, blattlosem an der Basis behaarten Stamm und keilförmigen spitz gezähnten Wurzelblättern, (*Columna* ecphr. 1. t. 284. f. 1. In Neapel. 10) B. *apula* L., mit schwach behaarten Früchten, ästigem rauh behaarten blattreichem Stamm und lanzetförmigen gesägten Blättern (Schk. T. 182.) In Neapel. B. leiocarpa *Cand.* ist die Abart mit glatten Früchten aus dem Morgenland.

(II) Perennirende. 11) B. *montana* Cav., mit glatten Früchten, und umgekehrt eiförmigen gezähnten filzigen Wurzelblättern. (*Cav.* ic. 2. t. 177.) In Valencia. 12) B. *laevigata* L., mit glatten Früchten, ablangen behaarten schwach gezähnten Wurzeln und linienförmigen Stammblättern. (*Jacq.* flor. austr. t. 339.) Im südlichen Teutschland und auf den Alpen. Dazu gehört B. alpestris *Kit.* hungar. 3. t. 228. 13) B. *lucida* Cand. mit glatten Früchten, ablangen fast glattrandigen durchaus glatten Blättern. (*Cand.* in ann. du mus. 18. t. 7.) In Neapel. 14) B. *coronopifolia* All., mit glatten Früchten und halb gefiederten behaarten Wurzelblättern. (*Cand.* l. c. t. 18.) 15) B. *ambigua* Cand., mit glatten Früchten, buchtig gezähnten behaarten Wurzeln und herzförmigen Stammblättern. (*Cand.* l. c. t. 11. f. 1.) Im südlichen Frankreich und Spanien. 16) B. *saxatilis* Cand., mit scharf punktirten Früchten, rauh behaarten ablangen Blättern. (*Cand.* l. c. t. 10.) Im südlichen Europa. 17) B. *sempervirens* L., mit punktirten Früchten, und linien-lanzettförmigen fast glattrandigen filzigen Wurzelblättern. (*Barrel.* ic. t. 841.) Im südlichen Spanien. 18) B. *tomentosa* Leg., mit schwach behaarten Früchten, und ablangen ausgeschweift gezähnten filzigen Blättern, die den Stamm umfassen. In Spanien. 19) B. *megalocarpa* Fisch., mit geänderten glatten großen Früchten, und fast doppelt gefiederten zottigen Blättern. (*Cand.* l. c. t. 3.) Am Indirstoi-See in Sibirien. Neuerlich hat Gandolle diese Art als eigne Gattung *Megacarpaea* aufgestellt. (*Sprengel.*)

BISENZ, (Row Bzenec, Bzance), eine Gräfl. Dietrichsteinische Herrschaft des hradischer Kr. in Mähren mit einer Stadt gleiches Namens, (mit Schloß und 2 au-

*) Vgl. außer dem Art. Biscioni von Ginguéné in der Biogr. univ. T. IV. den Art. Bandini in dieser Encykl. Th. VII. und eben diesen Art. und Biscioni in Eberts bibliogr. Lex.

†) Auch nent man so im Bauwesen, a) die kleinen Steinchen, die sich im abgelöschten Kalke noch unzerfallen vorfinden, weil sie nicht von kalkartiger Natur auch durch den Brand das Vermögen zu zerfallen nicht erhalten haben; b) Siegel, welche wegen zu starker Ofenhitze zusammengebackt wurden. (*Leger.*)

Digitized by Google

sterordentlich großen Linden), 1 Markt, 3 Dörfern, 1032 Häuf. und 5000 Einw., darunter eine Judengemeinde. — Der hier gebaute Wein ist sehr geschätzt. (*André.*)

BISERNO, Fluß im Königreiche Neapel, der aus der Prov. Molise her durch Capitanata geht und bei Campo Marca ins adriatische Meer fällt. (*H.*)

BISERRULA, ist eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Hülsenpflanzen und der siebzehnten Linné'schen Klasse. Der Charakter liegt in der zweifächerigen zusammengedrückten Hülse, welche an den Ästen gezähnt und buchtig ist. Die einzige bekante Art ist Biserrula Pelecinus *L.*, ein Sommergewächs mit sparrigen Zweigen, gefiederten Blättern, ausgerandeten Blättchen und rothen Blumen, welches im südlichen Europa wild wächst. (Schk. T. 209.) (*Sprengel.*)

BISERSHKische Kupferhütte, in der Statthalterschaft Perm in Sibirien, an dem in die Babka fallenden Flusse Biser, 44 Meilen von Jekaterinenburg, unter dessen Bergamte sie steht. Sie ward 1740 angelegt, und hat jetzt 6 Krummöfen und 2 Garherde. An Meisterleuten befinden sich gegen 500 dabei, und die Zahl der als Arbeiter zugeschriebenen Bauern ist über 1600. (*J. Ch. Petri.*)

Biserta, Bizerta, s. Bizera.

BISHAGGARA, ein großes nubisches Dorf etwas über eine Meile vom Nil. Der bemerkte Zwischenraum ist (nach Bruce IV, 514.) mit Gebüsch ohne hohe Bäume besetzt. Aus Mangel an Regen war damals wenig gesäet und das so spät, daß es kaum aufgegangen war. Viele Leute waren hier beschäftigt Grassamen zu säen (wie die Agows an den Quellen des Nils), um eine elende Art Brod davon zu backen. Die schlechten Nahrungsmittel gibt Br. als die Ursache an, daß die Einwohner hier wie vollkommene Skelette aussehen und leitet eben daher auch ihre Abneigung gegen Fremde. (*Hartmann.*)

BISHOP. Wie in unserer teutschen Topographie mit Bischof, sind auch in der Britischen mit Bishop viele geographische Namen zusammengesetzt. Wir bemerken: Bishop and his Clerk, eine Gruppe von mehren Felseneilanden auf der Küste von Pembrokshire in Wales, bei dem Eingange zu St. Georgskanal, (51° 54′ Br. und 12° 14′ L.) Sie besitzen Schafweide und etwas Holz, und seit 1777 ist auf einem derselben ein Leuchtthurm errichtet. — Bishops Castle, Stadt am Clun in der Britischen Grafsch. Salop. Sie hat 1 stattliches Rathhaus, sendet 2 Deputirte zum Parlamente, zählt 295 Häuf. und 1367 Einw., die Wochenmärkte halten und in Wolle arbeiten. — Bishops Island, 1) ein kleines Eiland an der W. Küste von Ireland und zur Grafschaft Clare gehörig unter 52° 38′ N. Br. und 7° 59′ L. 2) eine Gruppe von 7 Eilanden, die zu den Hebriden gehört, und unter 56° 48′ N. Br. und 9° 59′ L. belegen ist. Sie heißen Watersay, Sanderay, Pabbay, Mingalay, Fladday, Lingay und Creanmul, haben etwa 1800 Einw., machen mit Barray ein Kirchspiel aus und sind reich an Kelp, Hornvieh, Schafen und Fischen. — Bishop Stortford, Stadt in der Brit. Grafsch. Hertford (0° 46′ L. und 51° 52′ Br.) am Stort und einem Kanale, der sie mit der Lea verbindet, ist in Form eines Kreuzes gebaut, und besteht aus 4 Hauptstraßen, worin 1 Kirche in gothischem Geschmack, 1 Freischule, verschiedene Hospitäler und 340 Häus. stehen. Die Volksmenge betrug 1811. 2630 Individuen. Gute Malzereien und wöchentliche Kornmärkte. In derselben stand sonst ein von K. Wilhelm dem Eroberer erbautes Schloß. — Bishops Waltham, Stadt in der Brit. Grafsch. Hamt an dem Ursprunge des Hamble; sie hat 1530 Einw., Jahr- und Wochenmärkte, und nährt sich übrigens von Malzereien und Gerbereien. — Bishops Wearmouth, Kirchspiel in der Brit. Grafsch. Durham, unweit des Wear, worüber eine eiserne Brücke von 100 Fuß Höhe und 236 Fuß Länge steht. Es ist die Mutterkirche von Sunderland, zählt mehr als 7000 Eingepfarrte, und war vormals von größerer Bedeutung; auf der entgegengesetzten Seite des Flusses steht Monks Wearmuth, wobei man noch die Überreste eines ansehnl. Klosters sieht. (*Hassel.*)

BISIGNANO, Stadt im Königr. Neapel in Calabria cit. (39° 37′ Breite 34° 15′ Länge) auf einem schönen runden Hügel, zwischen den Flüssen Crati und Moccone. Mit 1 Kathedr. und 14 andern Pfarrkirchen, 4 Klöstern und 1 Schlosse. Einige halten sie für das (von Liv. XXX, 1.) erwähnte Besidiä in Bruttium. (*Röder u. Sickler.*)

Bisinus, s. Basinus.

BISJOTHJAH, בִּזְיוֹתְיָה (Verachtung Jehovahs), wird neben Beerseba als eine Stadt im südlichen Theile Juda's nur Jos. 15, 28. erwähnt. Die LXX. haben statt dessen: und die (zu Beersaba) gehörenden Flekken und Meierhöfe (ἐπαυλεις). (*A. G. Hoffmann.*)

BISKINI od. Palaio-Pischini, ein unbedeutender Ort in Morea, 2 engl. Meilen östlich von Agio Isidoro. Nach Gell wahrscheinlich das alte Pylus Triphyliacus in Elis in Triphylia *). (*Hassel.*)

BISLEY, Stadt in der brit. Grafsch. Glocester auf einer Anhöhe nahe am Stroudkanale, welcher Thames und Severne verbindet. Sie hat 4757 Einw., hält 2 ansehnliche Schafmärkte jährlich und beschäftigt sich stark mit der Tuchweberei. (*Hassel.*)

BISMARK, v. Alvenslebensche Stadt im preuß. Reg. Bez. Magdeburg, Kreis Stendal, ¼ M. von der Biese, auf der Ostseite des calbischen Werders, mit 119 Häus. 1000 Einwohnern, Pfarrkirche, Brantweinbrennerei. Um 1350 zog ein hier vom Himmel gefallenes Kreuz, das viele Wunder thun sollte, so viel Menschen dahin, daß sich die Leute bis auf den Tod um den Vorzug schlugen, zuerst zu opfern. Da aber einigen andern bischöflichen Zollbuden dadurch Abbruch geschah, so fand man Mittel, den Ort in Verfall gerathen zu lassen. (*Stein.*)

Bismuth, s. Wismuth.

Bisnagur, s. Karnatik.

Bispeberg, s. Betsberg.

BISPERODE, Dorf im Braunschw. Kreisgerichte Eschershausen, 1¼ M. von Hameln an der Rempe, hat 1 Edelhof, 1 Kirche, 2 Mahl- und Ölmühlen, 131 H. und 1090 luth. Einw., die sich vom Ackerbau, der Leinweberei, einigen Gewerben nähren und 4 Jahrmärkte halten. Bei dem Dorfe sprudelt aus dem Knochenbache eine

*) Gell Itin. of the Morea p. 40.

Digitized by Google

schwefelhaltige Quelle hervor. Bisperode und Bessingen gehören der gräfl. Familie Wolf-Metternich, womit solche seit 1665 nach dem Absterben der Familie von Werder beliehen ist, sie machten sonst ein adeliges Untergericht aus. (*Hassel.*)

BISS (morsus), ist eine Verletzung, welche durch die Zähne oder das Gebiß von Menschen oder Thieren beigebracht wird. Gemeiniglich sind es zornige, giftige oder wüthende Thiere, welche andere Thiere und Menschen beißen, oder wahnsinnige und wüthende Menschen, welche Menschen beißen; nur selten geschieht dies von vernünftigen Menschen zur Gegenwehr, oder von Kindern aus Unart.

Ist der Biß durch nicht giftige oder wüthende Thiere, oder nichtwüthende Menschen beigebracht, so ist die Verletzung wie eine gestochene, gerissene oder gequetschte Wunde zu beurtheilen und zu behandeln. Bei leichten Verletzungen dieser Art reicht der einfache trockene Verband schon hin, bei beträchtlichen gebissenen Wunden sind im Anfang kalte Umschläge von Wasser, oder Wasser und Essig, in welchem Salmiak aufgelöst, erforderlich, dann erweichende, die Eiterung befördernde Mittel, bis sich die Wunde gereinigt hat und die Indication zum trocknen Verband eintritt. Da mit dieser Verletzung meistens mehr oder weniger heftige Gemüthsbewegungen verbunden sind, so thut man wohl, zugleich innerlich ein gelind antiphlogistisches Heilverfahren in Anwendung zu bringen, was um so nöthiger wird, je beträchtlicher die Wunde ist. Die Entzündung wird um so heftiger, je mehr die Theile zerrissen, oder je tiefer lange und spitze Zähne eingedrungen sind und Nerven getroffen haben. In diesen Fällen sind auch örtliche oder allgemeine Blutausleerungen anzuwenden, und die Eiterung ist durch erweichende und schmerzstillende Mittel längere Zeit zu unterhalten.

Die Zufälle und Behandlung des Bisses wüthender oder toller Hunde, und nach einem Biß durch tolle Hunde von Wuth oder Wasserscheu ergriffener Menschen, werden in dem Artikel **Hundswuth** angegeben werden. Es ist daher hier nur noch von dem Bisse der giftigen Schlangen, der Klapperschlangen, mehrer Schildschlangen, Nattern, Vipern oder Ottern und der Langohrschlange, (m. s. den naturhistorischen Theil unter Schlange) zu sprechen. Die Zufälle, welche nach dem Bisse dieser giftigen Thiere folgen, sind verschieden, nach dem Grade der Giftigkeit des Thieres, der Menge des ergossenen Giftes, der Jahreszeit, (im Winter soll das Gift nicht so heftig wirken als im Sommer), der Größe der Verletzung, der Nähe wichtiger Organe und der Wichtigkeit des verletzten Theiles selbst. Im Allgemeinen ist die Vorhersagung mißlich zu stellen; doch kann in vielen Fällen durch zeitige Anwendung zweckmäßiger Mittel Hilfe geschaft werden. Die örtlichen Zufälle sind: sehr heftige stechende, brennende Schmerzen und Entzündung, die mit der Größe der Wunde in keinem Verhältnisse stehen; die Geschwulst nimt stark zu und verbreitet sich zuweilen über den ganzen Körper, die Farbe derselben ist dunkelroth, sie wird bald bläulich mit schwarzen Flecken wie marmorirt, aus der Wunde fließt eine scharfe Gauche, welche im Umfange derselben Bläschen verursacht; komt nicht bald Hilfe, so erfolgt meistens schon nach kurzer Zeit örtlicher Brand und der Tod. Zu diesen Zufällen gesellen sich bald allgemeiner über den Körper verbreitete Leiden: große Unruhe des Gemüthes, Angst, Krämpfe, Zuckungen, plötzliches Hinsinken der Kräfte, Fieberbewegungen mit kleinem schnellen Puls und heftigem Durst. Später folgen Herzklopfen, gallichtes Erbrechen, bisweilen von einer grünen, scharfen Galle, gelbe Farbe über den ganzen Körper, Tiefsinn, Wahnsinn, stärkere Convulsionen, kalter Schweiß über den ganzen Körper und unter diesen Leiden der Tod. Die Leichname der Menschen, welche an solchen Verletzungen gestorben sind, findet man angeschwollen, mit schwarzblauen Flecken bedeckt, die aufgelösten Säfte ergießen sich aus Nase, Mund und After, sie verbreiten einen höchst unangenehmen Geruch; die Wunde ist sehr dunkel blauroth, zum Theil schwarz und mit einer schwärzlichen Gauche angefüllt.

Die allgemeine Indication ist: das Gift in der Wunde selbst, noch ehe es Nervenzufälle erregt hat, oder in die Säfte des Verletzten übergegangen ist, zu entfernen, zu zerstören oder auf irgend eine Art unschädlich zu machen. Dies kann durch Ausschneiden, tiefes Scarificiren, Ausbrennen oder Aussätzen der Stelle, welche der Biß getroffen hat, geschehen. Selbst die Amputation des gebissenen Gliedes hat man vorgeschlagen. Das Ausschneiden ist überall, wo es schnell nach beigebrachtem Bisse anwendbar ist, unstreitig das wirksamste Mittel. Ihm folgt das Ausbrennen mit dem glühenden Eisen oder mit kleinen Cylindern von Baumwolle, Löschpapier oder Charpie, die man in stark rektificirten Weingeist taucht und angezündet auf die Wunde zum Abbrennen stellt. Zum Aussätzen ist das Ätzkali andern Ätzmitteln vorzuziehen, doch empfiehlt man auch den Antimoniumätzliquor, Sal- und Salpetersäure. Ist der Biß nur oberflächlich, oder kann man vermuthen, daß sich nicht viel Gift ergossen hat, weil das Thier schon andre Geschöpfe gebissen hat, oder daß das Gift wegen der kalten Jahreszeit unwirksamer ist, so reicht es nicht selten schon hin, wenn man einige Tropfen von dem ätzenden Ammonium in die Wunde tröpfelt. Nachdem diese Mittel angewendet worden sind, so legt man erweichende Umschläge auf, um die Entzündung zu mäßigen und eine reichliche Eiterung bald zu bewirken. — Ist jenes Heilverfahren wegen der Beschaffenheit der Theile, welche der Biß getroffen hat, oder wegen großer Reizbarkeit der Kranken nicht anwendbar, so kann man sich nachfolgender Mittel bedienen: Einreibungen von Olivenöl [1]), man läßt die Wunde und das ganze Glied über gelindem Kohlfeuer mit Öl öfters einreiben, und bedeckt erstere mit Charpie, die man in Öl getaucht hat; gequetschte Blätter der Hb. Plantaginis, die man besonders bei dem Bisse der Klapperschlangen empfiehlt; die gekauten Blätter der Guaco [2]); das Binden des gebissenen Gliedes: man legt ein schmales Band einige Zoll weit von der Wunde gegen das Herz zu um das Glied, und läßt dasselbe, wenn es der Kranke vertragen kann, so lange liegen, bis eine der oben genanten Vorkehrungen, um das Gift in der Wunde zu zerstören getroffen ist: man hat auch das Aussaugen der Wunde empfohlen, es wird dasselbe aber nur selten angewendet werden können,

1) Pouteau, Hinze u. A. 2) von Humboldt und Orfila. Vgl. Mikania Guaco *Humb.* pl. aequin. 2. T. 105. p. 84. nov. gen. 4. 136.

Digitized by Google

und auch nicht rathsam seyn, da es noch ungewiß ist, ob das Aussaugen nicht für die Person, welche es verrichtet, nachtheilig werden kann, da Fontana und Mead verschiedener Meinung hierüber sind und das Aussaugen mittelst eines Saugglases schwerlich kräftig genug wirken dürfte. Ist die Entzündung sehr heftig, so müssen örtliche Blutentleerungen vorgenommen werden. Eine antiphlogistische Diät ist in diesen Fällen immer anzuordnen; übrigens stimmen die meisten Schriftsteller für den innerlichen Gebrauch des Ätzkalis und ätzenden Ammoniums (Charas, Scopoli, Jussieu, la Borde, Samini, Martin, Bertin, Morand, Eroux, Chaussier, Modin, Ramsay und Boyer). Das Letztere hat man in verschiedenen Formen gegeben: den einfachen Liquor ammonii causticus, den Liquor Corn. Cerv., den Liquor Corn. Cerv. succinatus, das englische Riechsalz, Vipernsalz und Eau de Luce. Nach diesem Mittel hat sich das arsenikfaure Kali in der Form des Fowlerschen Liquors den meisten Ruf erworben [3]). Die tonschorischen Pillen, welche Russel empfiehlt, sollen Arsenik enthalten. — Andre rühmen reines Olivenöl, einen Eßlöffel voll alle Stunden (A. Vater, Hofberg, Hinze, Orfila), Queckfilber (Russel), Canthariden und mineralische Säuren (Orfila). Dagegen behauptet Boyer, daß das Öl keine specifischen Kräfte gegen jenes Gift besitze und Fontana erklärt die mineralischen Säuren für ganz unwirksam. Laue Bäder mit oder nach Umständen auch ohne Pottasche, sind gewiß zweckmäßig.

Bei dem Bisse der Klapper- und Schildschlangen rühmt man noch vorzüglich die Rad. Senegae, und bei dem Bisse der Nattern die Rad. Belladonnae. Die Eingebornen in Nordamerika streuen sobald sie gebissen sind, etwas von dem Pulver der Senegawurzel in die Wunde und nehmen ein halbes Quentchen derselben ein. Übrigens kent man in Nordamerika noch viele andre Pflanzen, welche als Gegengifte des Schlangenbisses wirken sollen: die Collinsonia canadensis, Carila mariana, Cynoglossum virginicum, Hydrophyllum canadense, Convolvulus purpureus, Eryngium aquaticum, Sanicula canadensis, Ribes nigrum, Hypoxis erecta, Uvularia perfoliata, Pyrola maculata, Phytolacca decandra, Asarum canadense, Asarum virginicum, Spiraea trifoliata, Actaea racemosa, Sanguinaria canadensis, Thalictrum, Ranunculus repens, Scrophularia marilandica, Hieracium venosum, Prenanthes alba, Serratula spicata, Serratula squarrosa, Solidago canadensis, Erigeron, Quercus nigra, Juglans alba, Juglans nigra, Acer Negundo, Veratrum luteum, Osmunda virginica, Adianthum pedatum, Hypnum crista castrensis, Aristolochia Serpentaria (Serpentaria virginiana) und Aristolochia anguicida. In Indien hält man die Ophiorhiza Mungos, die wahre ostind. Schlangenwurzel und das Schlangenholz, Ophioxylon serpentinum für die kräftigsten Mittel, Fontana sah aber auch diese Mittel in Indien oft ohne Erfolg gebrauchen [4]).

Die ältern Ärzte kanten schon verschiedene Gegengifte, die sie bei dem Schlangenbiß gebrauchten, Galen verordnete den Theriak, Petrichus ein Kraut, welches er Cancalis nent, Celsus die Cantabricam, welches wahrscheinlich Convolvulus cantabrica ist, und Scribonius Largus die Psoralea bituminosa [5]). (*Seiler.*)

Bissao, s. d. folg. Artikel.

BISSAGOS, eine Inselgruppe im atl. Ozeane, hart an der Küste von Senegambien unter 11° N. Br. und 24° L. zwischen dem Gambia und der Sierra Leona, vor der Mündung des Rio grande belegen. Diese Gruppe ist zahlreich, aber von ihren Inseln sind nur 16 bewohnt, die übrigen ohne Einwohner und bloße Felsenklippen, andre liegen blos als Weide da. Die Eilande Bissao, Bussi, Jatte und Kachao werden durch starke Kanäle oder Ströme, die Balantea, und Kachao, vom Kontinente getrent und scheinen blos aus angeschwemtem Lande zu bestehen; weiter hin im offenen Meere liegen Bulama vor der Mündung des Kabu oder Rio grande, Kanabac, Jument, Jambert, Poison, Alcatras, Cazegol, Corbele, Warang oder Formosa, Galpinas, Arcas, Carache und mehre andre, worunter Genthera, Covea, Bourbon, Sarciere, Poelon, Papango und los Porcos. Nach der Seite des Ozeans sind diese Eilande mit großen Sandbänken umgeben, die sich weit in das Meer erstrecken und die Annäherung äußerst gefährlich machen. Es herrscht völliges Tropenklima; die Regenzeit beginnt mit Anfang des Juni und endigt Mitte oder Ende Oktober, worauf die Nebelmonate eintreten und auf diese das schönste und heiterste Wetter folgt. Wie auf der ganzen Küste von Senegambien sind heftige Stürme und Tornados häufig. Die Hitze wird durch regelmäßige Land- und Seewinde sehr gemäßigt, erreicht aber nicht selten einen ungemein hohen Grad, und im Ganzen athmet man hier eben die pestartige und für Europäer so verderbliche Luft ein, wie auf der Küste selbst. Hohe Fruchtbarkeit zeichnet diese Tropeninseln aus. Reis von zweierlei Arten, Yams, Cassava, deren Wurzel keinen bittern Geschmack hat, wie die westindische, Mais, Erdnüsse, eine Art Erderbsen, die ihnen eigenthümlich sind, Pisang, Bananen, Ananas, Kalalu (phytolacca calandra), Kürbisse, Guajavabirnen, Papayas, alle Arten von Agrumen, Arbusen und andre köstliche Früchte beut das Pflanzenreich dar; Indigo, Zuker und Baumwolle wachsen wild, eben so Weintrauben mit purpurrothen aber sauern Trauben, dicke Wälder bedecken die niedrigen Anhöhen und das Innere; neben Eichen und andern Forstbäumen erhebt sich der majestä-

3) Russel nach Duffin und Ramsay, m. s. *Russel* history of Indian Serpents, und *Paterson* Journey into Caffreria; *Chevalier* u. *Ireland* in d. Med. Chirurg. Transact. Vol. 2. pag. 393.

4) Fontana a. a. O. S. 8. Gmelin a. a. O. S. 31.

5) Gmelin a. a. O. S. 32. *F. Fontana* ricerche fisiche sopra il veneno della Vipera. Lucca 1767. Schöpf, Reisen durch einige der mittlern und südlichen vereinigten nordamerikanischen Staten nach Ostflorida. Erlangen 1788. *Russell* Account of indian serpents. London 1796. Barton, über die vermeinte Zauberkraft der Klapperschlange und die wirksamsten Mittel gegen den Biß derselben. A. d. Engl. von v. Zimmermann. Leipz. 1798. Gmelin allgemeine Geschichte der thierischen und mineralischen Gifte. Erfurt 1806. *Orfila* Traité des poisons, T. II. übersetzt von Hermbstädt T. II. *Boyer*, Traité des malad. chirurg. T. I. p. 424. übers. v. Textor. 1r Th. S. 480.

Digitized by Google

tische Baobab und sowol an Bau- als Tischlerholze ist Überfluß. Unter den Thieren des Waldes zeichnen sich der Elephant, der von dem Kontinente herüberschwimt, aber nicht so furchtbar als im innern Afrika ist, der wilde Büffel, Antelopen von mehren Varietäten, und das zahllose Geschlecht der Affen aus; der Hippopotamus findet sich in den Kanälen, die die Inseln vom Kontinente scheiden; der Leguan dient zur Speise; auch gibt es eine Menge andrer Eidechsen, Schlangen, und eine Menge des prächtigsten Gefieders, worunter Perlhühner in unbeschreiblicher Zahl umherschwärmen, nur keine Singvögel. Das Meer wimmelt von Fischen; die Bienen liefern guten Honig; die Termite ist auch hier verbreitet. Die Hausthiere bestehen aus kleinen Ochsen, Schweinen und Geflügel. Die Einwohner, die Bissagos von dem Stamme der Mandigoer und Fetischdiener bewohnen die vorbenante Inselgruppe und das umliegende feste Land; sie sind das mächtigste und tapferste Negervolk in diesem Theile von Afrika, fast sämtlich mit Flinte und Lanze bewaffnet, womit sie geschickt umzugehen wissen, und gehorchen kleinen Häuptlingen, deren es fast so viele als Dörfer gibt. Ihre Nahrung ist sehr einfach, und besteht meistens aus Früchten und Fischen; um die Mitte des Körpers tragen die Männer eine Antelopenhaut, die Weiber ein Geflechte von Binsen. Das Meer ist ihr Element; in ihren kleinen buntgemalten Piroguen bieten sie allen Schreckniffen der Stürme Trotz. Die Muskelkraft ihrer Arme, die Derbheit ihrer Gesichtszüge und die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen zeigen uns in ihnen muthige gefährliche Krieger; auch leben sie unter einander fast in beständiger Fehde. Ihr Produktenüberfluß an Reis, Palmöl, Fischen und Schildkrötenschalen bringen sie den Portugisen, die ihre großen Freunde sind, und tauschen dafür Tabak und Brantwein, das Einzige, was sie brauchen, ein; auch handeln sie mit Sklaven und Schildkrötenschalen. Die Insel Biſſao, die größte dieser Inselgruppe unter 11° 24′ N. Br. und 3° 24′ L., 8 Meilen lang, 6 breit, wird mit dem nordwestlich belegenen Bussi durch den Kanal oder Strom Balantea vom Kontinente getrent; auf der Ostseite an der großen Bai, worin sich der Kabu oder Rio grande mündet, besitzen die Portugisen ein steinernes, in der Mitte des 18. Jahrhunderts erbautes Fort, mit einem breiten Graben umgeben, dessen Besatzung aus Negern und Mulatten besteht, und worunter sich nur wenige Weiße befinden. Sie haben 1 luth. Kirche, aber das vormalige Franziskanerkloster ist ausgestorben. Der Hafen ist gut, und steht allen Nationen offen. Die Portugisen handeln hier Sklaven für Brasilien, Elfenbein, Salz, Wachs und Gold ein. Von ihrem hiesigen Comtoire hängt das von Gaba an dem gleichnam. Strome ab. Von Bulama und Kachao, den beiden andern merkwürdigen Inseln dieser Gruppe, siehe unter diesen Artikeln. (Nach Mollien und Beaver). (*Hassel.*)

Bissaro. s. Birago (Note).

BISSAYER, Bisayer, der allgemeine Name der Inseln, welche sich im S. von Manila im Meere von Mindoro bis zur Insel Magindanao ausdehnen. Ihrer sind mit den vielen namenlosen Klippen, an der Zahl gegen 1000, worunter Samar, Leyte, Zebu, Bohol, Negros, Panay, Mindoro und die Calamianen die wichtigsten sind. Ihre Einwohner sind theils Bissayer, welche manche Eilande ganz einnehmen, auf allen aber die Ebenen und den Strand bewohnen, theils Papuas, welche in das Innere der Gebirge zurückgedrängt sind, und sich noch in stärkster Anzahl auf Negros finden. Die Bissayer sind wahre Malaien, und unterscheiden sich in Bildung, Sitten und Lebensart wenig von den übrigen Malaien, ob sie gleich einen besondern Dialekt reden. Nur ein geringer Theil hat sich den Spaniern unterworfen (1810, 773,176 Köpfe) und das Christenthum angenommen; der bei weiten größere Rest bekent sich zum Islam, und gehorcht eigenen Häuptlingen, die eben soviele einzele, unter sich beständig uneinige Staten bilden. Die Strandbewohner leiden häufig durch die Seeräubereien der Suluher und Magindanaer, die nicht allein die See von Mindoro höchst unsicher machen, sondern häufig auch Streifzüge auf dem Gestade unternehmen, und Menschen und Vieh wegführen. (Walton und Renouard de Ste Croix). (*Hassel.*)

BISSEGHEM, Kirchdorf in der niederländ. Prov. Westflandern, Bez. Kortryk, am Einflusse der Nederbeeke in die Lys mit 506 Einw., deren Hauptgeschäft Flachsbau und Feingarnspinnerei ist. (*Hassel.*)

BISSEN, Kirchdorf an der Attert, im niederländ. Großherzogth. Luxemburg bei Luxemburg, mit 723 Einw. Hier stehen 1 Hochofen und 2 Eisenhammer im Betriebe. (*Hassel.*)

BISSENDORF, 1) Pfarrdorf, nur 1¼ Meil. von Osnabrück in der Hannöv. Prov. und im Amte Osnabrück; es ist nahrhaft, hält 2 Jahrmärkte, und zählt 1 Landgut der Familie von dem Busche, 1 kath. Kirche und Pfarre, 78 Häus. und 528 theils kathol. theils luther. Einw., wovon die letzteren sich zur nahen Kirche von Achelriede halten. 2) Amtsvogtei in der Hannöv. Prov. Lüneburg. Sie wird von der Wietze durchströmt, ist bis auf den Brelinger Berg ganz eben, und besitzt Sand- und Moorboden, doch auch längs der Wietze bessere Striche, und auf 3°² □ Meilen, oder 59,000 kalenb. Morgen in 21 Dörfern und Weilern 513 Häus. und 3852 Einw. Nahrungszweige sind Bienen- und Pferdezucht, Schafzucht und Rocken-, Hafer- und Grützbau; auch bringt der Torf aus dem Bissendorfer Moore und der weiße Stubensand von Mellingen einigen Gewinn. 3) Pfarrdorf und Sitz der vorgedachten Amtsvogtei an einem der Wietze zuführenden Bache, 1¼ Meil. von Hannover, mit 77 Häus. und 560 luther. Einw., die sich meistens von der Pferdezucht, dem Torf- und Holzhandel nähren. (*Hassel.*)

BISSENER, BISSENI, von Hartwik, Thorocz, Bonfin, und andern lateinischen Annalisten der Ungern unrichtig Bessen, Bessi, und von Tubero (Comment. de rebus sui temporis. Lib. V. p. 103) Bessinaten genant, ein Stamm der Petschenegen oder Patzinakiten in der heutigen Walachei und in Ungern. Der Stammsitz der Bissener war die heutige Walachei [1]).

1) Daß nicht Bosnien das Land der Bissener sey, wie Stilting und Kollar glauben, sondern die Walachei, erhellt, (wie Engel in seiner Geschichte der ungrischen Nebenländer 1. Th. S. 352 richtig bemerkt), daraus: 1. daß Serbien, Dalmatien

Diese war bis gegen das Jahr Christi 904, oder bis zur Zerstörung von Theiß-Bulgarien durch die Magyaren, von Bulgaren bewohnt. In die Gegenden der geschwächten Bulgaren an der Unterdonau rückten hierauf die Petschenegen ein. Sie besetzten die bulgarischen Gegenden, herrschten über die dortigen Wlachen (Rumunier), und daher heißt es bei dem Biographen Stephans I, Hartwik (irrig Chartuitius genant): sexaginta viri Bessorum (sollte heißen Bissenorum) de partibus Bulgariae egressi. Diese Walachei wurde unter die verschiedenen Horden des nomadischen Volks der Petschenegen vertheilt. Nahe an dem engen Passe Siebenbürgens, das eiserne Thor genant, an der äußersten Gränze der Walachei, an dem kleinen Bergfluß Bitzina oder Bitzena, nahm der Anführer einer solchen Horde seinen Wohnsitz, und nante sich den Fürsten von Bitzena [2]). Hartwik, Thurocz [3]) und die andern lateinischen Annalisten der Ungern begnügten sich aber nicht, den Namen Bitzeni in Bissени umzugestalten [4]), sondern weil sie im Ovid die Stelle (Epist. ex Ponto Lib. IV. ep. 7.) vivere quam miserum et inter Bessosque Getasque misdeuteten [5]), und weil sie von der im Mittelalter so gewöhnlichen Sucht auch überfallen waren, neuere Völkernamen auf ältere zu beziehen [6]). Diesem bitzenischen oder bissenischen Stamme der Petschenegen wurden jene gebirgigen rauhen Wohnsitze am eisernen Thore bald zu enge. Unter den ungrischen Herzogen Zoltan und Taksony (Taxus) wanderte daher ein Theil desselben um das J. 970 nach Ungern, und erhielt Wohnsitze um Magyar Ovár oder Ungrisch-Altenburg in der Wieselburger (Mosonyer) Gespanschaft und an der Theiß [7]). In der Folge erscheinen sie in den Feldzügen der Magyaren als leichtbewaffnete Truppen, gleich den Zeklern zu Fuß, nur mit Bogen und Pfeilen versehen, z. B. in dem Feldzuge des Königs Geysa II. gegen die Österreicher [8]), während die übrige magyarische Armee aus lauter gepanzerten und geharnischten Rittern bestand. Die Bissener und Szekler mußten allemal den Feind ausspähen, und zuerst mit dem Pfeilregen angreifen, weil sie aber bei dem Eindringen dem Feinde niemals Stich hielten, so haben sie in den Thuroczischen Annalen oft die Beinamen: pessimi, nequissimi, vilissimi [9]). Die Bissener in Ungern, namentlich jene in der Wieselburger oder Mosonyer Gespanschaft [10]), erhielten in der Folge namhafte Freiheiten, wohin schon jene gehörte, daß sie mit dem ungrischen Adel in den Krieg ziehen durften. Nach dem Otto Frisingensis [11]) hatten sie, gleich den Szeklern, ihre eigenen Comites und Anführer im Kriege, und eine Urkunde vom Jahre 1192 [12]) lehrt, daß auch ihre übrigen Gesetze und Rechte sich den Szeklerischen näherten. Viele der Bissener erhielten, durch ihre Verdienste um den König und den Stat, den ungrischen Adel, und durch königl. Schenkungen nicht nur ansehnliche Güter, sondern auch verschiedene hohe Würden, wie solches verschiedene königl. Diplome ausweisen. So war im J. 1192 der Bissener Mog (Mogh, Moch), Palatin und Comes Bacsiensis, nach einer Urkunde von Bela III., im J. 1216 Ochum, unter der Regirung Andreas II, Comes Curialis und Graf der Bissener, 1265 waren Salomon und Joka von Padány, Tavernici Regii, unter Bela IV, 1329 Magister Mikh, Ban von Slavonien und zugleich Graf der Bissener, Benedictus Comes Baranyiensis, 1338 erhielt Georgius Bissenus, ein Sohn des Grafen Johann von Sadan, vom Könige Karl I. die Dörfer Bessenyö, Egres und Hatran, mit allen Rechten seiner Vorfahren, 1381 war Matthias Bissenus de Rezde unter der Regirung Maria I. Aulá Familiaris, 1406 Paulus Bissenus, Ban von Croatien, Dalmatien und Slavonien, und Graf der Bissener, und Joannes de Mareth, Ban von Machow und Graf der Bissener, 1411 Stephanus Bissenus, königl. Dispensator und zugleich Baro Regni [13]). So blieb diese Nation bis zu den Zeiten Siegmunds im Ansehen; nach dem Tode dieses Königs aber ist dieselbe nach und nach verschwunden, und nach der unglücklichen Schlacht bei Mohacs (Mohatsch) ihr Andenken ganz verschwunden. Übrigens waren die Bissener schon

und das damals noch nicht abgesonderte Bosnien, schon damals ganz slavisch waren; 2. daß die Bissener unter Stephan I. Siebenbürgen überfielen, und 3. daß in dem siebenbürgisch-sächsischen National-Privilegium eine Silva Blacorum (d. h. Valachorum) et Bissenorum den Sachsen geschenkt wurde. 2) So nante sich z. B. um das J. 1081—1083 der Fürst Chale. S. *Stritter* Memoriae Populorum olim ad Danubium, Pontum Euxinum etc. incolentium e Scriptoribus Historiae Byzantinae erutae et digestae. Tom. III. p. 846. 3) Chron. Hung. P. II. cap. 22. 43., Bonfin. Rer. Hung. Dec. II. lib. 4. 4) Gewaltsam hat man den Namen Bissени von Ticeni abgeleitet, das einerlei mit Patzinaziten (?) seyn soll. 5) Die Bessen oder Bessier waren eine räuberische thrakische Völkerschaft, die an dem Gebirge Hämus und Rhodope, zwischen den Autariaten, Dardanern und makedonischen Paroniern wohnten, aber zu Thrakien gerechnet wurden. 6) Wenn z. B. die Thuroczischen Annalen von dem Einfalle der Cumaner unter Ladislaus dem Heiligen reden, setzt der Biograph dieses heil. Königs Bissener, und Dundalus, Bessen an die Stelle der Cumaner, die mit den Petschenegen allerdings im Grunde ein Volk waren. S. die Stelle bei Katona, Hist. Critica Regum Hung. II. p. 547. 7) Der ungrische Herzog Zoltan setzte die Bissener, nach dem Anonymus Belae Regis Notarius als Gränzbewohner Ungerns gegen Teutschland zu, ultra lacum *Musun*, ut ne aliquando furibundi *Teotonici* propter injuriam sibi illatam fines Hungarorum devastare possent, in der Ausgabe von Schwandtner T. I. p. 37. Gebhardi in dem ersten Theil seiner Geschichte von Ungern S. 402 meint, daß unter dem Morafte Musun die alte palus hiulca, bei dem alten Mursa oder dem heutigen Essegg in Slavonien zu verstehen sey: allein Essegg und Slavonien gränzen ja nicht an Teutschland, wol aber die Wieselburger oder Mosonyer Gespanschaft an Österreich. Ohne Zweifel ist also unter dem lacus Musun der große Morast Hanság zu verstehen, der einen großen Theil der Wieselburger Gespansch. einnimt. Vergl. über den Hanság, der mit dem Neusiedler-See (Ferto. lacus Peisonis) in Verbindung steht, die topographisch-historische Beschreibung des Neusiedler-See's von Dr. Joseph von Kis, in Rumy's Magyar Emlékezetes Irások (Monumenta Hungarica), 1. Th., zweite Aufl. (Pesth 1817.) S. 337—423, ins Teutsche übersetzt in Andre's Hesperus 1819, und daraus in Csaplovics Archiv für Ungerns Topographie und Statistik. 1. Theil. 8) *Thurocz* Chron. II. cap. 65: more suo praeibant agmina Hungarorum. *Otto Frisingensis*: alae sagittariorum in capite aciei positae etc. S. Katona l. c. III. p. 579. 584. 9) S. B. *Thuroczii* Chron. II. cap. 65. 10) *Musun* bei dem Anonym. Belae Regis Notar. 11) Chron. ad a. 1146. 12) Pray Dissert. crit. p. 170. 13) S. (Anonymi) de Bissenis Regni Hungariae eorumque Comitibus prolusio. Posonii 1753. 4.

früher, wie die Cumaner in Groß- und Klein-Cumanien und Jazygien, mit dem Magyaren nach und nach, durch Annahme der magyarischen Sprache, und durch wechselseitigen Tausch von Sitten und Gewohnheiten in ein Volk zusammengeschmolzen [14]). (*Rumy.*)

BISSENPRANG, Dorf in der britischen Provinz Gurwhal Hindostans. Es liegt unter 30° 36′ N. Br. und 97° 13′ L. an dem Zusammenflusse der Alicananda und des Dauli, und ist deshalb merkwürdig, weil es einer der heiligen Pilgerorte der Hindus ist. Es soll 800 Häus. und über 5000 Einw. enthalten, die meistens von den Pilgern leben. (*Hassel.*)

BISSERT, ein aus dem Uralgebirge fließender und in die Ufa fallender Fluß, an welchem das gleichnamige Fort liegt. Es wurde 1736 gegen die räuberischen Einfälle der Baschkiren angelegt. Ungeachtet es unter dem Bergamte zu Jekaterinenburg steht, wovon es 24 Meil. entfernt ist, wird die dasige Gegend dennoch zum Kungurischen Kreise gerechnet. (*J. Ch. Petri.*)

BISSINGEN, 1) Pfarrdorf im wirtembergischen Oberamte Ludwigsburg, im Neckar-Kreise an der Enz, hat 1250 Einw., Brücke über die Enz, einen herrschaftlichen Holzgarten von 14,000 Maß Brennholz, das auf der Enz hergeflößet wird, eine Faktorei von Bauholz und Schnittwaren, etliche Mühlwerke, Bleiche und guten Weinbau. — 2) Großes Pfarrdorf im wirtemberg. Ob. Amte Kirchheim, im Donau-Kreise, am Fuße des Berges, worauf das Schloß Tek stand, hat 1450 Einw., eine Mühle und Marmorschleiferei, auf welcher der schöne bunte und einfarbige Marmor des Tekberges verarbeitet wird. Man verfertigt Tischplatten, Farbensteine, Marmorproben, Nachahmungen von Früchten ꝛc. Der Herzog Karl von Wirtemberg ließ hier zuerst durch Tiroler die Marmorfelsen aufsuchen, bearbeiten, und zum Schloßbau in Stuttgart anwenden; die Eingebornen wurden ihre Schüler. (*Röder.*) — 3) Marktfl. am Kesselflüßchen, 3 St. von Donauwörth, dem Fürsten von Öttingen-Wallerstein gehörig, im baierischen Rezatkreise, mit 110 Feuerstellen, 1 Schlosse, dem Sitze eines Herrschaftsgerichts und des kathol. Decanats Donauwörth. Im J. 1402 besaß diesen Ort nebst Hohenberg der Graf Konrad von Helfenstein, im J. 1454 Joh. Schenk von Schenkenstein; diesem kaufte denselben ab der berühmte Held Seb. von Schertel im J. 1560, von welchem er im J. 1580 an die Familie von Bemelberg und von dieser wieder an das Fürstl. Haus Öttingen-Wallerstein kam. Das Herrschaftsgericht Bissingen enthält 1 Markt, 21 Dörfer, 5 Weiler, 19 Einöden, 1112 Familien und 5200 Einwohner. (*Eisenmann.*)

BISSON, (P. F. J. G.), französischer Divisionsgeneral und Reichsgraf, 1767 geboren, starb zu Mantua im Jahr 1811. Er war von Jugend auf Soldat, und nahm an den Feldzügen der Franzosen in Teutschland, Italien, Polen und Preußen Theil. Nach der Schlacht von Jena machte ihn Napoleon zum Gouverneur des eroberten Herzogthums Braunschweig, und der benachbarten Länder Halberstadt u. s. f., später versah er denselben Posten in Navarra, zuletzt in Friaul. Er gehörte zu den unerschrockensten Kriegern des französischen Heeres, und war zugleich als Heerführer sehr geschätzt. Seine Gestalt war riesenhaft, seine Körperkraft außerordentlich, und eben so übermäßig auch sein Appetit. Er genoß täglich so viel, als zum reichlichen Unterhalt mehrer Menschen hingereicht hätte, und doch war er nach seiner Art mäßig; der Wein, von dem er eine unglaubliche Menge zu sich nahm, hinderte den freien Gebrauch seiner Seelenkräfte nicht. Napoleon kante seine ungewöhnlichen Bedürfnisse, und gab ihm deshalb während der Feldzüge eine außerordentliche Zulage *). (*Rese.*)

BISSUNPUR, Stadt in dem Distr. Burdwan der britischen Prov. Bengalen; sie liegt am Rupnaran, gehört zu den ältesten Zemindarien Bengalens, und verfertigt viele baumwollne Zeuge (Hamilton, Grant). (*Hassel.*)

BISTER, Bistre, (Rußbraun), ein Pigment, welches aus dem mit Wasser oder Harn abgeriebenen, und hierauf mit mehrerm Wasser verdünnten Glanz- oder Spiegelruß durch eine Art von Schlemmung erhalten und getrocknet wird. Es dient vornehmlich in der Färberei und Wassermalerei, auch um Farben in das Gleis zu bringen. (*Th. Schreger.*)

Bisthum, s. Bischof.

BISTERFELD (Johann Heinrich), geheimer Rath und erster öffentl. Professor der Theologie und Philosophie zu Weißenburg oder Karlsburg in Siebenbürgen. Seine Vaterstadt war Nassau in Teutschland. Er erhielt im J. 1629 von Heidelberg, nebst den teutschen Gelehr-

14) S. Engel's Geschichte der ungrischen Nebenländer, 1. Th. S. 352—354, mit einer Zugabe von Windisch S. 354—356. (bei dem obigen Artikel benutzt). Vgl. Gebhardi's Geschichte von Ungern 1. Th., und Feßler's Geschichte der Ungern und ihrer Landsassen 1. Th. — Der sonst sehr kritische Kollar irrt (in seinem Werk: Amoenitates Juris publici etc. I. p. 116 ff.), indem er die sogenanten Wasserkroaten an der Leitha in der Wieselburger Gespansch., an der Gränze von Österreich, für Nachkommen der Bissener, die er für Slaven aus Bosnien hält, ausgibt. Diese sogenanten Wasserkroaten sind eigentlich, so wie die Rußniaken oder Ruthenier im nördlichen Ungern, Nachkommen der Russen, die mit den Magyaren unter dem Heerführer Almus nach Ungern gekommen sind (s. Almus), und unter Zoltan an der Gränze von Österreich Oroszvár (d. i. russische Burg), heutzutage von den Teutschen Karlsburg genant, erbauten. Eben so irrt der gelehrte Bel zu Anfang des fünften, incompleten Bandes seiner Notitia Hungariae novae, indem er S. 14 die sogenanten Wasserkroaten für wirkliche Kroaten hält, und von ihnen sagt: „tum in istas oras traducti, cum post cladem Ludovici II. arctiores fierent termini Hungariae". Der Irthum beider entstand wahrscheinlich daher, weil die slavische Mundart der sogenanten Wasserkroaten mit jener der wahren Kroaten in Kroatien allerdings viel Ähnlichkeit hat. Allein slavische Philologen wissen, daß die russische Sprache der kroatischen und serbischen sehr verwandt ist. — Was hier von den sogenanten Wasserkroaten in der Wieselburger Gespanschaft gesagt ist, gilt auch von den ihnen benachbarten Wasserkroaten in der Oedenburger Gespanschaft, die gleichfalls als Nachkömlinge der Russen, die mit den Magyaren nach Ungern kamen, anzusehen sind. Beide haben auch mehr russische, mit jenen der Rußniaken in Oberungern übereinstimmende Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche, als kroatische. Wegen ihrer Verbindung mit den Teutschen in der Wieselburger und Oedenburger Gespanschaft, und mit den benachbarten Österreichern sprechen sie, außer ihrer ohnehin mit Germanismen schon sehr gemischten Mundart, auch gebrochen Teutsch. Vgl. den Artikel Croaten.

*) Nach der Biographie nouv. des Contemporains von Arnault, Jay, Jouy ꝛc. T. III.

Digitized by Google

ten Alsted und Piscator, von dem siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bethlen den Ruf an das akademische Gymnasium, welches der Fürst im J. 1622 zu Weißenburg gestiftet und reich dotirt hatte. Hier verwaltete Bisterfeld sein Amt mit vielem Beifall, und zeichnete sich durch seine Kentnisse in der Mathematik und Physik so aus, daß der Pöbel ihn für einen Schwarzkünstler (Zauberer) hielt †). In dem Protestantismus ward er mit dem Superintendenten und fürstl. Hofprediger, Stephan Katona, ein eifriger Gegner derjenigen, die aus England den Puritanismus mitbrachten, und in Siebenbürgen und Ungern in die reformirte Kirche einführen wollten. Beide brachten es bei dem Fürsten Rákóczy so weit, daß die Puritanischgesinnten in der Synode zu Sakmár ihrer Ämter entsetzt wurden. Doch wußten diese in der Folge auch Biesterfelden zu gewinnen, so daß nach Katona's Tode der Puritanismus der herrschende Glaube unter den Reformirten in Siebenbürgen wurde. Er heirathete eine Tochter des berühmten Alsted. Im J. 1645 kaufte er ein Haus zu Hermannstadt, welches der vorige Besitzer wegen Hochverraths verloren, und der Hermannstädter Rath aus Politik (damit es nicht von dem Fürsten einem ungrischen Edelmann von einem fremden Glauben verschentt würde) an sich gekauft hatte. So wurde Bisterfeld sächsischer Bürger. Nach der Sage hatte er als Zauberer das Schicksal des vielbesprochenen Doctor Faust: allein er starb in Ruhe auf seinem Bette den 6. Februar 1655. Bisterfelds theologische Schriften in lateinischer Sprache haben Jöcher in seinem gelehrten Lexikon, und Seivert in den Nachrichten von siebenbürg. Gelehrten und ihren Schriften (Preßburg 1785.) S. 36 und 37 verzeichnet. Ich führe hier nur seine übrigen wichtigern Schriften an: Philosophiae primae Seminarium, ita traditum, ut omnium disciplinarum fontes aperiat, earumque Clavem porrigat. Albae Juliae, in der fürstl. Buchdruckerei 1652. 8., und: Bisterfeldius redivivus, seu Operum Jo. Henr. Bisterfeldii, Tom. I et II. Hagae Com., ex typogr. Adr. Vlacq. 1661. 12. (philosophischen, mathematischen, physikalischen und philologischen Inhalts). (*Rumy.*)

Biston, Bistonia, s. Bistones.

BISTONES, ein altes thrakisches Volk, das den See Bistonis (j. Bouron), den Ptol. III, 11. unter 52, 30 : 41, 50 setzt, umwohnte *). Plinius **) nent es noch in dieser Lage; es ist aber ungewiß, ob er nicht ältern Angaben gefolgt ist, da sie im makedonischen Zeitalter schon der Geschichte entschwinden. Früher müssen sie ein mächtiges Volk gewesen seyn, da die Dichter nicht selten Bistonen für Thrakier überhaupt nennen. In ihrem Gebiet lag auch eine Stadt Bistonia. Der Name wird mythisch abgeleitet von Biston, den Einige des Ares und der Kallirhoë ***), Philostephanos aber des Kikons Sohn nent ****). (*Ricklefs.*)

Bistorta und Bistorta-Wurzel, s. Polygonum.

†) S. *Hunt* Origo, incrementum et facies hodierna trium in Transilv. Gymnas. p. 27.

*) *Herodot.* VII, 110. **) IV, 17. ***) *Steph. Byz. Βιστωνια.* ****) *Schol. Apollon.* 2704.

BISZTRA, Berg in der Liptauer Gespansch., in N. Ungern, diesseit der Donau; man findet in demselben Gold- und Kupfererze, und auf demselben zahlreiche Gemsen. (*Rumy.*)

BISZTRA, Bisztro, zwei slowak. Dörfer in der Gömörer Gespansch. in O. Ungern, Kr. diess. der Theiß. 1) Csetnek Bisztra, auch Sebes Patak, im obern Bezirk, zur Herrschaft Csetnek gehörig, mit 58 Häus. und 386 evang. Einw. A. C., die sich vom Feldbau und von Arbeiten in den Bergwerken und Eisenhämmern und vom Fuhrwesen nähren. Die Berge gegen Norden sind metallreich und enthalten Eisen- und Kupfererze, außer Spuren von Gold und Silber. Hier sind mehre gute Eisenhämmer. — 2) Ratkó-Bisztro, im Ratkoer Bezirk im Ratkoer Thale, in einer gebirgigen Gegend, aus welcher die Quellen des Flusses Thurocz entspringen. Das Dorf liegt an dem schnellaufenden Bache Bisztra, der vom Berge Tersztja komt, und hat von ihm den Namen. Das Dorf hat 91 Häuser, 116 Familien, 622 slowak. Einw., die seit 1786 eine neue, schöne evang. Pfarrkirche A. C. haben. Von Viehzucht wird besonders die Schafzucht wegen des Käses und der Wolle getrieben. Viele Einwohner beschäftigen sich mit der Verfertigung einer Art vom groben Bauerntuch (szür), das auf den Märkten zu Rimaszombath starken Absatz findet; viele andere nähren sich vom Fuhrwesen und durch Arbeiten bei den Eisenhämmern. (*Rumy.*)

BISSTRAU, (Bistra, Biestrzicz, Weistra, Nstrzistin), Herrschaft, Stadt und Schloß in Böhmen, im Chrudimer Kreis an der mährischen Gränze. (*André.*)

BISTRICA, BISTRIZA, Fluß in Ostgalicien, der in den Karpathen an der Gränze Ungerns entspringt, und an Stanislawow vorüber fließt, dann gegenüber von Marianpol unter Halicz in den Dniester fällt; vgl. Bistritz. (*Schultes.*)

BISTRIZ, Neu- (auch Neubistritz), Gräfl. Hochbergsche Herrschaft, an der südlichsten Spitze Böhmens im Taborer Kreise, an der Gränze von Mähren und Österreich, mit der Stadt gleiches Namens und 19 Dörfern; mit 1142 Häus. und 6900 kathol. teutsch. Einw., die sich vom Ackerbau, besonders Flachsbau und starker Viehzucht, Wolle- und Baumwollen-Spinnerei, Leinweberei, Fuhrwerk, Köhlerei und Arbeiten bei dem Eisenwerk nähren. Granit ist herrschende Gebirgsart. Seine Zersetzung und Lehm bilden den Ackerboden. Reichthum an Magneteisenstein und Holz begründet die neuen Eisenwerke, aus nur einem Hochofen und fünf Hämmern bestehend.

In der Stadt Bistriz werden viele Tücher verfertigt. Die Überreste eines prächtigen Schlosses bekunden den Reichthum eines der ersten böhmischen Magnaten Adams von Slawata †). (*André.*)

BISTRITZ, Waag-Bistritz, Vág-Beszterczo. Tovaska Bistrica, d. i. Bistritz an der Waag, ein Marktflecken der Trentschiner Gespansch. in Nieder-Ungern, diesseit der Donau, hart an den Ufern der Waag

†) Nähere Nachrichten gibt der Hesperus 1818, Mai und 1820. Bd. XXVI. Nro. 16.

Digitized by Google

gelegen, ist ein sehr nahrhafter Ort, mit 1994 kathol. und 110 jüd. Einw., der mit Getreide aus den untern Gegenden und mit Holzwaren einen sehr lebhaften Handel treibt. An dem entgegengesetzten Ufer des Flusses liegt auf einem steilen Felsen das gleichnamige wüste Schloß, das im Mittelalter sehr fest, und für den Durchzug des kaum ¼ Meile breiten Waagthales äußerst wichtig war. Hier hauseten im 15. und 16. Jahrh. die berüchtigten Ritter von Podmanin, die Schrecken ihrer Zeitgenossen, die das ganze Thal bis gegen Trentschin unterjocht hatten, und Raubzüge nach Mähren und Schlesien in Begleitung von mehren hundert Mann unternahmen, bis endlich die Reichsacht, und ein tödtlicher Zwist, der zwischen den beiden letzten Sprößlingen dieses mit ihnen erloschenen Stammes ausbrach, dem Lande Ruhe verschaffte. Später kamen die Herren von Balassa in den Besitz des Schlosses, und der dazu gehörigen, aus 25 Ortschaften bestehenden Herrschaft, die ebenfalls gewaltsam sich des Eigenthums so manches ihrer Nachbaren zu bemächtigen wußten. Gegenwärtig besitzt es diese Familie mit den Grafen Szápáry zu gleichen Theilen. Diese letztern haben am Fuße des Berges, dessen Gipfel die zerstörte Feste trägt, ein neues, ganz im italiänischem Geschmack gebautes Schloß, bei welchem zugleich die Fahrbrücke sich befindet, die zwischen beiden Ufern die Verbindung erhält. Sehenswerth war der herrliche Park, den Graf Paul von Szápáry mit großem Aufwande und 30jährigen Bemühungen hier errichtete, bis die ungeheure Überschwemmung des Waagflusses im Jahre 1813 diese paradiesische Schöpfung, in eine Sand- und Kies-Wüste verwandelte *). (*Baron Mednyanszky.*)

BISTRITZ (Beszterze, Bisztriza). Diesen Namen führen zwei nicht sehr bedeutende Flüsse Siebenbürgens. Die große Bistritz entspringt in der Dobokaer Gespanschaft auf dem Gebirge Piatre Dorne, tritt unterhalb Orosz Borgo in den Bistritzer Distrikt, fließt unter den Mauern der Stadt Bistritz vorbei, und ergießt sich in die große Samosch. Die kleine oder goldene Bistritz entspringt im Bistritzer Distrikte selbst an dem sogenanten Kuhhörnchen an der Moldauer Gränze, vereinigt sich sodann an der Gränze der Dobokaer Gespansch. mit dem Dornabache, und strömt in die Moldau, wo sie sich in den Seretfluß stürzt. Den Namen goldene Bistritz hat sie von dem Goldsande, welchen sie mit sich führt. (*Benigni.*)

BISTRITZ, Bisztricze, Bistrice, Fluß in der Trentschiner Gespansch. in Nied. Ungern, diesseit der Donau, entspringt zwischen Bergen, nicht weit vom Flusse Poprad (welcher nicht mit dem Flusse Poprad in der Zipser Gespansch. zu verwechseln ist), mit welchem er sich bei dem Schlosse Bistritz vereinigt, und endlich in den Fluß Waag (Vagus) fällt; er hat einen sehr schnellen Lauf. (*Rumy.*)

*) Dieses Waag-Bistritz oder Vág Beszterecze (Povaska Bistrica) muß nicht verwechselt werden mit dem großen Pfarrdorf Beszterecze oder Bisternitz in der Preßburger Gespansch. und den großen Pfarrdörfern O Beszterecze (Stara Bistrica, Alt-Bistritz), und Uj Beszterecze (Nowa Bistrica, Neu-Bistritz) in der Trentschiner Gespansch. S. Beszterze. (*Rumy.*)

BISTRITZ, Nößen, Bistricium, ungrisch Beszterze, walachisch Bisztricza, königl. freie Stadt im Großfürstenthum Siebenbürgen, im Distrikte gleiches Namens, (46° 5′ 46″ nördl. Br.). Sie liegt in einer angenehmen, mit Ostbäumen bepflanzten fruchtbaren Ebene am nördlichen Ufer des Bistritzflusses, hat mit Inbegriff der Vorstädte einen Umfang von beinahe einer halben teutschen Meile, und ungefähr 4800 Einw. Vormals war die Stadt mit drei Mauern und einem breiten Graben umgeben. Jetzt steht nur noch eine Mauer, durch welche drei Thore und zwei Pförtchen in die Stadt führen, diese, nebst zwei dem Verfalle nahen Bastionen, einer Schanze an dem nördlichen Winkel der Stadtmauern, und 14 in abgemessenen Entfernungen um die Stadt herum angebrachten Thürmen, machen die ganze dermalige Befestigung aus. Die Stadt hat zwei Plätze und zwölf Gassen, welche in frühern Zeiten gepflastert waren; mehre Wasserleitungen und gegrabene Brunnen versorgen die Bewohner mit dem nöthigen Wasser. Mitten auf dem Hauptplatze steht die ansehnliche, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. erbaute evangel. Pfarrkirche mit ihrem 252 Fuß hohen, unten 30 Fuß im Durchschnitt haltenden Thurme, der im J. 1448 angefangen, und 1519 vollendet wurde. Die Piaristen haben hier ein in neuern Zeiten erbautes Kloster nebst einer Kirche. Die Geistlichen dieses Ordens versehen auch die Professorenstellen an dem hiesigen katholisch. Gymnasium. Auch die Minoriten haben hier ein weitläufiges Kloster. Die augspurgischen Konfessionsverwandten haben hier ebenfalls ein Gymnasium, eine Mädchen-Schule und eine Buchdruckerei, auch sind in den Vorstädten noch zwei Landschulen, und in der Stadt befindet sich auch eine katholische Mädchenschule. Die im J. 1795 neu erbaute walachische Kirche samt dem Pfarrhause und der Schule, befindet sich in den sogenanten Mayerhöfen. Unter die öffentlichen Gebäude gehören noch das Militärhospital, und das in einem ehemaligen Mönchskloster eingerichtete Bürgerspital. Das Kaufhaus oder der jetzt sogenante Kornmarkt, ein ansehnliches Gebäude, ursprünglich zum Marktplatze für die Kaufleute und Handwerker der Stadt bestimt, an der Mittagsseite des Hauptplatzes 314 Fuß lang, 18 Fuß breit, und auf 20 Pfeilern ruhend ist ein Denkmal früherer glücklicher Zeiten. — Bistritz war einst eine der reichsten und ansehnlichsten Handelsstädte Siebenbürgens. Ihr höchster Wohlstand fällt in das 15te, und die erste Hälfte des 16. Jahrhund., während welcher Zeit nicht nur die ungrischen und siebenbürgischen, sondern auch die türkischen und griechischen Handelsleute ihre Waren von Danzig durch Galizien nach Bistritz brachten, welche Stadt nach dem ihr verliehenen Stapelrechte die Hauptniederlage aller auf diesem Straßenzuge verführten in- und ausländischen Warenartikel war. Aus den Denkmälern und Spuren, die man sowol in der Stadt selbst als in ihren Umgebungen von verfallenen Klöstern, Kirchen, Kapellen und Wohnhäusern findet, und aus den noch vorhandenen Geburts- und Sterbelisten jener Zeiten, ergibt sich mit Gewißheit, daß der Umfang der Stadt ungleich größer, und die Bevölkerung um zwei Drittheile stärker war als jetzt. Aber dieser blühende Verkehr verschwand seit der

Digitized by Google

Mitte des 16. Jahrh., als Siebenbürgen der Schauplatz verheerender innerlicher Unruhen und auswärtiger Kriege für beinahe zwei Jahrhunderte wurde; der Handel bahnte sich neue Wege in friedliche Gegenden; drükkende Lasten und Auflagen zehrten das Vermögen der Bürger auf, und der Wohlstand sank tief herab. Unter der milden österreichischen Regirung fing jedoch die alte Industrie seiner Bewohner wieder an aufzuleben, und besonders ist der lebhafte Verkehr mit der benachbarten Bukowina ein bedeutender Erwerbszweig für sie geworden, der durch die nach dieser Provinz angelegte neue Kunststraße sehr befördert wird. Die beiden Jahrmärkte sind, besonders der zweite, durch den beträchtlichen Verkehr mit Moldauer Vieh ebenfalls eine bedeutende Erwerbsquelle für die Einwohner. (*Benigni.*)

BISTRITZER-DISTRICT (der), das Nösnerland, Districtus Bistriciensis, ungrisch Beszterczei Vidéke, Sächsischer Distrikt im Großfürstenthum Siebenbürgen. Dieser Distrikt gränzt gegen O. u. S. an die Dobokaer, gegen W. an die Inner-Solocker Gespanschaft, und gegen N. an das Königreich Ungern. Sein Flächeninhalt beträgt 33¼ Q. M. Dieser Distrikt ist einer von den am höchsten liegenden Theilen Siebenbürgens. Von Ungern und der Moldau wird er durch einen Zweig des karpathischen Gebirges getrent, zu welchem hier mehre der höchsten Berggipfel Siebenbürgens gehören. Von dem sogenanten Kuhhörnel (walachisch Pratre Inului) oberhalb des Rodnaer Bergwerks kann man, bei heiterm Wetter, die Kerzergebirge im Herrmannstädter Stuhl sehen. Durch diese Gebirge führt der Rodnaer Paß in die Bukowine, außer demselben kann man aber noch auf zwölf ebenfalls stark betretenen Fußsteigen (Plajen) theils nach Ungern, theils nach der Moldau gelangen. In den niedern Gegenden des Distrikts ist das Klima gemäßigt, in den höhern, besonders im Rodnaer Thale, rauh und schnell abwechselnd. Der beträchtlichste Fluß des Distrikts ist die große Samosch, welche unter den Gebirgen Burful, Omuluj und Lopatna entspringt, und denselben von Osten gegen Westen durchschneidet. Der Salvafluß entspringt am Berge Runkanitor, und vereinigt sich bei dem Dorfe Salva mit der Samosch; auf diesem Flusse wird Holz in die Samosch geflößt. Mit ihr vereinigt sich die große Bistritz; die kleine geht nach der Moldau (s. oben). Salz und Sauerquellen sind in diesem Distrikte an dreißig, worunter die zu Rodna die merkwürdigste ist. Nächst dieser ist die Dombhater Sauerquelle die geschätzteste. Wildpret ist in den ausgebreiteten Waldungen des Distrikts in Menge vorhanden, Fische liefern die Flüsse, und die häufigen Waldbäche in ziemlicher Menge, auch zur Viehzucht ist die Lage sehr günstig. Der Ertrag der Feldfrüchte ist hier des schlechtern Bodens und rauhern Klimas wegen nicht so reichlich als in den niedern Gegenden Siebenbürgens. Der Weinwachs ist nur unbedeutend. Aus mehren Gewässern des Distrikts wird Gold gewaschen. Bei Rodna ist ein ergiebiges Bleibergwerk. Magnesia wird in der Gegend der Dombhater Sauerquelle in Menge gefunden. — Die teutsche Kolonie, welche den Bistritzer Distrikt bevölkerte, und wahrscheinlich zuerst zur Beförderung des Bergbaues dahin gerufen wurde, ist von den übrigen sächsischen Kolonien in Siebenbürgen verschiedenen Ursprungs, und wurde erst in spätern Zeiten mit denselben zu einem National-Körper vereinigt. Sie war schon in frühern Zeiten reich und mächtig, und stellte namentlich bei dem Einfalle der Mongolen in Siebenbürgen unter Bela IV. diesen allein ein bedeutendes Korps entgegen; dies wurde aber geschlagen, und die Kolonie beinahe ganz zu Grunde gerichtet. König Ladislaus der Nachgeborne, verlieh dem Gubernator Ungerns, Johann von Hunnad die Würde eines erblichen Grafen des Bistritzer Distrikts. Zwar sollten durch diese Verleihung nach dem Willen des Königs und Johanns eigenen Versicherungen, die ursprünglichen Rechte und Freiheiten der Bistritzer nicht gekränkt werden, aber als nach des Vaters Tode König Mathias Korvin, dessen Würde seinem Oheim Michael Szilagyi übertragen, quälten und plagten dessen Schloß-Hauptleute die Bistritzer so sehr, daß diese Anfangs mit offenbarer Gewalt sich der lästigen Zwingherren zu entledigen suchten, und als dieses nicht gelang, endlich den König durch Bitten, und mehre ihm geleistete wichtige Dienste bewogen, die ihnen lästige Würde ganz aufzuheben, und ihnen die von seinem Vater erbaute Burg zur Zerstörung zu überlassen, mit deren Materialien sie den früher bereits angefangenen Bau ihrer Stadtmauern ganz vollendeten. Seit jener Zeit genießt der Bistritzer Distrikt vollkommen alle Rechte und Freiheiten der übrigen sächsischen Stühle und Distrikte. Die Verwaltung des Distrikts ist dem Stadt- und Distriktsmagistrate anvertraut, dessen Haupt der Stadt- und Distriktsoberrichter ist. Der Distrikt wird in den teutschen oder bistritzer, und den walachischen oder rodnaer Kreis abgetheilt, der letztere wurde bei der Einrichtung der siebenbürgischen Militär-Gränze im J. 1761 zu derselben gezogen, und bildet jetzt den größten Theil des zweiten Walacher-Gränz-Infanterie-Regiments. Der ganze Distrikt zählt 55 bewohnte Orte, darunter eine königliche Freistadt und 54 Dörfer. (*Benigni.*)

BISTRZITZ, 1) Herrschaft und Stadt mit Schloß und Pfarre im Iglauer Kreis in Mähren; 2) mit dem Zusatz unterm Hostein, Herrschaft und Markt mit Schloß und Pfarre im Prerauer Kreise, 3 Stunden von Kremsier in Mähren, wo den gleichen Namen auch 3) noch ein Dorf im Hradischer und 4) ein andres im Prerauer Kreise führt. (*André.*)

Bistouri, s. chirurg. Instrumente.

BITAUBÉ (Paul Jeremias), ein bekanter französischer Schriftsteller und Akademiker, wurde geboren am 24. Novemb. 1732 zu Königsberg in Preußen, wo seine Familie — ursprünglich Edelleute aus Guienne und Protestanten — nach der Aufhebung des Edicts von Nantes sich niedergelassen hatte. Sein Vater war ein angesehener und begüterter Kaufmann, und dem Sohn stand die nämliche Laufbahn offen; aber er fühlte Beruf für die Wissenschaften, und studirte zu Frankfurt an der Oder anfangs Jurisprudenz, dann Theologie. Früh hatten ihn die Dichter Griechenlands und vor allen Homer angezogen, und das Bibelstudium selbst führte ihn, vermöge der ähnlichen Denkweise und Darstellung, zu diesem seinem Liebling zurück. Er wurde nach einiger Zeit

Digitized by Google

auch der Theologie untreu, und widmete sich, nachdem er bereits mehrmals zu Berlin gepredigt hatte, ausschließlich den schönen Wissenschaften. Durch seine Übersetzung Homer's wurde er Friedrich II. vortheilhaft bekant, der ihn 1766 zum Mitgliede der Berliner Akademie ernante, und ihm längere Zeit in Frankreich zuzubringen erlaubte, um dort die letzte Hand an sein Werk zu legen. Der bedeutende Ruf, welchen sich diese Übersetzung erwarb, veranlaßte späterhin auch seine Ernennung zum auswärtigen Mitgliede der französischen Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften. Diese Auszeichnung erhöhte die Vorliebe, welche er von jeher für Frankreich empfand, und er ließ sich einige Zeit vor dem Anfang der Revolution zu Paris nieder. Im Anfang des J. 1794 wurde er mit seiner Gattin eingekerkert, aber durch den Fall Robespierre's in demselben Jahr wieder befreit. Im folgenden Jahr wurde er, bei der Gründung des franzöſ. Nationalinstituts, Mitglied desselben. Anfangs gehörte er zur Klasse der Literatur und schönen Künste, dann zu der Klasse der Geschichte und alten Literatur. In der Folge wurde er zum Mitgliede der Ehrenlegion ernant, und verlebte die Tage des höhern Alters zu Paris ruhig, geachtet und durch Tugend achtungswerth. Zu seinen Freunden gehörten mehre der ausgezeichnetsten Akademiker, unter andern Thomas und Ducis. Nach einer beinahe funfzigjährigen Ehe hatte er das Unglück, seine Gattin *) zu verlieren, der er nach einem Monat, am 22. Novemb. 1808 in die Ewigkeit folgte. In seinen Werken erscheint er nicht als Dichter vom ersten Range, sondern leistet nur, was ein glücklich ausgebildetes Talent zu leisten vermag. Er begann seine dichterische Laufbahn mit einem Essai d'une nouvelle traduction d'Homère, Berlin 1760. 8., welchem die vollständige Übersetzung der Iliade, in Prosa, mit vorausgeschickten Bemerkungen über Homer, Paris 1764. 2 Bde. 8. nachfolgte. Die zweite Ausgabe erschien ebendaselbst 1780, und die dritte 1787, jede in 3 Bänden. 8. Man gestand dieser Übersetzung allgemein den ersten Rang unter den französischen Übersetzungen Homer's zu, und die hinzugefügten Bemerkungen bezeugten, daß der mit teutscher Wissenschaft genährte Verfasser die Schönheiten seines Originals zu würdigen wußte. Die Übersetzung der Odyssee erschien erst 1785 in 3 Bänden, gr. 8. Beide vereint aber unter dem Titel: Oeuvres d'Homère, Paris 1789. 12 Vols. 16. N. Ed. 1798. 14 Vols. 12. Außerdem trat Bitaubé mit zwei eigenen kleinern Heldengedichten, beide in poetischer Prosa, auf. Das eine erschien unter dem Titel: Josephe, Poëme en IX chants, zuerst Berlin 1767. 2 Bde. 8., mit 10 Kpf. von Meil, wiederholt Neufchatel 1772. 12. 1773. 12. Paris 1786. (bedeutend vermehrt,) ebendaſ. 1787, 1793, 1798. in 8. und 18 **). Bodmer's und Geßner's Behandlungen biblischer Stoffe mögen dem Verf. den ersten Anstoß gegeben haben, dessen Sprache lebendig und bilderreich ist. Sein zweites episches Gedicht, Guillaume de Nassau en X chants, Amsterdam 1773. 8., und neu überarbeitet unter dem Titel: les Bataves, Paris 1797. 8. wurde im Ganzen weit weniger beachtet, obgleich eine holländische Übersetzung davon, Amsterdam 1773 erschien, und ein französischer Kritiker, der Abbé Sabbatier, es dem Telemach von Fenelon an die Seite setzte. Eine Übersetzung von Göthe's Hermann und Dorothea, womit Bitaubé im höhern Alter 1800 auftrat, zog ihm den Tadel der französischen Kunstrichter zu, in deren Augen ein bürgerliches Epos keine Gnade fand. Zu den übrigen Schriften Bitaubé's gehören: Examen de la profession de foi du vicaire Savoyard dans l'Emile. 1763. 8. gegen Rousseau's deistische Äußerungen gerichtet; de l'Influence des belles Lettres sur la Philosophie, Berlin 1767. 8. Eloge de Corneille, 1769. 8. Diese letztern drei fehlen in der Samlung seiner sämtlichen Werke. (Oeuvres complets. Par. 1804. IX Vols. 8.) Mehre Aufsätze, zum Theil über griech. Literatur, und insbesondere die politischen Schriften des Aristoteles, lieferte er zu den Memoiren der Berliner Akademie, dem Magazin encyclopédique, und den Memoiren des franzöſ. Nationalinstituts ***). (*Rese.*)

BITESCH (Gross), eine zur Herrschaft Namiest gehörige Stadt in Mähren, im Znaymer Kreise, mit einer Poststation zwischen Schwarzkirchen und Groß-Mesewitsch auf der Straße von Brünn nach Iglau, mit 250 Häus. und 1200 Einw. (*André*).

BITETTO, kleine Stadt in Neapel, Prov. Bari, in einer großen Ebene, hat 3300 Einw., ein Bisthum, und den Titel einer Markgrafschaft. Sie hieß ehemals Bitectum. (*Hader.*)

BITGAU, pagus Bedensis, Gau des lothringischen Mosellandes [1]), von dem römischen (Bezirk?) Ort Beda [2]), nun Bitburg an der Nims be-

*) Man hat von ihr eine sehr anziehend geschriebene Erzählung ihrer erduldeten Gefangenschaft. **) Es wurde gleich nach seinem Erscheinen von einem Ungenanten ins Teutsche übersetzt. (Berlin 1768. 8. Eine englische Übersetzung erschien 1786; eine spanische von Pierre Lejeune, Madrid 1788, und eine zweite teutsche von Karl Heinrich Heidenreich, mit einer kritischen Beurtheilung des Gedichts, Leipzig 1800. 8. In den Beifall, welchen dieses Gedicht bei seinem Erscheinen fand, stimte selbst die allgemeine teutsche Bibliothek ein, (s. den Anhang zum ersten bis zwölften Bande S. 1031), aber die spätere teutsche Kritik mäßigte ihn sehr, und die allgemeine Literatur-Zeitung (1801 Nro. 30) zeigte bei Gelegenheit der letzten Übersetzung hinreichend, daß Bitaubé's durchaus modernisirte, weinerlich empfindsame Behandlung des alterthümlichen Stoffs der poetischen Wahrheit ermangele. ***) Sein Leben steht in Histoire et Memoires de l'Institut royal, Classe d'Histoire et des lettres anc., Tom. IV. Vergl. Biographie nouvelle des Contemporains von Arnault u. a. Tome III. Erſch gelehrtes Frankreich. Gruber's Wörterbuch zum Behuf der Ästhetik, u. s. w. 1r. (und einziger) Bd. S. 671. Tübinger Morgenblatt 1808. Nro. 311. 1810. Nro. 132.

1) Urk. 952 b. Hontheim hist. dipl. Trevirensis I. 285. in pago Mosolensi in comitatu Bedensi — villa Villen, super fluvium Lisere, bis wohin der eigentliche Moselgau nicht reichen konte. In dem Sinne liegt auch Remagen im Moselgau, a. a. O. I. 63., ohne jedoch die Urk. näher nachzuweisen, u. a. m. Auf ähnliche Weise wird dieser Bezirk landschaftlich auch zu Wabrien gerechnet. Urk. 895. Hontheim a. a. O. I. 232. 2) Beda vicus Itin. Anton. und auf der Tabula Peutingeriana. Mehre Bezirke des Mittelalters in den einst römischen Provinzen auf dem westl. Rheinufer haben ihre alten Namen gerettet, oder von römischen Orten geborgt, so Arlon (Th. V. S. 333.) Carosgau, Taxandria, Condros, Famene u. s. w.

Digitized by Google

nant [3]), der bei der Theilung Lothringens 870 zum teutschen Loos gelegt wurde (Bouquet VII, 109). Er war dem bedeutendsten Theile nach auf dem nordwestlichen Ufer der Mosel belegen, vom Gebiet der Sure im Südwesten, bis zu dem des Ellerbachs im Nordosten sich hinziehend. Im Nordwesten und Norden reichte er theils unmittelbar bis zu dem Höhenzuge der Eifel, wo die Wasser, mit der Roer, zur Maas, oder zur Mosel abfließen, und also wahrscheinlich bis zu der Scheide der Diöcesen von Trier und Lüttich, theils aber nur bis an den die Höhen der Eifel und die Quellen der Erfft, Ahr, Kil, Liser und andern kleinen Bäche einnehmenden, die Sprengel Triers und Kölns begränzenden Carosgau — Prüm lag auf der Gränze [4]). Der Umkreis, welchen Otto II. in der Urkunde von 974 bezeichnet [5]), beschreibt aber nicht einmal die Grafschaft Beda, von welcher darin allein die Rede ist, geschweige den Bitgau, sondern nur einen Forst, welchen der Kaiser dem Erzstift Trier auf dessen eignen oder Prümschen Besitzungen in der gedachten Grafschaft Bit gab oder bestätigte. So sagen die ausdrücklichen Worte der Urkunde und den Bitgau überschritt nach andern Denkmälern im Morgen, wie im Abend, diese Forsten-Gränze. Letztere, welche mit der Mosel endigte, kann also auch keinen Beweis für die südöstliche Gränze des Gau's und die Behauptung abgeben, er sey überall nicht auf das rechte Moselufer herübergegangen. Diese Thatsache scheint vielmehr nicht so rasch geläugnet werden zu können, als Hontheim that. Die Urkunde Graf Siegfrieds von Luxemburg von 964 ist freilich gar nicht in dem Streit anzuführen, da sie wol die Ausdehnung des comitatus Bedensis über einen Theil des Unter-Saargau's in den nächsten Umgebungen Saarburgs bezeuget [6]), woraus denn allerdings folgt, daß sie und der pagus Bedensis verschiedene Gränzen hatten; aber der letztere wird gar nicht erwähnt, und vielmehr die Orte Leuken, Saarberg in den Unter-Saargau gesetzt und in die Grafschaft Beda. Dagegen aber setzt die Urkunde Otto I. von 940 offenbar die Orte Fell, (Ober- oder Nieder-?) Kenn, Detzem, Büdelich, Löwen, alle auf dem südöstlichen Ufer der Mosel (und andere, welche wir nicht mehr nachweisen können, bringt vielleicht einst ein Verzeichniß untergegangener Orte in eben die Gegend), in den Bitgau [7]). Wenn der Inhalt des Diploms König Dagoberts für S. Maximin über den Hof Detzem (Decima) nicht eben so falsch ist, als nach Mabillons Untersuchung [8]) die vorliegende Ausfertigung, so dehnen die Zubehörungen dieses Hofs sich bis zum Ederwald und zu der in der Fabel gepriesenen Burg Troneck hin. Für diese Scheidung sprechen, wenn wir einmal auf das rechte Ufer gelangt sind, alle geographische Verhältnisse. Auch Lohwilare, welches für Lohweiler bei Dagstuhl gehalten wird, lag im Bitgau [9]). Dazu komt, daß wir keinen andern Gau in diesem Theil des Mosellandes erwähnt finden [10]), und wenn auch die Grafschaft der Stadt Trier und deren nächste Umgebungen [11]), gleich anfangs, aus Achtung für die einstmalige Hauptstadt Galliens, oder später, einen eigenen Gaubezirk gebildet, oder zu solchem ausgeschieden worden seyn sollte — noch sehen wir hier nicht klar genug — so kann sich solcher doch nicht sehr ausgedehnt haben.

Ist dies nun gegründet, so ging der Bitgau auch auf dieser Seite bis zu den Höhen des Hundsrück's, und begriff also einen beträchtlichen Theil des rebenreichen Moselthals, wenn nicht auch ein Stück des Saarthals. Er wurde alsdann begränzt von den Gauen Carosgau, Eifelgau, Meinfeld, Hundesrück, Bliesgau, Unter-Saargau, Moselgau, Mithingau, Sargau und Ardennen [12]), begriff also nach neuerer Eintheilung das östliche Luxemburg, das nordwestliche und südliche Triersche Gebiet, und mehre kleine geistliche und weltliche Herrschaften, und nach der gegenwärtigen Erdbeschreibung ebenfalls das östliche Luxemburg, und die Kreise, oder Kreistheile Prüm, Bitburg, Daun, Wittlich, (Landkreis) Trier, Merzig und Saarburg, des

3) Bitgau — so scheint die Schreibart des Ortes Bitberg nun hergebracht und amtlich zu seyn, obgleich dem Ursprunge nach, Bidberg richtiger wäre — ist schon früh die teutsche Form und daher der Artikel hier eingereiht: 762 Bidensis pagus; 895 Pitagau; 103 — provincia Bydgouwi; 1046 Bietgow. 4) Monasterium positum *infra terminos Bidense atque Ardennae*, ubi rivulus qui dicitur Berdenbach, ingreditur in Prumiam — donamus pariter in pago Charos villam Rumeresheim (nördlich von Schöneck) — *in cuius termino ipsum monasterium est fundatum*, et illam mansionem super Prumiam, ubi rivulus, qui dicitur Escutmisbach, confluit in Prumiam, qui est constructus super terminum predicte ville. Urk. Pipins 762. Hontheim I. 122. Aus der letztern Angabe folgt keineswegs mit Hontheim, (S. 60.), daß Prüm im Carosgau gelegen habe, im Widerspruch mit der erstern Angabe der nämlichen Urkunde; denn die Flur des Ortes Rumersheim kann recht wol in einen andern Gau sich hinein erstreckt haben, wovon so gut Beispiele aus der Zeit der Gauverfassung, als aus der jetzigen Amts- und Kreis-Eintheilung sich finden. Alsdann ist also mit der erstern Angabe gar kein Widerspruch vorhanden, wie diese immer, als die bestimmtere, vorzuziehen seyn würde. So viel folgt sicher, daß die drei Gauen in dieser Gegend zusammenstießen. 5) Quidquid in ambitu videntur habere ecclesie Trevirensis atque Prumiensis in comitatu Bethensi, istorum terminum: scilicet flumen decessum a Manderscheit in Lysaram usque Mosellam, eundem sursum Suram usque Epternacum, indeque recto tramite usque Erlesburg in Kyla, atque inde ad Manderscheit iterum in flumen Lysera. Totum ergo in forestum tenendum concessimus, ut omnia hec jam dicta hoc terminorum ambitu circumcluse Trevirensi ecclesie archipresuli in usum foresti possidenda constent. Hontheim I. 310. In der Urk. 103 — wird diese Gegend in die provincia Bydegouwi gesetzt. Daf. I. 364.

6) *Hontheim* I. 301. res proprietatis in pago Saronensi in villa, que vocatur Odowines — Luica; in eadem marcha et in comitatu Bedensi similem unum — accepi autem econtra de rebus S. Petri (Trier) *in antedicto pago* et in supra dicta marcha *in comitatu Bedensi* monticulum, qui antea vocabatur Charbelin, hunc autem Sarburg situm super fluvium Saranne, et cum eo sex mansos, juxta supra dictum monticulum jacentes in villa, que nominatur Luica. 7) *Hontheim* I. 276. 8) de re dipl. L. 3. c. 1. n. 2., eine Stelle, welche dem Verf. des Chron. Gottw. entgegen ist. 9) Urk. 1046. in Act. Acad. Theod. Palat. VI. 276. 280. 10) Hontheims Triergau (a. a. O. I. 232.) zerfällt in dieser Ausdehnung von selbst, da in der angeführten Urk. offenbar, wie an vielen Orten, die Triersche Diöces darunter verstanden ist. Die Angaben vom Moselgau sind landschaftlich, s. oben Anmerk. 1. um so mehr, da anerkante Theile des Bitgau's und Saargau's dazwischen liegen und die angegebne Gegend abschneiden. 11) Comitatus vel suburbium Trevirorum Urk. *Otto* I. 966. *Hontheim* I. 303. 940. Daselbst 277. Vallis treverica 953. Daf. 286. 12) Wie auch die Theilung von 870 beweiset. *Bouquet* VII. 110. 111.

Digitized by Google

Preußischen Regirungsbezirks Trier. (Chron. Gottwic. unter Bedensis und Bentensis — blos Lesefehler Browers —), Hontheim a. a. O. I. 61. (Karte von Lotheringen.)

Ein anderer, ebenfalls lateinisch Bedensis benante Gau in der lothringischen Landschaft Wabrien, hat von dem Bache Void (Vidus) den Namen, und wird unter diesem Artikel vorkommen. (*Delius.*)

Bither, s. Bether.

BITHRON, בִּתְרוֹן (Trennung) wird 2 Sam. 2, 29 erwähnt, scheint das jenseit gelegene, durch den Jordan vom übrigen Palästina getrennte Land, also Peräa zu bezeichnen. (*A. G. Hoffmann.*)

Bithyä, s. d. folg. Art.

BITHYNIA, soll, wie man aus dem Rhodier Apollonios [1]) schließen will, ursprünglich Bebrykia geheißen, jedoch scheint nur ein Bezirk an der Küste [2]) diesen Namen geführt zu haben. Den Namen Bithynien erhielt das Land von den Bithyniern, einem Volke, das nach einstimmiger Meinung der Alten aus Thrakien eingewandert war, (deshalb mythisch: Bithynos, des Zeus und der Thrake Sohn, hat Bithynien den Namen gegeben, so wie Bithyos, des Ares Sohn, dem thrakischen Stamme der Bithyä), indem es aus seinen ursprünglichen Sitzen am Strymon, woher sie auch Strymonier genant wurden, vor den Mysiern und Teukrern hatte entweichen müssen [3]). In ihrem alten Vaterlande, wo ein Theil von ihnen zurückgeblieben war [4]), behielt ein Landstrich am Pontos Eux. von Apollonia bis Salmydessos den Namen Thynias [5]) In Klein-Asien nahmen sie den Bezirk ein, der vom thrakischen Bosporos bis zur Ausmündung des Sangarios längs des Pontos Eux. 20 geogr. Meilen in die Länge, und vom astakenischen Meerbusen bis zur Küste des Pontos Eux. 6—8 geogr. Meilen Breite hat [6]). Den nördlichen Küstenstrich, wo auch eine Insel von ihnen Thynias benant ward, besetzten die Thyni, den südlichen im Innern des Landes die Bithyni [7]). Ihnen südlich wohnten die Phrygier (Mysier) [8]), die Homer am Sangarios kent, und östlich waren sie entweder durch den Sangarios [9]) oder nach Skylax [10]) durch den Hypios von den Mariandynern getrent, einem Volke, das zwar Strabo [11]) mit den Bithynern verbrüdert halten möchte, das aber nach Herodotos [12]) wahrscheinlich mit den Paphlagoniern zum syrischen Völkerstamme gehörte. Von den Bithynern, als dem größern Stamme, erhielt das Land den Namen, das frei blieb, bis es von Lydien unterjocht ward [13]). Mit dem Falle dieses Reichs kam es unter persische Oberherrschaft, behielt wahrscheinlich seine alte Verfassung, war aber, zumal, da es damals außer Chalkedon und Astakos, die griechische Republiken waren, keine Städte hatte, zu unbedeutend, um eine eigene Satrapie zu bilden. Es war den Satrapen von Phrygien untergeordnet [14]). Schon dieser Umstand, daß kein Satrap im Lande war, mußte Bithynien weniger abhängig machen. Noch mehr aber nutzten die Unterstatthalter (Ἔπαρχοι) Bithyniens die Zerrüttung des persischen Reichs, um sich Unabhängigkeit zu gewinnen, die Bas so gegen Alexander d. Gr. behauptete, daß seine Regirung meist in Ruhe verstrich [15]). Sein Sohn und Nachfolger Zipoetas, der nur Fürst der Thyni genant wird, hatte mit Lysimachos, der ihn unterjochen wollte, zu kämpfen; behauptete sich aber doch gegen diesen, wie gegen Antiochos Soter [16]). Nikomedes I. gest. 246 vor Chr. benutzte die Verwirrung nach Lysimachos und Seleukos Tode, um mit Hülfe der Galater, denen er das Land, das von ihnen Galatien benant ward, einräumen mußte, den herrenlosen Theil Phrygiens am Sangarios, und den von Mysiern besetzten Küstenstrich an der Propontis zwischen den Meerbusen von Kios und Astakos in Besitz zu nehmen [17]). Prusias I. gest. 192 vor Chr. unterstützte Rhodos gegen Byzanz [18]), beschränkte der Republik Heraklea ihr Gebiet, vermochte sie aber selbst nicht zu erobern [19]). Prusias II. machte mit Hilfe Philipps III. von Makedonien Eroberungen an der Propontis [20]), und auf Kosten des pergamenischen Reichs in Phrygien [21]). Der Krieg wurde von ihm, wie es scheint, eine Zeitlang siegreich fortgesetzt, bis die Römer Frieden geboten, und ihn nöthigten, das Eroberte wieder abzutreten [22]). Dies scheint das sogenante Phrygia Epiktetos gewesen zu sein. Dagegen verblieb der im Westen eroberte Strich vom Meeresbusen von Kios bis zum Olympos und Rhyndakos beim bithynischen Reiche, und diese Ausdehnung behielt es, bis Nikomedes es den Römern vermachte. Schon bei der ersten Provinzialeinrichtung hatte Pompejus einzelne Distrikte von Pontos, die kleinen einheimischen Dynasten verliehen waren, dazugeschlagen [23]). Dies geschah, als Pontos eigene Provinz ward: man ließ aber doch, wie es scheint, alles von Heraklea an bei Bithynien [24]). Späterhin, als Paphlagonien eingezogen ward, schlugen die Römer den westlichen Theil davon zu Bithynien, so, daß diese Provinz an der Küste bis Kytorium oder bis nahe an die große Landspitze Karambis reichte, die innere Gränze aber wahrscheinlich der Bergrücken bildete, der von Süden nach Norden bis zum Vorgebirge Karambis läuft. In dieser vergrößerten Ausdehnung blieb aber die Provinz in zwei Theile getheilt, Bithynien westlich von der Propontis bis zum Sangarios, und Pontos vom Sangarios bis Karambis. So kent es Ptolemäos [25]), und so blieb es bis ins 5te Jahrh., wo Theodosios II. die östlichere Hälfte nach seinem Oheim Honorias benante [26]). Bei der

1) II, 2; *Schol.* ad h. l. 2) s. *Bebrykes.* 3) *Scyl.* p. 34. *Thucyd.* IV, 75; *Xenoph.* Anab. VI, 4; *Herod.* VII, 75; *Strab.* XII, 3, 3. 4) *Xenoph.* Anab. VII, 2. 5) *Strab.* XII, 3, 3. 6) *Strab.* XII, 4, 1; *Ptol.* V, 1. 7) *Apoll. Rh.* II, 462; *Dionys. Per.* 793 fg., der aber, der Gegend zu wenig kundig, die Bithyni in die Nähe des Bosporos, ins östlichere Land die Thyni setzt, *Plin.* V, 32; *Strab.* XII, 3, 2. 8) *Ptol.* V, 1; *Strab.* XII, 4, 13. 9) p. 34. 10) *Plin.* VI, 1. 11) XII, 3, 4. 12) III, 90; VII, 72 u. 75. 13) *Herod.* I, 28.

14) *Thucyd.* IV, 75; *Xenoph.* Anab. VI, 5; VIII, 1. 15) *Memn.* c. 21 (20). 16) *Memn.* l. c. 17) *Memn.* l. c.; *Strab.* XII, 5, 1; *Liv.* XXXVIII, 16; *Just.* XXV, 2. 18) *Polyb.* VI, 47 fg. 19) *Memn.* c. 29. 20) *Polyb.* XV, 21—23; XVII, 47. 21) *Polyb.* III, 3, 6; XXIII, 18; XXIV, 1 u. 3. 22) *Polyb.* XXXIII, 10 u. 11. *App.* Mithr. 3. 23) *Strab.* XII, 3, 1; *Dio Cass.* XLII, 40. 24) *Strab.* XVII, 3, 25. 25) V, 1. 26) *Malal.* Chr. II. XIV. *Theod.* jun. imp.

Digitized by Google

Eintheilung Kl. Asiens in zwei große Diöcesen, Asiana und Pontika, ward Bithynien zu Pontika geschlagen, Pontika prima [27]). Das eigentliche Bithynien ist von waldigen Gebirgen, worunter der Olympos im Westen der höchste ist, durchzogen. Der Boden ist in den Thälern fett und thonig, und liefert außer Öl, alle Produkte im Überfluß [28]). Die Steinbrüche geben außer Marmor auch Krystall [29]). Die bithynischen Käse waren im Auslande gesucht [30]). (*Ricklefs.*)

BITHYNIUM, (*Βιθύνιον*) wahrscheinlich die älteste Stadt Bithyniens in dem Bezirk, den die Mariandyner bewohnten, zum Gebiet von Heraklea gehörig oder daran stoßend, vielleicht dieselbe Stadt, die Zipoetas unter seinem Namen am Gebirge Cyperos hat. Plinius (V, 43.) erwähnt sie als Stadt des innern Bithyniens. Strabo (XII, 4. 7.) setzt sie oberhalb Tios mit der Bemerkung, daß die umliegende Gegend Saloe heiße, und treffliche Viehzucht habe. Bei Ptol. (V, 1.) hat sie schon den Namen Klaudiopolis, und liegt 59, 20:42. Die Stadt gewann unter Hadrian gar sehr, da sie die Vaterstadt seines Lieblings Antinoos war *). Am Ende des 4. Jahrh. wurde sie die Hauptstadt der neuen Provinz Honorias. Sie wird als bischöflich von Hierokles erwähnt; und das Itin. Ant. kent eine Heerstraße von ihr bis Ankyra von 127 Mill., die aber mit einem Umwege über Kratéa geht. Die wenigen Münzen der Stadt hat *Rasche* Lex. Num. Vol. II. P. II. p. 590 sq. (*Ricklefs.*)

BITIE, eine Kunstwirkerin oder Stickerin, welche ungefähr um die Zeit der 120. Olympiade lebte. Sie verfertigte das Mittelstück der breiten Einfassung eines Festgewandes der Diana mit einem Mäander und weiblichen Gestalten verziert. Der obere Theil und die rechte Seite wurde von Bittion, die linke von Antianeira verfertigt †). (*J. Horner.*)

Bitin, s. Vipera atropos.

Bitis-Natter, B.-Schlange, s. Vipera Bitis.

Bitissa, s. Ossowa.

Bitoma, s. Ditoma.

Bitoglia, s. Pitoglia.

BITON, griechischer Mathematiker, der um 239 v. Chr. lebte, und von dem noch eine Schrift über Kriegsmaschinen in der Samlung der alten Mathematiker befindlich ist. Ausg. Par. 1693. f. p. 105. Vgl. *Fabric.* Bibl. gr. Vol. II. L. III. c. 24. (*H.*)

BITONTO, im Alterth. BITUNTUM, Stadt in einer großen Ebene in Neapel, Prov. Bari, hat ein Bisthum, 12 Pfarrkirchen und ist eine königl. Domäne, zu welcher 13,800 Selen gehören. — Hier wurden im J. 1734 die Östreicher von den Spaniern geschlagen, und der siegende General Montemar erhielt den Namen eines Herzogs von Bitonto. (*Röder.*)

BITPAK, eine weite Steppe im mittlern Asien zwischen den beiden Hochbuckeln dieses Erdtheils, da wo sich die Horde der russischen Kirgisen von der der unabhängigen scheidet. Sie erstreckt sich von der russischen Gränze bis zum Szyr (Sihon, den Jaxartes der Alten), welcher sie von der Steppe Karak scheidet, ist beinahe 30 Meilen breit, und blos mit Gestrüppe von Dornen und Wermuth bewachsen, übrigens wasserleer und unbevölkert; die Reisenden, die durch sie nach Samarkand und Bukhara gehen, bedienen sich im Frühlinge des Wassers von geschmolzenem Schnee, im Sommer müssen sie sich mit dem behelfen, was sie einige Fuß tief unter der Oberfläche finden, und zwar brackisch, aber doch trinkbar ist. Im Frühlinge und Herbst wird sie von den Kirgisen zur Weide benutzt *). (*Hassel.*)

Bitsa, s. Bittsee.

BITSCH, BITCHE, Stadt im franz. Dep. Mosel, Bez. Sarreguemines, (49° 5′ Br. und 25° 14′ L.) mitten in Morästen, woraus das Flüßchen Horn ausfließt, und am Fuße eines Felsens, auf welchem eine starke Citadelle steht, deren Werke und Kasematten in den Felsen eingehauen sind und die man für uneinnehmbar hält. Die Stadt selbst, welche von der Schwalbe benetzt wird, ist offen, besteht nur aus einer langen mondförmigen Straße, und enthält 1 Kirche, 1 Hospital, 225 H. und 2597 Einw., die Gerbereien, Hanfweberei und 1 Ziegelhütte unterhalten. Sie war vormals der Hauptort einer ansehnlichen Herrschaft, die von ihren ältern Besitzern, den Herzogen von Lothringen, im 14. Jahrh. den Grafen von Zweibrücken zu Lehn gegeben wurde, und von diesen an die Grafen von Hanau kam. Im 16. Jahrh. nahmen die Herzoge von Lothringen angeblich wegen einer Felonie das Ländchen zurück, und gaben dem Grafen dafür das Amt Lemberg; 1622 besetzten sie die Franzosen, die unter Vaubans Leitung die Citadelle befestigten, 1607 aber nachdem die Werke zerstört waren, selbige an Lothringen zurück gaben. Als 1738 dieses Herzogthum an Frankreich überlassen war, wurden die Festungswerke sogleich wieder hergestellt. In der neuern Kriegsgeschichte ist die Citadelle durch den unglücklichen Versuch des Herzogs von Braunschweig, sie 1793 durch Überfall zu nehmen, bekant. (*Hassel.*)

BITSCH (Caspar), geb. zu Strasburg 1606, Professor der Rechte daselbst, gestorben 1636. Man urtheilt über ihn, daß er dasselbe Verdienst um die Erklärung des Lombardischen Lehnrechts gehabt habe, welches Cujas sich sich in Hinsicht des Römischen Rechts erworben hatte. Sein Commentarius in consuetudines feudorum erschien zu Strasburg 1673. 4. Auch ist es mehr als wahrscheinlich, daß er an Mayer's Collegium juris Argentoratense, einem sehr geschätzten Werke über das Civilrecht, großen Antheil gehabt habe †). (*Spangenberg.*)

BITSCHWEILER, Dorf im franz. Dep. Oberrhein, Bez. Befort, an der Thuren im St. Amarinsthale, zählt 795 Einw. und ist wegen seines großen Eisenwerkes sehr berühmt, welches 60 Hüttenleute beschäftigt und jährlich 1200 Entr. geschlagenes Eisen und 30,000 Stück Sensen liefert. (*Hassel.*)

27) *Hierocl.* 690, 694. 28) *Xenoph.* Anab. VI, 4, 28. 29) *Eustath.* ad Dion. Per. 793. 30) *Strab.* XII, 4, 7, *Plin.* XI, 42.

*) *Dio Cass.* LXIX, 11.; *Paus.* VIII, 9.

†) S. das Epigramm des Leonidas von Tarent bei *Brunck.* Analecta T. I. p. 225.

*) Allgem. Geogr. Ephem. XIV. S. 395 u. f.

†) S. *Freher*, theatr. viror. eruditor. pag. 1076. *Witten*, memoriae Ictor. p. 160.

Digitized by Google

BITSCHWINDA, (Bytschwinda, Besonta. Bisonti), bei den Türken Pejewènd *), eine Hafenstadt an der Mündung des Kabedi in der Abasa, in einer Kubanischen Bucht, welche jetzt Gelintschik Limoni, kleiner Brauthafen, heißt, seitdem ein gewisser Tuman Oghli, des abassischen Stammes Schaphik, hier eine Kolonie angelegt hat, ungefähr unter 55° der Polhöhe. Hier hatten die Georgischen Zaaren um das Christenthum einzuführen, einen Patriarchen; auch soll nach Reineggs sich hier noch eine vom Kaiser Justinian dem heil. Andreas gewidmete Kirche finden. Die Stadt hieß unstreitig Pityus bei den Alten; obgleich die Bezeichnungen des Strabo von Pityus magna **) mehr auf den 2 Grade westlicher auf den Charten angegebenen Hafenort Bitschwinda zu gehen scheinen. Es gab also zwei Pityus hier. (*Rommel.*)

BITTACUS (Latreille), eine Gattung der netzflüglichen Insekten aus der Familie der Scorpionfliegen (Panorpatae), deren Arten von Fabricius und ältern Schriftstellern unter Panorpa gestellt werden. Ihre Kennzeichen sind: vier gleichlange wagrecht auf dem Rücken liegende Flügel; drei Nebenaugen auf dem Scheitel; lange haarförmige Fühler; die Beine sehr lang und dünn, die Tarsen mit ungespaltener Klaue; der Hinterleib in beiden Geschlechtern ohne Zange. Die einzige im südlichen Europa einheimische Art ist *Bitt. tipularius* Latr. Panorpa tipularia *Fabr.* dunkel braunroth, Flügel ungefleckt, am Außenrande gefranzt, die Spitzen der Schienen graubraun. Eine andere Art: B. Scorpio ist im nördlichen Amerika einheimisch. (*Germar.*)

BITTE, ist das Verlangen einer Erweisung von Jemanden als freie Gefälligkeit. Der Ausdruck durch Worte oder Geberden, daß man die verlangte Erweisung als eine Handlung anerkenne, die völlig in der freien Willkür dessen stehe, den man bittet, ist ein wesentliches Merkmal der Bitte. Um aber das Verlangte zu erreichen, wird noch mancherlei hinzugefügt, was eine Neigung zu der Erweisung bewirken soll. Hiebei kann sich die Bitte in das Unrechtliche und Unedle verirren. Dies ist allemal der Fall, wenn ich in dem, welchen ich bitte, Vorstellungen und Gefühle zu erwecken suche, die keine objektive Wahrheit haben, z. B. eine übertriebene Vorstellung von meinem Bedürfniß, oder ein zu hohes Gefühl von Größe an sich, oder in Vergleich mit mir. Da dies Letztere bei dem Gebetnen Mangel an Verstande, oder Schwäche des Charakters voraussetzt, so kann die Bitte dadurch beleidigend werden. Ja bei zu großer Erniedrigung kann der Rechtliche im Gefühl verletzter Menschenwürde sich gegen den Bittenden aufgebracht fühlen. Die Art, wie jemand bittet, läßt oft einen tiefen Blick in seinen Charakter und in die Beschaffenheit seiner Bildung überhaupt thun, und Mancher, der es mit seiner Art zu bitten recht gut zu machen glaubt, bewirkt dadurch gerade das Gegentheil. — Wer Jemandem zu befehlen hat, braucht ihn nicht zu bitten. Indeß bittet auch wol der Vorgesetzte den Untergebenen. Dies geschieht theils aus Milde, um das Lästige des Befehls zu verstecken und die Befolgung zu erleichtern, theils liegt darin eine ehrende Erklärung, daß man dem Untergebenen Pflichtgefühl zutraue und das Verlangte ganz seinem freien Willen überlassen könne, ohne irgend einen Zwang anwenden zu müssen. Endlich ist auch wol der Untergebne dem Vorgesetzten in so wenigen Geschäften untergeordnet, und mit ihm in so vielen andern Verhältnissen, in welchen eigentlich nur ein Bitten Statt findet, daß dieser Ton dadurch der allgemeinere in allen Verhandlungen zwischen ihnen wird. — Ein besonders schwieriger Gegenstand ist die Bitte zu Gott. Die Vorstellung, daß Gott sich durch unsere Bitte bewegen lasse, etwas zu thun, was er sonst nicht gethan haben würde, scheint mit der göttlichen Vollkommenheit, nach welcher er immer das Beste will, auch ohne daß wir es erst von ihm verlangen, nicht vereinbar zu seyn; denn könte ihn unsere Bitte wozu bewegen, so wäre dies entweder besser, als das, was er vorher gewollt hätte, oder schlechter. Im ersten Falle hätte er vorher nicht das Beste gewollt, im letzten wollte er es nach unserer Bitte nicht. Indeß kann man doch hier sagen: Gott richtet sich in seinem Verfahren nach unserm Zustande: nun ist der Zustand eines kindlich bittenden ein ganz anderer, als der eines in seinem Herzen von Gott entfernten, oder gar trotzenden, und insofern kann allerdings das Handeln Gottes mit unsern Bitten im Zusammenhange stehen. Überdies ist es von unverkenbarem Segen, sich mit seinen Wünschen an Gott zu wenden. Unser Gemüth ist in solchen Stunden gleichsam Gott näher, weil der Gedanke an Gott dabei lebendiger in demselben ist. Zu welchen guten Entschlüssen in Beziehung auf unsere Wünsche können wir da angeregt werden, und vor allem — in welchem ganz andern Lichte erscheint uns oft unser Wunsch in dieser Nähe Gottes, so daß uns oft als thöricht oder doch als unrichtig in die Augen fällt, worauf wir vorher einen so großen Werth setzten, daß wir es kaum entbehren zu können glaubten. Für den wahrhaft Religiösen ist Bitte zu Gott jederzeit Übergang aus dem Gedränge eines oft stürmischen und verworrenen Begehrens zu pflichtmäßiger Kraftanstrengung und ruhiger Ergebung. (*Märtens.*)

Bitte, Recht der ersten Bitte, s. teutscher Kaiser.

BITTERFELD, Kreisstadt im preuß. Reg. Bez. Merseburg, am linken Ufer der Mulde, mit der sich oberhalb der Stadt der Bach Leber vereinigt, und über die ½ St. von der Stadt, dicht an der anhaltschen Gränze und beim Rathsdorf Wolfen eine offne hölzerne Brücke führt, mit 293 Häus., 2301 Einw., worunter viele Tuchweber, Strumpfstricker und Töpfer sind, die den Thon auf dem Gebiet des Dorfs Pouch graben und vorzügliche Töpferwaren, auch Tabakspfeifen liefern; mit den 4 Jahrm. sind auch Viehmärkte verbunden. Man fängt hier viel Neunaugen, die theils frisch gekocht, theils als Bricken eingepökelt genossen oder weit versendet werden. Unweit des Brückenzollhauses ist die romantisch liegende Mulden- oder Lebermühle, die außer 13 Mahlgängen auch 1 Öl-, 1 Schneide- und 2 Walkmühlen hat. Die Stadt ward im 12. Jahrh. von eingewanderten Flämingern oder Holländern erbaut, und noch ist eine Gesellschaft von Bür-

*) *Peyssonnel* observations sur le commerce de la mer noire p. 59. und *Formaleoni* storia delle colonie degli antichi nel mar nero p. 127. **) S. meine Strabon. Caucasi descriptio pag. 9.

Digitized by Google

gern, Fläminger genant, vorhanden, die ihre 30 Hufen Landes gemeinschaftlich bearbeiten, und die jedesmalige Nutzung nach Abzug der Aufwandskosten in gleiche Theile unter die Besitzer nach ihren Antheilen vertheilen. — Die Stadt hat eine Superintendentur. — Der Kr. Bitterfeld hatte zu Ende 1819 auf 10 Q. Meil. mit Einschluß der zum Militär gehörigen Personen 30,445 Einw. in 5 Städten, 91 Dörfern, 35 einzelen Besitzungen, 9 wüsten Marken und 5172 Privatwohnhäusern, 2889 Pferde, 12,001 Rinder und 51,016 Schafe. (*Stein.*)

BITTERERDE, (Bittersalzerde, Talkerde), Magnesia. 1) reine, M. pura s. calcinata, schon über 100 Jahre bekant, und zuerst von Fr. Hoffmann von allen übrigen Erden unterschieden, fand man bis jetzt nicht rein in der Natur, sondern in mancherlei mineralischen Verbindungen. Die bittererdigen Fossilien zeichnen sich durch eine besondere Weichheit und Fettigkeit im Anfühlen, und durch den Mangel an Unschmelzbarkeit aus. Hieher gehören: der Amianth, Asbest, Bergkork, Bitter- oder Talkspath (Bitterkalk, krystallisirt Miemit od. Werner's Rautenspath, körnig Werner's Dolomit), die Bergseife (Speckstein), der Boracit, Chlorit, die Sode, der Terpentin, Topfstein ꝛc. (s. diese Artikel). Durch Kohlen- und Schwefelsäure ist die Bittererde in einigen Brunnen- und Mineralwässern aufgelöst, mit letzterer als Bittersalz, mit Salzsäure im Meerwasser, übrigens ein Bestandtheil talkartiger Steine: des Bimssteins ꝛc., neben Alaunerde, Kieselerde und Kalk. Ficinus fand sie 1818 im strahligen Alaun von Tschermig in Böhmen. Auch führen davon ein wenig einige Kieselsteine bei sich, so wie manche organische Stoffe. Überhaupt scheint sie mit den Pflanzenkaloiden leicht dreifache Verbindungen zu bilden. — Das von Trommsdorff neuerdings in einer englischen Schwefelsäure gefundene, angeblich neue Metalloxyd (Crodonium) ist, nach ihm selbst, nichts anders als Bittererde, mit einem Minimum von Kupferoxyd. Vom Kalke läßt sie sich, nach Pfaff, am sichersten aus beider Auflösung durch kleesaure Neutralsalze trennen, und zuletzt nach Du Menil, Bucholz und Longchamp durch reines Kali fällen. Um beider Erden relative Mengen blos zu bestimmen, bleibt Richter's stöchiometrische Methode die zuverlässigste. — Mit der Alaunerde scheint sich die Bittererde wahrhaft chemisch zu verbinden, und durch diese Anziehung selbst an der Bildung eines Doppelsalzes mit dem Ammonium gehindert zu werden.

Rein wird sie durch Glühen der kohlensauren Bittererde, als ein feines, weißes, geruch- u. geschmackloses, nicht ätzendes, sehr voluminöses Pulver vor 2,3 specif. Gewicht dargestellt *), das nach Art der Kalien einige zarte Pflanzenfarben verändert, die blauen grün färbt; über ihr Verhalten in Chinaaufgüssen (s. Grindel im Russ. Jahrbuch der Pharmac. 1808. VI. S. 203 ꝛc.) Geglüht leuchtet sie bisweilen im Dunkeln mit schwachem Scheine einige Tage und erhitzt sich mit Wasser ein wenig; mit Schwefelsäure übergossen bewirkt sie Lichtentwickelung. Nach Dalton ist sie erst in 10000 Theilen Wassers löslich; aber mittelst derselben lösen sich Kampher, Opium und Harze in Wasser auf. Für sich im gewöhnlichen Feuer ganz unveränderlich, befördert sie doch die Schmelzung anderer Körper. Indeß schmilzt sie in den heftigsten Feuersgraden, so wie im Kreise einer sehr wirksamen Voltasäule zu einer glasartigen Masse, und soll sich durch Kalien in der Weißglühhitze zersetzen. H. Davy hat bewiesen, daß sie ein metallisches Oxyd ist, und ihr Metall durch Kalindämpfe und Quecksilber dargestellt werden kann. Auch Seebeck u. A. erzielten es, desgleichen Clarke und Ridolphi, letztere unmittelbar vor dem Knallgasgebläse, und nanten es Talcium oder Magnium, (s. Magnium). Als Oxyd besteht die Bittererde nach Davy aus 66 Magnium auf 34 Sauerstoff, nach Berzelius aus 61,2 M. und 38,8 S., nach dessen neuerer Analyse aber aus 44,641 Bittererde, 35,758 Kohlens. und 19,621 Wasser, oder aus 3 Mischungsth. wasserfreier kohlens. B. E. u. 1 Bittererdehydrat. Ihr Hydrat bildet ein weißes Pulver, oder bei 100° C. getrocknet eine halbdurchsichtige, zusammenhängende, weiße, sehr spröde Masse, durch Zersetzung eines in Wasser aufgelösten Bittererdesalzes mittelst Kali oder Natron, und Auswaschung des Niederschlags, welche ihr Wasser noch unter der Glühhitze verliert, und nach Davy 75 B. E. mit 25 Wasser, nach Berzelius 70,2—69,4 von jener und 29,8—30,6 Wasser, nach Longchamp aber 52,997 B. E. und 47,003 Wasser, auch rothgeglüht immer noch 79,218 B. E. und 20,782 W. enthält. Ein natürliches Hydrat der Magnesia findet sich in New-Jersey und auf einer der Shettlands-Inseln, dort nach Bruce, hier nach Hibbert, enthaltend 69,75 B. E. und 30,25 W. Mit den Säuren, zu denen sie geringere Affinität als die fixen Kalien, größere aber als das Ammonium hat, verbindet sie sich zu völlig neutralen Bittererdesalzen, wovon es wenigere unauflösliche gibt, als dergleichen Baryt-, Strontian- und Kalksalze. Sie sind bei ungefärbter Säure farblos; die auflöslichen schmecken bitterlich: in Wasser aufgelöst werden sie nicht durch Schwefelsäure gefällt, aber fixe Kalien schlagen aus ihnen Erde nieder, Ammonium in der Kälte wenig, in der Wärme höchstens die Hälfte, während sich ein Doppelsalz erzeugt; kohlens. Kali und Natron fällen in der Kälte wenig oder nichts, in der Hitze aber alle Erde; saures kohlens. Kali oder Natron geben keinen Niederschlag, außer beim Erhitzen.

Arzneilich ist der gemeine weiße Talk der Mineralogen neuerlich täglich zu 1 Eßlöffel voll unter 3 Löffel Haferschrot 3—21 Tage fortgegeben, als specifisch gegen die Schaf-Egeln, die er tödtet und zerstört, empfohlen worden. Die vollkommen reine Talk- oder Bittererde (Magnesia calcinata, s. usta, terra amara pura), verdient in vielen Fällen der kohlens. arzneilich vorgezogen zu werden, weil sie, statt, wie diese, Blähungen zu erzeugen, dergleichen, wenn sie aus kohlens. Gas bestehen, vielmehr vermindert, und überdies, ihres geringern Umfangs wegen sich bequemer nehmen läßt. Man gibt sie bei Magensäure, Sodbrennen, Erbrechen der Schwangern, Durchfällen, Flatulenz und Magenkrämpfen, die sie jedoch nur mildert, ohne die Ursache derselben, Schwäche der Verdauungsorgane zu heben, wenn sie nicht

*) Eine Vorschr. dazu s. in Laßner's Gewerbsfreund III. S. 205.

mit Zimmt, Quassia oder Kalmus verbunden, oder eines von diesen Mitteln hinterdrein gereicht wird. Kinder bekommen sie zu 2—8, Erwachsene zu 15—20 Granen. Für sich ist sie sehr wirksam gegen Blasenstein- und Griesbildung, und die davon herrührenden Beschwerden; von Trotter auch in der zuckrigen Harnruhr empfohlen; außerdem ein vorzügliches Gegengift der Mineralsäuren.

Technisch läßt sie sich, wie die Alaunerde, zum Berlinerblau und zu Lackfarben, so wie zur Bereitung mineralischer Pigmente, eines schönen Goldpurpurs aus Goldzinn, das damit zusammengerieben wird ꝛc. in der Porcellanmalerei, und, wie Gyps, zu Reaumur'schem Glase benutzen. — Nach Peschier ist sie endlich ein gutes Entdeckungsmittel der Potasche in den Pflanzenaufgüssen, indem sie sich mit deren Säuren unauflöslich verbindet und das Kali frei macht.

2) kohlensaure Bittererde, (Magn. alba, s. carbonica, salis amari, nitri, findet sich in dünnen Nadeln, natürlich, oder wie das ostindische in Massen, an mehren Orten auch in Teutschland, oder schießt a) als ein neutrales Salz aus einer ruhig gestandenen Mischung von wäßriger, schwefels. Bittererde und saurem kohlens. Natron in sechsseitigen Säulen an; aber die rasch niedergeschlagene erscheint als eine weiße, geschmacklose, oft sehr voluminöse, lose zusammenhängende pulverige Masse von 2,94 spec. Gewicht; oder sie läßt sich aus der Kochsalz- oder Salpetermutterlauge, oder aus den Bitterwassern ꝛc. so darstellen, daß man den Kalk darin durch schwefelsaures, und die B. E. durch kohlens. Kali niederschlägt **). Das krystallinische Salz verwittert an der Luft, löst sich in 48 Wasser, nach Longchamp auch in schwefels. salpeters. und salzs. Kali und Natron auf, verliert in der Glühhitze seine Säure und sein Krystallwasser, und besteht nach Bucholz und Henry aus 30 Erde, 30 Säure und 40 Wasser. Das pulverige Salz ist in 600 Wasser auflöslich und enthält nach Dalton und Henry 43 E., 40 S. u. 17 W., nach Bucholz, heiß gefällt, 42 E. 35 S. und 23 W., aber kalt gefällt, 33 E., 32 S. und 35 W. Nach Berzelius ist die Magnesia alba eine Verbindung von 3 Atomen Kalkcarbonat, und 1 Atom Talkhydrat. b) die saure kohlens. B. E. ist nach Bertholet eine Auflösung der kohlens. Bittererde mit kohlens. Wasser, welche bitterlich schmeckt, Lackmus roth, und Veilchensyrup grün färbt, aber bald wieder zersetzt wird. — Eine gute kohlensaure neutrale Bittersalzerde muß blendend weiß, sehr locker und leicht, geruch- und geschmacklos seyn, sich in genug verdünnter Schwefelsäure schnell und vollkommen unter Aufbrausen auflösen, und ihre Auflösung darf durch Kleesäure nicht getrübt werden. Mit Rhabarberpulver zusammengerieben darf sie dessen Farbe nicht verändern. Auf Kalkzusatz soll man sie nach Döbereiner durch halbstündiges Kochen mit einer gesättigten Auflösung des Salmiaks in Wasser prüfen, welche sie vollständig auflöse, den kohlens. Kalk aber unaufgelöst zurücklasse. Man hat indeß durch direkte Versuche die Unzulänglichkeit dieses Verfahrens dargethan, und hält die Methode, den Kalk durch kleesaure Neutralsalze abzuscheiden, bis jetzt noch immer für die vorzüglichste. — Arzneilich benutzt man auch diese Magnesia, um die in den Magen gebrachte, oder hier im Übermaße erzeugten sauren Stoffe außer der Kohlensäure, zu Mittelsalzen umzubilden, indifferenzirt auszuleeren, und die davon abhängenden Leibschmerzen der Kinder, das saure Aufstoßen, Erbrechen, Sodbrennen, die häufigen entkräftenden Durchfälle saurer Art zu heben; muß aber dabei ebenfalls oder hinterdrein, um die Energie der Verdauungsorgane zu heben, und die fernere Säurebildung zu hindern, die obigen positiv reizenden und stärkenden Mittel gebrauchen. In den sogenanten Gallenruhren ꝛc. läßt man sie nebst gleich viel Weinsteinsäure und noch einmal soviel Zucker mit Wasser schnell niederschlucken, damit das Ganze im Magen effervescire. Auch führt sie kleine Harnsteine und Gries aus Harnsäure bestehend, durch den Harn ab. — Bei kleinen Kindern wirkt sie mit ein wenig Rhabarber gelind laxirend, stärker in Auflösung, als in Substanz. Die Gabe ist von 10 Gran bei Kindern, bis zu 1 Drachme für Erwachsene in Pulver mit Zucker, Ölzucker, Gewürzen ꝛc. — Calomel wird, nach Buchner, durch sie unter Mitwirkung von Wasser schon in der Kälte zum Theil, und vollständig in der Hitze zersetzt. Nach Orfila ist sie, mit reichlichem Getränke das beste Gegengift für in Öl oder Äther aufgelösten Phosphor. — Übrigens verbessert sie nach E. Davy das Brod von solchem Weizen, der nicht vollkommen gereift ist. Zugleich sucht man damit die Säure des sauer gewordenen Bieres abzustumpfen, erhält aber dann ein fades Getränk. Faules Wasser, mit ein wenig davon geschüttelt, verliert nach Proust in Kurzem seinen Übelgeschmack und Geruch. — Zur Darstellung reiner essigsaurer Salze und der Essigsäure selbst aus Holzessig, kann man diese zuerst mit kohlensaurer Bittererde sättigen. — Endlich hat man solche neuerlich auch als Zusatz zum Thone vorgeschlagen, um dessen Feuerbeständigkeit für Schmelzgefäße zu vermehren. — Mit Kieselerde gibt sie eine gute Porzellanerde. —

3) Borarsaure Bittererde: a) natürliche, (s. Boracit); b) künstliche, (s. Boraxsäure).

4) Phosphorbittererde, ein gelbliches, durch Schütteln der Erde mit Phosphor bei etwa 150° C. entstandenes Präparat, das sich in gewöhnlicher Temperatur an der Luft entzündet, und als Feuerzeug dienen kann.

5) Phosphorigsaure Bittererde bildet sich aus phosphorigsaurem Kali oder Natron mit schwefels. B. E. in weißen geschmacklosen Flocken, die in 480 Theilen kalten, und nicht viel wenigerm heißen Wasser auflöslich sind; aus der Auflösung schießt das Salz in Tetraedern an, die an der Luft verwittern, und 20 Erde, 44 Säure und 38 Wasser enthalten.

6) Die phosphors. B. E. stellt wasserfrei und geschmolzen ein durchsichtiges Glas dar, krystallisirt aber mit Wasser in 6seitigen Säulen und Nadeln von 1,5489 spec. Gewicht, die schwach kühlend schmecken, an der Luft verwittern, und sich in 15 kalten Wassers auflösen. Ein wenig von diesem Salze ist in einigen organ. Körpern enthalten.

7) Schwefelbittererde, eine gelbe, lose zusammenhängende Masse, die man durch sehr gelindes Erhitzen

**) Vorschriften zur Bereitung einer möglichst weißen Magnesia siehe in Kastner's teutschen Gewerbsfreund II. S. 175.

Digitized by Google

der Erde mit ¼ Schwefel erhält, und kaum als chemische Verbindung betrachten darf; bei etwas zu starker Erhitzung verfliegt der Schwefel.

8) Die schwefligsaure B. E. krystallisirt in weissen Tetraedern aus der Auflösung der Erde in wäßriger schwefliger Säure, hat ein spec. Gew. von 1,3802, einen erdigen, hinterdrein schwefligen Geschmack, wird an der Luft allmälig schwefelsauer, löst sich in 20 kalten Wassers auf, wird in der Hitze weich, und verliert erst das Wasser, dann ihre Säure, und besteht aus 16 E. 39 S. und 45 W. — In hydrothionsaurem Wasser löst sich die B. E. ebenfalls auf.

9) Schwefelsaure Bittererde, (s. Bittersalz.)

10) Jodinbittererde, aus der Erde mit Jodin und Wasser gebildet in braunen Flocken, welche erhitzt in Jodindampf und Erde zerfallen, aber, mit vielem Wasser gekocht, in hydrojodins. und jodinsaure B. E., die sich auflösen, und in B. E., die unaufgelöst bleibt, sich zersetzen. — Die jodinsaure B. E. ist ein auflösliches Salz; die hydrojodinsaure B. E. krystallisirt schwierig, zerfließt an der Luft, und läßt, erhitzt, die Säure fahren.

11) Die salzsaure B. E., welche einige Mineralwasser, Salzsoolen und das Seewasser enthalten, ist aus salzsaurem Talk durch überschüssig zugesetztes Ätzammonium erhalten, von schleimigem Ansehen, sinkt schwierig zu Boden, ist weiß und undurchsichtig (basische salzsaure Bittererde), krystallisirt schwer in bitterschmeckenden Nadeln von 1,601 spec. Gew., die in der Hitze sich zersetzen und Wasser und Salzsäure entwickeln, unter Rücklassung von Bittererde und wenig Chlorinmagnium, das sich aber rein darstellen läßt, wenn man vor dem Glühen Salmiak zusetzt. Nach Marcet besteht das Salz aus 13,99 Erde, und 63,5 trockner Salzsäure.

12) Die Chlorinbittererde gewint man durch Hindurchtreiben des Chloringases durch in Wasser vertheilte B. E. Sie ist von Davy zum künstlichen Bleichen empfohlen worden, indem sie die Zeuge weniger angreift, als der Chlorinkalk. — Das Salz enthält 25,7 E. 60,0 S. und 14,3 Wasser.

13) Die salpetersaure B. findet sich in Salpeterplantagen bei Dazwischenkunft Bittererdehaltiger Körper, und krystallisirt mit Wasser, in geschoben 4seitigen Säulen oder Nadeln von 1,736 spec. Gew., und bitterm stechenden Geschmack, die sich in ¼ kalt. Wassers, und in 9 Alkohols auflösen, an der Luft zerfließen, nur schwach mit brennbaren Körpern detoniren, in der Hitze salpetrigsaures und Sauerstoffgas entwickeln, und nach Berthollet 33,6 E. und 66,4 S. enthalten.

14) Die blausaure B. E. bildet sich in der Auflösung des frischgefällten Bittererdehydrats in der wäßrigen Blausäure, wird aber durch Kohlensäure und durch Kalien zersetzt. Auf Eisen in der Schwefel-, Salpeter- und Salzsäure, in der Aetzlauge nach vorhergegangener Sättigung, im weißen Zinkoxyd ꝛc. reagirt sie durch Fällung eines blauen Niederschlags noch besser, als blausaures Kali, auch auf Kupfer, das roth- oder kastanienbraun, oft kupferfarben, und auf Zinn, das weiß niedergeschlagen wird. — Die schwefelblausaure B. E. hat, getrocknet ein glimmerartiges Ansehen, und zerfließt an der Luft.

15) Das kohlensaure Bittererdeammonium ist ein Tripelsalz, das durch Vermischen der beiden einfachen Salze in liquider Form entsteht.

16) Das phosphorigsaure Bittererdeammon. schießt aus einer Mischung der beiden einfachen Salze an, und ist wenig im Wasser auflöslich.

17) Das phosphors. Bittererdeammon., ein weißes Pulver, davon sich wenig im thier. Körper, mehr, nach Lindbergson, in einer seltenen Art von Harnsteinen findet, und das beim Zusammenbringen der beiden einfachen Salze im aufgelösten Zustande niederfällt, oder auch in 4seitigen, mit 4 Flächen unregelmäßig zugespitzten Säulen krystallisirt, geschmacklos, luftbeständig ist, und 33 phosphors. Ammon., 33 dergl. B. E. und 33 Wasser, oder, nach Lindbergson 1 Atom phosphors. B. E. und 1 At. phosphors. Ammon. mit 8 At. Wasser enthält. Die Krystalle sind sehr wenig in Wasser auflöslich, zerfallen in der Hitze, verlieren Wasser und Ammonium, und schmelzen zu einem durchsichtigen Glase.

18) Das schwefligsaure Bittererdeammon. schießt aus der Auflösung der Erde im wäßrigen schwefligs. Ammon. in glänzenden, fast geschmacklosen, wenig auflöslichen Krystallen an.

19) Das schwefelsaure Bittererdeammon. krystallisirt mit Wasser zu Octaedern von 1,696 spec. G. und von stechendem bittern Geschmack, ist im Wasser weniger auflöslich, als seine Bestandtheile, wird im Feuer zersetzt, und besteht nach Berzelius aus 9,5 Ammon., 12,7 B. E., 43,7 Schwefelsäure und 34,7 Wasser.

20) Salzsaures Bittererdeammon., kleine unregelmäßige Krystalle von bitterm, stechenden Geschmack, die in 6 kalten Wassers sich auflösen, und nach Fourcroy 27 Salmiak auf 73 salzsaure B. E. enthalten.

21) Das salpeters. Bittererdeammon. krystallisirt in Nadeln von bitterm, stechenden Geschmack, die an der Luft feucht werden, in 11 kalt. Wasser sich auflösen, und nach Fourcroy aus 22,3 salpeters. Ammon. auf 77,7 salpeters. B. E. bestehen.

22) Das schwefelsaure Bittererdekali erscheint bald in langen, bittern, an der Luft zerfallenden Säulen, bald in luftbeständigen Rhomben, welche mit dem schwefels. Kali etwa gleich auflöslich sind.

23) Das schwefels. Bittererdenatron bildet bittere, an der Luft zerfallende Säulen.

24) Das schwefelboraxsaure Bittererdenatron ist ein Quadrupelsalz, welches bei vorschlagendem Borax in rechtwinklichen, an der Luft verwitternden Octaedern, bei überwiegendem Bittersalz aber in luftbeständigen unregelmäßigen Tetraedern anschießt, schwach kalisch reagirt, bitter kalisch schmeckt, und aus seiner Auflösung in Wasser beim Erhitzen boraxsaure B. E. fallen läßt, welche in der Kälte wieder verschwindet.

25) Bittererdebaryt, eine weiße, bröckliche, glänzende Masse, die durch Glühen der B. E. und des Baryts zu gleichen Gewichten entsteht.

26) Bittererdekalk, eine weiße, halbverglaste Masse aus gleichem Gewicht B. E. und Kalk durch Glühen gebildet.

Digitized by Google

27) Kohlensaurer Bittererdekalk, (s. Bitterkalk, Bitterspath, Dolomit, Miemit).

28) Salpeters. Bittererdekalk, ein schwerlösliches Doppelsalz, das aus einer concentr. Auflösung der salpeters. B. E. und dergleichen Kalks niederfällt.

Die übrigen Verbindungen der Bittererde mit den andern Säuren siehe unter diesen. Vgl. auch den Art. Magnium ***). (*Th. Schreger.*)

Bitterholz, s. Quassia.

BITTERKALK, (Mineralog.) Chaux carbonatée magnesifère, *Haüy*. Rautenspath u. Dolomit, nach Werner. Bitterkalk, nach Hausmann †). Die wesentlichen Bestandtheile der Gattung sind kohlensaurer Kalk mit kohlensaurem Talk in verschiedenen Proportionen. Die Krystallisationen behaupten das Gesetz des Kalkspathes, und gehen von einem dem Kalke sehr ähnlichen Rhomboeder aus, indem der Winkel des Kalkspathes 105° 5, der des Rautenspathes 106° 15 beträgt. In Salpetersäure ist der Bitterkalk nur langsam und mit schwacher Gasentwickelung auflöslich; vor dem Löthrohre wird er großentheils bräunlich, das Boraxglas färbt er olivengrün, das spec. Gew. ist 2,7—3,0. Die Gattung kann in folgende Arten eingetheilt werden:

1) Gemeiner Bitterspath, von blättriger Textur, derb, krystallisirt, meist in primitiven Rhomboedern, auf den Spaltungsflächen stark, öfter etwas wachsartig glänzend, meist durchscheinend, von gelber und weißer Farbe, spec. Gew. 2,9—3,0, den Kalkspath ritzend. In einem Tyroler fand Klaproth

52	kohlensauren	Kalk
45	—	Talk
3	Braunsteinhaltiges	Eisenoxyd
100		

Er findet sich besonders in den Alpen, im Glimmer und Chloritschiefer im Zillerthal und an Greiner, in Tyrol, auch in der Schweitz, am Gotthard; an der Wylerstaude u. s. w. Hier komt auch der erbsengelbe mit vor (Gelbspath), der von Mohs als eine eigenthümliche Gattung betrachtet wird. Bei Hall in Tyrol findet sich eine schwarze Abänderung, eingewachsen in Alpenkalkstein, welche nach Klaproth enthält:

68,0	kohlensauren	Kalk
25,5	—	Talk
1,0	—	Eisenoxyd
2,0	beigemengten	Thon
2,0		Wasser
98,5		

Das Fossil, welches Freiesleben (geognostische Arbeiten V. p. 212.) als Tharandit beschreibt, scheint von dem Bitterspath nicht verschieden, es findet sich als Rhomboeder, und als 6seitiges mit 3 Flächen zugespitztes Prisma; auf Drüsen im ältern Kalkstein bei Tharand im Sachsen; besonders in den Kalksteinbrüchen von Schweinsdorf und Bräunsdorf.

2) Stenglicher Bitterspath, Prismatic Miemit. *James.*, versteckt gebogen blättrig, in das Splittrige, krystallinisch stenglich abgesondert; durchscheinend, meist grün, seltener weiß; die Enden der Stengel sind gewöhnlich krystallisirt. Der von Glücksbrun im Gothaischen enthält nach Klaproth

60,0	kohlensauren	Kalk
36,5	—	Talk
4,0	—	Eisenoxyd
100,5		

Fundort: am Fuße des Thüringerwaldes im Gothaischen bei Glücksbrun, auf einer dasigen jetzt verlassenen Kobaltgrube im rothen Sandstein. In Hessen, bei Riegelsdorf auf der Grube Philippine; Tyrol, am Greiner; Amerika, in Mexiko; und auf der Grube Tschistagowsky am Flusse Miöß im Orenburgischen: diesen nante Klaproth stenglichen Dolomit, fand 51 kohlens. Kalk, 47 kohlens. Talk, 1 kohlens. Eisenoxyd; Jameson trent ihn von seinem Miemit, und nent ihn Columnar Dolomite.

3) Körniger Bitterspath, Miemit nach Karsten und Reuß, Granular Miemite nach Jameson; Chaux carbonatée magnesifère, *Haüy*. Langeckigkörnig abgesondert, krummblättrig, durchscheinend, grün. Enthält nach Klaproth

53,0	kohlens.	Kalk
42,5	—	Talk
3,0	—	Eisenoxyd
98,5		

findet sich zu Miemo im Toskanischen und in Grönland.

4) Schuppigkörniger Bitterkalk, Dolomit, Dolomite, *Saussure*. — Chaux carbonatée magnesifère granulaire. — White Granular Dolomit, *James*. Von weißen und grauen Farben, feinschuppiger Textur, feinkörniger Absonderung; durch Feinerwerden derselben zeigt sich ein Übergang in das Splittrige und Unebene. Die einzelen Schuppen perlmutterartig glänzend; ist das Gestein mehr dicht, erscheint es matt; — an den Kanten durchscheinend, halbhart, rauch anzufühlen, in dünnen Scheiben zuweilen biegsam; beim Erhitzen od. Zerschlagen phosphorescirend. Spec. Gew. 2,8. Nach Klaproth enthielt ein Dolomit vom Gotthard

52,00	kohlens.	Kalk
46,50	—	Talk
0,50		Eisenoxyd
0,25		Magnesiumoxyd
99,25		

***) S. Bergmann in s. Opp. I. S. 365 fg. — Rose, in Crell's chem. Annal. 1794. I. S. 401 fg. — Schaub, in Trommsdorffs Journ. d. Ph. XI. S. 107. — Berthollet, in Scherer's Journ. d. Ch. I. S. 370. — H. Davy in Gilbert's Ann. d. Ph. Neue Folge I. 2. S. 171. 176. — Gr. v. Sternberg in Gehlen's Journ. V. 3. S. 419. — Seebeck, Ebend. 4. S. 412. 482. — Trommsdorff, Ebd. S. 485. und in s. Journ. d. Ph. XVII. 1. S. 115. 2 S. 27. — Pfaff, in Schweiggers Journ. d. Chem. XVII. S. 58. 76. XXI. S. 74. — Berzelius, bei Schweigger a. a. O. XXVII. S. 145. — Meinecke, Ebend. XXVIII. 2. S. 172 fg.

†) Mohs verbindet Braunspath, Rautenspath und Dolomit unter dem Namen: makrotypes Kalk-Haloid, welches Winkel von 106° 15′ und ein sp. Gew. = 2,8—2,9 zeiget; Breithaupt nent diese Gattung heragonalen Talk-Kalk-Spath; einen kleinen Theil dessen, was bisher unter Rautenspath begriffen wurde, nent Mohs brachytypes Kalkhaloid, Breithaupt aber heragonalen Talkspath, dieser zeigt Winkel von 107° 22′, ein sp. Gew. = 3,—3,2 und etwas größere Härte. Jameson nimt auch 2 Gattungen an, Rhomb Spar und Dolomit, die erstere begreift den Bitterspath, die andere den Dolomit, Miemit und Braunspath.

Digitized by Google

und einer von Reichenstein in Schlesien

32,50	Kalkerde
20,9	Talkerde
47,50	Kohlensäure
100	

Er ist häufig mit Glimmer, auch mit Talk, Tremolith und Augit, seltener mit Erzen gemengt, und erscheint als Lager im Granit-Gneußgebirge, so besonders in der Schweitz am Gottbard, im Campo longo oberhalb Dazio; Ober-Livinen-Ursernthal u. s. w. Auch in Schlesien bei Reichenstein, in Nordamerika in der Provinz New-York.

5) Dichter Bitterkalk. Ist derb, unabgesondert, grau, weiß, aus dem Unebenen und unvollkommen Splittrigen in das unvollkommen Flachmuschlige; matt; an den Kanten durchscheinend, schwer zersprengbar, zuweilen am Stahle Funken gebend und Glas ritzend, aber auch wieder mehr erdig.

Am ausgezeichnetsten erscheint er in Unterösterreich bei Gurhof im Stifte Gotweich, als Lager dem Serpentin untergeordnet, und auf ähnliche Weise in Mähren bei Hrubschütz; er ist unter dem Namen von Gurhofian bekant, (Compacte Dolomite nach Jamef.) hat ein spec. Gew. 2,7 und enthält nach Klaproth

70,5	kohlensauren Kalk,
29,5	— Talk,
100	

In Hessen, am Fuße des Meißners, komt in losen runden Stücken ein ähnliches Fossil vor, welches unter dem Namen Conit bekant ist, es enthält nach Strohmeier

26,719	kohlens. Kalk
68,082	— Talk
4,417	— Eisenoxydul
0,530	Kiesel
0,252	Wasser
100.	

Unter demselben Namen beschreibt Freiesleben ein ähnliches Fossil, welches auf Gängen bei Freiberg vorkomt, an der Luft braun anläuft, und 20 pr. Ct. Kieselerde enthalten soll.

In Nordengland, besonders in der Steinkohlenformation von Newcastle kommen bedeutende Lager vor, die Tennant Magnesian Limestone, u. Jameson Brown Dolomite nent; das Fossil ist grau und braun, splitrig oder muschlig, an den Kanten durchscheinend, — das spec. Gew. ist = 2,7, es enthält nach Thomson

56,80	kohlens. Kalk
40,84	— Talk
0,36	— Eisenoxyd
2,00	unauflösliche Theile
100	

Hiezu wird auch die Abänderung gehören, die Jameson flexibule Dolomite nent, dieser ist erdig im Bruche, mit schiefriger Absonderung, undurchsichtig; mit Wasser befeuchtet ist es bedeutend biegsam; das sp. Gew. = 2,5, es enthält nach Thomson:

62,00	kohlens. Kalk
35,96	— Talk
1,60	unauflösliche Theile
99,56	

und findet sich in der Gegend von Tinmouth Castle in England.

6) Faseriger Bitterkalk, von weißer Farbe, zartfaseriger Textur, seidenartig glänzend, etwas härter als faseriger Kalkstein; liegt in plattenförmigen Stücken zwischen Schieferthon, enthält chemisch ebenfalls kohlensaure Kalk- und Talkerde. Er findet sich bei Alston Moor in England, ist auch unter dem Namen Satin Spar bekant, und wurde bisher für faserigen Kalkstein gehalten **). (*Keferstein.*)

Bitterklee, s. Menyanthes.

Bitterling, s. Cyprinus.

Bittermandeln, s. Mandeln.

BITTERSALZ, (Mineral.), Magnésie sulfatée nach Hauy, zeichnet sich durch einen salzig bittern Geschmack aus, ist in kaltem Wasser auflöslich, erscheint von weißer oder grauer Farbe, und besteht aus gewässerter schwefelsaurer Talkerde. Man unterscheidet:

a) festes, welches meist faserig ist, und wegen seines muschligen Bruches auch muschliges genant wird.

b) haarförmiges, welches aus zarten, meist durcheinander gewirrten, oft haarförmigen Krystallen besteht, und häufig Haarsalz, Salniter, Federalaun trivial genant wird;

c) mehliges, welches erdig, zerreiblich und matt ist.

Was Scopoli Halotricham nante, ist ebenfalls Bittersalz mit einem kleinen Antheile schwefelsauren Eisen.

Das feste findet sich in Catalonien und in Portugal bei Monterojo, wie es scheint in neuerem Mergelgestein. Das haarförmige und mehlige blühet sehr häufig aus Gesteinen der ältern Formationen aus, besonders aus talkigen Schiefern. So komt es häufig in den höchsten Alpen der Schweiz vor, wo es unter dem Namen Gletscherſalz bekant ist; in Graubündten erscheint es in solcher Menge, daß man den Centner mit 20 Gulden verkauft. Auch in Böhmen, in der Gegend von Bilin blühet es häufig aus der Erde; obwol es hier zum Theil in Thon liegt, so wird es doch seinen Ursprung aus dem Gneuß nehmen, der hier meist nicht bedeutend mit der Braunkohlenformation bedeckt ist. Sonst findet es sich auch auf dem Harz und in andern Gegenden, aber wenig häufig. (*Keferstein.*)

BITTERSALZ, (sal amarum, s. cathartienm, Magnesia sulphurica.) (chemisch, arzneilich und technisch). Diese wasserhaltige schwefelsaure Bitter- oder Talkerde wurde zuerst von Nehem. Grew (am Ende des 17. Jahrh.) im Epsomer Brunnen (Epsomsalz), bald darauf auch in mehren andern Mineralquellen Englands (Engl. Bittersalz), entdeckt, und daraus durch Verdunstung und Krystallisation bisher in großer Menge, aber noch unrein, gewonnen. Reiner bekam man es später durch Abrauchen des Saidschützer und Sedlitzer Bitterwassers in Böhmen (Saidschützer oder Sedlitzer Salz). Um das Jahr 1710 fand es Hauy auch in der Mutterlauge jener Salzsoolen, wo das Kochsalz aus dem Meerwasser geschieden wird, theils schon gebildet, theils erhielt er es durch einen Zusatz von schwefelsaur. Eisen, mittelst Tauschverbindung aus der darin befindl. salzsauren Bitter-

**) Vgl. Kalk überhaupt.

erde. In der Folge stellte man es durch ein gleiches Verfahren aus den Mutterlaugen vieler teutschen Salinen dar. — Auch wittert es aus manchen Mauern aus. — Ferner läßt es sich, wie bei Genua, durch Rösten eines mit talkhaltigen Fossilien gemengten Kupfer- und Schwefelkieses darstellen, so wie aus der Verbindung von Bittererde mit Vitriolöl unter Erglühen künstlich bereiten. Bei St. Imbert unfern Saarbrück fabrizirt man seit langer Zeit dasselbe aus bittererdigen Schiefern und Kiesen, welche die dortigen Steinkohlen begleiten. Serpentin und Schwefelsäure gibt ebenfalls mit leichter Mühe Bittersalz. Bérard erhielt neuerlich ein dergleichen sehr reines aus einer Erde von Solinelle mittelst Schwefelsäure, welches jetzt zu Montpellier im Großen bereitet wird.

Das meiste fabrizirte Bittersalz komt zu uns in kleinen leicht zerfließlichen, nadelförmigen Krystallen von durchdringendem bitterm Geschmack, und stärkerer Wirkung auf den Stuhl wegen seines Antheils an salzsaurer Bittererde. Oft komt es auch mit schwefelsaurem Natron (Glaubersalz) versetzt, im Handel vor, schmeckt dann weniger bitter, mehr kühlend, und läßt sich, nach Stolze, am leichtesten darauf so prüfen, daß man es in Wasser löst, die Lösung so lange mit Barytwasser, aber nicht mehr, wie nöthig ist, versetzt, als noch etwas fällt, und, wenn freier Baryt da seyn sollte, denselben vorher mit einer kleinen Menge desselben Bittersalzes fortnimt. Ist das Bittersalz frei von Glaubersalz, wie es an sich schon das echte Böhmische kleinspießige, an der Luft blos verwitternde ist, so wird die filtrirte Lauge das Curcumapapier nicht bräunen. Um das Gewicht des vorhandenen Glaubersalzes, wie im Englischen ꝛc. zu erfahren, darf man nur den Niederschlag gut mit Wasser auswaschen, und sämtliche Laugen genau mit krystallisirter Weinsteinsäure sättigen. Hundert Gran derselben zeigen die Gegenwart von 180 Gran krystallisirten Glaubersalzes an. — Die so leicht mögliche und wirklich geschehene Verwechslung des Bittersalzes mit dem giftigen Sauerkleesalz (Oxalium) läßt sich nur durch eine genaue Vergleichung beider Salze vermeiden. Am schönsten krystallisirt das Bittersalz durch unmerkliches Abdunsten in regelmäßigen 4seitigen Säulen, mit glatten Seitenflächen und zugeschärften Endspitzen, bei zu schneller oder gestörter Krystallisation aber in blos kleinen Spießen von sehr bittersalzigem Geschmack, und 1,66 specif. Gewicht, die nur sehr schwach an der Luft verwittern, gelinde erhizt zerfließen, unter Wasserverlust trocken werden, in der Glühhize ohne Zersetzung schmelzen, kirschroth glühend in 100, nach Henry 51,527, nach Gay-Lussac 51,439 an Gewicht verlieren, nach Longchamp nur weißglühend ihr Wasser verlieren, sich in 1 kalten und in ¼ heißen Wassers auflösen, und nach Dalton 19 Erde, 37 Säure und 44 Wasser, nach Berzelius 19,07 E., 38,15 S. und 42,78 W., nach Gay-Lussac aber 32,681 S., 15,138 E. und 51,481 W., nach Longchamp 33,751 S., 13,249 E. und 53,000 W. enthalten. Das Bittersalz wird zersetzt durch Ätz- und Mildtali, und Natron, durch Ätkalk und Baryt, durch salpeter- salz- weinstein- und essigsaures Kali, durch weinsteinsaures Kali-Natron, und durch salz- essig- und bernsteinsaures Ammonium.

Das ganz reine Bittersalz ist ein chemisches Entdeckungsmittel der in einer Flüssigkeit etwa vorhandenen vielen Kalien, wenn solche nach zugesetztem Salze gelind erhizt wird, damit sogleich der weiße flokkige Niederschlag erscheine, der sich, kohlengesäuert, unter Aufbrausen, im Gegentheil ohne dieses in irgend einer zugetröpfelten Säure auflöst. Nach Cameron leuchtet ein in eine Auflösung von Bittersalz getauchtes Spänchen zumal von hartem Holz mit einem blendenden Lichte.

Arzneilich dient das reine Bittersalz zu 1—1½ Unz. in Wasser aufgelöst, als Abführungsmittel bei stbenischer Anlage mit oder ohne örtliche Leiden, namentlich beim Gefäßfieber mit Synochacharakter, bei Entzündungskrankheiten überhaupt; bei der sogen. Darmgicht und bei eingeklemten Hernien zu 1—2 Drachmen, und in noch kleinern Gaben hintereinander mit Lein- oder Ricinusöl und Salpeter; auch in Klystiren*).

Technisch benutzt man es zu feinen Lackfarben, auch mit zur Vorbeize und Appretur des Chagrinleders ꝛc. vor dem Blaufärben. (*Th. Schreger.*)

BITTERSTOFF, 1) künstlicher, ein eigenes chemisches Kunstprodukt von gelber Farbe und höchst bitterm Geschmack, das sich bei der Einwirkung der Salpetersäure auf thierische, und diesen in ihrer Mischung sehr nahe verwandte stickstoffhaltige vegetabilische Stoffe, z. B. Pilze, Seeflechten, Kichererbsen, am häufigsten auf Indigo ꝛc. bildet, (s. Indigbitter). Welter stellte es zuerst durch Abziehen von Salpetersäure (6) über Seide (1) und öfteres Zurückgeben des Destillats dar; nach ihm ward es Welterſches Bitter, und von Fourcroy und Vauquelin seiner Farbe und säuerlichen Reaktionsfähigkeit wegen Gelbsäure genant. Bei der Bereitung desselben entdeckten diese Chemiker eine flüchtige Säure, die nach Chevreul Welters Bitter mit Salpeterſ. im Minimum seyn soll. Dieser Stoff, der auf einer dreifachen Stufe der Säuerung vorkomt, und von Vauquelin auch Hydro-carbure d'azote suroxygéné (überoxygenirter Wasser-Kohlen-Stickstoff) genant wird, schießt aus der obigen gelben Flüssigkeit in blaßgelben Nadeln, oder an zwei Ecken oft stark abgestumpften Octaedern an, die, in Wasser und Alkohol, in größerer Menge mittelst der Wärme auflöslich, sich durch Abkühlen krystallisiren lassen, sehr bitter schmecken, auf Pflanzenfarben säuerlich reagiren, und mit Kali dunkelorange- oder goldfarbige Haarkrystalle bilden, welche sich in heißem Wasser und Alkohol lösen, beim Erkalten anschießen, und deren gelbe wäßrige Lösung durch Salzsäure in kleinen weißlichen, in der Hitze mit brenbarem Rauche verdampfenden Schuppen gefället, durch Chlorin entfärbt und milchig gemacht wird. Schwefelsaures Eisen schlägt diesen Bitterstoff schön

*) Auch wird es in Entzündungskrankheiten unserer Hausthiere angewandt, wo es den Abgang des Harns und Mistes befördert, und die zu schnellen Bewegungen der Kreislaufsorgane mäßigt. In großen Gaben erregt es Laxiren. Man gibt es bei Pferden von 4 bis zu 8 Loth; beim Rindvieh von 8 bis zu 12 Loth in Entzündungskrankheiten, wo man blos die Bewegungen des Gefäßsystems mäßigen, und den Abgang des Harns befördern will. In Verstopfungskoliken 1 bis 1½ Pfund mit öligen Mitteln verbunden zum Laxiren, wo man sehr oft binnen 12 Stunden 3½ bis 4 Pfund geben muß, ehe man ein weiches Mißen erzwingt. (*Gross.*)

Digitized by Google

roth nieder; in Papier gewickelt verpufft er unter einem Hammerschlage mit starkem Geräusch und lebhaftem Lichte; auf einem erhitzten Körper entzündet er sich im Maximum seiner Oxygenation mit Kali blitzschnell unter Verbreitung eines sehr lebhaften, weißen, etwas purpurrothen Lichtscheins, und detonirt bei allmäliger Erhitzung, wie Schießpulver mit harzigem Rauche, und verflüchtigt sich im Feuer. Mit Vitriolöl entwickelt er den Geruch nach salpetriger Säure. Dies künstliche Bitter nähert sich zwar den Säuren, und kann wol in gewisser Hinsicht zu denselben gerechnet werden, macht aber offenbar den Übergang zu den mehr verbrenlichen, harzigen Substanzen, und verhält sich in diesem Betracht, wie die Benzoesäure, die auch in demselben Prozesse mit ihm erzeugt wird. Sollte es sich indeß bestätigen, daß dieser Stoff vermöge seiner Grundmischung nach Döbereiner als Oxweyansäure zu betrachten wäre, so würde er den chemischen Gegensatz von Blausäure bilden. — Technischer Gebr. Dieses Bitter hängt sich leicht und ziemlich fest an alle Körper, besonders an vegetabilische und thierische gegallte oder alaunte Zeuge, und färbt sie gelb. — In vielfach zusammengelegtes Papier dicht eingewickelt, so daß man ein gesalpetertes baumwollen Docht zum Anzünden hindurchzieht, fährt es mit vielem Getöse, wie eine Bombe auf, und läßt sich mit Vorsicht bei Kunstfeuerwerken benutzen *).

Die Stoffe in den verschiedenen bittern Pflanzentheilen nähern sich übrigens diesem Welterschen Bitter mehr oder weniger; am ähnlichsten ist ihm der Bitterstoff z. B. der Colombowurzel und echten Angusturarinde ꝛc. am weitesten entfernt sich davon der Bitterstoff der giftigen bittern Vegetabilien: der unechten Angusturarinde, der Strychnosarten ꝛc.

2) Das künstliche Bitter des Ammoniaks, welches man nach Braconnot durch Erhitzung dieses Harzes mit Salpetersäure, worin die anfangs entstehende harzige Materie nachher sich auflöst, und durch Abdampfen des Ganzen zur Trockne erhält, ist saftgelb von Farbe, wenig in kaltem, leichter in heißem Wasser löslich, und fällt beim Erkalten nieder. Auch in Kalilauge und in Weingeist löst es sich mit gelber Farbe auf, die an thierischen Stoffen bleibend haftet. Bei gelinder Hitze ist es schmelzbar. — Nach Hatchett fället es den Bleizucker reichlich gelb, den Thierleim dicht gelb, und gehört zur zweiten Varietät seines Kunstgerbestoffs.

3) Das künstliche Bitter des Fernambukextrakts stellte Chevreul zuerst dar, indem er 1 käufliches Brasilienholzextrakt mit 5 Salpetersäure von 32° B. und 2 Wasser zur Trockne abdampfte, den Rückstand in siedendem Wasser auflöste, filtrirte, erkalten ließ, und die dabei gefallenen Flocken, nach dem Abwaschen mit kaltem Wasser, in heißem auflöste, wo sich das künstl. Bitter mit Rücklassung einer pomeranzengelben Materie löste, und beim Abkühlen, als ein gelblichweißer, nicht krystallinischer Niederschlag absetzte, der, in Kalilauge aufgelöst, durch Salzsäure zersetzt, und abgedampft, in gelben, etwas sauer, hinterdrein sehr herb und bitter schmeckenden, mit rothgelben Harzkörnern untermengten Krystallen anschoß. Das Präparat löst sich in Wasser, besonders in heißem auf. Die wässerige Lösung, heiß mit Kalilauge gemischt, bildet beim Erkalten, orangegelbe Nadeln, von denen 2 Grammen, in einem Kölbchen erhitzt, mit einer purpurnen Flamme, und dem Knalle eines Pistolenschusses verpuffen, unter Erzeugung von blausaurem Ammonium. Dieselbe Lösung fället, gleich der Kaliverbindung, den Leim, und zwar viel stärker, als das Indigbitter, in großen gelben Flocken. Auf einem Glüheisen entflamt sich das Ammoniakbitter mit Verpuffung, und liefert, in verschlossenen Gefäßen erhitzt, Salpetergas, Stickgas, Blausäure, kohlensaures Gas, brennbares Gas, das dem Ölgas ähnlich verbrent, und sehr vertheilte Kohle.

4) Das künstliche Bitter des Gummigutt-harzes und der Myrrhe erhielt Braconnot durch Destilliren eines dieser Harze mit 8 Salpetersäure, Abdampfen des Rückstandes und Destillats zur Saftdicke, und Zumischen von kaltem Wasser, welches Äpfel- und Kleesäure nebst etwas Bitter auflöst, und das meiste vom letztern fallen läßt, als eine gelbliche, bittere, Lackmus röthende Substanz, die mit siedendem Wasser eine rothe, schäumende, sich beim Erkalten trübende und nach einiger Zeit schwach den Eisenvitriol fällende Auflösung bildet, sich in Kalilauge und Weingeist leicht mit rother Farbe, und unverändert in erhitzter Salpetersäure auflöst, woraus es durch Wasser als ein weißes Gerinnsel niedergeschlagen wird. Es schmilzt schwieriger als das angewandte Harz, riecht gewürzhaft und läßt viele Kohle. — Nach Hatchett fället es nicht den Thierleim, wol aber salzsaures Zinn, essigs. Blei und schwefels. Eisenoxyd. Dasselbe bewirkten jene Materien, die Hatchett bei Behandlung von Elemi, Takamahak, Weihrauch, Sandarach, Guajakharz, Copaivabalsam, Caoutchouk, Sarcocolla und Manna mit Salpetersäure und Abdampfen zur Trockne erhielt.

Endlich entsteht 5) beim wiederholten Behandeln des gemeinen Harzes, Stocklacks, Stinkasants, Drachenbluts, des Peru- und Tolubalsams, und der Benzoe mit Salpetersäure, und beim Abdampfen des Ganzen zur Trockne, eine gelbbraune, herbbittre Masse, welche sich leicht in Wasser bräunlichgelb auflöst, und dann salzs. Zinnoxydul gelb oder braun, essigs. Bleigelb, und schwefels. Eisenoxyd schwach gelb niederschlägt. Mit Leimauflösung bildet die Materie des gemeinen Harzes und Stocklacks einen starken, die des Sandarachs einen mittelmäßigen, und die der übrigen nur schwachen gelben, in siedendem Wasser unauflöslichen Niederschlag. Jene des Drachenbluts flösung purpurroth, die der andern metallisch. Alle genanten Materien, zur zweiten Varietät seines Kunststoffs).

Bitterstoffe, narkotische, amarae. So bezeichnet Ribini (1. Th. S. 314.) stoffs, die sich durch Bitterkeit, Narkotismus und Mangel an Gerbestoff auszeichnen.

*) S. Welter in Annal. d. Ch. T. 29. p. 303. teutsch in Scherer's allg. Journ. d. Ch. III. S. 716. Vauquelin, in Gehlen's N. Journ. d. Ch. ꝛc. II. 2. S. 231 fg.

Man besprach sich vermeidlich über die katholische Kirchhaupte. Hadik machte den Art. Er zog sich die Ungnade des Papstes zu, daß er im folgenden Jahre seine Würde verlassen mußte. — Im J. 1600 wurde eine merkwürdige Synode gehalten, deren Akten Ribini (1. Th. S. 314.) findet. (*Gamauf.*)

Bittse, hatte im J. 1817 (nach dem Neuesten in dess. Diöcesan-Calender): 230 kath. und 3219 jüdische Einwohner außer dem Schloß hat Bittse eine eigene Pfarre, zwei

Digitized by Google

nördlichern Ufern der Theiß, westwärts durch Oberungern bis an die Donau, ostwärts durch Siebenbürgen, bis in die Moldau gelegen, hinter dem Wohnsitze der Gepiden. Die übrigen einzelen Zweige dieser hunnischen Überreste waren nach Jornandes de rebus Get. die Bardoren, Ulzinguren, Angisciren *). (*Rumy.*)

Bitulion, s. Bethulia.

Bitumen, s. Erdharz.

BITUREX und BITURIGES. Eine Völkerschaft in der Provinz Aquitanica in Gallien *), an der Loire. Man unterscheidet 1) Bit. Cubi, in der jetzigen Gegend von Bourges **), und 2) Bit. Ubisci, in der jetzigen Gegend von Bordeaux. (*Sickler.*)

BITZINA, BITZENA, auch PITZINA, ein Bergfluß in der Walachei, an der äußersten Gränze derselben gegen den engen Paß von Siebenbürgen, das eiserne Thor genant, von welchem die Bissener, eine Petschenegen-Horde, ihren Namen erhielt. (S. Bissener). Als der byzantinische Kaiser Alexius Comnenus in den Jahren 1081 bis 1083 einen Feldzug gegen die Petschenegen oder Patzinakiten oder Scythen (denn diese zwei Namen werden von den Byzantinern oft verwechselt) unternahm, drang auch er durch das eiserne Thor, und kam an den Fluß Bitzina, von welchem Stritter †) bemerkt: rivus est ex adjacentibus regionibus decurrens. Bis zu diesem Fluß schifften auch die russischen Kaufleute mit ihren kleinen Booten (μονοξυλα nennen sie die Byzantiner, wahrscheinlich, weil sie aus einzelen Baumstämmen, wie die Kähne der Wilden in Nordamerika, ausgehöhlt waren), die Donau hinauf, und handelten dann zu Lande in Bulgarien. (*Rumy.*)

BIUMI, (Paul Hieron.), Arzt und Prof. in Mailand, gest. 1731, suchte zu Anfang des vorigen Jahrh. durch eine vorgebliche Entdeckung Aufsehen zu erregen, welches ihm aber um so weniger gelang, da er völligen Mangel an Kentniß dabei zur Schau stellte. Sein Esamina di alcuni canaletti chiliferi, che dal fondo del ventricolo pelle tonache dell' omento sembrano penetrare nel fegato. Milan. 1707. 8. enthält die Angabe, daß Milchgefäße vom Magen durch das Netz in die Leber gehen. Ein Irthum, den man vor Bartholinus Zeit verzeihlich gefunden hätte, lag hier zum Grunde, nämlich die Verwechselung der Saugadern mit den Milchgefäßen. Andere Schriften von ihm sind noch unbedeutender. (*Sprengel.*)

BJURÄKER, ein Kirchspiel des Pastorats Norrbo in Nord-Helsingland; in dem entlegensten Theil des Kirchspiels, im Dorf Trosnarven, 3¼ Meil. von der Kirche, wohnen, wie in mehren Theilen des nordlichen und westlichen Helsinglands, Finnen, die vor ein Paar Jahrhunderten einwanderten, und schon ihre Muttersprache vergessen, doch noch nicht alle Eigenthümlichkeiten ihres Volks abgelegt haben. Solche Finnen trifft man in mehren Landschaften Nordschwedens. (*v. Schubert.*)

BJURFORS, eine ansehnliche Messinghütte auf der Gränze von Westmanland und Dalekarlien, im Kirchspiel Norberg, ¼ Meil. von Afvestad; sie wurde 1667 von Isaac Bocström angelegt und lieferte, besonders in frühern Zeiten, 800 Schiffpfund, und darüber an Messingdrath und andern Messingwaren. (*v. Schubert.*)

Bjurö Klubben, s. Löfänger, und Bjursås, s. Kongshögen.

BIVERONIUS (Jacob), auch unter dem Namen Beviron, Biffrons, Biffrún und Túschell bekant, von Samaden im Obern-Engadin in Graubünden, geboren im ersten Decennium des XVI. Jahrh., ist vornehmlich dadurch merkwürdig, daß er für den ersten gehalten wird, welcher die Romanische Mundart jener Gegend in Regeln brachte, und Schriften in derselben im Drucke herausgab. Er trug vieles zur Beförderung der Glaubensverbesserung, zu welcher er schon 1522 sich bekante, in seinen heimathlichen Thälern bei. Noch sind einige Werke in romanischer Sprache von ihm vorhanden: Una cuorta et Christiauna fuorma da intraguider la giuventuna cet. Puschlaf, 1552. 1571. 1589. — Lgnouf Testamaint de nos Segner cet. 1560., und wieder Puschlaf 1607. (*Meyer v. Knonau.*)

BIVONA, Flecken in Neapel, in der Provinz Calabria ulter. am Meer, wo ehemals die alte Stadt Hipponium lag. Sie erhielt nachgehends den Namen Vibona Valentia, welches in Bivona ausartete. Man findet noch Spuren des ehemaligen Seehafens und der Gebäude. — Bivona wurde 1783 durch das Erdbeben fast ganz verwüstet. (*Röder.*)

BIVONAEA Cand., nach Ant. Bivona-Bernardi, einem sicilischen Botaniker so genant. Ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Cruciferen und der funfzehnten Linné'schen Klasse, die sonst zu Thlaspi gezogen worden, auch ganz deren Charakter hat, nur daß das Würzelchen nicht gegen die Ritze der Kotyledonen gekehrt ist, sondern auf dem Rücken liegt. Auch ist die Blüthe gelb. B. *lutea* Cand. ist die einzige Art. (Thlaspi luteum Bivon.). Auf trocknen Bergen in Sicilien. — *Bivonia* habe ich eine Pflanzen-Gattung, nach eben dem Botaniker genant, welche in natürlichen Familie der Trikokken und der 22sten Linné'schen Klasse gehört. Sie trägt die Blüthenstiele in eigenen Hüllen, hat eine dreiblättrige kelchartige Corolle, fünf Staubfäden und Zwillings-Antheren; die einzige bekante Art: B. *axillaris* ist ein Baum, der in Brasilien wächst. (*Sprengel.*)

Bivouac, Beiwacht, s. Lager.

BIXA L., ist eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Tiliaceen und der dreizehnten Linné'schen Klasse. Ihr Charakter besteht in einem fünfzähnigen Kelch, zehn Corollenblättern, deren äußere an der Basis Nektardrüsen haben. Die Staubfäden sind in un-

katbol. Kirchen, ein herrschaftl. Verwalter-Amt, eine eigene Gerichtsbarkeit, ein Salz-Amt, mehre Mühlen, Wirths- u. Brauhäuser, und eine Überfahrt über die Waag. Ehemals wohnten hier Evangelische A. C., welche auch die zwei Kirchen im Besitz hatten: jetzt gibt es hier keine Evangelische; daher ist auch das durch Unterstützung der evangel. Grafen Thurzó und Illyeshazy hier errichtete evangel. Gymnasium eingegangen. (*Rumy.*) —

*) Vgl. Engel's Geschichte des ungrischen Reichs und seiner Nebenländer, 1. Th. S. 247.

*) *J. Caes.* VII. 13. **) *Plin.* 4, 19.

†) Memoriae populorum olim ad Danubium, Pontum Euxinum etc. incolentium e Scriptoribus Historiae Byzantinae erutae et digestae. Tom. III. p. 851.

Digitized by Google

bestimter Zahl. Das Pistil ist einfach, mit zwei Stigmen. Die Kapsel ist dornig, einfächerig, zweiklappig und vielsamig. Die Samen sind in breyigem Färbestoff eingehüllt. Wir kennen bis jetzt nur zwei Arten: 1) B. *Orellana* mit glatten Blättern. (*Comm.* hort. 1. t. 33.) In Westindien, und 2) B. *Urucurana*, Willd. mit Blättern, deren Unterfläche mit weißen Schüppchen besetzt ist. Der Färbestoff, in welchen die Samen eingekittet sind, ist der bekante Orleans (Rocou), welcher, besonders mit Urin behandelt, eine sehr dauerhafte gelbe Farbe gibt. (*Sprengel.*)

BIZAMO ist jetzt eine Landschaft der Gallas, südwärts vom Nil, nachdem er seine südlichste Krümmung *) gemacht, und das Königreich Gojam umflossen hat. Sie gränzt an den Fluß Yabous. (Bruce III. 555. 644). In den habess. Büchern heißt sie ein Königreich **). Der Weg der Kaufleute nach Narea führt durch sie hin. Sie wird von verschiedenen heidnischen Stämmen bewohnt, welche zusammen die beiden großen Abtheilungen dieser Nationen in Boren und Bertuma Gallas ausmachen. (Bruce II. 289. 307. 357. 689). — Nach Lobo ist Bizamo ein Theil von Damot. Salt's Charte hat: Bizamo Galla. (*Hartmann.*)

Bizan, Bizen, s. Bisan.

BIZARO, BIZARRO, lat. Bizarus u. Bizzarus (Pietro), aus Sassoferrato, ein talentvoller Geschichtschreiber, um die Mitte des 16. Jahrh. Er hielt sich einige Zeit in Frankreich und England auf, stand zehn Jahre in kursächsischen Diensten, lebte meistens zu Antwerpen, und starb um 1584. Sein Hauptwerk ist eine reichhaltige, nach einer guten Methode, aber hie und da flüchtig und ohne tieferes Quellenstudium bearbeitete Genuesische Geschichte von 1100 bis 1578, unter dem Titel: Libri XXIII. historiae rerum a senatu populoque Genuensi gestarum. Antwerp. 1579. fol., mit vielen Exkursen über auswärtige Kriege, einem Gedichte über die genuesische Statsverfassung, und die neuen Gesetze der Republik Genua, beide abgedruckt in dem Thesaur. antiq. et histor. Ital. T. I. P. II. In Beziehung auf historische Diction gehört Bizaro zu den besten Historikern seines Zeitalters, und in dieser Rücksicht nicht nur, sondern auch wegen der leichten und lichtvollen Methode haben seine übrigen historischen Compilationen einen auszeichnenden Werth; Istoria delle guerre fatte in Ungheria dall' Imperatore de' Cristiani contro quello de' Turchi; con la narrazione delle cose accadute in Europa dall' a. 1564 sino al a. 1568 Lyon 1569. 8., lat. umgearb. und mit Fortsetzung der Zeitgeschichte bis 1573. Basel 1573. 8. (auch in Bongarsii scriptor. rerum hungaric. p. 467—521. und Schwandtneri script. rer. hung. Vol. I. 659.) Rerum Persicarum historia, initia gentis, et res gestas ad haec tempora complectens; accedunt varia opuscula diversor. scriptor. ad historiam Persicam recentiorem spectantia. Antw. 1583. fol. auct. Francof. typis Wechelianis. 1601. fol., fängt mit Cyrus an, und endigt beim J. 1578. Cyprium bellum, inter Venetos et Selymum, Turcarum imperatorem, gestum, lib. III. (Basil. 1573.) 8. Antw. 1583. 8. De motibus Belgicis et aliis Europae fatis. Basil. 1673. 8. Auch lateinische Gedichte hat man von ihm *). (*Baur.*)

Bizarr, s. Wunderlich.

BIZATI, ein kleiner Ort in Morea, am Busen von Napoli, mit einem Hafen. Es ist wahrscheinlich das alte Mases †). (*Kruse.*)

BIZE, ein Marktflecken an der Cesse, im französ. Dep. Aude, Bez. Narbonné, mit 250 Häus. und 1200 Einw., in der Nähe sind Marmorbrüche. (*Hassel.*)

BIZERA, Bizerta, Biserta, (im Alterthum Hippon Diarrhytos, Zuritas), eine Stadt in dem afrikanischen State Tunis, hart am Meere und am Ende einer tiefen Bucht, unter 37° 10′ N. Br. und 27° 22′ L. Sie ist nur schwach befestigt, im Innern verfallen, und zählt 8000 Einw., worunter 400 Juden, sämtlich in äußerster Armuth; der Hafen ist versandet, und taugt blos für kleine Fahrzeuge. Mit der Bucht, woran die Stadt sich ausbreitet, steht der berühmte 17½ Meil. lange Palus Sisera des Plinius durch einen Kanal in Verbindung, aber dieser ist so verschlämmt, daß kaum ein Boot ihn passiren kann. Doch würde derselbe mit leichter Mühe, so wie der Hafen für große Fahrzeuge in Stand zu setzen seyn. Übrigens liegt die Stadt in einer der reichsten und fruchtbarsten Gegenden der Berberei: 1800 konten nicht weniger als 130,000 Quarters Weizen ausgeführt werden. In der Bai und im See fängt man die köstlichsten Fische, besonders Meeräschen, (Blaquiere Briefe aus dem Mittel-Meere. Uebers. Th. 2. S. 126—128.) (*Hassel.*)

BIZONE (*Βιζώνη*), ein Städtchen in Nieder-Mösien an der Küste des Pontos Eux., bei welchem, nach dem Peripl. Anon., Schiffe landen konten. Arrian nent den Ort wüste. Das war er durch Erdbeben geworden ††). Nach den Periplen war er nur 60 Stadien von der Landspitze Tiristis (Tiristria), nach der Tab. Peut. 12 Mill. entfernt, also fast noch einmal so weit, indem sie den Weg zu Lande um den Meerbusen von Varna angibt. (*Ricklefs.*)

BIZYA, nach Steph. Byz. die alte Königsstadt der Astä in Thrakien, und zwar in Astika. Plinius IV, 17. nent sie die Burg des Treres, bei Ptol. III, 11.) heißt sie Byzia 54, 50 : 43, 45. h. j. T. Wize. (*Ricklefs.*)

BLAARER, auch Blarer und Blaurer; eine adelige, in den schwäbischen Gegenden freiherrliche Familie, welche vom Anfang des 13. Jahrh. an, vornehmlich zu Kostnitz ihren Sitz hatte, nachher verschiedene Schlösser und Herrschaften in der Schweiz besaß, und deren Mitglieder die bischöfl. Stühle zu Kostnitz und

*) Lobo (übers. S. 225 f.) sagt: Hierauf läuft er (Nil) zwischen Bizamo, einem Theil von Damot und zwischen Gamarkanfa, einem Theil von Gojam hindurch, wo er sich so sehr wieder seinen Quellen nähert, daß er nur eine kleine Tagereise davon entfernt ist, ob man gleich einen Weg von 29 Tagereisen machen müßte, wenn man seinem Laufe von seinen Quellen an, in allen seinen Krümmungen folgen wollte. **) Nach la Croix ist B. eines der 35 Königreiche Habessiniens, auch Ludolf hat: Bizamo regnum. (*Hartmann.*)

*) *Pet. Burmannus* major, ad Syllogen epistolar. T. I. 258. *Fabricii* conspect. Thes. Ital. p. 82. *Clement.* Bibl. cur. T. IV. 252. Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 141.

†) *Gell* Itiner. of the Morea p. 199.

††) *Strab.* VII, 6, 1. *Mel.* II, 11. *Plin.* IV, 17.

Basel bestiegen. Man unterscheidet die Zweige der Blarer von Gyrsperg, und der Blarer von Wartensee. (*Meyer v. Knonau.*)

Blaarer. Allein in der Reformations-Periode werden 6 Namen aus diesem Geschlechte genant. Gerrik, Abt zu Weingarten, Diethelm, Abt zu St. Gallen, Ludwig, Abt zu Einsidlen, beide Vettern des erstern; Christoph, Bruder desselben, in kaiserlichen Diensten; Ambrosius und Thomas, Söhne eines Rathsherrn und Neffen von Gerrik.

Ausgezeichnet stehen einander gegenüber Ambrosius und Gerrik, beide thätig eingreifend in die Zeitereignisse, jener als Reformator in einem großen Theile Schwabens, dieser als Verfechter des Mönchthums und des Prälatenstandes.

Ambrosius Blaurer (wie er sich gewöhnlich schreibt), von dem Zweige der Bl. von Gyrsperg, geb. den 4. oder 12. April 1492, studirte zu Tübingen zu gleicher Zeit mit Melanchthon, der immer eine besondere Freundschaft für ihn behielt. Ungeachtet der Rath seiner Vaterstadt sich gern seiner Dienste erfreut hätte, ging er doch aus eigener Neigung in das Benedict. Kloster Alpirspach auf dem wirtembergischen Schwarzwald. In dieser Abgezogenheit blieb er mit Melanchthon in Briefwechsel, las Luthers Werke und die heil. Schrift, wurde aber darüber so lange verfolgt, bis er das Kloster verließ. Seine Ankunft zu Costanz war der bischöflichen Partei unangenehm, wiewol er sich noch nicht zum Prediger gebrauchen lassen wollte, sondern noch eine Universität zu besuchen wünschte. Ein neuer Abt zu Alpirspach, sein vormaliger Freund, suchte im Einverständniß mit dem Bischof ihn wieder in das Kloster zurück zu bringen. Indessen, da der Stadtrath zu Costanz ernstliche Anstalten zu Einführung der evangel. Lehre traf, zögerte Blaurer auch nicht mehr länger, die Kutte abzulegen, und nahm den Ruf eines Predigers an (1524). Seine Gesinnungen sind schon in dem Titel einer damals von ihm erschienenen Schrift ausgedrückt: „Ir Gwalt ist veracht, Ir kunst wird verlacht, Irs Lügens nicht g'acht, gschwecht ist ir bracht, Recht ists, wieß Gott macht." Angeklagt von dem Bischof, verantwortete er sich gegen einen Prediger von der alten Partei vor dem Stadtrath mit einem Muth, der Bewunderung erregte. Als Zwingli mit den Straßburgern eine Unterredung zu Bern hielt (1528), nahm Blaurer ebenfalls Theil, und predigte auch daselbst. Sein Name kam bald in solche Achtung, daß mehre schwäbische Städte seines Rathes und Beistandes begehrten, und die Vaterstadt, die ihn nicht in auswärtigen Diensten bleiben lassen wollte, lieh ihn auf kürzere oder längere Zeit, je nach den Umständen. Zuerst kam er nach Memmingen, um die entstandenen Irrungen über Abschaffung der Bilder und der Messe beizulegen, 1528 ff. Nachher wurde er mit Ökolampad und Bucer nach Ulm berufen, 1531, und verweilte länger, als diese, um auch zu Geißlingen die Reformation einzuführen. Von dort erbaten ihn die Eßlinger, und behielten ihn neun Monate. Da ihn der Bischof von Costanz überall verfolgte, gab er, indem er über Ulm zurück ging, eine Vertheidigung in den Druck, wie über seine frühern Schritte. Gleiche Verdienste erwarb er sich um Isni und Lindau. Um diese Zeit heirathete er eine ausgetretene Klosterfrau von Münsterlingen, mit der er durch seine Familie bekant geworden, mußte aber auch darüber bittere Verläumdungen hören. Ein größerer Wirkungskreis schien für ihn aufzugehen, als Herzog Ulrich von Wirtemberg nach seiner Wiedereinsetzung auch ihn berief, um das Land zu reformiren, 1534. Aber er fand einen unnachgiebigen Kollegen an Erhard Schnepf, der, eh' er sich in die Geschäfte theilte, darauf bestand, daß Blaurer, des Zwinglianismus verdächtig, (ob er gleich einst gegen Zwingli selbst geäußert, daß er in der Abendmahlslehre nicht mit ihm übereinstimme), eine der Marburgischen gleichlautende Vereinigungsformel in Gegenwart des Herzogs unterschrieb. Diese Nachgiebigkeit brachte ihm Verdruß bei den Schweitern, und die Katholischen freuten sich über den vermeinten Widerruf, weshalb er abermals eine Vertheidigungsschrift ausgehen ließ. In einem andern Streit über die Bilder, die er nach dem Sinne der Schweizer ganz aus den Kirchen weggeschafft wissen wollte, blieb er Sieger, that sich aber so wenig darauf zu gut, daß er die Synode „den Götzentag zu Urach" nent, und bemerkt, es sei doch eine große Plage, daß man, bei viel wichtigern Sachen, mit solchem Kindswerk umgehe. Die obere Hälfte Wirtembergs nebst Tübingen stand unter seiner Leitung, und gern hätte er auch seinen Freund Melanchthon wieder dort haben mögen, um mit seiner Hilfe die Verbesserung der Universität durchzuführen. Ungeachtet er bei dem Herzog in besonderer Gnade stand, so konte er doch gegen die streng-lutherischen nicht recht aufkommen, und ging, nach etwa viertehalb Jahren mit wenig Dank nach Costanz zurück. Zu Augsburg, wohin er im folgenden Jahre 1539 kam, machten seine Predigten gegen die üppigen Sitten einen starken Eindruck; er fand aber auch Widerstand, und mußte sich begnügen, dem Senat die Errichtung von Stipendien für arme Studirende empfohlen zu haben. In seiner Vaterstadt, wo sein Bruder Thomas das Bürgermeister-Amt bekleidete, genoß er die Liebe und den Dank seiner Mitbürger, blieb auch mit den gleichgesinnten schwäbischen Städten, wo er viele Freunde hatte, in vertrauten Mittheilungen, bis zu dem verhängnißvollen Jahre 1548. Um den Zorn des siegstolzen Kaisers nach der Sprengung des schmalkaldischen Bundes abzuwenden, ging Thomas an der Spitze einer Gesandtschaft ab. Als aber das Interim nicht mehr abgelehnt werden konte, verließ Ambrosius die Stadt, 29. Aug. mit vielen andern, ließ sich zuerst zu Winterthur nieder, und widmete seine Dienste verschiedenen kleinern Kirchen, zu Biel, Leutmarken u. a. im Thurgau. Größere Geschäfte wollte er andern überlassen. Sechs Jahre darauf starb er an der Pest zu Winterthur, 73 Jahre alt, 6. Decemb. 1564.

Ambrosius war von einfachen, gefälligen Sitten; ein beliebter Redner; wo er hinkam, ein wahrer Friedensbote; in allen Widrigkeiten mit einer unerschütterlichen Geistesruhe und Ergebung, welche die Redlichkeit seiner Absichten beurkunden. Seine Bescheidenheit war eben so groß, als seine Uneigennützigkeit. Während er mit den angesehensten Theologen der beiden protestant. Parteien vielfache Verbindung unterhielt, fand man ihn

Digitized by Google

toleranter, als sein Zeitalter es haben wollte. Seine vertraute Äußerung gegen Musculus: „Wir müssen (wie Paulus), allen alles werden", wurde übel gerügt. Aber er bewies, daß er tiefer sah, als die meisten seiner Gegner. Als die Zwietracht und Verwirrung allerwärts überhand nahm, schrieb er einem seiner Freunde: „Es ist die hoch Zeit verhanden! wer nit die großen Wunderwerke Gottes diese kurze Zeit gesehen und merken hat wollen, der ist stock- und starrblind. — Noch dannoch thue jeder sein allerbestes, daß doch immer etwas von diesem Schiffbruch auskomme". — Eine ausführliche Biographie, die er wohl verdiente, würde zugleich über den Kampf zwischen dem schweizerischen und sächsischen Lehrbegriff noch jetzt merkwürdige Aufschlüsse gewähren *). (*Pfister.*)

Blaarer (Gerrick), Abt zu Weingarten, hatte so wenig Sinn für irgend eine zeitgemäße Verbesserung, daß er sich nur in dem Genuß seiner Würde, in den Freuden der Tafel, der Jagd, der Weiberliebe, und in geheimen Umtrieben gefiel. Durch die letztern suchte er alle Reformationsbewegungen in seinem Bereich zu unterdrücken. Er war ein eben so gewandter, als herrschsüchtiger Mann. Am kaiserl. Hof und auf den Reichstagen hatte er bedeutende Freunde. Seiner Abtei erwarb er zwar ausgedehnte Privilegien, beschwerte sie aber durch unverhältnißmäßigen Aufwand für seine übrigen Plane. Er erweiterte den Wirkungskreis der Prälaten beim Reichsregiment, bei der Kammergerichts-Visitation und bei den Reichstagsdeputationen. Nach der Auflösung des schwäbischen Bundes nöthigte er die Prälaten, in ihrer Verbindung zu bleiben, und legte so den Grund zum Reichs-Prälaten-Kollegium, dessen Geschichte noch im Dunkeln ist. Sich selbst legte er den Titel: Prälaten-Vorsteher, bei. Seinen Bruder **Christoph**, der kein Geistlicher war, (Karl V. übertrug ihm die Hauptmannschaft von Regenspurg und das Reichskammermeister-Amt), ließ er zum Stellvertreter der Prälaten beim Reichs-Regiment wählen. Im Bauern-Krieg half er sich durch List. Beim Ausbruch des schmalkaldischen Kriegs mußte er nach München flüchten; erhielt aber darauf von Karl V. noch eine zweite Abtei: **Ochsenhausen**.

In diesem unverdienten Glück suchten die evangelischen Städte seine Fürbitte bei Karl und Ferdinand, um Milderung der angesetzten schweren Geldstrafe, so wie der vorgeschriebenen aristokratischen Regirungsform. Besonders wandte sich Thomas Blaarer, auf der obenerwähnten Gesandtschaft zutrauensvoll an den Oheim, während die Gewitterwolke drohend über Constanz hing. Gerrick versprach seine Vermittelung mit dem Zusatz: er wolle gern seinen Mitbürgern etwas Gefälliges erweisen. Allein er hatte noch eine Foderung an den Kaiser für seines Bruders, des Kammermeisters, Kinder mit 14,000 fl., die er bisher nicht hatte erlangen können. Nun bewog er Karl V., ihn mit andern auf die konfiscirten Güter der Constanzer anzuweisen. König Ferdinand, der die Stadt bereits zu Gnaden aufgenommen hatte, zürnte nicht wenig über diesen Eingriff; allein der kaiserl. Minister, Lier, der auch seinen Theil daran hatte, mußte die Lossprechungs-Akte so lange zurückbehalten, bis das Geld bezahlt war. — Als Moriz gegen den Kaiser losschlug, kam die Reihe zu bitten wieder an Gerrick, und er kam besser durch, als er verschuldet hatte. Seine Nachfolger haben zur Lehre für die Zukunft aufgezeichnet, man solle lieber gemeine, als vornehme Jünglinge in das Kloster aufnehmen, damit kein Gerrick wieder komme **). (*Pfister.*)

Blaarer (Margarethe), die Schwester von Ambrosius, welche mit ihren Brüdern in der schönsten Eintracht der Gesinnungen und des Wirkens um jeden Vorzug wetteiferte, gehörte zu den ausgezeichneten weiblichen Charakteren ihres Zeitalters. Sie las die Schriften der Griechen und Römer, und wechselte mit vorzüglichen Männern gehaltreiche Briefe in latein. Sprache. Aber ihre Gelehrsamkeit war den Tugenden der Weiblichkeit, der Bescheidenheit und der Güte des Herzens untergeordnet. Ihr Beispiel war eben so belehrend und anziehend, als ihre Worte; ihre Frömmigkeit thätig und menschenliebend. Sie unterstützte Hilfsbedürftige, war die Rathgeberin und Pflegerin der Witwen und Waisen, die Lehrerin vieler Kinder u. s. f. Der nachherige Zürchersche Antistes Gwalter sagte in dem Klaglied auf ihren Tod:

Der armen kind haft vyl erneert
Sy trülich gleert
Gotzforcht, Arbeit und Läsen;
Darin gehabt groß müy und flyß,
Uff sunder wenß,
Das Chriſtlich wär jr wäsen, u. s. w.

Ihre Hingebung zog ihr den Tod zu. Denn als 1541 die herrschende Pest auch zu Kostnitz verheerend wüthete, ließ sie sich nicht dadurch abhalten, die Kranken ohne Rücksicht auf ihre Lage zu unterstützen, sie selbst zu pflegen und zu warten. Die Krankheit ergriff auch sie, und sie starb im 47sten Jahre ihres Alters. — S. auch Schweiz. Mus. 1789. S. 436 ff. (*Meyer v. Knonau.*)

Blaarer (Hans). Aus demjenigen Zweige, welcher sich von dem Schlosse Wartensee bei Rorschach am Bodensee, Bl. von Wartensee nent, war **Hans** entsprossen, dessen Leben **Hirzel**, der Verfasser des philosophischen Bauers, unter dem Titel: „Bild eines wahren Patrioten", Zürich 1767. gr. 12. schildert. Dieser nicht nur in seinem Kanton Zürich, sondern auch in der übrigen Schweiz geachtete Statsmann wurde geboren 1685. Er erhielt von seinem Vater, dem Rathsherrn **Hans Ulrich**, einem die Wissenschaften liebenden Manne, und von einem Oheim, der Theolog war, eine sorgfältige gelehrte Erziehung, strebte nach vielseitiger Ausbildung, und machte vornehmlich aus der klassischen Literatur der

*) Vorarbeiten dazu sind in *Melch. Adami* Vit. Germ. Theol. p. 413. *Finckhini* Mem. Theol. Wirt. P. I. **Hottinger's** helvet. Kirchengesch. Thl. III. **Schelhorns** Reform. Gesch. von Memmingen. **Schnurrers** Erläuterungen der Wirtemb. Kirchen- und Reform. Gesch. S. 12. 111. 167, wo auch **Blaurers** Schriften verzeichnet sind, vergl. **Wilkens** Gesch. der Heidelb. Bücherſaml. S. 394. Außer dem, was kürzlich in den Denkwürdigkeiten der wirtemb. und schwäb. Ref. Gesch. ꝛc. von **Schmid** und **Pfister**, Heft I. vorgelegt worden, möchte sich noch manches ungedruckte in schwäbischen und schweizerischen Stadtarchiven finden.

**) Die oben angef. Denkwürdigkeiten ꝛc. 1. Heft.

Digitized by Google

Geschichte Roms und Griechenlands sein Lieblingsstudium. Zu Genf und Paris erwarb er sich die nöthigen Fertigkeiten der französischen Sprache, und besuchte in der lestern Stadt naturhistorische, und selbst arzneiwissenschaftliche Collegien. Zu Leyden studirte er vornehmlich Literatur-Geschichte und die gelehrten Sprachen, und nachher zu Marburg Rechtswissenschaft, welche damals von seinen Landsleuten nur wenig betrieben wurde. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland 1707 widmete er sich dem öffentlichen Dienste, arbeitete in den Statskanzleien und in den untern Behörden. Weil jeder Schweizer zum Kriegsdienste fürs Vaterland verpflichtet ist, machte er auch den Feldzug des einheimischen Krieges von 1712 als Hauptmann mit. Als Mitglied einer Gesellschaft jüngerer Leute, die sich die „Wohlgesinnten" nanten, rügte er in 4 Vorlesungen die Rückschritte der Wissenschaften in seiner Vaterstadt, deren Grund er einem verkehrten Unterrichts-Systeme und dem Umstande zuschrieb, daß in den öffentlichen Anstalten beinahe einzig für das theologische Studium gesorgt war. Dieser Anstoß erregte Aufmerksamkeit, that aber als Äußerung eines jüngern Mannes nicht sogleich Wirkung. Auch in kameralistischen und technologischen Gegenständen war er nicht fremd, und auf dem Gute seines Vaters wurden ermunternde Beispiele zur Beförderung der Landwirthschaft gegeben. Ein bergmännischer Versuch mißglückte ihm; aber Bl. machte seine Landsleute mit der Benutzung der Steinkohlen bekant, und durch einen Proceß, den er selbst öffentlich führte, lernten seine Mitbürger die Beredsamkeit und die Rechtskentnisse des Mannes achten, den man bisher nur als einen speculativen Gelehrten und Kunstfreund angesehen hatte. 1724 wurde er ins Rathscollegium, und später in den geheimen Rath aufgenommen. Hier entwickelten sich seine mannigfaltigen Kentnisse. Seine Einsicht, Mäßigung, und die Beharrlichkeit, mit welcher er die schwierigsten Geschäfte ergründete, verschafften ihm einen sehr bedeutenden Einfluß auf die damaligen verwickelten statsrechtlichen Verhältnisse der Eidsgenossenschaft. Nur durch seine Forschungen wurde Licht über einen Streit der VIII alten Orte mit dem Fürstabt von Pfeffers über die höhere Gerichtsbarkeit in einigen Dörfern des Sarganserlandes verbreitet. Einen bedeutenden Einfluß hatten seine Ansichten über die langwierigen Streitigkeiten des Fürsten von St. Gallen mit seiner Grafschaft Toggenburg. Beinahe bei allen gelehrten oder gemeinnützigen Anstalten seines Vaterlandes war er Vorsteher oder einflußreiches Mitglied. Bei unerwarteten Ereignissen zeichnete er sich durch ruhige Entschlossenheit aus. 1743, als die österreichische Armee unter Prinz Karl sich den Eidsgen. Gränzen näherte, erblickte man diesen gelehrten Geschäftsmann mit Ein Mal als ernanten obersten Feldherrn der Eidsgen. Gränzbedeckung; und als im October 1756 das falsche Gerücht eines plötzlichen feindlichen Einfalles den ganzen Kanton in die Waffen brachte, eilte der Greis freiwillig als Bevollmächtigter der Regirung auf die bedroht geglaubte Stelle hin; und obgleich die Umstände einen wüthenden Kampf erbitterter Feinde erwarten ließen, bemerkten die Begleiter an dem Greise eben so viel Ruhe, als sich Besonnenheit in allen seinen Maßregeln zeigte. Sein Leben beweist, wie nüzlich vornehmlich auch dem Bürger eines Freistates, insbesondere wenn er auf höhern Stellen steht, vielseitige Bildung ist, und daß diese, wenn sie, auf gründliche Studien gebaut, mit Fleis und Einsicht verbunden wird, weit entfernt, in Oberflächlichkeit auszuarten, im Gegentheil vor Einseitigkeit und Pedantismus bewahrt. Sein Leben war einfach, sein Umgang anziehend. Wieland sprach von ihm nur mit Hochachtung, und nante ihn einen Aristides. Er starb den 27. Jun. 1757. (*Meyer v. Knonau.*)

Blaarer (Melchior), von Schmerikon am obern Ende des Zürchersees im Kanton St. Gallen gebürtig, ist durch die besondern Schicksale, welche er in Österreich, nachher in dem bischöflich Konstanzischen Seminar zu Mörsburg, auch in seiner Heimath selbst erfuhr, von welchen Schlözers Stats-Anzeigen und Briefwechsel Kunde geben, merkwürdig geworden. Er studirte zu Mailand in dem helvetischen Kollegium, und empfing die Priesterweihe 1755 in Konstanz. Später war er als Priester bei der österreichischen Gesandtschaft in Berlin angestellt. Nachdem unter Maria Theresia zu Brünn in Mähren ein Priesterhaus war eingerichtet worden, wurde er als theologischer Lehrer bei demselben gebraucht. Das Vertrauen, welches die zahlreichen Zöglinge ihm und andern geschickten Lehrern schenkten, ihre Liebe für gründliche Studien und bessere Einsichten, und die Fortschritte, welche sie machten, reizten den Unwillen der Exjesuiten und einiger ihrer höhern Gönner. Man glaubte, nach dem Regirungsantritte des Kaisers Joseph, dieser werde wenig auf solche geistliche Angelegenheiten achten, und man versuchte es, die vorhergehende Ordnung der Dinge wieder einzuführen, aber der Kaiser nahm von Allem Kentniß. In dem merkwürdigen Ausspruche vom 4. Mai 1781 wird dem Kardinal-Erzbischof Migazzi die kaiserl. Unzufriedenheit zu erkennen gegeben. Von der bulla unigenitus wird erklärt, sie sey in den österreichischen Staten nie angenommen worden, und von derjenigen in coena domini, sie soll aus dem Olmützer- und Brünner-Ritual heraus gerissen werden u. s. f. Doch wurde Blarer an das Seminar zu Wien versetzt, dessen Director er wurde. Schon 1783 muß er Wien verlassen und sich nach Berlin begeben haben. Als er 1785 auf seiner Rückreise nach der Schweiz in Ober-Schlesien und Mähren mit vielen seiner vormaligen Brünnischen Zöglinge Umgang pflog, zog dies Aufmerksamkeit auf sich. Er wurde angehalten, nach Wien gebracht, wo er einige Zeit im Verhaft blieb, dann einen Revers unterschreiben mußte, daß er die österreichischen Erblande nicht mehr betreten wolle. Durch die Polizei wurde er hierauf nach Mörsburg begleitet, und dem Bischofe seines Sprengels übergeben. Hier wurde er in einen, zwar leidlichen Verhaft neben 5 andern Priestern eingesperrt, wovon 2 Falschmünzer, und einer verrückt war. Man verlangte von der Gemeinde Schmerikon, sie sollte die Kosten seines Unterhaltes bezahlen; allein da diese es ausschlug, so wurde Bl. nach einem beinahe halbjährigen Aufenthalte nach Hause entlassen. Aber auch hier folgten ihm die Beschlüsse der bischöflich-kostnitzischen Kurie nach. Er hatte sich gegen dieselbe beharrlich geweigert, die Bulle unigenitus anzuerkennen. Durch ein Rescript

Digitized by Google

vom 22. März 1786 an den bischöfl. Commissar seines Bezirkes wurde ihm das Messe-Lesen und die Selsorge verboten. Dies und wiederholte Beunruhigungen bewogen ihn, ungeachtet er von seinen Mitbürgern mit Achtung behandelt wurde, die Heimath wieder zu verlassen. Er begab sich nach Holland, erhielt in dem Seminar zu Amersfoort eine Anstellung, und soll vor ungefähr 10 Jahren in der Gegend von Berlin gestorben seyn *). (*Meyer v. Knonau.*)

BLACEAS oder **BLAX**, soll nach Gesner bei Hesychius, Varinus und Suidas ein dem Silurus ähnlicher Fisch seyn, der ganz unbrauchbar ist. (*Lichtenstein.*)

Blachwanze, s. **Acanthia.**

BLACK (Joseph) von Fourcroy der Nestor der chemischen Revolution genant, war zu Bordeaux im J. 1728 geboren, wo sein Vater, aus Belfast in Irland gebürtig, aber aus einer schottischen Familie, Weinhandel trieb. Im J. 1740 sendete ihn der Vater nach Belfast, um ihn als Briten erziehen zu lassen, von dort aber ging er 1746 auf die Universität Glasgow, wo er Cullen's Schüler in der Arzneikunde und Chemie, und als dieser 1756 nach Edinburgh ging, sein Nachfolger als Professor wurde, nachdem er bereits durch Versuche die Wirksamkeit der Magnesia *), des Kalks und andrer Alcalien gegen den Blasenstein empfohlen, und bei diesen Versuchen die sogen. fixe Luft und deren mildernde Wirkung auf Alkalien und Kalkarten entdeckt hatte, die den Grund zu der nachherigen Lehre Priestley's, Cavendish, Lavoisiers u. a. von den Gasen (Luftarten) legte **), auch im folgenden Jahre seine Wissenschaft mit Versuchen über die gebundene (latente) Wärme bereichert hatte. Durch diese Erweiterungen der Naturkunde erwarb er sich so viel Ruhm, daß er im J. 1765, als sein Lehrer Cullen zu Edinburgh von der Professur der Chemie zu einer medizinischen überging, an seine Stelle als Professor der Chemie berufen wurde, die er mit ungemeinem Beifalle lehrte. Von jetzt an hörte man aber nicht viel mehr von neuen Entdeckungen desselben; er wurde kränklich; was er noch schrieb, sind 2 Abhandlungen, deren eine (the supposed effect of boiling upon Water, in disposing it to freeze more readily, ascert. by experiments) in den Philos. transact. 1775, die andere (the analysis of the waters of some Hotsprings in Ireland, in den Tr. of Edinburgh Soc. V. 3. 1791) abgedruckt ist. Er starb am 26. Novemb. 1799 plötzlich, aber sanft, im 71sten Jahre seines Alters, geschätzt von seinen Freunden und Bekanten, unverheirathet. — Erst nach seinem Tode gab einer seiner Schüler, der im J. 1805 verstorbene Prof. der Naturkunde zu Edinburgh, J. Robison, die Lectures on the elements of Chemistry aus seinen Handschriften heraus, (1803), von welchen Crell eine Übersetzung besorgte ***). (*H.*)

BLACKBURN (Blackburne), Stadt in der brit. Grafsch. Lancaster am Darwent, worüber 4 steinerne Brücken führen, wird vom Leeds- und Liverpool-Kanale berührt, der ihre Verbindung mit diesen beiden Städten unterhält; wie alle britischen Manufakturstädte ist sie nichts weniger als schön, sondern unordentlich zusammengebauet, hat 2 Kirchen, 7 Bethäuser für die Dissenters, 1 Grammatikalschule, 1 Freischule für Mädchen, 1 National-, 1 Lancaster- und mehre Sontagsschulen, 2352 Häuser und 1811, 15,083, jetzt über 20,000 Einw., die sich meistens von der Baumwollweberei nähren; jährlich werden für 15 Mill. Conv. Gulden Baumwollenwaren verfertigt, wovon das Arbeitslohn 3,380,000 Guld. ausmacht. Die Calicoes machen darunter den vornehmsten Artikel aus — wöchentlich 25,000 Stück durch 13,000 Arbeiter. Die Stadt hält zwei Wochen- und drei Jahrmärkte für Hornvieh und Yorkshire Tücher *). (*Hassel.*)

BLACKBURN (Will.), ein ausgezeichneter englischer Baumeister, geb. zu Southwark am 20. Decemb. 1750, gest. am 28. Octob. 1790. Nachdem er als Zögling der königl. Akademie 1773 mit einem Preise beehrt worden war, und seitdem zu praktischen Arbeiten Gelegenheit gefunden hatte, erhielt er den 1779 vom Parlemente ausgesetzten Preis von 100 Guineen auf den besten Entwurf zum Baue von Besserungshäusern (penitentiary houses), die einsame Einsperrung mit nützlicher Arbeit und moralischer Besserung verbinden sollten (1782), und wurde zum Baumeister solcher Gebäude zu London ernant, doch wurden diese nicht ausgeführt. Dagegen wurden ihm Gebäude dieser Art in andern britischen Städten übertragen, und eben war er wegen eines Baues dieser Art auf dem Wege nach Glasgow, als ihn der Tod übereilte. — Sein Charakter erwarb ihm die Liebe aller die ihn kanten. (*H.*)

BLACKBURNE (Francis), ein durch seinen Eifer für die bürgerl. und religiöse Freiheit ausgezeichneter britischer Theolog, wurde zu Richmond in Yorksh. am 9. Jun. 1705 geb. wo er auch, nachdem er auf der Universität zu Cambridge lange vergeblich auf Beförderung gewartet hatte, 1739 Prediger wurde. Nach einigen andern Schriften gab er 1750 free and candid disquisitions relating to the church of England, worin er manche Mängel der hergebrachten Formen tadelt, und Vorschläge zur Verbesserung der Liturgie that, und noch in demselben Jahre, doch namenlos, eine Vertheidigung dieser Schrift heraus; daneben aber noch a short discourse on the nature, obligation and benefice of family Religion. Noch in demselben Jahre wurde er vom Erzbischof von York, dessen Titularcaplan er seit

*) Man s. auch Schlözer's Stats-Anz. 9. Bd. S. 193 ff. Briefwechsel, Heft L. S. 106. LII. S. 231 u. 257.

*) Von der Magnesia handelt auch seine Diss. de humore acido a cibis orto et magnesia alba. Edinb. 1754. **) S. Experiments upon Magnesia alba, Quick-lime and some other alcaline substances in den Ess. and Observ. Edinb. V. 2. 1756.

***) Diesen Lectures hat Rob. eine Biographie seines Lebens beigefügt; andere literarische Notizen hat Reuß im gelehrten England nachgewiesen.

*) Denselben Namen führt auch ein durch romantische Wasserfälle und malerisch-schöne Ufer, so wie durch eine natürliche Brücke ausgezeichneter Fluß im schottischen Kirchspiele Castletown, wovon der Prediger Arkle in Sinclair's stat. acc. of Scotl. V. XVI. eine nähere Beschreibung liefert. (*R.*)

Digitized by Google

einigen Jahren war, zum Archidiaconus von Cleveland und Präbendar von Bilston ernant. Eine bald darauf erschienene Kritik einer Adresse des Bischofs von Durham, die ihm den Grundsätzen des Protestantismus entgegen schien, entzog ihm alle weitere Hofnung auf Beförderung in der bischöflichen Kirche. Spätere Schriften desselben betrafen den damals viel bestrittenen Mittelzustand zwischen Tod und Auferstehung, den er läugnete; die Taufformel bei Matth. 28, 19., die er in Vergleichung mit andern Stellen des N. T. für keine bestimte Formel gelten lassen wollte; und die Unterzeichnung der Liturgie und der Artikel der englischen Kirche, die er nie zu erneuern gesonnen war. (Auch gab er dawider später eine Adresse an das Parlement heraus). Unterdessen hatte er auch lange an seinem wichtigsten Werke: the Confessional, or full and free inquiry into the right, utility and success of establishing confessions of faith and doctrine in protestant churches gearbeitet, das endlich im J. 1766 und im folgenden Jahre von neuem, 1770 aber in einer dritten Ausgabe erschien, die ganz den Grundsätzen der englischen Kirche so entgegengesetzt war, daß eine Dissenter Gemeinde ihm eine Predigerstelle anbot, die er jedoch ausschlug. Doch fand er nöthig, sich in einer eignen Schrift gegen den Vorwurf zu vertheidigen, daß er nicht öffentlich einer Kirche entsagte, gegen die er so viel einzuwenden hatte. — Bei aller Freisinnigkeit war er doch ein Feind der Katholiken, und schrieb 1768 gegen sie eine Schrift über den damaligen Streit der Protestanten und Papisten in Großbritannien. — An einer Lebensbeschreibung Luthers hinderte ihn die Abfassung von Memoiren auf seinen Freund Th. Hollis (1780) und der Schmerz über den Tod eines geliebten Sohnes; späterhin auch sein schwaches Gesicht und Altersschwäche. Er starb am 7. Aug. 1787 nach einer Visitationsreise auf seiner Pfarrei zu Richmond, mit dem Ruhme einer gewissenhaften Amtsführung. Außer den bereits angeführten kräftig und lebhaft abgefaßten Schriften, in welchen er wol hin und wieder zu heftig war, wie er selbst später anerkante, hat man von ihm noch manche andere über politische Freiheit, unter andern eine Samlung solcher Aufsätze (1774). Eine vollständige Samlung seiner Werke erschien 1804 in 7 Oktavbänden, mit einer von ihm selbst abgefaßten und von seinem Sohne Fr. Blackburne (Vicar von Brignol in Yorksh.) vervollständigten Lebensbeschreibung *). (*Ersch.*)

BLACKBURNIA, *Forst.*, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Ahorne, und der vierten Linné'schen Klasse. Forster nante die Pflanze nach Wilh. Blackburn, Aufseher des botan. Gartens zu Oxford. Der Charakter besteht in einem kleinen untern vierzähnigen Kelch, vier Kronenblättern, einem einfachen Pistill und einer einförmigen Frucht. Es ist die Frage, ob die Gattung nicht mit Ptelea verbunden werden kann. Die einzige bekante Art: Bl. *pinnata*, Forst. ist ein Baum mit gefiederten glatten Blättern, dessen Blüthen in Rispen stehn. Er wächst auf den Norfolk Inseln. (*Sprengel.*)

Blackfisch, s. Sepia.

*) Daraus ist die Biographie in Rees englischer Encycl. entlehnt, die bei diesem Art. zum Grunde liegt.

Blackfoot-Indianer, s. Schwarzfüsser.

BLACKHEAD. Der Name verschiedener Vorgebirge: 1) auf der Nordküste Irelands bei dem Eingange zum Belfastbusen, 2) auf der Südküste Irelands auf der Westseite von Kinsale Haven; 3) auf der Westküste Irelands bei dem Eingange zur Galway Bai unter 53° 7′ Br. und 8° 23′ L. 4) auf der Westküste von Scotland in der Nähe von Stranraver; 5) auf der Küste von Cornwall und England unter 50° 1′ Br. und 12° 30′ L. 6) auf der Ostküste von Neuzeeland, 4½ Meilen im N. N. O. von Kap Kidnappen, und 7) auf der Ostküste von Labrador unter 59° 58′ Br. und 312° 34′ L. (*Hassel.*)

BLACKHEATH, ein Weiler in der brit. Grafsch. Kent, auf einer Anhöhe, zu welcher das Mordea-College, ein Asyl für herabgekommene Kaufleute, gehört. Bei demselben sieht man an der Straße nach Dover eine Höhle, die aus 7 Abtheilungen, jede 12—16 Fuß weit, besteht, und worin man einen Quell von klarem Wasser findet; auch ist der Ort in den Annalen der brit. Geschichte durch verschiedene kriegerische Vorfälle merkwürdig. (*Hassel.*)

BLACKLEY, Manufakturort in der brit. Grafsch. Lancaster, dessen 2389 Einw. sich vorzüglich mit Baumwollenweberei und türkisch Rothfärberei beschäftigen. Es liegt nur ½ Meilen von Manchester. (*Hassel.*)

BLACKLOCK (Thomas), ein merkwürdiger blinder Dichter, wurde zu Annan, in der schottischen Grafschaft Dumfries, am 10. Nov. 1721 geboren, und schon im ersten halben Jahre seines Lebens durch die Blattern des Gesichts gänzlich und unwiederbringlich braubt. Sein Vater, der nur ein Maurer, aber wie es scheint, für seinen Stand ziemlich gebildet war, las dem hilflosen aber wißbegierigen Knaben vor, was er an Büchern habhaft werden konte, und dieser entschied sich frühzeitig für die Poesie. Milton, Spenser, Prior, Pope, Addison und sein Landsmann Ramsay entzückten ihn unaussprechlich; er versuchte sich bald in eignen Gedichten und wurde dadurch in seiner Gegend so vortheilhaft bekant, daß im J. 1741, nach dem Tode seines Vaters, ein angesehner und menschenfreundlicher Arzt zu Edinburgh, Stevenson, sich seiner annahm und ihm zu einer wissenschaftlichen Bildung in jener Hauptstadt Schottlands behilflich war. Blacklock widmete zu Edinburgh dem Studium viele Jahre, erwarb sich eine gründliche Kentniß der gelehrten Sprachen und der Philosophie, und bestimte sich zuletzt ausschließlich dem Dienste der Kirche. Auch erhielt er nach den üblichen Prüfungen im J. 1759 die Erlaubniß zu predigen, gewann sich bald einen nicht geringen Ruf als Kanzelredner und ließ auch einige Predigten drucken. Früher schon hatte er mehrmals seine Gedichte herausgegeben, auch 1756 einen „Versuch über die allgemeine Etymologie," der eigentlich eine Zergliederung des Baues der Perioden ist. 1762 heirathete er Miß Sarah Johnston, die Tochter eines Wundarztes, welche seine Stütze im Leiden und der Trost seines Lebens wurde, und ließ sich wenige Tage nach der Hochzeit als Pfarrer des Kirchspiels Kirkubridge ordiniren. Allein die Eingepfarrten widersetzten sich, vielleicht wegen seiner Blindheit, vielleicht aus aus Abneigung gegen den Patron, dem er seine Beförderung verdankte, seiner Aufnahme so nachdrücklich, daß Blacklock sich nach einem zweijährigen wi-

Digitized by Google

drigen Rechtsstreit mit einem mäßigen Jahrgehalt zurückzog. Er vollendete den Rest seines Lebens zu Edinburgh, wo er, um sich einen anständigen Unterhalt zu sichern, junge Leute in die Kost nahm, und gelegentlich deren Studien leitete. Im J. 1766 erhielt er unverlangt von der Universität zu Aberdeen die theologische Doktorwürde. Ungeachtet einer immer schwachen Gesundheit erreichte er das siebenzigste Jahr und starb zu Edinburgh am 7. Jul. 1791, nachdem er schon einige Jaher vorher allen Geschäften gänzlich entsagt hatte. Die Poesie war durchs ganze Leben seine Gefährtin und Trösterin gewesen. Er dichtete mit großer Leichtigkeit, und diktirte oft 30—40 Verse so schnell, als sie nur eben nachgeschrieben werden konten, wollte indeß ein Reim oder eine Zeile sich nicht bald fügen, so brach er ab und kehrte nicht leicht zu dem Angefangenen zurück. Eben so wenig mochte er Stoffe behandeln, die ihm von andern vorgeschlagen wurden. Er versuchte sich in der lyrischen und didaktischen Poesie. 1769 gab er unter dem Titel: „Panegyricus auf Großbritannien," eine Spottschrift auf das Zeitalter heraus, welche beweist, daß er es in der Satyre weit hätte bringen können. 1774 erschien der Graham, eine heroische Ballade in 4 Gesängen, die etwas zu lang ausgesponnen und in Hinsicht der Versification nicht vorzüglich ist. Außerdem lieferte Blacklock noch einige andere Schriften, und verfaßte für die britische Encyclopädie mehre Artikel, worunter einer: der Blinde, besonders geschätzt wird. Seine Gedichte athmen den reinsten Geist der Frömmigkeit, der Tugend und des Wohlwollens, so daß man diese die eigentlichen Musen B. nennen könte; nach dem Urtheil seines Biographen Mackenzie findet man in ihnen Phantasie, Zartheit und bisweilen Hoheit der Gedanken, Eleganz und oft auch Kraft der Sprache. Ein besonderes psychologisches Interesse erhalten sie dadurch, daß ihr Verfasser, der wegen des sehr frühen Verlustes seiner Augen fast durchaus als ein Blindgeborner anzusehn war, unter die besten beschreibenden Dichter seines Vaterlandes gehört. Wenn hiebei auch das Meiste auf Rechnung seines vortreflichen, von Jugend auf durch Lesung der Dichter mit poetischen Ausdrücken und Wendungen bereicherten Gedächtnisses gesetzt werden muß; so bleibt doch, wie Mackenzie richtig bemerkt, immer noch die Frage übrig, woher seine frühe Leidenschaft gerade für solche Poesieen, deren Gegenstände innerhalb des Gebiets des Lichts liegen, und woher das Vergnügen entsprungen sey, was solche Poesieen seinem Gemüth offenbar verursachten. Man hat Blacklock mit dem blindgebornen Mathematiker Saunderson verglichen, welcher des ihm fehlenden Sinnes ungeachtet, Vorlesungen über den Regenbogen und das prismatische Spectrum zu halten vermochte. Allein ihm waren die Benennungen der verschiedenen Farben bloße Bezeichnungen des relativen Verhältnisses der Räume, welche sie einnehmen, und ein räumliches Verhältniß läßt sich dem Gemüth eben so gut durch den Sinn des Gefühls, als durch das Gesicht mittheilen. Weit schwerer ist das Problem zu lösen, wie die dichterische Beschreibung sichtbarer Gegenstände, von denen er keine Idee hatte, noch haben konte, unserm Blacklock Genuß zu gewähren vermochte. — Blacklock war ein Mann von mildem Charakter und reiner Herzensgüte, ein munterer und unterhaltender Gesellschafter, der im Kreise seiner Freunde den Mangel des edelsten Sinnes nicht zu empfinden schien. Doch klagte er nicht selten auch über Trübsinn und Niedergeschlagenheit, die durch alle Sorgfalt der Seinigen nicht ganz gehoben werden konte. Die Tonkunst hatte unendlichen Reiz für ihn, und immer führte er eine kleine Flöte bei sich, auf welcher er nicht ungern andern vorspielte. Seine Lebensweise war gleichförmig; Lesen, Spaziren, Musiziren und Disputiren füllten so ziemlich alle Stunden des Tages aus. Angenehm war es, ihn in einen Streit verwickelt zu sehen; man konte nicht mit größerer Gleichmüthigkeit und schonenderer Mäßigung disputiren, als dieser sanftmüthige Mann. Er stand in freundschaftlicher Verbindung mit mehren ausgezeichneten Männern *). (*Rese.*)

BLACKMORE (Richard), war der Sohn eines Advokaten: sein Geburtsjahr gehört in die funfziger oder sechziger Jahre des 17. Jahrh. †) Von seiner frühesten Bildung und seinen ersten Schicksalen ist weniges bekant, und dieses Wenige müssen wir theils aus unlautern Quellen schöpfen, namentlich aus den Spottschriften seiner Gegner. So erfahren wir z. B. aus einem Gedicht von Dr. Drake, daß Blackmore vor seiner medizinischen Laufbahn als Schulmeister die Ruthe, ohne sonderlichen Erfolg geschwungen hat ††). Eine plötzliche glückliche Veränderung seiner Verhältnisse, die uns nur in ihren Folgen bekant ist, setzte Blackmore in den Stand, nach Vollendung seiner medizinischen Studien auf der Universität Oxford, wo er sich 13 Jahre — wahrscheinlich eben eine Zeit lang als Schullehrer — aufgehalten haben soll,

*) Von Blacklock's Gedichten erschien zuerst eine kleine Samlung 1746. 8. Dieser folgte eine zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe, Edinburgh 1754. 8. Ein Gönner Blacklocks, Spence, schrieb um die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken, einen ausführl. Bericht von Blacklocks Leben, Charakter und Poesieen, welcher zu London 1754 erschien. 1756 veranstaltete der Londoner Dichter und Buchhändler Dodsley auf Hume's Empfehlung eine neue Ausgabe von Blackl. Gedichten in 4., welche Spence besorgte, dessen biographischer Aufsatz beigefügt wurde. 1792 lieferte Heinrich Mackenzie, Verf. des „Mannes von Gefühl" und anderer Schriften, zu Edinburgh eine neue Ausgabe in 4., die er mit einer gehaltvollen Lebensbeschreibung Blackl. begleitete. 1795 erschien wieder eine Ausgabe nach der von 1756 abgedruckt, aber mit verschiedenen Gedichten vermehrt, und mit Mackenzie's Biographie begleitet. 1796 beschloß Anderson seine große Samlung der britischen Dichter mit einer neuen vollständigen Ausgabe von Blackl. poetischen Werken, denen er biographische Nachrichten über den Verf. beifügte, was auch der Fall ist in *Campbell's* Spec. of the brit. Poets. V. 7. Kosegarten hat im ersten Bande seines britischen Odeon's (Berlin 1800) sowol eine Lebensbeschreibung Blacklock's, als auch eine Probe seiner Dichtungen, in der Ursprache und in teutscher Bearbeitung, geliefert. Außerdem kann man über Blacklock Gruber's Wörterbuch zum Behuf der Ästhetik u. s. w. Erster Band, S. 674—676 vergleichen.

†) Er wurde 1697 Leibarzt König Wilhelms, und starb 1729 in hohem Alter. Diese beiden Angaben müssen eine bestimmtere seines Geburtsjahres ersetzen. ††) Die Verse stehn bei Cibber:

> By nature form'd, by want a pedant made,
> Blackmore at first set up the whipping trade:
> Next quack commenc'd; than fierce with pride he swore,
> That tooth-ach, gout, and corns should be no more.
> In vain his drugs, as well as birch he tried;
> His boys grew blockheads, and his patients died.

Digitized by Google

eine Reise nach Italien zu unternehmen, und sich zu Padua zum Doctor Medicinae kreiren zu lassen. Hierauf besuchte er Frankreich, Teutschland, die Niederlande, und widmete sich, nach seiner Rückkehr in sein Vaterland, der praktischen Übung der Heilkunde in der Hauptstadt. Übrigens hatte Blackmore seine Studien keineswegs auf die medizinischen beschränkt, und wir werden unter seinen zahlreichen Schriften, außer seinen poetischen und kritischen Arbeiten, auch mehre theologische Werke finden. Er wählte aber die Heilkunde zu seinem eigentlichen Erwerbsgeschäft, wahrscheinlich, weil sie ihm einträglicher und ehrenvoller schien, als die übrigen Disciplinen. Bald machte sich Blackmore als Arzt einen Namen, und wurde zu einem Mitgliede des königl. College of Physicians erwählt. Die Gnade König Jakobs II., der er sich bei dieser Wahl zu erfreuen hatte, konte ihn nicht blind und fühllos gegen die tyrannische und fanatische Regirung desselben machen, und er schloß sich mit ganzer Sele der Partei der Misvergnügten an, welche die bekante Revolution zu Gunsten Wilhelms von Oranien bewirkten. Blackmore's Eifer bei dieser Thronveränderung empfahl ihn dem neuen Könige Wilhelm III., der ihn im J. 1697 in die Zahl seiner Leibärzte aufnahm. Auch empfing er von dem Könige eine goldene Kette und Medaille und wurde von demselben zum Ritter erhoben. Nach dem Tode dieses Königs gehörte er zu der Kommission, welche über die Öffnung seiner Leiche Bericht abzustatten beauftragt war, und bei der Königin Anna hielt er sich als Leibarzt in seinem alten Ansehn und Rufe. Er starb im J. 1729 den 9. Okt., und hinterließ den Namen eines rechtlichen Mannes und eifrigen Freundes der Religion, wenn schon in den letzten Jahren seines Lebens sein ärztlicher Ruhm sich geschmälert hatte, und sein poetisches Verdienst durch seine großen und berühmten Gegner, Dryden und Pope, sehr herabgewürdigt worden war.

Blackmore hat eine große Anzahl poetischer, kritischer, medizinischer und theologischer Schriften hinterlassen, deren vollständiges Verzeichniß bei Cibber zu finden ist. Die meisten derselben sind jetzt vergessen und unbrauchbar geworden; andere, die ihr Daseyn seinen vielen Streitigkeiten verdanken, haben mit dem Ende dieser Streitigkeiten ihr ganzes Interesse verloren. Blackmore ist viel beneidet und viel angefeindet worden, und auch als Dichter hat wol nicht leicht Einer so viele und so mächtige Gegner wider sich gehabt, wie Blackmore, daher es denn gekommen, daß einige seiner Gedichte mehr durch die Satyren Dryden's und Pope's auf dieselben, als durch sich selbst bekant geblieben sind. Blackmore war kein ausgezeichnetes poetisches Genie, aber ein durch die Alten gebildeter, fleißiger und korrekter Poet, der in einzelen Stellen eigene Erhebung und neue Erfindung zeigen mag, im Ganzen aber durch eine edle Sprache und durch die strenge Befolgung einseitiger Kunstregeln den Mangel origineller Schöpferkraft nicht verdecken kann, und in vielen Stükken eine pedantische Deklamation für Poesie verkaufen will. In allen seinen Gedichten zeigt sich Blackmore als einen warmen Freund und Vertheidiger der christlichen Religion und man kann ihm nachsagen, daß er in seinen Versen den Glauben und die Moral seiner Kirche nie beleidigt hat. Freilich ist aber seine moralische und religiöse Strenge auch nicht ohne Pedanterei, und somit ist wol einzusehn, wie Blackmore, als Gegenstand des Spottes eines Zeitalters, in dem eine gewisse frivole Poesie sich aus Frankreich nach England hinüberschlich, fast immer den Kürzern ziehen mußte, wenn er mit Gegnern wie Dryden und Pope zu schaffen hatte. Cibber hat ihm in seiner Biographie zugleich eine Apologie geschrieben, die jedoch mehr den moralischen, als den poetischen Charakter Blackmore's beleuchtet. Von Blackmore's vielen und großen Gedichten sind nur zwei hier der Erwähnung werth: **Creation, a philosophical poem, demonstrating the Existence and Providence of God, in seven Books.** 1712. 8. Ein Anti-Lukrez, mit einzelen gelungenen Stellen, im Ganzen ermüdend und kraftlos. Die Engländer zählen dieses Gedicht jedoch mit zu den klassischen Werken ihrer Literatur, und es steht in Anderson's Samlung, im VII. Bande. **King Arthur**, ein Heldengedicht in 10 Büchern, 1697. Fol. und **Prince Arthur**, in eben so vielen Büchern, 1695. Fol. Außerdem zählt Cibber noch drei historische und heroische Gedichte auf, und mehre heilige Lehrgedichte, welche höchstens ein bibliographisches Interesse haben.

Seine medizinischen Schriften bestehen aus mehren Abhandlungen über einzele Krankheiten: **Discourse on the Plague.** 1720. 8. **Treatise on the Small-Pox.** 1722. 8. **Treatise on Consumptions.** 1724. 8. **Treatise on the Spleen and Vapours.** 1725. 8. **Dissertation upon the Spleen.** 1725. 8. **Discourses on the Gout, Rheumatism and the King's Evil.** 1726. 8. **Dissertations on a Dropsy, a Tympany etc.** 1727. 8.

Seine theologischen Schriften sind: **Just Prejudices against the Arian Hypothesis.** 1725. 8. **Modern Arians unmasked.** 1721. 8. **Natural Theology.** 1728. 8. **The accomplished Preacher.** 1731. 8 †††). (*Wilh. Müller.*)

BLACKNESS, ein altes Fort in der schottischen Grafschaft Linlithgow auf der Südseite des Forths, welches vormals zum Statsgefängnisse diente und jetzt ein Zollhaus bewacht. Bei demselben steht ein Dorf, worin eine chemische Fabrik eingerichtet ist. (*Hassel.*)

BLACKPOOL, ein durch sein häufig besuchtes Seebad bekantes Dorf auf der Küste von Lancastersh. in England. (*Hassel.*)

BLACK RIVER, der Name verschiedener Flüsse: 1) in Ireland, welcher im S. von Ballinarobe in den Lough Corrib geht; 2) im nordamerik. State Newyork, welcher nach einem Laufe von 24 Meilen oberhalb Sakketts Harbour in den See Ontario fällt, nachdem er bei der Vereinigung mit dem Moose einen Katarakt von 63 Fuß gemacht hat; 3) im nordamerik. State Ohio, welcher sich in den See Erie mündet; 4) im nordamerik. Gebiete Michigan, welcher in den See Michigan eilt; 5) im nordamerik. Gebiete Arkansaw, welcher unter 36° Br. und 285½° L. in den White River fällt, nachdem er 100 Meilen aufwärts Schiffe getragen und mehre ansehnliche

†††) S. *Cibber* Lives of the Poets. T. V. p. 177 seq. Vgl. Bouterwek Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, B. 8. S. 100 ff.

Digitized by Google

Flüsse mit sich fortgezogen hat. 6) auf der brit. Insel Jamaika, wo er einen der vornehmsten Küstenflüsse bildet und 6 Meilen für Boote fahrbar ist. Einige derselben werden auch Black-Creek genant, wie viele andre hier nicht aufgeführte. (*Hassel.*)

BLACK ROCK, 1) Insel auf der S. O. Küste von Ireland, ¼ Meil. im S. W. von Carnsore Point und zur Grafschaft Werford zehörig, unter 52° 10′ Br. und 11° 7′ L. 2) Dorf in der irischen Grafsch. Dublin, wo ein bekantes Seebad eingerichtet ist; 3) Ortschaft in dem nordamerik. State Newyork am Niagara, wo die Boote stationirt sind, die den Erie und die obern Seen beschiffen. (*Hassel.*)

BLACKRODE, Manufakturdorf unweit Bolton in Lancastersh. mit 3000 Einw. (*Hassel.*)

BLACKSTONE [1]) (William), dieser große engl. Rechtslehrer wurde am 10. Jul. 1723 zu London geboren. Sein Vater war ein Seidenhändler; allein William, das jüngste von vier Kindern, verlor ihn schon vor seiner Geburt, so wie seine Mutter, als er kaum das zwölfte Jahr erreicht hatte. Sein Onkel mütterlicher Seite, Thomas Bigg, ein Chirurgus zu London, nahm sich jedoch des verwaisten Knaben väterlich an, und bestimte ihn zum Studiren. William bezog in seinem funfzehnten Jahre die Universität zu Oxford, und wurde daselbst in das Pembroke College aufgenommen. Hier beschäftigte er sich vorzüglich mit griechischer und römischer Literatur, mit Mathematik, und, was Lieblingsstudium für ihn wurde, mit Architektur, von der er späterhin selbst praktischen Gebrauch machte. Sein Brodstudium war aber die Rechtswissenschaft, und so trat er im J. 1746 als Advokat auf, ohne jedoch deshalb seine Verbindung mit der Universität aufzugeben, bei welcher er Mitglied des College of All Souls geworden war. Als Advokat hatte er wenig Beifall; denn es mangelte ihm die Beredsamkeit, durch die sich jener Stand in England allein auszeichnen kann; dagegen widmete er von nun an der Universität seine größere Thätigkeit. Nach und nach rückte er in mehre Ämter bei derselben ein, und verbesserte als Vorsteher derselben manche innere und äußere Einrichtungen, namentlich auch durch Aufführung von Gebäuden nach seinen eignen Planen. Im J. 1750 wurde er Doktor des Civilrechts, und gab einen Versuch über Collateralverwandtschaft (An Essay on collateral consanguinity) heraus, worin er vorzüglich die canonische Berechnung der Verwandtschaftsgrade, jedoch fruchtlos, bestritt. Indessen verschafte ihm dieses Buch ein großes Ansehen; der Erzbischof von Canterbury ernante ihn dafür zu einem Assessor des Common Law bei dem College of All Souls. Sieben Jahr hatte er sich jetzt abwechselnd als Advokat in London, und als Mitglied der Universität in Oxford aufgehalten, als er im J. 1753 beschloß, seine nichts weniger als ergiebige Advokatur aufzugeben, und sich ausschließlich der Universität als Lehrer zu widmen. Als letzter hielt er nun Vorlesungen über das Englische Recht; dieselben, die er später dem Drucke übergab, und die ihm einen unvergänglichen Ruhm gesichert haben. Ein Vorläufer derselben war seine Analyse des Englischen Rechts (Analysis of the Laws of England), die er 1754, gleichsam als eine Einleitung in das Studium derselben drucken ließ. Daneben beschäftigte er sich mit Gutachten und Entwürfen für die Universität, von denen gleichfalls einige dem Drucke übergeben sind, wie seine Considerations on Copyholders, 1758., seine Reflexions on the opinions of Messrs. Pratt, Morton and Wilbraham, 1759; A Case for the Opinion of Counsel on the Right of the University to make new Statutes, 1759. Hiedurch zeichnete er sich so aus, daß er bereits am 20. Okt. 1758 einmüthig zum Professor der Vinerischen Stiftung erwählt wurde. Seine Vorlesungen krönte rauschender Beifall; außerdem sicherte er seinen erworbenen Ruhm als Schriftsteller, durch seinen Great Charter and Charter of the Forest, 1759, ein vorzügliches Urkundenbuch, und durch seine Abhandlung on the law of descents in fee simple, 1759. Im J. 1761 wurde er zum Parlementsmitgliede für Hindon in Wiltshire erwählt, und zum Principal of New-Inn Hall zu Oxford ernant, wodurch sein Ansehn auf der Universität bedeutend stieg. Im J. 1762 gab er eine Samlung vermischter Abhandlungen über Gegenstände des Rechts, unter dem Titel: Law Tracts [2]), in 2 Oktavbänden, heraus. Im Jahr 1763 wurde er zum Sollicitor general der Königin ernant, und zu gleicher Zeit zum Beisitzer des unter dem Namen Middle Temple bekanten Instituts erwählt. Im Nov. 1765 besorgte er den Abdruck seiner Vorlesungen über die Englische Stats- und Rechtsverfassung unter dem Titel: Commentaries on the Laws of England. Da er sich nun von Amtswegen zu London aufhalten mußte, so legte er 1766 seine Stelle als Vinerischer Professor und Principal of New-Inn Hall zu Oxford nieder, trat 1768 für Westbury in Wiltshire in das Parlament von neuem ein, wurde Recorder of Wallingford, und endlich 1770 zu der bedeutenden Stelle eines Richters in dem königlichen Gerichtshofe of the Common pleas ernant, und starb als solcher, an der Brustwassersucht am 14. Febr. 1780, im 56. Jahre seines Alters. Seine Zeitgenossen stimmen darin überein, daß er ein Mann von vortreflichem Charakter, und der unermüdlichsten Thätigkeit, ein treuer Freund, zärtlicher Gatte und Vater, und ein großer Wohlthäter der Armen war. Zurückgezogen und bescheiden, wie er in seinen Amtsverhältnissen war, zeichnete er sich durch eine strenge Pflichterfüllung aus; eine ähnliche verlangte er aber auch von seinen Untergebenen, und dieses ist ihm oft als Stolz und Härte ausgelegt worden. Sein Äußeres hatte etwas zurückstoßendes; ein ähnliches Bildniß von ihm findet sich unter andern in der unten anzugebenden Ausgabe seiner Commentarien vom J. 1813.

Im J. 1761 verheirathete er sich mit Sara Clitherow, mit welcher er neun Kinder erzeugt hat, von welchen ihn sieben, worunter vier Söhne [3]), überlebt ha-

1) Von dem in Hallers Bibl. bot. erwähnten J. Blackstone geben engl. Werke nichts weiter an, als die Schriften über inländische Pflanzen. (*H.*)

2) Teutsch: Abhandlungen üb. verschiedene Rechtsmaterien. Bremen 1779. 8. 3) Sein zweiter Sohn, Henry B. ist auch als Schriftsteller aufgetreten. Er gab heraus: Reports of cases

ben. Seine Werke sind oben angegeben; die wichtigsten unter ihnen bleiben immer seine Analysis of the Laws of England, with an introductory discourse on the Study of the Law, an appendix of tables of consanguinity and procedure of divers instruments etc. und seine Commentaries on the Laws of England in four books. — Ersteres enthält eine Art Encyclopädie und Methodologie des Englischen Rechts: es erschien zuerst zu Oxford 1754. 8. und öfters; französisch: Analyse des lois angloises, traduite de Blackstone, par *A. M. Joquet*. Paris. 1805. 8. Teutsch im Auszuge: der neueste Zustand der Rechtsgelehrsamkeit in England. Aus dem Englischen übersetzt, von Justus Claproth, Göttingen 1767. 8. Letzteres ist das einzig klassische Werk über Englische Stats- und Rechtsverfassung und Englisches Recht in seinem ganzen Umfange, zunächst für Englische Rechtsgelehrte bestimt, aber auch für den Gelehrten und Statsmann jeder andern Nation, wegen der höchstinteressanten Bemerkungen über alle Theile der Englischen Gesetzgebung hochwichtig. Nur die Anordnung läßt manches zu wünschen übrig, denn in dem ersten Buche, welches das Personenrecht enthält, ist zugleich von dem Könige und der Verfassung gehandelt. Bei seinem Erscheinen wurde es von der Geistlichkeit und andern, wegen einzeler Sätze angegriffen; indessen hat Blackstone alle diese bittern Angriffe muthig widerlegt, und die Oberhand behalten. An Honorar erhielt er 16,000 Pf. Sterl. oder 96,000 Thlr. Die erste Ausgabe erschien zu Oxford 1765—1769 in 4 Bänden in Quart; nachmals wurde es öfters aufgelegt [4]).

Auch als Dichter war Blackstone nicht unberühmt. Mehre Gelegenheitsgedichte von ihm finden sich in einigen Samlungen vor, von denen vorzüglich sein Jugendgedicht bei dem Abgange von der Universität zur Advokatur, unter dem Titel: The Lawyer's Farewell to his Muse gerühmt wird. Es steht in *Dodsley* Miscellanies. Band IV. Ferner hatte er einige Anmerkungen zu Shakespeare kurz vor seinem Tode, dem Herausgeber desselben, Steevens mitgetheilt, die dieser seiner letzten Ausgabe des Shakespeare eingeschaltet hat [5]). (*Spangenberg.*)

BLACK WARRIOR oder CABO, ein für die Schiffahrt von Alabama wichtiger Fluß. Er entspringt im State Georgia auf den Apalachen, wendet sich nach S. W. und erreicht den Tombighee 16 Meilen von St. Stephans; er trägt Boote bis an seine Fälle, und die Fahrt auf dem Tombighee und Black Warrior vom Mobile bis Huntsville 100 Meilen weit kann in 30 Tagen aufwärts zurückgelegt werden (nach Moose). (*Hassel.*)

BLACKWATER, der Name verschiedener Flüsse: 1) in der brit. Grafsch. Essex, welcher bei Safron-Walden den Ursprung nimt, den Chelmer mit sich verbindet, und in die durch ihre schmackhaften Austern bekante Blackwaterbai geht; 2) in der brit. Grafschaft Dorset, welcher den Stour vergrößert; 3) in Ireland, wo er an den Gränzen von Kerry entsteht, die Grafsch. Waterford und Kent bewässert, und sich in Youghallbai mündet; 4) in Ireland, der 1 Meile im N. N. O. von Charlemont dem Lough Neagh zueilt; 5) in dem nordamerik. State Newhampshire, wo er in den Contacook geht; 6) in dem nordamerik. State Maryland, wo er in den Chesapeak sich mündet; 7) in dem nordamerik. State Virginia, welcher der Blackbai zufällt. (*Hassel.*)

BLACKWELL, Blackwall (Anthony), aus der Grafschaft Derby, geb. 1672, studirte zu Cambridge, wurde dann Prediger und Oberlehrer der Freischule zu Derby, und 1722 Oberlehrer der Freischule zu Market-Bosworth in der Grafsch. Leicester. Nicht lange vor seinem Tode, welcher 1730 zu Bosworth erfolgte, hatte er die Pfarrstelle zu Clapham in Surrey erhalten. Er bildete viele vortrefliche Schüler, unter andern den berühmten Richard Dawes, und machte sich der gelehrten Welt vortheilhaft bekant, zuerst durch eine 1706 zu London gedruckte Ausgabe des Theognis, mit einer neuen lateinischen Übersetzung, Anmerkungen und Verbesserungen; dann durch seine warme und beredte Empfehlung der klassischen Studien, in seiner Introduction to the Classics. Lond. 1718; 1727. 8.; lateinisch von G. A. Ayrer: De praestantia classicorum auctorum. Lips. 1735. 8.; und endlich durch seine, den Theologen noch immer schätzbaren Untersuchungen über die Grundsprachen der Bibel, besonders über die Schreibart und die Ebraismen des neuen Testaments, in dem zuerst 1725—1731 in 2 Quartbänden Englisch (The sacred classics defended and illustrated) erschienenen, und dann mit Zusätzen ins Lateinische übersetzten Werke, unter dem Titel: Auctores sacri classici defensi et illustrati s. critica nov. test. cum observatt. et hermeneutica Nov. Test. dogmatica *Christ. Wollii*. Lips. 1736. 4. Eine neue lateinische Grammatik, nach welcher er seine Schüler unterrichtete, ließ er anonym drucken *). (*Baur.*)

Blackwell, Blackwall (Thomas), aus Aberdeen in Schottland, wo sein Vater, ebenfalls Thomas, Prediger war, und 1728 als Professor des Marshall-Collegiums starb. Der Sohn, geb. d. 4. Aug. 1701, vollendete in seiner Vaterstadt die akademischen Studien, und wurde daselbst 1723 Professor der griechischen Sprache, 1748 aber zugleich Prinzipal des Marshall-Collegiums. Eine übertriebene Mäßigkeit soll ihm eine lebensgefährliche Entkräftung zugezogen haben; man rieth ihm zu rei-

argued and determined in the court of common pleas in the 28 Year of George III. 1789. 3 Folianten. 4) Bemerkenswerth sind: Neunte Ausgabe, with the last corrections of the author and additions by *Richard Burn*. Lond. 1783. vier Bde. in Oktav; Zehnte Ausgabe, continued to te present time, by *J. Williams*. Lond. 1787. vier Bde. in Oktav; Zwölfte Ausgabe: with notes and additions by *Ed. Christian*. Lond. 1792. vier Bde. in 8.; neu aufgelegt ebendaselbst 1809, vier Bde. in 8; endlich London 1813. vier Bde. in 8. gleichfalls mit Anmerkungen eines Ungenanten. Französisch: par *D. G.* Brüssel 1774, und mit umgedrucktem Titelblatt, Paris 1789, 6 Bde. in 8., verstümmelt und höchst mangelhaft; Teutsch: im Auszuge und mit Hinzufügung der neuern Gesetze und Entscheidungen von John Gifford, von H. F. E. v. Coldiz, Schleswig 1822. Th. 1. 5) S. the Life of Sir William Blackstone, Knt. by *James Clitherow*; auch vor der Ausgabe der Commentaries von 1813.

*) A short elogium of A. Blackw. in the present State of republik of letters. Jul. 1730. Vol. VI. 71. Biogr. britann. Bamberger's Anekd. von großbritt. Gel. 2 Bd. 187. Biogr. univ. T. IV. *Saxi* Onomast. Vol. VII. 254.

Digitized by Google

sen, er kam aber nur bis Edinburg, und starb daselbst den 8. März 1757. Ein enthusiastischer Bewunderer der griechischen Literatur und des klassischen Alterthums überhaupt, belebte er das Studium desselben auf der Hochschule, deren verdienstvoller Lehrer er viele Jahre lang war, und begründete zugleich seinen ausgebreiteten literarischen Ruf durch einige gehaltreiche Werke, in welchen viele Gegenstände der alten Literatur und Geschichte mit Gelehrsamkeit, Geist und Geschmack erörtert, und neue Ansichten eröfnet werden, die aber nicht frei von einseitigen Behauptungen und Darstellungen, ungeeigneten Digressionen und Anwendungen sind, und in denen überdies eine gute Ordnung öfters sehr vermißt wird. Diese Schriften sind: Enquiry into the life and writings of Homer. Lond. 1735; Ed. III. 1757. 8. Ein Werkchen, das, so hart es unter andern auch von Bentley getadelt wurde, doch seinen Ruf begründete und in mehre Sprachen übersetzt wurde. (Teutsch von J. H. Voß, Leipzig 1776. 8. Französ. von Quatremere-Roissy, 1799. 8.) Letters concerning Mythology. Lond. 1748. 8. (Franz. von Eidous 1771; 1779. Vol. II. 12.) Memoirs of the court of Augustus, continued by *J. Mils.* Edinb. 1753—1763. außerdem Lond. 1760. Vol. III. 4. (auch Basel. 1794—97. VII. 8.) Franz. im Auszug von A. A. Feutry. Paris 1754—1759. Vol. IV. 12. Das ganze Werk ins Franz. übers. à la Haye 1768; ed. II. ib. 1789. Vol. III. 12.) eine beinahe vollständige römische Geschichte, mit republikanischer Freimüthigkeit geschrieben, und mit vielen zum Theil fremdartigen Digressionen und Anwendungen auf Geschichte und Verfassung Englands *). (*Baur.*)

BLACKWELL, Blackwall (**Alexander** und **Elisabeth**), Ehegatten, durch Talente und Schicksale ausgezeichnet. Alexander war zu Aberdeen in Schottland um den Anfang des 18. Jahrhund. geboren, und der Sohn eines Strumpfhändlers, nach andern der eines geachteten Theologen. Ehe er noch das 15. Jahr erreicht hatte, war er schon der lateinischen und griechischen Sprache mächtig. Er studirte darauf zu Edinburg und Leiden (unter Boerhave) die Arzneiwissenschaft, nahm den Doktorgrad an, und betrat in der Gegend von Aberdeen die Laufbahn des praktischen Arztes. Da er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, begab er sich nach London, fand hier noch weniger Aufmunterung, und ward nach einiger Zeit genöthigt, bei dem Buchdrucker Wilkins als Korrektor in Dienste zu treten. Die Heirath mit der Tochter eines reichen Kaufmanns, mit dem Vornamen Elisabeth, wirkte nachtheilig auf sein von Natur leichtsinniges Gemüth; denn da er jetzt eine ziemliche Summe Geldes in die Hände bekam, so verließ er seine rechtschaffene Gattin, und schwärmte drei Jahre in Holland, Frankreich und Teutschland herum. Nach seiner Rückkunft legte er in London eine Buchdruckerei an, übernahm verschiedene große Werke, machte aber 1734 Bankerott. Die Talente zum Zeichnen und Malen, die seine Gattin besaß, wurden das Mittel, ihn aus dem Schuldthurm zu befreien, in welchem er 2 Jahre gefangen saß, und sich und ihn zu ernähren. Von Sloane, Mead, Raed und andern Gelehrten aufgemuntert, begab sie sich nach Chelsea, zeichnete in dem medizinischen Garten Kräuter nach der Natur, stach sie selbst in Kupfer, illuminirte sie, und gab ein Curious Herbal, containing 500 cuts of the most useful plants. Lond. 1737–39. Vol. II. fol. (auch mit der Jahrszahl 1751) mit 500 illumin. Kupfern heraus, das sehr günstig aufgenommen wurde. Unter andern rühmte die königl. Societät der Wissenschaften, der sie das Werk überreichte, ihre Talente, und gab ihr ein ansehnliches Geschenk [1]). Alex. Blackwell unterstützte seine Gattin bei der Herausgabe dieses Kräuterbuchs, indem er die Namen der Pflanzen in verschiedenen Sprachen beifügte, und ihren medizinischen Gebrauch beschrieb. Daneben legte er sich auf die Landökonomie, und ließ ein Buch über die Urbarmachung unfruchtbarer Felder, und die Austrocknung der Moräste drucken [2]). Der schwedische Gesandte in London, dem das Buch zufällig in die Hände fiel, sandte es nach Stockholm, und die Folge davon war, daß Blackwell'n schwedische Dienste angeboten wurden, um seine Methode in Anwendung zu bringen. Er reiste nun, Gattin und Kind zurücklassend, nach Stockholm, und legte dem Könige seine Plane vor, wie man Moräste und Marschländer austrocknen könte. Seine Vorschläge fanden Beifall, und Tausende wurden, unter seiner Anweisung, zur Ausführung derselben in Thätigkeit gesetzt. In Beziehung auf diese Unternehmungen stehen einige von ihm in schwedischer Sprache herausgegebene Schriften [3]). Sein Ansehen stieg noch höher, als er dem Könige in einer gefährlichen Krankheit medizinischen Rath ertheilte, dem man die Genesung des Monarchen zuschrieb. Er wurde mit einem ansehnl. Gehalte unter die königl. Leibärzte aufgenommen; aber, eben da seine Gattin sich zu ihm begeben wollte, lief die Nachricht ein, daß er den 9. Aug. 1747 in Stockholm enthauptet worden sey. Die Ursache dieser Katastrophe ist nicht hinreichend aufgeklärt. Daß sich Blackwell unberufen in Politik und geheime Plane zur Wiederherstellung der Souveränität eingelassen habe, leidet wol keinen Zweifel; daß er aber an einer förmlichen Verschwörung gegen die bestehende Verfassung Theil genommen, oder diese selbst gestiftet habe, ist unerwiesen, und keineswegs wahrscheinlich. Das Todesjahr seiner Gattin ist unbekant. Commerson widmete ihrem Andenken ein Pflanzengeschlecht, das er Blackwellia nante, und von K. G. Gröning hat man einen Nomenclator Linnaeanus in Elis. Black-

*) Biogr. britann. Biogr. univ. T. IV. Nouv. Dict. hist. Adelungs Zus. z. Jöcher. *Meusel* Bibl. hist. Vol. IV. P. II. 7. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 2r Bd. 1 Abth. 391.

1) Durch teutschen Fleis vermehrt und verbessert erschien dieses sogenante Blackwellsche Kräuterbuch unter dem Titel: Herbarium Blackwellianum emendatum et auctum (lat. et germ.) cum praef. Cp. Jac. Trew, excudit figuras et pinx. Nic. Frid. Eisenberger. Norimb. 1750—73. fol. Vol. VI. mit 600 illumin. Kupfern, die treuere Abbildungen enthalten sollen, als das engl. Original; auch der Text ist von Trew, G. N. Böhmer, Hebenstreit und Bose neu bearbeitet. 2) A new method of improving cold, wet and barren lands, particularly clayey grounds, with the manner of burning clay, turf, and molehills as practised in North-Britain; which is added the method of cultivating and rising fruit-trees in such soils. Lond. 1741. 8. 3) Försok til landbrukets battring. Stockh. 1745. 4. und *Rön* om humlegardens plantering etc. ib. 1746. 12.

Digitized by Google

well herbarium selectum emendatum et auct. Lips. 1794. 8. *) (*Baur.*)

BLACKWELLIA *Commers.*, eine von Commerson nach Elis. Blackwell benante Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rosaceen und der eilften Linné'schen Klasse. Der Charakter besteht in einem fünftheiligen Kelch, der die Frucht bekleidet, in funfzehn Corollenblättern, zwölf bis funfzehn Staubfäden, fünf Pistillen und einer einfächerigen vielsamigen Kapsel. 1) Bl. *integrifolia* Lam., mit eiförmigen stumpfen fast glattrandigen Blättern und den Blumen in Rispen am Ende der Triebe. (*Lam.* illustr. t. 412. f. 2.) Auf Isle de France; 2) Bl. *paniculata* Lam., mit eiförmigen gekerbten Blättern und den Blumen in Rispen am Ende der Triebe. Auf der Insel Bourbon. 3) Bl. *axillaris* Lam. mit eiförmigen gekerbten Blättern und die Blumen in langen nickenden Ähren in den Blattkapseln. (*Lam.* illustr. t. 412. f. 1.) Auf Madagaskar. (*Sprengel.*)

BLACKWOOD (Adam), aus einer altadeligen Familie in Schottland zu Dumferline 1539 geboren, und zu Poitiers, Besitzthum der Königin Maria von Schottland, 1613 als deren geheimer Rath verstorben, zeichnete sich besonders als deren treuer Diener durch manche Reisen nach England und als deren Vertheidiger aus. Seine Relation du martyre de Marie Stuart, Reine d' Ecosse (Antwerpen 1588. 8.) ist gegen die Königin Elisabeth nicht blos mit Wärme, sie ist mit Bitterkeit geschrieben, eine heftige Auffoderung an alle Könige Europa's, ihren Tod zu rächen, wenn sie nicht der Regirung unwerth seyn wollten. Außerdem enthält die von Gabr. Naudé 1644 in Quart veranstaltete Ausgabe seiner Werke 1) adversus *G. Buchanani* dial. de iure regni apud Scotos pro Regibus apologia, worin er sich als Theolog, Jurist, Politiker und Historiker zeigt, das beste was er schrieb; 2) de vinculo religionis et imperii, worin er gegen Richer die unbeschränkte Gewalt der Monarchen vertheidigte und doch nach der Behauptung seiner Gegner Grundsätze des Königsmords aufgestellt haben sollte, wogegen er sich in einem Anhange vertheidigte. — Auch hat man von ihm lateinische Gedichte. — Sein Neffe, Henry Blackwood, zu Paris geboren und dort Professor der Med. und Chir. am königl. Collegium, gest. zu Rouen am 17. Okt. 1634 war zwar ein talentvoller Mann, aber dabei wenn nicht ein Abenteurer, doch sehr unbeständig in seinen Neigungen, nach und nach Philosoph, Redner, Arzt, Soldat, Hofmann, Reisender und Intrigant. Außer andern Werken hat man von ihm eine lat. Übersetzung von Hippokrates Prognostiken (Paris 1625.) (*H.*)

Blade und Bladung (Blattung), s. Kahn.

BLADEN, 1) schlesischer Mediatmarktfl. 1 Meil. S. von Leobschütz, mit 1 kath. Kirche, 1 Schlosse, 145 H. und 800 Einwohn. (*C. F. Em. Fischer.*) — 2) eine Grafsch. im Nordamerik. State Nordkarolina. Sie liegt am südlichen Ufer des Cap Fear, und hatte 1810 erst 7656 Einw., worunter 1985 Sklaven; der Hauptort ist Elizabethtown. (*Hassel.*)

BLADENSBURG, eine Ortschaft in der Grafsch. Prince George des Staats Maryland. Sie liegt am Ostarme des Potowmack, besteht aus einer langen Straße von etwa 160 Häus., besitzt 1 Akademie, 1 Postamt, 1 Tabaksniederlage und Schau, und etwa 900 Einw., auch viele Mühlen am Flusse, der bis hieher Fahrzeuge von 30 Tonnen trägt. In der Nähe quillt ein Gesundbrunnen hervor. (*Hassel.*)

BLADHIA, eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Sapoteen und der fünften Linné'schen Klasse, welche Thunberg nach einem übrigens unbekannten Gönner, einem schwedischen Kaufmann Bladh, nante. Die Gattung hat einen fünftheiligen Kelch, eben solche radförmige Corolle, fünf kurze Staubfäden auf den Eingang der Blumenröhre eingefügt, mit sich zusammenneigenden Antheren. Die Frucht ist eine einsamige Beere mit einem fadenförmigen Embryo quer durch den Eiweißkörper. (*Gärtn.* carpol. t. 211.) Die ganze Gattung besteht in kleinen Sträuchern, die sämtlich in Japan wachsen. — Arten sind: 1) Bl. *iaponica* Thunb., mit eiförmigen gesägten glatten Blättern, die zu dreien stehn. (*Thunb.* fl. iap. t. 18.) 2) Bl. *villosa* Thunb. mit eiförmigen gesägten zottigen Blättern. (*Thunb.* l. c. t. 19.) 3) Bl. *crispa* Thunb., mit ablangen krausen glatten Blättern. 4) Bl. *glabra* Thunb., mit ablangen glatten gesägten Blättern und aufrechtem Stamm. (*Sprengel.*)

BLAËNE nebst Domanitis ein fruchtbarer Bezirk in Paphlagonien, zwischen Sinope und dem Halys, vom Amnias durchströmt *). (*Ricklefs.*)

Blähsucht, s. Trommelsucht.

Blähungen, s. Verdauung.

BLAES oder Blasius (Gerard), zu Oostvliet bei Brügge 1617 geboren, ward Prof. in Amsterdam und starb 1682. Er war einer der vorzüglichsten Beförderer der vergleichenden Anatomie in seinem Zeitalter. Seine Zootomia seu anatomes variorum animalium P. I. Amst. 1676. 12. und vermehrt: Anatome compilatitia animalium terrestrium. Amst. 1681. 4. mit vielen Kupfern ist eine Samlung schon bekanter Beobachtungen. Er bestätigte zuerst den oft in Zweifel gezogenen Hook'schen Versuch, wo man beim Einblasen der Luft in die Lungen eines getödteten Thiers das Blut der Lungenvene mehr geröthet fand. (*Sprat's* hist. of the roy. soc. p. 232.) Stenonis Entdeckung eines neuen Speichelganges, die er in Blasius Hause 1660 gemacht, eignete sich dieser in der Folge zu, lieferte aber selbst nichts als einen Auszug aus des wahren Entdeckers Schrift. *Blasii* anat. anim. p. 17. 18. *Hoboken* ductus salivalis Blasianus. Ultrai. 1662. 12.) Merkwürdig ist seine genaue Untersuchung des Rückenmarks (Anatome medullae spinalis. Amst. 1666.) worin er auch die Höhle des Rückenmarks beschreibt, die bisweilen aus der vierten Hirnhöhle ihren Ursprung nimt, und die meisten Nerven aus der harten Hirnhaut herleitet. (*Sprengel.*)

4) Ranfts genealeg. hist. Nachr. 116 Th. 743. 127 Th. 658. Hamb. Magaz. 2 Bd. 96. 3 Bd. 287. Bambergers Anekd. v. großbrit. Gel. 2 Bd. 148. Gesch. der. Frauenz. 2 Bd. 818. Schmersal von verst. Gel. 1 Bd. 15. Biogr. univ. T. IV.

*) *Strabo* XII, 3, 40.

Digitized by Google

Bläser, s. Blasen.

BLÄSIBAD, eine kleine Badeanstalt im Amte Tübingen, Schwarzwald Kr. an der Straße nach der Schweiz, schon seit 1470 bekant. Das aus 3 Quellen fließende Wasser, das kohlensaure Luft mit etwas Eisen und Kalkerde enthält, wird gegen offene Schäden und Rheumatismen empfohlen *). (*Röder.*)

Blaesse, s. Blass.

Blaessling, s. Fulica.

BLAESUS, ein alter römischer Jurist, welcher zu Cicero's Zeit lebte, und dessen in dem fr. 31. D. XXXIII. 2. de usu et usufructu Erwähnung geschieht. Commentirt ist das von ihm übriggebliebene Bruchstück von Gregor Majansius ad XXX. Ictorum fragmenta. (Genf 1764.) Vol. II. p. 129 †). (*Spangenberg.*)

Blätter im Allgem., s. Blatt; Blätter in der Techn. s. die Hauptworte, unter die sie gehören; Blätterig, im mineralog. Sinne, s. Textur.

Blättererz, s. Tellur; Blätterkohle, s. Schwarzkohle; Blätterthon, s. Thon; Blätterzeolith, s. Stilbit.

BLAEU, (auch Blaeuw, Blauw und Caesius), (Wilhelm), ein ausgezeichneter Mathematiker, Landkartenverfertiger und Verleger zu Amsterdam, war, wie die Aufschriften einiger seiner Karten zeigen [1]), zu Alcmar, nicht zu Amsterdam, im J. 1571 geboren. Sein Vater hatte Johann geheißen, daher er sich nach holländischer Sitte auch Willem Jansson Blaeu schrieb, was häufig Veranlassung geworden ist, ihn und seinen Sohn mit einem andern Amsterdamer Buchdrucker und Landkartenhändler, welcher Jansson hieß, zu verwechseln. In der Astronomie war Tycho de Brahe sein Lehrer, und schon im J. 1599 [2]) beschäftigte er sich mit der Verfertigung von Erd- und Himmelskugeln, so wie er auch für die Sternwarte zu Leiden einen großen Quadranten lieferte. Um das Jahr 1600 bemerkte er einen unbekanten Stern in der Brust des Schwanes, obgleich diese Entdeckung vielleicht nicht ganz neu war [3]). Des Leidner Mathematikers Snellius Gradmessung, an welcher er vielleicht einigen Theil gehabt hatte (denn Snellius beobachtete unter andern auch die Polhöhe zu Alcmar, Blaeu's Geburtsstadt), scheint ihm Veranlassung zu einer neuen Messung gegeben zu haben. Er maß, vielleicht um 1628, das ganze Ufer zwischen dem Texel und der Maas mit zwölffüßiger rheinländischer Ruthe, und beobachtete die Polhöhen mit einem Instrumente, welches 28 rheinländ. Fuß Durchmesser hatte und einen Bogen von 12 Grad hielt. Snellius aber hatte zu den Höhenmessungen nur einen Quadranten von 2½ rheinl. Fuß im Halbmesser und zum Winkelmessen auf der Erde nur einen Halbkreis von 3½ rheinl. Fuß im Durchmesser gehabt. Auch war Blaeu's Messung so genau, daß der Unterschied zwischen ihr und der spätern von Picard nur 5 perches oder 60 rheinl. Fuß betrug [4]). Etwas näheres über diese Messung ist nicht bekant, da Blaeu's Werk über dieselbe, welches sein Sohn Johann herausgeben wollte, nicht erschienen ist. Als Galilei im J. 1637 mit den Generalstaten über die Mittheilung seiner Versuche, die Jupitersstrabanten zu Längenbestimmungen zu benutzen, in Unterhandlung trat, war Blaeu einer von den vier mit der Untersuchung beauftragten Commissären. Die andern drei waren der Schiffskapitän Laurens Reael, der Amsterdamer Professor der Mathematik Martin Hortensius und ein gewisser Beckmann [5]). Doch war die Verfertigung von Erd- und Himmelskugeln, und die Herausgabe von Karten seine Hauptbeschäftigung. Als Buchdrucker und Buchhändler zu Amsterdam findet man ihn schon 1612, und zwar anfangs unter dem Namen Guilielmus Janssonius, weshalb man ihn öfters mit einer andern Amsterdamer Buchdruckerfamilie dieses Namens verwechselt hat. Man hätte diese Verwechslung schon darum vermeiden können, weil von den andern Janssons keiner Wilhelm hieß, dann aber auch, wenn man auf die Adresse seines Ladens und seiner Offizin Rücksicht genommen hätte. Auf Lud. Guicciardini omnium Belgii regionum descriptio ist das Datum so angegeben: Amsterdami, Guil. Janssonius, *sub signo Solarii* 1613, und vergleicht man damit die nicht zweideutige Angabe auf Blaeu's eigenem Zeespiegel: by Willem Jansz Blaeuw, *in de vergulde Sonnewyser*, so sieht man deutlich, daß unserm Wilhelm Blaeu nicht nur die unter Wilhelm Janssons Namen erschienenen Drucke zugehören, sondern zugleich auch, wie es *J. Aug. Werdenhagen* introd. in omnes respubl. (Amst. Gu. Blaeu, 1632. 16. mit demselben Zeichen) angibt, das auf diesem frühern Drucke befindliche Zeichen, welches eine aus den Wolken hervorragende Hand vorstellt, die eine Wage hält, in deren linken Schale eine Himmels- und in der rechten eine Erdkugel liegt. Bei der Schale mit der Himmelskugel, welche tiefer sinkt, ist ein Zettel mit dem Worte: Praestat. Dieses Zeichen, welches in der Regel nur auf seinen frühern Drucken, doch auch bisweilen, wiewol nur selten, auch auf seinen spätern vorkomt, erscheint noch 1619. Im J. 1620 etablirte sich des Buchhändlers Jodocus Hond Schwiegersohn, Johann Janssen, der bisher in Arnheim eine Handlung gehabt hatte, in Amsterdam, und nun mochte es unser Blaeu zur Vermeidung von Verwechslungen gerathner finden, seine Firma deutlicher zu bezeichnen und seinen Familiennamen wieder zu führen. Anfangs nante er sich Guilielmus Janssonius Caesius (so 1625 auf der Epitome historiae Romanae) und auf holländischen Drucken Willem Janß Blaeuw (so 1627 auf seinem Zeespiegel), bis er später, wo zwischen beiden Handlungen durch ihren Landkarten- und Atlantenverlag eine bisweilen wol etwas feindselige Rivalität

*) Eine Abbildung dieses Bades, so wie des Bades von Niedernau findet man in Elsenbachs Beschr. und Gesch. d. Univ. und St. Tübingen (1822.)

†) S. auch *Grotii* vitae Ictor. L. I. cap. 9. §. 18.

1) Vgl. Kästner Gesch. der Mathemat. IV, 86. 2) Kästner l. c. 3) *Bailly* hist. de l'astron. moderne II, 32.

4) Mém. de l'acad. des sciences T. VII. Part. I. p. 195. ed. Par., wo aber Picard irrt, wenn er glaubt, im J. 1671 noch mit dem damals längst verstorbenen Blaeu dem Vater gesprochen zu haben, da er seine Nachrichten nur von dessen Sohne Johann erhalten haben kann, vgl. *Montucla* hist. des mathém. II, 318. *Delambre* hist. de l'astron. moderne II, 613. 5) Vgl. *Galilei* opere T. III. Fir. 1718. 4. pag. 427 sq.; nicht ganz richtig ist *Bailly* hist. de l'astron. moderne, II, 137.

Digitized by Google

eintrat, den Namen Janſſon ganz aufgab. Zu gleicher Zeit wählte er auch ein neues Buchdruckerzeichen, nämlich eine Sphäre, zu deren linken Seite die Zeit, und zur rechten Herkules ſteht, mit der Beiſchrift Indefessus agendo [6]). Auch ſcheint er um dieſe Zeit ſeiner Offizin eine neue Einrichtung und Verbeſſerung gegeben zu haben, wenigſtens ſind dieſe ſpätern Drucke ſeinen frühern an Schönheit der Typen vorzuziehen. Die Verbindung, in welcher ſeine Offizin eben erſt in ſeinem Todesjahre 1638 mit der ſeines Sohnes, der wenigſtens noch 1637 ſeine Geſchäfte für ſich allein betrieb, erſcheint, mag ſich wol blos darauf beziehen, daß ſein Sohn einige von der väterlichen Offizin angefangene und durch des Vaters Tod unterbrochene Drucke beendigte [7]). Das techniſche Verdienſt ſeiner Offizin iſt übrigens, ſobald man die ihr mit Unrecht beigelegten Johann Janſſon'ſchen Drucke abrechnet, für ein Land nicht beſonders hervorſtechend, in welchem eben damals die Offizinen der Elzeviers beinahe das Höchſte leiſteten, was ſich nur fodern läßt. Seine kleinern Typen ſind ſehr ungenügend; ſchöner ſind ſeine größern, doch können auch dieſe nicht mit den Elzevierſchen Meiſterſtücken in Vergleichung geſtellt werden. Deſto ausgezeichnetere Verdienſte erwarb er ſich aber durch ſeine Kartenſamlungen, welche durch innern Werth und äußeres Verdienſt ſich weit über die meiſt verlegene Waare der Janſſon'ſchen Handlung erhoben und das geographiſche Studium weſentlich befördert haben. Seiner 1637 geſtorbenen Gattin [8]) folgte er ſchon am 21. Okt. 1638 in ſeinem 67. Lebensjahre im Tode nach, und hinterließ zwei Söhne, Johann, von welchem der folgende Artikel handelt, und Cornelis, welcher mit Johann, als deſſen Compagnon er 1640—1642 erſcheint, den dritten Band des väterlichen Atlas beſorgte, aber bereits 1649 oder 1650 ſtarb.

Wilhelm Blaeu's eigene Schriften und Samlungen ſind: 1) Zeespiegel, inhoudende een korte Onderwysinghe in de Konst der Zeevaert, en Beschryvinghe der Seen en Kusten van de Oostersche, Noordsche en Westersche Schipvaert. Amst. 1627. f. 3 Theile in 1 Band. Auch ibid. 1643. f. — 2) Appendix theatri Abr. Ortelii et atlantis Ger. Mercatoris, continens tabulas geographicas diversarum orbis regionum, nunc primum editus cum descriptionibus. Amst. 1631. f. — 3) Tweevoudigh Onderwys van de hemelsche en aerdsche Globen. Amst. 1655. 4. Es muß von dieſem Original noch frühere Ausgaben geben. Lateiniſch unter dem Titel: Institutio astronomica de usu globorum et sphaerarum coelestium ac terrestrium, lat. reddita a *Mt. Hortensio*. Amst. 1634, 40, 52, 55 od. 68. 8. Franzöſiſch: Institution astronomique de l'usage des globes et sphères célestes et terrestres. Amst. 1642, 58 oder 69. 4. — 4) Novus atlas, d. i. Weltbeſchreibung, mit ſchönen newen außführlichen Landtaffeln in Kupfer geſtochen vnd an den Tag gegeben, 6 Bände in Fol. Von den verſchiedenen Auflagen führen wir hier der Sicherheit wegen nur die von uns ſelbſt geſehenen an. Der erſte Theil Amſterdam, 1634, 41, 45 und 49. Der zweite Theil ibid. 1642, 45, 47 und 50. Der dritte Theil ibid. 1642, 47 und 50. Der vierte Theil ibid. 1646, 48, 49 und 62. Der fünfte Theil ibid. 1654 u. 62. Der ſechſte Theil ibid. ohne Jahr (1655). Dieſer Atlas iſt von dem Janſſon'ſchen, mit welchem er leicht und oft verwechſelt wird, wol zu unterſcheiden. — 5) Tafelen van de declinatie des Sons ende der vornaemste vaste Sterren, welche zu Amſt. 1625 in 8. erſchienen ſeyn ſollen und ein Auszug aus ſeinem Zeeſpiegel ſind. — 6) Theatrum urbium et munimentorum, welches zu Amſterdam 1619 erſchienen ſeyn ſoll. — 7) vier Briefe an den Prof. Schickard zu Tübingen von den Jahren 1633 u. 34, gedruckt in Ch. F. Schnurrer's Nachrichten von ehemaligen Lehrern der hebräiſchen Literatur. Ulm, 1792. 8. S. 256 ff.

Blaeu (Johann), der Sohn des Vorigen, war im Anfange des 17. Jahrh. zu Amſterdam geboren, und widmete ſich der Jurisprudenz, in welcher er auch die Doktorwürde erlangte, ohne dabei die Unternehmungen und Geſchäfte ſeines Vaters zu vernachläſſigen. Nach Vollendung ſeiner Studien machte er eine Reiſe nach Italien, und errichtete ſodann zu Amſterdam eine eigne Offizin, welche wir bereits 1637 thätig finden. Seine Geſchäfte bezogen ſich, wie die ſeines Vaters, zunächſt auf den Druck und Verlag geographiſcher und topographiſcher Werke und Landkartenſamlungen; aber er gab ihnen eine Ausdehnung, durch welche es ihm gelang, wenigſtens in dieſen Fächern vor der mit ihm rivaliſirenden Janſſonſchen Handlung einen Vorrang zu gewinnen, welcher ihn für ſeine Zeit rühmlichſt auszeichnet. Er begann ſeine Arbeiten mit der Theilnahme am 1. und 2. Bande des im vorigen Artikel genanten Atlaſſes ſeines Vaters, nach deſſen Tode er den 3. Band in Verbindung mit ſeinem Bruder Cornelis, welcher zugleich in den Jahren 1640—42 an Johann's Offizin Theil hatte, ſo wie nach Cornelis Tode die übrigen Theile allein lieferte. Bereits während dieſer Arbeit beſchäftigte er ſich mit den Vorbereitungen zu einer weit größern und ſchönern Landkartenſamlung, welche zuerſt mit lateiniſchem Texte im J. 1662 unter dem Titel Atlas major erſchien, und zur allgemeinen Verbreitung geographiſcher Kentniſſe ungemein beigetragen hat. Dieſer Atlas übertraf an Sorgfalt, Genauigkeit und relativer Richtigkeit alles, was man bis dahin in dieſer Art gehabt hatte, und verdient noch jetzt wegen der ungemeinen Sauberkeit des Stichs und der ganzen Ausführung mehr Beachtung, als ihm in neuerer Zeit zu Theil geworden. Die ſehr ſorgfältig, bisweilen ſelbſt prächtig, obwol nicht ſelten etwas überladen und grell illuminirten Exemplare deſſelben ſind als Aktenſtücke zur Geſchichte des damaligen Bücherluxus merkwürdig, und Blaeu ſcheint der vorzüglichſte Urheber und Beförderer der ſeit dieſer Zeit bis zu Ende des Jahrhunderts in Holland ſo üblichen reichen Illuminirung von Kupferwerken geweſen zu ſeyn. Zu gleicher Zeit beſchäftigte ihn der Plan eines allgemeinen topographiſchen Kupferwerks von dem ausgedehnteſten Umfange, welches er mit dem theatrum urbium Belgicae begann. Wie er in der

6) Eins der erſten Bücher, auf welchen ſich dieſes Zeichen findet, iſt *Hug. Grotii* Grollae obsidio. 1629. fol. 7) *J. Meursii* historia Danica und *Guilielmus Auriacus* beide apud Guil. et Joannem Blaeu. 8) *Pt. Cunaei* epistolas. LB. 1732. 8. pag. 310.

Digitized by Google

Vorrede zu dem ebengenanten Werke berichtet, sollte auf die holländischen Städte Italien in zwei Bänden folgen, dann Spanien, hierauf die spanischen und holländischen Besitzungen in West- und Ostindien in 3 Bänden, und nach diesen Frankreich, England, Schottland, die scandinavischen Reiche, Polen, Rußland und Griechenland. Teutschland dagegen wollte er übergehen, weil über dieses bereits der teutsche Merian ein besonderes Werk geliefert habe. Er sparte weder Mühe noch Kosten, sich von allen Orten her Originalzeichnungen zu verschaffen, und rühmt in dieser Hinsicht vorzüglich die thätige Beihilfe, welche ihm der Bolognesische Gelehrte Karl Emanuel Bizzani bei Italien geleistet habe. Die Kupfer in den erschienenen Bänden (denn leider verhinderte ihn der Brand seiner Offizin an der Ausführung des ganzen Werks) sind ungemein sauber und zum Theil von wahrem Kunstwerth, vorzüglich die im theatrum Sabaudiae. Wie groß und umfassend indessen alle diese Unternehmungen waren, so wußte er doch noch Zeit für andere Spekulationen zu gewinnen. Die holländischen Buchhändler waren damals, durch die tolerante Verfassung und die weitverbreiteten Handelsverbindungen des Stats, so wie durch die technische Vollkommenheit ihrer Druckeroffizinen begünstigt, die industriösesten in ganz Europa. Unter erdichteten Firmen druckten und debitirten sie Bücher, welche überall auf das strengste verboten waren, lieferten Nachdrücke klassischer Werke anderer Nationen, die an Sauberkeit und Korrektheit in der Regel die Originalausgaben übertrafen, ja sie beschäftigten sich wol auch mit dem Drucke und Verlage solcher Werke, welche, durch Sprache, religiöse und politische Grundsätze und durch besondern Zweck und Bestimmung ihrem Lande fremd, lediglich im Auslande ihren Absatz finden konten. Man weiß, wie mannigfaltige und glückliche Geschäfte dieser Art die Elzeviers machten. Auch Blaeu gehörte unter die Zahl dieser Spekulanten. Obgleich nach der äußern Confession dem reformirten Lehrbegriff zugethan, war er doch im Herzen ein warmer Freund der katholischen Kirche und ein großer Gönner katholischer Geistlichen. Er müßte kein Holländer gewesen seyn, wenn er nicht darauf eine neue Spekulation zu gründen gewußt hätte. Wirklich druckte und verlegte er unter der Firma eines unbedeutenden Kölnischen Buchhändlers, Jodocus Kalcovius, eine Menge Missale und Breviarien, so wie mehre andere Werke katholischer Schriftsteller, z. B. des Leo Allatius und Bartolduß Nihusius, mit welchen er ein sehr einträgliches Geschäft trieb, ob man ihm gleich deshalb nicht alle Drucke beilegen darf, die unter der Firma Kalcovius erschienen, da letzterer eine wirkliche Person und auch seinerseits nicht unthätig war, obwol seine unsaubern und schlechten Drucke sich von den Blaeu'schen auf den ersten Anblick unterscheiden [9]). Daher erbot sich Blaeu auch zur Übernahme der Acta Sanctorum, als sich der bisherige Drucker und Verleger derselben, Meursius zu Antwerpen, nach Beendigung des Monats März von denselben lossagte. Wirklich begann auch der Druck des ersten Bandes vom Monat April in seiner Offizin; aber kaum war der erste Tag dieses Monats und der größte Theil des zweiten abgedruckt, als der Brand seiner Druckerei alle bereits fertigen Bogen vernichtete, und die Bollandisten nöthigte, einen andern Unternehmer zu suchen, der sich ihnen in dem Antwerpischen Buchhändler Enobbarus darbot [10]). Auf gleiche Weise bediente sich Blaeu auch der Firma Cornelius von Egmond zu Köln, unter welcher er *Ant. Sanderi* Flandria illustrata (1641—44. II. f.) druckte und verlegte [11]). Auch scheinen einige Schriften des Nihusius, welche zu gleicher Zeit unter Egmond's Firma erschienen, der Blaeu'schen Offizin anzugehören, da dieser etwas später unter Kalcovius Firma auch andere Schriften dieses Gelehrten druckte. Indessen darf man ihm nicht alle unter Cornelius von Egmond Namen (wenn gleich offenbar in einer holländischen Offizin) gedruckte Werke beilegen, da mehre derselben, z. B. mehre Schriften des Jesuiten Drexelius, in die Jahre 1630—34, also für Blaeu zu früh, fallen. Auch ist noch zu untersuchen, ob von den holländischen Drucken unter der Firma Balthasar von Egmond zu Köln (z. B. die kleinen saubern Taschenausgaben der Vulgata von 1666, 70 und 82), ihm etwas wirklich angehört. Durch alle diese Geschäfte und Spekulationen hatte sich Blaeu ein ansehnliches Vermögen erworben, und seine Offizin war eine der bedeutendsten in Amsterdam [12]). Sein Druckerzeichen mit dem Motto: **Indefessus agendo**, war dasselbe, welches auf den spätern Drucken seines Vaters erscheint. Ein Verzeichniß seiner bis dahin gelieferten Drucke und Karten enthält der Catalogus librorum et tabularum geographicarum et hydrographicarum, nec non globorum et sphaerarum armillarium, quos excudebat *J. Blaeu*. Amst. 1655 und 61, 8. Der besondere Katalog seines Sortiments, welcher sich freilich mit dem der Elzeviers nicht messen kann, hat den Titel: Catalogus librorum omnium facultatum et variarum linguarum, qui in officina J. Blaeu venales reperiuntur. Amst. 1651. 8. Wie alle damaligen holländischen Buchhändler, machte er auch

9) *Papebrochii* responsio ad exhibitionem errorum P. Sebastiani a S. Paulo T. II. p. 105. welchem mit Blaeu persönlich bekannten Mann hierin mehr Glauben beizumessen ist, als der im Catal. bibl. *E. Sal. Cypriani*. Lips. 1733. 8. p. 670. aus der mündlichen Versicherung des Amsterdamer Buchhändlers Waesberge mitgetheilten Nachricht, daß diese angeblichen Cölnischen Drucke den Waesbergen [oder eigentlich den Janssons] angehörten.

10) Acta SS. Mai. T. VII. in vita Henschenii §. VI. num. 22. 11) Dies lehrt sein eignes Geständniß in der zweiten Vorrede seines theatrum urbium Belgicae: Et hoc monendus es, *apud me* de Flandria bina *extare* volumina, tertium *parari*, quorum auctor Ant. Sanderus: egregium sane opus. *Idem* de Hollandia *melior* non minus accurata singulorum descriptione. 12) Joly, der sie im J. 1646 sahe, macht uns schon damals folgende Beschreibung von ihr: J' allai voir (27. Août 1646) l'imprimerie de Blaeu, que l'on tient pour la plus belle de toute l'Europe. En effet il y avait dix presses qui travaillaient incessamment dans une longue salle basse, à un des bouts de laquelle il y a un cabinet pour les hommes de lettres et pour les correcteurs, et à l'autre sont serrées toutes ses planches de géographie et de figures.... il y a aussi là-dedans toute sorte de caractères et même des langues orientales, lesquels il fait fondre chez lui. (Also auch eine eigne Schriftgießerei). Sur cette salle est son magazin de pareille longueur. (*Joly* voyage à Manster. Par. 1670. 12. p. 116). Und wie weit größere Ausdehnung mochte die Offizin bis zum Jahre 1672 erhalten haben!

Digitized by Google

auswärts bedeutende Geschäfte, und daß er bereits 1663 auch zu Wien eine Handlung gehabt habe, besagt das Kaiserl. Privilegium vor seinem theatrum Italiae. Aber seine ganze Offizin, ein großer Theil seines Verlags und fast die sämtlichen Platten zu seinen geographischen und topographischen Werken wurden in der Nacht des 22. Febr. 1672 [13]) der Raub eines wüthenden Brandes, den der Amsterdamer Pöbel als göttliche Strafe dafür betrachtete, daß seine Presse zur Verbreitung so vieler katholischen Bücher beigetragen habe. Dieser Schlag traf den thätigen Greis hart, und vereitelte ihm mit einem Male die meisten seiner nur zum Theil ausgeführten Pläne und Entwürfe. Er scheint ihn nicht lange überlebt zu haben und bereits um 1680 gestorben zu seyn. Neben den Geschäften seines nächsten Berufs verwaltete er auch mehre Ämter im Rathskollegium zu Amsterdam, dessen Mitglied er 1651 wurde, aus welchem er aber in Folge der Veränderungen, welche am 10. Sept. 1672 mit diesem Kollegium vorgenommen wurden, wieder heraustrat. Er hinterließ drei Söhne, Johann, Wilhelm und Peter, von welchen der erstere und letztere die väterliche Offizin wieder erweckte und ungefähr von 1682—1700 mit Auszeichnung fortführte, der mittlere, Wilhelm aber 1667—72 Mitglied des Amsterdamer Rathskollegiums war, aus welchem er zu gleicher Zeit, wie sein Vater, auszutreten veranlaßt wurde.

Johann Blaeu's eigne Samlungen sind: 1) **Novum ac magnum theatrum urbium Belgicae regiae et foederatae.** Ohne Ort und Jahr (Amst. 1649.) Fol. 2 Bände. — 2) **Atlas major seu cosmographia Blaeuiana, qua solum, salum, coelum accuratissime describuntur.** Amst. 1662. gr. f. 11 Bde. Hier ist blos die Geographie enthalten. Laut der Vorrede sollten noch folgen **harmonia macrocosmica, hydrographia** und **uranographia**, von welchen die letztere mit Bemerkungen von Tycho Brahe ausgestattet seyn sollte. Sie sind aber nicht herausgekommen, und man fügt daher die im Janssonschen Verlag und in völlig gleicher Gestalt erschienenen beiden Bände bei: *And. Cellarii* **harmonia macrocosmica.** Amst. 1661. gr. fol. und: **L'atlas de mer ou monde aquatique.** Amst. 1667. gr. f. — 3) **Le grand atlas ou cosmographie Blaviane, en laquelle est exactement descritte la terre, la mer et le ciel.** Amsterdam. 1663. gr. f. 12 Bände. Nicht bloße Übersetzung, sondern mit manchen Weglassungen und Vermehrungen. Frankreich ist so vermehrt worden, daß es zwei Bände füllt: daher die Mehrzahl eines Bandes bei dieser französischen Ausgabe. — 4) **Atlas mayor, geographia Blaviana, que contiene las cartas y descripciones de todas las partes del mondo.** Amst. 1659—72. f. 10 Bände. Die seltenste Ausgabe des Atlas, weil die ganze Auflage der eben erst beendigten letzten Theile, bis auf sechs Exemplare, in den Blaeu'schen Magazinen verbrante. — 5) **Theatrum civitatum et admirandorum Italiae.** Amst. 1663. gr. f. 2 Bde. — 6) **Theatrum civitatum et admirandorum Neapolis et Siciliae regnorum.** Amst. ohne Jahr, gr. f. — 7) **Theatrum statuum Sabaudiae ducis, Pedemontii principis, Cypri regis.** Amst. 1682 gr. f. 2 Bände. — 8) **Nouveau théâtre d'Italie.** Amst. 1704. gr. f. 4 Bände. Auch Haye, 1724. gr. f. 4 Bände. Auch mit lateinischem Text: **Novum Italiae theatrum** Hag. Com. 1724. gr. f. 4 Bände. Sind blos neue Abdrücke der Platten in num. 5 u. 6. — 9) **Théâtre des états de Savoye et du Piémont** (traduit par *Jac. Bernard*), Haye 1700. gr. f. 2 Bände. Auch ibid. 1725. gr. f. 4 Theile in 2 Bänden. Auch mit lateinisch. Text: **Novum theatrum Pedemontis et Sabaudiae.** Hag. Com. 1726. gr. f. 4 Theile in 2 Bänden. Ebenfalls blos neue Abdrücke der Platten in num. 7 [14]). (*Ebert.*)

Blafards, s. **Albinos.**

BLAFFERT, Blappert (Blaffardus), Plappart (Assis und dicker Plappert Assis duplex in schweizerischen Diplomen), der Name einer Silbermünze, die in der Mitte des 15. Jahrhunderts in der Schweiz, Elsaß und mehren angränzenden Ländern im Umlauf war und noch jetzt im Baselschen sich erhalten hat. Daß auch in Sachsen Blapperte, oder wie man in der Schweiz von jeher sagte, Plapperte gebräuchlich gewesen seyn, läßt sich nicht erweisen. Der Name, der vom Niederteutschen blaf abgeleitet wird, mag, wie so vieles ähnliche, vom Volke ausgegangen seyn. Früher noch als in Nürnberg, wo seit 1428 Blafferte vorkommen (m. s. Köhlers Münzbelustigungen Th. VII. S. 204.), gibt es Plapparte in Bern 1421, in Zürich und Basel, die nach Hallers schweiz. Münz- und Medaillenkab. II. S. 3. schon im J. 1424 nach einem Übereinkommen mit dem Landvogt von Elsaß zu 20 auf den rhein. Gulden ausgeprägt werden sollten. Nach der damaligen Festsetzung sollten zu 15 Loth feinen Silbers 1 Loth Kupfer genommen werden, woraus 145 Plappert oder 73 Gros zu münzen wären. Späterhin änderte sich dies Verhältniß, namentlich 1513, wo festgesetzt wurde, daß 119 auf eine Mark gehen sollten. 1638 wurden so viele Pl. in Basel geprägt, die größtentheils nach Zürich gingen, daß dieser Stand Beschwerde führte, und Basel, außer einem Verbot an seinen Münzmeister, im Schlagen dieser Münzart fortzufahren, auch die dorthin gegangenen zurückfoderte. Damals mag der Name Ky-Plappert mit dem sich die Bewohner dieser Kantone belegten, aufgekommen seyn, ein Name, der blutige Fehden herbei zu führen drohte. — Jetzt gibts in der Schweiz nur noch zu Basel Plapperte (Zürich und Fryburg hatten früher auch welche) die zu 6 Rappen oder 18 Hellern das Stück (etwa 8 pf. Conv.) gerechnet werden. (*Hase.*)

13) Nach Heinsius Bericht in Epp. claror. Belgor. ad Magliabech. T. I. p. 164. Dagegen Papebroch in vita Henschenii vor den actis SS. Mai. T. VII. f. VI. num. 22. die Nacht nach dem 23. Februar nent.

14) Die Hauptquellen über die Blaeus sind *Vossius* de scientiis mathemat. cap. XLV. §. 40. operum T. III. pag. 351. *Idem* de philol. cap. XI. T. III. p. 53. u. *Foppens* bibl. Belgica, I. 408 u. 582. Spätere Nachrichten finden sich in *Maittaire* annal. III, 822 f. (Baumgarten) Nachrichten von einer Hall. Bibl. IV, 312. VII, 364 ff. 374. Biographie univers. IV, 550. Wie weit Besseres und Vollständigeres würden wir aber wissen, wenn endlich einmal die holländischen Gelehrten anfingen, sich um die beispiellos vernachlässigte Literaturgeschichte ihres Vaterlandes mehr zu bekümmern.

Digitized by Google

BLAGAY, in dem türkischen Kroatien, auf dem rechten Ufer der Sanna gelegen, hat eine zerstörte, von Baboneg Ursinus, Grafen von Wodicha, im J. 1249 erbauete Bergveste, von welcher seine Nachkommen ihr Prädikat entlehnen, daher sie als das Stammhaus der noch in Krain blühenden Grafen Orsini von Blagay anzusehen ist. Graf Stephan von Goricza *), ein Ursiner, aus der Linie von Vicovaro, unweit Tivoli, soll der anhaltenden Fehden in seinem Vaterlande müde, sich an den Hof König Emmerichs von Ungern gewendet, und von diesem, der, von Italiänern erzogen, die Italiäner werther hielt, als die eigenen Landsleute, mit der Grafschaft Wodicha (die große Herrschaft Wutchin, in dem Verdtzer Komitat?) beschenkt worden seyn **). — In den folgenden Zeiten erscheinen die Grafen von Blagay jederzeit unter den größten Baronen Kroatiens, und als die steten Nebenbuhler der Gussich von Corbavien, der Subich von Berbir, der Frangipani von Modrusch. Um die Mitte des 14. Jahrh. theilten sie sich in zwei Linien, deren jüngere sich nach ihrem Wohnsitze, der Burg Krupa, auf dem rechten Ufer der Unna, unweit Bihacz, nante. Diese Grafen von Krupa waren, durch die Lage ihrer Güter, mit den Frangipani in beständige Fehden verwickelt; dem Unterliegen nahe, riefen sie die Türken, die in Bosnien muthig zu werden anfingen, zu Hilfe, (um 1400). Sie veranlaßten hiedurch den ersten türkischen Einfall in Kroatien, der so schrecklich war, daß noch heute die Kroaten die Verblendung des Grafen von Krupa, das Übermaß von Leiden, so er über sich, seine Familie und sein Volk gebracht, besingen.

Die ältere Linie, in Blagay, war dem Sturme entgangen, und während die Grafen von Krupa in der Geschichte verschwinden, wuchs mit jedem Jahre der Grafen von Blagay Reichthum und Macht. Sie beherrschten den größten Theil des Landes, jenseit der Unna, und bezogen daraus ein jährliches Einkommen von 120,000 Dukaten ***), beinahe doppelt so viel, als die Burggrafen von Nürnberg aus dem Fürstenthum ob und unterhalb des Gebirgs. Mit dem Falle von Jaicza (1528) war auch Kroatien verloren, erbleichte der Glücksstand des Hauses Blagay. Sechszehn Jahre früher, 1512, hatten die Türken bereits Blagay genommen, ausgeplündert und zerstört, dafür aber wurden sie von dem Grafen Gregor hart gezüchtigt, und neuerdings erhob sich die Stammburg aus ihren Ruinen. Nachdem der Erbfeind sich aber in Jaicza festgesetzt, wurde der Kampf von Tag zu Tag ungleicher. Die Blagay'schen Schlösser Kastanicha, Magbych, Baschya, Strabonicha, Banyanie, Dulaina Jamnicha, Gradech, Dobonech, Zatathneck, Bruma u. a. gingen allmälig verloren, und Blagay selbst war hiedurch von aller Verbindung mit der Christenheit abgeschnitten. Lebens- und Vertheidigungsmittel konten nur unter starker Bedeckung eingebracht werden, alle Gefälle wurden durch den Krieg verzehrt, und mit jedem Tage schwand die Hoffnung einiger Besserung. Da trug Graf Stephan der Landschaft in Krain seine Burg an (1545), um sie in das eben damals entstehende Gränzsystem aufzunehmen; von der Landschaft abgewiesen, übergab Stephan die Veste den Flammen, und, glücklicher als Zriny, entkam er nach Krain. Hier erkaufte er, mit den Überresten seines Reichthums, das Ländlein Gottschee (1547), und selbst dahin verfolgte ihn der Türken Wuth. Sein Sohn, Graf Franz II., diente in Polen gegen die Moskowiter, und Sigismund August hatte kaum einen unternehmendern und glücklichern Feldherrn. Die großen Erwerbungen, die Franz II. in Polen gemacht, kamen jedoch nicht auf seine Erben, und auch die Gottschee ging verloren. Dafür besitzen die heutigen Grafen Weißenstein, in dem Neustädter Kreise Krains, und Kroiseneck, unweit Laybach.

Übrigens ist unser Blagay, in dessen Nähe ein warmes Bad und ein treflicher Säuerling entspringen, nicht mit Blagay unweit der Hatina, in dem Umfange des Szluiner Gränzregiments, zu verwechseln ****). (*v. Stramberg.*)

BLAGODAT, ein an Eisenerz überaus reicher Berg in dem Werchoturischen Kreise der russ. Statthalterschaft Perm, 18—20 Meil. von der Kreisstadt Werchoturinn. Die an Erz reichsten Theile dieses Eisenbergs, sind die nördl. und südl. Gehänge desselben. Seine senkrechte Höhe über dem Wasserspiegel der Kuschra ist durch geometrische Messungen auf 76 Klafter gefunden worden. Herrmann †) nimt an, daß der Blagodat seit seiner Entdeckung im J. 1735 wenigstens alle Jahre 120,000 Ctn. Erz geliefert habe. Er versieht 8 Hüttenwerke mit Eisenerz. — Dazu gehört die 1746 angelegte, Barantschinskische Eisenhütte am Bache Barantscha, unter dem Jekaterinenburgschen Bergamte mit mehr als 100 Arbeitern. (*J. C. Petri.*)

BLAGRAVE (John), ein gelehrter Mathematiker Englands, geb. in Berksh. gegen die Mitte des 16. Jahrh. und gest. zu Reading am 9. Aug. 1611., machte sich durch einige zu seiner Zeit nützliche, jetzt aber besonders im Auslande vergessene mathematische Werke, besonders über Instrumente, noch mehr aber durch wohl berechnete Stiftung, aus seinem Vermögen nicht nur für seine Familie, sondern auch für arme Dienstboten und Witwen verdient. (*H.*)

BLAIN, ein Marktfl. am Isac, im französ. Dep. Niederloire, Bez. Savenai. Seine Bewohner (an 1900), unterhalten Gerbereien, Märkte und Viehhandel. (*Hassel.*)

BLAINVILLE (de), ein reformirter Franzose aus der Picardie, floh bei der Widerrufung des Edikts von Nantes 1686 nach Holland. Hier wurde er 1693 dem Gesandten der Generalstaten am Hofe zu Madrid als Gesandtschaftssecretär zugegeben. Nach einem vierjährigen Aufenthalte in Spanien, begab er sich nach England,

*) Wahrscheinlich ist Goricza in dem Ober-Zagorianer-Bezirk und Kreutzerer-Distrikt der Warasdiner Gespanschaft gemeint. **) So erzählt wenigstens die Bestätigungsurkunde, welche König Andrews II. dem Stephan II. und Baboneg Stephans I. Söhnen, über Wodicha ausstellte 1218. ***) Diese Angabe wird denen, welche das heutige türkische Kroatien kennen, unglaublich erscheinen. Zum Glücke wird es durch einige andere Notizen erweislich, daß Illyrien im 15. Jahrh. auf einer ungleich höhern Stufe von Bildung und Wohlstand sich befand, als wir gewöhnlich annehmen.

****) Vgl. Rosa Ursina in Provinciis Austriacis florens, sive illustrissimae et antiquissimae familiae Romanae Ursinae Genealogia. Auct. Jos. Lud. Schönleben. Labaci, 1680 fol. †) in s. Beschr. des Uralgebirges und der statist. Übersicht von Rußland.

Digitized by Google

und begleitete 1705 zwei junge Engländer auf der sogenanten großen Reise durch Europa. Er brachte auf dieser Reise 4 Jahre zu, und führte über dieselbe ein sehr lehrreiches Tagebuch, das erst lange nach seinem Tode gedruckt wurde, unter dem Titel: Travels through Holland, Germany, Switzerland, but specially Italy; by the late Mr. de Blainville; translated from the authors own manuscript, never yet published, by Dr. Turnbul and Will. Guthrie and Lockmann (eigentlich Lehmund von Bremen). Lond. 1742. Vol. III. 4. ib. 1743 — 45. Vol. III. 4. teutsch, mit Anmerk. von J. T. Köler. Lemgo 1764 — 66. 3 Bde. gr. 4. Ein 4r. u. 5r. Bd., Zusätze enthaltend, und ebenfalls von Köler aus dem Engl. übersetzt, erschien 1767. Blainville verband mit einer guten Kentniß alter und neuer Sprachen, einen gebildeten Geschmack, Beobachtungsgeist und Beurtheilungskraft, und sein Werk ist in einem vorzüglichen Grade angenehm und lehrreich geschrieben †). (*Baur.*)

BLAIR (Patrick), ein geborner Schotte aus Dundee, Arzt zu Boston in Lincolnshire in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. *). Durch seine Botanic essays Lond. 1720. 8., erwarb er sich große Verdienste um die wissenschaftliche Pflanzenkunde, besonders um die Lehre vom Geschlecht und von der Befruchtung der Pflanzen. Jenes suchte er darzuthun, und die materialistischen, unwahren Erklärungen, welche damals durch Morland und Geoffroy eingeführt waren, zu widerlegen. Auch erstreckten sich seine Untersuchungen auf den Werth der Systeme, wo er dem Seb. Vaillans und Ant. Jussieu Gerechtigkeit widerfahren läßt, indem sie Tourneforts System verbesserten **). (*Sprengel.*)

BLAIR (John), Rector der Westminsterschule, studirte zu Edinburg, kam als Unterlehrer nach London, wurde 1755 Mitglied der königl. Societät, und 1761 der antiquarischen Gesellschaft daselbst, begleitete 1763 den Herzog von York, den er in der Mathematik unterrichtet hatte, auf seinen Reisen auf dem Festlande, war zuletzt Rector der Westminsterschule, und starb den 24ten Jun. 1782. Von anerkantem Werth, und die frühern Arbeiten weit übertreffend, sind seine reichhaltigen, zweckmäßig angeordneten, und mit gelehrtem Fleis bearbeiteten synchronistischen Zeittafeln: Chronology and history of the world from the creation to the year of Christ 1753. illustrated in LVI. tables. Lond. 1754. fol. Ed. II. 1756. Ed. III. mit 14 geographischen Karten vermehrt, 1768; auch 1790 und 1816. Fol. französisch, mit Fortsetzungen bis 1795 von Chartreau, Paris 1795. 4. teutsch, verm. u. fortgef. bis auf Leopold II. von (H. Jos.) Watteroth. Wien 1790. 2 Th. Quersol. Die meiste Befriedigung gewähren diese Zeittafeln in der alten Geschichte, in welcher der Verfasser Ushern folgt; im Mittelalter und in der neuen Geschichte ist er manchmal ungenau. Von geringem Werth sind die aus seinem Nachlasse erschienenen Lectures on the canon of the scriptures, comprehending a dissertation on the septuagint version. London 1785. 4. *). (*Baur.*)

BLAIR (Hugh), Professor der Beredsamkeit und Prediger zu Edinburg, geb. daselbst den 7. April 1718. Er war ein Abkömling des Geschlechts der Blairs auf Blair, das zum ältesten Adel in Ayrshire gehörte, und hatte einen angesehenen Kaufmann zum Vater. Von diesem sorgfältig erzogen und zum geistlichen Stande bestimt, besuchte er seit seinem 14. Jahre die Vorlesungen auf der Hochschule seiner Vaterstadt, und zeichnete sich durch sein Streben nach einer universellen wissenschaftlichen Ausbildung seiner vorzüglichen Talente vor den meisten Studirenden rühmlich aus. Da ihm in allen Prüfungen die vortheilhaftesten Zeugnisse ertheilt wurden, da man seine ersten Predigten, die er in Edinburg hielt, mit Beifall hörte, und da ihn auch sein sittliches Betragen vor Vielen empfahl, so wurde ihm schon 1742 die Landpredigerstelle zu Colleſa, in der Grafschaft File anvertraut. Kaum war ein Jahr verflossen, so erhielt er einen Ruf an die Kirche von Canongate in Edinburg, 1758 aber die erste Pfarrstelle daselbst, von der Universität zu St. Andrews die theologische Doctorwürde, und 1761 das Lehramt der Beredsamkeit und schönen Literatur zu Edinburg, welches der König erst damals auf das Begehren des Lord Kaimes (oder Heinrich Home) und David Hume, neu errichtete. Diese beiden berühmten Männer, desgleichen Ferguson, Adam Smith und Boswell, waren, nebst dem berühmten Geschichtschreiber Robertson, seine vertrautesten Freunde. Sie schätzten seine Gesellschaft sehr hoch, und keiner von ihnen gab ein Werk heraus, ohne es ihm zuvor zur Durchsicht überlassen zu haben, da sie seinem Urtheile trauen konten. Da er seinem Freunde Robertson, mit dem er gemeinschaftlich geistliche Gerichtssachen besorgte, in der Würde des Principals der Universität nachfolgen sollte, so verbat er sich dieselbe seines hohen Alters wegen, welches ihn auch bewog, sein doppeltes Lehramt 1783 niederzulegen. Im J. 1796 nahm er noch nahen Antheil an der Stiftung einer mildthätigen Gesellschaft für Söhne der Geistlichen von der schottländischen Kirche, und hielt vor derselben eine vortrefliche Rede: The compassionate beneficence of the Deity. Sehr ausgebreitet war sein Briefwechsel in ganz Großbritannien, nicht nur mit Gelehrten, die ihn häufig bei ihren Arbeiten zu Rathe zogen, sondern auch mit Personen aus allen Ständen, die bei ihm in Angelegenheiten des Gewissens oder im Leiden Belehrung oder Trost suchten. Er starb am 27. Decemb. 1800, nach einer kurzen Krankheit, im vollsten Besitz seiner Geisteskräfte, und im Genuß einer allgemeinen Verehrung, die sich auf

†) Sein Leben bei s. Reisen, und von diesen s. Götting. gel. Anz. J. 1742. S. 801. J. 1764. S. 1245. J. 1765 S. 485 u. 1152. J. 1766. S. 985. Allg. d. Bibl. 2 Bd., Abth. 300. 3r. Bd. 2. Abth. 295. Erlang. gel. Ann. 1765. 158.

*) Geburts- und Todesjahr sind unbekant; letztres fällt ungefähr um 1730. **) Außer den obigen bot. essays lieferte er noch andere naturhist. und medizin. Schriften; in den Philos. transact. finden sich von ihm 2 Aufsätze über die Knochen und das Gehörorgan der Elephanten, nachdem er 1706 einen in seiner Gegend gestorbenen Elephanten secirt hatte. Vgl. *Du Petit Thouars* in der Biogr. univ. T. IV. (*H.*)

*) Biogr. britann. Biogr. univ. T. IV. *Meusel* bibl. hist. Vol. I. P. I. 251. Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 2 Abth. 617. Döderleins theol. Bibl. 3 Bd. 12 St. 881.

Digitized by Google

seine ausgezeichneten Verdienste und auf die Würde seines moralischen Charakters gründete. Schottland hat im Laufe des 18. Jahrh. nur wenige Männer erzeugt, deren Ruf sich so weit verbreitet hätte, und deren Verdienst so einstimmig anerkant worden wäre, als es bei Blair der Fall war. Als Kanzelredner hat er in seinem Vaterlande Epoche gemacht, und die wohlthätigste Reformation bewirkt, denn was man zu seiner Zeit in den schottischen Kirchen gewöhnlich zu hören bekam, war ein wenig erbauliches Gemische von Gemeinplätzen und unfruchtbarem Mysticismus. Er unterschied sich von solchen Lehrern, so wie überhaupt von den engländischen Predigern, durch einen sehr glücklichen Verein von Licht und Wärme. Selbst die Vorträge der besten unter ihnen gleichen bei weitem mehr philosophischen Abhandlungen, als erbaulichen Reden. Zwar ist auch in Blair's Predigten die Bewegung und Rührung des Gemüths nicht das Hauptverdienst; aber man merkt es ihm überall an, wie sehr er selbst von der Wahrheit und Wichtigkeit seines Gegenstandes durchdrungen ist, und die sanfte Wärme seines eigenen Herzens theilt sich dem Hörer und Leser mit. Die Dogmen wußte er sehr fruchtbar für die Kanzel zu behandeln, immer aber so, wie es einem Manne gebührte, der zugleich eifriger Geistlicher der bischöflichen Kirche und Professor der Beredsamkeit war. Von Natur hatte er eben keine vortheilhafte Stimme, aber seine Aussprache war deutlich und voll, und seine Deklamazion langsam und vernehmlich, ohne leblos und schreiend zu seyn. Selbst, nachdem er schon das siebenzigste Jahr zurückgelegt hatte, schien er noch der vorzüglichste Kanzelredner in Edinburg zu seyn, und alle, die ihn hörten, erklärten seinen Vortrag für musterhaft. Das größte Publikum in und außer England fanden seine gedruckten Predigten, in denen man, auch abgesehen von ihrem innern Werthe, sehen kann, was für einer feinen Politur eine sonst so unmusikalische lispelnde und verbissene Sprache, als die engländische ist, unter der Feder eines Meisters empfänglich werden kann: Sermons. Lond. Vol. V. 1777 sq. 8. *). Davon erschien schon 1796 die 20ste Auflage, und auch nachher beschäftigte sich eine Presse des Verlegers, der für jeden Band ein Honorar von 2000 Pfund Sterl. bezahlte, beständig mit Blair's Predigten. Sie wurden in Irland, Amerika und der Schweiz nachgedruckt, auf mehren Kanzeln in England wörtlich abgelesen, und es gehörte gleichsam zur Mode, diese Predigten gelesen zu haben. König Georg III., der sich dieselben vorlesen ließ, belohnte den Verf. mit einem Jahrgehalt von 200 Pf. Sterl. Vielfachen Nutzen stiftete Blair auch durch seine häufig besuchten akademischen Vorlesungen über Rhetorik und Styl, und sie erregten eine allgemeine Beeiferung, richtig und schön zu schreiben, denn, indem er die Gründe des guten Styls, der Wohlredenheit, der Beredsamkeit aus einander setzte, wurde er selbst Muster. Das Ganze war so richtig gedacht, mit so vieler Klarheit dargestellt, in so passender Sprache vorgetragen, und so sorgsam abgeschliffen, daß er seine Zuhörer unwiderstehlich fesselte. Da seine Vorlesungen sehr häufig nachgeschrieben wurden, und er besorgen mußte, daß sie nach einer fehlerhaften Abschrift bekant gemacht werden möchten, so ließ er sie selbst drucken, unter dem Titel: Lectures on rhetoric and the belles – lettres. Lond. 1783. Vol. II. 4.; 1813. Vol. III. 8. nachgedruckt Basel 1788. Vol. III. 8.**). Auch dieses Werk, das ebenfalls im Original, in Übersetzungen und Nachdrücken, eine Menge Leser fand, und das einen sehr nützlichen Unterricht über allgemeine ästhetische Gegenstände sowol, als besonders über Poetik und Rhetorik enthält, beurkundet den feinen Geschmack und das sichere Urtheil seines Verfassers, und ist in Ansehung der Sprache klassisch. Seine erste schriftstellerische Arbeit war: Critical Dissertation on the poems of Ossian. 1763. 4., franz. im 1 Bd. der Variet. liter. p. 227. teutsch von O. A. H. Ölrichs. Hannov. 1785. 8., und von Denis vor seiner Übersetzung Ossians, die in Hinsicht auf die Schärfe der Kritik, Feinheit des Geschmacks und Schönheit der Diction zu den vorzüglichsten Schriften dieser Art gehört. An dem Edinburgh Review hatte er Antheil, auch übersetzte er zuweilen Einiges zum Behuf des Kirchengesangs. Er hinterließ keine Kinder; eine einzige schöne und geistvolle Tochter war ihm mehre Jahre vor seinem Tode entrissen, und seine Gattin ihr bald nachgefolgt ***). (*Baur.*)

BLAIRIA nante Linné, dem Patrick Blair zu Ehren †), eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Ericeen und der vierten Linné'schen Klasse, deren Charakter in dem viertheiligen Kelch, einer gleichen Corolle, vier Staubfäden auf dem Fruchtboden und einer vierfächerigen vielsamigen Kapsel besteht. Alle Arten dieser Gattung wachsen am Kap, und sind von Erica blos durch das Zahlen-Verhältniß unterschieden.

I. Mit stumpfen Antheren.

1. Bl. *ericoides* L., mit hervorstehenden Antheren, vierblättrigem Kelch und drei Bracteen unter demselben, mit behaarten, rundlichen, zu vieren stehenden Blättern, und mit rothen Blüthen, die in Knöpfen stehen (Wendland Saml. 1. T. 25). 2. Bl. *scabra* Willd., mit lanzetförmigen rauh behaarten Blättern, die zu vieren stehen, und keulenförmigen Corollen in Knöpfen (Wendl. Saml. 1. Th. 31). 3. Bl. *fasciculata* Willd., mit lanzetförmigen, scharfen gewimperten Blättern, die zu vieren stehen und aufrechten Blumenknöpfen. 4. Bl. *articulata* L., mit platten angedrückten, zu vieren stehenden Blättern, nickenden Blumen-

*) Teutsch (von Sack und Schleiermacher) Leipz. 1781—1802. 5 Bde. 8. französ. von Froissart, Lausanne 1791. 12. und von dem Abbé von Tressan, Paris 1807. 5 Bd. 8.; auch ins Holländische, Italiänische und Slavonische übersetzt.

) Teutsch, von K. G. Schreiter. Liegnitz 1785—1789. 4 Th. 8. Franz v. Cantwel. Paris 1797. 4 Th. 8. Welt besser Prevost. Genf 1808. 4. Th. 8. Ital. von J. Soave. Parma bei Bodoni 1801. 3 Bde. 8. Spanisch v. Joh. Munarriz. Madr. 1801. 4 Bde. 8. Holländ. zu Deventer 1789. 3 Bde. 8. *) Sein Leben und Charakter geschildert von dem Dr. Finlayson 1801 vor dem 5ten Bande seiner Predigten. Europ. Mag. 1783. Sept. 1798. April. Englische Miscellen 2 Bd. 1 St. All. Litzig Intelbl. 1801. N. 92. Der Biograph. 1 Bd. 303—322. Baur's Galerie histor. Gem. 1 Bd. 45—50. Ebend. Lebensgem. aus dem 18. Jahrhund. 7 Bd. 317—341. Biogr. univ. T. IV. Henke's Religionsannalen, 5 St. 608.

†) Schon früher hatte Houlston eine Pflanzen-Gattung nach ihm genant, da aber Linné diese mit den Verbenen vereinigte, trug er den Namen auf die hier behandelte über. (*H.*)

knöpfen, weiß zottigem Kelche und hervorstehenden Antheren. 5. Bl. *purpurea* L., mit eiförmigen gewimperten, zu vieren stehenden Blättern, hin und her gebogenen Zweigen, aufrechten Dolden und eingeschlossenen Antheren. 6. Bl. *muscosa* Ait., mit rundlichen gewimperten, fein gestielten, zu vieren abstehenden Blättern, behaarten Zweigen, einzelen Blüthen in den Blattachseln, deren Kelche behaart, die Corollen glockenförmig sind, und die Antheren etwas hervor stehen. 7. Bl. *pusilla* L., mit linienförmigen, rauh behaarten Blättern, die zu dreien stehen, und Blüthen in nickenden Trauben. 8. Bl. *pauciflora* Wendl., mit eiförmigen glatten Blättern, die zu dreien abstehen, rauhen Kelchen, die in knopfförmigen Trauben stehen, und glatte keulenförmige Corollen tragen (Wendl. Saml. 2. T. 43).

II. Mit gegrannten Antheren.

9. Bl. *glabella* Willd., mit ablangen glatten Blättern, die zu vieren stehen, und gehäuften Blumen am Ende der Triebe. 10. Bl. *ciliaris* L., mit rundlichen glatten Blättern, die zu vieren stehen, knopfförmigen Blumen, deren Kelch gefranzt und gewimpert, deren Staubfäden eingeschlossen sind. 11. Bl. *dumosa* Wendl., mit rundlichen Blättern, zu dreien und vieren, die angedrückt sind, nickenden Blumendolden am Ende der Triebe, kammförmigen hervorstehenden Antheren. (*Sprengel.*)

BLAIR ATHOL, ein weitläufiges Kirchspiel in der scotischen Grafsch. Perth, mit 1 Villa des Herzogs von Athol, und 2515 Einw. Die Villa heißt Blair Castle, ist stark befestigt, und hat mehre Belagerungen ausgehalten. In diesem Kirchspiele durchfließt der Bruor ein romantisches Thal, worin er mehre Kataralte macht; über dasselbe erhebt sich der 3397 Fuß hohe Ben-Glo. Mehre Alterthümer. (*Hassel.*)

BLAIR GOWRIE, Kirchspiel in der scotischen Grafschaft Perth, und zwar an der großen Heerstraße nach Inverneß. Es hat 1965 Einw., die Leinwand verfertigen und 3 Jahrmärkte halten. (*Hassel.*)

BLAISE, Fluß in Frankreich. Er entspringt im Dep. Obermarne in der Gemeinde Blezy, windet sich durch ein fruchtbares Thal, wo er die Eisenwerke von Cirey, Doulevant, Dommartin le Franc, Tampillon, Montreuil, Brusseval, Buisson, Chatellier und Allichamp speiset, und den Blaiseron und die Maronne an sich zieht, geht bei Eclaron in das Dep. Marne über, und fällt nach einem Laufe von 10¼ Meilen bei Avigny in die Marne. (*Hassel.*)

BLAISE (St.), schönes Pfarrdorf von 154 Häus. und 1020 Einw. im Schweiz. Kanton Neufchatel, am östl. Ufer des Neuenburger Sees, in ausgezeichneter fruchtbarer Gegend, die einen treflichen weißen Wein hervorbringt. Römisches Mauerwerk und hier gefundene Münzen lassen eine römische Niederlassung vermuthen. In der Nähe ist eine Kattundruckerei und die 1766 gestiftete Herrnhuther Töchteranstalt Montmirail. (*Wirz.*)

Blaisois, s. Blois.

BLAISON, ein Marktfl. an der Loire im franzöf. Dep. Maine-Loire, mit 219 Häus. und 1029 Einw. In der Loire liegt die Insel Blaison. (*Hassel.*)

BLAKE (Robert), ein berühmter englischer Admiral, im August 1599 zu Bridgewater in Sommersetshire geboren, und aus einer geachteten Familie abstammend. Sein Vater, ein Kaufmann, gab ihm eine sorgfältige Erziehung, und ließ ihn zu Oxford studiren, allein die Streitigkeiten zwischen König und Nation führten ihn auf die politische und kriegerische Laufbahn. Er kam 1640 ins Parlament, warb gegen die Royalisten eine Kompagnie Dragoner, kämpfte muthvoll gegen die Feinde und Unterdrücker der Nationalfreiheit, und erwarb sich dadurch den Dank des Parlaments, und das Wohlwollen des nachmaligen Protektors Cromwel. An dem Prozesse gegen Karln I. und an der Hinrichtung desselben nahm er indessen keinen Antheil, misbilligte vielmehr beides. Erst 1649 übertrug ihm, der bisher nur den Landkrieg kante, das Parlament das Kommando einer Flotte, und in kurzem wußte er sich in die ungewohnte und unbekante Rolle mit einer Gewandtheit und Klugheit zu finden, die sein ungemeines kriegerisches Talent vollgiltig beurkundet. Er schlug noch 1649 den pfälzischen Prinzen Ruprecht, der die königliche Flotte kommandirte, verfolgte überall die Partei Karls I., entriß ihr die Inseln, die es noch mit Karln II. hielten, namentlich Scilly und Guernesey, und machte das Parlament zum Herrn des Meers. Sogar den Portugisen und Spaniern trotzte er, die den Prinzen Ruprecht in ihre Häfen aufgenommen hatten, und als 1652 zwischen den Engländern und Holländern öffentliche Feindseligkeiten ausgebrochen waren, bestand er auch gegen die holländischen Admirale Tromp und Ruyter ruhmvoll manchen gefahrvollen Kampf, und erhielt über sie nicht nur Vortheile, sondern sogar entscheidende Siege. Nachdem der Seekrieg mit Holland, den 15. April 1654, für England eben so ehrenvoll geendet als er geführt worden war, erhielt Blake den Befehl, die Ehre der engl'schen Flagge und den Handel der Nation im mittelländischen Meere, wohin seit den Kreuzzügen kein englisches Schiff gekommen war, zu behaupten, und er entsprach dieser zweifachen Bestimmung aufs ehrenvollste. Er segelte 1655 mit 25 Schiffen an die Küsten von Afrika, griff die Seeräuber unmittelbar in ihren Wohnungen Algier und Tunis an, und zwang sie, durch ein heftiges Bombardement beider Städte, zur Unterwerfung, verbrante vor Tunis 9 türkische Schiffe, und ließ, nachdem er mit 1200 Mann an's Land gestiegen war, 3000 Türken niederhauen. Der Schrecken seines Namens ward nunmehr hinreichend, ganz Italien friedliche Gesinnungen einzuflößen. Der Großherzog von Toskana und die Republik Venedig suchten durch eigene Gesandtschaften mit dem Protektor Cromwel Bündnisse zu schließen, Malta bat um Frieden, und der Papst zitterte im Vatikan. Einem geheimen Befehle zufolge segelte Blake nach Hispaniola, um die Hauptstadt St. Domingo in seine Gewalt zu bringen; allein seine Truppen, die durch einen langen und beschwerlichen Marsch, den sie zu Lande machen mußten, ermüdet, und von Hitze, Hunger und Durst entkräftet waren, wurden von den Spaniern mit großem Verluste nach ihren Schiffen zurück getrieben. Kurz nachher bemächtigte er sich der Insel Jamaika, und 1656 demüthigte er die Spanier, denen das Jahr zuvor der Krieg aus sehr seichten Gründen angekündigt worden war, vor Cadix, wo er ihnen einen Theil der Silber-

Digitized by Google

flotte wegnahm. Im April 1657 verließ er das mittelländische Meer, und segelte mit 24 Schiffen nach den kanarischen Inseln, um daselbst die von Peru zurückkommende spanische Flotte aufzuheben, die aus sechs Gallionen und zehn kleinern Schiffen bestand. Der spanische Befehlshaber zog sich in den Hafen bei Santa Cruz zurück, und verwahrte seine Flotte mit solcher Vorsicht, daß ihr unmöglich beizukommen war. Blake, welcher deswegen nur auf die Gallionen einstürmte, überwand sie, und ließ sie verbrennen, weil er sie wegen des widrigen Windes nicht mit sich hinwegführen konte. Die Spanier litten bei dieser Gelegenheit an Schiffen, Mannschaft, Geld und Kaufmannsgütern einen sehr beträchtlichen Verlust. Mit Ruhm gekrönt, segelte Blake darauf wieder nach den spanischen Küsten zurück, kreuzte auf der Höhe vor Cadix, kehrte jedoch wegen seiner zerrütteten Gesundheit bald nach seinem Vaterlande zurück, und starb ohne dasselbe zu erreichen, den 17. August 1657, in der Nähe von Plymouth. Cromwel ehrte ihn durch ein prachtvolles Leichenbegängniß, und durch Beisetzung seines Leichnams in der Kapelle König Heinrichs VII. in der Westminsterabtei, in welcher die Könige von England begraben liegen; allein nach der Wiederherstellung der königl. Regirung wurde seine Asche von da weggebracht, und auf dem St. Margarethen-Kirchhofe beerdigt. Blake glänzt in der ersten Reihe der englischen Seehelden; er schuf seinem Vaterlande eine Marine, dergleichen es vorher gar nicht gekant hatte, und begeisterte durch seine Thaten die Engländer so sehr für den Seedienst, daß man von ihm den Anfang jener Größe der englischen Kriegsschiffahrt anrechnen kann, die in unsern Tagen so viel Erstaunen erregt hat. Eine kalte und ruhige Beurtheilung aller Umstände leitete ihn glücklich durch alle Gefahren hindurch, und krönte seine kühnsten Unternehmungen mit einem erwünschten Erfolge. Er war in England der erste, der die alte Weise, von ferne zu streiten, verließ, und seine Nation lehrte, im Feuer und Wasser, gegen Kastelle und die heftigste Kanonade sowol, als gegen Schiffe zu fechten. Streng im Dienste und rauh in seinem Benehmen, sorgte er dennoch väterlich für Soldaten und Matrosen, und da er ihnen nie einen Befehl gab, den er nicht selbst befolgte, so hingen sie ihm mit Liebe und Vertrauen an. Obgleich ein Diener und Werkzeug Cromwels und der Republik, bewahrte er sich dennoch auch die Achtung der entgegengesetzten Partei, und alle englischen Schriftsteller vereinigen sich zu seinem Lobe. Leidenschaftlich eingenommen für den Ruhm seiner Nation, war er großmüthig und so uneigennützig, daß er, der sich so leicht bereichern konte, nur 500 Pf. Sterl. außer demjenigen zurückließ, was er von seinem Vater ererbt hatte. Millionen hatte er den Feinden seines Vaterlandes abgenommen, aber immer gewissenhaft in den öffentlichen Schatz gelegt *). (*Baur.*)

*) *Hume* history of England, Register. *Rapin* hist. de l'Angleterre T. IX. The history of the rebellion and civil wars in England by Edw. Hyde earl of Clarendon. Oxford 1702 — 1704. Vol. III. fol., und die übrigen vornehmsten Schriftsteller über Karl I. und Cromwel, verzeichnet in Spittlers Gesch. d. europ. Staten, 1. Th. 323 ff.

BLAKEA (nante Patr. Browne (nat. hist. of Jam. p. 323.) nach einem Mart. Blake von Antigua, einem großen Beförderer der Botanik, eine Pflanzen-Gattung aus der natürlichen Familie der Melastomeen und der eilften Linné'schen Klasse. Der Charakter besteht bei der ersten Art in einem doppelten Kelch; der äußere ist sechsblätterig, der innere einblätterig über der Frucht. Bei der andern Art ist nur ein einfacher fünftheiliger Kelch. Sechs bis neun Corollenblätter. Zwölf bis sechzehn Staubfäden. Sechsfächerige vielsamige Kapsel. 1. Bl. *trinervia* P. Brown. ein Strauch auf Jamaika, mit ovalen dreirippigen, fein in die Quere gestreiften, fast lederartigen Blättern, und einzeln stehenden rosenrothen Blumen (*P. Brown.* l. c. t. 35.). 2. Bl. *triplinervia* Vahl., mit fünfrippigen, eiförmigen Blättern und dreiblüthigen Blumenstielen. (*Aubl.* Guian. 1. t. 210.). In Guiana. 3. Bl. *pulverulenta* Vahl., mit dreirippigen Blättern, den Blüthen in Trauben und einfachen Kelchen. In Südamerika. (*Sprengel.*)

BLAKELY, eine Ortschaft der Grafsch. Mobile, im nordamerikanischen State Alabama. Sie liegt unter 30° 43′ Br. an einem der Mündungsarme des Mobile, dem Tensaw, ist regelmäßig angelegt, und hat 100 Fuß breite Straßen, die aber jetzt erst zum Theile bebauet sind. Da sie das beste Trinkwasser an dieser ganzen Küste besitzt, und einen weit bessern Hafen als Mobile hat, da Schiffe, die selbst mehr als 12 Fuß Wasser brauchen, sicher an ihren Kaien anlegen können, so verspricht sie das Emporium dieses Stats zu werden. Auch hat sie den Handel von Mobile schon größtentheils an sich gezogen (nach Morse und Stoddard). (*Hassel.*)

BLAKENEY, auch wol Snitterly, Dorf in der brit. Grafsch. Norfolk, an einem kleinen Flusse, der dem teutschen Meere zufällt, und dessen Mündung einen Hafen bildet, der mit Holz und Steinkohlen Geschäfte macht; es hat 583 Einw. (*Hassel.*)

BLAMONT, 1) Stadt im franz. Dep. Meurte, Bez. Luneville, 48° 35′ Br. und 24° 20′ L.) an der Vezouse, war einst eine Festung, und wurde durch eine Citadelle beherrscht, die auf einer Anhöhe lag, aber 1636 vom Herzog Bernhard von Weimar geschleift ist. Sie ist jetzt in einem verfallnen Zustande, und zählt etwa 1900 Einw., die sich von der Landwirthschaft nähren. So lange sie unter lothringischer Hoheit stand, führte sie den teutschen Namen Blankenberg. — 2) Marktfl. in dem franz. Dep. Doubs Bez. Besançon an der Glon, mit einem befestigten Schlosse und 400 Einw., einst der Hauptort einer der Herrschaften, welche zu Montbelliard als französ. Lehn gehörte. (*Hassel.*)

BLAMPIN (Thomas), gelehrter Patristiker in der letzten Hälfte des 17ten und dem ersten Jahrzehend des 18. Jahrh., welcher besonders in der Literaturgeschichte der Schriften des heiligen Augustinus sich einen Namen erworben hat, geboren 1640 zu Noyon in der Picardie, und gestorben in der Abtei St. Benoit an der Loire, am 13. Februar 1710. Auch er gehörte zu der Benedictiner-Congregation von St. Maur, und wurde für eins der gelehrtesten Mitglieder derselben zu seiner Zeit gehalten; seine Jugend hatte er zum Theil in der Schule der Jesuiten zu Compiegne verlebt; nach seinem Eintritt in

Digitized by Google

den Orden der Benedictiner und in die Congregation von St. Maur, widmete er sich anfänglich dem Geschäfte des Unterrichts, und brachte überhaupt während seines ganzen Lebens seine Zeit in Studien und strengen ascetischen Übungen zu, wie denn außer seiner Gelehrsamkeit auch sein frommer, in sich gekehrter, demüthiger Sinn gerühmt wird. Er verwaltete mehre Priorate in seinem Orden, zu St. Nicaise in Rheims, zu St. Remi, und zu St. Ouen in Rouen, und wurde auch von seinen Obern gebraucht, um einzele Provinzen des Ordens zu visitiren.

In der Gelehrtengeschichte und Patristik hat sich Th. Bl. durch sein Verdienst um die große Benedictiner-Ausgabe der Werke des heiligen Augustinus sehr bekant gemacht. Diese Ausgabe, welche auch wegen der Streitigkeiten, welche auf Veranlassung derselben entstanden [1]), bekant geworden ist, wurde ihm, nachdem Franz Delfau auf Befehl Ludwigs XIV. verwiesen worden war [2]), übertragen. Diese Ausgabe besteht aus eilf Theilen in Folio, und erschien zu Paris in den J. 1687 bis 1700. Ihr vollständiger Titel ist: **Sancti Aurelii Augustini Hipponensis Episcopi Opera, post Lovaniensium Theologorum recensionem castigata denuo ad manuscriptos codices Gallicanos, Vaticanos, Anglicanos, Belgicos etc. nec non ad editiones antiquiores et castigatiores. Opera et studio Monachorum Ordinis S. Benedicti, e Congregatione sancti Mauri. Parisiis excudebat Franciscus Muguet.** Der zehnte Theil besteht aus zwei Bänden, so daß die ganze Ausgabe eigentlich zwölf Bände bildet. Sie ist zu Antwerpen, eigentlich zu Amsterdam, und zu Venedig nachgedruckt worden. Eine dogmatische Abhandlung Blampin's über das heilige Abendmahl ist handschriftlich von ihm hinterlassen [3]). (*Mohnike.*)

BLAMÜSER, eine in mehren Gegenden Niederteutschlands ehemals gewöhnliche Münzsorte, die in Holland und Flandern diesen Volksnamen erhalten haben mag, der nach Rochefort (glossaire de la langue Romane T. I. p. 157.) einen Handklaps bedeutet. In den Niederlanden selbst wechselte der Name Blammuyses mit Plaquet und Demiescalin ab, welches letztere seinen Werth eines halben Schillings anzeigt. Seit 1755 war der Name Plaquette im franz. Flandern gebräuchlich. Seit die Blamüser in Holland und österreich. Flandern verrufen waren, erhielten sie sich doch noch als Blaumüser, Blaumöser im Münsterschen, Clevischen und Lüttichschen; wo aber ihr Werth untereinander sehr abwich. In Lüttich z. B. betrug ihr Werth ¼ Schill. (2 Gr. Conv.), im Clevischen 3¼ Schill. (3 Gr. Conv.). Nach Gerhardt gehen 8 Münstersche Blamüser auf einen Reichsthaler. (*Hase.*)

Blanas, s. Blañes.

Blanc de Ceruse, — d'Espagne, — de Perles, s. Schminke (Schminkweiss).

Blanc vers, Blank verses nennen die Franzosen u. Engländer ihre reimlosen Verse; die Italiäner **versi sciolti (dalla rima)**, s. Verskunst. (*H.*)

BLANC (le), Stadt und Hauptort eines Distrikts im franz. Depart. Indre, welcher auf 35⁷⁄₁₀ □ Meilen in 64 Gemeinden 46,014 Einw. zählt. Sie liegt äußerst malerisch an der Creuse, die sie in die alte Oberstadt und in die besser gebauete Unterstadt theilt, war vormals befestigt und besaß 3 Schlösser, die sie vertheidigten, und wovon blos das Schloß Naillac in der Unterstadt noch vorhanden ist, enthält gegenwärtig 3 Kirchen, 550 Häus. und 3662 Einw., worunter 30 Wollenzeugweber und 10 Töpfer; sie handeln mit Wein, Fischen, Eisen, Holz und Wollengarn, und haben 1 Jahrmarkt. (*Hassel.*)

Blanca in der Münzkunde, s. Blanka.

BLANCA (la), **BLANQUILLAS** (312° 54′ L. 11° 51′ Br.), eine spanische Insel in Westindien bei La Marguarita, 3 Lieues lang und 1½ breit. Ihr Boden ist weißer unfruchtbarer Tuffstein. Sie hat viele wilde Ochsen und Hunde. (*Stein.*)

BLANCARD (Steph.), Sohn des im J. 1703, 78 Jahr alt, verstorbenen, durch Ausgaben alter Klassiker berühmten Nic. Blancard, ein berühmter Arzt zu Amsterdam in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Er war einer der ersten, welche die Anastomose der feinsten Arterien-Zweige mit den kleinsten Venen und den unmittelbaren Übergang jener in diese durch Einspritzungen darthaten. Seine eigene darüber 1667 herausgegebene Schrift: **de circulatione sanguinis per fibras** ist in seiner **Anatomia practica** 1668. p. 305. abgedruckt. Dann ward er einer der vorzüglichsten Vertheidiger des kartesischen und chemiatrischen Systems der Medicin. In seiner **Kartesianischen Akademie**. Amst. 1691. stellt er Säure und Alkali unter den Bildern der Spieße oder Pyramiden und der Parallelepipeden, als Urstoffe der Säfte, auf, sieht die Säure und die von ihr abhangende Verdickung der Säfte, als Hauptgrund aller, oder der meisten Krankheiten an, und behauptet, daß verdünnende Getränke, besonders häufiges Theetrinken, die besten Mittel gegen die meisten Krankheiten seyn. Sehr berühmt ist auch sein **Lexicon medicum graeco-latinum**, welches zuerst 1679 zu Amsterdam erschien, und noch 1788 in drei Bänden von Kletten zu Wien herausgegeben wurde. Auch seine: **Venus belegert en ontset**. Amst. 1684. 4., teutsch: Belagerte, und entsetzte Venus. Leipz. 1693. 8. ist sehr bekant geworden, weil das hohe Alter der Lustseuche darin behauptet und mit mehren Stellen aus den Alten belegt wird. Den Sitz des Trippers nimt er sehr verkehrt in der Prostata an, und heilt den Schleimtripper mit einer Auflösung des weißen Vitriols, wobei er innerlich Pillen aus Mastix, Catechu und Elemi gibt. (*Sprengel.*)

BLANCAS, (**Geronymo de**), ein spanischer Geschichtschreiber des 16. Jahrh., aus Zaragoza gebürtig, wo sein Vater Notar war. Er studirte zu Valencia alte Literatur und vaterländische Geschichte, wurde des berühmten Zurita Nachfolger im Amte eines königlichen Historiographen, und starb in seiner Vaterstadt den

1) Über diese Streitigkeiten findet man ziemlich umständliche Nachrichten bei Le Cerf p. 26 u. f. f., und bei Taffin S. 467 u. f. w. 2) S. Taffin im Leben Delfau's, Bd. 1. S. 126 u. f. w. 3) Vgl. *Le Cerf's* Biblioth. hist. et crit. des Auteurs de la Congreg. de St. Maur. p. 23—41., und Taffin's Gelehrtengeschichte der Congregation von St. Maur, Teutsch. Uberf. B. 1. S. 445—481.

Digitized by Google

2. Decemb. 1590. Seine, die Geschichte von Aragonien betreffenden, des Zurita Anales de la corona de Aragon, ergänzenden und fortsetzenden, Schriften beurkunden einen gründlichen Forschungsgeist, vielseitige Kentnisse, einen gebildeten Geschmack, und zeichnen sich zugleich durch eine elegante lateinische Diction aus. Zuerst schrieb er: Ad regum Aragonum veterumque comitum depictas effigies . . . inscriptiones. Caesar Augustae 1587. 4. und in Schottii Hispania illustr. T. II. 848., ins Span. übers. von Carillo, verm. und fortges. von Dormer, Zaragoza 1680. 4. Dann folgte eine Tabula in fastos magistratuum Justitiae Aragoniae. Caesar Aug. 1587. 4. (bei Schott im 3. Bd.), und nach diesem erschien sein Hauptwerk: Aragonensium rerum commentarii ab anno 714 ad annum 1588. Caesar Aug. 1588., bei Schott im 3. Bde. S. 576—839. Es ist keine eigentliche Geschichte von Aragonien, sondern, in Hinsicht der frühern Zeiten, ein kritisches (öfters auch sehr unkritisches) Supplement zu Zurita, mit vielen schätzbaren Erläuterungen aus Urkunden, Inschriften, Münzen und Wapen. Vom 15. Jahrh. an liefert er eine musterhafte historisch-publicistische Deduction, den Justitio betreffend, auch hat er die ständische Verfassung Aragoniens am vollständigsten, treuesten und lichtvollesten dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von Blancas ist: Coronaciones de los Reyes de Aragon, escritas por Ger. de Blancas, con dos tratados del modo de tener Cortes en Aragon, del mismo autor, y de Ger. Martel, publicado el Doctor Juan Franc. Andrez de Uztarroz. Zaragoça (1641. 4.*) (*Baur.*)

BLANCHARD, 1) Jacob, geb. zu Paris 1600, einer der vorzüglichsten Maler Frankreichs, der wegen seines treflichen blühenden Colorits, der französische Tizian genant wurde. Bis in sein zwanzigstes Jahr genoß er den Unterricht seines Oheims**), Nicola Belloni, ging dann nach Lyon, zu Horace le Blanc, einem Maler von Verdiensten, für den er einige Gemälde vollendete, und reiste dann mit seinem Bruder, der sich auch der Malerei gewidmet hatte, nach Rom. Nach einem Aufenthalt von 18 Monaten begab er sich nach Venedig, wo ihn die herrlichen Werke eines Tizian, Paul Veronese und Tintoret so anzogen, daß er sich zwei Jahre mit dem Studium dieser treflichen Coloristen beschäftigte. Durch sein schönes Colorit verschaffte er sich selbst bei dem dortigen Adel viele Aufträge. Für den Herzog von Savoyen verfertigte er acht Gemälde, die Liebe der Venus und Adonis darstellend. — Nach seiner Rückkehr in Frankreich, arbeitete er erst zu Lyon, begab sich dann aber nach Paris, wo er sich durch seine Kunst, ungeachtet Vouet's Nähe, nicht minder großen Anhang verschaffte. Durch sein vortrefliches Gemälde, die Sendung des heiligen Geistes in der Kirche Notredame, und einen heiligen Andreas vor dem Kreuz knieend, wurde Herr von Bullion veranlaßt, eine Galerie von dreizehn Gemälden, mythologischen Inhalts, bei ihm zu bestellen, welche Arbeit er so zur Zufriedenheit vollendete, daß ihm eine Pension von 1200 Livres ausgesetzt wurde, die er auch bis an seinen Tod genoß, der schon im J. 1638 erfolgte. Durch die vielen Bestellungen wurde er abgehalten, Gemälde von größerm Umfang auszuführen. Mehre Blätter hat er radirt. — 2) Gabriel, Sohn des Vorigen, lernte bei seinem Vater, und wurde auch ein ausgezeichneter Künstler, ohne jedoch dem Vater gleichzukommen. Im J. 1663 wählte man ihn zum Mitgliede der Pariser Akademie, darauf zum Professor und Schatzmeister. Seine Gemälde sind historischen Inhalts; das, welches er zur Preisaufgabe verfertigte, ist eine allegorische Darstellung, die Geburt Ludwigs des Vierten darstellend. Er starb im 74sten Jahre seines Alters. (S. *d'Argensville* übers. Th. 4. S. 64. (*Weise.*)

Blanchard, französische Gelehrte dieses Namens. 1) François, Advokat zu Paris, gest. 1660, schrieb Eloges de tous les premiers présidents du parlement de Paris 1645 f. L'histoire des maitres de requêtes depuis 1260 jusqu'en 1575, erschien nach seinem Tode 1670 f. — 2) Sein Sohn Wilhelm, berühmter Parlamentsadvokat zu Paris, gest. 1724, gab heraus eine, jedoch nicht sehr sorgfältige Compilation chronologique des ordonnances des rois de France 1715. 2 Bde. f. 2te Aufl. — 3) Elias, geb. zu Langres 1672, gest. 1753, ein Zögling von Dacier, hat im Bd. 7, 9 und 11 der Mém. de l'acad. d. inscr., deren Mitglied er war, mehre Abhandlungen geliefert. — 4) Jean Baptiste, geb. zu Tourteron 1731, gest. 1797, Jesuit, gab mit kritischen und historischen Anmerkungen heraus Le Temple des Muses, ou Recueil des plus belles fables des fabulistes français, und l'école des moeurs, die mehrmals gedruckt und zuletzt bis auf 6 Bändchen vermehrt erschien. (*H.*)

Blanchard, (François), der berühmte Luftschiffer, geb. zu Andelys 1738, gest. 1809, war ein sehr geschickter Mechaniker. Unaufhörlich trug er sich mit der Erfindung der Kunst zu fliegen herum. Da ihm dieselbe durch blos mechanische Mittel nicht hinlänglich hatte gelingen wollen, so benutzte er die Erfindung Montgolfiers, und zugleich auch physische Mittel zu Erreichung seines Zweckes, jedoch ohne die mechanischen dabei aufzugeben; vielmehr hoffte er gerade durch diese die Luft zu beherrschen. Bei seinem ersten Versuch am 2. März 1784 behielt er aber nur noch das Steuerruder davon übrig, denn die künstlichen Flügel, auf die er viel gerechnet hatte, gingen ihm zu Grunde bei dem Versuch eines Kadetten, der mit bloßem Degen in die Gondel sprang, und hartnäckig darauf bestand, die Reise mitzumachen. Im Mai und Julius stieg er wieder mit seinen Flügeln auf, die jedoch seiner Absicht nicht entsprachen, wenn er es gleich versicherte. Er fügte noch ein Windrad (moulinet) hinzu, dessen er sich im October bediente, als er in England aufstieg, ohne daß er auch damit seinen Zweck erreicht hätte. Kühn und unerschrocken aber zeigte er sich bei allen seinen Luftreisen, und war der Erste, der damit ein großes Wagstück glücklicher ausführte als sein Nachfolger Pilatre de Rozier, der denselben Plan vor ihm gehabt hatte; er flog über

*) *Antonii* Bibl. hisp. T. I. 425. *De Franckenau* Sacra Themidis Hispanae arcana p. 150 sq. *Clement*, Bibl. cur. T. IV. 282. *Meusel* Bibl. hist. Vol. VI. P. I. 179. Spittlers Gesch. der europ. Staaten 1 Th. 16. Biogr. univ. T. IV.

**) *de Piles* Abregé de la Vie des Peintres. T. I. p. 412.

Digitized by Google

den Kanal la Manche, und kam (am 7. Jan. 1785) in 2 Stunden 45 Minuten von Dover in Calais an. Von dieser Zeit an benutzte er seine Kunst als Erwerbszweig, und dieses gelang ihm durch seine Luftschifffahrten, deren er in verschiedenen Ländern gegen 70 gemacht hat, sehr wohl. Die Aëronautik verdankt ihm indeß seit jener Zeit noch die Erfindung des Fallschirms (parachute).

Auch seine Gattin hat sich als Luftschifferin einen Namen gemacht, bei ihrer 67sten Luftreise aber, die sie am 6. Jul. 1819 zu Paris im Garten Tivoli anstellte, verlor sie das Leben, weil ihr Luftball durch ein mitgenommenes Feuerwerk in Brand gerieth. (*H.*)

BLANCHELANDE (Philibert François Rouxel de), aus Dijon, geb. 1735, der Sohn eines französischen Obersten, der 1740 an seinen Wunden starb. Der Sohn diente zuerst bei der Artillerie, dann bei den Grenadiers, und zeichnete sich so rühmlich aus, daß er außer der Ordnung befördert wurde. In dem amerikanischen Kriege seit 1779, wo er sich besondere Verdienste durch tapfere Bekämpfung der Engländer erwarb, wurde er Brigadier, und 1781 Gouverneur der Insel Tabago, zu deren Eroberung er viel beigetragen hatte, dann aber zu Dominique. Beim Ausbruche der Revolution kehrte er nach Frankreich zurück, wurde aber bald nachher von Ludwig XVI. als Gouverneur nach St. Domingo geschickt. Er gab sich alle Mühe, Ruhe und Ordnung zu erhalten, aber da die Dekrete der National-Versammlung die Veranlassung zu revolutionären Auftritten wurden, so traten Brissot und andere Deputirte als seine Ankläger auf. Er wurde gefangen nach Rochefort, dann nach Paris gebracht, und am 11. April 1793 guillotinirt. Als ihm die Confiscation seiner Güter zum Vortheil der Republik bekant gemacht wurde, sagte er: „die Republik wird nichts bekommen, denn ich habe nichts". Sein Sohn, ein hoffnungsvoller Jüngling von 20 Jahren, des Vaters Adjutant und angeblicher Mitschuldiger, starb den 20. Jul. 1794 ebenfalls unter dem Beil der Guillotine *). (*Baur.*)

Blanchet (Pierre), s. Pathelin.

BLANCHET (Thomas), geb. zu Paris 1617, widmete sich anfangs der Bildhauerei, ging aber wegen seiner schwachen Gesundheit zur Malerei über. Durch seinen Fleis brachte er es dahin, nach Italien reisen zu können, beschäftigte sich da zuerst blos mit Perspective und Architectur, in der Folge aber allein mit Geschichtsmalerei, wobei ihn Poussin und Andrea Sacchi unterstützten. Nach seiner Rückkehr nach Paris, verfertigte er mehre Gemälde, worunter sich eine Entzückung des heiligen Philippus, für die Kirche Nôtre Dame vorzüglich auszeichnete; ließ sich aber zu Lyon nieder, wo man ihn zum Vorsteher einer neu errichteten Malerakademie wählte. — Sein angenehmer Pinsel verschaffte ihm viele Arbeiten, sowol für Kirchen als Klöster, aber seine Meisterwerke verfertigte er für das Rathhaus zu Lyon. Dieses brante im J. 1674 größtentheils nieder, und das Wenige, was sich noch von B's Arbeiten hielt, zeigt, wie unersetzlich der Verlust des Ganzen ist. Der Untergang dieses Werks ging dem Maler so sehr zu Herzen, daß nur eine Reise nach Paris ihn zerstreuen konte. Nach seiner Rückkehr lebte er beständig zu Lyon, wo er auch im J. 1689 starb. In seinen Werken findet man mehrentheils richtige Zeichnung, die Zusammenstellung ist reich und gut beobachtet, der Ausdruck wahr, und das Kolorit der Natur gemäß. Tardieu hat das Gemälde in der Nôtre Dame Kirche zu Paris nach ihm gestochen *). (*Weise.*)

BLANCO (Bianco) bedeutet bei Verbriefungen, namentlich bei Vollmachten und Wechseln, das Offenlassen für Einschreibungen, welche der Unterzeichnende von dem vornehmen lassen will, dem er die Verbriefung übergibt. Ein solches Offenlassen bezieht sich also auf einen Auftrag des Gebers an den Nehmer, und verpflichtet ihn die Einschreibung des Nehmers zu vertreten, den letztern aber damit ordnungsmäßig zu verfahren. Das ausgefüllte Blanco verpflichtet beide; und da das Blanco durch die Ausfüllung verschwindet, so hat es für den dritten Empfänger der Verbriefung keine Wirkung, in so fern er nicht um das Blanco gewußt hat. Sein Grund ist, daß eine Ungewißheit obwaltet, welche die vollständige Ausfertigung der Verbriefung von Seiten des Ausstellers verhindert, und daß ihre verzögerte Ausstellung Nachtheil hat: z. B. wenn man schleunig im Auslande Vollmacht ertheilen oder Zahlung empfangen soll, und dabei der Personen oder des Geldbetrages nicht völlig gewiß ist. Sein Zweck ist, daß diese Ungewißheit der Ausfertigung nicht schade, daß sie nachher gehoben werde, und daß die Verbriefung dem Dritten wie vom Anfang an vollständig erscheine. Nach dieser Begriffserklärung kann auf dem Blanco alles fehlen, nur nicht die Namensunterschrift des Ausstellers. Ein Blatt, welches nichts weiter als die Namensunterschrift enthält, heißt Blanquet (carte blanche, nach Campe, Vollmachtskarte, wol zu beschränkt, Weißblattunterschrift?) Ist über der Namensunterschrift die Verbriefung selbst bezeichnet, und nur ein Theil davon offen gelassen, so benent sich das Blanco nach der betreffenden Verbriefungsart: Vollmacht, Patent, Paß, Wechsel in Blanco. Die Ausfertigungen in Blanco kommen sowol in Statssachen als in bürgerlichen Geschäften vor. Zu den erstern gehören z. B. die sogen. actus ad omnes populos [1]): Vollmachten zu Verhandlungen mit unbenanten Staten, oder allen, die sich dazu verstehen wollen, wie dieses eben jetzt im Betreff von Südamerika der Fall ist [2]). Man könte dahin auch die Vollmachten für Augereau zu Friedensvertrá-

*) Bryan Edwards Geschichte des Revolutionskrieges in St. Domingo. Aus dem Engl. Leipz. 1798. 2 Th. 8. Girtanners hist. Nachr. und polit. Betracht. über die franz. Revolut. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. IV. — Desessarts hat die interessanten Actenstücke des Blancheland'schen Prozesses drucken lassen.

*) S. d'Argenville Th. 4. S. 155.

1) de Torcy mémoires III. 65. 2) Note vom 8. April 1822. Der Unterzeichnete (Sea), außerordentlicher Gesandter und Bevollmächtigter Minister des Freistats von Columbia hat in der Absicht, politische und kommerzielle Verhältnisse mit den Mächten von Europa anzuknüpfen, die Ehre in Folge der von seiner Regirung erhaltenen Befehle Sr. . . folgende Mittheilung zu machen — die Regirung kann den Längen und Umschweifen nicht Raum geben, die man, nach alter Gewohnheit, bei diesem ganz neuen Umstande anwenden zu können glauben möchte.

Digitized by Google

gen [3]) in Teutschland 1800 rechnen. Überhaupt ertheilt man ohne Bedenken Statsausfertigungen in Blanco bei öffentlichen und geheimen Dingen, wenn sich irgend ein Nutzen davon erwarten läßt, weil sie von dem Nehmer selten gemisbraucht, von dem Geber aber bei vorgefallenem Misbrauch nichtig erklärt werden können. Dagegen setzt der Misbrauch des Blanquets in bürgerlichen Sachen den größten Gefahren aus. Seine Ertheilung wird auch von den Gerichten nicht bescheiniget, weil die Gerichte mit der unbedingten Bescheinigung der Unterschrift zugleich die nachher darüber gemachte Ausfertigung, also eine unbekante Handlung (mit dem referens ein unbekantes relatum) bescheinigen würden, welches eine verbotene Handlung seyn könte; oder weil sie ausdrücklich bescheinigen würden, das ein Blanquet von N. N. unterschrieben worden, welches dem Zweck desselben entgegen wäre [4]). Das Blanquet tritt für den Aussteller durch seine Abgabe, für den Empfänger durch seine Ausfüllung in Kraft; und es folgt sodann für beide dem Gesetz des Geschäfts, worauf es lautet. Von dem Blanquet unterscheidet sich die Anweisung in Blanco dadurch, daß sie von dem Aussteller schon als Anweisung und nur mit Offenlassung des Namens des Empfängers oder gewöhnlicher des Geldbetrages ergangen ist. Die Offenlassung des Namens kann den Nutzen haben, daß der Zahlende nicht erfährt, durch wessen Hände die Anweisung eigentlich an ihn gelangt, und daß er als Banquier nicht an einen andern Banquier desselben Orts zu zahlen angewiesen wird, welches man gern vermeidet, weil es wenigstens das Arbeiten mit mehren Häusern des Orts, wo nicht Mistrauen anzeigt. Einen ganz andern Grund haben die Wechsel in Blanco. Sie sind ein Mittel, um aus der Verschiedenheit des Wechselstandes von mehren Orten Vortheil zu ziehen. Wenn z. B. Bremer Wechsel zu Leipzig sehr gesucht werden, und zu Bremen das Hamburger Banco hoch, zu Frankfurt aber niedrig steht, so kann ein Frankfurter Haus seine Rechnung dabei finden: Wechsel in Blanco auf Bremische Häuser zu Leipzig verkaufen zu lassen, und nach Bremen die Deckung mit Hamburger Banco zu machen. Soll ein solches Geschäft glükken, so muß es geschwind abgemacht werden, weil es zu viele Liebhaber findet, und weil dadurch die Nachfrage sich schnell in Angebot, oder kaufmännisch zu reden, das Geld sich in Briefe verwandelt. Man muß daher die Wechsel schnell an Ort und Stelle haben, und zwar zu den verschiedenen Beträgen (appoints), welche gesucht werden. Um beides zu erreichen, kann in dem gegebenen Beispiel das Frankfurter Haus entweder ein Leipziger anweisen, auf Bremische Häuser einen bestimten Betrag in verschiedenen Wechseln zu ziehen; oder es sendet ihm vollzogene Wechsel mit offen gelassenem Betrage, um diesen nach der Käufer Begehr auszufüllen, bis zu dem Gesamtbetrage, welcher in dem Begleitungsbriefe der Wechsel in Blanco bestimt, und gleichzeitig dem Bremer Hause bekant gemacht ist. Man sieht, daß auf diese Weise das Frankfurter Haus einen Gewinn machen kann, ohne einen Pfennig Geld zu berühren, denn mit seinem Guthaben zu Leipzig für die verkauften Bremer Wechsel, deckt es seinen Ankauf von Hamburger Banco zu Frankfurt, und mit diesem entlastet es sich zu Bremen, indem es die Deckungen wohlfeil anschafft und theuer ausbringt, also bei jedem Umsatz Überschuß hat. Doch wird der Überschuß höchstens 1% betragen, wenn Spesen, Mäklergebühren und Briefgelder abgerechnet werden. Ins Große läßt sich dieses Geschäft nur treiben, wenn auf einem Hauptwechselorte außerordentliche Zahlungen ins Ausland zu machen sind, wodurch sein Wechselstand gegen dasselbe auf längere Zeit aus dem Gleichgewicht komt; außerdem ist es eigentlich nur ein Geschäft auf Gerathewohl, und schon das Unterbringen solcher Wechsel, noch vielmehr aber der Gewinn mislich. Da sich gute Häuser auf dergleichen Unternehmungen nicht einlassen, und da die Wechsel in Blanco zwar noch andern kaufmännischen Nutzen als die eben erklärte Gewinnrechnung haben können, aber auch den günstigsten Versteck für Wechselreiterei gewähren; so hat man Ursach, damit sehr vorsichtig zu seyn, und sie selbst von alten Handelsfreunden nicht anzunehmen, wenn sie häufig vorkommen. Verbergen sie Wechselreiterei, so bewegen sie sich im Kreise herum, und der Bezogene, hier das Bremer Haus, erhält in ihnen seine Deckung, während ihr Aussteller sein Guthaben zu Leipzig baar einzieht. Eine Deckung durch Wechsel in Blanco muß daher Mistrauen erregen. Übrigens sagt man von einem noch nicht gedeckten Wechsel, daß er in Blanco stehe, nämlich daß in dem Buch das Haben für ihn offen steht, während das Soll eingetragen ist. Ein Wechsel wird ferner in Blanco übertragen (indossirt), wenn der Übertragende offen läßt, an wen er überträgt, und blos unterschreibt. Ein solches Übertragen komt am meisten bei Handlungshäusern vor, welche in der Nähe eines Wechselortes liegen, und von dortigen Mäklern ihre Wechsel verkaufen lassen, zu welchem Zweck sie dieselben in Blanco indossirt senden, und die Mäkler dann nach dem Verkauf das Offengelassene ausfüllen. Komt zuvor der Wechsel in fremde Hande, so kann er leichter gemisbraucht werden, als wenn das Indossament vollständig darauf gesetzt ist. Die Wechselgesetzgebung hat sich über das Indossiren in Blanco verschieden ausgesprochen. Die Leipziger Wechselordnung von 1682 läßt es gar nicht zu, sondern gestattet sogar die Verweigerung der Zahlung auf einen Wechsel, wovon die nicht indossirte Prima angenommen ist, und Secunda mit Indossirung in Blanco einläuft. Das Preuß. Landrecht verordnet [5]): der Regel nach muß das Indossament den Namen desjenigen enthalten, welchem der Wechsel übertragen wird, doch kann es auch auf den Inhaber lauten, und dann trägt den Schaden der, wel-

3) v. Martens Recueil des traités VII. 472. 4) Das Preußische Landrecht verordnet auch, Th. I. Tit. 13. 1. Abschn. §. 111, daß Blanquete zu Handlungen, die eine Specialvollmacht erfodern, niemals hinreichend sind, daß der Abgeber aber sich gegen die darüber geschriebene Vollmacht niemals entschuldigen kann. Das französische Gesetzbuch schweigt von dem Blanquet, läßt dasselbe jedoch zu, da nur die Anerkennung der Unterschrift §. 1323 erfodert wird, um die Urkunde selbst für anerkant zu halten.

5) II. Th. 8 Tit. §. 815.

Digitized by Google

cher so übertragen läßt. Die bloße Namensunterschrift des vorigen Inhabers ist nicht hinreichend, den gegenwärtigen zu Verfügungen über den Wechsel zu berechtigen. Jener hat aber wider das ausgefüllte Indossament die Wechseleinrede nicht, daß er in Blanco indossirt habe. Das Indossament muß auch Anerkennung des empfangenen Werths und Angabe von Tag und Jahr enthalten. Beides erfodert der neueste Entwurf einer Wechselordnung [6]) nur zur Begründung der Wechselklage wider den Indossanten, ist jedoch der Werthempfang nicht bemerkt, so wird der Indossat blos als Specialbevollmächtigter des Indossanten betrachtet [7]), und er ist zum weitern Indossiren nicht befugt, wenn das Indossement nicht auf Ordre lautet. Indossamente in Blanco sind nicht verboten, allein der Wechselprozeß kann nur auf ein gehörig ausgefülltes Indossament gegründet werden [8]). (*v. Bosse.*)

BLANCO, der Name verschiedener Vorgebirge, worunter hier nur angemerkt werden 1) Kap Blanco auf der Westküste von Afrika, unter 20° 47′ Br. und 0° 43′ L.; es ist 1441 von den Portugisen zuerst umsegelt, reicht weit in das Meer hinein und hat sandige und höchst unfruchtbare Umgebungen. 2) Cabo Blanco an der Küste von Peru unter 4° 18′ südl. Br., und schließt in S. den Busen von Guayaquil. 3) Kap Blanco auf der Nordwestküste von Neualbion unter 43° 23′ nördl. Br.; ein weißer Felsen, der weit in das Meer hervorragt, und da er weit gesehen werden kann, den Seefahrern zum sichern Wegweiser dient. 4) Diesen Namen führen noch ein Vorgebirge auf Cypern, unter 35° 12′ nördl. Br., an der westlichen Küste von Anadoli, unter 38° 14′ nördl. Br., an der Küste von Marokos unter 9° 20′ nördl. Br., an der Küste von Tunis unweit Bizerta unter 9° 50′ nördl. Br., an der Küste von Guatimala, an der Küste von Brasilien, an der Küste von Venezuela, an der Küste von California unter 32° nördl. Br., an der Ostküste von Patagonia, auf der Küste von Mindanao u. a. (*Hassel.*)

BLANDA, auch Blandae, 1) kleine Stadt in Lukanien, unweit Buxentum. (Liv. 24, 20. Mela 2, 4.) 2) Stadt in Hispania Tarraconensis am mittelländ. Meer, j. Blanes (Mel. 2, 6.) (*Sickler.*)

BLANDFORD, 1) Marktfl. in der brit. Grafsch. Dorset am Stour, und in einer reichen und fruchtbaren Gegend; nett und sauber gebauet in geraden geräumigen Straßen, mit 1 Kirche, 431 Häus. und 2425 Einw., die sich theils von der Petinetstickerei und Spitzenklöppelei ernähren, theils viele Zwirnknöpfe für Hemden (Shirt buttons) nähen, mit welchen letztern hier und in der Nachbarschaft mehr als 1000 Frauenspersonen beschäftigt sind. Blandford hat seinen eigenen Magistrat, und sendet 2 Mitglieder zum Parlamente. 2) Ortschaft in Obercanada, Grafsch. Oxford an der Thames; 3) Ortschaft im nordamerik. State Massachusetts Grafsch. Hampden mit 1613 Einw. 4) Ortschaft im nordamerik. State Virginia, Grafsch. Prince George, sehr angenehm gelegen, am Appomatok, und auch gesund, nachdem die Moräste, die die Luft verpesteten, ausgetrocknet sind; sie zählt 260 Häus. und 1550 Einw. (*Hassel.*)

BLANDFORDIA, nante Smith eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Coronarien und der sechsten Linné'schen Klasse, deren Charakter in einer röhrigen sechslappigen Korolle bestehe, in deren Röhre sechs Staubfäden eingefügt sind. Die Antheren sitzen mit der ausgerandeten Basis auf. Die prismatische Kapsel theilt sich dreifach, und hat die Samen, mit haarigen Hüllen umgeben, am Rande der Nähte sitzen. Die beiden bekanten Arten wachsen bei Port Jackson in Neuholland. 1) Bl. *nobilis* Sm., mit Bracteen, die viel kürzer als der Blütenstiel sind und sehr schmalen linienförmigen Blättern. (*Smith* exot. bot. 1. t. 4.) 2) Bl. *grandiflora* R. Br., mit Bracteen, welche fast gleiche Länge mit dem Blüthenstiel haben, und fast schwertförmigen gestreiften fein gekerbten Blättern. (Aletris punicea *Labill.* nov. holl. 1. t. 111.) (*Sprengel.*)

Blandona, s. Biograd.

BLANDOVIA, nante Willdenow, nach dem mecklenburgischen Moorkenner Blandow, ein Gewächs, welches er aus Peru und Chili erhalten und welches zur natürlichen Familie der Lebermoose gehört. Aus laubartiger Ausbreitung erheben sich gestielte, zweiklappige zweifächerige Kapseln, mit flacher schmaler Scheidewand versehn, an welcher letztern die Samen festsitzen. Es ist im Berl. Mag. Th. 3. S. 100. beschrieben und Taf. 4. fig. 2. abgebildet. Allein dasselbe Gewächs war schon früher entdeckt, wenn gleich nicht genauer bekant geworden. Bei Micheli (nov. gen. t. 4. f. 5.) findet man nämlich eine ähnliche Figur unter dem Namen Marsilea terrestris minima angustifolia nigricans flore bipartito, welche Dillenius (hist. musc. t. 68. f. 3.) unter dem Namen Anthoceros angustifolia flore brevi wiederholt. Das Gewächs fand Bruno Tozzi, Abt von Val'ombrosa bei Florenz, und ist seitdem nicht wieder gefunden worden. Vor einigen Jahren erhielt ich dasselbe Gewächs vom Dr. Tarrey aus New-York, und beschrieb es in Neuen Entdeck. 2. S. 98. (*Sprengel.*)

BLANDRATA (Georg), ein berühmter Arzt des 16. Jahrh. und Verbreiter des Socinianismus in Siebenbürgen, aus Saluzzo im Piemontesischen gebürtig. Er übte die Arzneiwissenschaft zu Pavia mit Talent und Beifall, und erwarb sich Vermögen und Freunde; allein da er gegen einige Dogmen der katholischen Religion, in welcher er erzogen war, sich freimüthige Äußerungen erlaubte, so lief er Gefahr, der Inquisition in die Hände zu gerathen. Er verließ daher sein Vaterland, bekante sich öffentlich zu Luthers Lehre, und in Genf, wohin er 1556 kam, zur reformirten Kirche. Da er auch hier — die Gottheit Christi bezweifelnd und von Calvin deswegen feindselig bestritten — sich nicht sicher glaubte, so begab er sich nach Teutschland, und von da 1558 nach Polen. Hier fand er bei den Reformirten eine günstigt Aufnahme, und wurde (beschützt von dem Fürsten Nikolaus Radzivil, Woywoden von Wilna), Senior und Lehrer der Gemeinde von Klein-Polen, da er auf einigen Syn-

6) Aktenstücke der Ständeversamlung des Königr. Hannover. 3. Diät. Heft IV. 7) Dieses besagt auch der Code de commerce §. 138. von dem Indossament in Blanco. 8) Vgl. Grattenauer über Wechselprocura. Berlin 1800. Scherer Rechtsfälle in Wechselsachen. Frankfurt 1802.

Digitized by Google

oden den Verdacht der Ketzerei von sich abzulehnen wußte. Allein Calvin, der nicht ohne Grund seine Rechtgläubigkeit bezweifelte, verfolgte ihn durch seine Briefe an die reformirten Gemeinden in Polen, und warnte sie vor seinen Irrlehren. Blandrata fand inzwischen einen neuen Beschützer an dem Fürsten von Siebenbürgen, Johann Siegmund, der ihn 1563 als Leibarzt an seinen Hof rief. Als ein Mann von Geist und Talent, und als ein feiner Weltmann erwarb sich Blandrata das volle Vertrauen seines Herrn, der auch in Kirchensachen auf seinen Rath achtete. Der Regent und mehre angesehene Herren des Landes wurden nun erklärte Unitarier, und auf einem 1571 zu Maros Vasarhely gehaltenen Landtage erhielten sie den vierten Platz unter den vom State beschützten Kirchen. Nach Johann Siegmunds Tode war Blandrata Leibarzt der beiden Nachfolger desselben, der Fürsten Stephan und Christoph Bathori, selbst nachdem jener, der ihm die Würde eines geheimen Raths ertheilte, König von Polen geworden war. Die Fürsten aus dem Hause Bathori waren zwar eigentlich den Meinungen der Unitarier nicht günstig, allein sie vermochten es eben so wenig als ihre Nachfolger, die zahlreiche und mächtige Sekte zu unterdrücken. Daher haben die Unitarier in Siebenbürgen bis auf unsere Zeit, kraft der Rechte des Volks und gewisser Verträge, öffentliche Schulen und Kirchen. (Die zahlreichsten unitarischen Gemeinden in Siebenbürgen waren zu Weissenburg und Clausenburg). Blandrata scheint zuletzt der Partei, deren Ausbreitung er so eifrig betrieben hatte, untreu geworden zu seyn, und selbst sein Freund Faustus Socinus, den er 1578 aus der Schweiz zu sich nach Siebenbürgen gezogen hatte, klagte darüber. Vermuthlich hatte diese Untreue des weltklugen Blandrata ihren Grund in den Gesinnungen seines Gebieters, des Königs Stephan, der den Jesuiten günstiger war, als den Unitariern, und dessen Gunst er zu verscherzen befürchtete, da man ihn besonders auch des Geizes bezüchtigte. Er starb zwischen 1585 und 1592 eines gewaltsamen Todes; denn da er seinen Neffen wegen dessen Anhänglichkeit an den katholischen Glauben zu enterben drohte, so überfiel ihn dieser im Schlaf und erwürgte ihn. Ein Verzeichniß von Blandrata's nicht sonderlich erheblichen, blos seine religiösen Meinungen und Streitigkeiten betreffenden Schriften und Abhandlungen findet man in *Sandii* Bibliotheca Antitrinit. und in des Pater Anastasius (Guichard) Histoire du Socinianisme u. a. O. Einige theologische Schriften gab er gemeinschaftlich heraus mit Franz Davidis, einem Prediger zu Clausenburg und ersten Superintendenten der Unitarier in Siebenbürgen, den er aber in der Folge selbst bestritt, weil dieser nicht allein die Gottheit Christi läugnete, sondern ihm auch die Anbetung verweigert wissen wollte, in welchem letzten Stücke Blandrata anderer Meinung war*). (*Baur.*)

*) Von Blandrata's Lehrmeinungen siehe überhaupt *Calvini* ad quaestiones Blandratae respons. in *Bezae* explicat. impietatum Val. Gentilis p. 50., u. das Pregramm von Henke: G. Blandratae confessio Antitrinitaria ejusque confutatio, auctore Matthia Flaccio e MS primum editae. Helmst. 1795. 4. wieder abgedruckt in Henke's Opuscul. academ. p. 245. — Von den Unitariern in Siebenbürgen überhaupt, und von Blandrata insbesondere handeln: *Sandius* l. c. pag. 28 und 55. *Stanisl. Lubieniecii* Hist. reform. Polon. p. 228. *Paul Debrezenius* Hist. eccles. reformatae in Hungaria p. 147. *Mart. Schmeizel* de statu eccles. Lutheranae in Transylv. p. 55. Die Konfession der Unitarier in Siebenbürgen hat Le Bret im 4. Bd. seines Magaz. für Kirchengesch. S. 611. bekant gemacht; vgl. auch Walchs neueste Religionsgesch. 5. Th. No. 3. Siebenbürg. Quartalschr. v. J. 1797. S. 316. *Burian* Diss. hist. crit. de dupl. ingressu G. Blandrat. in Translyv. Albae Carol. 1806. 8. *Bock* hist. Antitrinit. T. I. P. I. p. 55. T. II. 470. *Bayle* Dictionn. Biogr. univ. T. IV. Schröckhs christl. Kirchengesch. 5 Bd. 529.

Blandusia, s. Bandusia.

BLANES, (20° 8′ L. 41° 42′ Br.) Villa in der span. Provinz Katalonien, Vegeria de Gerona, an der Mündung der Tordira, mit 3600 Einw., Kastell, Pfarrkirche, Kloster, kleinem Hafen, Gerbereien, Fischerei, etwas Handel †). (*Stein.*)

BLANGIS, 1) ein Marktfl. im Franz. Dep. Niederseine, Bez. Neufchatel an der Bresle mit 1 Kirche, 1 Hospitale, 285 Häus. und 1846 Einw., die 20 Gerbereien, 1 Seife- und Stärkefabrik unterhalten. Es wird hier ein gutes weißes und braunes Bier gebrauet, weshalb der Ort in der ganzen Umgegend bekant ist. 2) Marktfl. im franz. Dep. Calvados Bez. Pont l'Evêque mit 179 Häus. und 771 Einw. (*Hassel.*)

BLANKA ist der Name einer Italiänerin, deren Andenken uns eine Medaille erhalten hat, die leider keine genauern Andeutungen zur Bestimmung, wer gemeint sey, darbietet. Die bei Joachim im Münzkabinet Th. II. Taf. 31. abgebildete Denkmünze zeigt auf der Hauptseite den rechtssehenden Kopf eines Mädchens mit zierlich geschmücktem Haar, auf das ein Kranz gesetzt ist. Das Kostüm wie auf Münzen Philipp II. von Spanien; stehender Halskragen und dreifache Kette um die züchtig verhüllte Brust. Umher BLANKA. — Auf der Rückseite sieht man Amor mit verbundenen Augen, sinnig den Kopf auf den linken Arm gestützt, auf einem Felsen sizzen, der aus dem stürmisch bewegten Meere emporragt, das Winde von vier Seiten blasend noch anregen. Amors Köcher taucht aus dem Wasser, das außerdem ein Schiff trägt. Ringsum regnet es Hämmer auf den Armen los. Die Umschrift NIL SINE ME. Die sehr große, und wenn man die schlechte Allegorie abrechnet, nicht schlecht gearbeitete Medaille, schien die Nachfrage, wer diese Blanka sey, wol zu verdienen. Joachim wurde von gelehrten Freunden versichert, die hier vorgestellte Blanka sey Bianka Boromea, ein junges geistreiches Mädchen, die wie Achilles Statius, des Portugisen, lateinische Verse auf sie beweisen, an den Folgen eines übereilten Trunkes auf die Hitze 1557 starb, und zu Padua in der Kirche S. Benedetto Novelli begraben wurde. Joachim hat sie zu einer Gelehrten machen wollen, wie Laura Katharina Bassi, Piscopia Cornara, Bellizia Gozadina, Maria Gaetana Agnesi waren, und seinen ungenanten Gewährsleuten hat er arglos nacherzählt, sie habe mit vielem Beifalle zu Padua gelehrt und Fremde seyen ihrer Unterhaltung wegen dorthin gereist. Für alle diese letztern Nachrichten läßt sich nicht die geringste Bestätigung auftreiben; denn außer bei Scardeoni, den er selbst anführt, findet

†) Das in mehren geogr. W. B. aufgeführte Blanas ist wol mit diesem Blanes identisch. (*H.*)

Digitized by Google

man von ihr nicht die geringste Notiz *). Auch die sonderbare Rückseite scheint auf Bianka Boromea, so wenig man von ihr weiß, nicht zu passen. Vorausgesetzt also, daß nicht eine grillenhafte Verherrlichung eines durchaus persönlichen Verhältnisses zweier etwa fürstlichen Liebenden hier uns erhalten sey, so wäre unter allen Blanken, auf welche man rathen möchte, wol keine der Ehre einer Medaille so werth gewesen, als Bianka de Rossi, die Gemahlin Gianbattista's della Porta, deren Andenken in Padua, wie Scardeoni erzählt **), von den Schriftstellern seiner Zeit vor allen gepriesen und gefeiert wurde, vielleicht um eine Tugend in ihrem Beispiele zu verherrlichen, die damals der Empfehlung bedurfte. Ihre Großthat fällt in jene heroischen unglücklichen Zeiten der Kriege zwischen den Ghibellinen und Welfen ***). Ezzelin, der bedeutendste unter den Ghibellinen in der Mark von Treviso, hatte Friedrich II. zum Zuge nach Italien vermocht (1236). Die Plünderung von Vicenza, und Zweifel über die Rechtmäßigkeit des Konstanzer Friedens waren die ersten Wirkungen, die dieser Zug auf die Welfen hervorbrachte; während auf der andern Seite der Kaiser einem schon übermächtigen Manne mistraute, bei dem Hinterlist wahrscheinlicher schien, als rechtliches Anschließen. Ezzelino hatte die Gemüther der Welfen so nur mehr erbittert, und vom Kaiser zwar zugestanden erhalten, daß er die Welfen niederhalte, doch nicht daß er sie vertilge. Die Statthalterschaft in der Mark von Treviso war folglich nur eine vorübergehende Übermacht, die er am besten zu nutzen glaubte, wenn er gegen die Mächtigen Schrecken anwende, bei den Niedern Verführung. So begann ein Kampf der Erbitterung (1237), der an atridische Zeiten erinnert. Die Versuche Ezzelino's, Padua wieder zu erobern, waren bis dahin vergeblich; die Einnahme von Bassano sollte jenes erleichtern und vorbereiten. Aber muthig vertheidigten sich die welfisch gesinnten Einwohner von ihren Frauen unterstützt, mit Feuerbränden, heißem Wasser, Steinen und Schleudern die Stürmenden abwehrend. Nur durch Verrath fiel Bassano und Gianbattista della Porta war unter den ersten, die umkamen. Blanka focht den Tod ihres Mannes zu rächen; gefangen wird sie vor Ezzelino gebracht, den ihre Schönheit zu wilder Lust entzündet. Seinen Zumuthungen, Schmeicheleien und Drohungen sucht sie sich durch einen Sturz aus dem Fenster zu entziehen. Kaum geheilt schändet er mit Gewalt die gebundene Frau in Gegenwart seiner Knechte. Ihren Schmerz zu betäuben, durch die Erneuerung eines größern, verlangt sie die Leiche ihres Gemahls zu sehen; man führt sie zu seinem Grabe. Mit lauten Klagen wirft sie sich auf seinen Körper und stößt rasch die Stütze weg, welche den die Gruft verdekkenden Stein hielt, um in Einem Grabe mit ihm vereint, durch raschen Tod die erlittene Schmach zu enden. Vielleicht wollte der witzige Stempelschneider durch die herabregnenden Hämmer, durch die das Meer aufregenden Winde die Leiden dieser Frau versinnlichen, und wählte außer dem idealen Kostüme für seine Heldin, in deren Lorbeerkranz er ein Vergißmeinnicht einflocht, die ihm so prägnant scheinende Inschrift, daß auch die äussersten irdischen Leiden nicht ohne des Gottes Einwirkung gedacht werden könnten. (*Hase.*)

BLANKENAU, 1) Pfarrdorf in dem Amte Großenlüder des Kreises Fulda, der Kurhess. Prov. Fulda; es hat 1 kath. Pfarrei, die vormals eine Propstei war, 1 Hospital, 55 Häus. und 415 Einw., die eine Pulvermühle unterhalten. (*Hassel.*) — 2) adeliges Gut im Eilauer Kr., Reg. Bez. von Königsberg, deren vormal. Besitzerin, die im J. 1802 verstorbene Gräfin von Finkenstein geb. v. Kayserlingk, 800 Thaler vom Ertrage des Gutes für 4 Stiftsfräulein bestimte. (*v. Baczko.*)

Blankenberg jetzt Blamont, s. oben Blamont: und Blankenberg im Schwarzburg., s. Blankenburg.

BLANKENBERGHE, Marktfl. in der niederländ. Prov. Westflandern, Bez. Brügge. Er liegt am teutschen Meere da, wo die Blankenbergher Vaerd, ein Nebenkanal des von Brügge nach Ostende führenden Hauptkanals, endet, hat 1 Kirche, 350 Häus. und 1980 Einw., auch einen kleinen Hafen, aus welchem die Einw. mit 70 größern und kleinern Barken eine starke Fischerei betreiben, und die ganze Umgegend mit frischen und eingesalzenen Fischen versehen; man fängt vorzüg. Rochen, Schollen, Platteisen, Butten, Barben, Kabeljaus, Störe, Krabben, Sardellen, Granaten. (*Hassel.*)

BLANKENBURG, 1) ein vormaliges teutsches dem Hause Braunschweig-Wolfenbüttel zuständiges Fürstenthum auf dem Harze. Es gehörte im Mittelalter mit der ganzen umliegenden Gegend zu dem Herzogth. Sachsen, und machte einen Theil des Hartingau aus, dessen Gaugrafen auf den Bergschlössern Blankenburg, Heimburg und Regenstein abwechselnd ihren Sitz und ihre Würde nach dem Vorgange der Herzoge schon früh erblich gemacht hatten. Sie erkanten indeß die Lehnsherrlichkeit der Herzoge von Sachsen an. Bei Heinrich des Löwen Fall blieben die Grafen von Blankenburg mit ihren Nebenlinien dem Herzoge treu und folgten vor wie nach der Fahne der Welfen. Bodo I., welcher um das J. 1062 lebte, ist der erste Graf von Blankenburg, der in den Annalen der Geschichte vorkomt; von ihm abwärts kennen wir die Reihe seiner Nachkommen, die sich in 3 Linien Blankenburg, Regenstein und Heimburg abtheilten; außer ihren Stammgütern besaßen sie einen Theil der Grafsch. Wernigerode, die Städte Elbingerode Osterwick und Debrenburg, den grauen Hof zu Quedlinburg, die Schirmvogtei über dieses Stift, die Erbvogtei über Huiseburg, die Stecklenburg, das Amt Schlanstedt, den Regenstein, verschiedene Güter zu Bernsdorf,

*) Das fingerfertige Plagium eines H. Heß in Woltmann's Journal für Gesch. u. Politik 1802. II, 307 ff. wird dadurch noch unverschämter, daß er diese, Joachim abgeborgte Erklärung mit einer Zuversicht hinerzählt, als ob er die ausreichendsten Nachrichten über dies wahrscheinlich sehr hübsche, aber hoffentlich nicht gelehrte Mädchen gehabt habe. Zuversichtlich wußte Papadopulo von der literarischen Berühmtheit dieser Bianka Boromea nichts; und Papadopulo war nicht der Mann, der einen scheinbar berühmten Namen ausließ, wenn er nur halbweg mit Padua in Verbindung gebracht werden konte. **) De antiquitate urbis Patavii. Basil. 1560. fol. p. 359. ***) Zwar hat sie Sismondi in seiner Gesch. der italiänischen Republiken Kap. XVII. unerwähnt gelassen und auch der genaue Verci in seiner Storia degli Eccelini vielleicht mit Absicht übergangen; doch beglaubigt sie außer dem Geiste der Zeit, noch der neueste Darsteller der Schicksale des Ezzelino, Graf Pompeo Litta in seinen Famiglie celebri Italiane fasc. II. dessen Angaben in Bezug auf das Jahr wir folgen.

Wedderſleben und Gleichen, die Ämter Oſchersleben, Weſterhauſen und Weſterburg, und mehre Dörfer und Zehntgerechtigkeiten im Halberſtädtſchen. Mehre dieſer Güter gingen in der Folge verloren, auch ſtarben nach und nach die 3 Blankenburger Linien aus. Mit Graf Johann Ernſt aus der Heimburgiſchen Linie verloſch 1599 der letzte Sproſſe, und H. Heinrich Julius von Braunſchweig zog das eröffnete Lehn ein. Mehre Regenſteinſche Güter relevirten von dem Hochſtifte Halberſtadt, und auch dieſe wendete er als Biſchof von Halberſtadt in der Eigenſchaft als Afterlehn ſeinem Hauſe zu. Sein Sohn Friedrich Ulrich trat die Grafſchaft als Appanage an ſeinen Bruder H. Chriſtian ab, aber dieſer reſignirte bereits 1624. Im 30jährigen Kriege beſetzten ſie die kaiſerlichen Truppen, und Kaiſer Ferdinand II., der ſie als eine Eroberung anſah, räumte ſie ſeinem Feldherrn Max von Wallenſtein als Unterpfand für einen Vorſchuß von 50,000 Guld. ein. Dieſer überließ ſie 1629 dem Grafen von Merode, aber nach der Schlacht von Leipzig nahm ſie 1631 H. Chriſtian wieder in Beſitz, und vererbte ſie 1634 auf die Agnaten in Zelle, welche ſolche in dem Erbvertrage von 1635 an H. Wilhelm zu Harburg mit Vorbehalt des Rückfalls abtraten, nachdem der ſchwediſche Statthalter zu Halberſtadt, welcher ſelbige für die Krone Schweden behaupten wollte, mit einer Summe Geldes abgefunden war. Nach H. Wilhelms Tode 1642 belehnten die H. Friedrich zu Zelle und Auguſt zu Wolfenbüttel den Grafen von Tättenbach, der vom Erzherzoge Leopold, damaligem Biſchofe zu Halberſtadt, verſchiedene regenſteinſche Zubehörungen, als Weſterhauſen und Weſterburg zum Lehn erhalten hatte, auch mit den vom Hauſe Braunſchweig relevirenden Blankenburg-Regenſteinſchen Lehnsparzelen, und H. Auguſt nahm, nachdem das Haus Zelle 1651 auf ſeinen Antheil an der Grafſchaft renunzirt hatte, denſelben als Wolfenbüttelſcher Vaſallen an. Als jedoch 1671 der letzte Tättenbach zu Grätz auf dem Schafotte ſtarb, nahm H. Rudolph Auguſt die Grafſchaft Blankenburg als eröfnetes Lehn zurück, aber Kurbrandenburg ſetzte ſich als Biſchof von Halberſtadt in den Beſitz der Regenſteinſchen Pertinentien und erhielt ſich darin gegen die Anſprüche des Braunſchweigiſchen Hauſes und gegen die Erkentniſſe der Reichsgerichte. So kamen Weſterhauſen, Warſtedt, Thale, Wedderſleben, der Regenſtein und verſchiedene Zehnten und Forſten in die Hände des Hauſes Brandenburg, und Braunſchweig behielt blos das eigentl. Blankenburg. 1690 ſicherten die beiden Gebrüder auf dem Herzogſtuhle, Rudolph Auguſt und Anton Ulrich die Grafſchaft Blankenburg mit Zubehör ihrem Bruder Ludwig Rudolf unter der Bedingung zu, daß derſelbe erſt nach beider Herzoge Ableben die Regirung übernehmen ſollte. Dies geſchah am 24. Mai 1714, nachdem ſchon vorher Kaiſer Joſeph I. die Grafſchaft zu einem Fürſtenthume erhoben, und das Kurhaus Braunſchweig dem H. Ludwig Rudolf, um ihm ſogleich Sitz und Stimme im Reichsfürſtenrathe zu verſchaffen, die Stimme von Grubenhagen einſtweilen übertragen hatte. Von 1714—1731 blieb hierauf Blankenburg von Braunſchweig getrent, wurde jedoch im letztern Jahre, als Ludwig Rudolf Wolfenbüttel erbte, auf immer mit dem Herzogthume verbunden, das auch 1803 für daſſelbe eine eigne Stimme im Reichsfürſtenrathe erhielt *). Das Fürſtenthum, welches an und auf dem Harze liegt, hatte 1800 auf 6°° Q. Meil. 11,614 Einw. in 2770 Haushaltungen und 1865 Feuerſtellen; es enthielt 2 Städte, 3 Marktfl. und 15 Dörfer und Hüttenörter mit 1 fürſtl. Gute, 2 Vorwerken, 5 Edelhöfen, 3 Schriftſaſſen und Freihöfen, 1 Kloſter, 16 Kirchen, 15 Pfarreien, 9 Witwenhäuſern, 1 lateiniſchen Schule, 3 Bürger- und 18 Landſchulen, 3 milden Stiftungen, 50 Ackerhöfen, 88 Halbſpannerhöfen, 50 Kärnerhöfen, 590 Kothöfen, 154 Brinkſitzerſtellen, 34 Krügen und 583 Handwerkern. Die Oberfläche beſtand aus 144,500 Braunſchw. Morgen, wovon 26,600 auf das Ackerland, 7551 auf die Wieſen und 100,610 auf die Waldungen, die ſeinen Reichthum ausmachten, kamen; das Holz wurde auf 5 großen Sägemühlen; das Eiſen auf 4 Hochofen, 3 Eiſen- und Schlackenpochwerken, 3 Zain- und 7 Friſchhämmern verarbeitet, auch waren 1 Sägeſchmiede, 1 Pulvermühle, 1 Marmormühle, 32 Mahl-, Öl-, Loh- und Grützemühlen mit 42 Gängen, 5 Ölmühlen, 3 Lohmühlen und 1 Papiermühle vorhanden. Das Land beſaß ſeine eigne Landſchaft, ſeine Dikaſterien, ſeine Kammer und ſeine Untergerichte; es warf 1805 mit Walkenried 112,457 Gulden ab, wozu die Grundſteuer mit 1800, die Domänen mit 38,326, die Forſten mit 34,500, die Regalien mit 23,331, die Berg- und Hüttenwerke mit 10,000, die Stempelgefälle mit 4500 Guld. beitrugen. Als nach dem weſtfäliſchen Zwiſchenreiche Braunſchweig und Blankenburg zu ihrer rechtmäßigen Dynaſtie zurückkehrten, hielt man es für zweckmäßig, die alte Verfaſſung des Fürſtentbums Blankenburg nicht wieder herzuſtellen, ſondern es wurde in Hinſicht der Verwaltung und der landſchaftlichen Verhältniſſe völlig dem Hauptſtate einverleibt, und macht jetzt mit Walkenried einen beſondern in 3 Kreisgerichte getheilten Diſtrikt aus. — 2) Diſtrikt des Herzogthums Braunſchweig, welcher die alte Grafſchaft Blankenburg und das Stift Walkenried umfaßt, und 1812 auf 8°° Q. Meil. 16,308 meiſtens lutheriſche Bewohner zählte, jetzt aber deren über 18,500 hat. Es iſt ein wahres Gebirgsland, das im N. nur einen offenen Vorſprung hat, ſonſt aber blos aus Gebirgen und Waldungen beſteht, von der Bude, Zarge, u. m. Harzbächen bewäſſert wird, und vorzügl. Eiſen, Bau- und Brennholz und Marmor produzirt, doch auch ſchöne Weiden beſitzt, und eine nicht unbedeutende Viehzucht unterhält; auch haben ſich Ackerbau und Obſtkultur in den neuern Zeiten außerordentlich gehoben, und auf dem offenen Vorſprunge ſieht man alle ſonſt nackten Hügel mit Obſtbäumen bepflanzt. Die Induſtrie dreht ſich hauptſächlich um die Veredelung des Eiſens, das in großer Quantität und von der beſten Qualität erzeugt wird; 1812 belief ſich die Eiſenproduktion an Gußeiſen auf 38,116, an Stab- und Stangeneiſen 21,759, an Formeiſen 10,350, an Zaineiſen 7291, überhaupt 77,516 Ztnr. Die übrigen Ausfuhrartikel beſtehen in Butter, Käſe, Rüböl, Balken, Brettern, Brennholz, Marmor-

*) J. C. Stübner's Denkwürdigkeiten des Fürſt. Blankenburg-Wernigerode 1788. 1790. 2 Th. 8., und L. D. v. Liebhaber vom Fürſt. Blankenburg und deſſen Staatsverfaſſung. Wernigerode 1790. 8.

Digitized by Google

und Marmorwaren, Vitriol (1800—2000 Zntr.), Kobalt, kleine Holz- und Eisenwaren. Der Distrikt steht unter 1 Oberhauptmann und zerfällt in 3 Kreisgerichte: Blankenburg, Hasselfelde und Walkenried. — 3) Kreisgericht in dem vorbenanten Distrikte des Herz. Braunschweig: es macht den nördlichen Theil des vormaligen Fürstenthums Blankenburg aus, und enthält auf 3°° Q. Meil. 7747 Einwohn. 1 Stadt, 1 Vorstadt, 1 Marktfl. 7 Dörfer, 5 Weiler und Hüttendörter, 8 einzele Höfe und 1158 Häuser. — 4) die Hauptstadt des Distrikts und Kreisgerichts Blankenburg. Sie liegt unter 51° 47′ L. und 28° 37′ Br. am Blankenburger Bache und hart am Fuße des 1038 Fuß hohen Blankensteins, auf dessen Gipfel sich das Schloß erhebt; und besteht aus 3 Theilen: a) dem herzogl. Schlosse, ein geräumiges Viereck auf dem vordern Gipfel des Bergs, welches sich weniger durch edle und einfache Architektur, als durch seine herrliche Lage auszeichnet, auch noch immer möblirt ist und erhalten wird. Die in demselben befindliche Kirche ist jetzt außer Gebrauche. Hinter dem Schlosse zieht sich der große Thiergarten, der jedoch zu diesem Zwecke nicht mehr benutzt wird, hin, in demselben steht die Luisenburg mit ihrer prächtigen Aussicht, und am Fuße des Berges ein landesherrliches Sommerhaus. Merkwürdig ist auch der 34 Lachter tief in den Felsen gehauene Brunnen; b) die eigentliche Stadt, mit einer Mauer und 3 Thoren umgeben, nichts weniger als schön, mit abschüssigen, doch gepflasterten Straßen, dem Rathhause, den beiden Kirchen, dem Amthause und den beiden Eisenfaktoreien. Die Stadt wird durch 150 Laternen nothdürftig erleuchtet; c) die Vorstadt mit dem Waldhofe, dem Georgenhospitale und der Promenade, dem Thie. In diesen 3 Theilen stehen 371 Häus. mit 3000, 1812 mit 2768 Einw., worunter 11 Kaufleute und 168 sonstige Gewerbtreibende waren. Die Stadt ist der Sitz einer Generalsuperintendentur; sie hat 1 Gymnasium mit 5 Lehrern, 1 Industrie- und 1 Mädchenschule, auch 1 Betsaal für die wenigen Reformirten. Die Nahrung fließt aus bürgerlichen Gewerben, aus Ackerbau und Handel: zwar hat Blankenburg seine Regirung und Landesbehörden verloren, aber es hat seitdem einen neuen Erwerbszweig, den Schmuggelhandel mit dem Preußischen erhalten, der es blühend macht und es herrscht in dem Orte ein Leben und eine Thätigkeit, die es vorher nie kante. Die Brauerei ist nicht unwichtig; sie hält 2 Jahrmärkte, und besitzt 6 Mahl-, 3 Öl-, 1 Loh- und 1 Sägemühle, auch 1 Ziegelei, und ist die Niederlage des Blankenburger Marmors. Dicht unter der Stadt erhebt sich die Teufelsmauer, eine auf dem Rücken des Heidelbergs in grotesken Gestalten fast ununterbrochen fortlaufende Kette von wildgeordneten Sandsteinklippen; sie streicht von N. W. nach S. O. und verliert sich erst in Anhalt, wo sie hin und wieder nach langen Unterbrechungen zum Vorschein kömt; ihre Lager sind an verschiedene Stellen durch Quarz mit einander verbunden, an andern in ungeheuern Massen herabgestürzt. Im Heidelberge selbst liegt ein Steinkohlenflötz, auf der Teufelsmauer stand im Mittelalter die alte Veste Kukusburg ohnweit Helsungen **) (*Hassel.*)

**) S. meine und K. Bege geogr. stat. Beschr. der Fürst. Wolfenbüttel und Blankenburg T. II. S. 417 u. f.

Blankenburg, 1) St. (vormals Blankenberg), eine kleine an der Schwarza gelegene zum Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt gehörige Stadt, 2 Stunden von Rudolstadt und Saalfeld entfernt. Seit dem 16. Jahrh. ist die Zahl der Häus. von 60 auf 201 gestiegen, in denen an 1000 Menschen wohnen. Sie wurde schon im 14. Jahrh. eine Stadt genant, und ihre Statuten (v. 1594) hat Walch herausgegeben *). Im 13. Jahrh. hatte sie schon ein Kupfer- und Silberbergwerk, welches gegen das Ende des 17. Jahrh. besonders sehr ergiebig war; auch wurde schöner Kobalt daselbst gewonnen. Selbst Weinbau, der noch bis jetzt nicht ganz mislingt, wurde ehedem daselbst stark und vortheilhaft betrieben. Im 14. Jahrh. hatte dieses Städtchen auch eine Münze. — 2) B. Ein mitternächtlich am vorgedachten Städtchen gelegenes, auf drei Seiten mit einem Buchenhain umgebenes, früher (im 12. Jahrh.) Greifenstein genantes Bergschloß (oder eigentlich, wenigstens im 14. Jahrh. zwei Schlösser), deren schöne Ruinen im J. 1800 ihre beste Zierde, ihren Thurm, durch Einsturz bei einem großen Sturm verloren, war ehedem **) der Sitz einer Hauptlinie der Grafen von Schwarzburg, und die Wiege des 1349 zum t. Kaiser erkornen Gr. Günther XXI. aus diesem Hause. Dieses Schloß hatte einen bedeutenden Umfang, und war noch zu Anfang des 15. Jahrh. von den Grafen von Schwarzb. selbst bewohnt, fiel aber zu Ende des 30jährigen Kriegs mit andern thüringischen Bergschlössern in seine Trümmer ***). — 3) B. Ein fürstl. schwarzburg-rudolstädtisches, dem Amt Rudolstadt einverleibtes Amt, welches außer dem Städtchen B. 21 Dörfer enthält, worunter jedoch nur 2 Pfarrdörfer sind †). (*v. Hellbach.*)

BLANKENBURG, adelige, gegenwärtig noch in Pommern und dem Netzdistrikt blühende Familie. Leuckfeld will das alte, mehr bei Halberstadt gelegene, bereits im 11. Jahrh. zerstörte Schloß Lütken-Blankenburg für ihr Stammhaus halten; mit besserm Rechte mag Blankenburg, in der Uckermark, in der neuern Zeit ein Amt des Joachimsthalschen Gymnasiums, als solches gelten. Johann von B., Ritter, ist einer der Zeugen in dem Privilegium, welches die Markgrafen Otto und Konrad 1292 der Stadt Prenzlau ausgestellet. Heine von B. wird in Karls IV. Landbuch, als Inhaber von Blankenburg aufgeführt (1375). Georg auf Goldbeck (wahrscheinlich das königliche Amt in dem Wittstocker Kreise der Priegnitz), Lübbenow, zwischen Strasburg und Prenzlau in der Uckermark, Wolfshagen und Prillwitz, welches letztere in neueren Zeiten ein Mecklenburg-Strelitzisches Kabinetsgut geworden, kurbrandenburgischer Hofmeister, Marschall, geheimer Kammerrath und Hauptmann zu Wittstock, starb den 4. Jun. 1597, ein anderer, Georg, der letzte Mann dieser Linie, um die Mitte des 17. Jahrh.; seine wichtigen Lehengüter, Schloß und Rittersitz Wolfshagen, der Flecken Fürstenwerder,

*) In den Beitr. zum t. Rechte V. S. 73—116. **) Von der 2. Hälfte des 13. bis zur 2. Hälfte des 16. Jahrh. ***) L. Fr. Hessens Geschichte des Schlosses Blankenburg. Rudolst. 1820. gr. F. mit K. †) L. Fr. Hessens kurzgefaßte Landesbeschr. der schwarzb. rudolst. Oberherrsch. in dem schwarzb. Stadt- und Land-Kalender von d. J. 1801 und 2.

Digitized by Google

die Dörfer Hildebrandshagen, Hetzdorf und Schleykow, in der Uckermark, ingleichen Mildenitz, samt Zugehör, in dem mecklenburgischen Amt Stargard, wurden, als vermannte Lehen, den Grafen von Schwerin zu Theil. — In Pommern waren die B. bereits zu Ende des 12. Jahrh. ansässig; sie haben dort einen nicht unbedeutenden, meist zusammenhangenden Landstrich, den südwestlichen Theil des Fürstenthums Camin, namentlich die Güter Karkow, Leppin, Moizelin, Moizelwitz, Moltow, Petershagen, Plauentin, Groß- und Klein-Poblotz, Ramelow, Rogzow, Stoltenberg, Vorbeck, Wartekow und Zürkow, dann in der anstoßenden Neumark das Gut Schlenzig, an sich gebracht, wovon jedoch manches schon wieder, gleichwie in frühern Zeiten der Antheil an der Stadt Plate, veräußert worden. — Der polnischen Linie Ahnherr scheint Heinrich von B., auf Ramelow und Wartekow, geworden zu seyn. Er erwarb, in dem heutigen Netzdistrikt, das im J. 1565 von denen von Wedel angelegte Städtchen Märkisch-Friedland, samt der dazu gehörigen bedeutenden Herrschaft, wie auch die nahe gelegenen Fuhlbeckschen Güter. Letztere wurden in der neuesten Zeit veräußert, dagegen aber das Gut Segefeld angekauft. — Zu welcher Linie Albin von B. gehörte, welcher 1561 ein Buch, wider den Geiz- und Wucherteufel geschrieben, können wir nicht sagen.

Die von B. führen im blauen Felde Kopf und Hals eines silbernen Widders, auf dem Helm einen silbernen Pelikan, welcher seine Jungen mit seinem Blute füttert. (*v. Stramberg.*)

BLANKENBURG, Christian Friedrich von, wurde am 24. Januar 1744 bei Kolberg in Pommern aus einem bekanten Adelsgeschlecht [1]) geboren. Seines Vaters Mutter war die Schwester der Mutter des berühmten Dichters Kleist, der als Held und Freund der Wissenschaften sein Muster wurde, obgleich unglückliche Familienzwiste Schuld waren, daß Bl. erst ziemlich spät den Ruhm und die Verdienste seines Oheims kennen lernte [2]). Nach dem Tode seines Vaters wurde er seiner frühern Bestimmung für die Wissenschaften untreu und ging im Mai 1759 zum preuß. Heer, worauf er unter dem Krokowschen Dragonerregiment mehren blutigen Schlachten des siebenjährigen Kriegs (muthmaßlich denen bei Kunersdorf und Liegnitz) beiwohnte, auch Adjutant desselben wurde. Er war Soldat aus voller Neigung der Sele und genoß der allgemeinen Achtung seiner Kriegsgefährten, so daß während seines spätern Privatlebens fast jeder preußische Offizier, der nach Leipzig kam, ihn aufsuchte. Auch die militärischen Wissenschaften trieb er mit Eifer und hat an mehren Orten, besonders in seinen Anmerkungen zu Mauvillon's Geschichte der preuß. Armee (Leipzig 1795) Beweise seiner Kentniße in diesem Fach gegeben. Ehe er jedoch die höhern militärischen Stufen ersteigen konte, mußte er im Jahr 1777 den Dienst verlassen. Beschwerden des Kriegs, Wunden, körperliche und geistige Anstrengung (er widmete jede Stunde, die ihm von Dienstgeschäften frei blieb, aufs Emsigste den Wissenschaften), hatten seine Gesundheit dergestalt zerrüttet, daß sein Leben auf dem Spiele stand. Er hatte schon mehrmals einen Blutsturz überstanden, litt an gefährlichen Lungengeschwüren und sah in jedem Frühjahr, bei den angestrengten Übungen der preußischen Reiterei, sein Übel sich verschlimmern und die wohlthätigen Wirkungen der Winterruhe verloren gehen. Da er als ein sehr brauchbarer Offizier betrachtet wurde, und überdies der Ausbruch des baierschen Erbfolgekriegs nahe war, so erhielt er nur nach vielen Bemühungen, auf das Zeugniß der Ärzte, seinen Abschied als Hauptmann. Indessen besorgte er immer noch, bei längerm Aufenthalt in den preußischen Landen von neuem in die kriegerische Laufbahn gezogen zu werden. Im siebenjährigen Kriege, während er bei der Armee des Prinzen Heinrich stand, hatte er Sachsen genau kennen gelernt. Leipzig, wo er würdige Freunde zählte, erschien ihm als der schicklichste Ort, um in unabhängiger Muße sich selbst und den Wissenschaften zu leben. Er traf in der Ostermesse 1778 von Bunzlau, wo er zuletzt als Premierlieutenant in Garnison gestanden hatte, bei seinem Freunde Weiße ein, schlug seine Wohnung in dessen Nähe, in einem angenehmen Garten der Vorstadt auf, fand überall die freundschaftlichste Aufnahme und fühlte sich leicht in dem neuen Kreise einheimisch. Seine anfangs sehr mislichen Gesundheitsumstände, die einen frühen Tod befürchten ließen, verbesserten sich durch eine ruhige und gleichförmige Lebensweise so weit, daß er nicht nur mit neuem Eifer seine Studien fortsetzen, sondern auch den öftern Einladungen zu geselligen Festen folgen konte, wobei er sich jedoch nicht die kleinste Abweichung von der ihm durchaus nothwendigen strengen Diät gestattete. Zur Besänftigung seines hitzigen Blutes brauchte er als einziges Getränk Wasser mit Citronsaft vermischt; höchst selten genoß er, als Arznei, ein einzeles Glas Wein. Seine Talente und liebenswürdigen Eigenschaften machten ihn zum Freunde aller Leipziger Gelehrten; er unterhielt dabei einen ausgedehnten Briefwechsel und gewährte auch den Studirenden leicht Zutritt und belehrenden Umgang. Zu seinen vertrautesten Freunden gehörten Weiße, den er bei der Herausgabe der Biblioth. der schönen Wissenschaften unterstützte, und Zollikofer. Er war auch Mitglied der teutschen Gesellschaft zu Leipzig. Seine Bibliothek war ansehnlich; früher hatte er eine noch bedeutendere, die er auf 6000 Bände schätzte, durch eine Feuersbrunst in Schlesien verloren. Die letzten Sommer seines Lebens verlebte er sehr glücklich in dem Dorfe Connewitz unweit Leipzig, in der Nähe einiger geliebten Freunde. Eine Krankheit, deren erste Spuren sich bei einem freundschaftlichen Gastmahl zeigten, warf ihn im Frühjahr 1796 aufs Lager; er setzte anfangs noch seine Beschäftigungen fort; später als die allgemeine Geschwulst des Körpers auch die Brust und den Kopf einnahm, verfiel er in einen schlafähnlichen Zustand und verschied sanft in der Nacht vom 3. zum 4. Mai 1796. Der damals zu Leipzig studirende Erbprinz von Hessen-Darmstadt und viele der angesehensten Mitglieder der Universität, des Rathes und

1) S. Gauhen's Adelslexikon und Micrälius Chronik von Pommern, sechstes Buch und den vorhergehenden Artik.
2) Nicht lange vor der Schlacht bei Kunersdorf trafen beide im Heer Friedrichs des zweiten zusammen, aber Kleist starb den Heldentod, ehe Blankenburg ihn hatte aufsuchen können.

Digitized by Google

der Kaufmannschaft, begleiteten seine Leiche. Blankenburg zeichnete sich als Mensch durch liebenswürdige gesellige Eigenschaften aus; ein richtiger nnd feiner Geschmack, ein philosophischer Scharfsinn, ein sehr glückliches Gedächtniß, reiche Erfahrung, Welt und Menschenkentniß, Offenheit und große Lebhaftigkeit der Rede, die seltene Gabe, sich Personen von ganz verschiedenen Fähigkeiten und Kentnissen, von jedem Alter und Stande mitzutheilen, machten ihn in den besten Familienkreisen willkommen. Von seiner Bescheidenheit zeigt ein in Streit's Verzeichniß der im Jahr 1774 in Schlesien lebenden Schriftsteller abgedruckter Brief [3]), worin er sich höchstens als einen wissenschaftlichen Dilettanten betrachtet wissen will. Sein Werth als Gelehrter war darum nicht minder ausgezeichnet, und seine Bekantschaft mit fast allen Fächern der Literatur so groß, daß es schwer begreiflich schien, wie er in einer langen und mit Eifer umfaßten militärischen Laufbahn dazu gelangt seyn konnte. Er war der alten und neuern Sprachen in hohem Grade mächtig, hatte die wichtigsten Schriften aller Zeitalter durchstudirt und wußte von jeder Wissenschaft, selbst wenn sie, wie z. B. die Kirchengeschichte und Patristik, ganz außer seinem Gebiet zu liegen schien, Rechenschaft zu geben. Das wichtigste Denkmal seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit sind seine literarischen Zusätze zu Sulzer's Wörterbuch der schönen Künste, die einen sehr reichhaltigen literarischen Apparat über alle Gegenstände im Gebiet der schönen Künste darbieten. Die Titel der Schriften sind häufig von Urtheilen begleitet; diese Urtheile hat Bl. nicht nachgeschrieben, sondern die Schriften, worunter manche seltene und wenig bekante, selbst gelesen und sie zum Theil mit vieler Mühe sich verschafft. Seine wichtigern Schriften sind übrigens: Versuch über den Roman. Leipzig und Liegnitz 1774. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) Er trat damit wol etwas zu früh, ehe noch die Teutschen hinlängliche Muster in dieser Gattung hatten, hervor und versuchte die Theorie des Romans vornehmlich aus Wieland's Agathon und Fielding's Romanen abzuleiten. Das Werk zerfällt in zwei Haupttheile, überschrieben: Von dem Anziehenden einiger Gegenstände S. 1—244. und: Von der Anordnung und Ausbildung der Theile und dem Ganzen eines Romans. S. 245—528. In einer kurzen Einleitung versucht der Vf. den Unterschied zwischen dem Roman und dem epischen Gedicht festzustellen. Das Wesen der eigentlichen Romantik blieb ihm fremd; sein oft überschätztes Werk hat weder den Gegenstand erschöpft, noch genügt es den jetzigen Foderungen der Ästhetik, doch behält es auch jetzt noch seinen relativen Werth. Weniger gilt dies von B's erstem und einzigem Versuch im romantischen Fach, den er unter dem Titel: Beiträge zur Geschichte des teutschen Reichs und teutscher Sitten. Ein Roman. Erster Theil. Liegnitz 1775. 8. (1 Thlr.) erscheinen ließ. Man fand diesen Roman zu steif nach dem theoretischen Leisten geformt, auch ermüdend breit, und nahm ihn so kalt auf, daß der Vf. die Fortsetzung zurückbehielt [4]).

Aus dem Englischen übersetzte Blankenburg: Gilbert Stuart's Abriß des gesellschaftlichen Zustandes in Europa, mit Anmerk. Leipzig 1779. 8. Wilh. Alexander's Geschichte des weiblichen Geschlechts, mit Anmerk. Leipzig 1780. 2 Bände 8. Samuel Johnson's biographische und kritische Nachrichten von einigen englischen Dichtern, mit Anmerk. Altenburg 1781—83. 2 Thl. 8. J. Gillies Geschichte von Alt-Griechenland und dessen Pflanzstädten und Eroberungen. Leipzig 1787. 2 Th. 8. Er gab heraus: J. G. Sulzer's vermischte Schriften (der philosoph. Schriften 2r Theil). Leipzig 1781. gr. 8. und G. J. Zollikofer's Predigten. Leipzig 1788. 89. 7 Bände gr. 8., besonders aber J. G. Sulzer's allgemeine Theorie der schönen Künste mit Zusätzen vermehrt. Leipzig 1786. 87. 4 Theile. gr. 8. Neue verm. A. das. 1792—94. 4 Theile. gr. 8. (7 Thlr. 20 Gr.) Die bereits oben charakterisirten Zusätze wurden auch unter B's Namen (die andern erwähnten Schriften und Übersetzungen erschienen anonym), besonders abgedruckt. Leipzig 1796—98. 3 Bände gr. 8. (5 Thlr.) Noch lieferte B. einige andere Schriften und Beiträge zu Zeitschriften (Adelung's Magazin für die teutsche Sprache. Archenholz's Literatur und Völkerkunde), insbesond. Recensionen englischer und ital. Schriften zur neuen Leipziger gelehrt. Zeitung, zur neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und zur allgemeinen teutschen Bibliothek, vor deren 90sten Bande (1789) auch sein Bildniß steht [5]). (*Rese.*)

BLANKENESE, ein von Schiffern, Lootsen und Fischern bewohntes Dorf in der Herrschaft Pinneberg in Holstein, 1 Meile von Hamburg, auf dem hohen Elbufer (53° 44′ nördl. Breite, und 43° 8′ d. Länge), mit 1705 Feuerstellen und gegen 3000 Menschen. Es ist hier eine Fähre über die Elbe. Das Dorf brante 1814 ganz ab. Neben demselben liegt der Süllenberg, auf welchem Bischof Adalbert von Hamburg 1061 eine Festung bauen ließ, zum Schutze eines zu stiftenden Klosters zu dienen. (*Dörfer.*)

BLANKENHAYN, ein Amt des Fürstenthums Weimar, das aus 2 Städten (Blankenhayn und Magdala), dem Antheile an einer dritten Stadt (Kranichfeld), 23 Amts- und 3 Gerichtsdörfern mit etwa 4000 Einw. besteht. Die Stadt Blankenhayn, 2 M. südwärts von Weimar, war ehemals der Hauptort einer Herrschaft.

3) Theilweise wieder abgedr. in Jördens Lexikon Bd. I. S. 88. 4) Die Beurtheilung in der allg. teutschen Bibliothek Bd. 26. Stück 2. S. 507 ist jedoch keineswegs ganz ungünstig.

5) Eine vollständige Biographie des verdienten Mannes fehlt; die genügendsten, hier vornehmlich benutzten Nachr. von seinem Leben enthält Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1796. Bd. 2. S. 383—399. (mit drei Briefen von Bl. an Gleim. Die chronologischen Data über B's Jugend wollen nicht recht zusammenstimmen; Bl. scheint sich geirrt zu haben, wenn er in dem ersten Briefe andeutet, daß er im Mai 1759 in seinem 17. Lebensjahre gewesen sey). Ein nicht vollständiges Verzeichniß von B's Schriften liefert Meusel's Lexikon der vom J. 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, Band 1. S. 418—430. (Es fehlt hier u. a. die Schrift: Charakter und Lebensgeschichte des preuß. Generals von Seydlitz. Leipzig 1797. 8.). Doch macht dieses Verzeichniß das in Ec's Leipziger gel. Tagebuch auf 1796. befindliche entbehrlich. Vergl. Streit's Verzeichn. am angef. Orte. Neue Bibliothek der schön. Wissensch. Band 59. Stück 2. S. 304—311. Jördens Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten, Bd. 1. S. 87—91. Band 5. S. 743. (Nachträge). Ch. Felix Weissens Selbstbiographie. Lpz. 1807. S. 143—147.

Digitized by Google

Die Schwester des letzten Herrn derselben, die an den Grafen Heinrich VII. von Gleichen vermählt war, erwarb ihren Söhnen das Recht, die zu der Herrschaft Blankenhayn gehörenden Güter (1416) in Besitz zu nehmen. Sie mußten (1420) den Erzbischof von Mainz als ihren Lehnsherrn anerkennen; dieser verwandelte, durch ihre Bitten bewogen, die Herrschaft in ein Weiberlehn. So entstand die Blankenhaynsche Linie der Grafen von Gleichen *). Diese Linie endigte sich (1627) mit dem Grafen Walrab, der, als schlechter Wirthschafter seine Besitzungen verschleudernd, drei Theile der Herrschaft Blankenhayn an die Herren von Mandelsloh verkauft hatte. Der übrige vierte Theil kam nach seinem Tode an den letzten Grafen von Gleichen, Hans Ludwig. Als dieser vier Jahre hernach (1631) die Reihe aller Grafen von Gleichen beschloß, verlieh der Kurfürst von Mainz, der, auf die Weiberlehnschaft keine Rücksicht nehmend, seine Lehnsherrnrechte geltend machte, dem Grafen (nachmaligen Fürsten) von Hatzfeld das Recht, die Güter der Herrschaft Blankenhayn einzulösen. Nach dem Aussterben derselben fiel die Herrschaft Blankenhayn und die mit ihr verbundene Herrschaft Niederkranichfeld, dem Kurfürsten von Mainz wieder zu **). Mit dem Gebiete der Stadt Erfurt ward sie (1802), durch die regensburger Reichstagsdeputation, dem Könige von Preußen zugesprochen. Der Friedensschluß von Tilsit (1807) versetzte sie unter die französische Herrschaft. Nach der Entfernung derselben wieder unter die Hoheit des Königs von Preußen zurückgekehrt, ward sie (1815) von demselben an den Großherzog von Weimar abgetreten. (*Galletti.*)

BLANKENHEIM, ein Städtchen mit altem Schloß am linken Ufer der Aar, in der Eifel, wo, vor der französischen Besitznahme des Landes, die Grafen von Blankenheim, Manderscheid und Gerolstein residirten. Der Ort gehörte hierauf zum Saardepartement und war ein Kantonsort; jetzt aber gehört er zum königlichen preuß. Reg.-Bez. von Aachen, Kreis Gemünd. Die Seelenzahl betrug in der letztern Zeit 460. (*Wyttenbach.*)

BLANKENSEE. Ein Adelsgeschlecht in der Mark Brandenburg und Pommern, welches dem preußischen Heer mehre höhere Befehlshaber gegeben hat. Peter von Blankensee focht unter der Regirung Friedrichs I. in Ungern, Brabant und am Rhein, und starb 1734 als Generallieutenant der Kavallerie und Gouverneur der Festung Kolberg. Wolf Christoph von Blankensee, Generalmajor des Fußvolks, wurde in der Schlacht bei Soor am 30. Sept. 1745 mit seinem vierten Sohn, der ihm als Adjukant diente, durch eben dieselbe Kugel tödtlich getroffen. Sein zweiter Sohn, Christian Friedrich, war im zweiten schlesischen Kriege Flügeladjutant des Königs, stieg schnell bis zum Generalmajor der Kavallerie und hatte in der Schlacht bei Prag, am 6. Mai 1757, das Schicksal seines Vaters. Ein dritter Generalmajor dieses Namens, Bernd Sigismund, erhielt am Ende des Jahres 1756 die bei Pirna gefangene sächsische Garde, um sie zu Magdeburg in ein preußisches Regiment umzuschaffen; er starb aber daselbst schon am 8. Febr. 1757 †). (*Rese.*)

*) Sagiller's Historie der Grafschaft Gleichen, B. II., Kap. 1, 2. **) Sagiller, Bd. III., K. 9.

†) S. Pauli's Leben großer Helden, 8r Theil, S. 106—150. (König's) biograph. Lexikon der preuß. Helden und Militärpersonen 1r Bd, S. 140—146.

BLANKENSTEIN. Die Ruinen dieser einst stattlichen Burg findet man bei dem großherzoglich-hessischen Flecken Glodenbach, etwa 3 Stunden von Marburg. Die Zerstörung derselben, theils durch die Gewalt der Zeit, theils auf landesherrlichen Befehl und theils durch die Bewohner der umliegenden Gegend, welche die brauchbarsten Steine herausbrachen und wegführten, ist leider! schon so weit gediehen, daß man nichts mehr von ihrer ehemaligen Bauart und ihrem Umfange erforschen kann, und wenn nicht Dilich in seiner hessischen Chronik und Merian in seiner Topographie von Hessen, uns Abbildungen davon geliefert hätten, so wüßten wir gar nichts von ihrer ehemaligen Gestalt. Diese, noch vor der Einäscherung Blankensteins im 30jährigen Kriege erschienenen Abbildungen lassen uns auf eine nicht üble Bauart derselben schließen. Das Hauptgebäude erhob sich mit seinen, nicht ohne Geschmack angebrachten Eckthürmchen mitten auf dem Gipfel des Berges, und das Eingangsthor sprang weit hervor. Die Nebengebäude, wovon eines einer Kapelle gleicht, lagen tiefer, und theils zwischen Bäumen versteckt, womit der Berg oben umgeben war. Von jenem Eingangsthor sieht man noch die Spur, so wie auch die Vertiefung des Wallgrabens noch zu erkennen ist.

Der Blick von den Ruinen umher trägt in eine reizende, wiewol eben nicht durch große Mannigfaltigkeit ausgezeichnete Landschaft. Man sieht nur drei Ortschaften, worunter sich Glodenbach am besten ausnimmt; den Blick in weite Ferne verhindern die umgebenden Gebirge. Eine alte Volkssage läßt Blankenstein in sehr frühen Zeiten mit den noch vorhandenen Burgen Greifenstein und Dringenstein zugleich erbaut werden. „Drei Brüder — so lautet die Sage — erbauten zu gleicher Zeit jeder ein Schloß, und jeder wetteiferte, das seinige recht prächtig aufzuführen. Der erste Bruder — den Familiennamen verschweigt die Sage — war wegen seiner edlen Denkart in der ganzen Gegend umher beliebt. Man war ihm daher bei seiner Arbeit behilflich, und seine Burg stand bald als ein prächtiges Gebäude da, das wegen seiner blendenden Weiße und strahlenden Fenster den Namen Blankenstein erhielt, welchen hernach die Besitzer davon annahmen. Der zweite Bruder, ein wilder, gewaltthätiger Mann, bat nicht, sondern ergrif, wen er fassen konte, und zwang ihn zur Hilfe bei seinem Bau. Darum nante man seine Burg Greifenstein. Der dritte Bruder, dem vorigen ähnlich an Gesinnung, nöthigte und drang einen jeden, ihm bei dem Bau seines Schlosses beförderlich zu seyn, weshalb seine Burg Dringenstein genant wurde." Wahrscheinlich entspann sich diese Sage aus den schon vorhandenen Namen der Burgen, wie so manches uralte Philosophem, das man jetzt für unläugbares Faktum hält, blos der Bemühung, sich einen Namen zu erklären, seinen Ursprung verdankt.

An historischen Nachrichten von Blankensteins Erbauung fehlt es ganz, und seine frühern Schicksale sind in tiefes Dunkel gehüllt. Erst aus dem 13. Jahrh. blicken einige dürftige Nachrichten hervor. Vielleicht ward

es um die nämliche Zeit erbaut, worin Weißenstein und Hohelinden erbaut worden sind. Vermuthlich waren seine Besitzer, der Zeitsitte gemäß, Geißeln und Peiniger ihrer Mitmenschen, und erfüllten die umliegende Gegend mit Mord und Raub. Leicht ist es möglich, daß auch sie, wie so manche andere adelige Familien jener Zeit, gegen die damaligen Landgrafen von Hessen sich auflehnten, und deshalb vertrieben wurden. Im J. 1247 ließ die heldenmüthige Landgräfin Sophie, die Tochter der heiligen Elisabeth, die Feste Blankenstein niederreißen [1]). Im J. 1278 komt ein Berthold von Blankenstein vor, der in das Kloster Reichenbach ging [2]). Ob dieser selbst der einst Vertriebene, oder nur ein Nachkomme seiner vertriebenen Vorfahren war, weiß man nicht genau; er muß sich aber durch ein besseres Betragen Sophiens Gunst wieder erworben haben, denn sie erlaubte ihm, sich ein neues Schloß, dem alten gegenüber, zu erbauen. Dies erhielt den Namen Neumburg, — bisweilen auch Nauburg und Naumberg genant; — es lag bei Erdhausen, einem zum Amte Blankenstein gehörigen Dorfe [3]), und noch jetzt erblickt man einige Rudera davon. Es scheint jedoch bald wieder zerfallen, und von keiner historischen Bedeutung gewesen zu seyn. Nachrichten darüber fehlen fast gänzlich.

Mit seinem Untergange erhob sich dagegen wieder eine neue Burg Blankenstein auf den Ruinen der vorigen. Sophie selbst ertheilte der Familie schon im J. 1255 die Erlaubniß dazu, und der vorhin erwähnte Berthold besaß oder bauete sie. Wie dieses neue Blankenstein aber schon im J. 1260 in die Hände der Familie von Rodheim und Rodenstein gerieth, bleibt ein Räthsel. Im J. 1255 wird Berthold, der sich im J. 1278 in das Kloster Reichenbach begab, noch als Inhaber des Schlosses aufgeführt, und im J. 1280 wird Ernst von Rodheim oder Rodeheim als Besitzer desselben genant, der es mit seinem Vetter Gottfried von Rodenstein und Segendan inne hatte, und beide trugen es in dem erwähnten Jahre dem Landgrafen von Hessen Heinrich I. zur Lehn auf [4]). Vielleicht war der mehrerwähnte Berthold von Blankenstein der letzte seines Hauses, und die von Rodheim und Rodenstein verbanden sich mit den Erbtöchtern der Blankensteinschen Familie, und erhielten durch diese Verbindung Blankenstein. So konte Berthold seinen Schwiegersöhnen zwar die Herrschaft über das Schloß abgetreten, sich aber noch eine Zeitlang bei ihnen aufgehalten haben, und erst im J. 1278 in das Kloster Reichenbach getreten seyn. Außer dem Ernst von Rodheim, scheint keiner der andern Besitzer Erben gehabt zu haben, denn in der Urkunde der Lehns-Übertragung von 1260 wird nur seiner und seiner Nachkommen erwähnt [5]).

Die nähere Veranlassung der Lehns-Übertragung soll folgende gewesen seyn: Jene Edelleute waren noch nicht lange im Besitz von Blankenstein gewesen, als Walther von Nordecken, Siegfried von Biedenfeld und deren Bundsgenossen sie mit Gewalt daraus vertrieben. Jene klagten darüber beim Landgrafen Heinrich I. von Hessen, und flehten ihn um Hilfe an. Heinrich gewährte ihnen ihre Bitte, schickte seine Leute vor Blankenstein, die das Schloß eroberten, die unrechtmäßigen Besitzer daraus verjagten, und es den rechtmäßigen wieder gaben. Diese, um ihre Dankbarkeit für diese Gerechtigkeitspflege zu bezeugen, trugen die Burg und den dazu gehörigen Bezirk, bisher ihr freies Eigenthum, unter dem 22. Mai 1260, Heinrichen zu Lehn auf. Sie verpflichteten sich zugleich, stets als treue Burgmänner ihm beizustehen, ihre Burg, wie Marburg, Grünberg und Alsfeld, für ihn offen stehen zu lassen, die Landstraßen sicher zu halten, und die um sie her wohnenden Unterthanen Heinrichs zu beschützen [6]). Ist dieser Vorgang wahr, so gehört er unter die seltenen Züge der Regenten damaliger Zeit; denn in ähnlichen Fällen misbrauchten diese immer solche Hilfsgesuche, und behielten für sich, was sie erobert hatten, statt es den Unterdrückten zurück zu geben.

Unter den unruhigen und widerspenstigen Edelleuten in Hessen, welche zwischen der Anerkennung L. Heinrichs I., als ihres rechtmäßigen Herrn, und zwischen der Anerkennung des Markgrafen von Meißen schwankten, waren auch die Bewohner des Schlosses Blankenstein. Gegen sie gebrauchte daher der Landgraf Gewalt. Unter den 18 Schlössern, die er im J. 1283 [7]) besetzte, und deren Bewohner er vertrieb, war auch die Feste Blankenstein. Die weiteren Schicksale dieser Burg und ihrer Besitzer sind nicht von Bedeutung. Aus dem Nachlasse des sogenanten Sterner-Bundes war im J. 1374 ein neuer Bund, der Bund der Gesellen der alten Manne genant, entstanden; dieser veranlaßte bei Wetzlar einen harten Kampf, worin die Anhänger des hessischen Fürsten besiegt, und mehre Ortschaften und Schlösser, unter welchen auch Blankenstein war, verwüstet wurden [8]). Als die adeligen Besitzer dieses Schlosses ausstarben, fiel es an die hessischen Fürsten zurück. Dies scheint im 15. Jahrh. geschehen zu seyn. Nach dieser Zeit ist es, seiner schönen und gesunden Lage wegen, ein Lustaufenthalt der hessischen Landgrafen geworden, und Landgr. Heinrichs III. Gemalin Anna hielt hier sogar zweimal (1471 und 1473) ihr Wochenbette. Bisweilen diente dieses Schloß auch zu einem Statsgefängnisse. So wurde im J. 1478 Erzbischof Ruprecht von Köln, ein geborner Pfalzgraf, seiner Würde entsetzt, und vom Landgrafen Heinrich III. hier zwei Jahre lang gefangen gehalten, wo er auch im J. 1480, nachdem er auf einer nahgelegenen Wiese auf sein Erzbisthum feierlich resignirt hatte, starb [9]). Auch Herzog Ulrich von Wirtemberg hielt sich, während seines Exils, hier eine Zeitlang verborgen [10]).

Die hohe und starke Mauer, welche Blankenstein

1) *Schmincke* Monim. hass. Th. II. S. 412. 2) Winkelmann's hess. Chronik. Th. II. Kap. 6. S. 229. 3) Fortsezung der Gerstenberg. thür. und hess. Chronik; in *Schmincke's* Monim. hass. Th. II. S. 412. *Kuchenbecker's* Analect. hass. Coll. VI. S. 254. 4) *Hertii* dissert. de feud. obl. in f. Opusc. Vol. I. part. 3. S. 572. Schmincke a. a. O. S. 434. 5) Hert. a. a. O.

6) Teuthorn's hess. Geschichte IV. Bd. S. 314. 7) So geben Dilich und Winkelmann das Jahr richtig an, der unzuverlässige Gerstenberger gibt das J. 1293 an. 8) Dilich a. a. O. S. 211. 9) Schmincke a. a. O. S. 548. 549. 551. 10) Winkelmanns hess. Chron. S. 229.

Digitized by Google

bisher umgeben hatte, wurde im J. 1646 größtentheils niedergeschossen, und nachher allmälig abgebrochen. Während der damals stattgefundenen Belagerung wurden auch die innern Gebäude und Stallungen durch Feuerkugeln angezündet und abgebrant. Schon seit der letzten Hälfte des 16. Jahrh. war Blankenstein den Beamten des Amtes Blankenstein zur Wohnung angewiesen worden, welche Bestimmung das Schloß bis zu seiner gänzlichen Zerstörung behalten hat. Im J. 1650 wurde daher, statt des im J. 1646 eingeäscherten Amthauses, wieder ein neues erbaut. Einer der letzten, auf diesem Schlosse gestandenen Amtmänner war der in den 80ger Jahren des vor. Jahrh. gestorbene Enkel Christian Klipstein, der von Blankenstein nach Gießen, und von da nach Darmstadt versetzt wurde, wo er als wirklicher Geheimer Rath und Kammerpräsident seine rühmliche Laufbahn beschloß. Sein nun auch verstorbener Sohn, der großherzogl.-hessische Geh. Rath Philipp Engel Klipstein[11]) als trefflicher Mineralog rühmlichst bekant. Als das Schloß Blankenstein so zu zerfallen anfing, daß eine starke Reparatur nöthig gewesen wäre, so ließ es der im J. 1790 gestorbene Landgraf von Darmstadt gänzlich niederreißen, und die brauchbaren Steine zu anderem Behufe verwenden. Dies geschah im J. 1770, und seit dieser Zeit wohnen die Beamten in dem nahgelegenen Flecken Gladenbach[11]). Das fortgesetzte Wegführen aller noch guten Steine wird bald jede Spur von Blankenstein verwischen, und für den Beschauer nichts mehr übrig bleiben, als ein ziemlich hoher Felsenberg, dürftig mit Moos und wildem Gebüsche bewachsen, und die der Zerstörung trotzenden Fundamente des Schlosses, — der natürliche Fels, worauf es gegründet wurde. Eine detaillirte Beschreibung dieses Schlosses, mit sorgfältig zusammengestellten und aus den Quellen geschöpften Nachrichten von den Schicksalen desselben hat der Vf. dieses Aufsatzes in dem Journale von und für Teutschland vom J. 1791. 9. St. S. 729—740 gegeben. In eben diesem Journale ist auch eine Abbildung von seinen Ruinen enthalten[12]). (*Justi.*)

BLANKHOF (Johann Teunist), einer der vorzüglichsten Maler von Seestücken, ward zu Alkmar 1628 geboren, erhielt zuerst den Unterricht bei zwei wenig bekanten Malern, ging aber dann zu Cäsar von Everdingen, auf dessen Rath er sich nach Rom begab, wo er, in die Schilder-Bent aufgenommen, den Namen Mant erhielt, unter welchem er am bekantesten ist. Sein unruhiger Geist ließ ihm an keinem Orte Rast; nicht allein, daß er dreimal von Holland nach Rom reiste, begab er sich endlich auf eine Flotte, die nach Candia schiffte; aber diese letzte Reise gab seiner Kunst die Vollendung. Hier beobachtete er die Bewegungen des Meers, zeichnete die Küsten und verschiedene Gegenden, die Bewegungen der Schiffe, die Ubungen der Matrosen, den Sturm; nichts ging seiner Aufmerksamkeit verloren. Alle diese Wirkungen der Natur erblickt man auch in seinen Gemälden, die von sehr schöner Färbung und ungemein harmonisch gehalten sind. Die fleißiger ausgeführten Werke dieses Meisters sind von geringerem Werthe, als seine kühn hingeworfenen. Am meisten werden seine italiänischen Seehäfen mit Kriegsschiffen vor denselben und seine Seeküste mit dem Zurückzug der Wogen zur Zeit der Ebbe ausgezeichnet. Er starb um 1670 *). (*Weise.*)

BLANQUEFORT, 1) Marktflecken auf einer Anhöhe an der Jalle im franz. Dep. Gironde, Bez. Bordeaux, mit 300 Häus., 1990 Einw. und gutem Weinbau. 2) Dorf an der Allemance im franz. Dep. Lot-Garonne, Bez. Villeneuve d'Agen, mit 1633 Einw. und 1 Eisenhammer, welcher besonders Ackergeräthe bearbeitet. (*Hassel.*)

Blanquet, s. Blanco.

BLANSAC, Stadt im franz. Dep. Charente, Bez. Angoulême, am Nay, mit 160 Häus. und 630 Einwohnern. (*Hassel.*)

BLANSINGEN, Pfarrdorf im großherzogl. Badischen Bezirksamte Lörrach, auf dem Abhange eines Berges, der zu einer Fortsetzung des Hochgebirges Blauen gehört, mit 365 Einw., ausgezeichnet durch guten Wein, schönen Marmor, und durch ein adeliges, mit einiger Unmittelbarkeit und höherer Gerichtsbarkeit begabtes Geschlecht, das von ihm den Namen führte, und in Urkunden des 12ten und 13ten Jahrhund. gefunden wird. (*Leger.*)

BLANSKO, ein Ollmützer Erzbischöfl. Mannlehngut, jetzt im Gräfl. Salmschen Besitz mit dem Markt gleiches Namens und einer Pfarre in Mähren, im Brünner Kreise, 3 Meilen nördlich von Brünn an der Zwittawa, mit noch 12 dazu gehörigen Ortschaften. Der Markt zählt 225 Häuser und 980 Einwohner. — Die Eisen-Fabrikation macht hier ein wichtiges, ja das Hauptgewerbe aus, bei welcher gegen 400 Menschen unmittelbare Arbeit und Nahrung finden. Sie umfaßt einen eigenen Bergbau, 2 Hochöfen mit ganz vorzüglichen und berühmten Eisengießereien, 6 Frischfeuer, 2 Zain- und 2 Nagelhütten, Zeugschmiede und Schlosser-Werkstätte. Alles sehr zweckmäßig eingerichtet. — Berühmt sind die hiesigen Versuche mit der thermolampischen Holzverkohlung im Großen bis zu 80 Klafter auf einmal **). — Sehenswerth die Merkwürdigkeiten der Natur (hauptsächlich die großen Kalk-Höhlen und der Felsenumschlossene Abgrund Macocha) und Kunst (besonders in den Anlagen des Fürsten Lichtenstein) in den Umgebungen. (*André.*)

BLANTYRE, Dorf und Kirchspiel in der scotischen Grafsch. Lanark mit 2092 Einw., 1 großen Baumwollenmanufaktur und 1 besuchten Gesundbrunnen. (*Hassel.*)

BLAPS, Todtenkäfer, eine Käfergattung aus der Familie der Tenebrioniten. Die Kennzeichen sind: an der Naht zusammengewachsene und unten den Körper umfassende Deckschilde; die Fühler schnurförmig, unter dem

11) Noch aber führt das ganze Amt den Namen von dem zerstörten Schlosse Blankenstein. 12) Dilich's hessische Chronik und Merian's Topographie von Hessen stellen Blankenstein noch im völlig bewohnbaren Zustande dar. Einen kurzen Auszug aus dem oben erwähnten Aufsatze gibt Hr. Assistenzrath Gottschalk in seinen Ritterburgen und Bergschlössern Teutschlands. III. Bd. S. 101 fg.

*) S. Descamps Th. 2. S. 411.

**) Beschrieben Hesperus 1810 und 1822.

Digitized by Google

vorspringenden Rande des Kopfes eingesetzt; die Kinnladentaster mit beilförmigen Endgliede. Sie leben als Larven wahrscheinlich im modernden Holze, und man trift daher die Käfer gewöhnlich an dumpfigen Orten umherkriechend an, wo sie Nachts regsamer als am Tage zu seyn scheinen. Sie haben fast durchaus schwarze, düstere Farbe, einen langgestreckten plumpen Körper, und einen widrigen Geruch. Man kent bis jetzt gegen 20 Arten, von denen die mehrsten in Europa und Afrika einheimisch sind. Die bekanteste, häufig in unsern Wohnungen vorkommende Art ist: *Blaps mortisaga* Latr., Fabr. Tenebrio mortisagus Linn. Schwarz, mit feinen Punkten besetzt, die Deckschilde am Ende mit pfriemenförmiger Spitze. Über Zoll lang. (*Germar.*)

Blarer, s. Blaarer.

BLARNEY, Marktfl. am gleichnamigen Flusse, in der Grafsch. Cork, Prov. Munster in Irland, in den Zeiten Elisabeths eine starke Festung, in neuern Zeiten in einen Manufakturort umgeschaffen, wo sich eine Papier- und eine Stampfmühlenbleicherei, und Baumwollenmanuf. befinden. (*H.*)

BLAS (San), ein Hafen in der Prov. Guadalazara des Kaiserthums Mexico. Er liegt an der Mündung des Santjago in den Australozean unter 21° 32′ N. Br. und 272° 32′ L., und treibt einen ansehnlichen Handel, ist aber so ungesund, daß sich der Kommandant und das Zollamt tiefer im Lande zu Tepek aufhalten. (*Hassel.*)

Blasch, s. Blasendorf.

Blase, Harnblase, und andere damit zusammenhängende Medic.-Art., s. unter Harn; Bl. in anderer Bedeutung in der Med., s. Fruchtblasen, Pusteln, und Zugpflaster.

Blase in der Chemie, s. Destillirblase.

Blasebalg, s. Gebläse.

Blasebalglöthrohr, Blasemaschinen und Blaserohr, s. Löthrohr.

Blasen. Mit diesem Worte sind in der Naturgeschichte mehre Namen zusammengesetzt, so Blasen-Eidechse, oder Blasenträger, s. Anolis bullaris. Blasenfuss, s. Thrips und Aphidii. Blasenkäfer, s. Malachius. Blasenschnecke, s. Bulla. Blasenschwanz, s. Cysticercus. Blasentang, s. Fucus. Blasenwürmer, s. Cystica. Blasengrün, s. Beerengrün. Blasenofen, s. Ofen.

BLASEN, Bläser (in der Technologie). Unter Blasen versteht man zunächst das durch besondere Maschinen (Gebläse) bewirkte, zur Erregung einer hohen Temperatur dienende Einströmen verdichteter atmosphärischer Luft in einen Schmelzofen oder im Hüttenfeuer. Man bezeichnet mit diesem Ausdrucke aber auch das Schmelzen selbst, und sogar die Metallproduktion (wo der Ausdruck dann mit Ausbringen gleichbedeutend ist), besonders bei Blauöfen, welche man daher auch in einigen Gegenden Blase-Öfen, und die bei denselben angestellten Arbeiter Bläser nent *). (*Muller.*)

Blasen in der Musik, s. Blas-Instrumente.

*) Aus Blasöfen hat man in Österreich und im südlichen Teutschland Blaöfen, im nördlichen Blauöfen gebildet. (*Th. Schreger.*)

BLASENDORF, ungrisch Balasfalva, Villa S. Blasii, Blasch, Marktflecken im Großfürstenthum Siebenbürgen, Unter-Albenser Gespanschaft untern Cirkel, Balaschfalverbezirk, (46° 9′ 29″ nördl. Br.). Dieser Marktfl. gehörte bis zur Hälfte des 15. Jahrh. zur Kükülléer Gespansch., und Blasius Eserei von Baroth erhielt denselben samt den dazu gehörigen Dörfern von König Siegmund, dem er 1392 in der Schlacht gegen die Türken das Leben gerettet, zum Geschenke. Im Jahr 1451 riß Johann von Hunyad diese Güter an sich, und schlug sie zum Albenser Dominium und Komitate. Öfters wechselten die Besitzer, bis endlich nach des letzten Nationalfürsten Michael II. Apaffi Tode, Blasendorf an den königlichen Fiscus fiel; Kaiser Karl VI. verlieh dieses Gut in der Folge dem griechisch unirten Bischofe Fogarasch, der hier nun auch seine Residenz in einem neu erbauten Schloß hat, denn das alte herrschaftliche Schloß ist nicht mehr zu bewohnen. Hier befinden sich das griechisch unirte Domkapitel, das Diözesan-Seminarium nebst den dazu gehörigen Schulanstalten, und ein Mönchskloster von der Regel des heiligen Basilius, nebst einer eigenen Buchdruckerei. Die Fonds dieser Anstalten sind durch Geschenke und Stiftungen verschiedener Bischöfe, besonders des jetzt noch lebenden Bischofs von Babb bedeutend angewachsen. Die bischöfliche Kirche ist ein großes im walachischen Geschmacke reich ausgeschmücktes Gebäude; außer derselben ist noch eine zweite der heiligen Dreieinigkeit gewidmete griechisch unirte, und eine reformirte Kirche hier. Die Einwohner sind größtentheils Walachen mit wenigen Ungern vermischt. Der Wein, welchen man hier keltert, wird sehr geschätzt. (*Benigni.*)

BLASENSTEIN, magyar. Detrekö Várallya, slowak. Plavecz, eine der ansehnlichsten und wichtigsten Herrschaften in Ungern, und ein Fidei-Kommiß der Fürstl. Joseph Palfyschen Familie, in Niederungern, im Kreise diesseit der Donau, in dem transmontaner Bezirk gelegen; durch die March von dem Marchfelde im Österreichischen getrent [1]). Sie dehnt sich über beinahe 12 Q.M. aus [2]), und begreift außer den wichtigen Marktflecken Gayring oder Gajar und Malaczka, mit einem Kastell, wovon sie auch im gemeinen Leben die Malaczkaer-Herrschaft genant wird, noch die 15 Dörfer, Schlösser und Prädien: Apfelsbach (Dorf), Breitenbrunn (Dorf), Károlyház (Jagd-Schloß und Meyerhof an der March), Hausbrunn (Dorf), Jakobsdorf, Kiripolz (D.), Dirnburg oder Hradek, Kuchel (D.), St.

1) Eine gute Darstellung dieser wichtigen Herrschaft enthält die Karte, die der k. k. Ober-Lieutenant, Freiherr Maximilian von Liechtenstern, unter der Leitung seines Vaters, Joseph Marx, Freiherrn von Liechtenstern, des bekanten österreichischen Geographen und Statistikers, von den Umgebungen Wiens gezeichnet hat; nur vermißt man wegen des kleinen Maßstabes das weitläufige Detail, welches der treffliche ökonomische Plan dieser Herrschaft enthält. Joseph Marx, Freiherr von Liechtenstern hat in seinem Allgemeinen geographischen Anzeiger, Wien 1814. S. 205 ff. von der Blasensteiner Herrschaft, nach eigenen Erfahrungen eine ausführliche Beschreibung und Statistik geliefert. Aus beiden sind größtentheils die nachfolgenden Notizen gezogen.

2) Die größte Breite beträgt von Westen gegen Osten 3½ bis 4½ Meilen, und die größte Länge von Norden gegen Süden 4½ Meile.

Digitized by Google

Niklas (D.), Niklashof (Prädium), Perneck (D.), St. Peter (D.), Podhragy (D.), Rohrbach (D.), Klein-Schützen (D.), Zankendorf, Ungeraiden (D.), und das Prädium Detrekö Várallya oder Podhragya [3]). Östlich begränzt die Herrschaft ein Bergrücken, der zu dem Arm der Karpathen gehört, welcher sich bis an die Donau bei Preßburg hinzieht, und hier erhalten eine Menge kleiner Wässer ihren Ursprung, die fast durchgehends gegen Westen ihren Lauf fortsetzen, und eine Menge Mahl-, Papier-, Pulver- und andere Mühlen in Umtrieb setzen. Außerdem finden sich hier mehre Teiche, und längs der March dehnen sich mehre Sümpfe aus, die von dem Austreten dieses Flusses, und der sich in denselben ergießenden Gebirgswässer, ihren Ursprung in den Niederungen erhalten. Die Einwohner dieser großen Herrschaft sind theils Teutsche, theils Slowaken und wenige Magyaren. Feldbau auf dem großentheils guten Thonboden, (doch gibt es auch nicht wenig unfruchtbaren Flugsand an der March), Viehzucht, Weinbau, mehre Handwerke, ein lebhafter Vieh-, Getreide- und Weinhandel, welchen die Wochen- und Jahrmärkte zu Gayring und Malaczka sehr befördern, und die Straßenwirthschaften, besonders an der Haupt-Kommerzial-Poststraße, welche von Stampfen nach Großschützen über Malaczka ihren Zug hat; dann an der Straße von Großschützen über Kleinschützen, und von Malaczka über Gayring nach Ungeraiden über die March nach Österreich führen, am Silnitzer Weg von Stampfen über Apfelsbach, Rohrbach, Breitenbrunn, St. Niklas und St. Peter nach Bixad u. s. w., dann an den Straßen nach Modern und nach Pösing, machen ihre vorzüglichsten Nahrungszweige aus, und vermehren zugleich den Ertrag der herrschaftlichen Einkünfte, die von dem größten Belange sind, so wie die Herrschaft überhaupt zu den einträglichsten in Ungern gehört. Blos der Umfang der Waldungen beträgt 49,140 österreichische Joche, wovon über ⅔ schlagbares Holz enthalten. Ihrer Religion nach sind die Einwohner meistens Katholiken, und haben zu der Granererzbischöfl. [4]) Diöcese gehörige Pfarren und Kirchen, zu Malaczka (mit 2500 Kathol.), und Gayring oder Gajar (mit 2233 Kathol. außer 108 Juden), dann zu Kleinschützen, Kiripolz, Jakobsdorf, Zankendorf, Ungeraiden, Dirnburg, Apfelsbach, Pernek, Kuchel, Rohrbach, Breitenbrunn, St. Nikolaus, St. Peter und Hausbrunn [5]). Zu Malaczka ist ein Franciskanerkloster mit dem Begräbniß der Fürstl. Palffyschen Familie. Eben daselbst ist auch die herrschaftliche Amtskanzlei zur Verwaltung dieses Dominiums, und hier, wie in Gayring, Károlyháza, Niklashof, Rohrbach, Breitenbrunn, und Pernek sind besondere Revierjäger angestellt. Bei Blasenstein ist ein Gestütte. Zu Malaczka und Uhliszka bestehen eigene Fasangärten. Zu Malaczka ist auch eine Post. Das schöne Kastell zu Malaczka hat der ungrische Reichspalatin, Graf Paul Pálffy, der Erwerber der Herrschaft Blasenstein, zwischen den Jahren 1634 und 1650 mit großer Pracht angelegt, und mit einem von einer Mauer rund eingeschlossenen Park umgeben. Von der Größe des Kastells gibt schon die Zahl von 365 Fenstern einen Begriff. Angenehm ist die Lage des Kastells, und reizend die Anlagen, welche die schönsten Bepflanzungen, mannigfaltig sich krümmende Irgänge des Parks und eine Lindenallée aus 106 Joch (jedes zu 1200 Wiener Quadrat-Klafter) schufen, wo vormals eine bloße Sandwüste war. Die ganze Herrschaft gehört unstreitig unter die schönsten Gegenden der Preßburger Gespanschaft. Der östliche Theil ist gebirgig, der westliche und nördliche ist eine schöne Ebene. Die ziemlich hohen Berge und langen Thäler, welche in der Richtung von Osten nach Westen den Gebirgszug durchschneiden, und daher alle Bäche nach Westen ausgießen, sind herrlich bewaldet, und darunter sind die beträchtlichsten Strecken Buchen-Waldungen. Das sich von der Donau bei Preßburg und Dévén nordostwärts durch die Preßburger Gespanschaft in abwechselnden Hügeln und Bergen erhebende Gebirge erreicht in dieser Herrschaft die höchsten Punkte. Das linke Ufer des Marchflusses zieht sich in dieser Herrschaft neben den Kleinschützner, Gayringer, Dürrenberger und Ungeragner Gebieten auf drei Meilen hin, und besteht aus angeschwemtem Flugsand, mit den anmuthigsten Auen von Weiden, Pappeln, Erlen, Birken, Espen, Rüstern und Eichen besetzt. Der übrige Theil der Herrschaft zwischen der March und dem weißen Gebirge nimt eine große Strecke jener sandigen Ebene ein, die sich von dem Thebner Kogel bis Holics erstreckt, und ohne Zweifel, samt dem durch die flachufrige March getrenten österreich. Marchfeld, in wechselnden Zeiträumen das Bett eines Sees war, denn eine große Menge von äußerst feinem Flugsand bedeckt das Erdreich sehr tief. Durch diesen Sand werden nicht selten die schönsten fruchtbringenden Strekken unfruchtbar gemacht. Doch grünt auf diesem Boden ein großer Föhrenwald, von welchem der Blasensteiner Herrschaft 11,000 Joch angehören [6]). — Das alte, jetzt unbewohnte, Schloß **Blasenstein** oder Detrekö ist auf einem steilen Felsen angelegt, und gewährt nur einen einzigen Zugang von dem gleichnamigen Kastell, welches sich ebenfalls auf einem hohen Berg, in

3) Der Freiherr von Liechtenstern rechnete in seinem geographisch. Allg. Anzeig. 1814, S. 206, irrig auch das Schloß Ballenstein dazu. 4) Nicht Tornauer bischöfl., wie der Freiherr von Liechtenstern bemerkt. 5) Nach der Konscription von 1815 beträgt die Zahl aller Häuser in der ganzen Herrschaft: 2815, der Familien 3748, der unadeligen Personen 18,266. Nach der Kirchenzählung von 1818 fand man in der ganzen Herrschaft 19,530 Katholiken, 25 Evangelische, 621 Juden, in Summa 20,176. Nach der Konscription von 1815 fand man in Malaczka 2173, in Gayring 2144, in Breitenbrunn 1208, in Hausbrunn 1649, in St. Nicolas 1027, in Kuchel 1631, in Apfelsbach 1155, in Zankendorf 984, in Rohrbach 960, in Pernek 966 u. s. w. S. die Tabelle der Häuser- und Menschenzahl in allen Ortschaften dieser Herrschaft, von Gyurikovics in Hesperus, XXV B. S. 122. 123.

6) Georg v. Gyurikovics, Senator in Preßburg, hat im Hesperus, XXV Band Nr. 16 und 18 die wichtigen neuen Verbesserungen auf der Herrschaft Blasenstein, welche der fürstliche Güter-Regent, Georg von Lacsny unternommen hat, ausführlich und befriedigend beschrieben, worauf wir verweisen. Dahin gehört: die Urbarmachung des Flugsandes durch, mittelst Samenausstreuung und Anpflanzung, erzielte Waldbäume, als Birken, Eichen, Ulmen, Espen, Akazien u. s. w., wovon seit dem Frühjahr 1814 zwölf Millionen auf einer 700 bis 800 Joch großen Flugsandwüste grünen, die Abzapfung stehender Wässer von sumpfigen Wiesen und ihre Austrocknung, wodurch der Heuertrag der herrschaftlichen Wiesen jährlich um 50,000 Centn. vermehrt wurde, die Anlegung einer Öl-Preßfabrik u. s. w.

Digitized by Google

einer Entfernung von 400 Schritten befindet. Dieses Schloß, in welchem nach einer Sage einst Tempelritter gehaust haben sollen, besaßen in der Folge die reichen Grafen Fugger (aus Augsburg gebürtig), von welchen es Ferdinand I. erkauft, und dem Melchior Balascha geschenkt hat. Nach dieser Zeit hatten viele Abkömlinge von weiblicher Linie ihren Antheil daran. Unter diesen ist Peter v. Bakus bekant, der die Susanna von Méray, seine Geliebte, aus dem Gefängnisse zu Holitzsch entführte, und hieher in Sicherheit brachte, was die Veranlassung zu einem langwierigen Prozesse gab, welcher sogar auf dem Reichstage zu Preßburg 1608 vorkam, und in das ungrische Corpus Juris eingetragen wurde. Nach der Zeit fiel das Schloß unter Ferdinand III., als die Familie ausgestorben war, dem königl. Fiscus anheim. Graf Paul Pálfy erkaufte von Ferdinand III. dieses Schloß samt allem, was dazu gehört, welches in den Urkunden unter dem Namen der Grafschaft Blasenstein oder Detrekö bezeichnet wurde, und wozu schon damals die Kastelle Detrekö und Malaczka, der Marktfl. Malaczka und 15 Dörfer gehörten. Der mit steilen Klippen bedeckte Berg, auf welchem das Schloß Blasenstein steht, hat in seinem Schoß eine merkwürdige Tropfsteinhöhle, die bisher nur von oben eine enge Öfnung hatte, und von da 194 Klafter bis zum Boden tief ist. Der Fürst Joseph Pálfy ließ aber, damit man zu derselben bequemer gelangen könne, im J. 1819 und 20 einen Eingang, beinahe 40 Klafter in der Länge horizontal in den Felsen sprengen. Der Weg in der Höhle ist geebnet. Sicher geht oder steigt man in engen Gängen zwischen seltsam geformten Massen von Tropfstein (als Pyramiden, Säulen u. s. w.) durch, und gelangt bald in geräumigere Abtheilungen oder Gemächer, bald in enge Schluchten [7]). (*Rumy.*)

BLASEWITZ, Königl. Sächs. Dorf im Meisner Kreise an der Elbe, in einer äußerst romantischen Gegend, ist der Geburtsort des am 17. April 1741 gebornen und am 23. Octob. 1802 verstorbenen Königl. Sächs. Kapellmeisters Raumann, dessen Vater hier Dorfmusikus war. Der berühmte Komponist hatte sich hier einen Landsitz gebauet [8]). (*Engelhardt.*)

BLASHEIM, Pfarrdorf in der Preuß. Prov. Westphalen, Regir. Bez. Minden, Kreis Lübbeke, an einem Bache, ½ Meilen von Lübbeke: es zählt 139 Häus. und 803 luther Einw. Nahe bei dem Dorfe sieht man die Überreste einer Burg, die noch den Namen Wedekindsburg führt, und im Mittelalter war hier ein Sitz des Vehmgerichts. Noch in neuern Zeiten machte es mit den umherbelegenen Dörfern eine Vogtei des Mindenschen Amts Reineberg aus, und hat 2 Güter: Großeikel und Kleineikel. (*Hassel.*)

7) Diese Tropfsteinhöhle ist in den vaterländischen Blättern für den österreichischen Kaiserstat 1809 Nr. XVI. ausführlich beschrieben, woher die Beschreibung in Dr. Sartori's Naturwunder 11. Th. (Wien 1810) S. 39 ff, und in Csaplovics topographisch-statistisches Archiv des Königreichs Ungern, 1. Band (Wien 1821) S. 74 bis 77 überging.

8) Vgl. Becker's Taschenbuch d. gesell. Vergn. f. 1823, herausg. von F. Kind — wo man eine Ansicht von Körner's Weinberge nach Blasewitz mit dazu gehörigen Nachrichten findet. (*H.*)

Blashorn, s. Buccinum.

BLASIA, nante Linné eine Pflanze aus der natürlichen Familie der Lebermoose, die eine schöne grüne laubartige Ausbreitung, mit starken Rippen durchzogen, bildet. In derselben erzeugen sich außer dunkeln Keimkörnern, flaschenförmige nicht aufspringende Kapseln, welche durch ihren langen Hals kugelige Körner von sich geben, aus denen Schmieder, der dies Gewächs genau untersuchte (Diss. botan. argum. p. 77.) junge Pflänzchen aufgehen sah. Bis dahin glaubte man, daß die Ökonomie dieses Gewächses, dessen einzige bekante Art man Bl. *pusilla* L. nante, hinreichend bekant sey. Aber neuerlich hat W. J. Hooker an demselben Gewächs die wahren Früchte der Jungermannia entdeckt, und solche Exemplare auch mir mitgetheilt, wonach es also entschieden ist, daß die Pflanze mit Recht Jungermannia Blasia Hook. genant wird. Vergl. Hedw. theor. gener. t. 30. (*Sprengel.*)

BLASIEN (St.), ehemals gefürstete Benediktiner-Abtei, in einem engen Thale des Schwarzwaldes an dem Flüßchen Alb, jetzt großherz. Badisches Bezirksamt, wozu neuntausend und etliche hundert Einw. in einer beträchtl. Anzahl von Dörfern und Höfen gehören. Das Amt hat nebst einem Oberforstamte und einer Gefällverwaltung seinen Sitz in den Gebäuden, wo einst die Regirungskollegien, die Hofkammer, und die Hofbeamten des Fürstabtes Sitz und Wohnung hatten. Aber in den weitläufigen und prächtigen Abtei- und Klostergebäuden befindet sich nun die berühmte Fabrik von Spinnmaschinen, wo auch andere kleinere Maschinen und Maschinenstücke durch Maschinen verfertigt werden, so wie die engl. Baumwollespinnfabrik, welche Anstalten zu den ersten und vorzüglichsten dieser Art in Teutschland gehören; überdem noch eine Gewehrfabrik; Alles ist Eigenthum des jüngeren Freiherrn Seeligmann von Eichthal. Merkwürdig noch ist die große und einst prächtige Abteikirche, als einer der schönsten Tempel in Teutschland. Sie wurde nach dem Klosterbrande im J. 1768 durch die Sorge des berühmten Abts Martin Gerbert nach dem Plane des geschickten Lothringer Architekten M. d'Ixnard, dem die Rotonda zu Rom hiebei zum Muster diente, innerhalb 10 Jahren mit großem Aufwande erbaut, und 1783 beendigt und eingeweiht. Sie ist 213 Fuß hoch, hat 138 Fuß in der Länge, und ihre Kuppel ruht auf 20 prächtigen Säulen. Sie war reich mit Marmor aus St. Blasiens Gebiete und mit 9 Marmoraltären geziert, die Kuppel mit Kupfer reich und zierlich gedeckt, welches alles aber jetzt hinweggenommen und zu andern Zwecken verwendet ist.

Das einst durch Reichthum und durch die Verdienste seiner Bewohner berühmte Kloster hatte sein Entstehen Einsidlermönchen zu danken, die sich in dieser Gegend an dem Albflusse in einer durch keine historischen Angaben bestimten Zeit, man vermuthet jedoch schon im 5. Jahrhundert [1]), niederließen. Unter der Aufsicht eines aus ihrer Mitte gewählten, durch heiligen Lebenswandel und Weisheit ausgezeichneten Mannes, den sie Vater nanten, wid-

1) *Gerbertus* in Histor. Nigrae Sylvae Lib. III, §. XXXII.

Digitized by Google

meten sie ihre Tage dem Dienste Gottes und dem Bau der Erde, nöthigten dem rauhen Boden den ihnen nöthigen Unterhalt ab, und errichteten sich hölzerne Wohnungen [2]), welche die Albzelle, Cella alba [3]), sowie sie selbst die Brüder an der Alb genant wurden. Schon Erenfried, Bischof zu Konstanz, zugleich Abt zu Reichenau um das Jahr 736 [4]), schrieb eine Chronik dieses Ortes, die aber nicht bis auf uns kam [5]). Er war höchst wahrscheinlich derselbe Bischof, der den Brüdern an der Alb, nach der Erzählung des St. Blasischen Anonymen [6]), auf ihr Verlangen die Regel und das Gewand des h. Benedikt ertheilte. Durch Frömmigkeit und Fleis, durch musterhaften heiligen Wandel, und durch die Kultur des umliegenden Bodens wuchs nun das Ansehen und der Wohlstand der Brüder, und war um die Mitte des 9. Jahrh. in einem so blühenden Zustande, daß die Albzelle im Alpigowe dem von den Wolvenen, d. i. Welfen gestifteten Kloster Rheinau wieder aufhelfen konte, welches durch die Zwietracht der Glieder dieses Geschlechts ganz in Verfall gekommen war; denn um dort den wankenden Dienst der h. Maria zu befestigen, übergab sie nun um d. J. 858 Sigemar für sich und seinen Sohn Luithere gedachtem Kloster unter Beistimmung Wolvene's, des erblichen Schirmherrn desselben [7]), der eben mit Wiederherstellung der erschütterten Stiftung seiner Väter beschäftigt war. Jetzt wurden auch die Reliquien des h. Blasius durch den Schottländer Fintan von Rheinau in das Dunkel des Schwarzwaldes gebracht, und bei den Brüdern in der Albzelle verwahrt [8]). Die Mönche von Rheinau nahmen zwar einen Theil derselben wieder an sich, allein der Arm war stets ein Kleinod der Brüder an der Albe geblieben, wodurch sich denn der Dienst des h. Blasius und der heute noch dauernde Name des Orts bildete. Den Grund zu seinem ehemaligen Glanze aber legte der tapfere Ritter Reginbert v. Seldenburen, aus dem Zürichgau, der in dem Heere K. Otto's I. des Großen diente, und ein Freund und Vertrauter dieses Fürsten war; in einem Treffen gegen die unruhigen Baiern der Sage nach, eines Armes beraubt, trat er mit Erlaubniß seines Königs aus dem Geräusche der Welt in die heilige Einsamkeit zurück, begab sich im Jahr 945 zu St. Blasiens Bewohnern, die eben wegen ihrer aus Alter verfallenen Kirche in die größte Traurigkeit versunken waren, vermachte ihnen alle seine Besitzungen, und nahm das Gewand ihres Ordens von den Händen ihres frommen Priors Beringer an [9]). Beringer, von neueren Geschichtsforschern mit dem Beinamen von Hohenschwand bezeichnet [10]), wurde nun sogleich (946) von dem Konvente der Brüder, denen die Würde eines Priors zur Erhaltung und Befestigung ihres Klosters nicht mehr zulänglich schien, zum ersten Abte gewählt, und von dem h. Konrad, Bischof von Konstanz (aus dem Hause der Welfen), bestätigt und eingeweiht [11]). Im J. 948 fing Reginbert den Bau des neuen Klosters an [12]), für das er im J. 963 vom K. Otto I. die Bestätigung, Gränzbestimmung und außerordentliche Freiheiten erlangte [13]). Bald nach Reginbert's, im J. 964 am 29. Dez. erfolgten Tode [14]), verlegte Abt Beringer den Konvent der Brüder in den neuen Bau, und ließ nur einige Ungelehrte (relictis aliquibus illiteratis) in der alten Albzelle zurück, welche die äußeren Brüder (fratres extranei) genant wurden [15]). Im J. 983 wurden endlich auch die Besitzungen und Freiheiten des Klosters vom K. Otto II. bestätigt [16]).

Dies waren die Anfänge der berühmten Abtei St. Blasien, die sofort durch erneuerte Privilegien der Kaiser, durch die Schirmbullen einer langen Reihe von Päpsten, und durch unzählbare Schenkungen von Großen und Kleinen zu einem solchen Ansehen und einer solchen Größe empor stieg, daß sie eine mächtige Herrschaft über Land und Leute erlangte, durch den Fleis, die Klugheit und die Gelehrsamkeit ihrer Glieder aber auch eine mächtige Verbreiterin des Benediktinerordens, und eine Beförderin der wissenschaftlichen Kultur wurde. Die Besitzungen der Abtei waren: die Reichsgrafschaft Bondorf, welche mit der Herrschaft Blumeck vereinigt in den Ämtern Bondorf, Bettmaringen, Ewattingen und Gutenberg bestand; im österr. Gebiete die Herrschaften oder Oberämter Staufen und Kirchhofen im Breisgau, die Ämter Oberried, Schönau und Todtenau; ferner die Klöster: Bürgeln im Sausenberg. und Berau im Fürstenberg'schen. In der Helvet. Eidgenossenschaft die Propstei Klingnau und das Kloster Sionen, ein Kameralamt zu Zürich, Basel, Schaffhausen, Kaiserstuhl, Waldshut und Freiburg. Wegen der Reichsgrafschaft Bondorf war der Abt Mitstand des Reichs und Mitglied des Schwäbisch. Grafenkollegiums, stellte zum Schwäb. Kreiskontingente 14 Mann zu Roß, und 64 M. zu Fuß, zahlte Reichssteuer 25 fl. 30 Kr., Kreissteuer u. s. w. Seit 1405 hatte er vom Papste den Rang eines infulirten Prälaten erhalten, in dem Johann I., von Geburt Kreuzer genant, zuerst glänzte, war auch ehemals Mitglied der Schwäb. Prälatenbank und unmittelbarer Stand des Reiches. Allein Österreich, dem er sich unterworfen hatte, sah ihn, ungeachtet der Reklamationen des Schwäb. Kreises, in der Folge als seinen Landsassen an, und wollte einen so begüterten Prälaten der Unterthanenpflicht nicht entlassen. Ihm war es darum zu thun, daß sein Kloster auf österr. Grund und Boden liege. Es bot daher alles auf, ihn an sein Haus zu fesseln; es schmeichelte ihm mit den Ehrentiteln eines beständigen Rathes und kaiserl. Erberzhofkapellans, und Kaiser Franz I. erhob ihn am 10. Dez. 1746 in den

2) *Anonymus San-Blasianus* ap. Gerbertum in Hist. Nigr. Sylv. III. XXXII. 3) *Sigemar* vir nobilis in Tradit. ap. Gerbert. in Cdd. dipl. Nigr. Sylv. n. II. 4) *Hermar. Contract.* ad h. an. 5) *Manlius* in Chronic. Constantiens. I, III. ex Martyrolog. monasterii S. Galli. 6) *Anonymus* l. c. 7) *Sigemar* in Tradit. l. c. 8) *Monachus* anonymus sed coaevus in vita S. Fintani, conf. *Gerbertus* in Hist. Nigr. Sylv. IV, XXXII. 9) *Anonymus San-Blasian.* et alia monumenta domestica ap. *Gerbert.* in Hist. Nigr. Sylv. V. XXII. 10) Gallia Christian. T. V. p. 1023.

11) *Anonymus San-Blasian.* ap. Herbert. V. XXIV. 12) *Otto de S. Blasio* ad h. an. et *Chronicon S. Blasii* mspt. a Gerberto l. c. adductum. 13) *Gerbertus* Hist. Nig. Sylv. V, XXII. ex *Ottonis* diplomate autographo, ex *anonymo San-Blasiano*, et ex *S. Frowino* in Chronic. S. Blasii ad ann. 963 et ad an. 1143. 14) *Gerbertus* l. c. ex monumentis domesticis. 15) *Anonymus San-Blasianus* ap. Gerbert. V. XXIII. 16) *Ottonis II.* diploma ap. Gerbert. in Cod. diplomat. n. XIII.

Digitized by Google

Reichsfürstenstand mit dem Rechte zu vier Erbämtern, in welcher Würde zuerst der Abt Franziskus II. erschien. Der Abt behauptete daher unter den vorderösterr. Ständen den Rang eines Präsidenten der Prälaten im Breisgaue. Endlich im J. 1802 wurde St. Blasien mit den übrigen Klöstern des Breisgaues zur Entschädigung des Malteserordens bestimt, welches aber wegen der Einsprüche seines damaligen Landesherrn nicht in Erfüllung kam. Allein durch den Preßburger Frieden von 1805 wurde es an Baden, so wie seine Grafschaft Bondorf an Wirtemberg abgetreten, die aber Baden nachher durch einen Statsvertrag ebenfalls an sich brachte. Die neue Landesherrschaft hob nun das Kloster am 24. Febr. 1806 provisorisch und am 25. Jun. 1807 definitif auf.

Von gelehrten Männern und Beförderern der Wissenschaften, die aus diesem Kloster hervorgingen, sind die ausgezeichnetsten die Abte: Wernher II., aus dem Hause Kisenberg, als biblischer Philolog und Literator um die Mitte des 12. Jahrh.; Otto der Chronikschreiber und Fortsetzer Bischofs Otto von Freisingen im Anf. des 13. Jahrh.; Heinrich II. von Stadion, großer Beförderer der Wissenschaften, gegen das Ende des 13. Jahrh., sowie Peter I. vor der Mitte des 14. Jahrh.; Nicolaus, genant Stocker, ein treflicher Redner auf der Kirchenversamlung zu Basel, im J. 1444; Kaspar I., seines Geburtsnamens Müller von Schönau, Beförderer der Wissenschaften und Geschichtschreiber um die Mitte des 16. Jahrh.; Kaspar II., Thoma von Mühlheim an der Donau, und sein Nachfolger Martin I., Meister von Füzen gebürtig, beide treffliche Ernährer der wissenschaftlichen Kultur, in der letzten Hälfte des 16. und im Anf. des 17. Jahrh.; besonders aber Franziscus I., der als ein großer Beförderer der hebräischen Literatur und der vaterländischen Geschichtskentniß in der Mitte des 17. Jahrh. blühete; Blasius III., aus dem Geschlechte der Bender von Gengenbach, der mit gleichem Ruhme die Wissenschaften im Anf. des 18. Jahrh. unterstützte, und Mainradus Troger, der im Anf. desselben Jahrh. noch ehe er Abt war, als Mönch an die Universität nach Salzburg berufen, eine Lehrstelle daselbst bekleidete. Vor allen aber zeichnete sich aus: Martinus II., aus dem alten Hause der Gerbert von Hornau zu Horb, der als Beförderer der Künste und Wissenschaften, als Geschichtsforscher, Antiquar und Historiograph Ruhm erwarb, und im J. 1793 starb *); endlich dessen Nachfolger, der 48. und letzte Abt dieses Klosters, Bertholdus III., genant Rettler, der vor seiner Erhebung zu dieser Würde als Professor an der Universität zu Freiburg die Diplomatik, Numismatik, Heraldik und Alterthumskunde lehrte. Unter den Mönchen zeichneten sich aus: Bernardus als Schulmann, nach der Mitte des 11. Jahrh.; Bernoldus oder Bertholdus, Constantiensis genant, als Schulmann und Chronikschreiber im 11. und 12. Jahrh.; Manegoldus, Pädagog im Anf. des 12. Jahrh.; Giraldus, Trutmannus u. Walchunus, ebenfalls im Anf. des 12. Jahrh. durch ihre Gelehrsamkeit und als Schulmänner berühmt; ferner die Schriftsteller und Chronisten: Chuno, Abt zu Muren, und St. Frowinus, Abt zu Engelberg, die im 12. Jahrh. aus St. Blasien zu diesen Abteien berufen wurden; mehre ungenante Blasianische Mönche als Schriftsteller in den folgenden Jahrhunderten; dann Andreas Letsch, Chronist und Schulmann in der Mitte des 16. Jahrh.; Martin Steinegg, im J. 1617 erster Rektor der Universität zu Salzburg, nebst den ebenfalls aus St. Blasien dahin berufenen verdienstvollen akadem. Lehrern Placidus Rauber, Friedrich Koler, Anastas. Scheitter und Franz Chulott. Um die Mitte des 17. Jahrhund. Ulrich Schenk, Anselm Tritt, Beringer Kofer, Benedikt Gebel, Fridolin Burkard, Joh. Baptist Eiselin, und Gottfried Arnold, theils in der alten Literatur, theils in der vaterländischen Geschichtsforschung und andern Wissenschaften rühmlich arbeitend. Im Anf. des 18. Jahrh. Roman Sedelmayer, der den Ruf als öffentl. Lehrer nach Salzburg, und Baptist Elberenz als solcher nach Fulda erhielt; in demselben Jahrh. der berühmte Geschichtschreiber und österr. Historiograph Marquard Herrgott; ferner Romanus Edel, der ebenfalls an der Universität zu Salzburg eine öffentliche Lehrstelle bekleidete; und endlich gegen das Ende des 18. Jahrh. die Geschichtsforscher und Quellensamler Aemilian Ussermann und Trudpert Neugart, und die Historiographen Kreuter und Eichhorn. (*Leger.*)

BLASIENZELLA, eine kleine Stadt des Fürstenthums Gotha, an der Südseite des Thüringerwaldes; der Hauptort des Amtes Schwarzwald. An eine Zelle oder ein kleines Kloster, das der Graf Gebhard von Nordeck, aus den Trümmern des Ruprechtsschlosses erbaute, und dem h. Blasius widmete, reihete sich ein Dorf an, und dieses verwandelte sich allmählig in einen Marktfl., in eine Stadt. Mit dem Kloster Reinhardsbrunn vereinigt, ging Blasienzelle, durch die Reformation, in den Besiz der Landesfürsten über. Die Einwohner des Orts (1330) betrieben, in Verbindung mit dem nur ¼ Stunde entfernten Flecken Mehlis eine der bedeutendsten Gewehrfabriken; auch verfertigen sie eine große Menge von Eisenwaren *). (*Galletti.*)

BLASINSTRUMENTE. I. Begrif.

§. 1. Unter Blasinstrumenten versteht man diejenigen Tonwerkzeuge, bei denen die in einer Röhre enthaltene Luftsäule der klingende Körper ist; im Gegensatze von andern Instrumenten, bei denen nicht eine solche Luftsäule, sondern irgend ein anderer Körper den Klang ursprünglich erzeugt.

§. 2. Blasinstrumente im eigentlichen Sinne des Wortes sind demnach: Flöte, Flageolet, Flûte-douce, und Eskan, Oboe, Klarinett, Fagott, Trompete, Horn, Posaune, Serpent, die Orgelpfeifen und andere mehr; nicht aber diejenigen, welche zwar auch durch künstlichen oder natürlichen Wind zum Ansprechen gebracht werden, wobei aber nicht die Luft selbst der ursprünglich klingende Körper ist, sondern nur einen andern Körper in Schwingung versetzt und erklingen macht; z. B. die Aeolsharfe,

*) Vgl. eben mehre Noten und den ihm gebührenden eignen Artikel.

*) Galletti's Gesch. und Beschreibung des Herz. Gotha, III, 273.

Digitized by Google

auf welcher durch die Reibung des vorüberstreichenden Windes Darmsaiten in Schwingung versetzt werden; das Anemochord oder Windklavier, dessen Saiten durch den auf dieselben geleiteten Wind eines Blasebalgs eben so zum Ansprechen gebracht werden, wie die Aeolsharfe durch natürlichen Wind; das Aeolodicon, auf welchem Stahl- oder andere Zungen auf ähnliche Art wie die Saiten des Windklavieres ertönen.

§. 3. Ja, sogar in Ansehung einer gewissen Gattung von Orgelpfeifen ist es nicht so ganz außer Zweifel, ob sie in recht eigentlichem Sinne Blasinstrumente sind. Die Orgelpfeifen sind, wie man weiß, von zwei Hauptgattungen; die erste Gattung, welche in der Kunstsprache Flötenwerke oder Labialpfeifen (franz. tuyaux à bouche) heißen, sind solche, welche mit einem Mundstück angeblasen werden, das im Wesentlichen ganz so beschaffen ist, wie das Mundstück eines Flageolets, einer Flûte-douce, oder eines gewöhnlichen Kinderpfeifchens; nämlich so, daß ein durch eine enge Ritze des Mundstücks am einen Ende der Röhre einströmender Luftstrahl die in derselben enthaltene Luftsäule der Länge nach in Schwingung versetzt und also ertönen macht. Daß Pfeifen dieser Art Blasinstrumente im eigentlichen Sinne sind, versteht sich von selbst.

Es gibt aber eine zweite, von der erstbeschriebenen ganz verschiedene Gattung von Orgelpfeifen, die man Rohrwerke, Zungenwerke, Zungenpfeifen, Schnarrwerke, französisch tuyaux à anche nent. Bei diesen entsteht der Klang dadurch, daß man einen Luftstrom über ein, am einen Ende befestigtes Streifchen Messingblech (die Zunge, Zungenblatt, anche), hinstreichen, und dadurch ungefähr auf ähnliche Weise, wie beim Aeolodicon dasselbe zum Ertönen bringen läßt. Wer nicht Gelegenheit hat, sich dies an einer wirklichen Orgelpfeife dieser Gattung anschaulich zu machen, der darf nur ein gewöhnliches Kindertrompetchen aus einander nehmen, welches nichts anders als eine Zungenpfeife ist. (Vgl. den Artik. Blatt.)

In Ansehung dieser Zungenpfeifen weiß man, wie ich schon in der Leipz. musikal. Ztg. v. Jan. 1816. S. 35. geäußert, in der That nicht recht, ob man sie eigentlich als Blasinstrumente ansehen darf oder nicht, ob die in der Röhre enthaltene Luftsäule der eigentliche klingende Körper ist, oder ob eigentlich die Zunge als selbst tönender Körper nur durch den Luftstrahl zum Tönen veranlaßt wird, wie die Saiten auf dem Windklavier, und die Röhre nur den Klang der Zunge fortleitet, beisammen hält, und stärkt und mildert. Man möchte sich für letzteres entscheiden, wenn man bemerkt, daß die Höhe des Tons einer solchen Pfeife fast gar nicht, wenigstens durchaus nicht in demselben Verhältniß, wie bei wirklichen Blasinstrumenten, von der Länge der Pfeife, sondern hauptsächlich von der Länge, Dicke, Steifheit u. s. w. der Zunge abhängt, und daß man aus einer Röhre zwei, ja mehre beliebige Töne zugleich ertönen machen kann, je nachdem man den Klang mehrer Zungen zugleich in einen und denselben Pfeifenkörper leitet (wie dies die, einige Zeit lang als räthselhaft angestaunt gewesene Kaufmannsche Trompetermaschine beweist); hingegen möchte man sich doch wieder für die entgegengesetzte Meinung erklären, wenn man bemerkt, daß die Länge der Röhre doch nicht ganz ohne Einfluß auf die Tonhöhe der Zungenpfeifen ist, daß auch das sogenante halbe Decken des Pfeifenkörpers bei Rohrwerken eben solchen Einfluß hat, wie bei Flötenwerken (wie man dies an jeder Orgel erfahren und versuchen kann, ja selbst an jedem Kindertrompetchen, vor dessen Mündung man die hohle Hand hält), und daß bei manchen Blasinstrumenten, welche doch auch mittelst Zungen zur Ansprache gebracht werden, z. B. Fagott, Klarinett und Oboe, und welche deshalb ebenfalls als Zungenpfeifen betrachtet werden müßten, die Verlängerung und Verkürzung der Röhre in der That dieselbe Wirkung auf die Tonhöhe äußert, wie bei Labialpfeifen, Flöten u. andern ähnlichen Blasinstrumenten.

Da hier nicht zunächst von Orgelpfeifen die Rede ist, so wäre es nicht an seiner Stelle, tiefer in diese, allerdings etwas schwierige Frage einzugehen, deren befriedigende Beantwortung man selbst bei Chladni vergebens sucht, wie sehr man sie auch in den §§. 67 und 69 bis 71 seiner Akustik erwarten sollte. Man vgl. §. 107, 195 und 181 ebendas. Auch in seinen neuen Beiträgen zur Akustik, Leipz. 1817. S. 64. zu §. 68. findet man diesen Gegenstand nur flüchtig berührt. — (Vgl. meine Theorie der Tonsetzkunst, 2. Aufl. 1 Bd. S. 4. der Einleitung, und den Art. Brusttstimme).

II. Wesentliche Beschaffenheit.

§. 4. Alle Blasinstrumente bestehen, wie wir bereits im Artikel (Beitöne) erwähnt, im Wesentlichen aus einer hohlen Röhre, und ihr Tönen besteht darin, daß die darin enthaltene Luftsäule, durch einen, am einen Ende eindringenden Luftstrahl der Länge nach in Schwingung gesetzt wird.

Wir wollen das eine Ende der Röhre, an welchem die Tonerregung geschieht, ein für allemal das obere oder erste Ende der Röhre nennen, das andere aber unteres oder zweites Ende.

§. 5. Das Einblasen eines tonerregenden Luftstrahls in das erste Ende geschieht auf verschiedene Weise; bald durch ein Mundstück der Art, wie wir §. 3. von den Labial-Orgelpfeifen, vom Flageolet u. s. w. beschrieben haben, welche Instrumente man unter dem gemeinsamen Namen pfeifenartige oder Labialinstrumente begreifen könte; bald wird ein, blos durch die Lippen gebildeter Luftstrahl unmittelbar, entweder in das offene erste Ende eingeblasen (wie z. B. wenn man auf einem hohlen Schlüssel bläst, oder auf der Panflöte), oder in ein zur Seite angebrachtes Loch, wie an der Querflöte; oder das Einblasen geschieht durch ein, mit einem oder zwei, die Erzitterung befördernden Zungen versehenen Mundstück, ungefähr so, wie bei den Zungenpfeifen der Orgel, zu welcher Klasse, (die man Zungen- oder auch Rohrinstrumente nennen könte, wie sie auch bei den Franzosen instrumens à anche heißen,) die Oboe, das Klarinett und das Fagott gehören; oder endlich durch ein kesselförmiges oder becherförmiges Mundstück, wobei die Lippen des Spielers ungefähr den Dienst verrichten, den bei Zungeninstrumenten die Zunge thut, wohin alle sogenante Metall- od. Blechinstrumente gehören, als Trompete, Posaune, Horn u. s. w., auch Serpent und Zinken, welche jedoch selten mehr von Metall gemacht zu werden pflegen.

Digitized by Google

III. Wovon hängt die Höhe oder Tiefe des Tons einer Röhre im Ganzen ab?

§. 6. Die Schwingungen der in einer Röhre enthaltenen tönenden Luftsäule sind überhaupt langsamer oder geschwinder, und der Ton tief oder hoch, je nachdem die Röhre lang oder kurz ist; (nämlich gemessen von dem ersten Ende bis zum zweiten oder bis zu jeder andern Öfnung, durch welche der erregende Luftstrahl wieder ausströmen kann, oder wo überhaupt die Luftsäule wieder mit der äußern Luft zusammenhängt;) und zwar gibt, unter sonst gleichen Umständen, eine Röhre, die nur halb so lang ist, als die andre, in der Regel genau die Octave dieser letztern an, d. h. einen Ton, der gerade noch einmal so hoch ist, als der der andern.

§. 7. Weit weniger Einfluß als die Länge oder eigentlich gar keinen Einfluß auf die Tonhöhe hat die größere oder geringere Weite (Durchmesser, Mensur) der Röhre im Ganzen.

Wol aber hängt die Tonhöhe sehr davon ab, ob die Öfnung des zweiten Endes eben so weit ist, als die Röhre im Ganzen oder nicht. Ist jene weiter, so wird der Ton etwas höher als er sonst der Länge der Luftsäule zufolge seyn müßte, dabei zugleich heller und stärker; (dahin zielt der Schallbecher oder Schallkegel der Trompeten, Hörner und zum Theil auch der Klarinette u. a. m.) ist hingegen das zweite Ende verengt, so wird der Ton tiefer, dabei weicher und matter. Man kann dies z. B. am Kopfstück einer Flöte versuchen, wenn man es anbläst, dabei die hohle Hand gleichsam wie einen Hut der Öfnung des zweiten Endes nähert, und die Hand nach und nach immer mehr und enger schließt; oder auch, wenn man die flache Hand von der Seite her immer weiter und weiter vor die Öfnung hinschiebt und so den Ausgang mehr und mehr versperrt. Man kann auf diese Art, indem man die Öfnung fast gänzlich sperrt, den Ton bis nah an die Unteroctave vertiefen, wobei er aber zugleich immer matter wird, schwerer anspricht und leicht versagt. — Auf solchem Verengen des zweiten Endes beruht der Bau der sogenanten halbgedeckten Orgelregister, das sogenante Stopfen beim Waldhorne, und, wie wir noch sehen werden (§. 26), ein großer Theil des Tonspiels der Blasinstrumente mit Tonlöchern.

[Einen recht befriedigenden physikalischen Grund, wie es zugeht, daß das Verengen der Öfnung des zweiten Endes einer Röhre den Ton derselben tiefer macht, hat uns übrigens bis jetzt kein Akustiker geben mögen. Selbst Chladni geht, §. 73, 76 der Akustik, flüchtig darüber hinweg. — Meine Ansicht über diese Frage zu entwikkeln, würde hier zu weitläufig seyn.]

Auf der Flöte wird der Ton auch dadurch tiefer, daß man das Mundloch mehr mit der Lippe bedeckt, und also gewissermaßen die Öfnung des ersten Endes eben so verengt, wie wir bisher von der zweiten gesagt.

§. 8. Wird das zweite Ende einer Röhre aber völlig verschlossen, so daß die darin enthaltene Luftsäule durch keine zweite Öfnung mit der freien Luft in Verbindung steht; so wird der Ton auf einmal um eine volle Octave tiefer, als da die Röhre ganz offen war. Dieser neue Ton spricht nun auch wieder vollkommen leicht und gut an, und auch wieder viel stärker, als die vorigen durch allmäliges Annähern und unvollkomnes Anschließen der Hand erkünstelten Töne; kurz, es ist eine ganz neue Gattung von Ton. Auch dies kann man an dem Kopfstück einer Flöte versuchen, dessen zweites Ende man zuhält; nur wird vielleicht nicht genau die Unteroctave des vorigen Tons erscheinen, weil das Mundloch nicht genau am Ende der Röhre ist.

Auf solchem Verschließen des zweiten Endes beruht die Einrichtung der ganz gedeckten Orgelpfeifen (Gedakte). Auf andern Blaseinstrumenten wird von ganz gedeckten Tönen kein Gebrauch gemacht, auch wär' es bei den meisten schon darum nicht möglich, weil man beim Anblasen derselben, z. B. der Trompete, dem Clarinett, u. a. m., die erste Öfnung schon mit dem Munde verschließt, und also, wollte man auch noch die zweite verschließen, alsdann gar kein Luftstral und kein Ton mehr, weder hinein noch heraus könte.

IV. Welche Töne ist eine Röhre ihrer Natur nach anzugeben fähig?

§. 9. Eine und dieselbe Pfeife ist aber fähig, nicht blos immer nur einen und denselben, sondern je nachdem sie auf diese oder jene Art angeblasen wird, bald diesen, bald einen andern Ton zu geben. Die Gesamtheit der Töne, welche eine Pfeife der Länge ihrer Röhre zufolge anzugeben vermag, bezeichnen wir mit dem Namen natürliche Töne, oder auch wol harmonische Töne. Der tiefste derselben heißt ihr Grundton; die übrigen aber Beitöne.

Ich setze hier alles voraus, was im 8. Bande dieser Encycl. im Artikel **Beitöne**, §§. 7, 8, 9, 10 und 11 gesagt worden.

V. In wiefern wird bei unsern Blasinstrumenten von all diesen Tönen Gebrauch gemacht?

§. 10. Man pflegt aber von den Blasinstrumenten bei weitem nicht alle Töne zu fodern, welche sie wol anzugeben vermöchten; ja, von manchen, wie wir im eben angeführten Artikel, §. 10. bereits erwähnt, überall nur einzig ihren Grundton.

Von Andern fodert man aber auch mehre ihrer natürlichen Beitöne; z. B. von den meisten Blechinstrumenten, Trompete, Horn, Jägerhorn, Posthorn, Signalhorn u. dgl.

§. 11. Im Gegentheil verlangt man von andern Instrumenten, außer den, der Länge ihrer Röhre nach, ihnen ein für allemal eigenthümlichen harmonischen Tönen, auch noch andre, und hilft, um diese zu erzielen, der Natur der Röhre nach, durch verschiedne künstliche Mittel.

VI. Mittel, den Tonreichthum einer Röhre zu vermehren.

Diese Mittel sind, so weit wir sie bis jetzt kennen und anwenden, folgende vier:

1) Treiben und Sinkenlassen (§. 12.)
2) Stopfen (§. 13.)
3) Verschieben (§. 14.)
4) Tonlöcher (§. 15 u. ff.)

§. 12. 1) Treiben und Sinkenlassen. Dieses erste Mittel, das Treiben und Sinkenlassen durch mäßige Verstärkung oder Schwächung des Windes, ist das Beschränkteste von allen. Doch kann man vermöge

dieses Mittels z. B. auf dem Horne, das tiefe g ganz gut bis gis oder as hinaustreiben. Eben so läßt sich durch Beihilfe (vgl. §. 7. am Ende) dieses Mittels, auf der Flöte, welche, ohne eigenen c-Fuß, eigentlich nur bis d hinabreicht, doch ziemlich vernehmlich cis herausbringen, ja selbst noch c, wiewol nur matt und elend. — Eben so muß der Serpent-Spieler eine Menge von Tönen, die seinem rohen unausgebildeten Instrumente fehlen, blos durch Treiben und Sinkenlassen, bald erzwingen, bald erbetteln.

2. Stopfen. §. 13. Das zweite, schon wirksamere Mittel besteht im Verengen der Mündung des zweiten Endes der Röhre (§. 7.) Dahin gehört das sogenante Stopfen beim Waldhorn und zuweilen auch bei der Trompete.

Auch dieses Mittel ist aber noch sehr beschränkt, indem ein Ton sich dadurch nicht wol um mehr, als eine große diatonische Stufe erniedern läßt, welches noch lange nicht hinreicht, die weiten Lücken auszufüllen, welche sich in der Reihe der natürlichen Töne finden (s. den Art. Beitöne, §. 3.); nicht zu gedenken, daß die gestopften Töne gegen die natürlichen ungleich matter und dumpfer ausfallen (s. §. 7).

3. Verschieben der Röhre. §. 14. Wirksamer ist das dritte Mittel. Man ist nämlich auf den Einfall gerathen, die Röhre so einzurichten, daß sie sich, ungefähr wie ein Taschenperspectiv, durch Ineinanderschieben und wieder Auseinanderziehen, augenblicklich verkürzen und verlängern lasse. Wir finden dieses Mittel an der Posaune angewendet; neuerlich auch, wiewol in weit beschränkterem Maße, am Waldhorn. (M. s. den Jahrgang 1812, der muf. Zeitung. S. 760.) Es wirkt, wenn auch nicht eben in jeder Hinsicht vollkommen, doch insofern vollständig, daß die Posaune dadurch in Stand gesetzt ist, eine ununterbrochene chromatische Tonreihe, ohne irgend eine Lücke und mit völlig gleicher Klangstärke anzugeben. Wie dies letztere zugeht, wird im Art. Posaune näher beschrieben, und kann bis dahin ebenfalls in jeder Posaunenschule nachgelesen werden; am verständlichsten in dem bei Schott in Mainz erschienenen Schriftchen: über die Doppelposaune ꝛc. oder in meiner Akustik der Blasinstrumente, Jahrgang 1817 der Leipz. muf. Zeitung, S. 51 u. ff.

4. Tonlöcher. §. 15. Auch dies posaunenartige Verschieben der Röhre hat aber noch manche Unbequemlichkeit, hauptsächlich die, daß sich geschwindere Gänge und Passagen auf diese Art nicht herausbringen lassen. Darum nehmen andre Instrumente wieder zu einem andern Mittel ihre Zuflucht; dies Mittel sind Tonlöcher.

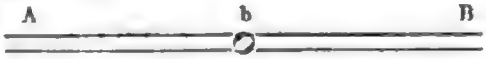
Über die Art, wie, und die Grundsätze, nach welchen solche Tonlöcher, wirken, sagt Chladni §. 71. seiner Akustik:

„An Blasinstrumenten, wo an den Seiten sich Löcher befinden, wird dadurch, daß man diese offen läßt, die schwingende Luftsäule abgekürzt, wodurch also die Töne höher werden. In welchen Verhältnissen aber durch die verschiednen Arten von Öfnung oder Verschließung der Seitenlöcher die Töne erhöht oder erniedrigt werden, ist zwar durch die Erfahrung ziemlich genau bestimt, es scheint aber der gegenwärtige Zustand der Mechanik und Analyse noch nicht zu einer theoretischen Untersuchung dieser Veränderungen hinreichend zu seyn."

Dieser Ausspruch des strengen Mathematikers ist aber zu hart; vielmehr scheint mir unser, bis jetzt errungenes Wissen, obgleich noch lange kein aprioriſches Erkennen, doch keineswegs so ganz ungenügend, daß wir nicht einmal wagen dürften, eine Theorie des Tonspiels der Tonlöcher aufzustellen.

§. 16. Die Höhe des Tons einer Röhre richtet sich, wie wir wissen, hauptsächlich nach ihrer Länge, gemessen von dem ersten Ende, an welchem die Tonerregung geschieht, bis zu der andern Öfnung, durch welche die in der Röhre enthaltne Luftsäule wieder mit der äußern Luft zusammenhängt (§. 6.).

Wenn ich daher an einer z. B. zwei Fuß langen Röhre A — B



in der Mitte ihrer Länge ein (gehörig weites) Loch b bohre, durch welches die Luftsäule schon in der Hälfte ihrer Länge bei b wieder eben so gut mit der äußern Luft zusammenhängt, als sie zuvor erst bei B damit zusammenhing, so ist es gerade so gut, als wäre schon hier bei b das zweite Ende, als wäre die Röhre da, wo das Tonloch b ist, abgeschnitten, und folglich nur halb so lang, nur Einen Schuh lang. Das Tonloch b gilt, so wie ich es öfne, als zweites Ende der Röhre, und durch dieses Mittel kann ich also, je nachdem ich ein Tonloch öfne oder verschließe, eine und dieselbe Röhre nach Willkür augenblicklich bald die Dienste einer langen, bald wieder einer kürzern verrichten lassen, und die so, an diesem oder jenem Orte eines Blasinstruments angebrachten Tonlöcher wirken also eben das, was bei der Posaune die verschiednen Züge.

Die Instrumente, deren Tonspiel auf solchem Öfnen und Schließen von Tonlöchern beruht, sind: die Flöte, alle Instrumente die wir oben (§. 5.) pfeifenartige Instrumente nanten (die blos eintönige Orgelpfeife ausgenommen) und auch alle Zungeninstrumente; unter den Instrumenten mit kesselförmigen Mundstücken ist, nächst dem veralteten Zinken und der Klappentrompete, das Serpent das einzige gebräuchliche, welches durch Tonlöcher regirt wird.

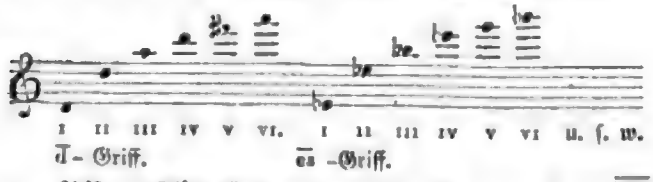
§. 17. Indem wir nun die Grundsätze aufsuchen, auf welchen das Tonspiel dieser ganzen Klasse von Instrumenten beruht, werden wir das Gesagte möglichst durch Beispiele belegen, um es dadurch in der Anwendung anschauen zu lassen. Da es indessen zu weitläufig seyn würde, die Anwendung jedesmal durch ein Beispiel von jeder einzelen Gattung solcher Instrumente zu belegen, dies auch größtentheils ganz entbehrlich ist, indem alle Instrumente mit Tonlöchern einander im Wesentlichen so ähnlich sind, daß sich jedes Beispiel meistens von dem Einen auf alle andren leicht übertragen und anwenden läßt, — so werde ich auch häufig nur Ein Instrument als Beispiel anführen, und zwar größtentheils die Flöte, weil dieses Instrument nicht nur so ziemlich das einfachste

Digitized by Google

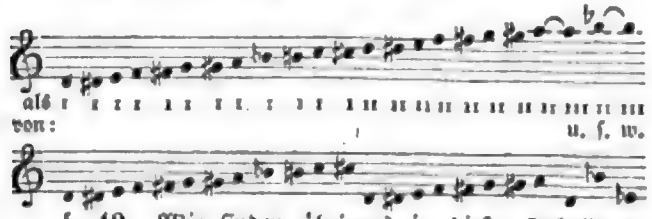
und vollkomste, sondern hauptsächlich auch, weil es das am allgemeinsten bekante ist.

§. 18. Die Tonlöcher der Blasinstrumente sind, wie wir vorhin bemerkten, sehr treffend den Zügen der Posaunen zu vergleichen, indem durch Öfnen oder Schliessen derselben die Röhre eben so nach Willkür augenblicklich verkürzt und wieder verlängert werden kann, wie dies bei der Posaune durch Hinein- und Herausschieben geschieht. Was dort die verschiednen Züge wirken, das wirken hier die verschiednen Griffe; und die Tonleiter der Blasinstrumente mit Tonlöchern entsteht also ganz auf ähnliche Art, wie die der Posaune. Ich will die Art, wie diese Zusammensetzung geschieht, hier nur beispielweise andeuten.

Wenn man sämtliche Löcher der Flöte verschließet, so gibt sie, als Grundton an, den Ton $\bar{d}$, weshalb wir diesen Griff billig den $\bar{d}$-Griff nennen. Mit eben diesem Griffe lassen sich aber auch die Beitöne $\bar{\bar{d}}$, $\bar{a}$, $\bar{\bar{d}}$, $\bar{fis}$, u. s. w. angeben, und eben so mit dem $\bar{dis}$- oder $\bar{es}$-Griffe (d. h. bei Öfnung der untersten Klappe) die Töne $\bar{es}$, $\bar{\bar{es}}$, $\bar{b}$ u. s. w. — mit dem $\bar{e}$-Griffe die Töne $\bar{e}$, $\bar{\bar{e}}$, $\bar{h}$, u. s. w. (vergl. den Art. **Beitöne**, §. 9.



Auf der Flöte sind demnach die Töne von $\bar{d}$ bis $\bar{\bar{cis}}$ Grundtöne der Röhre, der Ton $\bar{\bar{d}}$ aber erklingt nicht als Grundton, sondern immer nur als II des $\bar{d}$-Griffes, — $\bar{\bar{es}}$ als II des $\bar{es}$-Griffes, u. s. w.



§. 19. Wir finden übrigens in dieser Tabelle der Flötentöne eben so, wie man es auf den Posaunen findet, unter andern auch Doubletten eines und desselben Tons, z. B. den Ton $\bar{a}$ einmal als II vom $\bar{a}$-Griffe, nämlich so:

und noch einmal als III von $\bar{d}$-Griffe, so:

kurz, die Tonleiter der Blasinstrumente mit Tonlöchern entsteht ganz nach denselben Grundsätzen, wie die der Posaunen. Nur Eine wesentliche Verschiedenheit ist dabei gleich hier anzumerken, weil sie, wie wir sehen werden, folgenreich ist.

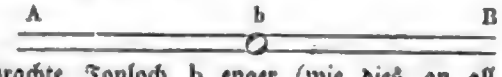
Von der Posaune fodert man nämlich nirgend einen Grundton (I) der Röhre, sondern überall nur Beitöne (II, III, IV, u. s. w.), auch der tiefste Ton der Posaune ist nur II, d. h. die Octave von I, des eigentlichen Grundtons ihrer Röhre; wol aber ist bei allen unsern Blasinstrumenten mit Tonlöchern auch auf Grundtöne gerechnet. Auf der Flöte z. B. ist das tiefe $\bar{d}$, wie vorhin erwähnt, der eigentliche Grundton (I) der Röhre nach ihrer ganzen Länge gerechnet, das $\bar{dis}$ ist Grundton der Röhre nach ihrer Länge vom ersten Ende bis zum Loche der dis-Klappe, eben so $\bar{e}$, $\bar{fis}$, $\bar{g}$, $\bar{a}$, $\bar{h}$, $\bar{cis}$ (und auf der Klappenflöte auch ebenso $\bar{f}$, $\bar{gis}$, $\bar{b}$, und $\bar{c}$.), und folglich alle Töne der ersten Octave durchgängig I, erst der erste Ton der 2ten, das $\bar{\bar{d}}$ ist ein Beiton, nämlich II von $\bar{d}$, $\bar{\bar{es}}$ von $\bar{es}$, u. s. w.

Solche Blasinstrumente müssen also auch beträchtlich weit, im Verhältniß gegen ihre Länge gebaut werden, um den Grundton gut ansprechen zu können (Art. **Beitöne**, §. 9.). Dadurch verlieren aber auf der andern Seite begreiflich ihre höheren Beitöne an guter Ansprache, und kommen theils hohl und dumpf heraus, theils sogar falsch, oder sie wollen auch wol gar nicht ansprechen, sofern man ihnen nicht durch künstliche Applikaturen zu Hilfe komt. Dieses, so wie manches andre, was sonst hier noch räthselhaft scheinen möchte, wird sich weiter unten befriedigender aufklären.

§. 12. Das Mittel, den Tonreichthum durch Tonlöcher zu vermehren, hat vor den drei übrigen bisher aufgezählten Mitteln hauptsächlich den Vorzug, daß es nicht nur leichter und geschwinder ausgeübt werden kann, und überhaupt mit weniger Schwierigkeit verbunden ist, als z. B. das Stopfen beim Waldhorn, oder das Schieben und Ziehen bei der Posaune, und daß es folglich weit mehr Geschwindigkeit und Nettigkeit gewährt, sondern daß es auch vollkomner wirkt, als die meisten dieser früher erwähnten.

Es treten indessen doch auch hiebei zwei nicht unbedeutende Schwierigkeiten und Unvollkommenheiten ein.

§. 21. 1) Ich sagte, die Töne einer Röhre hängen ab von ihrer Länge, vom ersten Ende bis zum betreffenden Tonloche (§. 16). Diese Rechnung ist aber nur dann ganz wahr, wenn das Tonloch wenigstens eben so weit ist, wie die Röhre selbst (§. 7). Ist hingegen das an der Röhre A — B



angebrachte Tonloch b enger (wie dies an all unsern Blasinstrumenten der Fall ist,) so trift die Rechnung nicht mehr zu, sondern das unterhalb des Lochs befindliche Stück b — B (welches zwar eigentlich als weggeschnitten und gar nicht vorhanden gelten sollte, in der That aber, statt wirklich weggeschnitten zu seyn, denn doch noch dran sitzt und den Ausgang mit verengen hilft,) behält noch fortwährenden Einfluß auf den obern, geltenden klingenden Theil der Röhre, und wirkt ungefähr auf ähn-

Digitized by Google

liche Art, wie die, die Öfnung des zweiten Endes verengende Hand in dem im §. 7. angeführten Beispiele. Jeder aus einem solchen kleinen Tonloche hervorgehende Ton ist also eben das, was ein gestopfter Ton z. B. auf dem Waldhorn, und folglich tiefer als er sonst (nach der Länge der Luftsäule von A bis b gerechnet), seyn würde.

Ein recht anschauliches Beispiel, wie entscheidend die Größe des Tonloches ist, gewährt das Clarinett. An demselben sitzt das g– (oder d̄–) Loch des rechten kleinen Fingers viel höher oben, als das Loch der gis– (oder dis̄–) Klappe, allein jenes ist viel kleiner als dieses; wenn man daher das höher sitzende aber engere g–Loch verstopft, und das tiefere aber größere Loch der gis–Klappe öfnet, so ertönt eben so der Ton g, als wenn man jenes offen und die Klappe geschlossen läßt; und zwar ist das erstere g noch klangvoller als das letztere. Auf gleiche Weise giebt die ā–Klappe des linken Zeigefingers den Ton ā, die b̄–Klappe des linken Daums aber, wenn sie ohne die ā–Klappe geöfnet wird, nur den Ton aa, obgleich das Loch dieser letztern Klappe viel höher ist als das der ā–Klappe.

§. 22. Die aus so kleinen Tonlöchern hervorgehenden, als gestopft zu betrachtenden, Töne, sind aber eben darum nicht nur tiefer, als sie, der Lage des Tonlochs nach, seyn müssen, sondern zugleich auch immer matter und stumpfer als andre.

Was das Tieferwerden des Tons betrift, so ist diesem Umstande wol leicht abzuhelfen, und auch wirklich an unsern Blasinstrumenten dadurch hinreichend abgeholfen, daß die Löcher alle um soviel näher gegen das erste Ende der Röhre zu angebracht sind, als erfoderlich ist um die Kleinheit ihres Durchmessers zu ersetzen; allein die aus solcher Kleinheit des Lochs zugleich entspringende Stumpfheit und Mattigkeit des Klanges bleibt größtentheils nach wie vor, und verursacht hauptsächlich die fühlbare Ungleichheit, die unter den Tönen fast aller Instrumente dieser Gattung herrscht. Am auffallendsten ist diese Klanglosigkeit und Mattigkeit bei dem ē oder e der Flöte, und dem A oder a des Fagottes, weil das viel zu hoch sizzende ē– oder A–Loch viel zu eng ist.

Im vorhin angeführten Beispiel ist zwar das g des Klarinettes in der That bei weitem nicht so stark und hell als das gis, aber doch nicht eben schlecht, weil hier der Schallbecher, durch welchen, bei Schließung aller obern Löcher, der Klang großentheils mit ausströmen muß, demselben wieder einigen Ersatz an Kraft gewährt (§. 7).

Um indeß das Übel von Grund aus zu tilgen, müßte man jedes Tonloch wirklich an die ihm gebührende Stelle setzen, und ihm einen so großen Durchmesser geben, daß das übrige abgeschnittene untere Stück der Röhre, das Stück Bb, auf die übrige Röhre, auf das Stück A — b, gar keinen Einfluß mehr ausüben könte; dann würde z. B. auf der Flöte das ē verhältnißmäßig eben so voll und stark klingen, wie das d̄, das fis wie jenes ē, u. s. w.

Mancher wird vielleicht fragen: wo nehmen wir aber Finger her, um so große Tonlöcher zu decken? — und — wenn wir z. B. das ē–Loch der Flöte so weit hinunter verlegen, wie soll der dazu bestimte Finger dies so weit unten liegende Loch erreichen?

Beide Besorgnisse sind höchst geringfügig. Ist der Finger nicht breit genug, ein so großes Loch zu decken, nun so decke man es durch eine Klappe, die man mit dem Finger regirt; man hat damit zugleich den Vortheil gewonnen, daß alsdann auch die große Entfernung des Tonlochs von dem dazu bestimten Finger keine Unbequemlichkeit mehr verursachen kann, indem man den Stiel der Klappe aus jeder beliebigen Entfernung bequem bis zu dem dazu bestimten Finger in gerader oder gekrümter Richtung, herbeiführen kann.

Ich meine übrigens hier, wie man leicht erräth, offene Klappen, d. h. nicht solche, welche durch den Druck des Fingers sich öfnen, sondern sich schließen, welche auch nicht die Unannehmlichkeit an sich haben, zuweilen nicht vollkommen genug zu schließen.

Wer also z. B. das magre ē seiner Flöte in einen gesunden vollen Ton zu verwandeln wünscht, der darf nur das, bisher viel zu hoch sitzende und darum viel zu enge ē–Loch unterdrücken, dafür ein recht weites weiter nach unten zu, etwa gleich unter dem Ringe des Fußstückes, bohren, über demselben eine ofne Klappe anbringen und den Stiel derselben dahin führen, wo bisher das ē–Loch saß; die Applikatur bleibt nach wie vor die nämliche. Das gleiche Verfahren ist eben so leicht auf Fagott, Klarinett und Oboe anwendbar.

§. 23. Ausführbar ist also allerdings eine solche Einrichtung der Tonlöcher und auch naturgemäßer; indessen will ich darum doch nicht sagen, daß man alle Löcher aller Instrumente wirklich so groß machen solle; denn theils äußert sich die üble Wirkung der Kleinheit des Tonlochs bei weitem nicht an allen Tönen so merklich, sondern hauptsächlich nur am ē der Flöte, und am A des Fagotts (etwas weniger arg am e der Oboe und am a des Klarinetts, wo das benachbarte g– oder d̄–Loch und der Schalltrichter dem Klange wieder etwas aufhelfen) theils entspringt aus solcher Kleinheit der übrigen Tonlöcher auch wieder eine Bequemlichkeit, auf die wir zurückkommen werden (§. 31.), und die ich doch auch nicht aufgegeben wissen möchte.

Nur aber in Ansehung des ē der Flöte und der Oboe und des a und A des Klarinettes und Fagotts, wo obige beschränkende Rücksicht wegfällt (§. 31), möchte ich die angegebne Verlegung und Vergrößerung des besagten Tonlochs unbedingt empfehlen. (In der That hat auch der sehr vorzügliche Fagottist Herr Karl Almenröder aus Köln diese, von mir zuerst in Nr. 5. der Leipz. allgem. Musik.-Zeitung v. Jan. 1816 bekant gemachte Idee, an den seitdem vielfältig unter seiner Aufsicht angefertigt werdenden Fagotten, mit dem glücklichsten Erfolge ausgeführt. Bemerkenswerth ist, daß, seiner Versicherung nach, statt eines großen Tonloches, zwei kleinere sich vorzüglicher bewähren. — Auch andere in diesem Art. vorgeschlagene Verbesserungen hat er an

Digitized by Google

seinen Instrumenten, welche zum Theil bis funfzehn Klappen tragen, sehr sinnig ausgeführt.)

§. 24. 2. Wir haben bis hieher das Eine der beiden Hauptübel betrachtet, welche allen Blasinstrumenten mit Tonlöchern ankleben, und die Art angegeben, es so viel thunlich unschädlich zu machen. Beachten wir nun auch das zweite.

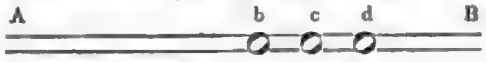
Unsre Blasinstrumente mit Tonlöchern laboriren sämtlich an einer Beschwerde, welche die Posaunisten so glücklich vermieden haben; denn da bei all diesen Instrumenten auf die Grundtöne der Röhre, auf den Ton I, mitgerechnet ist, so müßten, um die eine ganze Oktave betragende Lücke zwischen dem Grundton I und dem nächsten Beitone II (z. B. auf der Flöte, zwischen $\bar{d}$ und d, auf dem Klarinette, zwischen e und $\bar{e}$, auf dem Fagotte, zwischen Contra-B und groß B) auszufüllen, nicht weniger als eilf Tonlöcher angebracht werden. Nun aber haben wir, um solche eilf Löcher zu behandeln, leider mehr nicht als zehn Finger, wovon noch obendrein meistens einer oder mehre damit beschäftigt seyn müssen, das Instrument zu halten, und daher wenig oder gar nicht zum Regiren der Tonlöcher verwendet werden können.

Dieser Umstand setzt uns in die unangenehme Verlegenheit, uns entweder, so gut es gehen mag, mit wenigeren Tonlöchern zu behelfen, als eigentlich erfoderlich wären, oder — viele Löcher, mit wenigen Fingern, so gut es gehen mag, zu bestreiten.

Beide Mittel sind versucht, beide kommen bei unsern Blasinstrumenten wirklich im Gebrauche vor; ersteres z. B. bei der sogenanten Flöte ohne Klappen (d. h. blos mit dis-Klappe) — letzteres bei der sogenanten Klappenflöte (d. h. Flöte mit dis-, f-, gis-, b- und c-Loch).

A) Blasinstrumente mit wenigen Tonlöchern.

§. 25. Die Möglichkeit mittelst weniger als eilf Tonlöchern doch die zwölf Töne der ersten Oktave herauszubringen, stützt sich auf den oben §. 21 bemerkten Umstand. Wenn näml. z. B. auf der Röhre A — B



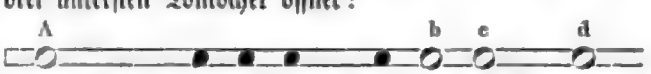
die drei Löcher, b, c und d, offen sind, so stellt zwar das oberste offene Tonloch b nunmehr das zweite Ende der Röhre vor, und diese ist anzusehen als wäre sie bei b abgeschnitten, und als wär A — b ihre ganze Länge; allein, wenn das Tonloch b nicht sehr groß ist, so behält das abgeschnittene Stück b — B doch immer noch Einfluß auf das geltende tönende Stück A — b, und wirkt noch als eine Art halber Deckung, ungefähr so wie eine vorgehaltne hohle Hand; kurz es versperrt die zweite Mündung noch wenigstens immer mehr als wenn es wirklich weggeschnitten wäre, und macht also den Ton merklich tiefer, als er sonst seyn würde.

Diese halbe Deckung wird aber desto unvollkommener, je mehr das Stück b — B durchlöchert ist, und umgekehrt wieder stärker, wenn die daran befindlichen Löcher geschlossen werden.

Wenn ich also die Löcher c und d schließe, so wird der Ton noch merklich tiefer werden, als wenn ich sie offen ließe, zwar vielleicht nicht ganz so tief, als wenn b geschlossen und erst c offen wäre, aber doch vielleicht eben so tief, als wäre b geschlossen und dafür ein Tonloch zwischen b und c offen.

Auf diese Art ist also ein Tonloch zwischen b und c gewissermaßen ersetzt und gespart, indem wir uns, statt des natürlichen Tones, den ein eignes Tonloch zwischen b und c gewähren würde, mit einem erkünstelten gedeckten Tone behelfen, ähnlich einem gestopften Waldhorntone, der durch Erniederung des benachbarten höhern gebildet wird.

§. 26. Ich will ein Beispiel aus der wirklichen Anwendung entlehnen. Die Flöte gibt, wenn man die drei untersten Tonlöcher öffnet:



(wo also der geltende tönende Theil der Röhre nicht länger ist als von A bis zum geltenden obersten geöffneten Tonloche b) den Ton fis. Läßt man nun das für fis geltende Tonloch b zwar offen, schließt aber die unterhalb b befindlichen Löcher c und d:

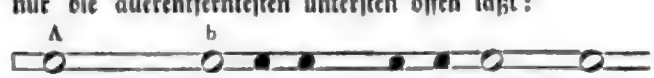
so wird durch solches Decken oder Stopfen, das ursprüngliche fis zu $\bar{f}$ erniedert, und so ist demnach ein eignes Tonloch für den Ton $\bar{f}$, (die $\bar{f}$-Klappe) gewissermaßen entbehrlich gemacht, sofern man sich statt des natürlichen $\bar{f}$, den ein solches Tonloch geben würde, damit behelfen will, ein künstliches $\bar{f}$ aus dem durch Stopfen erniederten fis zu bilden.

Ein viel stärkeres, und vielleicht wenigen Flötisten bekantes Beispiel von Deckung ist folgendes: Die Flöte gibt, wie bekant, bei Öfnung aller Tonlöcher:

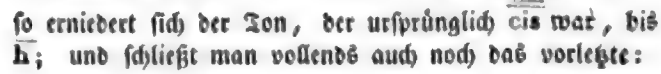
(wo also der geltende tönende Theil der Röhre nicht länger ist, als von A bis zum geltenden obersten Tonloche b), den Ton $\bar{\bar{cis}}$: läßt man das obere geltende Tonloch zwar offen, schließt aber einige am abgeschnittenen Theil unterhalb b, etwa so:

oder so:

u. dgl., so wird dadurch jenes $\bar{\bar{cis}}$ schon bis zu $\bar{c}$ erniedert. Noch mehr! wenn man nächst dem obersten Tonloche nur die allerentferntesten untersten offen läßt:



so erniedert sich der Ton, der ursprünglich $\bar{\bar{cis}}$ war, bis $\bar{h}$; und schließt man vollends auch noch das vorletzte:



so erhält man (wenigstens auf den meisten gut anspre-

Digitized by Google

chenden Flöten, sogar ein wirkliches $\overline{\overline{b}}$, welches freilich nur gar matt und erbärmlich klingt, und auch nur ganz leise gleichsam nur angehaucht seyn will. Ja, mit einiger Mühe und Geduld ist mir sogar gelungen, auf demselben Wege gar noch $\overline{a}$ zu erzeugen, indem ich vollends auch noch die dis-Klappe schloß.

auf welchen Griff sonst $\overline{d}$ anzusprechen pflegt.

Eben so blos durch Deckung eines oder mehrer Löcher unterhalb b, entstehen auf der Flöte ohne Klappen folgende Töne: das $\overline{gis}$ oder $\overline{as}$ durch Stopfen oder Decken des Tons $\overline{a}$, das $\overline{b}$ durch Decken von $\overline{h}$. Das $\overline{h}$ selbst kann, so wie auch das $\overline{b}$ und sogar das $\overline{a}$ durch Erniederung von cis gebildet werden, das $\overline{a}$ auch wol durch Erniederung von $\overline{h}$, nämlich so:

Eben so ist auf dem Clarinett das $\overline{gis}$ (wenn es nicht durch eine eigne gis-Klappe, oder etwa blos mit der obersten sogenanten b-Klappe gegriffen wird, in welchem letztern Fall es eigentlich ein durch Schließung der a-Klappe erniedertes $\overline{b}$ ist), ein erbärmlich mattes, durch starkes Stopfen sehr erniedertes $\overline{a}$, das es ein schlechtes erniedertes $\overline{e}$, das $\overline{cis}$ ein ähnliches erniedertes $\overline{d}$, das b ein kraftloses erniedertes h u. s. w.

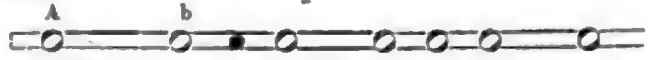
Die Oboe ist fast übereinstimmend mit der Flöte, nur daß die durch Stopfen gebildeten Oboen-Töne $\overline{f}$ und $\overline{b}$ noch ziemlich klangvoll und kräftig sind; desto unvollkomner auf der Oboe ohne gis-Klappe das durch Erniederung von $\overline{a}$ gebildete gis, welchem abzuhelfen man statt eines $\overline{a}$-Loches von gewöhnlicher Größe, zwei halb so große nebeneinander setzt, und für $\overline{a}$ beide, für as oder gis aber nur eines öffnet.

Auf dem Fagott ist (wenn es keine eignen Klappen für B, cis und dis hat), der Ton B nur ein gedecktes H, cis ein gestopftes d, dis ein gestopftes e, u. s. w. Überdies kommen auch die Töne Fis, F, und E, für welche sonst eigne Tonlöcher da sind, nach Belieben ebenfalls blos durch Stopfen erreicht werden, nämlich Fis ohne Fis-Klappe dadurch, daß man G greift, und dabei auch noch das Tonloch des rechten Daums schließt — F, wenn man zum gewöhnlichen Fis-Griffe noch die sogenante D-Klappe des linken Daums zudrückt — E, wenn man zum gewöhnlichen F-Griffe eben diese D-Klappe schließt. — Eben so ertönt der Ton Cis (der sonst dem Fagotte fehlt), wenn man alle Löcher schließt, mit einziger Ausnahme des, zwischen den zwei langen Klappen des linken Daums liegenden vorletzten, woraus man sieht, daß der Ton Cis dem Fagotte nur darum fehlt, weil es dem linken Daumen nicht wol möglich ist, seine beiden langen Klappen zu schließen, und das dazwischen liegende Loch offen zu lassen. Es müßte nicht schwer seyn, eine gabelförmige Vorrichtung anzubringen, welche die gedachten zwei Klappen allein niederdrückte, und so das Instrument nicht nur um einen Ton bereicherte, sondern dadurch zugleich die verdrüßliche Lücke zwischen C und D ausfüllte, welche sonst nur höchst mühsam und unsicher, mittelst Bedeckung blos des halben Loches, oder mittelst Nachhilfe durch den Lippenansatz, ausgefüllt werden kann. (Auch dieser Vorschlag ist, seit seiner frühern ersten Bekantmachung a. angef. O., von dem erwähnten Herrn Almenröder ausgeführt worden.)

Aus allen bisherigen Beispielen wird man übrigens leicht bemerkt haben, daß das Öfnen oder Schließen eines Lochs unterhalb b, (also am Stücke b — B), zwar immer den Ton mehr oder weniger erniedert, daß aber immer die zunächst unterhalb b gelegnen Löcher, wie natürlich, weit stärker wirken, als die entferntern; ja! wenn mehre nahe unterhalb b gelegne Löcher offen sind, so äußert alsdann das Öfnen oder Schließen der noch entferntern fast gar keine Wirkung mehr. Darum bleibt z. B. auf der Flöte der Ton $\overline{\overline{cis}}$

fast ganz unverändert, wenn man sogar alle vier untern Löcher schließt, wenn nur die zwei nächsten unterhalb b offen bleiben,

indeß das Schließen allein des nächsten Loches unterhalb b,



das $\overline{\overline{cis}}$ schon beinahe in $\overline{\overline{c}}$ verwandelt.

Solche willkürliche Löcher unterhalb b, (also am Stücke b — B), sind übrigens nicht zu verwechseln mit einer ganz andern Gattung willkürlicher Löcher oberhalb b, (also am Stück A — b der Röhre), die wir weiter unten werden kennen lernen. (§. 35.)

§. 28. Es versteht sich von selbst, daß der Ton, welchen das unterste Tonloch eines Blasinstruments gibt, nicht auf die im vorigen §. beschriebene Art erniedert werden kann. Darum wäre also z. B. auf einer Flöte, welche kein dis-Loch (dis-Klappe) hätte, auf der also das e-Loch unterstes Tonloch wäre, der Ton $\overline{dis}$ gar nicht zu erhalten, auch nicht als gestopfter Ton: es müßte ein, durch Stopfen eines oder einiger Löcher unterhalb des e-Loches erniedertes $\overline{e}$ seyn, indeß das e-Loch doch selbst das unterste wäre. Wol aber ist auf der Oboe der Ton $\overline{dis}$ ohne $\overline{dis}$-Klappe zu erlangen, wenn man $\overline{e}$ greift, und dabei die unterhalb des $\overline{e}$-Loches sonst offen stehende sogenante große $\overline{e}$-Klappe schließt. Auf ähnliche Art sind auf dem Klarinette die Töne gis und $\overline{\overline{dis}}$ ohne Hilfe der gis- oder $\overline{\overline{dis}}$-Klappe zu erlangen, wenn man zum a- oder $\overline{e}$-Griffe, noch das Loch des rechten kleinen Fingers schließt, — ebenso auf dem Fagotte der Ton gis, wenn man zum a-Griffe die sogenante große F-Klappe des rechten kleinen Fingers zudrückt. — Hingegen fehlt, aus glei-

Digitized by Google

chem Grunde, warum auf einer Flöte ohne dis-Klappe kein dis möglich wäre, der Oboe ohne eigne cis-Klappe der Ton cis zwischen c und d; aus gleichem Grunde dem Fagotte das Contra-H zwischen Contra-B und C.

B) Blasinstrumente mit allen Tonlöchern.

§. 29. Die große Unvollkommenheit eines Blasinstruments, das sich mit so mühsam erkünstelten und doch so mangelhaften Tönen behelfen soll, wie die, in der vorigen Abtheilung betrachteten, ist zu fühlbar, als daß man sich nicht bald hätte entschließen sollen, seine Zuflucht lieber zu dem andern, an sich weit einfachern und natürlichen Mittel zu nehmen; nämlich dem Instrumente wirklich so viele Tonlöcher zu geben, als ihm eigentlich gehören, damit es des Nothbehelfs erkünstelter, gedeckter Töne, mit denen man sich bisher elend genug beholfen, nicht mehr bedürfe. Allein, um von einem solchen Instrumente Gebrauch machen zu können, war vor allem nöthig, auf Mittel zu sinnen, so viele Löcher mit wenigen Fingern möglichst zu bestreiten. Das Mittel, dieses möglich zu machen, fand man in verschiedenen Arten geschloßner oder auch selbst offner Klappen. So entstand z. B. die Klappenflöte, mit sechs offnen Tonlöchern für die sechs Hauptfinger mit dis- f- gis- und b-Klappe, und einem Tonloch, mit oder ohne Klappe, für c, zusammen eilf Tonlöchern;

so die Oboe mit denselben Löchern und Klappen, nebst noch c und cis, das Klarinett mit Klappen für b, cis, dis, f und etwa gis, und das Fagott mit Klappen für B, cis-, dis-, und a. — Ein solches, mit allen erfoderlichen Tonlöchern versehenes Instrument, ist im Grunde allemal weit naturgemäßer, und eben darum offenbar einfacher, als z. B. die, sehr unverdiente sogenante, einfache Flöte ohne Klappen; und es wäre, mit der geringen (oben §. 23) angegebnen Modification, wirklich beinahe vollkommen zu nennen, wäre nur das Regiren so vieler Tonlöcher mit wenigen Fingern keine so beschwerliche Arbeit, indem dabei nothwendiger Weise Ein Finger oft in den Fall komt, zwei Löcher zu regiren — eines, durch unmittelbares Decken mit der Fingerspitze, und ein zweites, mittelst einer Klappe; wo er dann freilich meistens das Eine nicht behandeln kann, ohne das Andre zu verlassen, die Klappe nicht erreichen kann, ohne das Loch offen zu lassen, und umgekehrt, dieses nicht decken, ohne jene ihrem Schicksal zu überlassen. Dies Herüber- und Hinüberspringen eines und desselben Fingers bald vom Stiel der Klappe auf das Tonloch, und bald von diesem hinauf auf den Stiel der Klappe, hat, außer der Beschwerlichkeit, auch insbesondere noch den Nachtheil, daß es dabei zuweilen unmöglich wird, zwei Töne zusammen zu schleifen, ohne daß ein ungehöriger Zwischenton dabei hörbar würde. So ist es z. B. auf der Flöte unmöglich, die Töne d - f, oder es - f (wenn f mit der f-Klappe des rechten Ringfingers gegriffen werden soll), zusammen zu schleifen, ohne daß der Ton e dazwischen hörbar werde u. s. w. Eben so mißlich sind z. B. auf der Oboe die Bindungen: c - es, d - f, u. s. w. — auf der Klarinette: f - as, fis - gis, e - gis, e - fis, c - es, cis - dis, h - dis, fis - b, h - cis, und umgekehrt, alle Schleifung irgend eines Tones der untern Octave zu den Tönen a oder b, fast alle Bindungen von diesen Tönen zu höhern, und noch mehr von höhern zu jenen, die Bindung von g oder as zu b, wenn letzteres mit der Klappe des rechten Ringfingers gegriffen werden soll, und noch eine Menge andrer ähnlicher Bindungen —; auf dem Fagott alle Bindungen des, mit einer Klappe des rechten Ringfingers gegriffenen Tones B mit irgend einem, der tiefer ist als A, und umgekehrt, — jede Bindung des Tones Fis mit irgend einem Tone, der tiefer ist als F, und umgekehrt, und noch mehre ähnliche mangelhafte Bindungen, die ich um so weniger hier vollständig aufzuzählen brauche, da sie jeder Instrumentist nur zu sehr erfährt.

§. 30. Dies Register von Unvollkommenheiten, welche auch dem durch Klappen vervollkomneten Blasinstrumente noch ankleben, ist nun freilich, noch immer groß genug: allein die Verbesserung, ist sie auch gleich noch keine Vervollkomnung, behält doch immer einen sehr großen Werth, zumal da sich die übrig bleibenden Unvollkommenheiten auch wieder, theils heben, theils umgehen lassen.

Erstens nämlich läßt sich manche derselben dadurch beseitigen, daß man eine Klappe doppelt anbringt, oder, was zuweilen noch einfacher ist, einer Klappe zwei, nach verschiedenen Fingern hinlaufende Stiele gibt, so daß ein, vorkommenden Falls allzu beschäftigter Finger durch einen andern eben müßigen etwa abgelöset werden kann. So macht z. B. auf der Flöte ein nach dem linken kleinen Finger hinlaufender Stiel der f-Klappe die Schleifung d - f leicht möglich; so kann die b-Klappe bald mit dem rechten Zeigefinger, bald mit dem Ringfinger der linken Hand, bald mit dem linken Daumen regirt werden; eben dies läßt sich auf andere Instrumente anwenden; namentlich möchte ich jedem Klarinettisten eine doppelte Klappe für b, wo nicht auch für a, sehr empfehlen.

§. 31. Zweitens aber läßt sich das Übel da, wo es auch durch das eben erwähnte Mittel noch nicht hinlänglich gehoben wird, wenigstens größten Theils dadurch bekantlich umgehen, daß man sich gleichwol für diesmal mit einem gestopften Tone behilft, und also, wenn z. B. auf der Flöte d und f zusammen geschleift werden sollen, das f nicht mit der Klappe, sondern mit sogenanter Gabel greift; so wie es auf der Flöte ohne f-Klappe immer gegriffen wird. — Ebenso kann man auf dem Fagotte die tiefen Töne E und Fis zusammenschleifen, wenn man das E auf die im §. 26. angegebene Art greift; ebenso die Töne Fis und Gis, wenn man sich des ebendaselbst angegebenen Fis-Griffes bedient. — Diese Vermischung bald dieser bald jener Applicatur, dies Ablösen verschiedener Griffe eines und desselben Tons, nach Bedürfniß der verschiednen Fälle,

Digitized by Google

gewährt große Erleichterung; und dies ist eben der Grund, warum ich oben (§. 23.), nicht habe rathen wollen, den Blasinstrumenten durchgängig weite Tonlöcher zu machen, weil nämlich dadurch die Möglichkeit, gestopfte Töne zu erhalten, verloren gehen würde (§. 21, 25.). Nur auf Verlegung und Vergrößerung des e-Loches der Flöte, und der correspondirenden Löcher a und A des Klarinetts und des Fagotts, habe ich gedrungen, weil bei diesem Tonloche gerade die beiden Umstände glücklich zusammentreffen, daß dasselbe nöthiger, als jedes andre, einer Verlegung und Vergrößerung bedarf, und daß durch Vergrößerung gerade dieses Lochs kein gestopfter Ton verloren geht, indem unterhalb desselben kein Ton mehr gestopft zu werden braucht. (Vergl. §. 28.)

VII. Weitere Beleuchtung verschiedener Erscheinungen bei der Tonerzeugung der Blasinstrumente.

§. 32. Nachdem wir bisher die Grundsätze, nach welchen auf unsern Blasinstrumenten höhere oder tiefere Töne erscheinen, im Zusammenhange vorgetragen, wird es nun auch leicht seyn, einzele merkwürdige Erscheinungen zu erklären, und sonst scheinbar schwierige Fragen zu beantworten. Es wird aber dieser Theil unserer Betrachtung nicht allein in wissenschaftlicher Hinsicht, sondern eben so sehr jedem praktischen Instrumentisten, von Interesse seyn; indem man dadurch nicht nur die dort aufgestellte Theorie an dem Probirstein der Anwendung sich bewähren sieht, sondern auch jeder Spieler eines Blasinstrumentes dadurch eine große Menge neuer Eigenschaften seines Instruments, und neue Griffe und Applicaturen kennen lernt, die er bisher vielleicht nicht geahnet hatte. Ich will daher hier nur einige der interessantesten Resultate, und Beispiele wirklicher Anwendung der allgemeinen Grundsätze für die Behandlung der Blasinstrumente anführen.

§. 33. Wir bemerkten im Artikel Beitöne §. 10, daß alle unsere Blasinstrumente mit Tonlöchern im Verhältniß ihrer Länge ziemlich weit gebaut sind, und daß sie deshalb ganz gut den eigentlichen Grundton ihrer Röhre angeben, eben darum aber umgekehrt ihre höhern Beitöne, so wie wir sie in der Akustik anführten, nicht nur nicht ganz gern ansprechen, sondern auch etwas Erzwungenes und Hohles in ihrem Klange haben, dabei auch oft nicht rein, zuweilen etwas zu hoch, noch öfter zu tief ansprechen. Dies ist nun der Grund, warum z. B. auf der Flöte das $\overline{\overline{\overline{\text{fis}}}}$, man mag es als V des $\overline{\text{d}}$-Griffs, (§. 34.) d. h. bei Schließung aller Tonlöcher nehmen:

oder als IV des $\overline{\text{fis}}$-Griffs, so:

immer sehr tief, und beinahe $\overline{\overline{\text{f}}}$ anspricht. Als III des $\overline{\text{h}}$-Griffs:

will es gewöhnlich gar nicht ansprechen, oder etwa nur, wenn man dabei alle Klappen öfnet, wo dann ein auch wieder etwas zu tiefes $\overline{\overline{\text{fis}}}$ erscheint (vergl. §. 35.) — Das $\overline{\overline{\text{g}}}$ als V von $\overline{\text{es}}$ ist ziemlich rein:

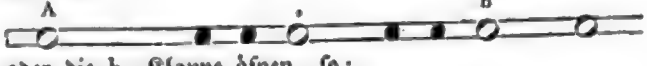
eben so als IV von $\overline{\text{g}}$:

hingegen als III von $\overline{\text{c}}$ mit dem c-Loch:

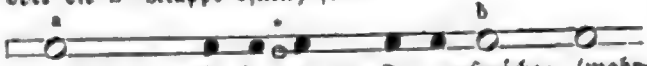
ist es zu hoch: u. s. w.

§. 34. Man wird zweitens bemerken, daß man bei den höheren Beitönen häufig ein, ja mehre Löcher oberhalb des eigentlichen Tonlochs, also an dem geltenden klingenden Theil (a-b) der Röhre, willkürlich offen lassen kann, z. B. bei dem Ton $\overline{\text{h}}$ als III von $\overline{\text{e}}$:

kann man willkürlich den linken Ringfinger auch aufheben, so:

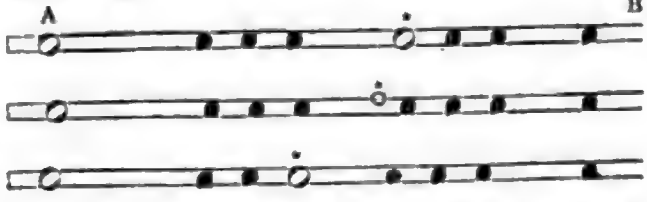


oder die b-Klappe öfnen, so:



ohne daß dadurch ein anderer Ton anspräche: (wahrscheinlich weil diese willkürlichen Tonlöcher gerade auf, oder doch nahe an Schwingungsknoten treffen.) — Ebenso läßt sich $\overline{\overline{\text{a}}}$ als III von $\overline{\text{d}}$

auch auf folgende Arten mit willkürlich geöfneten Tonlöchern angeben:



wobei ebenfalls der Ton an sich immer $\overline{\overline{\text{a}}}$ bleibt, nur allenfalls eine Schwebung höher wird.

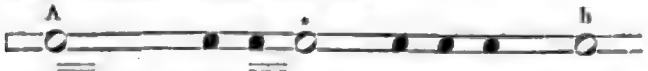
(Diese willkürlichen Tonlöcher oberhalb b oder B sind, wie man sieht, ganz etwas Anderes, als die willkürlichen, oder eigentlich nur unwirksamen, Tonlöcher unterhalb b, die wir in §. 27. kennen gelernt.)

§. 35. Eben diese willkürlichen Öfnungen gewähren denn auch nicht nur oft manche Erleichterung der Applicatur beim Spielen, sondern sie dienen als treffliches Mittel, die sonst an sich dumpfen, hohl und gezwungen klingenden, auch ungern, und oft etwas zu hoch oder zu

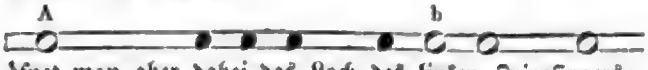
Digitized by Google

tief ansprechenden höhern Beitöne zugleich reiner und heller ansprechen zu machen. Z. B. das $\bar{b}$ als III von $\overline{es}$:

spricht hohl und schwer an; viel besser, wenn man das Loch des linken Ringfingers öfnet:



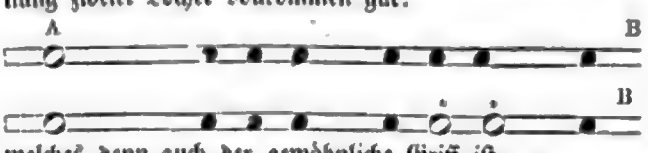
das $\overline{\overline{cis}}$ als II von $\overline{cis}$ (also mit Öfnung aller Tonlöcher) klingt in vieler Hinsicht übel; nicht viel besser klingt es als III von $\overline{fis}$:



öfnet man aber dabei das Loch des linken Zeigefingers:

so klingt es vollkommen gut, und diese Art das $\overline{\overline{cis}}$ zu greifen, ist auch die allgemein gebräuchlichste.

Eben so ist das $\bar{d}$, wie es gewöhnlich gegriffen wird, nichts Anderes, als III von $\bar{g}$ mit willkürlich aufgehobenem linken Zeigefinger; eben so $\overline{\overline{dis}}$ IV von dis, mit willkürlicher Öfnung zweier Tonlöcher. Das im §. 33. erwähnte $\overline{\overline{fis}}$, als V von $\bar{d}$, wird durch willkürliche Öfnung zweier Löcher vollkommen gut:

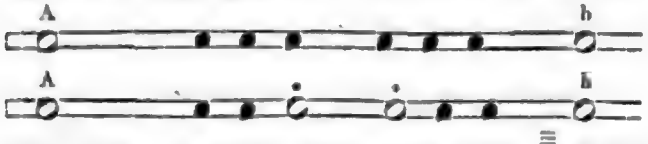


welches denn auch der gewöhnliche Griff ist.

Ganz eigen ist der gewöhnliche Griff für $\bar{e}$. Dieser Ton wird nicht als IV von e gegriffen:

noch als III von $\bar{a}$:

wiewol ein solches $\bar{e}$, wenigstens bei Öfnung der $\overline{gis}$- und $\bar{f}$-Klappe nicht eben übel klingt — sondern meistens als ein durch willkürliche Öfnung des linken Ringfingers und rechten Zeigefingers sehr erhöhetes IV von dis:

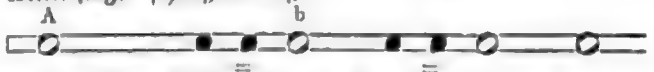


(Mir selbst genügt diese Erklärungsart dieses $\bar{e}$-Griffes nicht ganz; übrigens ist dieser Griff auch der einzige, dessen Erklärung nach unserer Theorie einige Schwierigkeit hat).

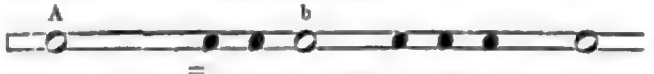
Auf dem Klarinett erleichtert das Öfnen der b-Klappe des linken Daums sehr bedeutend das Ansprechen aller Töne von $\bar{h}$ aufwärts; weshalb diese Töne denn auch fast immer nur also gegriffen zu werden pflegen, obgleich man sie wol auch ohne diese Klappe zum Ansprechen zwingen kann. (Beitöne, §. 10.)

Eben so kann man auf dem Klarinett das $\bar{f}$ als II von f willig ansprechen machen, wenn man den linken Zeigefinger aufhebt.

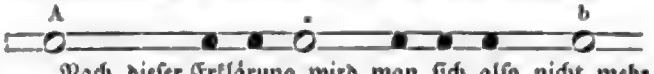
§. 36. Eine weitere, sehr merkwürdige Eigenheit der Blasinstrumente besteht darin, daß auf ihre höheren Beitöne das Stopfen und Decken gewöhnlich stärker wirkt, als auf die tiefen. So reicht z. B. auf der Flöte das Schließen des rechten Ringfingers nur sehr unvollkommen hin, das $\overline{\overline{fis}}$ in $\bar{f}$ zu verwandeln, indeß das $\overline{fis}$ eben dadurch schon ziemlich vollständig in $\bar{f}$ verwandelt wird. Eben so ist es, um $\bar{a}$ in $\overline{\overline{as}}$ zu verwandeln, hinreichend, den rechten Zeigefinger zu schließen, indeß man um $\bar{a}$ in $\overline{as}$ zu verwandeln, wenigstens auch noch den rechten Mittelfinger schließen muß:



durch welchen Griff $\bar{a}$ beinahe schon $\bar{g}$ wird: ja, ein vollständiges $\overline{as}$ erhält man eigentlich erst, wenn man auch noch den rechten Ringfinger schließt:



Auf das höhere $\bar{a}$ hingegen wirkt das Decken auch noch dieses Tonlochs so stark, daß es nun gar nicht mehr zum Ansprechen zu bringen ist, und statt dessen sich das leichter ansprechende $\bar{b}$ als III von $\overline{es}$ (§. 35.) vordrängt:



Nach dieser Erklärung wird man sich also nicht mehr darüber wundern, daß das $\bar{a}$ der untern Oktave durch Auflegen dieser drei Finger in den tiefern Ton $\overline{as}$ verwandelt wird, indeß das $\bar{a}$ der obern Oktave beim Schließen derselben drei Finger in den höhern Ton $\bar{b}$ überspringt: welches ein bis jetzt unerklärtes Phänomen war.

Um den Raum zu sparen, mögen die wenigen, bis hieher angeführten Beispiele genügen, theils als Belege für die Richtigkeit meiner Erklärungsart des Tonspiels der Blasinstrumente; theils als Beweise der Fruchtbarkeit derselben für die unmittelbare praktische Kentniß und Behandlung derselben; theils als Andeutungen, wonach jeder bei einigem weitern Nachdenken jeden Ton und Griff seines Instruments auf seine ursprüngliche Ableitung wird zurückführen und manchen neuen Griff finden, so wie manchen fehlerhaften Ton seines Instruments verbessern können. Überhaupt ist hier unbedingte Vollständigkeit und Ausführlichkeit um so weniger möglich und ortgemäß, weil hiebei gar vieles von der Individualität jedes einzelen Instruments abhängt, weshalb denn auch vielleicht manches von dem in diesem §. Angeführten schon nicht auf jeder Flöte, nicht auf jeder Oboe u. s. w. ganz genau zutrift.

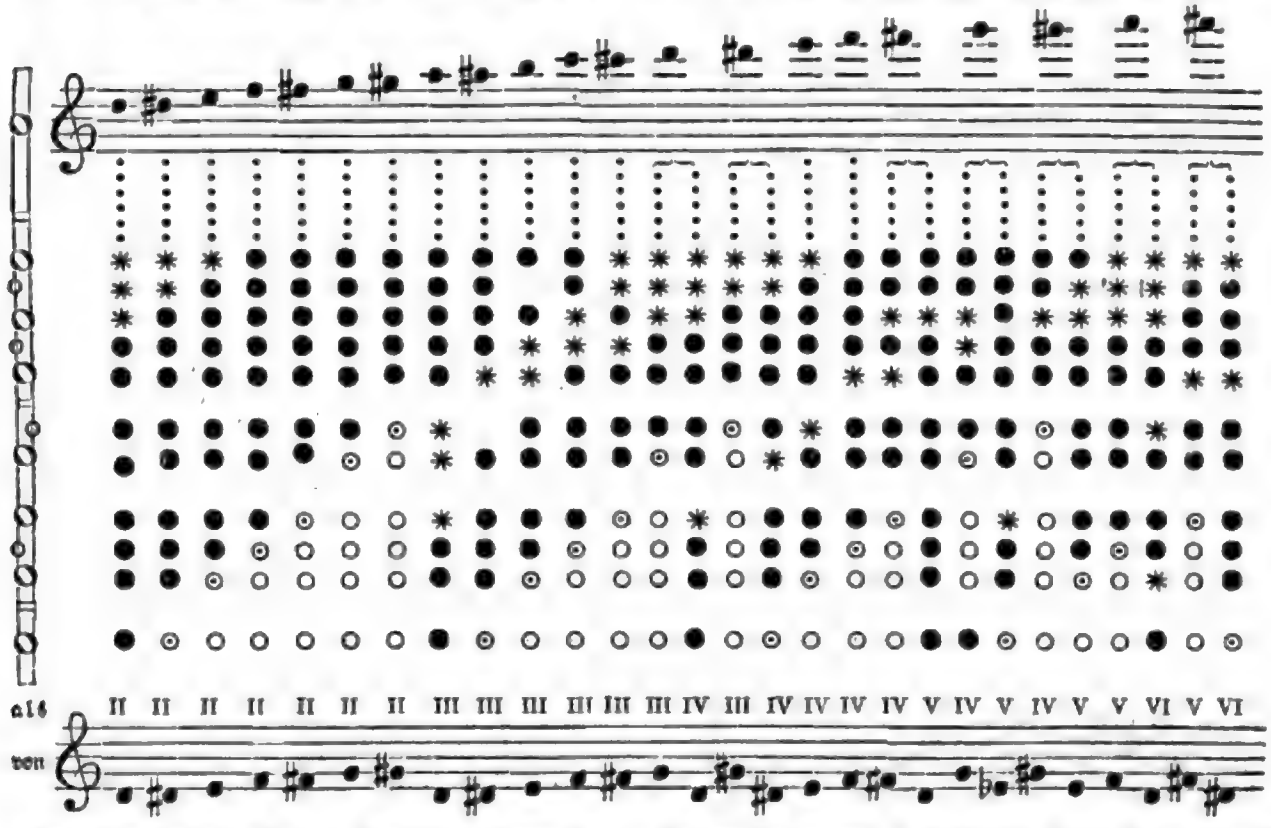
Digitized by Google

VIII. Ueber eine ganz neue Konstruktion von Blasinstrumenten mit Tonlöchern.

§. 37. Wir haben bei den bisherigen Betrachtungen gefunden, daß das Spiel unserer Blasinstrumente mit Tonlöchern nach der bestehenden Einrichtung derselben, mit gar mancher unangenehmen Schwierigkeit verbunden ist. Der Urgrund aller Unvollkommenheit, der ganzen Verwickeltheit, Künstlichkeit und Schwierigkeit liegt in der Nothwendigkeit mehrer Tonlöcher, als uns Finger zu Behandlung derselben zu Gebote stehen; welche Nothwendigkeit denn wieder einzig auf dem Umstande beruht, daß der Tonumfang dieser Instrumente schon mit dem Grundton ihrer Röhre, mit dem Ton I anhebt, nicht, wie z. B. die in diesem Stück weit bequemer berechneten Posaunen, erst mit einem Beiton II oder III.

Wenn es uns nun aber gefallen wollte, solche Instrumente ebenfalls so einzurichten, daß sie, wie die Posaune, zwar ihren Grundton nur ganz schlecht, und meinethalben ganz unbrauchbar, aber ihre Beitöne desto vollkommener angäben, d. h. wenn wir sie viel enger im Verhältniß gegen ihre Länge bilden, auf die Grundtöne verzichten, und nur von ihren Beitönen Gebrauch machen wollten: so hätten wir Instrumente, auf welchen mit mehr nicht als sechs Tonlöchern (ebenso wie auf der Posaune mit sechs Zügen), eben das geleistet werden könte, was z. B. die Flöte mit eilf Löchern leistet, d. h. es könten damit alle Töne der sogenanten chromatischen Scala ohne Decken und Stopfen erzeugt werden, und auch, ohne daß ein Finger jemals zwei Löcher zu bedienen hätte; im Gegentheil würde der Tonreichthum eines solchen Instruments durch noch einige Tonlöcher mehr für die überschüssigen Finger noch unbeschreiblich vermehrt werden können, und die sämtlichen Töne überdies weit gleicher und klangvoller heraus kommen, weil man, eben wegen Entbehrlichkeit alles Stopfens (wo also die in §. 29 erwähnte Rücksicht wegfiele), alle Tonlöcher vollkommen weit machen könte. Dies alles folgt aus dem bisher Gesagten unwidersprechlich, und bedarf nach demselben nicht einmal mehr einer Erläuterung.

§. 38. Nur denen, welche neben ihrer Ueberzeugung aus Gründen, auch noch gern mit Händen greifen mögen, sage ich, daß sie einen nichts kostenden, wenigstens ziemlich genügenden Versuch leicht auf jeder Flöte mit dis–, f– und gis–Klappe anstellen können, indem es jedem nur einigermaßen geübten Flötenspieler leicht gelingen wird, alle Töne von d an aufwärts bis b herauszubringen, ohne dazu mehr, als die sechs untersten Tonlöcher zu gebrauchen. Die beigefügte Tabelle gibt diese Applicatur an. Der Augenschein zeigt, daß hier alle höhere Löcher durchgängig geschlossen bleiben, und also als nicht existirend anzusehen sind:



Auf dieser Tabelle ist das eigentliche geltende Tonloch, welches wir bisher immer als Tonloch b bezeichneten, überall durch das Zeichen ⊙ bezeichnet. Das Zeichen * bedeutet die Tonlöcher, deren eines oder mehre am geltenden Theil der Röhre A–B (§. 33.) willkürlich geöfnet werden können.

Digitized by Google

Ganz befriedigend werden freilich alle diese Töne auf einer gewöhnlichen Flöte nicht hervorkommen, aus dem begreiflichen Grunde, weil eine solche dazu nicht eigentlich eingerichtet ist, sondern viel zu weit im Verhältniß ihrer Länge (weshalb denn auch die höhern Töne oberhalb $\bar{a}$ oder $\bar{b}$ nicht mehr ansprechen wollen), und mit viel zu engen Tonlöchern; allein genügen wird der Versuch doch, um ahnen zu lassen, wie er auf einem gehörig eingerichteten Instrument ausfallen würde, und wie noch weit befriedigender der Erfolg seyn müßte, wenn man eins, zwei bis vier Löcher mehr für die sonst doch überflüssigen, unbeschäftigten übrigen Finger anbrächte, und überhaupt auf noch weitere Vervollkommnung eines solchen Instruments auch nur ein Zehntheil des Fleißes anwenden wollte, mit dem man seit so vielen Jahrzehenden unverdrossen an der weit mislichern Verbesserung der Blasinstrumente nach der bisherigen Einrichtung gekünstelt und gegrübelt hat.

§. 39. Übrigens ist nun freilich der tiefste der so hervorgebrachten Töne um eine ganze Oktave höher, als der sonst tiefste Ton oder Grundton der Flöte, und folglich müßte eine nach solchen Grundsätzen eingerichtete Flöte allerdings noch einmal so lang werden, als bisher, wenn sie dieselbe Tiefe wie bisher behalten sollte. Allein wäre dies denn ein so wesentliches Unglück? Die Baßposaune ist ja ganz auf dieselbe Art noch einmal so lang, als sie zu seyn brauchte, wenn man von ihren Grundtönen Gebrauch machen wollte, die Tenorposaune brauchte nur etwa $\frac{4}{5}$ so lang zu seyn, die Altposaune nur $\frac{3}{4}$ so lang; und wer klagt darüber? Welcher Posauniſt möchte wol eine kürzere Posaune, die aber 11 Züge bedürfte, statt, wie bisher, nur sechs? — und wenn bei einem also gebauten Instrumente die Löcher nicht leicht mit den Fingern vollkommen zu bedecken, und etwa auch nicht bequem zu erreichen seyn sollten, so würden Klappen der §. 22. am Ende erwähnten Art beides leicht und vollkommen ersetzen.

§. 40. Aus demselben Gesichtspunkte, auf welchem wir hier stehen, wird nun auch jeder ermessen können, wie leicht und zugleich wie reich an Tondoubletten vollends die Klappentrompete seyn kann, indem die Trompete nicht nur, wie die hier angegebene Flöte ihren eigentlichen Grundton (I) wegwirft, sondern auch sogar die Beitöne II und III nur selten gebraucht, und zumal ihr Solo-Spiel sich fast einzig um weit höhere Beitöne IV, V, VI, ꝛc. dreht, welche alle noch viel näher beisammen liegen, als die zwei tiefsten Töne einer solchen Flöte. Die Trompete braucht, um vollkommene und eine lückenfreie Tonleiter vom tiefsten g an aufwärts, und zwar von lauter natürlichen Tönen (ohne alles Stopfen eines Tonlochs unterhalb b) zu erhalten, sogar mehr nicht als vier Tonlöcher, (gis, a, b, h,) wobei sie doch schon die Töne $\bar{e}$, g, $\bar{gis}$, $\bar{b}$, $\bar{\bar{c}}$, $\bar{cis}$, $\bar{dis}$ zweimal, $\bar{\bar{d}}$, $\bar{\bar{e}}$, ꝛc. dreimal ꝛc. haben kann, und jedes Tonloch mehr, den Tonreichthum des Instruments noch um eine Menge von Doubletten, Tripletten ꝛc. vermehren, und das Spiel noch unvergleichlich erleichtern muß.

IX. Anwendung der Blasinstrumente in der Musik.

§. 41. Der Klang der Blasinstrumente zeichnet sich vor dem der Saiteninstrumente nicht nur durch eine eigene Fülle, sondern auch durch einen eigenen einnehmenden Charakter aus, wovon der Grund vielleicht mit in dem Umstande liegt, daß mit dem Tone der Blasinstrumente, nicht wie bei dem Saitentone, unberufene Beitöne mitklingen (vgl. den 8. Band dieser Encycl. S. 381 u. meine Theorie der Tonsetzkunst, in der Einleit. S. 12). Die Benutzung der Blasinstrumente ist daher in der Musik von der größten, zuweilen gleichsam magischen Wirkung, indem man bald ein oder einige, wie man es nent, obligat oder konzertirend hervortreten, und einen Sologesang, von Saiteninstrumenten begleitet, vortragen, — bald das Chor der Blasinstrumente abwechselnd mit dem der Saiteninstrumente hören, — bald beide mit vereinter Kraft zusammen wirken, — oder auch wol ganze Stücke von Blasinstrumenten allein ausführen läßt, wie bei Militärmusiken und sogenanten Harmonieen.

§. 42. In frühern Zeiten pflegte man jede Sorte von Blasinstrumenten von zwei-, drei-, vier-, ja mehrlei Größe anzufertigen, um vier- oder auch mehrstimmige Musikstücke mit eben so vielen Instrumenten einer und derselben Art, aber von verschiedenem Tonumfange besetzen und ausführen zu können. So hatte man z. B. von dem damals üblichen Blasinstrumente Bombard oder Pommer genant, wol sechs verschiedene Sorten, namentlich eine kleine, Diskantpommer genant, einen etwas größern, Altpommer, dann Tenor- und Baßpommer; überdies auch noch einen ganz großen Baßpommer (bombardone), u. a. m. Aus der kleineren Gattung dieser Pommer bildete sich in der Folge unsere Oboe aus, aus dem mittlern unser englisch Horn und vielleicht unser Fagott, — und aus den tiefern unser Fagott und Contrafagott.

§. 43. Daß unsere heutige Art, bald den gleichsam ätherischen Zauber, bald die Kraftfülle der Blasinstrumente zu benutzen, die ältere weit hinter sich läßt, ist wol nicht zu bezweifeln, aber freilich hört man in neuesten Zeiten sehr häufig über Mißbrauch und Überladung mit Blasinstrumenten klagen; ein Vorwurf, welcher nicht selten nur allzu gegründet ist. Man sehe darüber unter andern auch den Art. **Begleitung**, S. 350. des 8. Bs. d. Encycl. und **Bogeninstrumente**.

Die Klangfülle der Blasinstrumente ist so groß, daß in Orchestern eine nur einfache Besetzung der Blasinstrumente selbst dann noch hinreicht, wenn jede Violinstimme auch mit mehren Spielern, drei-, vier- und mehrfach besetzt ist, und z. B. ein halbes Dutzend Trompeten sehr leicht 50 und mehr Violinen leicht überschreiet. (Vgl. die Art. **Besetzung**, 9. Bd. S. 285. oben, und **Bogeninstrumente**).

§. 44. Schließlich mag auch dieses noch erwähnt werden, daß in unserer Notenschrift die Parte mancher Blasinstrumente gewissermaßen anders geschrieben zu werden pflegen, als sie klingen sollen. Dies ist namentlich der Fall bei Horn und Trompete, beim Quart-Contrafagott, bei Klarinetten, Baßett- und englischen Hörnern,

Digitized by Google

und selbst bei manchen Arten von Flöten u. a. m. Diese einem jeden dieser Instrumente eigene Schreibung wird aber in den dieselben betreffenden Artikeln angemerkt werden. (*Gottfr. Weber.*)

BLASIUS (St.). Es gibt mehre Heilige dieses Namens, deren Geschichte im Dunkel liegt. Der bekannteste unter ihnen, der nach einigen im J. 287., nach andern gegen d. J. 316. Märtyrer wurde, war Bischof zu Sebaste in Kappadocien †). Seine Reliquien kamen später ††) nach dem Occidente und bewirkten Wunder. Die ehemalige Republik Ragusa wählte ihn zu ihrem Schutzpatron; anderwärts wurden Kirchen und Klöster nach ihm benant (s. vorzügl. St. Blasien, wo sich, wie an manchen andern Orten, Reliquien von ihm befinden); auch ein längst wieder erloschener spanischer Ritterorden. (*H.*)

Blasius, Ger., s. Blaes.

BLASIUSSTIFT, 1) ein luth. Domstift in der Stadt Braunschweig, welches seine Entstehung H. Heinrich dem Löwen verdankt, der es im ersten Viertel des 11. Jahrh. für Weltgeistliche an seinem Dome zu Braunschweig stiftete. Seine Statuten sind von 1308 und 1442 bestätigt. Das Kapitel bestand vormals aus 1 Dompropste, 1 Dechanten und 9 Kanonicis, wozu noch 50 Vikarien kamen, und hatte sehr reiche Einkünfte; in dem westfälischen Zwischenreiche wurde es aufgehoben, nach der Restauration zwar theilweise wieder hergestellt, aber zum Aussterben bestimt. 2) Ein luth. Stift in der hannöver. Stadt Nordheim, welches 1051 von H. Otto dem Baier für Benediktinermönche und Nonnen gestiftet war und nachher bei der Reformation säcularisirt ist. Der Konvent ging ein, und die Güter werden von der hannöv. Klosterkasse verwaltet. Zu denselben gehört der Außenhof Guntjenburg vor Nordheim. (*Hassel.*)

BLASKETS, eine Gruppe von mehren kleinen Eilanden an der Westküste von Ireland (52° 5′ Br. u. 7° 12′ L.) das größeste hat eine Länge von ½ Meilen, liegt am Eingange der Dingle Bai und ist von Fischern bewohnt. (*Hassel.*)

BLASKOVICH od. BLASKOVICS (spr. Blaschkowitsch) (Andreas), geboren von adeligen Ältern in Croatien im Jahr 1722. Er trieb die Humaniora zu Agram, trat im J. 1744 in den Orden der Jesuiten, studirte dann Philosophie und Theologie in Wien und Grätz, und docirte hierauf in Agram Philosophie, Moraltheologie und Kirchenrecht. Nach Aufhebung des Jesuitenordens beschäftigte er sich ganz mit Literatur und trat als ein fleißiger historischer Geschichtsforscher und Geschichtschreiber auf. Man hat von ihm: **Dissertationum Pars I. occasione recens (1758) eruti marmoris ab Andautoniensi Pannoniae Saviae Republica Imperatori Trajano Decio olim dedicati concinnata. Anno 1776. in fol.*). Pars II., occasione alterius reperti marmoris Herenniae Etruscillae Augustae ab eadem Andautoniensi republica dicati. Zagrabiae 1781. fol.**). Pars III., qua Jus Andautoniensium et Res Pannoniae Saviae amplius illustrantur. Zagrabiae 1782. fol. Gideonis L. B. a Laudon vitae rerumque gestarum compendium. Zagrabiae 1792. 4. Historia universalis Illyrici, ab ultima gentis et nominis memoria. Zagrabiae 1794. Tomi IV. in fol.***).** Im Manuscript hinterließ er folgende den Druck verdienende Werke: **1. Dissertationes de Pannoniae Saviae superioris Martyruin palaestris. 2. De origine Ecclesiae et Synodis Sirmiensibus. 3. Sensa et auctoritas duorum scriptorum in Historia gentis Slavicae, atque horum posterioris etiam de origine Pannonum, qui ad Augusti aevum pertinuere. Lib. II. 4. Epitome historiae fluviorum Pannoniae Saviae †).** (*Rumy.*)

Blasonniren, s. Wapenkunde.

Blasphemie, s. Gotteslästerung.

BLASS, bezeichnet im Allgemeinen eine mildere, mehr helle Farbe im Gegensatz gegen eine grellere oder dunklere. In Beziehung auf den menschlichen Körper bedeutet es die mehr weißliche ja weiße Farbe, in welche die bei den lebenden, gesunden und nicht farbigen Menschen eigenthümliche röthliche und rothe Farbe seiner Haut-Oberfläche, besonders im Gesichte, bei verschiedenen Veranlassungen, jedoch nicht andauernd, überzugehen pflegt. Diese röthliche und rothe Farbe wird durch das rothe Blut bewirkt, welches eine Menge kleiner netzförmig unter einander verschlungener und zum Theil büschelförmig sich ausbreitender Blutgefäße, die dem Hautgebilde wesentlich angehören, und zu den Haargefäßen gerechnet werden, enthalten, indem seine Farbe durch die dünnen Wände der Gefäße, die es enthalten, durch die überliegende durchsichtige Schleimausbreitung und durch die ebenfalls nicht undurchsichtige Oberhaut mehr und minder durchschimmert. An sich, und nach der Entfernung

†) Die Geschichte seines Lebens ist vielfach geschrieben. S. Acta SS. 3. Febr. p. 331—53. ††) Nach einigen Nachrichten erst während der Kreuzzüge, was denn mit andern Nachrichten von der Verehrung dieser Reliquien nicht stimt.

*) Enthält 3 Dissertationen. In der ersten zeigt der Verf. daß Andautonia da war, wo jetzt Szevenec nahe bei Agram sich befindet, erläutert die Itineraria Romanorum und trägt zur Aufklärung der Geographie des alten Pannoniens viel bei. Die zweite Dissertation enthält die Titel des römischen Kaisers auf dem Monumente und den Zustand und die Regirungsform von Andautonia. In der dritten Dissertation erforscht er das Alter und die Veranlassung jenes Monuments und die Schicksale der Andautonier zu jener Zeit. **) Enthält gleichfalls 3 Dissertationen. In der ersten wird das zu Schitarievo gefundene Monument auf die Herennia Etruscilla, Gemahlin des Kaisers Trajanus Decius, erläutert; in der zweiten wird von jener zweiten Stadt der Andautonier, wo das Monument gefunden wurde, in der dritten von der dritten Stadt der Andautonier, von der Lage der übrigen Städte in der Pannonia Savia, von der Schiffahrt, den Bergwerken, Münzen u. s. w. jener Provinz gehandelt. ***) Tom. I. Dissert. I. itineraria et decora Pannoniae Saviae. p. 96. Diss. 2. de titulis Imperatorum et forma reipublicae Andautoniae. p. 72. Diss. 3. Imperii Decii Aug. Chronologia ex Inscriptione Sztevenecensi. p. 52. Tom. II. Diss. 4. in Schitariviensis marmoris inscriptionem p. 15. Diss. 5. De urbe altera reipublicae Andautoniae atque urbium et rerumpublicarum Pannoniae Saviae origine p. 20. Diss. 6. de urbe tertia reipublicae Andautoniae p. 30. Diss. 7. vetustas, eminentia et fines Pannoniae Saviae, cum supplemento Historiae p. 40. Tom. IV. Historiae Illyrici. Liber I. p. 70. — In diesem Werke sind jene früher erschienenen Dissertationen wieder mit aufgenommen, das schätzbare Werk aber ist leider nicht beendigt. †) Vgl. *Horányi* Nova memoria Hungarorum et provincialium scriptis editis notorum (Pestini 1792.) p. 489 — 497.

Digitized by Google

des Blutes aus ihrem Haargefäß-Nebe ist die Oberfläche des Körpers bleich. Die bleiche Farbe tritt vorübergehend hervor, und bewirkt dann Bläſſe: 1) wenn rothes Blut nicht ungehindert in die kleinen Gefäße einſtrömen kann, während es doch aus denſelben abfloß; und 2) wenn die Durchſichtigkeit der das Blut oder ar[illegible] nur das Gefäßnetz bedeckenden Theile aufgehoben iſt, und die rothe Farbe des erſten daher nicht durchſcheinen kann. Der erſte Umſtand (1) kann theils von dem Herzen und von den Blutgefäßen, und theils vom Blute ausgehen. Das Herz und die Schlagadern treiben nämlich das Blut in die kleinſten Hautgefäße hinein. Dieſe aber ſind kleine hohle Kanäle während des Lebens mit einer eigenthümlichen Thätigkeit, die ſich durch Aufrichtung mit abwechſelnder Ausdehnung und Zuſammenziehung äußert, vermöge deren ſie das ihnen zugeführte Schlagaderblut aufnehmen, in ſich fortbewegen, und wieder austreiben. Fehlt das Zuſtrömen des Blutes vom Herzen und den Schlagadern her, oder mangelt es an dem gehörigen Grade von Aufrichtung in dem Hautgefäß-Nebe, oder wird das Gefäßnetz ſelbſt zuſammengedrückt, oder ziehen die Haargefäße ſich ungewöhnlich zuſammen und kräuſeln ſich, oder werden ſie gar theilweiſe ſo enge, daß ſie das rothe Blut nicht mehr aufnehmen können, ſo muß nach dem Grade, in dem dieſe Urſachen wirken, die vorhergegangene Röthe ſich mehr oder weniger in eine bläſſe Farbe verwandeln. Von der gänzlichen Zerſtörung des Gefäßnetzes auf einer oder der anderen Stelle, nach Verbrennungen, großen Wunden u. ſ. w. kann hier nicht die Rede ſeyn, indem dadurch die rothe Farbe andauernd zerſtört wird, mithin Bleiche entſteht.

Vom Blut aus entſteht eine bläſſere Farbe, wenn es an der zur Ausfüllung des Gefäßnetzes gehörigen Menge überall fehlt; wenn das vorhandene entweder einen zu ſtarken, oder einen zu geringen Zuſammenhang hat, alſo entweder zu dick oder zu dünne iſt, und im erſten Fall in das Gefäßnetz nicht eindringen kann, im zweiten aber daſſelbe, weil es zu ſchnell durchfließt, nicht gehörig ausdehnt; und endlich wenn das Blut nicht die rothe Farbe beſitzt, deren Durchſchimmern der Oberfläche des Körpers das röthliche Anſehen ertheilt.

Der zweite Umſtand (2) nämlich die Undurchſichtigkeit der das Blut und das Gefäßnetz bedeckenden Theile, tritt ſchon bei farbigen Menſchen ein, ſie wird aber krankhaft auch bewirkt durch Ergießung und Ausſchwitzung von Flüſſigkeiten, und durch Fett-Erzeugung zwiſchen dem Gefäßnetz und der Oberhaut, durch Verdichtung der Gefäßwände, wodurch ſie ihre Durchſichtigkeit verlieren, durch Ausdehnung des Schleim-Gewebes, durch Luftgeſchwulſt, welche die Oberhaut von den unterliegenden Theilen entfernt, und durch Verdickung der Oberhaut.

So verſchieden die Bedingungen ſind, durch welche das Einſtrömen des Blutes in das Hautgefäß-Netz oder das Durchſchimmern der Farbe des darin enthaltenen durch die darüber liegenden Theile gehindert wird, ſo verſchieden ſind auch wieder die beſonderen Urſachen, die ſie in einzelen Fällen herbeiführen, und dadurch das Blaßwerden hervorrufen.

Unter den Urſachen, die das freie Einſtrömen des Blutes in die Haargefäße der Haut hindern, auch zuerſt der zu geringen oder der ganz mangelnden Thätigkeit des Herzens durch die es gegen die Haut-Oberfläche hingetrieben werden ſollte, Erwähnung geſchehen. Mit dieſer ſteht die Verrichtung der Schlagadern in der genaueſten Verbindung, indem ſie das vom Herzen kommende Blut nicht allein in ihrer ganzen Ausbreitung ſtets in ſich aufnehmen, ſondern dabei zugleich auch zu ſeiner Forttreibung wirkſam ſeyn müſſen. Daß die Schlagadern ſich in dem Geſchäfte des Kreislaufes völlig leidend verhalten ſollten, iſt eine mit der Natur eines lebenden Theils ganz im Widerſpruch ſtehende, und daher irrige Anſicht. Alle Einflüſſe, welche die Thätigkeit des Herzens und der Schlagadern vorübergehend ſo ſchwächen ja lähmen, daß dadurch der Puls kleiner und ſeltener wird oder auf eine Zeitlang wol ganz aufhört, und ſo plötzliches Sinken der Kräfte, Ohnmacht und Scheintod herbeiführen, bewirken auch eine bläſſe Farbe. Die Störung der Schlagadernthätigkeit, zur Aufnahme und Fortſchaffung des rothen Blutes, bei ungehinderter Wirkſamkeit des Herzens iſt immer nur örtlich, indem ſie ſtets von der Aufhebung ihrer Verbindung mit dem Herzen abhängt, die ſowol durch mechaniſche Urſachen, als Druck, Zuſammenpreſſung oder Zerreißung der Schlagadern, als auch durch dynamiſche, nämlich Krampf oder Lähmung eines größeren Schlagaderaſtes, bewirkt werden kann. In Betreff der Wirkung mechaniſcher Urſachen iſt jedoch zu bemerken, daß die plötzliche Verſchließung eines großen Schlagaderſtamms gemeiniglich zuerſt ein ſtärkeres Anſchwellen der Venen, die daraus ihr Blut empfingen, und damit Röthe des Theils, dem ſie angehören, hervorbringt, die ſich aber, ſo wie das Blut aus den Venen zurückfließt, in Bläſſe verwandelt. Wird eine Stelle der Haut ſtärker gedrückt, ſo entſteht daſelbſt, wegen Zuſammendrückung des Hautgefäß-Netzes, ein vorübergehender bläſſer Fleck. Mit der Thätigkeit des Herzens und der Schlagadern hat auch die eigenthümliche Thätigkeit des Hautgefäß-Netzes einen genauen Zuſammenhang, doch iſt ſie davon nicht allein abhängig, ſondern wird zum großen Theil durch den Nerven-Einfluß vermittelt. Dieſer geht gemeinſchaftlich von dem Syſteme der Faden- und der Knoten-Nerven aus, und wird daher ſowol durch die verſchiedenen Grade des allgemeinen Lebensturgors, als durch Einwirkungen auf die Nerven des einen oder des andern Syſtems modifizirt, welches dann nothwendig Veränderungen in der Aufrichtung des Hautgefäß-Netzes und damit auch in ſeiner Ausdehnung und Zuſammenziehung zur Folge hat. Es läßt ſich hier ein doppelter Zuſtand denken, nämlich der einer erhöhten Aufrichtung, bei welcher, wenn das Gleichgewicht zwiſchen beiden aufgehoben iſt, bald vermehrte Ausdehnung im Verhältniß zur Zuſammenziehung, und bald wieder vermehrte Zuſammenziehung im Verhältniß zur Ausdehnung herrſchet; und der einer verminderten, die in ihrem höchſten Grade in ein wahres Zuſammenfallen übergeht. Wo die Zuſammenziehung der Hautgefäße im Verhältniß gegen ihre Ausdehnung zu ſtark iſt, da muß eben ſo Bläſſe der Oberfläche des Körpers erfolgen als da, wo es an ihrer gehörigen Aufrichtung fehlt. Alle Einflüſſe daher, die einen Krampf bewirken, entweder unmittelbar

Digitized by Google

in der Haut, wie äußere Kälte, oder in anderen Theilen, besonders im Unterleibe, der sich konsensuell der Haut mittheilt, wie z. B. der Fieberfrost, erregen Bläße. Heftige Leidenschaften, hauptsächlich die aufregenden als Zorn, Freude, Liebe u. s. w. scheinen auf dieselbe Weise blaß zu machen. Auf andere Art thun dies diejenigen Einwirkungen, welche entweder den allgemeinen Lebensturgor herabstimmen, oder durch specielle Nerven-Affection ein Zusammenfallen des Hautgefäß-Netzes bewirken. Dahin gehören Gemüthsbewegungen und Leidenschaften niederdrückender Art, große Blut- und Säfte-Verluste, heftige Schmerzen, Leiden innerer wichtiger Theile, besonders des Gehirns und der Unterleibs-Eingeweide, und überhaupt Krankheiten, die mit einer Störung der Nerventhätigkeit verbunden sind, Abspannung nach Überreizung, Nachtwachen u. s. w. Daß vorzugsweise das Gesicht hiebei am öftersten blaß wird, läßt sich einerseits durch die unmittelbare Verbindung der Haut-Nerven des Gesichts mit denen der Sinneswerkzeuge und mit dem Gehirn selbst, andererseits aber durch den Zusammenhang jener Nerven mit den sympathischen durch den Vidian-Nerven sehr wohl erklären.

Die Verengerung vieler kleinen Haargefäße in der Haut, bis zu dem Grade, daß sie kein rothes Blut mehr führen, ereignet sich bei dem neugebornen Kinde, und hernach bisweilen wieder in dem höheren Greisenalter. Bei dem ersten gehen eine Menge kleiner Gefäße selbst in das Parenchym der Theile über, denen sie früher Blut zuführten, und sie gehören dann, da sie kein rothes Blut mehr enthalten, nicht mehr zu dem eigentlichen Gefäßnetze. Bei alten Leuten wird nicht blos der Antrieb des Blutes vom Herzen, und von den Schlagadern aus geringer, auch nimt nicht allein der allgemeine Lebensturgor ab, und die Aufrichtung im Hautgefäß-Netze wird schwächer, sondern es verschließen sich auch, weil das Blut nicht mehr rasch durch sie fortbewegt wird, eine Menge dieser kleinen Gefäße, die dann unwegsam werden. Daher entsteht neben der Schlaffheit der Haut auch die blasse und selbst bleiche Farbe der Oberfläche des Körpers, die man bei recht alten Leuten wahrnimt.

Da zur Ausdehnung des Hautgefäß-Netzes von Blut eine hinreichende Anfüllung aller blutführenden Gefäße mit demselben nöthig ist, so müssen alle Umstände, welche die Masse des Blutes entweder plötzlich, oder wenn auch langsamer, doch anhaltend sehr vermindern, oder die Erzeugung von Blut schwächen, Bläße hervorbringen. Daher bewirken alle starke oder anhaltende Blutflüsse, Hunger, ja selbst sehr spärliche Ernährung, und alle Krankheitszustände, welche der Erzeugung des Blutes hinderlich sind, Bläße. Hiezu tragen jedoch die hiemit verbundene Herabstimmung der Thätigkeit des Herzens und der Schlagadern, die Abnahme des Lebensturgors und die Verminderung der Aufrichtung des Hautgefäß-Netzes das ihrige bei. Derselbe Fall tritt ein, wenn Ursachen wirken, die das Blut verdicken. Dahin gehören eine sitzende Lebensart, eine inperspirable Diät, und körperliche und geistige Trägheit und Unbeweglichkeit. Ein zu dünnes Blut enthält in der Regel einen zu geringen Antheil an Cruor, und daher auch an Färbestoff, woraus die Bläße, die dabei Statt findet, sehr wohl zu erklären ist. Die Ursachen, die in höherem Grade Blutmangel erzeugen, bewirken in niedrigerem ein zu dünnes Blut. Das Blut ist indessen unabhängig von der Lebensart, auch nach der verschiedenen Leibesbeschaffenheit hinsichtlich seiner Konsistenz und Farbe verschieden, und dadurch allein wird schon die Hautfarbe bei verschiedenen Individuen mannichfach modifizirt. Sehr häufig erhält es jedoch auch durch Krankheiten eine dunklere oder hellere Farbe, als ihm sonst zukömt. Das erste ereignet sich in allen Fällen, in denen schwarzes Venen-Blut, sich mit dem rothen Schlagaderblut vermischt, woraus die sogenante Blaukrankheit entsteht; ferner wo das Athemholen behindert ist, und daher die Umwandlung des schwarzen in rothes Blut nicht gehörig von Statten geht; und da endlich, wo der überschüssige Kohlenstoff nicht durch die dafür bestimten Absonderungs- und Ausleerungs-Wege gehörig ausgeschieden wird. Die Hautfarbe wird hiebei mehr bläulich, fahl, erdgrau, gelblich weiß u. s. w.

Durch Bedeckung des rothen Gefäßnetzes der Haut und Entfernung der Oberhaut von demselben, erregen besonders Haut-Wassersuchten, Lymphergießungen, wie bei der weißen Geschwulst, die sogenante Zellgewebs-Verhärtung bei zarten Kindern, und Haut-Emphyseme, Bläße. Nach Verschiedenheit dieser Ursachen ist die Bedeutung, welche die Bläße als Zeichen in gesundem und krankem Zustande hat, sehr verschieden. Wenn man daraus also in der Krankheits- und Heillehre etwas folgern will, so muß man dabei immer auf die Ursachen der Bläße, und auf den Einfluß, den diese, unter den besonderen Ursachen, unter denen sie vorkömt, auf den ungestörten Lebensgang, oder überhaupt nur auf die mögliche Erhaltung des Lebens hat, Rücksicht nehmen. In der peinlichen Rechtspflege, hält man wol bei den sogenanten Mienen-Verhören das Blaßwerden des Angeklagten, bei wichtigen sich auf die angeschuldigte That beziehenden Fragen und Ereignissen, für ein Zeichen der Schuld. Da aber jede Art von Überraschung, Schüchternheit, Furcht und Scham, besonders aber Indignation, außer den sonst im Körper liegenden Ursachen, Bläße bewirken können, so ergibt es sich deutlich, wie äußerst unzuverlässig dies Zeichen sey, und wie wenig also, an und für sich daraus gefolgert werden könne. (*L. J. C. Mende.*)

BLASSKY, Stadt in der Woiwodschaft Kalisch des Königreichs Polen mit 700 Einw., unter welchen sich über 100 Juden und 10 Lohgerber befinden. (*H.*)

Blastanus, s. **Steropes.**

Blastares, Math., s. **Can. Recht.**

BLASTUS nante Claud. Richard (**anal. du fruit**, p. 27.) die Scheide der ersten Blätter bei den Gräsern, die er als Kotyledon ansah. Nees von Esenbeck aber (Handb. der Bot. 2. S. 537.) nent den Embryon selbst so.

Blastus nante Loureiro (**flor. cochinch. p. 643**) eine Pflanzen-Gattung, deren natürliche Verwandtschaft unbekant ist, und die er zur zwanzigsten Linnée'schen Klasse zählt. Der Charakter besteht in einem vierzähnigen Kelch, einer vierblätterigen Corolle, vier lang gestreckten pfriemenförmigen Antheren, auf deren Rücken

Digitized by Google

die Fruchtknoten in unbestimter Zahl sitzen, mit dem Pistill gekrönt sind, und zu eben so vielen Samen werden, die auf dem vierkantigen aus den Antheren gebildeten Fruchtknoten sitzen, und vom verdickten Kelch umgeben werden. Dies ist ein so seltsames Verhältniß, daß die genauere Untersuchung sehr zu wünschen wäre. Die einzige bekante Art: Bl. *cochinchinensis* Lour. ist ein Klafterhoher Baum mit lanzetförmigen dreinervigen Blättern und weißen Blüthen auf getheilten Stielen. In den Wäldern von Cochinchina. (*Sprengel.*)

BLATNICZA, ein altes in Ruinen liegendes Schloß im Thuroczer Comitate in Niederungern, diesseit der Donau, im Blatniczer Bezirk, wovon, so wie von Sklabina, die Freiherrliche Familie von Révay ihr Prädikat führt. Der Sage nach sollen in seinem Besitz auch die Tempelherren*) gewesen, später aber an verschiedene Besitzer verliehen worden seyn, unter denen Korom, Necspali, Sárközy vorkommen. Über den Ursprung beider Schlösser fehlen alle historische Nachrichten; man glaubt aber, daß ihre Erbauung den Slawen zugeschrieben werden müsse. Nach den Resten des Schlosses Szklabinya zu urtheilen, muß es ein fester Platz gewesen seyn, in welchem der Adel und die Umgebung bei damaligen unruhigen Zeiten ihren Schutz fanden. Selbst Könige beherbergten seine Mauern, wie denn Ludwig I., Sigmund und Ferdinand I. hier geweilt haben. Zur Zeit Bela IV. war es im Besitz eines Diderich Myykon, Sohler Obergespans, in dessen Rechte Pop, dann Corom, später Cece, Bubek, endlich Johann Corvinus kamen, welchem letztern auch die Würde eines Obergespans (Supremi Comitis) durch Sigismund verliehen ward. Nach abermaligen Schenkungen kam das Schloß unter Kaiser Ferdinand 1561 an die Familie Révay, welcher auch die erbliche Obergespanswürde des Thuroczer Comitates verliehen wurde. Peter von Révay unterließ nicht dieses im Besitz eines gewissen Johann Ernst gewesene und damals durch Feuer ganz zu Grunde gegangene Schloß 1563 herzustellen. Die merkwürdigsten Glieder dieser alten Familie liegen in der Kirche zu St. Martin im Thuroczer Comitate begraben. (*Zipser.*)

Das benachbarte große evangelische Pfarr-Dorf Blatnicza, am Fuße des Berges Plessorica, gehört, so wie die Herrschaft Blatnicza, theils der freiherrl. Familie Révay, theils der freiherrl. Familie Prónay, die davon auch ihr Prädikat führt. Von Blatnicza hat der Blatniczer Bezirk in der Thurocz. Gespansch. seinen Namen. Er läuft an den östlichen Ufern des Flüßchens Thurocz fort, und enthält 24 Dörfer. (*Rumy.*)

BLATT, nent man im Allgemeinen jeden dünnen ebenen Körper von einer gewissen Länge und Breite. Als besondere Bezeichnung gewisser Gegenstände gebraucht, finden wir es 1) in der Baukunst. In dieser heißt Blatt oder Blattstück, der zu irgend einem Verbindungszweck in seiner Dicke einseitig verminderte Theil eines Bauholzstückes: (S. im Art. Bauholzverbindung I, 2, und III, 5; in der Konstruktion des liegenden Dachstuhles im Art. Dachverbindung). Blattstück heißt ferner auch der Wandrahmen, nämlich der horizontalliegende Balken, in dessen untern Seite die Stiele der Fachwerkswände eingezapft werden, derselbe, den man auch Pfette und Rieschholz nent. (*Leger.*) — 2) In der Jägersprache: 1. so viel, als Schulterblatt. Gleichbedeutend wird auch von vielen Jägern Bug (das) gebraucht. 2. Das Vehikel, dessen der Jäger sich bedient, um während der falschen Rehbrunst — Blattzeit genant, (von der Mitte des Mon. Julius bis zur Mitte des Mon. Augusts) den Rehbock zu rufen**), und dadurch denselben sich zum Schuß zu bringen. (S. Reh-Jagd und Wild-Ruf). Das Hervorbringen des Rufes (Locklautes) wird durch Blatten bezeichnet; so wie das Erlegen des Rehbocks, wenn derselbe auf das Blatt springt (dem Rufe folgt), durch schießen aufs Blatt — wofür indessen, weil dieser Ausdruck in so fern ein doppelsinniger ist, als er auch das Treffen des unter 1. angegebenen Körpertheiles (des Blatts) mit dem Schuß bezeichnet — besser zu sagen seyn dürfte: schießen beim Blatten. 3. Ein hauendes Werkzeug, dessen sich der Jäger, beim Zerlegen des zur Hohen- und Mittel-Jagd gehörigen edlen Wildes, eigentlich ausschließlich bedienen soll. (S. Art. Zerlegen) Den Vordertheil bildet das sogenante Messer (die Klinge). Es ist 14 bis 15″ lang, hinten 2¼ bis 3″, vorn 3¼ bis 4″ breit, auf dem Rücken fast ¼″ dick und verjünget sich vom Rücken gegen die Schneide zu allmälig. Die Schneide selbst verläuft sich vorn fast halbzirkelförmig nach dem Rücken hinauf. Dieses Messer geht hinten in einem 5″ langen, 1¼″ breiten, 2¼‴ dicken Fortsatz aus, welcher, mit Hirschhorn überlegt, und mit diesen Backen durch 3 starke Nieten verbunden, den Handgriff ausmacht. Das Messer ist von dem Griffe, durch das sogenante, dazwischen geschobene, aus Eisen verfertigte Kreuz geschieden. Es muß einen solchen Grad von Härte haben, daß die Schneide weder ausspringt, noch sich umlegt, wenn das Blatt, seiner hauptsächlichsten Bestimmung gemäß, zum Durchschlagen (Trennen) des Schlosses, oder zum Zerschlagen (Zerhauen) der Ribben, oder stärkerer Knochenröhren, und besonders zum Ausschlagen des Geweihes beim Hirsch, gebraucht wird. Eine recht gute Abbildung des in seiner Scheide steckenden Blattes, welches sonst auch — obwol nichts weniger als treffend — Weidemesser genant zu werden pflegt, befindet sich in Bechstein's Jagd-Technologie (Gotha, bei Hennings, 1820), Taf. II. Fig. 6.

Mit diesem Blatt — dessen Stelle jedoch, in dem zu erörternden Falle, der Hirschfänger vertreten kann — soll auch, dem Herkommen gemäß, jeder Verstoß gegen Weidmanns-Brauch und Sitte — mit Einschluß der Jagd-Kunstsprache — bestraft werden. Bei Übung des Strafaktes findet folgendes Zeremoniell Statt: Der eines Fehlers Angeklagte und Überführte muß den Hirschfän-

*) Erst neuerlich hat man in Tudom. Gyujt. nachgewiesen, daß die Tempelherren ihre Sitze in Aurana, Gran und Keresztes-Komlós gehabt haben.

**) Neuere Wahrnehmungen haben den Verf. darüber belehrt, daß der Rehbock auch während der wahren Brunst (vom Ende des Mon. November bis zu Ende des M. December, ebenfalls auf das Blatt springt, und zwar oft nicht weniger eifrig, wie zur oben gedachten Zeit.

Digitized by Google

ger — wenn er einen trägt und tragen darf — ab- und sich selbst quer über ein erlegtes Stück edlen Wildes, nachdem der Bruch (verbrochen soll es nämlich seyn; s. Art. Bruch) herunter genommen, legen. Von einem Jäger höhern Ranges, oder von dem Herrn der Jagd, wird in der Jagd-Kunstsprache zu reden — das Blatt ihm gegeben und von ihm empfangen, d. h., Delinquent bekomt mit dem Blatte oder Hirschfänger drei Pfund (Streiche) ad posteriora, unter nachstehendem Spruch: Beim ersten Pfund: „Das ist für unsern gnädigsten Fürsten (Kaiser, König u. s. w.) und Herrn"; Beim zweiten Pfund: „Das ist für Ritter (Reiter) und Knecht", und beim dritten Pfund: „Das ist das edle Jägerrecht"! Sind Jagdhörner vorhanden, so bläs't die umstehende Jägerei während der Dauer des Aktes den Satz: Jäger-Ruf; den Beschluß aber macht stets das von sämtlichen Gegenwärtigen zu erhebende Jagdgeschrei: Ho, Ho! In Ermangelung der Hörner, wird im Moment des Falles jeden Pfundes, von allen Gegenwärtigen das vorgedachte Jagdgeschrei erhoben. Zu bemerken ist, daß jeder Gegenwärtige, bevor das Blatt gegeben wird, den Hirschfänger luften, d. h. 1 bis 2 Zoll breit aus der Scheide hervorziehen; der Bestrafte aber, so bald er aufgestanden, sich bedanken muß. — Nicht nur der eigentliche Jäger, sondern jeder Theilnehmer an der abgehaltenen Jagd, und jeder beim Aufbrechen, Zerwirken und Zerlegen des erlegten Wildes, auch nur beim Blattgeben Gegenwärtige ist, wenn er einen Fehler gegen den Weidmanns-Brauch sich zu Schulden kommen läßt, dieser Strafe unterworfen, welche jedoch durchaus keine Schande bringt, und eben so wenig durch nachherige Neckereien empfindlich gemacht werden darf. — Der Necker, als solcher zum Blatt-Bekommen verurtheilt, darf darauf rechnen, die Schwere der Pfunde um Vieles gewichtiger kennen zu lernen, als dies sonst der Fall zu seyn pflegt; und das von Rechtswegen! — Welchem größern oder keinern Herrn daran gelegen ist, sein Jagdwesen in Ordnung zu halten, dem räthet der Verf. aus Erfahrung, mit der Blattstrafe Niemand zu verschonen, der sie verdient hat; am wenigsten den jungen Jäger! — Auf's Blatt laufen, auf das Blatt springen — Weidmännische Wortbezeichnung der besondern Eigenheit des Rehbockes zur Zeit der unechten — besser, nach des Verfassers Dafürhalten, vorbereitenden — Brunst, durch den, auf einem Birnbaum-Blatte, oder auf einem Stückchen birkener Rinde, oder auf einer eigends dazu verfertigten Pfeife, genau nachgeahmten pipenden Angstlaut des Schmalreh's, oder der alten gelten Ricke, so sich hinreißen zu lassen, daß er — auf ähnliche Art vorher noch nicht getäuscht — auf den vernommenen Laut in schnellster Flucht zueilet. (*G. a. d. Winckell.*) — 3) In der Pflanzenkunde: Blatt nent man in dieser die mehrentheils grün gefärbten Flächen, welche durch Entfaltung, Verbreiterung und parallele Ausdehnung der mit Stengel und Blattstiel concentrisch gestellten oder gehäuften Elementartheile der Pflanze entsteht. Es gibt Mittelformen zwischen Stengel und Blättern, welche sowol die Cacten, Euphorbien und Stapelien, als auch vorzüglich die Acacien von Neu-Holland darbieten. Die letztern gehen mit gefiederten oder doppelt gefiederten Blättern auf, in deren Bildung sich die ungeschwächte Kraft der Vegetation verräth. Dann aber hört diese Ausbildung auf, und die Blattstiele nehmen durch Verbreiterung die Gestalt der Blätter an und bringen, wie die Phyllanthen, bei denen das Gleiche vorkomt, auch an den Seiten die Blüthen. Zwischen Wurzel und Blatt erscheinen Mittelformen bei Wasser-Gewächsen, bei Sium latifolium, Ranunculus aquatilis u. s. f., wo die untern Blätter vielfach, oft haarförmig zertheilt sind, und den Dienst der Wurzeln versehen. Von den Blättern zur Blume und zu den mehr vollendeten Theilen der Pflanze gibt es ebenfalls Übergänge. Diese sehen wir in den Blattscheiden der Irideen, den Hüllblättern der Doldenpflanzen, den Kelchblättern und Schuppen der zusammengesetzten Blumen. Hier verschmälern sich die Stammblätter, drängen sich zusammen, und bilden so den Kelch. Auch die Bracteen bilden diesen Übergang, die sich durch korollenartige Färbung von den übrigen Blättern unterscheiden. Daß die Blumenblätter selbst nur durch Verfeinerung und Färbung der Stammblätter entstehen, sieht man bei den Rückschritten der Vegetation, in den sogenanten Misbildungen. Bei unserer gemeinen Tulpe werden, wenn sie sich füllt, die äußern Kronenblätter grün, und dadurch den Stammblättern ähnlich. Forskal sah (*flor. aeg. arab.* p. 101.) zu Rosette statt der Corollenblätter in der Blume bloße Stammblätter. Unsere gemeine Brombeere bringt, wenn sie sehr schattig steht, wo das Sonnenlicht die Farbe nicht entwickeln kann, statt der Blumen bloße Blattbüschel hervor. Man sah sogar einst, daß Staubfäden und Pistille des Colchicum autumnale, Farbe und Gestalt der Blätter annahmen (Bernhardi in Römer's Archiv, Bd. 2. St. 2. S. 233.). Selbst Früchte gehen in Blätter über, wie man dies bei den Hülsen des Klees und bei einer Birne beobachtet hat (*Keith physiolog. fol. 2. t. 9. fr. 12.*). Hieraus ist nun klar, daß Blätter vorbereitende Organe sind, aus denen die spätern Theile sich entwickeln.

Blätter mangeln nur bei sehr wenigen, größtentheils unvollkommenen Pflanzen. Die Unterlage (stroma) der Bauchpilze, der Thallus der Lichenen ist schon eine Andeutung davon, und selbst Baxbaumia aphylla hat doch in früher Jugend einen Büschel feiner Wurzelblätter; bei höhern blattlosen Pflanzen ersetzen die Zweige, die Schuppen, die Blattansätze, und andere Theile die Stelle der Blätter.

Es gibt aber ganze Familien, bei denen die blattartige Ausbreitung der Hauptzweck der Vegetation zu seyn scheint. Dies ist der Fall bei den Lebermoosen und Farrenkräutern. Bei jenen entstehen, als ob die Natur sich in dieser Bildung erschöpfen wolle, kleinere Blättchen (Amphigastria), die oft in doppelter oder gar in dreifacher Reihe unter den Hauptblättern sitzen. Wo bei den vollkommenern Pflanzen die Blattbildung zu den Hauptzwecken der Vegetation gehört, wird das Blatt entweder mannigfach getheilt, geschlitzt, zusammengesetzt und gefiedert, welche Bildung vorzüglich bei den Farren-

Digitized by Google

kräutern und Doldenpflanzen vorwaltet; oder es werden auch Stellvertreter der Blätter in den Blatthäutchen der Gräser, den Sieselchen der Polygonen, den Blattansätzen unzähliger anderer Gewächse hervor gebracht.

Die Beziehung der Blätter auf die Ökonomie der Gewächse wird ferner angedeutet durch ihre Anheftung und Stellung. Obwol beide sehr mannigfaltig sind, so kann man doch als das normale Verhältniß die schraubenförmige Anheftung annehmen, welche bei **Pandanus odoratissimus, Alphodelus luteus und Sempervivum sediforme L.** (**Sedum altissimum Poir.**) in die Augen fällt. Versteckt ist sie mehr oder weniger bei andern, doch ziemlich deutlich bei der abwechselnden Anheftung sehr vieler Blätter. Diese Richtung nach der Schraubenlinie hat ihren Grund in der spiralförmigen Windung der Grundfasern, welche in den Blattflächen sich neben einander legen, und sich so dem Licht entfaltet darbieten.

Auch die Stellung der Blätter ist sehr bedeutend. Zwar gibt es sehr viele, die an den Stamm angedrückt sind, noch andere, die herabhangen; aber die allermeisten stehen unter einem Winkel von 25—45° gegen den Horizont. Durch diese Stellung geben sie ihre Flächen dem Einfluß des Sonnenlichtes Preis, und deuten ihre Bestimmung an. Noch mehr dadurch, daß sie diese Stellung bisweilen periodisch ändern. Meistens sind es zusammengesetzte, doch auch einige einfache Blätter, die sich in den Frühstunden aufrichten, gegen Abend aber entweder herabfallen, oder zusammen neigen, oder eine andere Stellung annehmen, in welcher sie die Nacht hindurch beharren. Dies nent man sehr richtig das Wachen und Schlafen der Blätter, weil man es mit ähnlichen Vorgängen in der Thierwelt vergleicht. Es ist aber nicht die bloße Entziehung des Sonnenlichts die Ursache des Schlafens: denn auch bei Enziehung anderer Reize, der Wärme und der Nahrung, erfolgt die gleiche Erscheinung; sondern es liegt in der Natur des organischen Körpers, periodisch zu wirken.

Auch in ihren größern Lebens-Perioden bestätigen die Blätter, daß sie denselben Gesetzen, wie alle organische Körper gehorchen. Es gibt immer grüne Blätter, welche zu unbestimten Zeiten ausschlagen, mehre Jahrszeiten hindurch stehen, und endlich, auch in unbestimten Zeiträumen welken und abfallen. Dies sind entweder solche, die vermöge ihrer geringen Fläche von dem Reize des Sonnenlichts nicht so leicht erschöpft werden, oder solche, die wegen ihres lederartigen Baues und der öligen und harzigen Säfte, den Reizen längern Widerstand leisten. Zu jenen gehören die Nadelhölzer und Ericeen, zu diesen der Lorbeer, die Myrte u. s. f. Die meisten übrigen Pflanzen und Bäume schlagen zu bestimten Zeiten aus, und verlieren ihr Laub ebenfalls in gewissen Perioden. Der Grund ist weder in der Temperatur, noch in der Feuchtigkeit und Trockenheit der Luft, sondern allein in der periodischen Natur der Lebensthätigkeit selbst zu suchen.

Der Bau der Blätter bestätigt die im Anfang angedeutete allgemeine Idee. Die Urformen des Baues zeigen sich im Blatte verflächt und auseinander gelegt. Zellig sind die Blätter der Leber- und Laubmoose, weil keine andere als die zellige Form in diesen Pflanzen herrscht. Doch finden sich Andeutungen der Spiralform bei dem **sphagnum obtusifolium.** (**Anleitung** zur Kentniß der Gewächse 2te Aufl. Th. 1. T. 4. F. 20.). Dabei haben sie die noch unerklärte Eigenschaft, die Feuchtigkeiten einzusaugen, auch wenn sie viele Jahre lang trocken gelegen. Wie diese Zellen entstehen, habe ich sonst (Anleit. z. Kentn. der Gew. 1te Aufl. Th. 3. T. 6. F. 43.) aus dem Aneinanderlegen der Bläschen oder Kügelchen in der Richtung der Wände, zu erklären gesucht. **Hornschuch** aber hat neuerlich die Wände der Zellen aus Conferven-Fäden hergeleitet, die sich aneinander legen, wofür die bloße Ansicht der Blätter der **Jungermannia trichophylla** und **Tomentella** nur zu deutlich spricht (Verhandl. der Akad. der Naturf. B. 10. Th. 2. S. 560 f.). In den Blätter nvollkommener Pflanzen hat das Zellgewebe eine merkwürdige Bildung, die von der Bildung derselben in allen übrigen Theilen abweicht. Die obere Blattfläche, gewöhnlich glatter und glänzender als die untere, enthält prismatische lang gestreckte Zellen, wo offenbar die Säulenform Folge des Einflusses des Sonnenlichts ist. Die untere Blattfläche besteht aus Zellen, welche mehr in die Breite gezogen sind, und zwischen denen saftleere Lücken sich befinden. In diese führen eigene Öfnungen, welche spaltförmig gebildet, von einem drüsigen Ringe umgeben sind. Solche Spaltöfnungen kommen zwar auch auf der obern Fläche, aber nur bei denen Blättern vor, die platt auf dem Boden oder auf dem Wasser liegen. Gewöhnlich besetzen sie die untere Fläche. Es gibt deren so große, daß sie sich mit unbewaffnetem Auge erkennen lassen, wie bei den Lilien, wo sie den zwölften Theil einer Linie lang sind. Bei den Nelken und dem Helleborus-Arten sind sie dagegen so klein, daß jede dieser Öfnungen nur den achtzigsten Theil einer Linie lang ist. Es ist merkwürdig, daß diese Spaltöfnungen nur da erscheinen, wo die Schraubengänge anfangen, sich auszubilden: d. h. bei den Farrenkräutern.

Außer diesem merkwürdigen zelligen Bau sind die Blätter mit Nerven, Rippen, Adern und Venen durchzogen, welche ganz deutlich Schraubengänge, bei niedern Pflanzen aber gestreckte Saftröhren enthalten. Diese liegen parallel, wo im Stamm und Stengel eine gleiche Lage derselben Statt findet. Aber eigenthümlich ist die Vertheilung derselben in einzelen Familien: z. B. in den Aroideen, Farrenkräutern, den Melastomeen. So eigenthümlich ist diese Vertheilung, daß man die Familie gleich aus der Form und dem Bau des Blatts erkent. Offenbar führen diese Schraubengänge Luft und luftförmige Stoffe in die Blätter nach allen Richtungen. Die Saftgänge führen die rohen Säfte, aus welchen im Zellgewebe eigenthümliche Stoffe bereitet werden. Die Spaltöfnungen hauchen, wie **Treviranus** erwiesen, Dünste aus: aber sie hauchen gewiß auch ein. (S. Pflanze) Es sind also die Blätter die eigentlichen Athem-Werkzeuge der Gewächse, und in den Kiemen der niedern Thiere findet man offenbar einen ähnlichen Bau *).

*) Die mannigfaltigen Verschiedenheiten der Blätter in Ansehung ihrer Gestalt, Anheftung, Lage gegen einander, Rich-

Digitized by Google

Blattansatz (stipula) heißt ein den Blättern ähnliches Organ, welches in ihrer Nähe, am Blattstiel steht, und meistens von geringerm Umfang als das Blatt ist.

Blatthäutchen (ligula) ist eine zarte Haut, welche die Blattscheide der Gräser endigt, bald zerrissen, bald zugespitzt, bald rund, bald nur als häutiges Band bei Schilfarten und Lilien erscheint. Es ist so standhaft in seinen Formen, daß man die Arten dadurch unterscheiden kann.

Blattstiel (petiolus) ist das Organ, womit die Blätter an dem Stamm oder den Zweigen befestigt sind. Da der Blattstiel den Blättern ihre Urformen zuführt, so sind auch Schraubengänge und Saftröhren, von Zellgewebe umgeben, die wesentlichen Theile seines Baues. Oft nähert er sich in seiner äußern Gestalt der Blattbildung, wenn er geflügelt oder gerändert ist. Die Öhrchen am Blattstiel der Pomeranze, die Blasen, in die der Blattstiel der Melastoma Miceta *Lam.* und Physiphora *Vahl.* anschwillt, sind Andeutungen des Überganges in die Blattbildung: so wie die Endigung des Blattstiels in Gabeln, Dornen und Borsten Erschöpfung der Vegetation anzeigt. Es scheint dies Organ mehr den höhern Familien anzugehören. Denn weder Moose, noch Farrenkräuter, noch Gräser, haben in der Regel Blattstiele, und es ist eine große Seltenheit, daß Pharus pubescens gestielte Blätter hat. (N. Entd. 1. T. 1.)

4) in der Thierkunde, sind mit Blatt zusammengesetzte Namen: Blattfloh, s. Haltica; Blattkäfer, s. Chrysomela; Blattlaus, s. Aphis; Blattlauskäfer, s. Coccinella; Blattwickler, s. Tortrix; Wanderndes Blatt, s. Mantis.

5) in der Gewerbskunde, s. unter den Hauptwörtern, wie Gold u. s. f.

6) in der Musik bezeichnet man mit dem Ausdrucke Blatt:

I. den dünnen, gewöhnlich aus spanischem Rohrholze gebildeten Span, welcher, mit seinem stärkern Ende auf dem sogenanten Schnabel der Klarinette oder Bassetthörner befestigt, zwischen die Lippen des Spielers genommen wird, und, bei gehörig modifizirtem Einblasen der Luft, das Instrument tönen macht. Man fertigt solche Blätter auch wol aus anderm Stoffe, und von ganz vorzüglich schöner und leichter Ansprache sollen die von gewöhnlichem Tannen- oder Kiefernholze seyn; nur aber ganz ohne Ausdauer. Im Ganzen behauptet daher das spanische Rohr allemal den Vorzug. — Die Befestigung des Blattes auf dem Schnabel geschieht gewöhnlich durch Bewickeln mit Bindfaden; neuerlich aber bewirkt man es durch einen Ring von Messing- oder Silberblech, welchen eine Stellschraube beliebig fest anzieht; eine Vorrichtung, welche augenscheinlich sicherer und haltbarer ist, als die zuerst erwähnte. — Das Blatt ist eines der allerwichtigsten Stücke am Klarinett, und es ist sehr nöthig, daß jeder Klarinettist die Geschicklichkeit erwerbe, sich seine Blätter, seinem Bedürfnisse gemäß, selbst anzufertigen, zu welchem Geschäfte man ebendarum auch in jeder Klarinettschule ausführliche Anleitung findet. — Über die Art, wie die Erzitterungen des Blattes den Klang der Rohrwerke erzeugen und dessen Tonhöhe bestimmen, vergleiche man den Art. Blasinstrumente §. 3.

II. Zweitens versteht man unter dem Ausdrucke Blatt auch den Streifen von Stahl- oder federhartem Messingblech u. dgl. in dem sogenanten Mundstück und Stiefel derjenigen Gattung von Orgelpfeifen, welche man Rohr- oder Schnarrwerke nent. (Vergl. diesen Art.). Manche nennen solches Blatt auch Zungenblatt, oder kurzweg die Zunge, weshalb Schlimmbach in seinem Buche: „Über Structur ꝛc. der Orgel", für besagte Gattung von Orgelpfeifen die allerdings passenden Namen Zungenpfeifen und Zungenwerke vorgeschlagen hat.—

Nach der ältern und auch jetzt noch gemeinüblichen Einrichtung liegt das Blatt der Rohrwerke auf dem sogenanten Mundstücke in eben der Weise auf, wie das Klarinettblatt auf dem Schnabel, d. h. so, daß es, beim Erzittern, unausgesetzt auf den Saum des Schnabels klirrend aufschlägt, wodurch der Klang größtentheils etwas rauh und unangenehm schnarrend und gleichsam schmetternd wird. — Weit vorzüglicher ist eine bis jetzt nur erst wenig übliche Einrichtung, welche darin besteht, daß das Blatt nur so groß gemacht wird, daß es nicht auf den Rand des Mundstückes aufschlagen, sondern ohne anzustoßen in dessen Öfnung frei hinein- und herausschwingen kann. Eine nähere Beschreibung findet man in der Leipziger Musikal. Zeitung von 1811. Nr. 9. Diese allerdings höchst vorzügliche Vorrichtung ist übrigens auch wieder einmal eine, ursprünglich von einem Teutschen gemachte, von mehren Teutschen ausgeführte, aber freilich nie prunkhaft ausposaunte Erfindung, etliche Jahrzehnte später aber von einem Franzosen nacherfunden, und wird nun, wie billig, von Franzosen und Teutschen einstimmig als „französische Erfindung ausgerufen.

Zum Glück besitzt die teutsche Nation über den hier befraglichen Gegenstand unverwerfliche Notizen und Aktenstücke, nach welchen, noch ehe der Franzose an seine Erfindung dachte, die Teutschen von diesen freischwingenden Zungenwerken als von einer in Teutschland längst bekanten Sache sprechen. Aus diesen Dokumenten geht folgendes hervor:

Der erste Erfinder war der teutsche Trabenstein, welcher, schon unter der Regirung der Kaiserin Katharina, in Petersburg lebte. Nach ihm wendete der teutsche Orgelbauer Rackwiz in Stockholm solche Rohrwerke in Orgeln an. Vogler benutzte sie in seinem Orchestrion, welches er im Jahr 1796 in Stockholm, und nachher bekantlich, auf seinen vielfältigen Kunstreisen, auch an vielen Orten Teutschlands, und wahrscheinlich auch in Frankreich, hören ließ. Nach eben diesem Modell erbauete Leopold Sauer, Instrumentenmacher in Prag, ein großes Fortepiano mit Saiten- und Pfeifen-Pedal, welches im Pedal 16 Fuß, und durch das ganze Klavier 8 Fuß der neuen Rohrwerke hatte, und sich im

tung u. s. w., sind auf den dazu gehörigen Kupfertafeln dargestellt, und mit diesen vergleiche man die Erläuterungen im Anhang, wo man auch die gebräuchliche botanische Terminologie findet. (*H.*)

Digitized by Google

J. 1813 im Besitze des Grafen Leopold v. Kinsky in Prag befand. Ein zweites Instrument dieser Art verfertigte derselbe Meister im Jahr 1804, und der Orgelbaumeister Ignaz Kober in Wien, im Jahr 1805, eine große Orgel in die dortige Schottenkirche, mit mehren solchen Rohrwerken. — Ungefähr um's Jahr 1807 brachte Vogler an der Orgel in Neuruppin eben solche Rohrwerke an, und zwar von 4 bis zu 32 Fußton: und eben solche Rohrwerke an dem im Residenzschlosse zu Darmstadt aufgestellten Voglerschen Orgelwerke, Mikropan genant, hat Verf. dieses noch heute in Händen gehabt.

Späterhin kam die Sache in teutschen öffentlichen Blättern mehrfältig als eine unter uns Teutschen längs bekante Vorrichtung zur Sprache. So findet man z. B. schon im Jahrgang 1811 der Leipziger Musik. Zeitung, S. 153 u. ff. eine Ankündigung des Mechanikus Strohmann in Frankenhausen, welcher die Erfindung selbst zwar als schon lange vor ihm da gewesen anerkent, sich aber das Verdienst beimißt, diese Rohrstimmen nicht für einige Stimmen allein, sondern auch für die tiefsten und die höchsten Töne gleich anwendbar gemacht zu haben. Er äußert dies sehr bescheiden, und sogar nur zweifelhaft; worauf er denn in Nr. 25 der Mus. Ztg. von 1811 vom Orgelbauer Uthe in Wien, und dann im Jahrgang 1813 S. 115. auch von dem obengenanten Herrn Sauer, belehrt wird, daß diese Rohrwerke schon, wie vorerwähnt, in den Jahren 1796 bis 1807, in eben solchem Umfang ausgeführt gewesen.

Nach diesem allen benutzte, selbst nach französischen Berichten erst im Jahr 1812, Herr Grenié in Paris eben solche Rohrwerke zu seinem sogenanten Orgue expressif, ohne jedoch vorerst auch nur den Versuch eines in Teutschland schon 20 Jahre früher ausgeführt gewesenen 16füßigen Registers dieser Art zu wagen. — Er war aber glücklich genug, einen ausgezeichneten Physiker, Herrn Biot, seinen Landsmann, treuherzig glauben zu machen, die Sache sey bis jetzt auch außerhalb Frankreich unbekant gewesen, und Biot, Membre de l'académie des Sciences, des Societés royales de Londres, d'Edimbourg, des Antiquaires d'Ecosse, de la Société Philomatique des Académiens de Turin, de Munich et de Wilna, sey es nun entweder aus einer nationellen Eigenthümlichkeit, welche alles, was Nichtfranzosen gethan, so gern als gar nicht geschehen betrachtet, — sey es aus wirklicher Unkunde, stellt in seinem Traité de Physique v. J. 1816. T. 2. p. 171, so wie auch in s. Précis élémentaire de Physique v. 1817 im Kapitel: Des Instrumens à vent, Unterabtheilung Des Instrumens à Anches, seinen Lesern den Mr. Grenié, habile amateur de musique, als den Erfinder der freischwingenden Zungen vor, welcher

„par une modification aussi simple qu'in-
„génieux est parvenu à leur ôter tous ces
„défauts; et à leur donner en échange des
„qualités qu'elles n'avoient pas", (T. I. Pag. 386.)

Die Commission de l'Instruction publique, erhebt, durch ihr Arrêté v. 22. Febr. 1817, Biot's Précis zum öffentlichen Lehrbuch, und die gesamte liebe Jugend von einer großen Nation lernt, von Generation zu Generation, den *habile amateur de musique Mr. Grenié*, als den Erfinder der besagten modification aussi simple qu'ingénieuse gläubig verehren. — Was Wunder, daß demnach auch der Inspector des Königl. Conservatoire de Musique Mr. Perne, welcher ohne Zweifel ebenfalls nach Biot's Précis Physik gehört hat, das eingelernte Credo in einem in öffentlichen Blättern abgedruckten Berichte nachbetet, und den Mr. Grenié als denjenigen preist, dem es bis jetzt vorbehalten geblieben, die Akustik durch seine ingeniöse Erfindung zu bereichern, wobei er Biot's Zeugnisse als authentische historische Quelle und wissenschaftliche Autorität anführt. — Im J. 1819 beschenkt Herr Friedr. Wolff, der Weltweisheit Doctor und Professor am Joachimsthal. Gymnasium, die teutschen Physikbeflissenen mit einer Übersetzung des Biot'schen Précis; und auch dieser Teutsche läßt nicht den entferntesten Unglauben laut werden, so daß also nun auch die teutsche Jugend das französische Credo einlernt. — Im Jahr 1821 liefert die Leipziger Mus. Ztg. Nr. 9 und 10 eine Übersetzung des Perne'schen Berichtes, und dabei eine Notiz über ein, in China übliches, aus einem ausgehöhlten Kürbis gebildetes Instrument, welches mit der angeblichen Grenié'schen Erfindung einige entfernte Verwandtschaft hat. — So bewahren wir (am Ende doch über die Gebühr anspruchlose) Teutsche, sorgfältig sogar den Chinesen die Ehre der, wenn gleich entfernten und rohen, ja problematischen Initiative; daß aber von unsern vaterländischen Künstlern schon ein Paar Jahrzehnte vor den Franzosen die Sache ausgeführt gewesen, ja, daß sie bei uns bereits so gäng und gäbe ist, daß jeder teutsche Orgelbauer, bei welchem ein Rohrwerk bestellt wird, dem Besteller alsbald mit der Frage entgegen komt, ob es mit aufschlagenden, oder mit freischwingenden (einschlagenden) Zungen werden solle, welches letztere den Preis um etwa die Hälfte erhöht — dies alles haben wir bis jetzt nicht einmal zu erwähnen, vielweniger die ausländische Anmaßung zu rügen für gut gefunden. — Gut mag es indessen doch seyn, in dem gegenwärtigen teutschen Nationalwerke vorstehende Notizen niederzulegen. — Übrigens stehen Mr. Grenié's Rohrwerke in einem andern Punkte auch noch weit zurück: denn er begnügt sich, die alte, höchst mangelhafte Einrichtung der sogenanten Stimmkrücken (S. den Art. Krücke) durch größere Stärke des Drahtes einigermaßen zu verbessern, indeß man in Teutschland schon längs gelernt hat, solche Krücken ganz zu entbehren, und dafür die Zungen mittelst Stellschrauben unverrückt zu halten. — Was endlich die Art und Weise betrift, wie, durch die Oscillationen des Zungenblattes, Töne verschiedener Höhe in den Zungenpfeifen erzeugt werden, so vergleiche man theils wieder den erwähnten Artikel Blasinstrumente §. 3., theils den Artik. Rohrwerke. (*Gottfr. Weber.*)

Blätterdurchgang, nach Hauy, ein inneres Gebilde, worein sich die meisten Kristalle mehr oder weniger leicht nach gewissen Richtungen, die untereinander bestimte Winkel machen, spalten lassen. Je

Digitized by Google

nach der Zahl dieser Richtungen, und je nach dem Winkel, den die Spaltungsebenen mit einander bilden, zeigen die Körper mancherlei Verschiedenheiten. Der Krystall, nach seinen sämtlichen Blätterdurchgängen zerspalten sich gedacht, gibt Hauy's molecules integrantes (s. unten), d. h. die einfachen Massentheile, deren Form ein Tetraeder, eine dreiseitige Säule, oder ein Parallelepipedon ist, (s. Hauy Tr. de mineralogie I.). (*Th. Schreger.*)

Blättererde, s. unter Essigsäure.

Blättergrün, Chlorophile, (Xyrophile). Man erhält diese Materie, sonst unpassend Fecula oder Harz genant, nach Pelletier und Caventou, wenn man das gut ausgepreßte und ausgewaschene Mark mehrer krautartigen Pflanzen mit entwässertem, kalten Alcohol behandelt, diese Flüssigkeit dann abraucht, die zurückgebliebene dunkelgrüne, harzähnliche Substanz zu Pulver reibt, und dann wieder mit heißem Wasser behandelt *). Dieses Blättergrün soll ein besonderer, sehr hydrogenirter Stoff seyn, welcher sich von den Harzen auffallend unterscheidet, und mit mehren vegetabilischen Färbestoffen nahe verwandt ist. (*Th. Schreger.*)

Blätterschwämme, s. Agaricus.

Blatt, -Blättergewebe, thierisches, **textura lamellosa.** Unter diesem Namen stellt C. Mayer ein neues organisches Grundgewebe, als das einfachste, an die Spitze der übrigen sieben Arten des Bichat'schen Systems. Es gehören dazu: die Oberhaut der äußern Bedeckungen und der innern Oberfläche der Schleimhäute (?), die Haare, Federn, Nägel, Hufe, Klauen, Schnäbel, Schuppen, und Hörner, die Krystall-Linse (?), die Hornhaut, und die Zähne (?). Die Organe dieses Systems charakterisiren sich dadurch, daß sie kein Zellgewebe haben, und daraus nicht bestehen; macerirt lösen sie sich vollkommen in Schleim auf. Eben so wenig findet man in ihnen Längenfasern, sondern nur Schleimplatten, und allein da, wo phosphorsaurer Kalk in ihre Mischung tritt, nehmen sie eine krystallinische Faserbildung an; in ihren chemischen Elementen sind sie unter sich verwandt, und ihr gemeinschaftlicher chemischer Grundbestandtheil ist, die Zähne ausgenommen, Eiweißstoff; die meisten und fast alle sind mehr oder weniger durchsichtig, oder doch durchscheinend; sie haben sämtlich keine Blutgefäße in ihrem Parenchym, wenn einmal ihre Bildungsperiode vollendet ist; auch sind sie ohne Nerven; es kommen ihnen allen nur beschränkte Lebenskräfte zu, keine organische Contractilität; dagegen besitzen sie überwiegende Plasticität; ihr an sich geringes Leben ist von dem Leben des Gesamtorganismus größtentheils unabhängig; gleichwol sterben sie im Organismus am früh[illegible] ab, (vergleiche C. Mayer, Über Histologie, und eine neue Eintheilung der Gewebe des menschl. Körpers ꝛc. Bonn 1818. gr. 8.). (*Th. Schreger.*)

Blattgold, Goldblättchen, geschlagen Gold, Buchgold, Goldschaum, **Aurum foliatum, Or battu, Or en feuilles etc.** 1) Das reinste echte Feingold, in höchst dünnen Blättchen zwischen braunrothem feinen Papier, muß gegen das Licht gehalten, überall schön smaragdgrün durchscheinen, aus lauter gleichen, ganzen, insgemein beschnittenen, gleichfarbigen Goldblättchen bestehen, und nur in Chlorinsäure und in Königswasser auflöslich seyn. Mit Kupfer legirt, wie das röthlichgelbe Hochgold, und das blaßgrünliche Mittelgold, gibt es mit Goldscheidewasser eine Auflösung, die mit wäßrigem Ammonium übersättigt, mehr oder weniger blau wird, und wobei Knallgold entstehet. — 2) Das unechte Blattgold aus geschlagenem Tombak oder Messing ꝛc. ist undurchsichtig, gegen das Tageslicht gehalten, schwarz, läuft bald an der Luft schwarz an, und komt gewöhnlich unbeschnitten, durchlöchert und zerrissen zwischen weißem dünnen Papier vor, löst sich in Salpetersäure, oder auch in Ammoniumflüssigkeit, und hier blau, auf. Ein polirter Stahl wird in der ersten Auflösung nach einiger Zeit überkupfert.

Die alten arabischen Ärzte führten die Vergoldung der Arzneimittel in Pillenform zuerst ein, von der man jetzt mit Recht zurückgekommen ist. Ein unnöthiger Zusatz bleibt auch der Goldschaum zum sogenanten Markgrafenpulver, zu den Goldtincturen, und Goldwassern, um so schädlicher aus unechtem Golde. Eben so gefährlich ist die Verzierung der Conditorei- und geringen Lebküchlerware, des Kinderspielzeugs u. a. Tandes damit, gleich dem unreinen Golde für Maler, weil sie es mit dem Pinsel in den Mund nehmen.

Technisch benutzt man den Goldschaum zu Bronzepulver, Muschelgold, Musivgold, Zwischgold ꝛc., zur Vergoldung der Stahl- und andern Metallwaren, der Holzrahmen, des Porcellans ꝛc. (vergl. Gold.) (*Th. Schreger.*)

Blattsilber, Silberblättchen, Silberschaum ꝛc. Argentum foliatum, Argent battu, Argent en feuilles. 1) Das reinste echte Feinsilber in ganz dünnen Blättchen zwischen feines Papier gelegt, die gegen das Licht schön sapphirblau und durchsichtig erscheinen, ganz, gleich, einfarbig, insgemein beschnitten seyn, und sich in Salpetersäure völlig rein und klar auflösen müssen. Das kupferhaltige wird, mit Ätzammoniumflüssigkeit digerirt, bläulich gefärbt. — 2) Das unechte aus Zinn hat einen matten Glanz, löst sich in lauwarmer Salzsäure auf, worin das echte unaufgelöst bleibt. Aus einer Composition von Zink und engl. Zinn bereitet, fällt es matt, undurchsichtig, und, gegen das Licht gehalten, schwarz aus, und löst sich gleichfalls in lauer Salzsäure auf. Die Blätter sind gewöhnlich unbeschnitten, zerrissen, löcherig, und zeigen matte, fleckige Stellen. — Zum Versilbern der Arzneipillen ist auch das echte Blattsilber jetzt mit Recht ganz außer Gebrauch; vom unechten laufen sie bald schwarz an. Bedenklich bleibt immer das Belegen der Confituren, Pfefferkuchen, Kinderspielwaren ꝛc. mit unreinem Blattsilber, und der Gebrauch des unechten Muschelsilbers, wenn man den damit getränkten Malerpinsel in den Mund nimt.

Technisch wird dasselbe zur Porcellan-Metall- und Holzversilberung, zu Muschelsilber, zu Zwischgold, als Basis ꝛc. angewendet, (vgl. Silber.) (*Th. Schreger.*)

*) S. Ann. d. Ch. et de Ph. IX. p. 194, teutsch in Trommsdorff's neuem Journ. der Ph. III. 2.

Digitized by Google

BLATTA, (Schabe, Kackerlack, Tarokom). Eine Insektengattung aus der Familie Blattariae. Ihre Kennzeichen sind: platter, eirunder Körper; lange borstige Fühler; der Kopf unter einem schildförmigen Halsschilde verborgen; die Tarsen fünfgliederig. Es sind weiche, meist dunkelfarbige, widerliche Geschöpfe, die vorzüglich des Nachts sehr lebhaft sind, und fast alle Vegetabilien und aufbewahrte animalische Körper mit großer Gefräßigkeit angreifen. Ihre Behendigkeit, ihre nächtliche Thätigkeit und ihr glatter Körper, der ihnen erlaubt sich in die feinsten Ritzen zu verbergen, machen ihre Verfolgung sehr schwer, und sie werden daher oft in Vorrathskammern und auf Schiffen zu einer sehr beschwerlichen Plage. Die mehresten haben lange, flach auf dem Rücken aufliegende Flügel, bei manchen besitzen blos die Männchen Flügel, bei einigen sind beide Geschlechter ungeflügelt. Viele trift man blos in Häusern und hölzernen Gebäuden, einige aber leben auch im Freien unter Steinen und auf Pflanzen. Man kent bereits gegen vierzig Arten, unter denen folgende die bekantesten sind: 1) Bl. *orientalis*, dunkelbraun, fast Zoll lang, bei dem Männchen die Flügel kürzer als der Leib, bei dem Weibchen nur kurze Flügelansätze. Dies ist die gewöhnliche Kuchen- oder Mehlschabe, die fast auf dem ganzen alten Kontinent und vielleicht auch auf dem neuen verbreitet ist, und nur in Wohnungen gefunden wird, wo sie sich oft furchtbar macht. 2) Bl. *germanica*, geflügelt, blaßgelb, auf dem Halsschilde zwei schwarze Striemen. Besonders auf Schiffen. Liebt vorzüglich Pflanzensäuren, und leert selbst die Dintenfässer aus, greift aber auch alles Genießbare an. (*Germar.*)

Blattariae, eine Insektenfamilie aus der Ordnung der Halbflügler (Orthoptera), s. Orthoptera.

BLATTEL-HEBEN. Eine vorbereitende Operation, welcher man das Roheisen für einige in den südöstlichen Gegenden Teutschlands, namentl. Kärnthen und Krain, im Salzburgischen, und theilweise in Steiermark, eingeführte Frischmethoden unterwirft. Diese Operation besteht darin, daß man das Roheisen entweder in Gruben, gleich bei den Blaudfen (welche in den genanten Gegenden fast ausschließend zur Roheisenerzeugung dienen), laufen läßt, oder dasselbe zunächst in Flossen gießt, und diese in einem besondern Feuer (Hartzerrenherd) nochmals umschmelzt, in beiden Fällen aber das flüssige Roheisen auf der Oberfläche durch aufgegossenes Wasser abkühlt, die erstarrte Decke durch besondere Vorrichtungen abhebt, von neuem und auf gleiche Weise eine starre Decke bildet, abermals abhebt und so fortfährt, bis die ganze Eisenmasse in solche Scheiben (Blattel genant), verwandelt ist. Man erkent hieraus, daß das Blattelheben beim Zerrenherde, und unmittelbar bei Schmelzofen, zu unterscheiden sey. Bei Letzteren werden die Kohlen zum nochmaligen Umschmelzen des Roheisens erspart, dagegen glaubt man durch Ersteres die Güte des Roheisens zu befördern, und hat dasselbe daher auch auf mehren Werken beibehalten. Das Blattelheben erfodert ein dünnflüssiges Roheisen, das daher (man vergl. den Artik. Eisen), in gewissem Grade gar geblasen seyn muß. Man unterwirft das in Blattel verwandelte Roheisen in der Regel zunächst dem Braten, welches wir unter dem betreffenden besondern Artikel beschreiben, und dann eine Würdigung beider Prozesse versuchen wollen. (*A. Müller.*)

Blattenberg, s. Plattenberg.

BLATTENDORF, ein durch seine Glasarbeiten bekantes Dorf mit 800 E. im Leutmer. Kr. in Böhmen. (*H.*)

Blatter, Blattern, s. Pocken. Blatternatter, s. Coluber guttatus. Blatterstein, s. Saussurit.

BLATUM BULGIUM, ein in Anton. Itiner. erwähntes Vorgebirge Britanniens, über dessen Lage die Alterthumsforscher uneinig sind; Camden, Gale, Barter u. and. sehen es nach Boulneß, an die Südküste des Solway Frith (Meerbusen im Südwesten von Schottland, der in den St. Georgskanal geht), an das Ende von Severus Mauer; Horsley nach Middleby in der ehemaligen Herrschaft Annandale (was doch eben nicht sehr entfernt ist). Von hier als der entferntesten Gränze der Provinz Britanniens begint Antonins zweite Reiseroute. Von Blatum bulgium führte eine Militärstraße nach Luguvallum oder Carlisle (in England). (*H.*)

BLAU, eine der vier Hauptfarben, auch in der Färbekunde, welche, als einfache Farbe, oder Grundfarbe, anerkant ist, und aus deren Vermischung mit andern Farben gemischte oder zusammengesetzte Farben entstehen, s. Farben *). (*Th. Schreger.*)

BLAUERDE (Eisenblauerde), ein erdiges Eisenblau, das in Nieren, die eine Erde von Limonit (sogenanten Raseneisenstein) haben, in einem erhärteten Thone, in Holzüberresten wie im Lippischen, in Sümpfen und Torflägern, wie z. B. bei Bremen vorkommend, desgleichen in dem Treibholze, welches bei Stade angeschwemt wird, auch bei Freiberg und Eckartsberge in Sachsen sich vorfindet. Beim Ausgraben ist es weißlich von Farbe, und wird erst an der Luft mehr oder weniger saftblau. Nach Brandes ist dies blaue Mineral von Hillentrup im Lippischen als phosphorsaures Eisenoxydul zu betrachten, denn es enthält in 100 Theilen 43,775 Eisenoxydul, 30,320 Phosphorsäure, 00,700 Aluminiumoxyd, 0,025 Siliciumsäure, und 25,000 Wasser†). Dieses Eisenblau läßt sich als Farbestoff in der Malerei auf Kalk ꝛc. benutzen. (*Th. Schreger.*)

BLAUFARBEN (Pigmenta caerulea). Sie bestehen in ihrer Anwendung auf bürgerliche Gewerbe, in den Künsten, Manufakturen und Fabriken aus drei verschiedenen Gattungen: 1) aus blauen Körperfarben; 2) aus den blauen Farben in der gesamten Färbekunst und Zeugdruckerei; 3) aus den blauen Pigmenten des Pflanzenreichs.

*) Als Zusammensetzungen mit Blau, die hier nicht behandelt sind, sondern auf andere Artikel verwiesen werden mußten, sind: Blaubart, s. Mytilus exilis; Blaufalke, s. Falco Aesalon; Blaufellchen, s. Salmo; Blauholz, s. Campecheholz; Blaukäfer, s. Zygia; Blaukehlchen, s. Sylvia suecica und Certhia jugularis; Blaukohl, s. Brassica; Blaulack, s. Blaufarben; Blauglas, s. Schmalte unter Blaufarben; Blauling, s. Corregonus; Blaumehl, s. Steingelle; Blaumelken, s. Milch; Blauspecht, s. Sitta europaea; Blaustärke, s. Schmalte unter Blaufarben u. a. m. — Die geogr. und biogr. Art. mit BLAU ꝛc. s. weiterhin.

†) S. Schweigger's Journ. für Ch. u. Ph. 1821. I. 1. S. 77. Vgl. Klaproths Analyse in dessen Beiträgen u. s. w. IV. S. 122. und Brandes im Berl. Jahrbuch XX. S. 508.

Digitized by Google

I. Blaue Körperfarben. Unter den blauen Körperfarben verstehen wir solche, welche theils durch die Natur, theils durch die Kunst geschaffene Verglasungen oder Zusammensetzungen eigener Art ausmachen. In diese Klasse zählen wir A) das Bergblau; B) das Ultramarinblau der Alten aus Lapis lazuli; C) das Ultramarinblau aus Kobalt; D) das Ultramarinblau aus Kupfer; E) die blaue Smalte; F) alle blaue Lackfarben;

A) das Bergblau, (Berglasur, blaue Aschen), Caeruleum montanum; Cendre bleue, Bleu de montagne; Verditer etc., welches in der Natur angetroffen oder auch künstlich bereitet wird, wurde lange Zeit hindurch ausschließlich aus Großbritannien bezogen; gegenwärtig wird es aber auch in vielen andern Ländern von Europa bereitet. Um es künstlich darzustellen, operire man nach Pelletier folgendergestalt: man löse Kupfer in einer niedern Temperatur in verdünter Salpetersäure auf, bringe in die Auflösung gepulverten frisch gebranten Kalk, und rühre das Ganze wohl durcheinander, damit die Zersetzung um so besser erfolge. Pelletier nahm nun zu einem zweiten Versuche eine etwas größere Portion salpetersaures Kupfer, wodurch aller Kalk absorbirt wurde. Die obenstehende Flüssigkeit wurde nun abgegossen und der Niederschlag zu wiederholten Malen mit Wasser ausgesüßt und auf ein leinenes Tuch zum Abtropfen gebracht. Nach dieser Vorrichtung wird die breiartige Masse auf einen Reibestein gebracht, und während des Reibens 7 bis 10 Proz. ätzendes Kalkpulver hinzugesetzt. Die Farbe des Niederschlags, welche anfänglich blaßgrün erscheint, verwandelt sich durch den Kalkzusatz augenblicklich in Blau.

Bei dieser Methode ist es sehr leicht auszumitteln, ob die Farbe die gehörige Intensität besitze; man läßt etwas davon an der Luft und Sonne trocknen; erscheint sie zu hell, so setzt man noch mehr Kupferniederschlag hinzu; ist der Kupferniederschlag schon zu trocken, dann wird der Mischung beim Zusammenreiben noch etwas Wasser zugesetzt. Nach dem Abreiben wird das Produkt an der Luft getrocknet.

Die Natur liefert uns dieses Blau in einer Mischung von kohlensaurem Kupfer. Nach der Analysis von Pelletier bestehen 100 Theile von schönem englischen Bergblau aus Kupfer 50, Kohlensäure 30, Sauerstoff 10, Kalk 7, Wasser 4; dem Bergblau seinen qualitativen Bestandtheilen nach analog, ist auch das sogenante Bremerblau, welches durch die Kunst bereitet wird [1]).

B) das Ultramarin-Blau der Alten. Diese kostbare und dauerhafte Farbe aus dem Lasurstein (Lapis lazuli) durch mechanische Trennung gezogen, ist schon sehr lange bekant. Nach Theophrast soll die Bereitung des Ultramarins ein König von Theben in Ägypten erfunden haben. Zu Anfange des 16. Jahrh. besaß Nikolaus Nicoluzzi, auch Pigna genant, Apotheker und Chemiker zu Ferrara, das Geheimniß, das beste Ultramarinblau zu verfertigen. Vannaccio Biringoccio lehrte in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. die Bereitung des echten Ultramarins, und unterschied es von der Kupferlasur. Alexius Pedemontanus oder Hieronymus Ruscellai, machte zu Anfange desselben Jahrhunderts die Bereitung des Ultramarins zuerst vollständig bekant. Diese ältern Verfahrungsarten Ultramarin aus dem Lasursteine zu scheiden, werden mühsamer und kostbarer angegeben, als die später darauf folgenden Methoden. Kunkel überlieferte uns folgendes Verfahren Ultramarin zu bereiten: „man zerkleinert den Lasurstein in Stückchen einer Erbse groß, löscht ihn nach dem Rösten in starkem Weinessig ab, und zerreibt ihn mit Essig zu einem feinen Pulver. In einer irdenen glasurten Schüssel lasse man nun die Hälfte eines Jungfernwachs und die Hälfte Colophonium zergehen, und bringe unter beständigen Umrühren das Lasursteinpulver hinzu, gieße die Masse in kaltes Wasser und lasse sie darin 8 Tage lang liegen. Es werden nun zwei Gefäße mit sehr warmen Wasser gefüllt, und ein Stück von der Masse in dem einen Gefäße ausgeknetet, und wenn man glaubt das schönste herausgezogen zu haben, in dem zweiten Gefäße noch einmal ausgeknetet. Hier erscheint die blaue Farbe schon bleicher und nicht mehr so schön. Nach Verlauf von 4 Tagen schlägt sich die Farbe aus der Flüssigkeit in den beiden Gefäßen als ein schönes blaues Pulver zu Boden, welches, sorgfältig gesammelt, das Ultramarinblau darstellt." Nach dieser Verfahrungsart soll man aus einer einzigen Masse 3 bis 4 Qualitäten Ultramarin ausscheiden können, je nachdem man die Masse in 3 oder 4 verschiedenen Gefäßen unter Wasser knetet. — Ein anderes Verfahren um Ultramarinfarbe aus dem Lasurstein zu gewinnen, besteht darin, daß man den Stein zerkleinert, die Stückchen ausglüht, in Weinstein ablöscht, damit fein zerreibt, mit Wachs und Colophonium zusammenschmelzt, und hernach die Farbe durch Auswaschen samlet.

Den besten Lasurstein zu einem guten Ultramarin erhalten wir aus Persien, China, Sibirien und Golkonda in Afrika. Man hat sich öfters bemüht, die Ursache der blauen Farbe dieses Fossils zu erforschen, allein bis jetzt immer vergeblich. Guyton de Morveau will eine blaue dem Lasursteine ähnliche Farbe durch eine künstliche Vereinigung des Schwefeleisens mit Erden gefunden haben. Tassaret bekam zufällig bei der Fabrikation des Natrons in einem mit Sandstein ausgelegten Schmelzofen eine blaue, dem Lasursteine ähnliche Masse, in welcher Vauquelin Schwefeleisen vorfand. Nach der chemischen Zergliederung der Herren Element und Desormes enthält aber das echte Ultramarinblau keine Spur von Eisen oder einem andern Metall. Das Ultramarinblau wird seiner Kostbarkeit wegen nur zu feinen Malereien verwendet. Wir bewundern es heut zu Tage noch an den köstlichen Gemälden der italiänischen, niederländischen, spanischen, altteutschen ꝛc. Meister.

C) das Ultramarinblau aus Kobalt. Als Stellvertreter für das echte Ultram. substituirt man jetzt häufig und zwar mit gutem Erfolg das Ultramarinblau, auch Azurblau genant, aus dem Kobalt bereitet. Um die mannigfaltigen Versuche und die Bereitungsart dieser schönen Farbe erwarb sich Thenard in Paris viele Verdienste. Durch eine Menge angestellter Versuche fand er, daß der phos-

1) Ein angenehm blaßblaugrünliches, mit kohlensaurem Kalk verbundenes Kupferoxyd, das, sehr leicht an Gewicht, ziemlich weich, leicht zerreiblich und im Bruche etwas rauh, stark abfärbt, und eine auch an der Luft unveränderliche Malerfarbe auf frische Kalkwände gibt. (*Th. Schreger.*)

Digitized by Google

phorsaure, boraxsaure und arsenikſaure Kobalt mit Thonerde zuſammengebracht, ſchöne blaue Farben liefert. Die ſchönſte derſelben wurde durch einen Theil phosphorſauren Kobalt mit 2 bis 3 Theilen Thonerde erhalten. Ein Theil arſenikſaurer Kobalt mit 1½ bis 2 Theilen Thonerde lieferte ein Blau, welches in der Lebhaftigkeit dem mit phosphorſaurem Kobalt nachſtand. Um dieſes ſchöne Blau in ſeiner höchſten Intenſität zu erhalten, muß der Kobalt zuvor von dem beigemengten Eiſen gereinigt, und beim Schmelzen der gehörige Hitzgrad beobachtet werden. Am ſchönſten erhält man es, wenn die geſchmolzene Maſſe kirſchroth glüht; man operirt hiebei am zuverläſſigſten, wenn man von Zeit zu Zeit eine kleine Portion der Farbe zur Beobachtung aus dem Ofen herausnimt.

Das phosphorſaure Kobalt wird erhalten, wenn man das Erz ſo lange röſtet, bis keine arſenikaliſche Dämpfe mehr entweichen, und die geröſteten Erze mit Salpeterſäure behandelt. Durch die Röſtung wird das Eiſen roth oxydirt, wodurch es die Eigenſchaft verliert, ſich in der Salpeterſäure nicht auflöſen zu können, daher durch Filtriren auf dem Filtrum zurückbleibt. Die durchgelaufene Flüſſigkeit, welche den Kobalt aufgelöſt enthält, wird nun verdichtet, um den Überſchuß der freien Säure wegzuſchaffen. In ſolchem Zuſtande wird die Auflöſung mit Waſſer verdünt und phosphorſaures Natron hinzugebracht. Die Salpeterſäure der ſalpeterſauren Kobaltauflöſung verbindet ſich mit dem Natron zum ſalpeterſauren Natron, welches in der Flüſſigkeit aufgelöſt erſcheint, während die Phosphorſäure mit dem Kobalt verbunden, als phosphorſaurer Kobalt unter der Geſtalt violetter Flocken niedergeſchlagen wird. Nach dieſem Verfahren liefert ein Theil des angewendeten Erzes einen halben Theil phosphorſauren Kobalt.

Thenard ſetzte Malereien mit dieſem Blau zwei Monate hindurch einem ſehr ſtarken Lichte aus, ohne die mindeſte Veränderung in der Farbe zu gewahren.

Seit einigen Jahren wird dieſe ſchöne aus Kobalt bereitete Ultramarinfarbe in Teutſchland fabrikmäßig verfertigt. Die fabrikmäßige Darſtellung im Großen gereicht dem Herrn Dr. Geitner zu Schneeberg in Sachſen zur Ehre. Aus ſeiner chemiſchen Fabrik ſind neben dieſem Blau auch ſchon mehre neu gelungene Reſultate anderer Art ins Leben getreten.

Den Griechen und Römern war, wie uns Davy berichtet, die blaue Kobaltfarbe als Kobaltglas oder Kobaltfluß ſchon bekant. Sie bedienten ſich derſelben zu ihren Glaspaſten, Glasgefäßen und der Malerei, zogen aber die aus Kupfer bereiteten lebhaftern Farben jenen vor. Dieſe Thatſache wird auch durch den Gelehrten Broceſi in Mailand beſtätigt.

D) Ultramarinblau aus Kupfer. Die ſchöne blaue Laſurfarbe aus Kupfer, welche neuerlich durch den königl. Juſtizkommiſſ. Hrn. Keferſtein in Halle wieder in Anregung gebracht, iſt ſehr alt. Sie war den Ägyptern, den Griechen und Römern ſchon zu ihrer Zeit bekant. Die Überlieferungen der Kunſtgegenſtände mit jener Laſurfarbe ausgeſtattet, welche aus den Ruinen von Theben in Ägypten, wo ſie ſich 2000 Jahre hindurch erhalten haben und auf uns übergebracht wurden, beurkunden die Dauerhaftigkeit dieſer blauen Laſurfarbe aus Kupfer. Auf jenen alten Denkmälern hat ſich die Farbe noch ſo friſch erhalten, daß ſie in ihrem höchſten Glanze erſcheint. Nach Vitruv iſt die Fabrikation dieſer Farbe (das Caeruleum oder Cyanos der Griechen) zuerſt in Alexandrien erfunden worden, worauf durch Neſtorius zu Puteoli unweit Neapel eine Fabrik davon gegründet wurde.

Die Darſtellung dieſer Farbe wird von den Alten folgendergeſtalt beſchrieben: „Es wird Sand cum nitri fluore [2]) zum feinſten Mehle zerrieben und mit cypriſcher Kupferfeile gemengt, alsdann mit Waſſer beſpritzt, daß ein Teig entſteht, aus dem man Bälle formt und ſolche trocknet. Nach völliger Trocknung bringt man die Bälle in ein irdenes Gefäß, und durchglüht ſie in einem Ofen, bis die Maſſe zu einem Glaſe geſchmolzen iſt. Dieſes Glas ſtellt die blaue Farbe (Caeruleum, Cyanos) dar."

Die Beſtandtheile dieſer Laſurfarbe beſtehen ihrer Zuſammenſetzung nach aus Kieſelerde, Kupferoxyd und einem alkaliſchen Salz (Kali oder Natron). Ganz dieſelben Beſtandtheile fand Davy in allen blauen Malerfarben der Alten. Davy gibt ein Verfahren an, dieſe blaue Farbe wohlfeil und mit Leichtigkeit zu bereiten. Es beſteht darin, daß man 15 Theile kohlenſaures Natron, 20 Theile Quarz und 3 Theile Kupferfeile 2 Stunden lang ſchmelzt, wovon das Reſultat die herrliche himmelblaue Farbe liefern ſoll, welche ihrer Schönheit wegen an den Werken des Alterthums bewundert wird.

Auch Neri (die Kunſt Glas zu machen) gibt ein Verfahren an, eine kornblumenblaue Farbe aus Kupfer und Kobalt darzuſtellen. Nach demſelben werden 60 Pfd. Glas, 47 Loth Kupferoxyd und 8 Lth. Zaffra (unreines Kobaltoxyd) in eine meergrüne Fritte verwandelt, und dieſe mit abgekniſtertem ſchwarzen Meerſalze geſchmolzen, ſtellt die kornblumenblaue Laſurfarbe dar (vgl. Azurblau [3]).

E) Die blaue Schmalte (Blauglas). Schon in den älteſten Zeiten, wie wir bei dem Ultramarin aus Kobalt gezeigt haben, ſcheint der Kobalt in ſeinem Zuſtande als Erz bekant geweſen zu ſeyn. Davy fand denſelben in einigen blauen Gläſern aus den Grabmälern Großgriechenlands und in den Ruinen der Bäder des Titus. Agricola deutet ſchon im J. 1529 auf Kobaltpigment hin, und Baptiſta Porta ſpricht von Zaffra zur Erzeugung des Sapphirs. Mathesius wußte 1562, daß man aus den Bismuthgraupen eine ſchöne blaue Farbe erhalten könne. Der Prediger Chriſtian Lehmann zu Scheibenberg, Verfaſſer des hiſtoriſchen Schauplatzes des Meißniſchen Obererzgebirges, welcher im J. 1688 ſtarb, erzählt über die Erfindung der Schmalte in Sachſen folgendes: „Ein Glasmacher aus Platten in Böhmen, Namens Chriſtoph Schürer, zog nach Neudeck

2) Ob hier unter nitri fluore geſchmolzener Salpeter oder Natron in kalzinirtem Zuſtande verſtanden iſt, geht nicht deutlich hervor. 3) Das alexandriniſche Blau beſteht nach John aus 20 Quarzpulver, 15 kohlenſ. Natron und 3 Kupferfeile, die 2 Stunden lang einer mäßigen Rothglühhitze ausgeſetzt werden, und dann eine unvollkommen gefloſſene hell indig- und laſurblaue Maſſe darſtellen, unter welchen eine braune, mit metalliſchen Kupferkügelchen durchmengte Schlacke liegt. Auch bildet ſich bei Zuſatz von Kupferaſche ſtatt der Kupferfeile, oben ein blaſiges, hellblaugrünliches Glas, unten aber eine braune Maſſe. — Dieſe Fritten ähneln überhaupt dem Havyn. (*Th. Schreger.*)

Digitized by Google

auf die Eulenhütte, wo er Glas machte. Er nahm zu Schneeberg einige Stückchen schön gefärbten Kobalt mit, legte sie in seinen Glasofen, und da er sah, daß sie schmelzten, mischte er Kobalt mit der Glasmasse und erhielt dadurch ein schönes blaues Glas (Schmalte)." Die Erfindung der Schmalte, nach jenem Schriftsteller, ließe sich daher zwischen die Jahre 1540—1560 in Sachsen annehmen. Paul Nordhoff, ein Friesländer, suchte um das Jahr 1640 die Schmalte zu verbessern. Die Holländer fingen bald an den Sachsen die Schmalte nachzumachen. Sie bezogen ihre gerösteten Kobalterze aus Schneeberg. Durch ihre verfeinerten Mahlmühlen brachten sie es dahin, daß sie ein schöneres Produkt als die Sachsen lieferten, wodurch letzte gezwungen wurden, zu denselben Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen. Es ist bekant, daß die Kobalterze mit dem Borax, dem Kali, dem Natron und allen sogenanten Flüssen eine sapphirblaue Farbe darstellen, wovon die Schmalte in den Künsten und Manufakturen die häufigste Anwendung findet.

Die Bereitung der Schmalte in den Blaufarbenwerken gründet sich darauf: daß man die Kobalterze in einem eigenen Ofen von dem Arsenik, welcher aufgefangen wird, befreit, und mit Glasfritte, deren Quantität von der beabsichtigten blauen Nüance abhängt, in Glashäfen zusammenschmelzt. Das fließende blaue Glas wird mit eisernen Löffeln in kaltes Wasser gegossen, nach dem Erkalten gepocht, gemahlen, geschlemmt, und so die Schmalte von verschiedener Güte bereitet. Bei der Schmelzung reduzirt sich zuweilen eine Legirung aus Kobalt, Nickel, Eisen, Wismuth u. s. w. welches Gemeng Speise genant wird.

Zaffra, auch Saflor genant, ist ein Gemeng von geröstetem und gepochtem Kobalterz mit Kieselsand, welches, wenn es Wismuth enthält, durch Seigerung davon befreit werden muß. Mit Pottasche und Sand zusammengeschmolzen erhält man Schmalte. Zaffra wird auch zur blauen Glasur der Töpferwaren sehr häufig gebraucht. Man verschickt es in hölzernen Tonnen.

Prof. Poppe (technol. Lex. Bd. I. S. 485—489.) stellt das Verfahren blaue Schmalte zu bereiten gut zusammen. Wir entlehnen das Wichtigste aus dieser Zusammenstellung: „Die erste Arbeit in Blaufarbenwerken ist das Rösten, Pochen, Schlemmen, abermaliges Rösten und Schmelzen der Kobalterze, um beigemischte Substanzen, besonders Wismuth, Arsenik und Schwefel davon zu trennen. Das Pochen geschieht mit Hämmern oder Stempeln, die man durch Wasser mittelst eines Wasserrades und einer Daumwelle in Bewegung setzt. Die so vorbereiteten Erze werden nun auf einer geeigneten Ebene gewaschen, um sie von den steinichten Theilen zu befreien. Das Rösten oder Kalziniren findet in einem vorher abgewärmten Reverberirofen Statt. Man rührt darin das Erz oft um, damit der Arsenik und der Schwefel daraus verflüchtigt werden. Dieses erfolgt in Zeit von 3—4 Stunden. Die Kalzination erfodert Aufmerksamkeit, weil die Erze weder zu stark noch zu geringe geröstet werden dürfen. Im erstern Fall wird die blaue Farbe geschwächt, im zweiten eine schlechte Qualität erhalten. Der in den Erzen enthaltene Arsenik wird in Rauchfängen, Giftfängen, nach bekanter Konstruktion, aufgefangen, wo der weiße Arsenik (arsenigte Säure) erhalten wird. — Ist das Kobalterz sorgfältig geröstet, so wird es gestoßen, gesiebt, und mit 2—3 Theilen fein zerriebenem Sand, oder geröstetem, gepochten, wieder ausgeglühten und gesiebten Quarz vermengt, wodurch das Zaffra entsteht. Diese Masse wird nun mit reinem geschlemmten Sande, oder mit weißem gestoßenen, gewaschenen und stark gerösteten Quarz und mit Pottasche zur Glasfritte geschmolzen. Als bestes Verhältniß des Zusammensatzes werden angenommen 250 Pfund kalzinirter Kobalt, 281 Pfd. kalz. Pottasche, 600 Pfd. kalz. Quarz, und 20 Pfd. weißer Arsenik.

Die Mengung dieser Substanzen geschieht in einem hölzernen Trog (Mengkasten). Die Schmelzung wird in großen Tiegeln verrichtet, worin man die Masse von Zeit zu Zeit mit einem Rühreisen durcheinander arbeitet. Nach Verlauf von 8—10 Stunden schöpft man das Glas mit eisernen Kellen in große Kufen, die sogenanten Speisebütten, nachdem man vorher die obenauf schwimmende Kobaltspeise mit eisernen Löffeln abgeschöpft hatte. In die Kufe läuft beständig frisches Wasser. Die Schmelztiegel werden zuvor im Abwärmofen oder Temperirofen gut durchglüht, bevor man sie in die Schmelz- oder Glasöfen einsetzt. Die Kobaltspeise, und das, was auf dem Boden der Tiegel zurück bleibt, wird bei einer neuen Schmelzung als Zuschlag gebraucht. Immer werden die Tiegel, so wie man das Glas in die Kufe gesetzt hatte, von neuem gefüllt, und ununterbrochen fährt man damit so lange fort, bis man einmal der Reparatur des Ofens oder der Tiegel wegen anhalten muß. Die Masse, welche in den Wasserkufen zu einem blauen Glase geworden war, wird mit Hilfe eines Pochwerks oder einer Stampfmühle zerstoßen und gesiebt. Das so zerkleinerte Glas komt dann auf die Blaufarbenmühle, eine ordentliche Mahlmühle mit Bodenstein und Läufer. Eine Zarge von Faßdauben umgibt diese Steine. Nach 6—8 Stunden läßt man das feine zarte Pulver durch eine unten an der Zarge (eben so wie im Mehlloch) befindliche Öfnung abfließen. Man fängt sie vor derselben mit Mulden auf und bringt sie in Fässer oder Kübel. In diesen rührt man sie mit klarem Wasser um, und läßt sie dann eine Zeit lang ruhig stehen. Nach einigen Augenblicken leitet man dasjenige Wasser aus den Kübeln ab, welches die feinsten Glastheile enthält. Den Bodensatz aber reibt man zum zweiten Male unter den Mühlsteinen. Durch Wiederholung dieser Operation gelangt man endlich dahin, daß man alles Glas zu einem unfühlbaren Pulver zerreiben kann.

Um nun die verschiedenen Sorten von Schmalte zu erhalten, rührt man die ganze zermahlene Masse in eine große Kufe ein, die ihrer Höhe nach mit drei gleich weit von einander abstehenden Löchern durchbohrt ist. Nach einigen Augenblicken Ruhe läßt man erst diejenige Flüssigkeit ablaufen, welche über der ersten Öfnung steht, und die feinste Schmalte enthält. Nach und nach öfnet man auch die beiden übrigen Löcher, um alle Schmalte ablaufen zu lassen. Diese Operation gründet sich nämlich darauf, daß die schönste Schmalte, welche am besten gefärbt ist, sich eher niederschlagen kann, als diejenige von geringer Qualität.

Digitized by Google

In den sächsischen Blaufarbenwerken, wo die feingeriebene Glasmasse in kleinen Fässern mit hölzernen Spaten so lange umgerührt worden war, bis das gröbste sich zu Boden gesetzt hatte, gießt man das getrübte Wasser in ein anderes Gefäß, aus diesem wieder in ein anderes, und so immer aus dem einen in das andere. Dadurch erhält man mehre Sorten von verschiedener Feinheit. Aus den ersten Fässern, den Setzfässern, haut man nach Abgießung des Wassers, den Satz mit Handbeilen los, und läßt sie in einem andern Fasse bei ununterbrochenem Umrühren wieder zergehen. Auch diese Masse gießt man hernach wieder durch ein Sieb in ein anderes Faß, worin sie sich ebenfalls zu Boden setzt. Das abgelassene Wasser wird nicht weniger in Behältnissen zusammen erhalten, wo aus ihm der sogenante Sumpfeschel zu Boden fällt. Der trocken gewordene auf dem Boden liegende Färbestoff wird nach geschehenem Loshauen mit Walzen oder Reibehölzern zerdrückt, in geheizten Zimmern auf Farbebrettern getrocknet [4]), in Siebkasten, welche das Stäuben verhindern, durch feine seidene gerüttelte Siebe geschlagen und zuletzt in Fässer eingepackt. Eingebrannte Buchstaben unten am Boden der Fässer zeigen den verschiedenen Grad der Feinheit der Schmalte an.

Sachsen führt einen ausgebreiteten Handel mit seiner Schmalte. Die Blaufarbenwerke im sächsischen Erzgebirge machen Regale der Regirung aus [5]).

F) Blaue Lackfarben. Unter blauen Lackfarben verstehen wir blaue Farbenpräzipitate, unter welchen sich ganz uneigentlich genant, der blaue Karmin durch seine Schönheit am vortheilhaftesten auszeichnet. An den blauen Karmin des Indigs reiht sich unmittelbar das sogenante Neublau, auch Waschblau genant an. Wir besitzen zwei verschiedene blaue Lackfarben (Karmine):

1) das molybdänsaure Zinnoxdul, auch Ilsemanns u. Richters Molybdänblau genant. Um dieses schöne Blau unter der Gestalt als Lackfarbe zu erhalten, gab schon Ilsemann folgendes Verfahren an: „Man röste eine Unze Molybdänglanzpulver, und löse die gebildete weiße Molybdänsäure in 16 Unzen Wasser auf, lasse die Auflösung bis auf ¼ einkochen. Jetzt bringe man 10 Gran Zinndrahtspäne mit 4 Tropfen Salzsäure zusammen; wenn das Zinn in der Salzsäure gelöst ist, bringe man ¼ Unze der obigen Molybdänsäure hinzu, wodurch ein blauer Niederschlag entsteht [6]). Nach Richter erhält man das molybdänsaure Zinnoxydul im höchsten Grad der Reinheit, wenn man sich eine konzentrirte Molybdänkaliauflösung bereitet; zu gleicher Zeit löse man reines Zinn in einem verschlossenen Glase in Salzsäure auf und verdünne die gesättigte Auflösung mit 6 Theilen ihres Gewichts Wasser. Durch eine vorläufige Prüfung mittelt man nun ganz genau die Menge der salzsauern Zinnauflösung aus, welche erfoderlich ist, um das Blau aus dem molybdänsauern Kali zu fällen. Ist man mit dieser Ausmittelung fertig, so mengt man die benöthigte Quantität Zinnauflösung und Molybdänkaliauflösung, jede mit 200 Theilen ihres Gewichts Wasser, und schüttet sie auf einmal zusammen. Es bildet sich ein herrlich blauer Niederschlag, welcher mit Wasser ausgesüßt, die blaue Molybdänfarbe darstellt.

2) der blaue Indigpräcipitat. Dieser wird bereitet, indem man 1 Theil Indig mit 4 Theilen konzentrirter Schwefelsäure behandelt, die Indigauflösung mit Wasser versetzt, und soviel vorher mit Seife ausgewaschene Flockwolle, Flanell oder wollenes Zeug in die heißgemachte Indigauflösung bringt, bis alle blaue Farbe von der Schafwolle aufgenommen ist, welches während 20—24 Stunden geschehen seyn wird, und wozu auf 1 Pfund Indig 16 Pfund wollenes Zeug erfoderlich sind. Das Zeug erscheint schwarzblau gefärbt; die zurückgebliebene Flüssigkeit besitzt eine schmuzig grüne Farbe, und wird als unbrauchbar weggeworfen.

Um einen reinen Indigpräzipitat zu erhalten, wäscht man nun die dunkelblaue Wolle in einem Sieb oder Korb unter Wasser so lange, bis das Wasser ganz farbenlos abläuft. Man bringt nun die Wolle in einen

---

4) Die Blaufarbenproben werden auf das Auflegebret aufgelegt, um sie mit den vorhandenen Mustern zu vergleichen. Diese Vergleichung des Blaufarbenglases mit gewissen Mustern geschieht entweder im Kleinen nach der Probe mit etwas von dem aufgestoßenen Probeglase, oder im Großen nach der Vollendung der Farbe. Aufstoßen der Blaufarbenproben nent man das Zerkleinern der Probefarbengläser in einem blanken Eisenmörser. Sie dürfen nicht zu fein zerstoßen werden, weil sie sonst an Schönheit der Farbe verlieren. Das aufgestoßene Glas wird auf ein weißes Papier ausgeschüttet, und nun gegen das ebenfalls aufgestoßene Musterglas gehalten und verglichen. Man sieht dann, ob das Glas lieblich, dünn oder dick, oder unlieblich u. dgl. ausgefallen ist. Es wird ungefähr 1 Quentchen des Probeglases gröblich zerstoßen; das dabei entstehende ganz feine Pulver wird abgesiebt und das im Siebe rückständige wird mit dem Muster verglichen. Da in Sachsen den Kobaltgruben ihre Erze nach dieser Probe bezahlt werden, und es sehr auf das richtige Aufstoßen einer Probe ankomt, so wird in Schneeberg dieses Geschäft in Gegenwart mehrer verpflichteter Berg- und Blaufarbenbeamten vorgenommen. — Will man eine gemahlene Schmalte mit dem Muster vergleichen, so drückt man das Muster in einer Papierkapsel breit, legt eine Messerspitze voll von der neuen Farbe auf, und streicht mittelst eines Messers auf der verschlossenen Kapsel hin. Kann man bei Eröfnung der Kapsel den Fleck nicht unterscheiden, auf welchen man die neue Farbe gelegt hat, so ist die Farbe mustermäßig ausgefallen. (*Lampadius.*) 5) Nächst dem Sächsischen ist das Blaufarbenwerk zu Modum bei Christiania in Norwegen das beste in Europa, und liefert sehr schöne Schmalte nach England und Holland. (*Th. Schreger.*)

6) Blattsilber, Queckfilber und Kobalt geben auf diese Art ein schönes Dunkelblau. — Das Höpfnersche Schönblau wird aus 3 Theilen in Königswasser aufgelösten reinen Kobalts so bereitet, daß man zu der filtrirten Auflösung einer andern von 6 und mehr Theilen, je nachdem die Farbe heller oder dunkler seyn soll, ganz reinen engl. Zinnes in Königswasser zusetzt, die Mischung mit einer reinen Weinsteinsolution bis zur Sättigung niederschlägt, sie erwärmt, den gut durchgerührten und nieder gefallenen Niederschlag auswäscht, gelind trocknet, und in einem Porzellangefäß so lange unter die Muffel ins Feuer bringt, bis er seine schöne blaue Farbe annimt. — Einen schönen Blaukarmin von ungemeiner Feinheit und Durchdringlichkeit erhält man aus einem nach und nach durch Wasser gefällten, und mit nicht zu starker, aber ganz reiner heller Buchaschenlauge wieder aufgelösten gut ausgewaschenen und getrockneten Niederschlag einer Auflösung des feinsten Guatimalaindig in reiner vollkommener Schwefelf. Zur Beschleunigung des Niederschlags dienen statt der Kalilauge 20 Th. mit Ammonium gemengten Alkohols, der durch Destillation zu anderweitigem Gebrauch wieder gewonnen werden kann. Echt muß dieser blaue Karmin wie jeder andere, äußerst feinkörnig und trocken seyn, in kaltem Wasser leicht und ganz sich auflösen und einen herrlichen, kräftigen rein hochblauen Farbenton geben, (vergl. Nro. 2.) (*Th. Schreger.*)

Digitized by Google

reinen kupfernen Kessel, löst in Flußwasser die Hälfte des Gewichts von Indig kohlensaures Kali (gute Pottasche) auf, und kocht damit die Wolle so lange, bis alle Farbe abgezogen, und die Wolle blaßgrau erscheint. Sie wird nun herausgenommen, ausgedrückt und gewaschen, und für den fernern Gebrauch aufgehoben. In der Flüssigkeit befindet sich die reine blaue Indigfarbe, welche durch Filtriren und Aussüßen auf dem Filtrum zurückbleibt, und getrocknet die schöne blaue Lackfarbe, auch Wunderblau genant, darstellt. Die Farbe besteht in diesem Zustande aus reinem Indigstoff, welcher durch die Behandlung mit Schwefelsäure etwas modifizirt ist.

In dieses Gebiet gehört auch das sogenante Waschoder Neublau. Man bereitet es, indem man den Indig wie zuvor in Schwefelsäure auflöst, die Farbe wie oben gezeigt durch Wolle auszieht, die gewaschene Wolle in einen kupfernen Kessel mit dem 40fachen Gewicht Wasser, was die Masse von Indig und Schwefelsäure beträgt, und die Hälfte des Gewichts an Indig gute Pottasche hinsetzt, worin die Wolle so lange langsam gekocht wird, bis sie ihre blaue Farbe verloren hat. Die Auflösung wird nun soweit eingekocht, daß für 1 Loth angewendeten Indig ein Pfund dem Umfange nach Flüssigkeit übrig bleibt. In einem Pfunde dieser Auflösung löse man 2 Loth Alaun auf, und rühre damit 1 Pfund gute weiße Stärke kalt an, bringe die gleichförmige blaue Masse auf Leinwand, lasse die Flüssigkeit ablaufen und trockne die Farbe an der Luft ab. Nach diesem Verfahren erhält man ein sehr sattes Waschblau [7]).

Um Mittelblau zu erhalten werden statt 1 Pfund Stärke 1½ Pfund in Anwendung gebracht. Zum hellen Blau nimt man 2 Pfund Stärke. Man kann nach diesem Steigen der Stärke bis ins hellste Blau abstufen.

Waschblau aus blausaurem Eisen (Berlinerblau), findet weniger häufig im Handel Statt. Um dieses zu erhalten schlemmt man zum feinsten Mehle verarbeitetes Prima Berlinerblau zu wiederholten Malen mit Wasser, rührt die feine Stärke mit Wasser zu einem Brei an, setzt so viel des geschlemmten Berlinerblaues zu, als man die Farbe dunkler oder heller zu beabsichtigen scheint. Getrocknet stellt dieses Gemeng das blausaure Eisenwaschblau für den Handel dar.

Lackmus. Auch der sogenante blaue Tournesol oder Lackmus aus dem Färber-Croton (Croton tinctorium L.) gehört hieher. Die Pflanze, welche um Montpellier herum sehr gemein, und besonders in der Gegend von Nieder-Languedoc, auch in der Provence und Dauphiné wächst, liefert einen zwiebelgrünen Saft, der mit Urindünsten behandelt das Lackmus gibt.

Die Bereitungsart dieser Farbe ist ein Geschäft der Weiber zu Grandgalargues einem Dorfe in dem Kirchsprengel Nimes, 5 Stunden von Montpellier. Man sammelt den Saft der ausgepreßten Pflanze, imprägnirt leinene Lappen darin und setzt sie den Dünsten alten Urins aus, welchem frisch gebranter Kalk zugegeben wird, um das in dem Urin entwickelte Ammonium kaustisch zu machen. Die ganz dunkelblau gefärbten Lappen wurden ehedem nach Holland versendet, aus welchen die Holländer durch Auswaschen und Sammeln der Farbe das Lackmus erhielten.

Grandgalargues, welches zu jener Zeit gegen 290 Häuser zählte, verfertigte jährlich für 10—12,000 Livres solcher blaugefärbter Lappen. Sie wurden in Ballen von 3—4 Centner gepackt und der Centner mit 30—32 Liv. bezahlt [8]).

II. Blaue Farben in der gesamten Färbekunst und Zeugdruckerei.

Die blauen Farben in der gesamten Färbekunst und Zeugdruckerei, welche wir jede für sich bei den verschiedenen blauen Pigmenten näher kennen lernen werden, lassen sich in folgende Klassen eintheilen: A) in waidblaue Farben, B) in indigoblaue Farben, C) in blausaure Eisenfarben, D) in Campecheholzblau, E) in Kupferblau.

A) Die verschiedenen Schattirungen der blauen Waidfarbe beschränken sich in der Färberei auf die sogenante Waidküpe für Schafwollenfärberei (s. Waid.)

B) Die Indigofarben nehmen ihrer Anwendung auf Schafwolle, Seide, Baumwolle, Leinen, Leder, Haare, Federn, Papier ꝛc. wegen, ein ausgedehntes Feld in der gesamten Färbekunst und Zeugdruckerei ein.

Die vorzüglichsten derselben lassen sich eintheilen: a) in die warme Indigoküpe; b) die kalte Indigoküpe; c) die Urinküpe; d) das Fayenceblau; e) die Indigofarbe für den warmen Druck (Kastenblau); f) die Indigofarbe für den Pinsel (Malblau); g) die schwefelsaure Indigauflösung; h) die saure Indigauflösung in den Kattun- und Seidendruckereien (s. Indig).

C) Die blausauren Eisenfarben: a) von blausaurem Eisen (Berlinerblau); b) von blausaurem Eisenkali; c) von blausaurem Eisenkalk; d) von blausaurem Eisennatron (s. Blausäure).

D) Das Campecheholzblau der Leinen und Baumwollenfärberei (s. Blauholz).

E) Kupferblau für Baumwolle (s. Kupfer).

III. Blaue Pigmente des Pflanzenreichs.

Alle Welttheile unserer Erde haben Pflanzen, welche ein blaues Pigment enthalten, darunter zeichnen sich folgende insbesondere aus: a) das Anil, Indigpflanze (Indigofera tinctoria) in ihren verschiedenen Varietäten; b) der Waid, Pastell (Isatis tinctoria).

Minder reichlich an blauem Farbestoff: c) die Genipe (Genipa americana); d) der große Aland oder das Helenakraut (Inula helenium); e) das Waldbingelkraut (Mercurialis perennis); f) die gemeine Eschenrinde (fraxinus excelsior); g) die Steinlinde, Immergrün (Rhamnus alaternus); h) die blaue Pimpernelle (Pimpinella caerulea); i) die rothe Grindwurzel (Rumex sanguineus); k) die färbende Sophora (Sophora tinctoria); l) die Skorpionen Wicke (Coronilla Emerus); m) der Vogelknöterich (Polygonum aviculare); n) der bärtige Knöterich (Polygonum barbatum); o)

7) S. Kastner's teutschen Gewerbsfreund, II. 1. S. 20 ꝛc.

8) Ein feiner Blaulack läßt sich aus Mineralblau (s. unt.) bereiten, das mit reiner Alaunerde u. Wasser zusammengerieben u. in Tropfen auf Papier gesetzt wird; Blau- od. Campecheholz gibt einen wohlfeilen Blaulack, dessen Violet aber ins Purpurrothe spielt. Ein schönerer Blaulack, der auch durch überschüssige Säuren sich röthet, fällt nach van Mons aus einem gesättigten Lackmusabsud mit Alaun durch einen Überschuß von Kali. (Th. Schreger.)

Digitized by Google

der chinesische Knöterich (Polygonum chinense); p) die Blätter des sibirischen Erbsenbaums, Caraganastrauch (Robinia caragana); q) das Kuhweizengras (Melampyrum arvense); r) andere Pflanzen mehr, welche noch zu wenig bekant und untersucht sind [9]). (*Kurrer.*)

BLAUFARBENWERKE. Es gibt im Königr. Sachsen 5 Blaufarbenwerke, nämlich ein königl. Doppelwerk zu Oberschlema im Kreisamte Schwarzenberg, das Zschopenthaler im A. Augustusburg, das Pfamenstieler in der Schönburg. Herrschaft Hartenstein, und das Schindlersche bei Albernau an der Mulde, welches 1575 gegründet wurde; im J. 1649 aber legte Schindler ein reicher Bürger aus Schneeberg den Grund zu seiner jetzigen Größe. Die letzten 3 gehören Privatpersonen. Sämtliche Werke, deren jedes gleich andern Berg- und Hüttenwerken in 128 Kuxe getheilt ist, werden durch die Kommunfaktorie zu Schneeberg auf gemeinschaftliche Kosten verwaltet, stehen in allen Justiz- und bergmännischen Angelegenheiten unter dem Schneeberger Bergamte, und haben das ausschließende Privilegium auf allen sächs. Kobalt, in einigen Ämtern auch auf Pottasche. Die Aufsicht über den Bergbau auf Kobalt, aus welchem die bekante Schmalte oder blaue Farbe bereitet wird, führen 2 Kobaltinspektoren, welchen wieder 3 Kobaltüberreiter zu Schneeberg, Annaberg und Johanngeorgenstadt untergeben sind. Letztere sollen die Ausfuhr des Kobalts verhindern, wovon nicht mehr als zum Bedarf der Werke zu Tage gefördert wird. Wenn nichts den Handel hemmt, werden jährlich 18—20,000 Zt. Schmalte oder blaue Farbe gefertigt, welche man zum Malen und Färben, besonders des Porzellans, Steinguts und Glases, in Holland vorzüglich auf den Leinwandbleichen und in den Papiermühlen gebraucht und bis nach China versendet. Im J. 1808 lagen des Krieges wegen für 400,000 Thlr. Farbe unverkauft. Mit Einschluß der Bergleute beschäftigen sämtliche Werke über 1000 Menschen. Die Schmalte theilt sich in 3 Hauptsorten: Saflore, Farben und Eschein, und diese 3 wieder in 24 Gattungen. Die Hauptblaufarbenniederlagen sind zu Schneeberg, Dresden und Leipzig.

Die Entstehung der Sächs. Blaufarbenwerke fällt in die Mitte des 16. Jahrh. Vorher stürzte man den Kobalt, der zuerst in der Schneeberger Gegend schon am Ende des 15. Jahrh. fündig ward, als unnütz auf die Halden, nante ihn nur den Silberräuber und bat sogar in den Kirchen, daß Gott die Bergleute davor, eben sowol als für Blende (eine vielsprechende aber erzlose Bergart) bewahren wolle. Der erste, der den unschätzbaren Werth des Kobalts erkante, war wie man glaubt ein Franke, Peter Weidenhammer, welcher arm nach Schneeberg gekommen, durch die blaue Farbe aber reich geworden und 1520 dort gestorben seyn soll. Andern, und wie es scheint sicherern Nachrichten zufolge, war der Erfinder der blauen Farbe zwischen 1540 bis 1560 Christoph Schürer, ein böhmischer Glasmacher aus Platten, der bei Neudeck eine Glasfabrik hatte, mit einigen Stücken bei Schneeberg gefundenen Kobalts Schmelzversuche machte, und durch Beimischung von Asche, Sand und Salz ein schönes blaues Glas erhielt, woraus er nun blaue Farbe für Töpfer fertigte. Holländer, welche (wie? liegt noch im histor. Dunkel) Kentniß davon erhielten, legten, nachdem sie die Fertigung jener Farbe dem Erfinder abgelockt hatten, Farbenmühlen in Holland an, und bezogen den dazu nöthigen Kobalt geröstet aus Sachsen, wo man die Ausfuhr nicht nur unbedenklich erlaubte, sondern sogar den Kaufleuten Harrer und Jenitzsch zu Schneeberg, den Gründern des Schindlerschen Werkes, ein 10jähriges Privilegium über den Alleinverkauf des Kobalts 1575 ertheilte. Erst im Anf. des 17. Jahrh., nachdem zwar bereits mehre Blaufarbenwerke, aber mit unbedeutendem Erfolg bestanden hatten, schenkte man jenem unerkanten Segen des vaterländischen Bergbaues die gehörige Aufmerksamkeit und ließ nun sogar Farbenmacher aus Holland kommen, welche bei Schneeberg 2 Farbenmühlen anlegten, worauf das Verbot der Kobaltausfuhr erfolgte. Der bekante Porzellanerfinder Baron Böttger, wollte, wie er dem Könige Friedrich August II. immer vorspiegelte, die Sächs. blaue Farbe in Gestalt und Gehalt ganz umschaffen, es blieb aber auch dabei, wie bei seiner Goldmacherei, nur immer beim Wollen. Über die Geschichte eines jeden Blaufarbenwerks insbesondere s. Schlema, Zschopenthal und Pfannenstiel *). (*Engelhardt.*)

BLAUFEUER, chinesisches, soll aus 28 Theilen Salpeter, 7 Schwefel, 2 Arsenik, 4 Reismehl und soviel Wasser zusammengesetzt werden, daß die Masse einen knetbaren dicken Teig bildet. Dieser wird in kleine irdene Töpfe eingedrückt, welche man verpicht. (*Th. Schreger.*)

BLAUOFEN. Die Eisenschmelzöfen haben eine unter einander sehr abweichende Einrichtung, und führen mannigfaltige, oft sehr schwankende Namen, indem man in verschiedenen Gegenden oft einerlei Einrichtung mit verschiedenen Namen, und umgekehrt verschiedene Einrichtungen mit einerlei Benennungen bezeichnet. Man nent diese Öfen: Hohofen, Blauofen, auch Blaufeuer, Floßofen ꝛc. Allerdings ist der Name Hohofen von der Höhe der Öfen abgeleitet, und viele haben daher alle Öfen, welche eine gewisse Höhe übersteigen (manche haben 18 Fuß, manche 12 Fuß, auch wol noch weniger für die Gränze angenommen) Hohöfen genant. Diese Gränze ist indeß immer etwas Willkürliches, und oft würde es einer Messung bedürfen, um zu bestimmen, ob ein Ofen ein Hohofen sey; auch können Öfen von gleichen Höhen sehr verschiedene übrige Einrichtungen haben, welche billig auch durch ihre Benennungen unterschieden werden müssen. Deshalb haben die vorzüglichsten Schriftsteller über die Eisenhüttenkunde alle mit einem Vorherde versehene Öfen Hohöfen, und alle Öfen mit geschlossener Brust, wenn sie auch mehr als 30 Fuß Höhe haben, Blaufen genant, und diesem Sprachgebrauche wollen wir ebenfalls folgen. In Ansehung des Übereinstimmenden bei beiden Öfen wird indeß auf den allgemeinen Artikel Eisenschmelzofen, so wie hinsichtlich der Manipulation bei denselben, auf den Artikel

9) Auch enthalten blauen Farbestoff manche Blumen, s. Blumenblau. Desgleichen auch manche Beerenfrüchte, s. Beerenblau. Man sehe übrigens die oben angeführten Artikel nach.

*) Vgl. Blaufarben.

Digitized by Google

Eisenschmelzprozess, verwiesen, und hier nur das berührt werden, was die Blauöfen auszeichnet.

Unter der oben erwähnten geschlossenen Brust, versteht man eine senkrechte Wand, welche den Herdraum des Ofens, in welchem sich das geschmolzene Roheisen bis zum Abstechen sammelt, gegen das Arbeitsgewölbe des Ofens (wegen dieser Ausdrücke sehe man den Artikel Eisenschmelzofen) völlig schließt. Es wird daher nicht nur das Roheisen, durch eine, in die Brust des Ofens gestoßene Öfnung abgelassen (abgestochen), sondern auch die Schlacke, welche bei Hohöfen aus dem oben offenen Vorherde abgezogen wird, oder von selbst abfließt, entweder gleichzeitig mit dem Roheisen, und durch dieselbe Öfnung, oder durch eine höher gestochene Öfnung, unabhängig von dem Abstechen des Roheisens, aus dem Ofen gelassen. Um diese Öfnungen nach Erfodern höher oder tiefer stechen zu können, wird in der Mitte der Brust eine offene Spalte gelassen, und nur mit einem Lehmkern verschlossen, der sich mittelst einer scharfen Brechstange leicht durchstoßen läßt.

Da im Innern des Blauofens nicht wie im Hohofengestelle gearbeitet werden kann, so läßt sich auch beim Blauofen eine Beschickung, bei deren Verschmelzung eine solche mechanische Hilfe nothwendig, oder nützlich ist, im Blauofen nicht so vortheilhaft, oder gar nicht verarbeiten; am besten passen für den Blauofenbetrieb leichtflüssige manganhaltige Eisensteine, welche ein weißes Roheisen geben.

Das Arbeiten im Innern des Hohofens macht es auch nöthig, den Gestellwänden gerade Flächen, und dem Gestellraum nach horizontalen Querschnitten eine vierseitige Gestalt zu geben; bei den Blauöfen ist dies nicht nöthig, man gibt daher dem Herde bis unter die Form gewöhnlich die Gestalt eines Cylinders. Von hier erweitert sich der innere Raum des Ofens (der Schacht) bis gegen die Mitte der Ofenhöhe, wo derselbe die größte Weite hat, und verengert sich von da wieder bis zur obern Öfnung, oder der Gichtmündung. Der Schacht eines Blauofens hat daher die Gestalt zweier, mit ihren größern Grundflächen, etwas unterhalb der Mitte des Schachtes zusammenstoßender, abgekürzter Kegel. Gewöhnlich sind beide gerade Kegel mit senkrechten Axen; in einigen Gegenden gibt man aber den Axen eine, gegen die Formseite, oder gegen sie und die Rückseite zugleich, geneigte Lage, welches man die Hintersässigkeit des Ofens nent, und will in derselben große Vortheile finden, welche indeß wol größtentheils in der Einbildung bestehen möchten. Vortheilhaft ist es dagegen, die Herdwände höher als bis zur Form, und 1½ bis 2 Fuß über dieselbe, senkrecht, oder beinahe senkrecht aufzuführen, und erst hier die allmälige Erweiterung des Schachtes ihren Anfang nehmen zu lassen. In Karstens Handbuche der Eisenhüttenkunde ist eine ähnliche Einrichtung aus Gründen a priori empfohlen, und mir sind Erfahrungen bekant, welche die Vortheile derselben, besonders in Hinsicht auf Kohlenersparung vollkommen bestätigen. Die durch das Gebläse in den Ofen geführte Luft wird bei dieser Konstruktion gehindert, sich gleich über der Form auszubreiten, und entwickelt, indem sie selbst in einen engern Raum konzentrirt wird, in demselben eine um so größere Hitze. (*A. Müller.*)

BLAUSÄURE (Berlinerblausäure, Morveaus Preußische Säure, Blutsäure, Blutlaugensäure, Hermbstädt's thierische, Gay-Lussac's Hydrocyansäure, oder Blaustoff-Wasserstoffsäure, Wasserstoff-Blausäure), acidum caeruleum Berolinense s. Prussicum, zooticum, hydrocyanicum (chemisch). — Scheele erkante sie 1782 zuerst als eine Säure eigener Art im Färbestoffe des Berlinerblaus, die während der Verkohlung und Einäscherung thierischer Substanzen, z. B. des Bluts, der Knochen ꝛc., und solcher Vegetabilien, welche die eigenthümliche animalische Mischung haben, wie Schwämme, Opium, Mehl ꝛc., aus deren entfernten Grundstoffen, als ein gemischter Stoff, sich bildet, und mit Eisenoxyd das Berlinerblau darstellt. Gay-Lussac nahm sie 1818 unter die Wasserstoffsäuren auf, als die erste, deren Radikal (von ihm Cyanogen oder blauerzeugender [Blau-] Stoff genant, s. weiter unten), sich zersetzen ließ. — Als natürliche Pflanzenblausäure fanden sie, nachdem schon Abrah. Vater (1737. 40), Langrish (1746), Hufeland (1786), Fontana (1787), Schaub (1792), Dölz (1792. 93), Thilenius (1795) u. A., auf deren sowol giftige, als arzneiliche Wirkungen im Kirschlorbeer u. a. m. aufmerksam gemacht hatten, i. J. 1802 Bohm, und fast gleichzeitig Schrader wirklich im destillirten Wasser des Kirschlorbeer's, der Bittermandeln u. a. kernbitterer Pflanzenkörper. Indeß glaubten einige Chemiker, sie werde aus diesen mittelst der Reaction ätzender Kalien, und Kraft der Verwandtschaft des Eisenoxyds zu ihr erst erzeugt, während Andere das ätherische Öl jener Vegetabilien vielmehr als ein Vehikel dieser Säure ansahen, das sie wirklich schon gebildet enthalte, bis v. Ittner's Versuche i. s. Beitr. zur Geschichte der Blausäure, Frkf. und Konstanz 1809. 8. das letzte unwidersprechlich darthaten. Übrigens fand man sie nicht nur in den frischen Blättern des Prunus Laurocerasus, sondern auch in den jungen Blättern und der Rinde des Pr. padus, in den Blüthen des Pr. spinosa, in der Rinde des Pr. virginiana, in den jüngern Zweigen, Frucht- und Blattstielen, und Kernen des Pr. cerasus, in den Kernen des Pr. avium, armeniaca, domestica etc., nicht nur in den Fruchthäutchen des Amygdalus communis, sondern auch in den Blättern, Blüthen und Kernen, selbst im Holze des Amygd. Persica etc., in den unentwickelten Blattknospen des Sorbus aucuparia, nach Jacobi in der Kohle des Weinstocks ꝛc.; auch dürfte sie im Apium petroselinum u. a. liegen. Das über diese Pflanzenkörper abgezogene Wasser enthält in einem flüchtigen Öle Blausäure. Sie bildet sich ferner noch: 1) durch Zersetzung wäßriger Cyankalien mittelst einer andern Säure; 2) beim Auflösen verschiedener Cyanmetalle in Wasser; 3) in der Vorlage durch Glühen von Kohle mit Salmiak und Kalk, oder Bleiglätte; 4) bei der Leitung von Ammoniumgas über in einer Porzellanröhre glühende fein zertheilte Kohle; 5) nach Ittner bei der Behandlung des Knallsilbers, und Knallqueckſilbers mit Salzsäure, daher die ausnehmende Giftigkeit dieser Salze; 6) will dieselbe Hermbstädt

Digitized by Google

auch durch Erhitzung der Benzoësäure mit Salpetersäure erhalten, und 7) Geiger im Hirschhornsalze gefunden haben. Zur Darstellung derselben aus Berlinerblau kocht man nach Scheele zwei Unzen von diesem und 1 Unze rothen Queckſilberpräcipitats mit 6 Unzen Wassers einige Minuten lang, filtrirt, und wäscht diesen Rückstand mit etwas siedendem Wasser aus, welches zur filtrirten Flüssigkeit komt. Diese gießt man nun auf 1½ Unzen reiner Eisenfeile, und setzt dazu 3 Drachmen Vitriolöl, schüttelt alles gut um, scheidet die Flüssigkeit vom Bodensatze ab, zieht davon den 4ten Theil, als wäßrige, noch mit etwas Schwefelsäure verunreinigte Blausäure über, und reiniget sie davon mittelst Barytwassers. Sie hat selten 0,9 Dichtigkeit. — Um sie noch reiner zu erhalten, soll man nach La Planche die erste Destillation auf ⅛ des Ganzen beschränken, und die so mittelst eines schwachen Feuers erhaltene Flüssigkeit über $\frac{1}{100}$ kohlensauren Kalks rectificiren, bei einer zweiten Destillation aber ¼ des Ganzen übertreiben [1]). — Man kann auch das Blutlaugensalz, d. i. eine dreifache Verbindung aus Kali, Eisenoxyd, und Blausäure mittelst Schwefel- oder Salzsäure geradezu, oder nach Proust und Vauquelin das blausaure Queckſilber durch Schwefelwasserstoff so zersetzen, indem man 1 Theil von jenem in 8 destill. Wassers bei gelinder Wärme auflöst, dann mit hineingeleitetem Schwefelwasserstoffgas so lange das Queckſilber niederschlägt, als noch Schwefelqueckſilber fällt, damit die Blausäure an Wasser gebunden bleibe. Um aber die Hydrothionsäure ganz auszuschließen, schüttet man ein wenig Bleiweiß, oder lieber, nach Grischow, reines Wismuthoxyd ꝛc. zu, das diese entfernt, und seiht das Ganze durch. Nach Gay-Lussac und Robiquet erhitzt man, mit aller Vorsicht wegen der ausströmenden Stickdämpfe, das ganz trockne blausaure Queckſilber gelinde mit wäßr. Salzsäure in einer Tubulatretorte, deren Hals in eine horizontal liegende dünne Röhre führt, worin das erste Drittheil Raum mit Marmorstücken, die zwei folgenden aber mit geschmolzenem Chlorincalcium in kleinen Brocken gefüllt sind. Die Röhre geht in einen kleinen mit Eis umgebenen Recipienten, worein die Blausäure durch gelindes Hitzen der Röhre allmälig getrieben wird. Auch kann man sie entweder in Flaschen auffangen, worin Wasser oder besser Alkohol vorgeschlagen ist, oder unter mit Queckſilber gefüllte Glocken leiten, je nachdem man dieselbe rein in liquidem oder in gasförmigem Zustande gewinnen will; am besten aber nach Robiquet sogleich in kleinen graduirten Cylindern, welche als Alcalimeter dienen, auffamlen, und durch Hilfe der Gradleiter mit der bestimten Menge Wasser vermischen. Die destillirte Gay-Lussac-Robiquet'sche Hydrociansäure hat eine Dichtigkeit von 0,7 [2]). Sie ist in ungebundenem und entwässertem Zustande eine farblose, bei hoher Temperatur bleibend elastische Flüssigkeit, weit flüchtiger, als Schwefelätherdunst, irrespirabel und erregt beim Einathmen Husten und peinlichen Brustschmerz, ja wol Erstickungsgefahr, wirkt sehr betäubend auf warmblütige Thiere, theilt Gasarten, denen man sie beimischt, ihre Eigenschaften mit, riecht durchdringend wie Bittermandeln, und schmeckt erst fadsüßlich, dann beißend bitter, ist leicht entzündlich, und brent mit gelblich blaurother Flamme und etwas Rauch, detonirt mit gemeiner Luft, noch mehr mit Sauerstoffgas heftig, und wird dadurch zerstört. Ihre Dichtheit ist fast doppelt gegen die der atmosph. Luft. Wasser verschluckt ihr Volum viermal und Alcohol 23mal. Von äther. Ölen wird sie in Menge aufgenommen, von sehr reiner Kalilauge rasch absorbirt, und bildet hier, in Übermaß vorhanden, eine braune Auflösung aus Kali und Blaustoff, die, mit einer Säure versetzt, durch Wasserzersetzung kohlens. Gas, Ammonium und Blausäure entwickelt, und mit etwas oxyd. Eisenauflösung vermischt, Berlinerblau fallen läßt, nach Gay-Lussac ein Cyaneisenhydrat oder blaus. Eisenoxydul. Mit Kali liefert solches ein Doppelsalz, das blausaure Eisenkali, eine Verbindung von neutralem hydrocyansaurem Kali mit Subcyaneisen (die übrigen Verbindungen s. weiter unten).

Die farblose, wasserhelle liquide sehr flüchtige Blausäure hat im reinen concentrirten Zustande nach Gay-Lussac bei 7° Cels. ein specif. Gewicht von 7583, bei 18° C. von 6969, einen starken, zum Husten reizenden Bittermandelgeruch, einen eigenen, anfangs frischen, hinterdrein scharfen, prickelnden Geschmack, lähmt die Zunge, und tödtet äußerst schnell. Sie röthet Lackmus, aber nur momentan, gefriert bei 15° C. unter 0 zu einer faserig krystallinischen Masse beim Verdampfen an der Luft, siedet bei + 22—23° Reaum. oder bei + 26,5° C., verfliegt und verfünffacht bei 20° einen gegebenen Luftraum; ihr Dampf wiegt specifisch 9476; leicht entzündlich verbrent sie mit heller Flamme. Die künstliche reine Blausäure löst sich leicht im Wasser auf, und wird dann zu wäßriger oder verdünter Blausäure. Im Allgemeinen komt diese mit der reinen überein, nur daß ihr spec. Gewicht und ihr Gefrierpunkt abweichen. Nach Scheele röthet sie das Lackmus nicht, zeigt sich auch im übrigen nur insofern den Säuren ähnlich, als sie Basen neutralisirt, mit ihnen eigene Gemische bildet, und daher auch den Schwefel aus den Schwefelkalien scheidet, ohne doch, wie die übrigen Säuren, die Seife zu zerlegen, und eben so wenig die Auflösung irgend einer Erde, oder eines Metalls zu trüben, außer jene des salpeters. Silbers und Queckſilbers ꝛc., so wie, doch nur in zersetztem Zustande, die des grünen schwefels. Eisens. Sie tritt also bald basisch, bald als Säure auf, je nach den Körpern, womit sie sich verbindet. Destillirt gibt sie blaus. Ammonium, und im Rückstande blos Spuren einer kohligen Substanz. Ätzlaugen tilgen ihren Geruch, ohne doch die kalische Reaction gegen Pflanzenfarben zu vermindern, Mildkalien wirken nicht darauf. Mit den Kalien und Erden eint sie sich schwer. In diesen blausauren Verbindungen prädominirt die Basis immer, und die Säure wird daraus durch jede andre Säure leicht getrent, auch durch Sieden zerstört, und in Ammonium und Kohlensäure umgeändert. Mittelst des schwarzen Eisenoxyds bildet sie mit den Kalien und Erden constantere und den wahren Salzen ähnliche Verbindun-

1) Schrader's Bereitungsart s. im Berlin. Jahrb. f. d. Pharmac. 1821. S. 105 fgg. 2) Mehre Vorschriften zur Bereitung einer effizinellen Blausäure s. unter dem Artikel Blausäure pharmaceutisch a. a. O.

Digitized by Google

gen, und zeigt überhaupt in Verein mit diesem Metalloxyde eine große Neigung, Tripelbündnisse zu schließen. Mit mehren Metalloxyden liefert sie ebenfalls sehr innige, feste Gemische, die sich wie die vollkommensten Metallsalze charakterisiren (s. weiter unten). Wenn man Blausäure mit etwas Chlorinsäure mischt, so wird diese zu einfacher Salzsäure; erstere nimt einen viel lebhafteren Geruch an, und scheint flüchtiger geworden zu seyn, wird aber dadurch keineswegs inniger mit den Kalien verbindbar. In diesem Zustande fället sie die Eisensolution grün; der Niederschlag wird jedoch am Sonnenlichte, oder mit schwefelichter, oder phosphoriger Säure übergossen, blau. Mit mehr Chlorins. gemischt wird die Blaus. am Lichte ganz entmischt, und in eine scheinbar ölartige, nicht entzündliche Substanz umgewandelt, die krystallisationsfähig zu seyn scheint. Noch erleidet die reine Blausäure folgende Zersetzungen: 1) verliert sie schon, in offenen Gefäßen stehend, zumal in höherer Temperatur, ja selbst in gut verschlossenen Gefäßen binnen einer Stunde und 14 Tagen durch Einwirkung des Sonnenlichts ihr Gas, und mit ihm ihre giftigen Wirkungen, färbt sich dunkelröthlich braun und zerfällt zuletzt in blausaures Ammonium, und in einen braunen Bodensatz, in Stickstoffkohle; 2) entwickelt sie im Kreise der Voltasäule am negativen Pole Wasserstoffgas, am positiven aber kein Gas, weil der sich daselbst abscheidende Blaustoff in der Säure aufgelöst bleibt; 3) wird ihr Dampf durch eine glühende Porzellanröhre getrieben, zum Theil in Cyangas, Wasserstoffgas, und in wenig Stickgas zerlegt; enthält die Röhre feinen Eisendrath, so bekomt man ein gleiches Volum Stick- und Wasserstoffgas, das Eisen ist jetzt sehr spröde, und mit Kohle theils vereint, theils überzogen; 4) wird ihr mit Wasserstoffgas gemengter Dampf nur unvollständig durch fortgesetztes Elektrisiren zersetzt; es schlägt sich Kohle nieder, und das Gemenge wird weit umfänglicher; 5) entzündet sich der Blausäuredampf durch flammende Körper, in der atmosphär. Luft und im Sauerstoffgas. Mit diesem gemengt verpufft er in Volta's Endiometer durch den elektrischen Funken sehr heftig unter Bildung eines weißen Dampfes. Die Verbrennungsprodukte sind Kohlensäure, Stickgas, Wasser und wenig Salpetersäure; 6) zersetzt sich Blausäuredampf, durch eine mit Kupferoxyd gefüllte glühende Porzellanröhre streichend, unter Reduktion des Kupfers, in Wasser und in 2 Maße kohlensaures Gas auf 1 M. Stickgas. Kupferoxyd zersetzt bei gewöhnlicher Temperatur den mit Wasserstoffgas gemengten Blausäuredampf in Cyangas und Wasser; 7) bildet der mit WStG. oder StG. gemengte Blausäuredampf mit erhitztem Kalin Cyankalin unter Abscheidung von ½ Maß WStG.; 8) erzeugt der Blausäuredampf mit glühendem Kalihydrat, Baryt, oder kohlensaurem Natron Cyankalien unter Absonderung von WStG. — Der Blausäuredampf besteht in 100 Theilen nach Porret aus 40,7 Stickstoff, 24,8 Kohlenstoff und 34,5 Wasserstoff; die reine liquide Blausäure aber aus 52,4 Stickgas, 43,7 Kohlendunst, und 3,9 Wasserstoffgas, nach Gay-Lussac aus 44,39 Kohlenstoff, 51,71 Stickstoff und 3,90 Wasserstoff dem Gewichte nach, oder aus 1 Volum Kohlendunst, ½ Stickgas und ½ Wasserstoffgas. Döbereiner hält sie aber für eine salzartige Zusammensetzung von CN + CH. Die reine Blausäure ist übrigens das vorzüglichste Mittel, chemisch reines Silber zu erhalten, da kein anderes Metall, in irgend einer Säure aufgelöst, das hier nicht in Betracht kommende salpetersaure Queckfilberoxydul ꝛc. ausgenommen, von ihr niedergeschlagen wird. Auch wird, nach Buchner, das Calomel durch Blausäure zersetzt, indem sich blausaures Queckfilber bildet, und Salzsäure frei wird; eine Mixtur aus Kirschwasser und Calomel färbt sich grauschwärzlich ꝛc.

Blausaure Verbindungen: 1) Schwefelblausäure (Porret's Schwefelcyazikſäure, Sulpho — cyazische Säure, Grotthuß's Anthrazotionsäure, richtiger Anthrakazotionsäure), ein Kohlenstickstoffschwefel, den Winterl und Treviranus in thierischen Flüssigkeiten fanden, und Blutsäure nanten. Porret erhielt diese Säure 1808 bei der Digestion von Berlinerblau mit einer Auflösung des Schwefelkali. Nach ihm soll sie aus 65,3 Schwefel und 34,7 Blausäure bestehen. Nach Grotthuß und A. Vogel läßt sie sich einfacher und ganz rein darstellen aus Schwefel und krystallisirtem Blutlaugensalz, oder aus einem fein zerriebenen Gemenge von gleichviel eisenblausaurem Kali und Schwefel, das man in einem Kolben eine halbe Stunde lang über Feuer nicht stark zusammenschmelzen, wie Grotthuß will, sondern ruhig fließen läßt, die Masse dann mit ihrem doppelten Gewichte Wasser kocht, und in die filtrirte Flüssigkeit so lange Ätzkali trägt, bis nichts mehr fällt. Die aufs neue filtrirte Flüssigkeit wird hierauf bis zur Trockne abgeraucht. Eine Unze von diesem schwefelblaus. Kali löst man nun in ebensoviel Wasser auf, setzt dieser Auflösung in einer Tubulatretorte 6 Drachmen mit seinem Gewichte Wasser verdünntes Vitriolöl, oder noch besser ½ Unze bis zur Syrupsdicke verdichtete Phosphorsäure zu, und destillirt das Ganze im Sandbade so lange das Destillat weiß übergeht. Nur das zuletzt überdestillirte wird, als reine Schwefelblausäure, in kleinen Flaschen wohl aufbewahrt. — Auch bildet sich diese Säure durch bloße Erhitzung von Berlinerblau mit Schwefel. — Höchst concentrirt und frisch bereitet ist sie farbelos, von eignem stechendem, essigähnlichem Geruch und sehr saurem Geschmack, nach Pelin bei 14° R. = 1,203 specif. schwer, und destillirbar. Mit der Zeit zersetzt sie sich von selbst. Bei — 10° R. krystallisirt sie in weißen 6seitigen Prismen, die in freier Luft schmelzen, und in Alcohol sehr auflöslich sind. An Luft und in der Sonne läßt die Säure Schwefel fallen, ohne sich zu röthen. Durch Glühhitze wird sie in Schwefel, Blausäure und Ammonium zerlegt. Salpeter- und Chlorinsäure schlagen keinen Schwefel daraus nieder, sondern verwandeln ihn ganz in Schwefelsäure, und stellen die Blausäure isolirt dar. Vom Jodin wird sie zersetzt, und es bildet sich Hydrojodinsäure. — Sie ist nebst ihren auflöslichen Salzverbindungen ein gutes Reagens auf Eisenoxydsalze, mit denen sie sich blutroth färbt, aber nur dann, wenn die zu prüfende Flüssigkeit weder freie Säure, noch freies Kali enthält. Durch ihre Entdeckung ist man aufmerksam geworden, in den Berlinerblaufabriken kein Kali anzuwenden, welches Schwefel, oder zu viel schwefels. Salze bei sich führt. — Concentrirt soll

Digitized by Google

sie nach A. Vogel und Sömmering d. Sohne schon zu ½ Dr. auf Hunde tödtlich wirken; sehr verdünt und in starken mehrmal. Gaben greift sie die Respirationsorgane an, erregt Krampfzufälle, und unter diesen erfolgt allmälig der Tod. Wenig davon belkemt zwar die Brust, scheint aber durch die Harnwege, ohne weitere Folgen bald abzugehen. Nach 24stündiger Wirkung läßt sie sich leicht im Blute, und noch deutlicher durch Reagentien im Urine wahrnehmen. Das schwefelblauf. Kali wirkt ziemlich ebenso. Dagegen soll nach Mayer in Bonn die Säure zu ½ — 1 Dr. so wenig tödtlich wirken, als ihr Kali nach Grotthuß in kleinen Gaben auf Hunde und Vögel wirkt. In größern entzündet sie heftig den Magen, und tödtet so erst nach mehren Stunden.

Eine andere Verbindung der Hydrocyansäure mit Schwefel erhält man nach Vauquelin dadurch, daß man ein gleiches Volum Schwefelwasserstoffgas und Cyanogengas in wenigem Wasser auflöst, wobei sich der Wasserstoff mit dem Cyanogen zu verbinden scheint, und der Schwefel in der Auflösung bleibt. Die Flüssigkeit sieht strohgelb aus, und wird nach und nach braun, ist ganz geruchlos, schmeckt stechend sehr bitter, wirkt nicht auf schwefels. Eisen und essigs. Blei, gibt aber mit salpeters. Silber braune Flocken, wobei sich wieder der Geruch des Cyanogen entwickelt. Nur wenn die Flüssigkeit mit überschüssigem Aetzkali vermischt ist, bildet sie mit essigsaur. Blei einen gelben Niederschlag, der sich schwärzt, und mit schwefels. Eisen einen grünlich gelben. Auf fein zertheilten Schwefel bleibt die Hydrocyansäure ohne Wirkung [3]).

Die Porret'sche Schwefelblausäure bildet

1) mit den salzfähigen Basen die schwefelblausauren Salze, welche an der Luft zerfließen, und die Eisenoxydsalze blutroth färben. Diese entfärben sich aber wieder am Lichte, sowie durch viele andere Körper, und werden auf eine untere Stufe der Oxydation zurückgebracht, gehören mithin nach Grotthuß [4]), zu den empfindlichsten Reagentien gegen das Licht, selbst gegen das farbige, und scheinen, nach einigen Versuchen, nicht so giftig zu wirken.

a) Schwefelblausaures Kali, rein zu erhalten, durch Behandlung des schwefelblauf. Kupferoxyduls mit Kalilauge, als ein an der Luft zerfließliches, daher wohl zu verwahrendes, in Wasser und Alcohol auflösliches Salz in schönen langen Prismen mit 4seitigen pyramidalischen Endspitzen, von erst beißendem, dann salzig kühlendem Geschmack. Es bildet mit oxydirtem Eisensalze eine dunkelrothe Flüssigkeit, und ist deshalb ein vorzügliches Reagens auf Eisen. Mit Silber-, Quecksilber- und Kupferauflösung gibt es weiße Niederschläge. b) Schwefelblauf. Natron, in Rhomboëdern, an feuchter Luft zerfließlich. c) Schwefelblauf. Ammonium, krystallisirt nicht, sondern zerfließt. d) Schwefelblauf. Baryt, lange glänzende weiße Säulen aus 69,9 Baryt auf 30,1 Schwefelblausäure, die an der Luft zergehen. e) Schwefelblauf. Strontion, in langen zarten, büschelförmig zusammengehäuften Prismen, die nicht luftbeständig sind. f) Schwefelblauf. Kalk, nadelförmige, an der Luft zerfließliche, in Wasser und Weingeist sehr auflösliche Krystalle. g) Schwefelblauf. Bittererde, getrocknet glimmerartig, und an der Luft zerfließlich. h) Schwefelblauf. Alaunerde, in luftbeständigen Octaëdern.

2) Mit den Metalloxyden verbindet sich die Schwefelblausäure zu auflöslichen u. unauflöslichen Schwefelcyanmetallen:

a) Schwefelblauf. Silberoxyd, ein weißer käsiger Niederschlag. b) Schwefelblauf. Quecksilberoxydul, durch Doppelanziehung entstanden, welches, nach Wöhler, getrocknet, und gelinde erhitzt, plötzlich, um das Vielfache seines Umfangs zu einer sehr leichten Masse von Graphitfarbe, unter Entwickelung von etwas Schwefelkohlenstoff, Stickgas und Quecksilber, aufschwillt. c) Schwefelblauf. Kupferoxydul, ein weißes Pulver aus 83,145 Oxydul auf 36,855 Säure, das, im Feuer mit Schwefelflamme verbrant, einen schwarzen Rückstand läßt. d) Schwefelblauf. Kupferoxyd, bildet mit Wasser eine blaßgrüne Flüssigkeit. e) Schwefelblauf. Eisenoxydul, ein farbloses, sehr auflösliches Salz. f) Schwefelblauf. Eisenoxyd, stark blutroth, nicht krystallisirbar, an der Luft zerfließlich. Nach Grotthuß soll die aus schwefelblauf. Kali und rothem schwefels. Eisenoxyd mittelst Alcohols bereitete schwefelblauf. Eisentinctur in hartnäckigen chronischen Diarrhöen ꝛc. täglich 3mal zu 10—20 Tropfen wirksamer seyn, als alle andere Eisentincturen [5]). g) Schwefelblauf. Manganoxydul, ein leicht auflösliches Salz, sowie h) schwefelblauf. Zinkoxyd und i) schwefelblauf. Zinnoxydul. k) Schwefelblauf. Bleioxyd in auflöslichen stumpfen Rhomboedern. l) Schwefelblauf. Kobaltoxyd, sehr schönblauen Prismen, die in feuchter Luft zerfließen. Die Flüssigkeit wird nach und nach violet, endlich rosenroth, und durch noch mehr Wasser wieder bis auf einen röthlichen Schimmer entfärbt. Alcohol färbt die violette oder rothe Flüssigkeit sogleich herrlich blau. Concentrirt gibt diese blaue Tinctur theils für sich, theils mit andern geistigen und sauern Metallsalzauflösungen die mancherlei sogenanten sympathetischen Kobalttinten (s. Kobalt und Tinte). Kalien scheiden aus der Auflösung des schwefelblf. Kobalts das Kobaltoxyd als Hydrat aus. — Porret und A. Vogel halten die Schwefelblausäure für eine chemische Zusammensetzung aus Schwefel und Hydrocyansäure, welche sich nach Letzterm wirklich daraus abscheiden läßt. Nach v. Grotthuß dagegen schließt sie zwar die Elemente dieser Säure, aber in einem andern Verhältnisse, folglich weder Blausäure, noch Blaustoff, als solche, in sich, sondern besteht aus 67,29 Schwefel, 8,48 Kohlenstoff, 19,76 Stickstoff und 4,47 Wasserstoff, richtiger nach Berzelius aus 1,68 WSt., 23,85 StSt., 20,30 Kohle und 54,17 Schwefel, oder aus 2 Mischungsgew. Schwefel und 1 MG. Blausäure, nach Porret's neuester Analyse aber aus

2 At. Schwefel	=	4
2 — Kohle	=	1,5
1 — Stickstoff	=	1,75
1 — Wasserstoff	=	0,125
		7,375

3) S. Vauquelin bei Schweigger XXV. S. 50 fgg.
4) S. Gilbert's Annal. ꝛc. 1819. I. S. 54 fgg.
5) S. bei Schweigger XXIX. 4. S. 443 fgg.

Allein, was v. Grotthuß und Porret für Schwefel halten ist wol nichts anders, als besondere, nach Wöhler bei Zersetzung der Schwefelblausäure sich abscheidende schön orangegelbe Substanz, welche er für geschwefelte Schwefelblausäure nimt [6]). Gilbert meint, daß die Schwefelblausäure eine Verbindung von Schwefelwasserstoffsäure mit Blaustoffwasserstoffsäure, folglich eine Wasserstoffsäure mit 2 acidificirenden Principien seyn möchten [7]).

II. Selenblausäure, Seleniumcyanure. Nach Berzelius scheint sich das Selenium nicht so leicht, wie der Schwefel, mit Wasser- und Blaustoff zu einer eigenthümlichen Säure zu verbinden, denn das Selenium-Cyanogène zersetzt sich in den Fällen, wo ein selenblaus. Salz mit schwacher Basis sich bilden sollte, und es läßt sich daher keine eisenhaltige Seleniumcyanure des Kalin's bereiten, sowie sich auch keine Selenium-Cyanure des Eisens bildet. Berzelius vermuthet blos, daß das Selenium mit ebensoviel Atomen Blausäure, wie der Schwefel, sich verbindet, da sich dasselbe in seinen übrigen Verbindungen dem Schwefel ganz ähnlich verhält [8]).

III. Chlorinblausäure ward von Berthollet zuerst bemerkt, und fälschlich oxydirte Blausäure genant, von Gay-Lussac aber genauer untersucht, und Acide chloro-cyanique (Chlorincianſ.) umgetauft. Nur an der Sonne wirkt Chloringas auf mit Luft gemengten Blausäuredampf, und es bildet sich sogleich ein dichter Nebel mit öligen Tropfen, ohne Verpuffung. Auch wirkt es im Dunkeln nicht auf vollkommen trocknes Cyanqueckſilber, bildet aber am Lichte Chlorcyncian. Endlich erzeugt Chloringas, mit wäßriger Blausäure gesperrt, Salzsäure und Chlorincyan, das sich zum Theil in öligen Tropfen an die Glocke legt. Um es rein darzustellen, leitet man Chloringas durch wäßrige Blausäure so lange, bis die Flüssigkeit Indigoauflösung entfärbt, und nimt das überschüssige Chlorin durch Schütteln mit Queckſilber hinweg. Aus der Salzsäure und Chlorincyan haltenden Flüssigkeit entwickelt man nun durch Erwärmen ein Gemenge aus kohlenſ. Gas, das sich nebst Ammonium in der Wärme eben erzeugte, und aus Chlorincyan. Ohne kohlenſ. Gas läßt sich der Chlorincyandampf aus jener Flüssigkeit unter der Luftpumpe entbinden. Das Chlorincyan ist eine farblose Flüssigkeit von höchst reizendem, Thränen erregendem, Geruche, röthet Lackmus (etwa von anhängender Salzsäure), ist nicht entzündlich, und scheint sich bei 18° C. zu verflüchtigen. Chlorincyandampf läßt sich mit Sauerstoff- oder Wasserstoffgas durch den elektr. Funken nicht verpuffen aber, mit beiden zugleich gemengt, verpufft er mit bläulich-weißem Lichte. Es bildet sich ein sehr dichter Nebel, und kohlenſ. Gas vom ganzen Volum nebst Stickgas vom halben des verschwundenen Chlorincyandampfes. Antimon, in diesem Dampfe erhitzt, bildet Chlorinantimon unter Ausscheidung von Cyangas. — Das Chlorincyan verbindet sich: 1) mit dem Wasser; 2) mit Kalilaugen, die viel von dessen Dampf verschlucken; das Gemisch riecht, bei nicht überwiegendem Kali, nach Chlorincyan. Dieses wird durch zugesetzte Säuren in zwei Mischungsgewichte Kohlensäure, 1 Salzsäure und 1 Ammonium, oder in gleiche Maße der 3 Gasarten zersetzt, indem sich 4 MG. Sauerstoff des Wassers mit 2 Kohlenstoff, 1 MG. Wasserstoff des Wassers mit 1 Chlorin, und 3 MG. Wasserstoff ebendesselben mit 1 Stickstoff vereinigen. Die Chlorincyankalien fällen die Eisenoxydsalze grün. 3) verbindet es sich nach Gay-Lussac mit Kalin, wahrscheinlich auch mit andern Kalimetallen, zu einer schmuzig gelben Materie, die mit Wasser in salz- und blausaures Kali zerfällt. Die wäßrige Auflösung schlägt Silbersalze weiß, Eisensalze blau nieder; 4) bildet es mit Eisenoxyd und einem Kali Chlorincyaneisen, einen grünen Niederschlag, der durch schwefelige Säure zu Berlinerblau wird. — Das Chlorincyan enthält nach Gay-Lussac in 100 Theilen 23,3 Stickstoff, 19,5 Kohlenstoff und 57,2 Chlorin, der Chlorincyandampf aber Cyangas und Chloringas, von beiden 1 Maß. — Übrigens wirkt die Chlorcyansäure, nach Coullon, auf Thiere, wie die Hydrocyansäure, aber man bedarf einer größern Menge davon, um gleiche Wirkungen zu erhalten.

IV. A) Blausaure einfache Salze, salia hydrocyanica, prussiates, hydrocyanates, sowol durch unmittelbare Vereinigung der Säure mit der Basis, als durch Auflösen verschiedener Cyanmetalle in Wasser zu gewinnen. Zu den Kalien ist die Anziehung der Blausäure so gering, daß diese selbst durch die Kohlensäure aus ihnen geschieden wird; sogar im größten Überschusse zugesetzt, hebt sie nicht deren kalische Natur auf, und verliert eben so wenig ihren Bittermandelgeruch. Nach Gay-Lussac sind verschiedene blaus. Salze, wie blaus. Kupfer, Silber, Queckſilber ꝛc. nichts anders, als Verbindungen des Cyanogen mit diesen Metallen. 1) Blausaure Kalien: sie bestehen blos mittelst des Wassers, beim Erhitzen bis zum Siedpunkt wird ihre Säure zu Kohlensäure und Ammonium. Mit Eisenoxydsalzen geben sie einen braunen, mit Eisenoxydulsalzen einen blauen Niederschlag. Eisenoxydul scheidet aus ihnen die Hälfte des Kali ab, und es bildet sich ein blausaures Eisenoxydulkali. Daher sind sie, zumal blausaures Kali, noch mehr dergleichen Baryt und Bittererde ein wirksames chem. Reagens auf Eisen, z. B. in der Schwefel-, Salpeter- und Salzsäure, in der Ablauge nach vorhergegangener Sättigung, im weißen Zinkoxyd; auch läßt sich mit einer Mischung aus blaus. Kali und Schwefelammonium, die durch Salzsäure verlöschte neue und selbst sehr alte Schwarztintenschrift wieder auffrischen. Das blaus. Kali ꝛc. wirkt aber auch auf andere Metalle (außer Platin), die mehrentheils mit verschiedenen Farben dadurch gefället werden. Nicht gehörig reagiren diese Salze auf das Eisen im Eisenweinsteine, am sichersten aber nach Kastner und Schrader gegen Kupfer, das von ihnen roth- oder kastanienbraun, oft kupferfarben, und gegen Zinn, das weiß niederschlagen wird. a) Blausaures Kali, eine farblose, nach Blausäure riechende, bitter-

6) S. Wöhler a. a. O. 7) Vgl. Porret bei Schweigger XVII. S. 274 fgg. — A. Vogel und Sömmering Ebendaſ. XXIII. S. 15 fgg. — v. Grotthuß ebendaſ. XX. S. 225 fgg., und bei Gilbert a. a. O. — Brandes i. Alm. oder Taschenb. f. Scheidekünstler ꝛc. Weimar 1819. Nr. 5. — Berzelius bei Schweigger a. a. O. 1821. I. 1. S. 42 fgg. — Wöhler bei Gilbert, 1821. 11. St. S. 271 fgg. 8) S. Berzelius a. a. O. S. 60 fgg.

Kopf Blausäure, in Wasser auflösliche, mit Schwefelsäure Blausäure entwickelnde Substanzen, und beschäftigen sich mit der Frage, ob diese Substanzen auch als solche giftig wirken, in Kürze Folgendes: Cyanide, wie Kalium- und Natriumcyanid, wirken, wie Versuche an Tieren und Menschen bestätigen, sehr stark. Die Wirkung ist Dyspnoë, Krämpfe, Lähmung, Tod. Cyanide, welche nur wenig Blausäure abspalten, wirken schwächer. Ferrocyanide, Rhodanide, Ferricyanide, Knallquecksilber, Knallsilber, Knallzink, Knallkupfer, Knallsäure, Chlorcyan, Bromcyan, Jodcyan, Cyanamid, Cyanäthin, Cyanäthyl, Cyanmethin, Cyanmethyl, Cyanäthylen, Cyanäthylin, Cyanäthylidin, Cyanäthylidin, Cyanäthylid

Schwefelwasserstoff und salzsaur. Zinnoxyd zersetzen das blaus. Quecksilber. Auch die höchstoxydirte salpetersaure Quecksilberlösung wird durch Blausäure zerlegt, aber das salzs. Quecksilber nicht, letzteres jedoch durch blaus. Kali. Umgekehrt nimt das rothe Quecksilberoxyd dem blaus. Kali die Blaus., und macht das Kali frei. Von diesem so leicht auflöslichen Quecksilbersalze besitzen die beiden Factoren ausgezeichnete und gewissermaßen entgegengesetzte Wirkung. Vorzüglich heilsam zeigte es sich uns, ohne die übeln Nachwirkungen anderer Quecksilberpräparate, bei eingealteter Syphilis aller durch diese schon hart angegriffenen, sehr erschöpften und fruchtlos behandelten Kranken. Condylomen u. a. syphilit. Localaffektionen wichen dem innerl. und zugleich äußerl. Gebrauch desselben schneller und bestimter. Die Gabe war innerlich von ¼—1 Gran des Tags 2mal in Pulver mit Zucker, äußerlich 1 Gran in 1 Unze destill. Wasser aufgelöst [11]); neuerlich hat Kraus Versuche damit bei Carcinomen angekündigt, deren Resultate noch zu erwarten sind; l) blaus. Silberoxyd weiß, geschmacklos, in Wasser ganz unauflöslich, durch gewöhnliche Salpeter- und Schwefelsäure nicht, wol aber durch Salzsäure zersetzbar, leicht und ganz löslich im Ammonium, und daraus durch Säure wieder fällbar, unzersetzbar durch salzs. Ammon., Kali, u. a. salzs. Neutralsalze, aber sogleich zersetzbar durch Schwefelwasserstoff, und dergl. Kalien; m) blaus. Goldoxyd ein orangegelbes Pulver, das Säuren nicht verändern. Es verbindet sich mit andern blaus. Salzen, entwickelt bei höherer Temperatur Wasser, brenzliches Öl(?) und Kohlenoxydgas, Gold und Kohle bleiben im Rückstand; n) blaus. Palladiumoxyd, ein blaßgelblichweißes Pulver; aus einer salpeters. Palladiumauflös. bereitet, detonirt es in der Hitze wie Schießpulver mit schwachem Lichte; o) blaus. Titanoxyd, gelb; p) blaus. Strychnin; die Blausäure löst das Strychnin vollkommen auf, und bildet damit ein krystallisirbares Salz, das sich unzersetzt zur Trockne abdampfen, auch in Wasser wieder auflösen läßt, und mit schwefelsaur. Eisen einen sehr dunkelblauen Niederschlag bildet.

B) Blausaure Doppel- und Tripelsalze. Die eine Basis derselben ist entweder Eisenoxydul oder Silberoxydul. Die Eisenoxydulhaltigen Doppelsalze heißen oft schlechtweg dreifache blaus. Salze, da die Silberoxydhaltigen erst später bekant wurden. Beide sind vollkommen neutrale Verbindungen. Mit Ausnahme des Ammonium werden die blaus. Eisenoxydulkalien erst durch längeres Glühen allmälig zersetzt. Sie bilden mit Eisenoxydsalzen einen schönblauen, mit Eisenoxydulsalzen einen grünlichweißen, sich bald blauenden Niederschlag. Die unauflöslichen, aus Blausäure, Eisenoxydul und einem andern Metalloxyde bestehenden Doppelsalze sind wol zum Theil als Verbindungen zweier Metalle mit Cyanogen anzusehen. Nach Robiquet scheinen alle blausaure Doppelsalze aus einem Cyanid und einem blf. Salze zusammengesetzt zu seyn.

In den eisenhaltigen Prussiaten ist das Eisen, nach Berzelius, immer als Protoxyd, und die andere Basis enthält zweimal soviel Sauerstoff, als das Eisen-Protoxyd. Jene von diesen eisenhaltigen Prussiaten, welche die Eigenschaft haben zu beschlagen, wie z. B. von Kali, Baryt und Kalk, verlieren bei gewöhnlicher Lufttemperatur im leeren Raume ihr Wasser. Das ausgeschlagene Salz ist kein Prussiat mehr, sondern ein doppeltes Cyanur, das keinen SSt. und WSt. mehr enthält. Wenn man die doppelten Cyanure von Eisen und Kali, oder von Eisen und Baryt mittelst des schwarzen Kupferoxyds verbrennen läßt, so bestehen die daraus sich entwickelnden Gase aus 3 Vol. kohlens., und aus 2 Vol. Stickgas. Ein Vol. kohlens. Gas bleibt mit der Basis verbunden, und bildet mit ihr eine Art Doppelsalz aus Carbonat und Kali- und Baryt-Cuprat. Das Doppelcyanur von Eisen und Blei liefert die Gase in den Verhältnissen von 2 Vol. kohlens. Gas und 1 Vol. Stickgas. Bei diesen Verbrennungen erhält man nur Spuren von Wasser, unzertrenlich von den pulverisirten Substanzen. Leop. Gmelin fand neuerlich auf indirectem Wege, daß sich die Blausäure unter gewissen Umständen auch mit Eisenoxyd vereinigen läßt, und in dieser Gestalt eigenthümliche dreifache Salze und Cyanmetalle bildet [12]). 1) Blf. Eisenoxydulammonium (eisenblausaures Ammonium, flüchtige Blutlauge), ein gelbliches, nach Blausäure und Ammonium riechendes, beißend bitter schmeckendes Salz, durch Digestion der Ammonlauge mit Berlinerblau entstanden, das an der Luft zerfließt, und dessen Auflösung in Wasser durch Erhitzen sich in übergehendes blaus. Ammon., und in niederfallendes blaus. Eisenoxydul zersetzt. Das eisenhaltige Ammonium-Prussiat läßt sich nicht zu Cyanur reduciren; es besteht aus oxydulirtem Eisen- und Ammonium-Prussiat. Destillirt gibt es Ammonium-Prussiat und etwas Wasser, das aus der Verwandlung des Eisen-Prussiats in Cyanur entsteht. Dieses Cyanur zersetzt sich nachher und gibt Stickgas, indem es ein Eisen-Carbur aus 4 Atomen Kohle und 1 At. Eisen zurückläßt. Dieses Carbur fängt, bis zum Rothglühen erhitzt, Feuer, und scheint wie in SStG. zu brennen, wiewol es nur von StG. umgeben ist, und gar keine Veränderung erleidet. Dasselbe Phänomen zeigt sich bei der Destillation fast aller eisenhaltigen, metallischen Prussiate, allein bei keinem so glänzend, als beim eisenhaltigen Ammonium-Prussiat. Fast alle eisenhaltige Prussiate lösen sich auf in Vitriolöl, ohne zersetzt zu werden. Läßt man die Säure Feuchtigkeit aus der Luft anziehen, so setzt sie oft eine Verbindung von Schwefelsäure mit Pottasche in Krystallen ab, saures Salz mit 2 Basen und 2 Säuren. Diese Basen werden darin oxydirt, und das Cyanur ist darin mit Wasserstoff enthalten. 2) a) Blausaures Eisenoxydulkali (eisenblausaur. Kali, blaus. Eisenkali, Blutlaugensalz), ein gelbes luftbeständiges Salz in durchscheinenden Würfeln, Parallelepipeden und Octaedern von süßlich salzigem Geschmack, ganz rein zu gewinnen, wenn man reinen blaus. Eisenoxydulkalk so lange mit kohlens. Kali mischt, als noch kohlens. Kalk fällt, und die filtrirte Flüssigkeit abdampft. Es löst sich in Wasser gelb auf, und wird daraus durch Alcohol,

11) Vgl. Thaer Diss. inaug. de acido caeruleo Berol. Vitteb. 1811. 4.

12) S. bei Schweigger a. a. O. Neue Reihe. IV. 3. S. 325 fgg.

Digitized by Google

als ein weißer wie Perlmutter glänzender Schnee gefällt. Wenn man nach v. Grotthuß[13]) eine wäßrige Lösung desselben der Wirkung einer galvanischen Batterie aussetzt, so fällt am positiven Pole Berlinerblau nieder, wobei die Flüssigkeit gelb wird, und einen eignen Geruch nach Cyanogen annimt. Mit Eisenoxydulsalzen bildet sie einen blauen, und mit Eisenoxydsalzen einen grünen Niederschlag; diese Flüssigkeit enthält mithin Sauerstoff, und stellt eine oxydirte Eisenblausäure dar. Die Flüssigkeit am negativen Pole verhält sich wie gewöhnliches blf. Eisenkali, denn sie gibt mit Eisenoxydulsalzen einen weißen und mit Eisenoxydsalzen einen blauen Niederschlag. Vom Phosphor wird das eisenblf. Kali entfärbt und zerlegt. Merkwürdig ist die Wirkung des rothen Queckfilberoxyds auf dessen Auflösung; es löst sich Cyanqueckfilber auf, die Flüssigkeit wird kalisch, und das Eisenoxyd fällt, als basisches wasserstoffsaures Eisen, zu Boden[14]). In kalter wäßriger Salzsäure ist unser Salz ohne Zersetzung löslich. Heiße Schwefel-, Salz- oder Essigsäure entwickeln daraus die Blausäure des Kali unter Fällung des weißen eisenblausauren Oxyduls. Heiße Salpetersäure oder Chlorin schlagen aus dessen Auflösung Eisenoxydhydrat nieder. Hydrothionsaure Kalien zersetzen es nicht. Die Auflösung des Titanoxyds in Säuren wird dadurch, nach Klaproth, Chevreul u. A. gelbbraun, nach Pfaff grünlichblau gefället, eine Farbemodification, die von der kleinsten Spur Eisens herrührt. In der Hitze wird es weiß unter Verlust von 0,10 Wasser, schmilzt in der Rothglühhitze, wobei sich erst etwas blausaures Kali und dergleichen Eisenkali mehlartig sublimirt, dann blausaures Ammonium entwickelt, und ein Rückstand in der Retorte bleibt, der Kohle, kohlenstoffhaltiges Eisen (Schwefeleisen von beigemischtem schwefelf. Kali), Kohlen und blf. Kali und, selbst länger geglüht, noch unzersetztes blf. Eisenoxydulkali enthält, mithin nach Proust aus 60 Kali, 24 blauf. Eisenoxydul, 6 Blausäure und 10 Wasser, nach Ittner aber aus 39 Kali, 38 blauf. Eisenoxydul, 11 Blausäure und 12 Wasser, und nach Döbereiner aus 36,31 Blausäure, 20,68 Eisenoxydul, und 42,20 Kali besteht. — Eine Varietät dieses Salzes nent Thomson[15]), wiewol unrichtig, dreifach blausaures Eisenkali, fabrikmäßig zu Glasgow bereitet, in großen 4seitigen topasgelben Tafeln von 1,835 specif. Gewicht, und salzigkühlendem, nicht widrigem Geschmack, die, in der Wärme entwässert, weiß werden, und selbst in starker Hitze nicht die Eigenschaft verlieren, mit Eisenauflösung Berlinerblau zu bilden; aber durch's Glühen kalisch werden. Das nicht spröde Salz löst sich bei 93°,3 fast in gleichviel Wasser auf; feingepulvert wird es von Vitriolöl augenblicklich sehr weiß, erhitzt und aufgelöst, bei Lampenhitze unter Entwickelung eines nach Thomson neuen(?) hydrogenirten(?) Kohlenoxydgases, das aus 3 Vol. Kohlenoxydgas und 1 Vol. Wasserstoffgas, nach Döbereiner aber[16]) blos und ganz aus Kohlenoxydgas besteht, beide zusammen auf 3 Vol. verdichtet. Bei der Behandlung des Salzes mit seinem doppelten Gewichte Salpetersäure entbindet sich zuerst Cyanogen, nachher gehen nebst diesem Gase noch Stickstoff, Kohlensäure und Salpetersäure über. Die Blausäure soll in diesem Salze nicht als solche, mit dem Eisen verbunden seyn, sondern die Elemente derselben sollen in einem andern Mischungsverhältnisse stehen. Thomson fand sein eisenblausaur. Kali zusammengesetzt aus 45,90 eisenhaltiger Säure, 41,64 Kali, und 13,00 Wasser, Porret aber das seinige[17]) aus 47,66 eisenhaltiger Säure, 39,34 Kali und 13,00 Wasser. Letzterer nimt darin eine eigene Säure an, die er Eisenchyazikſäure (Hydrocyanat von Eisen) nent[18]), und so darstellt: man vermischt eine Auflösung von 58 Gran Weinsteinsäure in Alcohol mit einer Solution von 50 Gr. eisenblausaurem Kali in 2 oder 3 Drachmen warmen Wassers. Das Kali und die Weinsteinsäure sondern sich im Zustande von Kali-Bitartrat. Die alcoholische Solution behält blos die Eisenchyazikſäure zurück, welche durch freiwillige Verdunstung in Form kleiner kubischer Krystalle abgesetzt wird. Nach Porret soll sie aus 2 Atomen Blausäure, 1 At. Stickstoff und 1 At. Eisen zusammengesetzt seyn. Robiquet hält sie für eine Verbindung von Eisencyanid und Blausäure. — Das eisenchyazikſaure Kali besteht nach Porret aus 50,93 Säure, 35,48 Kali und 13,59 Wasser, der eisenchyazikſ. Baryt aber aus 41,49 Säure, 47,44 Baryt und 11,07 Wasser. — Robiquet erhielt später[19]) eine mit der Porretischen identischen Säure aus reinem mit concentrirter Salzsäure behandelten Berlinerblau, und zwar aus dessen ganz trocknem, mit absolutem Alcohol gewaschenem und allmälig abgedunstetem Rückstand. Sie erscheint in undeutlichen, Tetraederähnlichen, weißen, an der Luft etwas blauenden, geruchlosen, frisch- und scharfsauern Krystallen, die sich sehr leicht in Wasser und Alcohol auflösen, und damit farblose Auflösungen bilden, welche aber mit sauerm schwefelsaurem Eisen augenblicklich viel Berlinerblau geben. Endlich sättigt diese Säure vollkommen das Kali, und liefert damit das blausaure Eisenkali. — Nach Döbereiner[20]) enthält das blausaure Eisenkali, so wie wahrscheinlich auch seine übrigen Varietäten, kein Krystallwasser, dergleichen Proust, Ittner, Thomson und Porret als Educt annehmen, sondern in 99,19 Theilen 36,31 Blausäure, 20,68 Eisenoxydul, 42,20 Kali, und sein WSt., SrSt. und KSt. stehen zusammen in einem Verhältnisse, wie in der Blausäure. Die weiße Salzmasse, welche nach vollendeter Wirkung der Schwefelsäure auf das eisenblausaure Kali zurückbleibt, besteht nicht blos, wie Thomson will, aus weißem blauf. Eisen und schwefelf. Kali, sondern enthält auch schwefelf. Ammonium. Überdies bemerkt Döbereiner, daß das frisch gefällte blauf. Eisen noch mehr Eisenoxyd aufnimt, wenn es mit einer Auflösung desselben in Salzsäure einige Tage lang auf einer heißen Stelle in Berührung bleibt. Seine Farbe er-

13) S. bei Schweigger XX. S. 274. 14) S. Vauquelin bei Schweigger XXV. S. 50 fgg. 15) Bei Schweigger XXVI. S. 203 fgg. 16) S. bei Schweiger XXVIII. 2. S. 107 fgg.

17) S. a. a. O. S. 224. 18) S. bei Schweigger XVII. S. 168 fgg. XXVI. S. 229 fgg. 19) S. bei Schweigger XXVIII. 2. S. 212 fgg. 20) S. bei Schweigger XXVI. S. 304. XXVIII. 2. S. 107 fgg.

Digitized by Google

scheint dann dunkelblaugrün. Das blausaure Eisenkali ist übrigens ein gutes Reagens für Kadmium, das davon weiß gefället wird. Auch soll sich nach Grotthuß dadurch Kobalt von Nickel scheiden lassen (?). — Eine Auflösung desselben in Wasser (Blutlauge) bringt, mit Schaf-, Eselinnen- oder Menschenmilch gekocht, diese Milchart zum Gerinnen, und bildet zugleich auf letzterer ein zähes gelbröthliches Häutchen. Nach Bagden und Davy stellt eine schwache Auflösung dieses Salzes mit ein wenig Salzsäure versetzt, erloschene Schwarztintenschrift wieder her. — b) Blaus. Eisenoxydkalin (Leop. Gmelin's Cyaneisenkalium); aa) weißes, s. oben; bb) rothes in Rhomben von lebhaft morgenrother Farbe, und schwach styptischem Salzgeschmack, bestehend in 100 MG. aus 35,89 Kalium, 16,49 Eisen und 47,62 Cyan[21]). — 3) Blf. Eisenoxydulnatron Eisenblf. Natron in blaßgelben, durchsichtigen, geschoben 4seitigen Säulen mit 2 auf die stumpfen Seitenkanten gesetzten Flächen zugeschärft, oder in breitgedrückten 6seitigen Säulen mit 4 Flächen zugespitzt, oder in oft büschelförmig gehäuften Nadeln von 1,458 spec. Gew., schwach salzig bitterm Geschmack, die wie Nr. 2 sich darstellen lassen, in warmer Luft weißpulverig zerfallen, in 4½ kalten und in weniger heißem Wasser sich lösen, und nach Ittner aus 23 Natron, 24 blaus. Eisenoxydul, 8 Blausäure und 45 Wasser bestehen. 4) Der blaus. Eisenoxydulbaryt schießt aus der filtrirten Auflösung von Berlinerblau in Schwefelbarytwasser beim Erkalten in gelben Rhomben an, die in 1920 kalten, und in 100 kochenden Wassers, gleichwie in wäßriger Salz- und Salpetersäure sich lösen, durch Schwefelsäure und in der Glühhitze zersetzt werden, und nach Porret 49,10 Baryt, 34,31 Blausäure und Eisenoxydul, und 16,59 Wasser enthalten. 5) Der blaus. Eisenoxydulstrontian, eine weiße Masse nach Henry, die an der Luft nicht zerfließt, und in 4 kalten Wassers sich auflöst. 6) Der blausaure Eisenoxydulkalk (eisenblausaurer Kalk) kleine widrig bittre, in Wasser, aber nicht in Alcohol lösliche Krystallkörner; 7) blaus. Eisenoxydulbittererde, theils kleine Krystalle, theils eine nicht krystallisirte, an der Luft zerfliesliche Salzmasse; 8) blausaur. Eisenoxydulyttererde, ein durch Vermischen des blaus. Eisenoxydulkali mit einem Yttererdesalze gebildeter weißer, nach einiger Zeit perlgrauer Niederschlag, der in Wasser und Essigsäure nicht, wol aber in Salzsäure löslich, und durch Kali in seine Bestandtheile zerlegbar ist; 9) blaus. Eisenoxydultitanoxyd, ein gelbbrauner Niederschlag; 10) blaus. Eisenoxydultantaloxyd, ein dunkelolivengrüner Niederschlag; 11) blaus. Eisenoxydulchromoxydul, ein grüner; 12) blaus. Eisenoxydulcererоxydul, ein weißer; 13) blaus. Eisenoxyduluranoxyd, ein bräunlichrother; 14) blaus. Eisenoxydulmanganoxydul, ein weißer, von Kupfer pfirsichblüthrother; 15) blaus. Eisenoxydulkobaltoxyd, ein bräunlich gelber, von Eisen grüner; 16) blaus. Eisenoxydulwißmuthoxyd, ein weißer Niederschlag; 17) blaus. Eisenoxydulzinkoxyd, desgleichen; 18) blaus. Eisenoxydulzinnoxydul, desgleichen; 19) blaus. Eisenoxydulbleioxyd, desgleichen; 20) blaus. Eisenoxydultoxyd, (s. oben Berlinerblau); 21) blaus. Eisenoxydulnickeloxyd, ein grünlichweißes Pulver; 22) blaus. Kupferoxydkali, in kleinen gelben, durchsichtigen Säulen von bitterm Metallgeschmack, die durch Kalien nicht verändert werden; Säuren in geringer Menge fällen blaus. Kupferoxyd daraus, in größerer zersetzen sie auch dieses; 23) blaus. Kupferoxydmanganoxydul, ein gelblichweißer, 24) blaus. Kupferoxydwismuthoxyd, ein gelblicher, 25) blaus. Kupferoxydbleioxyd, ein weißgrauer, 26) blaus. Eisenoxydulkupferoxydul, ein weißer, 27) blaus. Eisenoxydulkupferoxyd, ein schön rothbrauner Niederschlag; 28) blaus. Eisenoxydulqueckſilberoxyd, ein Salz in gelblichen Säulen, aus dem durch Kochen mit Queckſilberoxyd alles Eisenoxydul geschieden wird; Salzsäure bildet salzs. Queckſilberoxyd, entwickelt Blausäure, und schlägt blaus. Eisenoxydul nieder; 29) blaus. Silberoxydkali, nach Ittner, in farblosen, luftbeständigen, 6seitigen Blättern oder federartigen Krystall, welche sowol durch Hydrothionsäure, und ihre Kalien, als auch durch dieselben Säuren unter Fällung von Cyansilber und Entwickelung von Blausäure zersetzt werden, die das blaus. Eisenoxydulkali zersetzen; 30) blaus. Silberoxydkalk, eine Auflösung des Cyansilbers in wäßrigem blaus. Kalk; 31) blaus. Silberoxydmanganoxydul, ein grauweißer, 32) blaus. Silberoxydwismuthoxyd, ein weißer Niederschlag; 33) blaus. Silberoxydzinkoxyd, desgleichen; 34) blaus. Silberoxydbleioxyd, desgleichen; 35) blaus. Silberoxydeisenoxydul, ein weißer, oder grünlicher Niederschlag, welchen allein die Salzsäure in blaus. Eisenoxydul und Chlorinsilber zersetzt; 36) blaus. Silberoxydkupferoxyd, ein bläulichweißer Niederschlag, welchem Säuren unter Rücklassung des Cyansilbers, sein Kupfer entreißen; 37) blaus. Goldoxydkali, kleine, hellgelbe, durchsichtige Piramyden, woraus Säure, blaus. Goldoxyd fällen, ohne daß doch Hydrothionsäure, noch auch Kalien darauf wirken; 38) blaus. Goldoxydkupferoxyd, ein gelbgrüner, 39) blaus. Goldsilberoxyd, ein gelblichweißer Niederschlag. (*Th. Schreger.*)

Blau- oder Blausäurestoff (blauerzeugendes Princip), **Cyan, Cyanogène.** So nent Gay-Lussac den Grundstoff der Blausäure, den er 1818, vom Wasserstoffe abgesondert, zuerst darstellte. Es entwickelt sich diese Stickstoffkohle nie durch direkten Verein des Kohlenstoffs mit dem Stickstoffe, sondern beim Glühen stickstoffhaltiger Kohle mit fixen Kalien, wo Cyankalien, und beim Abdampfen oder Krystallisiren einiger blausauren Metalloxyde, wo Cyanmetalle gebildet werden. Am besten läßt sich der Blaustoff darstellen durch gelindes Erhitzen des vollkommen trocknen blaus. Queckſilbers, und muß, weil er vom Wasser verschluckt wird, über Queckſilber aufgefangen werden.

Auch liegt er in den Blättern des **Prunus Laurocerasus** und **Padus** schon ausgearbeitet, und zwar

21) Eine neue Reihe von blausauren Eisensalzen s. b. Leop. Gmelin a. a. O.

Digitized by Google

auf deren unterer Fläche in 4 Drüsen, bei den Drupaceis aber in dem Samenkernhäutchen.

Die Bestandtheile der unechten Angusturarinde, und der giftigen Strychnosarten hält Emmert für analog denen der Blausäure, denn sie enthalten, wie diese, vielen Stickstoff. Gleich den blausäurehaltigen Giften führen sie eine Bitterkeit mit sich, welche so ausgezeichnet auch bei den Bittermandeln u. a. fernbittern Samen ist. Die giftigen Strychnosarten geben mit Eisensalzen einen Niederschlag, und eine Farbe, wie die Blausäure. Der Niederschlag ist zwar verschieden vom Berlinerblau, und enthält eigentlich keine Blausäure, aber, wie dieses, Eisen und einen eigenthümlichen Stoff, wirkt, gleich der Blausäure, auf Thiere wie ein Gift, welches auch der Fall mit dem Berlinerblau ist, das eine besondere Modification der Blausäure enthält. Der künstliche Weltersche Bitterstoff gehört auch hieher. Das Opium ist ebenfalls bitter, und die nicht bittern Strychnosarten sind auch nicht giftig. Daß die so bittere Quassia Stubenfliegen u. a. Insekten tödtet, ist bekant. Mit diesem narkotischen Principe stehen jedoch in noch näherer Beziehung die Pflanzenkaloide, welche man bis jetzt nur in solchen Pflanzen und Pflanzentheilen gefunden hat, welche auf den thierischen Organismus wie Gift wirken.

Das Cyanogen ist ein farbloses, bleibend elastisches Gas, nach H. Davy etwas unter 0,7 specif. schwer, von höchst durchdringendem, eigenem Geruch, irrespirabel, und an der Luft mit purpurrother Flamme verbrennlich. Wasser verschluckt dessen Volum bei 20° C. allmälig 4—4¼ mal, bekomt davon einen sehr pikanten Geschmack und Geruch, und röthet das Lackmus, das aber beim Erhitzen wieder sich blaut. Die frisch bereitete wäßrige Auflösung ist wasserhell, nach einigen Tagen schon hellgelb, dann braun, und setzt endlich einen gleichfarbigen Stoff ab. Während dem vermindert und verändert sich ihr Geruch in den der Hydrocyansäure, die auch wirklich schon gebildet ist. Das in Wasser aufgelöste Cyanogen wird, vermöge der Bestandtheile des Wassers, welches es zersetzt, zu Kohlensäure, Hydrocyansäure, zu Ammonium und einer besondern Säure, die Vauquelin[22]) für eine Oxycyansäure hält[23]), und hinterläßt eine braune, aus Kohlen- und Stickstoff bestehende Substanz. Die neuen Zusammensetzungen ordnen sich unter einander so: das Ammonium sättigt die Säuren, woraus die auflöslichen Ammonialsalze entstehen, und der unauflösliche kohlige Stoff fällt zu Boden. Eine ähnliche Zersetzung des Cyanogens bewirken auch die Kalien. Die gewöhnlichen Metalloxyde wirken auf das gelöste Cyanogen, nach Vauquelin, ebenso, wie die Kalien, aber verschieden schnell nach Maßgabe der Anziehung zu den sich entwickelnden Säuren. Das rothe Queckſilberoxyd bewirkt in der wäßrigen Auflösung des Cyanog. die Bildung von Cyanqueckſilber, kohlenſ. Ammon., und einem andern Salze welches wahrscheinlich Oxycyansäure enthält. — Wird Hydrocyansaure mit Kupferoxydhydrat verbunden, so entsteht eine gelblich grüne krystallinische Substanz, die durch koch. Wasser weiß wird, und sich wie Cyankupfer verhält. Die Röthe des gewöhnlichen blausaur. Kupfers scheint vom Eisen und Wasser herzurühren, welche immer damit verbunden sind. — Indeß dürften mehre Schlüsse, die Vauquelin aus diesen seinen Bemerkungen gezogen hat, irrig seyn, da er die hydrocyanischen und die Eisencyanwasserstoffsäure mit einander verwechselt zu haben scheint. Das Eisen scheint sich mit dem Cyanogen nicht einen zu können. Berlinerblau ist allen Anzeigen nach ein hydrocyanſ. Eisenoxyd, denn die im Wasser aufgelöste Hydrocyansäure gibt mit Eisenhydrat augenblicklich Berlinerblau. Wenn die Hydrocyansäure im Überschuß mit Eisenoxyd verbunden ist, so nimt die Flüssigkeit über dem entstandenen Berlinerblau eine herrliche Purpurfarbe an. Auf das Cyanogen scheint das Eisenoxyd wie das bloße Wasser zu wirken. Verdünnte Hydrocyansäure mit metallischem Eisen in Berührung gebracht, gibt unter Entwicklung von Wasserstoffgas Berlinerblau, und in der Flüssigkeit findet sich aufgelöstes Eisen; es dürfte demnach ein blausaures Eisenoxydul in Hydrocyansäure auflöslich seyn. Überhaupt scheint es, daß jene Metalle, welche, wie das Eisen, das Wasser bei gewöhnlicher Temperatur zu zerlegen geeignet sind, nur hydrocyansaure Salze, diese aber, welche, wie Silber, Queckſilber ꝛc., das Wasser nicht zersetzen, gegentheils nur Cyanverbindungen bilden. — Zehn Maß von Cyanogen verschlukken 200 Maß SStg. unter einer Volumverminderung von 4—9 M., die Gay-Lussac auf Rechnung von etwas WStg. setzt. Barytwasser entzieht ihm 195—200 M. kohlenſ. Gas, und läßt 94—98 Stickgas zurück. Es löst sich in Alkoholz, Äther, und Terpentinöl auf; die Kohlensäure treibt es auf trocknem Wege aus ihren Verbindungen. Nach Gay-Lussac enthält es 1 Vol. Kſt. und ½ Vol. Stſt., oder in 100 Theilen 51,71—53,81 Stſt. und 44,39—46,10 Kſt.; nach Döbereiner aber 6 Vol. Kſt. und 3 Vol. Stſt. — Nach Coullon soll dieser Stoff fast ebenso gefährlich wirken, als die Hydrocyansäure, aber keine Convulsionen bei warmblütigen Thieren hervorbringen, und fast gar nicht das Venenblut verändern, wenn es gleich das arterielle Herzblut koagulirt, das Herz selbst sogleich paralysirt, Frösche bleibend erstarren macht, die Pflanzengewebe entfärbt ꝛc.

Blaustoffverbindungen: 1) mit Wasserstoff

22) S. Schweiggers n. J. d. Ch. ꝛc. 1819. XXV. 1. S. 50 ꝛc.

23) Darauf deutet schon Gay-Lussac hin, (s. Gilbert's Ann. d. Ph. LIII. S. 162.) Auch Döbereiner hat i. s. Anfangsgr. d. Ch. u. Stöchiom. 1819. S. 398 die zwei gelben Substanzen, welche durch Behandlung des Indigs mit Salpetersäure entstehen, für zwei Arten von Oxycyansäure erkant, und führt noch eine dritte Art desselben an, gebildet aus gegenseitiger Berührung des wäßrigen Cyans und eines Hyperoxyds, woraus erstores SSt. anziehe, dadurch in Cyanoxyd und Ammonium verwandelt werde, und Eisenoxydulsalze grün fälle. Endlich entsteht nach Wöhler, (s. bei Gilbert a. a. O. 1822. St. 5. S. 95 ꝛc. eine eigenthümliche Säure, wenn Cyan von Kalien aufgenommen wird, in kleinen Nadeln, deren Auflösung mit Eisensalzen kein Blau gab, aber mit stärkern Säuren einen stechenden, der reinen Essigsäure sehr ähnlichen Geruch, wie die Schwefelblausäure. Wöhler nent diese neu erhaltene Säure schlechtweg Cyansäure, da das Verhalten ihrer Salze sie in jeder Hinsicht von hydro-cyansauren Salzen unterscheidet. Nach L. Gmelin und Wöhler soll sie aus gleichen Mischungsgewichten Cyan und Sauerstoff bestehen, hat sich aber noch nicht ganz isolirt darstellen lassen.

zu Blausäure, (s. oben); 2) mit Wasser, (s. vorher); 3) mit Schwefel zu Schwefelblausäure, (s. oben); als Schwefelcyanogen nicht zu erhalten; 4) mit Jodine zu Jodineblaustoff (Jod-Cyan), das man nach Davy [24]) durch Erhitzen des Cyan-Quecksilbers, oder besser, nach Wöhler [25]) des Cyansilbers mit Jod erhält, als ein citrongelbes Gemisch, das sich in der Sonnenwärme zu oft sternförmig gruppirten kleinen weißen Nädelchen sublimirt. Es hat einen sehr stechenden Geschmack und Geruch, löst sich in Wasser unverändert auf, und die Auflösung reagirt weder sauer, noch fället sie Metallauflösungen. Auf Zusatz eines Tropfen Kali, dann einer Eisenoxydul-Auflösung, und zuletzt von Salzsäure erhält man Berlinerblau. Stärke, in die Jod-Cyan-Auflösung gebracht, wird erst durch einen beigemischten Tropfen irgend einer Säure geblaut. Quecksilber, damit geschüttelt, wird bald zu pulverigen grünlichgelben, zuletzt sich röthenden, nach Cyan riechendem Jod-Quecksilber. Von Hydrothionsäure wird sie sogleich milchweiß durch den sich abscheidenden Schwefel, und die Flüssigkeit enthält dann Hydroiodinsäure und Hydrocyansäure, aber keine Schwefelblausäure. Trocknes Jod-Cyan wird mit wenig Hydrothionsäure sogleich schwarz, riecht wie Hydro-Cyansäure, und verhält sich, als Rückstand in der wäßrigen Auflösung wie Jodschwefel mit überschüssigem Jodin. Salzsäure löst das Jod-Cyan unverändert auf. Antimonpulver zersetzt es in der Wärme mit Geräusch, und bildet damit braunes Jod-Antimon. Mit Phosphor zusammengebracht, zersetzt es sich oft mit Feuerentwickelung, und es entsteht Jod-Phosphor, der mit Wasser in phosphorige und Hydroiodinsäure zerfällt. Beim Durchtreiben des Jod-Cyandampfs durch eine glühende Glasröhre wird diese auf einmal mit violettem Jod-Dampf angefüllt; 5) mit Chlorin zu Chlorinblausäure, (s. oben); 6) mit Ammonium, dessen Gas zu etwa 1,5 Maß mit 1 M. Cyangas gemengt, anfangs einen dicken weißen Nebel bildet, der bald verschwindet, und sich bald mit ihm zu einer braunen, festen Masse, zu Gay-Lussacs Cyanammonium, verbindet, welches sich nur zum Theil dunkelbraun in Wasser löst, und mit Eisensalze kein Berlinerblau gibt; 7) Cyankali entsteht, wenn man Ätz- oder Mildkali mit gleichviel Horn, trocknem Blut ꝛc. in verschlossenen Gefäßen glüht, oder wenn man über glühendes Kalihydrat Blausäuredampf leitet, wobei das Wasserstoffgas austritt. Kalt in Wasser aufgelöst, stellt es die gemeine Blut- oder Berlinerblaulauge dar, die sich auch durch Zusammenbringen der Kalilauge mit Cyangas, unreiner durch Calcination thierischer Stoffe mit Pottasche gewinnen läßt, desgleichen nach der Destillation von Blut ꝛc. zurückbleibt, als eine gelbe, kalisch bitter und aromatisch schmeckende Flüssigkeit von Bittermandelngeruch, welche, eingedickt, zu einer Masse mit einigen eingestreuten Salzblattchen gerinnt, mit heißem Wasser Ammonium entwickelt, in der Siedhitze Kohlensäure und Ammonium bildet, und von allen Säuren in Kohlensäure, Ammonium, Blausäure und in Kalisalz zersetzt wird. —

Übrigens dient die Blutlauge zur Bereitung des Berlinerblau, mit Eisenvitriolauflösung zum Schön- und Dauerhaftfärben linnener und baumwollener Zeuge ꝛc. 8) Cyankalin, (Cyanid von Potassium), bildet sich nach Gay-Lussac [26]), beim Glühen der Pottasche mit einer thier. Substanz, oder entsteht auch durch Erhitzen des Kalin's in Blausäuredampf, und löst sich in Wasser als blausaures Kali auf. Es wird durch Säuren zersetzt, und entwickelt Blausäure, aber kein Ammonium. Wenn man hingegen Cyanogen von einer Kalilauge absorbiren läßt, und nachher eine Säure zusetzt, so entbindet sich Kohlensäure, Blausäure und Ammonium, das letztere bleibt mit der Säure verbunden. Wenn man das Produkt der Calcination einer thier. Substanz mit Pottasche ganz erkaltet in Wasser auflöst, dann mit Salzsäure, und endlich mit Kalk im Überschuß behandelt, so entwickelt sich kein Ammonium, denn die geglühte Masse verhält sich wie Cyankalin. Wird aber diese noch heiß in Wasser aufgelöst, so entsteht Ammonium. Es ist daher bei der Fabrikation des eisenblausaur. Kali die geglühte Masse wohl abzukühlen, ehe sie mit Wasser behandelt wird, weil sonst mehr davon sich zersetzt. Auch sollte man sie nicht an freier Luft erkalten lassen, weil sie sich pyrophorisch selbst entzündet. 9) Cyannatri, (Cyanid von Sodium), bildet sich nach Gay-Lussac unter Entwicklung von Wasserstoff- und Kohlenoxydgas, wenn man Blausäuredampf über glühendes kohlens. Natron streichen läßt, wahrscheinlich zu einem ähnlichen Körper, wie Nr. 6. 10) Cyanbaryt (Cyanid von Baryum), entsteht nach Gay-Lussac unter schwachem Erglimmen und Wasserstoffgasabscheidung, wenn über erhitzten Baryt Blausäuredampf geleitet wird. 11) Cyanbleioxyd bildet sich, wenn Bleioxyd Cyangas absorbirt, welches ohne Wasser sehr langsam geschieht. 12) Cyanqueckſilber (Cyanuretum hydrargyri, sonst Hydrargyrum borussicum), nach Scheele ein Salz in weißen, undurchsichtigen, 4seitigen Piramyden, Säulen, oder Spieschen vom Perlmutterglanz, von 2,7612 specif. Gewicht, entstanden durch Krystallisation des neutralen blaus. Quecksilberoxyds, das sich in Wasser als solches auflöst, in Weingeist unauflöslich ist, mit Vitriolöl unter Zersetzung des Cyanogen schweflige Säure entwickelt, und erhitzt in Blausäure, wenig Ammonium und Quecksilber sich zersetzt, davon ein Theil unverändert sublimirt; es bleibt wenige sehr leichte, stickstoffhaltige Kohle. Das feuchte Salz aber gibt Kohlensäure, Ammonium, Blausäure und Quecksilber. Nach Gay-Lussac enthält es 79,3 Quecksilber und 20,7 Cyanogen [27]). 13) Cyanqueckſilberoxyd, ein graulich weißer, wenig in Wasser löslicher Körper. 14) Cyansilber, nach Gay-Lussac ein unauflöslicher weißer, käsiger Niederschlag, der augenblicklich beim Zusammenbringen eines Silbersalzes mit einem blausaur. Salze entsteht, an der Luft vom Feuer zerstört wird, aber außerhalb der Luft erhitzt, nur einen Theil des Cyanogens verliert, und zu einer rothbraunen Masse

24) Bei Gilbert LIV. S. 383. 25) S. ebendas. 1821. II. Sck. S. 281 ꝛc.

26) S. Ann. d. Ch. et d. Pharm. VIII. S. 440.
27) Schrader's Bereitungsart s. im Berl. Jahrb. f. d. Pharmac. I. 82. S. 109 ꝛc.

Digitized by Google

schmilzt, die beim Erkalten fest und grau wird. Gay-Lussac's Cyansilber im Minimum, (s. übrigens Blausäure) **). (*Th. Schreger.*)

Blausäure (toxicologisch). Rein und concentrirt ist sie theils in Gas- oder Dunstform, theils liquid nach Gay-Lussac's Methode bereitet, das heftigste narkotische Gift. Selbst in gewässertem Zustande, als Scheele'sche Blausäure, oder noch mehr verdünnt, als Kirschlorbeer-, Traubenkirsch- und Bittermandelwasser ꝛc. kann sie, in stärkern Gaben, wenn gleich mit weniger Intensität, tödtlich wirken, so auch im Kirschwasser und Persiko, wie Beispiele lehren. Lange an freier Luft stehend, verliert sie durch Verdunstung ihre giftigen Eigenschaften, bleibt aber, in gut verstopften Gläsern lange aufbewahrt, obschon zum Theil verkohlt, wenn nur nicht ganz zersetzt, noch ziemlich wirksam.

Nach Coullon, Orfila u. A. bringen schon 60—80 Tropfen einer mit Wasser sehr verdünnten Blausäure auf den Körper des Menschen unangenehme Empfindungen hervor. Alkohol nimt weit mehr vom Blausäuredunste auf, als Wasser, wirkt aber dann auch um so schneller tödtlich, jedoch am allerschnellsten die durch Schwefeläther noch mehr differenzirte Blausäure. So können 30 Tropfen mit blausaurem Gas vollkommen gesättigten Alkohols, oder 20 Tropfen dergleichen Äthers, einen Menschen in wenig Minuten, eine halbe Unze davon aber fast blitzschnell tödten. — Auf manche Thiere, z. B. auf den Elephanten, wirkt sie, bis zu 3 Unzen mit 10 Unzen Weingeist vermischt, gar nicht, dagegen äußert sie bei andern in weit geringern Gaben, als beim Menschen, eine größere Virulenz. Mehr diluirt wirkt sie zuerst auf die Circulation, und zunächst wol auf das Blut, dessen Vitalität dadurch zerstört wird, concentrirt aber besonders feindlich sogleich auf Hirn und Rückenmark, auf die Lungen, die Willensmuskeln, und die Sinnenorgane, daher momentane Störung der Respiration, allgemeine oder partielle Muskel-Lähmung, daher unwillkürliches Harnen und Misten der Thiere, und die verschiedenen Grade des Narcotismus. Ihre schnelle Tödtlichkeit scheint durch Resorption eine plötzliche vernichtende Affection des Nervensystems wahrscheinlich zu machen. — Sie tödtet aber um so schneller, je vorwaltender ihre Flüchtigkeit, je intensiver ihre Bitterkeit ist, je mehr davon und je länger sie mit einem lebenden Organismus in Berührung kam, je lebenskräftiger dieser selbst, in je höherm Zustande von Integrität die Oberfläche desselben, je complicirter die Organisation des Thieres, je weniger es noch im Alter vorgerückt, je entwickelter sein Rückenmark und Empfindungsvermögen, je höher seine Irritabilität, je rascher sein Blutumlauf ist, je weitere Respirationsorgane es hat. Vögel sterben daher am schnellsten daran. Im Magen aufgenommen, wirkt sie schneller und leichter, als in frischen Hautwunden, oder auf die Haut, oder andere nervenreiche Theile gebracht. Bei kaltblütigen Thieren, wo jeder Nerv unabhängiger ist, wirkt sie auch partieller lähmend auf denselben. Übrigens sind die Symptome ihrer Wirkung ziemlich dieselben, sie mag nun eingeathmet, oder verschluckt, oder in eine Vene gespritzt ꝛc. seyn. Im letztern Falle soll sie, nach Configliacchi, wie das Viperngift wirken. Indeß ist der Eindruck auf die äußere Hautfläche bei jenen Thieren für nichts zu rechnen, welche harte und überhaupt sehr geschützte Hautdecken haben.

Bei Menschen verursacht sie überhaupt unmittelbar starke Brustbeklemmung, und erschwertes Athmen, Angst, stumpfes Kopfweh, Schwindel, Betäubung, Schwäche des Sehens, Fieber, Krämpfe, Opisthotonus, Zuckungen, Lähmung, unwillkürlichen Stuhl- und Harnabgang, Erstarrung, schnellen und scheinbar schmerzlosen Tod.

Blausäurevergiftungen, die nicht schnell tödten, erregen heftigen Frost, abwechselnd mit brennender Hitze, ein sichtbares Aufschwellen der Milz ꝛc.

Bei verschiedenen Thieren weichen obige Erscheinungen ab; so bemerkt man, nach Coullon, bei Hunden Schmerz in der Herzgrube, Convulsionen bei warmblütigen Tagethieren, Nachtsaugthieren, Nachtvögeln, kaltblütigen Thieren und Wasserinsekten, Erbrechen bei Bimanen, Carnivoren, Raubvögeln, und bei Vögeln aus dem Sperlings- und Hühnergeschlechte ꝛc., sehr wenig davon bei den Nagern, gar nichts bei mehren andern. Bei Maulwürfen, Eidechsen, Krebsen ꝛc. tritt Verlust des Bewegungs- und Empfindungsvermögens in den Brustgliedern noch früher, als in den Beckengliedern, ein, bei andern Thieren ist dies umgekehrt. Häufige Darm- und Harnblasenausleerungen erleiden, gleich dem

---

28) Vgl. über Blausäure und deren Verbindungen: Gren's n. d. Beitr. zu v. Crell's chem. Ann. IV. 1. S. 95. — J. C. Jacobi i. Göttlings Alman. f. Scheidek. 1782. — Fourcroy's chem. Vers. u. Beob. S. 428. — Hagen i. Crell's chem. Ann. 1784. I. S. 291. — Berthollet i. Crell's n. Entdeck. d. Ch. XI. S. 91. u. i. Dessen chem. Ann. 1795. I. S. 70. — Westrumb i. Crell's n. Entd. ꝛc. XII. S. 136, u. i. Dess. chem. Ann. 1786. I. S. 193. 486 ꝛc. — Clouet i. Crell's chem. Ann. 1796. I. S. 45. — Bonjour, Vauquelin u. Bucholz i. Scherers n. Journ. d. Ch. II. 12. S. 628 — Henry Ebend. III. 18. S. 673. — Kirwan u. Henry Ebend. V. 28. S. 411. — Bucholz i. Gehlen's a. J. d. Ch. ꝛc. I. S. 406 ꝛc. u. i. s. Beitr. z. Ch. II. Nr. 15. S. 81. — Proust bei Gehlen a. a. O. III. 4. S. 549 ꝛc. — Kästner's teutsch. Gewerbefreund. II. S. 113 ꝛc. III. S. 196. — J. v. Ittner a. a. O. — Theer a. a. O. — Gay-Lussac i. Schweigger's n. J. f. Ch. ꝛc. II. S. 204. XVI. 1. S. 1. u. i. Gilbert's Ann. d. Ph. XL. S. 229. LIII. 1. — vgl. Ann. d. Ch. XLV. S. 156 ꝛc. — Porret bei Schweigger VIII. S. 309. XXVI. S. 224. u. b. Gilbert XLVII. S. 56 ꝛc. 69 ꝛc. — H. Davy bei Gilbert LIV. S. 383. — Th. v. Grotthuß bei Schweigger XX. 3. XXVI. 4. S. 385, u. b. Gilbert 1819. I. S. 54 ꝛc. — A. Vogel bei Schweigger XX. 1. S. 59. ꝛc. — Vauquelin Ebend. XXV. 1. S. 50 ꝛc., und in Trommsdorffs neuen Journ. d. Pharm. III. 2. — Thomson bei Schweigger XXVI. S. 203 ꝛc., und bei Trommsdorff a. a. O. — Döbereiner bei Schweigger XXVI. S. 299 ꝛc. und XXVIII. S. 107 ꝛc. — Du Menil Ebendas. S. 395. — Berzelius u. Lagerhielm Ebend. XXVII. S. 164. — Robiquet Ebendas. XXVIII. 2. S. 110 ꝛc. — Granville a. a. O. — Schrader a. a. O. S. 83 ꝛc. — vgl. Tr. des Poisons etc. Par M. P. Orfila. Paris 1814. 15. 8. T. I. II. — J. Coullon a. a. O. ꝛc. — Berzelius i. Schweiggers n. Journ. f. Ch. u. Ph. 1820. XXX. 1. S. 1 ꝛc. und 1821. I. 1. S. 42 ꝛc. — Trautwein in Buchner's Rerertor. d. Pharm. ꝛc. XI. 1. — Buchner Ebendas. — Schubarth i. Hufeland's Journ. d. pr. A. K. 1821, 1. 94 ꝛc. — Leop. Gmelin in Schweigger's neuem Journ. f. Chemie u. Phys. Neue Reihe. IV. B. S. 325 ꝛc.

Digitized by Google

Menschen, die Carnivoren, Salivation dieselben, so wie zuweilen auch der Mensch [29]).

In allen Fällen charakterisirt sich der krankhafte Zustand nach Blausäurevergiftung durch einen schnellen Eintritt und ein rasches Fortschreiten der Auflösung, der ein Gefühl von Ermattung, oder auch ein unerwartet schneller Tod folgt.

Man findet dann an den frischen Leichen eine Aufgedunsenheit, zumal des venösen Systems, plötzliche Vernichtung aller Contractilität der Willensmuskeln, des Herzens und der übrigen Eingeweide, zumal der Milz, und eine ziemlich lange Verzögerung der Fäulniß nach dem Tode. Der Geruch nach Bittermandeln aus Magen, Hirn und Lungen ꝛc. wird nicht unter allen Umständen bemerkt. Speiseröhre, Magen und Därme sind wenig oder gar nicht entzündet, sondern mit zähem Schleim überzogen; die Schlagadern erscheinen bald ganz, bald nicht blutleer, die Venen strotzen gewöhnlich von Blut; mit diesem sind auch zuweilen die Gefäßhaut und Rindensubstanz des Hirns, gleich den zusammengefallenen Lungen und Herzen, überfüllt; meist ist es roth- oder braunschwarz, schmierig, theerartig, manchmal aber auch ganz normal. Bei kaltblütigen Thieren fand sich eine rothe Flüssigkeit in der Bauchhöhle, das Herz noch lange nach dem Tode für Reize empfänglich, und der ganze Körper sehr rigid.

Der einzige Weg, etwa freie Blausäure im Mageninhalt, im Chylus, Blute, Harne ꝛc. zu entdecken, wenn anders diese stark darnach riechen, ist, daß man denselben etwas Weinalkohol und Kalilauge zusetzt, und dann eine mit wenigen Salzgeisttropfen vermischte Lösung des schwefels. Eisens beifügt, um einen Berlinerblauniederschlag zu erhalten. Oder man verdünne die stark nach Blausäure etwa noch riechende Magencontenta, unter Vermeidung aller unnöthigen Temperaturerhöhung, mit destill. Wasser, filtrire die Flüssigkeit, übersättige sie mit Kali, und setze dann salzsaure Eisentinctur zu, welche einen grünen, durch Schwefelsäure sich blauenden Niederschlag bildet, wo nicht, so muß man den rückständigen solideren Mageninhalt mit Kali auslaugen, und, wie oben behandeln, ohne doch etwa eine künstliche Blausäure zu erzeugen. — Nach Runge [30]) soll man die kleinern Überreste des Giftes mit Wasser ausziehen, und die filtrirte Flüssigkeit mit einem feinen Haarpinsel auf die Pupille eines dem Lichte zugekehrten Katzenauges bringen, um deren Erweiterung zu beobachten.

Gegenmittel bei Blausäurevergiftung, die aber wegen schneller Wirkung des Giftes schleunig müssen angewendet werden, und auch, wie Versuche an Thieren lehren, dessen Kraft bisweilen nur zu vermindern scheinen, sind, außer den allgemeinen: unmittelbar Milch u. a. schleimig-ölige Getränke, bei Vollblütigen Blutlassen ꝛc., innerlich mit Wasser verdünnte Holz- oder Pottaschenlauge, oder vorzugsweise starker reiner Kaffee, ohne, oder mit etwas Milch, in Klystieren und durch den Mund, bei Erwachsenen zu einer halben Tasse, bei Kindern Eßlöffelweise, oder eine gesättigte Kaffeetinctur in kleinern Gaben, auch ätzender Salmiakgeist oder **Liquor ammonii anisatus** alle Viertelstunden 5 Tropfen, Terpentinöl, **Eau de Luce** u. a. flüchtige Reizmittel. Oder man könte diesen Flüssigkeiten etwas Eisenvitriol zusetzen, weil dadurch bei Berührung der Blausäure sogleich Berlinerblau sich bilden, wenigstens die Säure durch den Beitritt des Eisens ihre Virulenz zum Theil verlieren würde. Indeß lassen sich alle diese Gegenmittel nur bei Vergiftung mit kleinen Dosen der Blausäure nützlich anwenden. Endlich will Bergonzi die gefahrdrohenden Wirkungen der Blausäure durch eine Brechweinsteinauflösung gehoben haben, womit jedoch Comelli's und Tommasini's Erfahrungen nicht übereinstimmen [31]). (*Th. Schreger.*)

Blausäure (pharmakologisch). Zum arzneilichen Gebrauch fällt die nach der Scheele'schen und Planche'schen Methode bereitete Säure (s. oben), oft zu unrein, oder doch ungleich und unhaltbar, so wie die Bereitungsart der Gay-Lussac'schen, nach Robi-

29) Das Betupfen eines entblößten Nerven bei warmblütigen Thieren mit diesem Gifte, erregt indeß durchaus keine allgemeine Affektion des Nervensystems; es wirkt immer nur in demselben Verhältniß tödtlich ein, als es schneller mit dem cirkulirenden Blute gemischt wird. Der Nervus medianus einer Katze wurde in Wedemeyers Versuchen, (s. Physiologische Untersuchungen über das Nervensystem v. Wedemeyer. Hannov. 1817. vgl. Brodie in Reils Archiv. B. 12. Ittner in seinen Beiträgen zur Geschichte der Blausäure, Pfaffs Materia medica. B. 5. Weinhold Versuche über das Leben und seine Grundkräfte auf dem Wege der Experiment-Physiologie. 1817.), zwei Zoll lang frei präparirt, und ganz allein mit Blausäure betupft. allein nach ½ Stunde war noch nicht die geringste allgemeine Affektion eingetreten. Als man aber ½ Theelöffel voll Blausäure ins nahe Zellgewebe und auf die Armmuskeln goß, erfolgte binnen einer Minute allgemeiner Tod unter Convulsionen und Geschrei. — Einer andern Katze wurde in beide Augen ein Pinsel voll Blausäure gewischt, und diese krepirte unter Geschrei, Convulsionen und Opisthotonus innerhalb 1' bis 2 Minuten. — Einem Pferde wurde in eine taschenförmige Hautwunde 1 Quartier Blausäure gegossen. Kurz nach der ersten Minute erfolgten Zittern der Glieder, tiefe ängstliche Respiration, beschleunigter Herzschlag; am Ende der zweiten Minute stürzte das Pferd unter Convulsionen zu Boden, und in der eilften Minute erfolgte die letzte Inspiration. Einem andern alten Pferde wurde in die Vena jugularis externa am Halse ein halbes Quart. dieses Gifts gegossen. Nach 15 Sekunden stürzte das Thier unter Convulsionen zu Boden. Nach meinen Versuchen krepiren Hunde von 12 Gran dieses Gifts, in den Rachen gespritzt, schon innerhalb 4 Minuten. Alle Muskeln des Thiers fangen gewaltig an zu zittern, sobald die Blausäure mit dem Körper in Berührung kemt, und der Hund krepirt unter Geschrei, Convulsionen mit offnem Maule und vorgestreckter Zunge, Schaflämmer verrecken schon in der dritten Minute nach einem Klystier von 10 Gran Blausäure unter ähnlichen Zufällen. Bei allen schien mir nach dem Tode das Blut etwas dunkler wie gewöhnlich zu seyn. (*Greve.*)

30) S. Dessen neueste phytochem. Entdeckungen. Berl. 1820. 1. Liefer. S. 77. §. 167 ꝛc. 31) Vgl. C. F. Emmert de venenatis acidi Borus. in animalibus effectibus. Gott. 1805. 8. — Wien i. d. med. Jahrb. der k. k. österr. Staaten. Wien 1814. 8. II. 3. — Orfila a. a. O. — Georg Wedemeyer's physiolog. Untersuchungen ꝛc. Hannover 1817. 8. im Anhange. — Coullon a. a. O. — Robert i. Gilbert's Ann. d. Phys. 1816. St. 6. — W. Sömmering i. Schweigger's n. Journ. d. Chem. ꝛc. XX. S. 74 u. f. w. — Configliacchi i. Magaz. der ausländ. Lit. d. ges. Heilkunde u. s. w. von Gerson und Julius. 1. 1., u. i. Gilbert's Ann. d. Phys. 1822. 3. S. 294 u. f. w. — Schubarth i. Hufeland's Journ. d. prakt. A. K. 1821. 1. S. 76 u. f. w. — P. Jos. Schneider über d. Gifte u. s. w. 2te Aufl. Tübing. 1821. 8. 1. Abth. Nr. 3.

Digitized by Google

quet mit 2 Theilen deſtill. Waſſers verdünnten, ſo daß ihr ſpecif. Gewicht 0,9 wird, zu unſicher und umſtändlich aus, (ſ. oben). Nach v. Ittner ſoll man die officinelle Säure aus 8 Theilen kryſtalliſirten blauſ. Eiſenkali's und 4 durch 8 Waſſer verdünnten Vitriolöls in eine mit 12 Weingeiſts von 85° gefüllte Vorlage bei mäßiger Wärme überdeſtilliren, und das Deſtillat über etwas gebrante Bittererde nochmals abziehen. Dieſe Blauſäure, an wäßrigen Alkohol gebunden, hält ſich zwar beſſer, als die an Waſſer gebundene, fällt aber oft ſehr ungleich aus, gleicher dagegen die Vauquelin'ſche, (ſ. oben), wenn anders das blauſ. Queckſilber immer ſich gleich iſt. Doch kann ſie nicht nur mit dieſem, ſondern auch mit Anthrakozothionſäure verunreinigt ſeyn, und, ohne Zuſatz eines Theils ſtarken Weingeiſts von 92° zu 2 Theilen Säure, ſich bald in Stickſtoffkohle und Ammonium zerſetzen. Schrader räth daher [32]), die Bereitung durch Deſtillation nach v. Ittner mit der Modifikation, daß man blauſ. Eiſenkali (8) mit einer Flüſſigkeit übergießen ſolle, die aus concentr. reiner weißer Schwefelſäure (4) und ſehr gutem Weinalkohol (16) beſteht, und 4 Theile von dieſem in dem Recipienten vorzuſchlagen, oder auch die Vauquelin'ſche Bereitungsart, (ſ. oben) zu wählen, aber Weinalkohol hinzuzufügen. Dem von Schrader empfohlenen kohlenſ. Bleioxyd zieht indeß Griſchow entweder reines Wismuthoxyd, oder vollkommenes Spiesglanzoxyd zur Rectifikation vor, um ein metallfreies Präparat zu erhalten [33]). Eine ſtets gleiche, durchaus reine und leicht darſtellbare arzneiliche Blauſäure lehren überdies Gieſe [34]), Trautwein ſowol im trocknen als im wäßrigen Zuſtande [35]), Nimmo [36]), Maguire [37]), Göbel [38]), und Trommsdorff [39]) bereiten. Jede diluirte Blauſäure dürfte gleichwol, ohne allen Alkoholzuſatz ꝛc. leicht zerſetzbar ſeyn, nicht leicht gleich ſtark ausfallen, oder doch durch die Rectifikation an ihrer Wirkſamkeit verlieren. Weder des Rectificirens noch Filtrirens bedarf zwar die ganz helle, reine und gleich ſtarke Keller'ſche Blauſäure [40]), aber ihre Bereitungsart iſt keineswegs empfehlungswerth.

Um aber das Präparat in einem beſtimten Grade der Concentration zu erhalten, muß man es, wie jede blauſäurehaltige Arznei, in ſchwarz angelaufenen Halbunzengläſern mit gut eingeriebenen Glasſtöpſeln und übergebundener Blaſe an einem kühlen Orte verwahren. Mit Weinalkohol, oder noch beſſer, nach Ridolfi, mit Mandelöl läßt ſie ſich lange, von Licht, Wärme, Luft ꝛc. unzerſetzt erhalten, oder man verſchreibe ſie als Kirſchlorbeeröl- u. Bittermandelöl. Die ſchon weingelb gewordene kann man durch halb ſo viel zugeſetzten, 92gradigen Weingeiſt in ihrer weitern Zerſetzung bis zum Braunwerden aufhalten. — Ganz rein muß ſie einen friſchen Pfirſichkerngeruch haben, der ſtark in die Naſe fährt, ſelbſt den Schlund auf eine unangenehme Weiſe prickelnd, anfangs erfriſchend, ſüßlich, ſchwach brennend, hinterdrein ſogleich ſtark pfirſichkernartig ſcharf reizend ſchmecken, dabei Huſten erregen, den ſalzſauren Kalk nicht im geringſten netzen, und eine hineingetauchte Papierſtreife leicht entzünden.

In den Magen aufgenommen ergreift ſie das Nervenleben durch unmittelbare Depreſſion der Thätigkeit deſſelben, welche durch ſtärkere Gaben gänzlich zerſtört wird. Bei Anwendung der arzneilich verdünnten Säure aber erhält die ſekundäre Wirkung auf die contractile Faſer Zeit, der obigen primären zu folgen; dieſer Übergang äußert ſich ungemein ſchnell durch Verminderung der Thätigkeit des Herzens und der Arterien. Gleichzeitig mäßigt ſie den Erethismus der Saugadern, wodurch dieſe zur Abſorbtion geſchickter werden. Als Folge davon vermehrt ſich die Harn- und Schweisſecretion. In kleinern Gaben lange fortgebraucht, thut ſie endlich der Reproduction Eintrag, bewirkt Abmagerung ꝛc. Vermöge ihres durchdringenden Geruchs iſt ſie den Eingeweidewürmern zuwider.

Linné, Bayle, Rud. Vogel, Hufeland, Schaub, Dölz, Percival, Thilenius, Heineken u. A. wendeten ſie zuerſt in der Form des Kirſchlorbeerwaſſers als Arzneimittel an (ſ. Prunus Laurocerasus). Dann zeigte v. Ittner zuerſt die Darſtellung einer reinen officinellen Blauſäure, ihre Wirkungen und ihr Verhältniß zum Kirſchlorbeerwaſſer, wie neuerlich Schrader und Schubarth [41]), Gieſe, Trautwein u. A. a. O.

Sie empfahlen Borda, Brera, Magendie, Manzoni, Scudamore, Th. Thomſon, Coullon, Granville, Vietz, Mayer, Wutzer, Hager, Cerutti, Elliotſon, der indeß ihren Gebrauch beſchränkt, und ſo wie Schneider (ſ. deſſen med. pract. Adverſarien, 1. Lieferung u. A.), einige Bedenklichkeiten gegen denſelben äußerte, Harles und Krimer, Kopp, Kergaradec, Boch, Elwert d. jüng. u. m. And., als ein bei Lungen- und Nervenleiden vorzüglich wirkſames krampf- und entzündungswidriges Arzneimittel, mit der nöthigen Umſicht und Sorgfalt in allen den Krankheiten, wo die Irritabilität überwiegend und durch Erhebung der Senſibilität das Gleichgewicht wiederherzuſtellen iſt: in manchen Sthenieen, in Krämpfen, Konvulſionen, beim Trismus, Tetanus, bei heftigen Abdominalaffektionen, welche die Rückenmarksnerven beſonders ergreifen. In einigen Fällen brachte ſie, nach Macleod u. Granville, Speichelfluß hervor. Am direkteſten iſt ſie der Reſpiration entgegengeſetzt, und namentlich: im trocknen und krampfhaft nervöſen Huſten, im krampfhaften und

32) Im Berl. Jahrb. f. d. Pharm. 1821. S. 94 u. f. w. 33) S. Berl. Jahrb. f. d. Pharm. XXIII. S. 353 fg. u. Schweigger's Journ. f. Ch. u. Phyſ. Neue Reihe III. 3. S. 324 fg. 34) in Scherer's allg. nord. Ann. d. Ch. II. 3. S. 325. 1819, und b. Schweigger a. a. O. 1821. I. 1. S. 63 u. f. w. — 35) S. Buchner's Repert. d. Pharm. XI. 36) Bei Schweigger a. a. O. V. 3. S. 356 u. f. w. 37) l. d. Salzb. med. chir. Zeitung. 1822. 31, u. l. Froriep's Notizen a. d. Geb. der Nat. u. H. K. 1. S. 25 u. f. w. — 38) l. d. Berl. Jahrb. f. d. Pharm. XXII. 39) l. f. Taſchenb. f. d. Chem. 1822. S. 209 u. f. w. 40) S. Harles und Krimer l. d. Rhein. Jahrb. f. Med. u. Chir. III. 2. IV. 1.

41) Sie haben, um die Ungleichheit der künſtlichen Blauſäure und des blauſäurehaltigen Waſſers zu vermeiden, den Vorſchlag gethan, ſtatt erſterer folgende Miſchung zu wählen: Rec. Olei amygd. amar. aether. rec. parat. ℥j Alcoholis vini 0,815 ponderis spec. et Aquae destill. aā ℥jx. M. und ſtatt des blauſäurehaltigen Waſſers: Rec. Ol. amygd. am. aeth. rec. par. ℥j Alcohol. vini ℥jß Aquae destill. ℥xvjß. M. Erſtere Miſchung könnte Acidum hydrocyanicum vegetabile, letztere Aqua hydrocyanica vegetabilis heißen.

Digitized by Google

im schleimigen Asthma, in der sogenannten Brustbräune, im Stick- und Keuchhusten und in chronischen katarrhalischen Brustbeschwerden überhaupt, z. B. nach Masern und Scharlach, so wie im zweiten Stadium der reinen Lungenentzündung, nach allgemeinen und örtlichen Blutentziehungen, in der sogen. falschen Lungenentzündung, wo Erstickung droht, und in der anfangenden Lungen-, zumal Schleimschwindsucht angezeigt. Auch in der Phthisis abdominalis wirkt sie nach Kopp auffallend günstig. Weniger paßt sie in der Phthisis ulcerosa, tuberculosa, scrophulosa und conclamata, so wie bei allen organischen Lungenübeln, zumal wenn große Reizbarkeit des Magens dabei obwaltet. Verschlimmernd wirkt sie bei allgemeinem Gefäßturgor und entzündlichem Zustande.

Als beruhigendes Mittel schaft sie anfangs in der Luftröhrenschwindsucht, und überhaupt bei großer Empfindlichkeit der Bronchien Erleichterung. So wirkt sie auch gegen heftige und hartnäckige Entzündungen des Herzens, der Leber, Milz, des Magens, besonders auch im Magenkrampfe, in einigen krampfhaften Leiden der eben genannten und der Beckeneingeweide, und gegen chronische Unterleibsübel (nach Kopp); desgleichen in starken hitzigen Fieberanfällen, in der Tobsucht, im Anfange epileptischer Übel, ehe Schwäche eintritt, in der Arthritis vaga und anomala spasmodica, im Gesichtsschmerz, z. B. von kariösen Zähnen 1 Tropfen auf den hohlen Zahn, und 2 Tropfen innerlich vor Schlafengehen; in nervösrheumatischen, und in großen Stein- und podagrischen Schmerzen oft sehr heilsam. Man hat sie sogar gegen die Hundswuth vorgeschlagen (?). — Innerlich und äußerlich mit Belladonnaaufguß, als Uterininjection, räth man sie in Mutterblutflüssen, im Scirrhus, Krebs u. a. schmerzhaften Krankheiten des Uterus neben andern Mitteln an, auch als kräftiges Wurmmittel, selbst gegen die Taenia. Zur Linderung heftiger hysterischer Krämpfe ist sie dem Opium oft, und bei chronischem Husten mit fortdauerndem Entzündungszustande, als Paregoricum immer vorzuziehen. Endlich empfiehlt sie sich auch äußerlich gegen verschiedene chronische Ophthalmieen, bei schmerzhaften Wunden und Geschwüren ꝛc.

Ohne Zweifel liegen in der Blausäure große Heilkräfte. Je größer aber diese sind, desto größer und wichtiger müssen auch die Krankheiten seyn, die durch sie bekämpft werden können, und diese sind immer noch die seltneren.

Übrigens vertragen Kinder das Mittel noch besser als Erwachsene. Für jene von 2—3 Jahren nimt man von der Vauquelin'schen konzentr. Blausäure anfangs 4, für Erwachsene 2 Tropfen auf 8 Unzen Wasser, und läßt diese Quantität in 24 Stunden verbrauchen. Oder man gibt von einer Mischung aus 6 Tropfen Ittner'scher Blausäure und 2 Dr. destill. Wassers 5, 8 bis 15 Tropfen Erwachsenen auf einmal, von der Giese'schen aber, die in 30 Theilen einen Theil Säure enthält, anfangs 2 Tropfen nach und nach bis zu 6 gestiegen, dreimal des Tags in einem mittlern Theelöffel Wassers, bis sie auf das Sensorium und zugleich etwas laxirend wirkt. Da jedoch das Wasser sie in ihrer Wirkung hemmt, und sogar zersetzt, so mische man 20 Tropfen Blausäure mit 60 höchst rektifiz. Weingeiste, und gebe davon dem Kranken nach Umständen alle 2—4 Stunden 3—4 Tropfen auf etwas wenigen gestoßenen Zucker getröpfelt, ein und lasse es diesen, wenn auf seine Brustorgane direkt einzuwirken ist, eine Zeit lang im Munde halten, dagegen schnell hinunter schlucken, wenn man auf die Unterleibsorgane einwirken will. Indeß hält Harles folgende Form für sicherer: R. Acidi hydrocyanici Kelleri gtt. x. Spir. vini Gall. Aquae rosar. aa gtt. xx. M. D. in vitro charta nigra obducto (s. verdünnte geistigwäßrige Blausäure). Die mittlere Dosis dieser Mischung für Erwachsene, so lange sie frisch ist, sind 7—8 Tropf., für junge Leute von 12—15 Jahren 2 Tropf. weniger, die volle und schon starke für Erwachsene darf nicht leicht über 10 Tropfen steigen, da sie schon zu 8 Tropfen oft Schwindel und stumpfen Kopfschmerz macht und auch leicht dem Sehvermögen nachtheilig wird. Kinder von 3—7 Jahren vertragen nicht leicht über 2—3 Tropfen. Bei dem jedesmaligen Gebrauche läßt man die erfoderliche Gabe schnell und vorsichtig in einen Löffel voll kalten Thee träufeln, und geschwind verschlucken. Übrigens darf keine Blausäure, am wenigsten unverdünt, dem Kranken ꝛc. in die Hände gegeben werden; am sichersten reicht sie jedesmal der Arzt selbst.

Sie läßt sich verbinden mit einem wäßrigen Aufgusse der Digitalis, Valeriana, Cascarilla, Colombo, China ꝛc., mit einem Dekokt von Salep oder isländ. Moos, arab. Gummiemulsion u. s. w., mit kohlens. Kali und Natrum, aber weder mit Äskalien, noch Schwefelpräparaten, noch auch mit kalischen und metallischen, zumal Spiesglanzsalz; auch zersetzt sie Calomel zum Theil, wenn gleich die Salzsäure das blaus. Queckſilber schwärzt.

Vom vorsichtigen Einathmen des der Blausäure gleichwirkenden Blausäuredunstes will man vorzüglich bei Brustmuskel- und Lungenkrämpfen, so wie im Keuchhusten ꝛc. gute Wirkung gesehen haben. — Gegen die giftigen Wirkungen der Säure wirkt außer den weiter unten genannten Gegengiften reiner schwarzer Kaffee am besten. Der Hydrocyansyrup der neuen Franzbs. Pharmacopöe (s. daselbst S. 390.), wird aus 9 Theilen einfachen Zuckersyrups nnd 1 Th. der Gay-Lussac-Robiquet'schen Blaus. bereitet [42]). (*Th. Schreger.*)

---

42) Formeln: I) *Mixtura pectoralis:* Rec. Acidi hydrocyanici Zj. Aquae destill. ℥j Sacch. albi Zjß. M. S. Früh und Abends einen Eßlöffel voll.

II) *Potus pectoralis:* Rec. Infusi hederae terr. Zij. Ac. hydrocyan. gtt. xv. Syr. d. Alth. Zj. M. S. Alle 3 Stunden einen Eßlöffel.

III) *Syrupus pectoralis:* Rec. Syrupi sacch. opt. clarif. ℥j. Ac. hydrocyan. Zj. M. exacte S. theelöffelweise zu den gewöhnlichen Brusttränken. —

Vgl. Wurzer in Ruft's Magaz. f. d. gesamte Heilkunde ꝛc. IV. 1. — Remer in Hufeland's Journ. d. pr. H. K. 1818 Maiheft. — Lüdike Ebendas. 1819. Januarheft. — Manzoni Ebendas. Februarheft. — Behr u. Hufeland Ebendas. 1820. Juliheft. — Magendie in Horn's ꝛc. Archiv f. d. med. Erfahr. 1819. Nov. u. Dec. S. 571 ꝛc., u. in Trommsdorff's n. Journ. d. Pharm. III. 1. S. 173 f. — Giese a. a. O. — Recherch. et Consider. medic. sur l'acide hydrocyanique etc. par *J. Coullon* à Par. 1819. 8. — Duvigneau und Parcut in The Americ. Med. Recorder etc. 1819. Vol. II. Nr. 4. — Granville u. Cerutti in d. N. Saml. d. ausert. Abh. zum

Digitized by Google

Blausäure (technische Anwendung). Die wichtigsten blausauren Verbindungen zur Darstellung blauer, grüner und braunrother Farben auf Baumwolle, Leinen, Seide und Schafwolle bestehen in folgenden: 1) dem blausauren Eisen; 2) dem eisenblausauren Kali; 3) dem eisenblausauren Natron; 4) dem eisenblausauren Kalk; 5) dem blausauren Kupfer. Diese Verbindungen wollen wir in ihrer Darstellung und Anwendung näher beleuchten.

1) Blausaures Eisen (Berlinerblau). Das blausaure Eisen wie es im Handel vorkomt, gewöhnlich Berlinerblau genant, ist eine Verbindung von färbender Blausäure und Eisenoxyd, welche durch Dippel und Diesbach 1704 in Berlin durch Zufall entdeckt wurde. Erst 1710 erhielt man in den Abhandlungen der Berliner Akademie die erste öffentliche Kunde davon. Die Bereitungsart blieb aber ein Geheimniß bis 1724, wo sie Woodward in England in den philosophischen Transaktionen bekant machte, wie ihm das Verfahren einer seiner Freunde aus Teutschland mitgetheilt hatte. Anfänglich bediente man sich zur Darstellung desselben ausschließlich der Blutkohle, bis Geoffroy 1725 zeigte, daß alle thierische Kohle das Prinzip enthalte und die nämliche Wirkung hervorbringe. Später haben Brown, Guyton Morveau, Delius, Weber, Baunach, Wiegleb, Hänle u. s. w. bewiesen, daß die Hörner, Hufen, Klauen, Ochsenhaare, Abgänge von Leder, Fleisch, getrockneter und einer gelinden Calcination unterworfener Pferdemist, so wie Dippels thierisches Öl zur Erzeugung dieser blauen Körperfarbe mehr oder weniger mit Vortheil angewendet werden kann. Um Dippels thierisches Öl zu benutzen, wird es nach Hänle in einem Schmelztiegel erhitzt, angezündet, und zur Kohle verbrant. In Frankreich erwarben sich die Gebrüder Geoffroy, Macquer und Menan wesentliche Verdienste um die fabrikmäßige Bereitung des blausauren Eisens. Sie waren in jenem Reiche die Ersten, welche diese Farbe darstellten.

Die Bereitung des Berlinerblau geschieht in den Berlinerblaufabriken auf verschiedene Art. In allen besteht der Hauptvortheil darin, sich das eisenblausaure Kali auf die bestmöglichste und wohlfeilste Weise zu verschaffen. Dieses geschieht entweder durch getrocknetes Ochsenblut, Hörner, Klauen, Sehnen ꝛc., die in einer mäßigen Hitze zum Schmelzen gebracht werden, so daß man die Masse breiartig ziehen kann. Nach der Auskühlung erstarrt die Masse und läßt sich fein pulvern. Von dieser zum feinsten Pulver zerkleinerten Masse werden 100 Pfund mit 100 Pfund guter, kein schwefelsaures Kali enthaltender Pottasche genau gemengt, die Mengung in den Calzinirofen gebracht, anfänglich, die erste Stunde, nur schwaches Feuer gegeben, hernach die Temperatur nach und nach verstärkt, bis die Masse zum Glühen gelangt, und darin so lange erhalten, bis weder Flamme noch Rauch mehr zu erkennen ist. In einem solchen Zustande nimt man die Masse aus dem Ofen und läßt sie erkalten. Nun bringt man sie in ein hölzernes Gefäß, übergießt sie mit 400 Pfund kochenden Wassers, und läßt das Wasser wenigstens 8 ganzer Tage darauf stehen, während welcher Zeit sie täglich einige Male unter einander gerührt wird, um das eisenblausaure Kali ganz auszuziehen. Nach Verlauf dieser Zeit filtrirt man die Lauge durch doppelte Tücher, welche auf einen Tenakel ausgespant werden, läßt die Flüssigkeit, welche das in Wasser aufgelöste eisenblausaure Kali enthält, ablaufen, und hebt sie unter der technischen Benennung Blutlauge zum Gebrauch auf. Es werden nun 25 Pfund reines schwefelsaures Eisen (Eisenvitriol) in einer hinreichenden Menge Wasser aufgelöst, und eine Viertelstunde lang mit Eisenblech gekocht, um die etwa vorhandenen Kupfertheilchen auszuscheiden, durch doppelte Tücher filtrirt und warm erhalten. Zu gleicher Zeit werden 100 Pfund schwefelsaure Thonerde (Alaun) in einem andern Kessel mit Wasser aufgelöst und noch warm in die schwefelsaure Eisenauflösung gebracht. In diese Mischung bringe man nach und nach so lange von der eisenblausauren Kalilauge, bis kein Aufbrausen und kein Niederschlag mehr erfolgt. Man läßt nun die Mischung ruhig stehen, schöpft sie den andern Tag auf Tücher und läßt alle Flüssigkeit ablaufen. Der auf den Tüchern zurückgebliebene Satz wird zu wiederholten Malen mit Wasser ausgelaugt, bis die ablaufende Flüssigkeit keinen salzigen Geschmack mehr besitzt, ausgepreßt, und gelinde getrocknet. Er stellt in solchem Zustande das im Handel vorkommende Berlinerblau dar [1]). Der Zusatz von Alaun bei Bereitung des Berlinerblau trägt nichts zur Bildung der Farbe bei, indem nur dessen weiße und zarte Erde (Thon- oder Alaunerde), welche ausgeschieden wird, die Farbe heller macht, und das Gewicht derselben vermehrt. Je dunkler man das Blaue haben will, um so weniger darf man Alaun zugeben. Das reine englische Blau und das sogenante Pariserblau ist ganz frei von Thonerde. Das blausaure Eisen aus der chemischen Farbenfabrik des Hrn. Dr. Dingler in Augsburg ist ebenfalls ganz frei von Thonerde.

Das sogenante Erlangerblau, auch blausaures Eisen, wird eben so bereitet, nur daß man statt thierischer Kohle Glanzruß, und statt Pottasche Soda bei der Bereitung der Blutlauge anwendet [2]).

Reines blausaures Eisen für den Selbstgebrauch in den Färbereien und Tapetenfabriken kann man sich in der höchsten Intensität bereiten, wenn in mit Wasser ver-

Gebr. pr. Ärzte. IV. 1. S. 130. — Dieselbe Abh. besond. abgedr. Lpz. 1820. 8. — *Ed. Koch* de acidi hydrocyan. puri in var. morb. efficacia. Lips. 1820. 4. Teutsch mit einer Vorrede von L. Cerutti. Ebendas. 1820. 8. — A practical treat. on the intern. use of hydro-cyanic acid. etc. By *A. B. Granville*. Second Edit. Lond. 1820. 8. — Magendie physiol. u. klin. Unterss. üb. die Kräfte der Blausäure, aus d. Fr. v. L. Cerutti. Lpz. 1820. 8. — Heinelen in Hufeland's Journ. 1820. St. 8. S. 25 f. — Kopp Ebendas. St. 12. — Kergaradec in d. N. Saml. ausserl. Abh. z. Gebr. pr. Aerzte. V. 4. S. 729 f. — Numerous Cases of the Effic. of the Hydrocyan. in affect. of the Stomach etc. by *J. Elliotson*. Lond. 1820. 8. — D. W. Elwert die Blausäure, das wirksamste Mittel in Lungenbeschwerden ꝛc. Hildesh. 1821. 8. — Günther gegen den Nutzen der Blausäure in der Lungensucht ꝛc., s. Medic. chir. Zeitung 1821 ꝛc. — Stolze's Berl. Jahrb. f. d. Pharm. ꝛc. 1822. S. 191 f.

1) Chemisches Wörterbuch von Klaproth und Wolff, B. 1. Berlin 1807. 2) Technologisches Lexicon von Dr. J. H. M. Poppe, B. 1. Stuttgard u. Tübingen 1816.

Digitized by Google

schwächte eisenblausaure Kalilauge so lange eine klare mit Wasser verdünnte salpetersaure Eisenauflösung getröpfelt wird, als noch ein blauer Niederschlag erfolgt. Der mit Wasser rein ausgesüßte Niederschlag stellt eine herrliche blaue Farbe dar, dergleichen man selten im Handel antrift. Die schnelle Erscheinung dieser schönen blauen Farbe gründet sich auf die Anwendung des salpetersauren Eisens, in welchem sich das Eisenoxyd in einem höhern Oxydationszustand als in dem schwefelsauren befindet; daher das Product beim Zusammensatze auf der Stelle eine brillante blaue Farbe annimt. Das Berlinerblau, wie es sich gewöhnlich im Handel vorfindet, enthält außer Thonerde sehr oft auch Kiesel, schwefelsauren Kalk, Kali, phosphorsaures Eisen, und öliges Ammonium, welches alles man als nicht dazu gehörige Unreinigkeiten ansehen kann. Das beste für den Verkauf bereitete Berlinerblau kann, wenn es fein gepulvert und der Wirkung des reinen kaustischen Kali in Wasser ausgesetzt wird, bis auf einen Rückstand aufgelöst werden, welcher, wenn er durch nachfolgende Aufgüsse mit Wasser von allen auflösbaren Theilen befreit worden ist, aus rothem Eisenoxyd und Thonerde bestehen soll. Die charakteristischen Kenzeichen eines guten im Handel vorkommenden Berlinerblaues sind: feurig und lebhaft von Farbe; nicht zu hart; auf dem Bruche nicht glasig und ziemlich leicht zerbrechlich, denn wenn es zu hart ist, enthält es gewöhnlich noch inhärirende Salze, welche durch übereiltes Aussüßen nicht fortgeschaft sind; auf Papier muß man damit leicht einen blauen Strich machen können.

Neuerlich hat man bei Bereitung des Berlinerblaues in den Städten, um den upangenehmen Geruch zu vermeiden, nachstehende zweckmäßige Verfahren empfohlen [3]): a) wenn die Verbrennung thierisch. Substanzen zur Kohle nicht an entfernten Orten verrichtet werden kann, so verbrenne man diese in einem kleinen Reverberirofen, der zuvor sehr erhitzt ist, ehe man das Gemenge hineinbringt. Die große Hitze bewirkt, daß die Zersetzung vollständig erfolgt, und der Geruch des brenzlichen Oles und des kohlenhaltigen Wasserstoffgases zerstört wird. In Paris arbeiten die Gebrüder Gohin mit gutem Erfolg nach diesem Verfahren. b) eine zweite Methode besteht darin, daß man die Calcinationstiegel mit einem Helm von Eisenblech, der einen langen Schnabel hat, bedeckt. Diesen führt man in einen Schornstein, der über die Nachbarshäuser ragt, damit die Dämpfe in die Höhe gehen und Niemand belästigen. Der Helm oder die Kuppel hat eine kleine Thür, um die Calcinationsmasse mit einer eisernen Stange umrühren zu können. Durch diese Vorrichtung wird die Hitze zusammengehalten, und daher an Zeit und Brennmaterial erspart. Sind die Dämpfe, welche sich entwickeln, heiß genug, so kann man sie in Flammen setzen, wodurch der Geruch zerstört wird. Auch erreicht man seinen Zweck, wenn man c) die thierischen Körper in eine Destillirvorrichtung bringt. Diese besteht aus einer Röhre von Gußeisen oder starkem Eisenblech, welche durch den Ofen in eine pneumatische Wanne geht. Das Gas wird hiedurch durchs Wasser, und von da wieder in den Ofen geleitet, wo es verbrent. Auch dieses Verfahren hat den doppelten Nutzen, daß erstens der unangenehme Geruch verschwindet, und zweitens in dem Wasser der pneumatischen Wanne kohlensaures Ammonium abgesetzt wird, welches gesamlet werden kann. d) den unangenehmen Geruch, der sich bei Fällung des blausauren Eisens zeigt, wenn die Blutlauge mit der Eisenvitriol- und Alaunauflösung zusammengebracht wird, zu zerstören, wird nachstehendes Mittel empfohlen. Die Füllungskufe wird ganz luftdicht verschlossen, und die Flüssigkeit mittelst eines verschließbaren Trichters eingegossen. Man muß sie aber auch umrühren können, und das Gas durch eine Röhre in die Flamme eines Feuerherds leiten, wo es verbrent. Dies Mittel ist sehr zweckmäßig, und wird in mehren Werkstätten, namentlich aber in der des Hrn. Broustrom in Paris gebraucht. Das sich entwickelnde, und durch diese Vorrichtung sich zerstörende Gas, ist schwefelhaltiges Wasserstoffgas, welches giftige Eigenschaften besitzt, mehre Metalle, besonders Silber schwärzt, Flüssigkeiten verändert und mehre Körper zerstört.

Das Berlinerblau wird von keiner Säure aufgelöst, aber die Alkalien und alkalische Erden, sie mögen rein oder kohlengesauert seyn, zersetzen es und bilden mit der färbbaren Blausäure derselben eisenblausaure Verbindungen, während das Eisenoxyd zu Boden fällt. Vincent [4]) beobachtete, daß wenn 4 Theile Stärkemehl mit 1 Theile Berlinerblau in einem Mörser zusammengerieben werden, und das Gemisch in einer beträchtlichen Menge Wasser gekocht wird, die Flüssigkeit, noch ehe der Siedepunkt eintritt, eine grüne Farbe annimt, welche hernach braun wird. Es bildet sich ein Niederschlag, der selbst mit Säure seine blaue Farbe nicht wieder erhält. Die Flüssigkeit stellt ein schönes Berlinerblau dar, wenn sie mit einer Auflösung von schwefelsaurem Eisen und mit einem gleichen Volumen einer Chlorinauflösung zusammen behandelt wird. Das Stärkemehl wird durch diesen Prozeß gänzlich verändert, und in eine gummiartige Substanz verwandelt. Wird das Berlinerblau mit einer verhältnißmäßigen geringern Menge Stärke behandelt, so ist die Veränderung nicht so auffallend [5]).

3) Neuestes Handbuch für Fabrikanten, Künstler, Handwerker und Ökonomen, von J. C. Leuchs. B. 6. Nürnberg 1820.

4) Journal de Pharmacie, 1818. Juin Pag. 325. 5) Polytechnisches Journal v. Dingler, B. I. S. 110 ꝛc. Es gibt von diesem Farbestoff im Handel mehre feine, oder dunkelblaue, mittlere und ordinäre, oder schlechtblaue Sorten, die zum Theil durch Pressen ihren äußern Glanz erhalten. Je feuriger und dunkler seine Farbe ausfällt, desto ergibiger ist er in der Materei und Färberei. Gutes Berlinerblau muß ganz trocken, leicht zerbrechlich, im Bruche glatt seyn, auf Papier leicht einen schön rein- und dunkelblauen Strich geben, weder in siedendem Wasser, noch absolutem Alkohol, noch auch in nur etwas gewässerten Säuren sich verändern und auflösen, sondern durch verdünnte Schwefelsäure um vieles höher von Farbe werden. Dagegen wird durch Pottasche sein sonst so schöner Schein ganz verwischt, und seine Farbe von der Sonne in Kurzem ausgezogen. — Mit vielem Alaun versetzt ist es leichter, zerreiblicher und lichter als gewöhnlich, und gibt in der Materei und Färberei weniger aus. Porret's Vorschlag, dasselbe durch Behandlung mit Ätzkali auf starken Alaunzusatz zu prüfen, verwirft Robiquet (d. Schweigger XXVIII, S. 111.), weil auch ein reines Berlinerblau damit einen gelblichen Rückstand liefern kann. Durch einen Beisatz von Gyps- od. Stärkemehl wird es überdies noch rauher im Bruche. Mit Salztheilchen, Staub ꝛc. verunreinigt, ist es schmuzigblau, und im er-

Das Berlinerblau wird in der Dekorationsmalerei, dem Tapetendruck, der Papierfärberei und andern technischen Gewerken überaus häufig angewendet. In der Druck- und Färbekunst als Körperfarbe betrachtet, zur Darstellung blauer und grüner Applikationsfarben nimt es einen umfassenden Wirkungskreis ein, den wir hier näher bezeichnen.

A) in der Baumwollen- und Leinendruckerei bedient man sich desselben, bald mit Salzsäure, bald mit Salpetersäure, hin und wieder auch mit Schwefelsäure versetzt. Mit den beiden ersten Säuren werden in der Druckerei die sogenanten blauen Ansätze verfertigt, aus welcher wieder die Farbenzusammensetzungen erfolgen. a) Blauansatz mit Salzsäure: von ganz fein gepulvertem Berlinerblau wird nach und nach so viel in gute Salzsäure eingerührt, bis das Ganze einen etwas starken Brei bildet. Dieses Gemeng läßt man 24 Stunden stehen, und bringt alsdann im Verhältniß des Gewichts 2 Theile Wasser hinzu, wodurch der salzsaure Blauansatz hergestellt ist. b) Blauansatz mit Salpetersäure: 2 Pfund fein gestoßenes und gesiebtes Berlinerblau werden in 1 Pfund 16 Loth Salpetersäure nach und nach eingerührt, 24 Stunden stehen gelassen, hierauf 4 Pfund Wasser zugegeben, und die Zusammensetzung unter der Benennung salpetersaurer Blauansatz aufgehoben. Die besten und schönsten blauen Applikationsfarben für den Baumwollen- und Leinendruck können nun aus den Ansätzen folgendergestalt zusammengesetzt werden. Blaue Applikationsfarbe No. 1.: man bereite eine Pappe aus 8 Loth Stärke mit 2 Pfund Wasser, rühre sie bis zur gänzlichen Erkaltung, und setze so viel von dem salpetersauern Blausatze hinzu, als erfoderlich ist, um den gewünschten blauen Farbenton zu erzielen; zuletzt werden 1½ Loth Chlorinzinn beigegeben, um die Farbe dauerhafter für das nachherige Auswaschen zu erhalten. Blaue Applikationsfarbe No. 2: zwei Pfund Wasser, 7 Loth Stärke und 2 Loth Alaun verkoche man zu einer Pappe, und setze nach Erkaltung so lange salpetersauern Blauansatz hinzu, bis die gewünschte Nüance der Farbe erreicht ist; zuletzt gebe man 1½ Loth Chlorinzinn zu. Applikationsfarbe No. 3: in 7 Pfund Wasser löse man 3 Loth frisch gebrannten Kalk, ziehe die klare Kalklauge ab, und verkoche sie mit 6 Loth Weizenmehl und 2 Loth Stärke. Das Gekochte wird so lange gerührt, bis es gänzlich erkaltet ist, 24 Stunden zuvor werden 1 Pfund zum feinsten Pulver gestoßenes Berlinerblau mit ¼ Pfund gestoßenem Alaun in einen steinern Topf gebracht und mit 1 Pfund Salpetersäure angerührt. Von diesem Blau setze man nun so viel hinzu, bis der gewünschte Farbenton erreicht ist. Zuletzt werden 4 Loth Chlorinzinn hinzugebracht. Applikationsblau No. 4: zwei Pfund Berlinerblau werden in einer Reibeschale mit Wasser zum feinsten Safte abgerieben und durch Zusatz von Wasser bis auf 24 Pfund vermehrt. 24 Loth Stärke, 4 Maß Blauliquor, 6 Loth Schwefelsäure, welche zuvor in 6 Loth Wasser getröpfelt werden, werden zusammen verkocht, in eine Steinschüssel ausgegossen und gleich darauf 1 Pfund kaltes Wasser in die gekochte blaue Farbe eingerührt, damit die sogenanten Adern verschwinden, und die Farbe für den Druck geschmeidig wird. Applikationsfarbe No. 5: zehn Loth fein gestoßenes blausaures Eisen rühre man mit 24 Loth Salzsäure an und lasse es 24 Stunden stehen, 6 Pfund Wasser werden mit 18 Loth Stärke verkocht, kalt gerührt das salzsaure Blau hinzugebracht und 2 Loth Chlorinzinn zugesetzt.

Nach dem Aufdruck aller dieser blausauren Eisenfarben, wird die Ware in einem temperirten Zimmer zwei Tage hindurch aufgehangen, sodann durch Waschen und Reinigen am Fluß oder Bach die Säure und das Verdickungsmittel hinweggeschaft. Grüne Farben werden erhalten, wenn man mit Chlorinzinn bereitetes Applikationsgelb in die blaue Farbe so lange einrührt, bis die zu wünschende Nüance hervorgegangen ist.

In der sogenanten Merinosfabrikation (Rouge Adrianopel) mit Illumination, nimt das blausaure Eisen eine wichtige Rolle ein. Es ist zur schwarzen und hellblauen Ausarbeitung auf türkischrothem Grund unumgänglich nothwendig. Die für dieses brillante Fabrikat erfoderliche schwarze Farbe bereitet man, indem 1½ Pfund fein gestoßenes blausaures Eisen mit 1½ Pfund guter Salzsäure 24 Stunden hindurch eingeweicht werden. Es werden nun 1 Pfund 8 Loth Stärke mit 6 Pfund Wasser und 3 Pfund essigsaurer Eisenauflösung verkocht, nach dem Verkochen 8 Loth Baumöl zugegeben, kalt gerührt, und hierauf das in Salzsäure geweichte Blau hinzugesetzt. Um Hellblau darzustellen, reibe man 2 Pfund reines blausaures Eisen und 2 Pfund gewöhnliches Berlinerblau mit 2 Pfund 16 Loth Wasser zum feinsten Safte ab, setze 2 Pfund 12 Loth Salpetersäure hinzu und lasse den Zusammensatz 24 Stunden lang stehen. Es werden nun 24 Loth Gummi Senegal und 24 Loth Gummi Tragant in 7 Pfund Wasser über dem Feuer gelöst, und die Lösung bei Seite gestellt. 1 Pfund Stärke mit 2 Pfund Wasser zur Pappe verkocht, und die Gummilösung daran gerührt. 15 Pfund Weinsteinsäure löse man in 16 Pfund Wasser, rühre die Lösung nach und nach mit dem Verdickungsmittel zusammen, und bringe zuletzt den salpetersauren Blauansatz hinzu.

B) In der Seidendruckerei, wo die Farben vermittelst kochender Wasserdämpfe befestigt werden, findet das Berlinerblau zur Darstellung blauer Farben Anwendung. Um diese zu erhalten, operire man folgendergestalt: 1 Pfund feines blausaures Eisen, welches zuvor zum feinsten Pulver gestoßen worden, weiche man in einem Pfunde Salzsäure 24 Stunden hindurch ein; 5 Pfund Wasser, 1 Pfund essigsaures Eisen, verkoche man mit 16 Loth feiner Stärke zu einer geschmeidigen Pappe, und setze über dem Feuer 6 Loth Baumöl hinzu. Diese gutgekochte Stärkepappe lasse man ganz kalt rühren, und bringe sie mit dem Blau als homogene Masse zusammen. Durch dieses Verfahren entsteht ein Blau, welches sich durch Schönheit und Intensität vortheilhaft auszeichnet. Um ein helleres Blau darzustellen, vermindere man das Quantum des blausauren Eisens und der Salzsäure, und wende statt des essigsauren Eisens bloses Wasser an. Auch

---

sten Falle auch zu hart und auf dem Bruche glasig. (Vgl. meine Tabell. Übers. der Farben- und Farbenmaterialien ꝛc. Nürnb. und Salzb. 1805. 4.) (*Th. Schreger.*)

mit Salpetersäure das blausaure Eisen behandelt, können blaue Farben hervorgebracht werden, sie haben aber immer einen grünlichen Stich, der nicht sehr beliebt ist. Diese Erscheinung gründet sich auf die Eigenschaft der Salpetersäure, die Seide an und für sich gelb zu färben. Die Applikationsfarbe No. 5. für den Baumwollen- und Leinendruck liefert auch mit der Seide ein solides und brillantes Blau.

C) In der Schafwollendruckerei, wo die Farben auch vermittelst kochender Wasserdämpfe befestigt werden, verwendet man das blausaure Eisen zu den verschiedenen blauen Schattirungen. Auch hier bereitet man sich einen blauen Ansatz, welches folgendermaßen geschieht: 2 Pfund reines blausaures Eisen werden mit 1½ Pfund koncentrirter Salzsäure 24 Stunden lang eingeweicht. Dunkelblaue Farbe: 1 Pfund 8 Loth Stärke mit 8 Pfund Wasser zu einer Pappe verkocht, ganz kalt gerührt und den ganzen Ansatz hinzugebracht. Nachdem die Druckfarbe einen Tag lang gestanden, bekomt sie die gehörige druckförmige Beschaffenheit und kann verarbeitet werden. Hellblaue Farbe: 1 Pfund Stärke mit 8 Pfund Wasser zur Pappe verkocht, nach dem Erkalten bis zum gewünschten Farbenton von dem blauen Ansatze hinzugebracht, zuletzt 1½ Loth neutrales schwefelsaures Zinn eingerührt.

2) Eisenblausaures Kali. Das eisenblausaure Kali, auch blausaures Kali, Blutsalz, Blutlaugensalz, von den ältern Chemikern phlogistisirtes Alkali genant, ist eine Verbindung von Blausäure, Kali und Eisenoxyd, dessen Darstellung in flüssiger Form vorhin beschrieben wurde. In krystallinischer Gestalt als ein schönes gelbes Salz macht es unter dem Namen blausaures Kali einen bedeutenden Gegenstand des Handels aus. In den chemischen Produktenfabriken Teutschlands wird es in großer Menge verfertigt, nachdem man sich ehevor in den Druck- und Färbereien die Blutlauge aus dem Berlinerblau durch größern Kostenaufwand selbst bereitete. Es geschah dieses zu einer Zeit, wo dem Emporkommen der gesamten Industrie des Festlandes ein unübersteigbarer Damm entgegengestellt wurde, weil das mächtige Übergewicht Großbritanniens unsere Manufakturen, Fabriken und einen großen Theil der technischen Gewerbe nicht nur lähmte, sondern sogar drohte den Todesstoß zu versetzen, um den armen Teutschen in seinen vorväterlichen Urzustand hinter den Pflug und in seine Wälder zu verdammen. Wie ein rettender Genius trat das Kontinentalsystem zwischen diese traurige Manufaktur- und Fabrikkatastrophe, welche, als schützendes Gestirn eine neue unabhängige Schöpfung in Teutschlands Industrie jeder Art hervorrief und den Gang derselben für immer begründete. Die Kontinentalsperre wurde die Genne der Fabrik-, Manufaktur- und Gewerbetreibenden Klasse für Teutschland, Frankreich und die Schweiz. Durch sie wurden lange schlummernde Kräfte aus dem eisernen Schlafe erweckt, und eben so schnell als siegreich ins thätige Leben eingeführt. Von diesem Zeitpunkt datirt sich eine neue folgenreiche Periode in der Geschichte für Teutschlands Manufakturen und Fabriken, welche innerhalb anderthalb Jahrzehnd einen Aufschwung erhielten, daß sie rühmlich den Wettkampf mit den Briten bestehen, ja in einzelen Zweigen der Fabrikation lestern den Vorsprung abgewonnen haben. Eben diese Umstände wurden auch Veranlassung, dem blausauren Eisenkali in Ermanglung ost- und westindischer blauer Pigmente mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Napoleon, dieser große oft verkannte Fürst, setzte laut Dekret vom Jul. 1810 selbst einen Preis von 25,000 Frank. für denjenigen aus, der ein sicheres und leichtes Verfahren angibt, Schafwolle und Seide mit blausaurem Eisen so zu färben, daß die Farbe eine ebene, glänzende, gleiche und durch Reiben und Waschen unveränderliche Beschaffenheit erhält. In Folge dieser Aufmunterung trat Raymond's Verfahren, Seide mit blausauern Verbindungen schön blau zu färben, ins Leben. Früher schon gaben sich in Frankreich die Herren Macquer, Menon, Roland de la Plutiere und Le Piteur d' Aplign. viele Mühe, mit den blausauren Verbindungen Seide, Schafwolle, Leinen und Baumwolle blau zu färben. Alle ihre Bemühungen blieben fast ohne sonderlichen Erfolg für die Anwendung im Großen, bis Berthollet später durch einige interessante Versuche nachhalf, und den Weg bezeichnete, welchen der Engländer Bancroft gleichzeitig mit Glück betreten hatte. Lezterm verdanken wir insbesondere einige interessante Entdeckungen im Gebiete dieser Kunst, so wie Berichtigung der Irrthümer, in welche er und Berthollet früher durch Täuschung gefallen sind [6]). Auch in Teutschland suchte man nach und nach diesen Gegenstand zu vervollkommnen, so daß er durch vereinte Bemühung in dem kurzen Zeitraum von anderthalb Jahrzehnd sich eines hohen Aufschwunges der Vollkommenheit zu erfreuen hat.

Anwendung des eisenblausauern Kali in den Kattun- und Leinwanddruckereien.

In den Kattun- und Leinen-Druck- und Färbereien findet das eisenblausaure Kali häufige Anwendung zur Erzielung vielfältiger Muster mit illuminirter Ausarbeitung, nämlich a) zur Darstellung blauer Farben in allen Abstufungen; b) zur Erzeugung grüner Farben; c) zur Darstellung blauer Reservagen; d) zur kupferbraunen Farbe; und e) in der Handfärberei zur Darstellung blauer und grüner Bodenware.

a) Die Darstellung der blauen Farben in allen Abstufungen durch den Weg des Färbens mittelst eisenblausauern Kalis, erfodert vor allen Dingen eine essig- oder salzsaure Eisenauflösung, in welcher sich das Eisenoxyd in einem hohen Grade der Oxydation befindet, denn in je höherem Grade das Oxyd in der Auflösung enthalten ist, um so voller erscheinen die Farben mit dem eisenblausauern Kali. Aus diesem Grunde pflegt man in den Druck- und Färbereien die Eisenauflösungen recht alt werden zu lassen, oder ersetzt das mangelnde Bedürfniß durch Hinzubringung einer geringen Portion Salpetersäure, wodurch ein Theil der Auflösung zersetzt und in salpetersaures Eisen verwandelt wird, welches ein vortreffliches Agens für die blaue Farbe darbietet. In eine schon ziemlich alte und ganz helle Eisenauflösung bringe

6) Neues engl. Färbebuch von Eduard Bancroft, ins Teutsche übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von Dr. J. G. Dingler und W. H. v. Kurrer. 2. Band. Nürnberg bei J. L. Schrag, 1818.

Digitized by Google

man vor der Verdickung zum Druck auf 2 Pfund Flüssigkeit jedoch nicht mehr als 1 Loth Salpetersäure, welche zuvor mit dem gleichen Gewicht Wasser vermischt wird, unter stetem Umrühren hinzu. Auch durch einen verhältnißmäßigen Zusatz von Salpeter kann man diesen Zweck erreichen. Vordruckblau zum Färben mit eisenblausauerm Kali: 4 Maß alter abgeklärter Essig oder holzsaure Eisenauflösung werden mit 1 Pfund guter Stärke verkocht, ausgegossen, alsdann 16 Loth feingestoßener Kupfervitriol (schwefelsaures Kupfer) und 8 Loth Salpeter hinzugebracht. Die Druckmasse wird bis zur gänzlichen Erkaltung gerührt. Zweites Blau: 2 Maß essig oder holzsaure Eisenauflösung, 4 Maß Gummiwasser, 6 Loth Salpeter, werden gut unter einander gerührt, nach 24 Stunden Stehen durch ein Haarsieb geschlagen, und zum Druck verwendet. Drittes Blau: 1 Maß essig- oder holzsaures Eisen, 4 Maß Gummiwasser, 3 Loth Salpeter. Bei Mustern mit dreifachen Abstufungen der Farben wird der dunkelblaue Umriß zuerst aufgedruckt, die gedruckte Ware in einem warmen Zimmer 24 Stunden lang aufgehängt, dann das zweite Blau eingedruckt, wieder aufgehängt und zuletzt die helle Schattirung eingetragen.

Die zweite Methode, sich auf Baumwolle und Leinen mit dem eisenblausauern Kali eine schöne intensive blaue Farbe zu verschaffen, besteht darin, sich einen eigenthümlichen Eisengrund anzusetzen, welches folgendergestalt geschieht: in 14 Maß Wasser und 2 Maß essigsaurer Thonerde werden warm 4 Pfund schwefelsaures Eisen, 16 Loth gestoßenes Steinsalz, 16 Loth Salmiak, 16 Loth Salpeter und 1 Pfund schwefelsaures Kupfer nach und nach aufgelöst, und zuletzt 18 Loth Bleizucker hinzugebracht. Diese Zusammensetzung wird 2 Tage lang zu wiederholten Malen gut aufgerührt, und wenigstens 6—8 Tage vor dem Gebrauche ruhig stehen gelassen. Je älter übrigens diese Zusammensetzung wird, um so kräftiger fällt die Farbe nach dem Färben aus. Ich habe unter allen Eisenauflösungen diese Zusammensetzung als die geeignetste gefunden, ein eben so brillantes als dauerhaftes Blau hervorzubringen. Die Gegenwart der Kupfer- und Thonerdehaltigen Basis trägt dazu bei, die blaue Farbe beständiger für die Luft und das Waschen darzustellen. Um die Basis für das erste oder dunkle Blau zu verdicken, rechnet man auf das Maß helle Flüssigkeit 10 Loth Stärke oder 14 Loth Gummi Tragant oder Saleppwurzel. Die Abstufungen von hellerem Blau gewinnt man, wenn dieser Ansatz mit Gummi verdickt, und so viel Gummiwasser zusetzt, als die Farbe dunkler oder heller werden soll. Man hat es hier ganz in seiner Gewalt, die Farbe von dem dunkelsten bis zum hellsten Ton abzustufen. Es ist bemerkenswerth, daß die mit dieser Komposition gedruckte, und mit eisenblausauerm Kali blau gefärbten Baumwollen- und Leinenware sogar ohne Nachtheil für die Farbe in heißem Seifenwasser gewaschen werden kann, welches bei Anwendung bloßer essig- oder holzsaurer Eisenauflösung nicht der Fall ist.

Eine nothwendige Bedingung vor dem Durchnehmen durch das gesäuerte eisenblausaure Kalibad besteht bei dieser Zusammensetzung darin, daß die gedruckten Waren recht gut gereinigt werden. Man kann damit nicht sorgfältig genug verfahren, um eine schöne feurige Farbe und einen weißen Grund zu erhalten. Um diesen Zweck ganz zu erreichen, lasse ich die gedruckte Ware zuerst in einem ganz schwachen Kuhmistbade von 75—78° Reaum. behandeln, sodann recht gut waschen und walken, und noch durch ein Kleienbad von 70—75° Reaum. einige Male hin- und hernehmen, hierauf wieder waschen und walken, und zuletzt erst durch das gesäuerte eisenblausaure Kalibad gehen. — Man richtet zu diesem Behuf eine geräumige, oval längliche Wanne vor, welche mit einem Haspel versehen ist, stellt sie in der Nähe des Bachs, und bringt nur so viel kaltes Flußwasser hinein, als erfoderlich ist, ein Stück Ware über den Haspel durchnehmen zu können. Das blausaure Eisenkali löst man in heißem Wasser auf, und gibt so viel davon hinzu, als ein Stück Ware zum Färben benöthigt ist. Die dabei in Anwendung zu bringende Schwefelsäure wird zuvor in zwölf Theile Wasser getröpfelt, und von dem gesäuerten Wasser dem Bade so viel zugegeben, bis die Flüssigkeit auf der Zunge einen etwas säuerlichen Geschmack zurück läßt, oder Lackmuspapier davon völlig geröthet wird. Man bringt nun die Ware Stück für Stück über den Haspel in das gesäuerte blausaure Eisenbad, und windet sie ausgebreitet so lange über den Haspel hin und her, bis die Farbe vollkommen blau erscheint. Jetzt werden die Stücke herausgenommen, sogleich ins Wasser gebracht, darin gut gewaschen, und alsbald durch ein schwaches Kleienbad von 75° Reaum. 4 bis 5mal hin und wieder genommen, am Fluß gut ausgewaschen, und zum Trocknen an einen schattigen Ort befördert. Während dieser Zeit wird mit dem Färben und Manipuliren der übrigen Ware so fortgefahren, daß man dem Bade bei jedem Stücke wieder die benöthigte Quantität von eisenblausaurer Kalilösung und gesäuertem Wasser zusetzt, und dies so lange, bis alle Ware gefärbt ist.

Die gesäuerte blausaure Flüssigkeit wird nach und nach durch das aufgenommene oxydirte Eisen, welches mit der Faser nicht in Verbindung getreten, blau gefärbt werden, wodurch das in der Flüssigkeit zertheilte blausaure Eisen sich in den weißen Grund der Ware einschlägt. Um diesem Übel zu begegnen, wird das Fluidum in der Wanne, wenn die Flüssigkeit anfängt gefärbt zu erscheinen, ausgegossen und wieder frisch angemacht; damit aber nichts an färbendem Material verloren gehe, färbt man letztere mit ein paar Stücken Uniböden aus. Gewöhnlich lassen sich 15 bis 20 Stücke Weißbodenware von ¾ Elle Breite und 52 Ellen Länge oder 8—10 Stücke Böden von derselben Breite und Länge durchnehmen, bevor man genöthigt wird, ein frisches Bad anzumachen. Je reiner die Ware vor dem Durchnehmen gemacht wird, um so länger kann man in ein und eben demselben Bade, ohne es auszugießen, fortfärben, und um so mehr erspart man an Farbematerial. Die Quantität des blausauren Eisenkali auf ein Stück dergleichen Ware ist sehr verschieden, und richtet sich nach der Schwere der Boden, welche durchgenommen werden sollen. Sie steigt von 2 bis 6 Loth für ein Stück Ware. Blaue Berkals mit dunkelblauem Umriß und hellblauer Schattirung, wo die colorirten Stellen die Hälfte der

Digitized by Google

Ware einnehmen, lassen sich mit 4 Loth eisenblausaurem Kali recht satt dunkel und hellblau färben, wogegen ich auf ein Stück einfarbigen Weißboden mit feiner Zeichnung nur 1½ bis 2 Loth rechne. Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß nur so viel Schwefelsäure dem eisenblausauren Kalibade zugesetzt werde, als erfoderlich wird, um die färbende Blausäure auszuscheiden, welche allein fähig ist, mit dem Eisenoxyd die Farbe zu erzeugen. Hier verbindet sich nämlich die Schwefelsäure mit dem Kali des eisenblausauren Salzes, wogegen die färbbare Blausäure mit dem Eisenoxyd nunmehr Blau darstellt. Zu viel vorwaltende Schwefelsäure bewirkt einen doppelt widrigen Effekt; erstlich: daß die Eisenbasis geschwächt und das Blau nicht intensiv genug wird, und zweitens: daß sich die blaue Flüssigkeit zu stark in den weißen Grund absetzt, weil in beiden Fällen die Schwefelsäure auf das Eisenoxyd der damit imprägnirten oder gedruckten Ware wirkt, und in der Flüssigkeit nothwendigerweise eine starke Anhäufung von blausaurem Eisen erfolgt. Dieselben unangenehmen Erscheinungen finden auch Statt, wenn man die Zeuge zu lange in dem färbenden Bade erhält. Nicht ohne Ursache menge ich die Schwefelsäure zuvor mit ihrem zwölffachen Gewicht Wassers, und lasse das Gemisch erkalten, ehe ich davon in das Bad bringe, weil, wenn man die koncentrirte Säure hinzubringt, durch die entstehende Hitze und Zersetzung der Farbesubstanz ein beträchtlicher Theil Blausäure in Gasgestalt entweichen würde. Man kann Vortheilen dieser Art nicht genug Aufmerksamkeit in den Färbereiwerkstätten schenken, denn es verliert mancher oft, ohne es zu wissen, einen beträchtlichen Theil seines anzuwendenden Agens.

Imprägnirte Böden mit blausaurem Eisenkali gefärbt und mit bunten Farben ausgearbeitet. Der hellere oder dunklere Grund solcher Böden hängt von verschwächten oder koncentrirten Eisenauflösungen, in denen das Eisenoxyd hoch oxydirt ist, ab. Je mehr die Eisenauflösung mit Wasser verschwächt wird, um so heller erscheint die Farbe. Zur Darstellung dieses Fabrikats kann man sich des Eisenansatzes bedienen, welchen man mit mehr oder weniger Wasser verdünt, je nachdem die Grundfarbe heller oder dunkler gefärbt erscheinen soll. Die vortheilhafteste Manipulation, um die Ware mit dem Eisengrunde vorzubereiten, geschieht dadurch, daß man das Maß Flüssigkeit mit ½ Loth fein gepulverter Salepwurzel durch Aufkochen verdickt, und die Ware mittelst Durchnehmen durch die Grundirmaschine imprägnirt, der Länge nach aufhäkelt, einige Tage der Einwirkung der Luft ausgesetzt läßt, und die Reinigung vor dem Blaufärben auf eben angegebene Weise verrichtet. Durch dieses Verfahren fällt, um einen gleichförmigen blauen Grund zu erhalten, das Vorfärben mittelst Galläpfel, Knoppern, Sumach oder Quercitronrinde weg, auch wird das Blau reiner, als wenn es durch eines dieser Pigmente vorgefärbt ist.

Die Färbung mittelst gesäuerten eisenblausauren Kalis geschieht auf demselben Wege. Die so blau gefärbten Grunde eignen sich zur Darstellung recht artiger Muster in der Kattun- und Leinendruckerei, wenn man Desseins wählt, wo schwarz, orange und grün angewendet werden kann. Die schwarze Farbe hiebei ist ein festes und gutes Applikationsschwarz, die grüne ein dauerhaftes Applikationsgelb, und die orange Farbe, Orlean mit kaustisch-alkalischer Lauge abgerieben. Je mehr man Orlean bei dieser Farbe anwendet, desto dunkler wird sie; man kann sie bis zur Aurorafarbe disponiren, und eben so, wenn weniger Orlean in Anwendung gebracht wird, bis in das hellste Chamois ziehen. Die in dieser Farbe befindliche kaustische Lauge zersetzt das gefärbte Blau, und läßt auf dem Zeuge das gelbe Eisenoxyd zurück, welches mit dem Orlean eine Orangefarbe darstellt. Schwefelgelb wird erhalten, wenn Gummigutt in kaustischer Lauge behandelt mit einem Verdickungsmittel (Gummi Tragant) auf den blauen Grund aufgetragen wird. Nach dem Aufdruck dieser Applikationsfarbe, wird die Ware am Fluß oder Bach so lange gut gewaschen, bis das Verdickungsmittel hinweggeschaft, und die Farbe rein zurückbleibt.

Blauer Grund mit weißer Reservage kann erhalten werden, wenn die Ware mit Eisengrund imprägnirt, durch Kuhmist und Kleienbäder gereinigt, und nachher mittelst saurer Reservagen das Eisenoxyd zersetzt und weggeschaft wird. Nach dem Aufdruck der Reservagen reinigt man die Ware durch Einhängen in den Fluß, Passiren durch ein Kuhmistbad, und färbt sie in dem gesäuerten eisenblausauren Bade aus. Die mit der weißen Reservage bedruckten Objekte werden weiß in blauem Grunde erscheinen. Durch den Weg der Applikation kann man in den Baumwollen- und Leinendruckereien ein vorzüglich schönes Blau in allen Abstufungen hervorbringen, wenn salpetersaure Eisenauflösung oder salzsaure Eisenauflösung mit Gummi Tragant in druckförmigen Zustand versetzt, aufgedruckt, und hernach auf die mit Eisenauflösung tingirten Stellen, eine verdickte Auflösung des gesäuerten eisenblausauren Kali gedruckt, und nach dem Abtrocknen im Fluß oder Bach ausgewaschen wird. Je koncentrirter die Eisenauflösung angewendet wird, um so dunkler erscheint die blaue Farbe. Mit Wasser verschwächt lassen sich alle Abstufungen von Blau bis in das hellste Himmelblau erzielen. Statt der salpeter- und salzsauren Eisenauflösung kann auch die holz- oder essigsaure Eisenauflösung dienen, jedoch erscheint die Farbe dadurch weniger brillant, als mit jenen Auflösungen. Wird die Manipulationsmethode umgekehrt, so daß das eisenblausaure Kali zuerst und hernach die Eisenauflösung aufgedruckt wird, so erhält man auch ein gutes, jedoch weniger intensives Blau.

b) *Die Erzeugung grüner Farben* erfodert eine eisen- und thonerdige Basis als Gemisch, und Vorfärbung vermittelst Quercitronrinde, Wau, Scharte oder eines andern adjektiven gelben Färbestoffs. Die Basis für eine schöne grüne Farbe erhält man durch 1½ Theil essig- oder holzsaure Thonerde und 2 Theile essig- oder holzsaure Eisenauflösung, womit die Ware tingirt oder gedruckt wird, und zuvörderst aus Quercitronrinde, Wau u. s. w., olivenfarb gefärbt, hernach aber in einem schwach gesäuerten eisenblausauren Kalibade grün gemacht wird. Jemehr essigsaure Thonerde dem Zusammensatze inhärirt, um so heller erscheint die grüne Farbe. Hier wird es absolut nöthig, der blausauren Verbindung so wenig Schwefelsäure als möglich zuzusetzen, weil letztere in vor-

Digitized by Google

waltender Gegenwart die gelbe Farbe schwächen, und das Grün mehr in Blau umändern würde. Um ein gelungenes Resultat zu erzielen, ist es daher rathsamer, lieber einen Theil unzersetzter blausaurer Verbindung vorwalten zu lassen. Die Bildung dieser grünen Farbe erklärt sich leicht, indem die thonerdige Basis keine Anziehung zur färbbaren Blausäure besitzt, daher in dem färbenden Bade gelb bleibt, während die Eisenbasis das aufgenommene gelbe Pigment verläßt, und sich mit der färbenden Blausäure zum blausauren Eisen verbindet, wovon das Resultat der gelben und blauen Mischung Grün bildet. — Applikations-Grün für den Druck der Baumwollen- und Leinen-Gewebe erhält man, wenn ein Pfund Quercitronrinde mit 6 Maß Wasser bis auf 3 Maß eingekocht, die Abkochung kalt mit 24 Loth Stärke und 9 Loth eisen-blausauren Kali angerührt und verkocht wird. Wenn das Gemeng halb kalt gerührt ist, setzt man eine Mischung von 9 Loth Salzsäure und 9 Loth Wasser hinzu, und gleich darnach 4 Loth salpetersaure Eisenauflösung. Es wird sich eine blaue Farbe zeigen, welche durch Zusatz von 18 Loth Chlorinzinn und 3 Loth salpetersaurem Kupfer grün erscheint. Das salpetersaure Eisen bildet mit dem eisenblausauren Kali blau, das Chlorinzinn mit dem gelben Dekokt gelb, und durch beider Mischung grün. Diese grüne Farbe eignet sich in dem Applikationsdruck für die feinsten Dessein zu drucken. Nach dem Aufdruck läßt man die Ware einige Tage liegen, wäscht sie am Fluß rein aus, wo sie dem Waschen mit Seife vollkommen widersteht.

c) Blaue Reservagen. Die blauen Reservagen gründen sich auf die Anwendung der blausauren Verbindung mit freien Säuren, und werden in den Kattundruckereien auf mancherlei Weise zusammengesetzt. Die schönste blaue Reservage wird erhalten, wenn eisenblausaures Kali mit Wasser und Stärke zu einer Pappe verkocht, und nach dem Verkochen und einiger Abkühlung Salzsäure in Wasser getröpfelt hinzu gebracht wird, um die färbbare Blausäure frei zu erhalten. (Auch die Schwefelsäure ist hiebei anwendbar). Dem Gewicht des angewendeten eisenblausauren Kali wird nun die Hälfte Phosphorsäure in liquidem Zustande zugesetzt, und zuletzt die Reserve durch salzsaures Berlinerblau in die zu wünschende Farben-Nüance gebracht. Helle Grunde erfodern eine schwächere Reservage an Salz- und Säure-Gehalt als dunkle; daher man es durch Zusatz von eisenblausaurem Kali, Salzsäure, Phosphorsäure und salzsaurem Berlinerblau ganz in seiner Gewalt hat, die blauen Reservagen nach der Natur der gefärbten Grunde einzurichten. Die blauen Reservagen finden in den Druckereien Anwendung auf nachfolgende farbige Grunde: 1) helle und dunkle eisengelbe Grunde; 2) oliven aus Quercitronrinde, Wau, Scharte, Äpfelrinde u. s. w.; 3) grauoliven Grunde aus einem gelbfärbenden Pigmente und Knoppern; 4) graue Grunde aus Knoppern, Eichenrinde, Galläpfeln, Ellernrinde u. s. w.; 5) graue Grunde aus Knoppern, Nymphäa und einem gelbfärbenden Pigmente; 6) grünlichgraue Grunde aus Sumach; 7) röthlich schiefergraue Grunde aus Sumach und Kreide gefärbt; 8) die verschiedenen Grunde aus der Fichtenrinde mit Zusatz von gelben Pigmenten; 9) die verschiedenen Grunde aus der Ellernrinde mit Zusatz gelbfärbender Pigmente, und 10) viele andere dergleichen mehr.

d) Blausaure Kupferfarbe. Diese Farbe wurde zuerst um das Jahr 1792 durch Bancroft in Anregung gebracht, und für den örtlichen Kattun- und Leinendruck empfohlen. Zehn Jahre später lehrte Hatchett das eisenblausaure Kupfer als Körperfarbe für die Dekorationsmalerei darstellen. Nach Hatchetts Angabe wird diese Malerfarbe auf folgende Weise bereitet: Man löse einen Theil salzsaures oxydirtes Kupfer in 10 Theilen Wasser auf, und setze so lange von der eisenblausauern Kalilauge hinzu, als noch ein Niederschlag entsteht. Man süße das Präzipitat gut aus, und trockne dasselbe ohne Wärme. Diese braunrothe Malerfarbe kann sowol mit Öl als Wasser abgerieben werden, und ist ihrer Schönheit und Dauerhaftigkeit wegen allen übrigen braunen Farben zum Behuf dieser Anwendung vorzuziehen. Vor einigen Jahren bereitete ich eine Quantität dieses braunrothen eisenblausauren Kupfers auf folgende Art: Ich löste eine Quantität käufliches eisenblausaures Kali in 3 Theilen Wasser auf, und setzte der Auflösung soviel Schwefelsäure, welche zuvor in 2 Theile ihres Gewichts Wasser getröpfelt worden, hinzu, bis die Auflösung hervorstechend sauer schmeckte. Nun brachte ich in die abgemessene Flüssigkeit nach und nach so viel kohlensaures Kupferhydrat hinzu, als noch ein Aufbrausen bemerkt wurde. Das Ganze süßte ich nun zu wiederholten Malen mit kochendem Wasser aus, bis die abgelaufene Flüssigkeit keinen Salzgeschmack mehr anzeigte. Der eisenblausaure Kupferniederschlag wurde nun auf Fließpapier gebracht und im Schatten getrocknet. Er zeichnete sich in diesem Zustande durch eine sehr satte braunrothe Farbe aus. Eine sehr schöne braunrothe Kupferfarbe erhielt ich auch durch schwefelsaure Kupferauflösung, in welche bis zur Sättigung Chlorine eingelassen, und von dieser Auflösung nach und nach soviel in eine mit 20 Theilen Wasser bereitete eisenblausaure Kalilösung gebracht wurde, als noch ein braunrother Niederschlag erfolgte. Rein ausgesüßt und im Schatten getrocknet, besitzt dieses Präzipitat eine lebhafte Farbe von dem schönsten Lüstre.

In der Baumwollen- und Leinendruckerei wird das eisenblausaure Kupfer nach folgenden zwei Methoden auf dem Zeuge befestigt: Man druckt die Figuren mit durch Gummi-Tragant in druckförmigen Zustand versetztem Kupferammonium auf die Baumwollen- oder Leinen-Zeuge, und haspelt sie gleich nach dem Abtrocknen durch ein eisenblausaures Kalibad, oder man imprägnirt die Ware zuvor mit eisenblausauerm Kali, und druckt hernach das Kupferammonium auf die tingirten Stellen auf, und wäscht die Ware nach 24 Stunden am Fluß von den Verdikkungsmitteln rein aus. Diese Methode ist der erstern vorzuziehen, weil man dadurch eine gleichförmige und lebhaftere Farbe erhält. Die so dargestellte Kupferfarbe zeichnet sich durch einen hohen Grad der Beständigkeit aus. Sie verträgt das Waschen mit Seife, Aussetzen der Luft, und widersteht selbst den meisten Säuren. Lebhafte braunrothe Kupferfarben nach dieser Methode erhielt ich a) durch salpetersaures Kupfer, b) durch essigsaures Kupfer; c) durch schwefelsaures Chlorinkupfer;

Digitized by Google

d) durch schwefelsaures Kupfer; e) durch salzsaures Kupfer und f) durch Kupferammonium.

Einige Metallauflösungen bringen auf der mit dieser Farbe kolorirten Ware interessante Erscheinungen hervor. Nach Bancroft bewirkt salpetersaures Silber, welches eine kleine Beimischung von Kupfer enthält, ein schönes grünliches Gelb; salpetersalzsaures Gold Oraniengelb. Nach dem Abtrocknen mit Seife gewaschen, werden die Stellen mit der Goldauflösung eine tiefe und sehr feste Veilchenfarbe, die Silberauflösung aber eine grüne Farbe annehmen.

e) In der Handfärberei zu blauen und grünen Böden, bedient man sich derselben Vorbereitungsmittel, die wir oben angegeben finden. Die Ware mit oxydirter Eisenauflösung imprägnirt, wird entweder durch Kleienbäder gereinigt und unmittelbar in dem eisenblausauren Kalibade gefärbt, oder auch, um den Unigrund ganz gleichförmig zu erhalten, zuvor in einem adjektiven gelbfärbenden Bade vorgefärbt, hernach erst in dem eisenblausauren Kalibade blau gemacht. Bei diesem Verfahren ist es nöthig, das blaufärbende Bad stark mit Schwefelsäure zu säuern, um den gelben Färbestoff, der sich mit der Basis verbunden hat, leichter zu entfernen, wodurch erst ein reines Blau entstehen kann. Um grüne Böden zu erhalten, werden die Gewebe oder Garne in einer Zusammensetzung von essigsaurer Thonerde und essigsaurem Eisen imprägnirt, mit einem gelbfärbenden Pigmente oliven gefärbt, und darauf in einem ganz schwach gesäuerten eisenblausauren Kalibade grün gemacht.

Anwendung in der Seidenfärberei. Zur Zeit der Continentalsperre war es Raymond vorbehalten, ein zweckmäßiges Verfahren auszumitteln, durch eisenblausaure Verbindungen schön Blau (Marie Louisen Bl., *Raymonds* Blau) zu färben. Der Erfinder erhielt auf den Bericht, der mit der Prüfung dieser Sache beauftragten Kommission 8000 Franken von der durch Napoleon ausgesetzten Preissumme, jedoch mit der Bedingung, daß er sein Verfahren öffentlich bekant mache. Es wurde nun auf Befehl des Ministers des Innern die Anweisung dazu gedruckt, und durch alle Departemente, in welchen Seidenfabriken sind, vertheilt. Das Verfahren selbst besteht in Folgendem: Bereitung der hochoxydirten Eisenauflösung. Reines kupferfreies schwefelsaures Eisen (Eisenvitriol) wird in eine gläserne Retorte gebracht, in einer Kapelle mit Sand bis nahe an den Retortenhals umgeben, und so lange in der Rothglühhitze erhalten, bis man weiße schwefelrichende Dämpfe bemerkt. Man läßt die Retorte erkalten, nimt das Produkt heraus, löst es in 16 Theilen siedendem Wasser, filtrirt die Flüssigkeit, und hebt sie zum Gebrauche auf. Die Seide, welche blau gefärbt werden soll, wird zuvor vermittelst Seifenwasser entschält, am Fluß gut gewaschen, weil von der sorgfältigen Reinigung das Gelingen einer schönen brillanten Farbe abhängig ist. Nachdem dieses geschehen, bringt man die Seide in die Eisenauflösung kürzere oder längere Zeit, je nachdem man die Farbe heller oder dunkler zu haben wünscht, windet die Strähne aus, klopft sie gut durch, und wäscht sie am Fluß, von wo man sie in eine sehr gesättigte und beinahe kochende weiße Seifenauflösung bringt. Hier wird sie an Stöcken 4 bis 5mal gut eingetaucht, dann am Fluß möglichst rein ausgewaschen, und für das eisenblausaure Kalibad vorgerichtet. Durch die Seife befestigt sich auf der Seide das Eisenoxyd dauerhafter, während es einen noch höhern Grad der Oxydation erlangt. Auch wird durch die Behandlung in der Seifenauflösung die Seide von dem schwefelsauren Eisen, das selbst nach dem sorgfältigsten Auswaschen im Flußwasser ihr noch mechanisch anklebt, gänzlich befreit, und nur das zurückgelassen, was sich mit der Faser innig verbinden kann. Die Seifenpassage bewirkt auch, daß die Seide durch die Eisenauflösung nicht angegriffen, und der natürliche Glanz derselben erhalten wird. Das Verhältniß des schwefelsauren Eisens zum Wasser beim Imprägniren der Seide beträgt gewöhnlich zwei Loth desselben auf ein Pfund Wasser, oder auf 50 Maß 6 Pfund. Bei hellen Nüancen muß die Eisenauflösung noch schwächer angewendet werden. Das Verhältniß der Seife zur Seide besteht in einem Theile Seife auf vier Theile Seide, die in einer hinreichenden Menge Wasser aufgelöst, und zur Beseitigung der vorhandenen Molekülen durch Leinwand filtrirt ist.

In das eisenblausaure Kalibad, welches aus einem Theile eisenblausaurem Kali, zwei Theilen Salzsäure und einer verhältnißmäßigen Menge Wasser besteht, werden die Seidensträhne auf ihren Stöcken eingebracht, und nicht eher gedreht, bis die schöne blaue Farbe erhalten ist. Man hebt sie nun 8 bis 10 mal in die Höhe, bewegt sie jedesmal recht gut in der Flüssigkeit, welches auch außer dem Bade geschehen muß. Die anfängliche Ungleichheit derselben hat nichts zu sagen, weil nach Beendigung der Operation die Farbe doch ganz gleichförmig erscheinen wird. Ist die Seide gefärbt und sorgfältig gewaschen, bringt man sie 2—3mal in eine Kufe, welche Ztel voll mit Wasser angefüllt ist, um die anhängende Säure vollends ganz wegzuschaffen, welche die blaue Farbe hindert, den röthlichen Ton anzunehmen, der ihre Pracht erhöht. So verdunkelt sich die blaue Farbe durch die Einwirkung der atmosphärischen Luft ganz nach Wunsch, und die Erfahrung hat gezeigt, daß sie durch diese Methode eine Schönheit und Haltbarkeit erlange, welche sehr empfehlenswerth ist. Eine auf solche Art blaugefärbte Seide besitzt die Eigenschaft, daß sich die Farbe in wenigstens 14 Tagen an der Luft verdunkelt, und einen Stich ins Röthliche annimt. Diese zwei Veränderungen werden nur nach dem Abhaspeln der Seide ganz gleichförmig erscheinen, weil nämlich die Seide dann die ganze Oberfläche ihrer Fäden der Einwirkung der Luft darbietet, und so entwickelt sich die Farbe mit aller Pracht, deren sie fähig ist. In dem eisenblausauren Kalibade, welches bis auf 60° Reaum. erwärmt worden, worin gefärbt wird, rechnet man auf 12 Theile Seide einen Theil eisenblausaures Kali und zwei Theile Salzsäure. Um ein schönes intensives Dunkelblau für Seide zu erhalten, welches unter dem Namen Königsblau bekant ist, gibt man der Ware zwei Beitzen in der Auflösung des Eisenvitriols mit der Vorsicht, sie zwischen und nach den Bädern der Beize in fast kochendem sehr gesättigtem Seifenwasser zu behan-

Digitized by Google

deln; dadurch erhält man mit der eisenblausauren Kalilauge und Salzsäure das schönste und reichste Blau.

Anwendung in der Schafwollenfärberei. Bis jetzt ist es in der Schafwollenfärberei im Großen noch nicht ganz gelungen, blaue und grüne Farben durch eisenblausaure Verbindungen in ihrer höchsten Vollständigkeit als Fabrikat darzustellen. Die Hauptschwierigkeit, welche sich in dieser Art Färberei darbietet, besteht darin, daß man bei der Ausführung höchst selten einen gleichförmigen fleckenlosen Grund durch das ganze Tuch erhält. Berthollet und Bancroft's interessante Versuche und Beobachtungen, diesen Gegenstand ins Reine zu bringen, reichen nicht hin, obgleich durch sie der Weg zum Gelingen am deutlichsten vorgezeichnet ist. Die unmittelbare Färbung der mit Eisenauflösungen tingirten schafwollenen Waren in den blausauren Verbindungen, gewährt kein sicheres Mittel, ein ausgezeichnetes Resultat hervorzubringen. Die Vorfärbung vermittelst Galläpfel oder Quercitronrinde, dürfte der einzige Weg seyn, den man zu verfolgen hat. Ich bin der Meinung, die Schwierigkeit des Gelingens in der Manipulation und Reinigung zu suchen, welche eher gehoben werden könte, wenn ein wissenschaftlicher mit allen Theilen der praktischen Kunst ausgestatteter Tuchfabrikant sich durch Versuche im Großen entschließen würde, sich der Sache mit Eifer zu unterziehen, zumal da durch Versuche im Kleinen die Bahn gebrochen, und gezeigt worden, welche herrliche und glänzende Farbe als Lohn zu erwarten steht. Bancroft setzt das Verhältniß des Eisenvitriols zum Tuch, zwischen den 60sten und 100sten Theil des letztern, je nachdem das zu färbende Blau dunkler oder heller werden soll. Er spricht von dieser blauen Farbe auf Schafwolle mit Enthusiasmus, als von einer außerordentlichen schönen Farbe, welche dem Feuer des feinsten Sapphirs gleich komme, und alle übrige mit Indigo gefärbte Farben weit hinter sich lasse.

Eisenblausaures Natron. Diese Verbindung besitzt mit dem eisenblausauren Kali die Eigenschaft, das Eisenoxyd in seiner Auflösung blau niederzuschlagen. Mit dem Kupfer bildet es Kupferbraunroth. Die Krystalle des eisenblausauren Natrons unterscheiden sich von denen des Kali's ihrem äußern Ansehen nach dadurch, daß sie weit größer sind. Die Farbe ist strohgelb, der Geschmack bitter. An der Luft zerfallen sie, und verlieren 37,5 Krystallisationswasser. Zur Lösung werden 4½ Theil kaltes, aber weit weniger siedendes Wasser erfodert. Das eisenblausaure Natron eignet sich in den Druck- und Färbereien zur Darstellung der verschiedenen Farben eben so gut, wie das eisenblausaure Kali, allein es ist eine größere Quantität davon erfoderlich, weil es in Krystallenform mehr Krystallisationswasser als das Kali enthält.

Der Eisenblausaure Kalk besteht in krystallinischer Form aus gelbgefärbten glänzenden Körnern oder Schuppen, welche ziemlich schwer lösbar sind. In den Färbereien hat vorzüglich Berthollet diese Salzverbindung rühmlichst empfohlen, und es ist nicht zu leugnen, daß sie sich zur Darstellung blauer Farben, wenn die Ware mit Eisenauflösung vorbereitet ist, ebenfalls gut qualificiren. Ich habe viele und mancherlei Versuche mit dem eisenblausauren Kalk unternommen, und damit sehr belehrende Resultate erhalten. Auch mit einigen andern Metallauflösungen liefert das eisenblausaure Kali und Natron, so wie der eisenblausaure Kalk, interessante farbige Erscheinungen, dahin gehören nach Bancroft: a) das salpetersalzsaure Gold, welches ein ins Gelbe schillerndes Grün gibt; b) das salpetersalzsaure Platin liefert ein ins Blaue neigendes Grün; c) das salpetersalzsaure Kobalt ein Grasgrün; d) das salpetersaure Quecksilber ein eigenthümliches Gelb, und e) der salpetersaure Nickel ein Olivenbraun.

Das eisenblausaure Ammonium, die eisenblausaure Strontianerde, und die eisenblausaure Baryterde, leisten in der Druck- und Färbekunst mehr oder minder nützliche Dienste. (*Kurrer.*)

Literatur: Man sehe *J. Woodward* in d. Philos. Transact. Nr. 581. S. 15 etc. — *Macquer* in d. Mém. de l'Ac. d. Paris. 1752. p. 62 ꝛc. Journ. d. Phys. 1778. — Wiegleb in Demachy's Laborant im Großen. II. S. 261 ꝛc. — Hochheimer's chem. Farbenlehre ꝛc. Art. Berlinerblau. — Journ. f. Fabrik, Manuf. und Mode. 1796. X. 1. S. 49 ꝛc. — J. J. Prechtl Grundlehren der Chemie i. techn. Beziehung. n. Aufl. Wien 1817. 8. I. 9. — D'Arcet i. Schweigger's Journ. ꝛc. V. 2. S. 153 ꝛc. — Vincent Ebendas. XXIX. 1. S. 87 ꝛc. — Robiquet Ebendas. XXVIII. S. 111 ꝛc. — Th. Thomson Ebendas. XXIX. S. 504 ꝛc. — G. F. Hänle's techn. ökon. Verbesserung der Berlinerblaufabrikation. Frankf. a. M. 1820. 8. — J. N. Prestinari i. Dingler's Magaz. f. d. Druck-, Färbe- und Bleichkunst. III. S. 208 ꝛc. — Kastner's Gewerbsfreund. III. S. 222 ꝛc., und die Literatur unter Blausäure oben. (*Th. Schreger.*)

Blauspath, Feldspath bleu, *Hauy* — Blue feldspar of Stiria. Im J. 1791 entdeckte Wiedemann dieses Fossil bei Krieglach in Steiermark und hielt es für eine eigenthümliche, vom Feldspath verschiedene Gattung, doch stimten ihm hierin weder Werner noch Hauy bei. Klaproth analysirte es und fand:

71,00	Alaunerde,
14,00	Kieselerde,
5,00	Talkerde,
3,00	Kalkerde,
0,25	Kali,
0,75	Eisenoxydul,
5,00	Wasser.
99,00 *).	

Hierauf stellte es Werner seit 1808 als eigenthümliche Gattung unter dem Namen Blauspath auf. Er

*) Nach Brandes neuester Analyse (bei Schweigger XXX. 4. S. 385 u. f. w.) besteht er in 100 Theilen aus

Phosphorsäure	43,32
Silizumsäure	6,50
Aluminiumoxyd	34,50
Magniumoxyd	13,56
Calciumoxyd	0,42
Eisenoxydul	0,80
Wasser	0,50
	99,60

Mithin läßt sich der Blauspath als eine Mischung von Phosphorsalze mit Kieselthon betrachten, und die Zusammensetzung

ist von lichter schmalteblauer Farbe, derb, wenig glänzend, hat einen unvollkommenen blättrigen Bruch, so hart, daß er Glas ritzt, sein sp. Gewicht ist = 3,0, er fließt für sich nicht vor dem Löthrohre, wird aber weiß. Schon Karsten verband ihn mit dem Lazulith, welches auch Haußmann thut, der ihn splittrigen Lazulith nent, und es scheint allerdings, daß beide Fossilien nur zu einer Gattung gehören, und wahrscheinlich gar nicht zur Gattung des Feldspathes, um so mehr, da nach einer neuern Analyse der Lazulith aus vorwaltender phosphorsaurer Thonerde besteht, und Fuchs auch im Blauspath 35 Procent Phosphorsäure aufgefunden hat.

Der Blauspath findet sich in Steiermark, bei Krieglach im Mürzthale in dem Gestritzer Graben, der sich von der Poststraße nach Grätz, hinter Krieglach links, bald ehe man zu dem Reigerberg'schen Alaunwerke komt, hinzieht. Er bildet mit Glimmer und Quarz eine Art von sehr grobkörnigem Granit. Außerdem ist er neuerlich auch im Salzburgischen am Rathhausberge in der Gastein entdeckt, in einem Versuchstolln am sogenanten Kniebeis, in dasigem Goldbergwerken, in einer Art von Gang, der durch Quarz, Feldspath und Blauspath gebildet wird, und das dortige gneusartige Gestein durchsetzt. (*Keferstein.*)

BLAU, die, ein kleiner Fluß, der im Donaukreise des Königreichs Wirtemberg, nahe bei Blaubeuern, am südöstlichen Fuße der Alb entspringt, nach einem Laufe von 4 Stunden durch die Stadt Ulm fließt, und zunächst derselben in die Donau fällt. Die Quelle dieses Flusses, der Blautopf genant, bildet am Fuße eines steilen Felsenabhangs, ein 30 bis 40 Fuß breites und 64 Fuß tiefes Bassin, welches so ergiebig an Wasser ist, daß das lestre schon in einer Entfernung von 30 Schritten 3 Mühlen treibt. Dessen ungeachtet ist die Oberfläche des Bassins ganz ruhig; kaum zeigen einige Ringe das tiefe Hervorquellen der Fluthen an. Man hat kein Beispiel, daß dieselbe überfroren wäre. Das Wasser hat eine grünliche, ins Blaue spielende Farbe, die aber, wenn es in ein Glas gegossen wird, verschwindet. Die Umgebungen der Quelle und das ganze Thal, welches der Fluß durchströmt, tragen einen überraschenden romantischen Charakter, und gewähren eine Menge malerischer Ansichten. Schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. hat der Anblick dieser Gegend einen gewissen Theodor Reysmann zu einem in seiner Art ausgezeichneten lateinischen Gedichte begeistert, das mehre treffliche Gemälde enthält. Es ist um das Jahr 1531 unter dem Titel: Fons Blavus, in Ulm gedruckt worden, und gehört unter die literarischen Seltenheiten *). (*Pahl.*)

desselben in 100 Theilen nach den binären Verbindungen auf folgende Weise angeben:

basisches phosphors. Aluminiumoxyd (30,19 + 29,4). .	59,59
basisches phosphors. Magniumoxyd (12 + 13,56) . .	25,56
phosphors. Eisenoxydul (0,6 + 0,8).	1,40
phosphors. Calciumoxyd (0,53 + 0,42).	0,95
fliciumsaur. Aluminiumoxyd (5,5 + 5,1).	10,60
	98,10.

(*Th. Scheerer.*)

*) S. J. C. Hocks Miscellen S. 68. — Eine neuere Schilderung des Blauthals von dem Hrn. von Stetten findet sich im neuen teutschen Merkur. 1805. St. 2.

BLAU (Felix Anton), ein katholischer Gottesgelehrter, von hellem Geist und edlen Herzen. Er war 1754 geboren, wurde auf der Hochschule zu Mainz Professor der Dogmatik, Beisitzer der theologischen Fakultät, Kapitular des Kollegiatstifts zu St. Johann und zu St. Martin, und verbreitete durch mündlichen Unterricht und Schriften Licht und Wahrheit. Beweise davon enthalten seine (sämtlich anonym erschienenen) Schriften: Über die Bilderverehrung. Mainz 1788. 8. Über die Wirksamkeit der gottesdienstlichen Gebräuche in der katholischen Kirche. Frankfurt a. M. 1792. 8. und die mit A. J. Dorsch gemeinschaftlich herausgegebenen Beiträge zur Verbesserung des äußern Gottesdienstes in der katholischen Kirche. Eb. 1 Bd. 1 St. 1789. 8., worin man mehre freimüthige, aber bescheidene, von einer gesunden, vorurtheilsfreien Vernunft geleitete Äußerungen über die in der katholischen Kirche eingerissenen liturgischen Misbräuche, über das kirchliche Herkommen überhaupt, Aufforderungen sich davon los zu machen, und dahin gehörige, zur würdigern Einrichtung des Gottesdienstes abzweckende, sehr durchdachte Vorschläge findet. Die Frucht einer sehr sorgfältigen, ruhigen, durch gründliche, besonders exegetische Gelehrsamkeit und pragmatische Geschichtskentniß unterstüsten Untersuchung ist seine kritische Geschichte der kirchlichen Unfehlbarkeit, zur Beförderung einer freien Prüfung des Katholicismus. Frankf. a. M. 1791. 8., eines der wichtigsten neuern polemischen Werke, worin das System der katholischen Religion in seinem Fundament erschüttert und dessen Unhaltbarkeit gezeigt wird. Bald nach dem Ausbruche der französischen Revolution hatte Blau seine Ämter in Mainz niedergelegt, und sich nach Frankreich begeben, weil auch er sich mit vielen Andern der Hoffnung überließ, daß von dorther der Menschheit neues Heil aufgehen würde. Er sah sich aber nicht nur in seiner Hoffnung getäuscht, sondern hatte auch das Unglück, 1793 in preußische Gefangenschaft zu gerathen, und auf die Festung Königstein gebracht zu werden, wo er mannigfaches Ungemach erdulden mußte. Aber auch im äußersten Misgeschicke beharrte er unerschütterlich bei den für wahr erkanten Grundsätzen und bei den einmal gewonnenen Überzeugungen. Überhaupt mochte es unter denen, die sich für eines der verschiedenen politischen Systeme aufopferten, Wenige geben, die so rein waren und doch so traurig mishandelt wurden, und noch Wenigere, die dabei von Groll und Rachsucht so frei blieben, als er. Nach der Erlösung aus seiner Gefangenschaft kehrte er nach Mainz zurück, wurde daselbst Kriminalrichter, und starb den 23. December 1798. Seine letzte Schrift war eine Kritik der seit der Revolution in Frankreich gemachten Religionsverordnungen, auf reine Principien des Stats- und Kirchenrechts gegründet. Strasburg 1798. 8. *). (*Baur.*)

BLAUBEUREN, Städtchen im Donaukreise des Königreichs Wirtemberg, mit 1713 evang. Einwohnern, 8 M. von Stuttgart, in einem engen, tiefen und wildromantischen Thale der Alp, an der Blau. Die Stadt

*) Eine Trauerrede auf ihn steht in Joh. Reebs vermischten Schriften, im 3. Th. Nr. XV. Frankf. a. M. 1821. 8. Meusels Lex. der verst. Schriftst. 1 Bd.

Digitized by Google

ist Sitz eines Oberamts von 14—15000 Einw., eines Dekanatamts und einer Cameralverwaltung; hat eine Post, ein reiches, 1420 gestiftetes Spital, und in ihrer Nähe eines von den 4 theol. niedern Seminarien des Königreichs. Stadt und Herrschaft Blaubeuren gehörten in frühern Zeiten den Pfalzgrafen von Tübingen, zwischen 1267 bis 1270 kamen sie an die Grafen von Helfenstein, und diese verkauften sie mit den dazu gehörigen 3 Burgen: Blauenstein, Ruck und Gerhausen im J. 1447 an Wirtemberg. Auf Ruck hatte eine Nebenlinie der Pfalzgrafen, welche sich davon nante, ihren Sitz. Von den Pfalzgrafen wurde auch im J. 1085 der Anfang zu der Stiftung des berühmten Benediktinerklosters gemacht, das in der Nähe der Stadt zwischen hohen felsigen Bergen liegt, und nun dem Seminarium zum Sitze dient. In der Kirche dieses Klosters bewundert man noch den Hochaltar. Ein Franziskanernonnenkloster befand sich ehemals in der Stadt selbst. Von den genanten Burgen Ruck und Gerhausen sind jetzt nur noch wenige Ruinen übrig; Blauenstein ist ganz verschwunden.

Die felsenreiche Gegend enthält vielen Marmor und viele Versteinerungen. Die Stadt hat eine vorzügliche Bleiche, starke Leinenweberei und Leinwandhandel, eine Papiermühle und andere Mühlen, in welchen zum Theil die berühmte Ulmer Kochgerste bereitet wird. Die Stadt leidet öfters durch Überschwemmnng. (*Memminger.*)

BLAUBLOMM (Ludwig), aus Gent; seine Lebensumstände liegen dermaßen im Dunkeln, daß man weder sein Geburts- noch sein Todesjahr, noch endlich seine bürgerliche Laufbahn kent. Wir verdanken ihm eine merkwürdige Ausgabe der Pandekten, bei denen der kritische Apparat des Bolognini durch die Vermittelung des Lazarus Baif, damals französischen Gesandten zu Venedig, benutzt ist. Die Ausgabe erschien zu Paris bei Chevallon 1523 und 1524 in drei Folianten, von denen sich jedoch das mittlere (das Infortiatum) ausnehmend selten gemacht hat. (*Spangenberg.*)

BLAUE GEBIRGE, 1) eine große Bergkette, die den östlichen Vorsprung der Apalachen macht, und sich in einer langen Kette, die aber von verschiedenen Strömen unterbrochen wird, von Hudson in Neuyork bis an die Hochlande in Carolina zieht. Sie führt in den verschiedenen Staten, die sie durchstreicht, auch verschiedene Namen. An den Gränzen von Nordcarolina scheint sie mit den westlichen Ketten der Apalachen zusammen zu treffen. Ihre höhern Gipfel, die Peaks of Otter, erheben sich doch nur 4000 Fuß über das Meer. Es sind Granit- und Gneismassen, die zur Seite Gang- und Flötzgebirge haben, meistens aber dicht mit Holze bewachsen sind. Eisen und Blei sind ihre vornehmsten Metalle. 2) Eine Bergkette, die den nordwestlichen Theil der Insel Melville im Polaroceane durchzieht und von Parry beschrieben ist; 3) eine Gebirgsreihe, die durch die Grafsch. Surry der Insel Jamaica von S. O. nach N. W. zieht; 4) eine Gebirgsreihe auf dem Australkontinente, die bisher das britische Gouv. Sidney von dem Binnenlande trente und aus welcher dessen größere Ströme hervorbrechen. Sie erhebt sich 8000 bis 10,000 Fuß über dem Spiegel des Meers, und ist erst seit 1813 überstiegen, wodurch jetzt der Zugang in das große Binnenland geöfnet ist. (*Hassel.*)

BLAUEN, der, ein bedeutender Berg mit einem Dorfe gleiches Namens im Großherzogthume Baden. S. Schwarzwald. (*Leger.*)

BLAUENSTEIN, magyar. Kékkö, slaw. Modry Kamen, Marktflecken in der Neograder Gespansch. in Niederungern, Kreis diesseit der Donau, Kétköer Bezirk, unter die Gerichtsbarkeit der Grafen und Freiherrn von Balassa gehörig, wovon ein eigener Bezirk der Neograder Gespansch. im Magyarischen den Namen führt (Kétkö bedeutet auch Blauenstein); mit slowakischen und magyarischen Einwohnern, einer römisch-kathol. Pfarre, einem alten Schlosse, das von der Familie Balassa im J. 1237. erbaut wurde, weitläufigen Kastanien-Waldungen, mittelmäßig fruchtbarem Boden, hinlänglicher Weide und Holzung, Weinbau, und einer Mühle. Das Schloß erhielt den Namen von dem bläulichen Felsen, auf welchem es erbaut wurde *). (*Rumy.*)

BLAUENSTEIN oder BLEWENSTEIN, Nicolaus, auch Gerung genant, war um das J. 1460 Kapellan des Domkapitels zu Basel. Auch lebte er noch in und nach den Zeiten des Burgunder-Krieges. Von ihm finden sich in der Manuscripten-Samlung der Bibliothek zu Basel: Chronica Episcop. Basil. non omnium, sed horum, quorum nomina in libris ecclesiae Bas. reperiuntur, cet. Sie geht bis auf Johann von Venningen, endigt mit 1475, und enthält über sein Zeitalter brauchbare Nachrichten. Der Anfang ist fabelhaft. Sie ist in *J. H. Brucker* scriptor. rerum Basiliensium minor. Bas. 1752. 8. abgedruckt. — Liber capellanorum Ecclesiae Bas. 1470. — De bello Burgundico nonnulla collectanea; sind als Nachrichten eines Zeitgenossen, der sich in der Nähe befand, nicht ohne Werth. (*Meyer von Knonau.*)

*) Von den alten Schicksalen desselben sagt eine lateinische Inschrift auf Marmor über dem untern Thor: „Anno Domini MCCXXXVII sum arx Kékkö ab Inclyta Domo Balassa fundata et continuo possidebar. Anno MDLXXVI in potestatem perveni Turcicam. Anno MDXCIII a Turcis pulvere disjecta, Domini Imperatoris Romanorum ac Regis Hungariae Rudolphi II. Praefectorum incuria, ad extremam perveni ruinam. Anno MDCIX a Serenissimo Rege Hungariae Matthia II. haereditariis meis reddita Dominis, industria Spectabilis ac Magnifici Domini, Sigismundi Balassa, muris ac propugnaculis, e fundamento ampliata, in hunc, in quo ante fui, perveni statum. Ab eadem illustri familia, ut aevo durante feliciter possidear, faxit Deus ter Opt. Max., cui laus et gloria. Anno MDCII.“ In der Folge wurde es von den Türken hart belagert, und als der Kommandant Emrich Temesi die Belagerung nicht aushalten konte, floh er heimlich nach Dében, wo er jedoch von den Türken getödtet wurde. Die Türken befestigten nun Blauenstein im J. 1576 noch mehr, und machten aus demselben in die Umgebung häufige Ausfälle. So gab es Veranlassung zu mehren Gefechten zwischen den Türken und Kaiserlichen, bis es im J. 1603 nach dem Fall von Filek wieder erobert wurde. Im J. 1609 wurde es der alten Herrschaft wieder gegeben und von der teutschen Besatzung geräumt. Nun erneuerte und verschönerte es Graf Sigmund Balassa. So blieb es unverletzt, bis es ein Anhänger von Rákóczy, Namens Kálay, anzündete. Die Witwe des Grafen Gabriel Balassa erneuerte in der Folge einen Theil desselben. — Mehr über das Schloß Blauenstein und die gräfliche Familie Balassa sagt der Freiherr von Neustädter im Wiener Conversationsblatt 1821. Nr. 14 und 15.

Digitized by Google

Blauer Montag, s. Handwerker und Zünfte.

BLAVET, ein Küstenfluß in Frankreich. Er entspringt im Dep. der Nordküsten bei Glomel, geht nach Morbihan über, benetzt die Mauern von Pontivy und Hennebon, und geht, nachdem er den Scorf aufgenommen, bei Port Louis in den Ozean. (*Hassel.*)

BLAWA, einer der bedeutenderen Gebirgsbäche der Neutraer Gespanschaft in Ungarn, der sie zum Theil von der Preßburger Gespanschaft scheidet, und dessen Ursprung merkwürdig ist. In dem Markte Dobra Woda nämlich, sprudeln am Fuße des Berges, auf welchem die Burg steht, mehre Quellen, deren eine mehr als Armsdick ist, mit solcher Gewalt hervor, daß sie in einen beträchtlichen Teich gesammelt, in der Entfernung von ein paar hundert Schritten bereits eine beträchtliche Mühle treiben, und diesem Fluß zum unversiegbaren Ursprung dienen. Er liefert seinen Anwohnern mancherlei schöne Fische der kleineren Gattung, und schmackhafte Krebse, so wie er auch durch die vielen Mühlen, die sein nie versiegendes Wasser treibt, sehr nützlich ist, dagegen aber auch, wenn nach heftigen Gewitterregen die in denselben sich ergießenden Bäche anschwellen, um desto mehr Schaden verursacht, da er, bei sehr niedrigen Ufern, beinahe seinen ganzen Lauf zwischen Wiesen und angebauten Feldern nimt. (*Baron Mednyanszky.*)

BLAYE, Stadt und Hauptort eines Distrikts von 17 QM., mit 61 Gemeinden und 51,431 Einw. im franz. Dep. Gironde (45° 6′ Br. und 16° 53′ L.), an der Gironde oder der Mündung der Garonne, die hier 1 Meile breit ist, 3½ Meile von Bordeaux, besteht aus 2 Theilen; die Oberstadt, welche auf einer Anhöhe belegen, mit 4 Boll- und mehren Außenwerken befestigt, und mit einem breiten und tiefen Graben umgeben ist, und die Unterstadt, welche offen am Strome sich hin erstreckt und wo sich Handel und Gewerbe concentrirt haben. Beide enthalten 4 Kirchen, 1 Hospiz, 540 Häus. und 3580 Einw.; es ist hier ein Handelsgericht, 1 Börse und ein Flußhafen, der stark besucht wird, und Wein, Brantwein und Korn ausführt; auch gibt es viele Lootsen, um die nach Bordeaux segelnden Schiffe herauf zu führen, wie denn auch alle nach diesem Hafen bestimten Schiffe hier Kanonen und Waffen abgeben müssen. Da die Gironde hier so breit ist, so hat man zur Deckung der Einfahrt mitten im Strome auf einem kleinen Eilande das Fort-le Paté, auf dem jenseitigen Ufer Blaye gegenüber das Fort Medoc angelegt, welche mit Blaye den Strom völlig beherrschen. Es wachsen hier gute Medocweine. (*Hassel.*)

BLAYNEY (Benjamin), ein englischer Gottesgelehrter, geb. 1728, war königlicher Professor der orientalischen Literatur zu Oxford, Kanonikus der Christkirche und Pfarrer zu Polschot in Wiltshire, wo er den 20. Sept. 1801 starb. Durch seine Bemühungen wurde die englische Bibelübersetzung, die 1769 in der Clarendonschen Presse gedruckt wurde, wovon aber ein großer Theil verbrante, sehr verbessert, und als Beiträge zu einer bessern Kirchenübersetzung, als diejenige ist, welche auf Jakobs I. Veranstaltung verfertigt und öffentlich eingeführt wurde, sind zu betrachten, seine Jeremiah and Lamentations, a new translation, with notes critical, philolog. and explanatory. Lond. 1784. 4. Zachariah etc. ib. 1797. 4. Er befolgte dabei Lowths Plan beim Jesaias, steht aber seinem berühmten Vorgänger weit nach. In seiner Dissertation on Daniel's prophecy of 70 weeks. 1775. 4., teutsch (von J. C. F. Schulz). Halle 1777. Anhang, enthaltend Joh. Cayerhills chronologische Tafeln ꝛc. Ebend. 1780. 8. lieferte er eine Nachlese zu dem, was der Ritter Michaelis über die Weissagung Daniels 9, 20—27 gesagt hatte. Die ganze Dissertation ist auch der Übersetzung des Zachariah angehängt *). (*Baur.*)

BLECH nent man überhaupt jedes dünn gearbeitetes (gewalztes oder geschmiedetes) Metall, so daß die Stärke desselben gegen die beiden übrigen Dimensionen (Länge und Breite) sehr gering ist. Bei einigen Metallen belegt man die Bleche noch mit besondern Namen, z. B. Lattun (bei Messing), Folie (bei Zinn und andern) u. s. w., wogegen man den Namen Blech besonders bei Eisen, Kupfer und Zink beibehält. Eine von allen übrigen Bearbeitungen desselben Metalls völlig getrente Fabrikationsmethode der Bleche in besondern Werkstätten findet jedoch hauptsächlich bei den Eisenblechen Statt, und nur in so fern, als die übrigen Bleche gewalzt werden, nähert sich ihre Bereitung, nach den verschiedenen Eigenschaften der Metalle, mehr oder weniger der Bereitung gewalzter Eisenbleche. Insofern daher hier von der Blechfabrikation die Rede ist, werden wir nur bei Bereitung der Eisenbleche verweilen, und verweisen in Ansehung der übrigen auf die den einzeln Metallen gewidmeten besondern Artikel.

Wir haben bei den Eisenblechen zunächst Schwarzblech und Weißblech zu unterscheiden; die ersten werden, so wie sie unter dem Hammer oder dem Walzwerke fertig geworden und nun regelmäßig beschnitten sind (also wegen des auf ihrer Oberfläche haftenden Eisenoxyduls schwarz), in den Handel gebracht, wogegen die letztern zuvor verzinnt werden. Außerdem werden aber auch die Weißbleche mehr nach bestimten Dimensionen gearbeitet, und dann nach der Stückzahl in Fässer oder Kisten verpackt, wogegen die Schwarzbleche in der Regel dem Gewichte nach, ohne verpackt zu werden, in Bunden, welche ein paar eiserne Klammern zusammen halten, in den Handel gebracht werden. Oft finden sich jedoch an den zur Verzinnung bestimten Blechen Mängel, welche eine gute Verzinnung nicht gestatten, die fernere Verarbeitung der Bleche im unverzinnten Zustande aber nicht hindern. Dies hat Veranlassung gegeben, solche Bleche unverzinnt, ebenfalls nach der Stückzahl zu verpacken, und unter dem Namen schwarzes Faßblech zu verkaufen, welche jedoch einmal zu einem gangbaren Handelsartikel geworden, nun nicht blos fehlerhafte Waare begreifen, sondern zu denen man, wenn die Nachfrage es erfodert, und es dem Interesse des Werks zusagt, auch ganz tadelfreie Bleche einschlägt. Das zur Verzinnung bestimte Blech wird vor derselben Dünneisen genant.

Bei den mehr übereinstimmenden Dimensionen der weißen und schwarzen Faßbleche, in Vergleichung mit den sehr mannigfaltigen der eigentlichen Schwarzbleche,

*) Reuß gel. Engl. Hall. Lit. Ztg. Intelbl. 1803. N. 215.

Digitized by Google

ist auch die Fabrikation der erstern weit regelmäßiger, es scheint daher am angemessensten zu seyn, zunächst bei der Weißblechfabrikation, jedoch mit Ausnahme der Verzinnung und ihrer unmittelbaren Vorbereitungsarbeit stehen zu bleiben, dann die vorzüglichsten Abweichungen der Schwarzblechfabrikation durchzugehen, und endlich die Vollendung der Weißbleche durch die Verzinnung folgen zu lassen.

Die Weißblechfabrikation hat in neuern Zeiten, und besonders seit der Anwendung der Walzwerke auf dieselbe, sehr wesentliche Veränderungen erfahren, die sich eine Zeitlang auf England beschränkten, seit einigen Decennien aber auch in Teutschland, Frankreich, Schweden, Rußland ꝛc. sich immer weiter verbreiten. Auf sehr vielen Weißblechwerken ist man jedoch noch immer bei der ältern Fabrikationsmethode stehen geblieben; auf andern, wo man die Mängel derselben erkante, wo aber der Einführung der Walzwerke wirkliche oder vermeintliche Schwierigkeiten entgegenstanden, suchte man dennoch auf andern und sehr verschiedenen Wegen die Fabrikation zu verbessern, wodurch eine so große Mannigfaltigkeit in derselben entstand, daß wir uns begnügen müssen, nur die wichtigsten Verschiedenheiten anzugeben. Wir fangen mit der ältern Fabrikationsmethode an: Das Material, dessen sich dieselbe bedient, besteht in vierkantigen geschmiedeten, 1¼ bis 1½ Zoll starken, Stäben von willkürlicher Länge. Diese Stäbe werden an dem einen Ende in das Feuer vor das Gebläse gebracht, um ihnen eine gute Schweißhitze (m. s. dies. Wort) zu geben. Ist dieser Zweck erreicht, so werden die Stäbe mit diesem Ende unter einen 2½ bis 3 Centner schweren, durch Wasserkraft bewegten Hammer, mit einer 2 bis 2½ Zoll breiten Bahn gebracht, sorgfältig ausgeschweißt, wodurch das bearbeitete Ende auch beträchtlich dünner wird, und ein so langes Stück, als zu zwei Blechen erfoderlich ist (Kölbel genant), vermittelst eines scharfen Eisens, durch einen Hammerschlag getrent (abgesetzt), und wieder in das Feuer gebracht, von neuem gewärmet, in einer Zange gefaßt, und bis zu einer Breite von etwa 2½″ so gleichförmig als möglich, und mit möglichst geraden Rändern, bis auf ein ganz kurzes Ende (Kopf), an welchem das Kölbel in der Zange gehalten wurde, ausgebreitet. Diese Arbeit heißt Urwellen. Das Absetzen und Urwellen geschieht abwechselnd, bei ununterbrochenem raschen Gange des Hammers, und wird von zwei Arbeitern, das erste von dem Herdschmied, das zweite von dem Urweller, verrichtet, denen noch ein Gehilfe, zu verschiedenen Handreichungen, und um seinerseits die Arbeit zu erlernen, beigegeben wird. So wie das Kölbel aus den Händen des Urwellers komt, nent man dasselbe einen geurwellten Sturz, so wie überhaupt von jetzt an, bis zum vollendeten Dünneisen, ein solches Stück, aus welchem zwei Bleche erfolgen, ein Sturz heißt. Die geurwellten Sturze werden nicht sogleich wieder in das Feuer gebracht, sondern bis zu der folgenden Arbeit zurück gelegt, und das Absetzen und Urwellen dauert so lange fort, bis man so viele Sturze vorräthig hat, als in dem übrigen Theile des Tages zu Dünneisen weiter verarbeitet werden können.

Ist diese Arbeit vollendet, so nimt die zweite, das Richtheißen, ihren Anfang, und zwei andere Arbeiter, die beiden Gleicher, mit einem andern Gehilfen, lösen die ersten ab. Diese Arbeit besteht blos darin, daß das bei dem Urwellen nicht ausgebreitete Ende, oder Kopf, nachdem derselbe im Feuer den gehörigen Hitzegrad erhalten hat, unter demselben Hammer, und bei derselben Geschwindigkeit desselben, zu gleicher Breite mit dem übrigen Theile des Sturzes ausgebreitet, und dieser sodann in der Mitte zusammengebogen (gedoppelt) wird, weil ein Sturz zwei Bleche geben soll. Das Richtheißen dauert so lange fort, als geurwellte Sturze vorhanden sind, und die gerichtheißten Sturze werden bis zur folgenden Arbeit zurückgelegt. Da das Richtheißen viel einfacher ist als das Urwellen in Verbindung mit dem Absetzen, und in weit kürzerer Zeit beendigt wird, so müssen dieselben Arbeiter auch noch die folgende Arbeit, das Gleichen, verrichten. Schon beim Richtheißen erhalten die Sturze keine Schweißhitze mehr, noch weniger beim Gleichen, da die hier gedoppelt verarbeiteten Sturze sonst mit den sich berührenden Flächen zusammenhängen würden. Um dies jedoch auch in dem Falle zu verhüten, wenn die angewendete Hitze aus Versehen etwas zu groß werden sollte, werden die gerichtheißten Sturze, bevor sie zum Gleichen gewärmt werden, in einen dünnen Brei von feuerfestem Thon (Hanbrei) getaucht, welcher auch die Entstehung des Eisenoxyduls im Feuer zum Theil verhindert, also einen doppelten Nutzen gewährt. Beim Gleichen werden 3 oder wenigstens 2 Sturze auf einander gelegt, zusammen in eine Zange gefaßt, und zugleich unter den Hammer gebracht, und zunächst an dem Ende, wo die Sturze zusammengebogen sind, weiter ausgebreitet. Dieses Ende wird der Saum, der Arbeiter, welcher das Ausbreiten an demselben verrichtet, der Saumausgleicher, so wie der andere der Vorderausgleicher genant. Nachdem die Sturze an dem Saumende gehörig ausgebreitet sind, werden sie mit dem entgegengesetzten (dem Vorderende) nochmals in das Feuer gebracht und zu gleicher Breite unter dem Hammer ausgebreitet. Beim Gleichen gewint der Sturz nur wenig an Länge, und etwas mehr als die doppelte Breite des gerichtheißten Sturzes. Auch das Gleichen geschieht unter demselben Hammer, und bei derselben Geschwindigkeit, als die vorhergehenden Arbeiten.

Ist das Gleichen beendigt, so werden die bisherigen beiden Arbeiter durch drei andere, die eigentlichen Blechschmiede und einen dritten Gehilfen abgelöst, und die folgende und letzte Arbeit (das Hitzschmieden) nimt ihren Anfang. Auch der Hammer wird zu dieser Arbeit mit einem andern, 4, 5, auch wol 6 Centner schweren, und mit einer etwa 4 Zoll breiten Bahn versehenen, gewechselt. Die gegleichten Sturze werden abermals in Hanbrei getaucht, und auf die hohe Kante gestellt, auf untergelegtem Wärmeisen, in das Feuer gebracht. 50 solche Sturze, welche in einer Zange gefaßt, zugleich unter dem Hammer behandelt werden, heißen deßhalb eine Zange. Mehr als 4 solche Zangen finden in der Regel im Feuer nicht Platz, und heißen eine Zeche. Da eine solche Zange von 50 Sturzen ein bedeutendes Gewicht hat (1 Centner, oder darüber), so läßt sie sich nicht so leicht unter dem Hammer bewegen, als es bei den bis-

Digitized by Google

herigen Arbeiten möglich ist, der Hammer muß daher bedeutend langsamer gehen, ersetzt jedoch die hieraus, und wegen der breitern Bahn entstehende Verminderung seiner Wirkung durch sein größeres Gewicht, und einen höhern Aufgang. Bei dem Hitzschmieden begnügt man sich nicht, wie bei den bisherigen Arbeiten die Sturze nur vorzüglich nach der Breite, und dies nur an einem Ende, auszudehnen, sondern man sucht sie nach allen Richtungen der für das fertige Dünneisen vorgeschriebenen Form so viel als möglich näher zu bringen. Die Zange, mit welcher die Sturze gehalten werden, darf daher auch nicht an einer Stelle bleiben, sondern diese Stelle muß öfters gewechselt werden. Es müssen deshalb aber auch beständig mehre Zangen in Bereitschaft seyn, welche je nachdem sie die Sturze an einer mehr zusammengeschlagenen Stelle fassen sollen, selbst immer enger zusammengehen müssen, um dieselben fest halten zu können. Gewöhnlich wird jede Zange bei dieser Arbeit dreimal gewärmt und dreimal geschmiedet, ehe das Dünneisen vollendet ist; dabei werden die Sturze beim ersten Wärmen, wie schon gesagt wurde, auf die hohe Kante gestellt, in der Folge aber flach auf die Wärmeisen gelegt. Da eine so bedeutende Anzahl von Sturzen auf einander gepackt, zugleich unter dem Hammer behandelt werden, so müssen natürlich die oben und unten liegenden Sturze, in Berührung mit der äußern Luft und der kältern Bahn des Hammers und Amboßes schneller abkühlen, und minder fähig werden sich durch die Hammerschläge ausdehnen zu lassen, als die in der Mitte liegenden Sturze. Da aber alle Bleche gleiches Format erhalten sollen, so werden, wenn eine Zange zum zweitenmale geschmiedet wird, die außen gelegenen Sturze in die Mitte, und die in der Mitte gelegenen, nach außen gebracht, und beim Schmieden zum drittenmale auf dieselbe Weise gewechselt.

Ist das Hitzschmieden beendigt, so wird das Dünneisen nur noch beschnitten (wobei jeder Sturz in zwei Tafeln zerfällt) und ist nun entweder zur weitern Verarbeitung in der Verzinnerei, oder, nach vorhergegangenem Sortiren, zum Verpacken als schwarzes Faßblech vollendet. Haben einzele Bleche Kantenrisse, so werden sie weiter weggeschnitten, als das eingeführte Format verlangt, und dann beim Schmieden mit eingelegt und zu schwächeren Sorten verarbeitet. In der Regel wird auch das, was beim Beschneiden der Bleche abfällt (die Abschnittel), von den Blecharbeitern eingeschmolzen, und zu Materialeisen für die Blechfabrikation (den oben erwähnten vierkantigen Blechstäben) verschmiedet. Soll dies geschehen, so darf die eigentliche Blecharbeit nicht den ganzen Tag (zu 24 Stunden) ausfüllen, damit zu dem Abschnittelschmelzen noch Zeit übrig bleibt. Die nähere Beschreibung dieser Arbeit kann jedoch als nicht zu der eigentlichen Blechfabrikation gehörig, hier nicht Platz finden, und es wird daher dieserhalb auf den Artikel Schmelzkoner verwiesen, und hier nur noch bemerkt, daß diese Arbeit von dem Herdschmied und dem Urweller besorgt wird.

Das Vaterland der Weißblecharbeit, so wie sie bisher beschrieben worden ist, möchte wol das Erzgebirge (sowol die sächsische als böhmische Seite desselben) seyn, von wo sie in mehre Gegenden von Teutschland, nach Frankreich, und selbst nach England verpflanzt worden ist. Die ersten, durch einen glücklichen Erfolg gekrönten Versuche, diese ältere Fabrikationsmethode zu verbessern, sind unsers Wissens am Harz, Preußischen Antheils, auf den königlichen Eisenhüttenwerken Sorge und Thale unternommen worden, und der erste Schritt bestand in der Einführung der Glühöfen. Bis dahin wurde das bis zur Vollendung des Dünneisens sehr oft erfoderliche Wärmen allein von dem Gebläse bei Holzkohlen verrichtet. Bei der Verkohlung des Holzes gehen aber bekantlich die eigentlich flammenden Bestandtheile desselben, ölbildendes Gas und gekohltes Wasserstoffgas, so wie Theer und empyreumatisches Öl größtentheils verloren. Indem man daher bei den Glühöfen unverkohltes Holz anwendete, wurde gegen den frühern Bedarf von Brennmaterial (wenn man sich die verbrauchte Kohle auf Holz reducirt denkt), sehr bedeutend gewonnen. Man erreichte aber auch den sehr wichtigen Vortheil, freilich bei einigen Modificationen in der Konstruction der Glühöfen, auch andere Brennmaterialien, als Steinkohlen, Braunkohlen und Torf, anwenden zu können, wovon man jedoch am Harz nur einen sehr eingeschränkten, einen desto häufigern Gebrauch aber in andern Gegenden machte. Wegen näherer Beschreibung der Glühöfen verweisen wir auf den betreffenden besondern Artikel, wo Beschreibungen und Zeichnungen von mehren Einrichtungen derselben, sowol für den Gebrauch der verschiedenen Brennmaterialien, als für die Anwendung zu andern Zwecken, als die Blechfabrikation, mitgetheilt werden sollen.

So bald man die Glühöfen eingeführt hatte, nahm man alle Theile der Blechfabrikation, von dem Richtheißen an, und mit Einschluß desselben, aus denselben vor, änderte indeß an dem Ganzen der Arbeit selbst noch nichts Wesentliches. Auf den Herdsohlen des Glühofens waren Wärmeisen angebracht, auf welchen die Sturze auf der hohen Kante aufgestellt, oder flach gelegt wurden, so daß die Flamme über und unter denselben durchstreichen konte. Das Urwellen mit dem Absetzen wurde nach wie vor aus dem Gebläsefeuer bei Holzkohlen getrieben, da man die zum Ausschweißen der Kölbel erfoderliche Hitze im Glühofen nicht wohl hervorbringen konte. Nicht lange begnügte man sich indeß mit den auf diese Weise errungenen Vortheilen, sondern erkante bald, daß die Fabrikation selbst noch einer wesentlichen Zusammenziehung fähig sey; auch war es ein großer Übelstand, daß durch das Urwellen und Absetzen, welches, wie wir gesagt, bisher aus dem Feuer vorgenommen wurde, aber dennoch wie bisher in die übrigen Theile der Fabrikation eingriff, die aus dem Glühofen vorzunehmenden Arbeiten unterbrach, welche also täglich von neuem angewärmt werden mußten, und von neuem ablühlten. Das Ausschweißen der Kölbel war jedoch bei gutem Materialeisen nur dann nöthig, wenn die Stäbe selbst nicht gehörig ausgeschweißt waren, man sorgte daher dafür, daß dies gleich bei ihrer Anfertigung geschehe, und ließ dieselben nicht mehr vierkantig, sondern flach schmieden. Diese flachen Stäbe wurden nun, nachdem man sie vor dem Gebläse gewärmt hatte, unter einem besondern Schwanzhammer (s. Hammer) nur ausgereckt (d. h. blos nach der Länge ausge-

Digitized by Google

dehnt). Das ausgereckte Ende wurde dann auf einer Länge, welche zu zwei Blechen hinreichte, vermittelst einer durch Wasserkraft bewegten Scheere abgeschnitten, und in der Mitte zusammengebogen oder gedoppelt. Man erhielt auf diese Weise durch diese eine Arbeit Sturze in der Gestalt, als sonst nach dem Richtheißen, also nach dreimaliger Behandlung derselben, beim Absetzen, Urwellen und Richtheißen, und erreichte durch einmaliges Wärmen dasselbe, als vormals durch dreimaliges. Es wurde ferner, da das Sturzschmieden aus einem besondern Feuer, und unter einem besondern Hammer verrichtet wurde, also die übrige Blecharbeit gar nicht störte, unmöglich, die Arbeit aus dem Glühofen (welche sich nur auf Gleichen und Hitzschmieden beschränkte), unausgesetzt zu betreiben, also den Glühofen in beständiger Hitze zu erhalten. Hiedurch wurde der Feuerabgang des Eisens vermindert, und bedeutend an Zeit und an Brennmaterial gewonnen. Auf diese Weise wurde die Blecharbeit auf den gedachten Werken fortgetrieben, und obgleich man späterhin von Zeit zu Zeit neue Verbesserungen anbrachte, (als Abrichthämmer, zum vollkommnen Ebenen der Bleche, Abänderungen bei Glühöfen, die besonders einen vollkommenen Verschluß des Herdraums durch schlechte Wärmeleiter zum Zwecke hatten ꝛc.), und durch dieselben ein vollkommenes Produkt, und erhebliche ökonomische Vortheile erreichte, so hatte dieselbe doch auf den Gang der Arbeit selbst keinen wesentlichen Einfluß.

In andern Gegenden ahmte man, in so ferne man nicht bei dem Alten blieb, theils den verbesserten Weißblechhammer betrieb, auf die bisher beschriebene Weise nach, theils betrat man, mit mehr oder weniger Glück, andere Wege, um denselben Zweck zu erreichen. Die in immer größerer Menge, in immer größerer Vollkommenheit und zu sehr wohlfeilen Preisen in den Continentalhandel sich drängenden englischen Bleche brachten indeß manche teutsche Weißblechwerke in neuern Zeiten zum Erliegen, und in Verbindung mit einigen andern örtlichen Hindernissen auch die beiden genanten Werke am Harz um diesen wichtigen Betriebszweig, der in der blühendsten Epoche derselben an ihrem Ertrage den größten Theil hatte.

In England, wo man im Besitz der nöthigen mechanischen und technischen Hilfsmittel (namentlich Eisengießereien und Vorrichtungen zum Abdrehen so massenreicher Stücke) und Kunstfertigkeiten zur Anfertigung der Blechwalzen war, welches damals noch in Teutschland für eine nicht aufzulösende Aufgabe galt, machte durch diese Hilfe die Blechfabrikation schnellere und größere Fortschritte, und erst später wanderte die Weißblechfabrikation (noch mehr aber die Schwarzblechfabrikation) unter ihrer neuen Gestalt, gleichzeitig mit den erwähnten Hilfsmitteln, nach Frankreich, Teutschland, Schweden und Rußland zurück. Aber auch in England machte nach Einführen der Walzwerke die Weißblechfabrikation, und besonders die Verzinnerei, immer weitere Fortschritte; wir lassen daher eine Beschreibung der englischen Weißblechfabrikation, nach den neuesten und vollständigsten, in Teutschland bekant gewordenen, Nachrichten, folgen, wobei wir besonders einen, in Karstens Archiv für Bergbau und Hüttenwesen enthaltenen, aus dem Journ. of the Royal-Institution entlehnten, und mit vielen Anmerkungen, welche Beobachtungen anderer Augenzeugen enthalten, begleiteten Aufsatz, von Parkes zum Grunde legen.

Das Materialeisen zu der Weißblechfabrikation wird auf eine, von der gewöhnlichen (englischen) Frischmethode abweichende Weise, bei Laubholzkohlen, aus dem Roheisen bereitet, (worüber unter dem Artikel: „Eisen-Frischen" das Nähere), und den Blechwerken, in Stäben von 8 bis 10 Fuß Länge, 6 Zoll Breite und ¼ Zoll Stärke geliefert. Jedes Blechwerk erfodert 2 Glühöfen, und zu jedem Glühofen 1 Paar Walzen, besser ist es jedoch für jedes Paar Walzen 2 Glühöfen zu haben. Bei jedem Paar Walzen sind 2 Arbeiter, und bei jedem Glühofen ebenfalls einer (als Feuermann) angestellt. Die Blechstäbe werden vermittelst einer durch Wasserkraft bewegten Schere in Stücken zerschnitten, deren jedes vier Blechtafeln gibt, und in Packeten von etwa 12 Stück, auf die flache Seiten in den Glühofen gebracht, der überhaupt etwa 45 Stück faßt, und dabei noch zu der folgenden Arbeit den nöthigen Raum läßt. Auf den richtigen Temperaturgrad komt dabei sehr viel an, und die leichte Rothglühhitze ist am angemessensten, weil sich in der dunkeln Rothglühhitze ein festerer und schwerer vom Eisen zu trennender Glühspan (Eisenoxydul) bildet. Hat dies Eisen den gehörigen Hitzegrad erlangt, so wird ein Packet nach dem andern durch das erste Walzenpaar gelassen, und zwar wird jedes Stück in derselben Hitze, nachdem es zuvor in Wasser getaucht, und der Glühspan abgeschlagen ist, nach der Quere achtmal durchgelassen, wodurch die zuvor 6″ betragende Breite bis 2′ ausgedehnt wird. Hierauf kommen die Sturze abermals in denselben Glühofen zurück, um, nachdem sie wieder die gehörige Hitze erlangt haben, wieder auf dieselbe Weise und nach derselben Richtung 4mal durchgewalzt zu werden, wodurch die zuvor 2′ betragende Dimension zu 4′ ausgedehnt wird. Jetzt werden die Sturze einem andern Arbeiter zum Doppeln übergeben, worauf sie in den zweiten Glühofen kommen, der eine geringere Hitze hervorbringt, um das Schweißen der gedoppelten Bleche zu verhüten, und unter dem zweiten Walzenpaar weiter bearbeitet werden. Der erste Glühofen wird dagegen wieder mit neuen Eisenstücken wie vorhin gefüllt, und die Arbeit geht nun auf beiden Glühöfen, und unter beiden Walzenpaaren (wenn nicht deren 4 vorhanden sind), ohne gegenseitige Störung ihren Gang fort. Die Stürze werden, nachdem sie zweimal, (jedesmal zuerst mit dem Saumende) in einer Hitze durch das zweite Walzenpaar gelassen sind, nochmals gedoppelt, wieder in den zweiten Glühofen zurückgebracht, von neuem gewärmt, und noch zwei oder dreimal durch das zweite Walzenpaar gelassen, wodurch sie ihre volle Größe erhalten, und nur noch beschnitten zu werden brauchen, um weiter für die Verzinnung vorbereitet werden zu können.

Glatte, möglichst genau abgedrehte Walzen sind schon bei der ersten Arbeit ein wesentliches Erforderniß, auch dürfen dieselben nicht zu schwach seyn, und sich nicht merklich biegen.

Digitized by Google

Bevor wir nun das Verzinnen der Weißbleche beschreiben, wollen wir die Schwarzblechfabrikation betrachten.

Bei der großen Mannigfaltigkeit in den Dimensionen des Schwarzbleches kann sich auch die Art ihrer Bereitung nicht so gleich bleiben, wie bei dem Weißbleche; namentlich werden die stärksten und größesten Bleche für die Siedepfannen der Salinen und die Dampfmaschinendeckel gar nicht gedoppelt, was bei den kleinern und schwächern Schwarzblechen eben so geschieht, wie bei dem Weißbleche. Man unterscheidet, wenigstens am Harz, besonders folgende Sorten: ordinäres und feines Sturzblech, ordinäres und feines Modellblech und Salzpfannenblech. Von dem ordin. Sturzblech enthält die Tafel: 12,000 bis 125,000 Quadratzoll, von dem feinen Sturzblech 125,000 bis 130,000 Quadratzoll, von dem ordin. Modellblech 13,000 bis 13,500 Quadratzoll, und von dem feinen Modellblech 13,500 bis 15,000 Quadratzoll, und außerdem unterscheiden sich diese Sorten nach der größern oder geringern Tafelzahl, welche auf einen Centn. gehen.

Die älteste Methode der Schwarzblechfabrikation dürfte wol die noch in einigen Gegenden des Thüringer Waldes, und besonders im Hennebergischen (wo die berühmten Suhler Blechen bereitet werden), gebräuchliche seyn. Sie erscheint hienach weniger selbständig als anderwärts, sondern in einer gewissen Verbindung mit dem dortigen Löschfeuerbetriebe, (eine eigenthümliche Frischmethode, von welcher unter diesem letzten Artikel das Nähere), und Abhängigkeit von demselben. In demselben Feuer, in welchem das Roheisen eingeschmolzen und in geschmeidiges Eisen verwandelt, und aus welchem das letztere zu den mannigfaltigen Stabeisensorten verarbeitet wird, wird auch das Blech, so oft als nöthig ist, gewärmt, und ebenso werden Stabeisen und Blech unter einem Hammer, und das letztere bis zu seiner Vollendung geschmiedet. Löschfeuerarbeit und Blechfabrikation wechseln hier ab, doch wird die letztere durch andere Arbeiter als die erstere getrieben. Dies erste Material der Schwarzblechfabrikation besteht hier in bereits gedoppelten Stürzen, welche die Löschfeuerarbeiter bereiten, und (in so fern die erlangten Blechsorten überhaupt gedoppelte Stürze erfodern), die Blecharbeiter zur weitern Bearbeitung nachfeilen. Die erste Arbeit, durch welche die Stürze an beiden Enden mittelst zweier Hitzen ausgebreitet werden, wobei auch ihre Länge etwas zunimt, heißt das Urwellen, sie entspricht dem Glühen bei der Weißblechfabrikation, und auf sie folgt das Hitzschmieden. Wie oft bei dem letzten die Stürze gewärmt, und unter dem Hammer behandelt werden, wie viele Stürze bei dem Urwellen und Hitzschmieden auf einander gepackt, und zugleich unter den Hammer gebracht werden können, dies hängt von den Dimensionen der Bleche ab, und ist schon bemerkt worden, daß die schwersten Sorten nicht einmal gedoppelt, sondern daß nur immer eine einzige Tafel bearbeitet werden kann. Nach beendigter Hammerarbeit werden die Bleche beschnitten.

In andern Gegenden, wo bei schon bestehenden andern Frischmethoden die Breitung der Stürze mehr gestört haben würde, trennte man die Schwarzblechfabrikation ganz von der Frischarbeit, und that dadurch den ersten Schritt zur Verbesserung derselben. Indem man für die Schwarzblechfabrikation besondere Werkstätte anlegte, war man im Stande denselben eine, ihrem einfachern Zwecke mehr entsprechende Einrichtung zu geben, und dadurch auch auf eine größere Vollkommenheit des Fabrikats zu wirken. — Man ließ nun zu den currenten Blechsorten Stäbe von 2½ bis 3 Zoll Breite und ¼ Zoll Stärke, von den übrigen Gattungen aber angemessene Stäbe oder Stücke in anderer Gestalt bei den Frischfeuern schmieden, aus welchen sodann beim Schwarzblechhammer zunächst Stürze gefertigt, und diese, wie bisher beschrieben wurde, weiter bearbeitet wurden. Es gehört indeß ein nicht geringer Grad von Körperkraft und Geschicklichkeit dazu, um unter einem Hammer, mit 1½ bis 2 Zoll breiter Bahn, Bleche von bedeutender Größe, mit nur einigermaßen ebener Oberfläche und gleichförmiger Stärke herzustellen. Man legte daher noch besondre Abrichthämmer, mit einer ganz breiten Quadratförmigen Bahn an, unter denen man die Bleche nach ihrer Vollendung ebnete. Noch vortheilhafter ist es aber, drei Hämmer zu haben, und die Bleche, noch ehe sie ihre volle Größe erhalten haben, unter einem Hammer, mit etwa 4″ breiter Bahn, (wie auch bei der Weißblechfabrikation geschieht) zu behandeln, und sie zuletzt dennoch unter dem Abrichthammer vollständig zu ebnen.

Daß man sich bei der Schwarzblechfabrikation eben so gut, als bei der Weißblechfabrikation der Glühöfen bedienen könne, bedarf kaum einer besondern Erwähnung, in der That führte man dieselben auf den königl. Werken Sorge und Thale am Harze, nachdem sie sich bei der Weißblechfabrikation so sehr bewährt hatten, auch bei der Schwarzblechfabrikation ein, und man kann annehmen, daß der Aufwand an Brennmaterial auf 1 Ct. Schwarzblech nicht viel über ¼ von dem beträgt, was man auf den Werken gebraucht, wo noch die älteste Fabrikationsmethode besteht. Noch früher, als auf den Schwarzblechwerken am Harz, und vielleicht gleichzeitig mit den Weißblechglühöfen daselbst, wurde jedoch schon bei dem Schwarzblechhammer zu Kugelhammer in Oberbaiern, welcher besonders für die Salinen zu Reichenhall und Traunstein arbeitete, ein Glühofen erbauet, und es ist merkwürdig, daß, obgleich man weder am Harz von den Anlagen in Baiern, noch umgekehrt etwas wußte, doch die Construktion der Glühöfen im Wesentlichen ganz übereinstimt. Von dem Glühofen zu Kugelhammer findet man eine Beschreibung und Abbildung in Flurl's Beschreibung der Gebirge in Ober- und Niederbaiern, und von den Glühöfen am Harze in mehren Schriften, die erste von Blumhof und Stünkel im bergmännischen Journal.

Die größte Vollkommenheit erlangen auch die Schwarzbleche durch das Walzen, welches jedoch im Wesentlichen mit dem Walzen der Weißbleche übereinstimt, wobei wir uns also kurz fassen können. Begreiflich müssen die Walzen für Schwarzblechwerke, nach dem Format der Fabrikate derselben, bedeutend länger seyn, als Weißblechwalzen, und auch eine angemessene Stärke erhalten. Auch hier wendet man bei einem Werke gewöhnlich zwei Paar Walzen, ein Sturzwalzwerk, und

Digitized by Google

ein Schlichtwalzwerk an, unter welchem letztern die Bleche ihre letzte Vollendung erhalten. Es ist auch hier vortheilhaft, bei jedem Walzwerke zwei Glühöfen zu haben, besonders aber beim Sturzwalzwerke, um die Hitze besser in seiner Gewalt zu haben, und jeden Sturz in einer Hitze so weit als möglich aufwalzen zu können.

Wir wenden uns nun zur Verzinnerei der Weißbleche, und machen auch hier mit der Beschreibung der ältern, und noch immer, wenigstens in Teutschland am meisten gebräuchlichen Methode, den Anfang. Eine metallisch reine, von allen fremdartigen Theilen, besonders Rost und Eisenoxydul ganz freie Oberfläche ist eine wesentliche Bedingung des Gelingens bei der Verzinnung. Weder bei der Arbeit unter dem Hammer, noch unter dem Walzwerke läßt sich eine solche Oberfläche erhalten, sie wird daher durch eine besondere Vorbereitungsarbeit hervorgebracht, welche man die Beitze nent, und welche den Zweck hat, entweder jene fremdartigen Theile selbst aufzulösen, oder in so fern sie dazu nicht fähig ist, das Eisen selbst etwas anzugreifen, und dadurch den Zusammenhang jener Theile mit dem Eisen so zu schwächen, daß sie durch mechanische Mittel leicht entfernt werden können. Bei der ältern Blechfabrikation bedient man sich schon seit geraumer Zeit als Beitze eines Aufgusses von Roggenschrot, welchen man in Essiggährung versetzt, und schon während der Bildung der Essigsäure auf das Blech wirken läßt. Man unterscheidet alte Beitze, neue Beitze und Häfel, und läßt das Dünneisen nach und nach, zuerst durch die erste, zuletzt durch das letztre passiren, und in jeder dieser Beitze einige Zeit, jedoch am längsten im Häfel liegen, wobei das Dünneisen auf die hohe Kante, und abwechselnd auf die längere und kürzere Seite gestellt wird. Die alte Beitze, in welche das Blech zuerst komt, verliert auch ihre Wirksamkeit zuerst, und wird, nachdem sie 14 Tage im Gebrauch gewesen ist, nicht weiter angewendet, die neue Beitze wird nun zur alten, und das Häfel zur neuen Beitze, wogegen wieder ein neues Häfel angesetzt wird. Alle 8 Tage wird Schrot nachgetragen, und zwar zur alten Beitze viermal so viel als zur neuen Beitze und zum Häfel. Nachdem das Dünneisen der Schrotbeitze hinlänglich ausgesetzt gewesen ist, wird dasselbe mit scharfem Sande gescheuert, und dadurch eine so viel als möglich reine Oberfläche hervorgebracht, worauf dasselbe unter Wasser bis zur Verzinnung aufbewahrt wird. Die Essiggährung wird durch eine erhöhete Temperatur begünstigt, und die letztre in einem massiven Gewölbe, auf eine, keineswegs wirthschaftliche, und für die Gesundheit der Arbeiter um so nachtheilige Weise durch am Boden des Gewölbes brennende Kohlen hervorgebracht, als schon durch Essiggährung eine bedeutende Menge Kohlensäure entwickelt, und in dem Gewölbe beständig eine Temperatur zwischen 30 und 40° Reaum. unterhalten wird. Die als solche nicht mehr brauchbare Blechbeitze ist, nach den hier beschriebenen Vorgängen, im Wesentlichen nichts anders, als essigsaures Eisenoxydul, welches, wie zu erwarten ist, noch mancherlei andere Anwendungen, besonders in der Färberei und Druckerei gestattet, auf den meisten Werken aber unbenutzt weggelassen wird. Statt der aus Schrotaufguß gebildeten Essigsäure hat man auf einigen Werken die bei der Verkohlung des Holzes in verschlossenen Räumen sich bildende brandige Essigsäure mit glücklichem Erfolge anzuwenden gesucht; die Bedingung des Gelingens ist besonders ein gewisser Grad der Stärke und Reinheit von empyreumatischen Theilen *). Das sogenante Mailerwasser, welches man bei der gewöhnlichen Köblerei auffangen kann, ist zu schwach und zu unrein. Auch Schwefelsäure hat man als Blechbeitze empfohlen und versucht; sie empfiehlt sich durch ihre Wohlfeilheit. — In England bedient man sich eines ziemlich verwickelten Beitzprozesses, der mit mehren oder wenigern Modifikationen auch auf andere Werke, wo man Walzwerke eingeführt hat, übergegangen ist, weil der Glühspan an dem gewalzten Bleche fester sitzt, und sich durch die bisher beschriebene Beitze nicht gut absondern läßt. Wir lassen das Wesentliche dieser Beitzmethode hier folgen: Die Dünneisentafeln werden zuerst in ihrer Mitte unter einem Winkel von etwa 60° umgebogen, und etwa 5 Minuten lang in verdünnte Salzsäure (auf 1 Theil concentrirte Säure 6 Theile Wasser) getaucht, worauf sie in einen besondern Glühofen kommen, dessen Einrichtung sie vor der unmittelbaren Einwirkung des Luftzuges schützt, und ihnen eine mäßige Rothglühhitze mittheilt. Hiedurch wird bei der vereinten Wirkung der Säure und der erhöheten Temperatur der Glühspan mürbe, und springt ab, indem man die Blechtafeln auf einem Ambos durch Hammerschläge wieder ebnet. Das Blech erhält dadurch eine blaue und weiße Schattirung, wie marmorirtes Papier, zugleich aber auch eine unebne Oberfläche, welche eine gute Verzinnung hindern würde, deshalb läßt man die Bleche nochmals durch ein Paar möglichst harte und vollständig glatt polirte Walzen kalt hindurch gehen **), wodurch sie ebenfalls eine sehr glatte Oberfläche erhalten. Vortheilhaft ist es, das Dünneisen nach dieser Operation nochmals auszuglühen, wobei aber der Zutritt der Luft vollkommen abgehalten werden muß, damit sich nicht von neuem Glühspan bildet. Die Bleche verlieren dadurch die Härte, welche sie durch das kalte Walzen erhalten, und die bei manchen Anwendungen nachtheilig ist. Hierauf kommen die Bleche in einen, in Essiggährung versetzten Kleienaufguß, und zuletzt in verdünnte Schwefelsäure, worauf sie gescheuert, und unter Wasser bis zur Verzinnung aufbewahrt werden. Wichtig ist es für die gute Erhaltung der Bleche, daß vor der Verzinnung jede Spur von Säure an ihrer Oberfläche weggeschaft wird, und daß das Wasser möglichst rein sey.

Ein zweites nothwendiges Erfoderniß zu einer guten Verzinnung ist ein reines Zinn. Gewöhnlich wird das Zinn vor seiner Anwendung geläutert, wobei man sich häufig damit begnügt, das in dem eisernen Läuterkessel ziemlich heiß eingeschmolzene Zinn, aus demselben wiederholt zu schöpfen, und in einer bedeutenden Höhe in denselben zurückzugießen. Es bildet sich dabei ein,

*) Über die mehr oder minder vollkommene Reinigung der Holzsäure, je nachdem sie zu verschiedenen Zwecken erfodert wird, ist besonders eine, diesen Gegenstand betreffende Schrift des Dr. Stolze zu empfehlen. **) Diese Walzen werden auf eine eigenthümliche Weise zwischen dicken eisernen Schalen gegossen.

Digitized by Google

besonders aus den Oxyden der leichter als das Zinn oxydirbaren Metalle, z. B. Blei, bestehender Schaum, welcher weggenommen wird, und zu einem sehr unreinen Zinn umgeschmolzen werden kann. Zuweilen setzt man auch dem Zinn beim Läutern Schwefel zu, was die Abscheidung der leicht oxydirbaren Metalle befördert, aber auch leicht nachtheilig werden kann, und daher Vorsicht erfodert. Auch hat man auf einigen Werken besondere Läuteröfen zum Umschmelzen des Zinns. Das auf eine oder die andere Weise geläuterte Zinn komt nun in die Zinnpfanne, wo ihm oft noch ein metallischer Zusatz, als Kupfer, und besonders Spießglanzmetall, gegeben wird, um die Dünnflüssigkeit des Zinns zu vermehren, und den Glanz (Spiegel) des verzinten Bleches zu erhöhen. Auch Salmiak macht das Zinn dünnflüssiger, und verbessert den Spiegel.

Die Zinnpfanne ist bei der alten Verzinnungsmethode in der Mitte eines von allen Seiten gegen dieselbe geneigten, und mit eisernen Platten belegten Herdes, über welchen die Ränder derselben nicht hervorragen dürfen, angebracht, damit alles Zinn, welches verspritzt, oder von den Blechen, wenn sie aus der Pfanne genommen werden, abläuft, leicht in dieselbe zurückgebracht werden kann. Ein gehöriger Temperaturgrad des in der Zinnpfanne in Fluß gebrachten Zinns, ist sehr wichtig; bei zu geringer Wärme erfolgt eine ungleichförmige und unwirthschaftliche Verzinnung, wogegen eine zu große Erhitzung des Zinns der Farbe und dem Spiegel des verzinnten Blechs schadet. Das geschmolzene Zinn wird in der Zinnpfanne mit einer dünnen Lage von Talg bedeckt, um das Zinn gegen die Oxydation zu schützen.

Soll nun die Verzinnung selbst ihren Anfang nehmen, nachdem das zunächst nöthige Zinn in der Zinnpfanne in Fluß gebracht worden ist, so wird das bis dahin unter Wasser aufbewahrte Dünneisen, so wie es aus demselben komt, also naß, auf der hohen Kante, in die Zinnpfanne gelassen, und bleibt daselbst so lange, bis das durch das nasse Blech sehr abgekühlte Zinn von neuem die gehörige Temperatur angenommen hat. Auf einigen Werken wird sodann das Blech, in Packeten von etwa 20 Blatt, aus der Pfanne genommen, nochmals im Wasser abgekühlt, und wieder in die Pfanne zurückgebracht; hierauf wird, nachdem die nöthige Temperatur abermals hergestellt ist, Blatt für Blatt herausgenommen, auf ein Gerüst zwischen aufwärts stehenden eisernen Zacken, (den Schragen) gestellt, von da durch einen andern Arbeiter Blatt für Blatt wieder weggenommen, und in eine kleinere, von dem übrigen Raum der Pfanne, durch das sogenannte Einhaltblech getrennte Abtheilung derselben, getaucht (durchgeführt), und wieder auf den Schragen gestellt, auch nach Befinden schlecht verzinnte Stellen bekratzt, und das Blech nochmals durchgeführt. Bei der aufrechten Stellung der Bleche auf den Schragen fließt das überflüssige Zinn an denselben ab, bleibt jedoch zum Theil in erstarrten Tropfen an der untern Kante derselben hängen. Ist die Verzinnung so weit vollendet, so werden die Bleche durch das sogenannte Schwarzwischen (Reiben mit Sägespänen), von dem auf ihrer Oberfläche haftenden Talg, wenigstens größtentheils gereinigt, und dann von den an ihrer, auf dem Schragen nach unten gekehrten Kante noch haftenden Zinntropfen durch das Abwerfen befreit. Zu diesem Ende ist eine besondere kleine und sehr schmale Pfanne (die Abwerfpfanne) in einem besondern Herd angebracht, in welcher nur eine geringe Menge Zinn flüssig erhalten wird. In das geschmolzene Zinn werden die Bleche mit der Kante, an welcher die erstarrten Zinntropfen haften, gehalten, und die letzten dadurch ebenfalls abgeschmolzen, und mit Moos abgewischt, wodurch ein schmaler, matter Streifen entsteht, welcher der Abwurfsaum heißt. Hierauf wird die Oberfläche der Bleche durch das Weißwischen (Abwischen mit kieselfreier Kreide) vollständig gereinigt, und die Bleche sind nun bis zum Verpacken vollendet. Der Abwurfsaum gereicht den Blechen nicht zur Zierde, und man hat daher auf mancherlei Weise versucht, desselben überhoben zu seyn. Am besten erreicht man diesen Zweck, wenn man die Bleche so auf den Schragen stellt, daß eine Spitze nach unten gekehrt ist, und den Schragen sogleich über ein flüssiges Zinn enthaltender Pfanne anbringt, in welche die Spitze der auf dem Schragen stehenden Bleche eintaucht. Hiedurch wird das Abfließen des Zinnes gar sehr befördert; soll indeß das Zinn auf dem längern Wege nach der Diagonale des Bleches, nicht dennoch zum Theil erstarren und eine ungleiche und unwirthschaftliche Verzinnung veranlassen, so muß das auf dem Schragen stehende Blech selbst einer höhern Temperatur ausgesetzt seyn. Das wenige Zinn, welches noch an der Spitze der Bleche haftet, wenn sie vom Schragen genommen werden, läßt sich leicht abschlaudern.

Wir geben nun noch eine kurze Übersicht der in England üblichen, etwas complicirten Verzinnungsmethode: Es werden dazu sechs Pfannen erfodert, nämlich 1) eine Talgpfanne, in welche die Bleche vor der Verzinnung, so wie sie aus dem Wasser kommen, gebracht werden, 2) die eigentliche Zinnpfanne, 3) die Durchführpfanne, 4) eine zweite Talgpfanne, 5) eine leere Pfanne, über oder in welcher die Bleche auf den Schragen gestellt werden, und 6) die Abwerfpfannen. Das Talgbad, in welches die Bleche vor der Verzinnung kommen, befördert die Verbindung des Zinnes mit dem Eisen auf der Oberfläche der Bleche, welches besonders alsdann der Fall seyn soll, wenn das Talg durch die Einwirkung der höhern Temperatur schon eine Umänderung seiner Mischung erfahren hat. Durch die Trennung der eigentlichen Zinnpfanne von der Durchführpfanne erreicht man den wichtigen Vortheil, in der letzten ein vorzüglich reines Zinn anwenden zu können. In der Regel füllt man die erste Zinnpfanne mit einem Gemisch aus gleichen Theilen Blech- und Kornzinn, die Durchführpfanne aber mit reinem Kornzinn, welches von vorzüglicher Güte ist, und außerhalb England nur in geringer Menge in den Handel komt. Nachdem das Blech die Zinnpfanne, in welcher es 1¼ Stunde oder länger bleibt, passirt hat, wird es auf einen Schragen gestellt, wo es erkaltet, und von welchem es sodann in die Durchführpfanne komt. Diese Pfanne besteht aus zwei Abtheilungen von ungleicher Größe, in deren größte das Blech zunächst gebracht wird. In derselben muß das an der Oberfläche des Blechs haf-

Digitized by Google

tende Zinn zum Schmelzen kommen, dadurch vermischt sich aber ein Theil dieses minder reinen Zinns mit dem in dieser Abtheilung der Durchführpfanne, welches dadurch ebenfalls an seiner Güte verliert. Man behauptet indeß, daß das minder reine Zinn sich vorzüglich gegen die Oberfläche begeben soll, weshalb man daselbst von Zeit zu Zeit eine gewisse Quantität ausschöpft, und durch reines Kornzinn ersetzt, wogegen das ausgeschöpfte Zinn in der ersten Zinnpfanne gebraucht wird. Hat das Blech in der ersten Abtheilung der Durchführpfanne die gehörige Temperatur erlangt, so nimt ein dazu angestellter Arbeiter ein Blatt nach dem andern heraus, reibt dasselbe auf beiden Seiten mit einem Hanfpinsel, und taucht es sehr schnell, und ohne es aus der Zange loszulassen, in die zweite, kleinere Abtheilung der Durchführpfanne, worauf es sogleich in die zweite Talgpfanne komt. Diese letztre Arbeit, welche das Waschen (washing) genant wird, erfodert ungemeine Geschicklichkeit und Gewandtheit, wodurch dieselbe so beschleunigt wird, daß ein geschickter Arbeiter im Stande ist, in 12 Stunden 2625 Blatt auf die beschriebene Weise durchzuführen. In der zweiten Talgpfanne stehen die Bleche aufrecht, und werden durch an den Seitenwänden der Pfanne angebrachte Zinken gehindert, einander zu berühren. Diese Pfanne enthält beständig 5 Blatt, und so wie der Durchführer das sechste hineinbringt, nimt ein Knabe das erste heraus, und stellt es auf den über oder in der erwähnten leeren Pfanne Nr. 5 angebrachten Schragen, wo das Talg abfließt. Hierauf komt das Blech in die Abwerfpfanne, welche auch immer gleichzeitig 5 Blatt enthält. Beim Abwerfen wird übrigens im Wesentlichen, wie bei der früher beschriebenen Methode, procedirt, das flüssige Zinn jedoch nicht abgewischt, sondern durch einen Schlag gegen das Blech davon getrent. Auf einigen englischen Werken, z. B. zu Mastrough, unweit Rotherham und Yorkshire wird jedoch auf die oben beschriebene Weise ohne Abwurfsaum verzinnt.

Es ist schon im Anfange dieser Abhandlung bemerkt, daß die Produkte der Weißblechfabrikation bei weitem nicht so mannigfaltig sind, als die der Schwarzblechfabrikation. In Ansehung des Formats werden gewöhnlich nur zwei Gattungen gefertigt, nämlich Pontonblech oder Doppelkreuz (so lange die Weißblechfabrikation am Harz noch bestand, 15¼ Zoll lang und 11¼ Zoll breit), und ordinäre Faßbleche (am Harz 12¼ Zoll lang, 9¼″ breit). In Ansehung der Stärke der Tafeln zerfällt das Pontonblech wieder in ordinäres und schweres, vom ersten wog am Harz ein Schock (von 60 Blatt) vor dem Verzinnen 60 bis 62 Pfund, vom lestern 72 bis 74 Pfund. Die ordinären Faßbleche zerfallen in Ansehung der Stärke in drei Arten, welche man nach abnehmender Stärke mit den Namen Kreuz, Forder, und Senkler bezeichnet. Vom erstern wog am Harz das Doppelschock (120 Blatt), 60 bis 62 Pfund, von dem zweiten 48 Pfund. Nach der Verzinnung werden die Weißbleche in der Regel in Fässer verpackt. Am Harz rechnet man auf 1 Faß (mit Ausnahme des Senklerblechs, welches in halbe Fässer zu 300 Blatt verpackt wurde), 450 Blatt. Es wog nach der Verzinnung, ohne Thara:

1 Faß	schwer	Pontonblech	. .	5 Ctn.	40 Pf.
1 —	ordinär	—	. .	4 —	40 —
1 —	ordinär	Kreuzblech	. .	2 —	17½ —
1 —	—	Forderblech	. .	1 —	72½ —
1 —	—	Senklerblech (zu 600 Bl.)		1 —	100 —

Auf andern Werken weichen die Dimensionen von den hier angegebenen etwas ab, indeß ist dies nur unbedeutend, und das Verhältniß zwischen Länge und Breite ist überall ziemlich dasselbe. Auf einigen teutschen Werken werden auch Bleche nach englischem Format, 13½″ lang und 9¼″ breit gefertigt, und in Kisten verpackt.

Ein Blechwerk kann bei verbessertem Hammerbetriebe jährlich zwischen 2000 bis 3000 Faß Bleche liefern. Die Blechfabrik zu Caermarthen in der Provinz gleiches Namens, (eines der vorzüglichsten englischen Blechwerke), soll indeß wöchentlich 464 Kisten zu 225 Blatt liefern, welches bei 40 Betriebswochen jährlich über 18000 Kisten, oder über 9000 Faß beträgt. Um diese außerordentliche Fabrikation zu bewirken, hat das Werk beständig 4 Paar Blechwalzen, mit 2 Glühöfen, 3 Verglühöfen für die Beitzarbeiter, 2 Paar polirte Walzen zum Ebenen der gebeitzten Bleche, 3 Verzinn- und 4 Durchführpfannen im Betriebe. Alle diese und die übrigen nöthigen Vorrichtungen sind jedoch in größerer Anzahl vorhanden, als sie gebraucht werden, so daß also bei Unfällen, welche die eine oder andere dieser Vorrichtungen treffen, keine Unterbrechung der ganzen Arbeit entsteht.

Wir sehen schon aus der angegebenen Produktion dieses einzelen Werks, daß die Weißblechfabrikation in England von großer Wichtigkeit seyn müsse, und wir finden den Grund dieser Wichtigkeit in der in hohem Grade vollendeten Ausbildung mechanischer Kunstfertigkeiten bei den Engländern, in dem ausgebreiteten, durch die glücklichste Lage begünstigten Handel dieser Nation, welcher den Erzeugnissen ihres Kunstfleißes in allen Ländern der Erde Absatz verschafft, in dem Reichthum an Steinkohlen, und besonders in dem außerordentlichen Reichthum an Zinn, und der ausgezeichneten Güte desselben. Die englische Weißblechfabrikation beschränkt sich nur auf das eigentliche England (mit Ausschluß von Schottland und Irland und den kleinern Inseln des britischen Stats), und zwar vorzüglich auf die Provinzen Stafford, Glamorgan, Caermarthen, York, Derby und Monmouth. Unter den englischen Weißblechfabriken zeichnen wir aus: die bei Wolverhampton, bei Merthyr-Tidrill und Neath (Ynisgenoyn tinplate-mills), bei Caermarthen und Kidwelly, bei Rotherham (Mastrough), bei Derby und bei Pontwool. Nächst England dürfte wohl Sachsen die ausgebreitetste Weißblechfabrikation aufzuweisen haben; dieselbe beschäftigt in den Kreisämtern Schwarzenberg, Vogtsberg und Wolkenstein mehr als 20 Weißblechhämmer, unter denen wir Schönhaide, Rittersgrün, Breitenhof, Tannenbergsthal und Morgenröthe nennen. Die, freilich mit der Englischen nicht vergleichbare, aber doch vor allen übrigen Ländern ausgezeichnete Zinnproduktion Sachsens, und der Gewerbfleiß seiner Bewohner haben auch hier das Emporkommen der Weißblechfabrikation begünstigt. Daß dieselbe hier älter sei, als in England, haben wir bereits erinnert. Unter ähnlichen

Digitized by Google

Umständen als in Sachsen, kam die Weißblechfabrikation auch in Böhmen empor, hat sich jedoch zu keiner solchen Ausdehnung erhoben, und wir begnügen uns nur das auch in anderer Hinsicht ausgezeichnete gräfl. Wrbnaische Eisenhüttenwerk zu Horzowitz zu nennen. Am Thüringer Walde ist die Weißblechfabrikation ebenfalls nicht unbedeutend und ziemlich alt. Wir nennen die Eisenhüttenwerke zu Obersteinach (im Meiningischen Oberlande), zu Katzhütte (im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt) und Burghammer (im Reussischen). Außerdem ist die Weißblechfabrikation in Teutschland unbedeutend, wir bemerken nur die zu Zarzhausen (in der Preußischen Provinz Brandenburg), und die ebenfalls Preußischen Werke im vormaligen Saarbrückischen. In Frankreich hat die Weißblechfabrikation auch nicht unbedeutende Fortschritte gemacht, obgleich dieses Land keine Zinnproduktion besitzt, sondern nur in den neuesten Zeiten einige nicht erhebliche Bergmännische Versuche auf dieses Metall unternommen hat. Weißblechfabriken finden sich vorzüglich in den Departements des Vosges, des Ardennes, de la Haute Saône, de l'Aisne, du Doubs, de l'Oise, de la Nièvre, und wir nennen insbesondere die Fabrik zu Imphy im Dep. de la Nièvre, deren jährliche Produktion auf 4000 Kisten zu 300 Blatt steigt. Wir sehen hieraus, daß diese Produktion gegen die der Englischen Werke bedeutend zurücksteht; doch sind die Bleche in Ansehung ihrer innern Güte, und der Schönheit der Verzinnung, den Englischen an die Seite zu stellen. Überhaupt hat die Weißblechfabrikation in Frankreich, zum Theil durch aus England verschriebene Maschinen, und durch englische Arbeiter große Fortschritte gemacht. Frankreich produzirt übrigens sein Bedürfniß an Weißblech nicht, sondern ergänzt dasselbe aus England und Teutschland.

Zum Schluß bemerken wir noch über die Literatur der Blechfabrikation: außer den gewöhnlichen technologischen Werken, Schauplätzen der Künste und Handwerker, unter denen wir Krünitz Encyclopädie auszeichnen, und mehre Werke über Eisenhüttenkunde, welche sich jedoch nur auf ältere Blechfabrikation beziehen, findet man schon etwas über die englische Blechfabrikation in Blumhof Encyclopädie der Eisenhüttenkunde, vorzüglich aber verdient Karstens Handbuch der Eisenhüttenkunde nachgeschlagen zu werden. Endlich erwähnen wir nochmals des schon gedachten Aufsatzes von Parkes im Journal of the Royal Institution, welcher in Karstens Archiv für Bergbau und Hüttenwesen, in den Annales des mines und im dritten Bande der Jahrbücher des polytechnischen Instituts in einem Aufsatze von Altmütter teutsch und französisch bearbeitet ist. Dieser Aufsatz erstreckt sich jedoch in der englischen Urschrift hauptsächlich nur auf die Verzinnerei, und ist in Ansehung der Bereitung der Bleche selbst etwas dürftig; was der Parkesschen Arbeit jedoch in dieser Hinsicht fehlt, ist in Karstens Archiv durch Anmerkungen, wozu besonders die Reisebemerkungen der Herren Obergräthe Eckardt und Kriger den Stoff gegeben haben, und welche in einer französischen Übersetzung auch in die Annales des mines aufgenommen sind, reichlich ersetzt. Was wir diesem Aufsatze verdanken, ist bereits erwähnt. (*A. Müller.*)

Blech (als Baumaterial), ist entweder Eisenblech, oder Kupferblech oder Messingblech; am meisten verbreitet ist der Gebrauch des Eisenbleches, und es ist dabei vorzüglich folgendes zu bemerken: das schwarze Eisenblech wird von den Schlossern zu eisernen Thüren für Gewölbe, Vorgelege, Kamine, Rauchkammern, Backöfen und andere Öfen &c., zu Schiebern und Klappen in den Schornsteinen, zu Oberöfen, Ofenröhren, Bratöfen und dergl. verarbeitet. Auch wird es zu den Gehäusen der Schlösser, zum Beschlagen durch den Gebrauch leicht zerstörbarer Ecken, zu Bändern, und zu mannigfaltigen andern Dingen im Innern der Gebäude zweckmäßig angewandt. Ferner gebraucht man es auch, wie das weiße Blech, zur Bedeckung der flachen Dächer, Altane, Balkone und Gesimse, zu Dachkehlen und Vorschlagblechen an den Dachfenstern, und zur Verwahrung der Verbindungstheile durch Witterung leicht zerstörbarer Baustoffe, wozu man sich dann am zweckmäßigsten, besonders bei Dachdeckungen, des starken Sturzbleches, oder des Modellbleches bedient. Das weiße Blech wird aber gewöhnlich zum Belegen der flachen Dächer, zu den Hohlkehlen und Kehlleisten an den Stellen, wo zwei Dachflächen auf einander stoßend einen eingehenden Winkel bilden, oder hinter den Schornsteinen, wenn diese nicht aus dem Firste des Daches, sondern aus der Dachfläche selbst hervorgehen; ferner zu den Vorschlagblechen vor den Dachfenstern, zu Rinnen an den Dächern hinter den Attiken, zur Bedekung der Gesimse und Verdachungen aller Art, zur Bedeckung aller Stein- und Holzverbindungen, welche der Witterung ausgesetzt sind, um an diesen Stellen theils das Durchdringen von Wasser und Feuchtigkeit zu verhindern, theils das Holzwerk da, wo es am leichtesten und ersten durch die Einwirkung des Wetters zerstört wird, zu schützen und auf längere Zeit zu erhalten. Endlich gebraucht man es hauptsächlich noch zu den Dachrinnen, Ausguß- und Abfallröhren, auch zu mancherlei Nebenarbeiten in- und außerhalb der Gebäude, wie z. B. zur Verwahrung weicherer Bautheile an jenen Stellen, wo sie durch Reibung oder Stöße leicht abgenutzt, beschädigt, oder auf irgend eine andere Weise entstellt werden können. Man verwendet zu den bezeichneten Hauptarbeiten gewöhnlich das ordinäre weiße Kreuzblech; allein je dauerhafter die Werke, und besonders die Bedeckung flacher Dächer, die Einkehlungen und Dachrinnen von den Umständen gefodert werden, desto stärker muß auch das hiezu genommene Blech seyn, zu welchem Ende man dann am zweckmäßigsten das starke doppelte Kreuzblech, sogen. Pontonsblech zu wählen hat. Das Ausschußblech, woraus sonst gewöhnlich mancherlei Geräthschaften verfertigt werden, zu Dachdeckungen, Rinnen, Röhren, Hohlkehlen u. dgl. zu verwenden, ist aus leicht einzusehenden Gründen ein höchst zweckwidriger und nachtheiliger Gebrauch. Bauherrn, die sich hiezu wegen der Wolfeilheit dieser Blechart verleiten lassen, haben nicht ihren Vortheil, sondern ihren Schaden bezweckt, und haben nicht nur das auf diese Weise ausgegebene Geld als rein verschwendet zu betrachten, sondern zugleich sich oder ihren Nachfolgern eine Reihe unangenehmer Folgen, Unbequemlichkeiten und Ausgaben bereitet, welche die bald erfolgende Mangelhaftigkeit der

Digitized by Google

hieraus verfertigten Bautheile nach sich zieht. Die Konstruktion selbst der obenbezeichneten Bautheile s. in den einschlagenden Artikeln, so wie jene der dauerhaften und höchstnützlichen ganz von Blech verfertigten Kappfenster im Art. Dachfenster. Übrigens muß alles Eisenblech, das schwarze sowol als das weiße, bei der Anwendung desselben in freier Luft wenigstens auf der äußeren, besser aber auf beiden Seiten mit einem wetterfesten Anstriche versehen werden, weil es sonst wegen der großen Verwandtschaft des Eisens mit dem Sauerstoffe auch ungeachtet der Verzinnung sehr bald rostet und zerstört wird. Die Tafeln zur Belegung der Dächer und dergl. müssen natürlicherweise auf der innern Seite vor der Eindeckung, auf der äußern aber nach derselben angestrichen werden. Weil indessen das schwarze Blech noch eher rostet als das weiße, so muß besonders bei dem Gebrauche des erstern auf einen vorzüglich dauerhaften Anstrich gesehen werden. Der gewöhnliche Anstrich aus Leinöl und rothem Bolus gemischt, der wegen seiner Wohlfeilheit häufig gebraucht wird, ist der schlechteste den man wählen kann; denn sobald die Öltheile durch die Luft und ihre wechselnde Temperatur verzehrt sind, nimt die übrigbleibende rothe Farbe aus der Luft ein Salz auf, das die Zerstörung des Eisens im höchsten Grade schnell bewirkt, welche selbst unter der stehenbleibenden Farbenkruste erfolgt. Der beste Ölanstrich für das Eisenblech ist der aus eingedicktem Leinöl und Kienruß, der das Rosten desselben am längsten verhindert. Der vorzüglichste aber aller Anstriche zur Belegung der Metalle sowol als der Hölzer gegen die Witterung ist der Steinkohlentheer. Von der zweckmäßigen Bereitung, Anwendung und Art des Gebrauches dieser sowol als anderer Anstriche, s. d. Art. Farben im Bauwesen. Die für einen Bau verfertigten Blecharbeiten werden gewöhnlich nach der Größe und Anzahl der verarbeiteten Tafeln berechnet. Da es aber Fälle gibt, wo man bei Beurtheilung verfertigter Arbeiten die einzelen Tafeln nicht leicht wieder herauszählen, wol aber die aus Blechen verfertigte Fläche ausmessen kann; so ist es sichrer die Preise der Arbeiten für einen □ Fuß festzusetzen. Überhaupt über Berechnung und Veranschlagung des für Baulichkeiten aufzuwendenden Bleches und der Blecharbeiten der Klempner, erhält man vollständigen und deutlichen Unterricht bei Triest Grundsätze z. Anfertig. richtig. Bauanschl. I. Bd. S. 433—441, und II. Bd. S. 299—310.

Kupferblech komt im Bauwesen in langen Tafeln oder Rollen und in kleinern Platten vor. Eine Rolle ist 1½ Fuß breit und 20 Fuß lang, und so geschlagen, daß 1 □ Fuß 1 ℔ wiegt. Die kleinern Tafeln sind einzeln 2½ rheinl. Fuß lang und eben so breit, und gewöhnlich so geschlagen, daß 1 □ Fuß 1½ Berl. ℔ wiegt. In dieser Gestalt wird es im Bauwesen, und zwar zu allen jenen Bautheilen im Freien verwendet, wozu man das Eisenblech braucht, doch mit großem Vorzuge vor letzterm, weil es wegen seiner weit geringern Verwandtschaft mit dem Sauerstoffe viel schwerer von der Luftsäure angegriffen, und erst nach ungemein langer Zeit, der Witterung ausgesetzt, in jene grüne kalkige Erde, die man Grünspan nent, verwandelt und zerstört wird. Daher es denn auch keines Anstrichs wie das Eisen bedarf, folglich auch die Reparaturen des Anstrichs erspart werden. Allein wegen des hohen Werthes, in welchem das Kupfer jetzt im Verhältnisse gegen das Eisen steht (vgl. Art. Kupfer), wird auch sein Blech seltner, und nur bei solchen Gebäuden, die durch Größe oder Schönheit wichtig sind, zum Decken, Einkehlen, Belegen der Balkone ꝛc., zu Rinnen, Ausguß- und Abfallröhren gebraucht. Zu Braukesseln, Brantweinblasen u. dgl., wozu es ebenfalls als das zweckmäßigste unter den bis jetzt gebräuchlichen Metallblechen verarbeitet wird, müssen etwas stärkere Tafeln, als die oben zum Dachdecken und zu Dachrinnen bezeichneten genommen werden. Die Konstruktion aller dieser Bautheile wird in den einschlagenden Artikeln, z. B. im Art. Dachdecken und Dachrinnen gezeigt. Über Berechnung des Aufwandes an zum Decken nöthigem Kupferbleche, Veranschlagung der hieraus entspringenden Kosten, so wie über Kostenberechnung der Dachrinnen, Braukessel, Brantweinblasen, und überhaupt aller im Bauwesen vorkommenden Arbeiten aus Kupferblech, findet man umständlichen und faßlichen Unterricht in Triest's angeführten Grundsätzen im I. Th. S. 481—487, und im II. Th. S. 313—330.

Messingblech endlich, auch Lattun genant, erscheint für den Gebrauch im Bauwesen in verschiedener Größe und Dicke der Tafeln, von deren hiernach geordneten Arten und ihren Benennungen man in Ludovici Kaufmannslexicon III. Th. Col. 2026, auch in Krünitz ökonom. Encyclop. V. S. 677. lesen kann. Doch beschränkt sich der Gebrauch dieses Bleches im Bauwesen nur auf jene sonst aus Eisenblech verfertigte Bautheile im Innern der Gebäude, wenn man ihnen durch die gelbglänzende Oberfläche des Messingbleches, die auch zur Annahme von Vergoldung vorzüglich geschickt ist, ein edleres und reicheres Ansehn geben will. So werden dann Ofen- und Kaminthüren besonders innerhalb der Zimmer, so wie auch Thürbänder vom Schlosser daraus verfertigt, Thürschlösser und anderes Eisenwerk an Öfen, Geländern u. dgl. zur Zierde mit demselben, das oft hiezu in mancherlei zierlichen Formen bearbeitet wird, belegt, auch Ecken und Ränder weicherer Bautheile zur Sicherheit gegen Reibungen und Stöße mit Messingblech überzogen. (*Leger.*) — Außer Eisen-, Kupfer- und Messingblech wird beim Bauwesen, besonders in neuern Zeiten auch sehr häufig Zinkblech, und zwar eben so wie das Eisen- und Kupferblech zum Bedecken der Dächer, zu Dachrinnen u. dgl. Gegenständen verwendet. Die im Handel gewöhnlich vorkommenden Sorten sind bei 24 Rhein. Zoll breit, 32, 36, 48 und 60 Zoll lang, und wiegt der □ Fuß 20 Loth bis 1¼ Pfund. Das Zinkblech überzieht sich durch den Einfluß der Atmosphäre bald mit einer dünnen Lage von Oxydul, welche auf demselben fest haftet, und es vor fernerer Oxydation schützt, weshalb es nicht nöthig ist, dasselbe durch einen Anstrich zu verwahren. Es ist jedoch wegen dieser schnellen Oxydation des Zinkes nicht rathsam, zu schwaches Zinkblech, besonders zu solchen Gegenständen anzuwenden, welche einen mechnischen Widerstand zu leisten haben, da seine Dicke durch die sich bildende Lage von Oxydul unvermeidlich geschwächt wird.

Das Zinkblech wird auf zahlreichen Werken in Ober-

Digitized by Google

schlesien (besonders den königl. und fürstl. Plessischen, aber auch auf mehren Privatwerken) und in den angränzenden Gegenden von Polen, so wie auch von vorzüglicher Güte auf der Fabrik von Mosselmann u. Comp. bei Lüttich bereitet. Das letztere Werk liefert Bleche von 5 bis 6 Rhein. Fuß Länge, wobei der □ Fuß höchstens 14 ℔ wiegt, welche unter andern häufig nach Hamburg gehen, und daselbst zum Beschlagen der Schiffstheile, welche der Atmosphäre ausgesetzt sind, aber vom Meerwasser nicht berührt werden, anwendet. (*A. Müller.*)

BLECHINGLEY, eine Stadt in der brit. Grafsch. Surry. Sie erhebt sich auf einem Hügel, hat 1 gothische Kirche, 1 Armenhaus für 10 Personen, 1 Freischule für 20 Knaben, 210 Häus. und 1116 Einw., die 2 Deputirte zum Parlamente senden. (*Hassel.*)

BLECHMÜNZEN, würden in des Wortes engstem Sinne die Weißblechmünzen seyn, welche an mehren Orten unter öffentlicher Beglaubigung als Geldzeichen ausgegeben wurden (z. B. die Bierheller zu Altenburg in Sachsen); dann nennt man auch einseitige Münzen von Silberblech so, wie die Silberheller von Regenspurg, Augsburg, Nürnberg. Je dünner und größer solche Münzen werden, destomehr ähneln sie den Brakteaten, die man wol auch Blechmünzen genannt hat. Über diese verweisen wir an den ihnen bestimten Artikel. (*Hase.*)

BLECHNUM, eine Pflanzengattung aus der Familie der Farrenkräuter, deren Charakter in fortlaufenden Samenlinien zu beiden Seiten der Mittelrippe besteht, und von einem ebenfalls fortlaufenden häutigen Schleierchen bedeckt sind.

I. Mit einfachem Wedel.

1. Blechnum *Lanceola* Sw., dessen unfruchtbare Wedel ei-lanzetförmig, die fruchtbaren lanzetförmig fast glattrandig sind. In Brasilien. (N. Entd. 2. S. 282.)

II. Mit halbgefiedertem Wedel.

2. Bl. *asplenioides* Sw., mit eiförmigen zugespitzten Fetzen und abgekürzten Samenlinien. In Brasilien. (N. Entd. 2. S. 282.) 3. Bl. *boreale* Sm. (Osmunda Spicant *L.*), dessen unfruchtbarer Wedel halbgefiedert, die Fetzen parallel lanzetförmig und stumpflich, die fruchtbaren Wedel aber gefiedert, die Blättchen linienförmig und zugespitzt sind. (Fl. dan. 99. Schk. Farrenkr. T. 110.) An feuchten schattigen Orten in Wäldern des nördlichen Europa. 4. Bl. *unilaterale* W., mit halbgefiedertem Wedel, dessen Fetzen lanzetförmig glattrandig und zugespitzt sind, die Samenlinien erstrecken sich an der untern Seite der Mittelrippe, der Strunk ist mit Spreublättern besetzt. In Peru. 5. Bl. *onocleoides* Sw., ist mit dem Bl. boreale so nahe verwandt, daß fast nur die Sichelgestalt der Fetzen es unterscheidet.

III. Mit gefiedertem Wedel, der an der Spitze halbgefiedert ist.

6. Bl. *punctulatum* Sw., mit herz-linienförmigen glattrandigen sichelförmigen Blättchen, die am Rande punktirt und nach der Basis zu immer kürzer werden. Am Kap. 7. Bl. rigidum Sw., mit herz-lanzetförmigen stumpfen steifen Blättchen, deren untere von einander abstehen und deren ganze Mittelrippe zu beiden Seiten mit Samenlinien besetzt ist. Am Kap. 8. Bl. *australe* L., mit herz-lanzetförmigen, an der Spitze krautartig gestachelten Blättchen, die am Rande scharf sind. (Schk. Farrenkr. T. 110. b.) Am Kap. 9. Bl. *appendiculatum* W., mit lanzet-linienförmigen ungleich gezähnten an der Basis gehörten Blättchen. In Caraccas. 10. Bl. *cartilagineum* Sw., mit schwertförmigen gesägten an der Basis erweiterten steifen Blättchen, einem winkligen rauhen Strunk. In Neuholland. 11. Bl. *striatum* R. Br., mit schwert-linienförmigen gesägten aderig gestreiften Blättchen und halbrundem Strunk. In Neuholland. 12. Bl. *serrulatum* Mx., mit lanzetförmigen, auf beiden Seiten verdünnten herablaufenden scharf gesägten Blättchen. In Florida. 13. Bl. *caudatum* Cav., mit sichelförmigen spiesartigen Blättchen, deren oberste zusammenfließen und das letzte sich sehr verlängert. Auf den Philippinen. 14. Bl. *occidentale* L., mit lanzetförmigen glattrandigen an der Basis fast herzförmigen Blättchen, die unten entgegengesetzt sind, oben aber abwechseln. (Schk. Farrenkr. T. 108. b.)

IV. Mit ganz gefiedertem Wedel.

15. Bl. *denticulatum* Sw., mit ei-lanzetförmigen gestreiften gezähnten Blättchen, die an der Basis nach oben stumpfwinklig sind. Auf Teneriffa. 16. Bl. *laevigatum* Cav., mit gesägten halb durchscheinenden Blättchen, wovon die fruchtbaren linienförmig, die unfruchtbaren ablang lanzetförmig zugespitzt sind, mit vierkantigem Strunk und Spreublättchen am gemeinschaftlichen Stiel. In Neuholland. 17. Bl. *auriculatum* Cav., mit spiesförmigen an der Basis gehörten zugespitzten Blättchen, unter denen die fruchtbaren viel schmaler sind. In Panama. 18. Bl. *fraxineum* W., mit ablang lanzetförmigen sichelförmigen glattrandigen Blättchen, deren oberstes ausgeschweift ist. In Caraccas. 19. Bl. *longifolium* Humb., mit lanzetförmigen glattrandigen gestielten Blättchen, deren oberstes das längste ist, und einem glatten Strunk. In Südamerika. 20. Bl. *orientale* L., mit linienförmigen glattrandigen abwechselnden ungestielten an der Basis ungleich verdünnten Blättchen. In Ostindien. 21. Bl. *angustifolium* W., mit linienförmigen gesägten an der Basis abgerundeten ungestielten Blättchen. In Guiana. 22. Bl. *calophyllum* Fisch., mit lederartigen linienförmigen glänzenden scharf gesägten an der Basis abgerundeten Blättchen. Auf der Insel Katharina. Bei Brasilien. 23. Bl. *procerum* Sw., mit entgegengesetzten lederartigen gestielten Blättchen, wovon die fruchtbaren linienförmig und glattrandig, die unfruchtbaren lanzetförmig und gesägt sind. Auf Neuseeland und Neuholland. (*Labillard.* nov. holl. t. 247.) (*Sprengel.*)

BLECHSCHREIBEKUNST. Die Holzschneidekunst und noch mehre andere Künste der Art gingen bekantlich der Buchdruckerkunst vorher. Wirft man einen Blick auf die Geschichte jener frühern Künste, so muß man sich wundern, daß dieselbe, ja selbst einzele Theile derselben, nicht dem Ziele der Buchdruckerkunst ganz nahe führten. Die Griechen und Römer hatten schon einzele Buchstaben in Stempeln, welche sie auf Vasen und andere Dinge abdruckten. So fand v. Murr in Venedig, und im Herkul. Museum zu Portici Lampen, auf welchen die Buchstaben einzeln und ungleich aufgedruckt waren. Daß Cicero sogar die Möglichkeit mit beweglichen Buchstaben zu drucken eingesehen hatte, ist bekannt. Und doch

Digitized by Google

wurde die Wirklichkeit in der Ausführung so spät herbeigeführt. Nebst den Stempeln, womit die Römer einzele Buchstaben aufdruckten, kamen auch bald solche Stempel in Gebrauch, womit man ganze Wörter (Monogrammen) abdruckte. Auch durch Blech wurden diese Monogramme geschrieben, man kann aber noch nicht bestimt angeben, ob dieses vor der Anwendung der Stempel geschah. Beide haben ein sehr hohes Alter, bestanden sehr lange nebeneinander; doch haben endlich die Stempel beim Unterzeichnen den Rang behauptet, und sind noch im Gebrauche.

Die Blechschreibekunst ist sehr alt, und man erkent an mehren Monogrammen der Kaiser und Könige auf Urkunden durch das Verwischen der Ränder den Gebrauch eines Bleches oder Elfenbeins, durch welches die Monogrammen geschnitten und nachher auf das Pergagament mit einem Pinsel gemalt wurden. Von dem Kaiser Justin wissen wir, daß er sich eines Goldblechs zur Unterzeichnung bediente; auch König Theodorich, so wie Karl der Große selbst und die ihm folgenden Kaiser und Könige hatten ähnliche Bleche, durch welche sie ihre Unterzeichnung durchmalten, daher sind auch die Monogrammen eines und desselben Fürsten nicht gleich, weil sie die Täfelchen öfters änderten.

Aus einer Stelle Quintilians *) läßt sich darthun, daß die Alten sich dergleichen Täfelchen zum Schreiben ganzer Wörter oder Zeilen bedienten. Bekant und sehr merkwürdig ist auch das Kupfertäfelchen, welches Tristan aufgefunden und aufbehalten, v. Murr aber als den ältesten Beweis der Kupferstechkunst dargestellt hat **).

Übrigens beweisen diese Monumente doch nur, daß man Buchstaben, ganze Wörter und Zeilen durch Blech zu schreiben verstand und geübt hat. Die Kunst aber, ganze Blätter und Bücher durch Blech zu schreiben, ist, meiner Meinung nach, nicht so alt, vielmehr der Buchdruckerkunst gleichzeitig, vielleicht um weniges älter, und es wäre möglich, was auch Fischer schon dachte, daß eben jene Blechschreibekunst und die durch Blech geschriebenen Chorbücher Guttenbergen die Idee beigebracht, mit beweglichen Buchstaben zu drucken ***).

Ich besitze ein altes schätzbares Denkmal der Blechschreibekunst, welches sich auf einem alten, von Michael Wensler zu Basel noch vor 1475 gedruckten Buche befand. Diese Buchdecke von Pergament ist aus einem alten Chorbuch entnommen, welches, allem Ansehen nach, noch vor Erfindung der Buchdruckerkunst, oder doch gleichzeitig mit derselben ist geschrieben worden. Die gewöhnlichen Buchstaben unter den Noten sind sehr groß und kommen ungefähr denen gleich, welche Fischer mit dem Namen der Choraltypen belegt. Dagegen haben die kleinern Buchstaben bei den Rubriken (theils roth theils schwarz geschrieben), ganz die Größe, Dicke und Form der gewöhnlichen Typen in den Fust- und Schöffer'schen Psalterien von 1457 und 1459; nur haben jene etwas schärfere Spitzen, welche durch Blech auszudrücken eher thunlich war, als durch Metallbuchstaben im Drucken. Die großen Initialbuchstaben, theils roth, theils blau oder schwarz, aber ohne Verzierungen, sind ebenfalls durch Blech gemalt, weichen aber von der Gestalt der Schöffer'schen Initialbuchstaben (mit Filigranarbeit), merklich ab. Daß aber dieses Fragment weder mit Feder und Dinte geschrieben, noch auf die gewöhnliche Art gedruckt, sondern durch Blechformen geschrieben oder gemalt ist, solches zeugen folgende Kriterien: 1) machen die Buchstaben keinen scharfen Eindruck auf das Pergament, wie man solches bei allen Druckwerken, und selbst in den Psalterien von 1457 und 1459 gewahret, sondern sie sind vielmehr durch ihre etwas dicke Farben erhaben anzufühlen und zu sehen; 2) lassen sich alle Buchstaben, sogar die schwarzen, gar leicht mit Wasser auswischen, was nur bei Gummifarbe, keineswegs aber bei der Dinte oder Druckerschwärze Statt findet; 3) sind alle und dieselben Buchstaben nach einem überaus gleichen und korrekten Ebenmaße geformt und gesetzt, was sich durch den Zirkel bewährt, aber in Manuscripten niemals sich so genau ausführen läßt; 4) endlich sind auch nirgends Linien gezogen, wie man in den Manuscripten allenthalben findet, und doch stehen die Zeilen und Buchstaben gerade, was nur ein geschickter Blechschreiber bewirken kann. Beweis genug, daß jene alten Buchdecken durch Blech geschrieben waren, und daß man diese Kunst schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. meisterhaft übte. Aber auch in neuern Zeiten setzte man die Kunst, in Blech zu schneiden und zu schreiben, noch fort. In Klöstern und Stiftern fand man zum Schreiben schöner Chorbücher vorüglich diese Methode am anwendbarsten, weil dieselbe bei der starken Choralfraktur und den Noten noch einmal so schnell als die Feder fortschreiten läßt. Breitkopf hat demnach dadurch, daß er die Blechschreibekunst eine Zeitverschwendende Kunst und Beschäftigung nent, bewiesen, daß er dieselbe gar nicht verstand.

In spätern Zeiten kam die Blechschreibe- und Malerkunst in große Aufnahme. Reiner, Guardian zu Trier (gest. 1671 zu Mainz), schnitt Buchstaben in Blech, jedoch wird ihm sehr irrig die Erfindung selbst zugeschrieben. Silvius von Benzenrad malte Blumen, Altartücher, (Antipendien) u. dergl. durch Blech. Auch in Frankreich hatte diese Kunst Fortschritte gemacht. Der Trappist des Champes schnitt in Blech, und später waren auch in Paris Blechschneider, Schreiber und Maler. Am weitesten brachten es in dieser Kunst J. Claudius Renard von Lüttich, welcher ums Jahr 1736 nach Mainz kam, und der Karthäuserpater Thomas Bauer zu Mainz. Der Erste erhielt öffentliche Beweise der Würdigung seiner Kunst. Im J. 1749 bekam er von der kurf. Regirung zu Mainz wegen derselben das Befreiungsdekret von allen Personalabgaben. Eine kleine Probe der Renardischen Arbeit hat Fischer dem dritten Hefte seiner topographischen Seltenheiten in einem Kupferstiche beigefügt.

Das schönste und seltenste Denkmal dieser Kunst ist unstreitig ein von dem obbenantten Pater Thomas durch Blech geschriebenes und gemaltes Buch, unter dem Titel:

*) Instit. Orator. Lib. I. cap. I. **) S. v. Murr's Journal zur Kunstgeschichte 2 Th. S. 183. ***) S. Fischer topograph. Seltenheiten III. S. 160.

Digitized by Google

Officia sanctorum propria et communia, ad usum Carthusiae in monte S. Michaelis prope Moguntiam per laminas aeneas depicta. Das Ganze besteht aus 252 Seiten, in groß Folio auf Pergament. Schon der Titel ist ein Meisterstück seiner Art. Man kann in der That nichts schöneres sehen, als was dieses Buch dem Auge darbietet. Schon in früherer Zeit hat man mehrmals 100 Dukaten dafür geboten. Eben so unbeschreiblich schön waren auch die Blumen, welche der schon gedachte Renard durch Blech gemolt hat. Fischer hat uns am angef. Orte Nachricht davon ertheilt. Von dessen Alphabeten sagt er, daß sie weit schöner seyen, als die Druckerpressen sie hervor zu bringen im Stande sind.

Noch muß ich hier bemerken, daß die Kunst, papierne Tapeten zu malen, aus der alten Blechmalerkunst entstanden, und eine Erfindung oder vielmehr Nachahmung späterer Zeit ist. (*Dahl.*)

BLECHUM *Juss.*, ist eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Acantheen und der vierzehnten Linné'schen Klasse. Mit Ruellia am nächsten verwandt, unterscheidet sie sich durch eine runde zusammengedrückte Kapsel, deren Klappen sich von unten spalten. Statt der Scheidewand geht das freie Mittelsäulchen in die Samensäckchen über. Die Blumen stehen in einer Art von Zapfen. — Arten sind: 1. Bl. *Brownii* Juss., (Ruellia Blechum *L.*), mit eiförmigen gesägten behaarten Blättern, eiförmigen Ähren, doppelten untern Bracteen und zu dreien sitzenden angestielten Blüthen. (*Plum.* ic. t. 42. f. 3. *Juss.* in annal. du mus. tom. 9. t. 21. f. 2.) In Jamaika. 2. Bl. *laxiflorum* Juss. (Ruellia blechioides *Sw.*), mit ablangen glatten unmerklich gezähnten Blättern, vierkantigen Ähren, und weißen Blumen, die länger als die Bracteen sind. In Jamaika. 3. Bl. *angustifolium* R. Br. (Ruellia angustifolia *Sw.*), mit linien-lanzetförmigen glattrandigen glatten Blättern, angeschwollenen Gelenken, ablangen Ähren und eiförmigen behaarten Bracteen, die viel größer als die kleinen blauen Blümchen sind. Bl. anisophyllum *Juss.* ist ein Aetheilema *R. Br.* (*Sprengel.*)

BLECKEDE, 1) ein hannöv. jetzt mit Garze vereinigtes Amt in der Prov. Lüneburg. Es enthält 117,616 Kalenb. Morgen, und 1810 in 2 Marktfl., 54 Dörfern und Weilern und 903 Häus. 7392 luth. Einw. An der Elbe besitzt es schweres Marschland, im Innern Geest, die indeß ziemlich gut ist, und mit Weiden- und Ellernholzungen abwechselt. Die Viehzucht ist ansehnlich; 1810 wurden 2613 Pferde, 5448 St. Rindvieh, 6980 Schafe, 103 Ziegen, 2985 Schweine und 1005 Bienenstöcke gezählt, und der Verkauf der Füllen, der Hammel, die Fischerei in der Elbe und die Leinenweberei bringen ansehnlichen Gewinn. 2) Marktfl. und Sitz des vorgedachten Amtes an der Elbe. Er zählt mit den beiden Vorörtern Kleinburg und Vorbleckede 1 Kirche, worauf eine Superintendentur haftet, 1 Domäne, 1 Zollhaus, wo ein wichtiger Elbzoll gehoben wird, 160 Häus. und 1378 Einw., die sich von Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Professionen nähren und 4 Jahrmärkte halten. (*Hassel.*)

BLEDA mayor und Bleda plana, 2 wüste und unbewohnte Inseln bei der spanisch. Insel Iviza. (*Stein.*)

BLEDSOE, County im Distr. Hamilton des nordamerik. States Tenessee mit ungefähr 9000 Einw., ihr Hauptort ist Pikeville. (*Hassel.*)

Bledzen, s. Bleson.

BLEEDA, Stadt in der algierischen Provinz Titery, 36° 23′ nördl. Br. und 20° 42′ östl. L. Sie ist mit einem Erdwalle umgeben, der aber sehr verfallen ist, und zählt etwa 5000 Einw., theils Mauren, theils Juden, die einigen Handel treiben. In der Umgegend findet man Alterthümer. (*Hassel.*)

BLEESERN, königl. Kammergut im preuß. Reg. Bez. Merseburg, Kreis Wittenberg, am linken Ufer der Elbe, ¼ St. westlich von Wittenberg, mit einer Stuterei von 300 Stuten und 50 Fohlen, Bierbrauerei und dem schönen Jagdschloß Heinrichswalde, das der Fürst Heinrich Eugen von Anhalt in dem angränzenden Walde erbauen ließ. Auch liegt in der Nähe der Croassensee, in dem man viele Stachelnüsse findet. Die Bleesernsche oder große Wiese an der Elbe war sonst nach der Ernte der Schauplatz eines Volksfestes für die ganze umliegende Gegend. Die jungen Bursche und Mädchen hielten ein Wettrennen; der beste Läufer erhielt einen Tressen- und Federhut, der ihn auf ein Jahr gegen den Soldatenhut schützte; und die beste Läuferin ein Stück Seidenzeug zu einem Mieder; auch hatten beide das Jahr hindurch bei Tanz und Spiel den Vorrang. Aber der Streitigkeiten wegen, die nicht selten zwischen den sich darein mischenden Wittenberger Studenten und den Bauerburschen vorfielen, und die Freude in blutigen Kampf verwandelten, ward das Wettrennen abgeschaft, und die Preise werden auf andere Art vertheilt. Auf derselben Wiese lagerte 1547 Karls V. Heer nach der Wittenberger Kapitulation, und man zeigt noch einen mit Bäumen bepflanzten Hügel als die Stelle, wo Moritz die Anwartschaft auf die Kurwürde erhielt. Das zu Bleesern gehörige Vorwerk Züllsdorf (Zülksdorf), am Bleesernschen Damm, gehörte einst Luthern, der es 1542 seiner Frau vermachte. (*Stein.*)

BLEGNO-THAL, auch Polenzer-Thal und Bellenzer-Thal, im Schweizer Kanton Tessin, ziehet sich 8 St. lang, ½ St. breit, dem Flusse Breno oder Blegno nach, nordöstlich wird es von dem Berge Greina, nordwestlich von dem Tukmanier geschlossen, und durch beide von Bünden geschieden. Kastanien, Obst, Getreide, Wein, Viehzucht, Heilquellen sind seine Produkte, welche die in der Landwirthschaft fleißigen Einwohner benutzen. Im J. 1515 betraf dieses Thal ein Unglück, das auch für die Stadt Bellenz hätte zerstörend werden können. Ein eingestürzter Berg hatte den Lauf des Breno aufgehalten, und ihn zum tiefen See geschwellt, dieser brach nun plötzlich den 25. Mai los, riß Felder und 600 Menschen mit sich, und Häuser nieder, und verheerte das Thal. — Es enthält drei Kreise: Olivone, Castro und Malvaglia, 18 Gemeinden und 6221 Einwohner. (*Wirz.*)

BLEGNY (Nic. de), geb. 1652 gest. 1722, ein merkwürdiges Beispiel von der Art, wie man am Hofe Ludwigs XIV. ohne Verdienste Ehre und Ansehn, und selbst in der literar. Welt Ruf erlangen konte. Ohne alle Erziehung war er einige Jahre Schreiber im Collége de

Digitized by Google

S. Côme gewesen, wo er endlich, nachdem er beständig von Arznei- und Wundarzneikunst sprechen gehört, sich überredete, Arzt und Wundarzt geworden zu seyn. Er heirathete eine Hebamme, verfertigte Bruchbänder und kaufte sich in die Innung der Wundärzte. Bald fiel es ihm ein, nach Bourdelot's Beispiel eine Akademie in seinem Hause zu errichten, und er hatte das Glück, daß verständige Gelehrte es nicht verschmähten, Mitglieder dieser Akademie zu seyn, deren Hauptzweck die Untersuchung und Kritik neuerer Entdeckungen, und Erzeugnisse der medizinischen Literatur zu liefern. Das chemiatrische System, damals an der Tagesordnung, ward von allen Seiten geprüft, und es erschienen von den Verhandlungen dieser Akademie, welche Bonet ins Lateinische übersetzte, unter dem Titel: Zodiacus medico-gallicus, 4 Jahrgänge von 1679—1685. Als Direktor einer Akademie hatte Blegny Ansehn genug erworben, um einen Lehrcurs der Chirurgie zu eröfnen. Ja er machte sich bei Hofe so bekant, daß die Königin 1678, und der Herzog von Orleans 1683 ihn zu ihrem Leibwundarzt ernanten. Ja, man erstaunte, als sogar der König 1687 ihn für seinen ersten Leibarzt erklärte. Mit diesen unverdienten Ehrenämtern nicht zufrieden, erneuerte er einen heil. Geistorden, der früher in Montpellier errichtet war, nante sich Kommandeur des Ordens, und wollte dessen vorgeblich rückständige Einkünfte durch Prozesse wieder gewinnen. Unter dem Vorwand einer milden Stiftung für arme Kranke errichtete der Abenteurer zu Pincourt ein Haus, worin die gröbsten Ausschweifungen von ihm und seinen Anhängern verübt wurden. Da endlich gingen dem König die Augen auf; Blegny wurde 1693 verhaftet, und endlich nach Avignon verwiesen, wo er sein Leben beschloß. Sein: L'art de guérir les maladies vénériennes. Paris. 1673. in 3 Bänden, ist eine geistlose Compilation. Sein: L'art de guérir les hernies de toutes espèces. Paris. 1676. sollte blos zur Empfehlung seiner Bruchbänder dienen. (*Sprengel.*)

BLEI (Mineralog.) Das Bleimetall komt in der Natur in sehr verschiedenen Verbindungen vor: geschwefelt, oxydirt, und gesäuert; Werner verbindet diese in seinem Bleigeschlechte; viele Mineralogen, wie Oken, Haußmann, Mohs, vertheilen dieses in verschiedene Klassen. Zur bessern Übersicht sollen die Bleierze hier zusammengestellt, und an den nöthigen Orten hierauf Bezug genommen werden.

1) **Gediegen Blei**, Plomb natif, *Haüy*. Es ist immer noch zweifelhaft, ob sich wirklich gediegenes Blei natürlich findet; mehres, welches man dafür gehalten hat, ist nur künstliches gewesen. Nach Haüy hat der dänische Naturforscher Rathke in den Laven der Insel Madera wirklich natürliches Blei gefunden, welches ungemein dem künstlichen Blei ähnlich war, es erscheint amorphisch, in nierenförmigen Stücken.

2) **Geschwefeltes Blei oder Bleiglanz.** Plomb sulfuré, *Haüy*. Hexaedrischer Bleiglanz, Mohs. Hexahedral Galena, or Lead Glance, *Jamesen*. Die wesentlichen Bestandtheile sind Schwefelblei, in einem Verhältnisse des Bleies zum Schwefel wie 100:15,42 mit einem zufälligen Gehalt von Silber, auch einigen andern Erzen; die Krystallisation geht vom Würfel aus, dieser ist theils vollkommen, theils an den Ecken und Kanten abgestumpft, seltener finden sich Zuschärfungen von Kanten, durch mannigfaltige Mittelstufen geht er in das reguläre Octaeder über. Er ist weich, das spec. Gew. =7,5, vor dem Löthrohre zerknistert er, entwickelt einen Schwefelgeruch, belegt die Kohle mit Bleioxyd, schmilzt leicht zum Bleikorn.

Werner nimt 3 Arten davon an: 1) gemeinen Bleiglanz, 2) Bleischweif, 3) mulmigen Bleiglanz. Haußmann setzt ihn zu den Bleikiesen, wozu er folgende Arten rechnet:

1) Spiesglanzbleierz.
2) Licht Weißgültig.
3) Weißgültig.
4) Bleischweif.
5) Bleiglanz.
6) Kobaltbleierz.

a) **der gemeine Bleiglanz** erscheint häufig krystallisirt, auch derb, zuweilen von verschiedenen äußern Gestalten, wie zellig, zerfressen; er ist von ausgezeichnet blättriger Textur, dreifachen Durchgangs nach den Würfelflächen; weich; etwas abfärbend; milde; sp. Gw. =7,5. Nach Thomson enthielt ein Bleiglanz von Durham:

85,13	Blei
13,02	Schwefel
0,50	Eisen
98,65	

Nach Westrumb, einer von Klausthal:

83,0	Blei
16,41	Schwefel
0,08	Silber
99,49	

Der Bleiglanz erscheint

Grobspeisig von ausgezeichnet blättrigem Gefüge.

Kleinspeisig von schuppiger Textur, krystallinisch, kleinkörnig.

Feinspeisig, von schuppiger Textur, krystallinisch feinkörnig. Nur selten komt er ganz frei von Silber vor. Beträgt der Silbergehalt im Zentner unter 2 Loth, so nent ihn der Bergmann **silberarm**, den 4 bis 9löthigen, **silberreich**.

Er ist höchst allgemein verbreitet, er findet sich auf Lagern, vorzüglich auf Gängen; die meisten sogenanten Silbergänge führen Bleiglanz, aus welchen wahrscheinlich das gediegene Silber durch neuere Bildungen entstanden ist. Sehr reich ist besonders der Harz zu Klausthal, Zellerfeld und Andreasberg; Derbyshire in England, Sala in Schweden. Nächst diesem Vorkommen im ältern Gebirge, bildete er im Alpenkalkstein mächtige Lager mit Galmei und Eisenoxyd, wie in den Alpen unweit Imbst, in Schlesien bei Tarnowitz; ferner komt er auf Lagern in einer sehr jungen Flötzbildung vor, wie in der Eifel am Bleiberge unweit Düren; auch zuweilen im Muschelkalkstein eingesprengt, wie in der Gegend von Göttingen.

Er dient theils zur Gewinnung von Blei, dessen gröbster Theil aus ihm erzeugt wird, theils auch zur Glasur des gemeinen Töpferzeuges.

Digitized by Google

Im Alterthume war er sehr wohl bekant, unter dem Namen *μολιβδίτις*, *μολιβδοειδὴς* und Plumbago. Bei den ältern Mineralogen der jetzigen Zeit hieß er Galena.

b) **Bleischweif**, **Plomb sulfuré compact**, *Haüy*; **Compact Galena**, *Jamesen*; sonst auch **dunkles Weißgültigerz** genant. Seine wesentlichen Bestandtheile sind Schwefelblei mit Spiesglanz, vor dem Löthrohre daher zerknisternd, stark verdampfend, unter Belegung der Kohle mit Spiesglanz und Bleioxyd zum Bleikorn schmelzend. Er ist lichtblaugrau, weich, abfärbend, milde, erscheint nur derb, zuweilen mit Spiegelflächen (**Bleispiegel**, zum Theil auch die Slickensides in Derbyshire), im Bruche flachmuschlig, meist mit scheibenförmig abgesonderten Stükken. Sp. Gew. = 7,2. Er komt mit der vorigen Art, aber selten, vor, so auf dem Harz, in Sachsen, England u. s. w.

Nicht häufig erscheint er vollkommen rein, meist mit Bleiglanz gemengt; ein solches Gemenge ist der sogenante **streifige Bleiglanz** (Galena striata, Plomb sulfuré strié).

c) **Mulmiger Bleiglanz**, **Bleimulm**, friable Galena, *Jamesen*. Besteht aus schuppigen Theilen, ist milde und zerreiblich, findet sich zuweilen bei Freiberg im Halsbrucker Revier, zum Theil als Überzug, von bleigrauer oder schwärzlicher Farbe; sonst nante man ihn auch wol Bleischwärze oder Schwarzerz.

d) **Überschwefeltes Blei** hat man einen meist kleinspeisigen Bleiglanz genant, der so viel Schwefel führt, daß er am Lichte mit blauer Flamme brent; er komt in Rheinpreußen bei Siegen vor.

e) **Weißgültiger**, **Plomb sulfuré antimonifère et argentifère**, *Haüy*. — **White Silber**, *Jamesen*. Werner setzt es unter diesem Namen in das Silbergeschlecht; Haußmann unter die Bleikiese. Die wesentlichen Bestandtheile sind Schwefelblei mit Schwefelspiesglanz und Schwefelsilber; es ist dunkelbleigrau in das Stahlgraue, stets amorphisch, im Bruche uneben, von feinem und kleinem Korne, metallisch wenig glänzend, weich, im Mittel zwischen spröde und milde; sp. Gew. = 5,6, vor dem Löthrohre zum größten Theil verdampfend, die Kohle mit Blei und Spiesglanzoxyd beschlagend, ein kleines Silberkorn hinterlassend. Es enthält nach Klaproth:

41,00	Blei
21,50	Spiesglanz
9,25	Silber
1,75	Eisen
22,00	Schwefel
1,00	Thon
0,75	Kiesel
97,25	

Es ist ein seltenes Erz, welches mit Bleiglanz gemengt, besonders in einigen Gängen um Freiberg bricht.

f) **Licht Weißgültig** ist durch Haußmann von der vorigen Art abgesondert; es enthält als wesentliche Bestandtheile, Schwefelblei mit nur wenig Schwefelsilber und Schwefelspiesglanz. Es zeigt sich lichtbleigrau, im Bruche aber zwischen metallisch wenig glänzend und schimmernd, wird durch den Strich glänzend, ist weich und milde; es findet sich nur derb und zeigt sich vor dem Löthrohre wie vorige Art. Nach Klaproth enthält das vom Himmelsfürsten:

48,06	Blei
20,40	Silber
7,88	Spiesglanz
2,25	Eisen
12,25	Schwefel
7,00	Thon
0,25	Kiesel
98,09	

Dieses seltene Fossil komt nur auf einigen Erzgängen, im Gemenge mit Bleiglanz in Sachsen bei Freiberg und in Böhmen vor.

g) **Kobaltbleierz**, von Haußmann aufgestellt. Hat zu wesentlichen Bestandtheilen Schwefelblei mit wenig Kobalt. Findet sich in äußerst kleinen nicht zu bestimmenden, moosförmig zusammengruppirten Krystallen oder fein eingesprengt; von frischbleigrauer Farbe, klein und feinschuppiger Textur und feinkörnig abgesonderten Stücken; ist weich, schwach abfärbend, milde; verhält sich vor dem Löthrohre wie Bleiglanz, färbt aber Boraxglas hell schmolteblau. Findet sich auf der Grube St. Lorenz bei Klausthal auf dem Harz.

3) **Spiesglanzbleierz**. Hat zu wesentlichen Bestandtheilen Schwefelblei mit etwas Schwefelspiesglanz, wenig Schwefelkupfer und höchst wenig Schwefeleisen. Es hat eine Mittelfarbe zwischen Blei- und Stahlgrau, findet sich größtentheils derb, nur höchst selten in Krystallen; diese sind meist nur klein, aufgewachsen, nie vollständig; sie erscheinen tafelartig mit sehr vielen Flächen, zum Theil als Zwillinge, vielleicht selbst als Drillinge; es liegt denselben nach Bournon und Breithaupt das rechtwinklig vierseitige Prisma (nach Smitson der Würfel) zu Grunde, aus welchem durch Breiterwerden von zwei Seitenflächen sich die tafelartigen Krystalle bilden; doch sind zur Zeit, wegen Undeutlichkeit und Seltenheit der Kristalle, die Kristallisationsverhältnisse noch nicht näher zu bestimmen gewesen. Der Gang der Krystallisation scheint dem des Schwerspathes sehr analog. Die Textur ist blättrig, mehrfachen Durchgangs, zeigt sich aber so abgerissen, daß sie noch nicht näher hat bestimt werden können; der Bruch ist uneben, in das Muschlige; übrigens ist das Fossil weich, wenig spröde, fast milde, verändert im Striche weder Farbe noch Glanz, sp. Gew. = 5,666, vor dem Löthrohre springt es mit Knistern in Stäubchen weg und schmilzt zugleich, selbst die Stäubchen schmelzen zum Theil zugleich im Wegspringen, die Kohle wird weiß und gelb durch Spiesglanz und Blei beschlagen. Man findet es auf dem Harz, in dem Rosenhofer Zuge bei Klausthal, mit Bleiglanz, Spatheisenstein und Schwerspath; ferner bei Harzgerode, zu Neudorf, auf dem Pfaffenberger Gange, mit Bleiglanz, Kupferkies, Spatheisenstein, Blende, Kalk, Quarz; in Sachsen unweit Freiberg, zu Bräunsdorf auf der neuen Hofnung Gottes; in Cornwallis bei Endelien,

Digitized by Google

mit Grauspiesglanzerz und Blende; in Ungern, Siberien und Peru. Das von Neudorf enthält nach Meißner:

57,590 Blei
20,769 Spiesglanz
18,400 Kupfer
1,386 Eisen
19,863 Schwefel
98,008

oder nach der Berechnung:

43,3957 Schwefelblei
28,5054 Schwefelspiesglanz
23,1100 Schwefelkupfer
3,0350 Schwefeleisen
98,0461

Hatchett fand in dem Cornwalliser:

42,62 Blei
24,23 Spiesglanz
12,80 Kupfer
1,20 Eisen
17,00 Schwefel
97,85

Hatchett und Bournon machten 1804 zuerst auf diese Gattung aufmerksam, und Karsten nante sie Spiesglanzblei, unter welchem Namen sie auch Haußmann in seinem System unter der Sippschaft der Bleikiese aufführt. Haüy nent sie Plomb sulphuré antimonifère; Bournon nante sie zuerst triple sulphuré d'Antimoine, Plomb et Cuivre, gegenwärtig nent er sie Endelione; Jamesen nante sie zuerst, Bournon zu Ehren, Bournonite, jetzt aber hat er den Namen Axifrangible Antimony-Glance angenommen, da sie Mohs axentheilenden Antimon-Glanz nent. Werner hatte seit nicht langer Zeit eine Gattung unter dem Namen Schwarzspiesglanzerz aufgenommen, von der sich neuerlich gefunden hat, daß sie mit dem Spiesglanzbleierz identisch ist.

4) Bleischimmer, von Pfaff (in Schweiggers Journ. 1819. n. XXVII) aufgestellt, findet sich hellbleigrau, derb; feinkörnig und schimmernd, bis wenig glänzend; schiefrige oder dünnschalige abgesonderte Stücke; unbestimteckige scharfkantige Bruchstücke; wird durch den Strich glänzend, weich, milde; leicht zersprengbar; spec. Gew. bei 14° Reaum. = 5,950. — Komt von Nertschinsk, und die größern Stücke zeigen an mehren Stellen eine Rinde von stroh- oder pomeranzengelbem Oxyde, wodurch es in die Bleiniere übergeht. Gehalt:

49,94 Schwefelblei
39,58 Schwefelspiesglanz
10,15 Arsenitspiesglanz
99,67

5) Rothes Bleioxyd, natürliche Mennige, Plomb oxydé rouge, *Haüy*. — Native Minium or native Red-Oxide of Lead, *Jamesen*. Es ist scharlachroth, amorphisch, fest oder pulverförmig, zeigt zum Theil noch die Struktur von Bleiglanz, in den es übergeht; vor dem Löthrohre verwandelt es sich bald zur Glätte und reduzirt sich dann. Man hat es in Teutschland zu Hausbaden bei Badenweiler mit Bleiglanz und Quarz; in England in Grassington Moor, Craven, Grashill Chapel, Wierdale, Yorkshire gefunden. Es scheint eine neuere Bildung aus Bleiglanz zu seyn.

Auch hat man ein gelbes Bleioxyd, eine natürliche Bleiglätte gefunden, die nach John enthalten soll:

93,2691 Bleioxyd
3,8462 Kohlensäure
0,4808 Eisenoxyd und Kalk
2,4039 Eisenoxydhaltiger Kiesel
100

doch fehlt, besonders über das letzte Fossil, noch nähere Nachricht.

So selten und unbedeutend Bleioxyd in der Natur vorkomt, eben so häufig und mannigfaltig erscheinen dagegen Bleisalze; diese lassen sich vor dem Löthrohre, für sich oder mit Borax behandelt, mehr oder weniger zu Blei reduciren und haben, ihren Gattungen nach, verschiedene eigenthümliche Farben.

6) Rothbleierz (Werner). Kallochrom (Haußmann. Plomb chromaté, *Haüy*. Hemisprismatischer Blei-Baryt, Mohs. Prismatic Lead Spar, or Red Lead Spar, *Jamesen*. Wesentliche Bestandtheile sind chromsaures Bleioxyd: die Kristallformen gehen von einem schiefen rechtwintligen vierseitigen Prisma (Kernkrystallisation) aus, dieses ist theils an den Seitenkanten abgestumpft, theils an zwei gegenüberstehenden Seitenkanten zugeschärft, durch Wachsen der Zuschärfung geht es durch das irregulär achtseitige in das geschobene vierseitige Prisma; an den Ecken erscheinen öfter Zuschärfungen. Zwei Blätterdurchgänge laufen nach den Seitenflächen der Kernkrystallisation, zwei andere nach diagonalen Ebenen, zuweilen sind noch Spuren eines fünften nach den Endflächen vorhanden. In Wasser ist es unauflöslich, vor dem Löthrohre wird es schwarz und zerspringt, gepulvert schmelzt es auf der Kohle unter Aufschäumen zur schwarzen Schlacke, in welcher Bleikörner sichtbar sind, das Boraxglas wird davon seladongrün gefärbt. Es erscheint meist krystallisirt, auch derb, von hochrothen Farben, ist im Bruche uneben, auf den Spaltungsflächen demantartig stark glänzend, durchscheinend, weich; das sp. Gew. = 6,0, enthält nach Pfaff:

68 Bleioxyd
32 Chromsäure
100.

Es findet sich sehr ausgezeichnet in den Goldbergwerken zu Beresofsk am Ural in Siberien; als große Seltenheit ist es auch einmal zu Tarnowitz in Schlesien und zu Annaberg in Sachsen vorgekommen. Es wurde zuerst 1766 durch Laxmann bekant, und soll in Siberien zur Bereitung einer kostbaren oraniengelben Farbe dienen.

7) Phosphorsaures Bleioxyd, Plomb phosphaté, *Haüy*. Rhomboedrischer Bleibaryt, Mohs. Rhomboidal Lead-Spar, *Jamesen*. Haußmann nent die Gattung Polychrom, und unterscheidet in derselben 1) den Pyromorphit (das Grün- und Braunbleierz), und 2) das Traubenblei; Werner hingegen verband das Traubenblei unmittelbar mit seiner Gattung des Grünbleierzes, sonderte hingegen von dieser als besoere Gatt-

tung das Braunbleierz (Brown Lead Spar nach Jamesen) ab.

Die wesentl. Bestandtheile sind phosphors. Bleioxyd, zum Theil in Verbindung mit arsenikſaurem. Als Kernkrystallisation wird ein stumpfes Rhomboeder mit Kanten von 110° 55′ und 69° 5′ angenommen; die Stammkristallisation, welche am häufigsten vorkomt, ist die gleichwinklige 6seitige Säule, häufig an den Seitenkanten abgestumpft, eben so auch an den Endkanten; durch Wachsen dieser Flächen entsteht die 6flächige Zuspitzung und durch Verschwinden der Seitenflächen die gleichwinklige flache 6seitige Doppelpyramide.

In Wasser unauflöslich; vor dem Löthrohre zum Theil (das Traubenblei) Arsenikgeruch verbreitend, leicht zu einer schwärzlich schlackenartigen Kugel schmelzend; das Traubenblei reduzirt sich am leichtesten. Mit Borarglas wird ein weißes Email gebildet.

a) Gemeines Phosphorblei; gemeiner Pyromorphit Haußmann. Meist von grünen Farben, selten von braunen (Braunbleierz), theils derb, theils kristallisirt, die Krystalle öfter an den Enden ausgehöhlt oder bauchig; selten finden sich Spuren von blättriger Textur, die dann conform den Rhomboederflächen sind, im Bruche uneben bis splitterig und muschelig, fettartig wenig glänzend, durchscheinend, weich; sp. Gew. = 6,2. Die grüne Abänderung von Zschopau enthält nach Klaproth:

78,40	Bleioxyd
18,37	Phosphorsäure
1,70	Salzsäure
0,10	Eisenoxyd
98,57.	

Das Braunbleierz, welches Werner als eigenthümliche Gattung absonderte, unterscheidet sich nur in der Farbe, es findet sich besonders zu Huelgoët in der Bretagne, und enthält nach Klaproth:

78,58	Bleioxyd
19,73	Phosphorsäure
1,95	Salzsäure
99,95.	

Das grüne findet sich besonders in Sachsen bei Zschopau und Freiberg, auf dem Harze bei Klausthal, in Böhmen zu Bleistadt u. s. w.

Es wird mit auf Blei benutzt, wo es in Quantitäten einbricht; öfter enthält es auch etwas Silber.

Werner stellt als besondere Gattung Blaubleierz auf, es ist dunkelblau bis schwarz, meist in 6seitigen Säulen kristallisirt, weich, vor dem Löthrohre soll es nach Werner mit einer schönen blauen Flamme brennen und sich dann reduziren; dieses ist nur einmal auf der Grube Dreifaltigkeit zu Zschopau im sächs. Erzgebirge vorgekommen, und gehört daher zu den größten Seltenheiten im Mineralreiche. Nach Haußmann ist dieses ein mehr oder weniger deutlich sichtbares Gemenge von Phosphorblei und Bleiglanz; Hauy nent es Plomb sulfuré epigène, und hält es für ein unter Beibehaltung der eigenthümlich 6seitigen prismatischen Gestalt, zum Theil in Bleiglanz umgeändertes phosphorsaures Blei; Breithaupt, in Hoffmanns Handbuch IV. a. S. 15. will diesem nicht beipflichten, sondern meint: wahrscheinlich sey man dadurch irre geleitet, daß man die 6seitig säulenförmigen Afterkrystalle des Bleiglanzes von Boulovoine in Bretagne für Blaubleierz ausgegeben habe.

b) Erdiges Phosphorblei. Verhärtete und zerreibliche Bleierde (zum Theil) nach Werner. — Erdiger Pyromorphit, nach Haußmann. —

Im Bruch erdig in das Uneben, auch bis in das Flachmuschlige, zuweilen concentrisch schalig abgesondert, undurchsichtig, von grünen in das Gelbe sich ziehenden Farben, theils derb, knollig, weich und wachsartig schimmernd (festes), theils als Überzug zerreiblich, feinerdig und matt (das zerreibliche.)

Komt mit der erstern Art vor, wie bei Zellerfeld am Harz, Zschopau in Sachsen, Beresofsk in Siberien.

c) Arsenikhaltiges Phosphorblei. Traubenblei, nach Haußmann. Plomb phosphaté arsenifère, *Hauy*. Werner verbindet es unmittelbar mit seinem Grünbleierze. Vor dem Löthrohre stößt es Arsenikdämpfe aus, und reducirt sich mehr oder weniger. Haußmann theilt es in 2 Arten:

α) das muschlige ist häufig für Gelbbleierz gehalten, es ist gelb, im Bruche muschlig, krystallisirt meist als doppelt 6seitige Pyramide, vollkommen oder an den Grundkanten oder Endspitzen abgestumpft, oft mit convexen Seitenflächen, erscheint auch wol kleintraubig, das sp. Gew. = 7,261, enthält nach Rose:

77,5	Bleioxyd,
7,5	Phosphorsäure,
12,5	Arsenikſäure,
1,5	Salzsäure.
99.	

Laugier fand nur 4,0 Arsenikſäure. Es findet sich zu Johann Georgenstadt in Sachsen:

β) das fasrige ist grün, auch braun, von fasriger, in das Schmalstrahlige übergehender Textur, mit mehr oder weniger deutlichen concentrisch strahligen Absonderungen, inwendig seidenartig schimmernd bis demantartig glänzend, gibt einen lichten Strich, ist weich; das sp. Gew. = 6,5, hat eine traubige äußere Gestalt; — das aus der Auvergne enthält nach Klaproth:

76,00	Bleioxyd,
13,00	Phosphorsäure,
7,00	Arsenikſäure,
1,75	Salzsäure,
1,75	Wasser.
100	

Es findet sich zu Roziers bei Pont-Gibaud in Auvergne; Huelgoët in Bretagne, Zschopau in Sachsen, Hofsgrund in Breisgau.

8) Arsenikſaures Blei; Bleiblüthe nach Haußmann, Plomb arsenié, *Hauy*. Arseniate of Lead, *Jamesen*.

Wesentliche Bestandtheile sind arsenikſaures Bleioxyd; im Wasser unauflöslich; vor dem Löthrohre auf der Kohle Arsenikdämpfe ausstoßend, mehr oder weniger sich reduzirend, Borarglas zitronengelb färbend.

a) Flockener; nach Karsten, flockige Bleiblüthe nach Haußmann, Plomb arsenié filamenteux, *Hauy*, filamentous arseniate of Lead, *Ja-*

mesen. Werner betrachtet das Fossil als Grünbleierz. Es erscheint in zarten nadelförmigen flockig zusammengehäuften Krystallen, theils in gewundenen seidenartigen, wenig biegsamen leicht zerreiblichen Fäden, von zitrongelber, in das Grüne zuweilen sich ziehender Farbe; das spec. Gew. = 5,0 — 6,4. Enthält nach Gregor:

69,76 Bleioxyd,
26,44 Arsenitsäure,
1,58 Salzsäure.
97,74

findet sich mit Flußspath und Bleischwärze zu Saint-Prix, im Departement der Saone und Loire in Frankreich, und zu Huel in Cornwallis.

b) Bleiniere, nach Haußmann, Plomb arsenié concretionné, mammeloné et compacte, *Haüy*. — Reniform Arseniate of Lead, *Jamesen*. Werner begreift sie mit unter seiner Gattung Bleierde.

Erscheint nur nierenförmig, knollig, äußerlich gelb, im Bruche braun und roth, muschlig, in das Unebene, wachsartig wenig schimmernd; übrigens krumschalig abgesondert, undurchsichtig, weich, sp. Gew. = 3,9; enthält

nach Bindheim:		nach Pfaff:
35,00	Bleioxyd,	33,10 Bleioxyd,
25,00	Arsenitsäure,	43,96 Spiesglanzoxyd,
10,00	Wasser,	16,42 Arsenitsäure,
14,00	Eisenoxyd,	3,24 Kupferoxyd,
1,15	Silber,	0,24 Eisenoxyd,
7,00	Kieselerde,	2,34 Kieselerde,
3,00	Thonerde.	0,62 Schwefelsäure,
95,15		3,32 Eisen, Mangan und unbekante Stoffe.
		103,24.

findet sich in der Kitschinskischen Grube bei Nertschinsk in Siberien:

c) Erdiges Flockenerz; erdige Bleiblüthe, Haußmann; Plomb arsenié terreux *Haüy*. Earthy Arseniate of Lead, *Jamesen*. Werner scheint es nicht gekant zu haben. Es ist gelb, zerreiblich, im Bruche erdig; findet sich in Saint-Prix und bei St. Oisans in Frankreich.

9) Molybdänsaures Blei oder Bleigelb nach Haußmann, Gelbbleierz, Werner, Plomb molybdaté, *Haüy*; Pyramidaler Bleibaryt, Mohs; Pyramidal Lead Spar, or Yellow Lead Spar, *Jamesen*. Die wesentlichen Bestandtheile sind molybdänsaures Bleioxyd. Am häufigsten erscheinen tafelförmige Krystalle; die Kernkrystallisation ist nach Haußmann ein Octaeder mit gleichschenklig dreieckigen Seiten und Grundkanten von 76° 40′; nach Jamesen eine Pyramide mit Winkeln von 90° 40′ und 131° 45′. Durch verschiedene Abstumpfungen der Endspitzen (die fast stets und stark vorhanden sind), und Grundkanten, entstehen verschiedene, gewöhnlich tafelartige Prismen, mit mannigfachen Facetten. Werner nimt als Grundgestalt eine rechtwinklig 4seitige Tafel an, aus welcher er die verschiedenen Modifikationen und die Doppelpyramide herleitet.

Blätterdurchgänge finden sich nach den 4 Flächen der Kernkrystallisation, oft ist noch ein fünfter nach der gemeinschaftlichen Grundfläche erkennbar.

Es erscheint fast stets krystallisirt; von gelber Farbe, die sich zuweilen ins Grüne und Graue zieht, vor dem Löthrohre zerknistert es stark, gepulvert auf der Kohle schmelzt es leicht zur graulichen, leicht reduzirbaren Schlacke, mit Borax bildet es ein blaulich weißes Email. Es ist weich; das sp. Gew. = 5,6; das aus Kärnthen enthält nach Klaproth:

64,42 Bleioxyd,
34,25 Molybdänsäure.
98,67.

In Salpetersäure digerirt, löst es sich langsam und fast vollkommen auf.

Haußmann unterscheidet 2 Abänderungen:

a) blättriges Bleigelb, von unvollkommen versteckblättriger Textur, auf den Spaltungsflächen wachsartig glänzend und wenig glänzend, durchscheinend, selten derb und rindenförmig, größtentheils krystallisirt. b) Muschliges. Im Bruche kleinmuschlig demantartig starkglänzend, durchscheinend und halbdurchsichtig; stets krystallisirt.

Das Bleigelb ist nicht häufig; es findet sich besonders auf Lagern mit Bleiglanz und Galmei in Alpenkalkstein, wie in Kärnthen am Bleiberge bei Klagenfurth, bei Annaberg, bei Brixlegg in Tirol und Rezbanya in Ungern; Spuren davon haben sich in Sachsen bei Zinnwald und Schneeberg gezeigt.

Es ist erst seit dem Jahre 1781 näher bekant geworden, wo man es den Kärnthnerischen Bleispath nante.

Ob ein Theil der sogenanten gelben Bleierde, besonders die, welche zuweilen mit dem Bleigelb vorkomt, zu dieser Gattung gehört, und als erdiges Bleigelb aufzuführen ist, darüber mangeln noch die genauern chemischen Untersuchungen.

10) Hornblei, Haußmann; Plomb corné, ou Muriaté de Plomb, *Brochant*; Corneous Lead, *Jamesen*; — Werner, Mohs und Haüy haben es noch nicht im Systeme aufgenommen.

Wesentliche Bestandtheile sind basisches salzsaures Bleioxyd, mit kohlensaurem Bleioxyd. Es findet sich krystallisirt in geschobenen 4seitigen Prismen, vollkommen oder abgestumpft an den Ecken, an den Seitenkanten, an den Endenkanten und dadurch eine vierflächige Zuspitzung zeigend, auch an den Seitenkanten zugeschärft. Im Wasser unauflöslich, vor dem Löthrohre sogleich zur oraniengelben Kugel schmelzend, welche bei dem Erkalten eine weiße Farbe annimt und auf der Oberfläche zart gestrickt erscheint. Von einer Mittelfarbe zwischen Spargelgrün und Weingelb; wird vom Bleispath geritzt. Sp. Gew. = 5,065. Im Bruche muschlig, inwendig demantartig stark glänzend, halbdurchsichtig. Enthält nach Klaproth:

85,5 Bleioxyd,
8,5 Salzsaure,
6,0 Kohlensäure und etwas Wasser.
100.

Ist eine große mineralogische Seltenheit, findet sich zu Matlock in Derbyshire, und zu Hausbaden bei Badenweiler.

Digitized by Google

11) Kohlensaures Bleioxyd; Heterochrom, Haußmann; Plomb carbonaté, *Haüy*. Weißbleierz, Bleierde (zum Theil) und Schwarzbleierz, Werner; diprismatischer Bleibaryt, Mohs. Diprismatic Lead Spar, *Jamesen*. Werner vertheilt die hier zusammengefaßten Fossilien in die erwähnten 3 Gattungen; Haußmann theilt die Gattung folgendergestalt ein:

1) Bleiweiß,
   a) Bleispath,
   b) Bleierde,
      feste,
      zerreibliche.
2) Bleischwärze.

Die wesentlichen Bestandtheile der Gattung sind: kohlensaures Bleioxyd; die Stammkrystallisation ist eine ungleichwinklige sechsseitige Säule (welche aus einem stark geschobenen 4seitigen Prisma, an den scharfen Seitenkanten stark abgestumpft, hergeleitet wird), theils vollkommen, theils die Endkanten abgestumpft, durch Wachsen dieser Flächen entsteht eine sechsflächige Zuspitzung, durch Schwinden der Säulenflächen eine spitze 6seitige Doppelpyramide; außerdem erscheinen auch an dieser Säule Zuschärfungsflächen; das erwähnte 4seitige Prisma erscheint ebenfalls vierflachig zugespitzt, und durch Schwinden der Säulenflächen erscheint eine spitze geschobene 4seitige Doppelpyramide.

Im Wasser unauflöslich, in Salpetersäure mit Aufbrausen auflöslich; vor dem Löthrohre zerknisternd, auf der Kohle sich reduzirend, wobei zugleich die Kohle mit Bleioxyd beschlägt. Weich; sp. Gew. 5 — 6,5.

a) Lichter Bleispath — Weißbleierz, Werner. White Lead Spar, *Jamesen*. — Bleispath, Haußmann; derb, häufig krystallisirt, meist in stangenförmig, büschelförmig zusammengehäuften, unregelmäßig durcheinander gewachsenen, oder spießigen, nadelförmigen krystallinischen Gestalten. Selten von blättriger Textur (nach den Flächen des 4seitigen Prisma); im Bruche muschlig, bis uneben; meist stark, und demantartig glänzend, durchscheinend, von doppelter Strahlenbrechung; von weißer Farbe, seltener bläulich oder grau, äußerlich öfter verschieden gefärbt; weich; sp. Gew. = 6,255. Enthält nach Klaproth:

82 Bleioxyd,
16 Kohlensäure,
2 Wasser.
100

Es ist nächst dem Bleiglanz das häufigste Bleierz, und findet sich mit diesem meist auf Gängen, besonders ausgezeichnet auf dem Harze, in der Grube Glücksrad bei Zellerfeld; in Sachsen auf der Grube Isaak bei Freiberg; in Böhmen bei Przibram; in England zu Leadhills in Lanarkshire; auch auf Lagern im Flötzgebirge, wie bei Tarnowitz in Schlesien.

b) Dunkler Bleispath; Schwarzbleierz, Werner. Plomb carbonaté noir, *Haüy*; Bleischwärze, Haußmann; Black Lear-Spar, *Jamesen*. Etwas Kohle enthaltend, in Salpetersäure einen schwarzen kohligen Rückstand hinterlassend; meist derb, zellig, zerfressen, selten krystallisirt; im Bruche uneben, in das unvollkommen Muschlige, hier und da mit blättriger Textur; inwendig glänzend oder wenig glänzend, von einem dem demantartigen hin und wieder genäherten Fettglanze; undurchsichtig bis durchscheinend, weich. Enthält nach Lampadius:

79 Bleioxyd,
18 Kohlensäure,
2 Kohle.
99

Findet sich in Gängen bei Freiberg, auf dem Harze bei Zellerfeld, in England zu Leadhills. Die Benutzung ist auf Blei.

c) Bleierde. Plomb carbonaté terreux, *Haüy*. Earthy Lead Spar, *Jamesen*. Werner begreift unter der Gattung Bleierde alle verschiedenen erdigen Bleisalze.

Blos derb, undurchsichtig, von grauen Farben, auch gelb und braun; theils fast im Bruche uneben, matt, schwach fettartig schimmernd, weich, theils zerreiblich, in feinerdigen, matten, locker verbundenen Theilen (die zerreibliche).

Eine Bleierde von Tarnowitz enthielt nach John:

66,00 Bleioxyd,
12,00 Kohlensäure,
2,25 Wasser,
10,50 Kiesel,
4,75 Thon,
2,25 Eisen und Magnesiumoxyd.
97,75

Sie komt mit den übrigen Bleierzen vor, so auf dem Harz bei Zellerfeld, in Schlesien bei Tarnowitz, in der Eifel bei Kall, in England bei Wanlockhead, Leadshill, bei Durham und in Derbyshire. Die zerreibliche komt besonders aus Siberien.

Die sogenante rothe Bleierde, von bräunlichrother Farbe, die besonders zu Kall in der Eifel vorkomt, ist ein Gemenge von fester Bleierde und eisenoxydhaltigem Thon; John fand:

44,15 Blei,
10,00 Kohlensäure,
29,00 Kiesel,
5,25 Thon,
3,00 Eisenoxyd,
0,50 Kalk,
4,00 Wasser,
4,10 Sauerstoff und Verlust.
100,00

12) Schwefels. Bleioxyd, oder Bleivitriol. Plomb sulfaté, *Haüy*. Prismatischer Bleibaryt, Mohs. Triprismatic Lead Spar, or Sulfate of Lead, *Jamesen*. Vitriolbleierz, Werner; Bleiglas, Jordan.

Die wesentlichen Bestandtheile sind schwefelsaures Bleioxyd.

Nach Haußmann krystallisirt es (selten) als rektangulär Oktaeder mit Grundkanten von 109° 18′ und 78° 28′ (Kernkrystallisation) häufiger ist dieses verlängert, als geschobenes vierseitiges Prisma mit Seitenkanten von 109° 18′ und 70° 42′, an den Enden durch gegen die scharfen Kanten gesetzte Flächen zugeschärft (Stammkry-

Digitized by Google

stallisation); die stumpfen Seitenkanten mehr oder weniger abgestumpft, dadurch in das irregulär 6seitige, und endlich, wenn die ursprünglichen Seitenflächen verdrängt werden, als geschoben 4seitiges Prisma mit Seitenkanten von 78° 28′ und 101° 32′; durch Abstumpfung der Zuschärfungskanten geht es in das rechtwinklig 4seitige Prisma, an den Enden zugespitzt.

Im Wasser unauflöslich; der Lichtflamme genähert, röthet es sich augenblicklich und reduzirt sich auf der Oberfläche. Inwendig weiß, selten gelb oder grün. Blättrige Textur ist kaum bemerkbar; der Bruch erscheint muschlig, selten uneben; übrigens starkglänzend oder glänzend, oft mit einem, dem demantartigen sich hinneigenden Wachsglanze; durchsichtig, bis durchscheinend.

Nach Klaproth enthält das von Anglesea:

71,0	Gelbes Bleioxyd,
24,8	Schwefelsäure,
2,0	Wasser,
1,0	Eisenoxyd.
98,8	

Fundort: selten auf einigen Gruben zu Zellerfeld am Harz; häufiger in den Gruben bei Siegen, in Großbritannien in der Parygrube in Anglesea, bei Penzance in Cornwall, bei Wanlockhead in Dumfriesshire, und Lead Hills in Lanarkshire. In Anglesea komt das Fossil mit zerfressenem Brauneisenstein vor, in dessen Höhlungen es liegt. Der Bleivitriol von Zellerfeld ist lange verkant und für Bleispath gehalten. (*Keferstein.*)

Bleifahlerz, s. **Fahlerz**.

Blei (chemisch), **plumbum**, **Saturnus**, **plomb**, ein schon in den ältesten Zeiten bekanntes Erzmetall von bläulichgrauer Farbe, auf dem frischen Schnitte von starkem Glanze, gerieben oder erhitzt von eignem widrigen Geruche und Geschmacke. Es krystallisirt manchmal in 4seitigen Pyramiden. Wenig zähe, aber desto weicher läßt es sich leicht mit dem Messer schneiden, und in dünne Platten strecken, ohne sich doch zu dünnem Draht auszuziehen. Seine Dichtheit brachte Guyton durch Zusammendrücken von 11,358 bis auf 11,380. Es ist ohne Elasticität und Klang, macht beim Biegen kein Geräusch, färbt die Finger, verliert an der Luft seinen Glanz, und wird suboxydirt, verändert sich in reinem Wasser bei Ausschluß der Luft nicht, schmilzt sehr leicht, nach Biot schon bei 262, nach Dalton bei 322, noch ehe es glüht, läßt auf der Kapelle, eine zitrongelbe, an der Luft verbleichende schmuzende Farbe zurück, und verdampft in heftiger Rothglühhitze. Nach Creighton ist sein Schmelzpunkt auf 612° F. constant, bis es gänzlich erstarrt ist; vielleicht liegt der Grund davon in seiner weit geringern Wärmecapacität (162). Sein spec. Gewicht beträgt über 11,000, sein Mischungsgewicht nach Berzelius = 1296,7, seine specif. Wärme nach Petit und Dulong 0,0293; ersteres nimt durch Hämmern mehr ab, als zu, außer wenn das Metall nach keiner Seite ausweichen kann. Sein vorzüglichstes Auflösungsmittel unter den Säuren ist die, zumal verdünnte Salpetersäure. Essigsäure greift es vorzüglich in Dampfgestalt an, und verwandelt es in kohlensaures Blei. Die übrigen Säuren wirken mehr auf seine Oxydulate. Alle Kalien lösen das Bleioxyd auf. Vom Gummi wird weniger davon aufgelöst. Ätzkali und Ätznatron verbinden sich nicht mit dem Metall, von Ätzammonium wird es angegriffen. Fettöle lösen davon in der Hitze wenig, Ätheröle nichts auf. Leicht verbindet es sich mit Schwefel, Phosphor, und den meisten Metallen; reines Wasser, Alcohol und Kunstäther wirken nicht darauf. In der Natur komt es fast nie gediegen vor, sondern meist vererzt mit Schwefel (Bleischweif), oft etwas silberhaltig (Bleiglanz), ganz rein aus 86—100 Blei und 14,1628 Schwefel [1]), auch zum Theil etwas eisen- und spiesglanzhaltig (Sprotterz); seltener oxydirt mit Kohlensäure (Bleiocher, Bleierde, Bleispath, Bleiglas, Bleiglimmer), mit Phosphorsäure (grünes Bleierz), mit Schwefelsäure (natürlicher Bleivitriol), mit Molybdänsäure (Goldbleierz), mit Chromsäure (rother Bleispath), oder mit Arsenikſäure; ob mit Salzsäure als natürliches Hornblei(?), ist noch ungewiß. Es wird meistens durch Schmelzen des durch Rösten zum Theil entschwefelten Bleiglanzes, als Werkblei, oder durch Reduction des bei Gewinnung von Gold oder Silber als Bleiglätte erhaltenen Bleioxydes, als Frischblei, metallisch dargestellt, aber nie absolut rein, sondern es enthält, wie jedes durch schwarzen Fluß reducirte Bleioxyd Kalin, oder wie das im offenen Feuer zu Metall hergestellte Kohlenstoff, wenn man nicht die Reduction unter einer Decke von geschmolzenem Kochsalz in einer wohlverschlossenen Probirtute vornimt. Dieses in England sogenante raffinirte Blei übertrift das gewöhnliche an Farbenhelle und Farbenglanz, sowie an Dehnbarkeit, und geringerer Oxydabilität oder Brennbarkeit. — Wäre das Blei mit Wismuth verfälscht, so würde sich dies durch Auflösung desselben in Salpetersäure und Fällung in destillirtem Wasser bald kund thun, weil dabei das Wismuth weiß niederfällt. — Das durch Zink aus seiner Auflösung niedergeschlagene Blei enthält immer Zink.

Bleiverbindungen: 1) Bleisuboxyd (Bleiasche), **Plumbosum**, ein graues Pulver, womit sich das metallische Blei an der Luft schon in gewöhnlicher Temperatur, schneller, bis zum Schmelzen erhitzt, überzieht, und das in der Hitze unter Abscheidung von metallisch. Bleikügelchen zu einem grünen Glase schmilzt, mit Säuren nur bei Aufnahme von mehr Sauerstoff sich verbinden läßt, und von Berzelius für ein eigenes Oxyd, von Proust aber für ein Gemenge aus Oxyd und Metall gehalten wird. Mit Zuckerauflösung gekocht löst sich davon nach Pechier nur 0,04 auf. 2) Bleioxyd (Blei-Protoxyd, gelbes Bleioxyd, Bleiblumen, Blei- oder Cassieler Gelb, Massicot), **Plumbicum** (s. **Massicot**); 3) Bleihyperoxydul (rothes Bleioxyd, Deut- oder Tritoxyd, Mennig, Minium (s. **Mennig**); 4) Bleihyperoxyd (Tetroxyd), ein von Scheele entdecktes dunkelbraunes Pulver, das Salpeter- und andere Säuren, auch Salzsäure in geringer Menge mit Mennige, und Chlorin mit dieser oder mit Massicot, nach Chevreul auch in einem Platintiegel erhitzte Bleiglätte, unter Ent-

1) Die Bleischlacke aus engl. Bleiglanz gibt, mit Kalk vermengt, einen trefflichen Wassermörtel. Außerdem benuzt man die schwarze Schlacke nochmals auf Blei, und die hier wieder verbleibende Schlacke ebenfalls zu Mörtel.

Digitized by Google

stehung von Platinblei, bilden soll. Es wird durch Erhitzen der Mennige mit Salpetersäure dargestellt, und dann ausgewaschen. Durch Licht und gelindes Erwärmen zersetzt es sich in Sauerstoffgas und Mennige, durch stärkeres Erhitzen in Sauerstoffgas und verglastes Oxyd; damit warm zusammengeriebener weniger Schwefel entzündet sich von selbst mit Glanzflamme unter Bildung von Schwefelblei, desgleichen auch ein Gemenge aus 2 Hyperoxyd und 1 Schwefel, mit Phosphor unter heftiger Explosion, dies Gemenge aber mit Vitriolöl übergossen ohne Explosion. Bleihyperoxyd mit Phosphor ohne Schwefel explodirt nicht (Grindel). Durch Schwefelsäure wird es in schwefelsaur. Oxyd und Sauerstoffgas, durch Salzsäure in Chlorinblei und Chloringas zersetzt. Nach Pechier löst sich davon in der damit gekochten Zuckerauflösung 0,10 auf. Es enthält nach Berzelius in 100,00 Theilen 86,51 Blei auf 13,49 Sauerstoff, und nach Vauquelin in 100 Th. 79 Blei auf 21 Sauerstoff. 5) Das Kohlenblei glimt schnell in einem wenig erhitzten Tiegel. 6) Phosphorblei, eine bläulichweiße, weiche, streckbare, an der Luft bald anlaufende Masse, die man nach Pelletier durch Zusammenschmelzen von Bleifeile mit gleichviel Phosphorglas, oder durch Einträge von Phosphor in schmelzendes Blei erhält. 7) Schwefelblei bildet sich künstlich als eine graue, spröde, unter gewissen Umständen sehr flüchtige, und in sehr kleinen würfeligen Krystallen von Metallglanz sich darstellende Masse bei dem Vermischen des Schwefels mit schmelzendem Blei unter Erglühen, entschwefelt sich größtentheils durch gelindes Erhitzen an der Luft, ganz durch Schmelzen mit Eisen, und wird mittelst Salpetersäure zu neutr. schwefelsf. Bleioxyd. Bleibt damit bei der Bereitung ein wenig schwefelsf. Kali verbunden, so zeigt es pyrophorische Erscheinungen. Seine Bestandtheile sind nach Proust 86 Blei und 14 Schwefel. Auch findet es sich, nach Giese, in manchem rein scheinenden Stangenschwefel. 8) Jodinblei, eine citrongelbe, schmelzbare, in Wasser unauflösliche Masse, die sich auch aus blei- und hydroiodinsaurem Salze in wäßriger Form darstellen läßt, und aus 129,25 Blei und 156,2 Jodin besteht. Nach v. Grotthuß gibt es auch noch ein anderes, das mehr Jodin enthält, und aus der Vermischung von Jodinalcohol mit einer Lösung des essigsauren Bleies als anfangs röthlich-grauer Niederschlag fällt, der aber besonders an warmer Luft citrongelb wird. 9) Chlorinblei (Hornblei), magisterium plumbi, ein aus Salz- oder salzs. Salze und Bleioxyd oder dessen Salze gebildetes weißes Pulver, das aus seiner heißen Auflösung in Wasser oder wäßrigen Säuren in weißen, seidenglänzenden 6seitigen Nadeln und Blättchen anschießt, noch unter der Glühhitze zu einer durchscheinenden, grauweißen, hornähnlichen Masse schmilzt und, nach J. Davy selbst heftig rothglühend nicht verdampft. Durch Kalilauge wird es in basisch salzs. Bleioxyd unter Entziehung von Salzsäure, durch 22 Wasser aber und weniger wäßriger Salpeter-, Salz- und Essigsäure in sich auflösendes salzs. Bleioxyd zersetzt. Es besteht nach J. Davy aus 24,22 Blei und 25,78 Chlorin. 10) Fluorblei in glänzenden, weißen, geschmacklosen Blättchen, die beim Vermischen eines Bleioxydsalzes mit einem flußsauern, oder der Flußsäure mit basisch-essigs. Bleioxyd niederfallen, in der dunkeln Rothglühhitze unter Entweichen von etwas Säure schmelzen und gelb werden, von Schwefelsäure schon in der Kälte zersetzt, und von wäßriger Salpeter-, Salz- und Flußsäure als saures flußs. Bleioxyd aufgelöst werden. 11) Bleikalin, eine feste, brüchige, im Bruche feinkörnige Legirung, die durch Zusammenschmelzen von 4 Maßen Bleifeile mit 1 M. Kalin entsteht, leicht schmilzt, und mit wäßrigen Säuren, noch stärker mit Wasser aufbraust. Vauquelin erhielt ein Metallkorn von grüner Farbe, faserigem Bruche, und kalischem Geschmacke. 12) Bleinatrin, eine bläulichgraue, wenig streckbare, feinkörnige Legirung aus 4 Maß Bleifeile mit 1 M. Natrin zusammengeschmolzen, die sich an der Luft oxydirt, in gleicher Hitze, wie das Blei, schmilzt und mit Wasser wenig, in wäßrigen Säuren heftiger aufbraust. Spröder wird die Legirung aus 3 M. Bleifeile und 1 M. Natrin. 13) Bleialuminat wasserhaltiges (Gummiblei), nach Tennant ein gelbes Hyalithähnliches Mineral, das, erwärmt, stark verknistert, und mit Kali vor dem Löthrohre ein Bleikorn gibt. 14) Bleisilicium, oder Bleioxydhaltendes Glas (Flintglas, Glasur), eine Glasmasse, die ein größeres specif. Gewicht, stärkeres Brechungsvermögen für das Licht hat, schmelzbarer ist, und bei mehr Bleioxyd gelb ausfällt (s. Glas). 15) Wolframblei, eine dunkelbraune, wenig glänzende, schwammige, sehr dehnbare Masse, durch heftiges Glühen der Wolframsäure mit Blei in einem Kohlentiegel erhalten. 16) Molybdänblei, mit mehr Molybdän ein schwarzes, sprödes, mit weniger ein hartes, etwas geschmeidiges Metallgemisch, das weißer als reines Blei, ausfällt. 17) Arsenikblei, eine spröde Masse von blättrigem Gefüge aus Blei mit $\frac{1}{8}$ Arsenik zusammengeschmolzen. — Weniges Arsenik komt zum Blei des Hagels oder Flintenschrots. 18) Antimonblei, ein vollkommen sprödes, blättriges, klingendes Metallgemisch aus gleichen Gewichtstheilen Bleies und Antimons; sechzehn Theile Blei auf einen Antimon geben die Buchdruckerletternmasse. 19) Wismuthblei ist ein bei Bleiüberschuß noch streckbares, und dabei viel zäheres Gemisch, als reines Blei. 20) Wismuthbleizinn, ein leicht flüssiges Metallgemisch aus 2 Wism. auf 1 Blei und 1 Zinn, oder aus 8 W. auf 5 Blei und 3 Zinn, das schon unter dem Siedpunkte des Wassers schmilzt. 21) Bleizink; Blei verbindet sich gern mit Zink, und wird dadurch härter. 22) Bleizinn; Blei und Zinn, in jedem Verhältnisse sich einend, bilden das sogenannte Pfundzinn oder Schnellloth, das bleigrauer, härter, zäher und leichtflüssiger ist, als Zinn, und beim Biegen ein leiseres Geräusch macht. Wenn man Bleizinn in Essig- oder Salzsäure digerirt, so wird von dessen Blei, nach Proust, Vauquelin, Fischer und A., nichts, vom Zinn nur ein Theil aufgelöst, in Salpetersäure aber von beiden ein Theil, doch immer mehr Blei [2]). — Ein Gemisch aus 19 reinen Bleis mit 29 rein. Zinn gibt die merkwürdigen Brillanten von Fah-

2) S. Fischer bei Schweigger XX. S. 51. — Vauquelin bei Trommsdorff XX. 2. S. 369 fgg., und den Art. Zinn.

Digitized by Google

lun. 23) Zinkoxyd-Bleioxyd, ein weißer, undurchsichtiger Schmelz. 24) Bleioxyd-Chlorinblei, eine gelbe Composition, durch Glühen des basisch-salzsauren Bleioxyds erhalten. (Die übrigen Bleimetallgemische s. Eisen, Nickel, Kupfer, Quecksilber, Gold, Silber, Platin, Palladium, Rhodium und Iridium etc.). —

Bleioxydsalze, oder Verbindungen des Bleioxydes mit Säuren, zu denen solches starke Anziehung hat. Bei ungefärbter Säure sind sie farblos, und bedeutend specif. schwer. Die auflöslichen schmecken süß zusammenziehend; ihre Auflösungen werden durch die beiderlei Kalien, als ein weißes pulveriges Bleioxydhydrat, sowie durch blausaures Eisenkali, Gallussäure, Schwefelsäure, und, bei nicht zu großer Verdünnung, auch durch Salzsäure weiß gefället. Hydrothionsäure und ihre Salze schlagen die aufgelösten Bleisalze bräunlich schwarz nieder; Zink fället aus ihnen das Blei in Form eines Metallbaumes. Auf der Glühkohle vorm Löthrohre mit kohlensaurem Natron erhitzt, geben sie ein metallisches Bleikorn: 1) a) Äpfelsaures Bleioxyd, ein in Wasser schwer, in Essigsäure noch schwerer, aber in überschüssiger Äpfel- und verdünnter Salpetersäure leicht auflöslicher, leicht flockiger, oder pulveriger weißer Niederschlag von süßem Geschmack aus einer wäßrigen Auflösung des essig- oder salpetersauren Bleies und äpfels. Kalis; b) brenzlich-äpfelsaur. Bleioxyd, erscheint erst weißflockig, kurz darauf halb durchsichtig gallertartig. Die mit Wasser diluirte und filtrirte Gallerte krystallisirt sich nach einiger Zeit ganz in sehr glänzenden perlfarbigen Nadeln; 2) ameisensaur. Bleioxyd (s. Ameisensäure; 3) antimonigsaur. Bleioxyd, ein weißer unauflöslicher Niederschlag, durch Doppelanziehung gewonnen; 4) antimonsaur. Bleioxyd, ein durch Doppelanziehung gebildeter weißer käseähnlicher Niederschlag, der durch Erhitzen gelb wird, unschmelzbar ist, durch Glühen auf Kohle in Antimonblei sich verkehrt, in Wasser nicht aufgelöst, und durch Salpetersäure nur unvollständig zersetzt wird; 5) arsenigtsaur. Bleioxyd, ein durch Vermischen des arsenigtsaur. Kali mit einem aufgelösten Bleisalze erhaltenes weißes Pulver, das beim Reiben in einem Mörser noch stärker elektrisch, als Schwefel, wird, schwierig zu einer gelblichen durchscheinenden Masse schmilzt, und entweder 52,644 Bleioxyd und 47,356 arsenige Säure, oder 68,7 von jenem und 31,3 von dieser enthält; 6) basisches arsenikfaur. Bleioxyd, ein aus arsenikfaur. Natron und salpetersaur. Blei durch Doppelanziehung gebildeter weißer Niederschlag, der aus 66 Bleioxyd und 34 Arsenikfäure, oder nach Thomson aus 7,25 von dieser und 14,00 von jenem besteht. In der Natur komt arsenikfaur. Blei als Fossil in England, Sibirien ꝛc., und in mineralogischen Werken unter dem Namen Bleiniere vor. Das englische aus einem Cornwallis'schen Bergwerke, ist wachsgelb, und besteht aus breiten 6seitigen Prismen. Nach Gregore enthält es 14,5 Säure, und 35,7 Bleioxydul; 7) benzoësaures Bleioxyd (s. Benzoësaure Salze); 8) bernsteinsaures Bl. O. (s. Bernsteinsaure Verbindungen); 9) blausaur. Bl. O. (s. Blausaure einfache Salze); 10) boraxsaur. Bl. O., ein weißes zu einem farblosen Glase schmelzbares Pulver; 11) chlorinsaur. Bl. O., in weißen Glanzblättchen, deren Auflösung farblos ist, süßherb schmeckt, und Lackmus nicht röthet [3]); 12) chromsaur. Bl. O., in der Natur als rother und grüner Bleispath; im rothen Sibirischen ist etwas Kalk. Das künstliche ist ein bei überschüssiger Säure citrongelber, bei neutraler Mischung pommeranzengelber, bei vorschlagendem Kali röthlichgelber, oft fattrother Niederschlag, der 1 — 1,5 Proc. Kali enthält, nicht in Wasser, aber ganz in Kalilauge sich auflöst, durch wäßriges kohlens. Kali zu kohlens. Bleioxyd und chromsaures Kali, durch Salzsäure zu Chlorinblei und freier Chromsäure wird, und, als Neutralsalz, aus 68,239 Bleioxyd und 31,761 Chromsäure besteht; 13) citronsaur. Bl. O. (s. Citronsaure Salze); 14) essigs. Bl. O. (s. Essigsaure Salze); holzs. Bl. O. (s. Holzsaure Salze); 15) kleesaur. Bl. O. (s. Kleesaure Salze); 16 kohlens. Bl. O., in der Natur als Bleispath, wird durch Kunst, als Bleiweiß, dargestellt, indem man auf Bleiplatten längere Zeit Essigdämpfe wirken läßt, oder basisch essigs. Bl. O. durch Kohlensaure zersetzt. Blei in Berührung mit Luft und Wasser überzieht sich ebenfalls damit. Zugesetztes Wismuth macht es weißer und oxydabler [4]). Das künstliche Bleiweiß ist eine sehr schwere, weiße, matte, lose zusammenhangende, oder pulverige geschmacklose Masse, löst sich nicht in Wasser auf, wol aber mit Aufbrausen in schwacher Salpetersäure; verliert durch Glühen seine Kohlensäure, und enthält, nach Berzelius, 83,5 Bleioxyd und 16,5 Säure; 17) molybdänigs. Bl. O., ein schön blaues Pulver, aus Bleifeile mit wäßriger Molybdänsäure und sehr wenig Salzsäure zusammengestellt; 18) molybdäns. Bl. O., in der Natur ein Gelbbleierz, das in Wasser unauflöslich ist, sich aber in kochender Salzsäure als salzsaures Bleioxyd und salzsaures Molybdänoxydul auflöst, und nach Klaproth aus 64,42 Bleioxyd und 35,25 Säure besteht; 19) osmiumsaur. Bl. O. (s. Osmium); 20) phosphors. Bl. O., a) neutrales; in der Natur als Grün- und Braunbleierz; das künstliche durch Doppelanziehung gewonnene bildet ein weißes Pulver, das bei weniger Hitze schmilzt, und erkaltend sich eckig gestaltet, in wäßrigem Natron auflöslich ist, aber nicht in Wasser. Schwefel- und Salzsäure zersetzen das Salz; Salpetersäure löst es als saures auf; durch heftiges Glühen mit Kohle wird es in Blei und sich verflüchtigenden Phosphor zersetzt. Nach Berzelius besteht es aus 79,191 Bl. O. und 20,309 Säure; b) saures wird erhalten durch Auflösung des neutralen von überschüssiger Säure; 21) purpursaures Bl. O. (s. Purpursaure Salze); 22) salpeters. Bl. O., a) neutrales (Bleisalpeter), weiße durchscheinende Tetraëder und Octaëder von 4,068 spec. Gew., die luftbeständig und in 7½ sied. Wassers auflöslich sind, in der Hitze verknistern, auf Glühkohlen mit glänzenden Funken, aber schwach beim Reiben mit

3) S. Vauquelin in Ann. d. Ch. XCV. 91.; teutsch in Trommsdorff's N. Journ. d. Pharm. I. 1. S. 142. 2. S. 268; vergl. Buchner's Repertor. der Pharm. V. S. 380 fgg., und unten Chlorinsäure. 4) Mehre Bereitungsarten im Großen s. in Kastner's teutsch. Gewerbsfreund. II. S. 78 fgg. 377 fgg. III. S. 1 fgg. 52 fgg.

Digitized by Google

Schwefel verpuffen, und in der Glühhitze Bleioxyd zurücklassen. Nach Berzelius enthält das Salz kein Wasser, sondern 67,3 Bl. O. und 32,7 Säure. Gay-Lussac will daraus durch Destillation in den stark abgekühlten Vorlagen ein acide pernitreux (hyposalpetrige Säure?) erhalten haben, deren Existenz sowie den Wassergehalt des trocknen Bleisalpeters Dulon jedoch nach seinen Versuchen leugnet [5]). Auf Schwefelsäure und übersaures schwefels. Kali reagirt das Salz im aufgelösten Bernsteinsalze, auf erstere auch in der Weinsteinsäure, im Seignettesalze, im weinsteinsaur. Kali, Weinsteinrahme, Brechweinsteine ꝛc., auf Kalk in der unreinen Apfelsäure durch einen weißen Niederschlag, der sich in verdünnter Salpetersäure nicht wieder auflöst. — b) Erstes basisches oder halbsalpetersaures in weißen Körnern, Schuppen und Nadeln, die in heißem Wasser etwas mehr, als in kaltem, sich auflösen, durch die Hitze sich zersetzen, und nach Berzelius kein gebundenes, aber viel zu verknisterndes Wasser, nebst 80,5 Bl. O. und 19,5 Säure enthalten; c) zweites basisches oder drittelsalpetersaures, ein weißes Pulver, das wenig in Wasser auflöslich ist, in Feuer sich zersetzt, und nach Berzelius aus 84,1 Bl. O., 13,6 Säure und 2,3 gebundenem Wasser besteht; d) drittes basisches oder sechstelsalpetersaures, ein weißes Salzpulver, das sich nur sehr wenig im Wasser löst, durch Feuer zersetzt wird, und nach Berzelius 91,4 Bl. O., 7,4 Säure und 1,2 gebundenes Wasser enthält; 23) salpetrigs. Bl. O., a) neutrales, ein Salz, in citrongelben Octaëdern, wovon sich mehr, als vom salpeters. Bl. O. in Wasser auflöst, das in der Hitze zu Bleioxyd wird, und nach Berzelius aus 70,2 Bl. O., 24,1 salpetriger Säure und 5,7 Wasser besteht; b) erstes basisches oder halbsalpetrigsaures in gelben, blättrigen Krystallen, die sich wenig in Wasser auflösen, noch glühend Säure und Wasser verlieren, und nach Berzelius 80,0 Bl. O., 13,6 Säure und 6,4 Wasser enthalten; c) zweites basisches oder drittelsalpetrigsaures, ziegelfarbige oder blaßrothe Nadeln, die sehr schwer in Wasser auflöslich sind, glühend sich zersetzen, und nach Berzelius aus 89,825 Bl. O., und 10,175 Säuren bestehen; 24) salzsaur. Bl. O., a) neutrales, blos in wäßriger Form, aus dessen Mischung mit heißem Wasser und wäßrigen Säuren beim Erkalten Chlorinblei krystallisirt; b) basisches, ein weißes fast gar nicht in Wasser, wenig in wäßrigen Kalien auflösliches Salz, das durch Erhitzen unter Wasserverlust zu gelbem Bleioxyd-Chlorinblei, durch Säuren aber zu Chlorinblei und Bleioxydsalz wird, und nach Vauquelin 4 Mischungsgew. Bl. O. nebst 1 Salzsäure enthält; c) salzsaures Bleioxydammonium, nach Thenard eine Flüssigkeit, die durch Schwefelsäure nicht gefället wird; 25) schleimsaures Bl. O. (s. Schleimsaure Salze); 26) schwefelblausaur. Bl. O. (s. Blausäure); 27) schwefelsaur. Bl. O., a) neutrales, in der Natur als Bleivitriol, künstlich durch Doppelanziehung gebildet, eine weiße, lose zusammenhängende Masse, oder ein weißes Pulver, das sich nur wenig in Salpetersäure, gar nicht in Wasser auflöst, durch Kochen der Salzsäure zum Theil in salzsaur. Bl. O. und in freie Schwefelsäure zersetzt wird, in geringer Glühhitze feuerbeständig ist, bei stärkerer schwefeligsaur. und Sauerstoffgas entwickelt, und nach Berzelius 75,615 Bl. O. und 26,385 Säure enthält; b) basisches bildet sich beim Einwirken des Ammonium, auf a); c) unterschwefligsaures Bleioxyd. (Herschell's Bleihyposulphit), ein weißer mehliger Staub, durch Eintragen von salpeters. Blei in ein neutrales Hyposulphit [6]), gewonnen, der, lange im Munde gehalten, einen süßen Geschmack zurücklässt, in 3266 seines Gewichts Wasser auflöslich ist, ein wenig unter 212° sich schwärzt, in höherer Temperatur Feuer fängt, rothglühend wird, und mit einer schwachen Flamme brent. Dies Salz besteht aus 2 Atomen Säure + einem Atom Blei-Protoxyd; d) unterschwefels. (hyposulphurisches) Blei, ein, nach Gay-Lussac, auflösliches Salz; 28) spiersaur. Bl. O. (s. Spiersaure Salze); 29) tellurs. Bl. O. aus 42,2 Bl. O. und 57,8 Telluroxyd; 30) weinsteinsaur. Bleioxydkali (s. Weinsteinsaure Salze) ꝛc.; 31) wolframsaur. Bleioxyd kommt nur natürlich vor a. d. Zinnwald in Böhmen, sieht aus, wie das braune, nadelförmige phosphorsaure Blei aus England, drust aber in sehr spitzigen 8seitigen Pyramiden.

Bleisaure Salze: 1) bleis. Ammonium, eine dunkelgelbe, nicht krystallisirbare Flüssigkeit, aus Bleiglätte durch Digestion in 6 reiner oder kohlensaurer Ammoniumlauge bereitet; 2) bleisaur. Kali, nach Karsten durch Kochen der Bleiglätte in Kalilauge erhalten, als eine gelbe, nicht krystallisirende Flüssigkeit, aber nach Klaproth durch Kochen des Bleiweißes mit wäßr. Kali sich darstellend, als eine farblose Auflösung, aus der beim Erkalten kleine silberweiße Schuppen krystallisiren, die am Lichte grau anlaufen. Zink, nicht Eisen fället aus der Auflösung metallisches Blei; 3) bleisaur. Natron, eine gelbe Flüssigkeit aus 1 Theil in 13 kochender Natronlauge aufgelöster Bleiglätte; 4) bleis. Baryt, eine dunkelgelbe Flüssigkeit, die, koncentrirt, ihre beiden Bestandtheile abgesondert fallen läßt; 5) bleisaur. Kalk, ein kleinspiesiges Salz, das ätzend schmeckt, und wenig im Wasser auflöslich ist. Endlich verbindet sich auch das Blei mit Glasflüssen und Erden zu Gläsern, und mit Metalloxyden zu glasartigen Gemischen [7]). (*Th. Schreger.*)

Blei (pharmacologisch) wird 1) in metallischer Form blos äußerlich angewandt, um durch seine Schwere einen mechanischen Druck zu bewirken, namentlich auf Überbeine, kleine Schlagadergeschwülste ꝛc. Die Bleifeile ist ein Bestandtheil des alten mit Recht verworfenen

5) S. *Gilb.* Ann. LVIII. 29. 53 etc.

6) S. Edinburgh Philos. Journ. I. 8. S. 596. 7) Vgl. Vauquelin in Scherers alg. Journ. d. Chemie ꝛc. III. S. 728 fgg. IV. S. 51 fgg.; Karsten Ebend. V. 575 fgg.; Thomson in Gehlens a. Journ. d. Ch. ꝛc. IV. S. 92 fgg.; Bucholz Ebend. V. S. 253 fgg.; Berzelius in *Gilbert's* Ann. d. Ph. XLVI. S. 131 fgg.; Chevreul Ebend. S. 176 fgg.; Berzelius in Schweigger's a. J. d. Ch. ꝛc. XV. S. 284 fgg.; Fischer Ebend. XX. S. 51 fgg.; Gay-Lussac und Dulong a. a. O.

Digitized by Google

Elect. contra morsum canis rabidi Disp. Bor. Brand.; 2) im oxydirten Zustande wirkt es auf die Muskulatur des Magens austrocknend und zusammenschrumpfend, vermindert deren Thätigkeit und tilgt sie endlich ganz bis zur Lähmung. Zugleich schwächt es die Action des Resorptionssystems, verringert die Summe der Feuchtigkeit im Körper, macht deshalb Trockniß und Abmagerung, und soll sogar Unfruchtbarkeit bei Frauen nach Ackermann hervorbringen. Seine gefährlichen Wirkungen bezeichnen eine eigene Krankheitsform, die Bleikolik. Indeß gebrauchte man es schon zu Paracelsus Zeiten als innerliches Arzneimittel, und, wenn Hegewisch u. A. es gleich für das eigentliche Heilmittel zerstörender Entzündungen halten, das zugleich die plastische Cohärenz vermehre, so bleibt sein innerlicher Gebrauch doch immer mislich und gewagt (s. essigsaures Blei unter Essigsäure). Äußerlich ist es zum Austrocknen und Adstringiren im Allgemeinen nur da passend, wo wegen Schlaffheit des Zellgewebes, und wegen abnormer Muskel- und Gefäßthätigkeit ein Andrang von Säften nach den Hautorganen, also Blutanhäufung, örtliche Entzündung, pathologische Secretionen, mithin Hautausschläge, krankhafte Excretionen von Feuchtigkeiten, und Geschwüre Statt haben. Allgemeine Gegenanzeigen seines äußerlichen Gebrauches sind: wenn die topische Entzündung auf einer allgemeinen Hypersthenie, und wirklichen Plethora beruht, und wenn die abnorme Absonderung kritisch, auch wol schon zur Gewohnheit geworden ist. Mit Vorsicht, und nicht zu lange bringe man es auf eine große Wundfläche, zumal bei Kindern, wegen Gefahr von wahrer Bleivergiftung. — Von den Bleipräparaten sind offizinell: 1) Plumbum oxydatum rubrum (s. Mennige); 2) Plumbicum subfuscum (Lithargyrum), Bleiglätte, ein bei der Reinigung und Ausscheidung des Silbers als Nebenprodukt erhaltenes stark glänzendes, schmutzig weißes oder lichtgelbes schuppiges Bleioxyd, das, gleich der Mennige, wirkt, aber kupferhaltig ist. Das halbverglaste Bleioxyd (Spuma argenti) benutzte man schon längst zu Pflastern ꝛc. 3) Acetum lithargyri, s. saturninum (Extractum Saturni), Silberglätteessig, eine Auflösung des kupferfreien Silberglättpulvers in reinem starken Weinessig; ½ Unze davon mit 1 Pfd. destill. Wasser verdünt, als Aqua saturnina, oder vegeto-mineralis Goulardi, äußerlich bei leichten Wunden, Quetschungen, Verbrennungen, bei der Phymosis und Paraphymosis, beim anfangenden Panaritium, bei sthenischen Augen- und a. örtlichen Entzündungen von äußerlichen Ursachen anwendbar, nur nicht beim Rothlauf; mit Vorsicht zum Austrocknen chronischer Geschwüre, der Fisteln, feuchten Flechten und a. chronischen Hautausschlägen, beim Auffliegen; beim Tripper und Nachtripper, als Injection. Weniger paßt es zur Zertheilung der Drüsengeschwülste, der Milch in den Brüsten, der Skropheln- und Gelenkgeschwülste. In Klystiren empfiehlt man es bei typhösen Ruhren. Nach Umständen wird es mit mehr oder weniger Wasser verdünt, als Wasch-, Augen- oder Gurgelwasser, als kalte oder warme Bähung, Injection, oder Badeflüssigkeit gebraucht, bald mit Semmelkrume oder erweichenden Kräutern zu Brei gekocht und übergeschlagen, aber bei Leibweh, Stuhlverstopfungen, gelber Gesichtsfarbe, Zittern der Glieder ꝛc. darauf sogleich ausgesetzt, und zur Verhütung noch schlimmerer Zufälle innerlich irgend ein Fettöl, Alaun, Schwefelkali, Opium ꝛc., und äußerlich ein schleimig-öliges Klystir verordnet. 4) Bleiöl (s. Bleizucker unter dem Artikel Essigsäure). 5) Bleisalben, und unter diesen vorzüglich Ceratum Saturni, aus Bleiextract, oder, damit es nicht gelb werde, aus Bleizucker, Öl und Wachs, kann man auf wunde Hautstellen bringen, die nicht schnell zubeilen sollen, oder sehr empfindlich sind, z. B. nach Anwendung von Zugpflastern ꝛc., desgleichen auf nicht zu umfängliche, zumal schon eiternde Verbrennungswunden. Auch dienen sie bei gutartigen, stark nässenden Localgeschwüren, beim Durchliegen, bei Frostbeulen, Insektenstichen ꝛc.; mit Seife und Kampfer bei Skropheln und Gelenkgeschwülsten. Die daraus bereiteten Bougies wendet man in allen Krankheiten der Harnröhre an, die durch Kerzen zu heilen sind. 6) Bleipflaster: a) Emplastrum Lithargyri simplex (E. diachylon simplex), da üblich, wo die Bleisalben angezeigt, zumal wo Außenreize abzuhalten sind, außerdem zur Vereinigung einfacher Wunden, zur Befestigung des Verbands; b) E. Lith. compos. s. gummosum (E. diach. compos.), ein örtliches Reizmittel bei oberflächlichen asthenischen Geschwülsten, Drüsenverhärtungen, schlaffen Geschwüren, zur Zeitigung der Abscesse ꝛc.; c) Empl. Lith. cum resina Pini (E. adhaesivum s. glutinans), zu mechanischen Zwecken, als Heftpflaster, als Deckpflaster zur Annäherung der Wundränder bei alten Fußgeschwüren ꝛc. 7) Plumbicum carbonicum (Cerussa alba), Bleiweiß (s. oben), je schwerer und weißer, desto reiner. Das Schieferweiß (englisch weiß, Schulpweiß) (Cerussa in laminis), als das reinste besteht aus kleinen länglichen, oder lamellösen, scherbenartigen, leicht zerbrechlichen und zerreiblichen schneeweißen Stücken. Als Kremser oder Wiener Weiß (Cerussa in tabulis, zum Theil Wismuthhaltig, komt es mit Gummiwasser in längliche Täfelchen geformt vor. Es muß sich auf der Kohle vorm Löthrohre ganz reduciren, in reiner Essigsäure ganz auflösen, und damit zu Bleizucker anschießen. Das gewöhnliche in Pulver ist oft mit Kreide, Gyps, Mergel, Thon, Schwerspath ꝛc. verfälscht, dann gelblicher, und leichter an Gewicht. Auf der Kohle läßt es die Zusätze in anderer Form zurück. Bucholz's umständlichere Prüfungsart auf Kreidezusatz gründet sich auf die Leichtauflöslichkeit des salpeters. Kalks in Alcohol, und die fast gänzliche Unauflöslichkeit des salpetersaur. Bleies in demselben *). — Das Bestreuen wunder Hautflächen bei kleinen Kindern, fetten Personen ꝛc., oder rosenartiger Entzündungsgeschwülste mit diesem Pulver bleibt immer gefährlich. — Neuerlich hat man angerathen, 2 Skrupel davon, mit Speichel ꝛc. zur Salbe gemacht, in die schmerzhafte Stelle beim Gesichtsschmerz eine Stunde vor dem Anfall einzureiben, um damit den Unteraugenhöhlennerven zu lähmen. Außerdem bildet es das Unguentum album simplex und camphoratum,

*) S. Trommsdorff's Journ. der Pharm. XVII. 2. S. 3.

Digitized by Google

das Emplastrum album coctum etc., die alle zum Austrocknen ꝛc. ebenfalls nur mit Vorsicht und bedingt anzuwenden sind. 7) Bleisalze, Bleizucker (s. unter dem Art. Essigsäure), (*Th. Schreger.*)

Blei (als Gegenstand der Hüttenkunde[1]). Unter den mannigfaltigen natürlichen Verbindungen des Bleies sind, sehr wenige Ausnahmen abgerechnet, nur die geschwefelten, und besonders der Bleiglanz ein Gegenstand hüttenmännischer Bearbeitung. Die Darstellung des Bleies im Großen beruhet daher vorzüglich auf der Entfernung des Schwefels; indeß modifiziren mehre fremdartige Substanzen, welche die Bleierze begleiten, und durch den Aufbereitungsprozeß nicht vollständig getrent werden können, oder auch wol (das Silber) absichtlich mit dem metallischen Blei verbunden werden, den Darstellungsprozeß des Bleies, oder machen eine fernere Bearbeitung des ausgebrachten Produktes nothwendig.

Bevor wir nun die Gründe, auf denen die Darstellung des Bleies beruht, näher entwickeln, und in die Beschreibung einiger, an verschiedenen Orten eingeführten Bleischmelzprozesse eingehen, müssen wir zuvor einigermaßen die Stelle bezeichnen, welche diese Betrachtungen in der allgemeinen Hüttenkunde einnehmen; auch das Kupfer wird bei mehren ausschließend aus geschwefeltem Eisen gewonnen, und dessen Darstellung im Großen hängt daher vorzüglich von Entfernung des Schwefels ab; obgleich daher beide Prozesse auch manches Eigenthümliche darbieten, stehen sie doch nicht nur unter allen Hüttenprozessen sich am nächsten, sondern greifen auch häufig in einander ein, da Blei und Kupfer oft auf einer Beschickung dargestellt werden.

Wir werden bei der Bearbeitung des vorliegenden Artikels zunächst die Theorie des Bleischmelzens entwickeln, dann vom Probiren der Bleierze handeln, und die Beschreibung einiger örtlichen Bleischmelzprozesse folgen lassen, dabei jedoch vorzugsweise solche wählen, welche die Darstellung eines reinen, oder auch silberhaltigen Bleies (was bei der ersten Darstellung keinen Unterschied macht, sondern nur insofern ein abweichendes Verfahren erfodert, als das silberhaltige Blei [Werkblei], einem fernern besondern Prozesse, der Werkarbeit, unterworfen, und dadurch das Silber für sich dargestellt wird), zum Gegenstande haben, und auch in Ansehung des gemeinschaftl. Blei- und Kupferausbringens uns nur auf einige Beispiele beschränken. Wir werden ferner nicht von der Reduktion der Glätte[1]) (Glättfrischen) handeln, da dieser Prozeß auf ganz andern und viel einfachern Gründen beruhet. Endlich müssen wir unsere Leser, welche hier vielleicht auch Grundsätze der Verwaltung der Bleihütten suchen möchten, auf die betreffenden besondern Artikel, besonders Hüttenhaushalt und Rechnungswesen, verweisen.

Theorie des Bleischmelzens.

Die Abscheidung des Schwefels vom Blei hängt auf so mannigfaltige Weise von dem Verhalten dieses Metalls, seiner Oxyde und Verbindungen mit dem Schwefel und dessen Säuren unter Einwirkung höherer Temperaturen ab, daß es nicht befremden kann, wenn die wahre Natur dieser Prozesse lange verkant, und besonders durch Arbeiten der franz. Gelehrten Gueniveau, Gay-Lussac erst lichtvoll dargestellt wurde. Leser, welche eine gründlichere Belehrung über diesen Gegenstand wünschen, als der Raum hier zu geben gestattet, verweisen wir vorzüglich auf den VI. Band von Karstens Archiv für Bergbau und Hüttenwesen, wo die wichtigsten Arbeiten der Franzosen aus dem Journal und den Annales des mines, mit eigenthümlichen Abhandlungen des Herrn Herausgebers auf eine sehr belehrende und erschöpfende Weise zusammengestellt sind.

Es werden zwei wesentlich verschiedene Methoden angewendet, den Schwefel vom Blei zu scheiden und letzteres metallisch darzustellen; man röstet nämlich entweder das Bleierz unter Zutritt der atmosphärischen Luft, wobei man den Schwefel zu oxydiren, und als schweflige Säure zu verflüchtigen sucht, und schmelzt das geröstete Erz ohne Zuschlag, oder allenfalls mit etwas Kalk, im Schachtofen oder im Flammofen; oder man schmelzt das geschwefelte Blei, ohne vorhergegangene Röstung mit einem Zuschlage von metallischem Eisen, welches dem Schwefel näher verwandt ist, als das Blei, sich daher mit demselben zu Schwefeleisen verbindet, und das Blei im metallischen Zustande ausscheidet. Das Rösten der Bleierze geschieht am besten im Flammofen, daher verbindet man da, wo auch das Schmelzen im Flammofen bewirkt wird, den Röst- und Schmelzprozeß so mit einander, daß in demselben Ofen das Erz zuerst geröstet, und sodann bei verstärktem Feuer geschmolzen wird, doch sind beide Prozesse in diesem Falle nicht scharf geschieden, sondern es erfolgt, wie wir weiter unten sehen werden, schon während der Röstperiode eine mehr oder minder bedeutende Menge metallisches Blei[2]). Gewöhnlich wird jedoch auf eine unvollkommene Weise das natürliche geschwefelte Blei in Roststätten oder in freien Haufen auf einer Unterlage von Holz, zuweilen mit Kohlenkleien (das auch wol mit Kalkmilch angefeuchtet wird), geschichtet, zu wiederholten Malen geröstet, und sodann in Schachtöfen (unter ihnen sind die Krummöfen, den Halb- oder Ganz-Hohöfen, bei der Behandlung gerösteter Bleierze vorzuziehen[3]), mit Holzkohlen geschmolzen. Es erfolgt dabei metallisches Blei, Bleistein[4]) und Schlacke. Der Bleistein, welcher, insofern reine Bleierze ohne Eisenzuschlag verarbeitet wurden, eine Verbindung von Blei und Schwefel (jedoch mit weniger Schwefel als im Bleiglanze, also das Unterschwefelblei) ist, wird wie der Bleiglanz, zu wiederholten Malen geröstet, und aber-

1) Glätte heißt das bei der Treibarbeit absichtlich oxydirte Blei, um das Silber aus der Mischung mit demselben, allein im metallischen Zustande darzustellen. Man vgl. die Artik. Abtreiben und Glatte.

2) In Bleiberg bei Villach in Kärnthen heißt dies sich zuerst abscheidende Blei, Jungfernblei. 3) Krummofen (fr. fourneau à manche), nent man die niedrigsten Schachtöfen, deren Höhe unter 8′ beträgt. Man vgl. den Art. Schmelzofen. 4) Unter Stein (fr. matte) versteht man überhaupt eine unter Einwirkung einer hohen Temperatur gebildete Verbindung eines Metalles mit Schwefel. Es ist schon hieraus klar, daß der bei dem Bleischmelzungsprozesse sich bildende Stein, nach den verschiedenen Beimischungen der Erze und nach der Verschiedenheit der Zuschläge von sehr verschiedener Beschaffenheit seyn müsse.

Digitized by Google

mals über dem Schachtofen durchgeschmolzen (verändert), und so abwechselnd fortgefahren, sey es nun, daß der beim Steinschmelzen abermals fallende Stein (Stein vom Steine, auch zweiter, dritter ꝛc. Stein) für sich behandelt, oder beim Erschmelzen wieder zugesetzt wird, bis der Bleigehalt, so rein es bei dieser Arbeit geschehen kann, ausgebracht ist. Die Flüssigkeit des Bleies gibt, wie leicht einzusehen ist, bei dieser wiederholten Bearbeitung zu einem ansehnlichen Bleiverlust Veranlassung, welcher durch die Eigenschaft des Bleioxyds, erdige Substanzen zu verglasen, noch vermehrt wird [5]). Dieser Bleiverlust wird auch durch die Erfahrung vollkommen bestätigt, und kann in einzelen Fällen zu mehr als 30 p. Ct. nachgewiesen werden; derselbe gereicht daher der hier im Allgemeinen betrachteten Darstellungsmethode zum gerechten Vorwurfe, und letztere kann nur da gerechtfertigt werden, wo man absichtlich die Darstellung des ganzen Bleigehaltes mit einem Male vermeidet. Dies findet besonders Statt, wenn eine Beschickung auf Kupfer und Blei zugleich benutzt werden soll, wobei das Kupfer, wegen seiner nähern Verwandtschaft mit dem Schwefel in den Stein übergeht, während das Blei sich vom Kupfer frei darstellt, sich dagegen vorzugsweise mit dem Silber verbindet. Da jedoch die hüttenmännischen Operationen keine solche Schärfe gewähren, als in der Regel die chemischen Arbeiten im Kleinen, so findet sich das bei der Verarbeitung des Steines fallende Blei immer kupferhaltiger, je mehr der Kupfergehalt in dem verarbeiteten Steine selbst zunimt, und auf der andern Seite ist das von der Erzarbeit unmittelbar fallende Werkblei [6]) zwar das silberreichste, nimt aber gleichwol so wenig den ganzen Silbergehalt auf, daß selbst das aus dem letzten, nicht mehr in die Bleiarbeit kommenden Kupferstein fallende Schwarzkupfer oft noch einen saigerwürdigen Silbergehalt hat.

Betrachten wir das Verhalten der geschwefelten Metalle in hoher Temperatur etwas genauer, so werden wir bald den zureichenden Grund der Mangelhaftigkeit der bisher betrachteten Schmelzmethode und die Vorzüge anderer Prozesse, wenigstens für solche Fälle erkennen, wo reine oder nur silberhaltige Bleierze zu verarbeiten sind.

Wenn ein Metall, welches der Verbindung mit Schwefel in einem doppelten Verhältnisse fähig ist, im maximo geschwefelt gegen die Einwirkung der atmosphärischen Luft geschützt, den Einwirkungen hoher Temperatur ausgesetzt wird, so wird in der Regel nur der Unterschied des Schwefelgehalts beider Verbindungen ausgeschieden, und das Metall bleibt im minimo geschwefelt zurück. Hat aber der Schwefel und das Metall zugleich Gelegenheit sich zu oxydiren, so bildet sich schweflige Säure, welche ein großes Bestreben hat sich zu verflüchtigen, und nur von wenigen Basen kräftig angezogen wird, und selbst die vollständige Schwefelsäure, welche an sich weit feuerbeständiger ist, und außerdem ungleich stärker auf die Basen wirkt, widersteht doch in der Verbindung mit sehr vielen Metalloxyden (namentlich Kupfer- Eisenoxyd ꝛc.), einer hinlänglich hohen Temperatur nicht, sondern wird zum allergrößten Theile durch dieselben ausgeschieden. Das Blei ist nun zwar auch der Verbindung mit Schwefel in einem doppelten Verhältnisse fähig, allein der Schwefel ist bei der Verbindung im maximo so fest mit dem Blei verbunden, daß die Existenz eines im minimo geschwefelten Bleies von Vielen geleugnet worden ist. Die Entfernung eines Theils des Schwefelgehaltes, unter Ausschluß der Einwirkung des Sauerstoffes ist daher um so weniger möglich, als sich bei hinlänglich erhöheter Temperatur das geschwefelte Blei unverändert verflüchtigt. Wirkt aber zugleich der Sauerstoff der Atmosphäre, so wird nur sehr wenig schweflige Säure, sondern beinahe nur Schwefelsäure gebildet, die aber von dem gleichzeitig entstandenem Bleioxyd bei allen Temperaturen fest gehalten wird. Durch Einwirkung von Kohlen auf das schwefelsaure Bleioxyd wird unter günstigen Umständen zwar schweflige Säure gebildet; beim Verschmelzen der gerösteten Bleierze in Berührung mit Kohlen geschieht dies jedoch nur in geringem Grade, die große Hitze der Schachtöfen reduzirt zugleich Blei und Schwefelsäure, und stellt deshalb nur wenig metallisches Blei, sondern vorzüglich geschwefeltes Blei (und zwar ein Gemisch beider Verbindungen des Schwefels mit Blei) her, welches wir unter dem Namen von Stein bereits kennen gelernt haben. Ganz anders ist jedoch der Erfolg, wenn schwefelsaures Bleioxyd auf geschwefeltes Blei unter Mitwirkung einer erhöhten Temperatur einwirkt, es wird nun sehr viel schweflige Säure gebildet und verflüchtigt, und das Resultat dieses ganzen Vorganges wird nach dem verschiedenen Verhältniß beider Substanzen und der Temperatur, Bleioxyd oder metallisches Blei, oder letzteres allein, nach den Umständen auch wol Unterschwefelblei seyn. Auch das Bleioxyd ist fähig, das schwefelsaure Bleioxyd zu zerlegen, sich auf Kosten der Schwefelsäure zu reduciren, die letztere in schweflige Säure zu verwandeln und zu verflüchtigen, wodurch also sowol das Bleioxyd reducirt, als auch das Blei aus seiner Verbindung mit Schwefel metallisch geschieden werden wird. Die letzte Operation erfodert jedoch eine höhere Temperatur, als die Wechselwirkung der Schwefelsäure und des Schwefels. Jetzt ist es leicht, die Bedingungen festzustellen, unter welchen das natürlich geschwefelte blos unter erhöhter Temperatur, und der theilweisen Einwirkung des Sauerstoffs der Atmosphäre, zu metallischem Blei reducirt werden kann, und welche bei der vereinigten Röst- und Schmelzarbeit der Bleierze in Flammöfen am vollständigsten gegeben sind: zunächst würde nämlich ein Theil des geschwefelten Bleies in schwefelsau-

---

5) Selbst das schwefelsaure Bleioxyd (der Bleivitriol) besitzt die Eigenschaft, mit Erden glasige Verbindungen einzugehen, wobei sich die Schwefelsäure von dem Bleioxyde trent, und in schweflige Saure und Sauerstoffgas zerfällt. Es gibt zwar auch Bleischlacken, welche schwefelsaures Bleioxyd enthalten, diese befinden sich aber in keinem vollständig verglasten Zustande. 6) Unter Werkblei (fr. plomb d'oeuvre oder Werken versteht man ein silberhaltiges Blei, welches noch nicht in den Handel gebracht, sondern der Werkarbeit unterweisen wird, um das Silber zu gewinnen. Nicht treibwürdiges, oder ganz silberfreies Blei, welches unmittelbar in den Handel gebracht wird, heißt dagegen Kaufblei; letzteres, das ganz silberfreie, wird auch wol zum Probiren auf Silber, unter dem Namen Probirblei, besonders aufgehalten, weil bei diesem Geschäft der Silbergehalt des Bleies das Resultat der Probe alteriren würde.

res Bleioxyd verwandelt werden müssen, welches letztere dann so genau als möglich mit der übrigen Masse des noch unzersetzten Erzes in mechanische Berührung gebracht würde. Da jedoch die Verwandlung des geschwefelten Bleies in schwefelsaures Bleioxyd nur auf der Oberfläche des Erzes statt finden, also nicht leicht auf einmal eine hinreichende Menge schwefelsaures Bleioxyd gebildet werden kann, so würde diese Operation öfters wiederholt werden müssen. Es würde dabei aus dem schwefelsauren Bleioxyd des letztern, und aus dem geschwefelten Blei metallisches Blei frei werden, es dürfte daher noch nicht alles geschwefelte Blei zersetzt werden, um durch den Schwefelgehalt desselben noch die Reduktion des gebildeten Bleioxyds zu bewirken. Ein wesentliches Erfoderniß bei dem ganzen Prozesse ist die geschickte Leitung der Temperatur; im Anfange muß dieselbe einen gewissen Grad nicht übersteigen, theils um die Bleiverflüchtigung zu vermeiden, besonders aber, damit die noch nicht zersetzte Schmelzmasse nicht zusammensintert oder gar zum Fließen komt, wodurch die mechanische Mengung des schwefelsauren Bleioxyds mit dem Schwefelblei verhindert und der Steinfall vermehrt werden würde. So bald man die Reduktion des Bleioxyds beabsichtigt, muß die Temperatur zwar erhöhet werden, allein dann sind die Theilchen des Schwefelbleies durch das Bleioxyd, und auch wol einen Zuschlag von Kalk, den man bei dieser Arbeit zuweilen anwendet, so zertheilt, daß man ein Zusammensintern nicht so leicht mehr zu besorgen hat. Die Verflüchtigung des Bleies vermehrt sich mit der zunehmenden Temperatur freilich, indeß ist sie bei diesem Prozesse immer viel geringer, als bei andern Methoden. Wäre es praktisch ausführbar, die Arbeit im Großen genau so zu leiten, als es die Theorie vorschreibt, und besonders in jeder Periode der Arbeit, genau den erfoderlichen Hitzgrade hervor zu bringen, und in jedem Augenblicke die innigste Mengung der sich gegenseitig zersetzenden Substanzen zu bewirken, so würde man den ganzen Bleigehalt der Erze (von der Verflüchtigung abgesehen), gewinnen. Eine solche Genauigkeit ist aber im Großen nicht möglich, man wird daher bei der verstärkten Hitze immer etwas Bleistein erhalten, und ein Theil Bleioxyd wird unter den Rückständen bleiben, und durch einen besondern Prozeß zu Gute gemacht werden müssen. Das Bestreben des Bleies, sich mit dem Schwefel im maximo zu verbinden, ist so groß, daß der Bleistein (der wie wir gesehen haben wenigstens ansehnlichen Theils aus Unterschwefelblei besteht), bei einem angemessenen Hitzgrade in metallisches Blei und Schwefelblei im maximo zerfällt, wodurch also ein zweckmäßiger Weg zur fernern Bearbeitung desselben angedeutet wird, jedoch kann derselbe auch wie das Schwefelblei im maximo zersetzt werden.

Haben wir nun die Zersetzung des Schwefelbleies durch Oxydation durch das Obige erörtert, so müssen wir über die Niederschlagsarbeit, oder die Zersetzung des geschwefelten Bleies durch metallisches Eisen, ebenfalls noch das Nöthige beibringen, können uns jedoch hiebei weit kürzer fassen, da die Wirkung des Eisens bei dieser Zersetzung nicht von so verwickelten Bedingungen abhängt. In der Regel bedient man sich zu der Niederschlagsarbeit des gekörnten Roheisens [7]), benutzt jedoch auch andere Eisenabgänge, indeß hat die Erfahrung gelehrt, daß nur metallisches, nicht aber oxydirtes Eisen zur Niederschlagsarbeit angewendet werden kann, da letzteres zuvor reducirt werden muß, bevor es die verlangte Wirkung auf den Schwefel äußern kann, und dazu eine hohe Temperatur und einen Zeitaufwand erfodert, welcher für den eigentlichen Zweck verloren geht. Wenn man daher gleichwol mit Nutzen Eisenfrischschlacken bei der Bleiarbeit zusetzt (sowol bei der Niederschlagsarbeit als bei der Verarbeitung gerösteter Bleierze), so wirken dieselben mehr als Flußmittel, und bringen mehr Regelmäßigkeit in das Niederschlagen der Gewichte, indem sie die Schmelzmasse etwas auflockern, tragen aber nur wenig, und blos vermöge ihres zufälligen Gehaltes an reguliwischen Eisen unmittelbar zur Abscheidung des Schwefels bei. Die Niederschlagsarbeit erfodert ferner eine hohe Temperatur, obgleich bei derselben eine ansehnliche Verdampfung des Bleies statt findet, so schreitet doch auch der ganze Prozeß schneller fort, und entzieht die Schmelzmasse um so früher diesen schädlichen Einflüssen, außerdem ist aber auch eine hohe Temperatur nöthig, um die Verwandtschaften des Eisens zum Schwefel mit gehöriger Kraft zu wecken; nur bei großer Hitze bildet sich ein Stein, der fast allein aus Schwefel und Eisen besteht, wogegen bei kalter und langsamer Arbeit gern dreifache Verbindungen aus Schwefel mit Eisen und Blei entstehen. In der Regel wird die Niederschlagsarbeit in Schachtöfen betrieben, jedoch nach dem Zeugniß des Hericart de Thury zu Vienne mit großen Vortheil auch im Flammofen. Arbeitet man über dem Schachtofen, so bedient man sich mit großem Vortheil als Brennmaterial der Coaks (Steinkohlen, denen man durch einen, dem Holzverkohlungsprozeß ähnliches Verfahren ihr Bitumen entzogen hat), und wo dieselben nicht zu Gebote stehen, sondern man auf Holzkohlen beschränkt ist, höherer Öfen, wie die Erfahrung am Harz gelehrt hat.

Welche von beiden Methoden, die Röstarbeit oder die Niederschlagsarbeit nun der andern vorzuziehen sey, darüber ist es schwer, ein allgemeines Urtheil zu fällen. Wir haben oben gesehen, daß ein günstiger Erfolg bei der Röstarbeit von mancherlei Umständen abhängt, und können aus dem bisherigen schon vermuthen, daß eine große Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit von Seiten der Arbeiter erfodert werde, was auch besonders in Ansehung der Behandlung der Flammöfen, durch die Erfahrung bestätigt wird. Der Erfolg bei der Niederschlagsarbeit ist

7) Das Roheisen wird gekörnt, oder granulirt, indem man neben dem Arbeitsgewölbe des Hohofens, welcher zur Darstellung desselben dient, eine geräumige Grube anbringt, in welche Wasser geleitet, und dasselbe demnächst wieder abgelassen werden kann. Über dieser Grube befindet sich eine durchlöcherte Platte (Granulirblech), auf welche das Roheisen, so wie es beim Abstechen aus dem Hohofen fließt, tritt, und durch die Löcher in das Wasser fällt. Es bildet sich dabei zu unregelmäßig rundlichen 1 Zoll im Durchmesser haltenden Stücken, deren Vereinigung man dadurch hindert, daß man das auf dem Boden der Grube herabgefallene Eisen mit eisernen Rechen beständig durchrührt. Das Bedürfniß der Oberharzer Bleihütten, bei denen die Niederschlagsarbeit eingeführt ist, beträgt etwa 20,000 Zentner, welches auf diese Weise für jede andere Benutzung auf immer verloren geht.

dagegen weit sicherer, indeß gereicht ihr wieder die starke Eisenkonsumtion zum Vorwurf. Örtliche Verhältnisse müssen daher über die Wahl der zweckmäßigsten Methode entscheiden.

Probiren der Bleierze.

Über die mannigfaltigen Zwecke, aus denen die Erze überhaupt probirt werden, und die Wichtigkeit einer jenen Zwecken angemessenen Probe können wir uns hier nicht einlassen, sondern verweisen dieserhalb auf den Artikel Hüttenhaushalt. Das Verfahren beim Probiren wird dagegen am füglichsten an die Betrachtungen über die einzelen Metalle angeschlossen, da es von den Eigenschaften derselben abhängt.

Man probirt die Bleierze wie andere Fossilien, entweder nur vorläufig vor dem Löthrohre, oder quantitativ auf trocknem oder auf nassem Wege. Es gibt dabei sehr verschiedene Methoden, unter denen wir jedoch bei der besten stehen bleiben, und uns nicht auf die Untersuchung sehr gemischter Beschickungen einlassen, sondern besonders auf die des Bleiglanzes beschränken. Wer weitere Belehrung sucht, findet dieselbe vorzügl. in folgend. Schriften: Berzelius von der Anwendung des Löthrohrs in der Chemie und Mineralogie, aus der Handschrift übersetzt von Heinrich Rosen 1821. Ferner: C. H. Pfaff (Prof. in Kiel), Handbuch der analytischen Chemie, 2 Bände 1822, und (in Ansehung der Probe auf trocknem Wege) in Karsten Grundriß der Metallurgie 1818.

Soll Bleiglanz vor dem Löthrohre probirt werden, so wird derselbe zuvor in einem Glaskölbchen, oder einer Glasröhre erhitzt, und wenn ein Knistern erfolgt, die Beendigung desselben abgewartet, um demnächst das Verstieben desselben auf den Kohlen zu vermeiden. Hierauf wird derselbe in eine, auf der Oberfläche einer harten Kohle eingegrabene Vertiefung gelegt, und wie gewöhnlich der Löthrohrflamme ausgesetzt. Der Schwefel verwandelt sich dabei in schweflige Säure, und wird verflüchtigt, das Blei zeigt sich zuerst in zerstreuten Kügelchen auf der Kohle, welche sich nach und nach in ein Metallkorn vereinigen, das auf Knochenasche, ebenfalls vor dem Löthrohre abgetrieben, und auf seinen etwanigen Silbergehalt probirt werden kann. Durch den Geruch kann man, bei gehöriger Übung, die dem Blei beigemischten flüchtigen Stoffe, als Schwefel, Arsenik, Spießglanz, Selen ꝛc. unterscheiden, die feuerfesten Metalloxyde verrathen sich dagegen durch die Farbe, welche sie der Knochenasche mittheilen. Reines Bleioxyd färbt dieselbe z. B. blaßgelb, welches sich bei zunehmenden Kupfergehalt immer mehr in das Grüne zieht ꝛc.

Auf nassem Wege wird der Bleiglanz mit etwa dem 12fachen Gewichte Salpetersäure von 1200 bis 1250 spec. Gew. übergossen, und so lange einer gelinden Digestionswärme ausgesetzt, bis die grauweiße Farbe des Erzes seine Zersetzung andeutet, wobei sich Schwefel und schwefelsaures Blei niederschlägt, welches gehörig ausgelaugt werden muß. Der bei dem Niederschlage befindliche Schwefel wird sodann durch Abbrennen entfernt, der Rückstand nochmals mit Salpetersäure behandelt, und wenn er sich frei von einem Rückhalt an Schwefel zeigt, also als reines schwefelsaures Blei anzunehmen ist, getrocknet und gewogen, wo man dann leicht den Gehalt an Blei berechnen kann, da 100 Theile schwefelsaures Blei, 58,84 Theile metallisches Blei, dem Gewichte nach enthalten. Silber, Kupfer ꝛc. bleiben hiebei in der salpetersauren Auflösung, und werden durch die gehörigen Orts anzugebenden Mittel erkant und geschieden.

Die beste Methode, den Bleiglanz auf trocknem Wege zu probiren, besteht darin, daß man denselben mit 20—25 pr. Ct. reinen Eisenfeilspähnen und etwas gebranten Borax beschickt, in einer mit Kohlenstaub ausgefütterten Probirtute, unter der Muffel, bei möglichst großer Hitze geschmolzen. Man erhält dabei ein Bleikorn, und einen bleifreien Stein nebst Schlacke, ersteres kann weiter auf Silber probirt werden.

Wir wenden uns nun zur Beschreibung einiger Bleischmelzprozesse im Großen, und zwar zunächst zu der Behandlung der Bleierze in Flammöfen, vermittelst der vereinigten Röst- und Schmelzarbeit; wir bleiben jedoch bei dem Verfahren stehen, wie es zu Poullaouen und Pesey [8]) ausgeübt wird; ersteres ist von Beaunier und Gallois im Journ. des mines T. XVI. p. 193 u. f., und letzteres von Puvis in annales des mines T. II. S. 302 u. f., beides aber in Karstens Archiv für Bergbau und Hüttenwesen B. VI. S. 161 u. f. und S. 212 u. f. im Auszuge aus den so eben genanten Abhandlungen beschrieben. Auch in *Heron de Villefosse* richesse minerale T. III. S. 254 u. f. ist der Prozeß zu Poullaouen beschrieben. Wir halten uns besonders an die Arbeit von Puvis. Auf eine etwas abweichende Weise, jedoch ebenfalls in Flammöfen, nur von anderer Konstruktion, werden die Bleiglanze zu Bleiberg in Kärnthen, und zu Chur in Graubündten zu Gute gemacht. Das erste Verfahren findet sich am ausführlichsten beschrieben von dem Freiherrn von Born in Bergbaukunde II. Theil S. 80 u. f., das letzte in Karstens Archiv B. VI. S. 204 u. f. Das Verschmelzen der Bleierze in Flammöfen ist übrigens auch in England sehr gebräuchlich, das dort übliche Verfahren stimt jedoch am meisten mit der Arbeit zu Poullaouen und Pesey überein.

Bleischmelzprozeß im Flammofen.

Der Flammofen zu Poullaouen, mit welchem der zu Pesey übereinstimmt, findet sich T. Fig. 1, 2, 3 u. 4, in äußerer Ansicht, Quer- und Längendurchschnitt, und im Grundriß dargestellt, und ist bezeichnet:

A. das Hauptgemäuer des Ofens.
B. die äußere Hüttenwand, in welcher die Esse zum Theil aufgeführt ist.
C. das Gemäuer der Esse.
D. äußere Begränzung des Aschenfalles.
E. Treppe zum Aschenfall.
F. Essenröhren.
G. eiserne Verrankerung des Ofens.
H. Unterlagen, auf welchen die eisernen Geräthschaften der Arbeiter beim Aufschüren des Ofens ruhen, dgl. auch vor den übrigen Arbeitsöfnungen angebracht, aber in der Zeichnung nicht angegeben sind.
I. die mittlere Arbeitsthüre über dem Abstich.
K. die Thüröfnung zum Aufschüren des Ofens.

8) Poullaouen unweit Carhaix, Dep. Finisterre, Bezirk Chateaulin, und Pesey bei Moutiers in Savoyen.

Digitized by Google

L. die beiden andern Thürösnungen neben der mittlern.
M. der Stichherd.
m. die Abstichöfnung.
N. der Rost.
O. die Feuerbrücke.
P. die Herdsohle.
Q. der Fuchs.
R. das Ofengewölbe.
S. ein Gewölbe unter dem Herde zum Ableiten der Dämpfe.
T. Gewölbe unter dem Rost.
a. Aschenfall.
b. lose eingesetzte Steine, mit denen die schräge Fläche des Fuchses belegt ist.
c. Verankerung der Esse.

Man hat bei dem hier näher zu beschreibenden Schmelzprozesse: 1) das Besetzen des Ofens (chargement), 2) das Rösten und eigentliche Schmelzen (le grillage et la fonte proprement dite), und 3) die Nacharbeit samt dem Ausschüren des Ofens (le ressuage et le dechargement) zu unterscheiden.

Das Besetzen des Ofens geschieht durch die beiden äußersten Thüren an der vordern Seite des Ofens durch zwei Arbeiter, welche den Schlichhaufen [9]) zwischen sich haben. Die Schlichmasse wird ziemlich gleichförmig über der Herdsohle verbreitet, und nur die Thüröfnung und der Abstich freigelassen. Das Besetzen erfodert mit Einschluß des Ausschürens von dem vorhergehenden Schmelzen eine halbe Stunde Zeit, und es wird nach Beendigung desselben zum Rösten und Schmelzen geschritten; es werden zu diesem Ende einige Holzscheite auf den noch glühenden Rost geworfen, welche sich von selbst entzünden und den Ofen erhitzen. Im Anfange wird stark gefeuert, um die Feuchtigkeit der Schliche zu verjagen und den Ofen in Gluth zu setzen, ist dies aber geschehen, so wird mit der Feuerung so weit nachgelassen, daß der Ofen vorest nur braunroth glühet.

Nach 1 bis 2 Stunden kommen schon einige Tropfen metallisches Blei zum Vorschein, welches jedoch die Herdgrube nicht erreicht, sondern auf der Sohle hängen bleibt, und sich bald mit einer Oxydhaut bedeckt.

Nach 2¼ Stunden hat sich die Erzmasse mit einer 1 bis 2 Linien starken, gelblichweißen Rinde von schwefelsaurem Bleioxyd bedeckt, unter welcher sich schwarzer, buntangelaufener Bleiglanz befindet. Jetzt wird die erste Thür zunächst an der Schürgasse geöfnet, die Rinde abgehoben, zerbrochen, und mit dem unter ihr befindlichen Bleiglanz gemengt. Dies muß jedoch mit möglichster Vorsicht geschehen, da außerdem der Bleiglanz sich in dicken staubigen Wolken erhebt, und durch den Luftzug in die Esse fortgerissen wird. Die Rinde von schwefelsaurem Bleioxyd darf nicht zu stark werden, weil dadurch die genaue Vermengung mit dem rohen Bleiglanz verhindert werden würde, auf der andern Seite darf aber die Rührarbeit auch nicht zu früh vorgenommen werden, bis der Bleiglanz die gehörige Temperatur angenommen hat, welche zu der gegenseitigen Einwirkung des Bleiglanzes und schwefelsauren Bleies auf einander, erfodert wird. Sollte gleichwol (was bei zu stark abgekühltem Ofen, oder nassen Schlichen zuweilen eintritt), die Rinde von schwefelsaurem Blei zu stark zu werden drohen, bevor der unter ihr befindliche Bleiglanz hinlänglich erhitzt wird, so muß sie abgehoben, jedoch noch nicht unter den Bleiglanz vermengt, sondern gegen die dritte Thürösnung zurückgeschoben werden, und man wartet nun die Bildung einer neuen Rinde von schwefelsaurem Blei ab, bevor man die Rührarbeit an der ersten Thüre anfängt.

Nach 3 Stunden hört die Arbeit an der ersten Thüre auf, und nimt in gleicher Art an der zweiten (zu Poullaouen erst an der dritten, und dann an der zweiten) ihren Anfang. Die Hitze wird nun etwas vermehrt, um auf die von der Schürgasse entferntern Theile des Ofens stärker einzuwirken, welches durch einige durch die zweite und dritte Thür auf den Herd gebrachte Holzscheite besonders bewirkt wird.

Nach 3¼ Stunden hört die Arbeit vor der zweiten Thüre auf, und nimt eben so vor der dritten, und wenn sie hier beendigt ist, wieder vor der ersten ihren Anfang. Die Arbeit dauert auf diese Weise fort, und auch die Röstung geht fort, indem sich beständig schwefelsaures Bleioxyd bildet, welches mit dem geschwefelten Blei gemengt, schweflige Saure bildet, und metallisches Blei fallen läßt. Die Herdsohle ist jedoch noch nicht erreicht, und die Schmelzmasse befindet sich noch nicht in einem teigartigen Zustande.

Nach 5 Stunden fährt das Blei zwar fort zu fließen, jedoch in abnehmender Menge. Jetzt und bis 1¼ St. später kann man am besten beobachten, wie die Stoffe auf einander wirken. Sobald man nämlich die Schmelzmasse, welche trocken und staubig erscheint und kein Blei hergibt, mengt, so wird sie sofort teigartig erweicht, und es sondert sich Blei ab, welches in die Herdgrube fließt. Die Flamme streicht jetzt über den Herd nach seiner Länge bis an die zweite Thür, auch wol etwas weiter.

Obgleich jetzt die Temperatur im Ofen sehr hoch ist, so backt die Schmelzmasse doch selbst an der Schürgasse nur wenig zusammen; die Oberfläche bedeckt sich mit leichten bläulichen Flammen, welche von der Verbrennung des Schwefels herrühren, und es bildet sich eine feste Rinde von schwefelsaurem Bleioxyd. Jetzt ist es schwer, die Arbeit richtig zu leiten, und das Blei, welches fällt, ist etwas schwefelhaltig. Es ist dabei am besten, die Schmelzmasse schnell zu mengen, und den der Schürgasse am nächsten befindlichen Theil derselben, von ihr zu entfernen, und umgekehrt. Die angemessenste Temperatur ist die, welche die Schmelzmasse in einem nur wenig teigigen Zustande erhält, das Blei sondert sich dabei am besten ab, und der Steinfall ist am geringsten, zugleich muß aber fleißig gerührt, und die Berührung zwischen geschwefeltem Blei und schwefelsaurem Bleioxyd beständig erneuert werden.

In dieser Absicht treten nach etwa 7 Stunden zwei Arbeiter zugleich an die beiden äußersten Thüren, und nach 7¼ St. 1 Arbeiter an die mittlere, und so geht die

9) Unter Schlich versteht man alle aufbereitete, durch Pochen und Waschen von der Bergart mechanisch befreite Erze, (m. vgl. d. Art. Aufbereiten), welche sich daher in einem mechanisch fein zertheilten Zustande befinden.

Digitized by Google

Arbeit abwechselnd fort, wobei besonders darauf zu sehen ist, daß die Temperatur an der dritten Öfnung gehörig erhalten wird, welches durch Einwerfen von Scheitholz in dieselbe, und selbst in die zweite, wenn die Arbeit vor derselben unterbrochen wird, geschieht [10]).

Nach 9 Stunden hat sich eine hinreichende Menge Blei gesamlet, und es wird nun zum ersten Abstich geschritten; das Blei (das vom ersten Abstiche ist das silberreichste), wird im Stichherde mit Kohlen bedeckt, und eine Tafel Blech darauf gelegt, um das Abkühlen und die Oxydation des Bleies zu verhüten.

Nach 10 Stunden wird der Stein vom letzten Abstich des vorhergehenden Schmelzens durch die erste Thüröfnung in den Ofen gebracht, wo er seinen Bleigehalt bald hergibt. Es erhebt sich jetzt ein dicker Rauch, welcher Blei verflüchtigt, indeß fällt auch nunmehr das meiste Blei, dessen Kügelchen samt dem sich bildenden Stein die ganze Masse breiartig erscheinen lassen. Die Bleikügelchen sind bei ihrer Absonderung nicht rothwarm, das geschmolzene Blei nimt jedoch bei seinem Verweilen im Ofen diesen Grad der Hitze an, mit welchem es beim Abstechen abfließt.

Nach 11 Stunden erfolgt der zweite Abstich, das Blei läuft rothglühend und mit Stein gemischt, welcher auf der Oberfläche des Bleies schwimt, und bis auf eine dünne Schicht, welche zum Schutze gegen die Abkühlung und die Oxydation auf dem Blei bleibt, abgehoben und in den Ofen zurückgebracht wird. Hiemit ist diese Periode der Arbeit beendigt [11]).

Nachdem der Schlich auf diese Weise etwa die Hälfte seines Bleigehaltes hergegeben hat, hält er das Übrige desto fester, und erfodert eine andere Behandlung. Eine Viertelstunde nach dem zweiten Abstechen, während welcher Zeit gar nicht im Ofen gearbeitet wird, tritt daher ein Arbeiter vor die letzte Thüröfnung, und wirft die ganze Schmelzmasse gegen die Schürgasse zurück, so daß die Herdsohle bis gegen die zweite Thüröfnung entblößt wird. Damit die auf diese Weise der Ofenhitze unmittelbar ausgesetzte Herdsohle durch dieselbe nicht leidet, wird sie mit einer dünnen Lage von Kalk bedeckt. Hierauf wird auch bei der zweiten Thür eben so verfahren, und die Schmelzmasse noch weiter zurückgeworfen. Beide Thüren werden sodann, nachdem die ganze (dem Volum nach bereits sehr verminderte) Schmelzmasse in der Nähe der Schürgasse, und an der ersten Thüröfnung aufgehäuft ist, geschlossen, und während der übrigen Arbeit nicht wieder geöfnet. Die Schmelzmasse ist nunmehr der stärksten Hitze ausgesetzt, welche durch Holz, das unmittelbar auf sie in den Ofen gebracht wird, und welches auch durch seinen Kohlengehalt bei dieser Periode der Arbeit vortheilhaft wirkt, bis zum Weißglühen der Schmelzmasse vermehrt wird. Die letztere muß dabei fortwährend gerührt werden, ist mit Flammen bedeckt, und der Ofen mit dichten Dämpfen gefüllt. Nach 1½ St. wird zum dritten Mal abgestochen, wobei ein ziemlich schwefelhaltiges Blei und ein starker Steinfall erfolgt. Man fährt nun noch 3 Stunden fort zu feuern und die Schmelzmasse zu rühren, worauf dann der letzte Abstich erfolgt und der Ofen ausgeschürt wird.

Das von dem letzten Abstechen erfolgende schwefelhaltige Blei wird mit Holz und Sägespänen (die sich dabei entzünden und eine stark rauchende Flamme geben,) durchrührt, und dadurch gereinigt.

Beim Ausschüren des Ofens wird die Schmelzmasse wieder von der Schürgasse nach dem entgegengesetzten Ende des Ofens gebracht, und durch eine daselbst befindliche Thür, auf die Hüttensohle gekrückt und mit Wasser kalt gegossen, wobei sich ein starker Geruch nach geschwefeltem Wasserstoffgas entwickelt.

Verarbeiten der Rückstände.

Die Rückstände von der so eben beschriebenen Arbeit haben noch einen bedeutenden Bleigehalt, welcher durch dieselbe nicht aufgebracht werden kann; sie werden daher zu Poullaouen über dem Krummofen, zu Pesey aber in demselben Flammofen nochmals verarbeitet, und die letzte Arbeit müssen wir hier noch mit wenigen Worten berühren:

1250 Kilogrammen Rückstände werden mit einem gleichen Volum Kohlenklein gemengt, in den Ofen zurückgebracht, und eine schneller gesteigerte Hitze angewendet, als zuvor bei dem Schlichschmelzen gegeben wurde. Die Temperatur darf jedoch auch nicht zu hoch getrieben werden, um einen starken Steinfall zu vermeiden. Sollte die Hitze dennoch zu schnell zunehmen, so wird etwas angefeuchtete Kohlenlösche in den Ofen gebracht, und dadurch das Zusammenfließen der Masse zu Stein verhindert, ohne der Absonderung des reguliniſchen Bleies zu schaden. Es zeigt sich früher Blei, doch dauert die Arbeit länger, ist auch beschwerlicher, wird aber im Wesentlichen eben so geführt, als bei Schlichschmelzen. Die Rückstände geben bei dieser Arbeit noch 60 pr. Ct. Blei.

In Poullaouen wird silberhaltiger Bleiglanz von benachbarten Gruben und von Huelgoët verarbeitet, von welchen die ersten einen Bleigehalt von 64, und die letzten von 59 pr. Ct. haben. Der ebenfalls silberhaltige Bleiglanz zu Pesey hält 76 pr. Ct. Es werden zu Pesey zu einem Schmelzen jedesmal 1250 Kilogr. (2668 Berl. Pfund), und zu Poullaouen etwa eben so viel eingetragen, die Arbeit erfodert 16 Stunden Zeit, und es gehen dabei 4 Steren (129½ Rheinl. Kubikfuß) Fichtenholz auf, wobei die Produktion an Werkblei auf 800 Kilogr. (1708 Berl. Pfund), jedoch ohne Rücksicht auf den Gehalt der Rückstände, anzunehmen ist. Oft ist sie geringer, ohne daß gleichwol ein Bleiverlust Statt fände, besonders wenn der Steinfall bedeutend ist, dessen Bleigehalt, wie wir gesehen haben, zum Theil erst bei der folgenden Arbeit erscheint.

Bleischmelzprozeß im Schottischen Ofen.

Der schottische Ofen ist ein Schachtofen von noch geringerer Höhe als der Krummofen, in welchem die Schmelzmasse gar nicht zum Schmelzen, sondern nur zum Erweichen gebracht wird, und ihren Bleigehalt fallen läßt. Der Schmelzprozeß in Schottischen Öfen stimt in sofern mit dem im Flammofen überein, unterscheidet sich

10) Der zuletzt beschriebene Theil der Arbeit wird zu Poullaouen anders geführt. 11) Die Absonderung des Steins bei dieser Periode der Arbeit sucht man zu Poullaouen durch Zusaz von Kalk zu vermeiden, oder vielmehr den sich bildenden Stein gleich bei seiner Entstehung wieder zu zersezen; da dies jedoch nur auf eine unvollkommene Weise geschieht, hat man zu Pesey es besser gefunden, den Kalkzusaz ganz wegzulassen.

Digitized by Google

jedoch in anderer Hinsicht, und besonders dadurch wesentlich von dem letzten, daß im schottischen Ofen nur geröstete Schliche verarbeitet werden [12]).

Die Einrichtung des Ofens ergibt sich genauer aus Taf. A. wo Fig. 1, 2 und 3 die äußere Ansicht, einen Durchschnitt und den Grundriß des Ofens, darstellen.

A. ist das Grundgemäuer des Ofens, welches sich stufenweise, an der vordern Seite aber senkrecht über die Hüttensohle erhebt, und sich mit der Rückseite an die Hüttenwand

B. anlegt.

R. Seitenwände des Ofens.

a. Sohlplatte von gegossenem Eisen, welche unter dem Ofen und über dem Fundamente desselben hervorragt, und sowol nach vorn, als gegen die eine Seite geneigt ist, so daß der Punkt x (der Endpunkt einer Diagonale) am tiefsten liegt, und die flüssigen Stoffe, wenn sie auf die Platte herabkommen, ein Bestreben äußern müssen, hier zusammen zu fließen, was durch die Rinnen

f f. noch befördert wird.

d. starke eiserne Platten, mit welchen das Innere des Ofens bekleidet ist, und welche durch eiserne Bänder

e. zusammengehalten werden. Der Raum zwischen den Seitenwänden des Ofens und den so eben gedachten Platten wird mit Lehm ausgestampft.

Die Vorderwand reicht nicht bis auf die Sohlplatte nieder, sondern läßt eine Spalte

k. über derselben offen, durch welche das Blei aus dem Ofen abfließt, und durch welche im Innern des letztern gearbeitet werden kann.

h. die Formöfnung, durch welche der Wind eines Wassertrommelgebläses in den Ofen geführt wird.

g. ein eiserner Kessel, welcher als Vor- und Stichherd dient, und unter welchem ein Kohlenfeuer unterhalten werden kann, um das sich sammelnde Blei im flüssigen Zustande zu erhalten.

Die nachstehende Beschreibung des Bleischmelzprozesses im schottischen Ofen schöpfen wir aus ein Paar Abhandlungen, von Lelivec im Journ. des mines T. XX. p. 432 etc., und von Puvis, in Annales des mines T. II. p. 319, welche beide auch auszugsweise in Karstens Archiv a. a. O. mitgetheilt sind. Wir schließen uns abermals zunächst an die Arbeit von Puvis. Beide Abhandlungen haben den Betrieb des schottischen Ofens zu Pesey zum Gegenstande, welcher daselbst zwar jetzt nicht mehr Statt findet, aber um so mehr hier eine Stelle verdient, als die Konstruktion des Ofens und die Arbeit bei demselben sehr einfach ist, das Blei, in Vergleichung mit andern Prozessen, sehr rein ausgebracht wird, und bei der Treibarbeit Vorzüge vor dem vermittelst des durch die Flammofenarbeit dargestellten Werkbleie hat. In Ansehung des Aufwandes an Zeit, Brennmaterial und Arbeitslöhnen steht der schottische Ofen dagegen dem Flammofen nach.

Das Rösten geschah auf folgende Weise: 1000 Myriagramme (194 Ctn. 44 Pf. Berl.) wurden mit einem gleichen Volum mit Kalkmilch angefeuchteter Kohlenlösche gemengt, und auf eine Unterlage von 3 Steren (97 Cubikfuß Rhl.) Scheitholz, mit einer Kohlenbedeckung abwechselnd geschichtet, und angezündet. Ein solcher Haufen stand 30 bis 36 Tage im Feuer, nach deren Verlauf jedoch nur ¾ des Erzes vollständig abgeröstet waren, das übrige ¼ wurde von mehren Rösten zusammen, ohne Kalk, nochmals durchgeröstet. Aus mehren Analysen und Erfahrungen im Großen geht hervor, daß 100 Theile roher Schlich dem Gewichte nach 114 Theile gerösteten Schlich geben, welche aus 10 Theilen unzersetzt gebliebenem Bleiglanz, und fremdartigen Substanzen, 88 Theilen schwefelsaurem Bleioxyd, und 16 Theilen reinem Bleioxyd bestehen. Ohne Zweifel erfolgt bei dieser, fast ganz aus schwefelsaurem Bleioxyd bestehenden Schmelzmasse, das Umgekehrte, als bei der Verarbeitung des rohen Bleiglanzes im Flammofen. Es wird nämlich ein Theil des schwefelsauren Bleioxyds zu Schwefelblei reducirt, und durch Einwirkung desselben auf das schwefelsaure Bleioxyd dieselben Produkte gebildet, als bei dem vorhin betrachteten Prozesse.

Bei der Arbeit im Schottischen Ofen lassen sich zwei getrennte Perioden unterscheiden, nämlich das eigentliche Schmelzen und die Nacharbeit.

Ist der Ofen abgekühlt, so reicht eine Wanne Kohlen (17 bis 18 Kilogramme oder 36 bis 38 Pfund) hin, denselben wieder anzuwärmen; hat man bei der Röstung zusammengelaufenes Erz (des coulures), welches nur einen geringen Hitzegrad zum Schmelzen erfodert, so wird dasselbe beim Anwärmen gelegentlich mit durchgeschmolzen. Ist der Ofen hinreichend erwärmt, so setzt man abermals eine Wanne Kohlen und auf diese Schlacken, und läßt die Kohlen langsam sich entzünden, ohne noch das Gebläse anzulassen. Jetzt wird der Ofen und der Vorherd in Ordnung gebracht, ¼ Wanne Kohlen, und auf dieselben 45 Kilogramm. (96 Cub. Pf.) geröstetes Erz an der Formseite gesetzt, worauf dann das Gebläse schwach angelassen wird [13]).

Nach ¼ Stunde zeigt sich gewöhnlich das erste Blei. Etwa 25, nachdem zum ersten Mal aufgegeben worden ist, ist die erste Gicht um ¼ der Schachthöhe des Ofens herabgesunken, und wird abermals ¼ Wanne Kohlen, und 45 Kilogramme Erz (immer an der Formseite) gesetzt, und so fortgefahren.

Um einen Erzpost von 400 Kilogr. (853,76 Berl. Pf.) durchzusetzen, wird 9mal aufgegeben, und ein Zeitaufwand von 3 Stunden erfodert. Es wird hierauf nochmals eine Gicht von Schlacken, welche bei der Arbeit fallen gesetzt.

Es ist besonders darauf zu sehen, die Öffnung über der Bodenplatte, durch welche das Blei abfließt, offen, und die Rinnen in der Bodenplatte rein zu erhalten, da das Blei bei zu langem Verweilen im Ofen einen starken Abgang erleidet. Auch muß die Schmelzmasse

12) Wenigstens zu Pesey ist das Verschmelzen roher Erze nicht geglückt, wogegen nach Jars Zeugniß in Schottland rohe Schliche in diesem Ofen verarbeitet werden.

13) Im Jahr 1808 gab das Wassertrommelgebläse zu Pesey in der Minute nur 91 Cubikfuß Luft, mit der geringen Pressung von 640 Millimeter (nicht viel über 2 Linien) in Quecksilberhöhe ausgedrückt.

Digitized by Google

von Zeit zu Zeit aufgelockert, und unter sich und mit den Kohlen in erneuerte Berührung gebracht werden, dies geschieht, indem man vermittelst einer Brechstange, welche durch die Spalte über der Bodenplatte in den Ofen geführt wird, die Schmelzmasse etwas hebt und lüftet. Es wird dabei zugleich etwas Schlacke abgelassen, auch immer zufällig etwas von der Schmelzmasse mit aus dem Ofen gezogen, was zum Theil angewendet wird, um die Spalte über der Bodenplatte bis auf eine Öffnung zum Abfließen des Bleies, zu schließen, zum Theil wieder in den Ofen zurückgegeben wird. Die Temperatur muß bei dieser Schmelzarbeit möglichst niedrig gehalten werden; ein zu hoher Hitzegrad veranlaßt nicht nur einen starken Bleiverlust durch Verdampfung, sondern die Schmelzmasse backt auch stark zusammen, und hängt sich an die Wände des Ofens, auch entsteht ein starker Steinfall. Ist die letzte Erzgicht tief genug herabgesunken, so wird die Schmelzmasse nochmals gehoben, und eine solche Menge von Schlacken abgelassen, als die 10te (Schlacken-) Gicht erfodert, welche auf ½ Wanne Kohlen gesetzt wird. Jetzt zeigt sich etwas Stein, welcher zum Theil beim Erstarren über dem Blei seinen Bleigehalt fallen läßt, zum Theil wieder in den Ofen zurückgegeben wird. Ist auch die Schlackengicht bis zur Formhöhe herabgesunken, so wird die ganze im Ofen befindliche Schmelzmasse durch die Spalte über der Bodenplatte ausgekrückt, mit Wasser begossen, wobei ein starker Geruch nach geschwefeltem Wasserstoffgas entwickelt wird, und der Steinfall bei der Nacharbeit vermindert werden soll. Der Ofen wird ferner von allen angehängten Massen von oben gereinigt, wobei das Gebläse still stehen muß. Hierauf wird der Ofen sogleich wieder mit Kohlen gefüllt, wozu 1½ Wanne Kohlen hinreicht, und die Nacharbeit angefangen. Nachdem der Blei- und Schwefelgehalt mehr und mehr aus den Erzen geschieden ist, wird der noch übrige Metallgehalt durch die fremdartige Beimischung mehr zerstreut und zurückgehalten, weshalb die Nacharbeit einen höhern Hitzegrad erfodert, und das Gebläse stärker angezogen werden muß. Es wird aber auch schwerer gesetzt, und die ganze Masse der Rückstände in 3 Gichten aufgegeben, deren jede von ½ Wanne Kohlen getragen wird.

Die Arbeit wird im Wesentlichen eben so geführt, als bei dem eigentlichen Schmelzen, doch ist dieselbe beschwerlicher und der Gang steifer. Gegen das Ende der Arbeit zeigen sich auch große Ofenbrüche.

Nach Puvis werden gewöhnlich aus 400 Kilogr. gerösteter Erze 210 bis 215 Kilogr. Werkbl. aufgebracht, von denen etwa 85 Kilogr. bei der Nacharbeit fallen. Der Kohlenaufwand beträgt im Ganzen 150 bis 160 Kilogr.

Nach Lelivec gibt 1 Myriagr. gerösteter Schlich 0,536 Mgr. Werkblei, und 0,32 Mgr. Rückstände, aus welchen bei der Verarbeitung über dem Krummofen noch 0,022 Mgr. Werkbl. fallen. Auf 1 Mgr. Schlich erfolgen daher überhaupt 0,558 Pf. Mgr. Werkblei, welche 0,00135 Mgr. Silber enthalten.

Bleischmelz-Prozeß zu Tarnowitz in Oberschlesien.

Der Bleischmelzprozeß auf der Friedrichshütte bei Tarnowitz ist ein musterhaftes Beispiel für die Niederschlagsarbeit, welchem wir daher hier um so mehr noch eine Stelle einräumen, als die hiesigen Erze blos silberhaltig sind, der Prozeß also nicht durch das mit denselben in Verbindung stehende Kupferausbringen verwickelt wird. Wir folgen dabei einer Abhandlung des Hrn. Karsten, in dessen öfters angezogenem Archiv für Bergbau- und Hüttenwesen, B. VI. S. 171 u. f. Früher hat bereits Daubuisson über den dortigen Prozeß geschrieben (man vgl. Journ. des mines nr. 101), und auch in Heron *de Villefosse* richesse minerale T. III. findet sich eine Beschreibung desselben ꝛc., wir halten uns jedoch an die erstgenannte Arbeit, in welcher die Leser auch Belehrung über das prognostische Vorkommen der Erze, die Aufbereitung derselben u. s. w. finden, über welche uns hier zu verbreiten, der Raum nicht gestattet. Auch in Ansehung des Zumachens des Ofens verweisen wir auf jene Abhandlung, und bemerken nur, daß dasselbe mit schwerem Gestübbe aus ¼ Coaksklein, und ¼ Lehm geschicht, und der Ofen mit einem Vorherde, und einem Stichherde zur Seite des erstern, versehen ist.

Beim Schmelzprocesse selbst hat man das Erzschmelzen, das Schlichschmelzen, und das Abgängeschmelzen zu unterscheiden; das erste geschieht über dem Krummofen, das zweite und dritte aber über dem Hohofen. Bei sämtlichen Prozessen werden Coaks als Brennmaterial angewendet, Das verschiedene Verhalten der Erze und Schliche, welches auch eine verschiedene Behandlung derselben nothwendig macht, hat seinen Grund vorzüglich in dem Zustande der viel feinern mechanischen Zerkleinerung bei den Schlichen, welches zu häufigen Versetzungen Veranlassung gibt.

Die vortheilhafteste Höhe der Krummöfen für die hiesigen Schmelzmaterialien ist 4½ Fuß, die Breite zwischen beiden Futtermauern 18 Zoll, und die Tiefe von der Form nach der Vorwand 3′. Die Futtermauern sind senkrecht aufgeführt, und der Schacht bildet daher ein vollständiges Parallelepipedon. Das Gebläse besteht aus gewöhnlichen Spitzbälgen; die Form fällt etwas gegen die Vorwand, und wird blos mit Lehm ausgeschmiert.

Vor dem Schmelzen wird der Herd gut mit Steinkohlen abgeräumt, welches 4 bis 5 Stunden erfodert, und sodann der Ofen bis zur Formhöhe mit Coaks gefüllt. Auf dieselben wird eine geringe Menge Bleischlakken gesetzt, um für die erste Periode der Arbeit eine 8 bis 10 Zoll lange Nase zu bilden, und dadurch den Windstrom mehr nach vorn und nach unten zu leiten. Später wird jedoch mit heller Form geblasen.

Die Beschickung besteht aus 100 Ctn. ungeröstetem Erz, 12 bis 14 Ctn. gedörrtem Roheisen, 12 Ctn. Eisenfrischschlacken, und 36 Ctn. reinen Bleischlacken.

Es werden jedesmal 3 Gichten unmittelbar hintereinander aufgegeben, deren jede aus 2 Cubikfuß Coaks besteht, und unverändert beibehalten wird, wogegen die Größe des Erzsatzes sich nach den Umständen richtet.

Es wird über die Vorwand aufgegeben, und die Coaks-Gichten zunächst an dieselbe, die Erzgicht aber an die Formseite, und etwas höher als die erstre auf-

Digitized by Google

gegeben, damit die Letzten an der Feuermauer niedergehen, und dieselbe mehr schonen.

Die hellere oder dunklere Flamme, die Beschaffenheit der Schlacken und der geschmolzenen Massen im Herde, der Grad der Hitze des Steins und der Werke, geben die vorzüglichsten Kennzeichen des Schmelzganges, und nach ihnen richtet sich auch die Größe der Erzgicht.

Gewöhnlich werden in 12 Stunden 75 bis 80 Ctn. Erze durchgesetzt, und die Öfen sind die ganze Woche hindurch im Betriebe, so daß am Montag früh zugemacht, Abends um 6 Uhr das erste Erz gesetzt wird. Wöchentlich werden ungefähr 700 Ctn. Erz durchgesetzt; das Abstechen geschieht in einer Schicht (9 bis 10 Stunden) 7 bis 8mal, gegen das Ende der Woche, wo sich der Vorherd erweitert hat und mehr Produkte faßt, auch wol nur 5 bis 6mal. Der Stein fließt mit dunkelrother Farbe, und sprühet bei hinreichendem Eisenzusatze glänzende Funken.

Der Silbergehalt der Werke wechselt von ½ bis 24 Loth. Werke von ½ Loth werden bei hohen Bleipreisen nicht für treibwürdig gehalten, sondern als Kaufblei abgesetzt.

Der Stein hat, seitdem die Arbeit mit Coaks betrieben wird, nur einen sehr geringen Bleigehalt, von 2 pCt. Derselbe kann daher für sich allein nicht mit Vortheil zu gut gemacht werden, sondern dient als Zuschlag bei Schlichschmelzen.

Die sogenannten reinen Schlacken, welche über den Vorherd abfließen, sind ganz arm an Blei, und werden blos als Flußmittel, und um das ausgebrachte Blei gegen die Einwirkung der Gebläseluft zu schützen, wieder zugeschlagen.

Unreine Schlacken entstehen nach dem Abstechen, durch das Arbeiten beim Reinigen und Aufräumen des Vorherdes; sie enthalten ½ bis 3 pCt. Blei, und kommen zum Abgängeschmelzen.

Patzen sind feste Stücke, welche aus dem Vorherde gebrochen werden, und aus erstarrtem Stein und unreinen Schlacken bestehen, aber reicher an Blei als die Letztren sind. Sie werden durch dieselbe Arbeit zu gute gemacht.

Schur erhält man beim Ausschüren des Ofens, sie ist, wie der Ofenbruch, welcher sich an den Wänden des Schachtes festsetzt, ein Gemenge von unreinen Schlacken, Stein, halbgeschmolzenen Produkten, und wieder erzeugtem Bleiglanz. Beide kommen ebenfalls zum Abgängeschmelzen, und ihr Bleigehalt wechselt von 6 bis 20 pCt.

100 Ctn. Erze mit ihren Zuschlägen geben durchschnittlich 67 bis 68,3 Ctn. Werkblei, 24 Ctn. Stein, 4 bis 5 Ctn. Schur, Patzen, Ofenbruch und 27 bis 28 Ctn. unreine Schlacken, oder überhaupt 55 Ctn. Abgänge, welche bei einem durchschnittlichen Gehalt von 3 pCt. den Werkfall obiger Erzpost noch um etwa 1½ Ctn. vermehren, und erfodern einen Aufwand von 48 bis 50 Cubikfuß Coaks, und 16 bis 17 Stunden Zeit.

Im Allgemeinen geht das Erzschmelzen rasch und hitzig, die Flamme schlägt hoch aus der Gicht; beim Schlichschmelzen, welches wir jetzt zu betrachten haben, dagegen langsam, und kalt, bei dunkler Form und dunkler Gicht. Die Beschickung besteht aus 100 Ctn. Schlich, 32 Ctn. Stein von Erzschmelzen, 12 bis 15 Ctn. Schur und Ofenbruch, 8 bis 10 Ctn. gekörntem Roheisen, 24 Ctn. Eisenfrischschlacken und 100 bis 120 Ctn. unreinen Bleischlacken.

Ist der Ofen nach dem Anwärmen bis über die Formhöhe mit Coaks gefüllt, so wird durch aufgesetzte Schlacken eine 12 bis 16″ lange Nase gebildet, welche während der ganzen Arbeit möglichst geschont, und zu deren Erhaltung insbesondre die Schlichsätze schwer genug geführt werden müssen.

Auch bei dieser Arbeit setzt man immer 3 Gichten unmittelbar hinter einander, und die Coakssätze gegen die Vorwand, die Schlichsätze aber an die Formseite, und höher als die erste.

Nach der Beschaffenheit der Flamme im Vorherde, und der Schlacke, wird der Schmelzgang vorzüglich beurtheilt. Eine zu lebhafte Flamme deutet auf angesetzte Massen oberhalb der Form. Tritt ein solcher Fall ein, so werden Löcher in die Vorwand gestoßen, bis die Flamme aufhört aus derselben hervorzubrechen, woraus man schließt, daß man die Höhe der Versetzung erreicht habe. Die festgesetzten Massen werden sodann losgebrochen, und die Öfnungen wieder mit Lehm verklebt. Eine zu durchflüssige Schlacke hat gewöhnlich ihren Grund in einer unrichtigen Nasenführung, wobei sich der Wind zu sehr nach oben verbreitet.

Auf das Reinhalten des Vorherdes hat man ebenfalls große Sorgfalt zu verwenden, um Anhäufungen erstarrter Massen möglichst zu vermeiden.

Der Werkfall wechselt von 30 bis 40 pCt., und 100 Ctn. Schliche erfodern 150 bis 155 Cubikfuß Coaks.

Der Stein beim Schlichschmelzen ist ganz unhaltig, und wird abgesetzt.

Der Ofen ist 20′ hoch, wird aber nur bis auf 12′ Höhe angefüllt, und daher auch nur auf dieser Höhe benutzt.

Wir kommen nun zum Abgängeschmelzen, zu welchem außer den oben genannten Abfällen auch der Stein vom Schlichschmelzen, welcher unmittelbar über dem Werke gestanden hat, und 8 bis 10 pCt. Eisenfrischschlacken, so wie 1 bis 1½ pCt. metallisches Eisen genommen wird.

Die Arbeit geht wegen der Lockerheit der Massen leicht und schnell. In 12 Stunden werden gewöhnlich 80 Ctn. Abgänge durchgesetzt, welche 3 pCt. Blei geben. 100 Centn. dergleichen erfodern 34 bis 36 Cubikfuß Coaks.

Bleischmelzprozeß am Oberharze.

Nachdem wir nun im Vorhergehenden mehre Schmelzprozesse, durch welche höchstens silberhaltiges Blei ausgebracht wird, näher betrachtet haben, wenden wir uns zu einer etwas verwickeltern Arbeit, welche die Gewinnung von Blei, Silber und Kupfer zum Gegenstande hat. Wir wählen dazu die Arbeiten auf der Frankenscharner Hütte bei Clausthal am Oberharz als Beispiel, können dabei jedoch nicht so tief in das Detail dieser Arbeiten eingehen, als bisher, sondern müssen uns mit einem allgemeinen Überblicke begnügen, und verweisen diejenigen Leser, welche genauere Belehrung wünschen, auf Lampadius Handbuch der allgemeinen Hütten-

Digitized by Google

kunde, und Heron de Villefosse richesse minerale, welche sich auch über mehre andre, z. B. den Freiberger Schmelzprozeß, verbreiten, auf deren Betrachtung wir uns hier nicht einlassen können.

Wir haben (indem wir uns blos auf die Bleiarbeit beschränken) das Schlichschmelzen, das erste, zweite, dritte und vierte Steinschmelzen zu unterscheiden. Die Schliche werden in reiche und arme getheilt, erstere enthalten über, letztere unter 30 pCt. Blei, und die letzten machen ungefähr ⅛ der gesamten Schlichmasse aus. Nur die ersten kommen in die eigentliche Schlicharbeit, letztre in das erste und zweite Durchstechen des Steins.

Beim Schlichschmelzen wird folgende Beschickung verarbeitet [14]):

30 Centn. Schlich, mit 5 Mark 7 Loth Silber, und 13 bis 13½ Ctn. Blei.
30 — Steinschlacke, welche im Centner ½ Loth Silber und 7 bis 8 Pfund Blei enthalten,
8 — Bleiische Vorschläge, als Glätte, u. s. w.
4 — geköntes Roheisen.

Diese Beschickung wird über einem Hohofen, von welchem wir weiter unten eine Beschreibung und eine Abbildung geben werden, mit dunkler Form und dunkler Gicht verschmolzen. Es erfolgen daraus, außer den Schlacken, welche noch im Centner 3 bis 7 Pfund Blei, und ⅟₇ Loth Silber enthalten, nach Lampadius:

15 Centn. Werkblei, mit 5 bis 5½ Loth (im Centner) Silbergehalt, und
12 bis 13 Centn. Stein, mit 2 Loth Silber, und 38 bis 40 Pfund Blei, im Centner.

Der Schlichstein wird unter offenen Schuppen, in Haufen von 2400 bis 2500 Ctn. geröstet. Ist ein solcher Haufe ausgebrant, so wird derselbe gewendet, und in das zweite Feuer gebracht, wobei jedoch die gut abgerösteten Stücke ausgesondert werden; auf dieselbe Weise wird ein drittes und viertes Feuer gegeben, welches gewöhnlich zur vollständigen Abröstung hinreicht.

Die Beschickung für das erste Durchstechen des Steins, (welches ebenfalls über dem Hohofen geschieht), besteht aus:

30 Ctn. geröstetem Stein.
26 — Schlacken vom zweiten Durchstechen, und unreinen Schlacken von der Schlicharbeit.
15 — Schlich mit 2 Loth Silber und 20 bis 29 Pfund Blei im Centner.
3½ bis 4 Centner Eisen.
10 Centn. Bleiische Vorschläge.
2 — Schlacke vom Glättanfrischen.

Das Aufbringen ist durchschnittlich

12 Centn. Werkblei, mit 5 bis 5½ Loth Silbergehalt im Centner, und
12 Centn. Stein mit 1½ Loth Silber und 38 bis 40 Pf. Blei im Centner.

Der zweite Stein wird auf dieselbe Weise, als der erste geröstet, indeß reicht in der Regel ein dreimaliges Feuer zu seiner Abröstung hin.

Beim zweiten Durchstechen des Steins besteht die Beschickung aus:

30 Centn. geröstetem Stein vom ersten Durchstechen,
10 — armen Schlich,
4 — Herd,
2 — Abstich,
1 — gelbe Krätze [15]),
3 — Schlacken vom Glätteanfrischen,
3 — Eisen,
12 — unreine Frischschlacke,

Davon werden aufgebracht:

12 bis 13 Centn. Werk, mit 5 bis 5½ Loth Silbergehalt im Centner,
9 Centn. Stein, mit 1½ Loth Silber und 38 bis 40 Pfund Blei im Centner.

Auch diese Arbeit geschieht über dem Hohofen.

Der Stein wird nach 3maligem Rösten, zum vierten Mal durchgestochen, die Beschickung besteht aus:

30 Centn. geröstetem Stein vom 2ten Durchstechen,
3 — Herd,
2 — Abstich,
4 — gelbe Krätze,
3 — Frischschlacke,
14 — Schlichschlacken,
2 — Eisen.

Es erfolgt darauf:

12 Centn. Werkblei, mit 5 bis 5½ Loth Silbergehalt im Centner, und
9 — Stein, mit 30 bis 34 Pfund Blei, und 2 Loth Silber im Centner.

Diese und die folgende Arbeit geschehen über dem Krummofen:

Der Stein wird nach nochmaliger Röstung zum vierten und letzten Mal durchgestochen, und die Beschickung besteht aus:

30 Centn. Stein vom dritten Durchstechen,
10 — Bleiische Vorschläge,
4 Karren unreinen Schlichschlacken,
12 — Steinschlacken,
1 — Sohlenblei aus den Gestübbesohlen der Hohöfen,
1 — Eisen.

Es erfolgt daraus:

10 bis 11 Centner sehr kupferiges Werkblei, mit 4 bis 5 Loth Silbergehalt im Centner, und
9 bis 10 Centn. Stein, welcher nicht mit in die Bleiarbeit genommen, sondern als Kupferstein abgesetzt wird, derselbe enthält 18 bis 20 Pf. Kupfer, und 3 bis 3½ Loth Silber.

Erklärung der Kupfertafel.

Fig. 1, 2, 3, und 4, stellen die vordere Ansicht, zwei Durchschnitte und einen Grundriß des Oberharzer Hohofens, mit 2 nebeneinander liegenden Schmelzformen vor. Es bezeichnet:

a b die Sohle des Ofens, von Stein, auf welchem der Herd von Gestübbe geschlagen wird, und zwar, für die untere Schicht aus 1 Theil

14) Der Centner enthält 116 Cölnische Pfunde, und die Mark 16 Loth oder 0,03125 Cölnische Pfunde.

15) Die gelbe Krätze besteht aus der letzten, beim Treiben fallende Glätte, und klarem Herde, welche beim Zerschlagen des Herdes aus dem Treibofen abfällt.

Digitized by Google

Thon, und 2 Theilen Kohlenstaub, für die obere Schicht aus 2 Theilen Thon und 1 Theil Kohlenstaub.

A. Das Fundament des Ofens,
B. Die Ofenpfeiler von Bruchstein,
C. — Futtermauern von Mauerziegeln,
D. — Vorwand, ebenfalls von Mauerziegeln.
c Die Ofenbrust, welche bis auf den Vorherd niedergeht,
d, e eiserne Platten, mit denen der Vorherd ingefaßt ist,
f die beiden Formöfnungen.
g Fluggestübbekammern, in welchen sich die flüchtigen Theile niederschlagen,
h eine mit einer Thür versehene Öfnung zum Aufgeben,
i Thüröfnung, welche in die Fluggestübbekammer geht.

Die übrigen Theile der Zeichnungen erklären sich von selbst. (*Müller.*)

Blei (technisch). a) Das reine **metallische Blei** ist ein Prüfungsmittel der chemischen Reinheit des Wassers, worauf es so lange wirkt, als dieses gemeine Luft enthält, oder dergleichen hinzutreten kann. — In Fadenform empfehlen dasselbe **Perey** und **Laurent** zu chirurgischen Unterbindungen. Ferner bildet es, außer andern leichtflüssigen Metallgemischen, wie dem **Darcet**'schen und **Gassicourt**'schen bei der Darstellung bronzener Statuen, zu Abdrücken von Schriften, Musikalien und Zeichnungen *), zu 5 Theilen mit 8 Wismuth, 3 Zinn und $\frac{1}{16}$ Quecksilber ein bei 68 Cels. schmelzbares, und bei 550 wieder festwerdendes Metallgemisch zur Ausfüllung hohler Zähne ꝛc. — Noch dient es zur Bestimmung der Reinheit des Goldes und Silbers, zur Entkupferung des Bleiessigs aus Bleiglätte; zu Bleikugeln, Bleischrot, oder Hagel, zum Schnellloth, oder Pfundzinn, zum Schriftguß, zum Spiegelbeleg, zu einer Art Spiegelmetall, zu Siegelabdrücken, Injectionsmassen, zur Zinnoberfabrikation, zum gemeinen Zinn, zum Hartblei der Töpfer, zur engl. gelblichen Zimasche, (Putty), zur holländ. feinen weißen Glasur, zum weißen Email, zur gemeinen Töpferglasur, zum Rollen- und Fensterblei, zu Wasserleitungen, Cisternen, Bedachungen, zum Beleg der Bleikammern in den engl. Vitriolölfabriken, so wie auch feuchter Zimmerwände, um keine Nässe durchzulassen; zum Stanniol der Tabackskapseln und Theebüchsen, zu verzinnten und unverzinnten Bleiplatten. — Weniger als 5 pCt. Blei lassen sich im Zinn an der Rostfarbe entdecken, welche es auf der Kapelle dem Zinnoxyd mittheilt. — Weniger als 6 pCt. Zinn verräth sich im Blei, weil dann dieses auf der Kapelle glanzlos bleibt, und auf seiner Oberfläche eine Menge Zinnoxyd zeiget. Das meiste Blei verwendet man in den Schmelzhütten, und zur Fabrikation von Bleiasche, Bleigelb, Mennige, Bleiweiß ꝛc.

b) **Bleiasche** gebraucht man zu weißer u. a. Thonglasur, zu weißem u. a. Email, oder zur weißen Farbe in der Schmelzmalerei, zum Färben und Malen des Glases und Thongeschirres, zur Basis gefärbter Gläser und Kunstedelsteine, zum Bleiglase ꝛc.

c) **Bleichromat** (Chromgelb, chromsaur. Blei, s. oben), ein nicht nur in der Porcellänmalerei, sondern auch nach **Lassaignes**, in der Färberei, hier aber nur mit andern Metallfarben, als Mischungsfarbe nützlich anwendbares Schöngelb der neuern Zeit, das z. B. mit neutralem essigs. Blei vorgerichtete, zumal seidene Zeuge schön goldgelb färbt. Mit dem basischen essigs. Blei erhält man, nach **Berthier**, blos ein schlechtes Orange, wenn man aber die dadurch gefärbten Zeuge noch in Essigsäure taucht, so werden sie schön lebhaft citrongelb. Diese Farben gehen durch Ammonium in ein mehr oder weniger röthliches Orange über, was durch Essig wieder gehoben werden kann; durch Seife in der Kälte werden sie nicht zerstört, aber in der Siedhitze verlieren sie dadurch etwas an Lebhaftigkeit, die sich jedoch ebenfalls mit Essig ganz wieder herstellen läßt. Allein durch kohlensäuerliches Natron und durch Salzsäure werden die mit chroms. Blei gefärbten Zeuge, selbst in der Kälte, sogleich und gänzlich entfärbt. — Nur wird das Chromgelb durch andere wohlfeilere, eben so schöne, und solidere Farben ersetzt. — Übrigens sollen die Farbenabänderungen desselben, nach **Grouvelle**, nicht von einem abweichenden Verhältniß der Säurenbasis, sondern von kalischen Beimischungen herrühren.

d) **Bleigelb**, s. **Massicot**.

e) **Bleiglätte**; die beste ungerische grünliche, und die kleinpolnische in kleinen, dünnen Scherben, von lebhafter Farbe, dient zu Bleiessig, den man seines etwaigen Kupfergehalts wegen mit einigen Bleimetallstücken einige Tage in Berührung läßt, und dann wieder davon abgießt, damit er entkupfert werde. Ferner benutzt man die Bleiglätte zu einem Mineralgelb, zur Töpferglasur, zum Bleiglas der Probirer, zu Bleivitriol, zu einer schönen Tusche auf Porcellan, zum Glasfärben und Malen, zum Thongeschirrfärben, zu schlechter weißer u. a. Ölfarbe, zu Ölfirnissen, Kitten, zum Beschlag der Gläser in Glasöfen, zum Grund der Vergoldung und Versilberung, zur Buch- und Kupferdruckerfarbe, zum Schwarzfärben des Menschenhaars, der Marder- u. a. Thierfelle ꝛc., zur Zersetzung des Kochsalzes in Natron und Salzsäure ꝛc.

f) **Bleiglas**, aus 15 Bleiasche und 12 Glassatz, gelb, durchsichtig, vormals zu Trinkgeschirren, jetzt noch zu Flintglas, zur Grundlage farbiger Gläser und Kunstedelsteine, zu rothem Loth, zur Goldmalerei auf Glas ꝛc.

g) **Bleijod**, (s. oben **Jodinblei**), ein schönes an der Luft unveränderliches Neugelb.

h) **Bleimennige**, s. **Mennige**.

i) **Bleirauch**, ein aus dem Bleiglanze während seiner Röstung aufsteigender weißer lockerer Anflug in den Rauchfängen von nicht schwefligem Geruche, 5,882 spec. schwer, bestehend aus etwa 5 kohlens. Blei und 3 Antimonoxyd, nebst etwas Wasser und zufälligem erdigen Stoffe, wird in England, als (höchstschädliche) Weißschminke verkauft, ist übrigens ein gutes Malerweiß.

k) **Bleivitriol**, (s. oben), gleich dem Bleiweiß zur Vermischung mit allen Farben, vorzüglich aber zum Krystallglas. Das bei der Bereitung der essigsauren Thonerde aus Alaun und essigs. Blei für die franz. Indiennefabriken in Menge abfallende schwefelf. Blei kann man sowol als Blei, als auch als Bleioxyd wieder herstellen:

*) S. **Schweigger**'s Journ. ꝛc. 1820. XXX. 4. S. 445.

Digitized by Google

wohl ließe es sich auf Hütten gebrauchen, wo man Bleiglanz entschwefeln will, desgleichen statt Glasur der gemeinen Töpferware, oder statt der Mennige zur feinern Glasur der weißen Fajance und Pfeifenthone u. s. w.

1) **Bleiweiss** (Bleirost, s. oben); gut muß es ganz trocken, schwer, blendendweiß, leicht- und zart zerreiblich, im Bruche fein und matt seyn, sich ganz in reiner Essigsäure auflösen, und damit zu Bleizucker anschießen, auch mit Fett zusammengeknetet und erhitzt, ein metallisches Bleikorn ohne allen Rückstand geben. Vorzügliche Sorten kommen aus Venedig, Genua, England, Holland, in Teutschland aus Klagenfurt, Eisenach ꝛc. — Das Bleiweiß gebraucht man in der Öl- und Wassermalerei allein zum Untermalen und zu Nebensachen, desgleichen in der Miniaturmalerei, auch als Leimfarbe, und als Zusatz zu andern Metallfarben; allein hydrothionsauren Dünsten, z. B. aus Schwefelwassern, Kloaken, aus Weißkohl-, Fauleiern u. s. w. unmittelbar ausgesetzt, wird es, in Schwefelblei verwandelt, schwarz. Dergleichen schwarze Flecke auf Gemälden, lassen sich jedoch durch Thenards sehr schwach oxygenirtes Wasser vollkommen tilgen. Oder man schütze die Bleiweißfarbe, mit Öl gebraucht, durch einen Firnißüberzug, gegen unmittelbare Luftberührung, und sie wird sich mehre Jahrhunderte lang erhalten. Die alten Maler brauchten bei ihren Fresco-Malereien, und wol auch zu ihren übrigen Gemälden, vorzugsweise weiße Kreide, welche unveränderlich steht. — Ferner setzt man das Bleiweiß zum Neapelgelb, benutzt es zu Firnissen, zum Färben der Pelze, zur Appretur des Pergaments aus Eselshaut ꝛc., zum gelben Email, Flintglas, Bleiloth, Bleigelb, Mennige, Bleizucker, zu Glasflüssen, zum Wachspoussiren, mit Fettölen gegen Eisenrost, zur höchst schädlichen Bleiung der Weine, Brantweine, Syrupe, Speiseöle ꝛc. (Man sehe **Bleizucker**, unter **Essigsauren Salzen**). (*Th. Schreger.*)

Blei (toxikologisch), ist und bleibt, auf welchem Wege, und in welcherlei Form, in Dampf- oder trockner, oder in liquider Oxyd- oder Salzform es in den Körper kommen mag, ein heimtückisches, schleichendes, stark irritirendes, austrocknendes Gift. Weniger eingreifend sogleich wirkt es, als Metall, wird aber leicht im Magen oxydirt, und dann, wenn auch später, doch ebenso gefährlich in seiner Wirkung. So sah man bei Menschen durch eine verschluckte Bleikugel Bleikoliken entstehen, und Hühner ꝛc. von einem verschlungenen Bleischrotkorn sterben. Schwindsüchtige Kranke können oft zu ihrer Erleichterung mehr Blei vertragen, als Gesunde.

Als Folgen der Bleivergiftung, die am häufigsten zufällig, nicht mehr, wie sonst, absichtlich mittelst der bleihaltigen Successionspülverchen, geschieht durch Einathmen und Verschlucken von Bleidämpfen, und Bleistaub in Bleihütten, Bleiweißfabriken ꝛc., ferner bei Malern, Tünchern, Farbenreibern, durch den von den Lettern abgeriebenen Bleistaub bei Schriftsetzern, desgleichen von dem Genuß des durch bleierne Röhren geleiteten oder von Bleidächern, wie zu Amsterdam, gesamleten und lange an der Luft stehenden Cisternenwassers, bleihaltiger Weine u. a. Getränke oder Speisen, die zumal an sich sauer oder leicht säuernd, in bleiernen, oder schlechtbleizinnenen, (wie namentlich der Schüsselbecht, das Schüsselragout) oder in bleiglasurten, und unsaubern Thongeschirren bereitet, eingesalzen und lange aufbewahrt waren, oder mit essigsaurem Blei geklärter Syrupe und Brantweine, durch das tägliche Weißschminken mit bleihaltigem Zinn- oder Wismuthweiß, oder durch das Auftragen verdächtiger Rothschminken aus Mennige, durch das Rauchen und Schnupfen der in Blei verkäuflichen, oder aufbewahrten Tabacke, durch das Belecken der mit Bleiweiß-Mennige ꝛc. bemalten Kinderspielware ꝛc. Durch den arzneilichen Misbrauch der Bleimittel treten meist sehr langsam und nur nach und nach folgende Zufälle der Bleikolik u. a. ähnliche Krankheiten ein: erdfahle Farbe, besonders des Antlitzes, Trockenheit des Mundes, und der Haut, großer Durst, anfangs ein Gefühl von Leerheit der Därme, leichte, vorübergehende, lange aussetzende, in der Folge heftigere, häufigere und anhaltendere Anfälle von Magenkrampf, Eßunlust, saures, süßes oder bitteres Aufstoßen, Ekel, Erbrechen, in der Folge blos fruchtloses Auswürgen eines bläulichen, süßen Speichels, Drücken im Magen und Darmkanale, heftige Kolikschmerzen mit meist, zumal in der Nabelgegend, stark eingezogenem Bauche, und mit Leibesverstopfung, oder Ausleerung trocknen, harten, schwarzen, kugeligen Darmkoths verbunden, Reißen und Zittern der Glieder, Zuckungen, schlagflüssige Zufälle, Amaurose u. a. Lähmungen, zumal der obern Extremitäten, schleichendes Fieber, Auszehrung, und endlich der schmerzlichste Erschöpfungstod.

Diesen allen läßt sich noch bei Zeiten vorbeugen und abhelfen, durch ölige oder fettige Mittel, durch ein Brechmittel aus Zinkvitriol, durch rohen Alaun, oder durch genug Bittersalz, damit das essigsaure Blei zu schwefelsaurem werde, oder durch schwefels. Natron, auch dergl. Kali, in Wasser aufgelöst und Flaschenweise getrunken, durch Gyps, durch vieles gemeines hartes Quell- oder Brunnenwasser, durch gereinigten Schwefel, oder durch Schwefelkaliwasser, Terpentin, oder durch eine Latwerge aus Schwefel und Kampher; (Opium veranlaßt leicht Rückfälle); äußerlich durch Schwefelräucherungen, ölige Einreibungen in den Unterleib, einwickelnde schleimigölige Milch- und eigentliche purgirende Klystire, Schwefel- und andere Halbbäder. Bei chronischen Bleivergiftungen räth Hufeland den Phosphor (2 Gran in 1 Unze ganz frisch und kalt ausgepreßten Mandelöls aufgelöst, und mit ½ Unze Mandelsyrup versetzt, theelöffelweise ꝛc.), dessen Darreichung indeß dem Arzte allein überlassen bleiben muß, (vgl. Colik).

Der Leichnam ist nach tödtlichen Bleivergiftungen ganz abgemagert, wie ausgetrocknet. Im Magen und Darmkanale, worin sich wol noch Bleiüberreste finden, sind einzelne Stellen bald entzündet, bald schon brandig und mürbe, hier und da Verengerungen, und überall die Gefäße vom Blute strotzend, die Unterleibsdrüsen und Milchsaftgefäße theils angeschwollen und verhärtet, theils entzündet und vereitert.

Um eine Bleivergiftung aufzudecken, prüfe man den ausgewaschenen, und durch Chlorin entfärbten Magen- und Darminhalt (2) mit frischbereiteter Hahnemannscher Bleiprobe (1), welche, damit gut umgeschüttelt, das

Digitized by Google

Blei als ein dunkles Wölkchen zeigt, oder als einen dunkelbraunen Niederschlag fället. Wird dieser dunkelroth, so ist Arsenik, wird er schmuzigroth, Queckſilbersublimat dabei. Am zuverläſſigſten aber entſcheidet hier bei genug Material die Reduction des etwa mit vorgefundenen Oxyds und des Rückſtandes von der abgedampften Magenflüſſigkeit, wenn beide auf der Glühkohle mit kohlenſaur. Natron vor dem Löthrohre, oder in einem Schmelztiegel mit Kohlenſtaub geglüht werden, zu einem metalliſchen Bleikorn. Das Blei beſchlägt die Kohle gelb. — Der Bleiſalpeter detonirt noch überdies auf Glühkohle, und ſeine wäßrige Auflöſung gibt mit Kali einen weißen Niederſchlag, Bleioxyd, welcher ſich ebenfalls, wie oben, metalliſiren läßt. Auch der Bleizucker verbrent auf Glühkohle, und wird vor dem Löthrohre zu metalliſchem Blei. Mit Kalilauge, ſowie mit Galläpfeltinctur, oder mit blauſaur. Kali gemiſcht, läßt ſeine wäßrige Auflöſung ein weißes Pulver fallen, das auch von der Schwefelſäure und ihren Salzen, z. B. Glauberſalz, vitrioliſirtem Weinſtein ꝛc., desgleichen von der Salzſäure, und dem ſalzſauren Kali niedergeſchlagen, und mit Kohlenſtaub erhizt, zu Blei wird. Übergießt man ihn mit concentr. Schwefel- oder Salpeterſäure, ſo entwickelt er einen ſtarken durchdringenden Eſſiggeruch. Auch kann man, nach Kaſtner, den einen Schenkel einer zweiſchenkligen Vförmig gebogenen Glasröhre mit der bleiwerdächtigen Flüſſigkeit, und den andern mit Waſſer füllen, welches mit einigen Tropfen Salzſäure angeſäuert iſt, und in die erſtere ein Zinkſtäbchen, oder Zinkblechſtreifchen mit dem einen Ende, und mit dem andern in das geſäuerte Waſſer tauchen, worauf ſich das Blei metalliſch ausſcheidet, und das Zink mit einem ſchwarzgrünen, hier und da glänzenden Häutchen überzieht. — Außerdem macht verdünnte Schwefelſäure in einer bleihaltigen Flüſſigkeit weiße Streifen. — Bleihaltige Weine laſſen auf dem Boden der Fäſſer weinſteinſaur. Blei zurück, das vor dem Löthrohre, oder im Tiegel weiter zu unterſuchen iſt. Auflösliche Bleiſalze laſſen ſich zwar nicht, ohne zerſetzt zu werden, mit Wein oder Kaffee ꝛc. miſchen; doch kann der ſaure Wein eine Zeitlang über Bleiglätte ſtehend, unter manchen Umſtänden etwas von Blei aufnehmen. Ebenſo verhält es ſich mit dem Taback, oder dem ſogenanten Bleikanaſter. Der ſaure Rothwein behält bei einem geringen Bleigehalt noch ſeine rothe Farbe, und bekomt blos einen zuſammenziehenden häßlichen Geſchmack. Der durch Chlorin entfärbte und filtrirte, jezt gelblich ausſehende Wein gibt erſt, zum Drittheil abgedampft, auf Zuſatz von ſchwefelſaur. Kali, einen weißen, von Schwefelkalien, einen ſchwarzen, von chromſaurem Kali, einen hellgelben Niederſchlag. Bleihaltigen Taback kocht man 10 — 12 Minuten lang mit Waſſer, und gleichviel deſtill. Weineſſig, decolorirt nun die filtrirte Flüſſigkeit mit Chlorin, und wendet dann die oben erwähnten Reagentien an. Das Blei im bleihaltigen Zinn endlich wird von der Salpeterſäure aufgelöſt, das Zinn aber nur oxydirt; auch beſchlägt letzteres die Kohle vor dem Löthrohre nicht gelb, ſondern weiß *). (*Th. Schreger.*)

*) Vgl. P. Jod. Schneider über die Gifte ꝛc. 2te Aufl. Wien 1821. 8. 1. Abthl. Nr. 4. 5.

Blei bezeichnet in der Jagd-Kunſtſprache die Bleiladung, ſie mag in Kugeln oder Schroten beſtehen. In erſter Beziehung ſagt man: die Büchſe ſchießt ein ſchwaches oder ein ſtarkes Blei, je nachdem das Kaliber derſelben eine kleinere oder größere Kugel aufnimt. Ebenmäßig bedient man ſich aber auch der Redensart: der Jäger muß, wenn er in gut mit Haſen und Rebhühnern beſetzten Revieren die Jagd betreiben will, hinlänglich mit Pulver und Blei (Schrot) verſehen ſeyn. (*a. d. Winckell.*)

Blei, als Baumaterial, wird in drei Arten, nämlich als Muldenblei, Rollenblei und Fenſterblei gebraucht. Das Muldenblei, welches ſeinen Namen von der Geſtalt der Mulde hat, in die es gegoſſen wird, heißt aus ähnlicher Urſache auch Kennelblei, Klumpenblei und Blockblei, und wegen ſeines gleich anzuführenden Hauptgebrauches auch Gießblei. Aus dem Muldenblei wird das Rollenblei gemacht, indem erſteres auf einer Tafel geſtreckt, und dann zuſammengerollet wird. Es iſt ſo gewöhnliches Rollenblei, und wenn dieſes vermittelſt des Walzens weiter bearbeitet iſt, heißt es gewalztes Rollenblei. Aus dem Rollenblei wird das Fenſterblei oder Glaſerblei, das ſeines Gebrauches wegen den Namen hat, gezogen, und heißt gemeines Fenſterblei oder Tafelblei, wenn es in glatten dünnen Streifen; Karniesblei, wenn es ſeiner Länge nach gegliedert vermittelſt einer beſonders dazu eingerichteten Maſchine gezogen iſt. Die Güte alles Bleies wird daraus beurtheilt, daß es recht rein, ſchwer, leicht zu ſchneiden, ſchön weißgrau und glänzend, gelind und gleichſam wie fettig anzufühlen iſt. In allen dieſen Arten iſt das Blei von vielfältigem, doch größtentheils ſehr unzweckmäßigen und daher tadelhaften Gebrauche. Das Muldenblei wird zur Vergießung oder Befeſtigung des Eiſenwerkes, wie z. B. der Döbel, Klammern, Maueranker, Thürhaspen, Geländer, Gitterwerke u. ſ. w. in Stein gebraucht. Allein die eigene geringe Cohärenz des Bleies ſowol als auch ſein Unvermögen ſich mit dem Eiſen gehörig zu verbinden, bezeichnen es zu dieſem Gebrauche ſchon als unzweckmäßig. Obgleich man nun zur Bewirkung einer größern Haltbarkeit die in den Stein zur Vergießung gemeißelten Löcher unten weiter macht als oben, wo das Eiſen hineingeſchoben wird, auch das Eiſen ſelbſt, ſo weit es in die Vergießung hineinreichen ſoll, von dem Schmiede mit eingehauenen Kerben, zur Vermehrung ſeiner Verbindung mit dem Bleie, verſehen wird; ſo wird doch, wie die Erfahrung gelehrt hat, das auch mit aller dieſer Vorſicht befeſtigte Eiſenwerk in kurzer Zeit locker und ſchwankend. Das Eintreiben des eingegoſſenen Bleies mit dem Hammer, um es, weil alles geſchmolzene Metall nach dem Erkalten einen kleineren Raum einnimt, zu verdichten, und daſſelbe rings um das Eiſen her und an den Stein feſter anzutreiben, vernietet oft kaum ſeine Oberfläche, und iſt eher noch der Feſtigkeit nachtheilig, indem hiedurch das Geſtein hinter dem Bleie mürde geſchlagen, ja oft gar ausgeſprengt wird. Überdies iſt die ganze Konſtruction in einer Reihe von 30 bis 40 Jahren gänzlich aufgehoben, indem das Blei wegen ſeiner großen Verwandtſchaft mit dem Sauerſtoffe in dieſer Zeit ganz zerſtört, und in eine zerreibliche Erde, den ſogen.

Digitized by Google

Bleikalk, verwandelt ist. Es ist daher diese Anwendung des Bleies in jeder Rücksicht als unzweckmäßig zu verwerfen und abzuschaffen, und statt dessen die Verkittung einzuführen, die wir im Art. Kitte mittheilen. Nur bei Werken, die schnell halten aber auch nur kurze Zeit bestehen sollen, kann dieser Gebrauch noch beibehalten werden. Das Rollenblei wird erstlich wie Eisen- und Kupferblech zum Decken der Dächer, zum Eindecken der Balcone, Dachfenster und Dachkehlen u. s. w., besonders aber statt der Firstziegel zur Eindeckung der Dachfirste wichtiger Gebäude, ferner zur Verfertigung der Dachrinnen, Ausguß- und Abfallröhren, so wie auch zur Überziehung an die Witterung ausgehender, sowol als im Mauerwerke vermauerter Holztheile gebraucht. Da es aber durch die Einwirkungen der äußeren Luft, durch abwechselnde Nässe und Trockenheit, auch ungeachtet des ihm zur Erhaltung gegebenen Ölanstrichs bald zerstört und in Bleikalk verwandelt wird; so ist es schon in dieser Hinsicht dem weit vorzüglicheren Kupfer nachzusetzen. Allein auch wegen seiner leichten Schmelzbarkeit, wodurch es bei Feuersgefahren den Rettenden gefährlich, und somit der Fortpflanzung des Feuers höchst günstig ist, steht es in dieser Anwendung selbst dem sonst schlechteren Eisen nach. Zweitens werden aus stärkerem Rollenblei Röhren zu Wasserleitungen verfertigt, auch die Becken und Wasserbehälter damit ausgeschlagen. Wenn die Röhren hinlänglich fest zusammengefügt, damit sie dem Drucke des Wassers widerstehen, oder besser von Muldenblei gegossen würden, welche dann die größte Festigkeit haben, dabei aber immerfort vollkommen gleich mit Wasser angefüllt bleiben; so wäre diese Verwendung des Bleies in jeder Hinsicht als zweckmäßig und musterhaft zu empfehlen. Allein sobald solche Röhren nicht stets gleich mit Wasser gefüllt sind; so ist die Wirkung der atmosphärischen Luft, deren Zutritt in das Innere der Röhren unvermeidlich ist, höchst gefährlich: das Wasser wird mit dem von ihr erzeugten Bleikalke vermischt und vergiftet. Wie schädlich aber der Genuß solchen Wassers für Menschen und Thiere ist, hat längst die Untersuchung der Ärzte und die Erfahrung bewiesen; — und da wir weder für die stets gleiche Anfüllung solcher Röhren, noch für den möglichen Gebrauch des Wassers auf alle Zukunft hinaus bürgen können; so muß der Gebrauch des Bleies für Wasserröhren als höchst schädlich und zweckwidrig verworfen, und dieser wichtige Gegenstand der öffentlichen Sicherheit polizeilicher Fürsorge dringend empfohlen werden. Drittens wird das Rollenblei beim Versetzen der Werkstücke und Gesimse als Unterlage zwischen die Fugen gebraucht. Allein auch hiezu ist das Blei sowol wegen seiner Weiche und Zusammendrückbarkeit, als auch besonders und hauptsächlich wegen seiner obenerwähnten Zerstörbarkeit, wodurch bald das Gleichgewicht solcher Konstruktionen gehoben wird, kein zweckmäßig gewählter Baustoff, und ihm ist zu diesem Gebrauche der Thonschiefer bei weitem vorzuziehen. Das Fensterblei endlich oder Glaserblei dient zur Einfassung und Verbindung der Glasscheiben; und zwar das gemeine Fensterblei oder Tafelblei zur gemeinen Scheibenarbeit, und das Karniesblei zur besseren Verglasung. Ersteres ist das schwächste, und besteht aus zwei Streifen, die zusammengelöthet in der Mitte eine lange röhrenähnliche Höhlung behalten, durch welche das Windeisen gesteckt wird. Das Karniesblei aber ist an sich stärker, und anstatt des Windeisens befindet sich in der Mitte des Eisens ein starker Draht, welcher zur Vergrößerung der Festigkeit beiträgt. Aus bereits oben angeführten Ursachen muß alles Glaserblei verzinnt werden, welches der Glaser selbst bei Fertigung der Arbeit verrichtet. Die Arbeit aber des Verglasens mit Fensterblei wird im Art. Glaser, wo vom Gebrauche seines Werkzeuges die Rede ist, beschrieben. Übrigens läßt sich mit Fensterblei die gehörig dichte Verglasung der Fenster nicht bewirken, Luft und Schlagregen dringen überall durch die Ruthen der Verglasung oft strohweise in die inneren Räume ein. Daher auch der Gebrauch des Fensterbleies allmälig in Abgang, und statt dessen das Einsetzen der Scheiben in Fenstersprossen und Kitt empor kömt (s. Fenster). Über die Größenmaße der bis hieher beschriebenen Baubleiarten sowol, als über Berechnung des Aufwandes an Blei für verschiedene Baulichkeiten findet man in vielen Werken, vorzüglich aber bei Trieſt in Grundsätzen zur Aufricht. Bauanschl. I Bd. S. 475 bis 478 leichten und faßlichen Unterricht. (*Leger.*)

Blei-Amalgam, s. Quecksilber; **Bleiasche**, s. Blei (chem.); **Bleibaum**, s. Metallvegetation; **Bleiblumen**, s. Massicot; **Bleicalcinirkessel**, s. Calcinirgeräthschaften; **Bleicalcinirofen**, s. Ofen; **Bleiessig**, s. Essigsäure; **Bleifalke**, s. Falco nitidus; **Bleigelb**, s. Massicot; **Bleiglas**, s. Blei (chem.) und **Bleiglasur**.

Bleiglasur (gemeine Töpferglasur), encaustum plumbosum ligulinum, ist der immer noch üblich glänzende Überzug unsers gemeinen Töpfergeschirres. Die gewöhnliche besteht aus gleichviel Kieselmehl (reinem Quarzsande und einem bleiischen Stoffe, z. B. Bleiglanz, Bleiasche Glätte, Mennige. Man schmelzt dies Gemenge, dem auch wol der fünfte Theil Soda oder Glasgalle zugesetzt wird, im Feuergewölbe des Töpferofens beinahe ganz zu Glas (Meistergut), mahlt es nun zart, rührt es mit Wasser zu einem dünnen Brei an, und trägt diesen entweder auf die rohe nur abgetrocknete, oder besser auf die schon einmal gebrannte Ware durch Eintauchen, oder durch Begießen und Umschwenken, oder durch Bespritzen derselben mittelst einer Quaste auf. Endlich setzt man die Ware noch einmal ins Feuer, worin sich dieser Überzug ganz verglasen muß.

Hat die Glasur einen zu matten Glanz, so gibt man dem Geschirr noch eine zweite von Blei (Quart, weiß Papier), und, sollte diese nicht schmelzen wollen, so bekomt sie einen Überguß aus gleichen Theilen zusammengeschmolzenen gebrannten Weinsteins, Kieselmehls und Kochsalzes, den man fein abreibt, und noch einmal mit 2 Theilen Bleiasche schmelzt.

Allein nicht genug, daß die Bleiglasur das Gelbtöpfergeschirr theuerer macht, indem man zu einem vollständigen Brand für 8 und mehre Thaler Bleiglätte bedarf, so vergiftet sie offenbar: 1) die Töpfer, welche damit umgehen, wie es auch von den Abputzern des mit Bleiweiß und gemahlenem Feuerstein glasurten Porcellans bekant ist, die nicht wenig von dem Staube jener Gla-

Digitized by Google

sur leiden und sich kaum durch ein oft genommenes Brechmittel, vor der Bleikolik sichern können. Dies geschieht noch mehr da, wo die Glasur aus selbst einzuäscherndem Blei verfertigt wird, als dort, wo man sie geradezu aus Bleiglätte macht.

2) Kann aber auch dergleichen Glasur die Menschen vergiften, welche in solchem Geschirre, wenn es nicht gar gebrant ist, bereitete und stehen gebliebene Speisen und Getränke genießen. Die Möglichkeit dieses Nichtgarbrennens tritt äußerst leicht ein, wenn während des Brennens ein heftiger Regen einfällt, und die nach oben stehenden Geschirre beständig abkühlt, oder wenn der Töpfer aus Holzersparniß nicht genug Feuer gibt, um die Glasur gehörig durchzuschmelzen, und zu verglasen.

Wenn man also nicht ganz behutsam damit verfährt, und noch überdies erwägt, daß selbst gehörig verglaste Bleiglasur von heißen verdünnten Säuren, und von concentrirten schon ohne Wärme angegriffen wird, daß die, zumal ätzenden Kalien darauf zerstörend wirken, mithin bei Abkochung der Hülsenfrüchte der hier und da übliche Küchenzusatz von kohlens. Kali schädlich werden muß, daß ferner in allen diesen Fällen die Resultate der Zersetzung bedeutender sind, wenn die Glasur bereits angegriffen, oder den einwirkenden Säuren ꝛc. eine unebene Oberfläche, dargeboten wird, daß unter diesen Umständen auch Neutralsalze nachtheilig einwirken können, weshalb bei Abkochungen mit Kochsalz oft mit den thönernen Kochgeschirren sollte gewechselt, und statt der ältern neuere genommen werden, daß ferner bei den genauesten Versuchen zur Entdeckung des Bleies eine ganz kleine Menge davon für die chemischen Reagentien unerforschlich bleibet, daß endlich dies Wenige, täglich in den Körper gebracht, zuletzt denselben vergiften, und, wo nicht tödten, doch kränklich machen könne; so bleibt die gänzliche Abschaffung der Bleiglasur, welche auch durch Auskochen des neuen Geschirres mit Essig nicht unschädlich wird, allerdings wünschenswerth. Indeß scheint es kaum möglich, eine andere, eben so schöne und so leicht applicable Glasur zu erfinden; die aus Flußspath ist zu theuer, jene von Eisenschlacken oder von gepulvertem Glase zu strengflüssig, und die aus Kupferschlacken gefährlich. Hermbstädt schlägt statt des Bleies Mangan vor. Nützlicher ist wol die Niesemannische Salzglasur aus Salpeter, Kochsalz und Pottasche. Auch werden eigene sogenante Sanitätsgeschirre zu Neuwied, Carlsruhe u. a. a. O. fabrizirt, die aber für Viele zu kostbar ist. Die neueste beste blei- und arsenikfreie Glasur auf Faience, besteht aus 27 Theilen dichten, rothen, reinen Feldspaths, den man mit 18 Borax, 4 reinen Quarzsand, 3 Salpeter, 3 Soda und 3 Porcellanerde zu einer Fritte schmelzt, welche darauf zerrieben und mit einem Zusatz von 3 Theilen calcinirten Borax aufgetragen wird *).

Das sicherste Auskunftsmittel wäre außerdem wol die allgemeine Einführung des wohlfeilern unglasurten Töpfergeschirres, welches, feuerfest genug, eben so gut das Sieden vertragen kann, wenn es nur gar gebrant ist, und bei seinem Gebrauche die nöthige Aufmerksamkeit beobachtet wird, weil die Speisen darin gern anbrennen und das Fett in dasselbe sich leichter einzieht, wodurch die Masse aber auch wasserdichter wird, weshalb man vorgeschlagen hat, dergleichen Gefäße mit irgend einem trocknenden Firnisse (nach Kirchhof mit Hanföl ꝛc.) so lange zu tränken, als nur noch etwas davon sich hineinziehen will, worauf sie in einem nicht sengenden Backofen ausgetrocknet werden. Sollte auch das ausgetrocknete Öl von Laugen etwas angegriffen werden, und dergleichen Geschirr sich anfangs nicht so reinlich halten, als das gut glasurte, so verkohlt sich doch durch den längern Gebrauch nach und nach das Öl, und die gebildete Kohle verschließt die Poren, wie dies überhaupt geschieht, wenn in unglasurten Töpfen einige Zeit Flüssigkeiten, mit verbrennlichen Materien angeschwängert gekocht werden **). (*Th. Schreger.*)

Bleiglätte, s. Blei (chem.) **Bleigold**, s. Gold. **Bleihyperoxyd**, s. Blei (chem.) **Bleihyperoxydul**, s. Mennige. **Bleijodin**, s. Blei (chem.) **Bleiiridium**, s. Iridium. **Bleikalin**, s. Blei (chem.) **Bleiknecht**, s. Glaser. **Bleikolik**, s. Kolik. **Bleikupfer**, s. Kupfer. **Bleilithion**, s. Lithion. **Bleiloth**, s. Maurer u. Zimmermann. **Bleinatrin**, s. Blei (chem.) **Bleinatter**, s. Coluber saturninus. **Bleinickel**, s. Nickel. **Bleiniere**, s. Blei (chem.) **Bleiöl**, s. Essigsäure. **Bleioxydammonium, salzsaures**, s. Blei (chem.) **Bleioxydchlorinblei**, s. Blei (chem.) **Bleioxyde**, s. Blei (chem.) **Bleioxydsalze**, s. Blei (chem.) **Bleipalladium**, s. Palladium. **Bleiplatin**, s. Platin. **Bleiprobe, Hahnemannische**, s. Schwefel. **Bleiquecksilber**, s. Quecksilber. **Bleirecht**, s. Lothrecht. **Bleirhodium**, s. Rhodium. **Bleisalpeter**, s. Blei (chem.) **Bleisaure Salze**, s. Blei (chem.) **Bleischiftung**, s. Schiften. **Bleischmelzofen**, s. Blei (Hüttenk.) **Bleiselenium**, s. Selenium. **Bleisilber**, s. Silber. **Bleispath**, s. Blei (mineral.). **Bleistift**, s. Reisblei. **Bleisuboxyd, Bleivergiftung**, s. Blei. **Bleivitriol natürl., Bleivitriol künstl.**, s. Blei (mineral.). **Bleiwasser**, s. Goulardisches Wasser. **Bleiweiss, Bleiwismuth, Bleizink, Bleizinn**, s. Blei. **Bleizucker**, s. Essigsäure.

*) Andere Porcellan- und Faiencegläsuren s. in J. C. Leuchs neuesten Handb. f. Fabrikanten ꝛc. Nürnb. 1822. 8. VIII. S. 53—67 fgg. — Roschinski's angeblich unschädliche Töpferglasur besteht aus 5 Glätte, 2 gut gereinigten Thons und 1 Schwefel, welches, sehr fein zusammengerieben, und mit genug Äzlauge zusammengerührt, leicht und gleichmäßig auf die Gefäße aufgetragen und gut eingebrant wird (s. Leuchs a. a. O. S. 439).

**) Vgl. G. A. Ebell über die Bleiglasur des irdenen Küchengeschirres ꝛc. Hann. 1794. 8. — G. F. Fuchs Beitr. z. d. neuesten Prüfungen, ob Säuren im Stande sind, die Bleiglätte in der Töpferglasur aufzulösen. Jena 1795. 8. — G. H. Piepenbring üb. d. Schädlichkeit der Bleiglasur der gewöhnl. Töpferware. Lemgo 1794. 8. — J. F. Westrumb üb. d. Bleiglasur unserer Töpferware und ihre Verbesserung. Hannov. 1795. 8. — Sponitzer Unters. der Schädlichkeit der Bleiglasur des irdenen Geschirres ꝛc. Berl. 1796. 8. — Über Bleiglasur und Geschirr i. d. Apotheken im Berl. Jahrb. d. Pharm. 1796. — J. C. Hoffmann üb. d. Blei, die Bleiglasur ꝛc. Lpz. 1797. 8. — *F. F. Reuss* Diss. sistens examen vasorum figulinorum patrias, calce plumbi obductorum etc. Tub. 1800. 8. — Möller üb. d. gefährlichen Haushaltungsgeschirre ꝛc. Osnabr. 1802. 8. — C. Kirchhof i. d. nord. Blätt. f. d. Chemie, von A. N. Scherer I. 1. — Witting in Rud. Brandes Archiv des Apothekervereins im nördlichen Deutschland ꝛc. 1822. I. 1. S. 54.

Ende des zehnten Theils.

DEC 2 3 1915

Digitized by Google

Digitized by Google

BAUHOLZVERBINDUNG

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6. I.

Fig. 7. I.

Fig. 6. II.

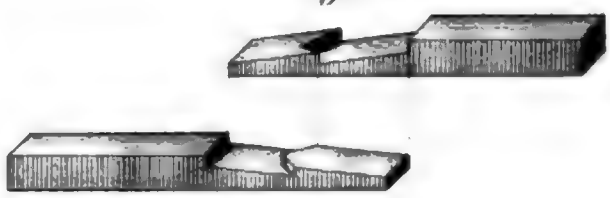


Fig. 7. II.

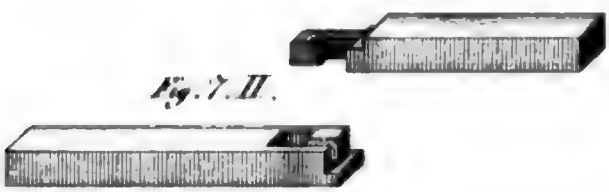


Fig. 8.

Fig. 9.

Fig. 10.

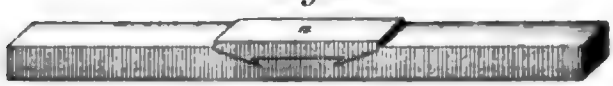


Fig. 11.

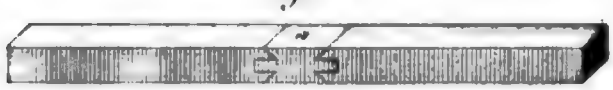


Fig. 12.

Digitized by Google

BAUHOLZVERBINDUNG.

Fig. 15.

Fig. 16.

Fig. 17.

Fig. 18.

Fig. 19.

Fig. 20.

Fig. 21.

Fig. 22.

Fig. 23.

Fig. 24.

Fig. 25.

Digitized by Google

Fig. 53.

Fig. 54.

Fig. 55.

Fig. 56.

Fig. 57.

Fig. 58.

Fig. 59.

Fig. 60.

Fig. 61.

Fig. 62.

Fig. 63.

Digitized by Google

BAUHOLZVERBINDUNG.

Fig. 34.

Fig. 35.

Fig. 36.

Fig. 37.

Fig. 38.

Fig. 39. I.

Fig. 39. II.

Fig. 40. I.

Fig. 40. II.

Fig. 41. I.

Fig. 41. II.

Fig. 42.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fig. 40.

Fig. 41.

Fig. 42.

Fig. 43.

Fig. 44.

Fig. 45.

Fig. 46.

Fig. 47.

Fig. 48.

Fig. 49.

Fig. 50.

Digitized by Google

Digitized by Google

BAUHOLZVERBINDUNG.

Fig. 31. I.

Fig. 31. II.

Fig. 32. I.

Fig. 32. II.

Fig. 33.

Fig. 34.

Fig. 35.

Fig. 36.

Fig. 37.

Fig. 38.

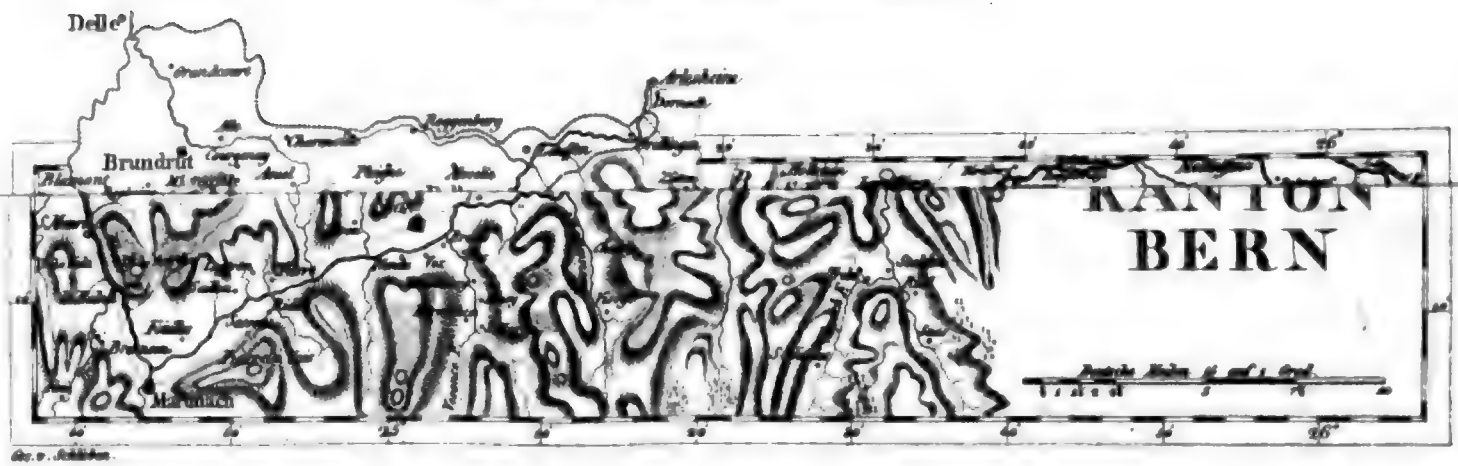
Fig. 39.

Fig. 40.

Digitized by Google

Digitized by Google

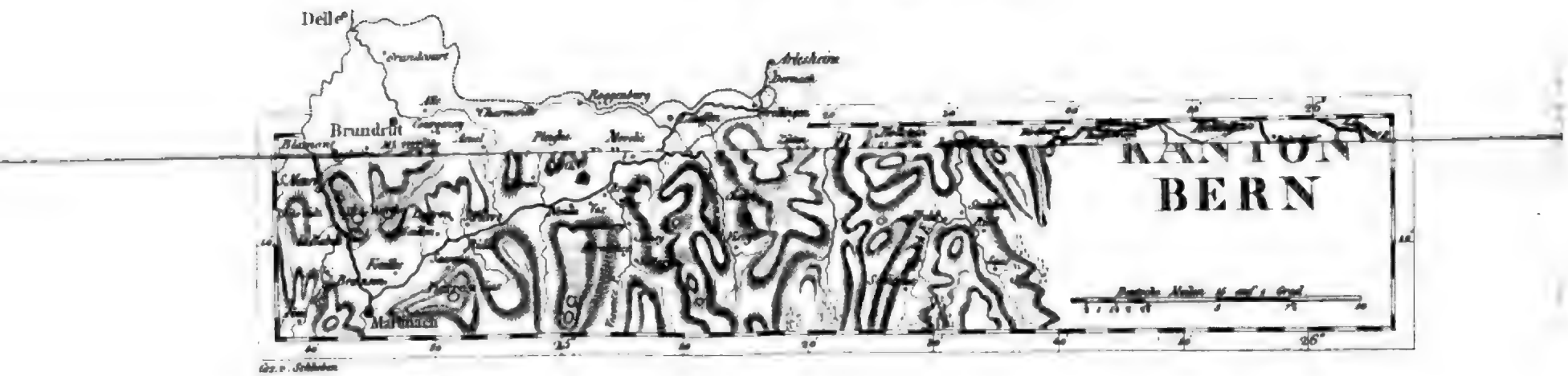
NEUE GEOGRAPHIE



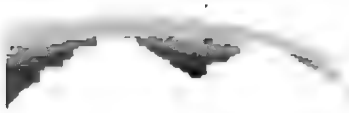
Zur allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch & Gruber.

Digitized by Google

NEUE GEOGRAPHIE



Zur allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch & Gruber.



Digitized by Google

BEROHREN.

Fig. 1

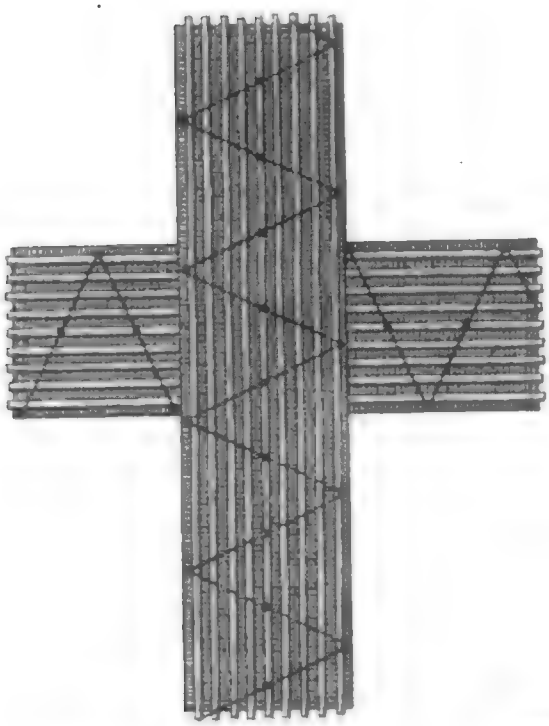


Fig. 3

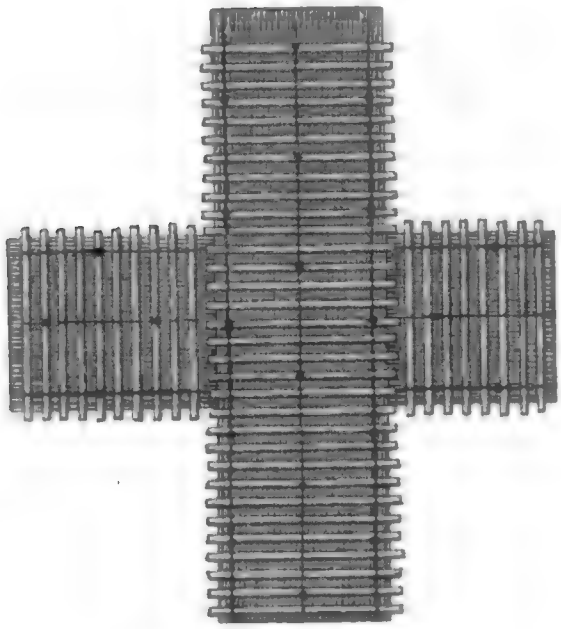


Fig. 4

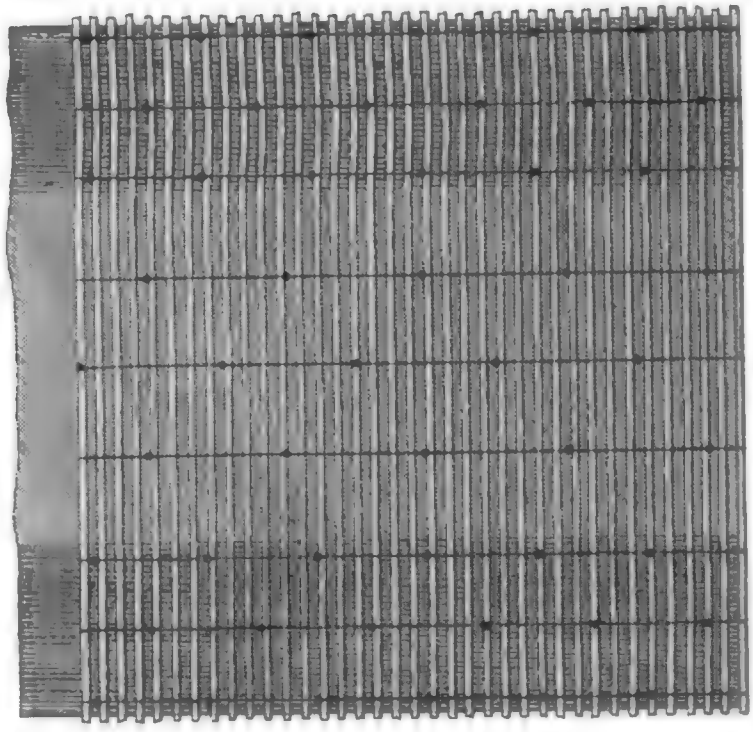
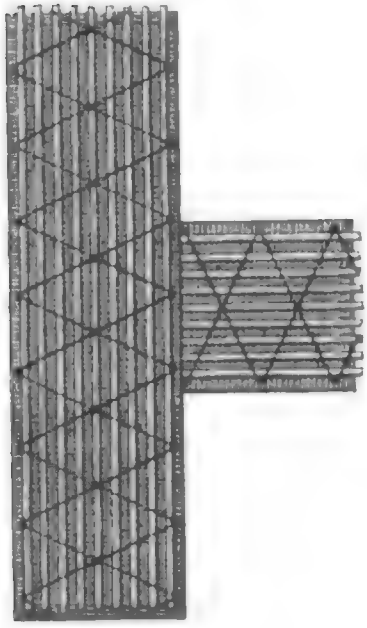


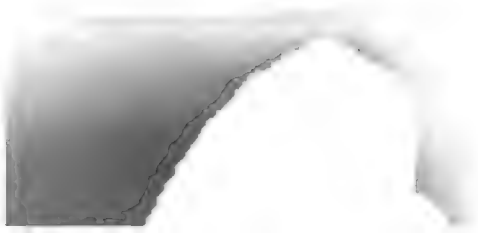
Fig. 2



Digitized by Google

Digitized by Google

P
O
D
O
Deutsche Meilen 15 auf 1 Grad.
Russische Werste 104 auf 1 Grad.



Digitized by Google

Blei-Schmelz-Oefen.

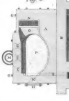
Flamm-Öfen zu Feuilleaux.

Fig. 1

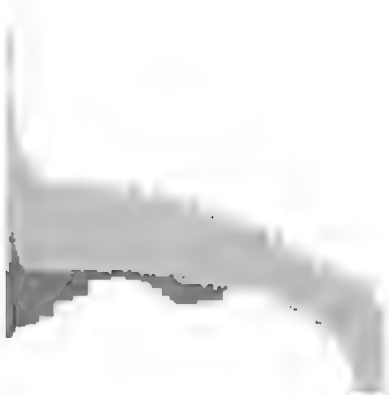
Fig. 2

Fig. 3

Fig. 4



Schottischer Ofen zu Pesey.



Digitized by Google

Fig 1

Fig 2

Fig 3

Fig 4

ENCYCLOPÄDIE III.

Digitized by Google

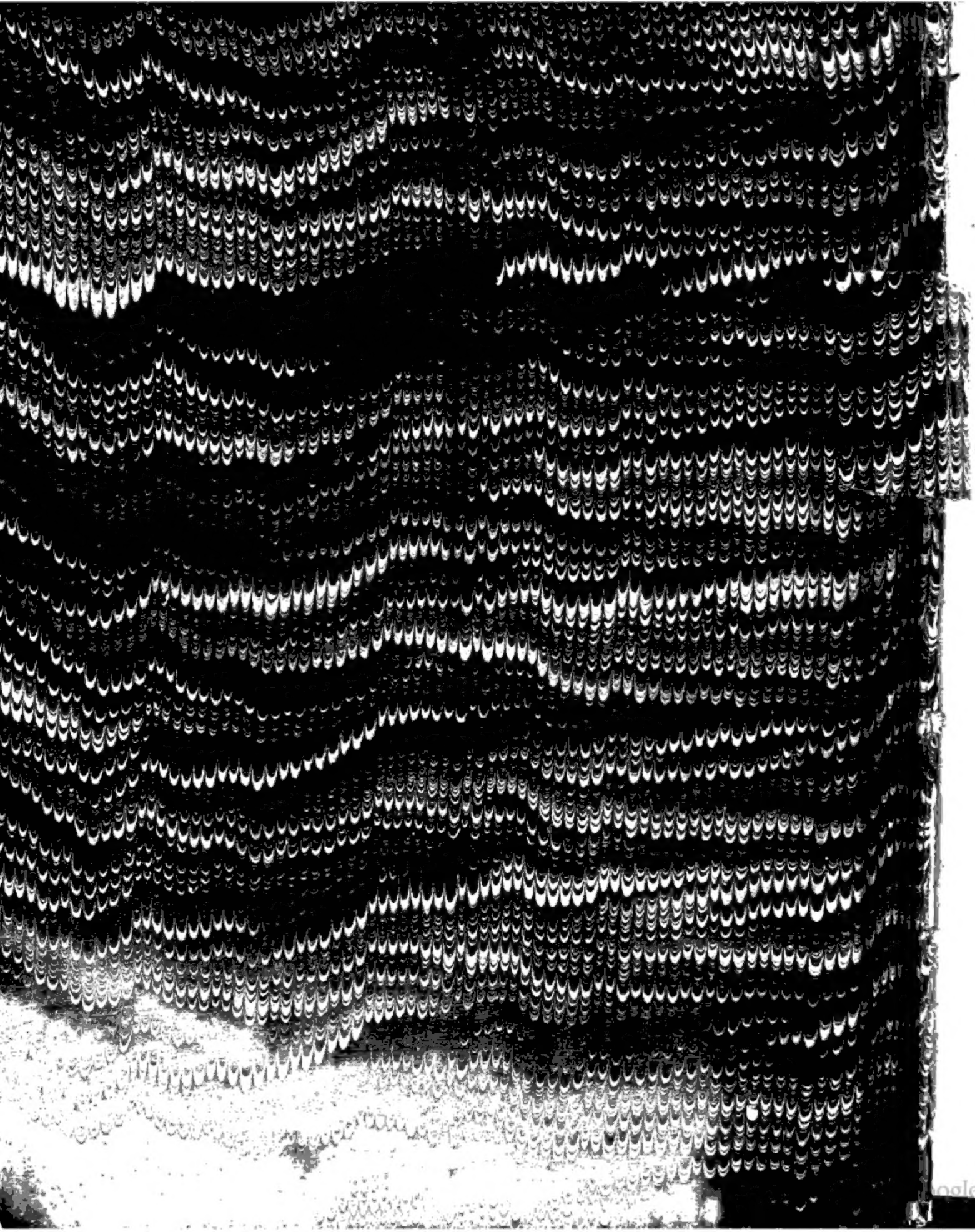
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Property of the
Library of the
Supreme Court
of Appeals
of Virginia